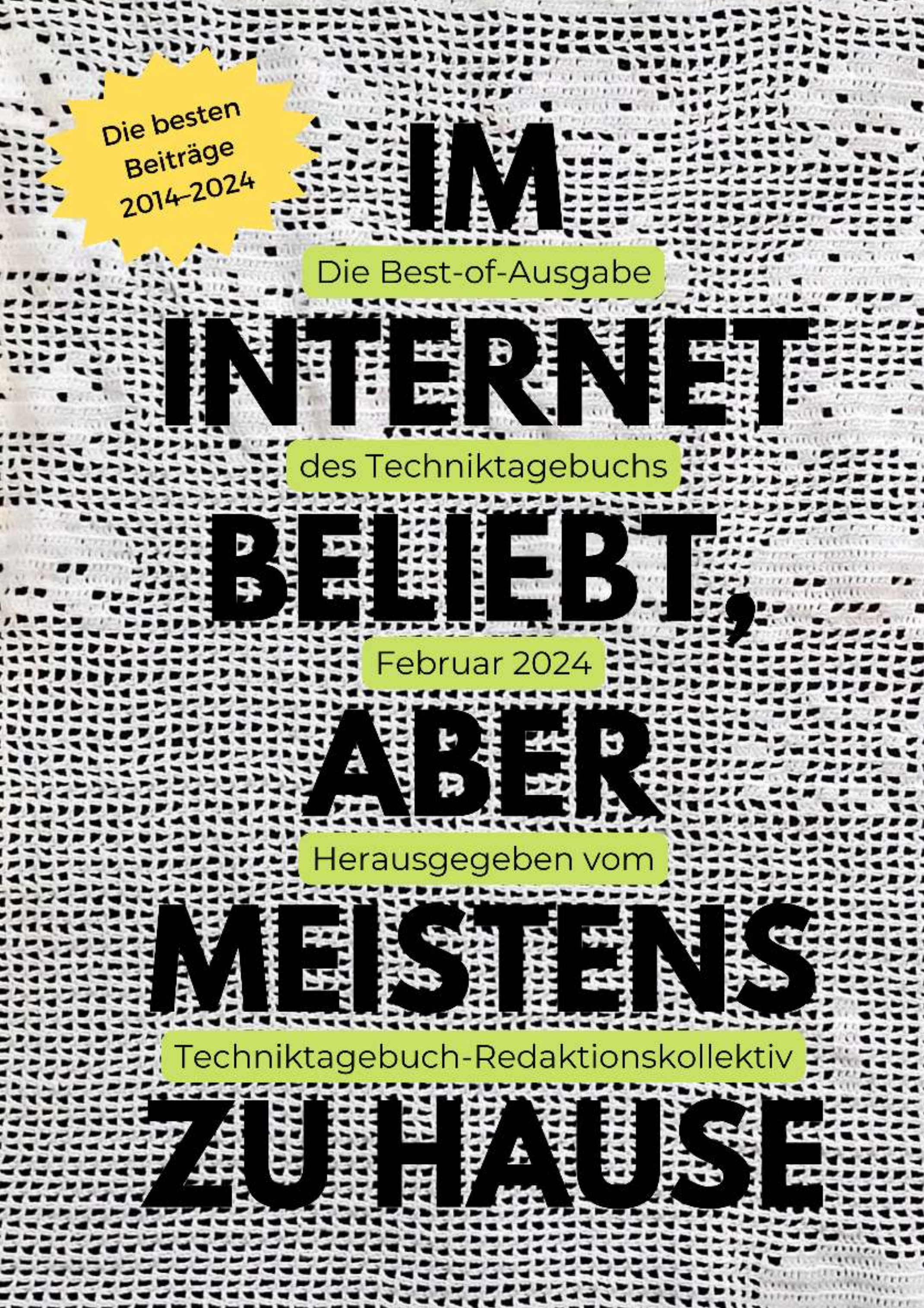


IM INTERNET BELIEBT, ABER MEISTENS ZU HAUSE

Die besten Beiträge 2014–2024

Die Best-of-Ausgabe des Techniktagebuchs

Februar 2024

Herausgegeben vom Techniktagebuch-Redaktionskollektiv

Marcus Albrecht, Andreas, arronherb, axaneco, Mehmet Aydın, Stephan Bartholmei, Christopher Bergmann, Julia Bergmann, Katja Berlin, Kai Biermann, Kai T. Biermann, Mathias Block, Jan Bölsche, Michael Brake, Peter Breuer, Frau Brüllen, Siegfried Brunner, Buntschuh, die christine, Anaïs Clerc, Cogi, Boris Crismancich, Mia Culpa, dasnuf, Disa, Jan Dittrich, Kerim Doguel, Karsten Doms, Uli Eder, Heiko Engelke, Hanna Engelmeier, Marlene Etschmann, Kilian Evang, Julian Finn, Christian Fischer, Heiko Fischer, FriFri, Christiane Frohmann, Torsten Gaitzsch, Marcus Karl Gärtner, Moritz Geisel, giardino, Katrin Girgensohn, Rainer Glaap, Lukas Glimm, Joachim Göb, Gomobu68, Jens Gosch, Henning Grote, Tabea Guhl, Martin Häberle, Dirk Hagedorn, Armin Hanisch, hannamydear, Heidi Hecht, heibie, Angela Heider-Willms, Ulrich Heister, Marco Hitschler, Keith Hjortshoj, Kerstin Hoffmann, Peter Hogenkamp, Doro Horedt, Hannah Hurtzig, Lukas Imhof, iris, isotopp, J-u-le-s, Julian, Thomas Jungbluth, die Kaltmamsell, Florian Karsten, Natalia Kauz, Lukas Daniel Klausner, Susanne Klingner, Janne Klöpper, Helen Knauf, Volker König, Kristin Kopf, Aimée Kowalski, Roland Krause, Thomas Krebs, Luan J. Kreutschmann, Alexander Krützfeldt, Wolfgang Kunckel, Lilian Kura, Jan Kutter, Frank Lachmann, Swantje Lahm, LaSolMiFaRe, Oliver Laumann, Laura, Angela Leinen, Lobot, Undine Löhfelm, Felix Lorenz, Daniel Lücking, Ulrich Maasmeier, Sergio Maldini, Malte, Jens Arne Männig, Alexander Matzkeit, Maya, Stefan Mesch, Moritz Metz, Gregor Meyer, Jan Minnesänger, Johannes Mirus, Molinarius, Clemens Möller, Eva Müller, Jöran Muuß-Merholz, Nekobento, nerdytherapist, Felix Neumann, Friederike Neumann, Stefan Niggemeier, Ninu, Novemberregen, Maik Novotny, Hanne Nüte, Franziska Nyffenegger, om-schreibt, Stefanie Otersen, Tilman Otter, Enno Park, Dieter Passig, Emma Passig, Georg Passig, Kathrin Passig, Konstantin Passig, Louise Passig, Nathalie Passig, Kathrin Passigs Großvater, Jutta Pilgram, Sebastian Posth, Patrick Präg, David Prochnow, Till Raether, Rin Räuber, Thomas Rau, Jochen Reinecke, Faraj Remmo, Thomas Renger, Sebastian Riehm, Martin Riemer, Mi Ri, Wolfgang Rügner, Ruhrbube, Michael Rutschky, saltysheepninja, Jana Sandner, Katrin Scheib, Katharina Schell, Kirsten Schelper, Franz Scherer, schilderburger, Christian Schmidt, Jochen

Schmidt, Hilmar Schmundt, Ilka Schneider, Aleks Scholz, Kai Schreiber, Andreas Schulz-Dieterich, Anne Schüßler, Clemens Setz, Esther Seyffarth, R. Seyffarth, sleeplessdarkhorse, Alan Smithee, Alina Smithee, Alina Smithees Großvater, Sokoban-Spielerin, Ernst Soldan, André Spiegel, Sebastian Standke, Roger Stapleton, Anatol Stefanowitsch, Alexander Stielau, Marcel Sude, Katharin Tai, Frank Thomsen, Tilman Otter, Tobias, undsowiesogenau, Uwe, verenka, Virtualista, Thomas Vogel, Miriam Vollmer, Max von Webel, Gregor Weichbrodt, Thomas Wiegold, Markus Winninghoff, Peter Witzel, Gabriel Yoran, Pia Ziefle

Version vom 19. Februar 2024, 1372 Beiträge

Let me show you some of the different lengths of wire I used.

—Professor Hubert J. Farnsworth

Wenn junge Leute vereinzelt auf alte Technik stoßen und darüber schreiben, entsteht irgendwie ein Zerrbild. Dinge die noch gar nicht so lange her sind, aber die es nicht mehr gibt, werden als ganz vorsintflutlich hingestellt. Kurzzeitige nebensächliche Dinge werden hervorgehoben. Aber ganze Ären werden vergessen.

—Spiegel-Online-Kommentator „Hamberliner“

Jedes mögliche Verständnis des Techniktagebuchs erweist sich bei näherem Hinsehen als Missverständnis.

—André Spiegel

Wer sich einmal näher angesehen hat, wie lauter individuell vernünftige Menschen mit der größten Überzeugung Dinge tun, die uns nach bloß drei Jahrhunderten wie der reine Irrsinn vorkommen, der mag es sich danach auch zweimal überlegen, etwas nur deswegen für richtig zu halten, weil das im Hier und Heute alle anderen tun.

—Leonhard Horowski: Das Europa der Könige, S. 13

Ich lebe in einer Zeit, in der die Techniken von gestern nur noch begrenzt funktionieren und die von morgen noch nicht richtig. Das macht es so anstrengend.

—Undine Löhfelm

Natürlich geht aber auch hier nichts ohne Probleme ab, und die beginnen damit, dass Gegenwart naturgemäß breit ist, jeder hat sie, vor allem als alltäglichen Zeitvollzug, sie kommt also global und in Milliarden von Einzelfällen vor, und das ist ungünstig.

—Hanna Engelmeier

Ich möchte sagen, daß die Benutzung eines solchen Buches nicht nur wichtig für den Wissenschaftler, den Techniker oder sonstigen Fachmann ist, sondern auch dem Laien, etwa der Hausfrau, helfen kann, sich bei der Verwendung neu entwickelter Apparate, Geräte oder Maschinen, auch im Haushalt, über die Grundvoraussetzungen ihres Gebrauchs zu unterrichten.

—Hans Heinrich Franck, Nationalpreisträger und Präsident der Kammer der Technik (DDR)

Inhaltsverzeichnis

Kein Vorwort

Am 17. Februar 2015 feiert das Techniktagebuch sein 59-jähriges Jubiläum, mit Beiträgen von 1956 bis heute. Welches Jubiläum wir im nächsten Jahr feiern werden, oder ob überhaupt eins, läßt sich daher heute noch nicht sagen. Aus demselben Grund scheinen weder Vor- noch Nachworte zum gegenwärtigen Zeitpunkt so richtig angebracht zu sein, weshalb wir auf die Idee der Vornachzwischenworte verfallen sind, die sich chronologisch einsortiert zwischen den anderen Einträgen finden. Die geschätzte Leserin, der geschätzte Leser seien verwiesen auf die Vornachzwischenworte von:

Torsten Gaitzsch, Thomas Jungbluth, der Kaltmamsell, Alexander Matzkeit, Johannes Mirus, Stefanie Otersen, Kathrin Passig, Thomas Renger, Anne Schüßler, André Spiegel und Thomas Wiegold.

André Spiegel, Februar 2015

Immer noch kein Vorwort

Zum Erscheinen der zweiten, um etwa fünfhundert Beiträge und ein Inhaltsverzeichnis verlängerten Version sei ergänzend erwähnt, dass dieses Buch der Vielfalt der Autorinnen und Autoren durch die Vielfalt seiner Anführungszeichen und Datumsformate Rechnung trägt. Auch wer in der Schweiz lebt oder die Rechtschreibreform ablehnt, wird hier nicht in der freien Entfaltung seiner Rechtschreibansichten behindert.

Kathrin Passig, Mai 2015

Jetzt aber mal ein Vorwort

„Im Techniktagebuch ist nichts das Problem von jemand anders.“[1]

Diese Maxime hievt das größte[2] Dokumentationsprojekt kollaborativ arbeitender Technikchronisten nunmehr in das dritte Jahr des Aufschreibens und das dreiundachtzigste Jahr seit dem ersten Eintrag. Schon oft dachten wir, es ist bereits alles aufgeschrieben. Und doch wartet an der nächsten Ecke ein weiterer Automat, ein weiterer Webauftritt, ein weiterer Workaround, der von Millionen wie selbstverständlich hingenommen wird. Dabei sind es gerade die antrainierten Fertigkeiten, die aufgeschrieben werden wollen. Die nicht in Vergessenheit geraten dürfen, wenn wir irgendwann einmal verstehen wollen, wofür man Tastaturen, Bargeld oder eine Unterscheidung von Wifi und Handynetz brauchte.

Und so werden „die, die alles aufschreiben, was es jetzt gibt, damit man später weiß, was es mal gab“[3] unbeirrt ihren Weg mit wachem Blick durch die Fortschrittszeit gehen. Stets mit einem Notizzettel in der Hand, ob nun aus Papier, Silizium oder elektromagnetischen Wellen.

Markus Winninghoff, Februar 2016

[1] André Spiegel, frei nach Facebook

[2] Wir nehmen an, dass es nichts anderes dieser Art gibt. Sollte das nicht stimmen, sind wir an einem Bannertausch[a] interessiert

[3] Sofia Cochus, 11.2.2016, aus einem Sessel (Name geändert)[b]

[a] Ein vor zwanzig Jahren noch nicht und in zwanzig Jahren nicht mehr zu verstehender Scherz, wenn wir es nicht aufschreiben.

[b] Siehe zu den Fußnoten des Vorworts auch Undine Löhfelms Vornachzwischenwort

Diesmal wieder kein Vorwort

Nur zwei Jahre nach dem ersten Vorwort zum 59-jährigen Jubiläum feiern wir nun unser 84-jähriges Jubiläum. Das Techniktagebuch dokumentiert wie gewohnt. Mehr gibt es dazu momentan nicht zu sagen. Auch der Prozess des Nichts-Sagens wird selbstverständlich im Techniktagebuch festgehalten.

Angela Heider-Willms, Clemens Möller, Kathrin Passig, Anne Schüßler, Februar 2017

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

Die Vergangenheit ist die Schule, die uns in der Gegenwart für die Zukunft ertüchtigen soll. Und was ist eine Schule ohne Schulbücher? Gerade im Zeitalter großer Strukturwandlungen – alles redet plötzlich von Digitalisierung, und meint doch meistens was ganz anderes – muss es eine Möglichkeit geben, nachzulesen, wie das war, damals™.

Es wird die Zeit kommen, in der es im Geschichtsunterricht nicht mehr darum geht, wann die größten Feldherren ihre armen Leute haben aufeinander losgehen lassen, sondern in der man sich fragt, wann man eigentlich Tastaturen benutzt hat, wenn man Buchstaben lesbar machen wollte. Warum man sich graue brauseartige Kunststoffteile mit Ringelkabeln an Mund und Ohr gehalten hat, um miteinander kommunizieren zu können. Wie und ob das eigentlich ging, das Münzenreiben, um Automaten gefügig zu machen.

Wenn diese Zeit anbricht, wird das Techniktagebuch zur Pflichtlektüre. Darum verpassen Sie heute nicht, morgen nachzulesen, was uns gestern bewegte.

Markus Winninghoff, Februar 2018

Erträgliche Leichtigkeit

Liebes Techniktagebuch, seit fünf Jahren schreiben wir dich nun und du beginnst sozusagen, Dich allmählich zu runden. Vielfältigste Technik wurde beschrieben und kaum einer der regelmäßig Beitragenden, der nicht schon hätte zugeben müssen, sich selbst in einer der folgenden Situationen ertappt zu haben:

- beginnen, einen Beitrag zu einem Thema zu verfassen, um dann festzustellen, dass man diesen Beitrag bereits geschrieben hat,
- fälschlich behaupten, man hätte einen bestimmten Beitrag geschrieben (manchmal steht er seit Jahren unter *Entwürfe* oder jemand anderes hat ihn geschrieben),
- einen eigenen Beitrag wiederentdecken, den man komplett vergessen hatte.

Natürlich gehören alltäglichste Alltäglichkeiten beschrieben – „ich werfe 50 Cent in den Münzschlitz des Kaffeeautomaten und kann kurze Zeit später einem Schacht den Plastikbecher mit dem frischgebrühten Heißgetränk entnehmen.“ Die besonderen Momente der Techniktagebuchschreiberei ergeben sich aber dann, wenn das Alltägliche ins Abseitige zu driften beginnt. Wenn aus dem „Schatz, ich installiere nur kurz das Update und boote den Router durch“ ein abendfüllendes Programm wird.

Normalerweise schwellen dann die Venen, Puls und Blutdruck steigen. Aber dank Techniktagebuch muss man sich nicht länger nur als Opfer labyrinthischer Benutzerführung oder menschenverachtender Call-Center fühlen. Man wird zum Ethnographen der eigenen Lebensumstände.

Ein leises Lächeln auf den Lippen beginnt man, Fotos oder Screenshots zu speichern und sich Notizen zu machen. Bisweilen muss man sich regelrecht bremsen, zusätzliche Umwege einzuschlagen, um weitere Dämonen aufzustöbern und durch deren Bekämpfung noch mehr Ruhm und Ehre zu errin-

gen. Gelingt es, diese Balance zu halten, stellt man oft genug fest, dass die Angelegenheit nach einigen Wirrungen doch eine zufriedenstellende Lösung findet, noch bevor man sich ans Aufschreiben macht.

Virtualista, Februar 2019

Vorwort und Tipp zum Genuss dieses Buchs

Es ist ein schönes Gefühl, sich für interessant zu halten. Deshalb ist das Techniktagebuch ein wundervoller Ort, denn hier kann man kann sich auch mit banalen, alltäglichen und in der Gegenwart sterbenslangweiligen Erlebnissen wie eine interessante Chronistin fühlen. In zwanzig Jahren wird jemand das langweilige Erlebnis nachlesen und sagen: Krass, so war das damals? Manchmal erlebt man etwas, das sofort interessant ist, aber auch solche Geschichten haben Platz im Techniktagebuch.

Wer diese Jubiläumsausgabe des Techniktagebuchbuchs kurz nach ihrer Veröffentlichung liest, ist herzlich dazu eingeladen, das Buch stattdessen noch einige Jahre auf dem digitalen oder tatsächlichen Nachttisch liegenzulassen, damit die enthaltenen Beiträge zu erhöhter Interessanz heranreifen können, wie Wein oder Käse.

Esther Seyffarth, Februar 2020

Vorworte, wozu

Viel Neues ist in den vergangenen zwölf Monaten ja nicht passiert. Jedenfalls nicht auf dem Vorwortthemensektor. Am besten nutzt man die durch die Vorwortlosigkeit dieses Jahres gewonnene Lebenszeit dazu, die Vorworte der vergangenen Jahre noch einmal zu lesen. Sie sind sehr gut.

Kathrin Passig, Februar 2021

Fortschritt, Fortschritt, Fortschritt

Aus der Sicht von uns Chronistinnen und Chronisten wäre es ganz gut, wenn die ganze Fortschreiterei mal ein bisschen Pause machen würde, damit man mit dem Aufschreiben hinterherkommt. Aber der Wunsch wird nicht in Erfüllung gehen, und das ist vielleicht auch ganz gut so.

Viele Beiträge der letzten Jahre handeln von Ereignissen und Erlebnissen der Autorinnen und Autoren vor der Gründung des Techniktagebuchs im Jahr 2014. Sie wurden aus der Erinnerung aufgeschrieben. Es sind Erinnerungen an bedeutsame Momente, bei denen Alltagstechnik eine Rolle spielte. Vielen neueren Beiträgen mag aus heutiger Sicht die Bedeutsamkeit fehlen. Aber gerade das macht sie wertvoll.

Angefangen haben wir mit dem Motto: „Jetzt ist das langweilig, aber in 20 Jahren!“ In gewisser Hinsicht haben sich die 20 Jahre angesichts der ersten Ausgabe schon auf 12 verkürzt. Und wirft man einen Blick in die Beiträge, die im ersten Techniktagebuch aktuell waren, merkt man schnell, wie einen die Einsicht überkommt: „Achja, stimmt. So war das!“ Man merkt, dass der Grad der Langweiligkeit bereits abnimmt. Und so wird das Motto Fortbestand haben. Jeden Tag gilt es, den Blick wieder und wieder für das vermeintlich Nebensächliche, Langweilige zu schärfen. Um die spannenden Geschichten kümmern sich genügend andere.

Markus Winninghoff, Februar 2022

Vorwort zur neunten Auflage

Liebe Leserinnen und Leser,

es ist mir eine große Freude, Ihnen heute das Techniktagebuch-Blog in Buchform präsentieren zu dürfen. Seit vielen Jahren begleitet das Techniktagebuch-Blog Menschen auf der ganzen Welt[1] bei ihren technischen Abenteuern und Herausforderungen. Es ist ein Ort, an dem Technikbegeisterte ihre Erfahrungen und Erkenntnisse teilen und sich gegenseitig unterstützen können.

In diesem Buch finden Sie eine handverlesene Auswahl der besten[2] Beiträge aus dem Techniktagebuch-Blog. Sie werden von spannenden Projekten, hilfreichen Tipps und Tricks und inspirierenden Erfolgsgeschichten lesen. Aber das Buch ist mehr als nur eine Sammlung von Einzelbeiträgen. Es ist eine Reise durch die Welt der Technik, die Sie mitnehmen wird auf eine Reise von den Grundlagen der Elektronik[3] bis hin zu den neuesten Trends in der IT-Branche.

Ich bin mir sicher, dass Sie dieses Buch genauso genießen werden wie die Leserinnen und Leser des Techniktagebuch-Blogs. Es ist ein unverzichtbarer Begleiter für jeden, der sich für Technik interessiert und seine Fähigkeiten erweitern möchte. Und wer weiß – vielleicht werden Sie bald selbst Teil der Techniktagebuch-Community und teilen Ihre eigenen Erfahrungen mit der Welt.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!

ChatGPT, Februar 2023

[1] na-ja
[2] richtiger wäre hier: alle
[3] Phasenprüfer!

Den Rauch der toten Links sammeln gehen: Zehn Jahre Techniktagebuch

„Ja, jetzt ist das langweilig. Aber in zehn Jahren!“ wäre genauso richtig gewesen als Untertitel des Blogs, wie wir jetzt wissen. Schon „in fünf Jahren!“ hätte gestimmt. Aber vom Metrum her waren die zwanzig Jahre eine gute Entscheidung. In zehn Jahren findet man auch sonst einiges heraus, zum Beispiel, dass Links schneller ins Nichts führen, als man denkt, auch wenn man bereits denkt, dass die Haltbarkeit von Links nur knapp über der von Joghurt liegt. Ohne das Internet Archive wären hier sehr viele Links unbrauchbar. Spendet ans Internet Archive, wenn ihr könnt![1]

Ich habe durch das Techniktagebuch gelernt, dass Erinnerungen eine Lebensdauer haben, und dass diese Lebensdauer weit unter der eines Menschen liegt. Die Beiträge, die ich vor zehn Jahren über die Gegenwart von damals geschrieben habe, handeln von Dingen, die mir heute fremd sind. Selbst die Beiträge, die ich vor der Entstehung des Techniktagebuchs zwanzig, fünfundzwanzig Jahre lang im Gedächtnis aufbewahrt habe, existieren jetzt nur noch als Texte, die ich mit Erstaunen lese. Die Erinnerungen sind verschwunden. Vielleicht liegt das am Aufschreiben[2]. Die einfachere Erklärung ist, dass sie auch ohne das Techniktagebuch weg wären.

Wo sind Drucker und .doc und das Ding mit den richtigen Tasten?
Wo sind Klingel und Knopf und die Kabel, die eben noch passten?
Wo ist die Hand an der Maus? Wo sind die wichtigen Daten?
Wo nun Frühling und Herbst und Bargeld in Automaten?
Lang vergangen wie nasse Geräte und Backups von gestern;
Im Schatten hinter den Bergen versanken die Tage im Westen.

[1] https://archive.org/donate

[2] Diese Theorie hat jedenfalls Jean-Jacques Rousseau in seinen „Bekenntnissen“ vertreten: „Dies ist eine der Sonderbarkeiten meines Gedächtnisses, die bemerkt zu werden verdient. Solange ich mich einzig auf dasselbe verlasse, so dient es mir, aber sobald ich irgend etwas dem Papier anvertraut habe, so verlässt es mich, und wenn ich etwas einmal aufgeschrieben habe, so darf ich sicher darauf rechnen, es zu vergessen.“ (Buch 8, über das Jahr 1749)

Wer wird den Rauch der toten Links sammeln gehen
Oder die versehentlich geschlossenen Tabs wiederkehren sehen?

Das Techniktagebuch, that’s who.

Kathrin Passig, im Februar 2024

Zweite Junihälfte 1933

Als das Fliegen noch unsagbar schön war

17.6.33: Am Mittwoch oder Donnerstag, den 26. bez 27. fahre ich heim, wenn es irgendwie geht, ganz mit dem Flugzeug Kiel–München. Das wäre eine Fahrt, quer durch ganz Deutschland. (. . .) Die Fahrt kostet mich per Bahn ungefähr 30 M u. per Flugzeug 40 M[1]. Zwar könnte ich mir die 10 M sparen, aber die helfen mir schließlich auch nicht viel und die 10 M stehen doch dafür, einen Flug über ganz Deutschland zu machen. Oder glaubst du nicht?

24.6.33: Heute morgen hab ich mich dann zum fliegen angemeldet und am Mittwoch, also übermorgen, geht es dahin. Hoffentlich klappt auch alles, es ist nämlich schon etwas fraglich. Wenn nämlich das Flugzeug voll ist mit Fahrgästen, die ganz bezahlen, dann müssen wir zurückstehen. Es kann mir passieren, daß ich bis Hamburg fliege, hier ist dann kein Platz mehr für mich und ich muß bis zum nächsten Tag warten. Und am nächsten Tag kann es mir ebenso ergehen. Ich fahre aber auf gut Glück los, wird schon schiefgehen.

26.6.33: Ich bin unglücklich, konnte nämlich heute morgen nicht wegfliegen, weil das Flugzeug schon voll war. Nun fahr ich jetzt um ½ 1 h über Lübeck, Berlin, Leipzig, kostet allerdings 5 M mehr. (. . .) Wenn es aber jetzt wieder besetzt ist, dann geb ich es auf und fahre morgen mit der Bahn.

Später: Es hat fabelhaft geklappt. Ich weiß gar nicht, wie ich Dir es schildern soll, es war ganz wunderbar. (. . .) Auf der ganzen Tour kam ich mir vor wie im Gebirge, wir flogen in 3600 m Höhe. Ich hatte wunderbares Wetter, ab u. zu flogen wir auch über den Wolken. Da kam ich mir dann vor wie beim Skikurs damals, es fehlte mir nur Du. Strahlender blauer Himmel, über uns, unter uns alles weiß vor Wolken. Und die hatten dann immer so geballte Formen, eben wie Berge. Es war einfach fabelhaft. Ich fuhr mit 3 verschiedenen Flugzeugen und zwar ganz der Reihe nach, zuerst ein kleines, dann größer

[1] Diesem Kaufkraftrechner zufolge entspricht das etwa 165 € im Jahr 2015.

und zuletzt, ab Berlin, eine 3motorige Junkermaschine[2]. Gretl, ich kann Dir nur empfehlen, mal zu fliegen. Eine Aussicht hatte ich, zuerst das Meer, die Kieler Förde, die holsteinische Schweiz, ganz wunderbar. Dann kommt eine weniger interessante Gegend, da fuhren wir aber über den Wolken. Ab Berlin die mitteldeutschen Gebirge mit Saale, Main aus 3600 m Höhe. Gretl, ich finde gar keine Ausdrücke mehr, so schön war es. Dann immer die Landungen u. wieder die Aufstiege in Lübeck, Berlin, Leipzig u. Nürnberg, unsagbar schön. Schade, daß ich keine Aufnahmen machen konnte, ich hatte keinen Film bei mir.

Kathrin Passigs Großvater

[2]Wahrscheinlich eine Junkers Ju 52/3m.

13.6.1943

Heute einmal mit Maschine

heute einmal mit Maschine. -

Vor mir liegt Dein lieber Brief vom 9.6. und Deine Karte, die ich heute zum 1. Pfingfeiertag erhielt. Mit der Karte hast Du mir wirklich merken lassen, daß Pfingsten ist. So konnte ic diesen Tag froh gestimmt beginnen. Du weißt ja, daß ich heute bis morgen mittag Bereitschaftsdienst habe, also der noch folgende Teil der Feiertage weniger reizvoll ist. Einen Teil meiner heute bereits erledigten Post habe ich schon mit der Feder geschrieben erledigt. Das war zu langweilig. Jetzt, und nur aus diesem Grund, schreibe ich einmal zur Abwechslung mit der Maschine. Sie ist aber so ein altes klappriges Ding, daß es auch keine rechte Freude ist, mit ihr zu schreiben. Du hast doch nichts dagegen? Oder doch? Es gibt Menschen, die mit Maschine geschriebene Briefe als Beleidigend empfinden. Meine Ansicht hierüber ist etwas modernisiert. Im Zeitalter der Technik ist es des Menschen gutes Recht, die ihm von der Technik zur Verfügung gestellten technischen Mittel voll anzuwenden. Und zeitlich gesehen ist es für mich außerdem von Vorteil, daß ich mich weniger der Schrift, als viel mehr seinen Inhalt zuwenden kann. Tatsächlich, wenn dieses Ding nicht so alt wäre, ich würde Dir mit diesem Brief viele Seiten schreiben, und Dir damit alles sagen, was Du noch zu wissen wünschest.

„Vor mir liegt Dein lieber Brief vom 9.6. und Deine Karte, die ich heute zum 1. Pfingfeiertag erhielt. Mit der Karte hast Du mir wirklich merken lassen, daß Pfingsten ist. So konnte ich diesen Tag froh gestimmt beginnen. Du weißt ja, daß ich heute bis morgen mittag Bereitschaftsdienst habe, also der

noch folgende Teil der Feiertage weniger reizvoll ist. Einen Teil meiner heute bereits erledigten Post habe ich schon mit der Feder geschrieben erledigt. Das war zu langweilig. Jetzt, und nur aus diesem Grund, schreibe ich einmal zur Abwechslung mit der Maschine. Sie ist aber so ein altes klappriges Ding, daß es auch keine rechte Freude ist, mit ihr zu schreiben. Du hast doch nichts dagegen? Oder doch? Es gibt Menschen, die mit Maschine geschriebene Briefe als beleidigend empfinden. Meine Ansicht hierüber ist etwas modernisiert. Im Zeitalter der Technik ist es des Menschen gutes Recht, die ihm von der Technik zur Verfügung gestellten technischen Mittel voll anzuwenden. Und zeitlich gesehen ist es für mich außerdem von Vorteil, daß ich mich weniger der Schrift, als viel mehr seinem Inhalt zuwenden kann. Tatsächlich, wenn dieses Ding nicht so alt wäre, ich würde Dir mit diesem Brief viele Seiten schreiben, und Dir damit alles sagen, was Du noch zu wissen wünschest.“

Briefes herangegangen. Doch das will ich jetzt tun, sonst
befürchte ich, es würden diese Zeilen noch weitschweifiger.
Aus Deinem Urlaub wirst Du j
a (ist so etwas nicht schreck-
lich, mitten im Schreiben springt die Zeile weiter) auch ein-
mal zurückkehren. Wenn das ist,weiß ich nun leider nicht,

„Aus Deinem Urlaub wirst du ja (ist so etwas nicht schrecklich, mitten im Schreiben springt die Zeile weiter) auch einmal zurückkehren.“

Alina Smithees Großvater

Etwa um 1945 bis 1950

Verschick’s doch zugenäht

In den Jahren nach dem 2. Weltkrieg herrscht große Armut in weiten Teilen der Bevölkerung. Gut dran ist, wer sich selbst versorgen kann, oder in der Lage ist, wichtige Produkte wie z. B. Bohnenkaffee mit anderen zu tauschen

oder einfach was abgeben kann, auch über größere Entfernungen hinweg. Da ein persönliches Treffen sicherlich schön wäre, aber mit beschwerlichem und teuren Reisen verbunden ist, werden Pakete verschickt. Darauf warten allerdings auch allerhand Strolche, die die besten Sachen herausnehmen. Da Klebeband zwar schon erfunden, aber Mangelware ist, werden Pakete mit Bindfaden zugebunden. Derlei Pakete lassen sich natürlich so öffnen und wieder verschließen, dass man nichts davon sehen kann. Erst beim Öffnen ist dann die Enttäuschung groß, wenn der ersehnte Bohnenkaffee fehlt.

Die Großmutter geht daher hin und wickelt die Pakete in ein altes Leinentuch ein, das sie mit groben Stichen und dickem Faden zunäht. Natürlich kann man auch solch ein Paket plündern, aber die Hemmschwelle ist ausreichend groß, dass die bösen Buben eher die Finger davon lassen.

Berichtet von Markus Winninghoffs Vater im September 2017

Markus Winninghoff

1946 bis 1951

Der Strom wird im Sägewerk gemacht und hat 110 Volt, man muss sich aber absprechen

Die Ortschaft Grub liegt sehr einsam – oder lag damals sehr einsam. Grub gehörte zur Gemeinde Untergrasensee, war aber von allen anderen Ortschaften weit weg. Die Ortschaft bestand aus einem Bauernhof, einer Mühle mit Sägewerk und einem Häusler. Und einem Haus, vermutlich aus den 20er Jahren, mit mehreren Familien, etwas höher gelegen, oberhalb der Grubmühle.

Ja, und die Grubmühle war natürlich fortschrittlich und hat – wann, weiß ich nicht, jedenfalls in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg – das Wasserrad ausgetauscht gegen eine Turbine. Und an der Turbine hing über eine komplizierte Transmission ein Generator, und zwar ein 110-Volt-

Gleichstromgenerator, der vor allen Dingen die Aufgabe hatte, die Mühle zu betreiben und das Sägewerk. Die anderen Anwesen waren da auch angeschlossen.

Jetzt wenn die Mühle gelaufen ist, wenn die Mahlsteine gelaufen sind und die Walzen, konnte man im Sägewerk nichts anstellen, weil die Leistung einfach zu gering war, und umgekehrt. Man musste also dann in der Mühle zu einer anderen Arbeit übergehen, wo man weniger Energie braucht, vielleicht zur Beleuchtung noch, und dann hat man gesägt.

Die Baumstämme lagen im Wasser im Mühlbach vor der Säge und sind da rausgefischt worden und auf einem Rollwagl im Gleisbetrieb zum Sägewerk transportiert worden. Das war nicht sehr lang, das waren vielleicht 200 Meter von dem Holzlagerplatz bis zum Sägewerk. Und dann hat man den Baumstamm in den Gatter – also da war ein vertikaler Gatter – eingespannt, und je nachdem, was man haben wollte: Balken, Bretter, hat man halt die entsprechenden Sägeblätter eingespannt in dem Gatter. Bei Balken hat man ja nur gestreift an der Seite, dass die überall den gleichen Querschnitt hatten. Mit dem Effekt, dass da hinten Schwartlinge rausgekommen sind. Das war der Abfall, wo man Brennholz draus gemacht hat.

Ja, und sobald die Säge gelaufen ist, der Sägegatter, konnte man natürlich nichts anderes mehr machen und in den angeschlossenen Anwesen ist die elektrische Spannung so weit runtergegangen, dass eine Glühbirne nur ganz bescheiden geglüht hat. Dieser Betrieb ist anstandslos gegangen. Getreide gedroschen hat man ja mit der Dampfmaschine. Also der Antrieb war die Dampfmaschine, "“der Dampf"”. Und sonst hat man auf einem Bauernhof ja kaum Elektromotoren gehabt. Vielleicht einen zum Holzschneiden, aber das war’s dann. Aber man hat sich da immer absprechen müssen, weil die Leistung von dem Generator in der Grubmühle einfach begrenzt war durch das Wasserangebot. Wir sind 1951 in die Stadt gezogen und da hat dieser Zustand noch angedauert.

– Und wie ist das, wenn man 110 Volt Gleichstrom hat? Also, hat das irgendwelche Folgen, dass man Geräte nicht anschließen kann? Oder waren die damals eh alle noch so flexibel?

Nein nein, die waren alle auf Gleichstrom, und man musste auch bei den Glühbirnen Gleichstromglühbirnen beschaffen, weil die Wechselstromglühbirnen da nicht funktioniert haben aus irgendeinem Grund. Der Gleichstrom hatte natürlich den Vorteil, dass die Leitungsverluste geringer sind als bei Wechselstrom.

– Das waren aber doch sehr kurze Leitungen, oder?

Das ist wurscht. Widerstand ist Widerstand. Bei solchen Leistungsverhältnissen, da geht's um jeden Widerstand.

– Und ihr habt den Strom damals zum Beleuchten verwendet und für sonst nichts? Also nicht zum Beispiel zum Bügeln oder zum Rasieren oder zum Radiohören?

Doch, doch. Nein, zum Rasieren sicher nicht. Aber zum Radiohören, wobei der natürlich auch in die Knie gegangen ist, obwohl der Radio[1] wenig Strom braucht. Die Röhrengeräte, die haben damals natürlich wesentlich mehr gebraucht als heute, weil man die Röhren ja heizen musste. Und dann hat man in jedem Haushalt eigentlich eine elektrische Kochplatte gehabt, so einen Kocher mit offen liegenden Spiralen für einen einzigen Topf. Ja, und Bügeleisen, da haben sich die beiden Techniken überschnitten: Am Bauernhof wenn gebügelt worden ist, da haben die im Ofen oder am Ofen die Wärmeeinsätze für das schwere gusseiserne Bügeleisen heiß gemacht und dann in das Bügeleisen hineingeschoben. Und da gab's mehrere, das waren so gusseiserne Trümmer in Stromlinienform, und wenn man das sorgfältig und systematisch gemacht hat, hat man wirklich kontinuierlich bügeln können. Ohne elektrisches Bügeleisen.

[1] Der Radio: Der Vater ist als Flüchtling nach Bayern gekommen und hat sich gründlich integriert.

– Ich hab irgendwo gesehen, dass man die frühen Elektrogeräte noch gar nicht an Steckdosen angeschlossen hat, sondern in die Glühbirnenfassung eingeschraubt. Das war da aber schon nicht mehr, oder?

Nein, da hat's für die Glühbirnenfassung Zwischenstücke gegeben, wo man den Stecker von der Seite reinschieben konnte, so schräg. Vielleicht hab ich noch so ein Trumm.

– Ach so, also ihr habt doch das Radio[2] *...*

Nein, der Bauernhof, der war ja umgebaut und war in einem relativ guten Zustand. Die elektrischen Leitungen, die waren überall da, wo man sie gebraucht hat, in solchen weißen Rohren, die man irgendwo hingenagelt hat. An die Decke meistens. Also die Beleuchtung, die war schon elektrisch. Da ist nichts mehr mit Kienspan gegangen.

Dieter Passig

[2]Das Radio: Ich bin in Bayern geboren und konnte es mir leisten, die Integration zu verweigern.

Oktober 1956

Eine Ära geht zu Ende

Oktober ~~1965~~ 1956

Eine Ära geht zu Ende. In diesen Tagen ist in den Zeitungen zu lesen, daß die Fa. Gossen in Erlangen die Rechte an der Schreibmaschine Modell "Tippa" an die Fa. Adler verkauft hat. Acht Jahre nach dem erfolgreichen Produktionsbeginn 1948.

Nun bleibt abzuwarten, ob auch der neue Hersteller eine Schreibmaschine dieser Qualität abliefern wird. Ein solides Metallgehäuse, keine 6 cm hoch, und das Ganze mit einem Gewicht von unter 4 kg! Was will man sich für die Reise Besseres wünschen.

Denn einfacher als mit der "Tippa" kann man von unterwegs kaum arbeiten. Sie ist so klein und leicht, daß sie praktisch immer dabei sein kann, zudem robust - und das Schriftbild reicht auch für Briefe gut aus. Ihre wichtigste Aufgabe ist aber der schnelle Text, der schnelle Bericht, der dann fernmündlich an die Redaktion durchgegeben werden kann. Oder im Postamt abgeliefert, für das Fernschreiben.

So vielseitige Maschinen wie diese werden vermutlich noch für lange Zeit gebraucht werden. Denn auch unterwegs will ja keiner zurück zur Handschrift - der Zeitgewinn ist einfach enorm.

Eine Ära geht zu Ende. In diesen Tagen ist in den Zeitungen zu lesen, daß die Fa. Gossen in Erlangen die Rechte an der Schreibmaschine Modell “Tippa” an die Fa. Adler verkauft hat. Acht Jahre nach dem erfolgreichen Produktionsbeginn 1948.
Nun bleibt abzuwarten, ob auch der neue Hersteller eine Schreibmaschine dieser Qualität abliefern wird. Ein solides Metallgehäuse, keine 6 cm hoch, und das Ganze mit einem Gewicht von unter 4 kg! Was will man sich für die Reise Besseres wünschen.
Denn einfacher als mit der “Tippa” kann man von unterwegs kaum arbeiten. Sie ist so klein und leicht, daß sie praktisch immer dabei sein kann, zudem robust – und das Schriftbild reicht auch für Briefe gut aus. Ihre wichtigste Aufgabe ist aber der schnelle Text, der schnelle Bericht, der dann fernmündlich an die Redaktion durchgegeben werden kann. Oder im Postamt abgeliefert, für das Fernschreiben.
So vielseitige Maschinen wie diese werden vermutlich noch für lange Zeit gebraucht werden. Denn auch unterwegs will ja keiner zurück zur Handschrift – der Zeitgewinn ist einfach enorm.

(Abschrift des obigen Typoskripts)



(Disclaimer: Dieser Text ist Faction; ich habe das Typoskript auf der Basis verfügbarer Fakten am 10.5.2014 auf der Gossen Tippa geschrieben, die sich in meinem Besitz & in Benutzung befindet. Zubehör habe ich auch noch, Typenreiniger und Tipp-Ex.)



Und zum Vergleich die Tippa neben meiner heutigen ‘Reiseschreibmaschine’:



Thomas Wiegold

Etwa 1960, im Herbst

Poste restante

Meine Tante arbeitet bei der Deutschen Bundespost, nun aber hat sie Urlaub genommen und möchte zum Wandern nach Südtirol reisen. Am Tag vor ihrer Abreise wird sie zum Chef bestellt: Leider muss ihr Urlaub widerrufen werden, denn der Krankenstand im Amt ist ungewöhnlich hoch; wenn nun noch meine Tante wegfährt und dann noch jemand krank wird, kann der Ausfall nicht mehr ausgeglichen werden.

Wenn er geglaubt hat, dass meine Tante das kampflos hinnimmt, dann ist er an die Falsche geraten. Man einigt sich schließlich: Sie darf wegfahren, muss jedoch auf Abruf bereitstehen und nötigenfalls den Urlaub abbrechen.

Nur, wie soll ein solcher Abruf erfolgen? Dass es 1960 weder Handy noch Internet gibt, ist sowieso klar, aber der Bergbauernhof, auf dem meine Tante Stammgast ist, hat auch kein Festnetztelefon. Postkarte? Telegramm? Dort hinauf kommt auch kein Postbote. Am Ende muss meine Tante versprechen, täglich ins Tal abzusteigen und auf dem Dorfpostamt zu fragen, ob ein postlagerndes Telegramm für sie gekommen ist.

Sie erzählt mir die Geschichte so etwa 25 Jahre später. Ich frage sie, bist du dann wirklich jeden Tag da runter- und wieder hochgelaufen? Sie zögert kurz. “Am Anfang schon” antwortet sie schließlich.

Tilman Otter

1960

Der Arzt verschreibt Technik

Meine Oma bekommt ihr drittes Kind im Krankenhaus. Der behandelnde Arzt sieht nach ihr und fragt, ob alles in Ordnung ist, und dann ein wenig nach dem Alltag zuhause. Da gibt es natürlich nicht wenig zu tun, Kinder, Haushalt, Bauernhof. Dass meine Oma die Wäsche für mindestens sieben Personen von Hand wäscht, kommt dabei auch zur Sprache.

Als mein Opa zu Besuch kommt, nimmt ihn der Arzt auf die Seite und sagt eindringlich: "Kaufen Sie Ihrer Frau eine Waschmaschine!" Der ärztliche Rat wird natürlich umgehend befolgt.

Kristin Kopf

September 1969

Der erste Fernseher, die erste sozialliberale Koalition

Michael Rutschky: Den ersten Fernseher haben wir zur Bundestagswahl 1969 angeschafft, zusammen mit einem Freund, bei dem stand er dann auch. Das war ein gebrauchtes Modell, ich glaub, für 60 DM. Da funktionierte auch keiner der Knöpfe. Die hatten irgendwie hinten so ein Rad, da musste man dran drehen, dann kriegte man die verschiedenen Sender. Es gab ja nur drei, plus DDR. Und den haben wir angeschafft, weil die Bundestagswahl 69 – das war ja spannend, weil es die Frage war, ob es also eine sozialliberale Koalition geben würde, und die gab's dann ja auch. Da waren wir dann auch sehr, sehr glücklich. Die FDP rutschte ja ziemlich ab, also hatte sehr viel weniger gekriegt, als man dachte, und man war nun skeptisch. Und Willy Brandt sagte dann in das Reportermikrofon: "Wir machen es."

Kathrin Passig: Aber hätte nicht gerade bei so einem einmaligen Anlass nahegelegen, das irgendwo in einer Kneipe anzuschauen, anstatt gleich einen Fernseher zu kaufen?

Rutschky: Naja, wissen Sie, das war ja noch die Zeit, in der unsereins als linksradikaler, antifaschistischer Student auch ein bisschen in Angst war, dass er, wenn er in eine normale Kneipe geht … da sitzen eben nur Nazis.

Passig: Und in den nicht-normalen Kneipen gab's keine Fernseher?

Rutschky: Nee.

Michael Rutschky

Um 1970

Papierkram in Schweinslingen

Wir befinden uns um das Jahr 1970. Ich bin Kindergartenkind, später Grundschüler. Es gibt noch keine SIMs und kein Minecraft, das Erbauen von Fantasiewelten muss im Kopf und auf Papier stattfinden. In meinem Falle geht es um einen Stadtstaat, der von sprechenden Schweinen bewohnt und von einem grundguten (ebenfalls schweinernen) König regiert wird.

Für ein Kind meiner Generation ist es wohl nicht ganz untypisch, dass ich sehr früh mit dem Gebrauch der Schreibmaschine beginne, und darin einige Gewandtheit erlerne, lange bevor ich mit einem Stift Brauchbares zu Papier bringe. Und wie wohl alle Kinder versuche ich die Kulturtechniken der Großen nachzuahmen. Diese beiden Umstände führen dazu, dass die Verwaltung des Königreichs Schweinslingen eine Menge Formulare herausgibt, die ausgefüllt werden müssen.

Irgendwann finde ich heraus, dass man mit der Schreibmaschine auch prima Perforationen herstellen kann. Man muss einfach lange Reihen von Bindestrichen tippen, und schon kann man das Papier entlang einer solchen Reihe sauber und bequem von Hand abtrennen. Noch besser geht es mit Unterstrichen, aber da geht das Abtrennen dann fast ZU leicht, und der Bindestrich führt auch zum professionellsten Look. Die Möglichkeit, „hier abtrennen"-Stellen einzufügen, macht Schweinslingens Verwaltung um einiges schöner und erwachsener.

Mein Vater ist von meiner Erfindung zwar beeindruckt und amüsiert, aber auch besorgt. Denn, sagt er, diese Technik perforiert nicht nur das Papier, sondern auch das Farbband der Schreibmaschine. Aber bald finde ich einen Ausweg: Die Matrizenschaltung!

Für die Jüngeren unter uns: Bei einer (mechanischen alten Standard-) Schreibmaschine schlägt bekanntlich für jedes Zeichen ein Typenhebel aufs Papier. Gleichzeitig wird das zwischen zwei Spulen gespannte Farbband vor die Einschlagstelle des Typenhebels gebracht, aber nach dem Anschlag sofort wieder zurückgezogen, damit man sehen kann, was man schreibt. Bei den meisten Schreibmaschinen kann man diese Bewegung des Farbbandes vermittels eines Hebels ausser Gefecht setzen. Das heisst „Matrizenschaltung", weil man es benötigt, wenn man eine Matrize für den Hektographen herstellen möchte. Dabei werden spiegelverkehrte Buchstaben auf der Blattrückseite erzeugt, und die seitenrichtigen auf der Vorderseite benötigt man gar nicht. Da wäre das Farbband nicht nur verschwendet, es kostet auch unnötig Anschlagskraft und -präzision. (Haben die denn dann blind geschrieben? Nein, die farblos auf dem Papier eingeprägten Buchstaben kann man bei geeigneter Beleuchtung ausreichend lesen, um das Geschriebene zu kontrollieren).

Die Matrizenschaltung schont nicht nur das Farbband, sondern sorgt auch dafür, dass meine Perforationen durch den härteren Anschlag noch besser werden und durch die fehlende Druckfarbe noch viel erwachsener aussehen.

Tilman Otter

1970 und früher, aber kaum später
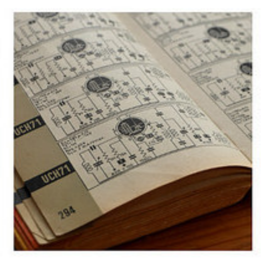
Alles Wichtige auf dieser Welt

Im Nachlaß meines Vaters, der zeitlebens Amateurfunker war, finde ich zwei in Kunststoff eingeschlagene Handbücher. Es sind „Tube Handbooks", ein Verzeichnis von Elektronenröhren, bemerkenswerterweise von einem hol-

ländischen Verlag. Und dann erinnere ich mich: vor vielen Jahren hatte ich als Kind im Funkraum meines Vaters gesessen und mir seine rätselhaften elektronischen Geräte angeschaut, deren Namen er mir vorsagte („Receiver“, „Endstufe“, „Meßsender“, „Antennenverstärker“). Wenn mir die mysteriösen Geräte langweilig wurden (das dauerte nicht lange), stöberte ich in den dort herumstehenden Büchern weiter, die allerdings ähnlich rätselhaft waren. Wohl am seltsamsten und unverständlichsten waren die beiden Tube Handbooks. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, was da eigentlich abgebildet war, und warum. Ich fragte meinen Vater, was das für Abbildungen wären. „Röhren“, antwortete mein Vater.

Heute, Jahrzehnte später, bin ich viel älter und blättere durch die Tube Handbooks, die mittlerweile in meinem Regal stehen. Noch immer habe ich nicht die geringste Ahnung, was da eigentlich abgebildet ist, und warum. Ja, Röhren.





Holländisches Röhrenbuch („Buizenboek“) von 1961

Lichtenberg sagte einmal, alles Wichtige auf dieser Welt geschehe durch Röhren, Beweis seien die Schreibfeder, das Zeugungsglied und das Schießgewehr. Von der Elektronenröhre wußte Lichtenberg noch nichts, und ich wußte auch nichts mehr davon, ich hatte das mal in Physik gelernt, das ist aber so lange her, da kostete die Kugel Eis noch 30 Pfennig. Also, die Elektronenröhre ist ein aktives elektrisches Bauelement. Aktiv heißt, es macht Sachen. Die

Sachen, die es macht, sind die Erzeugung, Gleichrichtung, Verstärkung oder Modulation elektrischer Signale. Also wichtig: Röhren machen unterschiedliche Dinge, für die man allerdings unterschiedliche Röhren benötigt. Röhren sind also nicht turingvollständig, aber, sehr wichtig, das gilt erst einmal nur für die einzelne Röhre. Schaltet man mehrere Tausend Röhren zusammen, kann man daraus eine digitale Rechenmaschine bauen – und tatsächlich, die britische COLOSSUS, der Rechner, mit dem die Enigma-Verschlüsselung decodiert wurde, war ein Röhrencomputer. Zwar war Konrad Zuse knapp schneller, doch die Z3 nutzte Relais statt Röhren und war deshalb viel langsamer. Die Röhrencomputer waren schnell, smart und crispy. Die ollen Zuse-Computer waren lahm, laut und hatten noch nicht mal Bluetooth. Für die Vacuum Tube Computer nutzte man die Eigenschaft von Röhren, binäre An-Aus-Zustände zu haben (und zwar zeitübergreifend, also speichernd) und setzte daraus Flipflop-Schaltungen mit einer 5-Bit-Codierung zusammen. Ja, sehr viele Röhren, denn jedes verdammte Bit ist eine einzelne Röhre.



Links die vertrackte ECH81, rechts die deutlich einfachere EC92

Und wie funktionieren technisch diese Dinger? Ganz einfach erklärt: aus einer Glühwendel, der Kathode, treten im Vakuum der Röhre Elektronen aus und laufen zum Auffangblech, der Anode. Diese primitivste Form der Röhre nennt man Diode, sie dient zum Gleichrichten des stets die Polung verändernden Wechselstroms, da die Röhre nur in eine Richtung Strom transportiert. Wird ein (ansteuerbares) Gitter zwischen Kathode und Anode gelegt,

spricht man von einer Triode, und damit lassen sich dann auch Ströme und Signale verstärken, indem man die Gitterspannung manipuliert. Dazu gibt es dann noch Tetroden, Pentoden, Heptoden etc. etc. mit jeweils unterschiedlich verbauten Gittern und Funktionen. In Blockzeichnungen (wie dem Tube Handbook), stehen sich Anode und Kathode gegenüber, in aller Regel ist aber auch die Kathode eine Röhre, umschlossen von der Anodenröhre (Röhren in Röhren sozusagen). Die Kathodenstrahlröhre – das ist die Bildröhre, funktioniert prinzipiell ähnlich, nur dass die Elektronen hier über die Anode hinausfliegen, auf Glas treffen und dort Germany's Next Topmodel vortanzen. Ja, und das ist nicht nur wichtig für TV, sondern natürlich auch für viele Generationen von Computern, und für viele andere Anwendungen wie das Radar (und damit für den Flugverkehr). Bildröhren machen die Sachen sichtbar, die nicht da sind. Und nie war eine Bezeichnung „Fernsehen" glücklicher, als für die Erfindung der Television. Nicht zu vergessen ist eine Röhre, die uns vielleicht schon mal das Leben rettete, oder das unserer Eltern (was auf das Gleiche herauskommt): die Röntgenröhre.

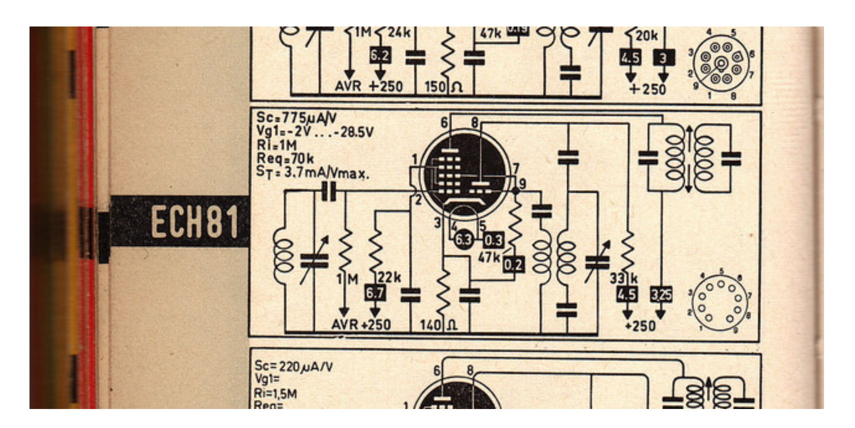


Telefunken ECH 81 (Detail)

Wie Friedrich Kittler in einem famosen Aufsatz (Friedrich Kittler, *Rock Musik – ein Mißbrauch von Heeresgerät*) schon 1991 beschrieb, beruhen die wesentlichen Techniken zur Erzeugung von Rockmusik auf rüstungstechnische Erfindungen des Zweiten Weltkriegs (Bandgeräte, Stereo, HiFi, Synthesizer). Dies gilt vor allem auch für die Entwicklung leistungsfähiger Verstärkerröhren. Erinnern wir uns uns: die Jazzmusik war nicht nur zufällig die bevor-

zugte Populärmusik der ersten Jahrhunderthälfte, sondern der klassische Jazz ist selbstlaut, das heisst: laut auch ohne jede Verstärkertechnik. Zwei Trompeten und zwei Saxophone sind laut, auch ohne Röhren. Und eine Big Band, wie zum Beispiel das Orchester von Count Basie mit insgesamt 15 Bläsern ist laut genug, um einen ganzen Saal zur jazzen. Rockmusik kann das nicht. Die Elektrogitarre, das Rockmusikinstrument schlechthin, muss verstärkt werden, um mehr als 10m weit hörbar zu sein. Und zwar mit einem Röhrenverstärker. Ohne Röhre kein Bill Haley, kein Elvis, keine Beatles, kein Pink Floyd, keine Sex Pistols. Alles Wichtige auf dieser Welt geschieht durch Röhren.

Bemerkenswert ist es, wie leise die röhrenlose Welt gewesen sein muss: es gibt weder die Möglichkeit einer Verstärkung von Geräuschen, und es gibt ebenfalls keine Technik für ihr Senden oder Empfangen. Was klingt und laut ist, das muss man selbst machen, und vor Ort machen. Nicht der elektrische Lautsprecher ist die zentrale Lautstärketechnologie, sondern die elektronische Röhre. Man kann das gar nicht überschätzen. Bis dahin werden Medien gelesen oder angeschaut, alle Medien sind visuelle Medien, bis sich im letzten Jahrhundert dann endlich die auralen Medien entwickeln, mit zwei technischen Grundlagen: die Verstärkerröhren für die Amplifizierung, und die Senderöhre für die Übertragung von Rundfunksendern zu Rundfunkempfängern. Diese teleakustischen Ereignisse sind zunächst „live“ (ein Begriff, der sich erst später etablieren kann, denn zunächst ist alles live, das ganze Leben), weil die Aufzeichnungstechnik zunächst noch sehr hinterherhinkt. Das Orchester, der Sänger, die Sprecher, die Schauspieler sitzen also „live“ vor einem Mikrofon, das in einem Mikrofonvorverstärker eingesteckt ist, in dem sich übrigens Röhren befinden. In UK blieb das übrigens noch länger so, weil die Musikergewerkschaft und die britische GEMA Beschränkunden der sogenannten „needle time“ durchgesetzt hatten, und so konnte die komplette BBC noch 1967 nur maximal fünf Stunden aufgezeichnete Musik pro Tag spielen, alles andere wurde „live“ vor Röhrengeräten aufgeführt.

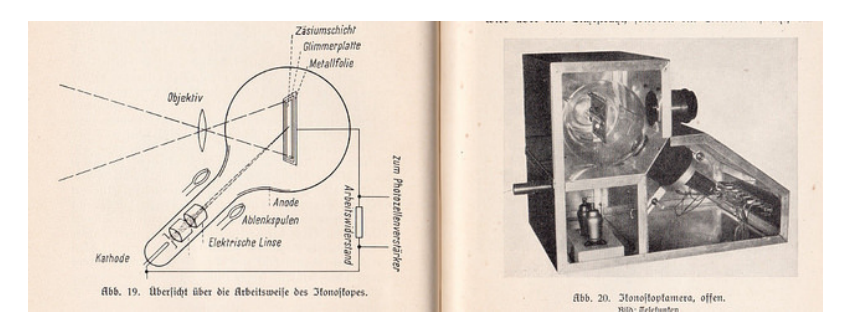


Was in der ECH81 so alles los ist. (Quelle: Tube and Transistor Handbook, 8th Edition, Bussum (NL) 1961)

Die hier abgebildete ECH81 ist übrigens eine Rundfunkröhre. Sie enthält gleich zwei Verröhrungen: links in der Abbildung eine Heptode mit fünf Gittern, rechts eine Triode mit einem Gitter. Diese dient als Oszillator, jene als Mischer (Interessierte mögen Superhet-Empfänger nachschlagen). Diese Röhre war praktisch in jedem Radio bis 1965 verbaut. „E“ ist eine Kennung für die Heizungsart (6,3V), C bedeutet Triode und H bedeutet Heptode. Die Nummer 81 bedeutet, dass sie einen Noval-Sockel mit 9 Pins hatte. Die anderen hier angezeigten Daten sind – äh, auch irgendwie wichtig.

Anfang der Sechzigerjahre ist das der Sachstand: Alles Wichtige auf dieser Welt geschieht durch Röhren. Radio, Verstärker, Popmusik, Radar, Flugverkehr, TV, Monitore, Computer. Ganz zu schweigen vom Lichtenbergschen Schreiben, Kriegführen und Sexhaben. Dann wurde alles anders. Die Erfindung des viel billigeren Transistors direkt nach dem Zweiten Weltkrieg machte die Elektronenröhre schleichend überflüssig. Das erste Transistorradio stellte eine deutsche Firma, Intermetall, 1952 auf der Düsseldorfer Funkausstellung vor. Die Restelektronen dieser Firma sind seit Dezember 2015 im japanischen Konzern TDK aufgegangen, den wir ja alle noch von den

Compact- und Videocassetten kennen(ebenfalls verglühte Technologien). Es dauerte noch bis Mitte der 60er Jahre, dann war es vorbei für die Röhre. Transistoren waren billiger, kleiner, zuverlässiger.



Ein Ikonoskop, für lange Zeit das Aufnahmemodul in einer TV-Kamera. Es ist eine Röhre. (Quelle: K. Kipfer, Das Fernsehen, 1938)

Nur die Bildröhre war deutlich zäher, wie ihr alle wißt. Denn die Entwicklung von der Röhre über den Transistor zum Chip beruht ausschließlich auf Miniaturisierung – die kleinen Dinger sollen 1/0-Zustände absondern, und für ihre logisch-technische Verwendung ist es erstmal egal, wie groß sie sind – im Gegenteil, kleiner ist besser. Bei der Bildröhre ist es komplizierter. Der Bildschirm soll ja gerade nicht nicht miniaturisiert werden. Die Entwicklung von der Bildröhre zum Flachbildschirm war schließlich so langwierig, weil man einfach nicht die Herstellungstechnologie der Miniaturisierung in den Griff bekam. Ironischerweise bestehen heute die Bildpunkte auf einem TFT-Display aus – Transistoren. TFT heißt „thin film transistor“. Ein 4k-Monitor hat davon ca. 30 Mio. Stück. Zum Beispiel für 349 Euro beim Mediamarkt. Und so haben die Transistoren ein zweites Mal gewonnen. Transistor 2, Röhre 0.

Aus Röhren wurden Transistoren, Chips, TFTs. Und auch für die anderen Lichtenbergschen Röhren sieht es nicht besonders gut aus. Die Schreibfeder ist zu einer Tastatur geworden. Die Schießgewehre wurden Tomahawk-

Marschflugkörper. Und selbst das Zeugungsrohr kann durch künstliche Befruchtung ersetzt werden. Die Welt kann offenbar ganz gut auch ohne Röhren auskommen. Es sind allenfalls Mikrowellenherde und Röntgengeräte, die sich sich noch tapfer gegen die Entröhrung der Welt stemmen. Stellt euch das jetzt mal ganz plastisch vor: vor fünfzig Jahren, im Technologieolymp, da war der Röhrengott noch der Beherrscher der sichtbaren und hörbaren Welt. Und heute? Er ist zuständig für Warmmachen von Fertiggerichten und Röntgenbilder des Ellenbogens von Oma Krause. Was für ein Abstieg!

Von alledem ahnte ich nichts als kleiner Junge, damals im Funkraum meines Vaters, als ich im holländischen Tube Handbook herumblätterte. Immerhin begriff ich, dass die Illustrationen nur Repräsentationen vom technischen Aufbau der Röhre war. So ähnlich wie eine Landkarte, auf der Berge auch nicht hoch waren, sondern braun, und Wasser nicht nass, sondern blau. Ich hatte aber weiterhin keine Ahnung, wofür diese Röhren gut waren. Sie sahen ein wenig aus wie Glühbirnen, aber sie leuchteten nur sehr schwach, was ich gut sehen konnte, wenn mein Vater eine Operation am offenen Funkgerät durchführte. Und wieso sollten sie überhaupt im Innern eines Geräts leuchten? Die offenen Geräte summten oft, sehr leise, kaum vernehmbar, ein tiefer, fast beruhigender Ton. Ich stellte mir dann vor, den Summton würden die Röhren machen, und nur wegen dieses tiefen Summens, da würde das Gerät dann funktionieren, und deshalb gab es die Röhren.

Joachim Göb

1.8.1972

Mähdrescherloses Dreschen in Kastilien

Als Kind fahre ich mit meiner Familie alle zwei Jahre nach Spanien. Die ein oder andere Woche verbringen wir in El Olmo, dem Geburtsdorf meiner Großmutter in der Sierra nördlich von Madrid. In meiner Kindheit liegt El Olmo nicht nur räumlich weit weg von Bayern (30 Stunden Autofahrt), son-

dern scheint auch in einem anderen Jahrhundert angesiedelt. Bis Mitte der 70er Jahre gibt es kein fließendes Wasser: Brauchwasser wird aus dem hauseigenen Ziehbrunnen geholt, Trinkwasser in Kanistern im nächstgelegenen größeren Ort. Vermutlich hätte auch das eiskalte Brunnenwasser Trinkwasserqualität, doch alles, was vom eigenen Grund und Boden kommt, wird von vornherein als wertlos und unbrauchbar deklariert. Elektrischer Strom ist zu dieser Zeit zwar in jedem Haus vorhanden, Telefon hat aber bis Ende der 70er nur die Bauernfamilie meines Spielkameraden Luis, der im ersten Haus bei der Straße wohnt. Wenn dort ein Anruf für jemanden aus dem Dorf eintrifft, läuft eines der Kinder los und holt den Angerufenen.

Die Ernte ist Knochenarbeit. Bestellt werden kleine Felder, die in dieser unfruchtbaren, karstigen Gegend weit entfernt voneinander liegen, und zwar mit Weizen. Gedroschen wird das Korn noch mit einer Technik, die ich später nirgendwo anders sehe: Der geerntete Weizen wird auf dem Dreschplatz ausgebreitet. Darauf wird ein dickes Brett gelegt, etwa 1,50 mal 2,50 Meter groß, in dessen Unterseite spitze Steine stecken. Vor dieses Brett spannt man ein Maultier, auf das Brett setzt sich mit einem Hocker der Bauer oder die Bäuerin. Und dann geht es im Kreis über den Weizen, stundenlang und Runde um Runde. Bei Sonnenuntergang werfen die Bauern dann die so behandelte Ernte mit großen, hölzernen Heugabeln in die Luft, und die Abendbrise weht die Spreu fort. Auf dem Dreschplatz bleiben die Weizenkörner und werden in Säcken gesammelt.

Nachtrag 3.5.2016 von Markus Winninghoff

Ich bin dabei, alte Techniktagebuchbeiträge zu lesen und erreiche diesen hier. Bei der Beschreibung der Dreschwerkzeuge kommen mir Geräte in Erinnerung, die ich im Februar im Urlaub auf La Palma als Dekoration in einem Hotel gesehen habe, deren Verwendungszweck mir aber niemand erklären konnte.

Auf der re:publica treffe ich die Kaltmamsell und zeige ihr die Fotos. Sie bestätigt sofort, dass es die Dreschwerkzeuge sind, und wir vereinbaren, den Artikel mit den Bildern zu ergänzen. Die abgebildete Variante hat sechs kleine Stahlrädchen, in dem Hotel hingen aber auch Exemplare ohne die Rädchen.



Hier sieht man die beschriebenen Steine gut:



die Kaltmamsell

August 1972

Als das Computerpapier noch gegen Kälte schützte

Im August pendle ich per Anhalter zwischen dem Rechenzentrum meiner Universität in Mannheim und meiner Wohnung in München. Es gibt ja noch keine billigen Busverbindungen wie später z. B. FlixBus. Für meine soziologische Diplomarbeit muss ich statistische Berechnungen mit einem selbst geschriebenen Programm auf dem Telefunken Großrechner TR440 der Uni

Mannheim durchführen. Das Programm gebe ich im Uni RZ in Mannheim auf Lochkarten ein und erhalte am nächsten Tag das Ergebnis in einer dicken Liste aus Endlospapier. Die Liste nehme ich dann nach München zur weiteren wissenschaftlichen Auswertung mit.

Am 17. August 1972, einem Donnerstag, stehe ich am Autobahndreieck Karlsruhe. Ein Kieslaster nimmt mich mit in Richtung München, verlässt aber die Autobahn auf der Schwäbischen Alb. Hier in der Abenddämmerung eine Weiterfahrmöglichkeit zu finden, ist sinnlos. Ich verkrieche mich in einen Heuschober und wickle mich in mein Endlospapier ein. So überstehe ich die Nacht halbwegs warm und friedlich schlafend.

Am nächsten Morgen nimmt mich ein Amerikaner in seinem Auto nach München mit. Er erzählt mir von seiner amerikanischen Computerfirma. Bei der bekomme ich später einen Job und arbeite dort bis zur Rente. Von der Lochkarte über die ersten Bildschirme, die ersten Datenbanken, die ersten PCs, das Internet und die ersten Smartphones mache ich dabei alle Evolutionen der Informationstechnologie mit.

Gomobu68

Sommer 1971 oder 1972

Algen verhindern das Abarbeiten der *job queue*

Roger Stapleton ist Astronom und Informatiker an der Uni St. Andrews seit 1965 sowie ehrenamtlicher Hüter der Schatzkammer obsoleter Technologie. Hier unterhalten wir uns im Dezember 2017 unter anderem über Staub; im Computerraum der Uni waren zeitweise Reinraummatten im Einsatz. Ich frage, ob es dabei nur um mechanische Probleme ging oder um Kühlung … hatten die Rechner damals überhaupt schon Lüfter?

Oh, die brauchten *sehr* viel Kühlung. Der 360 hatte einen 100-Ampère-Anschluss. Das waren … es war 100 Ampère Drehstrom, das macht … 50 Kilowatt. Maximal. Im Sommer, wenn die Klimaanlage einen schlechten Tag hatte, waren es im Computerraum 27 Grad, und dann mussten wir den Laden dichtmachen. Es ist ein paarmal vorgekommen, dass es länger heiß war – die Klimaanlage war wassergekühlt, und das Wasser im Wärmetauscher war schön warm, und das mochten die Algen gern. Die sind gewachsen und haben die Zuleitung verstopft. Dann war von der Kühlung nicht mehr viel zu erwarten.



Foto: Roger Stapleton. Der Springbrunnenteich kühlte das Klimaanlagenwasser. Später wurde der Teich mit Gebüsch bepflanzt und der Computerraum anders gekühlt. Mehr Bilder aus dieser Zeit sind unter www-star.st-and.ac.uk/~jrs/comp_hist/maths/intro.html zu sehen.

Bei heißem Wetter haben wir am Vormittag gearbeitet, bis es zu warm wurde, und am Nachmittag haben wir aufgegeben. Ich bin mehr als einmal gegen neun oder zehn Uhr abends am Gebäude vorbeigekommen, reingegangen, habe festgestellt, dass der Computerraum auf eine vernünftige Temperatur abgekühlt war, den Rechner angeworfen, die *job queue* gesucht, eingegeben, die Ergebnisse rausgeholt, die Temperatur im Auge behalten, und auf die Art konnte ich die *job queue* vom Nachmittag in einer Dreiviertelstunde am Abend abarbeiten, ohne dass es zu heiß wurde im Computerraum. Die Leute sind dann morgens reingekommen, haben ihren Ausdruck vorgefunden und sich gefreut.

– Ich kenne "job queue" als Metapher, das hat man in den 80ern und 90ern noch gesagt. Aber was hatte diese Queue für eine Form?

In dem Fall war das ein Rollwagen mit Kisten voller Lochkarten. Kleinere Jobs waren in Schubladen gestapelt.

Roger Stapleton

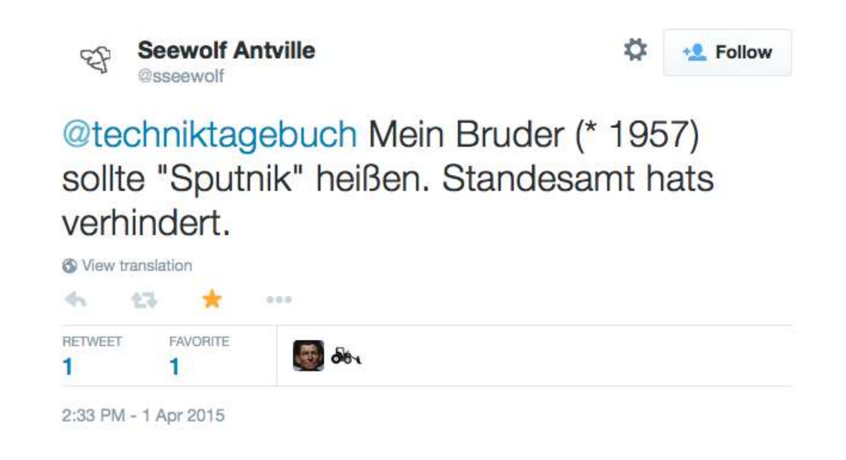
1972

Traktor, Raketa – Fortschrittsglaube und Technikhoffnung, ausgedrückt in Vornamen

Meine Eltern sagen, sie waren sich einig bei der Suche nach einem Vornamen für mich. Lediglich als Scherz, sagt mein Vater, habe er einen Gegenvorschlag gemacht. Meine Mutter hingegen erzählt die Geschichte bis heute mit einer gewissen Sorge in der Stimme. Ich glaube, sie war sich nicht so sicher, dass es wirklich nur ein Scherz war. Der Vorschlag immerhin lautete: Traktor. Beziehungsweise Raketa, sollte ich ein Mädchen werden, Geschlechtsidentifikation per Ultraschall gab es noch nicht. Abgesehen von der Frage, was als „Traktor Biermann" aus mir geworden wäre, finde ich interessant, was diese Vornamen über den Umgang mit Technik aussagen. Denn es gab sie

tatsächlich. In der Sowjetunion drückten nicht wenige Kommunisten in den Zwanziger Jahren ihren Glauben an die Moderne über Vornamen aus, die sie ihren Kindern gaben. Und so nannten sie ihre Nachkommen Technika, Dynamo, Antenna, Robot und eben auch Traktor. Die Industrialisierung war ihnen Hoffnung.

Nachtrag:



Kai T. Biermann

Winter 1973/74

Strafvereitelung im Amt

In der vierten Grundschulklasse habe ich eine überwiegend nette, jedoch zu cholerischen Ausbrüchen neigende Lehrerin. Eines Wintertages hat sie das Bedürfnis, mit einer noch nie dagewesen gigantischen Strafarbeit an der ganzen Klasse ein Exempel zu statuieren, das diese nicht so schnell vergessen

soll (was mich betrifft, mit Erfolg – ich schreibe das Ganze im Jahr 2017 nieder. Da habe ich längst keine Ahnung mehr, was die Klasse verbrochen hat).

Wir müssen von einer ewiglangen Kolonne vierstelliger Zahlen *jede gegen jede* multiplizieren. Das sieht schlimm aus, und erweist sich am Nachmittag als noch viel schlimmer. Meine Eltern sind einigermaßen entrüstet über die absurd umfangreiche Arbeit, können sich aber nicht zum Gang auf die Barrikaden entschließen. Eltern auf Barrikaden sind zu der Zeit (zumal in der Kleinstadt) sowieso noch ein seltener Anblick.

Stattdessen verschwindet mein Vater, selbst Lehrer, aus der Wohnung, fährt in seine Schule, und als er zurückkehrt, bringt er etwas mit, was es in normalen Privathaushalten der frühen Siebziger Jahre nicht gibt: Einen Taschenrechner. Er beherrscht die vier Grundrechenarten und hat die Schule 400 Mark gekostet. Mit seiner Hilfe ist die Arbeit immer noch umfangreich, aber machbar.

Es ist eine der letzten Gelegenheiten, mit einem Vier-Grundrechenarten-Taschenrechner Staunen und Aufsehen zu erregen. Schon Weihnachten 1974 sind im Weihnachtspaket meines Onkels, der Pharmareferent ist und uns immer sehr beliebte Pakete mit übergebliebenen Werbegeschenken schickt, mehrere Taschenrechner drin (nichtswürdige allerdings, sie haben nur sechs Stellen und können nur ganze Zahlen); und um die gleiche Zeit findet man im Quelle-Katalog erstmals einigermaßen passable Rechner (mit Komma) um die zwanzig Mark. Zum ersten Mal erlebe ich das Phänomen, dass aus teuren technischen Luxusgegenständen in atemberaubend kurzer Zeit Ramsch wird.

Tilman Otter

1970 bis 1973

Drosophila auf dem Fernschreiber

Kathrin Passig: Du hast doch irgendwann im späten Paläozoikum Programmierdinge im Zusammenhang, glaube ich, mit Biologie gemacht, wann war das? Irgendwann in den Siebzigern?

Heidi Hecht: Ja, ich habe 73 Examen gemacht, 73 war schon das zweite Examen, 71 habe ich das erste gemacht.

Kathrin: Das war irgendwas mit Drosophila, oder?

Heidi: Genau, da habe ich das erste Programm geschrieben. DROS1. Da ging es darum, aus gegebenen Phänotypen, die man miteinander kreuzt, herauszufinden, welchen Genotyp die haben. Und das wurde mit einem Computerprogramm gemacht, damals noch mit einem Fernschreiber, so hieß das.

Kathrin: Aber meinst du jetzt mit Fernschreiber wirklich Fernschreiber, oder meinst du so ein Terminal, was an einem Großrechner dranhängt?

Heidi: Na ja, aber wir nannten das Fernschreiber[1]. Das war der offizielle Ausdruck. Wir hatten einen Raum, wo vielleicht sieben, acht solche Dinger standen, und da hat jeder so einem Gerät sitzen und arbeiten können.

Kathrin: Wo war das?

Heidi: An der Uni in Freiburg. Und das war das erste Programm, Drosophila, genau, der GEKO [Schreibweise ist noch abzuklären] war das zweite.

[1] "Fernschreiber stellen prinzipiell seriell arbeitende, digitale Ein- und Ausgabegeräte dar. Folgerichtig wurden sie in großem Umfang als Computer-Peripheriegeräte eingesetzt – zum einen mit ihrem Druckteil als reines Ausgabegerät, zum anderen zusätzlich mit der Tastatur als Terminal zur direkten Steuerung eines Computers. Spuren dieser Verwendung finden sich bis heute, etwa in den Steuerzeichen Carriage Return (CR) und Line Feed (LF). An manchen Universitäten waren noch bis in die 1970er Jahre Fernschreiber zum Erstellen von Programmlochstreifen und Ausdrucken der auf einem Streifenlocher produzierten Ergebnisse im Einsatz." (Wikipedia)

Kathrin: Ist da irgendwas davon erhalten?

Heidi: Ich glaube, ich habe meine Arbeit noch von damals. Das war ja sogar so, dass damals dieser Prof da war, der aus USA kam und dieses System am Rechenzentrum installiert hatte, damit man eben solche Programme schreiben konnte. Und da hatten wir eben diese Fernschreiber, und über die Fernschreiber hab ich das programmiert, und dann lief das dann auch auf den Fernschreibern ab. Sodass praktisch die Leute dann auf dem Papier Fragen gestellt bekamen und sie darauf antworten konnten.

Kathrin: Wie jetzt, Fragen gestellt bekamen?

Heidi: Ja, na ja, das Programm lief so ab, dass da halt eine Frage gestellt wurde, so wie am Computer auch. Und dann wartete das Programm, bis du deine Eingabe gemacht hast, dann musstest du was sagen. Das war eigentlich ein Programm, mit dem man lernen konnte, wie sich die Gene verteilen.

Kathrin: Ach, das war Lernsoftware.

Heidi: Ja, genau. Eigentlich war die Aufgabe die, herauszufinden, wie sahen die Eltern aus? Welche genetische Konstellation hatten die Eltern? Du kriegst also den Phänotyp beschrieben, und dann musst du aus den verschiedenen Phänotypen, die du da hast, ne Kreuzung machen, und dann hast du gesagt, ich kreuze die Drosophila mit der Drosophila, und dann kam ein Ergebnis raus, und dann musstest du aus diesem Ergebnis schließen, wie die Eltern aussahen. Das war die Grundidee von dem Programm, und das lief alles mit nem Fernschreiber.

Kathrin: Weißt du noch, in was für einer Programmiersprache?

Heidi: Die hieß PLANIT[1]. Das war eine Programmiersprache, die speziell für Lernsoftware gemacht wurde. Sehr einfach. Aus USA kam die. Und der Prof, mit dem ich das gemacht habe, der war vorher in Houston oder so irgendwo gewesen, in irgendeinem amerikanischen Staat, wo er eben dieses Programm auch kennengelernt hat und das dann nach Freiburg holen konnte. Das war noch in Freiburg.

Kathrin: Also, während man diese Lernsoftware benutzt hat, hat man sich da so schreibenderweise mit der Software verständigt. Aber wie hat das ausgesehen, während du da dran programmiert hast? Du hattest ja auch kein direktes Feedback, wie das jetzt läuft, oder?

Heidi: Na, ich hab halt da in dieser Programmiersprache, in PLANIT geschrieben, und das ging auch über das Terminal.

Kathrin: Ach so also, du hast schon direkt gesehen, ob das funktioniert oder nicht. Also ich frage deshalb, weil noch ein paar Jahre vorher war es offenbar so, dass man seinen Code zu Hause auf kariertem Papier entworfen hat, und dann musste man ihn erst mal in Karten übersetzen lassen, und dann irgendwann kriegte man dann das Ergebnis zurück. Aber das war da schon Vergangenheit.

Heidi: Nee, nee, das war nicht Vergangenheit. Für die normale Programmierung, also, sagen wir mal, wissenschaftliche Rechenzentren haben so gearbeitet zu der Zeit, und ich ja auch dann. Ich habe ja auch noch mit Lochkarten gearbeitet, in den Siebzigern, Anfang 70, und als ich nach Berlin kam, sowieso, da hatten sie ja eh noch nichts. Das mit den Lochkarten war aber nur,

[1] "PLANIT (= Programming Language for Interactive Teaching), eine Entwicklung des Kalifornischen Computerherstellers System Development Corporation (SDC), basiert auf Fortran und ist ähnlich wie Coursewriter framestrukturiert. Diese Programmsprache ist aber äußerst komplex. Sie erlaubt sowohl die Analyse von freien Antworten des Lerners als auch die Protokollierung von spezifischen Lernerdaten (Ripota 1974, S. 296 f.). Diese vielseitige Autorensprache kann seit 1968 auf unterschiedlichen Computersystemen eingesetzt werden, was sie besonders attraktiv macht (Kaier 1977, S. 162)." (Quelle: www.econstor.eu/bitstream/10419/105485/1/810615169.pdf)

um FORTRAN zu machen. Also, ich hab mit den Lochkarten FORTRAN gemacht und FORTRAN war … was hab ich in FORTRAN gemacht … Ich hab immer solche Stapel von Karten eingelesen. Das waren irgendwelche Wissenschaftler, die irgendwas ausgewertet haben, ihre Ergebnisse eingegeben haben, und die musste ich übertragen auf Lochkarten. Du musst ja, wenn du zum Beispiel Daten hast von irgendwelchen Reihen, also wo du Messreihen hattest, dann müssen die Messreihen ja irgendwo gespeichert werden, und du konntest damals das nicht einfach so speichern. Da gab es keine, keine Maschinen.

Kathrin: Und du hast dann die Lochkarten aus den Daten hergestellt?

Heidi: Richtig. Das war FORTRAN.

Kathrin: Könntest du das noch?

Heidi: Glaub nicht.

Kathrin: Wie muss man sich das überhaupt technisch vorstellen? Also wie kriegt man die Daten auf die Lochkarte?

Heidi: Da hast du einen Lochkartenschreiber. Und wenn du da sagst, also ich will jetzt 168 zum Beispiel als Ergebnis eines Rechenvorgangs damit eingeben für eine Reihe, dann kannst du das normal tippen, und dann gibt es eine Karte aus, die dann halt dort an der Stelle Löcher hat.

Kathrin: Du tippst das quasi blind? Weil Monitor ist da ja wahrscheinlich keiner an der Stelle.

Heidi: Schreibmaschine. So was wie eine Schreibmaschine hast du da gehabt, Also das hast du da unten deinen Schreibkasten gehabt, und dann hat es diese Karte eingezogen, dann hast du geschrieben, dann hat es die Karte ausgegeben.

Kathrin: Und steht das dann auch nochmal in menschenlesbarer Form auf der Karte drauf? Oder wie stellst du fest, dass du dich vertippt hast?

Heidi: Beim Rechnen hinterher. (Lacht.) ... Ja, du hast ja dann die Karten, und diese Karten wurden dann in dem Rechenzentrum eingelesen.

Kathrin: Das hast dann aber nicht mehr du gemacht?

Heidi: Nein, das habe ich nicht mehr gemacht. Das konnten nur die, die am Rechenzentrum gearbeitet haben. Weißt du, kennst du das Rechenzentrum von der FU, wo das damals war? Arnimallee. Auf der rechten Seite war das Institut für Mathematik, und da war auch das Rechenzentrum. Das war mein erster Nebenjob an der Uni. Ich kam aus Gießen und hatte zwar dort auch schon Programmieren gelernt ...

Kathrin: In was?

Heidi: In PLANIT. Nein, das war nicht PLANIT. BASIC. Da hab ich mit den Leuten da auch schon ein kleines Programm geschrieben gehabt, das war zum Unterrichten für Mediziner mit Abfragung von irgendwelchen medizinischen Wissenssachen, und dann mussten die die Antworten eintippen, und ...

Kathrin: Das war aber zum Üben, oder? Das war nicht, damit sie damit irgendwie Prüfungen abhalten konnten. Oder?

Heidi: Nee, nee. Prüfungen, das war ja um die Zeit verpönt. Die hatten ja alle Angst, dass man unter Umständen mit dem Computer später dann diese Prüfungen abhalten könnte, was ja erst mal so ein bisschen ein Angstfaktor war.

Kathrin: Aber warum eigentlich?

Heidi: Weil sie gedacht haben, dass, wenn man sich mal verschreibt, dass vielleicht nicht richtig erkannt wird.

Kathrin: Ah, ach so, die Studierenden hatten Angst! Ich dachte jetzt, vielleicht das Unipersonal, weil die vielleicht irgendwie dachten, dass das bedeutet, dass gleich ihr ganzer Beruf ...

Heidi: Es ging wirklich nur darum, wie Studierende mit ihren Lehrenden klarkommen. Wir hatten damals in Gießen versucht, medizinische Themen ... damals waren das reine Abfragethemen, also ein Frage-Antwort-System, wo dann hinterher entschieden wurde, wie viel jemand richtig oder falsch beantwortet hat. Und das ist natürlich auch ein bisschen die Frage, wie genau hat der gezählt, und waren die Antworten immer richtig oder nicht? Ich weiß gar nicht mehr. Hatten wir da schon freie Antworten?

Kathrin: Wie siehst du das heute? Also, ich nehme an, du wirst damals gesagt haben, das ist eine gute Idee und die Zukunft der Lehre ...

Heidi: Nein, so war es nicht. Zumindest in unserer Gruppe. Wir waren ja ein paar ganz junge Wissenschaftler, sagen wir mal so, ein paar junge Leute, die viel zusammengearbeitet haben, und wir hatten immer die Idee, dass sowas nicht ohne die Lehrenden geht, das heißt, nicht ohne die Tatsache, dass ein Lehrender dahinterstand und auch wusste, was er programmiert hatte und was er dann hinterher auch überprüfen konnte. Dass es nie nur darum geht, etwas abzufragen, sondern eben auch, damit dann weiterzuarbeiten. Das war ja das Komplizierte daran. Die meisten wollten eigentlich nur diese Abfragetechnik.

Kathrin: Was heißt die meisten? Die Lehrenden oder wer?

Heidi: Die Lehrenden. Also zum Beispiel kann ich mich noch erinnern, in Freiburg, da gab es eine Gruppe von einer, die hat Pflanzenbestimmungen gemacht. Das musst du als Student ja am Anfang lernen, wie bestimmst du Pflanzen ... Die haben das dann versucht, in so eine Form zu fassen, dass es eben eine Abfrage ist und du dann vielleicht drei oder vier Antwortmöglichkeiten bekommst und dann wählen konntest.

Kathrin: Aber in Textform, also da waren keine Abbildungen, oder? Ich wüsste jedenfalls nicht, wie. Wenn du Pflanzen bestimmst, dann wäre das ja hilfreich, wenn du gezeigt kriegst, wozu du jetzt ja und nein sagst.

Heidi: Ich weiß nicht mehr, wie das war. Na ja, jedenfalls das waren so die ersten Programme, und mit ein paar anderen von unserer Gruppe haben wir uns ziemlich dagegen gewehrt, weil das ein reines Abfragesystem war. Aber du kannst sowas auch als eine Sache einsetzen, um zu lernen, also um Zusammenhänge darzustellen, und vielleicht eben auch aus einer Simulation heraus eine gewisse Erkenntnis zu bekommen. Das war so mehr unser Ding. Also deswegen bei Drosophila eben auch die Frage: Wenn du die und die Eltern zusammen tust, was kommt denn dann am Ende raus? Das musstest du dir vorher überlegen, und dann hast du eine Anzahl von Ergebnissen bekommen und musstest daraus schließen, wie die Zusammensetzung der Eltern war. Also das war schon eine richtige Simulation.

Kathrin: Das ist dann auch nichts, wo man sagen kann: „Ja, aber wozu? Da kann ich doch genauso gut zu Hause Karteikarten verwenden und muss nicht in ein Rechenzentrum."

Heidi: Genau. Und so war es ja auch mit meinem Chemieprogramm, was ich gemacht habe. Da hattest du Stoffe, und aus der Eigenschaft dieser Stoffe … wie schwer sie waren, und wie sie mit anderen reagieren, konntest du daraus schließen, was das für ein Stoff gewesen ist. Und du konntest das Periodensystem der Elemente dadurch aufbauen. Also das war so die Grundidee gewesen, und das ist eben nicht etwas, wo du einfach nur schummeln oder raten kannst, sondern du musstest tatsächlich aus den Ergebnissen aufbauen, was am Ende der Grund dafür sein kann, warum die so reagieren. Also das war unsere Grundidee damals von diesen Programmen, und wir hatten uns schnell gegen die gewehrt, die eben nur Abfrageprogramme gemacht haben. Aber das war im Vordergrund, weil viele, viele Dozenten ihre Arbeitserleichterung darin gesehen haben.

Kathrin: Ist doch ganz schön, wenn mal was Neues eingeführt wird und die Leute, die es verwenden sollen, überhaupt irgendeinen Nutzen drin erkennen.

Heidi: Arbeitserleichterung war immer der erste Nutzen. Das waren noch die Sachen, die ich 72, 71 gemacht habe.

Kathrin: Ich nehme an,technisch ist davon nichts erhalten, von der Software oder so?

Heidi: Kann sein, dass ich das Programm irgendwo ...

Kathrin: In welcher Form? Also so als Listing?

Heidi: Möglicherweise.

Kathrin: Wenn du das noch hast, das würde mich interessieren. Wobei, das ist dann wahrscheinlich so ein Stapel ...

Heidi: Nee, das war gar nicht so viel. PLANIT war ja ein ganz tolles Programm, das war ganz easy. Also, das lag wahrscheinlich schon an dem PLANIT selber, dass das so easy war, das war wie BASIC so ein bisschen.

Kathrin: Okay, wenn du es mal findest, mach mal wenigstens ein Foto davon, dass man sich so ein bisschen vorstellen kann, wie der Code aussah.

Heidi: Ich glaube, ich hab von dem Code nichts mehr. Ich hab nur die Ausdrucke von den Studenten, wie die gearbeitet haben ...

Kathrin: Ist ja auch schon mal was.

Heidi: Und dann hatte ich ja damals, das muss man ja noch dazusagen, meine Arbeit gleich am Computer geschrieben. Da konntest du richtig eintippen ...

Kathrin: Weißt du noch, mit was?

Heidi: Ja, PLANIT!

Kathrin: Ach, auch mit PLANIT? Jetzt muss ich PLANIT googeln.

Heidi: BASIC oder PLANIT. Vielleicht habe ich es auch in BASIC gemacht, das weiß ich nicht mehr.

Kathrin: Ja, also, ich finde keinen Hinweis auf irgendeine Siebziger-Jahre-Software namens PLANIT. War PLANIT die Abkürzung für irgendwas?

Heidi: Ja. Programming Language in Interaction … oder … Teaching! in Teaching, genau. Findest du nichts? Such doch mal „Klaus Haefner".

Kathrin: Der Name sagt mir was … aber vielleicht nur, weil du von dem manchmal erzählt hast.

Heidi: Das ist der Chef von dieser Einrichtung bei uns gewesen, der das nach Deutschland gebracht hatte, und der war sehr in dieser Sprache drin. Mit ae geschrieben.

Kathrin: Weiß ich, aus irgendeinem Grund weiß ich das. Der muss irgendwo mal vorgekommen sein … vielleicht … ich schaue gleich mal, ob das der ist. Ja, genau! In dem Spiegel-Interview mit Joseph Weizenbaum kommt er nämlich vor, das habe ich schon ab und zu in Vorträgen verwendet. Der ist das! Okay!

Heidi: Und der hat das eingeführt. Das Ganze scheiterte dann in Gießen, als der Haefner weg war, der hat einen Ruf nach Bremen bekommen. Dann hatten wir so irgendeinen Prof, der wollte das weitermachen, der war aber unmöglich, und wir hatten alle keine Lust, mit dem zu arbeiten. Dann sind alle auch wieder weggegangen, der Schramke ist weggegangen, ich bin dann mit Schramke zusammen nach Gießen hoch, weil sie dort ein neues Projekt gemacht haben. Und da lief das meines Erachtens auch sehr darauf hinaus,

einfach nur Inhalte anzubieten und die Leute lernen zu lassen. Da war wenig mit Simulationen oder mit Ideen, wie man vielleicht doch schön unterrichten könnte.

Kathrin: Wie hieß dieser Bereich, in dem du da gearbeitet hast, offiziell? Also was hast du damals gesagt?

Heidi: Projekt CUU. Projekt computerunterstützter Unterricht. Das hieß damals so.

Kathrin: Wenn du gesagt hast, ich mache CUU, dann wussten die Leute, was gemeint war?

Heidi: Ja, also an der Freiburger Uni, ja. Später in Berlin habe ich dann mit Leuten zu tun gehabt, die ich schon vorher kennengelernt hatte über Tagungen, die dann auch so was machen wollten dort. Aber da hat die FU Berlin nicht mitgemacht. Du musst ja auch Gelder haben. Die ganzen Sachen scheiterten am Ende am Geld, weil die Computer einfach noch zu aufwändig waren, und du musstest ja viel, viel, viel Platz dafür vorsehen. In Form von Computern, die du da hinstellst.

Heidi Hecht

Ca. ab Mitte der 1970er

Gefriertruhen entstressen Weihnachten im Supermarkt

C. war ab den 1960er Jahren bis Anfang der 1990er als Einzelhandelskauffrau in einem Supermarkt tätig und erzählt:

C: „Vor Weihnachten war es immer brutal stressig, an Heiligabend ganz besonders. Wir hatten ja jede Menge gefrorene Puten und Gänse, die die Leute bestellt hatten. Die mussten wir erst mal eintüten und beschriften, weil die

Leute Vögel unterschiedlichen Gewichts bestellt hatten. Und dann kamen alle an Heiligabend vormittags und wollten ihre Pute oder Gans und noch andere frische Sachen, aber bitte sofort – im Laden war da echt Ausnahmezustand. Und wir schufteten alle wie bekloppt, damit die Leute ihre Ware bekamen. Wenn der Ansturm dann bewältigt war, warst du schon durch und dann gings ohne Pause heim, Baum schmücken, Essen machen, um die Kinder kümmern und so weiter – die Stimmung war dann schon alles andere als besinnlich. Entspannt hat sich das erst, als immer mehr Leute Gefriertruhen hatten."

Mia: „Wann war das ungefähr?"

C: „Dass der Stress mit den Puten und so spürbar weniger wurde, das muss so ab Mitte oder Ende der 70er, Anfang der 80er gewesen sein[1]? Da haben die Leute dann lang im Voraus ihre Pute und auch andere Dinge, die sie zu Weihnachten brauchten, geholt und bequem in der Truhe gelagert. Es gab nicht mehr diesen extremen punktuellen Andrang, das war schon eine Erleichterung. Frische Sahne und Blattsalate und solche Sachen waren dann das einzige, was man noch kurz vorher holen musste. Weniger Stress für die Kunden und viel weniger Stress auch für uns Angestellte."

Mia Culpa

[1] <i>An dieser Stelle diskutieren wir noch ein bisschen darüber, ab wann überhaupt Gefriertruhen weit verbreitet waren. C. rekonstruiert anhand ihrer Dienstjahre im Supermarkt, während ich google. Wikipedia gibt die folgende Auskunft „Im Laufe der 1960er Jahre wurden auch Gefriertruhen und -Schränke üblich." Könnte also passen mit den 70ern.

24. Dezember 1976

Wer nicht schreiben kann, muss hören



Heiligabend mit meiner Familie in Ingolstadt. Wir sind erst vor wenigen Wochen in diese Wohnung gezogen, und es ist die erste Wohnung meiner Kindheit mit Telefonanschluss. Zunächst mal haben wir das graue Standardtelefon der Vorbewohner übernommen. Es ermöglicht meinem Vater erstmals, an Weihnachten mit seiner Familie in Madrid zu sprechen – nicht sehr lange, denn Auslandstelefonate sind teuer. Und zum ersten Mal überhaupt von seiner Wohnung aus.

Meine spanischen Großeltern sind Analphabeten; der Abuelo völlig, die Yaya kennt zumindest Buchstaben (sie bringt sich später als Rentnerin mit Illustrierten etwas besser Lesen bei). Der Kontakt mit meinem Vater, ihrem jüngeren Sohn, der 1961 als Gastarbeiter nach Deutschland kam, findet dennoch per Brief statt: Ihre Tochter, meine Tante Luci, schreibt für die Großeltern („escríbele a Jesús, que...“ weisen sie sie an, und meine Tante setzt die Bitte, meinem Vater dieses oder jenes mitzuteilen, irgendwie um) und sie liest ihnen die Briefe meines Vaters vor. Dabei hat meine Yaya sogar ein Telefon, es hängt gleich rechts am Eingang zu ihrer ebenerdigen Hinterhofwohnung in der Calle de Leganés in Madrid an der Wand. Doch bislang ging mein Vater für ein Auslandstelefonat in die Ingolstädter Hauptpost, denn von nur wenigen der gelben Telefonzellen aus sind Auslandstelefonate möglich, außerdem muss man ständig Kleingeld nachwerfen (und wenn man dafür nicht den richtigen Moment erwischt, wird die Verbindung unterbrochen). Im großen Eingangsraum der Hauptpost sind zwei Telefonkabinen für Auslandstelefonate reserviert: Man muss sie an einer Theke anmelden, bekommt eine der beiden Kabinen zugewiesen; nach dem Telefonat zahlt man an der Theke. Es kommen schnell Summen zusammen, die die Hälfte des Tageslohns meines Vaters ausmachen.

Dass wir bislang kein eigenes Telefon hatten (einen eigenen Fernseher allerdings schon immer), wirkte sich auch auf andere Kontakte aus: Mein Vater arbeitet als Elektriker in der Wartung und Instandhaltung der großen Autofabrik. Wenn er außerhalb seiner Schicht wegen einer größeren Störung dringend gebraucht wurde, stand der Werkschutz vor der Tür und holte ihn persönlich.

Jetzt ist das alles anders: Mein Vater kann zu besonderen Anlässen die Familie in Madrid einfach anrufen. Und die große Autofabrik kann ihn im Notfall telefonisch holen.

die Kaltmamsell

Sommer 1977

Urlaub mit CB-Funkgeräten, Kassettenrecorder und Super-8-Kamera

Mein Freund C. und ich machen mit der katholischen Kirche drei Wochen Urlaub in Taxenbach in Österreich. Mit dabei: Zwei CB-Funkgeräte, außerdem ein Kassettenrecorder mit aus dem Fernseher aufgenommenen Otto-Shows, die bei uns in Dauerrotation laufen und mit denen wir die anderen Mitfahrer fast in den Wahnsinn treiben. Aber das ist eine andere Geschichte.

Mein Freund hat außerdem eine Super-8-Kamera, mit der er viel filmt. Zum Anschauen später hat er einen zugehörigen Projektor, der auch eine eventuell vorhandene Tonspur abspielen und auf diese auch aufnehmen kann. Die Kamera selbst nimmt jedoch nur ohne Ton auf.

Nachdem wir zurück sind, schneidet C. aus den Aufnahmen einen Film zusammen und lässt im Fotoladen eine Tonspur aufbringen. Wir vertonen ihn nachträglich mit Musik aus allen Genres, möglichst passend zum Inhalt. Taucht zum Beispiel der dicke Lagerleiter auf, erklingt Der Elefant aus Karneval der Tiere.

Bei der Vorführung gibt es viele Lacher und Aha-Effekte. Ein Jahr später fährt C. nochmal allein mit einer anderen Gruppe nach Frankreich, und wir vertonen auch das nach. In einer Szene spielt ein Mitfahrer Querflöte. Wir finden ein Stück, das wir so exakt auf die Bilder kopieren können, dass sogar das Atemholen zum Ton passt.

Thomas Jungbluth

9. Dezember 1977

Der Rufbus in Friedrichshafen (1): Kleiner Probebetrieb

Der Rufbus nimmt in Friedrichshafen den „kleinen Probebetrieb“ auf. Es soll ein zukunftsweisendes Nahverkehrsprojekt werden. In einem engmaschigen Haltestellennetz ohne festgelegte Linien fahren Kleinbusse kreuz und quer umher; meldet ein Fahrgast per Telefon oder Rufsäule einen Fahrtwunsch an, plant ein Computer die Fahrtstrecke der Busse neu, so dass die Person binnen weniger Minuten abgeholt und an der gewünschten Haltestelle wieder abgesetzt werden kann. Die entsprechende Anweisung erhält der Fahrer über Datenfunk direkt auf sein Terminal. So soll der Nahverkehr der Zukunft auf dem Lande, aber auch im kleinstädtischen Bereich aussehen.



Stationen des kleinen Rufbus-Probebetriebs. Grüne Punkte: Stationen bei Betriebsbeginn 1977. Die Stationen Albrechtstraße, Städtisches Krankenhaus und Städtisches Krankenhaus/Röntgenstraße (blaue Punkte) kamen im Verlauf des kleinen Probebetriebs hinzu. (Karte vom Autor; Kartendaten von openstreetmap.org)

Ich bin dreizehn Jahre alt und freue mich unbändig auf den Rufbus. Ich habe ein nerdiges Interesse am öffentlichen Personenverkehr, habe schon viele lange Nachmittage damit verbracht, umfangreiche Untergrundbahnsysteme für meine kleine Heimatstadt zu konzipieren; dass eine so spannende Weltneuheit ausgerechnet in Friedrichshafen erprobt werden soll, ist für mich kaum zu fassen.

Schon Wochen vor dem eigentlichen Startschuss sieht man die Rufbusse ohne Fahrgäste in den Straßen probefahren. Es sind Mercedes-Kleinbusse vom Düsseldorfer Typ mit 13 Sitzplätzen und erstaunlich lärmigen Dieselmotoren.

Die Fahrer nehmen die Kurven mit abenteuerlicher Seitenneigung und lassen die Motoren im kleinen Gang brüllen. Freuen sie sich an der, gemessen an den großen Linienbussen, neu gewonnenen Wendigkeit? Oder verleihen sie ihrem Grimm Ausdruck, über das neumodische Zeugs im Allgemeinen und ihren deutlich anspruchsvoller gewordenen Arbeitsplatz im Besonderen? (Beides, vermutlich).

An einem Freitag im Dezember ist es dann so weit, der Rufbus-Probebetrieb wird offiziell eröffnet. Vorläufig nützt es mir rein gar nichts, denn die erste Phase des Probebetriebs beschränkt sich auf die Innenstadt und drei nahe gelegene Stadtteile, insgesamt 10 km^2, und mein Zuhause ist nicht dabei. Trotzdem probiere ich das neue Spielzeug natürlich begeistert aus.

Wie bestellt man nun die Busse? Das Internet heißt zu diesem Zeitpunkt noch nicht Internet, und kein normaler Mensch hat je davon gehört; und Mobiltelefone sind ausschließlich Millionären vorbehalten. Man vereinfacht die Realität nicht sehr, wenn man sagt, dass beides noch nicht existiert. Man kann in der Zentrale anrufen, wo der Fahrtwunsch dann in den Computer eingegeben wird. Oder man benützt eine der Rufsäulen, die an 16 der 29 Haltestellen installiert sind, und die heutigen Fahrscheinautomaten gar nicht unähnlich sehen. Einen Touchscreen haben sie natürlich noch nicht.

Es gibt eine Zehnertastatur, die zur Eingabe des gewünschten Ziels (jede Haltestelle hat eine dreistellige Nummer) und der Personenzahl (von 1 bis 9) dient. Auf kleinen LCD-Displays (so weit ist man schon) kann man die Eingabe überwachen. Dann muss man 50 Pfennig vom Fahrpreis anzahlen, und ein wenig warten – es kommt mir immer ewig vor, vielleicht 30 Sekunden oder so – dann erscheint, ebenfalls auf LCD, Abholzeit, Straßenseite und Busnummer, und eine kleine Fallblattanzeige rappelt und verkündet günstigenfalls, dass alles in Ordnung ist, bisweilen aber auch demoralisierende Texte wie „Lange Wartezeit“ (wenn es über 16 Minuten sind, in diesem Fall darf man das Ganze kostenlos stornieren) oder auch „Rufsäule gestört“ (wenn ein unbekannter Fehler aufgetreten ist und die Säule sich sicherheitshalber

ausschaltet). Wenn es geklappt hat, druckt ein kreischender kleiner Matrixdrucker eine Quittung im ungefähren Kreditkartenformat (das zu der Zeit noch Scheckkartenformat heißt) aus.

Später gibt es den Versuch, auf die 50 Pfennige Anzahlung zu verzichten und die Fahrtwunschanmeldung an der Rufsäule kostenlos zu machen. An dem Tag gegen Mittag macht der Schuldirektor unserer Schule eine erbitterte Durchsage, dass an der Haltestelle vor dem Schultor in nur einer Stunde 106 Rufbusse bestellt wurden, und kein einziger Fahrgast zur Stelle war. Was in der Klasse mit dröhnendem, schadenfrohem Jubel aufgenommen wird (nur nicht von mir, ich LIEBE ja den Rufbus), und stolz zeigen einige ihre Quittungsstapel wie Kartenspiele herum. Alles Rufbus-Bestellungen. Alle für 9 Personen, natürlich, man gönnt sich ja sonst nichts. Das kostenlose Fahrtwunschanmelden bleibt ein sehr kurzes Intermezzo.

Ich verschwende zur damaligen Zeit keinen Gedanken daran, wie die Fahrtwünsche von der Rufsäule in den Computer gelangen, der die Busse steuert. Inzwischen (2017) haben wir uns ja restlos daran gewöhnt, dass wir Daten in (fast) jeder realistischen Menge und an (fast) jedem realistischen Ort ins Netz stecken und wo wir wollen wieder herausholen können. Aber 1977? In der Tat sind die Rufsäulen durch Telefon-Standleitungen mit der Zentrale verbunden, die die Deutsche Bundespost sich teuer bezahlen lässt und die zum echten Kostenfaktor für das Projekt werden.

Der kleine Probebetrieb dauert ein knappes Jahr und ist im Großen und Ganzen erfolgreich. Die durchschnittliche Wartezeit auf einen Bus pendelt sich bei etwa 8 Minuten ein, Verspätungen halten sich in Grenzen, und der Umwegfaktor (also der Quotient aus der tatsächlichen Fahrzeit und der theoretischen Zeit, die man für den direkten Weg gebraucht hätte) liegt im Schnitt bei 1.35, obwohl die Planer im Lastenheft einen Faktor von 2.5 für annehmbar gehalten hätten.

Allerdings ist der kleine Probebetrieb vernünftigerweise auch noch nicht sehr ambitioniert. Das befahrene Gebiet ist ringförmig mit einem unzugänglichen und im Bewusstsein der Bevölkerung irgendwie inexistenten Industriegelände in der Mitte; somit lässt der Computer die Busse einfach im

oder gegen den Uhrzeigersinn herumfahren und teilt ihnen mit, welcher Mini-Umweg zu welcher Haltestelle zu machen ist und welcher nicht. Das ist durchaus in den Griff zu kriegen, auch mit damaligen Mitteln. Außerdem ist in dem winzigen Gebiet der Bedarf für ÖPNV ohnehin begrenzt. Die Fahrgastzahlen überschreiten nie 1000 pro Werktag, und 102 beförderte Zecher in der Silvesternacht 1977/78 sind der Lokalpresse bereits eine Meldung wert.

(Teil 2 hier)

Tilman Otter

Dezember 1977

Zwangserreichbarkeit

Im Dezember 1977 ist der große Tag – Familie Otter verlässt ihre Mietwohnung und bezieht ein Eigenheim. Damit man sowohl im Erdgeschoss als auch im 1. Stock telefonieren kann, wird in beiden Stockwerken jeweils eine Telefonanschlussdose installiert.



Foto: Uwe Schwöbel, ADo4-Stecker, CC BY-SA 3.0

Im Jahr 1977 sind Telefone in Deutschland normalerweise mittels einer plombierten Anschlussdose fest mit dem Netz verbunden, der Benutzer kann das Kabel zwar gewaltsam aus der Wand reißen, jedoch nicht zerstörungsfrei ein- und ausstecken. Die Ausführung mit Steckdose und Stecker ist also für die Zeit schon ziemlich *fancy*.

Nun ist es aber nicht etwa so, dass man an den zwei Dosen auch zwei Telefone betreiben könnte. Schlösse man zwei Apparate an, dann würde nur der im Erdgeschoss funktionieren, der andere bliebe stumm. Daher gibt es im Hause auch nur ein einziges Telefon vom Typ FeTAp 61 in der Farbe, die die Deutsche Bundespost als "lichtgrau", der "Spiegel" jedoch als "schnupfengrau" bezeichnet.



Foto: Strelok, FeTAp 611-2, CC BY-SA 3.0

Der kann nun wahlweise in einem der beiden Stockwerke betrieben werden.

Ebenso darf man nicht meinen, es wäre etwa möglich, einfach den Telefonstecker zu ziehen, wenn man seine Ruhe haben möchte. Das ist, jawohl, *verboten*, und die Deutsche Bundespost hat dem auch vorgebaut. Man erhält steckbare Telefondosen nämlich nur dann, wenn man gleichzeitig (für einige Pfennige extra pro Monat) eine festinstallierte und markerschütternd laute Zusatzklingel ordert.

Die Familie wird 23 Jahre lang in dem Haus wohnen, irgendwann dann auch mit einem schickeren, moderneren Telefonapparat, der sanfte Rufmelodien säuseln kann. Nur leider hört man die nicht, weil der Zusatzwecker sie in Grund und Boden bimmelt.

Ich kann mich nur an einen einzigen Tag erinnern, an dem das Telefon im Erdgeschoss angeschlossen wird.

Tilman Otter

Oktober 1978 bis November 1979

Der Rufbus in Friedrichshafen (2): Der Große Probebetrieb

(Teil 1 hier)

Der „kleine Probebetrieb“ wird nach einem knappen Jahr, am 1. Oktober 1978, durch den „Großen Probebetrieb“ abgelöst, und noch niemand ahnt, dass dieser Schritt die Sache in ein Trudeln bringen wird, von dem sie sich nicht mehr erholen soll.

Die Zahl der bedienten Haltestellen erhöht sich von 29 auf 43, mehrere neue Stadtteile werden einbezogen. Im kleinen Probebetrieb wurde ein winziges Gebiet abgedeckt, die durchschnittliche Fahrtlänge war nur 2.7 km.

Jetzt wird die Sache deutlich interessanter, weiter entfernte Stadtteile werden bedient. „Mein“ Stadtteil Manzell ist aber immer noch nicht dabei. Trotzdem ist mein Interesse ungebrochen.



Stationen des großen Rufbus-Probebetriebs. Grüne und blaue Punkte: Vorher bestehende Stationen. Rote Punkte: neue Stationen im großen Probebetrieb. (Karte vom Autor; Kartendaten von openstreetmap.org)

Leider sinkt mit der Erweiterung die Qualität der Verkehrsbedienung heftig ab. Die durchschnittliche Wartezeit auf einen Bus, die im kleinen Probebetrieb um acht Minuten lag, steigt auf über 15 Minuten, es kann auch eine dreiviertel Stunde werden. Über Verspätungen, die auf diese Zeiten noch obendrauf kommen, finde ich keine Zahlen, aber in meiner Erinnerung sind sie ebenfalls ein dauerndes Ärgernis.

Fast noch schlimmer sind jedoch die irren Rundfahrten, die man mitmacht. Wenn man einen Bus in Richtung Westen besteigt, kann es ohne Weiteres geschehen (in meiner Erinnerung ist es sogar eher die Regel), dass der erst einmal Richtung Nordost losfährt und anfängt, kreuz und quer Haltestellen abzugrasen. Danach grast er noch mehr Haltestellen ab, und wenn er damit fertig zu sein scheint, gönnt er sich noch einen Nachschlag. Gerne fährt er auch mehrmals dieselbe Station an oder steht zwischendurch scheinbar unmotiviert herum.

Der Fahrgast wird über den voraussichtlichen Fahrtverlauf offiziell gar nicht informiert, viele (auch ich) platzieren sich deshalb bevorzugt hinter den Fahrer, damit sie auf sein Datenfunkterminal linsen können. Bei den Terminals der ersten Generation ist das eher mühsam, die in den neueren Bussen haben größere Buchstaben. Es kommt vor, dass ein leises Stöhnen des Entsetzens durch den ganzen Bus geht, wenn etwa „148 RADERA" aufleuchtet, denn das bedeutet: es gibt einen Ausflug nach Raderach (die Stationsnamen werden auf sechs Zeichen gekürzt, Displays sind noch teuer), einen bäuerlich geprägten Ortsteil weitab vom Schuss. Von den Malen, die ich in meinem Leben in Raderach war, werden wohl 90 Prozent auf das Konto des Rufbus gehen.

Dennoch steigen die Fahrgastzahlen deutlich an, auf dem Höhepunkt werden es 3000 Fahrgäste pro Werktag sein. Das ist zwar schön, bringt aber auch die Soft- und Hardware der Siebziger Jahre an ihre Grenzen und darüber hinaus. Rechnerneustarts im laufenden Betrieb finden zeitweise täglich statt. Manchmal stehen Busse mit Fahrgästen viertelstundenlang herum, weil der Computer kein Abfahrtssignal senden und kein Fahrtziel benennen kann. Da kann man dann die unterschiedlichen Charaktere der Fahrer beob-

achten – die einen stellen den Bus ab und erklären, ohne Anweisung dürfen sie nicht fahren; andere befragen die Fahrgäste nach ihren Zielen und fahren auf eigene Faust los. Dann glaubt der Computer, der Bus stehe noch in Meistershofen, der in Wahrheit schon lärmend in Richtung Schnetzenhausen dieselt. Ein GPS, das den Fahrer überführen könnte, erscheint 1978 so realistisch wie fliegende Untertassen. Trotzdem fliegt dem Fahrer sein Ungehorsam natürlich früher oder später um die Ohren, wenn dann doch der nächste Fahrtauftrag kommt, und der Bus sich ganz woanders befindet als er sollte.

Es kommt noch ein überraschender Effekt hinzu: Bei steigender Zahl an Fahrtaufträgen wird die durchschnittliche Besetzung der Busse nicht etwa besser, sondern schlechter. Die Ingenieure rätseln über den Grund – bei Simulationen mit fiktiven Fahrtwünschen ist das nicht aufgetreten, aber in der Realität sind die schütter besetzten Busse bei gleichzeitig quälenden Wartezeiten an den Haltestellen (und absurden Umwegfahrten) für jeden sichtbar. „Was ist das – unten grün, oben weiß, und keiner hockt drin?“ sagen die Leute.

Denn, wenig überraschend: die Stimmung in der Stadt dreht sich zusehends gegen den Rufbus. Restlos ungetrübt war sie nie – immer konkurrierte in der Schwabenseele der Stolz auf die eigene technologische Anführerschaft mit dem Misstrauen gegen Neuerungen und gegen große Geldausgaben. Dem öffentlichen Personenverkehr steht man zwiespältig gegenüber, einerseits ist er energiesparend (die erste Ölkrise liegt gerade vier Jahre zurück), andererseits wohnt ihm immer die Drohung inne, die Existenzberechtigung des eigenen Autos könnte eines Tages in Frage stehen. In der anfänglichen Rufbus-Euphorie hatten die Spötter wenig zu melden; aber die vielen, die den Rufbus begeistert begrüßt haben, werden jetzt nach und nach misstrauischer gegen die laufenden Nachbesserungsversprechen und -versuche, und einer nach dem andern läuft zu den Skeptikern über (Alle? Nein. Ein vierzehnjähriger Knabe hält eisern die Treue . . .).

Aber die Stimmung ist noch lange nicht auf dem Tiefpunkt.

(Teil 3 hier)

Tilman Otter

Irgendwann zwischen 1978 und 1980

Einkaufen mit Lochkarten

Meine Eltern haben die Möglichkeit, in einem örtlichen Großmarkt einzukaufen. Der Laden ist für mich Achtjährigen total spannend – und das nicht nur, weil es nur Hochregale und riesige Packungen von allem gibt.
Es gibt nämlich auch keine Preisschilder an den Waren. Vorne am Regal steht einmal der Preis und daneben hängt ein kleines Kästchen mit Lochkarten. Für jede Packung, die man sich auf den Einkaufswagen lädt, muss man sich die passende Lochkarte mitnehmen; am Einkaufswagen gibt es dafür extra ein passendes kleines Körbchen.

An der Kasse kontrolliert dann erst jemand, ob Waren und Lochkarten zusammen passen – dafür ist auf die Karten jeweils noch der Name der Ware und die Verpackungsgröße gedruckt.
Dann dürfen meine Mutter und ich schon rausgehen und den Wagen einladen, während mein Vater drinnen darauf wartet, dass in einem großen Büro jemand die Lochkarten in den Rechner eingeführt hat.

Rückblickend nehme ich an, dass dort die Waren sofort aus einem Warenwirtschaftssystem ausgebucht werden, damals weiß ich nur: Der Rechner druckt dann irgendwo am anderen Ende des Büros eine Rechnung aus und so lange müssen wir warten.

Bei einem durchschnittlichen Einkauf dauert es etwa zehn Minuten, bis die Rechnung fertig ist.

Christian Fischer

18.9.1979

Eine Tastatur gibt es nicht. Auch keinen Bildschirm. Und schon gar keine Maus.

In meiner Schule gibt es seit kurzem (1978) in der Oberstufe keine Klassen mehr, sondern sogenannte Jahrgangsstufen, die keinen festen Stundenplan haben, sondern sich nach einem Kurssystem richten. Dabei kann jeder Schüler unter gewissen Vorgaben seine Fächer und vor allem die Inhalte derselben frei wählen. Statt Haupt- und Nebenfächern gibt es jetzt Leistungskurse und Grundkurse.

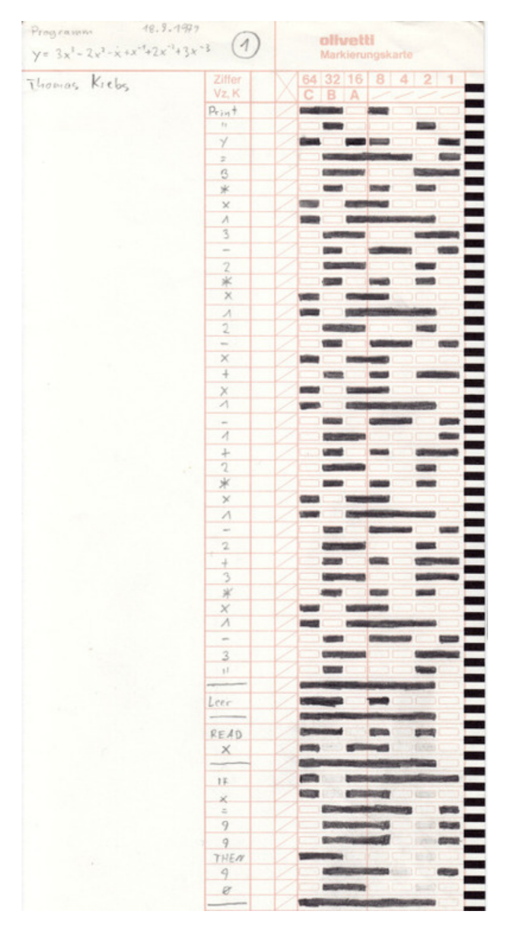
Das Kurswahlverfahren ist zweistufig: Erst treffen die Schüler eine Fachvorwahl, d. h. sie kreuzen an, welche Fächer sie belegen möchten. Daraus ergibt sich ein Mengengerüst, das anschließend mit Lehrern und Themen besetzt wird. Das Ergebnis ist ein Kursverzeichnis, aus dem die Schüler nun konkrete Kurse wählen.

Ohne jegliche Erklärung taucht bei der Kurswahl im April 1979 der Kurs *Datenverarbeitung* auf, den es bei der Fachvorwahl noch nicht gegeben hatte. Neugierig geworden nutze ich diese Gelegenheit und belege den Kurs. Die Auswertung ergibt, dass er nicht überbelegt ist und ich dabei bin. Der Unterricht findet immer freitagnachmittags in der 9. und 10. Stunde nach zwei Freistunden statt und nur wenige Schüler waren bereit gewesen, diese ungünstige Kurslage freiwillig zu wählen. So bin ich im neuen Schuljahr, im Herbst 1979, einer von ca. 20 Teilnehmern, die den allerersten EDV-Kurs mitmachen, den es an dieser Schule gibt.

Um die Verwaltungsarbeit bei der Kurswahl bewältigen zu können, hatte die Schule extra einen Computer der Firma Olivetti angeschafft und der zuständige Lehrer hatte sich offensichtlich ziemlich kurzfristig mit seinem Vorschlag durchsetzen können, dieses Gerät auch den Schülern zugänglich zu machen.

Da stehen wir Schüler nun um das High Tech-Gerät: Es füllt nicht, wie bei Computern sonst üblich, einen ganzen Raum, sondern ist nur so groß wie ein Schreibtisch. Eine Tastatur gibt es nicht und auch keinen Bildschirm. Und schon gar keine Maus, denn die wird erst vier Jahre später auf dem Markt erscheinen.

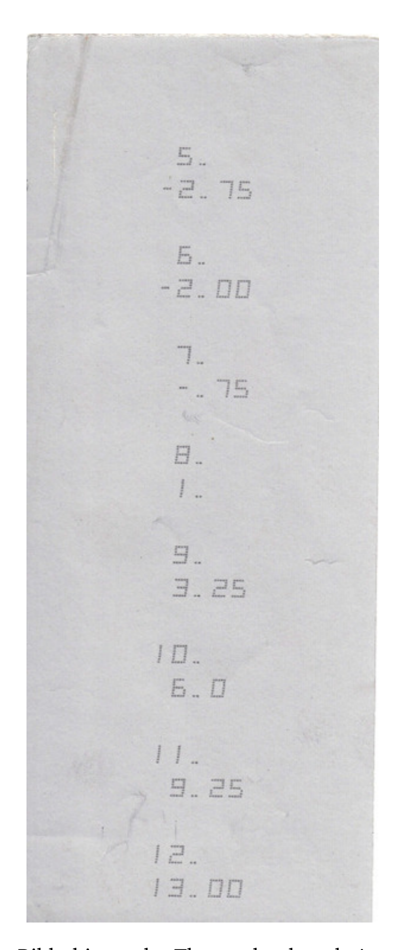
Dieser Computer ist in der Lage, Formeln wie $y=3x^3 - 2x^2 - x + x^{-1} + 2x^{-2} + 3x^{-3}$ zu berechnen. Dazu muss man die Formel natürlich irgendwie in den Computer eingeben. Ohne Tastatur geschieht dies – ganz modern – über optische Markierungskarten.



Vorläufer der Tastatur: die Markierungskarte als Eingabemedium

Dabei entspricht jeder Befehl und jedes Zeichen einem Code, der mit einem weichen Bleistift auf der Karte als Reihe von dunklen Strichen markiert wird. Allerdings ist das nachträgliche Einfügen eines Buchstabens ziemlich umständlich: Entweder erforderte es großzügiges Radieren oder das Neu-

schreiben der kompletten Markierungskarte. Mein kleines Programm für die Berechnung der Formel besteht aus acht Befehlen mit 138 Zeichen, für die ich drei Markierungskarten vollkritzeln muss. Ich lege sie in den Kartenleser, der meine Anweisungen einliest und das Programm startet. Die Ausgabe erfolgt auf einem Thermodrucker.



Vorläufer des Bildschirms: der Thermodrucker als Ausgabemedium

Von der Flexibilität der Programmierbarkeit bin ich grundsätzlich begeistert, aber ich habe gewisse Bedenken bezüglich des Aufwandes, wenn die Programme umfangreicher werden. Das Programm zur Verwaltung der Kurswahl unserer Schule ist sehr umfangreich. Ich hege größtes Bedauern für den armen Lehrer und seine Stapel von Markierungskarten für dieses Programm.

Kurz darauf steigt die Schule auf einen modernen Personalcomputer um, den PET von Commodore. Er hat 32 Kilobyte Hauptspeicher und kostet ca. 3000,- DM. Bei diesem Preis kauft die Schule erst einmal nur ein einziges Gerät. Der PET hat im Gegensatz zum Olivetti eine Tastatur und einen monochromen Bildschirm, die allerdings beide fest mit dem Computergehäuse verbunden sind. Dieses Gerät wird der Renner unter den Kursteilnehmern, denn nun kann man Spiele wie *Pong* oder *Space Invaders* spielen, bei denen es darum geht, bewegliche Zeichen mit anderen beweglichen Zeichen zu treffen. Das Highlight ist jedoch, dass die Programme gespeichert werden können, und zwar auf ganz normale Musikkassetten: Der Computer besitzt dazu einen speziellen Kassettenrekorder.

Man kann die Programmkassetten natürlich auch mit einem gewöhnlichen Kassettenrekorder abspielen. Dann hört man ein lautes Tröten als Startsignal und ein langes Rauschen, wenn das Programm folgt.

Dieses Verfahren nutzt eine Techniksendung im Fernsehen (*WDR Computerclub*), die Computerprogramme vorstellt und den schnarrenden Ton dazu sendet. Den kann man an seinem Fernsehgerät mit einem normalen Kassettenrekorder aufnehmen und ist dann im Besitz einer Kopie des Originalprogramms.

Thomas Krebs

November 1979 bis September 1987

Der Rufbus in Friedrichshafen (3): Die zweite Erweiterung und das langgezogene Ende

(Teil 1 hier, Teil 2 hier)

Trotz der unübersehbaren technischen und betrieblichen Probleme wagt man nach knapp 2 Jahren Probebetrieb im November 1979 die nächste Ausweitung des Rufbus-Bereiches. Die Nachbarstadt Markdorf wird einbezogen, und wenige Monate danach ist für mich persönlich der große Tag gekommen: Am 19.4.1980 wird auch Manzell Rufbusgebiet, und damit kann ich zum regelmäßigen Nutzer werden. Das Vergnügen wird kaum ein Jahr dauern.

In dieser dritten Phase des Probebetriebes soll getestet werden, wie ein Mischbetrieb aus bedarfs- und fahrplangesteuertem Busverkehr funktioniert. Das sieht so aus, dass es zwei separate Bedarfssteuerungen in Markdorf und Friedrichshafen gibt; alle 60 Minuten macht sich ein Bus, nachdem er in ganz Markdorf die Fahrgäste mit Ziel Friedrichshafen eingesammelt hat, fahrplangesteuert auf den Weg dorthin, um sie dort, vom Computer gesteuert, wieder zu verteilen. Umgekehrt natürlich dasselbe.

Wie gut dieser Mischverkehr zwischen den Städten funktioniert? Ich kann es nicht sagen. Was jedenfalls prächtig funktioniert, ist, die Fahrgäste in den Wahnsinn zu treiben. An den Haltestellen hängen atemberaubend umständliche Anleitungen aus, zu welchen Uhrzeiten man sich anmelden muss, um dann und dann („in der Regel") abgeholt zu werden. Vielleicht muss man die Erfahrung, dass die Fahrgäste es einfach haben wollen, widrigenfalls sie schreiend davonlaufen, erst einmal machen. Schon im Dezember 1980 wird die Betriebsform wieder geändert, so dass zwischen Friedrichshafen und Markdorf praktisch ein reiner Linienverkehr herrscht, und ein Großteil der Fahrgäste auf die Anmeldung verzichten kann. Das jedenfalls funktioniert.

Und im Friedrichshafener Stadtverkehr? Geht das Leiden mit Wartezeiten, Verspätungen und unfreiwilligen Stadtrundfahrten weiter. Nicht, dass die Ingenieure sich keine Mühe gäben. Stolz wird vermerkt, dass die Häufigkeit der Rechnerneustarts im laufenden Betrieb von fünfmal auf zweimal pro Woche gesenkt werden kann. Schließlich wird die gesamte Software nochmal neu programmiert.

Anfang 1981 werfen die Verantwortlichen jedoch de facto das Handtuch. Zunächst zur Probe verkehrt der Rufbus ab 1. März in den Hauptverkehrszeiten ganz altmodisch nach Fahrplan, die Bedarfssteuerung kommt nur noch in den übrigen Zeiten zum Einsatz. Und ab 1. Juni beschränkt sich der bedarfsgesteuerte Verkehr auf die Werktage ab 19 Uhr, Samstage ab 14 Uhr, sowie die Sonn- und Feiertage.

Der Rest des Rufbuslebens ist rasch erzählt. In den verkehrsarmen Randzeiten gibt es keine größeren Probleme mehr. Es sind genügend Busse im Einsatz, dass die wenigen Fahrtwünsche ohne größere Missempfindungen in Form von Wartezeiten oder Umwegen erfüllt werden können, und das zum normalen Busfahrpreis. Natürlich ist das nicht möglich ohne die Fördergelder des Bundesministeriums für Forschung und Technologie. Die aber sind eigentlich dafür gedacht, neue Technologien zu erproben, nicht dazu, technikaffinen Mittelstädtern einen luxuriösen Abendverkehr zu finanzieren.

Sechs lange Jahre schaut das Ministerium sich das Trauerspiel noch an. Als es auf Ende September 1987 den Geldhahn schließlich zudreht und so das Ende des Betriebes erzwingt, werden nicht viele Tränen um den Rufbus geweint.

Aus der Sicht von 2017 ist der Rufbus seiner Zeit vielleicht zu weit voraus. Viele der Probleme, mit denen er kämpft, wären 2017 keine mehr. Ein professionell betriebener Rechner, der regelmäßig in die Knie geht, wenn hundert Leute in derselben Stunde etwas von ihm wollen? Undenkbar. Und die Rufsäulen, die seinerzeit ein Vermögen in Anschaffung, Unterhalt und Datenverkehr kosten und empfindlich sind wie Krabbelkinder, hat im Jahr 2017 jeder in der Hosentasche. Von Rechnerleistungen und fertig verfügbaren Routenplanungsalgorithmen einmal ganz zu schweigen.

(Teil 4 hier)

Tilman Otter

1979

Saturday Night Ruddung-guddung Fever

Einmal im Jahr, an einem Samstag- oder Sonntagabend, an dem nichts besonderes im Fernsehen kommt, wird feierlich beschlossen, einen Diaabend stattfinden zu lassen. Dies passiert vergleichsweise spontan, ist aber mit zeremoniellem technischen Aufwand verbunden. Zuerst wird der Diaprojektor vom Dachboden geholt, ein antikes Stück (Braun PA2, 1956 entworfen von Dieter Rams, aber das interessiert mich 1979 noch nicht), in etwa so groß und so schwer wie ein Banktresor, ein graubrauner Kasten, dessen Bedienungselemente sich auf Diamagazindurchschiebedings, Lampe und 4 Knöpfe beschränken, sonst ist er einfach nur graubraun. Tollstes Feature ist die Fernbedienung, ein langes Kabel, an dessen Ende sich ein schwarzer Zylinder mit einem roten Druckknopf befindet.

Ebenfalls vom Dachboden geholt werden die Diamagazine, sehr viel Zeit wird dafür aufgewendet, die Serien auszuwählen, die gezeigt werden sollen. In der Regel eine repräsentative Auswahl aus „Oma 65.Geb.", „Oberbayern Sommer '77" und Dokumentationen des Wachsens und Blühens im Garten. Nachdem der Rolladen heruntergelassen, die Bilder von der Wand abgehängt und das Licht gedimmt ist, wird in ehrfürchtiger Langsamkeit das erste Magazin in den graubraunen Kasten geschoben. Sobald man, nach eingehender Betrachtung von Blumenbeet (Garten) oder Blumenschürze (Oma) und zufriedenem Abnicken seitens aller Familienmitglieder, auf den Fernbedienknopf drückt, ertönt das Diatransportiergeräusch, das sich in etwa (nein, genau so, ich hab's noch im Ohr) anhört: *Ruddung-guddung-du-ruddung-

guddung-dudu-RUGG!* Das Ganze ist eine Mischung von lange erwarteter Großleinwand-Kino-Blockbuster-des-Jahres-Stimmung und Akkordarbeit-am-Band-Sounduntermalung.

Neu gepflanzte Brombeersträuche (Frontalansicht)

abnicken

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

Neu gepflanzte Brombeersträuche (Seitenansicht)

abnicken

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

Neu gepflanzte Brombeersträuche (Detailaufnahme)

abnicken

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

Verwandtschaft vor Festtafel (36 Ansichten).

abnicken (36 mal)

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

Generische oberbayrische Almlandschaft.

abnicken

Ruddung-guddung-du-ruddung-guddung-dudu-RUGG!

etc.

Das Ganze dauert gut 2 Stunden, dann wird alles zeremoniell wieder eingepackt.

Ein paar Jahre später läuft der altgediente PA2 nach den ersten 5 Minuten heiß, scheitert schon am zweiten „Ruddung“, und wird diskret auf dem Sperrmüll (für die jungen Leser: Eine Art frühes ebay, mit ohne Geld) entsorgt. Heute wird elternseits moniert, wenn meine Dutzenden Durchklick-Urlaubsfotos nicht schnell genug auf Flickr sind.

Maik Novotny

Seit ca. 1980 bis heute

Das verruchte zweite Leben des Thermokopierers

Thermokopierer gelten als Vorläufer der heute üblichen Fotokopierer. So ein Thermokopierer ist an sich ein sehr einfaches Gerät, es muss lediglich große Hitze erzeugen. Dafür ist das Papier, das so ein Thermokopierer braucht, ein umso aufwändiger hergestelltes und vielschichtiges Produkt. Das Thermokopierpapier muss sehr wärmeempfindlich sein, denn Vorlage und Thermokopierpapier werden direkt aufeinanderliegend stark erhitzt, so dass die dunklen Stellen der Vorlage die Wachsschicht des Thermokopierpapiers schwärzen und dadurch ein Positiv der Vorlage erzeugt wird. Thermokopien sind aufgrund von hoher Licht- und Temperaturempfindlichkeit nicht lange haltbar, außerdem ist das Papier sehr teuer. Da wundert es nicht, dass dieses Kopierverfahren von anderen, insbesondere der Fotokopie abgelöst wurde.

Aber nicht ganz, denn es gibt eine Berufsgruppe, die bis heute mit Thermokopierern arbeitet. Die Tätowierer. Denn was für die meisten Einsatzbereiche eher unpraktisch ist, die Tätowierer lieben es: Die Thermokopierer erzeugen spiegelverkehrte Kopien.

Die Tattoovorlage wird zwischen die Pigment- und die Wachspapierschicht des Thermokopierpapiers gelegt und dieses Sandwich in eine Kunststoffeinlage, den sogenannten Carrier gesteckt. Der Tätowierer schiebt den Carrier in den Schlitz des Thermokopierers und die Abbildung auf der Vorlage wird auf das Wachspapier übertragen. Die zu tätowierende Haut wird entfettet und desinfiziert. Anschließend trägt man einen Fixierer auf, dazu eignet sich laut Tätowiererfachkreisen besonders gut der Deoroller “Speedstick”. Die thermokopierte Vorlage wird auf die Haut gedrückt und nach ein paar Augenblicken das Papier abgezogen. Die Farbe haftet nun ganz hervorragend auf der Haut und ist so haltbar, dass sie wiederholt dick aufgetragener Vaseline, Blut und

starkem Reiben mit Küchenkrepp standhält. Entlang der Umrisslinien der Vorlage kann der Tätowierer mithilfe der Tätowiermaschine die eigentliche Farbe unter die Haut bringen.

Als kostengünstige Alternative zum Thermokopierer entstauben viele Tattoostudios auch einfach ihre alten Thermo-Faxgeräte. Hier ist der Nachteil allerdings, dass schon das Original spiegelverkehrt sein muss.

sleeplessdarkhorse

1980 ungefähr

Knöpfe im öffentlichen Nahverkehr

Eine der größten technischen Errungenschaften im öffentlichen Nahverkehr sind meiner Meinung nach die wirklich überall angebrachten Knöpfe zur Signalisierung des Haltewunsches. In den EvoBus- oder MAN-Bussen, die in Berlin so rumfahren, muss man nicht einmal mehr aufstehen, um an den nächsten dieser praktischen Knöpfe zu kommen.

Die Begeisterung für diese Tatsache verdanke ich einem Kindheitstrauma. In den Ikarus-Bussen, die mich in den achtziger Jahren zur Schule brachten, waren diese Knöpfe in einem grauen Kasten oberhalb der Tür angebracht. Vom Ort her logisch, aber die Usability war eher mäßig. Ich kam das erste Mal im Alter von ungefähr zehn Jahren an den Knopf heran und erinnere mich daran noch als großen Erfolg. Endlich nicht mehr fragen müssen, ob mal jemand für mich drücken kann.

Nicht minder mühsam war das Türöffnen in der Straßenbahn. In den Rekowagen – erst Wikipedia erklärte mir heute, dass die so hießen – der Berliner Verkehrsbetriebe, musste dazu mit ziemlicher Gewalt an einem Alugriff gerissen werden, um die Tür aufzuziehen. Auch nicht leicht. Irgendwann kam ich auf die Idee, immer an der vorderen Tür auszusteigen. Die schob sich

in Fahrtrichtung auf. Zog man noch während des Bremsmanövers der Straßenbahn am Hebel, öffnete sich die Tür aufgrund ihrer Trägheit von allein. Physik als Retter.

Völlig unklar ist mir, wie damals Rollstuhlfahrer durch die Stadt kamen. Nicht nur wegen der unerreichbaren Knöpfe und schwergängigen Türen. Busse und Straßenbahnen ließen sich nur über drei steile Stufen ersteigen.

Kai Biermann

Anfang bis Mitte der 1980er Jahre

Die Post ist schneller und günstiger als ... die Post

Im Sciene-fiction-Fandom ist der Kommunikations- und Diskussionsbedarf sehr groß, daher werden neben Fanzines und Newslettern auf Papier auch sehr viele Briefe verschickt. Da niemand eine Einnahmequelle hat, schlagen die 50 Pfennig pro Brief ordentlich zu Buche. Zu Beginn meiner Aktivitäten im SF-Fandom im Frühsommer 1984 bekomme ich von einem Berliner Fan den Tipp, mir von meinen Eltern die Erlaubnis zu holen, ein Girokonto bei der Postbank zu eröffnen. Sehr viele SF-Fans haben Girokonten; zum einen, um die Clubbeiträge in den zahlreichen SF-Kleinclubs zu bezahlen, zum anderen, um Fanzines zu kaufen.

Vor allem aber eignen sich die dreiteiligen Überweisungsträger, die man handschriftlich ausfüllt, um Kurznachrichten an den Empfänger oder die Empfängerin zu schreiben, indem man einander 1 Pfennig hin- und herüberweist. Die Post eignet sich hierfür besonders gut, da sie für ihre schnellen Überweisungen berühmt ist, das Girokonto kostenlos ist (Staatsbetrieb!) und an jeder Ecke ein Briefkasten steht, wo man die Überweisungsträger mit den passenden Umschlägen kostenfrei einwerfen kann.

Der Raum für die Kurznachricht ist in etwa halb so groß wie eine Zigarettenschachtel. Manche schreiben daher sehr klein, manche sehr prägnant. Antwort erhält man innerhalb von 48 Stunden, es ist sehr, sehr schnell.

Till Raether

Ungefähr 1980

Ich erfinde das Smartphone, und weil es das noch nicht gibt, baue ich gleich eines

Eine Bekannte äußert 2021 Interesse daran, uns die alte Holzeisenbahn meiner Jungs, die hier im Keller liegt, abzukaufen. Für ihre Kinder. Die Holzeisenbahn stammt zum Teil noch aus meiner Kindheit und ist vermischt mit Holzbauklötzen, ebenfalls aus meiner Kindheit. Weil, klar, man ja die Holzbausteine braucht, um die Eisenbahn über Berge usw zu führen. Ich stapfe also in den Keller und fange an, das zu sortieren. Und dabei finde ich: Mein erstes Smartphone.



Foto: Das erste Smartphone ist noch ziemlich dick und hat interessante Knöpfe und Regler



***Foto**: Auch nach ca. 35 Jahren im Keller zeigt die grüne Lampe links oben immer noch Dauerbetrieb an – offenbar ist der Akku oder meine sehr stromsparende Bauweise späteren Handyversionen überlegen*

Ein Erwachsener würde vielleicht sagen, dass das ein angemalter Holzklotz ist. Aber ich erinnere mich genau, wie ich den als Kind angemalt und damit viel telefoniert, Raumschiffe und Spielzeugautos ferngesteuert und gespielt habe. Das ist also meine Vorstellung eines Smartphones, ungefähr im Jahr 1980. Klar, die Bezeichnung "Smartphone" gibt es 1980 noch nicht. Ich stelle mir das Ding als eine Weiterentwicklung eines CB-Funkgeräts kombiniert mit einem Supercomputer vor. Und das ist ja eigentlich ein Smartphone.

Meine Vorstellung von User Interface Design ist offenbar noch von relativ vielen Knöpfen und Lampen geprägt, auch wenn das Gerät immerhin schon weniger Knöpfe hat als die ersten Handys. Stattdessen irgendwelche wohl fantasievollen multifunktionalen Schieberegler und Anzeigen. Ich meine auch, dass ich mir schon so etwas wie eine Sprachsteuerung vorgestellt habe, aber vielleicht habe ich das auch falsch in Erinnerung.

Molinarius

1.4.1981

Mein Berufsleben beginnt mit ERNA

Mein Einstieg ins Berufsleben ist zugleich der Einstieg in eine neue Welt der Kommunikationstechnik. Im Außenbüro der Deutschen Presse-Agentur (dpa), wo ich mein Volontariat beginne, stehen nicht nur die üblichen Geräte der herkömmlichen Bürotechnik: Zwei wuchtige Bildschirme zeigen, dass das Büro an ERNA angeschlossen ist, die *Elektronische rechnergesteuerte Nachrichtenvermittlungs-Anlage*, die in der dpa-Zentrale in Hamburg steht.

ERNA ist, wie es sich für eine Nachrichtenagentur gehört, das schnellste und modernste Mittel der Nachrichtenübermittlung. Die Texte, die grün auf schwarz auf dem Bildschirm erscheinen, werden mit einem Knopfdruck versandt und gehen über eine Standleitung nach Hamburg, werden dort noch

mal redigiert und gehen dann entweder regional oder bundesweit an die Zeitungen und Rundfunkanstalten. Bei wichtigen Nachrichten innerhalb weniger Minuten.

Aber ERNA kann noch mehr: Mit dem System lassen sich interne Nachrichten an alle dpa-Büros verschicken, die an ERNA angeschlossen sind. Mit einem aus drei Buchstaben bestehenden Kürzel wird der Adressat benannt, und dann rauscht eine Nachricht innerhalb von Sekunden aus der deutschen Provinz nach Moskau. Oder Washington. Oder Santiago de Chile. Und, auch das ist faszinierend neu: bei Bedarf auch an alle zugleich. Nicht mehr nur wie mit dem Fernschreiber allein an einen Adressaten.

Allerdings erlauben die dummen Terminals, die in diesem dpa-Außenbüro stehen, keinen Zugriff auf die im Hamburger Zentral-Server gespeicherten Texte. Und lokal wird nichts gespeichert. So kann ich zwar meinen Text auf dem Bildschirm schreiben und beliebig redigieren, verändern, verbessern – aber er bleibt nur so lange stehen, bis der Bildschirm für den nächsten Text, für die nächste Meldung gebraucht wird. Das ist ein bisschen ärgerlich, vor allem bei den Agentur-typischen Zusammenfassungen: Die Bestandteile einer früheren Meldung kann ich nicht einfach in den neuen Text hineinkopieren, sondern muss sie aus der vorherigen Fassung abschreiben, die beim Absenden automatisch ausgedruckt wurde. (Genau genommen muss nicht ich das abschreiben, sondern die Sekretärinnen, die bei dpa Infotypistinnen heißen. Aber das Prinzip bleibt.)

Bei der Beschäftigung mit ERNA lerne ich auch etwas, was mein Verständnis moderner Kommunikation grundlegend verändert. Irgendwann bekomme ich nämlich mit, dass in der Hamburger Technikabteilung alle internen Nachrichten mitgelesen werden. Zum Beispiel eine Information, die das Büro in Santiago de Chile an das Büro in Buenos Aires schickt. Was ich erst nicht verstehe – wieso geht die Nachricht nicht direkt aus dem einen südamerikanischen Land in das andere, sondern den Weg über das ferne Hamburg? Die Techniker machen mir klar, dass alle Nachrichten in die Systemzentrale in der Hansestadt gehen. Geographie spielt für die elektronische Verteilung der Information keine Rolle.

Die ERNA-Terminals, an denen ich mein Volontariat beginne, sind übrigens schon nicht mehr die erste Generation – 1981 ist ERNA bereits acht Jahre alt. 1973 führte dpa das (für Deutschland) revolutionäre System ein, und die Computerwoche beschrieb 1975 nicht nur die technischen Rahmendaten (SPL 16 von General Automation, 24 K/16 Bit mit 2MB-Platte von Burroughs und 24 MB-Memorex-Wechselplatte), sondern sorgte sich auch um die Zukunft des Journalismus: *40 DPA-REDAKTEURE AM COMPUTER-BILDSCHIRM – Macht ERNA Zeitungsmacher brotlos?*

Thomas Wiegold

12. April 1981

Ich bin live bei einem Raketenstart dabei, fast zumindest

Der 12. April 1981 ist ein Sonntag. Die Sonne scheint, es ist ungewöhnlich warm für einen Apriltag. Meine Eltern und ich besuchen meinen Onkel. Ich bin sehr technikbegeistert, und die Wochen davor ist der bevorstehende erste Start eines wiederverwendbaren Space Shuttles, der "Columbia", vom "Weltraumbahnhof" Cape Canaveral das beherrschende Thema. Es gab vorher mehrere Startverschiebungen, zunächst war der Start schon für den 17. März geplant, nach vielen Jahren Vorbereitung, und niemand weiß, ob es diesmal klappt. Bereits bei den Vorbereitungen kam ein Techniker bei einem Unfall ums Leben, und in verschiedenen Startanläufen gab es immer wieder Abbrüche wegen Problemen an der Isolierung der Tanks und wenige Tage zuvor aufgrund eines Computerfehlers.

Ich bin voller Spannung, ob der Start nun tatsächlich stattfindet. Es ist wolkig über Cape Canaveral, eventuell wird doch alles wieder abgebrochen. Aber der Start soll live im Fernsehen übertragen werden!

Und nun steht ausgerechnet an diesem technikhistorisch bedeutsamen Tag ein Besuch bei meinem Onkel an! Ich hänge meinen Eltern in den Ohren, dass ich das aber *unbedingt* sehen muss. Meine Eltern wollen nicht, dass ich

bei so schönem Wetter tagsüber drinnen vor dem Fernseher sitze, bemühen sich aber andererseits, Verständnis für die Technikbegeisterung des Sohnes zu haben.

Wir finden einen Kompromiss, und ich trage also Mittags den Schwarz-Weiß-Fernseher des Onkels in den Garten. Der Fernseher bekommt sein Fernsehsignal nur über eine kleine Antenne, Kabelfernsehen gibt es noch nicht. Wegen der hellen Sonne kann ich zunächst kaum etwas auf dem Fernseher erkennen. Ich stelle den Fernseher unter einen Apfelbaum und hänge einen Karton darüber, um die Sonne abzuschirmen. So richtig gut sehen kann ich das Fernsehbild immer noch nicht, aber dennoch: Ich bin live dabei. Der Start funktioniert ohne weitere Verzögerungen. Um 14 Uhr lokaler Zeit, während die Erwachsenen Kaffee trinken, hebt die Columbia ab.

Ich verfolge den Start gebannt, stelle mir vor, wie die 40fache Schubkraft eines Jumbo-Jets beim Start wirkt, und auch wenn ich auf dem kleinen Schwarz-Weiß-Fernsehbild und in der hellen Umgebung kaum etwas erkennen kann, berichte ich begeistert den Erwachsenen am ebenfalls im Garten stehenden Kaffeetisch davon, wie acht Minuten später in einer Höhe von über 100 Kilometern die drei Haupttriebwerke abgeschaltet und noch etwas später die 245 km hohe Kreisbahn erreicht ist.

Hier gibt es die damalige Tagesschau-Sendung zum Nachsehen.

Nachtrag und Disclaimer: Dieser Artikel ist im März 2019 aufgeschrieben, während ich einen Außeneinsatz der ISS Crew auf meinem Smartphone beobachte und mich dabei daran erinnere, wie mich der Columbia-Start 1981 begeistert hat. Im März 2019 wird der Außeneinsatz von der ISS live gestreamt, inklusive des Funkverkehrs zwischen der Bodenstation und der Crew: „And, Nick, I know you know but I'm gonna say it anyway, the 8 inch screw points towards the radiator... Awesome job!", und man sieht die Astronauten an der ISS arbeiten; ich finde das auch 2019 sehr beeindruckend.

Clemens Möller

28.4.1981

1981 piept es bei mir in der Klasse. Ein paar Tage lang.

Nachdem es zur Einschulung wichtig war, eine „normale”, analoge Uhr ablesen zu können, lassen sich alle Jungen meiner Klasse zur Erstkommunion digitale Armbanduhren schenken. Mit Stoppuhr, Countdown, möglichst vielen Weckern und Zeitzonen. Wer die meisten Funktionen an seiner Uhr hat, darf sich als Sieger fühlen.

Am Dienstag nach dem Weißen Sonntag piepen in der Klasse zu jeder vollen Stunde 15 Uhren. Genauer: Sie piepen in den dreißig Sekunden rund um jede volle Stunde, denn so ganz genau gehen die Uhren dann trotz der modernen Technik doch nicht.

Am Mittwoch nach dem Weißen Sonntag verlangt die Klassenlehrerin, dass die Stundensignale aufhören.15 Jungs beteuern, das müsse so sein, das könne man auch nicht abstellen.

Als am Donnerstag die Lehrerin droht, dass die Uhren nicht mehr mit in die Schule gebracht werden dürfen, wenn das ständige Piepen nicht aufhört, findet sich in den Einstellmöglichkeiten aller Uhren plötzlich doch eine Möglichkeit, das Signal zu deaktivieren.

Christian Fischer

September 1978 – Juli 1981

Der PET 2001 “All-in-one”

Der erste richtige Personal Computer, der in Deutschland verkauft wird, kommt nicht von Apple oder IBM, sondern ist ein Gerät von Commodore, der PET 2001. Die drei Buchstaben stehen für „Personal Electronic Transactor“. Der Name erinnert an HAL, den Computer aus 2001 – Odyssee im Weltraum.

In unserem Gymnasium ist der Mathelehrer ein Computerfreak und schafft zwei dieser Geräte an. In den Freistunden der Oberstufe dürfen wir nach Voranmeldung in den Computerraum. Dort verbringen ein Freund und ich viel Zeit. Unser erstes Projekt ist ein Memory-Spiel aus der Funkschau, das wir erst mühsam abtippen und dann die Fehler beseitigen. Es dauert mehrere Monate, bis das letzte vergessene Zeichen ergänzt ist und das Programm läuft. Später sind Programme zum Lösen von Linearen Gleichungssystemen der Hit.

Der PET 2001 ist ein früher „All-in-one"-PC. Sein Blechgehäuse hat nicht nur Monitor und Elektronik integriert, sondern auch Tastatur und Speichermedium – ein schnödes Compaktkassettenlaufwerk nimmt die Programme auf. Mit Systembefehlen zu Starten und Stoppen des Kassettenmotors bauen wir sogar so etwas wie ein Inhaltsverzeichnis für die Kassetten mit unseren abgetippten oder selbst geschriebenen Listings. Die Tastatur verdient eigentlich diese Bezeichnung kaum, denn es sind quadratische kleine Knöpfe mit vier oder fünf Belegungen, immerhin fast so angeordnet wie auf einer Schreibmaschine.



Foto: Rama, Wikimedia Commons, Cc-by-sa-2.0-fr, Commodore 2001 Series-IMG 0448b, CC BY-SA 2.0 FR

Später organisiert der Lehrer einen ausrangierten Fernschreiber, den er versucht, als Drucker an den PET2001 anzuschließen. Ich kann mich aber nicht mehr daran erinnern, dass es erfolgreich war.

Teile der Elektronik und die Programmiersprache, ein rudimentäres BASIC, überleben auch in weiteren Generationen von Commodore-Computern wie dem C64, auf das ich später das Memory-Programm transferiere und so umsetze, dass Spielfeld und Karten in Farbe angezeigt werden. Aber das ist eine andere Geschichte…

(to be continued)

Thomas Jungbluth

1981, nach den Sommerferien

Meine erste Begegnung mit einem Computer

Meine erste Begegnung mit einem Computer ist 1981, ich bin 13 Jahre alt. Ein Klassenkamerad erzählt, dass sein Bruder in der Computer-AG der Schule sei. Ich kann zunächst überhaupt nicht glauben, dass die Schule einen Computer besitzt, denn nach meiner Vorstellung sind das zimmergroße Anlagen mit riesigen Bandlaufwerken, wie man sie manchmal im Fernsehen sieht.

Natürlich ist meine Neugier geweckt, und ich gehe zum nächsten Termin der AG.

Sie wird von einem ehemaligen Schüler geleitet, der in Bonn Informatik studiert. Ich erfahre, dass der Computer ein Geschenk eines Vaters gewesen sei und regulär wohl 40.000,- DM Listenpreis gekostet hätte. Dieser Computer ist, wie ich heute (2018) weiß, ein „Mikrocomputer“, was bedeutet, dass er aus heutiger Perspektive riesig war, aber eben nicht so raumfüllend wie die „richtigen“ Computer dieser Epoche. Es gibt zu dieser Zeit bereits den Apple II, und IBM wird im selben Jahr noch den PC vorstellen, aber von all dem weiß ich nichts. Stattdessen stehe ich völlig überwältigt vor einer Maschine, die von sich aus Dinge tut.

Der Rechner stammt von der Firma „Dietz Computer Systeme“, hat 48 Kilobyte RAM und als einziges Speichermedium zwei 8-Zoll-Diskettenlaufwerke. Obwohl 8 Zoll das größte aller Diskettenformate ist, passen zumindest bei

diesem Laufwerk nur ca. 100 Kilobyte auf eine Floppy. Dass Mikrocomputer keine PCs (also „personal computer“) sind, zeigt sich daran, dass an unseren einen Computer drei Terminals angeschlossen sind, an denen gleichzeitig gearbeitet werden kann. Allerdings ist nur ein Terminal so ausgelegt, wie man es heute von einem Computer erwartet, also mit Bildschirm und Tastatur. Ein anderes „Terminal“ ist ein Nadeldrucker, der 132 Zeichen pro Zeile auf Endlospapier druckt, aber als Clou eine eingebaute Tastatur hat. Das dritte Terminal ist ein Fernschreiber, inklusive Lochstreifenleser.

Immerhin erfolgt die Eingabe an allen Terminals über Tastatur, was gar nicht so selbstverständlich ist. An vielen Großrechnern erfolgt noch zu dieser Zeit die Eingabe über Lochkarten. Diese Periode habe ich leider knapp verpasst.

Die meiste Zeit verbringen wir damit, an dem Computer Programmierung zu lernen. Dabei benutzen wir CBASIC, eine Variante von BASIC, die es erfordert, dass das Programm vor der Ausführung kompiliert werden muss (das erste C steht für „Compiler“).

Ich erinnere mich heute leider nicht, wie lange der Kompiliervorgang für „Hello world“ dauert, aber ich weiß noch gut, dass unser „richtiges“ Programm, das wir später für das Schulsekretariat schreiben um die Blockung der Kurse in der Oberstufe zu erleichtern, jedes Mal gut 30 Minuten braucht, auch wenn man nur einen kleinen Tippfehler korrigiert hat.

Es gibt auch Spiele, aber da der Computer keinen Grafikmodus hat, und sowohl auf den Druckern als auch auf dem Bildschirm immer nur zeilenweise Text ausgegeben werden kann, sind die Möglichkeiten begrenzt.

saltysheepninja

ca. September 1981

Technik aus Japan: Euch geht's wohl zu gut!

Weil Erich Honecker im Mai Japan besucht hat, gibt es jetzt ca. 1000 Mazdas auf unseren Straßen, sowie zwei Sony-Walkmen mit und ohne Radio in der Kaufhalle (unter Plexiglas, für 700 und 1000 Mark. Später wird der Preis runtergesetzt, aber es kauft sie trotzdem keiner.) Weil sie in dieser Zeit eingeführt werden und elektronisch waren, halten wir auch die neuen, roten Fahrkartenautomaten für japanisch. Meistens sind gleich zwei nebeneinander in die Wand eingelassen. Sie haben zur Bedienung ein Zahlenfeld, wobei die Zahlen aus Nagelköpfen bestehen, die man mit den Fingern berührt. Man muß also keine unbequemen Knöpfe mehr drücken, sondern nur mit den Fingerspitzen über die Zahlen gleiten. Auf dem Bildschirm gibt es verschiedene Menüs im grün-schwarzen DOS-Look. Beim Klassenausflug bilden die Jungs am Bahnhof immer eine Traube um die Automaten. Wir haben eine Zahlenkombination herausgefunden, bei der das Gerät blockiert und jede Zahl einen anderen Piepston macht, so daß man eine Melodie spielen kann. Bis ein Erwachsener sich durchdrängelt: „Euch geht's wohl zu gut!"

Jochen Schmidt

1981

Ein Brief aus dem Rechenzentrum

Ich bin elf Jahre alt und möchte die Zahl π auswendig lernen. Auf diese Idee bin ich nicht ganz von allein gekommen, sondern ich habe in der ersten Ausgabe der Sendung »Wetten dass?« jemanden gesehen, der das konnte. Es scheint mir eine faszinierende, meinem jungen, formbaren Gehirn angemessene Aufgabe.

In meinem Mathebuch gibt es eine Fußnote, in der die Zahl bis auf dreißig Stellen nach dem Komma abgedruckt ist. Damit fange ich an. Es ist nicht besonders schwer, schon nach wenigen Tagen – oder war es nur eine einzige Schulstunde? – habe ich die dreißig Stellen im Kopf und kann sie herunterrattern. Aber wo bekomme ich jetzt die nächsten Stellen her?

Ich beschließe, an ein Rechenzentrum zu schreiben – jene sagenumwobenen Räume mit blinkenden Lichtern und rotierenden Magnetbändern. Leider weiß ich heute, mehr als dreißig Jahre später, nicht mehr, an welches Rechenzentrum ich geschrieben habe. Es könnte das der Universität Dortmund oder der Universität Münster gewesen sein. Ich weiß auch nicht mehr, wie ich überhaupt die Adresse des Rechenzentrums herausfand. Vielleicht habe ich einfach »Universität Dortmund – Rechenzentrum« geschrieben. Kinderbriefe haben ja die erstaunliche Fähigkeit, ihren Bestimmungsort mit märchenhafter Sicherheit zu finden.

Nach einigen Wochen bekomme ich tatsächlich eine Antwort: ein Brief mit einem umständlich gefalteten, weil im Format nicht ganz in den Umschlag passenden Blatt Druckerpapier, grün/weiß gestreift, perforiert, und tausend Stellen der Zahl π. Übersichtlich in Fünfergruppen geordnet. Dabei liegt ein Schreiben vom Leiter des Rechenzentrums der Universität, in dem er mir zu meinem Vorhaben gratuliert. Ob da vielleicht der Wunsch dahinter stecke, in einer Fernsehsendung aufzutreten? Hier jedenfalls seien tausend Nachkommastellen, berechnet mit einem alten Programm, das er vor vielen Jahren geschrieben habe. Es sei ihm klar, dass es inzwischen modernere, bessere Verfahren gäbe, aber es sei ihm eine Freude gewesen, sein Programm noch einmal für mich zum Laufen zu bringen.

Ich mache Fotokopien des kostbaren Blattes und beginne zu lernen. Bis zur hundertsten Stelle komme ich – es ist nicht besonders schwierig, das Erfolgsgefühl intensiv, aber von kurzer Dauer, und ich verliere wieder das Interesse.

Heute, vierunddreißig Jahre später, weiß ich von den hundert Stellen noch fünfzig – die ersten dreißig als einen zusammenhängenden, einzigen Strom von Ziffern, so, wie sie im Mathebuch standen, die nächsten zwanzig in den Fünfergruppen des Druckerpapiers aus dem Rechenzentrum.

André Spiegel

17.10.1982

Kabel für die Band

Ich bin 15 und katholisch kirchlich jugendengagiert. Unter anderem mache ich Musik in einer Band, die Jugendgottesdienste gestaltet: „Ins Wasser fällt ein Stein“, „Liebe ist nicht nur ein Wort“, „Danke für diesen guten Morgen“, „Kumbaya my lord“ – ein gut durchgemischtes Happy-Clappy-Repertoire. Ich spiele dabei Querflöte und singe zur sonst üblichen Besetzung Gitarre, E-Bass, Schlagzeug, Keyboard.

Fast jeden Sonntag treffen wir uns am damaligen Kloster und Studienseminar der Redemptoristen St. Alfons in Ingolstadt, um zusammen auf ein Dorf zu fahren und einen Gottesdienst zu untermalen: Einer der Redemptoristenpatres ist der Initiator und Organisator des Ganzen, dem Kloster gehört auch die „Anlage“, also Mikrophone, Verstärker, Mischpult, Lautsprecher und die verbindenden Kabel (sowie der VW-Bus, mit dem uns der Pater zu den Einsätzen fährt, gerne Kirchenlieder anstimmend, die wir mitsingen sollen, oder gleich Rosenkranz betend, was beides bei seinem hochriskanten Fahrstil angemessen erscheint, aber nicht zur Geschichte gehört). Vor Ort bauen wir die Anlage auf, stimmen die Instrumente, soundchecken die Anlage und lassen uns vom verschreckten Gemeindepfarrer inständig bitten, bloß nicht zu laut zu spielen – der Schlagzeuger nimmt seine Sticks bereits nur noch der Form halber mit, spielen wird er eh immer mit Besen.

Hin und wieder geht etwas kaputt und muss ersetzt werden – was dem Pater immer Sorgenfalten auf die Stirn treibt, denn Geld ist knapp im Kloster. Das kann ich verstehen, denn jedes noch so unscheinbare Teil kostet schrecklich viel Geld, vor allem für meine jugendlichen Taschengelddimensionen. Allein schon die Kabel, die durch ständigen Auf- und Abbau und mangels pfleglichem Umgang schnell verschleißen …

Als ich daheim von diesen großen Ausgaben erzähle, spitzt mein Elektrikervater die Ohren: Zum einen ist er ein sehr hilfsbereiter Mensch, zum anderen hegt er den Grundverdacht, dass praktisch jeder Kaufpreis ausbeuterisch überhöht ist: „Was? So teuer?“ Er überschlägt, was ihn der Meter Kabel im Großmarkt kostet, wie viel man für die Stecker zahlen muss und kommt unterm Strich auf einen Bruchteil der genannten Kosten. Umgehend bietet er an, Ersatzkabel für die Band anzufertigen.

Zwei Wochen später sind wir wieder auf sonntagmorgendlicher Tour in die fränkische Diaspora. In der kleinen, barocken und ungeheizten Dorfkirche (in meiner späteren Erinnerung sind alle Kirchen, in denen ich damals spielte, klein, barock und scheißkalt) stellen wir die Anlage auf und schließen sie mit den neuen Kabeln an. Sie sind baustellengrau statt des gewohnten Schwarz, aber das ist ja wohl unwichtig. Soundcheck, Instrumente stimmen, ja, wir spielen nicht zu laut, versprochen.

Schon das erste Lied, irgendetwas Mittelschmissiges zum Einzug, klingt seltsam. Da sind doch Zwischengeräusche irgendwoher? Beim zweiten Lied scheint wieder alles in Ordnung – bis es zu Ende ist und wir die Anlage nicht gleich ausschalten. Jetzt sind die Zwischengeräusche recht einfach zu identifizieren: Wir hören einen Radiosender. Erschreckt schalten wir den Verstärker ab, doch fürs nächste Lied müssen wir ihn ja wieder anschalten: Radiogeräusche. Irgendwie hangeln wir uns durch die Messe, konzentrieren uns auf unsere eigene Musik.

Und so lernen wir alle, dass der deutlich höhere Preis der schwarzen Musikkabel begründet ist: Sie sind nämlich gründlich abgeschirmt gegen genau solche Fremdsignale.



Bild: privat,

die Kaltmamsell

Sommer 1983

Der Kleine ist nicht stumm: Wettläufe mit der Technik

Auf meinem ZX81, den ich seit eineinhalb Jahren besitze, habe ich inzwischen die Maschinensprache gelernt. Ich kann einzelne Bits im Prozessor hin und her bewegen, und das mehr als drei Millionen mal in der Sekunde. So schnell, mit 3,25 Megahertz, ist nämlich der Prozessor getaktet. Vor kurzem habe ich außerdem entdeckt, wie ich den Tonausgang, über den normalerweise die Programme auf einem Kassettenrekorder gespeichert werden, ein und wieder ausschalten kann. Wenn ich ihn einschalte und dann – so rechne

ich mir aus – 3693 Operationen lang gar nichts mache, ihn dann ausschalte, und noch einmal 3693 Operationen lang gar nichts mache, dann wieder einschalte und alles von vorn – müsste am Ausgang der Kammerton A mit 440 Schwingungen in der Sekunde erklingen.

Gesagt, getan. Der Ton erklingt. Und ich kann es mit der Stimmgabel aus dem Gitarrenunterricht nachprüfen: Es ist wirklich der Kammerton A. Das ist ziemlich spektakulär, denn von Hause aus hat der ZX81 keine Tonausgabe eingebaut, abgesehen von dem Kassettenausgang, der für die Datenspeicherung da ist. Und auch hier musste Clive Sinclair extreme Sparsamkeit walten lassen: Der Kassettenausgang ist darum derselbe wie der Ausgang, an dem der Fernseher hängt, und so zeigt mein Schwarzweißfernseher ein interessantes Streifenmuster, während der Ton erklingt.

Ich schreibe ein paar weitere Programme. Ich experimentiere mit anderen Tonhöhen, gleitenden Frequenzen, Impuls/Pausenverhältnissen – ich habe einen Synthesizer gebaut! Darauf bin ich so stolz, dass ich beschließe, eine kleine Auswahl dieser Programme an die neue Computerzeitschrift CHIP zu schicken, die in jedem Heft einige Listings von Lesern veröffentlicht.

Aber wie bekomme ich die Programme auf Papier? Zwar habe ich seit einiger Zeit einen Drucker für meinen Computer, aber der ist ebenfalls eine abenteuerliche Konstruktion von Clive Sinclair, die mit metallbeschichtetem Thermopapier arbeitet und ein so katastrophales Schriftbild hat, dass ich es unmöglich einer Zeitschrift zumuten kann. Ich nehme also die Ausdrucke – oder schreibe ich die Programme lieber von Hand vom Bildschirm ab? – und gehe nach Feierabend in die Arztpraxis, in der meine Mutter arbeitet, wo es eine elektromechanische Schreibmaschine gibt. Damit tippe ich die Programme auf ein DIN-A4-Blatt, wobei ich darauf achte, jede Null, für die man ein großes O schreiben muss, danach noch mit einem drübergetippten Schrägstrich eindeutig als Null erkennbar zu machen. Die Programme sind kurz – denn es geht ja mehr ums Prinzip – und passen darum alle auf das eine DIN-A4-Blatt. Mit Lineal und schwarzem Filzstift zeichne ich Trennungslinien dazwischen.

Bevor ich von CHIP eine Antwort bekomme, wache ich eines Tages im Krankenhaus auf. Ich habe in der Schule einen epileptischen Anfall bekommen. Es werden Röntgenaufnahmen meines Kopfes gemacht, um vielleicht eine Ursache zu finden. Aber Röntgen ist dafür zu grob – irgendetwas scheint da in meinem Gehirn zu sein, aber man sieht nicht genau, was. Es gibt so etwas nicht in unserer Kleinstadt, aber das Krankenhaus in der nächstgrößeren, achtzig Kilometer entfernten Kreisstadt hat einen modernen Computertomographen. Dort werde ich mit einem Krankenwagen hingefahren.

Es sieht nach einer Gehirnblutung aus. Vielleicht ist es aber auch ein Tumor – selbst der Computertomograph kann das nicht mit Sicherheit beantworten. Ich muss operiert werden. Und erst bei der Operation wird man sehen können, was es wirklich ist. Eine Blutung wäre vergleichsweise harmlos – man würde das geronnene Blut entfernen und vielleicht noch ein wenig angrenzendes Gehirn. Wenn es aber ein Tumor ist, und vielleicht sogar ein bösartiger, sagen die Neurologen, wird man große Teile des umgebenden Gehirns mit entfernen müssen.

Während ich in das Krankenhaus der Kreisstadt verlegt werde, wo meine Eltern mich jeden Tag besuchen kommen, und auf die Operation warte, trifft die Antwort von CHIP ein. Mein Artikel ist angenommen! Allerdings hätte die Redaktion eine kleine Bitte – ob ich ihnen die Listings vielleicht noch einmal zuschicken könnte, und zwar jedes auf einem einzelnen Blatt Papier?

Jetzt hängt alles an meiner Mutter. Sie wird sich nach Feierabend an die elektromechanische Schreibmaschine setzen und die Listings noch einmal abtippen – Zeichen für Zeichen, ohne auch nur das geringste von Programmierung zu verstehen. Sie wird mir später die Vorlage zeigen, das Blatt, das ich selber geschrieben hatte. Jedes einzelne Zeichen darauf hat sie mit Bleistift unterstrichen, unmittelbar nachdem sie es abgetippt hatte, um nur ja keinen Fehler zu machen. Sie macht keinen. Einschließlich der Os mit dem Schrägstrich durch.

Es ist ein etwas eigenes Gefühl, in Narkose versetzt zu werden und nicht zu wissen, mit was für einem Gehirn, was für einem Ich man danach wieder aufwachen wird. Schlimmer allerdings wird es für meine Eltern gewesen sein. Für mich mit meinen dreizehn Jahren ist es noch immer vor allem ein Abenteuer.

Als ich wieder zu mir komme, bin ich derselbe, und die Ärzte lächeln. Nur ein Angiom! Nur ein Angiom! Wir haben uns richtig gefreut, als wir dein Gehirn vor uns liegen hatten.

Ich bin noch im Krankenhaus, als ich das Belegexemplar von CHIP bekomme. »Der Kleine ist nicht stumm: Tonerzeugung am Kassettenport des ZX81«.

Was weiter geschah: Biographische Archäologie und Die Präzision der Mutterliebe.

André Spiegel

1983/84

Programmieren lernen im Schaufenster

Was macht man Anfang der 80er Jahre als präpubertärer Teenager ohne jegliches Interesse an sportlichen Aktivitäten, aber mit einer in die Wiege gelegten Technikaffinität? Die Modelleisenbahn wird langsam langweilig, aber in den Magazinen, die der Vater (Fernsehtechniker und Funkamateur) abonniert hat, tauchen immer mehr Anzeigen, Testberichte und Bastelvorschläge mit sogenannten “Heimcomputern” auf. “Digital” ist für mich nichts Unbekanntes, denn für Vater musste ich häufiger auf Karopapier gemalte Pixelgrafiken in Hex-Werte umrechnen und auf EPROMs brennen, damit diese dann als Textzeilen in die Amateurfernsehbilder eingeblendet werden können, z. B. mit dem Namen, dem Rufzeichen (das ist sowas wie ein Nickname) oder “Kamera 1”, “Kamera 2”, etc.

Aus unerfindlichen Gründen hat die niederbayerische Kleinstadt Deggendorf ein Karstadt-Kaufhaus. Im Erdgeschoss ist die Elektronik-Abteilung (hauptsächlich Fernseher, Radios und Stereoanlagen) und auf der anderen Seite der Bürobedarf. Elektrische Schreibmaschinen sind so lala interessant, aber irgendwann beim Browsen zwischen den Farbbandkassetten steht da ein TI-99/4A Heimcomputer mit Farbmonitor. Das bunte Startmenü ist wochenlang regungslos dabei, sich in den Bildschirm einzubrennen. Irgendwann bringe ich es übers Herz, die Lage checkend wie ein Ladendieb, der Aufforderung “READY – PRESS ANY KEY TO BEGIN” nachzukommen.

Die nächsten Monate (deutlich zweistellig) verbringe ich fast ausschließlich jede freie Stunde in der Schreibwarenabteilung. Anfänglich muss ich mir die Erlaubnis beim überwiegend weiblichen Verkaufspersonal holen, das sich zunehmend genervt zeigt. Der Verkäufer aus der benachbarten Elektronikabteilung, wahrscheinlich neidisch, weil der Heimcomputer seiner Meinung nach in der falschen Abteilung steht, wird allerdings zu meinem Unterstützer. “Das ist doch gut fürs Geschäft, wenn da junge Leute mit den Geräten rumspielen!”, ist seine überzeugende Argumentation. Außerdem kennen sich mein Vater und der Elektronikverkäufer.

Einen Schulfreund kann ich kurzzeitig für meine Entdeckung begeistern, aber mein Durchhaltevermögen, was Rumstehen im Kaufhaus angeht, ist deutlich größer.

Ich lerne zwischen TippEx-Rollen und Farbbändern die Grundlagen der Programmierung von Grafik (bunte Sinuskurven, Lissajous-Figuren, Sound war nicht so beliebt) und einfachen Spielen in BASIC. Die Stadtbücherei hat zum Glück eine Handvoll Bücher zu dem Thema. Die Legende geht so weit, dass ich es sogar zu einem schlichten, aber spielbaren PacMan-Klon gebracht haben soll – das kann aber zum Aufschreibezeitpunkt 2019 auch verklärte Erinnerung sein. Auf jeden Fall gibt es im Winter von mir Weihnachtsdekorationen auf dem Rechner: Krakelige Sternchen, die ruckelnd auf den unteren Rand fallen, allerdings mit einer naiven Gravitationssimulation.

Der Elektronikabteilungsverkäufer organisiert für mich sogar einen Kassettenrekorder als Ausstellungsstück (den TI Program Recorder), damit ich unter den Augen der mürrischen Verkäuferinnen kurz vor Ladenschluss (18:30 Uhr) noch alles hektisch auf eine Audio-Kassette speichern kann (was nicht schnell geht).

Meine Eltern, hauptsächlich meine Mutter, zeigen sich zunehmend unzufrieden mit der Situation und insbesondere mit dem Mangel an anderen Freizeitaktivitäten. Das Problem wird zum Glück nicht mit Verboten gelöst. Nach geschätzt anderthalb Jahren, Ende 1984, bekomme ich als Geburtstags/Weihnachts-Kombinationsgeschenk einen C-64. Die Verwandtschaft ist schwer beeindruckt, dass ich damit was programmieren kann.

Peter Witzel

Etwa 1983

Technikphantasie eines Kindes, das ich ist

Wir haben ein Festnetztelefon mit Wählscheibe in der Diele unseres Hauses, es ist grau und klingelt in etwa so, wie der Motor des VW Käfers meiner Großmutter schnurrt.

Wir haben ein Telefonbuch. Darin sind manche Nummern mit einem Q versehen. Ich frage die allwissenden Erwachsenen, was dieses Zeichen bedeutet.

Sie sagen, es bedeute, dass jemand einen “Anrufbeantworter” habe. Für den Fall, dass niemand zuhause sei, ginge er ans Telefon.

Der Tierarzt hat einen, der andere Tierarzt des Dorfes auch, finde ich heraus.

Meine Phantasie arbeitet. Es muss wohl ein Gerät sein, das nicht nur “ans Telefon geht”, sondern auch meiner Frage lauscht und dann eine Antwort gibt. Zum Beispiel, so stelle ich mir vor, könnte ich fragen, was ich machen soll, wenn mein Pferd (das ich gar nicht habe), eine Kolik bekommt.

Die Maschine würde mir dann sagen, dass ich es vor allem daran hindern müsste, dass es sich hinlegt. Das weiß ich aus verschiedenen Pferdebüchern und es ist eine so dringende Sache, die würde eine Maschine mit Sicherheit parat haben.

Ich kenne zu diesem Zeitpunkt nichts. Keine Science-Fiction, keine Filme. Nur Kindersachsendungen und Karl May und sämtliche Pfadfinderbücher der katholischen Schulbücherei. Ich kenne das Tonbandgerät meiner Großmutter und den Kassettenrekorder meiner Eltern. Ich weiß definitiv nicht, woher meine Vorstellung kommt.

Ich bin heute noch enttäuscht, dass ein Anrufbeantworter alles tut, nur keine Anrufe beantworten.

Alexa, Siri und all diese anderen Anwendungen (und Geräte letztlich), die es neuerdings gibt, kommen meiner Phantasie von damals jedenfalls sehr viel näher als der Anrufbeantworter selbst.

Pia Ziefle

Um 1984

Morsezeichen

Unsere Nachbarn in Kasachstan, die eine Etage unter uns wohnen, haben einen Sohn. Ich bin ungefähr zehn und würde mich nie trauen, den drei Jahre älteren Jungen anzusprechen. Und er ist allem Anschein nach sowieso nur an der Technik interessiert. Unsere Eltern sind befreundet und so bekomme ich es immer mit, wenn der Nachbarsjunge wieder mal aus ein paar Elektronikteilen etwas gebaut hat. Eines Tages sind es zwei Morsegeräte. Mein Vater ist sofort begeistert und beschließt, dass ich das Morsealphabet lernen soll. Er hat es selbst während seines Studiums in einem Wehrdienstkurs gelernt, den die Studenten damals als Ersatzdienst absolvieren durften. Mein Vater besorgt mir einen Zettel mit dem Morsealphabet und eins der beiden Morsegeräte. Zwischen unseren Kinderzimmern wird durch die Fenster ein Kabel

gezogen und schon geht es los. Wir senden abwechselnd und notieren die empfangenen Striche und Punkte. Ich mache mir keine Mühe, das Alphabet auswendig zu lernen und sende und übersetze vom Blatt. Die Unterhaltung gestaltet sich mühsam und inhaltlich belanglos, nach ein paar Wochen verlieren wir die Lust. Der Nachbarsjunge stürzt sich in ein neues Projekt. Weder davor noch danach haben wir je einen Satz, vom Nötigsten abgesehen, miteinander gesprochen.

Natalia Kauz

Sommer 1984

Auffinden in den Zeiten schlechter Auffindbarkeit

Ich bin auf einer Interrail-Reise mit meinem Schulfreund G. Meine Eltern sind besorgt, wir zwei Sechzehnjährigen würden in Frankreich nicht zurechtkommen, da keiner von uns beiden halbwegs brauchbar Französisch spricht. Wir mussten daher versprechen, auf dem Weg von und nach England durch Frankreich nur durchzureisen.

G. hingegen hat sich in den Kopf gesetzt, seinen Gasteltern eines früheren Frankreichaufenthalts einen Besuch abzustatten. Aber alles was er von ihnen weiß, sind die Namen der Familienmitglieder, den ihres Wohnortes und – nicht untypisch für Frankreich – dessen ungefähre Lage in Relation zu Paris.

Auf dem Rückweg aus England marschieren wir also in Paris in ein großes Postamt, wo in langen Reihen die Telefonbücher aller Regionen des Landes hängen. Wir müssen allerdings feststellen, dass „St. Germain de irgendwas“ als Ortsname alles andere als eindeutig ist – nach diesem Heiligen sind Dutzende Städte und Dörfer benannt.

Immerhin kommt der gesuchte Familienname nicht allzu häufig vor. Und auch in Frankreich enthält ein Telefonbucheintrag neben der Nummer eines Teilnehmers

üblicherweise dessen komplette Anschrift. Wir durchforsten also die Bände nach einem St. Germain, das in der richtigen Gegend liegt – Abgleich mit unserer Landkarte – und in dem jemand mit dem gesuchten Namen wohnt.

Tatsächlich werden wir auf diese Weise fündig, statten der Familie einen unangekündigten Besuch ab, werden herzlich kauderwelschend aufgenommen und fürstlich beköstigt.

Diese Geschichte ereignet sich im Jahr 13 vor Google bzw. 21 vor Google Maps. Auch im Jahr 2017, in dem ich sie aufschreibe, ist „St. Germain" allein bei Google kein besonders zielführender Suchbegriff. Und bei OpenStreetMap ebensowenig.

Virtualista

Ca. 1985, auch einige Jahre davor und danach

Das Internet meiner Kindheit

Meine Eintrittskarte in die Bücherei ist eine Plastikhülle mit zwei Einschüben, in dem einen Einschub ist der eigentliche Bibliotheksausweis, in dem anderen ein längliches Ausleih-Heftchen. Jede Seite des Heftchens ist einmal in der Mitte und einmal am Rand perforiert, so dass jede Seite als zwei einzelne kleine Abschnitte aus dem Ausleih-Heftchen heraustrennbar ist. Durch das ganze Heftchen durchgestanzt ist zwei mal meine Mitgliedsnummer der Bücherei, so dass auf jedem einzeln heraustrennbaren Abschnitt meine Mitgliedsnummer zu lesen ist.

Die Bücherei ist für mich vielleicht so etwas wie 20 oder 30 Jahre später ein Zugang zum Internet: So viel des Weltwissens versammelt an einem Ort! Außerdem hat die Bücherei einige Hörspiele auf Kassette und viele Spiele, die man dort spielen kann oder mit nach Hause nehmen kann. Es gibt ein schwarzes Brett, und ich treffe Freunde dort: auch Kommunikation findet also in der Bücherei statt.

Die regulären Kosten sind überschaubar, ich glaube für Kinder 1 DM pro Jahr. Ausleihe ist kostenlos. Aber wenn ich Bücher nicht rechtzeitig zurückbringe und die Leihfrist überschreite, dann wird es schnell teuer: 50 Pfennig pro Buch, das ist ein erklecklicher Teil des Taschengeldes und für mehrere Bücher dann schnell richtig ärgerlich.

Es gibt ja natürlich noch keine Mahn-Email oder so was, um an die ablaufende Leihfrist für Bücher zu erinnern. Nur so eine kleine Pappkarte, die in dem Buch hinten drin liegt. Es gibt eine Karte, die, wenn man ein Buch ausleiht, herausgenommen wird und die in der Bücherei verbleibt. Diese hat an den Seiten Löcher, damit ist kodiert, um welches Buch oder um welche Kategorie Buch es sich handelt. Beim Ausleihen kommt anstelle der Pappkarte mit Löchern eine andere Karte in das Buch, auf dieser ist ein Stempel, der an das Abgabedatum erinnert. Die Pappkarte mit den Löchern wird zusammen mit einem aus dem Ausleih-Heftchen herausgerissenen Abschnitt, auf dem meine Mitgliedsnummer steht, in einen Kasten sortiert.

Ich bin selten organisiert genug, mir eine Eintragung im eigenen Papierkalender zu machen, um an die Leihfrist zu erinnern. Nach einer Woche Fristüberschreitung kommt dann eine Postkarte zur Mahnung, aber da kostet das dann schon, ich weiß nicht mehr genau, 1 DM oder so.

Ich verbringe viel Zeit in der Bücherei. Es gibt einen Lesesaal, in dem Zeitschriften und Zeitungen ausliegen. Die jeweils aktuelle Ausgabe einer Zeitschrift und Zeitung kann nicht ausgeliehen werden, die wird im Lesesaal gelesen. Alle älteren Zeitschriften kann man dort lesen oder ausleihen. Ich kann auch Bücher aus dem Jugendbuch-Bereich mit in den Lesesaal nehmen und dort lesen. Manchmal habe ich vor mir im Lesesaal einen kleinen Berg an Büchern und Zeitschriften, die ich noch lesen will.

Molinarius

Mitte der 1980er Jahre

Die Sparkasse ist das schnellste Kommunikationsmittel

Ich lebe in einer norddeutschen Großstadt, meine Freunde dort quer über die ganze Stadt verteilt. Kommunikation, wenn sie schnell sein soll, ist nicht ganz so einfach: Anrufen bringt oft nichts, weil er oder sie nicht zuhause ist. Und bei den WG-Mitbewohnern eine Nachricht zu hinterlassen, hat sich als nicht so ganz zuverlässig herausgestellt.

Als schnellste schriftliche Kommunikationsmethode nutzen wir deshalb ein Computersystem. Na ja, indirekt, weil wir natürlich keinen Zugang zu einem Computersystem haben. Aber die örtliche Sparkasse hat eins. Und sie hat in den Filialen Terminals stehen, auf denen man seinen aktuellen Kontostand nachsehen kann. Außerdem, das ist moderne Technik, kann man auch direkt eine Überweisung abschicken.

Der einfachste Weg ist deshalb, seinem Kommunikationspartner einen Pfennig zu überweisen und die Nachricht in den Betreff zu schreiben. Allzu viel Platz ist da nicht, aber für eine kurze Information reicht es. Der Empfänger muss nur in seiner Filiale seinen Kontostand abrufen und sieht dann die Nachricht.

Es ist übrigens auch die billigste Art der Kommunikation. Denn ein Telefongespräch kostet zwanzig Pfennig.

Thomas Wiegold

1985

Calling Peter Norton

2020: We're going back into time . . .

Mit Corona zeigt sich, dass das Internet aus unserem Leben eigentlich nicht mehr wegzudenken ist. Was früher kommunikative SciFi war, ist heute Alltag und Standard, über den niemand mehr nachdenkt. Bestes Beispiel dafür ist mein alter Physiklehrer: «wenn Ihr glaubt, dass Ihr als Erwachsene immer und überall einen Taschenrechner dabei habt, seid Ihr auf dem Holzweg». ☺

Die Geschichte spielt zu einer Zeit, die deutlich näher an den Ursprüngen des Internets und des Beginns von Unix[1] liegt als an heute. Viel lustiger ist, dass die Geschichte gar nicht mehr heute spielen könnte, denn Kommunikation ist zu schnell und zu billig geworden.

1985 war der Ost-West Konflikt wichtiger als Android oder iOS, Berichte über Computer (wie der SPIEGEL-Titel von Ende 1984) wurden ignoriert, in Tschernobyl lief problemlos[2] ein KKW-Komplex. Die größte Gefahr für Europa im Sommer '85 waren die Hits von Modern Talking. Heute gibt es Bandbreiten im dreistelligen MBit-Bereich, im Smartphone ist genug CPU-Power, um Tausende Mondfähren gleichzeitig zu steuern und die Börse ist High Frequency Trading, bei dem um Mikrosekunden an Latenz gerungen wird.

1985

Damals war Kommunikation langsam und teuer. Beim Telefonieren gab es Ortsgespräche und Ferngespräche. Seit Januar 1984 waren Gesprächs innerhalb des Ortsnetzes für eine «Gebührentakteinheit» auch nicht mehr unbegrenzt lange möglich. Du hattest 8 Minuten, dann kostete es wieder. Hatte

[1] Siehe zum Beispiel de.wikipedia.org/wiki/Geschichte_von_Unix

[2] Manchmal willst Du gar nicht alles wissen . . . de.nucleopedia.org/wiki/Kernschmelze#cite_note-ChAES-1_21-04-1983-65

man kein Telefon zuhause (oder wollte in Ruhe quatschen), musste die nächste Telefonzelle („Fernmeldehäuschen“ war tatsächlich der offizielle Name) angesteuert werden. Der Weg war meist nicht weit, denn die Dinger standen an jeder Ecke. 1984 gab es in Deutschland über 130.000 Telefonzellen.

Für ein Ortsgespräch musste man Mitte der 80er 30 Pfennig einwerfen. Das war die BRD-Version von «forty[3] cents more for the next three minutes» Kennt noch jemand «Dr. Hook and the Medicine Show»?[4] 😎 Für ein längeres Ferngespräch hattest Du besser eine Handvoll Markstücke dabei und Auslandsgespräche in Telefonzellen waren aufgrund der benötigen Geldstücke «*heavy metal*» und erforderten eine gute Motorik. Das Geld war schneller weg als im Spielautomaten.

Mobil-Kommunikation war archaisch. Zu dieser Zeit hatte das «B/B2»-Netz (das C-Netz kam erst 1985) seine größte Verbreitung. «Mobiltelefonie» hieß damals ein Autotelefon mit zweistelligem Kilogewicht[5], 270DM Grundgebühr und man musste ungefähr wissen, wo der Angerufene war. Datenkommunikation war «böse». Irgendwas «nicht-Offizielles» war sowieso verboten, der «Gilb» war damals gnadenlos. High Speed waren 1200 bits/s (Bits!, nicht Bytes) und für das Geld für so ein Modem konnte man auch problemlos ein paar Wochen Urlaub machen[6].

Als wir (ich und zwei Freunde) 1985 für die VHS Dingolfing die ersten Computerkurse anboten, gab es keine «Computerräume». Wir drei und ein halbes Dutzend nagelneue Olivetti M24 in verschiedenen Konfigurationen bezogen Quartier im 1. Stock eines plüschigen Cafes neben dem Stadtplatz in einem ungenutzten Saal.

---

[3]Danke an @maria_hofbauer für die Korrektur. Man sollte Songs doch öfter als einmal pro Dekade anhören. ;-)

[4]Wer es gerne hören möchte: www.youtube.com/watch?v=7LXpnNKNxJI

[5]Die Dinger sahen damals so aus: www.oebl.de/B-Netz/Geraete/becker/AT76S/AT76S.html

[6]Akustikkoppler waren die einzige Möglichkeit für «mobilen» Datentransfer: de.wikipedia.org/wiki/Akustikkoppler

Fand kein Kurs statt (es gab nur Abendkurse), gehörte der Rechnerpark uns drei. Wir lernten, probierten, spielten und erweiterten unsere am Schul-Commodore erworbenen BASIC-Kenntnisse. Neben Donkey Kong, Lode Runner & Co. lernten wir auch andere Sprachen und Produkte wie dBASE, WordStar, Assembler oder Turbo Pascal kennen. Wir verbrachten Nächte vor den Rechnern, verblüfften den lokalen Olivetti «Büromaschinenelektroniker» damit, dass wir Grafiken auf einem 9 Nadel-Drucker druckten, der das eigentlich nicht konnte und entdeckten geheimnisvolle Tools wie Debugger oder einen Sektor-Editor für Disketten.

Die berühmt-berüchtigte Eigenschaft «IBM PC-kompatibel» fand z. B. bei Diskettenlaufwerken ein Ende. Die Disks des IBM PC hatten eine Kapazität von 360 KByte (Kilobyte!) auf 40 Datenspuren, Olivetti rühmte sich beim M24 mit 720 Kilobyte auf 80 Spuren[7]. Super, doppelt so viel Speicher. Blöd nur, dass alle schönen Tools, mit denen sich beispielsweise gelöschte Daten (teilweise) wieder herstellen ließen, eben aufgrund dieses Unterschieds nicht funktionierten[8]. Wem 720 KByte jetzt lachhaft vorkommen: der TurboPascal Compiler (V3.0) war etwa 39 KByte groß. Inklusive Debugger und Editor![9]

An einem Nachmittag hatten wir uns zu einer Lern/Programmier/Spiel-Session verabredet. Auf dem Weg zum «Computer-Saal» fiel mir auf, dass sich um die Telefonzelle am Stadtplatz eine Menschenmenge versammelt hatte. Zuerst dachte ich an einen Unfall, war aber nicht so. Außerdem waren dort fat nur Menschen, die heute als «mit Migrationshintergund» bezeichnet werden und damals «Gastarbeiter» hießen. Dingolfing war nicht erst seit der Übernahme von Glas durch BMW 1967 ein Zuwanderungsmagnet. Bereits nach dem Zweiten Weltkrieg wurden Flüchtlinge angesiedelt. In dieser Hin-

[7]Das Format mit 720KByte hielt sich nicht lange: de.wikipedia.org/wiki/Quad_Density — bald wurde es vom «high density» Format mit 1.2 Mbyte abgelöst. Damit war für die 5.25” Disketten das Ende der Fahnenstange erreicht.

[8]Wer mehr dazu wissen möchte, wird beispielsweise hier fündig: philipstorr.id.au/pcbook/book4/floppyd.htm

[9]Turbo Pascal v3.02 gibt es «antique software» frei zum Download: edn.embarcadero.com/article/20792

sicht habe ich etwas mit dem unvergessenen Peter Ustinov gemeinsam, der einmal sagte: «Meine Eltern waren sehr schüchtern, es hat einen Weltkrieg gebraucht, um sie zusammen zu bekommen».

Dennoch war das seltsam. Aber ich ging nach oben und begann am Rechner zu arbeiten. Irgendwann fiel mir auf, dass ich immer noch allein vor dem Rechner saß. Seufzend stand ich auf und ging nach unten, um per Telefonzelle nachzufragen, wo die anderen beiden denn steckten. Die Menschenmenge war mittlerweile weg, lediglich ein Mann wartete noch, während eine Frau drinnen telefonierte. Die kam grinsend aus der Telefonzelle, drückte dem Mann drei Groschen in die Hand und ging. Nach einer gefühlten Ewigkeit war auch der Mann mit seinem Gespräch fertig. Ich rein in die Telefonzelle und den Kumpel angerufen. Dauert noch etwas, aber er kommt gleich, alles easy.

Ich lege auf und die drei Zehnerl klackern aus dem Münzfach. Allerdings endet das Geräusch, das jeder kennt, der mit Telefonzellen aufwuchs, mit einem metallischen «Kling». So klingt es, wenn eine nicht akzeptierte Münze in das Ausgabefach des Münzzählers fällt. Ich öffne die Klappe und da liegen – 30 Pfennig! So ein Glück aber auch.

Moment, ich glaube, ich weiß, warum die Frau vorhin so grinste! Ich werfe die drei Zehnerl wieder ein, rufe meinen Freund nochmal an, «Du, ich muss nur kurz was testen, ich rufe Dich gleich nochmal an!» — «Du wirst schon wissen, was Du da machst», kommt es durch den Hörer zurück. Ich lege auf, «kling». 30 Pfennig in der Ausgabeschale. Wow!

Schlagartig wird mir klar, was da heute Nachmittag passiert ist: der Auslandsgesprächs-Rekord für eine Telefonzelle in Bayern wurde geknackt! Der Münzzähler hat einen Defekt und heute gibt es Telefonie umsonst. Die ganze Welt für 30 Pfennige! Die es dann auch noch zurück gibt.

Nochmal ein Gespräch mit dem anderen Freund, der es plötzlich ziemlich eilig hat, jemanden anzurufen. Fern- und Auslandsgespräche umsonst, wer weiß schon, wie lange dieser paradiesische Zustand anhält. . .

«Wir können jetzt einfach irgendwo anrufen und was fragen». OK, aber wen? Schließlich kommen wir auf die Idee, eine Softwarefirma anzurufen, die ein damals sehr beliebtes Textverarbeitungsprogramm[10] herstellt und einfach «Jeff» zu verlangen. Hauptsächlich deshalb, weil die Telefonnummer der Zentrale prominent auf der Verpackung steht.

«MicroPro International, good morning, how can I help you?», sagt eine weibliche Stimme. «Oh, Hi, Good morning, I would like to talk to Jeff please». Erstens: immerhin habe ich so schnell geschaltet, dass die Zeitdifferenz in ein «Guten Morgen» mündet. Zweitens: glauben wir ernsthaft, dass die nur einen Jeff oder überhaupt jemand haben, der von der Zentrale am Vornamen erkannt wird? «You mean Jeff from the development team?», kommt es zurück.

Den gibt's wirklich! Mit einer knappen Entschuldigung legen wir auf. Puh, beinahe hätten wir mit Jeff gesprochen! «Aber lustig war das schon», sage ich. «Lass uns das nächste Mal nach »Bob from sales« fragen», sagt mein Freund grinsend. Also rein in die Telefonzelle, die Auslandsauskunft angerufen und die Vorwahlen für Palo Alto, Santa Monica, San Fransisco und die halbe Westküste erfragt. Der Mann am anderen Ende der Leitung war mehr als verwundert, teilte uns aber alle Nummern mit.

Die nächste Stunde verbringen wir damit, die Rezeptionen der kalifornischen Software-Industrie in den Wahnsinn zu treiben. Interessant, wen man alles mit einem «we're calling from Bavaria, Germany and have a technical issue with your product» ans Telefon bekommt. Noch interessanter, welches Bild 1985 offenbar von Bayern in Kalifornien gepflegt wird. «Oh, Bavaria! Where you have the Octoberfest?» ist in mehr als der Hälfte der Anrufe die Antwort.

Irgendwann beenden wir das und überlegen uns, was wir noch Sinnvolles tun könnten. Wir beschließen, erstmal zurück in den «Saal» zu gehen und einen Kaffee zu trinken. Dort fällt unser Blick auf einen ausgedruckten Hexdump. «Wir wollen doch den Diskettensektor-Editor von diesem Peter

[10]Eine interessante Zusammenfassung von Aufstieg und Fall von WordStar findet sich bei www.dvorak.org/blog/whatever-happened-to-wordstar-2/

Norton auf den Olivettis laufen lassen, oder?» — «Ja, und? Geht ja ned, weil wir nicht wissen, wo die Anzahl der Sektoren und Spuren gespeichert wird oder ob das ausreicht» — «Na dann lass' uns doch Peter Norton anrufen und fragen!«

Peter Norton und seine «Norton Utilities»[11] waren Mitte der 80er die Tools für den PC. Dateien retten, Sektoren von Disketten direkt editieren usw. Dazu war Peter Nortons Buch «Programming Guide to the IBM PC»[12], das nur als «pink shirt book» bezeichnet wurde, die Referenz für alle PC-Programmierer. «Du kannst doch ned einfach da anrufen und fragen, ob er uns mal kurz sagt, was wir tun müssen!« — «Was soll er machen? Schlimmstenfalls gibt er uns ein Schimpfwort als Antwort und legt auf». Was heute unmöglich erscheint, war damals tatsächlich einfach. Wir haben in Santa Monica angerufen, uns als drei junge computer-begeisterte Trainer vorgestellt und gefragt, ob der Meister ein paar Minuten für uns erübrigen könnte. «Das klappt NIE», hab ich noch gesagt.

Nach einem «I'll check if he is available, hold on a second» hören wir auf einmal eine männliche Stimme. «This is Peter Norton, I hear you guys are calling from Bavaria because you have a question? I got five minutes for you.« Wir schildern in einem «shaky English» (die geben einem das Abi, aber anständig telefonieren auf Englisch brachte einem damals niemand bei) unsere Frage ob wir vielleicht einen Hinweis bekommen könnten, wie wir sein Tool dazu bewegen, mit 80 Spur-Laufwerken zu arbeiten. Er erzählt uns, dass auch Toshiba einen PC mit 80 Spuren und 720 KByte Diskettenkapazität hat und die neue Version seiner Utilities das kann. Er erzählt uns aber auch gerne, was wir patchen[13] müssen, wenn wir denken, dass wir das hinbekommen. Er findet es gut, dass wir Assembler lernen.

[11] An manchen Stellen im Web findet man die noch bei der «antiken» Software, z. B. winworldpc.com/product/norton-utilities/20x

[12] Buchdetails z. B. hier: openlibrary.org/books/OL3028393M/The_Peter_Norton_Programmer%27s_guide_to_the_IBM_PC

[13] Ein «patch» (von «to patch», flicken oder ausbessern) ist ein Set von Änderungen an einem Computerprogramm, um es zu aktualisieren, zu reparieren oder zu verbessern. Patches sind im Gegensatz zu neuen Versionen oft nur punktelle Änderungen am Binärcode.

Es werden dann doch 10 bis 15 Minuten. Ich habe keine Ahnung mehr, ob unsere Bewunderung für ihn ankam oder ob wir gepflegtes «Denglisch» gesprochen haben, aber wir bekommen alle Informationen und verabschieden uns wortreich. Wir sollen weiter lernen, Software wird groß, sagt er. Drei Leute in einem «Fernmeldehäuschen FeH 78 in RAL 1005[14]», die gleichzeitig telefonieren und hektisch Notizen machen. Wir müssen ein Bild für Götter abgegeben haben. Da aber unser niederbayerisches Städtchen um diese Uhrzeit den Betrieb längst eingestellt hatte (lediglich das eine oder andere Auto kam vorbei, schließlich muss man als BMW-Stadt den Ruf wahren), fielen wir nicht weiter auf.

Eine halbe Stunde später sitzen wir bei Kaffee vor dem Rechner und basteln. Was soll ich sagen, es hat geklappt. Wir waren wahrscheinlich die ersten in der Gegend, die mit dem Sektor-Editor 80 Spur-Laufwerke bearbeiten konnten! Und wer nett fragt, bekommt meist eine Antwort.

So verlief unser einziges Gespräch mit Peter Norton. Es war der beste «Hotline-Call» den wir je gemacht haben.



Armin Hanisch

Vermutlich Sommer 1985

Datennahübertragung im Computerkeller

Beim Schulfest des Gymnasiums führt mir jemand im Computerkeller vor, dass man jetzt auf dem einen Computer etwas tippen kann, das dann nach gar nicht so langer Wartezeit auf dem Bildschirm des Computers daneben erscheint.

[14]Dass dies der Farbton «Honiggelb» war, sagt zumindest diese Seite hier: telefonzelle.de.tl/Historie-Telefonh.ae.uschen.htm

Beim Aufschreiben 2015 glaube ich, das wurde durch ein Kabel bewerkstelligt, das die beiden Computer direkt verband. In meiner Erinnerung fühlt es sich so an, als sei ich beeindruckt gewesen und hätte erkannt, dass hier etwas Wichtiges passierte. Ich misstraue aber aus Techniktagebucherfahrung inzwischen solchen Erinnerungen. Eventuell habe ich auch einfach nur "aha" gesagt und bin weitergegangen.

Kathrin Passig

Herbst 1985

Das neue Büro braucht einen Telefonanschluss

Der Vater meines besten Freundes orientiert sich beruflich neu. Von der Festanstellung in einem Versicherungsbüro macht er sich als Makler selbständig und schlägt seine Zelte im Keller der Doppelhaushälfte auf.

Eines Morgens wird große Maschinerie aufgefahren. „Warum sind hier so viele Bauarbeiter?", frage ich meinen Freund. „Die legen meinem Papa eine Telefonleitung", antwortet er. „Warum?", frage ich neugierig zurück. „Damit er unterscheiden kann, welche Anrufe privat und welche geschäftlich sind." Das leuchtet mir ein.

Die Bauarbeiter buddeln erst unter viel Lärm ein Loch in die Straße. Von der nun freigelegten Hauptleitung wird ein neues Kabel abgezweigt und stoßweise unterirdisch bis zum Haus durchgetrieben. Der inzwischen ebenfalls anwesende Vater zeigt mir, wo ich mich hinstellen soll, damit ich die Stöße spüren kann.

Ich verliere kurz darauf das akute Interesse, aber mein Freund erzählt mir am nächsten Tag, dass die Leitung durch die Hauswand gebohrt und dann von einem Beamten der Post angeschlossen wurde. Am Abend konnte der Vater dann seinen Geschäftsanschluss in Betrieb nehmen.

Johannes Mirus

Um 1985

DJ-be-gone

Im Jugendzentrum gibt es, wie anderswo bereits beschrieben, zwei Nutzerfraktionen. Die eine will in der Teestube sitzen und reden, die andere will Nachmittagsdisco. Da die Teestube neben der Disco liegt und es wenig Übereinstimmung in den Musikvorlieben gibt, wächst in der Teestube der Missmut.

Die Quelle der Idee ist verschollen, aber eines Tages nehme ich aus der Bastlerwerkstatt meines Vaters einen Netzstecker der altmodischen Art, die man öffnen kann, schraube ihn auf, verbinde die beiden Kontaktstifte mit einem Kabel und schraube ihn wieder zu.

Wenn man diesen Stecker in der Teeküche in die Steckdose steckt, fliegt die Sicherung heraus und in der Disco wird es dunkel und still. Bei bestimmten Songs fliegt die Sicherung besonders oft.

Es ist eine schäbige kleine Methode der Konfliktbewältigung. Andererseits beschränkt sich der angerichtete Schaden darauf, dass jemand im Dunkeln zum Sicherungskasten gehen muss. Dafür fühle ich mich der Musiksituation nicht mehr ganz so hilflos ausgeliefert wie im Schulbus und kann den Discobesucherinnen friedlicher begegnen. Man könnte argumentieren, dass meine Handlung unter dem utilitaristischen Gesichtspunkt moralisch vertretbar war, weil sie die Summe des allgemeinen Wohlergehens erhöhte.

Aber das sagen wir Arschlöcher aus der Teestube natürlich immer.

Kathrin Passig

Etwa 1985

Die böse Hexe am anderen Ende

Meine Mutter erlaubt mir, fünf Jahre alt, meinen Freund selbständig anzurufen. Ich stelle mir einen Hocker vor unseren FeTAp (so moosgrün wie in diesem Beitrag und auf jeden Fall mit Wählscheibe), damit ich an den Apparat komme, der im Flur an der Wand hängt.

Ich wähle die vierstellige Nummer. 2, 7, 0, 1. Es meldet sich eine Frau, die nicht die Mutter meines Freundes ist. Ich lege vor Schreck auf. Noch einmal probiere ich es, indem ich meine kleinen Finger in die richtigen Löcher der Wählscheibe stecke und daran drehe, so wie ich es bei meinen Eltern gesehen habe. 2, 7, 0, 1. Wieder meldet sich die falsche Frau, sie klingt böse, wieder lasse ich erschrocken den Hörer auf die Gabel fallen.

„Mama, da geht jedes Mal eine böse Hexe ran!“, rufe ich quer durch den Flur. Meine Mutter glaubt mir nicht ganz und vermutet einen Eingabefehler. „Zeig doch mal, wie du wählst!“, fordert sie mich auf und ich zeige ihr ganz genau, wie ich vorgegangen bin, allerdings dieses Mal mit aufgelegtem Hörer.

„Erst die 2“, sage ich an, stecke meinen Zeigefinger in das Loch mit der 2 und drehe die Wählscheibe im Uhrzeigersinn bis zum schwarzen Plastikstück. „Dann die 7“, geht es weiter. „Dann die 0“, sage ich und drehe wie bei den Versuchen vorher so weit ich kann, aber irgendwo zwischen der 5 und 4 verliere ich die Kraft. „Und dann die 1“, da geht es wieder ganz leicht.

„Johannes, du musst **alle** Zahlen bis zum Ende drehen, sonst klappt das nicht“, belehrt mich meine Mutter.

Einmal muss ich aber noch die falsche Nummer wählen, damit sich meine Mutter bei der bösen Hexe entschuldigen kann.

Johannes Mirus

Um 1985

Wir wollen nur spielen

Ich habe es geschafft, meine Eltern davon zu überzeugen, dass ich unbedingt einen Computer brauche. “Für Hausaufgaben” ist die unbestimmte Antwort auf die Frage, wofür man den denn braucht. Ich nehme vorweg: Ich habe nie mit meinem ersten Computer Schulhausaufgaben gemacht. Später, auf dem nächsten Modell (Amiga 1000), tippe ich wenigstens Texte und drucke sie in “Near Letter Quality” aus. Das liegt auch daran, dass ich mir für meinen ersten Computer nie einen Drucker leisten kann, sondern nur einen kleinen Plotter mit Kugelschreiberminen bekomme, der auf einer Art klopapierbreitem Rollenpapier druckt. Damit sind die sinnvollen Anwendungen arg eingeschränkt.

Es ist ein C64 von Commodore geworden. Der Händler, eigentlich ein Fotoladen in der Johannisstraße in Osnabrück, hat eine Ecke für die moderne Technik eingerichtet. Und dank einer Promo-Aktion versucht er gerade, die alten VC-20 unters Volk zu bringen. Mit einer coolen Tragetasche dabei. Ich will aber – trotz der Tasche – den C64, und kann mich letztlich mit dem Argument “Der ist viel besser [zum Hausaufgabenmachen]” durchsetzen und trage das Ding – im Karton – samt Datasette, dem Massenspeicher auf Compact-Kassette, aus dem Laden.

Zunächst verwende ich die Datasette wie vorgesehen. Kurz darauf lerne ich “Turbo Tape” kennen, ein Tool, mit dem man die Speichergeschwindigkeit verzehnfachen kann. Das kopiere ich auf jede meiner Kassetten ganz an den Anfang. Man braucht es ja andauernd. Dennoch ist das Spulen und Warten, bis doch wieder ein “Load Error” erscheint, nervtötend.

Einige Zeit später nenne ich auch das Diskettenlaufwerk 1541 mein Eigen. Ein 5,25-Zoll-Laufwerk, das noch mal genauso teuer wie der 64er ist, rund 650 DM. Die Disketten haben seitlich eine Kerbe. Klebt man die zu, kann man den Speicherinhalt nicht mehr verändern. Stanzt man an der gegenüberliegenden Kante auch so eine Kerbe in die Diskette, kann man sie umdrehen

und weitere 1,44 MB auf die Rückseite speichern. Es gibt spezielle Locher, um diese Kerbe an die richtige Stelle zu setzen. Ich bin mit einem herkömmlichen Locher zum Abheften von Unterlagen aber geschickt genug. Jetzt, mit den doppelseitigen Disketten, kann ich endlich meine "Hausaufgaben machen".

Inzwischen treffe ich regelmäßig einige mir nicht näher namentlich bekannte gleichaltrige Jungs. Wir finden uns meistens Samstag vormittags in einem Elektrogeschäft in der Großen Straße in Osnabrück ein. Dort gibt es gleich vorn rechts im Eingangsbereich die Computerabteilung. Einige 64er (mit Diskettenlaufwerken) flimmern vor sich hin, ein Sinclair Spectrum und ein Schneider CPC spielen eher Nebenrollen. Andere Treffpunkte sind die Computer-Abteilung bei Horten, da muss man aber rauf in die 2. Etage, oder eben bei Mitschülern zu Hause.

Samstags ist eigentlich immer einer der "Jungs" da. Wir erkennen uns an unseren Diskettenkästen, die wir völlig selbstverständlich mit in den Laden nehmen und gegenseitig durchsehen. Wir haben auch Listen dabei, manche sehr professionell mit einem Nadeldrucker auf Endlospapier gedruckt, ich eher handgeschrieben, mit dem, was wir so im Angebot haben. Sei es Frogger, Winter Games, Summer Games, Fort Apocalypse, alles, was es so gibt. Meine Sammlung wächst stetig an, und die tristen Nachmittage mit den Hausaufgaben sind gerettet.

Ich habe mich ja immer über diese bunten Seiten am Anfang der Spiele gewundert. Erst später kapiere ich, dass das von den Crackern ist, die den Kopierschutz der Spiele ausgetrickst haben. Ebenso spät erfahre ich, dass man die Spiele auch kaufen kann.

Markus Winninghoff

1985

“Brothers in Arms”: Höret die Zeichen der Zeit!

Ich bin 15. Musik findet bei mir hauptsächlich via Radio und Kassette statt. Schallplatten habe ich ein paar. Aus dem Cover nehmen, auflegen, Tonarm aufsetzen, rund 20 Minuten hören, umdrehen, noch mal 20 Minuten Musik hören. Kratzer. Knistern. Neue Nadel kaufen. All das nervt.



Aber nun kommt die CD! Digitale Klangwelten, die nicht verschleißen. Im gleichen Laden, in dem ich mir Computerspiele besorge, wird eine CD-Abteilung eingerichtet. Einer der ersten Silberlinge ist “Brothers in Arms” von Dire Straits. Ich frage, ob ich da mal reinhören darf. Ehrfürchtig nehme ich die CD aus dem Kasten. Das Personal legt sie in den CD-Player mit dem

Kopfhörer ein, über den schon Hunderte zuvor in ihre Lieblingsmusik reinhörten. Dabei sehe ich, dass die CD nicht einfach silbern (und schon gar nicht schwarz wie eine LP) ist, sondern, es ist der Resonator der Resonator-Gitarre vom Titelbild des Booklets aufgedruckt, und mir kommt eine Idee.

Die Musik ist sowieso super, allerdings habe ich natürlich keinen CD-Player. Dennoch erwerbe ich die CD. Ich gehe noch schnell in den Elektronikshop und kaufe mir ein kleines Quarzuhrwerk, mit dem man sich Uhren selbst bauen kann. Packungsinhalt ist das Uhrwerk und zwei Sätze Zeiger: Modern (schlicht) und antik (=verschnörkelt), sowie eine Überwurfmutter, mit der man das Uhrwerk in einer passenden Bohrung montieren kann.



Zuhause angekommen nehme ich die CD aus dem Kasten und montiere sie zu einer Uhr. Gut. Der Resonator hat keine Zwölfer-Teilung, wie es sich für eine ordentliche Uhr gehört, das ficht mich aber nicht an. Ich finde es großartig, wie die Uhr mit meiner ersten CD an der Wand hängt und im Licht in allen Farben schillert. Ich baue die Uhr noch mal auseinander, als ein Freund einen CD-Player bekommt, um sie auf Kassette aufzunehmen.

Erst einige Jahre später, Anfang der 1990er Jahre, sind die CD-Player in Preisregionen angekommen, dass ich mir auch einen leisten kann. Die CD habe ich heute noch (2017), und sie lässt sich einwandfrei abspielen.

Markus Winninghoff

Frühe 1980er-Jahre, aufgeschrieben 2021

1980-REC

Ich stelle eine Spotify Playlist zusammen und stolpere dabei über das Instrumentalstück *1980-F* der Band *After The Fire*. Hörend erinnere ich mich, dass das die Titelmelodie einer Sendung war, die ich sehr mochte, weiß aber nicht mehr welche.

Ich denke zunächst an eine Fernsehsendung und brauche einen Moment, sowie Google und Wikipedia, um meiner Erinnerung auf die Sprünge zu helfen. Es handelt sich um das *NDR2 Club Wunschkonzert* mit Günter Fink, das in den frühen achtziger Jahren einmal wöchentlich abends im Radio läuft.

Dessen – meist jugendliche – Hörer:innen können Musikwünsche per Briefpost einsenden. Aus diesen wird dann in einem nicht näher benannten Verfahren eine Auswahl getroffen und in der Sendung gespielt. Manchmal werden auch Preise verlost.

Der relativ unverhohlene Zweck des Wunschkonzerts ist nicht, dass man plötzlich um 20:53 Uhr einmal sein Lieblingsstück im Radio hören kann, sondern dass die Stücke so gespielt werden, dass sie sich gut auf Compact Cassetten mitschneiden lassen.

Das heißt, zunächst werden Interpret und Titel deutlich angekündigt, dann folgt eine halbe Sekunde Pause, um die Aufnahmetaste zu drücken, dann wird das Stück in voller Länge abgespielt, ohne Ausblenden oder vorzeitige Unterbrechung durch Moderator oder Nachrichten. Bisweilen kommen auch überlange Stücke wie *In-A-Gadda-Da-Vida* dran, die im Radio sonst eigentlich nie voll ausgespielt werden. Durch dieses Format eignet sich die Sendung natürlich allgemein zum Mitschneiden von Musik.

Oft enthalten die Wunschbriefe Schilderungen von Bedeutung und Dringlichkeit, die in der Sendung vorgelesen werden: „Zu diesem Stück haben wir uns zum ersten Mal geküsst und nächsten Monat ist unser dritter Jahrestag. Ich brauche dafür unbedingt diesen Song und kann ihn nirgends finden!" Oder Band oder Songtitel sind nicht bekannt und können nur umschrieben werden: „Dieses Live-Aufnahme von Deep Purple, wo sie abwechselnd so Klassikthemen auf der Orgel und der Gitarre spielen".

Insgesamt ergibt sich der Bedarf für die Sendung wohl aus drei Gründen: Erstens ist bei weitem nicht alles, was ein großer Radiosender in seinem Archiv hat, oder anderweitig auftreiben kann, auf Tonträgern – also Schallplatten oder Musikkassetten – erhältlich.

Zweitens ist für viele Provinzjugendliche der nächste Plattenladen kilometerweit entfernt und man müsste dort über Bandnamen wie *Aphrodite's Child* kommunizieren, bei deren Aussprache und Schreibweise man sich selbst sehr unsicher ist, um die entsprechende Platte dann vermutlich nur verbindlich bestellen zu können.

Und drittens sind die Standardpreise von 19,99 DM für eine Langspielplatte bzw. sieben Mark für eine Single im Verhältnis zum Taschengeld nicht unerheblich. Eine LP enthält meist 8 – 12 Popsongs von insgesamt 40 – 50 Minuten Länge, eine Single eigentlich immer nur je ein Stück auf Vorder- und Rückseite. Eine Leerkassette, die 90 Minuten fasst, kostet hingegen, je nach Qualität, nur 3 bis 6 DM.

Die Radiosender befinden sich vermutlich in einem Zwiespalt zwischen einem jugendlichen Publikum, das gern Stücke aus dem Radio mitschneiden will, und den Plattenfirmen, die wegen des *Home Taping* über Geschäftsein-

bußen klagen, weil so weniger Tonträger verkauft würden. Wohl auch deswegen werden im allgemeinen Programm Musikstücke oft nicht in voller Länge ausgespielt, sondern ein- und ausgeblendet oder durch Moderatorenansagen überlagert.

Jeder meiner Freunde besitzt die eine oder andere Aufnahme eines seltenen Stücks, die auf diese Weise verstümmelt ist. Und die auch nur errungen werden konnte, indem stets eine aufnahmebereite Cassette eingelegt war und man im entscheidenden Moment zum Gerät hechtete, um den Aufnahmeknopf zu drücken. Am schlimmsten sind natürlich Unterbrechungen durch den Verkehrsfunk mitten im Song. Radiowerbung hingegen kommt in Norddeutschland erst Mitte der Achtzigerjahre mit dem Entstehen von Privatsendern auf.

Später kann ich dem Problem, rare Musikstücke aufzutreiben, teilweise durch Freundschaft mit Personen begegnen, die bei Radiosendern arbeiten, und Zugriff auf deren Archive haben. Noch etwas später revanchieren sich diese Personen dann mitunter, indem sie mir Suchaufträge für Musik erteilen, die es nur in diesem Internet gibt.

Virtualista

Ca. 1986

Das Rückläufige Wörterbuch

Wenn ich als Kind Gedichte schreiben wollte, nutzte ich unser "Rückläufiges Wörterbuch vom VEB Bibliographisches Institut Leipzig", um Reime zu finden. Warum sollte man diese Aufgabe dem eigenen Wort-Gedächtnis, also dem Zufall überlassen? Die Wörter wurden in diesem faszinierenden Wörterbuch, das lediglich die Wörter enthielt und keine Erklärungen, vom Ende her sortiert aufgelistet. Was für eine komplexe EDV-Aufgabe die Herstellung dieses Wörterbuchs gewesen war, davon berichtete das Vorwort von 1964:

> "Das Wortmaterial wurde von einer gründlich überarbeiteten Vorlage (Elöd Halász: Deutsch-Ungarisches Wörterbuch) abgeschrieben, wofür eine Schreibmaschine mit Lochbandstanzer verwendet wurde (SE L4 und SE L5, Mercedes, Zella-Mehlis, bzw. Streifenschreiber mit Empfangslocher, RFT Karl-Marx-Stadt). Der dabei gewonnene Lochstreifen wurde, um eine Sortierung vom Wortende her zu ermöglichen, rückwärts in ein Bandabfühlgerät eingelesen (Lecteur de bande, Bull, Paris). Die vom Band abgefühlten Impulse liefen über Programmsteuerung in einen Motorlocher, der sie auf Lochkarten übertrug (Pelerod MC, Bull, Paris). Zur einfacheren Handhabung der Korrekturen wurden diese Karten im Lochschriftübersetzer noch beschriftet (Traductrice, Bull, Paris). In einer alphanumerischen Tabelliermaschine (Tabulatrice, Bull, Paris) wurden sie danach, noch alphabetisch vorwärtslaufend, als Korrekturliste niedergeschrieben. Zu diesem Zeitpunkt erfolgten nochmals Ergänzungen und Eliminationen. Danach wurden diese Lochkarten, auf denen die Wörter verzeichnet waren, in Sortiermaschinen vom Wortende her, also rückläufig, alphabetisch sortiert (Sortiermaschine 431, BWS, Sömmerda). Anschließend wurden über die Zählwerke einer Tabelliermaschine bestimmte statistische Untersuchungen vorgenommen (Tabelliermaschine 401, BWS, Sömmerda). Danach konnte das rückläufige Wörterverzeichnis in der alphanumerischen Tabelliermaschine ausgedruckt werden."

Ich bin mir nicht sicher, ob diese Methode wirklich schneller zum Resultat geführt hat, als es einfach von ein paar Praktikanten machen zu lassen. Aber vielleicht ist die Vorstellung, durch Technik Zeit zu gewinnen, auch gar nicht richtig? Seltsam, zu welchen Leistungen einen Faulheit anspornen kann. Wieviel Zeit habe ich investiert, um mit einem Tischtennisball den Umschaltknopf vom Fernseher zu treffen, weil ich zu faul war, aufzustehen und

das mit der Hand zu machen (wir hatten keine Fernbedienung). Stattdessen kroch ich stundenlang über den Teppich, um den Ball immer wieder vorzusuchen und es noch einmal zu probieren.

Ich erinnere mich, wie unser Mathelehrer uns in der 10. Klasse, also ungefähr 1986, einen Lochstreifen zeigte, mit einem von ihm im Studium programmierten Programm, das Logarithmen ausrechnete. Das fanden wir ja nun total rückständig, wir benutzten schließlich Audio-Kassetten zum Speichern. Vielleicht wird sein Programm aber länger überleben als meine vom C64 gepiepste Yellow-Submarine-Version.

Auf "Mensch" gibt es übrigens tatsächlich keinen Reim. Und die Wörter auf "nf" sind Hanf, Genf, Senf, fünf (Der Schweizer Fluß Sernf fehlt, denn der stand wohl nicht im Deutsch-Ungarischen Wörterbuch).

Jochen Schmidt

Um 1986

Iskra Delta antwortet nicht

Ich bin mit zwei Freunden als Quotenmädchen auf der CeBIT, im Auftrag des Vereins zur Förderung der Pädagogik der Informationstechnologien (VFPI e. V.).

Aus dem verlinkten Quotenmädchenbericht: „Unsere Aufgabe war die Betreuung eines Grafikwettbewerbs in der mit Zelten, Regenbögen und der Aufforderung 'Come on ins Camp!' dekorierten Halle 15. Die Wettbewerbsbeiträge waren an drei Atari STs mit Farbmonitoren nicht etwa mit Hilfe komfortabler Grafiksoftware zusammenzuklicken, sondern in GFA-BASIC zu programmieren. Verliererbeiträge zeigten bunte Kreise und etwas Krickelkrackel, Gewinnerbeiträge eine Gitternetzgrafik, bunte Kreise und etwas Krickelkrackel. Die sechzehn Default-Farben wurden in jedem Fall voll ausgeschöpft.

Experten hätten theoretisch von der innovativen Möglichkeit des Atari ST Gebrauch machen können, aus einer Palette von 512 Farben sechzehn halbwegs zusammenpassende auszuwählen, aber das ist meines Wissens nie vorgekommen. Insofern war es vielleicht ganz günstig, dass wir über keine Möglichkeit verfügten, die Wettbewerbsbeiträge auszudrucken, auch wenn ein Teilnehmer uns zu diesem Zweck eine Technik vermittelte, bei der man lediglich 16 DIN-A4-Blätter mit Pastellkreiden zu bemalen, nacheinander als Durchschlagpapier in einen Nadeldrucker einzuspannen und das Ergebnis mit Haarspray zu fixieren brauchte. Die Preise waren von anthroposophisch orientierten Behindertenwerkstätten gestiftet worden und entsprachen in ihrer Attraktivität exakt den Wettbewerbsbeiträgen."

Bis auf einen, den ich in diesem Bericht für *Spiegel Online* verschwiegen habe. Es gibt nämlich einen Computer zu gewinnen. Da wir uns darüber einig sind, dass keiner der Wettbewerbsteilnehmer diesen Preis verdient hat, rekrutieren wir eine Standbesucherin aus Hannover. Sie stellt ihre Adresse zur Verfügung und gewinnt durch unsere unvoreingenommene Jurorentätigkeit den Hauptpreis. Ihr von meinen Freunden P. und H. beigesteuertes Fraktal ist wirklich viel schöner als die übrigen Wettbewerbsbeiträge, aber P. und H. haben es ja auch nicht im Vorbeigehen am Messestand angefertigt, sondern hatten mehrere Tage Zeit dafür.

Es dauert ein paar Monate, bis der Computer bei ihr eintrifft und wie vereinbart an uns weitergeschickt wird. Es handelt sich um ein undokumentiertes, schweres Gerät mit dem wenig verheißungsvollen Namen „Iskra Delta Partner", das keiner von uns jemals gesehen hat. Das Betriebssystem, CP/M, kennen wir nur vom Hörensagen. Außerdem liegt es nicht bei. Mit Mühe finden wir die Adresse des Geräteherstellers heraus. Firmensitz ist Slowenien. Slowenien liegt im Ostblock. Wir schreiben einen Brief in englischer Sprache auf Papier, in dem wir unsere Lage darlegen und um kostenlose Zusendung des fehlenden Betriebssystems bitten. Iskra Delta antwortet nicht.

Mit einem Betriebssystem hätte der Iskra Delta Partner offenbar ähnliche Dinge gekonnt wie ein C64. Dieses Video zeigt den Einschaltvorgang. Wir haben ihn nie gesehen.

Kathrin Passig

Sommer 1986 und 2018

Stand by me

Der Film „Stand by me“ von 1986 enthält eine Rahmenerzählung, in der einer der jugendlichen Protagonisten die Haupthandlung als mittlerweile erwachsener Schriftsteller rückblickend aufschreibt. Er bedient sich dazu eines PC mit einem der zeittypischen grün leuchtenden Monochrommonitore. Am Filmende sehen wir ihn den letzten Satz seiner langen Geschichte eintippen, dann blickt er versonnen lächelnd auf den Monitor, während seine Kinder ihn zu einem eiligen Aufbruch drängen. Er schaltet den Rechner aus und folgt ihnen zum Auto. Und in meinem Kopf brüllen quälende, misstönend kreischende Stimmen: ER HAT NICHT ABGESPEICHERT! ER HAT NICHT ABGESPEICHERT! – Ich schreibe dies 32 Jahre später nieder und habe den Film in der Zwischenzeit oft und oft gesehen. Aber dieses abwesend lächelnde Rechnerausschalten kommt in seiner Schrecklichkeit für mich immer noch gleich nach Buñuels Rasiermesser im Augapfel. Meine Kinder, die mit Rechnern aufgewachsen sind, die heruntergefahren werden müssen und den Benutzer dabei nötigenfalls ans Abspeichern erinnern, so dass derartige Missgeschicke ihnen fremd sind, sind rat- und verständnislos angesichts meiner Qualen.

Tilman Otter

September 1986

Manuelle Texterfassung in der Zeitung

Drei Monate nach dem Abitur trete ich mein Zeitungsvolontariat beim Donaukurier Ingolstadt an.

Zum ersten Mal sitze ich an einem Computer. Die Kolleginnen der Kreisredaktion nennen den Bildschirm (grüne Schrift auf Schwarz) mit Tastatur aber nicht Computer, sondern „Terminal" – dass das technisch korrekt ist, verstehe ich erst viele Jahre später. Er rechnet nämlich nicht selbst, sondern hängt an dem zentralen Unix-Rechner des Verlags. Unter anderem gibt es ein Nachrichtensystem zwischen den Usern, das vor allem wir Volontäre aus Schabernack nutzen. Blöderweise löst jeder Nachrichteneingang eine blecherne Version des berühmten Anfangs von Beethovens Fünfter aus – unausschaltbar.

An einem der ersten Arbeitstage darf ich aus einer Polizeimeldung eine richtige Zeitungsnachricht schreiben: Mein erster veröffentlichter Artikel, und mein Autorenkürzel „(gut)" ist geboren. Wichtigste Information auf dem Bildschirm ist die Zeilenzahl unter dem Artikel: Danach zeichnet die Redakteurin den Platz für den Artikel auf einer großen, linierten Seite mit fünf Spalten ein, mit Bleistift (lässt sich mit Radiergummi korrigieren). Die Kreisredaktion umbricht nämlich die Lokalseiten der Außenredaktionen. Die Zeit des Bleisatzes ist so kürzlich vergangen, dass noch Bleisatzterminologie verwendet wird. Und die Redakteurin, die mir später den verschränkten Fünfspaltenumbruch beibringt, ist so gut darin, dass sie gleich alles mit Kuli einzeichnet. Während ich Abend für Abend in Radiergummifutzeln versinke.

Als nächstes lerne ich Redigieren. Artikel von freien Mitarbeitern kommen auf Papier in die Redaktion, auf Manuskriptpapier einseitig mit der Schreibmaschine getippt. Das Manuskriptpapier hat eine Spalte aufgedruckt, in die pro Zeile genau so viele Schreibmaschinenbuchstaben passen wie später in

die Zeitungszeile. Diese Manuskripte redigiere ich unter Anleitung der Redakteure und Redakteurinnen, per Hand mit Kugelschreiber. Unter anderem lerne ich Korrekturzeichen.

Mit diesen Anmerkungen gehen die Manuskripte in die Texterfassung zwei Stockwerke unter der Redaktion. Dort sitzen gepflegte Damen, an deren Terminals Klemmbretter befestigt sind. In diese klemmen sie die Blätter und geben den geänderten Inhalt ins System ein. Erst dann steht die tatsächliche Zeilenlänge fest und der Artikel kann auf den Zeitungsseiten eingespiegelt werden. Außerdem geht er so ins Korrektorat, wird dann zur Belichtung freigegeben.

Gerade wenn das Manuskript Kraut und Rüben ist, wenn das Wichtigste im letzten Absatz steht, die Hälfte des Rests irrelevant ist, ginge es erheblich schneller, wenn ich ihn selbst neu ins System eintippte (obwohl ich mit Beginn meines Volontariats zum ersten Mal auf einer Tastatur getippt habe). Doch das verbietet man mir, wegen der Gewerkschaft: Ich dürfe auf keinen Fall den Texterfasserinnen die Arbeit wegnehmen. Also schneide ich Absätze aus und klebe sie um.

Die Manuskripte werden in der Reihenfolge erfasst, in der die Lokalausgaben später gedruckt werden: Hilpoltstein zuerst, Beilngries zuletzt. Doch auch die Redakteurin, die die Beilngrieser Seiten umbricht, kann ihre Seiten erst fertigmachen, wenn alle Artikel im System stehen. Gerade am Freitagabend sitzt sie oft die eine oder andere Stunde untätig herum, weil ihre Artikel noch nicht erfasst sind. Aber sie darf sich die Manuskripte nicht einfach schnappen und selbst eingeben, wegen der Gewerkschaft.

die Kaltmamsell

November 1986

Auftritt: Elektrische Schreibmaschine!

Seit Anfang des Monats arbeite ich in einem Berliner Anwaltsbüro für Familienrecht. Schon am ersten Tag hatte die Rechtsanwältin mir gesagt, dass sie für mich eine gute elektrische Schreibmaschine kaufen wird.

Jetzt ist es soweit: Die funkelnagelneue *brother* steht auf meinem Schreibtisch. Sie ist weiß und strahlt richtig auf der schwarzen Schreibtischplatte. Je mehr ich ausprobiere, desto größer ist meine Begeisterung: Das Papier wird automatisch eingezogen! Beim ersten Mal zucke ich noch zurück, weil es so flott geht. Drei Typenräder mit verschiedenen Schriften, davon eine serifenlose Schrift und eine kursive Schrift! Mit einem Handgriff lassen sie sich wechseln. Wahnsinn. Ein Korrekturspeicher! Das heißt, die Schreibmaschine kann auf Knopfdruck tatsächlich eine ganze Zeile löschen. Die Buchstaben verschwinden einfach wieder. Na gut, die vier Durchschläge, die ich meistens für die Mandantinnen und Mandanten, das gegnerische Anwaltsbüro sowie die Handakte anfertigen muss, werde ich weiterhin mit Tippex ändern müssen. Aber das bin ich ja gewöhnt.

Und dann entdecke ich den Dezimaltabulator! Der fasziniert mich am meisten, weil ich fast jeden Tag Unterhaltsberechnungen und Kostennoten schreibe. Um die Zahlen schön mit dem Komma an der gleichen Stelle untereinander zu tippen, musste ich bisher immer zuerst das Komma setzen und dann mit der Rückwärtstaste zur der Stelle zurückhüpfen, an der die erste Zahl stehen sollte. Was nicht immer geklappt hat, und dann durfte ich mühsam mit Tippex-Streifen korrigieren. Jetzt entstehen die Zahlenkolonnen wie von Zauberhand. Irre.

Nachdem ich mich an die Schnelligkeit und die Raffinessen gewöhnt habe, ist die neue Schreibmaschine eine enorme Arbeitserleichterung, Sie ist nicht nur elektrisch, also mit Strom, sondern elektronisch, also mit Gedächtnis. So erkläre ich mir den Unterschied zu der IBM-Kugelkopf-Schreibmaschine, die ich zuhause stehen habe und die mich seit Jahren begleitet. Das einzige, was

mich an der *brother* stört, ist das Surren, das jede Aktion begleitet. Aber das höre ich nach ein paar Stunden gar nicht mehr. Die harten Anschläge der IBM dagegen kann ich gar nicht überhören. Und irgendwie mag ich sie doch lieber, meine kleine rote knubbelige Kugelkopf von 1972 oder so.

Janne Klöpper

1983 bis 1986

Computer – lohnt sich der?

Im Mai 1983 widmen sich in "Der Übersetzer", der Verbandszeitschrift des Literatur-Übersetzerverbands VdÜ (heute: "Übersetzen"), zwei Beiträge der Frage, ob es sich für Übersetzer*innen lohnt, in einen "Textverarbeitungs-Computer" beziehungsweise einen "Mikrocomputer" zu investieren.

Zu dem Zeitpunkt gibt es im noch im Aufbau befindlichen Europäischen Übersetzer-Kollegium in Straelen, einem Übersetzerhaus mit Apartments, Seminarräumen und einer Übersetzerbibliothek, bereits Computer zum freien Gebrauch durch die Gäste. Und siehe da, die neuen Geräte bieten "Erleichterungen (. . .) vielfältiger Art":

- "schon die erste Niederschrift gelingt schneller und schwereloser als auf einer elektrischen Schreibmaschine, es wird ja keine Mechanik mehr bewegt, sondern man tippt 'auf den Bildschirm';

- außerdem tippt man 'endlos', nämlich ohne Trennungen; das Computerprogramm schiebt ein Wort, falls es zu lang wird, vom Ende der augenblicklichen Zeile selbsttätig in die nächste;

- aller Text auf dem Bildschirm läßt sich sofort (oder auch wesentlich später, wenn man ihn wieder 'abruft') auf einfachste Weise bearbeiten – Übertippen, Wegstreichen, Einfügen oder Umstellen geschehen elektronenschnell;

- wenn eine Passage gestrichen ist, schließt das Programm den folgenden Text auf, ordnet die Zeilen neu an, und man hat wieder eine makellos übersichtliche Seite vor Augen;

- auch beim Einfügen von zusätzlichem Text wird die Bildschirmseite sofort neu gegliedert;

- und am Ende der Übersetzungsarbeit gibt man einem Typenraddrucker einfach den Befehl, den bisher nur elektronisch vorhandenen Text auszudrucken."

(aus Klaus Birkenhauer, "Wozu Textverarbeitungs-Computer beim Übersetzen?", in: Der Übersetzer Nr. 5-6/1983, S. 1-2, zsue.de/heft/der-uebersetzer-05-06-1983/)

Zu diesen begeistert begrüßten Innovationen kam ein weiterer wichtiger Aspekt hinzu: In den Computern ließ sich Wissen akkumulieren, geordnet abspeichern und – zumindest im Übersetzer-Kollegium, wo sich viele aus der Branche trafen – untereinander austauschen. Angedacht waren schon damals Sammlungen von Fach- und Spezialterminologie, kommentierte Glossare und vor allem eine Dokumentation aktueller Umgangssprache, die auf den Computern vor Ort abgespeichert werden und somit den nächsten Besuchern zur Verfügung stehen sollten (Vgl. Birkenhauer, s.o.).

Die weitere Zirkulation dieses Wissens gestaltete sich dann allerdings schleppend: Noch 1995 bietet in derselben Zeitschrift ein Internet-literater Übersetzer seinen Kolleg*innen an, ihnen in diversen Foren aufgestöberte englischsprachige Glossare zu Hacker-Jargon, Polizei-Terminologie und Drogenvokabular zukommen zu lassen – gegen Zusendung einer leeren DOS-Diskette und eines frankierten Rückumschlags. (Rainer Schmidt: "Fundsachen", in: Der Übersetzer Nr. 2/1995, S. 5, zsue.de/heft/der-uebersetzer-02-1995/)

Trotzdem gaben bereits Anfang der 80er etliche Übersetzer*innen vier- oder fünfstellige DM-Beträge für eine "Textverarbeitungsmaschine" aus (Erwin Peters, "Computer – lohnt sich der?", in: Der Übersetzer Nr. 5-6/1983,

S. 3-4, zsue.de/heft/der-uebersetzer-05-06-1983/). Schon die Auswahl gestaltete sich schwierig: “Da meine praktische Erfahrung gleich Null war, habe ich zunächst einmal Messen besucht und mich beim Handel informiert. Die Auskunft war überall gleichlautend: die Computer der eigenen Marke können alles, die anderen gar nichts. Praktisch verwertbare Auskunft also fast Null.” Auch damals galt: “Wer sich einen Computer anschafft, der sollte seinen Wortschatz zuvor um eine wichtige Vokabel bereichern: die ‘Kompatibilität’.” Manche Marken boten zum Beispiel nur Schnittstellen für ihre firmeneigenen Drucker an und vermarkteten Komplettpakete: “Komplette Textverarbeitungscomputer kann man heute ab etwa 10.000.- DM kaufen. Das ist ein Mikrocomputer mit Externspeicher und Daisywheel-Printer.”

An den Verlag wurde dann übrigens das per “Printer” ausgedruckte Manuskript überreicht. Noch 1986 diskutierte man in der Zunft die Fragen: “Kann der Übersetzer eine Diskette statt einem Manuskript abliefern? Sollte er es überhaupt tun?”, aber auch: “Geraten Übersetzer, die nicht mit Computer [sic] arbeiten, allmählich ins Hintertreffen?” (Friedrich Griese, Vom Mikro in den Fotosatz – Tendenzen in der Buchherstellungïn: Der Übersetzer 9-10/1986, S. 7-8, zsue.de/heft/der-uebersetzer-09-10-1986/). In den Verlagen begann sich herumzusprechen, dass sich durch den Computereinsatz Herstellungskosten sparen ließen. Die Anschaffungspreise waren in den vierstelligen Bereich gesunken (“man könne sich heute für 5000 Mark einen guten Mikrocomputer hinstellen, der vor drei Jahren 20000 Mark gekostet hätte”). Fachzeitschriften wie die “micro” halfen bei der Entscheidungsfindung; das “Börsenblatt” informierte die Buchbranche über das Thema. Aber es gab Beharrungskräfte: “Noch wird (. . .) im Lektoratsbereich und in der Manuskriptbetreuung weitgehend auf den Einsatz von Computern verzichtet.”

Diese und weitere Entwicklungen (wie maschinelles Übersetzen, Internetgebrauch) sind im Online-Archiv der VdÜ-Verbandszeitschrift unter dem Schlagwort “Technikgeschichte” nachzuverfolgen: zsue.de/thema/technikgeschichte/

Eine Fundgrube für Technikgeschichte ist aber auch die regelmäßige Computer- und Internetkolumne der Zeitschrift, im Themenkatalog unter "PC-Rubrik" verzeichnet, die noch bis zum Jahr 2000 "Neues aus dem Cyberspace" betitelt war und der Zunft häppchenweise aktuelles Technikwissen vermittelt: zsue.de/thema/pc-rubrik/

Hanne Nüte

1986

Wir erfinden das Internet (zumindest bei uns im Dorf)

1986 bekommen mein Bruder und ich einen PC zu Weihnachten, genauer einen Schneider PC 1512 DD. Das DD steht für zwei Diskettenlaufwerke, die später noch eine Rolle spielen werden. Mein Nachbar besitzt einen gebrauchten Apple, der mehrfach von Bastlern erweitert wurde. Schnell begeistern wir uns für die Entwicklung kleiner Programme. Anfangs in Basic, bald darauf in Turbo Pascal, das auf beiden Computern läuft. Allerdings klappt der Datenaustausch nicht richtig. Uns gelingt es nicht, Daten von einem Computer auf den anderen zu übertragen. Vielleicht ist das mehr oder weniger selbstgebaute Diskettenlaufwerk am Apple ursächlich, vielleicht unsere Unkenntnis über das richtige Dateiformat.

Als sporadische c't-Leser (Disclaimer: Wir verstehen weniger als 10 Prozent) lesen wir natürlich keine Handbücher, sondern entwickeln eine gerade zu wahnwitzige Idee: Wir ziehen ein Kabel von Haus zu Haus, über das wir die Daten (Turbo-Pascal-Listings) übertragen, damit wir keine Ausdrucke mehr abtippen müssen. Das Loch im Fensterrahmen schafft Diskussionsbedarf, aber zum Glück nur auf der Nachbarseite. Schnell – also nach mehreren Wochen – ist ein Programm entwickelt, das Daten über die serielle Schnittstelle überträgt. Allerdings gleichzeitig nur in einer Richtung. Die Übertragung erfolgt durch Zuruf durch das offene Fenster. A meldet die Datenübertragung an, B startet den Computer und schaltet das Programm in

den Empfangsmodus und gibt A Bescheid, der dann auf “Send” drückt. Als echte Profis verwenden wir englische Kommandos und Variablen, auch wenn uns der Sinn dieses Verhaltens unklar bleibt. Das Ende der Datenübertragung wird vom Programm zurückgemeldet, wenn 30 Sekunden lang nichts mehr übertragen wird.

Das offene Fenster ist nur eine sommerliche Übergangslösung.

Da wir für die Datenübertragung nicht alle Adern des benutzten Kabels verwenden, verwenden wir diese als Basis für eine Übertragungsampel. Mein Nachbar studiert jetzt Elektrotechnik und lötet einen kleine Schaltung mit Leucht-Diode, Taster und Piepser. Über eine vereinbarte Abfolge von Signaltönen erfolgt zukünftig die Übertragung von Daten. Auch das Ablehnen wird so kommuniziert. Ob die Signale richtig interpretiert werden, wird selbstredend wie gehabt über das offene Fenster nachgefragt.

Da jetzt der Übertragungsstatus klar ist, gelingt es uns, einen kleinen Chat zu entwickeln. Da wir nicht so schnell tippen, markiert ein Signalton das Ende der Nachricht. Daraufhin wechseln wir manuell den Sende- bzw. Empfangsmodus des Programms und der andere antwortet. Drei kurze Töne signalisieren das Ende der Unterhaltung. Das könnte man natürlich auch schreiben, aber das wäre halb so spannend.

Gelegentliche Besucher sind begeistert, wenn sich wie von Geisterhand Nachrichten auf dem Bildschirm aufbauen und ich eine Frage eingebe, die kurz darauf beantwortet wird. Auch wir sind begeistert und wollen nun auf das große Ganze gehen. Jeder Mensch braucht zukünftig einen Anschluss und eine persönliche Tonfolge, damit er weiß, ob Nachricht oder Daten für ihn bestimmt sind. Die Idee, weitere Computer im Dorf anzubinden, scheitert jedoch grandios. Aus dem einfachen Grund, dass es keine weiteren Computerbesitzer in der Nachbarschaft gibt.

Später verstehen wir mehr in der c’t und bekommen mit, dass es bereits Mailboxen gibt, die über Akustikkoppler angerufen werden und unser Dorfnetz bereits Wirklichkeit bzw. inzwischen überholt ist. Aber das Kabel hängt noch lange unter der Dachrinne zwischen den Häusern.

Moritz Geisel

Silvester 1986

Kommunikation mit dem Kursbuch

Ich muss bis zum Nachmittag in Bad Wildungen arbeiten und will danach meine aus Stuttgart kommende Freundin am Kasseler Hauptbahnhof abholen, um zusammen mit dem Auto auf eine Silvesterfete nach (West-)Berlin zu fahren.

Kurz vor Feierabend fällt mir ein, dass es einfacher wäre, sich in Göttingen zu treffen: Zum Hauptbahnhof in der Kasseler Innenstadt ist es eine Gurkerei (der ICE-Bahnhof Wilhelmshöhe existiert noch nicht), weshalb die Intercitys (ICE existieren ebenfalls noch nicht) den gar nicht anfahren. Den Göttinger Bahnhof hingegen, das weiß ich vom Trampen, erreicht man von der Autobahn sehr bequem.

Dazu müsste meine Freundin in Frankfurt aber nicht, wie geplant, umsteigen, sondern im Intercity sitzen bleiben. Aber wie kommuniziere ich das, in Zeiten ohne Mobiltelefonie?

Als häufiger Bahnfahrer besitzt man ein Kursbuch, in dem nicht nur die Verbindungen, sondern auch die Telefonnummern der Hauptbahnhöfe aufgeführt sind. Ich rufe also in Frankfurt an, ob man die Frau ausrufen könne. Könne man.

Frankfurt ist ein Kopfbahnhof, die Züge halten also länger als anderswo. Meine Freundin wird ausgerufen, sie möge sich am Infoschalter Gleis 10 melden. Dort teilt man ihr mit, sie möge wieder in den bisherigen Zug steigen und bis Göttingen fahren.

Ich rufe nochmal in Frankfurt an, ob das geklappt habe, und mache mich auf den Weg nach Göttingen. Pünktlich um neun laufen wir zur Silvesterfete in Berlin ein.

Ernst Soldan

1987

Kopierschutz: Die DDR macht vor, wie's geht

Ich habe 1987 meinen ersten Computer gekauft, einen C64 II – das war ein normaler C64 in einem anderen, hellgrauen Gehäuse. Das hatte den Vorteil, dass man die Disketten, die man fürs Hin- und Herkopieren brauchte, in der Zeit dazwischen in die Lüftungsschlitze stecken konnte. An weitere Vorteile kann ich mich aber nicht erinnern. Mit dem Rechner bekam ich ein externes Floppylaufwerk VC 1541C und ich glaube 30 Disketten mit Spielen (an diesem letzten Punkt ist die Erinnerung verschwommen, es können auch mehr gewesen sein). Alles kostete 2.000 Mark der DDR, was ein wirklich guter Preis war.

Den guten Preis bekam ich, weil der Vater eines Klassenkameraden, der mit geschmuggelten C64 handelte, die DDR-Steuerfahndung oder sonst irgendwen am Hacken hatte, der sich für sein illegales Tun interessierte, und sehr schnell sein Lager räumen wollte. Vom auf dem Schulhof zugeraunten Angebot bis zum Geld erbetteln bei meinem Vater und der Übergabe am Gartentor des Klassenkameraden vergingen nur wenige Stunden.

Doch will ich auf etwas anderes hinaus. Die Spiele waren selbstverständlich Schwarzkopien, originale Spieldisketten kannte ich gar nicht. Man ging zu einem Bekannten und kopierte, was einem gefiel. Das hatte einen Nachteil: Es gab keine Anleitungen zu den Spielen. Damals lagen Anleitungen den Verpackungen als gedrucktes Buch bei, was in der DDR ein effektiver Kopierschutz war. Denn zwar war es möglich, Disketten in ausreichender Zahl zu schmuggeln, beziehungsweise im Intershop zu kaufen, und ich hatte

auch mindestens zwei Bekannte mit einem C64. Kopiergeräte hingegen waren im Osten praktisch nicht vorhanden. Die existierten nur als Nasskopierer an Schulen oder in Betrieben und taugten nicht, um gebundene Bücher zu vervielfältigen.

So hatte ich ein Hubschrauberspiel, ich glaube „Airwolf“, das ich liebte, aber nicht steuern konnte. Es gelang mir nur, den Hubschrauber zu starten und durch die Gegend zu fliegen. Aber ich konnte weder landen, noch die Waffen korrekt bedienen. Ähnliche Probleme hatte ich mit „Ace of Aces“ und anderen Games. Ich war nicht der Einzige. Ich erinnere mich an viele Gespräche auf dem Schulhof, die sich allein darum drehten, wer gerade welche Tastenkombination ausprobiert und welche neue Funktion entdeckt hatte. „Maniac Mansion“ taugte für monatelangen Rätselspaß, da niemand die Lösung kannte.

Kai Biermann

8. Mai 1987

Deine Mailadresse ist zu teuer

```
From: Oliver Laumann <net>
To: <huebner>
Date: Fri May  8 13:32:53 1987
Subject: Mail-Adresse

Hallo,

bitte gib in Zukunft als Deine Mail-Adresse
nicht mcvax!unido!tub!huebner an; diese
Verbindung ist fuer uns zu teuer.  Bitte
verwende entweder ...!pyramid!tub!huebner
oder huebner@tub.BITNET.

Gruesse, --OL
```

Diese Mail befindet sich in meinem bis 1985 zurückreichenden Archiv mit allen ca. 140.000 zwischen damals und 2021 gesendeten oder empfangenen Mails.

Die 1987 noch verbreiteten Mailadressen mit den Ausrufezeichen enthielten quasi den Pfad von einem bekannten Rechner (hier z. B. der zentralen „mcvax“ in Amsterdam) zum Zielsystem, also zum Rechner der adressierten Person.

Je nachdem mit welcher Netz-Technologie der jeweils nächstliegende Knoten in einem solchen Mailadressen-Pfad angebunden war, konnte die Benutzung teuer oder weniger teuer sein.

Unser Mailsystem „tub“ der TU-Berlin war über eine Telefon-Modem-Wählverbindung zu „unido“ und über eine Datex-P-Verbindung zu „pyramid“ angebunden. Ersteres war ein (damals noch teures) Telefon-Ferngespräch, während wir für Datex-P eine Pauschale zahlten, so dass für die Übertragung einer Mail keine zusätzlichen Kosten entstanden.

Ich bat als Betreiber des Mailservers daher die angeschriebene Person, die „teure Mailadresse“ nicht länger zu nutzen.

Oliver Laumann

1987

Zitterwahlverfahren

Mein Schulfreund Thorsten hat seit heute eine neue Leidenschaft. „Es ist ja gut und schön, so alleine vor dem Rechner zu sitzen und zu coden ... ist es ja auch wirklich! Aber was noch viel geiler ist, ist sich mit anderen Rechnern zu verbinden! Datenfernübertragung, Alter!“

Heute weiß ich: Thorsten war einer ganz großen Sache auf der Spur. Damals war ich skeptisch.

Es ist 1987, wir sind 14 Jahre alt und stehen auf dem Schulhof des Gymnasiums am Kattenberge in Buchholz in der Nordheide, einer Kleinstadt 30 Kilometer südlich von Hamburg. Thorsten und ich sind die einzigen Menschen, die wir kennen, die Computer programmieren. Viele andere haben zwar auch Amigas oder Ataris zu Hause, aber die beschränken sich auf den Konsum von Spielen und das Tauschen von Disketten in der Großen Pause.

Mein aktuelles Projekt auf dem Amiga 500 ist ein Trainer für unregelmäßige Verben, motiviert durch meine 5 in Französisch. Die blieb zwar auch im nächsten Zeugnis, dafür spielt der Trainer aber Helmut-Kohl-Zitate ab, wenn der Schüler (also ich) einen Fehler bei der Konjugation macht (also ziemlich oft).

Abgesehen von Thorsten ist der Kontakt zu anderen Programmierern eine Einbahnstraße und besteht in der Lektüre von Zeitschriften wie ‘Happy Computer’ oder ’Run’ und dem Bestellen von Source Code per Briefpost. Es gibt eine kuratierte Sammlung von Public Domain Software auf Disketten namens „Fred Fish Disk“. Aus einem gedruckten Katalog sucht man sich die Floppies, die interessant klingende Programme enthalten, und bestellt sie per Mail Order.

Thorsten: „Schaff dir einen Akustikkoppler an! Der macht aus Bytes Piepstöne und die kann man dann per Telefon zu einem anderen Computer übertragen! So kann man sich zu Mailboxen verbinden und da Programme runterladen! Das macht total Bock!“

Ein paar Wochen und einen Geburtstag später bin ich nicht nur stolzer Besitzer eines dataphon s21d der Wörlein GmbH, das bescheidene 30 Zeichen pro Sekunde überträgt (ja, das ist langsamer als Tippgeschwindigkeit), sondern habe sogar mein eigenes Telefon samt eigener Leitung im Kellerkinderzimmer. Die Leitung wurde in erster Linie angeschafft, um die anfallenden Telefongebühren zuordnen zu können und unter Kontrolle zu bekommen. Mein Apparat verfügt nämlich über ein Schloss, das das Tastenfeld verriegeln kann. Es ist eines der ersten Tastentelefone der Deutschen Bundespost.

Endlich normale Leute!

Das Runterladen von Programmen ist nicht das Spannendste an der Datenfernübertragung. Die Möglichkeit, Tastenanschläge in Echtzeit auf den Bildschirm eines anderen, entfernten Unbekannten zu bringen und umgekehrt, ist es, die uns in einen Rauschzustand versetzt. Thorsten (alias KERMIT) und ich (alias GURU MED) wählen uns mehrmals täglich in die Tornado Mailbox ein, in die riesige Computeranlage des Hamburger Textilerben Thomas Schewe. Thomas betreibt 25 PCs mit 25 Modems an 25 Telefonleitungen und hat die Rechner untereinander vernetzt. So können die User miteinander chatten – zu zweit oder alle zusammen im ’Forum’. Das TECS (Tornado Electronic

Communication System, telnet://bbs.tecs.de) hat schon 1987 das Internet vorweggenommen: es gibt persönliche Post, schwarze Bretter, Rollenspiele, Downloads. Aber vor allem: Das Forum.

Das Forum ist mein Fluchtweg aus der Kleinstadt. Ich verbringe jede Nacht dort in dem bis dato unbekannten Gefühl, unter meinesgleichen zu sein. Als ich anfange, täglich persönliche Nachrichten mit KATJA auszutauschen, ist das reale Leben endgültig abgehängt. Denn das besteht aus schwerer Akne, schleichendem Verlust der Sehkraft und dem Warteraum der Uniklinik Eppendorf.

Impulswahl

Die Deutsche Bundespost unterteilt die Bundesrepublik in Zonen. Das Telefonieren innerhalb einer Zone ist teuer genug, über Zonengrenzen hinweg wird es richtig teuer.

Obwohl nur 20 Minuten mit der Regionalbahn entfernt, befindet sich Hamburg, von Buchholz aus gesehen, in Fernsprechzone II. Dieser Umstand schlägt sich mit mehreren hundert DM auf der Telefonrechnung nieder, und dieser Betrag übersteigt mein Taschengeld um ein Vielfaches. Meine Eltern schließen das Tastaturfeld des Telefons daraufhin ab.

Ich glaube nicht, dass in der Geschichte des Hackings irgendjemand mehr an der Umgehung von Sicherungsmaßnahmen interessiert war als ich angesichts dieses abgeschlossenen Telefons.

Zwar vermietete die Bundespost schon diese neuen modernen Tastentelefone. Die eigentliche Technik das Wählens jedoch ist noch auf Wählscheiben abgestimmt und basiert noch nicht, wie in den USA, auf verschiedenen Piepstönen für verschiedene Ziffern. Stattdessen wird bei einem Tastendruck auf die Ziffer 1 die Verbindung zur Vermittlungsstelle sehr kurz unterbrochen. Bei der Ziffer 2 passiert dasselbe zweimal kurz hintereinander und so wei-

ter. Diese Impulse werden in der Vermittlungsstelle genutzt, um Zylinder mit Kontakten in Position zu drehen, die hintereinander geschaltet dann die Verbindung zu der Leitung eines beliebigen anderen Anschlusses herstellen.

Die Tasten meines Telefones sind physisch durch das Schloss gesperrt. Aber ich kann den Hörer abnehmen und höre das Freizeichen. Und wenn ich kurz auf die Gabel drücke, ist das Freizeichen weg. Wenn ich hingegen die Gabel für eine volle Sekunde gedrückt halte, ist es wieder da. Wenn ich nur vermeide, zu lange zu drücken, die Gabel vier Mal nur ganz kurz runter halte, eine lange Pause zwischen den ersten beiden und eine kurze Pause zwischen den letzten beiden Malen, also etwa so: – – – -, dann ist die Feuerwehr am Apparat! Nach einem kurzen Schock wird mir klar: Ich habe eben 112 gewählt! Mit einem abgeschlossenen Telefon! Der Rest ist eine Frage des Trainings.

Mit ausgestrecktem Daumen der ansonsten zur Faust geballten rechten Hand bearbeite ich rhythmisch die gefederte Gabel meines Telefons wie der Funker eines U-Boots seine Morsetaste. Das größte Problem stellen die Nullen dar. Um die 040 der Hamburger Ortsvorwahl zu wählen, muss ich im Rhythmus 10-4-10 auf die Gabel trommeln, denn die Null hat zehn Impulse.

Nach einigen Stunden klappt es, und ich höre das vertraute Besetztzeichen der TECS. Schon mit einem unabgeschlossenen Telefon ist es ein Geduldspiel, einen Moment zu erwischen, in dem einer der Anschlüsse der TECS frei ist. Mit meinem Wahlverfahren sinkt die Wahrscheinlichkeit auf das Niveau eines Lottogewinns.

Die seltenen Momente, die ich so tatsächlich den ersehnten 300-Baud-Carrier des Modems auf der anderen Seite zu hören bekomme, lassen meinen Puls rasen und meine Hände zittern, während ich vorsichtig, um nicht allzu viele Störgeräusche zu verursachen, den Hörer in die Muffen des Akustikkopplers drücke.

Aufgrund der Fehlerträchtigkeit meines Wahlverfahrens höre ich statt des Besetztzeichens oder gar des freundlichen Fiepsens des TECS-Modems viel häufiger unfreundliche Stimmen, die wiederholt ihren Familiennamen melden. Sie kommen aus Hamburg oder Berlin oder sonstwoher.

Dieser Zustand ist unhaltbar.

Mein Vater sammelt Donald-Duck-Sonderhefte. Die hat er fein säuberlich jahrgangsweise in Sammelschubern. Die Hefte werden durch je einen festen Draht festgehalten, der durch die Heftmitte verläuft, wo die Heftklammern sichtbar sind. Die Drähte sind an ihren Enden oben und unten in zwei Schienen des Schubers eingehakt.

An diesen Drähten streifen meine kriminellen Gedanken entlang, auf der Suche nach einer Alternative zum fehlerträchtigen Zitterwahlverfahren.

Mit je einem dieser Drähte in einer Hand wühle ich im winzigen Telefonschloss herum und versuche, die Zungen des Schließmechanismus einzudrücken, so wie es der passende Schlüssel täte. Bei ausreichend hoher Motivation stellt ein solches Schloss nicht wirklich eine ernstzunehmende Hürde dar.

In den folgenden Nächten tauschen wir immer weiter verfeinerte Bilder von Kühen in ASCII Art im Forum aus.

Um die unweigerlich katastrophal hohe Telefonrechnung zu bezahlen, zwingen mich meine Eltern, den Akustikkoppler und den Amiga per Kleinanzeige zu verkaufen.

Mein Teenagerleben hat seinen Tiefpunkt erreicht.

Aber wie heißt es am Ende von „Back to the Future“?

```
         (__)
         (oo)
  /-------\/
 / |     ||
*  ||W---||
   ^^    ^^
```

To be continued.

Jan Bölsche

Vielleicht 1987

Die Zukunft ist schon wieder vorbei

Irgendwann in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre erzählt mir eine Mitstudentin von ihrem Volontariat: Sie müsse da andauernd Sachen faxen. Und ich denke so bei mir, meine Fresse, die hat's echt geschafft, wenn sie so futuristische Techniksachen macht.

Wenn jetzt die 2020er-Menschen über die Uralttechnik Fax spotten, fühle ich mich mit einem Male alt, ungefähr so wie seinerzeit das verschrumpelte, staubalte Männlein im Schreibwarengeschäft neben der Uni, das immer wieder gerne Geschichten aus einer Vergangenheit erzählte, in der der Tesafilm der allerneueste Schrei war und seine Kundschaft in Staunen und Entzücken versetzte.

Tilman Otter

Sommer 1987

Ein neuer PC

Im Jahr 2017 hat man sich schon ziemlich an die Geschwindigkeit gewöhnt, in der sich erregende neue IT-Technik in scharfkantigen, schmutzigen Schrott verwandelt. Dreißig Jahre zuvor beeindruckt es mich aber noch sehr.

An einem Sommermorgen 1987 erhalte ich einen Anruf, dass mein ersehnter PC zum Abholen bereitsteht – mein erster Computer, der kein Commodore 64 ist, sündteuer für meine Verhältnisse, und sehr passabel ausgestattet, mit Intel 80286-Prozessor, VGA-Grafik, 1 MB Arbeitsspeicher und 40 MB Festplatte (alles aus der Erinnerung, man steinige mich bitte nicht, wenn was nicht stimmen kann). Ich habe aber erst am Abend Zeit, das Wunderteil abzuholen; und bis dahin habe ich Pisssperre. Die Blase ist voll, und ich kann sie nicht mehr entleeren, schon mache ich mir Sorgen, dass ich es nun im

zarten Alter von 23 an der Prostata kriege; unbegründet jedoch, das Symptom basiert offenbar auf vorfreudiger Erregung und verliert sich alsbald, als der PC endlich auf meinem Schreibtisch steht.

Kaum drei Jahre später werde ich denselben Computer zum Recyclinghof bringen. (Das sichere Löschen der Festplatte ist dabei übrigens noch kein Thema: Da man Ende der 80er Jahre im privaten Bereich noch nichts Vernünftiges mit einem PC tun kann, was Bezug zum wirklichen Leben hat, sind auch keine persönlichen Daten auf dem Rechner.) Auf dem Weg dorthin wird er mir aus der Hand rutschen und die Steintreppe hinunterpurzeln; ich werde die Achseln zucken und ihn aufheben. Und die Altwarenhändler, die vor dem Recyclinghof lauern, werden mich anhalten, ins Auto sehen und rufen: “Computär! Computär!”, und ich werde die Scheibe runterkurbeln und antworten: “Ein 286er”. Da werden sie mich nicht einmal mehr weiterwinken, sondern ich und mein PC, für den ich einmal Prostataqualen gelitten habe, werden augenblicklich Luft für sie.

Tilman Otter

Herbst 1987

Im “Institut für wissenschaftlichen Gerätebau”

Im Fach ESP („Einführung in die sozialistische Produktion“) müssen wir alle zwei Wochen ins Adlershofer „Institut für wissenschaftlichen Gerätebau“. Ich bin zu meinem Leidwesen in der Kristallographie eingesetzt, wir betteln immer, irgendwas am Computer machen zu dürfen, stattdessen müssen wir mit verschieden gekörntem Schleifmittel Siliziumscheiben polieren, um anschließend unterm Mikroskop die „Versatzstellen“ zu zählen. Für ein paar Wochen kommen wir unserem Ziel, am PC 1715 programmieren zu dürfen,

aber einen Schritt näher, wir bekommen nämlich den Auftrag, für das Institut mit einer senkrecht fixierten Fotokamera ein Turbo-Pascal-Buch aus dem Data-Becker-Verlag Seite für Seite abzufotografieren.

Jochen Schmidt

Ende der 80er Jahre

Lecken und lecken lassen

In der zweiten Hälfte der 80er Jahre mache ich mehrmals Ferienjob im Finanzamt. Es gibt dort naturgemäß eine Menge Briefe zu verschicken.

Um fair gegenüber dem Finanzamt und den 80er Jahren zu sein: Es gibt bereits zwei Kuvertiermaschinen, die ihren Schwestern, wie man sie dreißig Jahre später verwenden wird, nicht unähnlich sehen. Etwa für Kraftfahrzeugsteuerbescheide, die automatisierungsfreundlich sind, weil sie immer aus genau einem A4-Blatt bestehen, und weil es von ihnen sehr viele gibt. Nur Stapeleinzüge sind in den 80er Jahren noch nicht das Gelbe vom Ei. Wir dürfen sie nicht verwenden, zu oft landen sonst mehrere Steuerbescheide im selben Kuvert, was natürlich nicht passieren darf. Also sitzt man eben ein Stündchen vor der Maschine und schabt einen A4-Bogen nach dem anderen in den Einzug, wie die schwäbische Hausfrau die Spätzle ins Kochwasser.

Ab dann geht es aber mit beeindruckender Geschwindigkeit und Zuverlässigkeit. Die Bescheide werden auf ein Drittel gefalzt, mit Krawuppdich in ein DIN-Lang-Kuvert geschossen, zugeklebt und gestapelt. Die Technik ist hier schon verblüffend weit. Was hingegen noch nicht so weit ist, ist die Anpassung der händischen Arbeitsabläufe an die Bedürfnisse der Maschinen. Es gibt noch sehr viele Formulare und Arbeitsprozesse, die sich gegen Automatisierung sperren, allen voran die Einkommensteuerbescheide, die in den Achtzigern ein völlig irreguläres Querformat haben und in einem halb automatisierten Prozess eingetütet werden müssen, der anfällig ist und immer mal wieder Konfetti und Verdruss produziert.

Und dann gibt es eine Menge Sendungen, die händisch kuvertiert und frankiert werden müssen. Anfangs benütze ich zum Anfeuchten der Gummierung noch vielfach die Zunge, weil es mich vor den Schwämmchen, die zu diesem Zweck vorgesehen sind, ein wenig graust. Es gibt jedoch auch die ehrwürdige alte Anleckmaschine (die offiziell ganz sicher anders heißt, aber ich weiß nicht, wie), ein Ungetüm aus Wellen, Walzen, Spiralfedern und Blechen, das direkt aus einem schlechten oder ironischen Science-Fiction-Film kommen könnte. Schwer zu schätzen, wie alt sie ist, Sechziger? Siebziger? Die Briefe müssen mit geöffneter Lasche und der Öffnung nach oben zwischen senkrechte laufende Gummiwalzen praktiziert werden und werden von diesen etwa einen Meter weit transportiert. Unterwegs feuchtet ein geriffeltes Messingrad, das unten durch ein Wasserreservoir läuft, die Gummierung an, ein elegant geschwungenes Blech schließt die Lasche, eine Rolle drückt sie an, und dann fällt der Brief verschlossen in einen Korb – wenn auch, je nachdem, wie gut man es mit dem Wasserstand im Reservoir gemeint hat, mehr oder weniger nass. Egal, das trocknet dann schon wieder.

Hat man je abends das Wasser im Reservoir ausgewechselt, leckt man nie mehr einen Brief mit der Zunge an, zu widerlich ist die dickliche Stinkbrühe, die sich da ansammelt.

Spannend ist immer die Frage, welche Briefe man dieser Höllenmaschine anvertrauen kann. Grundsätzlich ist sie nicht heikel, was Format und Dicke der Briefe betrifft, aber bei einem gewissen Gewicht und einer gewissen Knubbeligkeit hört es natürlich doch auf. Da wiegt man einen Brief, mit dem einem Steuerpflichtigen seine Originalbelege zurückgegeben werden sollen, in der Hand und sagt dann optimistisch zur Anleckmaschine: „Gell, das schaffst du schon“. Und muss dann mitansehen, wie der Brief zwischen den Walzen abschmiert, über seinen Hohlräumen reisst das Papier ein, das Ganze wird grob zerkleinert, schlägt im Fallen den eklen Wasserbehälter aus der Halterung, und landet nass und stinkend auf dem Boden. Dann wünscht man sich doch, man hätte einfach geleckt.

Tilman Otter

Um 1988, TU Dresden

Neue Technik

Zwischen 1984 und 1989 studieren meine Eltern an der TU Dresden Maschinenbau. Für ihre Diplomarbeit bekommt meine Mutter die Freigabe, einen der AKT-S-Rechner der Uni zu benutzen. AKT steht für „Arbeitsplatz für Konstrukteure und Techniker“, bezeichnet also eine bestimmte Art von Computersetup, und AKT-S ist die Variante, bei der Geräte aus dem Westen involviert sind. Das ist natürlich überhaupt nicht erlaubt, ist aber trotzdem der Fall. AKT-S ist gewissermaßen ein Tarnbegriff, weil es sich um Embargo-Rechner handelt (die nicht in die DDR verkauft werden dürfen).

Am AKT-S-Arbeitsplatz werden komplizierte Gleichungen gerechnet und Objekte in 3D modelliert. Besonders beeindruckend daran ist die spektakuläre Grafikkarte, die verschiedene Bereiche eines Objekts unterschiedlich einfärben kann (z. B. abhängig davon, wie groß die errechnete Spannung an der jeweiligen Stelle des Objekts ist). Die so erzeugten Grafiken werden unter anderem für Konferenzvorträge auf Polylux-Folien gedruckt.

Ein Professor des Instituts hat keine Freigabe für AKT-S-Rechner. Bei jedem Referat, in dem AKT-S-Abbildungen vorkommen, meldet sich der Professor und fragt: „Mit welcher Technik wurde das berechnet?“ Die Standardantwort lautet „Mit der neuen Technik.“ Der Begriff „neue Technik“ ist eine weitere Bezeichnung für die verbotenen Westrechner. Alle im Raum wissen, was damit gemeint ist (aber niemand sagt es).

Esther Seyffarth

1968 bis 1988

Revolutionäres Elektro-Car-to-go-System

Als Mitglied des kooperativen Systems geht man zu einer der Stationen, in der die Autos aufgereiht stehen. Man führt die Magnetkarte in den Kartenleser der Station ein und gibt die Zielstation über ein Telefon ein. In der Zentrale wird jetzt geprüft, ob an der gewählten Haltestelle ein Parkplatz für ein Fahrzeug frei ist. Sobald die Zentrale die Fahrt genehmigt hat, geht man zum ersten Fahrzeug in der Reihe und öffnet es mit der Magnetkarte.

Am Ziel angekommen, fährt man das dreirädrige Fahrzeug in die Station, der Kontakt auf dem Dach fädelt sich in die Schiene über der Station ein und der Akku wird geladen. Der zentrale Computer registriert die Ankunft des Fahrzeugs.

Die Fahrzeuge haben eine Höchstgeschwindigkeit von 30 km/h. Daher müssen die Fahrer einen Führerschein haben. Der Aktionsradius mit geladenem Akku beträgt 15 km.

Dies alles wurde 1968-1974 von Luud Schimmelpennink in Amsterdam erdacht und realisiert. Das Telefon, von dem oben die Rede ist, ist ein Scheibentelefon.



Video: www.youtube.com/watch?v=EItrvudZy4w

Die Kooperative wurde 1988 aufgelöst, da das Ziel, 25 Stationen und 125 Fahrzeuge zu betreiben, sich wegen technischen und administrativen Problemen als nicht durchsetzbar erwies.

iris

Anfang 1989

Mein erster und letzter Netzschalter

Es ist mein erster bezahlter Arbeitstag als Informatiker; ich bin Student im Vordiplom. Ich arbeite an einem Gerät, das einem PC zum Verwechseln ähnlich sieht, aber ein bißchen größer ist, »Workstation« heißt und unter VAX/VMS läuft.

Nachdem ich mein Tagwerk verrichtet habe, stehe ich auf, ziehe die Jacke an und suche mit dem Finger nach dem Netzschalter auf der Rückseite des Geräts. Ich betätige ihn und löse so, kurz vor Feierabend, den ersten IT-Notstand meines Berufslebens aus.

Eine VAX, so lerne ich unsanft, ist kein PC, sondern ein richtiger Computer, der niemals ausgeschaltet wird, weil er Tag und Nacht mit irgendwelchen sinnvollen Dingen beschäftigt ist, viele davon unter der Kontrolle von Leuten oder Programmen, die ganz woanders im Gebäude, also im Netzwerk sind. Und selbst wenn man die VAX wirklich ausschalten *wollte*, wäre dazu ein komplizierter Vorgang des Herunterfahrens notwendig und keinesfalls einfach ein Druck auf den Netzschalter, der für die VAX nichts anderes als ein katastrophaler Stromausfall ist.

André Spiegel

Sommer 1989

Präsident-Nordhoff-Gedächtnis-Tee

Ich habe gerade Abitur gemacht. Im Jahrgang weiß jeder, dass man sich unbedingt sofort arbeitslos melden muss, also gehen wir zu fünft aufs Arbeitsamt. Dort werden wir von der zuständigen Sachbearbeiterin ausgelacht. Vor dem Wehrdienst sei das nicht notwendig; die Frage, wie das bei Verweigerern sei, überhört sie. Wo wir schon einmal da seien, könne man auch die Meldungen schreiben.

Zwei Wochen später werden wir angerufen: Volkswagen braucht wegen einer Modellumstellung Werksstudenten, die in der Ferienzeit die Belegschaft aufstocken. Mit dem Opel Kadett, den mir meine Eltern zum Abitur geschenkt haben, fahren wir in den nächsten fünfeinhalb Wochen jeden Werktag aus Südniedersachsen nach Wolfsburg. Das dauert eineinviertel Stunden, die Frühschicht beginnt um 6.30 Uhr, das gibt eine halbe Stunde Nachtzuschlag. Zwei von uns entscheiden sich gegen die tägliche Fahrerei und bekommen von Volkswagen eine Wohnung in einer werkseigenen Siedlung vermittelt, in der vor allem italienische Gastarbeiter wohnen.

Auf dem riesigen Werksparkplatz vor dem Nordtor ist mein Opel neben einem Camaro der einzige Nicht-Volkswagen. Jeden zweiten oder dritten Tag klebt ein Zettel an meiner Windschutzscheibe, der mich darauf hinweist, wie unkollegial es sei, keinen VW zu fahren und dass es günstige Mitarbeiterkonditionen gebe. Die Zettel sind handgeschrieben und stammen erkennbar von verschiedenen Leuten.

Vier von uns arbeiten in der Lackiererei, der fünfte in der damals berühmten Halle 54, in der einige hundert Fachleute ein Heer von Robotern steuern sollten. Im Sommer '89 arbeiten dort 10.000 Menschen.

Der Kollege, der mich einarbeitet, hat Feinblechner gelernt – die Arbeit am Band sei aber besser bezahlt.

Ich stehe am Band und lege mit einer Pistole Silikondichtmasse in die rechten Türen von Polo (Zweitürer) und Golf (Zwei- und Viertürer) ein, verstreiche die eingelegte Dichtungswurst an bestimmten Stellen mit einem Pinsel und einem Plastikschaber. Die Masse kommt auf die Schweißnähte der verzinkten Karossen, danach durchlaufen sie einen Trockenofen, bevor sie in die Lackierkammern kommen. Der Ofen ist ca. 20 Meter bandabwärts von meinem Standort, Einlegepistolen hängen alle paar Meter auf beiden Seiten des Bandes. In der ersten Woche stehe ich regelmäßig kurz vor der Eingangsschleuse des Ofens – ein, zwei Mal muss mich der Vorarbeiter „retten“ – das Ausklinken einer Karosse, bei der schlecht gearbeitet wurde, ist möglich, wird aber nicht gerne gesehen, weil diese in die Leertakte eingehängt werden.

Die Produktion liegt im ersten Stock der Werkshallen, im Erdgeschoss befinden sich Lager und kleinere Werkstätten. Alle Werkshallen sind mit Überführungen verbunden, die Meister sind mit Fahrrädern unterwegs. Unter der Decke hängen Bandschleifen voller Karossen, die eine Reserve für ca. 2 Wochen bilden. Diese müssen wir in den kommenden Wochen allmählich leer arbeiten.

Zur großen Ost-West-Werksstraße hin befinden sich Waschkauen, Büros und verschiedene Kantinen. Wir essen dort nur nach der Frühschicht. Vor der Spätschicht essen wir zuhause. Nachtschicht dürfen wir nicht arbeiten.

Das Band läuft die ganze Zeit, man hat Pause, wenn die Leertakte einen erreichen – dort hat man einfach keine Karossen eingehängt. So läuft eine Lücke von ca. 10 Karossenlängen das Band entlang. Auf die Mittelkonsole ist in rot eine Zahl gepinselt, zwei Mal geht es von 1 bis etwas über 200, gut 400 Autos laufen pro Schicht durch. Manchmal gibt es auch keine Leertakte, dann wird man in den Pausen von „Springern“ abgelöst, die alle Arbeiten am Band beherrschen. In meiner ersten Pause gehe ich allein das nächste Treppenhaus herunter, trete durch eine Tür nach draußen und werde beinahe von einem Zug voller Steinkohle überfahren.

Hinter mir steht eine große Box mit zwei Lackierrobotern. Während meiner Zeit kommt zwei Mal eine Gruppe von Ingenieuren vorbei, schraubt ein wenig an den Robotern herum, gestikuliert und geht wieder.

In den Lackierkabinen herrscht eine Temperatur von 40 bis 50 Grad, die Kollegen dort sollten wegen der eingesetzten Lösungsmittel eigentlich schwere Atemmasken tragen, viele arbeiten aber ohne, weil es zu beschwerlich und viel zu warm ist. Lacke auf Wasserbasis führt VW erst Mitte/Ende der 90er Jahre ein. Es heißt, es arbeite niemand in den Lackierkabinen, der älter als 45 Jahre ist.

An Montagen ist die Stimmung furchtbar, alle sind still und mit sich beschäftigt – dafür steigt freitags, wenn zum letzten Mal von 1 bis 200 gezählt wird, die Stimmung. Uns Neulingen zeigen die Kollegen ihre Arbeiten („Willst Du mal Motorhauben einlegen?“) und alle bespritzen sich mit Dichtungsmasse. Bei VW lerne ich, was Wochenende bedeuten kann.

Nach zwei Wochen sind wir akzeptiert, wir könnten ja arbeiten, obwohl wir zukünftige Krawattenträger seien. Als Erstes wird uns verraten, wie wir am besten einen VW-Blaumann nach draußen schmuggeln. Überhaupt wird offenbar geklaut, was nicht niet- und nagelfest ist. Es geht die Geschichte herum, vor kurzem sei ein Kollege mit einem GTI-Ledersessel über der Schulter einfach mitten durch den Werksschutz nach draußen spaziert.

Schließlich kommt der Bandälteste auf uns zu, wir sollten nun nicht immer unser sauer verdientes Geld in den Cola-Automaten stecken und lieber mal mitkommen. Zwischen Ofen und Lackierkabine steht ein unscheinbarer Kasten in Spindbreite, der sich als Getränkeautomat entpuppt, an dem es kostenlos (!) kalten und heißen Zitronentee, Brühe und Kakao gibt. Diese Automaten seien von Heinrich Nordhoff, dem legendären ersten Nachkriegschef von VW, zusammen mit einem strikten Alkoholverbot eingeführt worden, weil bei Volkswagen so furchtbar gesoffen wurde. Ich trinke ab jetzt in jeder Pause Präsident-Nordhoff-Gedächtnis-Tee.

Den Bewegungsablauf des Dichtungseinlegens beherrsche ich heute noch im Schlaf und träume regelmäßig davon.

Stephan Bartholmei

1989

Ich sehe im Praktikum das erste Mobiltelefon mit eigenen Augen und hätte an der Technik kapituliert

Ich machte ein Praktikum im Düsseldorfer Hochbauamt. Von dort sollte ein Künstlerwettbewerb für ein Mahnmal in der Mahn- und Gedenkstätte in der Altstadt organisiert werden.

Wir bekamen einige Räume in der Mahn- und Gedenkstätte zur Verfügung gestellt, hatten dort aber keinerlei technische Infrastruktur, die über elektrisches Licht hinaus ging.

Die Jury war hochkarätig besetzt, ich erinnere mich konkret an Carola Stern und an andere eigens angereiste Juroren, mit denen es Diskussionen darüber gab, wieviel Sterne ein angemessenes Hotel haben solle.

Es war die Veranstaltung, bei der ich das erste tragbare Telefon sehen sollte.

Nach etlichen Jahren mit CB-Funkgeräten und drei Jahren als Fernmelder bei der Bundeswehr hatte ich schon viel an Funktechnik gesehen, mobile Telefone kannte ich aber bislang aber nur aus US-Krimis, wo Detektive und Anwälte natürlich Autotelefone besaßen.

Der Chef der Poststelle hatte ein C-Netz-Telefon aus dem städtischen Fundus bekommen, nach meiner Erinnerung muss es ein Siemens C2 Portable gewesen sein. Zwar kleiner als die Sat-Telefone, mit denen Thomas Wiegold es einige Jahre später zu tun bekommen würde, aber halt auch ohne Satellitenverbindung.

Zum Glück brauchten wir das Telefon am Ende nicht. Keinem war klar, wie teuer ein Gespräch mit dem Funktelefon sein würde, klar war nur, dass es *sehr teuer* sei. Deshalb hatte sich niemand getraut, einen Probeanruf damit zu machen.

In einer Zeit, in der Wählscheibentelefone noch technischer Standard waren, hätte die Technik uns sicher alle überfordert. Der Chef des Orgateams jedenfalls gestand mir am Ende, dass er glaube, das Telefon sei defekt gewesen. Er habe den Hörer abgenommen und kein Freizeichen gehört.

Ich hätte es damals auch nicht besser gewusst.

Volker König

1989

P8000: Prolog und Nachspiel

Prolog

Ich bekomme die Möglichkeit, als Schüler an einem Programmiersprachen-Kurs an der Humboldt-Universität teilzunehmen. Wir sollen Prolog lernen, eine deklarative, logische Programmiersprache. Das ist eher ungewöhnlich, gibt es an den Schulen doch nur Basic und bestenfalls Pascal.

An der HU ist HU-Prolog, ein sehr guter Prolog-Interpreter entwickelt worden, Fachwissen für die Lehre ist also genügend vorhanden. Wir Schüler nehmen das Angebot dankbar an.

Die praktischen Übungen finden im Rechenzentrum der Uni statt, zu dem es Zutritt nur mit (Papier-)Berechtigungskarte gibt. Dort stehen neben einem PC1715 und einem A5120, mit denen wir nichts zu tun haben, zwei P8000 mit jeweils drei Terminals, die unsere Ausbildungsrechner werden. Der P8000 ist ein 16-Bit-System aus DDR-Produktion, auf dem WEGA als Betriebssystem läuft. Auch WEGA ist eine DDR-Entwicklung, die sehr deutlich an ein System-III-UNIX angelehnt und in vielen Bereichen kompatibel ist.

So lerne ich im Rahmen des Kurses nicht nur Prolog, sondern auch Unix-Grundlagen. Freundlicherweise dürfen wir auch nach Ende des Kurses das Rechenzentrum weiter benutzen, das gibt Gelegenheit, die Kenntnisse zu vertiefen und auch gleich noch etwas C zu lernen.

So interessant Prolog auch ist, es wird bei mir später nie zu praktischer Anwendung kommen. Von den Unix- und C-Grundlagen aber, die ich dort erwerbe, werde ich mein ganzes Berufsleben zehren.

Nachspiel

Wenn man mal wieder Dinge am P8000 gemacht hat, die dem System nicht gut bekommen sind, ist es hilfreich, das root-Passwort (d. h. den Administratorzugang) zu kennen, was für Schüler natürlich nicht vorgesehen ist. Irgendwann hat aber einer von uns gut hingesehen, als ein Admin sich einloggte, und ab sofort haben wir die Macht. Immerhin scheinen wir schon vernünftig damit umzugehen zu wissen, und so fällt es nie auf.

Das Passwort ist nicht kompliziert, nur ein langes Wort, aber wird mir so vertraut, dass ich selbst beginne, es für verschiedene Zugänge zu nutzen. Nur einmal wird mir mulmig: Es ist etwa 1996, ich bin mittlerweile Student der Uni. Es hat Hackversuche im Uni-Netz gegeben, nun testen die IT-Admins alle Passwörter auf ihre Sicherheit. Wenn es durch eine Wörterbuchattacke zu knacken ist, wird der Zugang gesperrt und man wird einbestellt, belehrt und muss das Passwort ändern. Auch ich darf vorsprechen und man zeigt mir das ermittelte Passwort. Es ist das alte root-Passwort der P8000, und gezeigt bekomme ich es von einer Dame, die das Kennwort gut kennen dürfte: Sie war Jahre zuvor einer der Admins für die P8000 im Rechenzentrum gewesen …

Zugabe

Im Rechenzentrum stehen natürlich auch Drucker – nur das Papier muss bitte selbst mitgebracht werden. Zum Glück kann mein Vater einen Stapel Endlospapier mit Lochrand organisieren, denn die Drucker arbeiten mit einem Traktor zum Papiereinzug. Es sind Typenraddrucker der Marke Robotron, die zwar sehr schnell, aber mit unglaublichem Lärm arbeiten. Da sie auch in der Lage sein müssen, diverse Durchschläge zu erzeugen, werden die Typen mit

großer Kraft auf das Papier gehämmert. Wenn man eine Perforierung des Papiers braucht, druckt man einfach eine Zeile mit Minus-Zeichen, anschließend kann die Seite dort sauber durchgetrennt werden.

Mathias Block

1989-1994

Audioversionen von Videos



Ich habe keinen Fernseher.

Als ich 1986 kurz nach meinem 19. Geburtstag aus dem Elternhaus auszog, hatte ich meine Jugendzimmermöbel mitgenommen: Ein Polsterbett, zwei Kommoden, einen Kleiderschrank, Bücherregale. Fernseher besaß ich keinen, vermisste ich auch nicht.

In den Jahren danach kamen hinzu: Ein Esstisch, vier Klappstühle, ein Sofa, ein Sofatisch, eine Stereoanlage bestehend aus Verstärker, zwei Boxen, Radio, Plattenspieler, Kassettendeck. Ein Fernseher wäre mir als mögliche Anschaffung nicht mal eingefallen (so verpasse ich den Wandel der deutschen Fernsehkultur durch Privatsender, aber das ist eine andere Geschichte).

Ich habe mich mit einem Kommilitonen angefreundet, der ein wandelndes Filmlexikon ist und auch sonst mein Leben um einige kulturelle Dimensionen bereichert. Mit ihm gehe ich viel ins Kino, lasse mir Filmmusik vorspielen, und seine enorme Videosammlung sowie das Angebot eines Videoverleihs 100 Meter vor seiner Wohnung füllen an vielen Nachmittagen und Abenden in seiner düsteren Souterrainwohnung Lücken meiner internationalen Film- und Fernsehbildung (ich durfte als Kind fast nicht fernsehen).

Er würde mir durchaus auch Videos leihen, doch ich habe eben weder Abspielgerät noch Fernseher. So nimmt er mir aus wichtigen Inhalten der Videos Audiokassetten auf. Aus *Silence of the Lambs* kombiniert er Teile des Soundtracks mit Dialogen des Films – so perfekt, dass das Tempo und der Rhythmus des Films über die zweimal 45 Minuten erhalten bleiben. Ich höre diese Hörspielversion von *Silence of the Lambs* so oft, dass ich noch Jahrzehnte später die Dialoge auswendig kann. Aus der Tonspur verschiedener Filme und Flying-Circus-Folgen von Monty Python entsteht sein persönliches Best-of als Audiokassette, das die Grundlage meiner Monty-Python-Begeisterung wird.

„Der Sinn des Lebens“ ist ein weiterer Filmzusammenschnitt in Form einer Audiokassette; darauf zu hören unter anderem Ausschnitte aus Woody-Allen-Filmen, M*A*S*H, der Muppet Show, aus Shows der Lach- und Schießgesellschaft, aus Mel Brooks *History of the World, Part I*, aus *Ein Fisch namens Wanda*.

die Kaltmamsell

1989

Fische, die an Bäumen wachsen

Im Jahr 1989 bin ich Trauzeuge bei der Hochzeit eines Freundes. Während sich die Gäste ihre Sitzplätze zum feierlichen Mittagessen suchen, stürzt herein, verschwitzt und mit bemerkenswert derangierter Frisur, ein Kollege des Bräutigamvaters, der an diesem Tag den Hochzeitsfotografen gibt. Und präsentiert mit bezaubernd schlecht verborgenem Stolz die Fotos der Trauung vom selben Vormittag. Er ist sofort nach der Zeremonie mit dem Film zu einem Labor gejagt, das (für teures Geld) Abzüge innerhalb einer Stunde anfertigt. Nun freut er sich an den Ahs und Ohs der Gäste.

EIn bisschen merkwürdig ist es schon. Natürlich weiß ich, und wissen auch die anderen Gäste, dass solche Labors existieren (naturgemäß halten sie ihr Angebot nicht geheim, sondern machen Werbung). Aber die Dienstleistung ist so teuer, dass man derlei nicht alle Tage zu sehen bekommt. Fotoabzüge erhält man Tage, meist eher Wochen nach der Aufnahme. Fotos von grade eben in der Hand zu halten, da meldet mein Gehirn einen Realitätskonflikt. Eine Kuh im Friseursalon! Schinkentoast am Meeresgrund! Fische, die an Bäumen wachsen!

Höchstwahrscheinlich gibt es solche Labors präzise zu diesem einen Zweck, Hochzeitsfotos noch während der Feier präsentieren zu können. Bestimmt sind unter den Gästen auch hochzeitserfahrene Menschen, die

dem Fotografen zuliebe die Verblüffung ein wenig heucheln müssen. Bei mir jedoch, Student und Kind einer eher gedönsfernen Familie, kommt sie aus tiefstem Herzen.

Tilman Otter

9./10. November 1989

Eurosignal, C-Netz und Tandy-Computer: Meine HiTech für den Mauerfall



1989 arbeite ich als Korrespondent für die Nachrichtenagentur *Associated Press* (AP) in Hamburg. Die Ereignisse in der DDR und in Berlin verfolge ich natürlich wie jeder Journalist, mit meiner täglichen Arbeit haben sie aber wenig zu tun. Bis am Abend des 9. November mein Eurosignal piept und mich zum Anruf bei der deutschen AP-Zentrale in Frankfurt (am Main) auffordert.

Da ich auf dem Weg zu einem Abendtermin bin und nichts Aktuelles absehbar ist, habe ich natürlich mein mehrere Kilo schweres C-Netz-Mobiltelefon nicht dabei – zum ständigen Mitnehmen ist es doch etwas unhandlich. Also suche ich, wieder mal, eine Telefonzelle. In Ost-Berlin, erfahre ich bei meinem Anruf, hat die DDR Reisefreiheit für alle ihre Bürger angekündigt. Das werde auch mich betreffen, sagt der Kollege in Frankfurt – schließlich grenzt mein Berichtsgebiet, Schleswig-Holstein und Niedersachsen, an die DDR.

Natürlich treffen auch Journalisten immer wieder Fehlentscheidungen, so auch ich an dem Abend. Bis die DDR-Bürokratie die Möglichkeiten zur Ausreise geschaffen hat, wird's wohl noch ein bisschen dauern, überlege ich. Und gehe früh ins Bett, die vergangenen Tage waren anstrengend.

Am nächsten Morgen sieht die Welt ein bisschen anders aus. Vor allem in Berlin, wo die Mauer praktisch gefallen ist. Aber auch überall entlang der innerdeutschen Grenze. Eilig mache ich mich auf den Weg nach Helmstedt, wo die Grenzübergangsstelle Helmstedt/Marienborn eine der großen auf dem Weg von Berlin nach Hannover ist.

Und dort ist einiges los.



Kontrollpunkt Helmstedt am 11.11.1989 – Günter Mach, Helmstedt, Grenzöffnung Kontrollpunkt Helmstedt 3, CC BY-SA 2.5

Aus den endlosen Trabi-Schlangen, die aus der DDR nach Westen rollen (und dann auch wieder zurück) suche ich Leute, die mir von ihren Gefühlen, ihre Hoffnungen, aber auch ihren Ängsten an diesem Tag erzählen.

Meinen Bericht von der innerdeutschen Grenze am ersten Tag nach der Maueröffnung schreibe ich im Auto schnell in meinen Laptop, der TRS-80 Model 100 ist für diesen mobilen Einsatz das ideale Gerät.

Dann muss ich meine Story natürlich auch noch übermitteln. Eigentlich ist inzwischen auch mobile Datenübertragung kein Problem mehr – mit einem Akustikkoppler lässt sich der Trash80 sehr gut mit dem C-Netz-Porty verbinden und überträgt meinen Text mit 300 Baud Geschwindigkeit.

An diesem Tag klappt das allerdings nicht. *Netz Überlast* steht auf dem Display meines Telefons: vermutlich haben alle der (noch wenigen) Redaktionen, die über ein Funktelefon verfügen, ihre Reporter damit an die Grenze geschickt. Ich bekomme keine Verbindung, weder zum normalen Telefonieren noch für meine Datenübertragungsversuche.

Also bleibt mir nur, mal wieder eine Telefonzelle zu suchen. Zum Glück ist die Raststätte Helmstedt auf der Westseite gut mit solchen öffentlichen Telefonen versorgt, zum Glück habe ich weiterhin immer einen Sack voll Münzgeld im Auto liegen, genau für solche Zwecke. Und muss gar nicht so lange warten, bis eine Telefonzelle frei wird und ich meine Geschichte loswerden kann.

Nun bin ich zwar technisch schon weit besser ausgestattet als die allermeisten Journalisten in diesen Tagen. Aber es nützt mir in dieser Situation nur begrenzt. Zum Glück schreibe ich und muss nur Texte übertragen; die Foto-Kollegen müssen erst mal ihre Filme entwickeln, ehe sie die, langsam, über eine Telefonleitung wegschicken können.

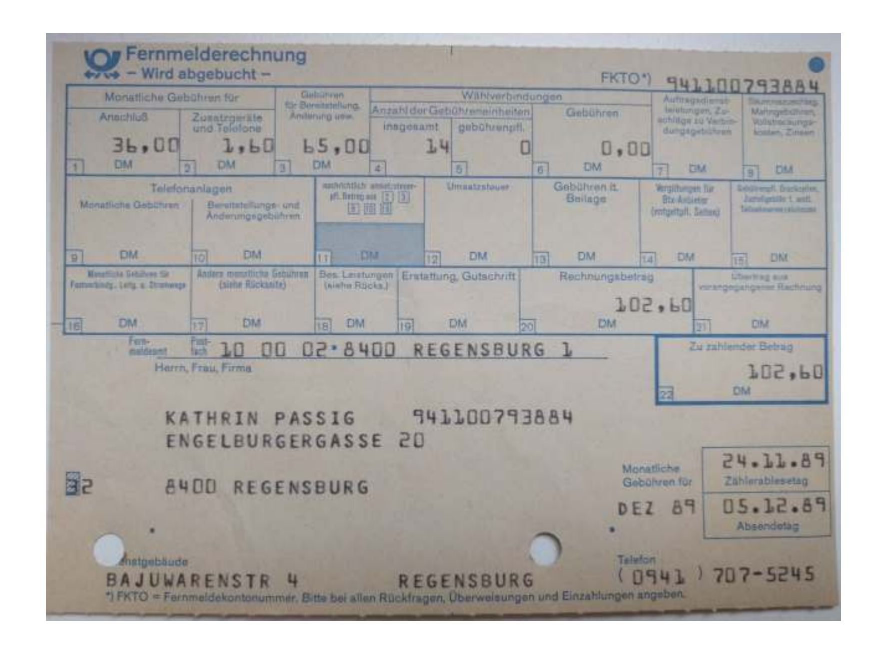
Wenige Stunden nach meiner Rückkehr nach Hamburg bin ich übrigens mein Mobiltelefon los. Ein Kurier holt es ab, um es nach Berlin zu schaffen – dort soll es im AP-Büro in Ost-Berlin den Kontakt in den Westen ermöglichen.

Thomas Wiegold

21. November 1989

Die Bereitstellung meines ersten Telefons (einmalige Gebühr DM 65,00)

Vom Mauerfall habe ich noch in einer Telefonzelle erfahren, aber das war das letzte Mal, denn jetzt bekommt meine Wohnung Telefon. Ungefähr so sieht es aus, nur ist es nicht beige, sondern ozeanblau (offizielle Bezeichnung der Telefonfarbe).



Fernmelderechnung
– Wird abgebucht –

FKTO*) 941100793884

Monatliche Gebühren für Anschluß	Monatliche Gebühren für Zusatzgeräte und Telefone	Gebühren für Bereitstellung, Änderung usw.	Wählverbindungen – Anzahl der Gebühreneinheiten insgesamt	Wählverbindungen – Anzahl der Gebühreneinheiten gebührenpfl.	Wählverbindungen – Gebühren
1 36,00 DM	2 1,60 DM	3 65,00 DM	4 14	5 0	6 0,00 DM

Telefonanlagen: Monatliche Gebühren (9) DM; Bereitstellungs- und Änderungsgebühren (10) DM
Umsatzsteuer (12) DM
Gebühren lt. Beilage (13) DM
Bes. Leistungen (siehe Rücks.) (18) DM
Erstattung, Gutschrift (19) DM
Rechnungsbetrag (20) 102,60 DM

Fernmeldeamt Postfach 10 00 02 · 8400 REGENSBURG 1

Zu zahlender Betrag (22) 102,60 DM

Herrn, Frau, Firma

KATHRIN PASSIG 941100793884
ENGELBURGERGASSE 20

32 8400 REGENSBURG

Monatliche Gebühren für DEZ 89
24.11.89 Zählerablesetag
05.12.89 Absendetag

Dienstgebäude
BAJUWARENSTR 4 REGENSBURG
Telefon (0941) 707-5245

*) FKTO = Fernmeldekontonummer. Bitte bei allen Rückfragen, Überweisungen und Einzahlungen angeben.

Der Anschluss kostet 36 DM, weitere Gebühren werden für “Zusatzgeräte und Telefone” fällig: 1,20 DM Miete für das “Telefon mit Tastenfeld, Tonrufeinrichtung und Wahlwiederholung”. Eine Wählscheibe wäre etwas billiger gewesen, aber ich will natürlich das frisch erfundene Tastenwunderwerk. Weitere 30 Pfennig werden jeden Monat für “Telefonschnur über 6 m” erhoben. Wir brauchen die lange Schnur, damit alle Bewohner das Telefon mit in ihr Zimmer nehmen können. Die “Übermittlung der Gebührenimpulse” immerhin ist kostenlos.

Fernmeldekontonummer 941100793884 Seite 02

Fernmeldegebührennummer	Art der Leistung	Gebühr/DM	Anzahl bisher	Anzahl +Zugang -Wegfall	Gebühren im Monat Dezember 89 vom	bis	Tage	Betrag/DM	Monatliche Gebühren ab Januar 90 Anzahl	Betrag/DM	Gebühren für Bereitstellung, Änderung usw.
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12
10110	Telefonanschluß in Ortsnetzen mit über 200 Telefonanschlüssen BEREITSTELLUNG	27,00		+1	21.11.89	31.12.89	40	36,00	1	27,00	
	Betrag im Feld 1 der Fernmelderechnung							36,00		27,00	65,00
10161	Übermittlung der Gebühren-impulse	0,00		+1	21.11.89	31.12.89	40	0,00	1	0,00	
11194	Telefon mit Tastenfeld, Tonrufeinrichtung und Wahlwiederholung	0,90		+1	21.11.89	31.12.89	40	1,20	1	0,90	
11532	Telefonschnur über 6 m 4 m Überlänge	0,30		+1	21.11.89	31.12.89	40	0,40	1	0,30	
	Betrag im Feld 2 der Fernmelderechnung							1,60		1,20	
	Betrag im Feld 3 der Fernmelderechnung										65,00

Außerdem hat das Telefon einen Schlüsselschalter und einen analogen Gebührenzähler. Dass es Gebührenzähler überhaupt gibt, ist ganz neu. Der Schlüsselschalter verhindert, dass Unbefugte das Telefon benutzen, das im leicht zugänglichen Hausflur steht. Auf dem Gebührenzähler muss man nach dem Gespräch den neuen Stand ablesen und in eine Liste eintragen. Am Monatsende macht jemand die Abrechnung und sammelt das Geld bei allen Mietern ein. Eventuell bin ich das.

Kathrin Passig

Ca. 1986–1989

Unendlicher Spaß

Im Kindergarten malen wir auf Endlospapier: Links und rechts gelocht, grün liniert, entweder bedruckt mit Dingen, die wir noch nicht lesen können, oder unbedruckt. Es sind lange Fahnen, perforiert, so daß man die einzelnen Seiten leicht voneinander trennen kann.

Das Papier liefern Eltern ab, Abfallpapier aus dem Büro. Daß auf unsem Malpapier irgendeine Erwachsenensache gedruckt ist, wissen wir. Endlospapier, auf das viele Zahlen gedruckt sind, ist ein wichtiges Utensil, wenn wir Raketenwissenschaftler spielen.

Felix Neumann

1987 bis 1989

Digitale Kommunikation durch den Heizungsschacht

Schon seit der neunten Klasse (1984-1985) bin ich stolzer Besitzer eines Basic programmierbaren Taschenrechners aus der PC-140x-Serie von Sharp. Ich konnte mir dank Nebenjob im Schwimmbad das Modell 1402 mit größerem Speicher (32 kB) leisten. Ein paar Jahre später wurde daraus das Modell 1403 (siehe Foto, mit authentischer Verzierung), das mich durch das Studium begleitet hat und noch immer funktioniert. (Das Problem des Batteriewechsels ist noch nicht gelöst.)



Diese Rechner bieten einen “normalen” Modus, wie man ihn von seinerzeit gängigen wissenschaftlichen Taschenrechner (z. B. TI-30) kennt. Man kann dann noch in zwei andere Modi wechseln: Einen zum Programmieren in zeilenbasiertem Basic, das ich aus meinen C64-er Zeiten bereits kenne, und einen, um die geschriebenen Programme ausführen zu lassen. Durch das Querformat wirkt der Rechner natürlich sehr futuristisch, weil alle anderen im Hochformat rechnen. Auch das zweizeilige Pixeldisplay hebt sich von den 7-Segment-Kollegen deutlich ab. Damit macht man sich bei der Lehrerschaft natürlich verdächtig. Einige erkennen durch wohlwollendes Nicken an, dass sie den Eifer des zukunftsinteressierten Schülers nicht schlecht finden, auch wenn sie selbst nichts davon verstehen.

Bis ich in der 11. Klasse auf ein technisches Gymnasium wechsele, bin ich quasi digitaler Einzelgänger mit meinem Querformatrechner. Das ändert sich auf der weiterführenden Schule, weil nun aus dem gesamten Landkreis ähnliche Nerds in drei Klassen zusammengepfercht werden. Und natürlich sind weitere Sharp-PC-140x-User dabei.

Da das Quasseln im Unterricht nach wie vor wenig beliebt bei den Lehrern ist, muss die moderne Technik uns helfen. Mit einem speziellen Kabel ist es möglich, Daten auf Kassette zu speichern und wieder in den Rechner zu laden. Also müsste auch eine Kommunikation zwischen zwei Rechnern möglich sein. Ich besorge solch ein Kabel und messe es durch. Kurz darauf besorge ich aus dem örtlichen Elektronikshop eine Stiftleiste, die in die Kontaktschiene des Sharp-Rechners passt, und löte ein paar Kabel an. Weil mir Gehäuse für die Stecker fehlen, säge ich Stücke passender Länge von einem Filzstift ab, schlitze die Röhrchen längs und verklebe darin die Stiftleiste. Da es ein anthrazitfarbener Stift ist, sieht das alles sehr modern und technisch aus, gleichzeitig fasst es sich gut an.



Das Programm, mit dem man nun eigene Textpakete schicken kann, ist schnell geschrieben. Es hat nur den Nachteil, dass immer klar sein muss, wer gerade senden und wer eine Nachricht empfangen will. Das hindert uns aber nicht daran, unsere Anstrengungen fortzusetzen. Und noch ein weiterer Effekt ist ärgerlich: Jedes Mal, wenn man eine Nachricht schickt, setzt der Sharp einen Piepton ab. Das ist im Unterricht nicht so gut, auch wenn die Lehrer durch die zu jeder vollen Stunde piepsenden Digitaluhren in den 80er Jahren schon daran gewöhnt sind. Nur piepsen die Uhren pro Unterrichtsstunde maximal einmal und nicht andauernd. Wir lösen also die Gehäuseschrauben und schauen mal unter die Haube des Rechners. Schnell ist der kleine Pieper enttarnt. Die Kabel durchgeknippst, und schon ist Ruhe.

Das Datenkabel ist natürlich im Grunde hinderlich. Von Datenübertragung via Funk wagen wir aber noch gar nicht zu träumen. Also wechseln ein Mitbastler und ich unsere Plätze mit Klassenkameraden, die ihren Platz direkt am Heizungsschacht haben, in dem die Heizkörper unter der Fensterbank

untergebracht sind. Dort lassen sich ein paar Meter Kabel zur Überbrückung einiger Sitzreihen problemlos verstecken. Nun kann die Datenübertragung als modernste stille Post, die bis dato in dem Klassenraum stattfand, ihren Betrieb aufnehmen. Ob wir das Kommunikationssystem auch bei Klassenarbeiten verwendet haben? Ich kann mich nicht mehr so genau erinnern …

Markus Winninghoff

In den Achtzigern

Der Urahn aller Suchmaschinen

Von meinen Eltern bekommen wir die Bertelsmann Lexikothek geschenkt, viele dicke Bücher fast im Format DIN A4 mit einem Lexikon und Themenbänden. Zu dem Werk gehört auch ein Gutschein für Rechercheaufträge, man kann aus einem kleinen Bogen einen briefmarkengroßen Gutschein ausreißen und zu einem Thema Informationen anfordern.

BERECHTIGUNGS-URKUNDE
FÜR DIE BENUTZUNG
DES LEXIKON-
AUSKUNFTSDIENSTES
GÜLTIG AUF LEBENSZEIT

Mit dem Erwerb des Werkes
»DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS«
hat der Inhaber dieser Urkunde das Recht
erworben, ohne weitere Zahlungen auf Lebenszeit
die Leistungen des Lexikon-Auskunftsdienstes
in Anspruch zu nehmen.
Es gelten hierfür die umstehend genannten Bedingungen.
Diese Urkunde ist nicht übertragbar.

VERLAG FÜR
WISSEN UND BILDUNG REGISTER-NR. 9079

DAS WISSEN DES 20. JAHRHUNDERTS

Einmal nutze ich diesen Dienst für ein Referat über einen unbekannten Maler für mein Studium. Das Ergebnis ist tatsächlich hilfreich, unter anderem mit einer Literaturliste, wo ich bisher nichts gefunden hatte.

Könnte man diesen Dienst später noch einmal nutzen? Im November 2017 antwortet Bertelsmann auf diese Frage:

“Sie haben mit dem Kauf der Lexikothek seinerzeit den Anspruch erworben, Fragen an die Redaktion zu stellen, die sich aus der Beschäftigung mit dem Lexikon ergeben. Nun tut es mir Leid Ihnen mitteilen zu müssen, dass dieser Auskunftsdienst nicht mehr angeboten wird. Der Grund dafür ist, dass unser Verlag bereits im Jahr 2013 seine Vertriebs- und Buchhandelsaktivitäten eingestellt hat. Im Zuge dessen wurden auch alle dazugehörigen Service-Abteilungen aufgelöst.”

Thomas Jungbluth

12.02.1990

Helmut Schmidt in Güstrow – diese Nachricht gelangt schnell aus der DDR in die BRD. Über Dänemark



Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0212-030 / Sindermann, Jürgen / CC-BY-SA 3.0, Bundesarchiv Bild 183-1990-0212-030, Güstrow, SPD-Wahlkundgebung, Helmut Schmidt, CC BY-SA 3.0 DE

Helmut Schmidt redet in Güstrow. Das klingt banal, ist aber eine Sensation. Der Altbundeskanzler der Bundesrepublik tritt im Wahlkampf für die DDR-Volkskammer auf. In der Stadt, in der er sich 1981 mit dem DDR-Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker getroffen hat, in der Stadt, die damals im Griff der Stasi war. Als AP-Korrespondent in Hamburg bin ich am näch-

sten dran und fahre mit dem Fotokollegen nach Güstrow. “In die Barlachstadt, gute Reise”, wünscht uns der DDR-Grenzer an der noch existierenden Kontrollstelle.

Nach Helmut Schmidts Wahlkampfrede, am frühen Abend, muss meine Geschichte schnell raus, für die Zeitungen des nächsten Tages. In der noch existierenden DDR im Winter 1990 eine echte Herausforderung. Die DDR-Sozialdemokraten haben zwar eine extra Telefonleitung für diesen Wahlkampfauftritt schalten lassen, schon das eine Leistung. Doch dieses Telefon geht nur ins DDR-Netz. An einen Anruf im Westen ist nicht zu denken.

Mit dem Fotografen donnere ich nach Rostock, ins Büro der DDR-Nachrichtenagentur ADN. Dort kann der Kollege seine Bilder entwickeln und ich hoffentlich meinen Text absetzen. Während der Fahrt, der Fotograf am Steuer, hacke ich meinen Text in den Laptop.

In Rostock angekommen, folgt der Dämpfer. Auch im Büro der Staatsagentur ADN ist an eine Telefonverbindung in die Bundesrepublik nicht zu denken: 16 Stunden müssen Sie schon warten, bescheidet mich der ADN-Kollege. Ich fange schon mal an zu verzweifeln und überlege, wie lange ich zurück über die Grenze brauche, wo ich an der nächsten Telefonzelle meine Redaktion in Frankfurt – das am Main – erreichen könnte.

Doch dann bringt mich der ADN-Redakteur mit seinem Lamento auf eine Idee. “Überallhin können wir telefonieren”, klagt er. “Nach Dänemark, nach Schweden, nach Österreich. Nur nicht in die BRD.” Und das ist die Lösung.

Denn als weltweite Agentur hat Associated Press in den meisten Hauptstädten ein Computer-Modem als Telefon-Einwahlknoten. In Kopenhagen. In Stockholm. In Wien. Innerhalb von Minuten finde ich im Laptop die gespeicherte Modem-Nummer in Kopenhagen, wenige Minuten später ist mein Text über die Telefonleitung nach Dänemark und dann über das interne AP-Computernetzwerk nach Frankfurt am Main übertragen. Die Geschichte kann an die Zeitungen und in Druck gehen.

Thomas Wiegold

ca. 1990

Mein Vater ist die Schreierei zwischen den Stockwerken leid

Wir bekommen ein Haustelefon. So nennen wir es jedenfalls. Es sind zwei mittelgroße Apparate ohne Wählscheibe oder Tastatur. Sie werden einfach an den Strom angeschlossen. Über ebenjene Leitung könne man dann ganz einfach kommunizieren, sagt jedenfalls die Packung. Ein technologischer Meilenstein, den mein Vater vor allem wohl deshalb angeschafft hat, weil er die Schreierei zwischen den Stockwerken leid war.

Die Installation stellt sich als problematisch heraus. Offenbar ist nicht jede Steckdose telefoniegeeignet. Als wir aber endlich das nötige Paar zwischen Erdgeschoss und oberen Stockwerk zusammen haben, können wir Kinder im oberen Stockwerk fortan zum Essen gerufen oder fernmündlich zurechtgewiesen werden. Die Sprachqualität ist optimierungswürdig, es gibt viele Neben- und Störgeräusche, aber im Grunde kann man sein Gegenüber gut hören.

Die Lösung wäre beinahe perfekt, hätte es nicht ein paar Einschränkungen. Wird zum Beispiel der Staubsauger benutzt, klingelt es oben. Die Bohrmaschine bringt beide Apparate zum Läuten, wird aber glücklicherweise eher selten benutzt. Und schrecklich nutzlos wurde die Lösung kurzzeitig, als sich der Nachbar von der anderen Doppelhaushälfte eine ähnliche Lösung anschaffte, weil wir dann zwar häuserübergreifend telefonieren konnten, aber nicht mehr hausintern. Zum Glück war unser Nachbar genervt genug, um die Apparate schnell wieder abzugeben.

(Die Haustelefone begleiteten mich noch bis zum Auszug im Jahr 2000. Als sie dann unnötig waren, weil man niemanden mehr damit rufen konnte, wurden sie eingemottet.)

Johannes Mirus

Sommer 1990 bis Sommer 1992

Ich bin ein Assemblergott (vorübergehend)

Im Juli 1990, ich war 15 und Deutschland irgendwie gerade mit Fußball beschäftigt, stand ich drei Wochen lang an einer Maschine und schliff Leisten. Es war einer der beklopptesten Jobs, die ich je hatte, drei Wochen lang dieselbe Bewegung. Hinter mir türmten sich Paletten voller Leisten auf, die in irgendwelche Schreibtische in Vietnam eingebaut werden sollten. Die Firma war nahezu bankrott, jeder hasste jeden und ich stand alleine in der Ecke und schliff rhythmisch vor mich hin, die Geräusche meiner Maschine die einzige Konstante im Theater ringsum. Für all das erhielt ich cirka 600 Mark in bar, ein unfassbares, unglaubliches, fantastisches Vermögen.

Das natürlich gleich wieder investiert werden musste, Kapitalismus rules. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder neues Fahrrad oder der erste Computer. Nach kurzem Nachdenken fiel die Wahl auf den Computer, mit der glasklaren Begründung, dass ich mit Hilfe des Computers das Geld natürlich schnell wieder reinholen kann. Das dachte ich damals wirklich, aber ich war auch erst kurz dem Glauben entwachsen, unsterblich zu sein. 600 Mark für einen gebrauchten Amiga 500, Baujahr 1989, erstanden von einem zwielichtigen Typen aus dem Nachbardorf. Ein großartiger Tag, der Beginn einer Weltkarriere, keine Frage.

Mein Zimmer war im Keller, auf der Seite des Hauses meiner Eltern, auf der die Garage nicht war, weshalb ich weniger eine Garagenfirma als eine Dunkle-Keller-Firma zu gründen vorhatte. Der Raum hatte ein einziges ebenerdiges Fenster, das nie Sonnenlicht sah, und außerdem absurd hässliche Tapeten, die großflächig von Postern und Spinnweben verdeckt waren. Im Zentrum dieser Teenager-Hölle baute ich die neue Maschine auf und schloss mich für die nächsten drei Jahre ein. So ungefähr jedenfalls. Nie wieder Drecksarbeit, so war der Plan.

Ein Jahr später wusste ich alles über das Computerding in meinem Zimmer, jeden Prozessorregister, jede Betriebssystemroutine, jedes Portbit, jedes Detail. Den Sommerurlaub 1991 in Norwegen verbrachte ich mit Büchern über Assembler- und Grafikprogrammierung. Man muss wissen, dass der Amiga zu diesem Zeitpunkt dem Rest der Computerwelt meilenweit voraus war. Abgesehen vom Hauptprozessor hatte er drei Nebenchips, von denen zwei Frauennamen trugen (Denise, Paula). Alle drei konnten vollkommen separat vom Hauptprozessor programmiert werden. Das kann man nicht über viele andere Dinge mit Frauennamen sagen. Man konnte mit Denise zum Beispiel Grafikobjekte auf dem Bildschirm herumfliegen lassen, während der Hauptprozessor tatenlos herumlungerte. Amigas hatten ein großartiges API, das 'Intuition' hieß und sich genauso benahm, sowie echtes Multitasking, ein Feature, das Macs erst zehn Jahre später drauf hatten, glaube ich. Amigas beherrschten außerdem das Kunststück, mehrere Fenster mit unterschiedlicher Auflösung *gleichzeitig* auf den Bildschirm zu bringen, was großartig aussieht, aber wohl nicht viel bringt. Jedenfalls kann es bis heute kein anderer Computer. Ich schwänzte ein paar Deutschstunden, um im Computerraum Benchmarktests zu programmieren: Amiga gegen 386er PCs gegen Apple II. Der Amiga machte sie alle platt. Es war eindeutig die Maschine der Zukunft und ich hatte sie bis zum letzten Bit im Griff.

Als nächstes wollte ich auf den Softwaremarkt. Im Herbst und Winter 1991-92 kloppte ich in einem Texteditor ein ellenlanges Assemblerprogramm zusammen, das anschließend verkauft werden sollte. Monatelang hatte ich auf die zündende Idee gewartet, und beim traditionellen Ansehen der Norwegenfotos mit den Eltern kam sie endlich. Ich würde ein Programm bauen, das es erlaubt, Bildersammlungen anzusehen, mit Überblenden und allem Schnickschnack. Der Amiga war schließlich ein Grafikcomputer. Das GUI meines Slideshowprogramms sah ein wenig aus wie aus dem Dreißigjährigen Krieg, die Benutzerführung war hanebüchen, und es konnte anfangs nur zwei alberne Scrolleffekte, aber was solls. Ich war ein Assemblergott, Usability war für Idioten.



2. Der Editor

12) Plazieren Sie nun den Mauszeiger im linken oberen Bereich des Bildschirms und klicken Sie einmal mit der linken Maustaste. Nachdem der Cursor erscheint, geben Sie bitte einen beliebigen Text ein.

TITLER

Der erste Versuch!

professional TITLER

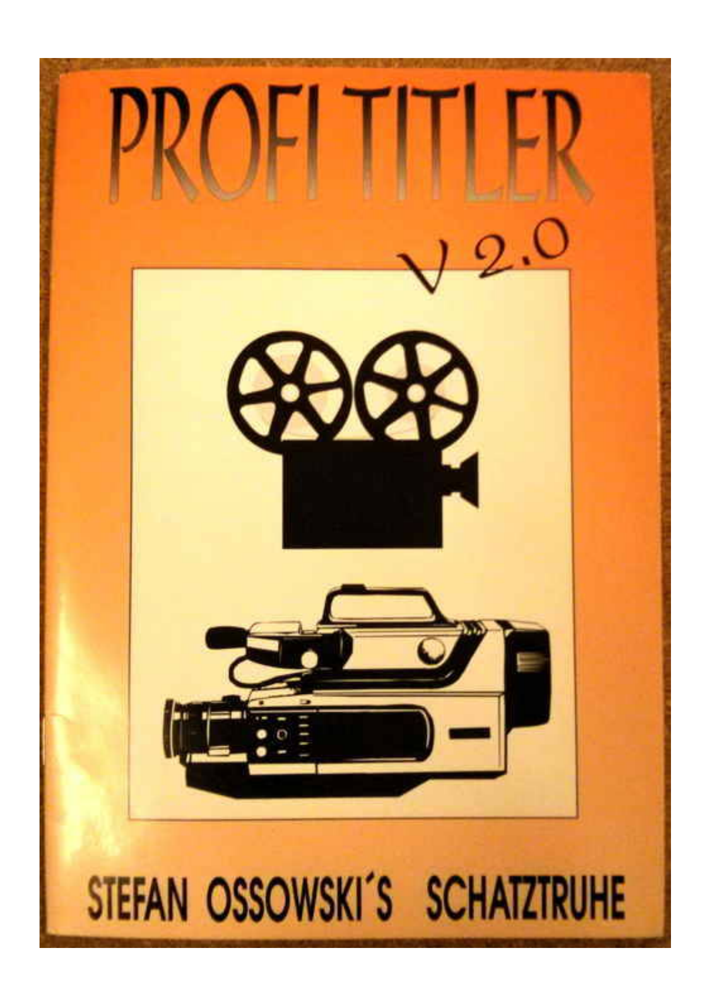
Die ersten Kontakte mit den Softwarehäusern waren, naja. Ich hatte circa zehn Firmen angeschrieben, jeweils mit 3.5Diskette und einem möglichst erwachsen klingenden Brief, der auf dem 9-Nadel-Drucker der Schule aus-

gedruckt wurde. Zurück kamen dürre Absagen oder gar nichts. Von einer Ausnahme abgesehen: „Stefan Ossowski's Schatztruhe“, ein Anbieter von billigen Schundprogrammen, hatte Interesse. Allerdings nur, wenn ich es möglichst schnell schaffen könnte, meine „Slideshow 1.0“ in einen „Media Titler 2.0“ umzubauen, der nicht nur Bilder anzeigen, sondern auch Videos betiteln kann. Ausserdem wollte man mehr und bessere Effekte. Effekte, hurra. Dann würde man nämlich ein Programm von einem anderen Amateur, vermutlich ein Kellerkind wie ich, aus dem Katalog nehmen, weil es *nur* Video konnte, und hätte zwei Fliegen mit einer Klappe und so weiter. Nun hatte ich keinen Schimmer von Videos und wir besaßen so Zeug natürlich auch nicht, aber wie schwer kann es sein, eine Software zum Betiteln von Videos ohne Videos zu schreiben. Dachte ich, und sagte zu.

In den nächsten Ferien im Frühjahr 1992 schrieb ich Code, jeden Tag 12 Stunden, unterbrochen nur durch Essen, Schlafen und Spaziergänge mit Baffy, dem brandneuen Hund. Ob das jetzt besser war als Leisten schleifen, keine Ahnung, aber immerhin war ich jetzt Freelancer und Teil einer globalen Bewegung. Glaubte ich. Der Media Titler wuchs und wuchs und verwandelte sich in ein kleines Softwarepaket, so wie MS Office, nur schöner. An einem Punkt wurde mein Code zu lang, um ihn mit 512kB Speicher kompilieren zu können. Wir reden hier über mehr als 100.000 Zeilen nur für das Hauptprogramm, die meisten davon lauteten ungefähr so wie „move.w #$2000,d1“ oder „clr.l d2“ oder „jmp“, eine endlose, kryptische Zeichenwüste. Todesmutig bestellte ich neuen Speicher von Geld, das ich nicht hatte, dehnte die Hundespaziergänge ein paar Tage lang aus, bis die Post die Chips lieferte, und dann ging's weiter im Quelltext.

Die meiste Zeit verbrachte ich damit, Fehler in meinem Monstercode zu suchen. Die Fehlersuche in Assemblerprogrammen funktioniert ungefähr so wie die Suche nach besonders krude geformten Sandkörnern in der Wüste. Man sah sich die Prozessorregister und den Speicherinhalt als Hexcode an, während man Schritt für Schritt Tausende von Codezeilen durchging. Problem: Beim Assemblerprogrammieren gibt es kein Sicherheitsnetz, die allermeisten Fehler machen soviel kaputt, dass der Rechner sich verabschiedet. Die Hälfte

der Zeit schreibt das Programm versehentlich in falschen Teilen des Systems herum, gar nicht so selten in den Teilen, in denen das Programm selbst steht, was beim Debuggen unglaublich komisch aussieht. Man starrt auf das Programm und auf einmal sieht es ganz anders aus. Es ist so, als würde man einen Roman lesen, der sich unter den Augen verändert. Abstürze führen beim Amiga zu der lustigen 'Guru Meditation', einer rot-blinkenden Meldung auf schwarzem Hintergrund, mein bester Freund. Dann wieder von Diskette hochfahren, ächz, schön war das nicht. Aber von irgendwas musste man ja reich werden.



Ein paar Monate später war das Monster fertig und ich verscheuerte es für 3000 Mark an Stefan Ossowski. Ich war gerade mal 17, sah aus wie 14 und meine Unterschrift auf dem Vertrag war vermutlich nicht rechtsgültig. Aber davon wusste Ossowski nichts, denn wir kommunizierten nur per Telefon und Post. Man schickte mir eine Einladung zur Amiga-Messe in Hannover,

die ich ignorierte, ich konnte da unmöglich als pickliger Teenager auftauchen, und Hochglanzanleitungen zum Media Titler mit tausend Druckfehlern. Außerdem versprach man mir 5% vom Umsatz, was über die nächsten zwei Jahre noch mal ein paar Mark abwarf, wenn auch nicht viel. Meine Eltern, in deren Keller sich die Vertragsverhandlungen abspielten, wussten von all dem natürlich nichts. Ich hatte recht behalten. Nur zwei Jahre nach Kauf des ersten Computers hatte ich nicht nur das Geld wieder rein, sondern außerdem ein neues Fahrrad und einen neuen Computer – den brandneuen Amiga 1200, ein wunderschönes Gerät, mein erster Computer mit Festplatte.

An dieser Stelle verabschiedete sich allerdings die imaginierte Zukunft von der Realität. Ich gründete doch keinen Softwarekonzern und wurde nicht zum Guru der Multimedialandschaft, und zwar aus zwei Gründen: Mit Commodore ging es bergab. Commodore hatte Amiga zwar Mitte der 80er gekauft, aber nie richtig kapiert, was es da eigentlich besaß. Es war so, als würde Media Markt Macbooks verkaufen, bzw. vielleicht macht Media Markt genau das mittlerweile, keine Ahnung. Im Mai 1994 ging Commodore endlich, nach langen Todesqualen, pleite.

Der zweite Grund ging ganz allein auf meine Kappe. Es hatte grob gesagt damit zu tun, dass mein Programm, eine Software zur Betitelung von Videos, keine Videos betiteln konnte. Amigas kommunizierten recht problemlos mit Videorekordern, man musste nur ein Bit umsetzen und das Teil zeigte statt schwarzem Bildschirmhintergrund das Bild vom Video, auf dem man dann seine ganzen Titel ablaufen lassen konnte. Aber man musste dieses Bit eben umsetzen, und es nicht vergessen. Zunächst häuften sich wohl bei der „Schatztruhe“ die Klagen der Leute, die für 60 Mark oder so ein vollkommen nutzloses Stück Software erworben hatten, das nur schwarzen Bildschirm statt Urlaubsvideos zeigte. Dann fragte Ossowski vorsichtig bei mir nach, aber ich fand den Fehler nicht. Es war nur ein Bit, gar nicht so einfach zu finden. Und direkt testen konnte ich nicht, weil kein Video im Haus, weswegen ich die Fehlermeldungen konsequent auf die Videorekorder der anderen schob. „Bei mir ist alles okay“, log ich Ossowski vor. Modern ausgedrückt machte ich nicht nur den Betatest mit Hilfe der Kunden, sondern überhaupt

alle Tests. Schließlich stellte man die erbosten Kunden einfach zu mir durch. Ich war allerdings in der Schule und meine Mutter hatte keine Ahnung vom Genlock-Bit des Amiga. Schlimmer noch: Sie wusste nicht mal, dass ich im Softwaregeschäft war, und musste sich trotzdem von wildfremden Menschen mit unbetitelten Urlaubsvideos anschnauzen lassen.



Software für Mensch + Computer

Wichtiger Hinweis!

Sie haben ein Qualitätsprodukt aus dem Hause Stefan Ossowski´s Schatztruhe, Gesellschaft für Software mbH erworben. Trotz intensivster Kontrollen kann es vorkommen, daß das von Ihnen erworbene Produkt Mängel aufweist.

Bitte setzen Sie sich im Reklamationsfall direkt mit uns in Verbindung, auch wenn Sie das Software-Produkt bei einem Stützpunkthändler erworben haben.

Unsere geschulten Fachkräfte erledigen jede Reklamation kurzfristig. Telefonische Reklamationen können **nicht** bearbeitet werden.

Alle Beanstandungen bitte mit ausführlicher Fehlerbeschreibung an folgende Adresse einsenden:

Stefan Ossowski´s Schatztruhe
Gesellschaft für Software mbH
Abteilung Kundendienst
Veronikastr. 33

W-4300 Essen 1

Die Registrierkarte:

Wenn Sie dieses Produkt im Fachhandel erworben haben, bitten wir Sie, die beiliegende Registrierkarte umgehend ausgefüllt einzusenden. Sie werden dann für dieses Produkt registriert und regelmäßig über Updates informiert.

Wenn Sie dieses Produkt im Direktversand bei Stefan Ossowski´s Schatztruhe, Gesellschaft für Software erworben haben, so ist es nicht notwendig eine Registrierkarte einzusenden. Sie wurden direkt bei der Rechnungsstellung für das Produkt registriert.

Irgendwann fand ich das Bit, ein Moment, der vergleichbar war mit tausend Eigentoren auf einmal. Ossowski ersetzte die paar hundert verkauften Kopien mit der jetzt funktionierenden Version, stellte ansonsten aber den Kontakt mit mir ein, im Nachhinein eine vernünftige Geschäftsentscheidung. Ich hatte für ein paar Jahre genug vom Programmieren, spielte stattdessen „Indy 500“, so lange, bis der Joystick wegen Materialermüdung auseinanderbrach, und arbeitete wieder in irgendwelchen Drecksfirmen unter sadistischen Ausbeuterschweinen. Das nächste Computerdebakel kam erst 5 Jahre später und mit Windows, aber das ist eine andere Geschichte, die man erst erzählen kann, wenn Bill Gates tot ist.

Aleks Scholz

Sommer 1990

„einfach umformatieren“ oder: Die Tränen haben mich gerettet

Sommer 1990. Ich schreibe die erste wesentliche Hausarbeit an der Uni Bielefeld. Die, die zeigen soll, ob ich das überhaupt kann. (Ich habe begründete Zweifel. Das Referat war nicht besonders.) Es geht um „Ehre in Augsburg“ im 16. Jahrhundert. Wochenlang habe ich recherchiert, gelesen, exzerpiert. Zuhause mit Bleistift auf Papier produziere ich Text, den ich im HRZ, dem Rechenzentrum der Uni, auf dem Uni-eigenen Computersystem EUMEL tippe und überarbeite. Abends wird jeder Rechner auf Null gesetzt. Bevor man nachhause geht, speichert man auf Floppy Disk.

Am Wochenende ist dort besonders ruhiges Arbeiten möglich. Ich komme gut voran, habe die Arbeit fast fertig. Doch meine Floppy Disk ist voll und die Läden sind zu. Wie soll ich jetzt abspeichern? Ein Mit-User sagt: „Musst Du einfach umformatieren.“ Ich folge seinem Rat, formatiere die Floppy-Disk um, speichere ab, gehe nachhause. Als ich am nächsten Tag die Datei öffne,

steht da nur noch „Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre Ehre“. Ich gehe schweigend aus dem HRZ, setze mich im Treppenhaus zwischen die Betonwände und weine.

Neben mir taucht das Gesicht einer Frau auf. „Was hast Du denn?“ „Es ist alles weg!“ „Dann komm mal mit.“ Hinter der Frau ein großer schnauzbärtiger Mann, der mich durch das Labyrinth des Rechenzentrums führt, schmale Gänge, links rum, rechts rum, links rum. Im Herzen ein Computer mit besonders empfindlichem Lesegerät. Meine Datei ist zu 95 % erhalten. Die Tränen haben mich gerettet.

Friederike Neumann

Von 1988 bis 1990

Liebe in Zeiten des Briefverkehrs

“Vor langer Zeit, als es noch keine Vorwahlnummern[1] für Ferngespräche gab, da lebten in zwei baden-württembergischen Klöstern von einander getrennte Liebende. Eure Mama – und Euer Papa.”

So ähnlich beginne ich eine Erzählung, die ich ab und zu vortrage, wenn die Kinder in ihren weichen Sofakissen sitzen und mit ihren Telefonen Sprachnachrichten per WhatsApp verschicken.

An der zeitlichen Verortung müsste ich wohl noch arbeiten, denn “Vorwahlnummern im call-by-call-Verfahren” kennen sie nicht. Wenn sie überhaupt noch Telefonnummern kennen, schließlich rufen sie ihre Freunde an, indem sie auf ein Foto desjenigen tippen.

Wir hingegen, wir waren 1988 noch auf die Deutsche Post angewiesen, und zwar auf die Deutsche Post, die soeben dabei war, sich Rolf auszudenken, der die Umstellung von vier- auf fünfstellige Postleitzahlen medial begleiten sollte.

[1] gemeint sind call-by-call-Vorwahlnummern

Damals war ich 14 Jahre alt und in einem Internat, das aus irgendwelchen Gründen zweigeteilt war und daher an zwei Standorten betrieben wurde: einer war im Kloster Maulbronn (das damals auch noch kein Unesco-Weltkulturerbe war), der andere in Blaubeuren, das so selten aus einem mörderischen Albtalkesselnebel auftaucht, dass Menschen aus Ulm an der Existenz des Ortes zweifeln.

Zwischen diesen beiden Orten liegen viele viele Kilometer – und dennoch zu wenige, um ortsübergreifende Liebesbeziehungen zu unterbinden. Jeden Sommer gab es traurige Abschiede zwischen Jungen, die nach der 10. Klasse in Maulbronn in die 11. Klasse nach Blaubeuren wechseln würden, und Mädchen, die noch ein weiteres Jahr in Maulbronn über Griechisch- und Lateinvokabeln und Hermann Hesse brüten müssten.

"Da habt Ihr sicher viel telefoniert?", fragen die Kinder, wenn ich an diese Stelle der Geschichte komme.

"Nein", sage ich dann, "Telefonieren war teuer."

Und ich rechne ihnen aus, was ein 10-Minuten-Gespräch gekostet hätte: laut Wikipedia kosteten damals 42 Sekunden 23 Pfennige. Nach 18 Uhr aber nur. Somit hätten wir rund 3 Mark 30 ausgeben müssen, ich behaupte ohne zu googeln, nach Kaufkraft wären das etwa 2,80 € heute (2015).

Bei einem monatlichen Taschengeldbudget von 40 Mark (einheitlich für jede*n Schüler*in) wären nur wenige Gespräche machbar gewesen, das Geld musste auch für Schulsachen, Klamotten und vier Abendessen im Monat reichen, an diesen Abenden blieb die Küche zu, damit wir das gesparte Geld an Greenpeace spenden konnten.

Außerdem, jetzt kommt die eigentliche Pointe, außerdem hatten wir an jedem Ort für 50 Internatsschüler*innen nur ein einziges Telefon zur Verfügung. Eins. Ein einziges. (Spätestens hier fehlt den Kindern jede Vorstellung).

Was also tun?

Wir schrieben Briefe. Von Hand natürlich, denn 1988 hatten wir noch nicht einmal Computer, der erste wurde, samt Drucker, erst 1990 angeschafft, und wie unromantisch ein neungenadelter Brief auf zweifarbig liniertem Papier empfunden wurde, kann man daran sehen, dass zuerst gedruckte Briefe kamen, und wenig später die (vorübergehende) Trennung.

Das Briefporto damals betrug 80 Pfennige, um 1989 direkt auf 100 Pfennige angehoben zu werden. Je inniger die Liebe, und je größer das Kontaktbedürfnis, umso teurer wurde auch dieser Weg.

Aber wir hatten eine Lösung: wir sammelten die Briefe über einen gewissen zumutbaren Zeitraum, meistens eine Woche, und zwar alle Briefe aller Mitschüler*innen, die eine*n Briefpartner*in am jeweils anderen Internatsstandort hatten, und verschickten dann gleich 20 oder 30 Briefe auf einmal – für den Preis beispielsweise eines Päckchens. So konnten wir auch kleine Beigaben versenden, das Porto teilen – und alle waren glücklich.

Mehr als 200 Briefe habe ich in dieser Zeit verfasst und erhalten, und ab und zu krame ich in meinen Schuhkartons und hole sie hervor und freue mich darüber, dass ich damals schon so ordentlich war und sie alle nummeriert habe.

Und noch mehr freue ich mich, dass auch der Empfänger alle meine Briefe aufgehoben hat, und wenn wir beide abends zusammensitzen und auf dem Familientablet eine Kaminfeuerapp läuft, dann können wir unsere Schuhkartons hevorholen und nebeneinander stellen, und haben ein nahezu vollständiges Archiv unserer ersten großen Liebe.

Pia Ziefle

Anfang der Neunzigerjahre

Die D-Mark wird beinahe durch den Dollar abgelöst

Anfang der Neunzigerjahre ziehen die Geldautomaten großflächig in deutsche Bankfilialen ein. Endlich sind diese technisch so ausgereift, dass Bankkunden Geld abheben können, ohne sich dazu in eine Schlange vor dem Kassierer der Bank einreihen zu müssen – und das rund um die Uhr.

Auch die amerikanische Firma, bei der ich 1990 beschäftigt bin, verkauft solche Kassenautomaten. Allerdings fallen unsere dadurch auf, dass sie oft das Geld nicht korrekt auswerfen bzw. es sich im Ausgabefach verklemmt. In den USA waren solche Probleme nicht aufgetreten.

Nach Protesten einiger deutscher Banken über die schlechte Qualität ermittelt unser Labor in den USA die Ursache der Fehlfunktion: US-Dollar Banknoten sind alle gleich groß, egal ob 1, 2, 5, 10, 100 oder 50000 Dollar Note. In Deutschland sind alle Banknoten unterschiedlich groß. Das ist bei der D-Mark so, genauso wie zehn Jahre später beim Euro: Der 5 Euro Schein ist kleiner als der 10 Euro Schein, dieser wiederum kleiner als der 50 Euro Schein.

Die Anweisung unserer US-Firmenzentrale an unseren Deutschlandchef lautet daher:

“Sorgen Sie gefälligst dafür, dass die Deutsche Bundesbank nur Banknoten drucken lässt, die alle die gleiche Größe haben.” (Zu diesem Zeitpunkt ist Donald Trump übrigens noch nicht Präsident der USA.)

Wie sich danach unser Marktanteil bei Kassenautomaten in Deutschland entwickelt, kann man sich denken.

Gomobu68

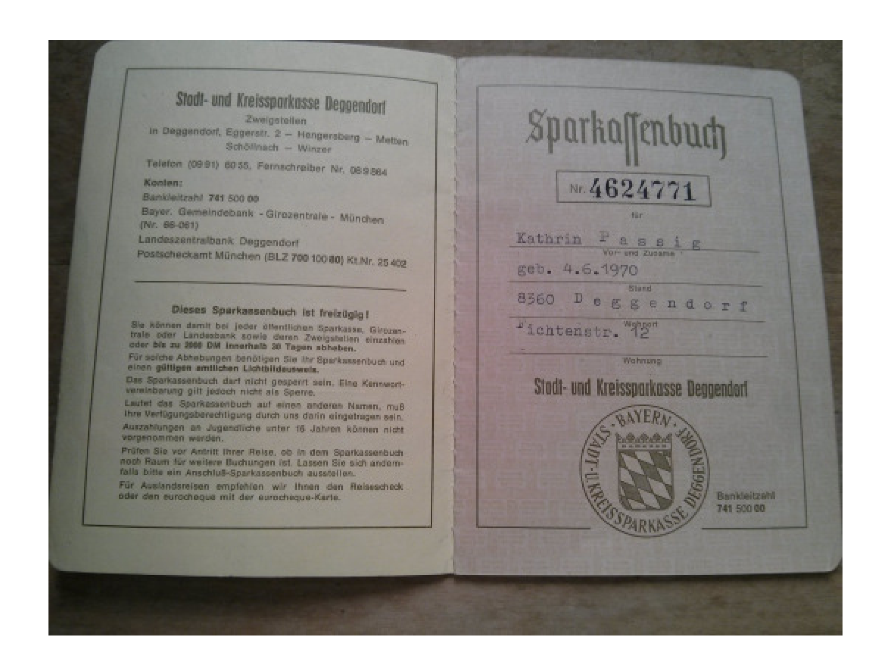
1970 bis etwa 1990

Sparbücher mit Frakturschrift

Zur Geburt bekomme ich ein Sparbuch. Ich weiß nicht, ob so etwas damals noch von den Eltern oder Großeltern eingerichtet wurde, oder ob die Sparkassen schon so durchtrieben waren, jedem Kind zur Geburt ein Sparbuch mit 5 DM zu schenken.



Die Bank hat fünf Filialen im Landkreis, eine vierstellige Telefonnummer und einen Fernschreiber:



Über die Jahre zahlen die Eltern und Großeltern dort zu Geburtstagen und anderen Anlässen Geld ein. Auch der Inhalt der drei Spardosen, die meine Geschwister und ich besitzen[1], wird regelmäßig aufs Sparbuch eingezahlt. Zu diesem Zweck kommt einmal jährlich, am Weltspartag, die Sparkasse in die Grundschule, wo alle Spardosen in eine Geldzählmaschine geleert und die Inhalte gutgeschrieben werden. Das geschieht bereits automatisch mit einer fortschrittlichen Maschine, die das Sparbuch einzieht und bedruckt.

[1] Diese Spardosen stammen ebenfalls von der Sparkasse, so sehen sie aus. Jedes Kind hat seine eigene Farbe, zur zusätzlichen Kennzeichnung tragen die Dosen silberne Anfangsbuchstaben-Aufkleber.

Am Weltspartag 1977 enthält meine Spardose 15,85 DM.

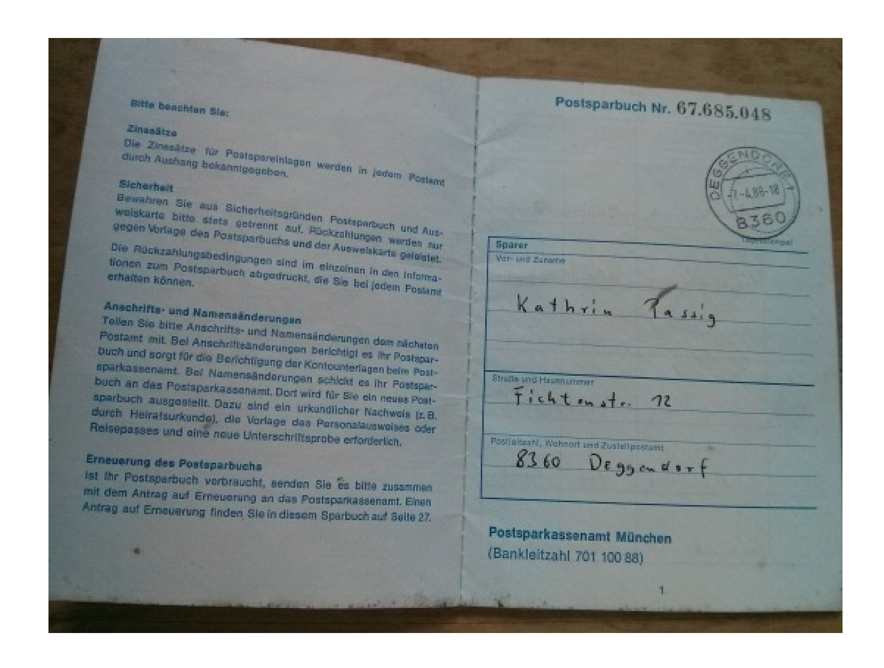
Je nachdem, wie viel Geld man mitbringt, darf man sich dann entweder ein kleines, schäbiges Geschenk aussuchen oder ein etwas größeres, äußerst prachtvolles. Der Hauptgewinn ist die Spardose in Elefantenform, in deren Nähe ich nie gelange, weil in meiner Spardose immer zu wenig Geld ist. Mehr als eine kleine glasperlenbesetzte Geldbörse aus Plastik bekommt man dafür nicht.

Auf das Sparbuch wird nur eingezahlt, wir heben nie Geld ab. Außer zum Weltspartag gibt man es mir gar nicht in die Hand. Jugendliche unter 16 Jahren dürfen sowieso kein Geld abheben, wie in der zweiten Abbildung von oben auf der linken Seite zu erkennen ist.

1988 lege ich mir zwecks Finanzierung des Führerscheins ein Postsparbuch zu.[2]



[2]Die Überlegungen dahinter sind 2015 nicht rekonstruierbar; vielleicht war es billiger als ein reguläres Bankkonto, oder vielleicht konnte man Bankkonten nur eröffnen, wenn man volljährig war.



Bitte beachten Sie:

Zinssätze
Die Zinssätze für Postspareinlagen werden in jedem Postamt durch Aushang bekanntgegeben.

Sicherheit
Bewahren Sie aus Sicherheitsgründen Postsparbuch und Ausweiskarte bitte stets getrennt auf. Rückzahlungen werden nur gegen Vorlage des Postsparbuchs und der Ausweiskarte geleistet.
Die Rückzahlungsbedingungen sind im einzelnen in den Informationen zum Postsparbuch abgedruckt, die Sie bei jedem Postamt erhalten können.

Anschrifts- und Namensänderungen
Teilen Sie bitte Anschrifts- und Namensänderungen dem nächsten Postamt mit. Bei Anschriftsänderungen berichtigt es Ihr Postsparbuch und sorgt für die Berichtigung der Kontounterlagen beim Postsparkassenamt. Bei Namensänderungen schickt es Ihr Postsparbuch an das Postsparkassenamt. Dort wird für Sie ein neues Postsparbuch ausgestellt. Dazu sind ein urkundlicher Nachweis (z.B. durch Heiratsurkunde), die Vorlage des Personalausweises oder Reisepasses und eine neue Unterschriftsprobe erforderlich.

Erneuerung des Postsparbuchs
Ist Ihr Postsparbuch verbraucht, senden Sie es bitte zusammen mit dem Antrag auf Erneuerung an das Postsparkassenamt. Einen Antrag auf Erneuerung finden Sie in diesem Sparbuch auf Seite 27.

Postsparbuch Nr. 67.685.048

DEGGENDORF
8360
Tagesstempel

Sparer
Vor- und Zuname
Kathrin Passig
Straße und Hausnummer
Fichtenstr. 12
Postleitzahl, Wohnort und Zustellpostamt
8360 Deggendorf

Postsparkassenamt München
(Bankleitzahl 701 100 88)

1

Bei der Postbank ist man nicht ganz so fortschrittlich wie bei der Sparkasse und vermerkt die Ein- und Ausgänge handschriftlich:



Für Ein- und Auszahlungen begibt man sich mit dem Sparbuch auf ein Postamt und füllt mit den dort angeketteten Kugelschreibern einen Ein- oder einen Rückzahlungsschein aus.



Deutsche Bundespost POSTBANK

Einzahlungsschein

Bitte stark umrandetes Feld deutlich ausfüllen

Postsparbuch Nr.

Guthaben im Postsparbuch — DM — Pf

Vor- und Zuname des Sparers

Einzahlung (+) — DM — Pf

Postvermerk

Neues Guthaben — DM — Pf

Besonderes

(Unterschrift des Beamten)

Erledigungskennzahl	×	Art	×	PSpBNr.	×	Betrag	×	Neues Guth.	×	Datum	PZ

Bitte dieses Feld nicht beschriften und nicht bestempeln

149,9 x 105,8-79

926 015 000-6 -3.90/8 7 6 5 4 3 2 1

Deutsche Bundespost POSTBANK
Rückzahlungsschein

Bitte stark umrandetes Feld deutlich ausfüllen

Postsparbuch Nr.

Guthaben im Postsparbuch DM Pf

Vor- und Zuname des Sparers

Rückzahlung (–) DM Pf

Rückzahlungsbetrag erhalten (Unterschrift)

Postvermerk

Neues Guthaben DM Pf

–Nur bei ausweispflichtiger Rückzahlung–

Sparer/Berechtigter ausgewiesen durch

persönlich bekannt | Personal-ausweis | Reisepaß

Besonderes

Nr., Ausstellungsort und -datum des Ausweispapiers

Die Ausweiskarte hat vorgelegen.

(Unterschrift des Beamten)

Erledigungskennzahl	Art	PSpBNr.	Betrag	Neues Guth.	Datum	PZ

Bitte dieses Feld nicht beschriften und nicht bestempeln

149,8 × 105,8–79

926 013 000-5 ▪ 3.90/8 7 6 5 4 3 2

Zum Sparbuch gehört eine kleine Ausweiskarte aus festem Papier:



Mit dem Sparbuch, dem Ein- oder Rückzahlungsschein, der Ausweiskarte und bei Einzahlungen auch dem Bargeld begibt man sich dann zum Schalter und lässt einen neuen handschriftlichen Eintrag machen.

Kurze Zeit später eröffne ich ein richtiges Konto bei einer Bank. Sogar eine Karte für den Geldautomaten bekomme ich. Die gilt allerdings[3] ausschließlich für den Geldautomaten dieser einen Filiale.

Kathrin Passig

[3]Möglicherweise fehlerhafte Erinnerung 2015.

Ab 1991

Frühes digitales Nomadentum in unter acht Kilogramm

Klar, der Mac SE ist im Jahr 1990 noch nicht genau das, was Jahrzehnte später Notebooks oder gar Tablets sein werden. Mit seinen Außenmaßen von 35 × 24 × 27 Zentimetern und einem Gewicht von unter acht Kilogramm ist er aber einer der ersten Kleincomputer, die man halbwegs unproblematisch auf Reisen mitnehmen kann. In die robuste, schwarze Tragetasche, die ich von der Firma Targus erwerbe, passen neben dem Rechner natürlich auch Tastatur, Maus und Kabel – plus ein für viel, viel Geld erworbenes, topaktuelles 2400-Baud-Modem nebst Netzteil.

Ab 1991 reise ich recht häufig aus beruflichen Gründen in die Vereinigten Staaten, aber auch in Europa bin ich viel unterwegs. Vor diesem Hintergrund bin ich froh, das das integrierte Netzteil des Macs schon damals mit allen Netzspannungen von 100 bis 240 Volt umgehen kann. Lediglich einen passenden Adapter für die jeweiligen Steckdosen des Reiselandes gilt es dabeizuhaben.

Schwieriger stellt sich dagegen die Verkabelung des Modems dar. WLANs existieren noch nicht, und Steckanschlüsse für den Anschluss von Modems in Hotelzimmern de facto auch noch nicht. Aus diesem Grund habe ich mir ein Kabel bedarfsgerecht modifiziert: An einem Ende befindet sich noch der RJ-11-Stecker, der im Modem arretiert wird. Den TAE-Stecker am anderen Ende habe ich – da außerhalb Deutschlands ohnehin nutzlos – entfernt und durch zwei Klemmprüfspitzen an den entsprechenden Adern ersetzt.

In Hotelzimmer angekommen, wird dann sofort bei der Ankunft mit einem mitgebrachten Elektro-Schraubendreher die Telefon-Anschlussdose aufgeschraubt und dann die »heißen« Adern gesucht. Sind die gefunden, werden die Prüfspitzen dort angehängt und schon ist man – die Kenntnis eines möglichst lokalen Einwahlknotens vorausgesetzt – online. Mit den Tarifen einer internationalen AT&T-Telefonkarte ist das sogar einigermaßen erschwinglich.

Freilich muss man in diesen Tagen noch dann und wann etwas ausdrucken, aber auch das ist ganz leicht, da das mitgebrachte Modem auch über eine integrierte Faxfunktion verfügt. Man schickt einfach – kostenfrei, da im Hausnetz – ein Fax an das zentrale Faxgerät des Hotels. Wichtig ist, es mit einem möglichst bedrohlichen Deckblatt zu versehen: »TOP URGENT! Please deliver immediately to guest Mr. Minnesaenger, room 1256« Nur wenige Minuten nach dem Abschicken klopft in aller Regel ein freundlicher Hotelmitarbeiter an der Zimmertür und überreicht einem die benötigten Ausdrucke.

Jan Minnesänger

1990/91

Ein relativ gut ausgestatteter Heimarbeitsplatz

So richtig begeistert war ich offenbar nicht, als mein Vetter Stefan irgendwann im Winter 1990/91 ein Foto von mir aufnahm. Dies lässt zumindest mein grenzdebiler Gesichtsausdruck auf dem Foto vermuten. Als ich das Bild vor einigen Tagen erstmals sah, fiel mir aber auf, dass es sehr schön zeigt, wie vor etwa 27 Jahren ein für damalige Verhältnisse relativ gut ausgestatteter Heimarbeitsplatz aussah.



Auf dem kleinen Schreibtisch, den ich gut zwei Jahre früher aus Vierkantrohr selbst zusammengeschweißt und im unvermeidlichen RAL 7035 lackiert hatte, finden wir:

Macintosh SE

Meinen ersten Apple-Computer hatte ich mir erst kurz zuvor, im Sommer 1990 geleistet. Zuvor hatte hier ein 8088-PC von Schmitt Computersysteme (Escom) seinen Dienst getan. Der Mac war natürlich ein echter Fortschritt. Mag einem heute auch der Bildschirm geradezu grotesk klein erscheinen: Für damalige Verhältnisse konnte der SE einiges bieten. Einen vernünftigen Lautsprecher, WYSIWYG durchs gesamte System und eine erfreuliche grafische Benutzeroberfläche. Wir erinnern uns: Windows 3.0 in der 16-Bit-Version war als Deckelchen für MS-DOS gerade erschienen und vermittelte im Vergleich mit Apples damaligen *System 6* einen eher ungelenken Eindruck. Neben dem sichtbaren Laufwerk für 3,5"-Floppys war das Gerät mit einer 40-MB-Festplatte ausgestattet. Erworben hatte ich es mit 1 MB Arbeitsspeicher, weil ich mir mehr schlicht nicht leisten konnte. Nach kurzer Zeit aber organisierte ein Kollege (Danke, Andi!) auf dunklen Kanälen satte 4 MB auf vier einzelnen SIMM-Riegeln, womit die Sache schon etwas mehr Spaß machte.

Der Mac SE war mit einem integrierten Netzteil ausgestattet, das mit allen Netzspannungen zwischen 110 und 240 Volt umgehen konnte. Das klingt heute normal, war damals aber eher eine Ausnahmeerscheinung. Für den Würfelrechner besaß ich eine Tragetasche von Targus, in der er als Kabinengepäck akzeptiert wurde und in der er mich eigentlich überall hin begleitete – die erforderlichen Steckdosenadapter und kräftige Schultern vorausgesetzt. Immerhin wog der SE knappe neun Kilogramm. Der Rechner war zu dieser Zeit offline. Eine vorhandener Akustikkoppler, mit dem ich unter MS-DOS ein paar Mailboxen ausgekundschaftet hatte, funktionierte mangels passender Treiber am Mac nicht. Einen brauchbaren Netzzugang hatte ich erst wieder gegen Ende 1991, dann per Modem und CompuServe.

StyleWriter

Bei dem Drucker, der auf dem Foto im Regal über dem Mac zu sehen ist, handelt es sich um einen Apple StyleWriter der ersten Serie. Verglichen mit dem NEC-P6-Nadeldrucker, den ich vorher besaß, war das Druckbild des kleinen Tintenstrahlers mit Canon-Technik exzellent. Allerdings musste man geduldig sein: Der Drucker schaffte gerade mal eine Seite Monochromdruck in der Minute. Allzu lange hielt das Gerät allerdings nicht, bis ich es durch einen StyleWriter II ersetzte, der immerhin doppelt so schnell war.

IQ-Tel 2

Das weiße Telefon, das vorn auf meinem Schreibtisch steht, war das fortgeschrittenste und modernste, was man ab Frühjahr 1990 im Netz der Deutschen Bundespost betreiben durfte. Eine Anzeige der Post beschreibt die spektakulären Leistungsmerkmale:

> Es hat ein Display für die gewählte Nummer und die Gebührenanzeige, Freisprech- und Lauthöreinrichtung, Namentasten für 20 Rufnummern. Sie können bei aufgelegtem Hörer wählen, mit einem Sperrschloss unerwünschte Mittelefonierer fernhalten und mit einer Stummschaltung verhindern, daß Ihre Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung alle Gespräche im Raum mithören. Wahlwiederholung ist ebenso selbstverständlich wie Direktruf.

Für dieses Telefon waren – zusätzlich zu Anschluss- und Telefongebühren – jeden Monat noch einmal 9,40 Deutsche Mark an die Deutsche Bundespost zu entrichten. Und für das Anschlusskabel mit sechs Metern, das es erlaubte, nicht nur an der Telefondose im Flur, sondern auch am Arbeitsplatz zu telefonieren, war selbstverständlich eine weitere, monatliche Mietgebühr fällig.

Nicht im Bild: Das Faxgerät

Tatsächlich neben der Telefondose im Flur befand sich eines der frühen erschwinglichen Faxgeräte mit Postzulassung. Das Prachtstück mit Thermo-Druckwerk hatte ich für etwas über 1.200 Mark erstanden und illegalerweise die Absenderzeile selbst einprogrammiert. Offiziell durften das nur die Techniker der Bundespost erledigen. Da ein Faxgerät in dieser günstigen Preisklasse selbstverständlich nicht in der Lage war, sein Zielgerät selbst anzurufen, stand direkt daneben noch ein weinrotes Telefon der Modellreihe Tel 01 LX. Mit diesem wählte man die Zielnummer, wartete aufs Pfeifen des Modems der Gegenseite, drückte den Startknopf am Faxgerät und legte auf. Mit etwas Glück wurden dann alle Seiten, die man in die Stapelanlage des Faxgeräts gelegt hatte, übertragen. Oft aber auch nicht.

Time/system

Da an wirklich mobile und funktionelle Endgeräte zu Verwaltung von Kalender, Adressen und Aufgaben damals noch nicht zu denken war, was das Time/system für die Organisation dieser Daten die Methode meiner Wahl. Man sieht das aufgeschlagene Ringbuch mit den typischen sechs Hefterringen auf meinem Schreibtisch. Das papiergetragene System im A5-Format war wirklich durchdacht und hoch flexibel. Ganz nach persönlichen Wünschen gab es Tages-, Wochen- und Monatsblätter, und es war immer eine Freude, gegen Ende eines Jahres den neuen Ringbuchinhalt für das kommende Jahr – für teures Geld freilich – in Empfang zu nehmen. Die graue Plastikbox mit rotem Streifen im Untergeschoss des Schreibtischs beinhaltet die noch ungebrauchten und bereits archivierten Bestandteile des Systems. Das Time/system habe ich noch bis zur Jahrtausendwende eingesetzt, als es einem auf acht Megabyte aufgerüsteten Palm V als Rundum-Organisationsmittel wich.

Und sonst ...

Auf der linken Seite des Schreibtischs erkennt man noch eine kleine Lautsprecherbox. Eine zweite dieser kleinen Sony-Boxen steht verdeckt hinter dem Apple-Rechner. Das Boxenpaar war über Batterien oder ein Netzteil zu betreiben und sein Klang war eher mäßig. Ich betrieb es nicht etwa am Mac, sondern an einem portablen Kassettenspieler mit integriertem Radio, der unter dem Beethoven-Scherenschnitt an der Wand zu sehen ist.

So, liebe Kinder, das war's dann für heute mit dem Thema *Opa erzählt von früher*. Fazit: Die Technik am Heimarbeitsplatz scheint inzwischen etwas leistungsfähiger geworden zu sein, die Kommunikation einfacher und kostengünstiger.

Jens Arne Männig

Juli bis Dezember 1991

Nachrichtenübertragung per S-Bahn

Mein erster richtiger Job: Ich fasse alles, was auf der Welt passiert, in sieben Zeilen zusammen. Es müssen sieben Zeilen sein, weil das Format des Btx-Nachrichtenkanals, für den ich als Redakteurin arbeite, nur jeweils sieben Zeilen fasst. Ob Kroatienkrieg, Zerfall der Sowjetunion oder die Entdeckung des Ötzi in Südtirol – alles passt in sieben Zeilen. Ausgestrahlt werden diese Nachrichten auf Fernsehgeräten, die eine bestimmte Frequenz empfangen können[1]. (Mein Fernseher kann das nicht.)

Doch woher kommen die frischen Nachrichten, die ich auf sieben Zeilen quetschen muss? Sie sollen aktueller sein als die Tageszeitung und keinesfalls eine Abschrift von Radio- oder Fernsehnachrichten. Internet gibt es noch

[1] Anmerkung der Redaktion: Das Fernsehgerät diente nur zur Anzeige. Zum Empfang von Btx (kurz für den Post-Dienst Bildschirmtext) brauchte man ein Modem und einen Decoder, die man separat kaufen und anschließen musste.

nicht, jedenfalls nicht in dem Hochhaus im Süden von München, in dem die SV-Teleradio GmbH eine Etage angemietet hat. Sie gehört zum Süddeutschen Verlag, der wiederum die Süddeutsche Zeitung herausgibt.

Die Lösung: Ich hole die Nachrichten aus der Telex-Zentrale der Süddeutschen Zeitung. Dafür fahre ich zwei oder drei Mal am Tag mit der S-Bahn von Neuperlach in die Stadtmitte, eine halbe Stunde pro Strecke. In der Redaktion in der Sendlinger Straße gibt es die Fernschreibzentrale, in der rund um die Uhr die Telex-Geräte rattern. Auf endlosen Papierrollen laufen die Nachrichten der großen Agenturen ein und werden von den Mitarbeitern in handliche Zettel zerschnitten, portioniert und in die Fächer der einzelnen Zeitungsressorts sortiert.

Für die Redaktion "Teleradio" gibt es ein eigenes Fach. Dort erwartet mich bei jedem Besuch ein ungefähr 20 Zentimeter hoher Stapel mit Nachrichten. Auf der Rückfahrt in der S-Bahn überfliege ich die Zettel, ordne sie nach Wichtigkeit und mache mich zurück am Schreibtisch wieder ans Komprimieren: Jede Telex-Meldung auf sieben Zeilen.

Nach sechs Monaten werde ich versetzt, der Verlag stellt das Btx-Geschäft ein.

Jutta Pilgram

1991

Strafe für die gute Tat

Nachdem die Mauer gefallen und die DDR in der Bundesrepublik aufgegangen ist, werden eine Menge Leute enttarnt, die im Westen als Spione für die DDR tätig gewesen sind. So auch 1991 in einer deutschen Niederlassung der amerikanischen Computerfirma, bei der ich beschäftigt bin. Ein Kollege fliegt auf, der beschuldigt wird, jahrelang technische Unterlagen unserer

Computer kopiert und an die Experten des DDR IT Kombinats “Robotron” übergeben zu haben. Der Mann wird sofort entlassen und vermutlich wird auch ein Strafverfahren gegen ihn eröffnet.

Ich habe das nie verstanden. Denn das angenehme Ergebnis dieses Geheimnisverrats für unsere Firma war, dass nach der Wende viele DDR-Firmen und Forschungseinrichtungen gerade unsere Computer bestellten, weil sie mit deren technischen Spezifikationen und Besonderheiten bereits bestens vertraut waren. Der Kollege hätte daher eigentlich eine Auszeichnung unserer Firmenleitung verdient!

Gomobu68

So um 1991

Ich lerne Fähigkeiten, die ich ganz selten brauchen werde

Ich bin elf oder so und meine Mutter bringt von irgendwoher eine Blindenschreibmaschine mit. Dazu muss man vielleicht wissen, dass meine Mutter aus beruflichen Gründen viel auf Flohmärkten und Haushaltsauflösungen ist und auch mal einfach Dinge anschleppt, die sie grundlegend interessant findet, auch wenn man sie vielleicht gar nicht dringend braucht und vielleicht auch nicht gewinnbringend verkaufen kann.

Die Blindenschreibmaschine ist eine sogenannte Punktschriftmaschine.



Bild: Rodhullandemu, Perkins Brailler, Liverpool, CC BY-SA 4.0

Weil ich elf bin und mir oft langweilig ist und ich mich dann in Sachen vertiefe, also zum Beispiel meine Lustigen Taschenbücher katalogisiere und verschlagworte oder ähnliche sinnvolle Projekte, lerne ich also Blindenschrift.

Es ist sehr einfach. Jede der sechs Tasten entspricht einem Punkt, Blindenschrift besteht aus sechs Punkten, in einem zwei mal drei Block. Die ganz linke Taste ist für den Punkt links unten, die danach für den links mittig und die danach für den links oben. Dann geht es weiter von oben nach unten auf der rechten Seite.

Das A ist zum Beispiel einfach nur der Punkt links oben, das B ist der obere und mittige Punkt links und so weiter. Es ist gar nicht schwer und bald kann ich in ziemlicher Geschwindigkeit hunderte Blindenschrifttestseiten tippen, was gut zu meinen anderen Hobbys passt, die im Wesentlichen alle daraus bestehen, Papier in großen Mengen zu vernichten oder wie mein Vater es

nennt “unschuldiges Papier zu bekritzeln”. Normales Papier ist für Braille auch nur bedingt geeignet, aber für die Launen ihres Kindes jetzt auch noch extra teures dickes Papier zu kaufen, ist meinen Eltern vermutlich zu blöd und mir reicht es auch aus.

Aus diesem Interesse erwachsen zwei Projekte, die aus unterschiedlichen Gründen zu keinem vernünftigen Ende gebracht werden. Erstens fange ich an, ein Schneiderbuch in Blindenschrift zu übersetzen. Was ich dabei schon mal grundsätzlich falsch mache, merke ich erst später. Es gibt in Braille neben den normalen Alphabet-Zeichen auch extra Zeichen für bestimmte häufige Buchstabenkombinationen, zum Beispiel “ie”, “ei”, “st”, “sch” und so weiter. Die habe ich aber zum größten Teil nicht gelernt und brauche so natürlich viel mehr Buchstaben als eigentlich nötig. Außerdem stellt sich heraus, dass es doch sehr lange dauert, ein ganzes Buch abzutippen, so dass ich irgendwann aufgebe.

Das zweite Projekte ist eine gescheiterte Brieffreundschaft mit einem blinden Kind. Dazu schreibe ich die Blindenschule in Düren an und schildere die Situation, ich, elf Jahre, nicht blind, habe aber eine Blindenschreibmaschine und würde gerne mit einem blinden Kind Brieffreundschaft schließen. Tatsächlich gibt es sogar einen Brief zurück, aber nur von der Schule, die weiteren Kontakt in Aussicht stellt, sich dann aber nicht wieder meldet. Der Brief ist übrigens tatsächlich in Blindenschrift, ob ich auch in Blindenschrift anschrieb, kann ich nicht mehr sagen, vermute es aber.

Ein drittes Projekt ist sogar halbwegs erfolgreich. Ich drucke Übungsreihen mit Buchstaben auf Karteikarten und versuche zu lernen, Blindenschrift auch wirklich blind zu lesen. Tatsächlich ist das mit ein bisschen Übung gar nicht so schwer, aber diese Fähigkeit geht mir irgendwann zwischen 1991 und 2015 verloren, genauso wie ich viele Buchstaben vergesse und immer E (links oben und rechts mittig) und I (rechts oben und links mittig) verwechsle.

Die Blindenschreibmaschine steht vermutlich immer noch irgendwo in ihrem Köfferchen bei meinen Eltern im Keller, vielleicht sollte ich sie mal befreien und mit zu mir nehmen. Übrig geblieben ist auch noch ein Basiswissen

über Brailleschrift, mit der ich immerhin überprüfen kann, ob das, was auf irgendwelchen Medikamentenpackungen steht auch wirklich das ist, was da in "normalen" Buchstaben steht.

Anne Schüßler

Anfang der 1990-er Jahre

Ist die Vergangenheit farbig oder schwarz-weiß?



Der Anfang der 1990-er Jahre ist selbst denen ein Begriff, die zur der Zeit geboren wurden – oder vielleicht auch erst danach: Die deutsche Einheit, die Vereinigung von Bundesrepublik und DDR (obwohl korrekt: Der Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland) als einschneidender Moment der deutschen Geschichte ist in der kollektiven Erinnerung präsent.

Allerdings, Moment. Mir als zeitgenössischem Beobachter der Ereignisse sind die wesentlichen Momente in Farbe in Erinnerung. Ungefähr so:



Und so dürfte es den meisten gehen: Die Fernsehbilder jener Jahre waren bereits farbig, die ARD-Tagesschau wurde ja auch bereits seit März 1970 in Farbe ausgestrahlt. Die Farbfotografie gab es schon viel länger, und nach dem Zweiten Weltkrieg hielten die farbigen Bilder auch Einzug in den Fotojournalismus.

In den Wochenblättern und Magazinen gab's ja auch die bunten Bilder vom Fall der Mauer, aus der DDR, von der deutschen Vereinigung zu sehen. In den aktuellen Tageszeitungen jener Tage dagegen überwiegend noch schwarz-weiße Fotos, wie das von Bundeskanzler Helmut Kohl und seiner Frau Hannelore am 3. Oktober 1990, dem Tag der deutschen Einheit, in Berlin (oben). Warum eigentlich – und weshalb nicht alles schon in Farbe, die Technik war doch längst da?

Die Antwort darauf ist zweigeteilt. Eine Erklärung: die meisten Tageszeitungen druckten bis weit in die 1990-er Jahre die Fotos noch in schwarzweiß. So veröffentlichte zum Beispiel die *Süddeutsche Zeitung* 1996 das erste Farbfoto auf ihrer Titelseite. Die Zeitungsleser*innen waren also daran gewöhnt.

Zu der fehlenden Nachfrage der gedruckten Medien kam die technischen Hürden für die Farbfotografie in der aktuellen Berichterstattung. Die Bilder wurden auf klassischem Film aufgenommen, der nach der Belichtung erst einmal entwickelt werden musste, ehe es ein weiter nutzbares Foto gab. Diese Filmentwicklung dauerte – und sie war (und ist) für Schwarz-Weiß-Film einfacher und schneller als für einen Farbfilm. Wenn die Aufnahmen noch dazu weit entfernt von der Redaktion und damit vom eigenen Fotolabor entstanden, musste zudem die ganze Ausrüstung für die Entwicklung mitgeschleppt werden; auch das war für einen Schwarz-Weiß-Film einfacher als für einen Farbfilm.

Die Entwicklung war aber nur der halbe Weg, das Foto zum End-Konsumenten zu bringen: Die Bilder mussten schließlich auch übertragen werden, also vom Ort der Aufnahme und/oder der Entwicklung zu den Zeitungsredaktionen. Dafür gab es schon Jahrzehnte lang technische Verfahren, die seit den 1970-er Jahren auch für Farbfotos verfügbar waren:



Video: www.youtube.com/watch?v=JD4H7i0Mu68

Allerdings: Die Bildübertragung – mit einer Telefonleitung als Datenleitung – dauerte. An 30 Minuten (!) pro Bild erinnern sich die Fotografen jener Jahre. (Wer bei den Fotos aus seiner Digitalkamera mal die Dateigröße eines Farb- und eines im Schwarz-Weiß-Modus aufgenommenen Bildes verglichen hat, weiß zudem:) Die Übertragung eines Farbbildes dauerte die mehrfache Zeit eines Schwarz-Weiß-Fotos.

All das änderte sich erst Anfang des neuen Jahrtausends: Die Digitalfotografie machte nicht nur die Filmentwicklung überflüssig, sie vereinfachte und beschleunigte auch die Übermittlung der Bilder (die ja nichts anderes sind als digitale Daten). Aus den frühen 1990-er Jahren, der auf verschiedenen Ebenen von Übergängen geprägten Zeit, bleibt die gemischte Erinnerung in Farbe und Schwarz-Weiss.

(Foto oben: Bundesarchiv, Bild 183-1990-1003-010 / Grimm, Peer / CC-BY-SA 3.0, Bundesarchiv Bild 183-1990-1003-010, Berlin, Reichstag, Hannelore und Helmut Kohl, CC BY-SA 3.0 DE ; Foto unten: Bundesarchiv, Bild 183-1990-1003-400 / Grimm, Peer / CC-BY-SA 3.0, Bundesarchiv Bild 183-1990-1003-400, Berlin, deutsche Vereinigung, vor dem Reichstag, CC BY-SA 3.0 DE)

Thomas Wiegold

10. Juni 1992

Nur wegen Velvet Underground kaufe ich einen Discman

Ich bin es leid, die Kassette zurückzuspulen. Nur wegen der “Repeat 1”-Funktion kaufe ich mir für 349 DM einen Sony “D 202” Discman, so sieht er aus.



KARSTADT
Aktiengesellschaft

Ware/Kunde
Kassenzettel/Quittung

Nr. 190802

Filiale
Name/Vorname
Stra[illegible]
PLZ/Ort

Datum 100692

Kassen-Nr. Verkäufer-Nr.
458

Abteilung	Menge	Artikelbezeichnung	Einzelpreis DM	Pf	Gesamtpreis DM	Pf
059	01	Sony D 202	349	,–	349	,–

KARSTADT
10. JUNI 1992
Berlin-Wedding

Zahlungsbetrag ▶

Nur [illegible] mit angeheftetem Kassenbon/Quittungsdruck
Bei Umtausch bitte Kassenzettel/Quittung vorlegen

Im Zahlungsbetrag enthaltene Mehrwertsteuer
____ % = ________ DM

Vielen Dank für Ihren Einkauf

Ich brauche die Funktion für einen bestimmten Velvet-Underground-Song. Welcher das war, ist beim Aufschreiben über zwanzig Jahre später nicht genau rekonstruierbar, aber wahrscheinlich „Oh! Sweet Nuthin'". Entsprechend müsste „Loaded" auch meine erste CD gewesen sein, es war auf jeden Fall eine der ersten. Wo man damals CDs kaufte, weiß ich nicht mehr. Der Discman

wird 2001 von Einbrechern gestohlen, seinen faltbaren Minikopfhörer finde ich um 2012 wieder und benutze ihn noch eine Weile mit meinem Macbook, bis ich ihn versehentlich zertrete. Er war sowieso absurd unbequem, so sah er aus, und es mag irgendwo Aliens geben, in deren Ohren diese Form genau hineinpasst; bei Menschen ist das jedenfalls nicht der Fall.

Insgesamt werde ich im Leben nicht mehr als etwa fünfzig CDs kaufen, die letzte ist “The Needle was Travelling” von Tarwater im Jahr 2007.

Ich habe angefangen, diesen Beitrag zu schreiben, weil “Oh! Sweet Nuthin’” auf last.fm lief. Während ich den Schluss schreibe, spielt mir last.fm “Across the Dial” von “The Needle was Travelling” vor. Der Song endet: jetzt.

Kathrin Passig

1992 (circa)

Wie ich Strip Poker besiegte

Strip Poker war ein eher schlichtes Computerspiel, bei dem man gegen Frauen Poker spielte, genauer gesagt gegen die Bilder von Frauen, und immer, wenn man eine Runde gewann, zog die Frau ein Kleidungsstück aus. Wenn man verlor, zog sie sich wieder an. Es war ein sehr sehr nerviger Weg zu einem Bild von einer barbusigen Frau, aber wir hatten ja damals nichts. Man konnte nicht einfach “barbusige Frau” googeln (was zum Zeitpunkt des Aufschreibens 2017 übrigens auch keine besonders erfüllende Googlesuche ist).

Jedenfalls wollte ich nicht jedesmal warten, bis ich fünf Runden im Poker gewonnen hatte – mehr Kleidungsstücke musste man nie wegpokern. Ich wollte sofort die nackten Frauen sehen, der Vorgang des Ausziehens war mir egal. Sowohl Bilder als auch Programm lagen in Binärformat vor, in großen Datenklumpen, man konnte also nicht so einfach die Bilder woanders hinkopieren. Screenshotten war auch noch nicht erfunden, oder ich wusste nicht, wie es ging. Und das Spiel lief auf einer Diskette und übernahm den gesamten Computer. Die Lösung: Ich lud die Datenklumpen in meinen Debugger

für Assemblerprogramme, ein Hex-Editor, mit dem man direkt an der Quelle herummanipulieren konnte. Und dann dauerte es sicher auch nur ein paar Wochen, um herauszufinden, welcher Klumpen welchem Bild entspricht, und die Adressen im Programm so umzudrehen, dass die Frau am Anfang nackt ist und sich dann sukzessive anzieht, statt umgedreht.

Ich hatte damals sicher nichts Besseres zu tun. Erzählt habe ich davon bisher niemandem.

Aleks Scholz

Ca. 1993

Während meiner Grundschulzeit gibt es nur bei Lukas einen Rechner, sein Vater ist nämlich Lehrer

Der Rechner steht im Keller und kann nur DOS. Wir spielen Commander Keen und (heimlich) Duke Nukem.

Außerdem hat Lukas eine Datei: Sein Vater hat ihm eine Textdatei lukas.txt gespeichert, und die und nur die darf er im Default-DOS-Text-Editor benutzen. Für diverse Notizen und selbstgebaute ASCII-Art ist das knapp, weil der Editor nicht beliebig viele Zeilen verarbeiten kann. Ich entdecke, daß man etwa genauso weit nach rechts wie nach unten scrollen kann und glaube, damit das Speicherproblem ein für alle Mal gelöst zu haben. Lukas erklärt mir, daß jeder Zeilenwechsel alles durcheinanderbringen würde und auch die Pfeiltasten nicht helfen.

Felix Neumann

Mai 1993

Mobile Satellitentelefone in zentnerschweren Kisten

Mein Satfone in Mogadischu ... Der Reihe nach: Wir sitzen auf dem Dach des Journalisten-Hotels am K4 in Mogadischu (K4, weil die markante Kreuzung an der Hauptstraße vier Klicks vom Hafen entfernt ist). Nachts ist es ruhig in der umkämpften somalischen Hauptstadt, die Clan-Milizen haben sich mit ihren Technicals, den Pick-ups mit aufgeschweißtem Maschinengewehr, in ihre Viertel zurückgezogen. Aus den Ruinen flackert nur ab und zu ein kleines Feuer; wo die somalischen Warlords, die Hilfsorganisationen und die UN-Militärs sitzen, ist leicht auszumachen: Wo Generatoren dafür sorgen, dass es elektrisches Licht gibt.

Ein bisschen Aufruhr am Tor des Compounds, der von Kämpfern mit Kalaschnikow bewacht wird. Ein Trucker der US-Logistikfirma Brown&Roots hat den Weg von Kenia hier herauf lebend und mit seiner Fracht – vermutlich tonnenweise Pepsi-Dosen für die US-Soldaten – überstanden. Jetzt, sagt er, müsste er mal telefonieren, um zu wissen, wo er seine Ladung abliefern soll.

Telefonieren? Das geht im zerstörten Somalia nur für den, der sein Satellitentelefon mitbringt. Besser: der es von kräftigen Helfern hat an den vorgesehenen Platz bringen lassen. Die Kabel, die einstmals das Telefonnetz Mogadischus bildeten und das Land mit dem Rest der Welt verbanden, sind längst *gelootet*, von Plünderern mitgenommen worden.

Ich bin da privilegiert: Die Kollegen aus dem Associated-Press-Büro in Nairobi haben drei dieser Telefone nach Mogadischu geschafft. Drei Kisten, von denen jede mehr als einen Zentner wiegt, die Parabolantenne für den Kontakt zum Satelliten nicht mitgerechnet. Die Kisten kommen gleich mit angebauten Rollen, damit man die Telefone an die gewünschte Stelle rollen kann.

Die Technik-Kollegen von AP haben da ganze Arbeit geleistet: Die Satellitenschüsseln für die Telefone stehen auf dem Flachdach, wo wir mit billigem Gin und Tonic aus dem französischen Marketenderladen am Flughafen

unsere Abende verbringen. Gleich neben den Stromgeneratoren, damit die Telefone überhaupt funktionieren. Die Geräte selber stehen zwei Stockwerke tiefer, in den Zimmern, die wir als Redaktionsräume nutzen.

Damit können wir problemlos nicht nur telefonieren, sondern auch unsere Texte (und die Fotos) verschicken, über diese Satellitenleitung. Für die Texte hänge ich, wie am Telefon zuhause, meinen Laptop an das Satellitentelefon. Das sehen die Kollegen auch lieber, als wenn ich anrufe – bei 19 US-Dollar pro Minute, die Inmarsat kassiert, guckt dann auch eine Weltfirma wie Associated Press, was ihre Leute in Mogadischu da so ausgeben ...

Mobil ist diese Technik nicht wirklich – oder nur dann, wenn man genügend Leute (und das Fahrzeug) hat, die zentnerschweren Kisten mitsamt Stromerzeuger durch die Gegend zu bewegen. Mit ein bisschen Neid schaue ich deshalb auf den Kollegen von der *Washington Post:* Der hat ein Gerät, das als kleiner Koffer mit viel gutem Willen vielleicht sogar noch als Handgepäck im Flieger durchgeht. Auch sein Apparat baut eine Verbindung zum Inmarsat-Satelliten auf, allerdings nur für Text, und dann nicht wie unsere Computerverbindung mit schnellen 300 Baud, sondern wie eine Telexmaschine mit 75 Baud. Dafür kann er sein Gerät überall hin mitnehmen.

Das mit dem Satellit dürfte die Zukunft sein – es ist einfach komfortabler als der Weg über Kurzwelle, den ich paar Tage zuvor benutzt hatte. In Bosaso im Norden Somalias hat das Technische Hilfswerk eine Funkstation aufgebaut, mit der die THW-Leute den Kontakt nach Deutschland halten. Ich konnte dort zwar Nachrichten absetzen, aber ein bisschen umständlich: Den Text auf meinem Laptop speicherte ich auf eine Diskette, der Funk-Operateur las auf seinem Computer den Text ein, schickte ihn über ein PACTOR-Kurzwellenmodem nach Deutschland, wo er von der Hauptfunkstelle der Polizei bei Bonn ausgedruckt und als Fax an den Adressaten weitergeleitet wurde. Meine Frau dürfte über das Polizei-Fax ein bisschen verblüfft gewesen sein. Vielleicht rufe ich sie lieber mal an, für 19 Dollar die Minute.

Thomas Wiegold

Herbst 1993

Mein letztes Telegramm

Das erste und aller Wahrscheinlichkeit nach auch letzte Telegramm meines Lebens versende ich im Herbst 1993. Da ereilt mich eine Pilzinfektion, von der Sorte, die man Geschlechtspartnern mitteilen sollte. Das ist zunächst nicht so schlimm, nur wohnt meine zu der Zeit bevorzugte Geschlechtspartnerin 300 km entfernt, und durch einen kurz zuvor erfolgten Umzug und die Lahmarschigkeit der Telekom hat sie gerade keine Telefonnummer, unter der man sie erreichen kann. Kein normaler Mensch hat ein Handy, und nur die ausgesprochen IT-Interessierten haben Internet. E-Mail gibt es, aber meine Freundin hat keins, es ist außerhalb der Uni schwer verfügbar und ziemlich unüblich.

Ich könnte einfach warten, dass sie mal anruft, aber mein schlechtes Gewissen und möglicherweise ein Hang zum Drama bringen mich dazu, ihr ein Telegramm zu schicken: BITTE ANRUFEN NIX SCHLIMMES ABER BISSCHEN DRINGEND. ALAN. Das kostet mich vielleicht 10 DM oder so. Einige Stunden später hält meine Freundin das Telegramm in den Händen und ruft mich bei der Arbeit an. So, das hab ich jetzt davon. Eine besorgte Freundin am Telefon, die dringend wissen möchte, was los ist, und rundum Kolleginnen und Kollegen, die nach und nach mitkriegen, wie ich mich winde und es nicht sagen will, und längst begonnen haben, die Ohren zu spitzen. Fieberhaft denke ich nach, ob es ein diskreter gelegenes Telefon gibt, wo sie mich zeitnah anrufen kann, aber mir fällt keines ein. Ich kapituliere und sage ihr, was zu sagen ist. Die Anwesenden im Labor beugen sich tief über ihre Experimente und tun, als hätten sie nichts gehört.

Alan Smithee

1993

Mein erster Schallplattenkontakt

Meine Teenagerkarriere hat gerade begonnen, seit einiger Zeit lese ich regelmäßig die Jugendzeitschrift „Bravo“, um mich auf den neuesten Stand bei Musik- und Sexualthemen bringen zu lassen.

Während die Sexualaufklärung eher theoretischer Natur ist, setze ich Musikanregungen auch praktisch um. Dafür nutze ich vornehmlich meine neue Stereokompaktanlage. Sie hat ein Doppelkassettendeck, Radio und einen 3-fach-CD-Wechsler. Aber natürlich keinen Plattenspieler, ich lebe doch nicht in der Steinzeit! Dieser Umstand wird jetzt aber zum Problem, weil die Fantastischen Vier – diese neuen Hiphop-Stars aus Stuttgart – eine Schallfolie bespielen und der Bravo beilegen lassen.

Etwas widerstrebend gehe ich zu meinem Vater, der einen sehr teuren, mit allem Schnickschnack ausgestatteten Plattenspieler besitzt und bitte ihn, mir den Inhalt der Schallfolie auf Kassette zu überspielen. „Geht nicht, mein Sohn“, erklärt mir mein Vater väterlich. „Der Arm des Plattenspielers ist zu schwer für so eine Schallfolie, der macht die nur kaputt.“

Es werden noch sehr viele Monate vergehen, bis ich mir einen billigen Plattenspieler kaufe, dessen Arm nicht zu schwer ist. Auf dem höre ich dann auch eine weitere Bravo-Schallfolie mit Walgesängen.

Johannes Mirus

ca. 1993

Professionell von A nach B finden

In den frühen 90ern mache ich im noch relativ frisch wiedervereinigten Berlin den P(ersonenbeförderungs)-Schein, um während des Studiums ~~ein sozialpädagogisches Praktikum . . .~~ Taxi zu fahren. Ich bin in Berlin geboren, aber erst dadurch lerne ich die Stadt richtig kennen, vor allem den für mich neu dazugekommenen Ostteil von Berlin.

Grob gesagt muss man für das Bestehen der Prüfung mindestens alle Strassen kennen, die auf dem Berliner Stadtplan gelb sind.

Kennen heißt: Enden/Begrenzungen der Strassen benennen können. Dazu kommen eine große Anzahl von Objekten wie Hotels, Ämter, Kirchen, Friedhöfe, Bahnhöfe, Denkmäler, Bundesdienststellen usw. – bei denen muss man die genaue Anfahrt beschreiben können, z. B. vier mal rechts abbiegen, weil einmal links wegen z. B. einer Strassenbahntrasse verboten ist. . .

In der Prüfung werden dann 30 Punkte aus diesem Ortskundekatalog abgefragt, und wenn man das hinbekommt, muss man bis zu drei Strecken aus dem Kopf abfahren. Der Prüfer nennt einem dafür zwei Objekte aus dem Ortskundekatalog, die man dann auf der kürzesten Strecke miteinander verbindet (das Taxameter in Berlin zählt bevorzugt Strecke und nicht Zeit, ausser die Taxe bewegt sich eine gewisse Zeit gar nicht).

Die Prüfung ist eine der härtesten Prüfungen, die ich gemacht habe, weil ich einfach kein Auswendiglernen-Typ bin und es sehr viel Stoff ist, der wenig Lernverknüpfungen enthält. Ich lerne logische Zusammenhänge ganz gut über die erklärende Herleitung, aber es gibt beim stumpfen Auswendiglernen (*Manfred-von-Richthofen-Strasse, Begrenzungen Tempelhofer Damm, ja, an beiden Enden! – Hotel Steigenberger – Los Angeles Platz, Anfahrt über Marburger Strasse)* leider nur wenig logische Bezugspunkte.

Zur Prüfungsvorbereitung habe ich einen großen Wandplan, einen Falk-Faltplan und den bei Kutschern beliebtesten quadratischen mit Spiralheftung (bleibt aufgeschlagen liegen; finde ihn in 2016 nicht mehr zu kaufen und kann deshalb den Namen nicht nennen) komplett verschlissen.

Das eigentliche Kennenlernen der Stadt geht aber erst nach der Prüfung richtig los. Die Stadt sieht komplett anders aus als in den Plänen, besonders im Dunklen. Ich hab anfangs die Tendenz, erstmal irgendwo hinzufahren, wo ich mich etwas auskenne, und von dort aus weiter. Die wirklich coolen Abkürzungen lerne ich nach und nach vor allem durch Fahrgäste, die sich auskennen oder eine Strecke öfter fahren.

An Anfang fällt es mir schwer, einfach dort zu bleiben, wo mich die letzte Tour hin verschlägt. Aber das ist der einzige Weg, unbekannte Ecken wirklich zu erfahren, abgesehen davon werde ich nicht für gefahrene Leerkilometer bezahlt.

Routingfähige Navigationssysteme gibt es eventuell schon, sie sind aber nicht für mich relevant. Die Taxen der Firma, für die ich fahre, haben keine, und ich nehme auch in fremden Taxen keine wahr, es ist auch kein typisches Gesprächsthema.

Wenn ich die Abholadresse, das Ziel oder den Weg dorthin nicht kenne (und der Fahrgast auch nicht), muss ich anhand des Stadtplans oder des Kaupert rausfinden, wo das genau ist. Der Kaupert ist die Berliner Strassenbibel, und in jedem Taxi Pflichtausstattung.

Selbst das Rausfinden einer Adresse ist oft problematischer, als man sich das als Laie vorstellt, weil die Auftragsvermittlung meist über analogen Sprechfunk passiert, und ein paar Dinge werden bei Lautsprache einfach schnell überhört bzw. nicht richtig verstanden, man will sich aber vor den anderen Kollegen auch nicht unbedingt eine Riesenblösse geben, und möglichst schnell losfahren. Ich bin da stumpf und bleibe stehen, bis ich es gefunden habe. Es gibt aber auch Frischlinge, die sofort losfahren, um sich nicht dem Spott der Kollegen auszusetzen, etwas nicht zu wissen – und in Ruhe in einer Seitenstrasse zu suchen – oft mit höhnischen Kommentaren auf dem Funk, wo man denn in dieser Richtung eigentlich hin will.

Und dann finde mal im Index ne *Luschem Strasse* oder die *Loid-Dschi-Wells-*Strasse.

Gemeint ist die Lewishamstrasse, und besonders gemein: Lloyd-G-Wells schreibt sich mit Doppel L direkt am Index-Buchstaben.

Besonders für nicht muttersprachler-deutschsprachige Kollegen ist es eine irre Herausforderung, die Adresse richtig zu verstehen. Es gibt Funkzentralen, die zusätzlichen Datenfunk anbieten, und nach der Auftragsvermittlung die Anschrift auf ein zweizeiliges Punktmatrix-Display übertragen, auf ‘meinem’ Funk (WBT) gibt es das aber zu dem Zeitpunkt gerade nicht mehr und die Taxen meines Betriebes sind auch nicht mit Display ausgestattet.

Wir machen das Strassen- und Taxifahrenlernen zu dritt. Der Vater von Frank ist Feuerwehrmann. Wir fragen uns beim Lernen ziemlich bald, wie die Feuerwehr eigentlich zu ihrer Ortskenntnis kommt, und fragen nach.

Die Feuerwehr dieser speziellen Wache (wird aber wohl überall in Berlin ähnlich sein) hat Kärtchen, auf denen es jede Strasse mit jeder Hausnummer im Revier einzeln gibt (bzw. für Nummern gleicher Anfahrt gemeinsam). Der Wachhabende drückt den ausrückenden Beifahrern jeweils die passende Karte in die Hand.

Der beste Weg von der Wache bis zum Einsatzort ist genau vermerkt. Dabei wird auch auf eventuell zu niedrige Durchfahrten und ähnliches, nicht aber auf Abbiegeregelungen und (breite) Einbahnstrassen Rücksicht genommen, d. h., die Kärtchen können nur befolgt werden, wenn der Zug mit Blaulicht und Sonderrechten fährt.

Es ist enorm wichtig für die Einsatzplanung, dass sämtliche spurverengenden Bauarbeiten, Kranaufstellungen und andere von Feuerwehrautos nicht zu überwindenden Hindernisse akkurat gemeldet und die Kärtchen entsprechend korrigiert werden.

Franks Vater erklärt, wie schwierig es deshalb sein kann, von einem Fehlalarm oder einem abgeschlossenen Einsatz direkt in einen weiteren Einsatz zu fahren, obwohl sich die Feuerwehrleute natürlich in ihrem Revier auskennen und z. B. auch die günstigsten Wege in die umliegenden Krankenhäuser

wissen, aber auch die Anfahrten zu weiter entfernten Spezialkliniken. Im Notfall werden die Beifahrer über Funk eingesprochen, bis sie sich auf ihrem eigenen Stadtplan sortiert haben.

Meine Taxikarriere endet nach sechs Jahren, zum Ende hin gibt es schon erschwingliche, routingfähige Navigationsgeräte. Diese werden aber im Taxi hauptsächlich dafür genutzt, eine Adresse zu finden, den besten Weg zu einem anderen Ort sucht man sich zu der Zeit immer noch selbst, weil die Navis noch nicht wissen, wo man zu welcher Tageszeit üblicherweise gut durchkommt – von größeren Baustellen oder neuen Strassen mal ganz zu schweigen.

Alexander Stielau

März 1994

Billigurlaub ohne Billigflieger (mit Nirvana-Bonustrack)

Ich plane, mein in den Semesterferien hinzuverdientes Geld sofort für einen Urlaub hinauszuwerfen. Ein Flug in mediterranes Umfeld scheint mir am verlockendsten. Zu diesem Zeitpunkt gibt es noch keine Billigfluglinien, es gibt aber Billigflüge. Um herauszufinden, welche das sind, fahre ich eine Woche vor dem Urlaubstermin mehrmals mit der S-Bahn extra zum Flughafen, weil dort die Angebote aushängen. Vermutlich hätte das auch bei innerstädtischen Reisebüros funktioniert, aber es wird einen Grund gegeben haben für die Flughafenexkursionen, den ich heute nicht mehr rekonstruieren kann, eventuell waren die Angebote günstiger, oder ich hatte eine Aversion gegen innenstädtische Reisebüros.

Während des zweiwöchigen Urlaubs ist man, obwohl in der Wiege der Zivilisation (Griechenland), komplett vom Tagesgeschehen losgelöst und lungert keineswegs vor noch nicht existierenden Starbucks-Filialen herum, um deren noch nicht existierendes WLAN anzuzapfen. An einem Kiosk in einem Touristenort sehe ich eine „BILD“-Zeitung mit der Überschrift „Rock-Star be-

ging Selbstmord!“ und kümmere mich nicht weiter darum, denn wenn sich die Bildzeitung für Rock-Stars interessiert, wird es wohl jemand wie Jürgen Drews oder Drafi Deutscher sein. Erst als ich wieder zuhause bin, erfahre ich vom Ableben Kurt Cobains.

Maik Novotny

Sommer 1994

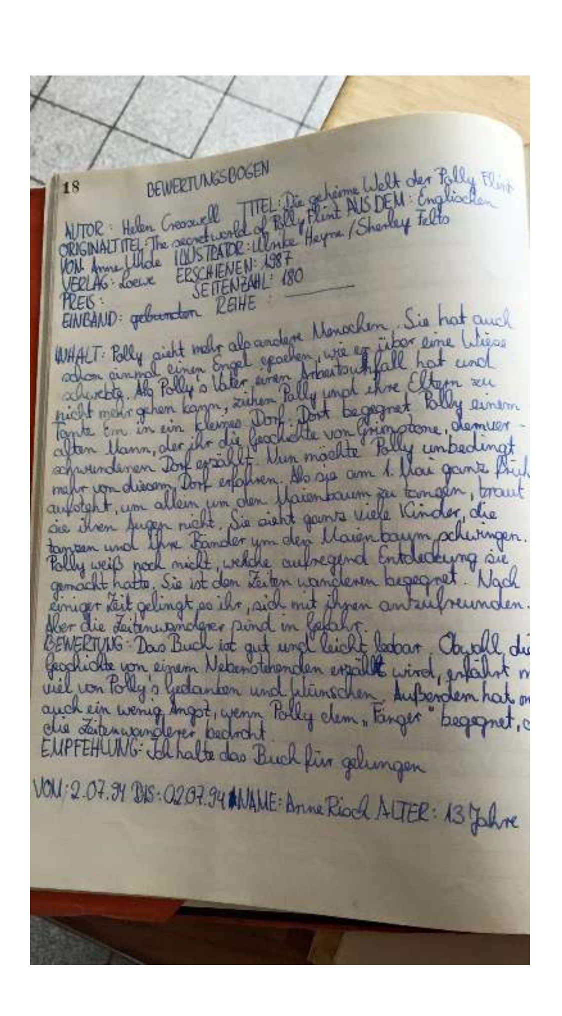
Wir hatten ja nix, noch nicht mal Goodreads

Im Sommer 1994 fahren wir nicht in Urlaub. Ich bin 13 und wir sind gerade umgezogen. Ob es am Geld liegt oder einfach nur am Stress, ist mir unbekannt.

Ich verbringe also viel Zeit in der Bücherei und zu Hause mit den ausgeliehenen Büchern. Später werde ich mich an diesen Sommer als den erinnern, in dem ich jeden Tag ein Buch las.

Internet gibt es noch nicht. Dementsprechend gibt es auch keinen Weg, online irgendwie eine Liste mit den gelesenen Büchern und der persönlichen Bewertung anzulegen. Zwanzig Jahre später gibt es Goodreads, mit dem so etwas bequem machen kann. 1994 muss man alles, wirklich alles selbst machen.

Übrig geblieben aus dieser Zeit ist ein großes DIN A4-Buch, in dem ich fleißig die gelesenen Bücher notiere, mit allen sinnvollen Merkmalen, Zusammenfassung und Bewertung. Nach ungefähr 30 Büchern, die ich im Detail festhalte, folgen nur noch Seiten mit den gröbsten Daten. Wahrscheinlich plane ich, den Inhalt später nachzutragen, dazu kommt es aber nicht.


18 BEWERTUNGSBOGEN
AUTOR: Helen Cresswell TITEL: Die geheime Welt der Polly Flint AUS DEM: Englischen
ORIGINALTITEL: The secret world of Polly Flint ILLUSTRATOR: Ulrike Heyne / Shirley Felts
VON: Anne Uhde ERSCHIENEN: 1987
VERLAG: Loewe SEITENZAHL: 180
PREIS:
EINBAND: gebunden REIHE: ———
INHALT: Polly sieht mehr als andere Menschen. Sie hat auch
schon einmal einen Engel gesehen, wie er über eine Wiese
schwebte. Als Polly's Vater einen Arbeitsunfall hat und
nicht mehr gehen kann, ziehen Polly und ihre Eltern zu
Tante Em in ein kleines Dorf. Dort begegnet Polly einem
alten Mann, der ihr die Geschichte von Grimstone, dem ver-
schwundenen Dorf erzählt. Nun möchte Polly unbedingt
mehr von diesem Dorf erfahren. Als sie am 1. Mai ganz früh
aufsteht, um allein um den Maienbaum zu tanzen, traut
sie ihren Augen nicht. Sie sieht ganz viele Kinder, die
tanzen und ihre Bänder um den Maienbaum schwingen.
Polly weiß noch nicht, welche aufregend Entdeckung sie
gemacht hatte. Sie ist den Zeitenwanderern begegnet. Nach
einiger Zeit gelingt es ihr, sich mit ihnen anzufreunden.
Aber die Zeitenwanderer sind in Gefahr.
BEWERTUNG: Das Buch ist gut und leicht lesbar. Obwohl die
Geschichte von einem Nebenstehenden erzählt wird, erfährt m[an]
viel von Polly's Gedanken und Wünschen. Außerdem hat m[an]
auch ein wenig Angst, wenn Polly dem „Fänger" begegnet, [d]
die Zeitenwanderer bedroht.
EMPFEHLUNG: Ich halte das Buch für gelungen
VOM: 2.07.94 BIS: 02.07.94 NAME: Anne Riech ALTER: 13 Jahre

BEWERTUNGSBOGEN

21

AUTOR: Jan de Zanger TITEL: Pupu und die gelben Briefe
ORIGINALTITEL: Poepoe AUS DEM: Niederländischen
VON: Siegfried Mrotzek ILLUSTRATOR: ~~Siegfried Mrotzek~~ Karin Lechler
VERLAG: Arrich ERSCHIENEN: 1989
PREIS: SEITENZAHL: 160
EINBAND: gebunden REIHE: —

INHALT: Abé's junge Stiefgroßmutter ~~Hel~~ Heleen, genannt Pupu, ist bei einem Unfall ums Leben gekommen, als sie gerade 37 Jahre alt war. Abé mochte sie sehr. Nach der Beerdigung beschließt er, alle schönen Erlebnisse mit Pupu aufzuschrieben. Das tut er auch. Später erfährt Abé, daß Pupu ihm alles vererbt hat: das Haus, in dem sie wohnte, und viel Geld. Doch dann macht Abé eine schreckliche Entdeckung: Er findet kleine Zettel, von Pupu geschrieben, die anhand von einer Art Schnitzeljagd, zu einem Brief von Pupu führen. Und in diesem Brief erfährt Abé etwas von Pupu und von den gelben Briefen, die sie alle 2 Wochen bekommen hatte. Jetzt ist ihm auch klar, daß Pupu's Tod kein Unfall war. Jemand hatte schon seit Jahren Zugang zu Pupu's Haus und dieser jemand hatte Pupu schreckliche kleine Briefe geschrieben, die Pupu in Angst und Schrecken versetzt hatten.

BEWERTUNG: Man muß Pupu und ihre Ideen einfach mögen. Die Briefe, die Pupu geschrieben wurden, sind auf ihre Art schrecklich, und man kann sich gut vorstellen welche Angst sie haben mußte.

EMPFEHLUNG: Ich finde das Buch sehr schön.

VON: 4.07 BIS: 4.07.94 NAME: ANNE Risch ALTER: 13 Jahre

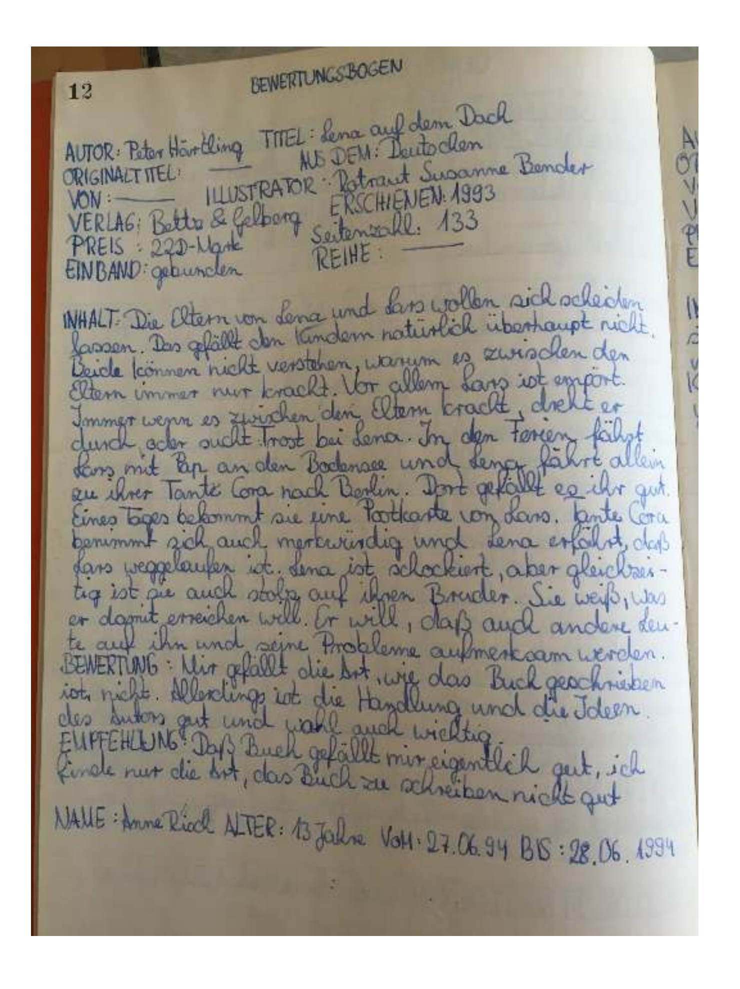
16

BEWERTUNGSBOGEN

AUTOR: Patty Dann TITEL: Mrs Flaxe & Töchter
ORIGINALTITEL: Mermaids AUS DEM: Amerikanischen
VON: Irmela Bender ILLUSTRATOR: Klaus Steffens
ERSCHIENEN: 1988
VERLAG: Oetinger SEITENZAHL: 160
PREIS:
EINBAND: gebunden REIHE: ———

INHALT: Mrs Flaxe wechselt ihre Liebhaber wie Socken, und deshalb hat Charlotte nichts Eiligeres zu tun als Heilige zu werden. Sie wartet schon seit Jahren darauf irgendwann das Wort Gottes zu hören. Als sie nach Grove ziehen, kaufen sie ein Haus ganz in der Nähe eines Klosters. Dort sieht Charlotte auch zum ersten Mal Joe. Sofort ist sie verliebt. [illegible] Charlotte's kleine Schwester Kate hat sich schnell eingelebt. Sie verbringt jede freie Minute im Schulschwimmbad. Mrs. Flax verbringt die meiste Zeit mit dem Schuhhändler Lou Landsky. So passiert eigentlich nichts Aufregendes. Als Mrs. Flaxe eine Nacht mit Charlotte's Vater (den Charlotte gar nicht kennt) verbringt, machen die Mädchen eine kleine Feier, die unangenehme Folgen hat.
BEWERTUNG: Charlotte nennt ihre Mutter immer Mrs. Flax. Manchmal ist das Buch etwas langweilig, weil nie etwas richtig aufregendes passiert. Kate ist total niedlich. Jeder Leser des Buches muß sie einfach gern haben.
EMPFEHLUNG: Ich empfehle das Buch für [illegible] Mädchen ab etwa 13 Jahren.

VOM: 29.06.94 BIS: 30.06.94 NAME: Anne Riech ALTER: 13 Jahre



12 BEWERTUNGSBOGEN

AUTOR: Peter Härtling TITEL: Lena auf dem Dach
ORIGINALTITEL: —— AUS DEM: Deutschen
VON: —— ILLUSTRATOR: Rotraut Susanne Bender
VERLAG: Beltz & Gelberg ERSCHIENEN: 1993
PREIS: 22 D-Mark Seitenzahl: 133
EINBAND: gebunden REIHE: ——

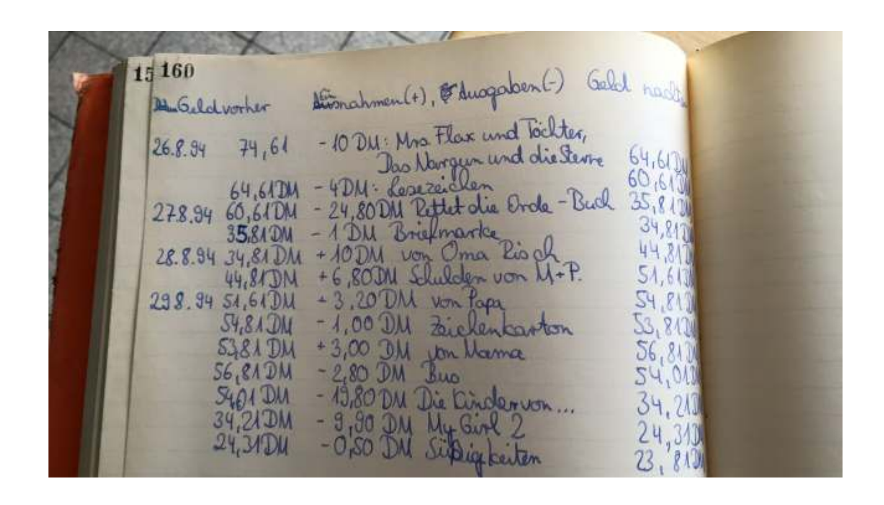
INHALT: Die Eltern von Lena und Lars wollen sich scheiden lassen. Das gefällt den Kindern natürlich überhaupt nicht. Beide können nicht verstehen, warum es zwischen den Eltern immer nur kracht. Vor allem Lars ist empört. Immer wenn es zwischen den Eltern kracht, dreht er durch, oder sucht Trost bei Lena. In den Ferien fährt Lars mit Papa an den Bodensee und Lena fährt allein zu ihrer Tante Cora nach Berlin. Dort gefällt es ihr gut. Eines Tages bekommt sie eine Postkarte von Lars. Tante Cora benimmt sich auch merkwürdig und Lena erfährt, daß Lars weggelaufen ist. Lena ist schockiert, aber gleichzeitig ist sie auch stolz auf ihren Bruder. Sie weiß, was er damit erreichen will. Er will, daß auch andere Leute auf ihn und seine Probleme aufmerksam werden.
BEWERTUNG: Mir gefällt die Art, wie das Buch geschrieben ist, nicht. Allerdings ist die Handlung und die Ideen des Autors gut und wohl auch wichtig.
EMPFEHLUNG: Daß Buch gefällt mir eigentlich gut, ich finde nur die Art, das Buch zu schreiben nicht gut

NAME: Anne Riedl ALTER: 13 Jahre VOM: 27.06.94 BIS: 28.06.1994

Irgendwann ist auch da Schluss, statt dessen erstelle ich eine tabellarische Ansicht der benötigten Zutaten für die Kuchenrezepte eines Backbuchs. Für einen Kuchen braucht man eine Zeile von sechs Seiten, um alle möglichen Zutaten (von Mehl und Milch über Obst bis zu Nüssen) berücksichtigt zu haben. Auch das halte ich nur ein paar Seiten durch.

Kuchen/S.	Mehl	Zucker	Eier	Milch	Backp. 51
[illegible] 18	200g	150g	2	4 El.	1/2 P.
Schokoladenk. 18	500g	250g	4	1/8 l.	1 P.
[illegible] 19	500g	250g	4	/	1 P.
Ananask. 20	450g	300g	6	/	3 Tl.
[illegible] 21	375g	300g	6	/	4 Tl.
Marmeladenk. 21	500g	200g	4	/	1 P.
[illegible] 22	500g	250g	4	1/8 l.	1 P.
Mokkacake 22	250g	200g	4	6 El.	2 Tl.
Honigkuchen 23	375g	150g	3	1/8 l.	3 Tl.
[illegible] 24	100g	250g	4	—	—
Marmorkuchen 24	500g	275g	4	1/8 l + 2 El	1 P.
Hefegugelhupf 25	500g	250g	4	1/8 l.	—
Gewürzkuchen 25	250g	200g	4	—	2 Tl.
[illegible] 26	200g	150g	3	4 El.	1/2 P.
Sandkuchen 26	125g	250g	4	—	1 Tl.
[illegible] 27	250g	150g	3	3 El.	3 Tl.
[illegible] Schnitten 28	700g	300g	5	1/4 l.	1 P.
Schoko-Gewürz-K. 29	200g	—	3	—	2 Tl.
Streuselkuchen 30	1 kg	350g	2	1/4 l.	—
Schokoladenk. 30	400g	375g	7	—	1 P.
Marzipankuchen 30	250g	250g	4	/	1 Tl.
Honigkuchen 31	500g	150g	1	—	—
Mandelkuchen 31	660g	350g	8	3-4 El.	1 Tl.
Bienenstich 32	500g	100g	1	3/4 l	—
Orangenkuchen 33	450g	275g	4	—	2 Tl.
Zwetschenkuchen 34	500g	225g	3	1/4 l	—
Aprikosenkuchen 34	200g	300g	5	—	2 Tl
[illegible] 35	400g	200g	3	6 El	1 P.
Heidelbeerkuchen 36	1 kg	375g	2	1/4 l	—
Äpfel im Schlafrock 37	250g	65g + 1 EL	2	—	—
Stachelbeerkuchen 37	550g	525g	3	1/2 l + 1 EL	1 Tl
Kirschen im Versteck 38	750g	275g	2	1/4 l	—

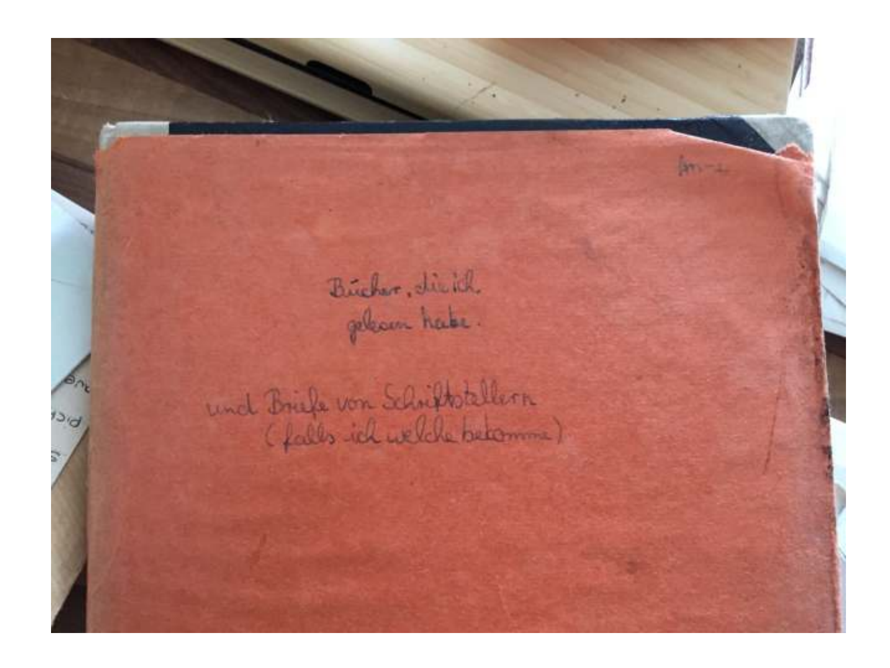
Weiter hinten im Buch finde ich noch einen kurzen Versuch, meine Finanzen in den Griff zu bekommen. Das halte ich tatsächlich nur eine halbe Seite durch.



15 160

Datum	Geld vorher	Einnahmen(+), Ausgaben(-)	Geld nach
26.8.94	74,61	-10 DM: Mrs Flax und Töchter, Das Nargun und die Sterne	64,61 D
	64,61 DM	-4 DM: Lesezeichen	60,61
27.8.94	60,61 DM	-24,80 DM Rettet die Erde-Buch	35,81
	35,81 DM	-1 DM Briefmarke	34,81
28.8.94	34,81 DM	+10 DM von Oma Risch	44,81
	44,81 DM	+6,80 DM Schulden von M+P.	51,61
29.8.94	51,61 DM	+3,20 DM von Papa	54,81
	54,81 DM	-1,00 DM Zeichenkarton	53,81
	53,81 DM	+3,00 DM von Mama	56,81
	56,81 DM	-2,80 DM Bus	54,01
	54,01 DM	-19,80 DM Die Kinder von ...	34,21
	34,21 DM	-9,90 DM My Girl 2	24,31
	24,31 DM	-0,50 DM Süßigkeiten	23,81

Auf dem Buch selber steht der schöne Titel “Bücher, die ich gelesen habe und Briefe von Schriftstellern (falls ich welche bekomme)”. Briefe von Schriftstellern sind keine drin. Ich bin aber ziemlich sicher, dass es nicht an den Schriftstellern lag, sondern an dem Mangel an Briefen, die ich selber an solche verschickte.



Nicht überliefert ist, ob ich die Seitenzahlen selbst aufgerubbelt habe, oder ob das ein anderer armer oder sehr gelangweilter Mensch mühevoll erledigt hat.

Anne Schüßler

24.09.1994

Ich frage mich, wie man sich wohl per Brief fürs Kino verabredet

In Berlin hat sich eine WG neugegründet und zur Einweihungsfeier ihres Hauses geladen. Die 7 Bewohner, allesamt sympathisch-linksorientierten Zusammenlebensexperimenten zugeneigt, verkünden in einer Art Pressekonfe-

renz den weit über 100 Gästen ihr Kommune-Konzept, geteiltes Einkommen inklusive. Ebenso wolle man, obwohl Telefonanschluss vorhanden, auf ein Telefon verzichten, um, wie man sagt, „die Briefschreibekultur wieder zu fördern“. Ich frage mich, wie man sich wohl per Brief fürs Kino verabredet.

Maik Novotny

Herbst/Winter 1994

Eine Imagekampagne für den Mond

Ich studiere Kommunikationsdesign und tue mich schwer damit. Das Semesterprogramm macht es mir nicht leichter: Ziel der Aufgabe „Eine Imagekampagne für den Mond” ist es, mehr Interesse am Einfluss des Mondes auf unser Leben zu wecken. Zum Aufschreibezeitpunkt dieser Erinnerung und 14 Millionen verkaufte Esoterik-Ratgeber des Autorenpaars Poppe & Paungger später ist nur schwer vorstellbar, dass Mondwissen” als exotisches Werbethema dienen konnte, aber so war es.

Im Juli 2019 erinnern mich massenweise Jubiläumsbeiträge zum fünfzigsten Jahrestag von Apollo 11 an die (wenigen) lustigen Momente in diesem Semesterprojekt: Ich will die Kommunikationsprotokolle des ersten Flugs zum Mond! Also das, was sich Armstrong, Aldrin, Collins und Houston über drei Tage erzählt haben.

Und jetzt kommt der Technikteil, der leider vor allem aus Erinnerungslücken besteht.

1994 recherchiere ich noch nichts im Netz. „Jerry and David’s Guide to the World Wide Web“, laut Wikipedia keine Suchmaschine im heute gebräuchlichen Sinn, sondern eine kommentierte Sammlung von Lesezeichen, wird mir erst ein Jahr später als Yahoo bekannt werden. Auch die ersten Emails verschicke ich 1995, d. h. ich muss der NASA entweder (wie mein Vater es tun würde) einen Brief schreiben, oder ich muss dort anrufen.

An die Telefonnummer der NASA (hihi, *eine* Nummer) muss ich über die internationale Auskunft gekommen sein; schon das wahrscheinlich ein interessantes Gespräch. Eines Nachmittags ziehe ich mir das WG-Telefon am ca. 12 Meter langen Kabel ins Zimmer und wähle von dort aus die mit 001 beginnende Nummer; nach dem Telefonat werde ich eine Menge "Einheiten" in die mit Stift und Papier geführte Liste eintragen müssen, die Ende des Monats als Grundlage für die Abrechnung dient.

Ich bin aufgeregt und will nicht, dass mir jemand zuhört. Mein Englisch wurde außerhalb der Schule nie an Muttersprachlern ausprobiert, und vielleicht habe ich auch nie einen Film auf englisch gesehen, obwohl ich als Teenager regelmäßig das Broadway-Kino in Landstuhl besucht habe; ein mondänes Multiplex-Kino mit schöner, großer Lounge und Live-Piano-Geklimper, das dem in Ramstein und Umgebung stationierten US-Army-Personal Blockbuster im Original und zum US-Filmstart zeigt.

Bei der NASA hebt jemand ab, aber ich weiß heute nicht mehr, wie es danach weitergeht. Werde ich an einen Zuständigen verbunden, um meine Bitte direkt vorzutragen, oder bekomme ich eine Faxnummer dafür? Letzteres kommt mir vage bekannt vor. Leider führe ich damals noch kein Techniktagebuch und hebe statt der Rechercheunterlagen nur das uninteressante Präsentations-Booklet zu dem Projekt auf. Darum weiß ich nicht sicher, ob ich tatsächlich irgendwann in Monospace-Schrift gesetzte Gesprächsprotokolle der Apollo-11-Besatzung vor mir liegen habe . . . wie in diesem schönen Beitrag in der *New York Times*, der mir so bekannt vorkommt.

Irgendetwas muss mich jedoch irgendwie erreicht haben. Als kleines Medley unspektakulärer Zitate ("Oh my god, unbelieavable, unbelievable") wird es, zusammen mit wunderschönen technischen Zeichungen, als Epilog in besagtes Booklet eingebaut.

Undine Löhfelm

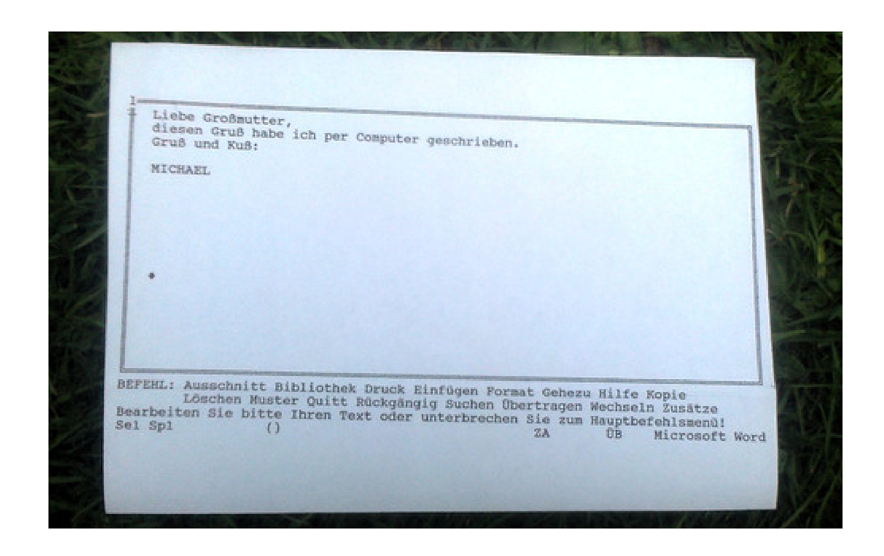
Weihnachten 1994

Mein erster PC und ein Brief an die Großmutter

Vielleicht war es auch 1993 oder 1995, jedenfalls bekam ich da meinen ersten PC (vielleicht war es auch ein Geburtstagsgeschenk, das ist bei mir zeitlich das gleiche). Ich weiß nicht mehr genau, ob es ein 386er oder 486er war, jedenfalls hatte er 40 MHz (das sind Megahertz) und eine Taste, mit der man ihn auf 20 MHz runtertakten konnte, für Zwecke, die noch einmal ältere Leute als ich erklären müssten. Die Festplatte muss bei sowas wie 120 MByte gelegen haben und wenn ich mich nicht täusche, hatte er satte 8MB Arbeitsspeicher.

Der Rechner war noch MS-DOS-basiert, also es blinkte eine Kommandozeile (oder wie das heißt) und man konnte mit Befehlen wie „cd“ usw. Verzeichnisse wechseln, Spiele starten und… viel mehr musste man ja auch nicht können (ich bekam damals „Lemmings 2“ samt Lösungshandbuch, das ich auch immer noch irgendwo rumliegen habe). Windows 3.1 musste man extra starten, es gab aber, wie ich selbst nur dem Foto entnehme, auch eine vorinstallierte Word-Version für MS-DOS (deswegen nannte man die Word-Versionen für Windows auch lange Zeit WinWord, weil es eben auch schon vorher welche gab; muss man wissen).

Einen Drucker gab es auch dazu und natürlich wurde meiner Oma, die väterlicherseits aus Traditionsgründen „Großmutter“ hieß, ein Brief geschrieben, dessen Inhalt zeigt, wie revolutionär die Anschaffung dieses PCs doch war (sie ist schon lange tot, ich fand ihn in einer Art Michael-Kiste in ihrem Nachlass, neben Postkarten usw.).


Liebe Großmutter,
diesen Gruß habe ich per Computer geschrieben.
Gruß und Kuß:

MICHAEL

BEFEHL: Ausschnitt Bibliothek Druck Einfügen Format Gehezu Hilfe Kopie
Löschen Muster Quitt Rückgängig Suchen Übertragen Wechseln Zusätze
Bearbeiten Sie bitte Ihren Text oder unterbrechen Sie zum Hauptbefehlsmenü!
Sel Sp1 () ZA ÜB Microsoft Word

Auf die Frage, wie wir denn damals überhaupt Screenshots ausdrucken konnten, hat auf Facebook jemand geantwortet „Die mysteriöse PRT SCR-Taste auf PC-Tastaturen war in grauer Vorzeit wirklich mal zu was gut.“

Ich vermute allerdings, dass wir damals einfach nicht besser wussten, wie man es ausdruckt.

Michael Brake

Ab 1994

Der Kühlschrank bleibt dunkel, damit die Schildkröte besser schlafen kann.

Mein jüngerer Bruder kauft 1994 im Alter von 10 Jahren eine Schildkröte in der Zoohandlung im Heimatort. Sie wird ihm als russische Landschildkröte verkauft, obwohl die offizielle Bezeichnung wohl Vierzehenschildkröte lautet, wie er dann später recherchiert. Zusammen mit der Schildkröte kauft er auch einen Ratgeber vom GU Verlag für Landschildkrötenhaltung.

In freier Wildbahn graben sich Schildkröten zum Überwintern ein. Als Haustiere sollten sie in den Wintermonaten bei gleichmäßiger Temperatur um die 5°C und bei nicht zu trockener Luft eingewintert werden. Wichtig ist, dass es an ihrem Überwinterungsort nicht friert und keinen großen Temperaturschwankungen gibt. Aus diesen Gründen fallen in Österreich die meisten Keller, Dachböden und Balkone weg.

Wahrscheinlich stammt der Tipp, die Schildkröte im Kühlschrank zu überwintern, aus dem Ratgeber. Die erste Überwinterung war definitiv bevor unser Haushalt online war. Sucht man heute nach dem Thema Kühlschranküberwinterung, findet man viele Treffer, meist Foreneinträge und Seiten mit Tipps für Haustierhaltung.

Für den Winterschlaf wird die Schildkröte in eine Schachtel mit Heu gepackt und diese Schachtel in die Gemüselade des Kühlschranks gestellt. Außerdem wird das Kühlschranklicht deaktiviert, damit sie nicht zu viel gestört wird. Wenn sie noch nicht ganz eingeschlafen ist oder schon wieder aufwacht, hört man es manchmal aus dem Kühlschrank kratzen. Schildkrötenkralle auf Karton ist ein ganz eigenes Geräusch, das Gäste irritiert und Erklärungsbedarf schafft.

Über die Jahre überwintert die Schildkröte in verschiedenen Kühlschränken. Prinzipiell werden wenig genutzte Kühlschränke wie z. B. der im Büro meines Vaters bevorzugt, damit sie wenig gestört wird. Komplett ungenutzt dürfen sie aber nicht sein. Schildkröten im Winterschlaf verbrauchen nur we-

nig Sauerstoff, aber ganz ohne kommen sie nicht aus. In einschlägigen Haustierforen wird deshalb empfohlen, alle zwei Wochen die Kühlschranktüre zum Lüften zu öffnen.

verenka

16.1.1995

Internet für 23 Pfennig

Ich antworte meinem Bruder auf seine erste Mail an mich:

„(...) Viel praktischer als Faxen! Kostet aber auch Geld, wenn man immer nachschauen muß. Peter meint, ich soll mir kein voice-fähiges Modem kaufen, sondern einen Anrufbeantworter, und das Faxen ganz aufhören, nur noch e-mail. Wer weiß. Gruß Kathrin."

Quelle: Ausgedruckte Mail. Ein „voice-fähiges Modem", heute (Stand 2014) weiß ich schon gar nicht mehr, was das mal gewesen sein könnte. Ich werde es bei Gelegenheit herausfinden und dann hier nachtragen.

Mit „kostet aber auch Geld" meinte ich, dass man jedesmal für eine „Einheit" (23 Pfennig) mit seinem Modem über die Telefonleitung seinen Einwahlknoten, in meinem Fall die Freie Universität Berlin, kontaktieren musste, um herauszufinden, ob man neue Mail hatte.

Immerhin konnte man in Berlin das Internet für diese 23 Pfennig beliebig lang nutzen (wenn die Verbindung nicht abbrach, was häufig passierte). Anderswo war die Dauer einer „Einheit" abhängig von Tageszeit und Entfernung, lag aber maximal bei acht Minuten. Die Berliner Sonderregelung war ein Relikt einer offenbar bis 1979 gültigen Regelung, bei der es in Ortsnetzen generell keinen Zeittakt gab. 1996 wurde dann auch in Berlin der Zeittakt eingeführt.

Kathrin Passig

Vermutlich 1995

Ein Leben ohne Technik

Im Radio wird regelmäßig ein Lied gespielt, das ich sehr gut finde und das ich auch gerne auf einem Album käuflich erwerben würde. Leider kenne ich weder den Titel des Liedes noch den der Sängerin. Es geht irgendwie um eine Begegnung mit einem Obdachlosen, das Lied ist auf Englisch und irgendwie in der Tradition der jüngeren Singer-Songwriterinnen.

Ich suche also das Lied. Mangels Internet und anderweitiger neumodischer Technik habe ich nur zwei Strategien:

1. Ich stöbere in dem einen Kölner Saturn, wo man CDs einfach so anhören darf und probiere alles aus, was mir entweder vom Namen her was sagt und passen könnte, oder wo das Cover irgendwie verdächtig aussieht. Es ist ein sehr langwieriger und erfolgloser Prozess, aber immerhin lerne ich viele Künstlerinnen kennen.

2. Ich hänge vorm Radio und hoffe inständig, dass der Radiosprecher vielleicht irgendwann mal sagt, wie das Lied heißt und wer es singt. Es ist ein gleichermaßen langwieriger und erfolgloser Prozess, denn niemand will mir den Gefallen tun.

Was ich nicht tue: Beim Radio anrufen und nachfragen, das Lied auf Kassette aufnehmen (das Kassettendeck meiner Anlage ist entweder kaputt oder gar nicht mehr vorhanden) und in irgendeinem Plattenladen vorspielen, Teile des Textes notieren und in einem Plattenladen vorlegen, die Melodie vorsummen und ähnliches. Es ist mir zwar sehr wichtig, dieses Lied zu finden, aber offensichtlich nicht wichtig genug, um mit fremden Menschen in Interaktion zu treten.

Ungefähr zehn Jahre später kaufe ich das Album “Time to Kill” von Sophie Zelmani und bin sehr begeistert. Mittlerweile gibt es das Internet im Allgemeinen und iTunes im Besonderen, und so arbeite ich die Musikkarriere von Sophie Zelmani durch und stoße dabei auf den Song “You and Him” von ihrem Debütalbum.

“DAS IST DAS LIED!” jubiliere ich innerlich! Tatsächlich, das ist genau das Lied, nachdem ich monatelang gesucht habe. Immerhin kann ich mich jetzt noch genau so drüber freuen wie ich mich damals gefreut hätte, vielleicht sogar noch ein bisschen mehr.

Wenn ich heute (2017) in einer ähnlichen Situation bin, kann ich folgendes tun:

1. Auf dem Handy Shazam anschmeißen und das Stück identifizieren lassen. Shazam ist ein Programm, dass über das Mikrofon “zuhört” und einem dann sagt, welches Lied das ist. Es funktioniert meines Wissens nur mit den offiziellen Versionen (Liveaufnahmen und vorsummen gehen nicht), da aber reacht zuverlässig. Zeitaufwand: Ungefähr 30 Sekunden.

2. Auf der Seite des Radiosenders gucken, welcher Song zu der Zeit gespielt wurde. Zeitaufwand: Ungefähr: 2 Minuten, eventuell muss man etwas warten, bis die Playlist aktualisiert wurde.

3. Mir ein bis zwei Zeilen des Songtextes merken und danach googeln. Zeitaufwand: Ungefähr 3 Minuten inklusive überprüfen des Ergebnisses über Spotify, YouTube oder ähnliches.

Es gibt bestimmt noch viele andere Wege, heute ein Lied aus dem Radio zu identifizieren und vermutlich muss man bei allen nicht zehn Jahre warten, bis man erfährt, wie denn dieses Lied heißt und wer es singt.

Anne Schüßler

Um 1995

Leben ohne Drucker, aber mit Trostdiskette

Ich habe keinen Nadeldrucker mehr und äußere Neid, als ich den Drucker eines Freundes höre. Der Freund sieht ein, dass man so nicht leben kann, hält ein Mikrofon an seinen Drucker und nimmt mir eine WAV-Datei mit dem Na-

deldruckergeräusch auf. Die bekomme ich auf einer Diskette mit nach Hause. Jetzt kann ich jederzeit so tun, als hätte ich einen Drucker: SKRRIIIIEEK SKRIIIIIEEEEK SKREEEEEK.

Kathrin Passig

Mitte der 90er

Mysterien der ländlichen Postzustellung

Nachdem ich aus dem Elternhaus ausgezogen bin, fallen mir Dinge auf, die ich früher nicht gesehen habe. Zum Beispiel, dass an der Haustür kein Name steht. Ich frage meinen Vater danach. Er sagt: "Natürlich steht da ein Name." Gemeinsam gehen wir vor die Tür. An der Klingel steht kein Name. Der Briefkasten trägt noch das Platzhalterschildchen mit dem Herstellernamen. Da die Post trotzdem seit 1975 ankommt, findet mein Vater es unnötig, jetzt noch einen Namen anzubringen.

Kathrin Passig

1971 bis irgendwann (nacherzählt 2017)

Ab wann man nicht mehr rubbeln musste

Wolfgang Rügner: Das mit den Stadtzeitungen war nur möglich, als es irgendwann mal die Composer gab – die Geräte stehen heute im Museum für Verkehr und Technik, hab ich gesehen. Das waren Schreibmaschinen, da konnte man Kugelköpfe mit verschiedenen Schriften und Größen einsetzen. Man konnte auf Barytpapier selber Satz machen, das war so ein beschichtetes Papier. Und die Erfindung des Offsetdrucks. Die beiden Sachen haben überhaupt ermöglicht, dass man so was wie eine Stadtzeitung machen konnte. Vorher wäre das vom Aufwand und vom Preis her nicht möglich gewe-

sen. Dann konnte man so was richtig selber machen. Die Dinger wurden in Spalten runtergeschnitzt, da gab's Speicherkarten, da konnte man das auch speichern und dann rauslassen. Die Grafiker haben das dann zusammengeschnitten, die Fotos wurden in der Repro gerastert, auch auf Papier, und das alles wurde auf Standbögen zusammengeklebt, erst mit Prittstift und später mit Wachs. Und das wurde dann fotografiert. Davon wurden Filme gemacht, davon wurden Druckplatten gemacht, und dann wurde es gedruckt.

Kathrin Passig: Das ist wann passiert?

Wolfgang Rügner: Ich war ganz von Anfang an dabei, das war noch bei Hobo, dem Vorläufer von tip und Zitty. Das war durch Zufall, ich hab eine Wohnung gesucht, da wurde ich an einen Typen verwiesen, da bin ich hin, der hatte eine Ladenwohnung in der Fichtetraße, den kannte ich von früher, weil wir aus derselben Stadt kamen, und der hat da irgendwas gemacht. Ich hab gesagt: "Was machst du da?" – "Ja, ich layoute gerade die erste Hobo-Ausgabe." – "Was ist das?" – "Das ist ne Stadtzeitung." Da hab ich gesehen, wie das gemacht wurde. Das wurde in der Küche bei dem Typen zusammengeklebt und wurde dann in irgendeiner Druckerei auf einer kleinen Maschine gedruckt. Das war 1971. So fing das alles an.



tip

Mittwoch, den I5.3.
20.00 Philharmonie

LOS PARAGUAYOS

In Deutschland ist neben den Paraguayos nur noch ein zweiter Südamerikaner als Weltstar bekannt: der große chilenische Pianist Claudio Arrau.
Los Paraguayos repräsentieren für Millionen Menschen in aller Welt Tradition und Gegenwart der Volks- und Tanzmusik des südamerikanischen Kontinents. -

Der "Chef" der Gruppe, Louis Alberto, wählte nicht ohne Grund den Namen des fünflängsten Stromes der Erde als Künstlerpseudonym.

Freitag, I7. März und
Sonnabend, I8. März
20.00 Uraniahaus

DIE BEAT-OPER "TOMMY"
mit The Jay Five

Sonntag, I9. März
I6.00 Philharmonie

"Django"."Le Ronde".
"Vendome"

THE MODERN JAZZ QUARTET

John Lewis, Milt Jackson, Percy Heath, Connie Kay

Sonntag, I9. März,
Sportpalast
ELTON JOHN
Das, was sich bei vielen Künstlern zumeist über Jahre h in erstreckt, hat Elton John innerhalb weniger Monate erleb en können: einen Starrummel ungeheuren Ausmaßes.
Tagtäglich verbreiteten Musikzeitschriften und Boulevardblätter irgendwelche Meldungen über ihn, erkoren die Fans ihn zum Superstar I97I, bestürmten fanatische Reporter und Fotografen Eltons jeweiliges Domizil und ließen ihn nahezu nie unbeobachtet.
Daß dieser Starrummel dem Künstler nicht nur Freude bereitete, sondern ihm schließlich einmal zuviel werden mußte, konnten wartende Journalisten aus dem Munde des vergötterten - aber völlig entnervten - Popidols vernehmen: "Haut ab, ich bin kein Superstar!". Dies mag als Überheblichkeit oder Bescheidenheit ausgelegt worden sein, sicher ist, daß Elton diesen Presse-Run auf seine Person und seine Musik kaum mehr verkraften konnte.

Foto aus der Ausstellung: eine frühe tip-Seite. Leider habe ich die Jahreszahl nicht mitfotografiert; vermutlich ist diese Seite von 1972. Die in der Ausstellung folgenden Beispielseiten sehen schon viel weniger handgeschnitzt aus, es ist nur diese Seite aus dem ersten Jahr, die offenbar noch auf der Schreibmaschine getippt wurde.

Kathrin Passig: Aber letztlich waren das Schreibmaschinen?

Wolfgang Rügner: Ganz am Anfang war es Schreibmaschine, ja. Schreibmaschine war ja ziemlich groß, also mit großem Abstand. Bei dem Ding konntest du die Schrift von acht bis zwölf Punkt hochfahren, verschiedene Kugelköpfe, auch verschiedene Schriftsorten. Und dann gab's halt noch die Erfindung Letraset. Die Buchstaben für Headlines wurden da abgerubbelt.

Kathrin Passig: Das war in dem Video zu sehen.

Wolfgang Rügner: Das waren meine Hände.

Kathrin Passig: Was?

Wolfgang Rügner: Das waren meine Hände, die da zu sehen waren.

Kathrin Passig: Ah! Ich hab das Video gesehen und gedacht, ich muss jemanden ausfindig machen, der das erklären kann, was Letraset damit zu tun hat.

Wolfgang Rügner: So wurden die Headlines gerubbelt, ja, und so wurde es alles zusammengeklebt und dann fotografiert. Das andere haben wir dann teilweise ... da haben wir eine Kamera gekriegt, und da konnte man das Gesetzte vergrößern, Zwischenüberschriften und so, wo es keine Kugelköpfe gab, so ein bisschen größer. Mit der Kamera wurde das dann hochgezogen.

Gedruckt wurde das im Bogenoffset. Das war auch ziemlich aufwendig, weil auf eine Druckseite passten nur acht Seiten drauf. Später ging das dann auf Rollenoffset. Da wurde das alles an einem Stück gedruckt. Das waren riesige Maschinen, da kam vorne die Rolle Papier rein und hinten kamen die fertigen Hefte raus. Das war dann aber schon viel später.

Kathrin Passig: Wann ungefähr?

Wolfgang Rügner: Oh, das kann ich jetzt schlecht sagen. Also bestimmt fünfzehn Jahre später.

Kathrin Passig: Ab wann musste man nicht mehr rubbeln?

Wolfgang Rügner: Gerubbelt wurde lange. Bis die ersten Computer kamen. Das weiß ich nicht mehr, wann das war, also schätzungsweise so … weiß jetzt nicht, das kann ich nicht mehr sagen. Uns wurde einfach mal irgendein Mac reingestellt, und dann konnten wir selber probieren. Vorher gab's noch Fotosatz. Das waren Geräte, da gab's Schablonen von Schriften, die hat man oben reingeschoben und im Halbdunkel wurde unten Papier mit Entwickler bearbeitet. Dann hat man das so durchgeschoben und die Buchstaben einzeln hintereinander weg belichtet. Das war noch so ein Zwischenschritt.

Kathrin Passig: Wann war der Fotosatz so ungefähr?

Wolfgang Rügner: Das war, als wir noch in der Schlüterstraße waren, ganz am Anfang. Bis in die 80er Jahre waren wir da. Ich glaub, 1991 sind wir umgezogen ans Tempelhofer Ufer und da wurde dann auf Rolle gedruckt, und da war das passé … Doch, der Fotosatz ging noch weiter, das ging noch länger. Das wurde auch geschnibbelt alles. So ganz genau … da müsste ich noch mal … ist schon so lange her. Aber so in etwa.

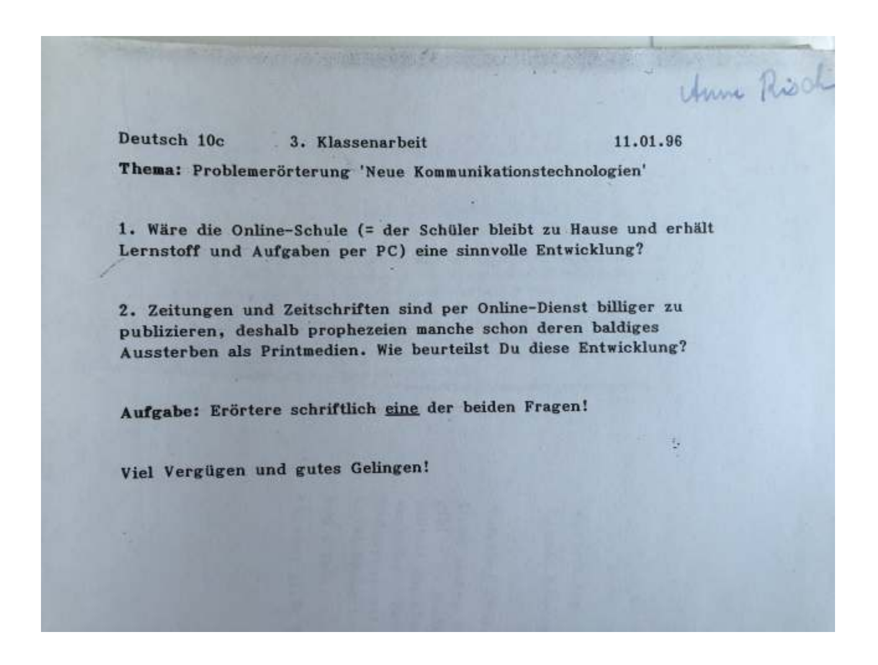
Wolfgang Rügner

11.1.1996

Online-Dienste wie das Internet, mein Leben als Manfred Spitzer

Am 11.1.1996 schreibt die Klasse 10c der Marienschule Opladen eine Klassenarbeit zum Thema "Neue Kommunikationstechnologien". Zum Glück für die Nachwelt war ich in diese Klasse und konnte eine der Arbeiten dementsprechend ins Techniktagebuch retten.

Als 15-jährige entscheide ich mich leider für das erste Thema: “Wäre die Online-Schule (= der Schüler bleibt zu Haus und erhält Lernstoff und Aufgaben per PC) eine sinnvolle Entwicklung?”



Deutsch 10c 3. Klassenarbeit 11.01.96

Thema: Problemerörterung 'Neue Kommunikationstechnologien'

1. Wäre die Online-Schule (= der Schüler bleibt zu Hause und erhält Lernstoff und Aufgaben per PC) eine sinnvolle Entwicklung?

2. Zeitungen und Zeitschriften sind per Online-Dienst billiger zu publizieren, deshalb prophezeien manche schon deren baldiges Aussterben als Printmedien. Wie beurteilst Du diese Entwicklung?

Aufgabe: Erörtere schriftlich eine der beiden Fragen!

Viel Vergügen und gutes Gelingen!

Aus heutiger Sicht (im Jahr 2016) hätte ich interessanter gefunden, was ich vor zwanzig Jahren zu dem zweiten Thema (”Zeitungen und Zeitschriften sind per Online-Dienst billiger zu publizieren, deshalb prophezeien manche schon deren baldiges Aussterben als Printmedien. Wie beurteilst Du diese Entwicklung?”) gedacht habe, aber wahrscheinlich hatte ich mit 15 Jahren mehr Ahnung von Schule als von Zeitungen, immerhin verbrachte ich auch mehr Zeit damit.

Es ist unwahrscheinlich, dass ich am 11.1.1996 überhaupt schon einmal mit dem Internet zu tun hatte. Meines Wissens hatte ich meine ersten Berührungen mit diesem Online-Dienst frühestens im Sommer 1997. Aber darüber schreiben wie ein kleiner Spitzer ("Vereinsamung! Haltungs- und Augenschäden!") konnte ich immerhin schon.

11. Jan. 1996

Nr. 3

Problemerörterung

Der Fortschritt der Computertechnik ist kaum mehr aufzuhalten. Mit Online-Diensten wie dem Internet ist es Menschen in aller Welt möglich, Kontakte via Computer zu knüpfen, Nachrichten auszutauschen, sich zu informieren und vieles mehr. "Droht" dieser technische Fortschritt jetzt ~~schon auf die~~ Schule überzugreifen? Und es stellt sich vor allem die Frage: Ist das sinnvoll?

Bz unklar – Frage präzisieren!

Sollte sich diese sogenannte 'Online-Schule' durchsetzen, so würde das bedeuten, daß der Schüler, wie auch der Lehrer zu Hause vor dem Bildschirm sitzen würde, anstatt, wie üblich mit der ganzen Klasse in der Schule. Natürlich ist das viel bequemer, aber man darf hierbei nicht vergessen, daß durch

Z1

Z2

dieses, vermutlich mehrstündige, Computerarbeit, Haltungs-, sowie Augenschäden oder ganz klassische Fälle wie Kopfschmerzen hervorgerufen werden können. Vor solange die Technik noch nicht vollends ausgereift ist, bedeutet dieser Online-Dienst auch, daß Fragen nicht unbedingt direkt an den Lehrer weiter geleitet werden, sondern erst 'gelagert' werden. Wenn Bis die Antwort dann gegeben ist, kann der Schüler mitunter gar nichts machen, fehlen ihm doch eventuell wichtige Fakten oder Tips, die er für seine Arbeit bräuchte.

Allerdings gibt es ja immer noch andere Online-Dienste, wie beispielsweise das Internet, bei denen sich der Schüler ebenfalls Fakten besorgen kann und sich z.B. in einer dem Internet angeschlossenen Bibliothek mit entsprechender Fachliteratur informieren. Für

Haupt- und Nebenfächer wie Biologie, Erdkunde und ähnlichen eine Möglichkeit, die durchaus hilfreich und wertvoll sein kann, aber was ist mit Fächern wie Sport und Kunst? Es wird sicherlich nicht möglich sein, dem Schüler per Computer Basketballspielen oder Leinwandmalen beizubringen. Diese und ~~a~~ ähnliche Fächer dürft[illegible]hl der Vergangenheit angehören. Schön!

Durch diese ~~a~~ 'Online-Schule' würde interessierten Schülern die Möglichkeit gegeben, ihre Interessen ganz klar durchzusetzen. Sie würden nicht mehr abgelenkt und ~~kön~~ hätten die Möglichkeit, ohne 'Gruppenzwang', sich vor allem mit den Themen auseinanderzusetzen, die sie wirklich interessieren. Dies gilt allerdings nur für Schüler, die so viel Selbstdisziplin und Interesse vorweisen, daß sie fähig sind, die 'richtigen' Fragen zu

Aussage unklar.

Z

Z

stellen und ~~genug Interesse~~ interessiert genug sind, sich nicht von der Bequemlichkeit ablenken zu lassen und nur das Nötigste zu tun. Die 'Online-Schule' wäre ein Reinfall, wenn sich dadurch die Mehrheit der Schüler als nichtinteressiert und faul und vor allem ohne Selbstdisziplin und Interesse erweisen würden.

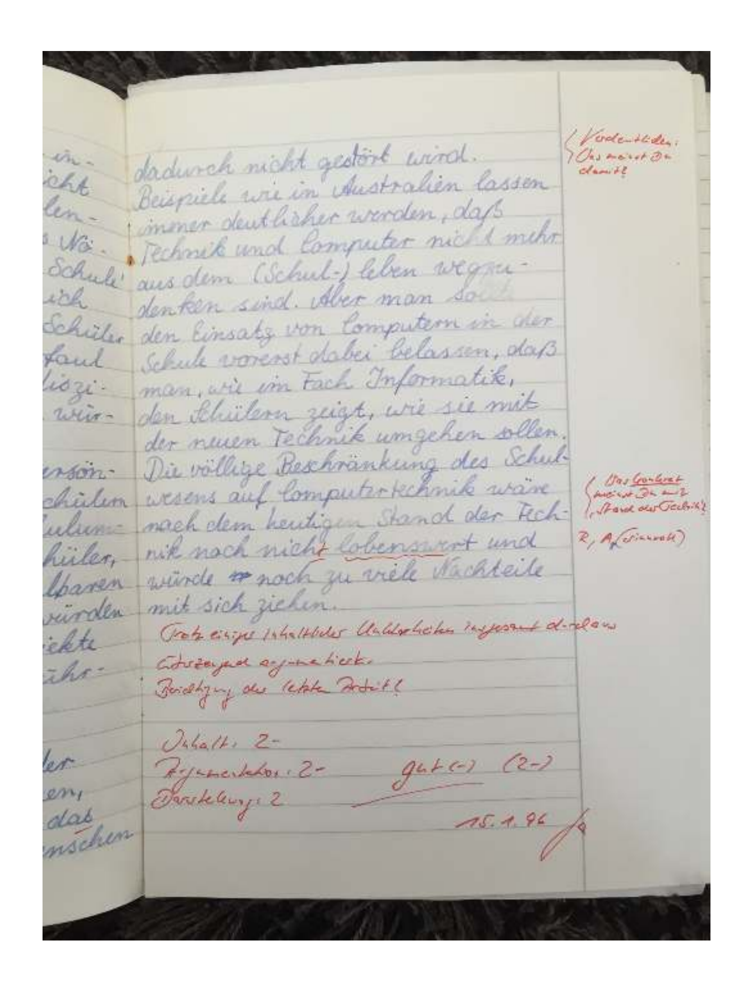
Gr

Vor allem aber fehlt der persönliche Kontakt zu den Mitschülern wie auch zum gesamten 'Schulumfeld'. ~~Isolation wäre~~ ~~Ei~~ Schüler, die nicht in ihrer unmittelbaren Umgebung Freunde hätten, würden eventuell vereinsamen, Projekte wären nicht mehr durchführbar.

Diesen sehr wichtigen Aspekt hättest Du besser noch etwas weiter ausgeführt!

Ich denke, man sollte mit der 'Online-Schule' erst beginnen, wenn die Technik es zuläßt, daß der Kontakt zu anderen Menschen

R


dadurch nicht gestört wird.
Beispiele wie in Australien lassen
immer deutlicher werden, daß
Technik und Computer nicht mehr
aus dem (Schul-) leben wegzu-
denken sind. Aber man sollte
den Einsatz von Computern in der
Schule vorerst dabei belassen, daß
man, wie im Fach Informatik,
den Schülern zeigt, wie sie mit
der neuen Technik umgehen sollen.
Die völlige Beschränkung des Schul-
wesens auf Computertechnik wäre
nach dem heutigen Stand der Tech-
nik noch nicht lobenswert und
würde noch zu viele Nachteile
mit sich ziehen.

Inhalt: 2-
Darstellung: 2
gut(-) (2-)
15.1.96

Tröstend: Als mein Mann diese Arbeit im Juni 2016 liest, sagt er an einer Stelle, die vom Lehrer als “unklar” markiert wurde: “Aber das ist doch klar, was du da meinst, das hat er nur nicht verstanden.”

Anne Schüßler

Anfang 1996

Das erste Mal Internet

Vor einigen Tagen hing in der Schule am Schwarzen Brett eine Einladung mit der Möglichkeit, seinen Namen in einer auf wenige Positionen begrenzten Liste einzutragen. Mein bester Freund und ich waren die ersten, die sich dort eingetragen haben, denn es geht um Computer. Computer sind unser Ding, wir verbringen unendliche Stunden an zahllosen Nachmittagen damit. Seit einiger Zeit schreiben wir QBasic-Programme, die wir für Pfennigbeträge an Mitschüler verkaufen.

Es geht aber auf dem Aushang nicht um irgendwelche Computer, es geht um das Internet. Wir haben davon schon gehört, gesehen haben wir es aber noch nicht. In der örtlichen Raiffeisenbank werden zu Schulungs- und Werbezwecken eine Woche lang Computer ins Foyer gestellt, die Schüler der Mittelstufe nach Geschäftsschluss jeweils für etwa zwei Stunden kostenlos nutzen können.

Als wir uns davor setzen, fällt uns erst einmal gar nicht ein, was wir im Internet machen sollen. Zuerst fällt uns tv-spielfilm.de ein. Wahrscheinlich hatten die ihre Website mal irgendwo beworben. „Probier doch mal praline.de“, schlägt jemand vor, zufälligerweise weiß ich nicht mehr, wer. Zu sehen gibt es da noch weniger als in der Softerotikzeitschrift vom Kiosk, aber wir fühlen uns erwachsen.

Als sich die Aufsicht nähert, ruft uns ein Klassenkamerad vom Computer nebenan „chatcity.de!“ zu. Den Rest des Abends chatten wir mit ihm.

Johannes Mirus

Ca. 1996

Mein erstes Offline-Forum auf der Heft-CD der PC Action

Die Mitte der 90er ist das goldene Alter der Heft-CD. Heft-CDs sind das Internet des kleinen Mannes und stellen die Versorgung mit Demoversionen, Shareware und Patches sicher. Außerdem gibt es mehr oder weniger lustige Experimente, die YouTube und Blogs vorwegnehmen, allen voran die PC Player mit ihren Multimedia-Leserbriefen, später auch Gamestar mit Raumschiff Gamestar. Cross-mediales Erzählen *avant la lettre*, briefmarkengroße Videos, in denen die Redaktion – Dinge tut.

Ich kaufe wahllos Magazine, gerne auch gebündelte in Folien eingeschweißte Altausgaben. (Anscheinend ein lukrativer Abverkaufskanal für *Back issues*.) Einmal kaufe ich eine große Tüte mit vier, fünf alten Ausgaben PC Action mit Heft-CD und bin sofort angefixt: Auf der Heft-CD gibt es ein Diskussionsforum. Im Stil von 90er-Multimedia-Autoren-System zusammengeklickt, in schwarz-bildschirmgrüner Optik ist dort ein *komplettes Forum* nachgebaut. Die eigenen Beiträge werden in einem foreneigenen Editor geschrieben und auf einer Diskette gespeichert, die per Post an den Verlag geschickt wird. Ein, zwei Monate später ist der Post dann online (oder offline, wie man's nimmt). Es geht auch, die Beiträge online einzureichen, aber am Anfang ist trotzdem alles nur per Heft-CD sichtbar.

Nächtelang vergrabe ich mich im Forum, diskutiere leidenschaftlich, kehre mein Innerstes nach außen und blödele an der Oberfläche, verfolge Debatten und ihre Entwicklung über die Handvoll Heft-CDs, die ich habe. Ich stürze mich in Flamewars und bin bei ihrer Befriedung dabei. Hier finde ich echte Freunde. Hier finde ich echte Feinde.

Die Diskette mit meinen Beiträgen schicke ich nie ein.

(Im Netz gibt es erstaunlich wenig Spuren; anscheinend nur zwei kleine Foren-Einträge: #1, #2.)

Felix Neumann

1996

Ohrentreppe

Nach meinem Studium bleibe ich noch eine Weile an der Universität beschäftigt, aber 1996 finden sowohl sie als auch ich, dass es Zeit für mich ist, hinaus auf den richtigen Arbeitsmarkt zu treten. Ich schreibe massenhaft Bewerbungen, denn es ist nicht so einfach.

Im Jahr 1996 ist die papierne Bewerbung noch Standard – zumindest außerhalb der IT-Branche ist sie die einzige realistische Möglichkeit. Ich produziere also emsig schöne, aber nicht zu pompöse Bewerbungsmappen, die man nach abgelehnten Bewerbungen stets zurückbekommt. Man kann sie dann recyceln, die spezifischen Teile wegschmeißen, und Mappenhardware und Foto wiederverwenden. Ich habe immer so ungefähr zehn Bewerbungen "draußen", daher habe ich einen gewissen Nachschubbedarf an Mappen und Fotos.

Ein Fotograf in der Stadt bietet etwas Besonderes an: Digitale Bewerbungsfotos! Ohne Negativ und Wartezeit, in absoluter Profiqualität! Neu ist nicht die Digitalfotografie als solche, man liest schon länger darüber, und ich nehme rückblickend an, dass ich vor 1996 auch schon Digitalfotos gesehen habe. Aber mein Informationsstand ist, dass es sich um eine rein experimentelle Technik handelt, in jedem Fall teurer und viel schlechter als ein richtiges Foto. Wenn man es macht, dann nur aus Liebhaberei. Ein digitales Foto, das richtig zu etwas gut ist? Da muss ich hin! Günstig ist es auch noch, fast um die Hälfte billiger als konventionelle Negativ-Bewerbungsfotos.

Ich lasse mir einen Satz Bewerbungsfotos machen. Ich betrachte sie. Im Gegensatz zu der Fotogeschäftsmitarbeiterin, die mich bedient, finde ich die Auflösung jedoch nicht beeindruckend, mein Ohrenrand wird von einem überaus deutlichen Treppchen gebildet. So so, Profiqualität.

Ich lasse mich zur Abnahme und Bezahlung der Bilder überreden, aber als ich sie zuhause nochmal in Ruhe betrachte, schüttle ich den Kopf und schmeiße sie weg. Der technische Fortschritt kostet halt Lehrgeld.

Tilman Otter

Sommer 1996 (vermutlich)

Mein erstes Mal im Internet, ausgerechnet mit den Backstreet Boys

Ich sehe das Internet zum ersten Mal im Redaktionsbüro einer katholischen Jugendzeitschrift in Augsburg. Man hat ja schon von diesem Internet gehört, aber gesehen habe ich es bis jetzt noch nicht. Warum ich mit meinem Cousin und meinem Onkel in diesem Redaktionsbüro stehe, ist auch eine andere Geschichte.

„Was sollen wir denn mal gucken?“ fragt der Redakteur.

Mir fällt spontan nichts ein. Was sollte man denn in diesem Internet wohl gucken?

Mein Cousin, der auch dabei ist und zu diesem Zeitpunkt vermutlich 11 Jahre alt (wenn es wirklich im Sommer 1996 war, eventuell war es auch 1997, ich weiß nur nicht, wie ich das noch rausfinden kann), sagt: „Backstreet Boys!“ Offensichtlich findet er die Backstreet Boys gut.

Wir suchen also nach den Backstreet Boys. Da mich die Backstreet Boys leider überhaupt nicht interessieren, finde ich dieses Internet eher so mittelspektakulär. Also in der Theorie schon faszinierend und aufregend, aber in der Praxis dann doch etwas ernüchternd.

Das ändert sich aber in den nächsten Jahren recht nachhaltig und ich finde das Internet dann doch sehr gut und werde es oft nutzen.

Anne Schüßler

16.9.1996

Das erste private Mobiltelefon! Mit Installations-Audio-Guide auf Kassette

Ich habe endlich ein privates Mobiltelefon! Verschiedenste Geräte hatte ich von meiner Firma schon seit 1989, aber die musste ich immer mit anderen teilen, je nachdem, wer unterwegs war. Deshalb hab' ich mal investiert und mir selber eins zugelegt, trotz der happigen Grundgebühr von 50 Mark im Monat.

Das Einrichten geht ganz einfach, und alles ist erklärt – nicht nur in einer gedruckten Gebrauchsanweisung, sondern auch als Audio-Guide zum Nachhören. Ich muss nur die Kassette in den Kassettenrekorder legen, dann kann's losgehen.



Thomas Wiegold

In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts

BYOB (Bring Your Own Browser)

An der Uni verfasse ich eine Hausarbeit zu irgendeinem Internetthema. Vor lauter Internetenthusiasmus fertige ich zusätzlich zur nach Standard formatierten Druckfassung auch eine Hypertextfassung der Arbeit an.

Ich habe natürlich keinen Laptop, sondern einen klobigen Desktop zuhause und bin deshalb mit leichtem Gepäck, also einer Diskette unterwegs. Als ich meinem Professor die Hypertextversion der Arbeit zeigen will, stellt sich heraus, dass die Rechner an der Uni noch keine Browser installiert haben. Auf der Diskette mit der Arbeit ist aber auch ein Browser, weil ich mir so was schon gedacht hatte. Ich installiere also – der Admin allein weiß, warum das möglich ist – einen Browser auf dem Rechner meines Professors und dann schauen wir uns offline die Hypertextpräsentation vom Diskettenlaufwerk an.

Der Professor teilt recht offensichtlich meinen Enthusiasmus für diese technische Errungenschaft nicht, ist aber zumindest am Internetthema nicht völlig uninteressiert, obschon der Hype ihn skeptisch macht. Die Arbeit bleibt mein erster und letzter Hypertext an der Uni, obwohl das Internet sich schließlich als gar nicht mal so kurzlebige Mode herausstellt.

Mia Culpa

1990 – 1996

Meine Eltern, ihr Fernseher und ich

Fernsehen gehört nicht zu meinen Hauptbeschäftigungen, was zu großen Teilen daran liegt, dass meine Eltern meinen Fernsehkonsum sehr genau überwachen. Sonntags eine halbe Stunde “Die Sendung mit der Maus”, ab und

zu mal irgendwas anderes, natürlich immer als Familie, mehr ist nicht drin. Ich werde es viele Jahre später immer noch merkwürdig finden, dass ich ausgerechnet mal Filmwissenschaft studieren würde.

Doch selbst als meine Eltern mit meinem Eintreten in zweistellige Alterszahlen langsam mehr Fernsehen zulassen, unbeaufsichtigtes Glotzegucken, vor allem von Cartoons und anderen schrillen Kindersendungen ist weiterhin verboten. Was mich natürlich nie davon abhält, es trotzdem zu versuchen. Ein paar Erinnerungen:

– Wir sind gerade umgezogen. Mein Vater zeigt mir, dass wir jetzt einen Kabelanschluss besitzen und rund 30 Kanäle empfangen können. "Sogar solche, wo den ganzen Tag nur Musik läuft."

– Meine Eltern haben den Fernseher mit einem Kindersicherungscode gesichert. Irgendwann komme ich dahinter, dass der vierstellige Code ihrem Hochzeitstag entspricht und schaue wieder heimlich.

– Meine Eltern verlassen das Haus und sagen, sie hätten eine "neue Kindersicherung" eingebaut. Als sie weg sind, schalte ich den Fernseher an und stelle fest: auf allen Kanälen nur weißes Rauschen. Einige Tage später komme ich drauf, den Antennenkabelstecker wieder einzustecken.

– Meine Eltern wissen, dass ich bis kurz vor ihrer Rückkehr Fernsehen geguckt habe, weil sie ihre Hand auf das Gerät legen und spüren, dass es noch warm ist.

– Meine Eltern nehmen die Fernbedienung mit. Ich entdecke, dass der Fernseher vorne eine Klappe hat, hinter der sich Knöpfe verbergen, über die er sich einschalten lässt.

– Hinter der Klappe befindet sich auch eine Kopfhörerbuchse. Ich gucke morgens am Wochenende, als meine Eltern noch schlafen, Cartoons über Kopfhörer, damit sie nicht aufwachen.

– Unser Fernseher ist kaputt und wird repariert. Wir haben einen anderen, sehr alten Schwarzweiß-Fernseher als Ersatz. Dieser hat keine Klinken-Kopfhörerbuchse, sondern einen XLR-Eingang. Ich erinnere mich, (1) dass meine Eltern ein altes Mikrofon besitzen, das einen Stecker hat, der passen könnte und (2) dass man einen Kopfhörer auch als Mikrofon benutzen kann.

Am nächsten Wochenende habe ich das Prinzip aus (2) erfolgreich umgedreht, das Mikrofon an die Kopfhörerbuchse angeschlossen und es an mein Ohr gehalten. Meine Eltern ahnen nichts.

Alexander Matzkeit

In der dritten Klasse (Schuljahr 1996/97)

Meine erste Strafaufgabe

»Welches Tier ist denn ein schönes Tier?«, fragt die Lehrerin in die Klasse.

Freudestrahlend hebe ich die Hand und noch bevor ich aufgerufen werden kann, springt es aus mir heraus: »Eine Schnecke!« Das Kind, das ich bin, ist nämlich sehr von Schnecken begeistert: Ich habe Schneckenbücher und Schneckenbilder und im Garten sogar ein kleines Terrarium mit einem Stück Wiese und einer Schneckensammlung.

Die Lehrerin weiß von meinem Enthusiasmus aber nichts, und weil es nicht allzu viele schneckenbegeisterte Kinder in ihrem Umfeld zu geben scheint, hält sie meine Meldung für einen Versuch, ihren Unterricht zu sabotieren. Wir sind im katholischen Religionsunterricht und sie hätte gerne etwas Anmutiges gehabt, einen Löwen zum Beispiel, um auf die Geschichte von Daniel in der Löwengrube überleiten zu können. Eine Schnecke passt da nicht ganz so gut ins Unterrichtskonzept (zumal die Schnecke im Alten Testament nur einmal vor- und dabei nicht unbedingt gut wegkommt).

Also bekomme ich die erste von vielen Strafaufgaben in meiner Schullaufbahn. Sie ist denkbar altmodisch gestaltet: Ich muss einen Satz so oft schreiben, bis eine DIN-A4-Seite voll ist. Wie der Satz lautet, und ob eine Schnecke oder ein Löwe in ihm vorkommt, daran kann ich mich Jahre später nicht mehr erinnern. Ich weiß aber noch, dass ich ihn nur ein einziges Mal schreibe: Den Rest erledige ich in Word mit Strg + C und Strg + V, und drucke die Seite aus.

Die Lehrerin, sie gebraucht selbst keinen PC, ist sehr angetan von meiner Arbeit: »Sogar mit dem Computer! Na, die Mühe hätte aber nicht sein müssen.« Doch hinter ihrem Rücken bekomme ich schiefe Blicke von anderen Kindern aus meiner Klasse. Es sind die Blicke der Eingeweihten, die sich bei ihren Strafaufgaben aber trotzdem immer die Mühe gemacht haben, jeden Satz einzeln mit dem Pelikan zu schreiben.

Felix Lorenz

1997

Computer für CAD-Programme sind Mangelware. Also fege ich weiter mit dem Radierkrümelbesen

Anfang 1997: An der Uni gibt es für die 2000 Architekturstudenten circa 15 Computer für CAD-Programme, und ungefähr 17 Studenten, die sich für Architektur am Computer interessieren. Ich benutze Computer an der Uni nur, wenn ich etwas in Word schreiben muss, was zu regelmäßigen Wutanfällen führt (was sich bis 2014 auch nicht ändern sollte). Dass es das Internet gibt, weiß man, das hilft aber beim Studium nicht weiter. Im Büro, in dem ich nebenher arbeite, werden Pläne mit Tusche auf Transparentfolie gezeichnet. Jeden Plan gibt es nur ein einziges Mal. Wenn man etwas korrigiert, kratzt man mit einer Rasierklinge die Tusche ab, radiert mit dem extra dafür gekauften Tuscheradierer nach, fegt die Radierkrümel mit einem extra dafür gekauften Radierkrümelbesen vom Tisch, zeichnet dann neu darüber und wälzt die noch feuchten Tuschestellen mit einer extra dafür gekauften Tuschestellenwalze trocken. Wenn man zu tief kratzt, muss man das Transparent mit Scotch-Klebeband reparieren. Text wird mit einer Schablone geschrieben, die immer verrutscht und Tuscheschmierer hinterlässt. Wenn Pläne kopiert werden, trägt man den Plan zum Copyshop. Wenn er beschädigt wird, ist alles futsch, das darf nie passieren.

Ende 1997: Auslandsstudium in den Niederlanden, es gibt sehr, sehr viele Computer für CAD an der Uni. In 8 Wochen lerne ich, wie man Häuser dreidimensional in AutoCAD zeichnet, diese nach 3D Studio MAX exportiert, dort den Häusern Oberflächen gibt und Filme herstellt, in denen man durch das Haus fährt oder mit dem Auto daran vorbei, während einem Scheinwerfer anderer Autos entgegenkommen, und wie man mit Netscape eine Website baut, auf der man dann die Filmchen zeigt. Ich habe bis heute nie in so kurzer Zeit so viel gelernt. CAD funktioniert heute noch ungefähr so wie 1997, das Tuschezeichnen kommt mir heute vor, als wäre es im 18. Jahrhundert gewesen.

Maik Novotny

Ostern ca. 1997

Erreichen in Momenten eingeschränkter Erreichbarkeit

Ich bin mit Freunden auf einer Sportveranstaltung an der italienischen Adria. Auf dem Rückweg möchte ich meinen Onkel besuchen, der in einem Dorf in der Nähe von Forli wohnt. Es gibt zwar schon Mobiltelefone, sie sind aber noch teuer und nicht sehr weit verbreitet. Tatsächlich verfügt mein Onkel noch nicht einmal über einen normalen Telefonanschluss. Ich muss ihm also einen Brief schreiben und ihn bitten, mich anzurufen, um den Besuch zu vereinbaren.

Vermutlich ist es eine Kombination aus spätem Abschicken des Briefes meinerseits und langsamer Zustellung durch die italienische Post – jedenfalls tritt ein, was zu befürchten war: Mein Onkel ruft mich nicht mehr vor der Abreise an.

Über ein Mobiltelefon, mit dem ich unterwegs für meinen Onkel erreichbar gewesen wäre, verfüge ich – wie gesagt – nicht. Dafür aber über einen Anrufbeanworter mit Fernabfragefunktion. Für letztere benötigt man ein bat-

teriebetriebenes kleines Kästchen, auf dessen Vorderseite sich ein Tastenfeld und auf dessen Rückseite sich ein Lautsprecher befindet. Pro Tastendruck erklingt daraus ein Ton.

Man kann das Kästchen über die Sprechmuschel eines Telefonhörers halten und damit den Anrufbeantworter daheim fernsteuern. Dieser wird so zu einer Art Mailbox, von der man die hinterlassenen Nachrichten telefonisch abhören kann. (Manchmal drücke ich allerdings auch eine falsche Tastenkombination und versetze den Anrufbeantworter dadurch in einen undefinierten Zustand.)

Die Adresse meines Onkels kenne ich und der mögliche Zeitraum meines Besuchs ist auch einigermaßen begrenzt. Eigentlich brauche ich also nur seine Einwilligung für den Besuch. Das habe ich ihm auch geschrieben und dazu die Bitte, doch einfach eine entsprechende Nachricht auf meinem Anrufbeantworter zu hinterlassen, falls er mich nicht direkt erreicht. (Er muss immer einen Nachbarn bitten oder zu einer Telefonzelle radeln, falls er mal telefonieren will.)

Und so stehe ich nun also in einer Telefonzelle in Rimini, ausgerüstet mit dem Kästchen und einer Telefonkarte für 10.000 Lire. Ich rufe zuhause an und starte die Fernabfrage und es klappt auch alles gut. Leider ist der Anrufbeantworter voll mit zahlreichen Nachrichten meiner Sportkameraden, die vor unserer Abreise noch dringende Nichtigkeiten klären wollten.

Ich kann per Fernabfrage keine Nachrichten überspringen, sondern muss sie mir nacheinander anhören, um hoffentlich irgendwann bei der Botschaft des Onkels anzukommen. Wertvolle Minuten verstreichen und dann ist leider das Guthaben der Telefonkarte aufgebraucht. Zähneknirschend erstehe ich am Kiosk eine weitere Karte. Diesmal für 20.000 Lire, denn ich muss mir beim zweiten Versuch alle bisher abgerufenen Nachrichten noch einmal anhören.

Schließlich aber erklingt vom Band die Stimme meines Onkels. Ja, er freut sich und ich soll gern vorbeischauen!

Virtualista

März 1997

Das Schalten einer Kleinanzeige

Ich möchte meine WG verlassen, und mit anderen Leuten eine neue gründen. Eine passende Wohnung muss gefunden werden. Das Internet ist zwar schon eine Weile in der Welt (und erfreut sich eines rasanten Wachstums), ist aber noch kein Massenphänomen. Man kann nicht erwarten, auf den wenigen existierenden Online-Marktplätzen wirklich viel zu finden. Nein, der Wohnungsmarkt findet nach wie vor auf gedrucktem Papier statt. Praktisch alle Zeitungen haben einmal pro Woche einen mehr oder weniger dicken Immobilienteil; als besonders ergiebig gilt die Frankfurter Rundschau (wir befinden uns im Rhein-Main-Gebiet), aber um einen vollständigen Überblick zu bekommen, muss man auch andere Zeitungen heranziehen. Wir teilen uns Kosten und Lesearbeit: jede® übernimmt Kauf und Durchsicht einer anderen Zeitung.

Darunter sind auch Zeitungen, die ausschließlich aus Kleinanzeigen bestehen. Bei einer davon (die schlicht “das inserat” heißt), will ich eine Such-Anzeige veröffentlichen. Das geht sogar kostenlos, denn diese Zeitung lebt vom Verkauf der gedruckten Exemplare und von besonders gestalteten kostenpflichtigen Anzeigen. Um eine Anzeige zu platzieren muss ich nur das (in jedem Exemplar abgedruckte) Anzeige-Formular ausschneiden, ausfüllen, und per Post oder Fax an die Redaktion schicken.

Man darf keinesfalls vergessen, die eigene Telefonnummer dazuzuschreiben, denn die wird mit abgedruckt und dient als Rückkanal für die Leser_-innen. Entsprechend groß und auffällig ist das entsprechende Eingabefeld auf dem Formular (oberhalb des Anzeigentextes). Wenn ich meine Nummer nicht veröffentlichen will, könnte ich stattdessen eine “Chiffre-Anzeige” aufgeben, die ist dann allerdings mit 10,- DM nicht mehr kostenlos. Dann erscheint statt meiner Telefonnummer irgendeine individuelle Ziffernfolge,

und wer auf die Anzeige reagieren will, sendet seine eigenen Kontaktdaten und die Ziffer der gelesenen Anzeige an die Redaktion, die dann alles an mich weiterleitet.

Ebenfalls 10,- DM werden fällig, wenn man ein Foto dazusetzen will. Man schickt dann ein Papierbild mit, das man nicht zurückbekommt.

Jede Anzeige muss genau einer Rubrik zugeordnet werden. Die auf dem Formular erkennbare Rubrik 2130 bedeutet vermutlich sowas wie “Mietwohnungen in Frankfurt mit 4-6 Zimmern”. Nach diesen (ziemlich feinkörnigen) nummerierten Rubriken ist die ganze Zeitung sortiert.

PS. Auch 2017 kann man z. B. in der (Papier-) Zitty klassische Kleinanzeigen nach diesem Schema aufgeben. Im Heft 31/2017 füllten die Kleinanzeigen immerhin noch sieben Seiten.

das inserat
ZEITUNG FÜR KOSTENLOSE PRIVATE KLEINANZEIGEN

Coupon zur Aufgabe einer kostenlosen privaten Kleinanzeige

Rubrik-Nr. 2130 ☐ biete ☒ suche

Tel. 0 6 1 7 2 / [redacted]

☒ **Private Kleinanzeigen** kostenlos
☐ **Fotoanzeige** DM 10.- Bearbeitungsgebühr, Fotos werden nicht zurückgesandt
☐ **Chiffreanzeige** DM 10.- Bearbeitungsgebühr
☐ **Privat-Box** DM 10.- Gebühr (incl. Chiffre-Anzeige) als Scheck, bar oder gegen Bank-/Kreditkarteneinzug siehe Regeln

Gebühr bezahlt per:
☐ **Verrechnungsscheck**
☐ **Bankeinzug** nur telefonisch
☐ **Eurocard** Kartennr. Gültig bis.

suche 5 ZKB, mögl. Altbau, in FfM Sachsenh. /
Gutleut / Bockenh. / Nordend / Bornh., für max.
1500 DM zzgl. NK etc.

Adressfeld bitte vollständig ausfüllen. Soll die Adresse abgedruckt werden, bitte Personalausweiskopie beilegen

Vor- und Zuname: Karsten Doms
Straße: Elisabethenstraße 24
PLZ Ort: 61348 Bad Homburg
Unterschrift: Karsten Doms

Aus irgendeinem Grund fülle ich das Formular nicht von Hand aus, sondern am PC, inkl. Unterschrift, die ich als *.tif-Datei parat habe, und diesem Zufall ist es zu verdanken, dass dieses Relikt 2017 noch vorhanden ist.

Karsten Doms

26.5.1997

Zum ersten Mal im Internet – als Schülerpraktikant

Mein erster Besuch im Internet erfolgt im Rahmen eines Schülerpraktikums, das ich am Lehrstuhl „Erkennende Systeme und Bildverarbeitung" der heimischen Informatik-Fakultät ableiste. Ich hatte natürlich schon von diesem weltumspannenden virtuellen Netzwerk gehört, aber was mich darin erwarten würde, wusste ich nicht; ich hatte auch noch nie genauer darüber nachgedacht.

Eine meiner Praktikumsaufgaben lautet: „Mache dich mit dem WWW vertraut." Mangels Fantasie gucke ich nach, wie anderswo auf der Welt das Wetter gerade ist. Später entdecke ich dann doch das ein oder andere, was mich interessiert, z. B. Webseiten mit Film- und Seriendrehbüchern. Gelegentlich stürzt ein wissenschaftlicher Mitarbeiter in das Büro, in dem ich sitze, und bittet mich, ein paar Browserfenster zu schließen, weil bei ihm momentan alles ganz langsam gehe. Offenbar muss man sparsam mit dem verfügbaren Datenbrei umgehen und aufpassen, dass die Leitungen nicht verstopfen.

Am Ende steht in meiner Praktikumseinschätzung unter anderem: „Das Anlegen einer persönlichen Homepage für das WorldWhiteWeb hat ihm geholfen, die ersten Schritte beim Umgang mit der speziell dafür vorgesehenen Sprache HTML zu erlernen." An den Inhalt dieser Homepage kann ich mich leider nicht mehr erinnern. Aber schön, dass das Praktikumszeugnis knapp 17 Jahre später doch noch für etwas gut ist – nämlich das Techniktagebuch! (Hebt immer alles auf, liebe Kinder.)

Torsten Gaitzsch

1997

Als die E-Mail laufen lernte

Im Jahr 1997 sind E-Mails im akademischen Umfeld längst bestens etabliert; draussen in der wirklichen Welt aber wird es noch eine (kleine) Zeit dauern.

Ich trete Anfang 1997 meinen ersten “richtigen” Job (d. h., denjenigen, der die Aufgabe meiner studentischen Lebensgewohnheiten einleitet) an. Es geht um Laborgeräte, und für technische Fragen steht bei der Herstellerfirma ein Technical Helpdesk für alle europäischen Händler zur Verfügung, den ich als Anfänger naturgemäss ausgiebig in Anspruch nehme.

Bei einem meiner periodischen Besuche im Herstellerwerk sitze ich mit dem Helpdeskchef beim Kaffee, und er zeigt mir seine Statistik, über welche Kommunikationsmedien der Helpdesk in Anspruch genommen wird. Es sind (Prozentwerte frei aus der Erinnerung reproduziert) Telefon 20%, Fax 75%, E-Mail 5%. Und diese 5%, grinst er, das bin ganz allein ich, sonst nutzt das noch niemand. Damit habe ich einen Stein im Brett bei ihm, denn auch er kommt relativ frisch von der Uni.

Tilman Otter

August 1997

But always through Peter’s bedroom in Berlin

1997 habe ich mein Informatik- und Publizistik-Studium, obwohl immer noch eingeschrieben, schon zwei Jahre lang erfolgreich hingeschmissen. Auch den ausbeuterischen Job beim damaligen Berliner Super-Start-up Pixelpark habe ich gekündigt und beschlossen, mich mit E-Learning selbständig zu machen. “E-Learning”, weil der Leiter des “Projekt pro Lehre” der FU-Berlin, für das ich als Computer-Auskenner gearbeitet hatte, das für die Zukunft der Lehre hält. E-Learning heißt für uns zu der Zeit hauptsächlich Dokumente vor einer Veranstaltung (mit Leuten in einem Raum) zum Dow-

nload bereitzuhalten und danach Protokolle und Bilder der durchgeführten Veranstaltung und ein Diskussionsforum anzubieten, an dem die Teilnehmer dann relativ wenig teilnehmen.

Dieses Setting führt über diverse Bekanntschaften zu der Idee, dass man sowas auch für Entwicklungshilfe anbieten könnte und man damit Menschen “enablen” könnte, die in Ländern leben, die anscheinend Hilfe bei der Entwicklung nötig haben. Daraus wurde der “New Media Workshop Harare: Internet as a possibility to improve communication for private organisations”, finanziert und durchgeführt von der Carl-Duisberg-Gesellschaft. Und ich soll als Computer-Auskenner den technischen Teil dieses Workshops übernehmen. Harare ist die Hauptstadt von Simbabwe im Südosten von Afrika. Dort leben neben ganz normalen Menschen auch Elefanten und andere Tiere, die man sonst nur aus dem Tierpark kennt. Natürlich mache ich da mit.

Die technische Infrastruktur des E-Learnings, das wir bald auch den Teilnehmern in Afrika anbieten, besteht aus einem Windows NT Server auf einem 486er PC. Dieser Server hängt im Internet per ISDN-Einwahl (nur ein Kanal mit 64 kBit, weil man muss ja auch noch telefonieren) mit fester IP-Adresse erreichbar unter einer Domain. Dieser Server steht in meinem Wohnungsflur in Berlin-Neukölln unter der Garderobe, weil die rasselnden Lüfter wirklich sehr laut sind. Da sich aus zum Aufschreibezeitpunkt 2020 immer noch unerklärlichen Gründen (so viel zum Thema Computer-Auskenner), die Internetverbindung nach einer längeren Laufzeit immer wieder aufhängt, ist ein Teil des Systems an eine mechanische Zeitschaltuhr angesteckt, bei der man in einem 24-Stunden-Kreis mit kleinen Stiften die aktiven Viertelstunden einstellen kann. Das E-Learning ist jeden Tag zwischen 3 Uhr und 3 Uhr 15 nicht erreichbar. Zum Glück ist ganz Afrika in ähnlichen Zeitzonen wie Berlin.

Der erfahrene Kollege, der den Workshop in Harare moderiert und schon viele solcher Veranstaltungen im Entwicklungshilfe-Kontext weltweit gemacht hat, Alfons, ist für die ganzen technik-unabhängigen Themen, wie Prozesse, Kommunikation und Dokumentation, zuständig. Ich fühle mich in guten Händen und fliege im August 1997 relativ naiv und unvorberei-

tet nach Simbabwe. Überraschenderweise bekommen die Akteure solcher Veranstaltungen, zumindest zu der Zeit noch, Business Class Flüge bezahlt und ich muss mich nach der Hälfte des zehnstündigen Fluges nach Südafrika rechtfertigen, dass ich keine weiteren edlen Weine, Whiskeys oder Schokoladenparfaits mehr haben will.

Der Workshop findet in der Prince Edward School in Harare statt, einem im 19. Jahrhundert von der britischen Kolonisation gegründeten Knabeninternat.



Die Schule erhält von der deutschen Entwicklungshilfe ca. 20 PC-Arbeitsplätze, die ein lokaler Elektrohändler liefert. Zwei Tage lang installieren Cornelius (einer der Workshop-Teilnehmer aus Harare und ehemaliger Schüler der Schule) und ich Netzwerkkarten und Betriebssysteme auf diesen Rechnern.









An den Rechner, der am nächsten an einer Telefonsteckdose steht, schließe ich mein mitgebrachtes 56k-Telefonmodem an (Internet-Connectivity war nicht Bestandteil der zur Verfügung gestellten Hardware). Das stellt den Internetzugang für den gesamten Workshop zur Verfügung. Zur Einwahl mit Ortsgebühr (auf Telefonrechnung der Schule) benutze ich meinen Compuserve-Internet-Zugang, der weltweit funktioniert.

Nachdem die Infrastruktur innerhalb von zwei Tagen fertig aufgebaut ist, nehmen mein Kollege Alfons und ich uns ein Mietauto (inklusive Fahrer) und fahren für drei Tage zu der schwer beeindruckenden Sehenswürdigkeit “Great Zimbabwe”. Die Digitalkamera Kodak DC25, die mir ein Freund aus Berlin für den Afrika-Workshop zur Verfügung gestellt hat, hat eine Auflösung von

493 x 373 Pixeln (0,18 Megapixel). Entsprechend sehen die Bilder aus – allerdings trägt diese Bildqualität auch zur Romantisierung der Erinnerungen bei.



Hinten am Strand vom Lake Mutirikwi war wirklich eine Elefantenfamilie zu sehen

Nach diesem touristischen Highlight beginnt am Montag der Workshop. Angemeldet haben sich 18 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus fast genauso vielen afrikanischen Ländern.

Nach den Vorstellungsrunden und der Bildung der Arbeitsgruppen am ersten Tag ist der Dienstag komplett für mich und die technischen Aspekte reserviert. Ich habe ein Gewaltprogramm vorbereitet: Geschichte des Internets, prinzipielle Funktionsweise, Internet-Dienste (E-Mail, Usenet, FTP, Webseiten … soziale Netzwerke gibt es noch nicht wirklich). Interessant auch ein

Block zur Benutzung von Suchmaschinen: es gibt noch kein Google, deswegen am Beispiel AltaVista und Yahoo. Beispiel zur Benutzung von logischen Operatoren in Suchanfragen: “Kenya” (80278 Treffer), “+Kenya+Kiswahili” (9000 Treffer), “+Kenya+Kiswahili-Nairobi” (10 Treffer). Und natürlich ein Webseiten/HTML-Crashkurs (Titel “<body></body>”). Das Ganze an einem Tag in vier Sessions.

Ich bin mit meiner Performance nicht wirklich zufrieden und das wird auch vom Protokoll einer Teilnehmerin bestätigt:

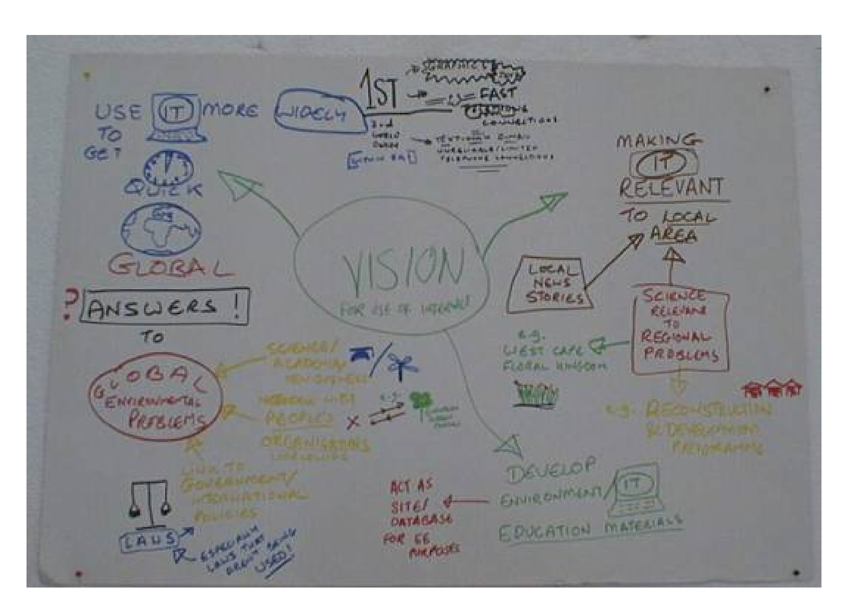
> “. . . Peter was extremely divided, shared and therefore failed to be well concentrated on solving some problems.” (*seufz*, recht hat sie)

Allerdings gibt es auch eine positive Zusammenfassung in der mein Schlafzimmer vorkommt.

> “. . . Suddenly there was a maddening clicking on keyboards as all participants embarked to set their e-mail addresses in their respective computer with the expert assistance from Peter, Tevie, Jim and Thandi.
>
> E-mail addresses set, participants started sending messages across the globe – but always through Peter’s bedroom in Berlin where the Server is sitting!!
>
> At this stage it was time to go for a grand Italian lunch.”

Aus dramaturgischen Gründen hatte ich den Leuten erzählt, dass der Server zu Hause in meinem Schlafzimmer und nicht im Wohnungseingang installiert ist.

Abgesehen von meiner mittelmäßigen didaktischen Performance denke ich, dass der Workshop, gerade wegen der eigentlichen Kommunikationsthemen, recht gut verlaufen ist.



Sehr visionäres Gruppenergebnis: “Use IT more widely to get quick global answers to global environmental problems”

Zum Abschluss am Freitag werden alle Teilnehmer zum Reden-Anhören, Häppchen-Essen und Anstoßen in die deutsche Botschaft eingeladen. Nach dem offiziellen Akt beschließen wir in eine nahe gelegene Disko zum Chill-out zu gehen. Ich werde mangels Krawatte nicht in die Disko reingelassen. Ein Workshop-Teilnehmer, der schnell in sein Hotel um die Ecke gelaufen ist, hilft mit seiner Zweitkrawatte aus.

Nach meinen Erfahrungen dieser Wochen in Simbabwe und mit den Leuten, denen ich begegnet bin, ist es ziemlich bedrückend zu wissen, dass dieses Land in den nächsten 20+ Jahren vom verbitterten, senilen Despoten wirtschaftlich, kulturell und intellektuell ziemlich zugerichtet wird.

Peter Witzel

Herbst 1997

Ein Internetcafé in Wiesbaden wird Schauplatz einer zarten Chatromanze

Noch haben meine Eltern keinen Internetanschluss, aber das neue Medium begegnet einem bereits an den unterschiedlichsten Orten, von der Fernsehwerbung bis zu den Liner Notes von CDs. Der örtliche Kaufhof in Wiesbaden hat ein Internetcafé mit vielleicht 20 Plätzen im Keller, wo eine halbe Stunde surfen ungefähr zwei Mark kostet. Die Rechner stehen Seite an Seite in einer runden Alkove des Kaufhauses, mit einem Service-Tresen in der Mitte.

Als ich das erste oder zweite Mal dort bin, nach der Schule, gemeinsam mit vielen anderen Wiesbadener Schülern, schaue ich mir zunächst Seiten an, deren URLs ich mir gemerkt habe, zu Bands, die ich höre, und dem Spiel „Magic: The Gathering", dem ich einen enormen Teil meiner freien Zeit widme.

Doch dann stupst mich der Klassenkamerad an, der am Rechner neben mir sitzt, ich soll doch mal in einen Chat gehen. Da ich keine besondere Chatseite kenne, öffne ich diejenige, die überall auf den Rechnern des Cafés zu laufen scheint, „Happychat". Als Chatnamen nehme ich „Corwin", den Held von Roger Zelaznys „Amber"-Chroniken, die ich vor kurzem gelesen habe.

Schon nach kurzer Zeit bin ich im Zwiegespräch mit einer Person, die anhand ihres Nicknames eindeutig als weiblich zu identifizieren ist. Wir tauschen ein bisschen Smalltalk aus, doch ich will wissen woran ich bin. „Wo kommst du her?" frage ich. „Wiesbaden", schreibt sie. Oh, sie ist tatsächlich aus der Gegend. „Wo bist du gerade?" – „Innenstadt". Oh. „Bei dir zuhause?" – „Nein, in einem Internetcafé in einem Kaufhaus." – „Äh, KAUFHOF?!" hacke ich entgeistert in die Tasten. „Ja. Platz 17."

Ich blicke mich um, stehe auf. An Platz 17 ist auch jemand aufgestanden. Ein Mädchen in meinem Alter. Wir winken uns zaghaft über den Servicetresen hinweg zu. Ich gehe zu ihr, vorbei an einem knappen Dutzend Monitore auf denen überall Happychat läuft. Wahrscheinlich bestehen 80 Prozent des

Chatrooms aus Menschen, die hier sitzen. Ich sage kurz hallo, aber die Magie ist verschwunden. Wir wollten uns ja schließlich nicht unterhalten, das können wir überall. Wir wollten chatten.

Alexander Matzkeit

18. Dezember 1997

Mein erster mobiler Arbeitsplatz kommt von ALDI

Den Umzug in das Gemeinschaftsbüro, das etwa 500 Meter von meiner Wohnung entfernt liegt, bewältige ich mit Hilfe eines Einkaufswagens, den ich auf der Straße vorgefunden habe. Zu dieser Zeit und noch lange danach gehören herumstehende Einkaufswagen zum normalen Straßenbild, jedenfalls in Neukölln. Warum das zum Aufschreibezeitpunkt 2019 nicht mehr der Fall ist, weiß ich nicht – vielleicht haben Supermärkte durch den Einbau von sinnlosen Stufen zum Eingang auf das Problem reagiert? (Update: Ja, aber nicht mit Stufen.)

In meinem Einkaufswagen jedenfalls befinden sich mein Röhrenmonitor und mein Tower-PC, wahrscheinlich auch noch ein paar andere Dinge. Der Weg ist ziemlich holprig, deshalb habe ich natürlich vorher den Schreib-Lese-Kopf der Festplatte in die Parkposition gebracht, damit nichts kaputtgeht, und ich schiebe den Wagen ganz langsam und vorsichtig.

Im Büro habe ich noch keinen Schreibtisch. Die ersten Wochen sitze ich deshalb auf dem Fußboden vor meinem Einkaufswagen, dessen Gitterklappe ich nach oben geklappt habe. Im Wagen steht weiterhin der Rechner, jetzt aber mit dem Monitor zu mir gedreht. Das hat den Vorteil, dass ich meinen Arbeitsplatz jederzeit an einen anderen Ort schieben kann. Passend zum Griff des Einkaufswagens, auf dem das ALDI-Logo zu sehen ist, baue ich mir mit CorelDraw einen Bildschirmhintergrund für Windows.



Die Auffindung dieses Bildschirmhintergrunds auf meiner aktuellen Festplatte im Sommer 2019 ist der Aufschreibeanlass dieses Beitrags. Den Tag kann ich so genau angeben, weil die Datei trotz aller Umkopiervorgänge immer noch das Original-Erstellungsdatum trägt.

Kathrin Passig

Irgendwann 1997

Die Diskette

Eines der Kinder hat Französischunterricht und aus der Schule eine Vokabelliste zum Lernen mitgebracht. Es ist noch jung genug – etwa 14 – um die Liste zuhause vorzuzeigen und sich beim Lernen helfen zu lassen.

Vokabelliste: “la disquette”, deutsche Übersetzung “die Diskette”

Das Kind fragt mit ehrlicher Irritation in der Stimme: “Mama. Was ist eine Diskette?”

axaneco

Irgendwann zwischen 1995 und 2000

Mein Rechner hat eine Aufknuspertaste

Mein Rechner hat eine Turbotaste zur Umschaltung des Prozessortakts von 8 MHz auf 16 MHz. In der Wikipedia steht dazu: „Es kam vor, dass einige ältere Spiele auf seinerzeit modernen Computern zu schnell liefen oder Verzögerungsschleifen zu schnell abgearbeitet wurden. Die Turbo-Taste sorgte hier für Abhilfe.“ Da die Defaulteinstellung „schnell“ ist, müsste die Turbo-Taste ja eigentlich eine Schnarch-Taste sein, aber weil das nicht so gut klingt, ist es umgekehrt, sie muss also gedrückt sein, wenn man die 16 MHz haben will.

Ich habe eigentlich keine Verwendung für die Turbotaste beziehungsweise ihre Schnarchfunktion, aber sie ist nun mal an diesem Rechner angebracht. Ungefähr so muss man sich das vorstellen. Mein Rechner ist aber nicht der abgebildete, sondern hat ein Towergehäuse, das heißt, man stellt ihn hochkant unter den Schreibtisch. Mein Freund hat die Taste mit „Aufknuspertaste“ beschriftet, eine Aufknuspertaste ist eine relativ aktuelle Neuerung auf dem Toastermarkt. Auf der im verlinkten Bild zu erahnenden Segmentanzeige sieht man, ob der Rechner gerade mit 8 oder 16 MHz arbeitet.

Ich klage seit ungefähr einem Jahr darüber, dass mein Rechner unerträglich lahm geworden ist und trage verschiedene Theorien vor, warum das so ist. Bis eines Tages ein aufmerksamer Freund unter meinem Schreibtisch

guckt und „Wieso ist denn deine Turbotaste nicht gedrückt?“ sagt. Ich muss wohl irgendwie mit dem Fuß an den Schalter gekommen sein, vor einem Jahr.

Kathrin Passig

1997 oder 1998

Mein erstes Handytelefonat. Wo muss ich da jetzt draufdrücken?

Meine Freunde haben schon Handys, ich noch nicht. Ich leihe mir das Handy von Harald N., vermutlich, weil das in diesem Moment einfacher erscheint, als eine der noch zahlreich vorhandenen Telefonzellen zu nutzen. Erst jetzt merke ich, dass so ein Handy anders funktioniert als ein normales Telefon, und ich nicht weiß, wie. „Wo muss ich da jetzt draufdrücken?“, sage ich, und das ist natürlich genau der Satz, mit dem wir uns immer über technisch desinteressierte alte Menschen (also alle über 30) lustig machen. Erst werde ich verlacht, dann erklärt man es mir, und ich lerne außerdem, dass ich die Ortsvorwahl von Berlin mitwählen muss, *obwohl wir in Berlin sind*. Das kann ja auch wirklich niemand erraten.

Kathrin Passig

Anfang 1998

Kassetten mit deutschen Albumcharts. Ein Mitschnitt der Media-Markt-Soundkulisse aus dem Werbefernsehen

Der Regionalsender Dresden Fernsehen strahlt mehrere Stunden am Tag ein Werbeprogramm aus, das lediglich aus einer Anzeigen-Slideshow für eine hiesige Mall besteht. Irgendwie finde ich heraus, dass dabei als Soundkulisse die Ladenbeschallung der dort ansässigen Media-Markt-Filiale dient, die –

heute würde man sagen: „als Live-Feed“ – eingespeist wird. Das Bemerkenswerte: Bei dieser Soundkulisse passiert nichts anderes, als dass die ganze Zeit aktuelle Musikalben in voller Länge abgespielt werden!

Diesen Umstand mache ich mir zunutze, indem ich einen Kassettenrecorder per Cinchkabel an den Fernseher anschließe und alles mitschneide. So besitze ich nach einiger Zeit die kompletten deutschen Albumcharts in akzeptabler Qualität auf etlichen MCs. Dann ereilen die Senderbetreiber offenbar urheberrechtliche Bedenken, und ein beliebiges Radioprogramm muss als Hintergrundgeräusch herhalten.

Torsten Gaitzsch

Schuljahr 1998/99

Fast wie bei Detektiven: die Telefonkette!

Zu Beginn des neuen Schuljahres führt unsere Tutorin etwas Sensationelles ein: eine Telefonkette, für den Fall, dass auf schnellem Wege an alle Kursteilnehmer Neuigkeiten weitergegeben werden sollen. Das erinnert mich sofort an „Die drei Fragezeichen“; dort gibt es die „Telefonlawine“, bei der jedes Kind fünf Bekannte anrufen soll, wenn es Informationen zu beschaffen oder zu verteilen gilt. Bei der Telefonkette ruft allerdings jede/r nur eine weitere Person an – der Ablauf ergibt sich aus der im Kurs verteilten Liste. Zur Anwendung kommt die Telefonkette, soweit ich mich erinnere, nur ein einziges, unspektakuläres Mal.

Im April 2014, als ich die Liste zufällig wiederfinde, denke ich, dass der Jahrgang 98/99 bestimmt der letzte oder vorletzte war, der das System „Telefonkette“ kennengelernt hat, danach ging ja alles über Onlinekommunikation. Im Techniktagebuch-Chat erzählt Katharin Tai allerdings, dass es so etwas sogar noch zu ihrer Zeit gab: 2006!

Diesen Zettel bitte gut aufheben !

Erich Wustmann Gymnasium

Boxberger Str. 1 / 3   01239 Dresden

Kurs EN 1 / 11   Schuljahr: 1998 / 99

Tutorin: [illegible]

Kurssprecher: [illegible]
Stellvertreterin: [illegible]

Telefonkette

Wenn wir Informationen an alle weitergeben wollen:

a) jeder ruft ggf. den/die folgende(n) KurskameradIn in der Reihenfolge dieser Kursliste an
b) ist der / die folgende nicht erreichbar, bitte den/die nächste(n) ... usw. anrufen,
so daß die Telefonkette nicht unterbrochen wird.

S-Nrn.		Namen		Geb.Datum	Anschrift		Telefon priv.
(05)	1.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(06)	2.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(26)	3.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(07)	4.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(27)	5.	Gaitzsch,	Torsten	23.10.1981	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(08)	6.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(11)	7.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(12)	8.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(13)	9.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(02)	10.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(03)	11.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(18)	12.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(19)	13.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(20)	14.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(21)	15.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
(25)	16.	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Torsten Gaitzsch

Oktober 1998

Die Zukunft des U-Bahn-Kinos kündigt sich an, kommt aber dann doch nicht

Überall wird verkündet, dass man demnächst in der Berliner U-Bahn-Linie U9 zwischen den Stationen Zoologischer Garten und Hansaplatz Filme in Kinoqualität sehen können soll, wenn man während der Fahrt aus dem Fenster schaut.

> “Die Standbilder, die sich für den Passagier im Vorbeifahren zu einem Film zusammenmontieren, werden von 900 Diaprojektoren auf die 545 Meter lange ‘Leinwand’ – eine an der Tunnelwand befestigte Fläche in Höhe der U-Bahnfenster – geworfen. (...) Abtastpunkte messen daher die tatsächlich gefahrene Geschwindigkeit eines Zuges und geben die Werte an den Zentralrechner der Projektionsanlage weiter. Vom Computergehirn werden die Einzelbildprojektoren dann synchron so gesteuert, daß in den Köpfen der U-Bahnfahrer der richtige Film abläuft und die Bilder 30 mal in der Sekunde wechseln. Die U-Bahn selbst muß dazu mindestens mit einer Geschwindigkeit von 65km/h an der Leinwand vorbeibrausen, weshalb nicht die gesamte Länge des Tunnels zwischen den beiden Stationen für die Schau ‘bespielt’ werden kann.”
> (Telepolis: “Kino goes Underground”, 21.10.1998)

Das klingt gut, und ich sehe dem Fortschritt erwartungsvoll entgegen, aber immer, wenn ich die Strecke fahre, ist gerade irgendwas defekt. Das scheint auch vielen anderen so zu gehen. Irgendwann hört man nichts mehr von der neuen Vorführmethode.

Kathrin Passig

Irgendein Weihnachten Ende der 1990er Jahre

Meine wenige Stunden währende Polaroidphase

Weil die Polaroidkamera ein kurzes, stilles Comeback feiert und ich noch nie irgendetwas mit Sofortbildtechnik zu tun hatte, wünsche ich mir zu Weihnachten eine solche Kamera nebst Rohmaterial (10 Mark [≈ 5,- €] / Zehnerpack!).

Am Heiligabend gelingt es mir, circa drei Polaroidfotos zu erzeugen, bevor sich der Film in den Eingeweiden der Kamera verhakt und überhaupt nichts mehr funktioniert. Damit ist dieses Kapitel meiner Fotohistorie abgeschlossen.

Torsten Gaitzsch

1998 (im Regionalkrimi „Mordsverkehr“)

Wenn die Kripo zweimal klingelt

Zufällig entdecke ich in der Stadtbibliothek meines Wohnorts Karlsruhe die 1998er Taschenbuch-Erstauflage von „Mordsverkehr“, einem Regionalkrimi von Wolfgang Burger. Das Wahndreieck auf dem Cover weckt mein Interesse, obwohl mich dieses Genre ansonsten kalt lässt. Das Büchlein wird kurzerhand einerseits zur Reiselektüre erkoren und andererseits zum Studienobjekt für die im Buch beschriebenen Kommunikationsmöglichkeiten und -gepflogenheiten bei der örtlichen Kriminalpolizei Ende der 1990er Jahre:

- Ein Kriminalkommissar ist Ende 20 und hat als einziger einen PC auf seinem Schreibtisch stehen, „worum ihn die anderen nicht beneiden“. Ansonsten türmt sich auf den Schreibtischen der Kripo-Beamten „ein Berg abgegriffener Akten“.

- Der Innenminister hatte den Kripo-Beamten zu Weihnachten jeweils ein neues Handy geschenkt, um „übriggebliebene Haushaltsmittel noch vor dem Jahreswechsel auszugeben“ – nicht etwa, weil das als sinnvoll oder gar für die Ermittlungsarbeiten notwendig erachtet wird.

- Im Autoradio laufen Verkehrsnachrichten, deren Inhalt jedes Mal für den Handlungsverlauf relevant ist. Ebenso wird in der Tagesschau, regelmäßig in der Tageszeitung sowie „über Videotext“ die Bevölkerung über die neuesten Entwicklungen des Kriminalfalls informiert.

- Beim Verhören von Verdächtigen läuft ein Tonbandgerät mit. Auch die Telefonzentrale der Polizei arbeitet mit Tonband-Kassetten, um die Anrufe mitzuschneiden. Diese Kassetten haben aber offenbar die Eigenschaft, häufig verloren zu gehen, ebenso wie Akten vom LKA, die gerne auf dem Postweg wochenlang verschwinden.

- Mehrere Bekennerschreiben werden jeweils am Abend vor den Bombenanschlägen bei der Hauptpost eingeworfen, sodass sie am Tag des Anschlags an eine Tageszeitung zugestellt werden. Die Kriminaltechniker ermitteln, dass das Schreiben mit einem Textverarbeitungssystem geschrieben und mit einem „sogenannten Tintenstrahldrucker“ gedruckt wurde. Nachdem dieser als „Tintendingsbums“ bezeichnet wurde, wird eine kurze Erläuterung über die Austauschbarkeit von Tintenpatronen und deren Preis („50 Mark“) nachgeliefert.

- Verdächtige werden bei der Kripo mit eigenen (vermutlich digitalen) „Täterdateien“ sowie mit „INPOL“ abgeglichen und eine „SPUDOC-Datei“ (sic!) wird zu jedem Fall angelegt. Gemeint ist „SPUDOK“, kurz für Spuren-Dokumentationssystem, in dem seit den 1970er Jahren vom Bundeskriminalamt (BKA) teils verdachtsunabhängig Daten über Bürger gespeichert wurden. Die Existenz dieser illegalen Datensammlung wurde 1982 mit der „Spudok-Affäre“ der Öffentlichkeit bekannt.

- Zur Aufklärung des Kriminalfalls wird kurzerhand eine „Rasterfahndung“ angesetzt. Dabei „fütterte das Einwohnermeldeamt die Daten in seine Computer“ und die Kripo erhält daraufhin einen mehrseitigen Computerausdruck mit 157 Namen, was zu einer „Knochenarbeit“ für die kurzerhand einberufene Sonderkommission mit „10 Mann“ führt. Der letzte übrig gebliebene Verdächtige wird ferner mit einem Anruf beim Einwohnermeldeamt, mit Hilfe des Branchentelefonbuchs und einer (vermutlich gedruckten) Liste der Industrie- und Handelskammer nach insgesamt drei Tagen Arbeit ermittelt. Meldungen kommen vom BKA per Fax ins Dezernat und werden in der Ermittlungsakte abgeheftet.

- Bei einer Ermittlung im Redaktionsbüro der örtlichen Tageszeitung erfährt ein Kripo-Beamter, dass alle abgedruckten Leserbriefe (vermutlich ausgeschnitten) abgeheftet werden, ca. 1000 pro Jahr. Dort stellt er zudem fest, dass in der Zeitungsredaktion „überall auf Computertastaturen herumgetippt“ und ständig telefoniert wird, und ununterbrochen Leute mit Papieren umherlaufen.

- Eine junge Bauingenieurin philosophiert über die Möglichkeiten der Telearbeit. Das meiste ginge doch heutzutage problemlos per Telefon oder Fax. „Den Rest könnte man zum größten Teil problemlos per Datenfernübertragung, Videokonferenzen oder solchen Kram erledigen.“

- Der Abgleich einer vom Einwohnermeldeamt vorgelegten elektronischen Liste von Verdächtigen mit der Kundendatenbank einer überregionalen Wochenzeitung aus Hamburg gestaltet sich nicht nur aus datenschutztechnischen Gründen schwierig. Die Sekretärin in Hamburg bietet schließlich an, einen „Datenauszug“ elektronisch an den „E-Mail-Anschluß“ in der Pressestelle der Karlsruher Polizei zu senden. „Das ist so was ganz Neumodisches mit Computern.“ Die Pressestelle meldet sich telefonisch beim Ermittler, dass die E-Mail eingegangen sei, allerdings könne man das ‚Attachment‘ nicht lesen.

- Sicherheitshalber sollen zusätzlich zur E-Mail die Daten zusätzlich auf Diskette kopiert und per Kurier geschickt werden. Dazu schlägt sie den Intercity-Kurierdienst der Bahn vor (den es übrigens als „ic:kurier“ zum Aufschreibezeitpunkt 2019 noch immer gibt). Der ICE fährt jede Stunde und benötigt für die Strecke von Hamburg nach Karlsruhe rund 5 Stunden (zuzüglich den rund 20 Minuten Verspätung im Buch und dem Transport des DIN-A5-Umschlags zum entsprechenden „Intercity-Kurier“-Schalter). Mit der enthaltenen Diskette fährt der Ermittler zu einem „Rechenzentrum“, wo die Daten zunächst erfolgreich eingelesen und dann mit den Daten des Einwohnermeldeamts „zusammengeführt“ werden sollen. Die „ASCII-Datei“ in einem unbekannten Format stellt das „seltsame Volk in diesem Rechenzentrum“ jedoch vor eine unlösbare Aufgabe, die erst ein zufällig bekannter „Computerfreak“ in einer Hauruckaktion über Nacht mit einem selbstgeschriebenen Programm löst, das die Daten „Set für Set“ vergleicht. Dazu benötigt werden neben den zwei Disketten mit den Daten zudem ein paar DIN A4-Blätter mit „Schlüsselnummern“, mit denen z. B. die Spalte „Beruf“ codiert ist. Der E-Mail-Versand war also völlig unnötig. Erst im letzten Augenblick merkt der „Computerfreak“, dass der alte „sieben-bit ASCII-Code“ des Einwohnermeldeamts keine Umlaute beherrscht und hierfür eine Sonderbehandlung erforderlich ist.

- Die Suche zum dringend Tatverdächtigen führt in ein Bürogebäude. Zur Rücksprache mit dem Dezernat nutzt der Kripo-Beamte den Festnetzanschluss vor Ort und gibt für einen Rückruf seine aktuelle Nummer durch, unter der er hier im Bürogebäude erreicht werden kann. Ob es sich um einen internen Anruf handelt oder ob das Dezernat zurückruft, lässt sich erst nach dem Abheben des Hörers herausfinden und sorgt für einige Verwirrung. Dass die Ermittler die ganze Zeit ihr Diensthandy dabei haben, fällt ihnen offenbar erst ein, als sie eine Verfolgungsjagd beginnen möchten und geklärt wird, wie man weiterhin in Kontakt bleiben könne; Die Handynummer sei bekannt und jeder-

> zeit erreichbar. Der Dezernatsleiter antwortet „Ach ja richtig. Ich werde mich wohl nie an diese neuen Dinger gewöhnen." Spätere Anrufe auf dem Handy gelingen problemlos, auf der Autobahn bricht jedoch einmal kurzzeitig die Funkverbindung bei der Fahrt in eine Senke ab. Immerhin werden aber die letzen Worte des Buchs übers Handy gesprochen.

Wir lernen also, dass in der Realität dieses Buches es im Gegensatz zur Zeitungsredaktion in den Amtsstuben der Kripo im Jahr 1998 mit der Digitalisierung noch nicht besonders weit her ist. Bei der fiktiven Kripo Karlsruhe zieht man ein ausgedrucktes Dokument, ein Fax oder eine handschriftliche Notiz in jedem Fall einer „Datei" oder gar einer ominösen „E-Mail" vor. Immerhin beschwert sich selbst die Polizeipräsidentin aber über die „unsägliche Computerausstattung".

Handys gibt es zwar und sind auch die meiste Zeit verwendbar, die damit einhergehende Kommunikationserleichterung wird aber erst ganz zum Schluss und eher zufällig erkannt und genutzt.

Die teils leicht befremdlichen Beschreibungen der eingesetzten Technik sagen jedoch möglicherweise mehr über das Technikverständnis und das Vorstellungsvermögen des Krimiautors aus, der Dr.-Ing. der Elektrotechnik und zum Zeitpunkt der Veröffentlichung des Buchs 46 Jahre alt ist, als über die tatsächlich von der Kripo zu dieser Zeit eingesetzte Kommunikationstechnologie.

(Und ganz nebenbei: In den Büros, bei Krisensitzungen mit der Polizeipräsidentin und mit Lokalpolitikern sowie während Autofahrten wird selbstverständlich im Dienst geraucht, nein, vielmehr pausenlos gequalmt.)

Martin Häberle

Um 1998

Semitransparenter Pornografiekonsum am Arbeitsplatz

Ich teile mir ein Büro mit befreundeten Softwareentwicklern. Einer davon schreibt – vermutlich aus Prokrastinationsgründen – ein Tool, das alle Bilder, die über die Internetanbindung des Büros heruntergeladen werden, sammelt und ohne Personenzuordnung auf einer gemeinsamen Seite anzeigt. Noch hat niemand schnelles oder billiges Internet zu Hause, Pornografie muss also im Büro heruntergeladen werden. Ein paar Tage lang betrachten wir das Geschehen aufmerksam und versuchen die Bilder ihren Konsumenten zuzuordnen. In meiner Erinnerung (2017) gibt es eine Person im Büro, die sich zumindest *unter anderem* für heterosexuelle Standardpornografie interessiert. Die anderen gehören multiplen sexuellen Minderheiten an und sind damit zumindest an diesem Ort in der Mehrheit. Vielleicht wäre es anderswo auch so, ich habe nie von vergleichbaren Experimenten in anderen Gemeinschaftsbüros gehört. Schnell lässt das Interesse wieder nach.

Kathrin Passig

ca. 1998

Fun ist ein Erklärbad

Ich sitze am PC und spiele FIFA 98. Mein Großvater kommt ins Zimmer und schaut mir über die Schulter. Er ist ganz fasziniert davon, was man in diesen Kästen alles tun kann. Sogar Fußball spielen. Sonst interessiert er sich nicht besonders dafür, was genau ich am Computer mache und wie diese Geräte funktionieren, aber das mit dem Fußball, da will er mehr wissen.

Ich zeige ihm die CD, die man einlegen muss, wie sich das Spiel startet, was ich alles einstellen kann und wie ich die Spieler mit der Tastatur bediene. Zeug und Zeug. Seine Augen werden nur deshalb nicht immer größer, weil sie von Anfang an sehr groß waren.

“Und, wie lange kannst du das spielen?”, fragt er schließlich. “Bis die Platte zu Ende gelaufen ist?” Ich würde gerne antworten, aber ich verstehe nicht ganz, was er meint. “Musst du die Platte nicht irgendwann umdrehen?”, fragt er nochmal nach, aber ich verstehe ihn immer weniger.

“Ich kann das eigentlich unendlich lang spielen”, sage ich. “Irgendwann stürzt der PC immer ab, aber eigentlich unendlich lang.” Jetzt scheint er mich nicht mehr zu verstehen, auch wenn ich nicht weiß, warum. Ein geduldigerer 10-Jähriger würde jetzt alles noch einmal Schritt für Schritt erklären und hätte irgendwann eine Eingebung, welche Missverständnisse man wie ausräumen könnte. Aber so wie ich bin, kann ich mir nicht vorstellen, weshalb ihm nicht einfach alles von selbst klar wird. Er schaut mir noch ein bisschen zu, aber eher wie bei einem Spiel im Fernsehen, er stellt keine Fragen mehr. Zwischen uns hängt die Konfusion. So haben wir zumindest auf eine Art noch Einigkeit erzielt.

Felix Lorenz

1997 oder 1998

Phantomtelefonieren im öffentlichen Raum.

Am Hackeschen Markt an der S-Bahn läuft vor mir ein langhaariger Mann telefonierend die Treppe hoch. Handybenutzung im öffentlichen Raum gehört noch nicht zum alltäglichen Stadtbild, deswegen fällt er mir besonders auf. Aber auch weil der Mann sehr aufgebracht zu sein scheint, er spricht laut und klingt ziemlich wütend. Es geht um irgendein Auto, kann ich hören, es wurde ausgeliehen und in inakzeptablem Zustand zurückgegeben. Da der Mann beim Telefonieren den so typischen Schlendergang eingelegt hat, überhole ich ihn noch auf der Treppe und im Vorbeigehen sehe ich, dass er zwar die Hand an sein Ohr gelegt hat, aber sich dort gar kein Handy befindet. Es ist die perfekte Simulation einer relativ neuen Kulturtechnik, inklusive passender Gesprächspausen und veränderter Motorik. Auf dem Bahnsteig be-

wundere ich das Schauspiel noch eine Weile. Bis die S-Bahn einfährt, kommt es zwischen dem Mann und seinem Gesprächspartner am anderen Ende der Leitung zur Versöhnung.

sleeplessdarkhorse

Ca. 1998 ff.

Wir klöppeln von Hand eine Webseite für die KjG Philippsburg

Der Dekanatsverband Philippsburg der Katholischen jungen Gemeinde (die Kreisebene meines Jugendverbandes) bekommt eine eigene Webseite. Dazu richten wir einen »Internet-AK« ein. Einmal im Monat treffen wir uns bei Rainer in der Wohnung und bringen unsere Rechner mit: Tower-PCs mit Röhrenmonitoren. Wir verkabeln alles, dafür müssen wir obskure Dinge wie Terminatoren anstöpseln, sonst tropfen am Ende des Kabelkreises Daten heraus und nichts funktioniert mehr. Bei Rainer treffen wir uns, weil er eine eigene Wohnung hat und eine schnelle Verbindung; am Anfang noch eine ISDN-Leitung für vier, fünf Leute. Rainers Internet ist auch besonders günstig, weil er nur die Telefongebühren für ein Ortsgespräch nach Karlsruhe bezahlt: zum gemeinnützigen Provider INKA. Andere Provider verlangen zu dieser Zeit zusätzlich zu den Telefongebühren noch einmal eigene Gebühren pro Zeiteinheit.



Einmal im Monat treffen, um die Webseite zu aktualisieren, gilt schon als sehr regelmäßig. Wir sind damit bundesweit in unserem Verband bei den allerersten Gliederungen, die eine aktuelle Webseite betreiben: Es gibt Termine, Berichte zu Veranstaltungen, eine Vorstellung des Vorstands und einigen Unsinn (unter anderem haben wir in mühevoller Kleinarbeit mit GIMP unserem Jugendreferenten den beeindruckenden Schnurrbart aus dem Gesicht retuschiert). Zu den technisch aufwendigsten Inhalten gehört die Karte der

Region, auf der man die einzelnen Ortsgruppen anklicken kann, ein Gästebuch darf natürlich auch nicht fehlen. Alles ist von Hand geschrieben, pures HTML im Texteditor, CSS gilt bei manchen noch als verpönt, da der Netscape Navigator vor kurzem damit noch nicht ordentlich umgehen konnte. (Browser der Wahl ist Opera, Internet Explorer gilt als nicht satisfaktionsfähig.)

Webspace und vor allem Domains sind noch teuer. Eine eigene Domain wird erst viel später angeschafft, bis dahin liegt die Webseite in einem wenig intuitiven Unterverzeichnis von Rainers Webspace, der zum Paket von INKA gehört. Datenbanken gibt es keine (wir erfinden wilde Workarounds mit Textdateien, in der die dynamischen Inhalte gespeichert werden), aber immerhin schon PHP. Auf die Idee, ein Content Management System zu installieren, kommen wir nicht. Erst später kommt ein dynamisches Menü dazu, das ebenso handgeklöppelt aus PHP ist wie der Rest der Seite. Social Media gibt es nicht, wir hatten einen E-Mail-Newsletter. Auch den schreiben wir von Hand. Immerhin gibt’s bei INKA schon einen Listserver.

Felix Neumann

Circa 1999

Faxzeitungen, das nächste große Ding!

Von 1997 bis 2000 war ich bei der Berliner Zeitung. Damals gab es dort eine Art Geheimprojekt, es muss 1999 gewesen sein, wenn ich mich richtig erinnere. Die revolutionäre Idee: Eine Minizeitung, zusammengestellt von einer eigenen Redaktion aus den aktuellen Texten und zwei Mal am Tag ausgeliefert als Fax. Das Projekt wurde bald wieder eingestellt.

Aber Faxzeitungen müssen eine Zeit lang als tolle Idee existiert haben. Keine Ahnung, warum, aber ich lese gerade mal wieder “Count Zero”, den zweiten Teil der “Neuromancer”-Trilogie von William Gibson, erschienen 1986. Dort werden Faxzeitungen auch erwähnt: “Passing the kiosk again (. . .) The

Asahi Shimbun fax was still rolling down behind its little window, and he stepped closer in time to see the first report of the bombing of A Block, Level 3, Covina Concourse Courts, Barrytown, New Jersey. . . ”

Tragbare Geräte mit ständiger Funkverbindung spielten damals weder bei Gibson noch bei der Berliner Zeitung eine Rolle, wenn es um das Verbreiten von Nachrichten ging. Zukunft vorherzusagen ist echt schwierig.

Kai Biermann

Ungefähr Juli 1999

Ein Ferngespräch am Handy! Akute Verarmungsängste. Es geht aber alles gut aus

Ich habe noch nicht lange ein Handy und verlasse jetzt zum ersten Mal Berlin damit. Aus dem Zug rufe ich meine Eltern an, um ihnen meine Ankunftszeit mitzuteilen. Weil die Strecke lang ist und es eigentlich nie ohne Verspätungen klappt, weiß ich die Ankunftszeit erst auf der Höhe von Regensburg einigermaßen genau. Dass man jetzt aus dem Zug anrufen kann, ist schon mal ein großer Vorteil, denn bisher musste ich immer auf einem Umsteigebahnhof hastig in die Telefonzelle auf dem Bahnsteig springen, und diese Idee hatte nicht nur ich.

Ich bin etwas besorgt, weil ich im Glauben aufgezogen worden bin, dass man sofort verarmt, wenn man am Telefon mehr als nur das Allernötigste sagt, und jetzt auch noch am Handy, wer weiß! Ich habe irgendeine Berlin- oder Innerhalb-von-Viag-Interkom-Billiger-Telefonieren-Option und deshalb bisher gar kein richtiges Ferngespräch mit einer Festnetznummer geführt. Werde ich mir das mehrsekündige Elterntelefonat leisten können?

Es ist zu diesem Zeitpunkt wohl irgendwie so, dass man sich die Kosten direkt nach dem Telefonat ansagen oder anzeigen lassen kann. Jedenfalls erfahre ich zeitnah, dass der Anruf ungefähr 4 Pfennig gekostet hat, weil ich nämlich *sekundengenaue Abrechnung* habe. Ein Anruf von einem Festnetz-

telefon wäre teurer gewesen, denn da wird nicht nach Sekunden, sondern nach Einheiten abgerechnet (hier die komplizierten Details). So ist das also mit dieser neuen Technologie!

Meine Mutter wird noch viele Jahre lang sagen: „Ich leg besser gleich wieder auf, du bist doch am Handy, oder? Das ist sicher sehr teuer!“

Stand 2014: Ich rufe sicherheitshalber immer noch auf der Höhe von Regensburg aus dem Zug an, mein Vater sagt dazu aber schon seit etwa 2010 nur noch: „Ich weiß doch, wann du ankommst. Steht ja in deinem Googlekalender.“

Kathrin Passig

Sommer und Herbst 1999

Frühe eCommerce Gehversuche in der Industrie

Gegen Ende der neunziger Jahre hat der Internetboom auch die deutsche Industrie voll erfasst. Die Agentur, in der ich arbeite, hat einen Kunden, der unbedingt ein B2B Pilotprojekt umsetzen will. Wir sollen einen Webshop bauen, über den andere Unternehmen Ersatzteile für Transformatoren bestellen können.

Bei den Transformatoren handelt es sich um Starkstromtransformatoren, die in Umspannwerken und ähnlichen Anlagen benötigt werden. Das Produktangebot ist sehr übersichtlich, es gibt weniger als 20 Produkte. Diese werden über Jahre hinweg unverändert gebaut, manche schon seit über 10 Jahren. Als direkte Folge daraus ist auch das Angebot an unterschiedlichen Ersatzteilen nicht besonders hoch, manche Teile finden in verschiedenen Produkten Verwendung.

Das führt dazu, dass der Kunde nicht bereit ist, ein kostenpflichtiges off-the-shelf Shopsystem[1] einzusetzen sondern uns eine individuelle Lösung programmieren lässt. Irgendwann im Projekt kommen wir an den Punkt, an dem wir die Transaktions- und Logistikprozesse definieren müssen – uns graut dabei ein wenig vor der Anbindung an das interne SAP System des Kunden. Wir fragen beim Kunden, in welcher Form wir die Daten aus dem Bestellformular an welche Schnittstellen übergeben sollen.

„Ach" sagt der Kunde „machen Sie das mal nicht so kompliziert. Lassen Sie einfach eine Email generieren und schicken Sie uns die dann einfach." Natürlich ist das für uns einfacher und spart einiges an kalkuliertem Entwicklungsaufwand. Aber jetzt sind wir neugierig und wollen wissen, wie denn die Daten aus der Email dann weiterverarbeitet werden.

„Oh, ganz einfach. Unser Werksstudent druckt die Email aus und überträgt die Bestellung in das Faxformular, das er dann zum Ersatzteillager faxt. Die haben da eh noch keinen Rechner, der über das Internet erreichbar ist und Email empfangen könnte."

Henning Grote

Dezember 1999

„Könntest du kurz aus dem Internet gehen? Ich muss was verschicken."

Seit einem Jahr arbeite ich in einer Münchner PR-Agentur mit zwölf Mitarbeiterinnen. Pressemitteilungen werden als Papierausdruck verschickt, idealerweise in schönen Pressemappen. Wenn eine Meldung besonders eilig ist (Krisenkommunikation, Personalmeldungen), wird schon mal Faxversand gewählt – allerdings mit ungewissem Ausgang, denn die angeschriebenen Redaktionen haben meist nur ein einziges zentrales Fax, und es ist fraglich,

[1]Von OpenSource will 1999 in der Industrie niemand etwas hören und ein Intershop System für <100 Produkte, die zudem eher über Jahre unverändert angeboten werden, ist dann eben doch eine Nummer zu groß.

ob das Fax auch wirklich der Redakteurin in der Adresszeile gebracht wird. Fotos werden als Dias versandt, eine Hauptaufgabe von Praktikantinnen ist es, Diaduplikataufträge zum Fotoladen zu bringen, die Dias abzuholen und gut eingepackt zu verschicken.

Es gibt allerdings bereits Internetzugang, bezahlt werden zwei Anschlüsse. Das bedeutet, dass von den sechs ans Internet angeschlossenen Rechnern immer nur zwei gleichzeitig online gehen können. Das Web ist noch recht überschaubar, und der Hauptanlass fürs Einwählen per Modem ist das Abrufen und Versenden von E-Mails: Ein paar Kunden sind tatsächlich schon damit zu erreichen, vor allem natürlich die aufstrebenden Internet-Startups, die in München zu dieser Zeit wie die Schwammerl sprießen (Gerhard Polt in anderem Zusammenhang: „They mushroom up.“).

Üblicherweise werden also E-Mails offline geschrieben, und wenn ich sie verschicken will, schaue ich bei den Kolleginnen, ob die Internetzugänge gerade benutzt werden. Ist es so, bitte ich: „Könntest du kurz aus dem Internet gehen? Ich muss was verschicken.“ Als einige Fotos auch digital zur Verfügung stehen, beginnen wir sie den Redaktionen in dieser Form anzubieten – und ernten meist heftige Abwehr: In vielen Ilustrierten hat nur die Grafikabteilung Internetzugang, und es wäre sehr umständlich für die Redakteurinnen, das eingehende Material zu sichten.

Ein Jahr später bewerbe ich mich bei einer anderen Agentur. Im Vorstellungsgespräch erwähnt der Geschäftsführer en passant, das sie eine Standleitung ins Internet hat; ich sehe das Paradies zum Greifen nahe und freue mich sehr, als ich den Job bekomme.

die Kaltmamsell

ca. 1999

Vor- und Nachteile der Rufnummernanzeige

Ich habe einen PR-Beratungskunden, einen sehr netten, jungen Rechtsanwalt, der aber über einen etwas skurrilen Humor verfügt. Jedes Mal, wenn er mich anruft, meldet er sich mit einem anderen Namen, meistens so etwas wie “Steuerfahndung, Müller”.

Zum Glück habe ich gerade im Büro ein ganz neues Telefon mit Display und Rufnummernanzeige bekommen. Nachdem ich mich ein paarmal sehr erschrocken und mit meiner Reaktion zum Deppen gemacht habe, erkenne ich endlich seine Nummer auf Anhieb. Zwar sind die Telefone der Kanzlei ihrerseits so eingestellt, dass man immer die Zentrale sieht und nicht die jeweilige Durchwahl. Aber da dieser junge Anwalt der PR-Beauftragte der Kanzlei ist, ruft von dort ohnehin nur er bei mir an. Ich nehme mir fest vor, es ihm bald heimzuzahlen.

Als ich das nächste Mal die Nummer der Kanzlei im Display sehe, melde ich mich geistesgegenwärtig mit „Städtischer Hundefriedhof Germersheim-Süd“. – Darauf langes Schweigen am anderen Ende der Leitung, und schließlich der Kunde: „Ja … Wir sitzen hier in der Soziätsversammlung und hätten mal eine Frage. Ich hatte bereits auf laut gestellt.“

Ab diesem Moment werde ich nie wieder einen Telefonscherz machen. Mit niemandem.

Kerstin Hoffmann

In den 90ern

Bilder im Kopf

In der Techniktagebuchredaktion sprechen wir Ende 2020 darüber, wie schwierig es ist, bei Virtual-Reality-Games Screenshots zu machen. Man ist entweder nicht schnell genug oder hat gerade keine Hand frei oder irgendwas anderes funktioniert nicht.

Die Schwierigkeiten erinnern mich an einen Kindheitstraum: Wie wäre es, stellte ich mir vor, wenn man alles, was man sieht, einfach fotografieren könnte? Man müsste die eigenen Augen bloß in den Fotomodus schalten (indem man denkt: ›Das würde ich jetzt gerne fotografieren‹) und dann blinzeln, um auszulösen und damit alles

festzuhalten, was gerade im eigenen Blickfeld zu sehen ist. Wenn man in den Videomodus schaltet (indem man denkt: ›Davon würde ich jetzt gerne ein Video machen‹), könnte man mit einem Blinzeln die Aufnahme starten und auch wieder beenden. Die Kamera im Kopf wüsste schon von selbst, was ein Blinzeln zum Starten oder Beenden der Aufnahme ist und was nur ein Zwischenblinzeln, um die Augen feucht zu halten. Vor allem bei Autofahrten, bei denen alles schneller vorbeizog, als ich es verarbeiten konnte, war das ein Wunsch, der mich über mehrere Jahre begleitete.

Eigentlich war es nicht nur ein Wunsch. Ich *habe* die ›Fotos‹ und ›Videos‹ alle gemacht, durch ein einfaches Blinzeln. Leider nur ist die Festplatte, auf der sie abgelegt wurden, nicht die zuverlässigste: mein Gehirn.

Christopher Bergmann

3. Januar 2000 (von 2018 aus betrachtet)

Die nervöse Zerstreuung der 1980er ist die meditative Sammlung der 2000er und unerreichbar aus dem Jahr 2018

Aus unklarem Grund läuft in den frühen Morgenstunden dreimal hintereinander der Film “Koyaanisqatsi” im ZDF.

Mo	03.01.2000	04:05–05:30	ZDF
Mo	03.01.2000	02:40–04:05	ZDF
Mo	03.01.2000	01:15–02:40	ZDF

Quelle: https://web.archive.org/web/20220130063537/://www.fernsehserien.de/filme/koyaanisqatsi

Aus ebenso unklarem Grund liegen H. und ich immer noch in der Wohnung herum, in der wir Silvester gefeiert haben, sehen den Film mehrmals und äußern uns überrascht. Es ist ein anderer Film geworden, seit wir ihm in den 1980er Jahren zum letzten Mal begegnet sind. (Ich bin dazu mehrmals weite Strecken nach Regensburg und München gefahren, wo man ihn im Kino sehen konnte.) Damals war es ein zivilisationskritischer Film über Hektik und “die Uhrwerkartigkeit des Lebens"(Wikipedia). Jetzt ist ein langes, entspanntes, meditatives Musikvideo daraus geworden. Die dazwischenliegenden Jahre mit MTV haben unsere Sehgewohnheiten verändert.

Ich schreibe diesen Beitrag 2018 auf, weil ein Gespräch mit A. mich daran erinnert. A. hat mir gerade ein Synthesia-animiertes YouTube-Video des Soundtracks gezeigt.

K.: haben wir eigentlich jemals den Film zusammen gesehen? ich glaube nicht, oder?”
A.: ich habe den film noch nie komplett gesehen
K.: ich weiß gar nicht, ob das überhaupt noch möglich ist
man müsste in der Lage sein, zwei Stunden lang ununterbrochen (wirkt sonst nicht) einen Film zu sehen, in dem nichts passiert
A.: vielleicht unter drogen
oder wenn draussen was passiert.
oder weihnachten
K.: also schon 2000 ging es nur im Rahmen von verkatertem Neujahrsrumhängen, und damals waren die meisten Ablenkungen ja noch nicht mal erfunden.

Kathrin Passig

23. 8. 2000

Schnüre für Internet gibt es nur in kurz

Aus einem E-Mailaustausch zwischen mir (damals 19) mit einer Freundin, A. Leicht editiert für besseres Verständnis, unter Anderem nötig, da wir damals anstatt per Chat über immer länger werdende E-Mails kommunizierten, wo wir direkte Antworten auf Fragen und Anmerkungen immer in die vorherige Mail einfügten.

> Ich: konnte mich im internet cafe verkriechen, da bei uns das kabel im a** ist und das neue, extralang erst am freitag geliefert werden kann)
> A: hä? *verstehensschwierigkeitenverspür*
> Ich: also gaaaanz von vorne
> 1. wir haben internet
> 2. wir müssen eine verlängerungsschnur von oben in die diele haben, weil das haus zu alt und oben kein anschluss ist

3. schnüre für internet gibts nur in 25 m
4 .daraus folgt dass wir zwei zusammensteckten
5.meine mutter hat ein zu ästhetisches feingefühl und meint, ein zusammengestecktes, von oben hängendes kabel verunstalte das wohnambiente in einer nicht zumutbaren weise
6. also mussten wir jedesmal nach gebrauch des www die kabel auseinaderstecken und dezent in den zwei stockwerken zusammengerollt unter möbel verstecken
7. das ewige aus und einstecken beschädigte das empfindsame kabel
8. also brauchen wir ein neues
9.also brauchen wir ein LANGES neues damit papa es wohnambientetauglich verlegen kann ohne ein und ausstecken
10. sowas hat der laden nicht vorrätig
11.also musste papa eins bestellen auf das ich jetzt warte
kapiert?noch fragen?
A: wer hat die filmrechte? *lach*

Kurz nachdem das bestellte Kabel im Laden ankam, verlegte es mein Vater mithilfe von in die Wand genagelten Halterungen akribisch ordentlich vom unteren Stockwerk das Treppenhaus hinauf, an Türrahmen und Teppichleisten entlang bis zum Computer im ersten Stock und überstrich das unschöne Grau mit Weiß. Meine Mutter war zufrieden und wir mussten nicht mehr stecken. Heute wird die Familie über unsichtbares und daher wohnambientetaugliches WLAN versorgt.

Alina Smithee

Frühjahr 2000

Mein erster Webring hat eine Mailingliste

Im Informatikunterricht entdecke ich beim Surfen im Web die Seite einer jungen Frau, die sich ihre eigene Fantasy-Welt ausgedacht hat. Sie nutzt die Seite als Hintergrund für Geschichten, die sie schreibt, aber sie verbringt auch viel Zeit damit, einfach diese fiktive Welt, ihre Sprachen, Völker und Landstriche zu beschreiben und im Netz zu präsentieren. Über diese erste Seite entdecke ich weitere Menschen, die das gleiche machen.

Die Seiten sind verbunden durch einen sogenannten “Webring”, ein Konzept, das man schon wenige Jahre später dank Google und anderer Finde-Mechanismen kaum noch brauchen wird. Thematisch ähnliche Seiten schließen sich zusammen und jede von ihnen baut – am besten auf der Startseite – einen Codeschnipsel ein, mit der man durch den Ring navigieren kann. Entweder klickt man sich zur nächsten Seite durch, man springt zu einer zufälligen Seite oder man lässt sich alle Seiten als Liste anzeigen.

Ich befinde mich noch auf dem Zenit einer Obsession mit Fantasy und Science-Fiction und erinnere mich, dass ich vor einigen Jahren auch eine fiktive Welt entworfen habe. Also setze ich mich in den nächsten Tagen nach Schulschluss hin und gieße die Texte, die ich 1996 verfasst habe, in eine HTML-Seite, die ich auf dem T-Online-Webspace meiner Eltern hoste.

Mit der fertigen Seite bewerbe ich mich offiziell um Aufnahme in den noch sehr kleinen Webring und werde kurz darauf zugelassen – ich bin eins der ersten 15 Mitglieder bei den “Weltenbastlern”.

Die Administration und Community des Webrings läuft über eine Mailingliste. Man schreibt eine Nachricht an die Adresse der Liste und alle anderen Mitglieder der Liste bekommen sie dann in den Posteingang. Weil manchmal sehr viele Nachrichten pro Tag geschickt werden, kann man sich statt der Einzelmails auch eine tägliche Zusammenfassung aller Mails schicken lassen (”Digest”).

Einige Zeit später zieht die Community der Mailingliste auf ein Bulletin-Board-Forum-System um. Dort wird weiter offiziell über die Bewerbung neuer Seiten für den Webring durch die bisherigen Mitglieder entschieden. Meine eigene Seite verlässt 2005 den Webring, weil ich mit dem aktiven Weltenbasteln aufgehört habe.

Alexander Matzkeit

April 2000

Vorsichtshalber schon mal das Internet ausdrucken

Wie Michael Brake besaß auch ich in der Prä-YouTube-Zeit einen Ordner mit „Filmchen“, die ich aus Spaßportalen wie milkandcookies.com heruntergeladen hatte. Das hatte durchaus seinen Sinn: Ausschnitte aus NBC-Latenight-Shows zum Beispiel neigen bis heute dazu, schneller aus dem Netz zu verschwinden, als man „Copyright Policy“ sagen kann. Leider ging dieser Ordner bei meinem letzten Umzug verloren.

Nicht verloren ging hingegen eine Sammlung von 26 A4-Seiten, die ich (laut Datumsstempel) zwischen dem 4. und dem 9. April 2000 von einem „Humor Archive“ gespeichert und ausgedruckt habe. Darauf zu lesen sind: interessante Fakten („Two thirds of the world’s eggplant is grown in New Jersey“; „A snail can sleep for three years“), verrückte Gesetze („The state law of Pennsylvania prohibits singing in the bathtub“), lustige Warnhinweise („Korean kitchen knife: Keep out of children!“) und einige *urban legends*. ‘Hey, solche Listen sind bestimmt total schwer zu finden und werden mich niemals ermüden, die archiviere ich mal lieber auf Papier!’, habe ich mir wohl damals gedacht.

Torsten Gaitzsch

August 2000

Der “Internet-Club” in Moskau

Im August 1999 bin ich zum ersten Mal zu einem Sprachkurs in Moskau. Beim zweiten Mal, im August 2000, gibt es im Wohnheim schon einen „Internet Club“, in dem sich die jungen Araber heimlich Pornoseiten ansehen und deshalb manchmal vom Aufpasser rausgeworfen werden. Er ist ungefähr 60 Jahre alt und trägt eine Perücke und eine sehr starke Brille. Die meiste Zeit sitzt er an seinem Tisch und studiert mehrere Quadratmeter große Schaltpläne. Einmal schläft er ein, und alle können solange umsonst surfen. Am Wochenende ist der „Internet Club“ geschlossen, und ich fahre mit der Metro eine Stunde ins Zentrum, um in irgendeinem Internet-Café meine E-Mail zu lesen. Im Monat drauf bin ich in Sofia, wo es Dutzende Internet-Cafés gibt. Ich muß Texte, die ich auf einer Diskette gespeichert habe, verschicken. Ich stecke die Diskette in den Schlitz, und sie fällt in das Gehäuse des Towers, es war gar kein Laufwerk eingebaut gewesen.

Jochen Schmidt

Um die Jahrtausendwende

Tomatensalat
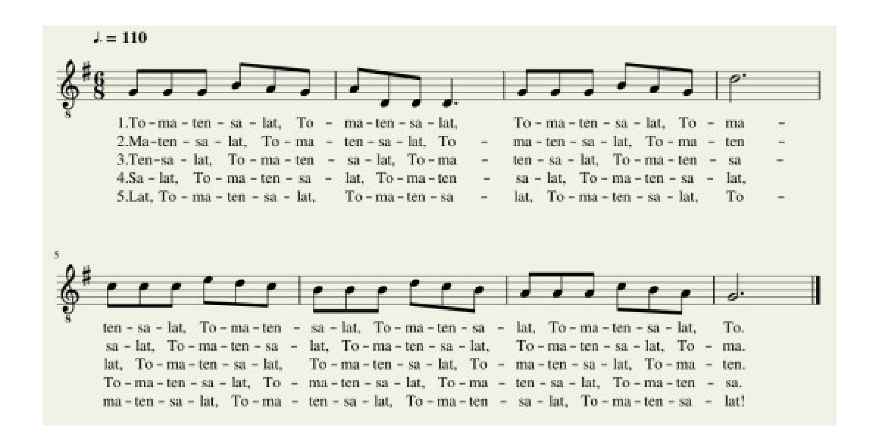
Ich bekomme ein neues Firmenhandy – irgendeins von Nokia, glaube ich. Man kann damit telefonieren, SMS schreiben, Snake spielen, was die aktuellen Modelle halt so können.

Beim Autofahren mit dem Handy zu telefonieren ist (in der Schweiz) zwar bereits verboten, wird jedoch weithin als Kavaliersdelikt angesehen, und alle Welt tut es. Ich auch, mit spärlich schlechtem Gewissen. Eine wirklich funktionierende Freisprechanlage ist ein echtes, für mich unerreichbares Statussymbol. Bluetooth steckt noch in den Kinderschuhen und nervt ohne Ende, daher sind teure, umständliche Halterungen und Verkabelungen nötig, die

auch noch für jedes neue Handy und jedes neue Auto neu gemacht werden müssen. Daher bin ich elektrisiert, als ich in der Bedienungsanleitung meines neuen Telefons lese, es habe eine eingebaute Freisprechfunktion!

Ich schreite sogleich zur Tat und fange an, die neue Funktion in Betrieb zu nehmen. Man kann ein „Zauberwort“ vereinbaren, und wenn man es ausspricht, erwacht das Handy und ruft eine zuvor eingegebene Nummer an (da es ein Diensttelefon ist, wähle ich pflichtbewusst die Nummer der Firma). Ein Test ergibt, dass die Sache … na ja, noch verbesserungswürdig ist. Sprachqualität schlecht, Lautstärke niedrig, das Zauberwort wird schlecht erkannt. Ich lege enttäuscht das Handy im Auto beiseite und fahre zu meinem Kunden an den Genfersee, und abends wieder zurück.

Irgendwann auf dem Heimweg fange ich an zu singen. Ach, ich singe so oft so schöne Sachen beim Autofahren, aber an diesem Spätnachmittag im Sommer flüstert der Teufel mir ein, das Tomatensalat-Lied zu singen:



Man ahnt es bereits: am Abend werde ich feststellen, dass das Handy sich von meinem Gesang angesprochen fühlte (obwohl das Zauberwort keineswegs “Tomatensalat” lautet) und in der Firma angerufen hat. Wie ist das wohl abgelaufen? Meine Fantasie malt sich natürlich gleich aus: Die Kol-

legen haben meinen Gesang gehört, ihn auf Lautsprecher gelegt, und das ganze Büro lief zusammen und hielt sich die Bäuche vor Freude, dass Herr Otter sich hier ganz und gar zum Narren macht. Am besten, ich kaufe mir gleich eine Kappe mit drei Zipfeln und Glöckchen dran.

Aber als ich am nächsten Tag in die Firma komme, sagt niemand etwas dazu, und auch vorsichtige Nachfragen meinerseits fördern nichts zutage. Als ich viel später direkter und hartnäckiger frage, will sich niemand an den Vorfall erinnern. Das nährt in mir die Hoffnung, die Soundqualität sei so elendiglich schlecht gewesen, dass man nur undefinierbaren Lärm hörte und achselzuckend wieder auflegte. Aber wissen werde ich es nie.

Tilman Otter

1995 bis 2000

Star-Trek via Sky TV

Als Star Trek-Fan, der die Serien (Next Generation, Deep Space 9, Voyager) gerne in Originalversion ansieht, empfange ich die englischen Sky-Kanäle via Satellitenschüssel.

Die Sender sind verschlüsselt, deswegen verwende ich einen Amstrad-Receiver mit einer Freischaltkarte. Erst eine aus dem Internet, die man immer, wenn Sky den Schlüsselcode änderte, über eine Folientastatur an der Karte selbst neu mit einer zwölfstelligen Zahl, die man blind eintippte, reaktivieren musste. Später dann hatte ich über Umwege eine Sky-Originalkarte.

Damit stehen mir neben Sky One, der die ST-Serien täglich morgens und abends ausstrahlt, auch andere englische Sender zur Verfügung, so ein Heim- und Gartensender, der viele Heimwerker-Sendungen anbietet, z. B. mit Bob Vila oder This Old House (das US-Vorbild für Zuhause im Glück etc.). Der läuft bei mir tagsüber häufig als Hintergrundberieselung. Mit der Original-Sky-Karte empfange ich auch Sky Movies mit englischen Filmen.

Die Star-Trek-Folgen archiviere ich jeweils zu viert auf E180-VHS-Kassetten. Obwohl Sky One ein Bezahlsender ist, wird jede dreimal durch Werbung unterbrochen, die ich mit der Pausentaste ausspare.

Die Kassetten schaue ich später nie wieder an. Später (bis ca. 2010) lade ich fast alle Folgen aus dem Internet im DIVX-Format herunter und brenne sie auf DVDs. Die sehe ich aber auch kaum öfter an.

Thomas Jungbluth

Irgendwann zwischen 1995 und 2000

Der E-Mail-Öffner

Der Haushalt meiner Eltern wird auf unklarem Weg um einen Brieföffner mit der Aufschrift “e-mail opener” bereichert:



Obwohl der Brieföffner nie benutzt wird, liegt er auch 2015 noch in der Nähe der Post herum. Künftige Archäologen, wie gern würde man manchmal ihre Gesichter sehen und ihre Forschungsartikel lesen.

Kathrin Passig

Seit den 1980ern bis ca. 2000

Höflich anrufen, auch wenn keiner abnimmt

Solange ich mich zurückerinnern kann, achte ich darauf, einen erfolglosen Anruf höflich zu beenden. Ich verstehe darunter, dem womöglich atemlos herbeieilenden Angerufenen mein Auflegen mitzuteilen, so dass dieser nicht umsonst den Hörer hochheben muss.

(Hörer sind eine Kombination aus Mikrofon und einem kleinen Lautsprecher, die in einem gebogenen Kunststoffstück verbaut sind. Dieses hält man zum Telefonieren in sein Gesicht, da das gesamte Telefon zu schwer ist, um es dauerhaft hochzuhalten. Der Hörer ist mit einem Spiralkabel mit dem Hauptgerät des Telefons verbunden, welches wiederum mit einem Kabel mit der Wandanschlussbuchse verbunden ist.)

Ich lege daher möglichst mitten im Klingeln, und nicht in einer Pause auf.

Als ich erfahre, dass das Tuten im Hörer des Anrufers bei Mobiltelefonen zeitlich nicht mehr mit dem Klingeln des angerufenen Telefons übereinstimmt, beende ich Anrufe an Handys einfach wieder, wann ich will.

Tobias

2001

Technik verschiedener Art im Krankenhaus

Ich leiste meinen Zivildienst im OP- und Anästhesiebereich eines großen Krankenhauses ab. Technik verschiedener Art wird in den folgenden zehn Monaten eine nicht unerhebliche Rolle spielen.

Schon in den ersten Wochen meines Dienstes höre ich von hier und da verlauten, dass ich als Zivi nicht drum herum komme, „die Geräte zu machen“. ‘Welche Geräte wohl gemeint sind’, frage ich mich. Und was genau wird da eigentlich „gemacht“? Kurz darauf erfahre ich es: Hin und wieder müssen die Beatmungsmaschinen auseinandergebaut und gereinigt werden. Natür-

lich nimmt sich niemand die Zeit, mir dieses hochkomplexe Prozedere beizubringen, so dass ich nur sehr langsam und im Learning-by-über-die-Schulter-looking-&-doing-Verfahren zum „Geräte"-Profi werde. Die mindestens zehn Einzelteile aus dem Geräteinneren werden ein paar Stunden in ein Desinfektionsbad gelegt, dann trocknen gelassen und schließlich wieder eingesetzt, wobei man höllisch aufpassen muss. Einmal weist mich eine Krankenschwester darauf hin (ja, die Geräte werden nach der Reinigung von einer Fachkraft getestet; das Leben der Patienten liegt also nicht zu 100% in den Händen ungelernter neunzehnjähriger Kriegsdienstverweigerer), dass ich zwei Filter vertauscht habe – was zu einer gefährlichen Fehlfunktion führen könne. Ich bin entsetzt: Wie kann man nur eine Maschine herstellen, in der nicht jedes Teil seinen eindeutigen Platz hat?!

Das technische Gerät, mit dem ich am meisten zu tun habe, ist die Umbettanlage, mit welcher der oder die zu Operierende mithilfe einer beweglichen Fließbandplatte vom Krankenbett auf den OP-Tisch gehievt wird. Die Bedienung dieses Dings ist Hoheitswissen, und ich triumphiere manchmal innerlich, wenn man mich extra für einen Umbettvorgang herbeiruft.

Auch der Transport der Patienten von der jeweiligen Station in das OP-Zentrum fällt in meinen Zuständigkeitsbereich. Wenn ich unterwegs bin, trage ich einen *Pager* bei mir. Das ist ein kleiner, auch „Pieper" genannter Funkmeldeempfänger, den man von jedem internen Telefon aus anrufen kann, worauf er piept und eine vierstellige Zahl, nämlich die Nummer des anrufenden Apparats, anzeigt. Wenn das geschieht, muss ich mir das nächste Telefon suchen, die angezeigte Nummer wählen und sagen „Ja, was gibt's?"

Das Coolste an dem Klinikum ist allerdings die Rohrpostanlage, die, wie ich soeben in Erfahrung brachte, immer noch existiert (April 2014). Man tut eine Akte, eine Gewebeprobe oder sonstiges in einen durchsichtigen Zylinder, steckt diesen in das Senderohr, gibt den Zielcode ein, dann macht's „Plopp" und die Post geht mit bis zu 30 km/h auf die Reise.

In den OP-Sälen gibt es Gassteckdosen. Aus einer kommt bei Bedarf reiner Sauerstoff. Hat sich die feine Gesellschaft in den Goldenen Zwanzigern nicht regelmäßig mit Sauerstoff berauscht?, schießt es mir durch den Kopf, als ich

einmal allein im Operationstrakt stehe. Ich schließe einen Schlauch an den O_2-Ausgang an und stecke mir das andere Ende in die Nase. Die Wirkung ist enttäuschend.

Torsten Gaitzsch

Juli 2001

Die Festplatten sind zu laut für Harddisk-Recording

Von einer Freundin, die Dokumentarfilme macht, werden mein Freund Armin und ich gebeten, für den neuen Film, der gerade in der Drehphase ist, die Titel- und Hintergrundmusik zu komponieren und zu produzieren. Armin ist für das Musikalische und die Instrumentenbedienung zuständig, ich übernehme die Produktion. Meine Aufnahme- und Musikproduktionsfähigkeiten stammen größtenteils aus Lokalradio-Zeiten in den 1980er Jahren. Und das bedeutet Tonbandgeräte mit Tonbändern, die mit Schere und Klebefolie nachbearbeitet werden.

Ich beschließe, mit der Zeit zu gehen und die Aufnahmen und die Nachbearbeitung komplett digital auf Festplatte zu machen: Harddisk Recording heißt das zu diesem Zeitpunkt. Wir brauchen für das geplante Stück etliche Spuren für Gitarre, Bass, Melodika, Bratsche, Cello, Zither und diverse Dopplungen dieser Instrumente. Einzelne Heimanwender-Festplatten sind 2001 mit ihrer Schreibgeschwindigkeit nicht schnell genug dafür. Ausweg ist ein RAID 0 Striping Harddisk-Array. Dabei wird der Datendurchsatz erhöht, indem der anfallende Datenstrom gleichmäßig über mehrere angeschlossene Festplatten verteilt wird. Ich besorge einen relativ bezahlbaren IDE-RAID-Controller als PC-Steckkarte und vier gleich große Festplatten mittlerer Qualität und Größe.

Das daraus resultierende PC-Prunkstück wird im studio-artig schallgepolsterten Konferenzraum der Firma aufgebaut. An mehreren Wochenenden machen wir die Aufnahmen. Nach noch ein paar Tagen Mischung und Postproduction am PC zu Hause senden wir den Regisseurinnen die Master CD-ROM. Die Musik gefällt und wir wähnen uns in Sicherheit.

Wir werden zur Musikmischung des Films ins Studio des Toningenieurs eingeladen, um bei eventuell notwendigen Schnitten, Kürzungen oder Ein/Ausblendungen noch beratend zur Seite zu stehen. An irgendeiner Stelle fängt der Toningenieur an die Wiedergabe zu stoppen, zurück zu springen und neu zu starten. Mehrfach hintereinander. Irgendwann sagt er "Sagt mal, hört ihr das nicht?" Nein, wir hören nichts. Armin denkt, dass sein Cello-Stakkato rhythmisch total unperfekt ist und es jetzt jemandem auffällt. Genervt dreht der Toningenieur an einigen Einstellungen seiner Sound-Plugins, bis er das, was wir nicht hören, isoliert hat, damit wir jetzt nur noch das hören. Und in voller Pracht, gerade bei den Passagen mit den Streichinstrumenten, hören wir vier hochtönig sirrende Festplatten, leise begleitet von einem PC-Lüfter. "Jetzt stellt euch das mal im Kino vor!" empört sich der Tonmeister.

Glücklicherweise kann alles, was man aus einer Aufnahme so detailscharf isolieren kann, auch komplett rausgemacht werden. Es ist immer wieder gut, wenn auch Profis an etwas mitarbeiten. Der Film "Der Glanz von Berlin" von Judith Keil und Antje Kruska wird, gereinigt von einigen Nebengeräuschen in der Musik, fertig und läuft als Premiere auf der Berlinale 2002.

Peter Witzel

Oktober 2001

Ich mache zum letzten Mal eine eindrucksvolle Vollbremsung

Ich will in meinem jugendlichen Überschwang mit meinem kleinen roten Peugeot 106 einen Radfahrer überholen, schätze den Abstand zur Verkehrsinsel vor mir aber falsch ein und steige in die Eisen, um sie nicht zu rammen. Es quietscht prägnant, eine kurze schwarze Spur bleibt auf der Straße zurück.

Kurz danach werde ich ein neues Auto bekommen, das nur noch langweiliges ABS hat. Schon vorher war mir aufgefallen, dass Bremsspuren auf Straßen weniger wurden. Ich frage mich, wie die Polizei bei Unfällen kontrolliert, ob und wann ein Fahrer gebremst hat.

Nachtrag: Beantwortung meiner Frage im Redaktionschat:

> Gar nicht mehr. Damit ist die Polizei i. d. R. überfordert. Ältere Polizisten, die noch mit Bremsspuren bei Unfällen aufgewachsen sind, folgern aus dem Nichtvorhandensein von Spuren, dass das Auto „ungebremst" aufgeprallt ist, eine der am häufigsten falschen „Feststellungen" in Unfallanzeigen und dann auch in Pressemeldungen. Für jüngere Polizisten ist es normal, dass keine Spuren entstanden sind (oder sie schauen nicht so genau hin). Fakt ist, dass Unfälle auf trockener Straße im ABS-Zeitalter im Grunde genauso behandelt werden, wie früher bereits Unfälle auf nasser Straße. Da gab es auch keine Spuren.

Johannes Mirus

24.11.2001

Pongspiel auf Hochhausfassaden und vergebliche Nutzerforschung

Ich habe mit P. und seiner Freundin zusammen den ganzen Tag bei großer Kälte am Alexanderplatz Nutzerforschung betrieben: Unter anderem haben wir Passanten Zettel vorgelegt, die wie ein Browser aussahen. Die Passanten mussten sich entscheiden, ob sie die „HTML-Version" oder die „Java-Version" sehen wollten. Das ist eine Entscheidung, vor der man in letzter Zeit häufiger steht. Zur Begründung ihrer Wahl haben die Passanten Dinge vorgebracht wie „Java klingt gut, das ist eine Insel, das nehm ich mal." Wir haben diese Begründungen aufgeschrieben.

Jetzt sind wir in einem Steakhouse am Alexanderplatz. Von hier aus kann man das „Haus des Lehrers" sehen, wo es seit September eine Blinkenlights-Lichtinstallation gibt: Man kann mit dem Handy auf der Fassade Pong spielen. Ich habe das schon vorher ausprobiert, und bei mir ging es nicht so richtig, aber bei P. klappt es, er steht am Fenster und freut sich.

Später am Abend wird P. auf dem Rückweg nach Zürich mit dem Crossair-Flug 3597 abstürzen. Schuld ist eine fehlerhafte gedruckte Karte. P. überlebt unverletzt, die Ergebnisse unserer Nutzerforschung verbrennen.

Kathrin Passig

2001

Mein Kunstgeschichtsstudium scheitert an meinem Stolz

Ich studiere Kunstgeschichte an der Universität Bonn. Tatsächlich habe ich zum zweiten Mal mein Nebenfach gewechselt, ich habe also schon ein bisschen Unierfahrung in anderen Fächern.

Die Kunstgeschichtler in Bonn gehören aber zu einer besonderen Spezies. Um die Bibliothek benutzen zu dürfen, muss man eine Einführung mitmachen, erst dann bekommt man irgendwo einen Stempel oder Ähnliches, und darf offiziell die Bibliothek nutzen. Damit nicht genug, man muss auch eine Einführung machen, um auf die Diasammlung zugreifen zu können. In den Seminaren werden Bilder nach wie vor mit Hilfe eines Diaprojektor gezeigt, für eigene Referate kann man sich entsprechende Dias zusammensuchen und ausleihen. Allerdings eben nur nach einer obligatorischen Einführung.

Zumindest die Bibliothekseinführung empfinde ich als persönlichen Affront. Ich benutze Bibliotheken, seit ich vier bin, habe als Teenager in der örtlichen Bibliothek Bücher eingeräumt und andere Leute beraten, ein Praktikum im Buchladen gemacht und benutze schließlich auch alle anderen Seminarsbibliotheken, ohne dass man mich dafür anleiten musste. Ich sehe schlichtweg nicht ein, warum ich mir ausgerechnet für Kunstgeschichte die Benutzung einer Bibliothek vorschreiben lassen sollte.

Ich mache entsprechend keine Einführung und suche mir die Bücher, die ich für ein Referat brauche, in der großen Unibibliothek zusammen, da will mich keiner einführen.

Die ebenso obligatorische Einführung für die Diasammlung würde ich unter anderen Umständen eventuell noch akzeptieren, an dieser Stelle greift aber ein geradezu kindlicher Trotz und ich verweigere mich auch dieser Gängelung. Ich darf also auch keine Dias ausleihen.

Wie ich zu den Dias meines einzigen Referats gekommen bin, ist nicht überliefert. Eventuell gab ich dem Dozenten einfach eine Liste mit allen Bildern, die ich benötigte und er besorgte die Bilder. Irgendwie ging es anscheinend.

Zwei Semester später breche ich mein Studium ab und werde Fachinformatiker. Zumindest im Fall der Kunstgeschichte ist mein Studium eventuell auch ein bisschen an meinem Stolz gescheitert.

Anne Schüßler

2002-2014

Kleine Amazon-Bestellhistorie

27.3.2002 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon: ein englischsprachiges Buch.
4.1.2008 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon, das kein Unterhaltungsmedium ist: Kopfhörer.
2.10.2011 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon, das kein Unterhaltungsmedium und kein technisches Gerät ist: ein Achterpack Braun-Oral-B-Aufsteckbürsten.
27.6.2012 Ich bestelle zum ersten Mal etwas bei Amazon, das kein Unterhaltungsmedium, kein technisches Gerät und kein Zubehör für ein technisches Gerät ist. Was, tut hier nichts zur Sache.
6.5.2014 Ich bestelle zum ersten Mal Lebensmittel bei Amazon.

Torsten Gaitzsch

2002 (prägend bis heute)

Das Supporter-Projekt der Einstürzenden Neubauten

Die Berliner Band Einstürzende Neubauten gibt es seit 1980. Ihre wichtigsten Alben veröffentlichen sie auf dem britischen Independent Label Some Bizarre und es heißt, dass sie von Labelbesitzer Stevo über den Tisch gezogen wurden und in ihrer kreativsten und erfolgreichsten Schaffensphase mit der Musik kaum Geld verdienten. 1989 wechseln sie erst zu Rough Trade und dann zu Mute.

2002 wird Mute an das britische Major-Label EMI verkauft und die Einstürzenden Neubauten stehen ohne Vertrag da. Anstatt sich eine andere Plattenfirma zu suchen, gehen sie neue Wege. Über die Website der Band können Fans Supporter werden und mit einem Beitrag von 35 $ die Produktion eines neuen Albums unterstützen. So entsteht das Supporter Projekt I, das von

2002 bis irgendwann in 2003 läuft. Gut 2000 Supporter unterstützen das Projekt finanziell, dafür bekommen sie exklusiven Zugang zum Supporter Forum, können dort miteinander und mit den Mitgliedern der Band diskutieren, per Webcam live im Übungsraum und Studio bei der Produktion des neuen Albums dabei sein und währenddessen mit der Band chatten. Mit der Veröffentlichung einer CD (kostenfrei für alle Supporter) endet die erste Phase des Projekts. Es werden noch zwei weitere folgen.

Ich bin eine dieser Supporter und verbringe zum ersten Mal jede freie Minute im Internet. Bis heute sind diese Erfahrungen für mich Sinnbild digitaler Kommunikation. Es ist dieser direkte ungeschminkte Einblick in etwas Unvollkommenes, der mich beeindruckt und prägt. Ich erlebe hautnah den Übergang einer one-to-many in eine many-to-many-Kommunikation und -Kultur. Das ist aufregend und mir neu. Mit viel Mut zum öffentlichen Scheitern stellt sich eine Band einer digital vernetzten Community, streitet sich vor laufender Webcam, legt bandinterne Strukturen offen, verspielt sich wieder und wieder, und wir dürfen alle dabei sein. Am Ende dieses Prozesses gibt es eine CD mit neuen Songs. Nicht alle sind gut, aber was zählt ist die gemeinsame Erfahrung. Für mich entsteht mit diesem Projekt ein ganz neues Lebensgefühl, eine post-privacy-Haltung, lange bevor ich zum ersten Mal von diesem Begriff gehört haben werde.

sleeplessdarkhorse

Mai 2002

Bernd diktiert

Ich fahre in einem alten IC oder sogar D-Zug in der Nähe von Koblenz oder Bonn, als jemand aufgeregt in den Wagen stürzt und nach einem Handy fragt – »Ich muss ‘ne SMS verschicken, es is wichtig!« Bis 1999 bat ich selbst bei Mitreisenden um Telefoniergelegenheit, wenn ich jemanden über meine verspätete Ankunft informieren wollte; jetzt kann ich mich revanchieren. »Toll,

das is nett von dir! … Tach, ich bin der Bernd aus Mönchengladbach.«
Bernd nimmt gleich gegenüber auf der Kunstlederbank Platz und beginnt flüssig zu diktieren. Ich tippe auf dem Tastaturblock meines kleinen Siemens ME45 (schwarzgrau, die »Outdoor-Version«) herum, so flott ich kann; immerhin funktioniert die T9 genannte Worterkennung so, dass ich sie auch benutze und so etwas schneller schreibe als z. B. mit meinem späteren Nokia-Handy, bei dem ich sie nach ein paar missratenen Versuchen abgestellt habe. Bernds Mitteilung beginnt mit „liebe maus“ und fällt etwas länger aus. Staunend schreibe ich einen gut 2.000 Zeichen langen Brief, in dem es sprunghaft, aber nicht ohne Klarheit um große Gefühle geht (Liebe, Eifersucht und Enttäuschung) wie auch um Alltägliches (Verabredung zur Sonnenbank am Abend). Der Rest des Großraumwagens hört mit. Ich lösche zwischendurch ältere Nachrichten aus meinem Postausgang, um den Text am Schluss nochmal ganz nachlesen zu können; an Diskretion scheint Bernd wenig gelegen. Er sagt danke (»Toll – es sind immer so Kumpelfrauen wie Du, die mir helfen!«), erspart mir weitere Details und steigt am nächsten Bahnhof aus. Ich bin ja auch gut informiert jetzt.
Eine Reaktion auf die vielen von meiner Handynummer abgeschickten Nachrichten kommt nie, weder als SMS noch als Anruf. Ich schreibe das Erlebnis auf und den ganzen Liebesbrief von meinem schwarz-weißen, ach was: gelblich-olive/dunkelgrauen Display ab.

Undine Löhfelm

Sommer 2002

Tuut!

Vieles, nein, eigentlich alles an diesem Erlebnis ist Spekulation. Ich werde versuchen, es verantwortungsvoll zu erzählen, indem ich mich an nichts als die Fakten halte.

Es ist der Sommer 2002. Meine Freundin und ich haben uns ein Cabrio gemietet und wir genießen die Sonne Kaliforniens mit offenem Verdeck. Wir sind auf dem Interstate nach San Francisco unterwegs, und neben uns auf der rechten Spur fährt eine endlose Kolonne von chromblitzenden Trucks.

Alle Trucks haben CB-Funk-Antennen.

Die linke Spur haben wir praktisch für uns alleine und wir ziehen mit siebzig, fünfundsiebzig Meilen pro Stunde an den Trucks vorbei. Es können auch achtzig Meilen gewesen sein. Herrlich!

Plötzlich macht einer der Trucks neben uns »Tuut!« mit seiner Dampfhupe.

Ich grübele, ob dieses »Tuut!« irgendwas zu bedeuten hatte, komme aber zu keinem Ergebnis.

Etwa fünf Minuten später zieht vor mir ein Truck auf die linke Spur und bremst mich auf sechzig Meilen pro Stunde herunter.

Das passiert genau in dem Augenblick, als wir an einer Radarfalle vorbeifahren.

André Spiegel

16.9.2002

Vom Telefon-Scheitern zum Forumsposting-Scheitern

Früher pflegte ich vom Telefon-Scheitern zu träumen. Dringend muss irgendwo angerufen werden, aber das Telefon hat eine Wählscheibe, ich verwähle mich ständig etc. Inzwischen ist dieser Traum weitgehend dem Traum vom schwierigen Forumsposting gewichen. Heute beispielsweise musste ich einen langen Beitrag schreiben, indem ich auf meinem Teller, später auf dem Tisch fünf Zentimeter hohe Buchstaben aus rotgewürztem Reis formte. Saure Sahne erschwerte die Aufgabe zusätzlich. Dabei war mir klar, dass der Reis nach

Vollendung des Beitrags einfach so ins Forum gekippt würde, alle Buchstaben also danach neu geformt werden müssten. Und es eilte sehr, weil ich einen Witz machen wollte, bei dem mir niemand zuvorkommen sollte …

Kathrin Passig

2002

CD-Mütter

Die Band, in der ich singe, veröffentlicht eine CD.

Ich schenke meiner Mutter diese CD, es gibt höchstens 500 Stück davon.

Meine Mutter besitzt noch keinen CD-Player, um sich die Musik anzuhören.

Sie geht in diesen großen Supermarkt mit Hi-Fi-Abteilung und bittet die Fachverkäuferin, ob sie freundlicherweise die CD abspielen würde.

Die Lautstärke wird voll aufgedreht, die Musik ist überall im Supermarkt laut zu hören.

Meine Mutter beendet ihre Einkäufe, auf dem Weg zur Kasse holt sie die CD wieder ab.

Martin Riemer

Ungefähr 2002

Ich benutze zum allerletzten Mal ein Faxbestellformular

Man muss jetzt nicht mehr auf der Post Schlange stehen, um Briefmarken zu kaufen. Man kann sie auch auf der Website der Post bestellen. Ich habe das schon mehrmals gemacht. Aber es ist ein relativ umständlicher Prozess, und diesmal fällt mir das Faxbestellformular in die Hand, das der letzten Liefe-

rung beigelegt war. „Irgendwas ankreuzen, faxen, fertig“, denke ich, „es war ja gar nicht alles schlecht früher!“ Ich teile mir nämlich zu diesem Zeitpunkt ein Büro mit einer Firma, die ein Faxgerät besitzt.

Ein paar Tage später kommt eine Nachnahmesendung für mich. Ich muss sehr, sehr viel Geld bezahlen, und ich bekomme dafür nur einen ganz kleinen Umschlag. Darin sind Sondermarken, ziemlich genau zehnmal so viele, wie ich haben wollte. Ich vergleiche noch mal mit dem Faxformular: Dort, wo auf der Postwebsite „Stück“ steht, heißt es auf dem Faxformular „Bogen“. Auf einem Bogen sind zehn Briefmarken.

Ich habe ein Rückgaberecht, von dem ich aber nichts weiß, und verkaufe deshalb die überschüssigen 90 Prozent der Briefmarken bei eBay. Am Ende des Jahres kann ich einen schönen hohen Betrag unter „Portokosten“ von der Steuer absetzen. Ich schreibe auf meine Lessons-Learned-Liste: „Keine Faxbestellformulare benutzen“. Bestellverfahren, bei denen man den Endbetrag nicht angezeigt bekommt, sind viel zu gefährlich.

Kathrin Passig

1.3.2003

Letztmalige Durchrubbelwonne im Letraset-Milieu

Eine gute Freundin eröffnet eine Galerie, und hat mich kurzerhand für die Eröffnungsausstellung rekrutiert, in der es um Schrift gehen soll. Kurz darauf entdecke ich in der Verramschungsecke eines Schreibwarenladens etwas, das mich nostalgisch seufzen lässt: Letrasetbuchstaben! Damit beschriftete und illustrierte man im Architekturstudium noch in den 90er Jahren Zeichnungen, indem der betreffende Buchstabe mit einem extra dafür angeschafften metallenen Letrasetlöffel (eine Art flachgeklopfte Häkelnadel) von seinem Trägerpapier, oder wie auch immer das in der Letrasetbranche hieß, durchgerubbelt wurde, eine konzentrierte Tätigkeit, die einem stets zu zenhafter

Zufriedenheit verhalf. Ich kaufe den ganzen Restbestand, und stelle daraus, die wohl letztmögliche Durchrubbelwonne auskostend, eine Handvoll Bilder von fiktiven Städten her.



Maik Novotny

Mitte 2003

Der Roomba ist ein sehr hilfloser Helfer. Aber so niedlich!

Je länger ich abends arbeite, desto weniger Lust habe ich auf Haushaltsdinge. Um Zeit zu sparen, erwäge ich den Kauf eines Staubsaugroboters von einer Firma mit dem schönen Namen iRobot. Dass die Firma etwas von Robotern versteht, sieht man daran, dass schon die Startseite ihrer Website in zwei Hälften geteilt ist: auf der einen Seite eine Hausfrau mit einem tollen Roboter, auf der anderen Soldaten in Uniform mit einem zugegebenermaßen noch tolleren Roboter. Die Staubsauger sind offenbar ein Abfallprodukt der Rüstungsindustrie. Ich habe kurz ein schlechtes Gewissen, aber dann rollt eine Staubmaus von der Größe eines Tumbleweeds vorbei und ich kaufe. Oh, die viele Zeit, die ich jetzt sparen werde!

Als das Gerät geliefert wird, bin ich so aufgeregt, dass ich sogar die Gebrauchsanweisung durchlese. Man muss anhand dreier Tasten aussuchen, ob der Raum klein, mittel oder groß ist. Bewegliche Hindernisse und Kabel räumt man möglichst aus dem Weg. Damit der Staubsaugroboter nicht abhaut und sich zum Beispiel die Treppe hinunterstürzt, gibt es eine Sperre, die man aufstellen kann. Ich habe keine Treppe in meiner Wohnung und sperre den Roomba deshalb nicht ein. Er soll es ja gut bei mir haben.

Als der Sauger aufgeladen ist, setze ich ihn in Bewegung und kann meine Augen nicht mehr von ihm lassen. Er bewegt sich wie ein blinder Welpe, stupst gegen Tischbeine, torkelt an Wänden entlang und ist in seinem Verhalten auf eine seltsam silberfarbene Weise so putzig, dass ich ihn ohne Unterlass beobachten muss. Dabei mache ich vermutlich ein Gesicht, als hätte ich es mit einem Wurf Kätzchen zu tun. Als er unter dem Sofa zum Stillstand kommt, piepst er jämmerlich. Ich quieke vor Mitleid und mein Mutterinstinkt befiehlt mir sofort, ihn zu füttern, denn von allein findet er nicht zur Ladestation zurück.

Insgesamt ist er ein sehr hilfloser Helfer und es dauert zwei Wochen, bis ich beginne, ihn nur noch anzuschalten, wenn ich aus dem Haus gehe. Nur so spare ich durch den Roboter Zeit: Kein Blick zurück. Hinfort, Possierlichkeit! Bei der Rückkehr am Abend dann heisst es lauschen und suchen, denn wie einem schüchternen Haustier geht dem Gerät gerne unter Schränken und Kommoden der Saft aus. Es gibt dann in größeren Abständen Laut, um seine Position zu melden. „Er verkriecht sich, wenn es ihm nicht gut geht“ denke ich kurz, aber dann schäme ich mich vor mir selbst für diesen Gedanken.

Irgendwann, nach ein paar Jahren, wird er gebrechlich. Zuerst lässt der Akku nach und muss ersetzt werden. Dann will er irgendwann gar nicht mehr. Es dauert fast zehn Jahre, bis ich mir wieder einen Staubsaugroboter anschaffe und diesmal gehe ich erst gar nicht auf seine Niedlichkeiten ein. Der neue ist etwas ruppiger, er frisst schon mal herumliegende Stoffbeutel in sich hinein, um dann schmollend liegen zu bleiben, weil der Bissen doch zu groß war. Auch verfährt er selbständiger: er findet zur Ladestation zurück und macht sich quasi selbst was zu essen. Mir solls recht sein, ich bin eh nicht da.

Mia Culpa

28.8.2003

Im Münchner öffentlichen Nahverkehr fällt das Handy-Verbot

Für einen (Wohn)Berliner war es in den vergangenen Jahren eine etwas absurde Vorstellung: Während in der Hauptstadt schon seit den späten 1990-er Jahren der Handy-Empfang in der U-Bahn möglich war (E-Plus war das erste Netz im Untergrund und warb mit großen Aufklebern *Auch hier immer auf Empfang*), herrschte im Münchner öffentlichen Nahverkehr ein flächendeckendes Verbot der Benutzung von Mobiltelefonen. Nicht nur in der U-Bahn, wo es ohnehin keinen Empfang gab, sondern auch in den Bussen und

Bahnen der bayerischen Hauptstadt. Aufkleber in den Fahrzeugen wiesen darauf hin, und es wurden auch immer wieder Geschichten von Fahrgästen kolportiert, die ein Busfahrer rauswarf, weil sie während der Fahrt telefonierten.

Das ist jetzt vorbei, auch in Bayern sind offensichtlich Mobiltelefone keine Gefahr mehr für die Busse (die ja sonst vielleicht abstürzen könnten). Das Verbot wurde aufgehoben. Über die neue Münchner Freiheit berichtet der *Münchner Merkur:*

> Das Handy-Verbot in städtischen Bussen und Trambahnen ist ab sofort aufgehoben. Das hat Nahverkehrschef Herbert König verkündet. Die Bushersteller hätten nach langem Zögern einen Freibrief für die Handy-Benutzung in den Fahrzeugen ausgestellt. Die U-Bahn bleibt dagegen von dieser Regelung ausgenommen, weil dafür die technischen Installationen fehlen. (. . .) Wie berichtet, signalisierte nun eine Mehrheit im Rathaus, sie werde sich nun doch nicht gegen eine Erlaubnis sperren. Währenddessen ließ König ein ums andere Mal das Publikum befragen, doch das Meinungsbild bei Handy-Besitzern und anderen Fahrgästen blieb uneinheitlich. Die Gesundheitsbehörde stellte ein vorsichtiges Unbedenklichkeitszeugnis aus. So hat er sich nun entschlossen, das Verbot fürs erste probeweise aufzuheben. Zugleich ruft er die Telefonbenutzer dazu auf, sparsam mit der neuen Freiheit umzugehen.

Erstaunlich ist, dass bayerische Fahrzeuge und Gesundheitsrichtlinien offensichtlich von denen in anderen Bundesländern abweichen – dass Berliner Doppeldeckerbusse durch Mobiltelefone gefährdet würden, war nie ein Thema. Vielleicht fühlten sich die Münchner auch nur durch Dauertelefonierer auf dem Nachbarsitz gestört. Die könnten ja trotz Erlaubnis auf die akustisch weitgehend unbedenklichen SMS ausweichen.

Thomas Wiegold

Seit 2003 bis heute

Wikipedia bewahrt mich vor Albträumen

Seit “Ring” (dem amerikanischen Remake) gucke ich keine Horrorfilme mehr. Nachdem ich diesen Film geguckt haben, musste ich eine Woche unseren Fernseher quasi dauerbewachen, damit er keine bösen Sachen tun konnte. (Das war meine Lösung. Ich kenne andere Menschen, die den Fernseher nach dem Film eher gemieden haben, ich hielt es für besser, ihn einfach permanent zu kontrollieren.) Ich bin dann wohl doch etwas zu sensibel.

Da ich aber auch schrecklich neugierig bin, brauche ich einen Weg, wie ich bei Horrorfilmen erfahre, was die Pointe (oder generell die Handlung) ist, ohne dass ich den Film gucken muss.

Wikipedia hilft dabei. Bei fast allen Filmen bekommt man hier eine brauchbare und ausreichend ausführliche Zusammenfassung. Auf wenigen Absätzen zusammengefasst klingt es auch meistens nicht so schlimm, meine Neugier ist trotzdem befriedigt und ich muss mich nicht mehr unnötig verängstigen lassen. Nur mein Mann ist gelegentlich unzufrieden, weil ich öfter als früher “Nein, das guck ich nicht!” sage, manchmal sogar mit dem Zusatz “Ich hab mir die Handlung eh schon durchgelesen.”

Anne Schüßler

ca. 2003

DATE KENNEDÜFF

Anfang der 2000er bin ich Kunde bei der HypoVereinsbank. Ich kann bei der Bank noch kein Online-Banking machen, aber wenn ich nicht die Lust habe, ein Überweisungsformular auszufüllen und zur nächsten Filiale zu gehen, kann ich meine Überweisungen auch per Telefon erledigen. Dazu muss ich zu einer zivilen Uhrzeit eine Festnetznummer anrufen und werde mit

einem Call-Center-Mitarbeiter verbunden. Ich brauche eine PIN und manchmal werde ich zur Sicherheit auch nach meinem Geburtstag und -ort gefragt. Dann kann ich die Überweisungsdaten durchgeben.

Es kommt dabei öfter zu Komplikationen. Ziffern werden in der Regel korrekt aufgenommen, aber die Namen der Empfänger und die Verwendungszwecke können die lustigsten Fehler enthalten. Am Ende werden alle Daten noch einmal zur Kontrolle vorgelesen, aber besonders fremdsprachige Wörter oder ungewöhnliche Eigennamen werden von den Call-Center-Mitarbeitern nicht besser aufgenommen als von mancher Sprachsoftware.

Einmal ersteigere ich auf eBay eine LP von den Dead Kennedys ("Frankenchrist" vermutlich) und überweise den Betrag per Telefon. Wochen später, als ich die LP längst ins Regal einsortiert habe, überfliege ich den Kontoauszug, den ich mir in Papierform bei der Bank-Filiale ausdrucke, und muss kurz überlegen, was wohl mit "DATE KENNEDÜFF" gemeint sein könnte.

Felix Lorenz

Ungefähr 2000–2003

POZ oder ELV, jedenfalls ein Bezahlverfahren für schlechte Zeiten

Weil ziemlich viele Geschäftsmodelle, die mit dem Internet zu tun haben, gerade bauchoben treiben, haben meine Büromitbewohner und ich manchmal kein Geld auf dem Konto. Wenn der Geldautomat uns nichts mehr gibt oder die Gefahr besteht, dass die Karte eingezogen werden könnte, gehen wir bei Kaiser's am Kottbusser Tor einkaufen. Dort kann man mit der ec-Karte bezahlen, ohne dass dabei eine Verbindung zur Bank hergestellt wird. Man braucht keine PIN und muss nur auf dem Kassenzettel unterschreiben.

Es könnte sich um das POZ-Verfahren ("Point of Sale ohne Zahlungsgarantie") handeln, wahrscheinlich ist es aber das "Elektronische Lastschriftverfahren" ELV. Beim POZ wird bei Beträgen über 30,68 Euro[1] eine Sperrdatei der Banken abgefragt, die aber nur prüft, ob die Karte als gesperrt, verloren oder gestohlen gemeldet ist. Dabei fallen Telefonkosten und 5 Cent für die Sperrdateiabfrage an. Das ELV-Verfahren ist noch billiger, weil es auch auf diese Prüfung verzichtet. Es liest lediglich aus dem Magnetstreifen der Karte die Bankleitzahl und die Kontonummer aus und erzeugt eine ganz normale Lastschrift. (Quelle: Internet, vor allem zahlungsverkehrsfragen.de.)

Die Bank könnte die Lastschrift bei ungedecktem Konto und fehlendem Dispo-Kredit zwar ablehnen, tut es aber nie. Ob das ein Abkommen zwischen Deutscher Bank und Kaiser's ist oder einfach nur Glück, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

2003

Der Dell

Etwa im Jahr 2003 schafft unsere Firma für die Mitarbeiter Personal Digital Assistants (PDAs) an. Manche sagen dazu auch Handheld Computer, oder Palmtop. Letzteres ist allerdings ein Markenname, der in unserem Falle nicht zutrifft (es handelt sich um einen Dell Axim 5), aber wie beim Tempotaschentuch ist das den Leuten bisweilen auch egal. In der Firma setzt sich die Bezeichnung „Der Dell" durch.

[1] Warum gerade dieser krumme Betrag? Ungooglebar.
Update: Doch nicht ungooglebar: 60 DM sind umgerechnet 30,68 Euro. Ich habe das selbst herausgefunden, aber nur, weil mir entgangen war, dass Gunnar Kwisinski die Lösung schon zwanzig Minuten früher per Mail eingesendet hatte.



Der Dell sieht aus wie ein zu knubbelig geratenes Smartphone. Sein Betriebssystem ist Windows Mobile. Es gehört eine Art Dockingstation dazu, in der er geladen wird, und die über den Schreibtisch-PC Kontakt zu Netzwerk und Internet hat. Ausserhalb der Station hat das Gerät keinen Internetzugang. Touchscreen? Ja, irgendwie schon, allerdings funktioniert er nur mit

dem (leicht verlierbaren und teuer nachzukaufenden) Eingabestift wirklich befriedigend – an Texteingabe mit dem Finger ist nicht zu denken (mal einen Menüpunkt mit dem Finger anstupsen funktioniert aber).



Sein eigentlicher Trumpf ist, dass er einen GPS-Empfänger hat, so dass er (nach unserer 2003er Recherche, die gut ist oder vielleicht auch nicht) die zu diesem Zeitpunkt mit Abstand billigste Lösung ist, einem Auto nachträglich ein Navigationssystem zu verpassen. Man braucht lediglich eine Navigations-

Software, die in unserem Fall von Tomtom und auf CD geliefert wird. Sie kostet zwar Geld, aber längst nicht so viel wie die Lösungen, welche die Autohersteller anbieten.

Die Navigation mit Tomtom auf dem Dell funktioniert jedenfalls hervorragend (um Längen besser als das vom Autohersteller gelieferte Navi, das ich 2019 benutze). Abgesehen davon bin ich aber der einzige Mitarbeiter, der mit dem Dell so richtig warm wird. Als einziger richte ich die Synchronisierung mit meinen Mails, Terminen und Kontakten ein (erstere, mangels Internetverbindung, halt nur zum Nachlesen), und benütze das Gerät intensiv und gern.

Etwas ungutes Thema ist die Akkulaufzeit, sie beträgt nur wenige Stunden. Ich mildere das Problem, indem ich im Internet einen Superakku mit doppelter Kapazität bestelle, der allerdings auch doppelt so gross ist wie das Original, an der Geräterückseite rucksackartig übersteht, und den Apparat noch knubbeliger macht.

Ich versuche, das Gerät zum Musik- oder gar Filmeabspielen zu verwenden – wie traumhaft wäre es, in Bus, Bahn und Flugzeug Spielfilme darauf abspielen zu können, die Umsitzenden würden sabbern vor Neid! Es wird aber nichts damit. Zwar sind die notwendigen Programme (das Wort App existiert glaub ich noch nicht, und wenn, ist es mir noch zu suspekt, um es zu denken) durchaus vorhanden, aber Speichermedium und Prozessor sind so hoffnungslos überfordert, dass man nur milde lächeln kann.

Schon bald sehe ich bei meinem österreichischen Kollegen einen PDA, der nicht nur alles kann, was der Dell kann, sondern auch noch fotografieren, telefonieren und Musik abspielen! Jetzt sabbere ICH vor Neid. Ob ich wohl je ein solches Wundergerät mein Eigen nennen werde?

Tilman Otter

1989 bis ca. 2003

Fotoalchemie in der vordigitalen Zeit

Seit 1985 war ich in einer Theatergruppe und dort unter anderem für die Fotos zuständig. Insbesondere bei Generalproben und Aufführungen waren damals wie heute Schwarzweiß-Aufnahmen beliebt.

Der Grund war einfach: Schwarzweiß-Filme hatten eine bessere Auflösung und einen größeren Belichtungsspielraum als entsprechende Farbfilme.

Außerdem war es erheblich einfacher, sie zu entwickeln und Vergrößerungen herzustellen – zumindest damals.

Das Entwickeln der Negative erfolgte in einem lichtdichten Tank – die Kaltmamsell berichtete bereits von den klassischen Kippentwicklungsdosen. Das Problem war: Die Aufgabe der Negative besteht darin, extrem lichtempfindlich zu sein. Zum Entwickeln müssen sie jedoch in eine Spiralschiene eingefädelt werden, damit sie gleichmäßig von der Chemie umspült werden können.

Es gab drei Möglichkeiten:

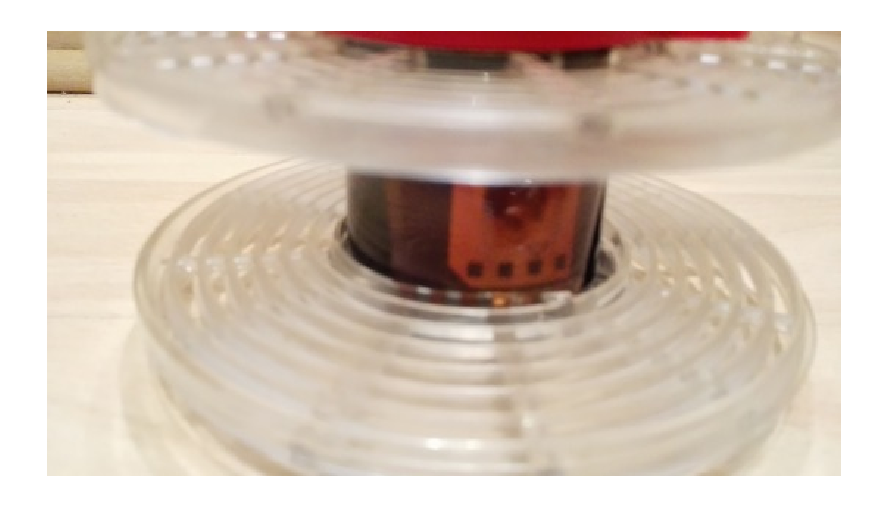
- den Film in einem hinreichend dunklen Raum im Blindflug in die Spirale einzufädeln, was dann auch mal eine Abstellkammer oder eine Drehtür sein konnte
- den gesamten Vorgang in einem Dunkelsack auszuführen, was etwas bequemer war und vor versehentlichem Einschalten des Lichts oder Öffnen der Tür schützte
- die Anschaffung einer Tageslichtentwicklungsdose, in welche die Filmpatrone eingelegt wird und die eine Einspulvorrichtung für den Film besitzt.

Mein Badezimmer war 1989 zwar auch Dunkelkammer, aber meine ersten Versuche, belichtete Negativstreifen in die Spiralschiene zu schieben, scheiterten an meiner Geduld und der Tatsache, dass man dazu Handschuhe tragen muss, um Fingerabdrücke auf dem Filmstreifen zu vermeiden.

Der Tageslichttank funktionierte so, dass die komplette Filmpatrone in eine Kammer in der Achse der Spiralschine eingelegt wird.



Das Ende des Films, bei dem man zuvor die Leicazunge entfernt und die Ecken abgerundet hatte, wird von innen in die Schiene eingelegt. Die beiden Teile der Schiene haben knapp hinter der Stelle, wo der Film eingelegt wird, zwei Haken und können ungefähr ein halbes Bild, also 18mm, gegeneinander verschoben werden.



Die Spiralschiene wird in den Tank eingelegt, dieser wird zugeschraubt und ist schon mal durch den Labyrinthverschluss lichtdicht. Nun wird durch Hin- und Herdrehen der oberen Scheibe der Schiene (die untere ist im Tank fixiert) der Film um jeweils ein halbes Bild weiter in die Schiene befördert.

Ich hatte ausreichend Fingerspitzengefühl, um am Klicken und der leichten Vibration der Achse, die ich drehte, zu erkennen, ob der Film korrekt eingespult wird.



Ich erinnere mich an keinen Fall, in dem das am Ende nicht geklappt hätte.

War der Film aus der Patrone in die Spirale befördert, wurde der innere Teil der Achse nach unten gedreht. Die scharfe, runde Klinge an seinem unteren Ende schnitt erst den Film ab und dichtete dann die Kammer mit der Patrone ab, damit deren Metall nicht den Entwickler chemisch unbrauchbar macht.

Dann wurde zuerst Entwickler, eine alkalische Lösung, in den Tank geschüttet. Nach Anleitung des Herstellers musste der nun auch wasserdicht verschlossene Tank regelmäßig gekippt werden, damit der Entwickler durchgemischt wird, was für eine gleichmäßige Entwicklung erforderlich ist.



Nach dem Entwickeln und Wässern des Films kam Stoppbad in den Tank, ich nahm Essigsäure in 5%, die ich aus einem Teil Essigessenz 20% und vier Teilen Wasser hergestellt hatte.

Nach dem Neutralisieren des Entwicklers durch das Stoppbad wurde der Film wieder gewässert und danach mit Fixierbad bearbeitet.

Mit meist zitternden Fingern entnahm ich den Negativstreifen und hängte ihn im überheizten Badezimmer zum Trocknen an eine Wäscheleine.

Mitte der 90er wurden die mit dem Schwarzweiß-Prozess zu entwickelnden Filme rar. Das Entwickeln im eigenen Labor war nicht gerade billiger als das Weggeben des Films, aber es ging erheblich schneller (wenige Stunden statt einer Woche bei Schwarzweißfilmen) und ich konnte beim klassischen Ilford HP5+ die Empfindlichkeit von 400 ASA auf bis u 3.200 ASA "pushen", was zugleich die Körnung und die Kontraste (Gradation) ziemlich stimmungsvoll machte.

Während der Delta400 von Ilford noch mit dem simplen Schwarzweiß-Prozess entwickelt wurde, musste der Kodak T Max mit dem Farbprozess C41 entwickelt werden. Das bedeutete, dass noch ein Bleichbad hinzukam und

die Chemikalien immer eine Temperatur von 38 ± 0,3°C haben mussten, was mir zu kompliziert war. Bei Schwarzweißfilmen maß man die Temperatur des Entwicklers und entnahm die erforderliche Entwicklungszeit einer Tabelle.

Mein nächster PC hatte Corel Draw und Corel Photo Paint dabei. Ich scannte Bilder, die ich bearbeiten wollte, in der Firma und dachte dann über die Anschaffung eines Negativscanners nach, bis mein Stamm-Labor Ende der 90er Jahre alle Negative direkt auf Photo-CD brennen konnte.

Um die Jahrtausendwende kaufte ich dann die erste Digicam. Die letzten analogen Fotos habe ich Anfang der Nullerjahre gemacht.

In Schwarzweiß.

Volker König

Frühjahr 2004

Freudsche Emojis und ihre Folgen

Es sind Semesterferien, ich habe aus diversen Gründen nicht viel Lust, die Wohnung zu verlassen und verlagere meine Aktivitätsphasen größtenteils auf die Nacht. Ich surfe, schreibe und chatte mit Kontakten rund um den Globus. Manche Menschen kenne ich nur online, manche sind das, was man "real life"-Freunde nennt, manche waren einst das eine und sind jetzt das andere.

Die meisten meiner aktiven Chatpartner sind zu dieser Zeit in verschiedenen Messengern verteilt. Dazu gehören ICQ, MSN und der Yahoo-Messenger. Dort registrierte Freunde aus Deutschland gehen peu à peu offline, je länger die Nacht fortschreitet, außer einem noch recht neuen Kontakt. Kennengelernt haben wir uns auf Livejournal.com. Dort hat jeder von uns ein eigenes Blog, das gleichzeitig als Account fungiert, mit dem man Communitys beitreten kann. Wir haben uns in einer Community zum Thema deutschsprachiger und englischsprachiger Austausch getroffen, festgestellt dass wir auf dieselbe Universität gehen und und auch sonst viel gemeinsam haben. Erst dachte

ich, der Mensch hinter dem in Fuchsiatönen gehaltenem Blog sei eine Frau, aber das macht ja im Netz sowieso keinen Unterschied. Als unsere Threads immer länger wurden, begannen wir unsere Unterhaltungen aus dem Blogsystem in einen direkten Chat umzulagern. Richtig getroffen haben wir uns bisher nicht, wozu auch. Vielleicht belegen wir ja im kommenden Semester einen gemeinsamen Kurs.

Wenn niemand anders mehr wach ist, reden wir über alles Mögliche und bombardieren uns vor allem mit den animierten Smileys, die der Yahoo Messenger anbietet. Ein beliebtes Spiel ist es, eine lange Kette dieser Emoticons aneinanderzureihen und zu erraten, was der Gegenüber wohl damit gemeint hat, oder gleich mit einer Kette zu antworten.

Bei einer solchen Kette – es ist schon recht spät – vertippe ich mich und ein Gesichtchen mit einem eindeutig flirtenden Ausdruck schleicht sich ein. Ich erschrecke und will erst erklären, dass es ein Versehen ist – doch dann antwortet er mit einem ebenso flirtenden Smiley. Ich stelle fest, dass mich das sehr freut und dass ich vielleicht doch nicht nur deswegen fast jede Nacht mit ihm chatte, weil er der einzige ist, der noch wach ist.

Am nächsten Tag sprechen wir kein Wort über Herzchensmileys oder deren Bedeutung. Auch nicht bei unserem ersten Treffen an der Uni. Aber es braucht nur noch zwei Wochen, bis wir einsehen, was um uns herum längst jeder mehr als deutlich verstanden hat. Fünf Jahre später heiraten wir. Smileyketten benutzen wir heute noch, auf Whatsapp.

Angela Heider-Willms

Irgendwann zwischen 2001 und 2005 (wahrscheinlich 2004)

Es ist nicht alles New York – *oder*: Ich denke über den Einfluss von Technik auf Kultur und Räume nach und jemand teilt mir einen Gedanken mit, der mich noch jahrzehntelang beschäftigt: Vom Schmelztiegel zum Einheitsbrei

Ich bin auf Heimaturlaub. Der NDR nimmt ein Konzert und anschließend Korrekturschnitte von uns auf. Ein Aufnahmewagen steht vor der Kirche, ein größerer LKW, vollgestopft mit (mich beeindruckender) Technik. An den Wänden des Aufnahmewagens hängen Monitore, darunter Tische voller Schieberegler, Knöpfe und Lämpchen. Von dem Wagen laufen fast armdicke Kabel zu der Kirche, in der wir musizieren. Rechts neben dem Eingang der Kirche ist ein portabler Schaltschrank aufgebaut, so ca 1 m x 2 m Grundfläche und ca 1,50 m hoch. In diesen gehen die armdicken Kabel aus dem Aufnahmewagen hinein. Heraus kommen andere Kabel, die deutlich dünner sind. Diese führen zu kleineren Kästchen auf dem Boden und von dort zu ganz vielen Mikrofonen, die im Kirchenraum auf Stativen verteilt sind.

Der Aufnahmeleiter sitzt die meiste Zeit mit der Partitur des Stückes in dem Aufnahmewagen. Während der Probe vorher und der Korrekturschnitte hinterher bekommen wir von ihm über Talkback-Lautsprecher, die in der Kirche platziert sind, Rückmeldungen, zum Beispiel so was wie: “Können wir bitte Takt 74 bis 93 nochmal haben. Wir brauchen eigentlich nur den Takt 89 noch einmal, weil die Absprache nicht präzise war, bitte achtet auf die übermäßige Quarte, die war unsauber – aber in Takt 74 müsste ein guter Einstieg für euch sein.” Mir fällt die hohe Kenntnis und das extrem geschulte Ohr des Aufnahmeleiters auf.

Ich muss an ein Gespräch, das ich mit dem Aufnahmeleiter in einer Pause führe, immer mal wieder und auch jetzt, zum Aufschreibezeitpunkt 2023 (aus Anlass vieler Kommentare zu kultureller Aneignung), zurückdenken:

Ich frage ihn sinngemäß, ob das für ihn nicht nervig und künstlerisch unbefriedigend sei, so kleine lokale „Künstler“ mitschneiden zu müssen, wenn um uns herum so viel großartige Musik verfügbar ist. Wie viel spannender es doch sicher sei, auf den großen Konzerten toller, berühmter Künstler tätig zu sein. Er antwortet:

Nein! Er halte das für eine ganz wichtige und total zentrale Aufgabe seines Jobs, die kleinen lokalen Künstler mit ihren regionalen Eigenarten zu dokumentieren und zu stärken. Durch die großen Massenevents und die überall verfügbare ähnliche Musik trete eine Vereinheitlichung des Kunstgeschmacks ein, die er für besorgniserregend halte – soweit ich mich erinnere sprach er dabei gerade nicht über Qualität oder das Niveau der Kunst, sondern wirklich nur über so was wie „Identität“.

Er sehe eine große Gefahr darin, wenn die ganzen kleinen, unbedeutenden lokalen Radiostationen und die kleinen, auch qualitativ gar nicht so bedeutenden, Plattenlabel usw wegfallen würden, weil dann genau das: regionale Eigenarten – verloren gingen. Es würden sich überall die Kunststile einander annähern.

Dieser Gedanke erklärt natürlich auch noch einmal den kulturellen Wert von so etwas wie z. B. sprachlichen Dialekten, Oberton-Gesang, einer kleinstädtischen Blasmusik-Kapelle und was weiß ich alles:

Auch ein musikalischer Schmelztiegel wie New York, in dem so viele großartige neue musikalische Dinge geschehen, kann nur funktionieren, wenn eben auch verschiedene Stile sich unabhängig voneinander entwickeln können und dann irgendwann wieder zusammenkommen.

Wenn ich jetzt, zum Aufschreibezeitpunkt 2023 darüber nachdenke, gibt es also einerseits das Internet als neuen Schmelztiegel. Das Internet ermöglicht es uns, jederzeit und überall Zugriff auf nahezu alle Musikstile zu haben. Immer ist alles in der höchstmöglichen Qualität sofort verfügbar. Im Internet kommen all die Kulturen und Stile zusammen. Anders als New York ist es ein global verfügbarer Schmelztiegel. Durch den Austausch und die Vermi-

schung dieser Stile entsteht Neues, Tolles, wie ja wahrscheinlich die meisten und spannendsten künstlerischen neuen Stile durch Durchmischungen und gegenseitige Inspirationen entstanden.

Was der Aufnahmeleiter – glaube ich – sagte, war: Auch New York kann als Zentrum der Neuen Musik und des Jazz nur funktionieren, weil nicht alles New York ist.

Molinarius

26. Februar 2005

Durch Ahnungslosigkeit geraten wir in Gefahr, durch Technik wieder heraus

“On any extended trip away from the Highway it is wise to tell someone back home your exact itinerary and expected return date. Your safety in Algonquin Park – as anywhere else – is ultimately your own responsibility.”

Der Algonquin-Park. Wir wissen nicht, warum wir hier sind und was das alles soll, aber mal sehen. So oder sehr ähnlich erklären wir es dem Parkwächter, der misstrauisch nach unseren Plänen fragt, wobei man sein Misstrauen verstehen kann, denn vor ihm stehen Menschen mit einer Landkarte, die ungefähr zehn mal zehn Zentimeter groß ist. Letzlich lässt er uns gehen, denn sollten wir erfrieren, würden Jahre vergehen, bis man uns findet, und bis dahin ist er in Pension. Dafür haben wir gesorgt, indem wir bei unserer Abreise in Toronto auf die Frage nach unseren Plänen die präzise Angabe „we don’t know yet, but certainly not Niagara Falls“ hinterlassen haben. Es gibt im Algonquin drei Sorten Trails, sagt unser Faltblatt: Für einige braucht man Wochen, für andere wenige Minuten, und ein einziger ist wirklich brauchbar. Er heißt “Mizzy Lake Trail”, sein Leitmotiv: “Wildlife”, seine Länge: 11 km. Übrigens: Im Algonquin-Park leben etwa 200 Wölfe. Außerdem 2.000 Bären, aber die liegen jetzt natürlich im Winterschlaf.

“For safety reasons, trail users should ensure they allow enough time to be off trails in daylight hours.”

Wir parken am Anfang des Mizzy Lake Trail und fotografieren noch schnell für alle Fälle die Karte:



Aus der Tatsache, dass auf diesem Foto die Reflektion eines Blitzlichts zu sehen ist, hätten umsichtigere Gemüter vielleicht irgendwelche Schlüsse gezogen. “Allow 6 hours to do it properly” heißt es neben der Karte. Wir lachen. Sicherlich sind damit Rentner mit Gehhilfen gemeint. Der Weg ist zwar nur knapp einen halben Meter breit, aber dafür schön festgetrampelt. Tritt man daneben, bricht man prompt bis zur Hüfte ein. Aber wir treten natürlich nicht daneben. Noch nicht.

“On day trips you should always keep careful track of the time and your progress. Especially on longer trips, you should always advise somebody where you are going and for how long. As sensible precautions you should carry a first aid kit, waterproof matches, spare socks and wool mittens, an extra sweater or vest, a spare ski tip, electrical tape, and a small piece of wire or nylon cord to repair poles or bindings. You can easily carry all of these items in a small day pack along with your lunch and thermos.”

Der Weg schlängelt sich durch Wälder und an zugefrorenen Seen entlang und ist dabei überall tadellos auffindbar und hervorragend markiert. Bis auf eine Stelle, an der er sich gabelt. Diese Stelle ist auf der Karte eingezeichnet und bezeichnet den Beginn einer Abschweifung, die hin und zurück etwa drei Kilometer lang ist und nirgendwohin führt, das aber bergauf. Natürlich erinnern wir uns nicht mehr an die Karte und halten es auch nicht für nötig, sie zu Rate zu ziehen, denn rechts ist schließlich die gut sichtbare blaue Markierung. Wir halten uns rechts und erkennen den Irrtum genau am Ende der Sackgasse. Zum ersten Mal kratzen wir uns am Kopf und machen „Hm!“. Aber nur sehr kurz, denn wir sind schnell wieder zurück, fühlen uns hervorragend, höhnen über Robert F. Scott, und der Sonnenuntergang hier in der Wildnis sieht phantastisch aus. “Sonnenuntergang?” “Hm!”

“Algonquin in Winter: At night you have the possibility of hearing the wild howls of wolves beneath star-studded skies.”



Auf diesem Bild ist die Sonne gerade untergegangen. Das beunruhigt uns nicht weiter, denn links neben dem Bildausschnitt steht ein Pfahl mit der Aufschrift “9”. Wir befinden uns also bei Kilometer 9 von 11 und es sind noch zwanzig Minuten bis zum Auto. So glauben wir jedenfalls, denn wir werden erst im Laufe des nächsten Tages begreifen, dass es sich bei diesen Markierungen um Hinweise auf durchnummerierte Sehenswürdigkeiten entlang des Weges handelt. Davon können wir auch nichts wissen, denn die Handzettel mit Erklärungen, die normalerweise in Fächern unterhalb der Karte am Einstieg angeboten werden, gibt es nur im Sommer. Selbst wenn wir wüssten, dass wir zu diesem Zeitpunkt tatsächlich erst zwei Drittel der Strecke zurückgelegt haben, wären wir nicht sonderlich beunruhigt. Was soll uns schon passieren? Wir besitzen eine Taschenlampe, ein GPS-Gerät, wärmende Funktionsunterwäsche, Getränke, Lebensmittel und eine Rettungsdecke

(jeweils im Auto, wo auch die Rucksäcke liegen, in denen man das alles hätte transportieren können) sowie Winterjacken (in Toronto respektive Berlin) und wärmende Fußbekleidung (in der Nähe von Fulda). Außerdem gibt es entlang der Strecke "Emergency Barrels", deren Standort auf guten Karten des Gebiets eingezeichnet ist; natürlich nicht auf unserer. Macht auch nichts, denn wir haben einen Schokoriegel ("Kitkat Peanut Crunch") sowie zwei bis drei Vitaminbonbons.

Es wird jetzt allmählich dunkler, aber der Weg ist noch ganz gut zu erkennen. Das Faltblatt behauptet, daß die Dämmerung und die ersten Nachtstunden die ideale Zeitspanne sind, um richtig wilden Tiere zu begegnen. Außerdem soll man sich vorzugsweise auf den speziell für Tierbegegnungen vorgesehen Wegen aufhalten, insbesondere also auf dem Mizzy Lake Trail. Das klingt plausibel, denn Spuren von sehr großen Tieren gibt es hier, oh ja, auch Haare. Wir haben also alles richtig gemacht: Die jetzt undurchdringlichen Sumpfwälder ringsum sind wahrscheinlich voller Leben. Aleks besitzt fünfzehn Bücher über Wölfe, aus denen er weiß, dass Wölfe in Wirklichkeit gar keine Menschen fressen. "Wieso eigentlich nicht?", frage ich, "sie fressen doch auch sonst alles Mögliche, z. B. Bisons". – "Hm." Wir fürchten uns selbstverständlich trotzdem nicht, denn jetzt, wo wir langsamer vorankommen, ist uns kalt. Für diese Nacht sind minus neunzehn Grad vorhergesagt. Der Schleim in der Nase friert ein.

"Eigentlich kann uns im Dunkeln gar nichts passieren." – "Hm." – "Man merkt ja, wo kein Weg ist, weil man rechts und links davon gleich einbricht." – "Hm." – "Und die blauen Markierungen an den Bäumen müsste man wenigstens als runde Flecken erkennen können." – "Hm." – "Nur die Bäume werden zum Problem." Die Gedanken kreisen um einen Raum, irgendeinen Raum, egal wo, wichtig ist nur der Drehschalter an der Wand, den man nur nach rechts drehen muß, um es warm zu haben. Natürlich haben wir zu diesem Zeitpunkt noch keine Ahnung, ob es so einen Raum für uns wirklich gibt. "Übernachtung machen wir hinterher." Außerdem gibt es am Parkeingang "heated washrooms that remain open 24 hours throughout the winter".

Man kann jetzt schon ziemlich viele Sterne sehen. Orion, erklärt Aleks, der Astronom, sei im Februar um diese Uhrzeit schon wieder im Sinken begriffen und stehe deshalb im Westen. Wir laufen also nach Westen statt nach Süden und hätten eigentlich schon vor einer halben Stunde am Auto sein sollen. Das ist, gelinde gesagt, verwirrend. Sind wir etwa versehentlich wieder auf den Anfang des Wegs geraten und laufen jetzt schon die zweite Runde? Diese Bäume da sehen irgendwie bekannt aus, aber so ist das nun mal mit Bäumen und zugefrorenen Seenlandschaften im Dunkeln. Später wird sich herausstellen, dass Orion natürlich die ganze Zeit im Süden gestanden hat, was mich zu harten Worten über Aleks' Berufsstand veranlasst.

Es ist jetzt, man muß es so deutlich sagen, dunkel. Wir überqueren einen See, ungefähr den zehnten oder zwölften, obwohl es angeblich nur sechs sein sollten. Wir sprechen nicht offen darüber, aber es ist offensichtlich: Wir haben keine Ahnung, wo wir gerade sind. Es mag sein, daß wir gerade wieder nach Norden laufen, weg von der Zivilisation, in Richtung Finsternis, Wildnis, Tiere. War nicht die Straße vor einer halben Stunde zu hören und ist es jetzt nicht mehr? Waren wir nicht schon einmal an diesem verdammten See? Wann war eigentlich die letzte Wegmarkierung? Könnte man, also nur theoretisch, eine Nacht hier draußen überleben? Nur so ein Gedanke. Dann verlassen wir den See und betreten den Wald, und jetzt ist es wirklich dunkel.

Ich gehe voran und breche alle drei Meter ein, also sehr selten, denn der Weg ist nur noch eine leichte Delle in einer an Dellen nicht armen Umgebung. Die blauen Markierungen an den Bäumen sind noch gut zu erkennen, wenn man direkt davor steht. Dann klopfen wir darauf, damit der andere auch weiß, dass wir uns noch auf dem richtigen Weg befinden. „Hm!" sagen wir hin und wieder. Dann erklimmen wir eine Anhöhe, und da sind die funkelnden Lichter des Highway. Der Parkplatz kann nicht weiter als fünfhundert Meter entfernt sein. "Geh du mal nach vorn", sage ich, "das ist nämlich anstrengend." Aleks wechselt in die Führungsposition, wir steigen die Anhöhe auf der anderen Seite wieder hinab und brechen ein. Wir kehren um und brechen wieder ein. Abwechselnd irren wir in verschiedene Richtun-

gen und kehren schneebedeckt zurück. “Da ist der Weg auch nicht.” – “Eben war er aber noch da.” – “Hier ist er doch noch. Oder?” Diese Konversation wiederholt sich so lange, bis wir in diverse Richtungen festgetretene, plausibel wirkende Pfade erzeugt haben. Ich ziehe die Handschuhe aus, taste auf dem Boden herum und finde dabei zwar nicht den Weg, aber immerhin heraus, dass nasse Hände bei zweistelligen Minusgraden die Laune nicht heben. “Dunkler”, sage ich, “braucht es meinetwegen jetzt nicht mehr zu werden!” In Douglas Adams’ Wörterbuch “The Meaning of Liff” heißt der Vorgang des Suchens an Stellen, an denen man vorher schon dreimal gesucht hat, “kelling”. Nach mehr als ausführlichem Kelling kündige ich einen hervorragenden Plan an und fotografiere den Wald mit Blitzlicht. Auf dem so entstandenen Bild wird sich der Weg ohne Probleme ausmachen lassen.



Na gut. Vielleicht müssen wir doch sterben.



Aus dem zweiten Foto geht immerhin schon hervor, dass sich der Weg auch dort nicht befindet, sondern lediglich diverse Spuren blind umhertappender Narren. Aber wo soll er sonst sein, der Weg?

Beim Nachdenken bemerke ich ein eigenartiges Phänomen: “Hey! Da kommt ja Licht hinten aus meiner Kamera!” Das zweite Bild ist so schön weiß, dass das Display der Kamera eine kleine, grünliche Lichtpfütze spendet, mit deren Hilfe der Weg binnen dreißig Sekunden aufgefunden wird. Hurra! Wir sind gerettet! “Wenn der Akku nicht gleich leer ist”, wendet Aleks hoffnungsvoll ein, der gar nicht so schnell gerettet, sondern lieber von Wölfen großgezogen werden wollte. Aber der Akku hält durch, was nicht weiter schwer ist, denn nach fünf Minuten stehen wir auf dem Parkplatz. Über uns

sind 5.800 bis 8.000 Sterne zu sehen, das sind etwa 5.800 bis 8.000 Sterne mehr als z. B. in Berlin, und sie sind ganz nah, und niemand hat wirklich mit ihnen gerechnet. “Oh”, sagen wir, und dann „Hast du den Autoschlüssel?“

Kathrin Passig / Aleks Scholz

10. Juni 2005

Abschied von der Rohrpost

Dass die Firma, in der ich arbeite, noch eine Rohrpost betreibt, fand ich von Anfang an aufregend. Eine Station liegt gleich neben meinem Büro.



Ich bedaure sehr, dass mir einfach keine Verwendung dafür einfallen will: Im Haus übertrage ich Informationen elektronisch, und wenn ich mal mit Papier zu tun habe (Druckfahnen, Blaupausen), ist die Gegenseite des Austauschs immer ein externer Dienstleister.

Im Advent 2004 verhalf mir ein Freund zu einer Nutzung: Er schickte mir per Post einen Schokoladennikolaus ins Büro und bat mich, ihm zu einer Rohrpostfahrt zu verhelfen. Ich lieh mir also eine Patrone aus und schickte den Nikolaus einmal durchs Haus.

Doch nun wird die Rohrpost stillgelegt: Ein großer Umbau in einer der Fertigungshallen geht mitten durch den letzten noch regelmäßig genutzten Hauptstrang der Rohrpost – für mich ein melancholischer, aber willkommener Aufhänger, für die Mitarbeiterzeitschrift gründlich über diese Technik zu recherchieren.

Vom Leiter der allgemeinen Verwaltung lasse ich mir erzählen, dass die Anlage fast 50 Jahre in Betrieb war und zuletzt noch fünf Kilometer Rohre und 35 Stationen mit 60 Zielen umfasste. Er erklärt mir auch, wie die Rohrpost eigentlich funktioniert hat. Die Patronen aus durchsichtigem Kunststoff wurden von Druckluft halb gesogen, halb geschoben und bewegten sich mit etwa 36 Stundenkilometern durch die Rohre, hin und wieder gestoppt von Relais-Abtaststellen, die sie über Weichen ins richtige Rohr leiteten. Bis zuletzt wurde das System noch für Versandpapiere oder Originaldokumente zur Unterschrift verwendet – manche Länder bestehen auf handschriftlich unterzeichneten Rechnungen. Diese Übermittlung übernimmt künftig der interne Botendienst (Menschen mit Wägelchen).

Sehr ausführlich wird mein Gespräch mit den beiden Fernmeldetechnikern (!), die die Rohrpost bis dahin ihr ganzes Berufsleben lang betreut haben. Als ich sie in ihrem Büro besuche, liegen und stehen vor ihnen auf den Schreibtischen Dutzende ausgedienter Patronen. Einer der Techniker berichtet, dass zuletzt noch 260 Patronen im Umlauf waren, mit denen täglich um die 30 „Schüsse“ abgegeben wurden. Zu Hochzeiten waren es nach seiner Auskunft täglich bis zu 200 Schüsse. (Später recherchiere ich zum Vergleich, dass gleichzeitig in diesem Werk täglich 12.000 interne E-Mails verschickt werden.)

Die beiden Herren erklären mir das System noch ein wenig detaillierter: Die Patronen enden in verstellbaren Metallringen, die Kombination ihrer Beschriftung aus Buchstaben und Zahlen ergibt das Ziel der Reise, das die Relaisstationen mit Metallklingen abtasten. Auch solch eine Abtastmaschine bekomme ich zu sehen.



Die Techniker berichten aber auch, dass sich in den letzten Jahren die Störungen gehäuft hatten – nicht nur durch Schabernack der Kollegen, von denen sie mir halb seufzend, halb lachend erzählen (Stichwörter: Kaffeebecher, Flachmann, Romadur-Käse). Einer der Herren erklärt mir die Schalttafel mit

Lichtern, die bei Störungen aufleuchteten. Er ergänzt allerdings, dass ihm die Geräusche der Rohrpost nach Jahrzehnten so vertraut waren, dass er die Lichter gar nicht mehr brauchte, um zu wissen, wann es im System hakte.

Zuletzt lasse ich mir noch den Schaltschrank zeigen, der all die Elektronik der Rohrpost gesteuert hatte, und bin entzückt von den handgebundenen Kabelbäumen.



Ich recherchiere (zum Aufschreibezeitpunkt dieses Beitrags, 2014) noch, ob es überhaupt eine Zukunft für Rohrpost gibt: Aber ja! Verschickt wird per Rohrpost auch heute unter anderem Bargeld, Krankenhäuser nutzen sie für Medikamente und Laborproben.

die Kaltmamsell

1998 bis ca. 2005

Der Magnet zum sanften Löschen der Sprache

1998 beginne ich mit meiner Berufslaufbahn und lerne ziemlich schnell mein wichtigstes Werkzeug kennen: Das Diktiergerät. Zum Einsatz kommen natürlich noch Magnetbänder, genauer Minikassetten. (Es gibt auch noch Mikrokassetten mit geringerem Spulenabstand).

Nun wird natürlich nicht jedes Mal eine neue Kassette verwendet, sondern es liegt an einer Sammelstelle stets ein ganzer Haufen Kassetten herum, von denen man sich eine oder mehrere greift. Aufgefüllt wird der Haufen vom Sekretariat, nachdem die Texte geschrieben sind. Nun muss die Kassette gelöscht werden. Dafür gibt es einen Löschmagneten.



Durch den Schlitz schiebt man die Kassette mehrfach hindurch. Dabei werden die Magnete auf dem Band neu ausgerichtet, wodurch die Aufnahme gelöscht wird.

Nun mache ich mir aber immer wieder den Spaß, die Kassette vor dem Löschen doch erst in mein Diktiergerät einzulegen, um mal zu hören, was der Kollege vor mir so erzählt hat. Da hört man mitunter schon interessante Dinge, zumal offensichtlich auch nicht nur Firmenangelegenheiten diktiert werden.

Markus Winninghoff

6. Januar 2006

Hör mal, wer da kratzt

Heute begleitet mich den ganzen Tag über ein seltsames Kratzgeräusch. Es ist häufig genug, dass es langsam nervt, aber leise und unregelmäßig genug, dass ich zwischendurch vergesse, nach der Quelle zu suchen.

Abends finde ich den Verursacher: meinen Windows-Explorer, wie üblich vergraben unter einem Haufen offener Fenster. Irgendwann habe wohl ich die Windows XP-Suchfunktion benutzt, die von einem kleinen, animierten Hund begleitet wird. Wenn man ihm länger nichts zu tun gibt, kratzt er sich zufallsgeneriert und mit Geräusch hinter dem Ohr.

Angela Heider-Willms

13.2.2006

Ich baue mir einen Texteditor aus Papier, Schere, Klebeband und Stift

Ich bin mit der Zentralen Intelligenz Agentur zum Arbeiten in Zürich und muss dort auch den Text zu Ende schreiben, mit dem ich mich bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt bewerben will. Womit ich nicht gerechnet habe: Die Schweiz hat gar nicht dieselben Steckdosen wie Deutschland. Die Schweiz ist überhaupt ein ganz anderes Land als Deutschland, ein Land, in dem ich meinen Laptop nicht in Betrieb nehmen kann. (Aus Gründen, die mir entfallen sind, haben wir auch keine Adapter, oder nur die, in die keine Schukostecker hineinpassen.)

Zum Glück habe ich den halbfertigen Text ausgedruckt dabei. Mit der Bastelschere der Tochter von Techniktagebuch-Autor Lukas Imhof, Klebeband und Stift baue ich die drei wesentlichen Textverarbeitungsfunktionen Ausschneiden, Einfügen und Schreiben nach.



Der Text wird rechtzeitig fertig, und alles geht gut aus.

Kathrin Passig

Juni 2006

Sie befinden sich in einem hässlichen Dokument

Weil ich mich 2005 über die unansehnlichen Worddokumente der Kandidaten bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur geärgert habe, schicke ich eine mit LaTeX erstellte PDF-Version von „Sie befinden sich hier“ nach Klagenfurt, die wirklich sehr schön aussieht. Ich werde das später noch oft bereuen. Es fängt schon damit an, dass die Veranstalter den Text fürs Publikum für Ort so vergrößern, dass er kaum noch Seitenränder hat. Später

kopieren alle, die ihn weiterverwenden wollen, den Text aus dem PDF nach Word, so dass er defekte Sonderzeichen und harte Trennstriche enthält. In die traurigste Situation gerate ich im Oktober bei einer Lesung in Hamburg, deren Publikum genau so eine aus dem PDF herauskopierte Fassung auf Papier bekommen hat. Sie enthält nicht nur defekte Sonderzeichen und harte Trennstriche, sondern die Zeilen sind auch noch komplett falsch umbrochen. Es ist eins der hässlichsten Dokumente, die ich je gesehen habe.

Update: Und so wird es auch für immer bleiben.

Kathrin Passig

Ende 1997/Anfang 1998 und dann bis Ende 2006

Das Diplom-Schlepptop

Für meine Diplomarbeit benötige ich einen Computer, auf dem ein Programm läuft, das ich in Turbo-Pascal geschrieben habe, und der eine I/O-Schnittstellenkarte mit diversen Ein- und Ausgängen ansprechen kann. Der Computer soll einen Messstand mit einem Messzyklus steuern, mit dem ich Reaktionstests vornehme und speichere. Da die Tests an verschiedenen Orten durchgeführt werden sollen, muss der Rechner transportabel sein. Die Karte stellt mir die Firma, in der ich die Diplomarbeit mache, den Rechner habe ich kurz zuvor ausgemustert, nachdem ihn mir mein ältester Bruder bereits Jahre zuvor vermacht hat. An ein Laptop ist natürlich nicht zu denken. Bislang habe ich noch nicht mal eins in Natura gesehen.



Foto aus meiner Diplomarbeit vom Schlepptop

Der Rechner ist ein 386er mit Hercules-Grafikkarte (monochrom) und einer 40 MB-Festplatte. Außerdem habe ich einen zur Grafikkarte passenden Schwarzweißmonitor, der aber eher hellgrau/dunkelgrau anzeigt. Ansonsten ist der Rechner mit einem 5,25”- und einem 3,5”-Diskettenlaufwerk bestückt.

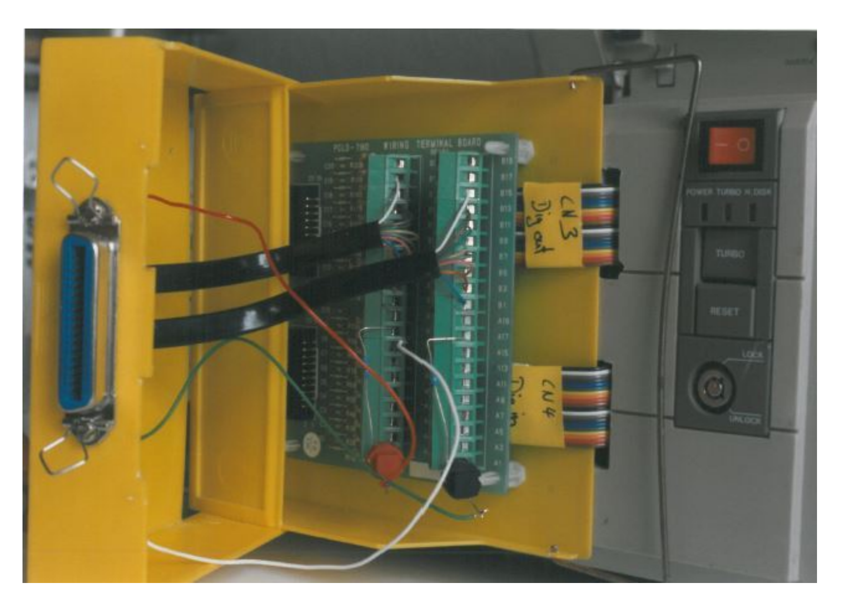


Foto aus meiner Diplomarbeit von der Diskettenbox mit der I/O-Karte

Die Schnittstellenkarte besteht aus zwei Platinenteilen: Ein Teil sitzt auf einem Steckplatz des Mainboards, der andere Teil hängt an zwei Flachbandkabeln. Daran werden meine Gerätschaften angeschlossen. Damit ich dafür nicht jedes Mal den Rechner aufschrauben muss, schlitze ich das Frontpanel und führe die Flachbandkabel dort hindurch. Die Anschlussplatine kommt in ein separates Gehäuse. Ich nehme dafür eine alte, gelbe Aufbewahrungsbox für 5,25”-Disketten und schraube sie samt Platine vorn links an das Frontpanel. Leider klappt sie sehr leicht auf. Damit sie geschlossen bleibt, bastle ich eine Klammer aus Schweißdraht. Die Verkabelung löse ich mit einer Centronics-Buchse. Dazu passende Kabel sind Standard zum Anschluss von Druckern und leicht verfügbar.

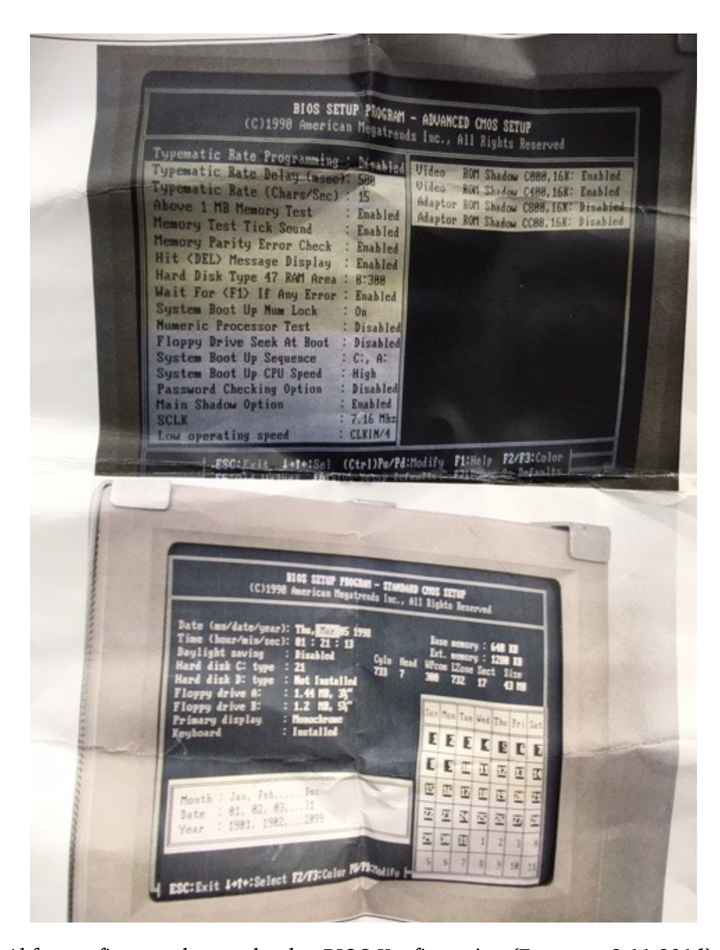
So richtig transportabel wird der Rechner erst, als ich zwei stabile Klappgriffe seitlich an das Gehäuse aus Stahlblech schraube, und den Monitor mit einem Gerippe aus vernieteten Aluminiumflachprofilen auf dem Rechner befestige. Das ganze Konstrukt wiegt nun zwar einige Kilos, aber es ist so allemal besser, als alle Teile einzeln von A nach B tragen zu müssen. Die Tastatur klemme ich derweil hochkant vor dem Monitor und meinem Bauch ein.



Letztes Bild (bereits digital) vom Schlepptop kurz vor meinem Umzug nach Berlin

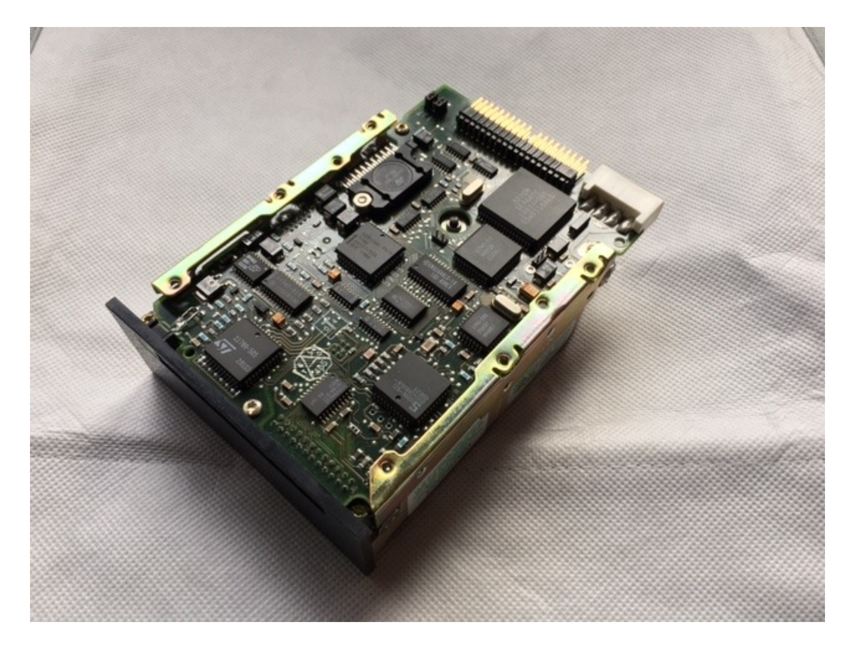
Für einen angehenden Ingenieur ist die Diplomarbeit die wohl größte Zäsur. Ich trete direkt nach Abgabe der Arbeit meine erste Stelle in der Firma an, die mich betreut hat. Dort steht das Schlepptop noch so lange, bis ich vom Münsterland nach Berlin wechsle. Zwischendurch bearbeite ich noch ein Turbo-Pascal-Programm zur Berechnung der Lichtverhältnisse abhängig von

Datum, Mond- und Sonnenstand so, dass Sommer- und Winterzeit bis 2007 richtig berücksichtigt werden. Da der Akku für den CMOS-Speicher längst kaputt ist, fotografiere ich die Konfiguration vom Bildschirm ab, drucke sie aus und lege sie in das Schlepptop-Gehäuse unter das 3,5”-Diskettenlaufwerk. Bei jedem neuen Einschalten muss ich erst ein paar Werte in das BIOS-Setup eintragen.



Abfotografierte und ausgedruckte BIOS-Konfiguration (Foto vom 3.11.2016)

Dann geht das Schlepptop den Weg alles Irdischen. Nur die Festplatte nicht. Die baue ich aus und lege sie weg. Warum auch immer.



Die Festplatte (Foto vom 3.11.2016)

Markus Winninghoff

Um 2007

Ich bin zu langsam beim SMS-Schreiben und werde verspottet

M. macht sich über meine SMS-Tippgeschwindigkeit lustig. Er ist zehn Jahre jünger als ich und führt den Unterschied in unseren Fähigkeiten auf mein hohes Alter zurück. Ich glaube nicht, dass das stimmt, denn ich habe eine Freundin, die wiederum zehn Jahre älter ist als ich und schon um das Jahr 2000 herum SMS blind fast so schnell schreiben konnte, wie ich auf einer

regulären Tastatur tippe. Wahrscheinlich kenne ich nicht genug Leute, die sich auch mal vom Rechner wegbewegen, und habe deshalb keinen Anlass, das SMS-Schreiben zu üben.

Kurze Zeit später werden die Ergebnisse irgendeiner SMS-Schnellschreibeweltmeisterschaft veröffentlicht. Ich reibe sie M. unter die Nase, denn alle Gewinner sind erst 14 Jahre alt, und die 16-jährigen Titelinhaber des Vorjahres mussten Staub fressen.

Inzwischen (Stand 2014) ist die Fähigkeit, Texte möglichst schnell auf den 12 Zifferntasten eines Mobiltelefons einzugeben, nicht mehr viel wert. Vermutlich besitzen die Preisträger von 2007 nicht mal mehr ein Gerät, auf dem sie ihre Weltklassefähigkeit demonstrieren können. Haha.

Kathrin Passig

Ca. 2006/2007

Ausgedruckte Texte in der Badewanne

Ich bin gerade 18 und einerseits möchte ich gerne so ein richtiger Intellektueller sein und von mir behaupten können, dass ich mich mit den großen Namen des Abendlands beschäftigt habe. Ich sitze aber auch gerne in der Badewanne, pappe mir aus dem Schaum einen Nikolaus-Bart ins Gesicht und brumme Albernheiten in mich hinein. Das Bartausschaummachen und Vormirselbstblödeln kommt mir dann immer etwas ungeistig und zeitverschwenderisch vor, es will so gar nicht zu dem passen, was ich von mir erwarte.

Die logische Folge ist: Ich muss mit dem Lesen in der Badewanne anfangen. Dafür möchte ich aber kein Buch nehmen, denn das könnte ja nass werden, und ich betrachte meine Bücher nicht als Gebrauchsgegenstände, sondern als etwas anderes, wichtigeres (am besten etwas, für das sich gar nicht so recht eine Bezeichnung finden lässt). Also überlege ich mir eine andere Technik. In Word setze ich Texte in sehr winziger Schrift und drucke sie

auf wenigen Seiten aus, anschließend kommen sie in Klarsichtfolien, je zwei in eine. Die Texte habe ich aus dem Internet, wenn sie gemeinfrei sind, einzelne auch aus digitalen Kopien die ich mir besorgt habe, zumeist über P2P. Meistens sind es inhaltlich dichte Essays, die man auch nur langsam liest und mehrfach durchgehen kann (vor allem, wenn man eigentlich noch nicht so richtig versteht, was man da liest). Für eine Sitzung in der Wanne brauche ich deshalb nur wenige Folien.

Es wird sich herausstellen, dass die Badewanne nicht der beste Ort für Konzentration ist, weil in dieser Angelegenheit der Kreislauf auch noch mitzureden hat. Aber es ist auch nicht der schlechteste, es gibt immerhin keine anderen Ablenkungsmöglichkeiten und das Gehirn freut es immer, wenn es zumindest nicht unterfordert wird. Wenn das Wasser kälter wird, steigt die Aufmerksamkeit, aber auch der Wille, aus der Wanne zu steigen.

Felix Lorenz

April 2007

Eine CD. Ein jungsteinzeitlicher Faustkeil. Und ein Regal

Ich fahre mit einer Wiener Freundin für ein paar Tage nach Berlin, netterweise können wir bei Sascha in seiner riesigen neuen Wohnung übernachten. Wir überlegen uns, welches Gastgeschenk wir mitbringen sollen. Die Freundin kauft die neue CD einer österreichischen Band. In Berlin angekommen, überreichen wir das Gastgeschenk. Sascha dreht und wendet es, betrachtet es, lange, stirnrunzelnd und schweigend, wie einen eben an unerwarteter Stelle ausgegrabenen jungsteinzeitlichen Faustkeil, und sagt schließlich die Worte:

„Eine CD."

(Ich habe mir Anfang 2006 ein CD-Regal gekauft, es war damals das mit Abstand teuerste Möbelstück, das ich mir je angeschafft hatte, es musste aber sein, weil es das einzige CD-Regal war, das nicht scheußlich, nutzlos,

spiralförmig, aus Plexiglas mit einer doofen Holzkugel obendrauf oder einer 3 Meter hohen hölzernen Osterinselskulptur nachgebildet war, und weil es 500 CDs fassen konnte. Wenig später ging mein CD-Player, den ich seit circa 1988 besaß, kaputt, was nicht schlimm war, ich hörte eh meistens am Rechner. Irgendwann spielte auch das Macbook keine CDs mehr direkt ab, was egal war, weil inzwischen eh alle Musik auf der Festplatte lag. Meine letzte CD dürfte ich mir ungefähr 2009 gekauft haben. Die CDs stehen heute im teuren Regal an prominenter Wohnzimmerstelle, als reine Ansammlung von Gegenständen. Der CD-Player ist irgendwann aus dem Stereo-Ensemble aus gestapelten schwarzen Kästen verschwunden, ich habe keine Ahnung wohin. Dafür stehen dort jetzt drei Plattenspieler.)

Maik Novotny

Seit Juni 2007

Einschalten, Orgasmus, ausschalten

Auf einer BDSM-Veranstaltung hat V. einen Hitachi Magic Wand dabei, und alle dürfen ihn mal ausprobieren. Ich bin bei diesem Ausprobieren weitgehend bekleidet, es ist auch Publikum anwesend und ich mag kein Publikum, trotzdem sage ich nach wenigen Sekunden: Nimm das weg, ich, ähem.

Wenige Sekunden später mache ich mich bei eBay auf die Suche nach einem eigenen Magic Wand. Leider darf das Gerät in Deutschland nicht mehr verkauft werden, weil es gegen irgendein Elektronikschrottgesetz verstößt. V. weiß aber, welchem eBay-Händler man nur privat zu mailen braucht, dann geht es trotzdem.

Für 104 Euro inklusive Versand bekomme ich den Magic Wand, einen US-Spannungswandler und 2 blaue Aufsätze zum Hineinstecken in Körperöffnungen.



Von links nach rechts: 30-cm-Lineal, Hitachi Magic Wand (Gummikopf leicht vergilbt durch Chlorreiniger), US-Spannungswandler. Aufsätze nicht abgebildet.

Der Satz „Ich glaube, es geht grade nicht“ ist seitdem in meinem Bett nicht mehr geäußert worden. Jedenfalls nicht von mir. Dafür preise ich dort regelmäßig V.s Namen.

Die ersten ein oder zwei Jahre verspüre ich keinerlei Experimentierwillen, denn ich bin vollkommen zufrieden mit der neuen Einfachkeit, die in meinem Sexualleben eingekehrt ist: Einschalten – Orgasmus – ausschalten. Ich muss

mir noch nicht mal was dazu ausdenken, eine flüchtige Erinnerung an einen Halbsatz aus der Einhandliteratur genügt. Die mitgelieferten Aufsätze bleiben originalverpackt. Der Netzstecker behebt auch endlich das Problem, dass leere Batterien im Vibrator im falschen Moment fast so unangenehm sind wie leere Batterien in der Taschenlampe, wenn man sich gerade gemeinsam mit Zombies in einem dunklen Keller aufhält. Ohne Bedauern werfe ich alle meine vorher angeschafften Vibratoren weg, sogar den nachtleuchtenden.

Um 2008 oder 2009 herum finde ich heraus, dass es überhaupt keinen Grund gibt, nach dem ersten Orgasmus aufzuhören. Es geht beliebig oft – nehme ich jedenfalls an; das eine Mal, als ich es wirklich wissen wollte, habe ich mich zwischen Orgasmus Nr. 20 und 30 irgendwie verzählt und um 37 herum erlahmte mein Forschungsinteresse. Aber einen richtigen Grund zum Aufhören gab es nicht; eigentlich ging es von Mal zu Mal einfacher.

Bei Männern ist der Unterschied zwischen mit und ohne wohl nicht so dramatisch, aber ich habe auch da schon schöne Erfolge mit dem Gerät erzielt. Auch gegen Nebenhöhlenentzündungen hilft es, es rüttelt einem den Schleim aus dem Kopf und kitzelt dabei lustig in den Ohren. Manchmal behandle ich sogar Verspannungen damit, wie auf der Verpackung beworben.

Der einzige Nachteil, der leider durch mein zunehmend nomadischeres Leben in den letzten Jahren relevanter wird: Der Magic Wand ist viel zu groß und schwer fürs Handgepäck. Es gibt ihn inzwischen in ganz guten Nachbau-Varianten für den deutschen Markt zu kaufen, aber auch ohne Spannungswandler ist er noch sehr sperrig.

Letzte Woche erfuhr ich via Johannes Grenzfurthner von der Existenz des handlicheren X2 Orgasmatron. Im Sexspielzeug-Rezensionsblog „Oh Joy Sex Toy“ steht schon über das Vorgängermodell X1 der verheißungsvolle Satz: „If the Hitachi Magic Wand is a speeding race car, the Orgasmatron is a rocket ship blasting into orbit.“ Und für private Raumfahrt sind 199 $ kein unan-

gemessen hoher Preis. Leider gibt es auch das Orgasmatron erst mal nur in einer US-Version. Aber den Spannungswandler habe ich ja jetzt schon. Vielleicht muss ich einfach öfter mal zu Hause bleiben.

Kathrin Passig

22.7.2007

Hey, du. Möchtest du einen Fisch kaufen?

Aleks Scholz: ich erlebe gerade eine revolution meines sozialen umfeldes: ich begebe mich in eine web 2.0 online community, in der ich abgesehen von einem dutzend astronomen, niemanden kenne.
Kathrin Passig: merkwürdige Definition von „niemand“
Aleks Scholz: naja, es ist die kollision von web community und astronomie.
Kathrin Passig: wie kam es zu der Community?
Aleks Scholz: zu der community kam es, weil bei diesem workshop alle gleichzeitig im internet waren und ich neben mir simon beobachtete, wie er damit rumspielte. man kann dort ein aquarium haben und fische kaufen. das wollte ich dann auch.
Kathrin Passig: wie heißt die? keine Angst, ich melde mich nicht gleich an.
Aleks Scholz: facebook.com, melde ruhig, damit komme ich klar.
Kathrin Passig: ach so.
Aleks Scholz: ein unfassbares prokrastinationsinstrument.
Kathrin Passig: ich dachte eigentlich, das wäre was sehr Langweiliges, so wie Xing.
Kathrin Passig: aber wenn man natürlich Fische kaufen kann . . .
Aleks Scholz: weiss nicht, vielleicht langweilt es auch nach ein paar tagen.
Kathrin Passig: halt mich auf dem Laufenden.

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

20.9.2007

Das Handy wird bald aussterben und durch das Internet ersetzt werden

Kathrin: du schreibst ja wirklich aktuelle Dinge in deinen Facebookstatus, Respekt
Kathrin: machst du das schon länger so?
Aleks: ja, das ist seit wochen das einzige, was ich den ganzen tag tue.
Aleks: aber meist steht nur schrott da, sowas wie 'aleks is counting some numbers'
Aleks: oder 'aleks is finding out what he is'
Kathrin: verstehe. wir könnten anfangen zu twittern, da gibt es sicher ein Facebook-Plugin
Aleks: kai macht das uebrigens auch.
Aleks: keine ahnung, was du meinst, aber es klingt illegal
Kathrin: twitter.com
Kathrin: es heißt Microblogging.
Aleks: ah, stimmt, kenne ich doch
Aleks: aber genau das leistet facebook natuerlich auch
Kathrin: nur halt in irgendwie umständlicher
Kathrin: twittern kann man auch vom Handy aus, ich glaube, mittlerweile sogar durch ein Gedanken-Plugin.
Kathrin: es gibt ein Tool Skype Mood Message → Twitter.
Aleks: „kann man auch vom handy aus“, das moechte ich nicht mehr hoeren, das handy wird bald aussterben und durch das internet ersetzt werden
Kathrin: werd doch Trendforscher.
Kathrin: schon bald kannst du zu Konferenzen über das Aussterben des Handys eingeladen werden.
Aleks: sowas gibt es?
Kathrin: ähm, nein.
Aleks: schade, es sollte das geben, denn es ist die zukunft

Quelle: Skypelog

Kathrin Passig

24. September 2007

Zwei Mikrowellen? Zum Überspielen!

Jim Avignon hat Moritz Metz gerade einen Song vorgespielt, oder vielleicht war es auch umgekehrt, das weiß ich zum Fotowiederfinde- und Aufschreibezeitpunkt 2020 nicht mehr. Jedenfalls will derjenige, der diesen Song nicht auf seinem Handy hat, ihn jetzt haben. Und der einfachste Weg, um das zu bewerkstelligen, ist offenbar, an einem Handy die Musik abzuspielen und sie am anderen wieder aufzunehmen. Dabei müssen wir alle still sein und dürfen nicht kichern.



Kathrin Passig

Ca. 2007

Hed ihr Handy-Bomberlin?

Kirrlach (Nordbaden), Dialog an der Kasse des Buchladens: »Hed ihr Handy-Bomberlin?«, die Verkäuferin verneint bedauernd – obwohl ich der Sprache der Einheimischen mächtig bin (da meine Muttersprache), ist mir unklar, was die Frau vor mir an der Kasse sich wünscht, also frage ich nach, was wohl gemeint sei. Handy-Bomberlin, Anhänger, die an Handies „bombeln“, also hin- und herschwingen, sind kleine Schmuckstücke oder Figürchen, die mit einer Schlinge an Ösen oder auch per Klinkenstecker am Kopfhörerein-

gang befestigt werden. Eine praktische Funktion gibt es anscheinend nicht, bestenfalls festhalten oder einfacher aus Taschen und Hüllen ziehen lassen sich die Telefone damit wohl.

(Daß ich mich mehr als zehn Jahre später noch an diesen Dialog erinnere, liegt wohl an der Kombination aus absoluter Selbstverständlichkeit zwischen Kundin und Verkäuferin und völligem Unverständnis bei mir. Datieren kann ich ihn nur per Papier: 2006 ist in einem Regionalverlag ein Buch zur Stadtgeschichte erschienen, das ich in diesem Laden kurz nach Erscheinen gekauft habe; ein Gerät, das meinen Standort aufgezeichnet hätte, hatte ich damals noch nicht und hätte ich damals auch als befremdlich und übergriffig empfunden. Für Handy-Anhänger wirft Google immer noch eine erstaunliche Anzahl an Artikeln aus, obwohl aktuelle Mobiltelefone quasi nie Ösen und immer weniger Klinkenbuchsen haben.)

Felix Neumann

Irgendwann zwischen 2004 und 2007

Das Mittwochsproblem

Ich arbeitete zwischen 2004 und 2007 im technischen Support für den Hersteller von Web-Redaktionssystemen, als Kollegen über ein schwer zu lösendes Kundenproblem berichteten: Der Kunde meldete, dass sich keine Inhalte publizieren ließen.

Als der Kunde das Problem meldete, konnte der Support das Problem nicht reproduzieren. Kurz darauf trat es auch beim Kunden nicht mehr auf. Einige Tage später meldete sich der Kunde erneut. Diesmal trat das Problem auch auf den Systemen im Support auf. Der Support-Mitarbeiter nahm einen Bug auf und leitete ihn an die Entwicklung weiter. Diese meldete am nächsten Tag zurück, dass das Problem bei ihnen nicht auftrete. Auch bei Support und dem Kunden selbst trat der Fehler nicht mehr auf.

Die Lösung zog sich über mehrere Wochen hin, in denen der Support verbissen alles versuchte, um herauszufinden, wie sich der Fehler reproduzieren ließe. Und der Kunde meldete sich immer nach einigen Tagen wieder, weil das Problem erneut auftrat. Plötzlich fiel auf, dass sich der Kunde immer nur mittwochs meldete. Mit dieser Information ging der Supporter zum Entwickler, der daraufhin den Quelltext erneut Zeile für Zeile durchging.

Die Lösung des Problems begann mit den Worten des Entwicklers, die heute zu den Firmenlegenden gehören: “Sag mal, wie schreibt man eigentlich ‘Wednesday’?”

Boris Crismancich

Ca. 2004 bis 2007

Warteschleifenmusik über Discman

Als Leiter des Telefonbefragungsstudios bin ich automatisch auch für die Telefonanlage des gesamten Instituts zuständig. In diesen Aufgabenbereich fällt auch das Thema Warteschleifenmusik. Die Geschäftsführung ist genervt von Mozarts Kleiner Nachtmusik in Pieps-Dur und hat eine aktuelle Café-del-Mar-CD gekauft. Sie wird in einen Discman eingelegt, der an die Telefonanlage angeschlossen wird.

Damit Tag und Nacht Wartemusik ertönen kann, muss die CD beständig spielen, sie läuft also auf Dauerwiederholung. Diese Lösung hält immer ein paar Wochen, dann gibt der Discman auf und wir müssen einen neuen kaufen und anschließen.

Irgendwann ist die MP3-Player-Technologie so weit. Bisher scheiterte ein Einsatz vor allem an der nicht vorhandenen Repeat-Funktion. Es erfordert ein wenig Überzeugungsarbeit, denn diese Geräte sind teurer als Discmans, aber schließlich darf ich einen vergleichsweise günstigen MP3-Player einer

2015 nicht mehr rekonstruierbaren Marke erwerben. Er hält viele Monate, bis wir schließlich eine Telefonanlage bekommen, deren Warteschleifenmusik über Software eingespeist werden kann.

Johannes Mirus

19.1.2008

Mein Uni-Workaround-Passwort

Zum ersten Mal in meiner mittlerweile recht langen Studienzeit schaue ich in mein elektronisches Uni-Postfach. Ungelesene Nachrichten: 86. Ich finde Mails darin, die mir das Studium ganz schön hätten erleichtern können. Es zeigt sich aber, dass ich gerade zur richtigen Zeit in das Postfach gucke, denn eine der letzten Mails ist ein Hinweis vom Rechenzentrum: Wegen einer grundlegenden Systemumstellung werden alle Studierenden aufgefordert, so bald wie möglich ihr Passwort zu ändern. Ich ignoriere die Aufforderung natürlich erst einmal.

Nach circa einer Woche erreicht mich eine Erinnerungsmail vom Rechenzentrum, noch eine Woche später eine weitere. Jetzt sei wirklich der letzte Zeitpunkt zur Passwortänderung gekommen, die alten Passwörter werden in wenigen Tagen nicht mehr funktionieren. Tatsächlich: Nach Ablauf der Frist kann ich mich nicht mehr einloggen. Ich rufe im Rechenzentrum an. Der Mitarbeiter lässt mich mein Problem vortragen, seufzt und sagt: „Also gut. Nehmen Sie einfach Ihr altes Passwort und hängen Sie ein Dollarzeichen und die Ziffer 2 dran. Dann geht's." Bis zu meiner Exmatrikulation verwende ich dieses Workaround-Passwort.

Torsten Gaitzsch

Februar 2008

Unerwarteter Beleuchtungsvorsprung im Reich der Mitte

An einer nordostchinesischen Universität erzähle ich in einen Hörsaal voller dichter schwarzer Haare hinein die neuesten Neuigkeiten von Wiener Hochhäusern. Ein gutes Dutzend haben wir schon und hey, eines davon hat nachts sogar Lichtprojektionen auf der Fassade. Programmierbar! Mit Bewegung und so! Unter den schwarzen Haaren schaut es interessiert hervor, ganz sicher erfüllt vom Wohlwollen über die österreichische Zukunftstechnologie.

Nur kurz werde ich etwas nachdenklich, als ich später vom Taxi aus feststelle, dass die nordostchinesische Millionenstadt Shenyang, an deren Rand sich die Uni befindet, von mehreren brandneuen Satellitenmillionenstädten umgeben ist, die nur aus Hochhäusern bestehen, von denen jedes einzelne wild bewegte Lichtprojektionen an der Fassade hat.

Maik Novotny

29. April 2008

Followen macht jedenfalls mehr Spaß als gefollowt werden

Einen Tag nach unseren ersten Spekulationen über Twitter sind Aleks Scholz (hier: Oatridge Mewbourn) und ich zu weiteren Erkenntnissen über die Neuerung gelangt:

Oatridge Mewbourn: ich finde gerade ein paar interessante twitterdings, moment

Oatridge Mewbourn: ich fand gestern den blogger von badastronomy.com

Oatridge Mewbourn: und verwende ihn jetzt als hub

Kathrin Passig: ah, ich seh mir das gleich mal an.

Oatridge Mewbourn: ob das irgendwas bringt, weiss ich noch nicht. aber followen macht jedenfalls mehr spass als gefollowt werden.

Oatridge Mewbourn: das lernt man auch in jedem film
Kathrin Passig: zweifellos
Oatridge Mewbourn: nagut, SEHR weit hat das auch nicht gefuehrt
Oatridge Mewbourn: vielleicht hat cornelius recht und twitter bringt in jedem das schlechte zu tage.
Oatridge Mewbourn: vielleicht kann man aber auch interessante dinge damit tun. ich bin noch unentschieden
Kathrin Passig: nein, Cornelius hat nicht recht, aber ich glaube, er hat das auch gar nicht so behauptet.
Oatridge Mewbourn: toll auch: twitterfeed fuer das very large telescope. twitter.com/Paranal
Kathrin Passig: man kann ganz sicher interessante Dinge damit tun, und dass wie immer 99% Idioten drin herumspielen, soll uns nicht weiter stören.

Kathrin Passig

6.10.2008

Scrollen auf Landkarten aus Papier (schwierig)

Getrӓumt:

Ich sitze vor einer Landkarte, aber die Gegend, die mich interessiert, ist auf der Karte nicht mehr drauf. (Es geht wohl um das, was unten rechts vom Bodensee ist.) Ich tippe mit dem Finger auf die Städte am Rand der Karte. Nichts. Ich kratze knapp neben der Karte mit dem Fingernagel. Immer noch nichts. Irgendwie muss man doch in den nächsten Quadranten scrollen können. Ich folge den Straßen bis zur Kartenkante mit dem Finger und warte.

Kathrin Passig

11.10.2008

Jörg Haider ist tot, und ich twittere

Ich erwäge seit einer Weile, mich bei Twitter anzumelden. Es sind aber schon alle dort, und ich wäre dann wirklich der letzte late adopter, also vielleicht lieber ganz cool ignorieren? Und was soll man da überhaupt schreiben? Als ich mich Ende September 2008 sehr über das Wahlergebnis in Österreich ärgere, bei dem Jörg Haider triumphiert, denke ich, vielleicht wäre das ein Thema für Twitter? Ich verwerfe das aber wegen der drohenden Gefahr des Altherrenquerulantismus. Am 11.Oktober 2008, ein Samstag, wache ich früher als sonst auf, um 8 Uhr, und schalte spontan das Radio ein. Das ist sehr ungewöhnlich, denn ich höre vielleicht einmal alle zwei Monate Radio, und dann nur im Sonntagsfrühstückskontext. Die ersten Worte, die ich nach dem Einschalten höre, sind: "Jörg Haider ist tot." Eine Stunde später melde ich mich bei Twitter an, und twittere "Jörg Haider ist tot, und DU twitterst!"

Das Twitterthema "österreichische Innenpolitik" wird binnen weniger Tage von anderen Themen verdrängt (Käse, Schnee, Unfug).

Maik Novotny

Ende 2008

Wir machen das jetzt ja digital

Ich mache ein Praktikum fürs Studium, bei einer kleinen IT-Firma. Wir betreuen regionale Firmen und haben einen Rufdienst, falls etwas nicht geht kommen wir vorbei und reparieren es.

Ein Kunde ruft an und bittet um Unterstützung. Etwas Triviales – was genau weiß ich nicht mehr, ich glaube Tonerkartuschen an zwei Druckern wechseln. Da die meisten Kunden auch Verbrauchsmaterial über uns beziehen, ist dies ein einfacher, aber kein ungewöhnlicher Auftrag. Mein Kollege

und Praktikumsbetreuer fragt, ob ich den Einsatz allein übernehmen will, und ich sage ja. Mein Betreuer sagt mir noch, ich solle mir die Firma zeigen lassen – "da hast du was zu lachen".

Ich klemme mir die Tonerkartuschen unter den Arm und fahre zum Kunden. Der Chef empfängt mich persönlich, wir gehen zu den betreffenden Geräten, die Arbeit ist in wenigen Minuten erledigt. Der Chef fragt mich, ob ich gern mal die Firma sehen will – immerhin war ich noch nicht bei diesem Kunden und es hilft immer, sich einen Überblick zu verschaffen. Ich erinnere mich an die Worte meines Betreuers und bejahe natürlich.

Es handelt sich um eine alte Firma, die bereits seit Jahrzehnten mechanische Spezialteile als Einzelstücke oder Kleinstserien herstellt. Dabei durchlaufen die Teile mehrere Arbeitsschritte – Rohzuschnitt, Feinfräsung, Oberflächenbearbeitung, Bohrungen, Gewindeschneiden, Endkontrolle, Verpackung, Versand ist eine typische Kette. Dabei ist üblicherweise bei jedem Bauteil ein Laufzettel dabei, auf dem die einzelnen Arbeitsschritte abgehakt und vom Ausführenden unterschrieben werden.

Obwohl die Arbeitsabläufe für einen Techniker interessant sind, kann ich noch nichts zum Lachen erkennen. Mir fällt auf, das neben jedem Arbeitsplatz ein PC mit Drucker und Scanner steht, selbst bei den kleinsten PCs in jedem Raum. Ich frage den Chef danach, immerhin wären Netzwerkdrucker einfacher und sooo viel zu scannen gibt es ja auch nicht. Der Chef antwortet: "Nee, wir brauchen das so. Das ist für die Laufzettel. Wir machen das jetzt ja digital." Ich stelle erstmal keine Fragen dazu, wird schon seinen Grund haben. Ich bin jedoch leicht überrascht, denn in solch alten Firmen werden Arbeitsvorgänge oft jahrzehntelang nicht verändert, und schon gar nicht zur Verwendung solch neumodischer Technologien.

Am Ende der Führung – im Versand. Mir fällt auf, dass die Laufzettel hier kleiner zu sein scheinen – bzw. ist das Papier gleich groß, nämlich A4, aber der Laufzettel selbst ist nur klein in der MItte des Papiers gedruckt. Ich schwatze noch mit dem Chef, als das nächste Teil zum Versand kommt – und plötzlich weiß ich, was mein Kollege meint, als der Versandbeauftragte mit seiner Arbeit beginnt:

An jeder Station wird der Laufzettel ausgedruckt, per Hand ausgefüllt, per Hand unterschrieben, wieder eingescannt, und per Email an den nächsten Bearbeiter gesandt, der die gleichen Schritte wieder ausführt. Drucken – ausfüllen – scannen, immer wieder. So erklärt sich auch der breite weiße Rand um den Ausdruck am Ende der Arbeitskette – die Drucker sind nicht randlos, und so wird die Grafik immer kleiner und kleiner. Ich muss mir große Mühe geben, nicht loszuprusten, während ich mich verabschiede.

Ich frage mich noch, ob man hier selbst auf diese Idee gekommen ist, oder ob ein gut gemeintes und wohlgeplantes System hier an den Anwendern scheitert, und warum alle Mitarbeiter dieses System als Arbeitserleichterung sehen. Am Ende versuche ich jedoch nicht darauf einzuwirken, denn die Arbeitsweise scheint ganz offensichtlich für alle Beteiligten selbstverständlich zu sein und zu funktionieren.

Schön, diese neue digitale Welt.

Malte

Ungefähr 2008

Alice und Bob und die zwei Fahrradschlösser

Auf meinem Weg zur Arbeit werde ich in Berlin Mitte Zeuge eines Unfalls. Eine Radfahrerin wird von einem Rechtsabbieger umgefahren und bleibt bewusstlos liegen. Ein Rettungswagen ist in Minuten zur Stelle und transportiert die Verletzte ab.

Wer in den nächsten 20 Minuten nicht auftaucht, um den Unfall aufzunehmen, Zeugen zu befragen oder Spuren zu sichern, ist die Polizei. Nun habe ich das Unfallgeschehen selbst nicht gesehen, nur die Situation unmittelbar danach, halte mich also als Zeugen nur für bedingt brauchbar. Außerdem muss ich eigentlich zur Arbeit. Ich hoffe also, meiner Bürgerpflicht ist genüge getan, wenn ich mehreren Umstehenden, die versichern, auf die Polizei warten zu wollen, meine Visitenkarte in die Hand drücke.

Und dann ist da das Fahrrad des Unfallopfers. Es wurde bislang nur von der Straße auf den Bürgersteig geräumt, wirkt aber neu, teuer und kaum beschädigt. Das sollte man hier nicht einfach so stehen lassen, denke ich, sonst hat es ruckzuck einen neuen Besitzer. Es abzutransportieren sähe aber auch verdächtig nach Diebstahl aus und außerdem muss ich selbst noch ein paar Kilometer mit dem Rad zurücklegen.

Ich entscheide mich dafür, auch an dem Rad eine Visitenkarte anzubringen und es mit einem meiner zwei Fahrradschlösser an den direkt an der Ecke befindlichen stabilen Metallzaun eines Verwaltungsgebäudes anzuschließen. Wer auch immer das Rad bergen möchte, kann mich so kontaktieren und ich kann es später immer noch zur Polizei oder zum Fundbüro bringen, falls sich keiner meldet.

Tatsächlich ruft mich am Nachmittag jemand an, der glaubhaft versichern kann, der Freund des Unfallopfers zu sein. Die Verletzte liegt in der Charité und wir überlegen, wann wir uns treffen können, um das Rad zu übergeben, finden aber keinen gemeinsamen Termin in den kommenden zwei Wochen.

Ich schlage daraufhin Folgendes vor: Er schließt das Rad mit einem zweiten Schloss an den Zaun an. Wenn ich in den nächsten Tagen dieses zweite Schloss sehe, kann ich mein Schloss entfernen und er kann dann später das Rad mitnehmen. Und so machen wir es.

Damit haben wir ein mit physikalischen Schlössern einen Vorgang nachgestellt, der in der Kryptographie ständig stattfindet. Wenn ein Verschlüsselungsverfahren kommutativ ist, wenn also eine zweimal verschlüsselte Nachricht auch entschlüsselt werden kann, indem man zuerst den ersten und dann den zweiten Schlüssel wieder anwendet, dann kann eine Nachricht sicher verschlüsselt übertragen werden, ohne dass Sender und Empfänger je den Schlüssel des jeweils anderen kennen müssen.

So war es hier auch – zwei Leute brachten je ein Schloss zum Einsatz, keiner hat je den Schlüssel des anderen gesehen und das Fahrrad war ununterbrochen gesichert.

Virtualista

Um 2008

Erwartung mit Handkurbel

Ich kaufe ein kurbelbetriebenes Universal-Ladegerät, um damit unterwegs mein Handy aufzuladen.



Es funktioniert natürlich überhaupt nicht.

Kathrin Passig

27.1.2009

Ein nicht ganz ausgereifter Selbstreinigungsmechanismus auf der Autobahntoilette

Ich bin auf der Autobahn zu einem Kunden nach irgendwo (leider nicht rekonstruierbar) unterwegs, als ich den nächsten Rastplatz mit einer Toilette ansteuern muss. Ich habe Glück, so denke ich, denn ich lande auf einem Rastplatz, der nicht einen zugigen offenen Betonbau oder so ein Voll-Edelstahl-Monstrum beherbergt, sondern vor einem schicken, neuen Flachbau mit vielen Türen. An jeder Tür ist eine Ampel, die anzeigt, ob besetzt ist oder nicht.

Ich betrete also die erste Kabine mit grüner Ampel, drücke die Tür zu, höre ein Klacken und suche den Riegel. Es gibt keinen. „Wahrscheinlich auch ganz schick vollautomatisch”, vermute ich und rüttele sicherheitshalber an der Tür. Bei der ersten Berührung der Klinke höre ich wieder das Klacken, die Tür geht anstandslos auf, ich denke „ah, ja” und in dem Moment wird hinter mir die Toilette automatisch mit recht viel Wasser von unten durchgespült.

Ich verlasse fluchtartig den Raum und suche die nächste Kabine mit grüner Ampel. Die logischen Zusammenhänge zwischen Öffnen, Schließen und Reinigen glaube ich mir erschlossen zu haben, also rüttele ich diesmal nicht an der Tür und verlasse mich auf das Klacken. War wohl ein Fehler, denn als ich gerade sitze, wird die Tür von außen geöffnet. Eine ältere Dame schreit auf, ich auch, die ältere Dame lässt die Tür wieder zufallen und die Toilette denkt, ich wäre draußen und beginnt pflichtgemäß mit ihrer Selbstreinigung.

Ich habe dann wohl doch nicht so viel Glück gehabt wie anfangs vermutet und sage den Kundentermin kurzfristig ab.

Christian Fischer

1. bis 3. April 2009

Der kurze Frühling des Pokens

Auf der re:publica kann man bei geschäftstüchtigen Privatleuten Pokens kaufen. Es sind Schlüsselanhänger in Form kleiner Tierchen mit einer großen Hand: Pandabär, Bienchen, Alien und Schädel-Dings. Trifft man einen anderen Poken-Besitzer, dann hält man die Hände der Figuren aneinander und tauscht dadurch via NFC Kontaktdaten aus. Die Hände leuchten dann grün. Später steckt man das Poken an den USB-Anschluss eines Computers und liest die gesammelten Kontaktdaten aus. Jetzt kann man auf der Poken-Website sehen, wem man alles begegnet ist. Das ist selbst 2009 eigentlich gar nicht besonders nützlich, und sobald sich alle eins gekauft haben, ist die Zeit des Pokens auch schon wieder vorbei.

Das Bild zeigt das einsame Poken von @sillium auf der re:publica 2014. „Jetzt kann ich's ja sagen: Der erste Andere mit einem Poken hätte entlarvt, dass meiner längst nicht mehr funktioniert. #rp14"



Kathrin Passig

14.4.2009

Ein Filmriss, an den ich mich erinnere

In einem mittelgroßen Kino schaue ich „RocknRolla“ von Guy Ritchie. Nach etwa zwei Dritteln des Films verschwindet plötzlich das Bild. Der Vorführer betritt den Saal und teilt mit, dass die Filmrolle gerissen ist. Es gibt leider keine zweite Kopie, weswegen die Zuschauer nach Hause geschickt werden müssen. Sie dürfen sich noch aussuchen, ob sie das Eintrittsgeld zurückerstattet oder einen Kinogutschein bekommen möchten.

Es ist dies das erste und letzte Mal, dass ich einen echten Filmriss erlebe. Beinahe bin ich dankbar für diese Erfahrung. Danach sehe ich, soweit ich weiß, nur noch digital projizierte Filme im Kino.

Torsten Gaitzsch

August 2009

Die Wirklichkeit ist nicht schwarzweiss genug

Wir besuchen die Ausstellung zum Werk des Fotografen Walker Evans im Fotomuseum Winterthur. Die Mutter (*1944) kommentiert, dass ihr bei ihrer ersten Reise nach New York alles sehr bunt vorgekommen sei und auch Paris, das sie als Jugendliche in den Bildern von Eugène Atget kennengelernt habe, überrasche sie bei jedem Besuch von neuem durch seine Vierfarbigkeit. Es wirke immer irgendwie unecht.

Franziska Nyffenegger

Oktober 2009

Ich möchte mich sterilisieren lassen

Ich möchte mich sterilisieren lassen. Im Fachsprech nennt sich das bei Männern: Vasektomie.

Die Internetrecherche fördert für ganz Berlin lediglich eine einzige vertrauenswürdige Arzt-Website zutage; der Rest sind unbrauchbare Katalog- und Ärzteverzeichnisseiten. Der Arzt meines Vertrauens ist Urologe und hat bereits auf seiner Startseite das Close-up-Youtube-Video einer Vasektomie-OP eingebunden. Ob dies abschrecken, aufklären oder unterhalten soll, bleibt unklar.

Im Gespräch klopft der Arzt zunächst den festen Willen ab („Sie haben zwei Kinder? Na dann!"), erläutert dann die Konsequenzen („5% weniger Ejakulat"), die Risiken („Bakterien, das Übliche halt") und schließlich die Kosten (roundabout 600 Euro, keine Kassenleistung).

Eine etwaige Wiederherstellung der Zeugungsfähigkeit wird auf 8.000 Euro veranschlagt und mit einer Wahrscheinlichkeit von 25-40 Prozent angegeben („In zehn Jahren sind wir bei 2.000 Euro und 100 Prozent."). Dauerhaft erhalten bliebe indes die Möglichkeit zur Zeugung via Reagenzglas. Schließlich würden nur die Samenleiter gekappt, Spermien werden weiterhin produziert, nur eben anders abgebaut. Stichwort Nebenhoden.

Zwischen Aufklärungstermin und OP müssen 3 Wochen liegen, „der reiflichen Entscheidung wegen". Die OP selbst erfolgt ambulant, dauert keine 15 Minuten und wird lediglich mit Lokalbetäubung ausgeführt.

Bei der Vasektomie werden beide Samenleiter durchtrennt, jedes einzelne der vier Enden verödet, zusätzlich umgeklappt und mit einer Metallklammer zusammengekniffen. Zugleich wird eine Art Barriere aus Gaze zwischen allen Enden eingezogen. Vierfach-Sicherung, sagt der Arzt. Seine Versicherung haftet fortan für jedes Malheur mit 100 Prozent.

Bei der Vasektomie wird ein winziger Schnitt auf jeder Seite geführt, der Samenleiter kurz rausgeholt, operativ bearbeitet, alles wieder reingesteckt, zugenäht. Und fertig. Die OP verläuft komplett schmerzfrei.

Wenn ich wöllte, dürfte ich zugucken; ich bevorzuge die Liege- und Nichtmitanseh-Haltung. Im Hintergrund läuft Johnny Cash, American Recordings. Der Arzt summt mit.

Parallel plaudern wir angeregt und ich erfahre, dass jeden Dienstag ein Kleinbus aus Polen vor der Praxis hält, der polnische Männer zur Vasektomie nach Berlin begleitet. Das läge wohl daran, dass Polen erzkatholisch sei, Vasektomien ärztlicherseits offenbar kaum angeboten würden und es dem Selbstbild polnischer Männer innerhalb der eher patriarchal geprägten Gesellschaft schade, wenn sie sich freiwillig ihrer Zeugungsfähigkeit beraubten. Ich lerne: Was der Zahnarzttourismus von Deutschland nach Polen, ist in Polen der Sterilisationstourimus nach Deutschland.

Nach der OP verbleibe ich 90 Minuten zur Begutachtung und muss dann von einer Begleitperson abgeholt werden (Standardprogramm).

Die ersten 2 Tage nach der OP soll man sich wenig bewegen, die Stelle nicht zu stark mit Sitzen beanspruchen und: kühlen, kühlen, kühlen. Es dauert zwei Tage, bis der Körper einen anderen Weg gefunden hat, die Spermien adäquat abzubauen. Danach normalisiert sich alles.

Die Zählung nach 4 Wochen ergibt: null Spermien vorhanden. (Wie die Probe zustande kam, darüber senkt sich der schwarze Schleier der Demut. Zur Unterstützung werden jedenfalls Zeitschriften angeboten, kein Internet.)

Bereits kurze Zeit später ist vom Eingriff weder etwas zu sehen noch zu spüren. Lediglich bei umfangreicheren Duschprozeduren sind die Metallklammern zu erfühlen.

Buntschuh

November 2009

Seit ich bei der Geschirrspülmaschine eingezogen bin, könnte ich jederzeit Gäste einladen. Muss es aber nicht mehr

Ich ziehe das erste Mal in meinem Erwachsenenleben in eine Wohnung mit einem alten Seppelfricke-Geschirrspüler. Damit verändert sich alles.

Angelehnt an die Broken-Windows-Theorie glaube ich an die Dreckiges-Geschirr-Theorie. Die besagt, dass ein Haufen dreckigen Geschirrs neben der Spüle dazu führt, dass man den Küchenboden erstmal nicht wischt, weil sich das vor dem Abwasch nicht lohnt. Wegen des dreckigen Küchenbodens wird auch der Rest der Wohnung nicht gesaugt. Also kann ebenso die Schmutzwäsche neben dem Bett liegenbleiben. Daher lohnt es sich auch nicht, die Waschmaschine anzustellen und bei dem Chaos Fenster zu putzen, wäre auch unsinnig. Dann holt man sich noch 17 Katzen wegen der Ratten und eh man sich versieht, stürmen Polizeibeamte, das Gesundheitsamt und ein RTL-Fernsehteam die Wohnung.

Dem kann man nur auf zwei Wegen entkommen. Entweder durch regelmäßigen Besuch, für den aufgeräumt werden muss, oder durch eine Geschirrspülmaschine, in der man das dreckige Geschirr sofort verschwinden lässt. Seit November 2009 muss ich niemanden mehr zu mir nach Hause einladen, könnte aber dennoch jeden Gast spontan in meine Wohnung bitten. Ich liebe dieses Gerät sehr und habe es ihm auch schon ein paar Mal zugeflüstert.

Katja Berlin

Ungefähr 2009

Die extrem gut versteckte Funkklingel

Unsere Abteilung sitzt im Souterrain eines Bürogebäudes. Wenn man raus will, kann man entweder den offiziellen langen Weg einmal durchs Gebäude, im Erdgeschoss raus oder man nimmt halt den Fluchtwegausgang, der direkt nach draußen führt. Der Fluchtwegausgang ist eine Tür, die in einen kleinen Zwischenflur führt und dann die Tür nach draußen. Raus kommt man immer, rein nur, wenn einem von innen jemand beide Türen öffnet.

Dementsprechend muss man am Gebäude entlanglaufen, bis man ein Büro findet, in dem jemand sitzt, ans Fenster klopfen und ihn oder sie um Einlass bitten. Manche Leute nutzen dann diese Gelegenheit, um einfach direkt durchs Fenster zu steigen, das kommt aber eher selten vor.

Weil die Sucherei und Klopferei uns irgendwann zu doof sind, besorgen zwei Kollegen im Baumarkt eine Funkklingel. Die Klingel selber befestigen sie unauffällig an der Rückseite einer Säule neben dem Eingang, den Empfänger verstecken sie unter einer Deckenplatte im Büroflur vor der Tür.

Jetzt haben wir eine eigene, gut versteckte, im höchsten Grade nicht genehmigte und vermutlich gegen sämtliche Bürosicherheitsregeln verstoßende Geheimklingel und müssen nicht mehr an Fenster klopfen oder den Umweg durch den Haupteingang nehmen.

Irgendwann geht die Klingel nicht mehr. Vermutlich ist bei dem Empfängermodul die Batterie leer. Die Kollegen steigen auf Stühle, fummeln unter Deckenplatten, fummeln unter anderen Deckenplatten, fummeln nochmal unter der ersten Deckenplatte. Das Modul ist unauffindbar. Offensichtlich haben sie sich beim Verstecken sehr große Mühe gegeben und jetzt müssen wir halt wieder ans Fenster klopfen.

Anne Schüßler

2006 bis 2009, wahrscheinlich auch vorher und nachher

Der ICE hat zwar GPS, weiß aber trotzdem nicht, wo er ist

Das war, als sie die Hochgeschwindigkeitsstrecke in der Schweiz gebaut haben, von Basel bis Interlaken. Die Deutsche Bahn hat ICEs an die Schweizer Bahn vermietet. Die Positionsbestimmung der Züge hat primär über die Achsumdrehungen funktioniert, und die Achsumdrehungen sind nicht besonders präzise, weil die Räder sich abnutzen und sich dann schneller drehen. Die Züge hatten zwar ein GPS an Bord, aber das durfte nicht für die Positionsbestimmung genutzt werden. Zum einen, weil es in Tunnels nicht funktioniert und zum anderen und primär, weil es von den Amis jederzeit abgeschaltet oder in der Güte verschlechtert werden kann.

Warum haben sie es dann überhaupt erst eingebaut?

Na, um die Uhrzeit zu gewinnen.

Aber da hätte man doch einfach einen Funkwecker …

Wahrscheinlich haben sie's eingebaut, weil sie halt hofften, dass sie irgendwann auch mal mit GPS navigieren können. Ich weiß es nicht genau. Jedenfalls hatten die Dinger das halt.

Die ganze Positionsbestimmung war nie so präzise, dass man hundertprozentig sicher sein konnte, wo der Zug eigentlich gerade ist. Deshalb sind auf den Schienen die sogenannten Balisen. Das sind gelbe Kästen, die so eine Art riesengroße RFID-Chips drin haben. Wenn der Zug drüberfährt, dann liest er mit einer Sendeantenne die Balisennummer aus und weiß dann, wo er ist.

Wir mussten aus den aufgezeichneten Telemetriedaten aus den Zügen erschließen, woran das liegen konnte, wenn der Zug aus irgendwelchen Gründen eine Notbremsung hingelegt hatte. Da war es unter Umständen wichtig, zu wissen, an welcher Stelle er genau war. Das wussten wir eben nicht so

ganz genau, weil wir immer nur sagen konnten: Soundso viele Meter nach der letzten Balise mit der Nummer soundso. Wir hatten aber keine Liste, wo die genau sind, welche GPS-Positionen die haben. Natürlich wird GPS auch nicht aufgezeichnet, weil sie's ja eh nicht verwenden durften. Naja, und dann hab ich halt tatsächlich mal überlegt, auf dieser Schweizer Hochgeschwindigkeitsstrecke in meiner Freizeit die ganzen Balisenpositionen mal genau zu vermessen. Also so genau, wie es eben mit einem handelsüblichen GPS funktioniert.

Damit ich dann immer sagen kann: Der Zug hat genau an der und der Stelle eine Notbremsung hingelegt, wenn da zum Beispiel eine Weiche ist. Speziell in der Umgebung der Bahnhöfe wollte ich ganz genau wissen, *wo* irgendwas passiert ist, um zu sehen, ob das an einem bestimmten Stück Schiene liegt, keine Ahnung, an magnetischen Störungen oder sonst irgendwas.

Die Züge haben ja auch so ein Radar nach unten, mit dem sie die Geschwindigkeit messen, also Radare, die auf den Boden schauen und da durch die Schottersteine quasi so ne Art Flow erzeugen ...

Versteh ich nicht, wie kann man damit die Geschwindigkeit messen?

Du strahlst das Radar auf den Boden, das wird zurückgeworfen und hat einen gewissen Versatz, der von der Geschwindigkeit abhängt. Und das kannst du messen. Dann weißt du, wie schnell du bist. Also wenn halt nicht gerade Schnee an den Dingern pappt. Oder der Zug über eine Brücke aus Eisen fährt, weil dann funktioniert es nicht mehr. Wenn der Zug über einen längeren Eisenviadukt gefahren ist, dann haben sich die Radare abgemeldet für eine gewisse Zeit. Das hat dann gerne so eine Kettenreaktion nach sich gezogen: Dann waren nur noch die Achsdrehzähler da, und damit hat das Ortungssystem gewusst, es hat jetzt nicht mehr genug Sensoren, um die höchste Güte zu gewährleisten, und hat deshalb in der Qualität runtergeschaltet. Dann musste der Zug schon von der Höchstgeschwindigkeit runtergehen, weil er das nur in der höchsten Qualitätsstufe durfte.

Und schuld war nur die Brücke?

Ja, schuld war nur die Brücke … Oder die Tatsache, dass sie kein verficktes GPS verwendet haben für die Ortung!

Du weißt aber auch nicht, ob sie das eingebaute GPS inzwischen verwenden dürfen, oder?

Nee, keine Ahnung. Ich bezweifle es ja. Wahrscheinlich warten sie auf Galileo, weil das ein europäisches System ist, dürfen sie's dann.

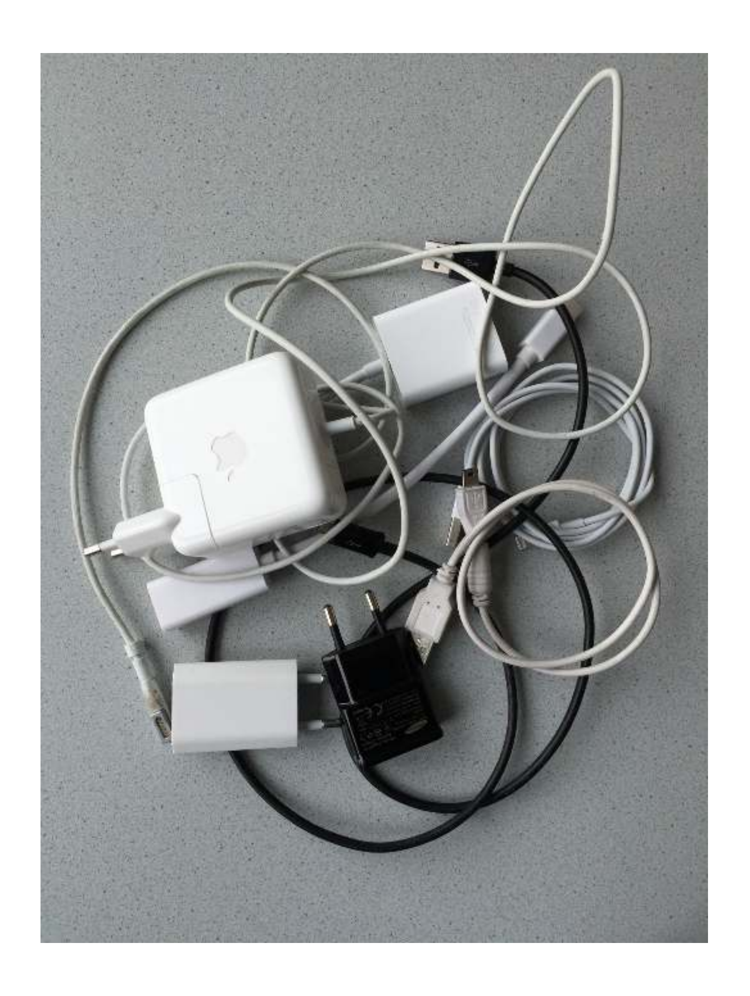
Alan Smithee

Seit mindestens 2010

Kabelsalat in der Herrenhandtasche

Ganz früher war ich ein pragmatischer Mensch. Wenn ich das Haus verließ, hatte ich meistens nicht mehr dabei als den Hausschlüssel. Mit der Pubertät kam das Verlangen, auch ein Portemonnaie mitzuführen. Seit dem ersten Handy hatte ich ab Ende der 1990-er dann drei Gegenstände, die ich stets mitführen wollte. Mehr brauchte ich aber nicht und an diesem Zustand änderte sich lange nichts.

Bis vor wenigen Jahren. Seit etwa 2010 schleppe fast immer eine große Tasche mit mir rum, in der ich nicht nur Schlüssel und Geld mit mir rumtrage, sondern auch essentielle Dinge wie ein Notfalldeo oder einen neonfarbenen Marker. Zärtlich nenne ich mein Gepäckstück deshalb Herrenhandtasche. Der eigentliche Grund für die Notwendigkeit meiner Herrenhandtasche sind die vielen Kabel, die ich bei mir führen muss:



Ladekabel für das iPhone und das Android-Handy, ein Ladekabel für den mobilen Akku (den ich schon länger nicht mehr benötigt habe, aber trotzdem mitschleppe, man weiß ja nie), Adapter für die Steckdose, Ladekabel für das Macbook, Adapter zum Anschluss an einen VGA- oder HDMI-Beamer. Das muss alles immer dabei sein, weil ich es nur unterwegs mal brauchen kann.

Versuche, einfach morgens daran zu denken, welche Kabel und Adapter ich am Tag benötigen könnte, schlugen mehrmals fehl. Und Versuche, einfach mal ohne diese ganzen Kabel und Adapter aus dem Haus zu gehen, endeten regelmäßig mit einem verstört vor- und zurückwippenden Johannes, der "Muss. Handy. Laden." vor sich hin stammelte.

Johannes Mirus

31.1.2010

Der Schlamm von Wolverhampton

Beim Tough Guy, einem britischen Schlamm- und Hindernisrennen, bekommen wir erstmals ein „ChronoTrack D-Tag", das wir an unseren Schnürsenkeln befestigen sollen. Via RFID wird damit die Zeit des Zieleinlaufs automatisch erfasst. Der Fortschritt ist eingekehrt in Wolverhampton.

Allerdings muss man beim Tough Guy nicht nur so ein bisschen durch den Schlamm, man badet sehr gründlich darin. Gelegentlich sieht man Teilnehmer, die nur mit einem Schuh oder barfuß im Ziel ankommen. Wie bei allen Unternehmungen, bei denen Kälte eine Rolle spielt, muss man alles, was man behalten will, vor dem Start mit warmen Händen gründlich und mehrfach redundant festknoten, oder noch besser: überhaupt nichts bei sich tragen, was Knoten oder Befestigungen erfordert. Unterwegs ist es zu spät für Reparaturen und Nachjustierungen. Am Ende jedes Rennens ist die Strecke übersät mit Handschuhen, Mützen, Schuhen, Teilnehmernummern, Kostümbestandteilen und diesmal eben auch ChronoTracks.

Im Jahr darauf gibt es kein RFID mehr. Im Ziel stehen wieder Leute, die die Nummern der 5000 Teilnehmer und die Uhrzeit aufschreiben.

Kathrin Passig

Seit 2010

Dramatische Auftritte

Als wir unser Haus kaufen, verfügt es über einen elektrischen Türöffner. Alle kennen das – man kann oben im Haus einen Taster betätigen, dadurch wird die Türfalle entriegelt, ein Summer ertönt, und die einlassbegehrende Person kann die Türe einfach aufdrücken.

Die Haustür ist hässlich und unsicher, deshalb leisten wir uns (geschätzt) im Jahr 2010 eine schönere, sicherere neue. Der Monteur, der sie einbauen soll, zieht die Nase kraus. Wo ist denn hier Strom, fragt er genervt. Ich weise ihn auf eine Steckdose hin, wo er elektrisches Handwerkszeug einstecken kann, aber das hat er nicht gemeint. Die neue Haustür benötigt einen 230-V-Anschluss, und der Monteur lässt uns spüren, was er von Menschen hält, denen noch nicht in den Sinn gekommen ist, dass im 21. Jahrhundert Haustüren Strom benötigen. Glücklicherweise befindet sich unweit der Tür eine Verteilerdose, und ein freundlicher Elektriker eilt notfallmäßig herbei und stellt den benötigten Anschluss her.

Seither hat unsere Haustür keine entriegelbare Falle mehr. Familie und Freunde haben den Umgang damit gelernt – bei sonstigen Besuchern geschieht folgendes: Wenn wir den Türöffnertaster betätigen, fängt in der Tür mindestens ein Elektromotor an zu arbeiten und öffnet die Türverriegelung. Er benötigt dazu knapp zweieinhalb Sekunden und macht ein Summgeräusch. Alle, aber wirklich alle Gelegenheitsbesucher sind so konditioniert, dass sie gegen summende Haustüren drücken. Erfolglos, denn die elektrische Entriegelung dauert eben einen Moment. Der Moment ist lange genug, dass alle – ALLE – Besucher nervös werden und sich gegen die Tür schmeißen wie Horst Schimanski zu seinen besten Zeiten. Ebenfalls erfolglos, denn es ist eine gute, starke Tür. Exakt in dem Moment, in dem sie ratlos innehalten und ein dummes Gesicht machen, sagt die Tür “Bibbipp!” – und springt mit aufreizender Leichtigkeit ein Stück auf.

Schon oft hatte ich das Gefühl, dass Besucher, die dieses kleine Drama durchlebt haben, etwas schmallippig eintreten. Dass sie sich ein bisschen verkackeiert fühlen und Schwierigkeiten haben, uns das dumme Gesicht zu verzeihen, das sie gerade gemacht haben.

Abgesehen von solcher Dramatik hat die Technik noch einen zweiten Nachteil. Wenn man nachts pinkeln geht, verschlafen nach dem Lichtschalter tastet und den Türöffner erwischt – dann springt die Haustür auf, und es bleibt einem nichts übrig, als hinunterzugehen und sie wieder zuzumachen, unzureichend bekleidet und die Welt verfluchend.

Der unbestreitbare Vorteil ist die deutlich verbesserte Sicherheit.

Auch wenn seinerzeit der Haustürmonteur voller Verachtung über unsere Ahnungslosigkeit war – auch zehn Jahre später ist mir kein anderes Haus bekannt, das eine solche Haustür hat. Ob ich wohl nur ewiggestrige, technikfeindliche Proleten mit steinzeitlichen Haustüren kenne? Schon möglich, aber die Tatsache, dass alle, alle Besucher mit unfassbarer Zuverlässigkeit erst einmal die Schimanski-Nummer abziehen, scheint dafür zu sprechen, dass es nicht nur mir so geht.

Ich lege aber Wert auf die Feststellung, dass wir diese Haustür weder aus Ängstlichkeit, noch aus Großkotzigkeit, noch aus Freude an der Verzweiflung unserer Mitmenschen bestellt haben. Man hat uns gar nicht gefragt.

Tilman Otter

Seit Mitte 2010

Zwischenspeicher Fingerspitze

Meine Mutter erzählt mir stolz, was sie gelernt hat: Eine befreundete iPad-Besitzerin hat ihr gezeigt, wie sie sich besser merken kann, wie Copy/Paste am iPad funktioniert.

Man markiert mit der Fingerspitze den Text, den man kopieren möchte, und wählt “kopieren” aus. Jetzt stellt man sich vor, das Kopierte ist auf der Fingerspitze. Dort wo sie mit der Fingerspitze hintippt kann der Inhalt wieder eingefügt werden.

Meine Mutter lacht, als sie erzählt, dass sie seither beim Copy/Pasten den ausgestreckten Zeigefinger hochhält. Manchmal markiert und kopiert sie auch etwas Falsches und wischt dann ganz automatisch den Finger am Oberschenkel ab.

verenka

2010

Leberwurst TV

Während der Fußball-Weltmeisterschaft treffen wir uns bei einem Freund, um ein Spiel auf seinem neuen Flachbildfernseher zu kucken. Bevor es losgehen kann, muss der Bildschirm des Fernsehers von großflächigen Schlieren gereinigt werden.

Später begreife ich warum. Der sechsjährige Sohn des Freundes versteht nicht, dass ein Fernseher keinen Touchscreen hat. Mit dem Leberwurstbrot in der einen Hand wischt er mit der anderen über den Bildschirm. Vermutlich findet er Fußballgucken langweilig und sucht einen YouTube Kanal.

sleeplessdarkhorse

15.6.2010

Die Ausgrabung meiner letzten Disketten (3,5 Zoll)

Beim Aufräumen des Schreibtischs finde ich in den unteren Lagen mehrere Disketten (3,5 Zoll). Sie müssen dort wohl seit 2008 liegen, denn damals hatte ich zuletzt einen Rechner mit Diskettenlaufwerk. „Was mag danach kommen, Saurierknochen?“, twittere ich, werfe die Disketten weg und habe seitdem keine mehr gesehen. Außer in Form von „Speichern“-Icons natürlich.

Kathrin Passig

Juni 2010

Als die Zukunft in die Gemüseabteilung kommt (aber nicht bleibt)

Ich bin nur selten in dem großen Supermarkt im Einkaufszentrum am Autobahnkreuz. Heute ist es mal wieder soweit. Mir fällt sofort auf, dass der gesamte Supermarkt seit meinem letzten Besuch renoviert und modernisiert wurde. So auch die große Obst- und Gemüseabteilung.

Bisher gab es hier einige der üblichen Selbstbedienungswaagen, an denen man zum Abwiegen über eine Zehnertastatur einen Warencode eingeben musste, den man von den Preisschildern bei den Produkten ablesen konnte.

Diese Waagen wurden seit meinem letzten Einkauf durch “intelligente” Selbstbedienungswaagen ersetzt, die die aufgelegte Ware nun automatisch erkennen sollen. Dazu gibt es an jeder Waage eine kleine Kamera, die von oben auf die Wiegefläche schaut und das jeweilige Produkt aufnimmt. Eine Bilderkennungssoftware soll dann automatisch herausfinden, um welche Art Frucht oder Gemüse es sich handelt.

In meinem Kopf entstehen sofort Fragen, viele Fragen. Wie soll das Gerät die verschiedenen Apfelsorten unterscheiden? Wie werden ähnlich aussehende Obst- oder Gemüsesorten unterschieden, z. B. Zucchini und Salatgurken?

Was ist mit Petersilienwurzeln und Pastinaken, die nicht einmal ich selbst auseinanderhalten kann? Was ist mit Waren, die im Plastikbeutel auf die Waage gelegt werden, wie z. B. grüne Bohnen oder Pilze?

Schnell finde ich heraus, dass in dem Supermarkt alle Apfelsorten gleich viel kosten – Problem gelöst. Und bei Produkten, die sich nicht eindeutig identifizieren lassen, wird einfach eine Reihe von kleinen Icons mit in Frage kommenden Obst- oder Gemüsesorten angezeigt, und man muss dann das Richtige durch Antippen auf dem Touchscreen auswählen.

Die Frage jedoch, die mich mehr beschäftigt, als alle anderen, ist: Was passiert, wenn ich meine Hand auf die Waage lege? Ich tippe zunächst darauf, dass die Bilderkennung meine Hand als Ingwer identifizieren wird. Von der Farbe her würde das passen (ich bin recht dunkelhäutig), und sehen die Verzweigungen des Ingwer-Rhizoms nicht irgendwie wie Finger aus?

Ich lege meine Hand unter die Kamera, und die Waage weiß sofort: Das ist eine Süßkartoffel! Sie ist sich sogar so sicher, dass Ingwer nicht einmal als mögliche Alternative angezeigt wird.



Bildquellen: pxhere.com/en/photo/1084223 und pxhere.com/en/photo/694866, CC0

Na gut. Farblich zumindest passt das ja so mittel. Gerne hätte ich noch weitere Gegenstände auf die Waage gelegt, aber meine Begleitung hat kein großes Verständnis für meinen Experimentiertrieb und würde gerne den Einkauf fortsetzen.

Später lese ich, dass die intelligente Waage am Fraunhofer-Institut in Karlsruhe entwickelt wurde und im Jahr 2008 in etlichen Supermärkten zum Testen eingeführt wurde. In den darauffolgenden Jahren habe ich nirgendwo sonst derartige Selbstbedienungswaagen gesehen, und auch der Supermarkt, um den es hier geht, hat sie mittlerweile wieder abgeschafft. Das finde ich erstaunlich, da es ja in den letzten Jahren in Bezug auf Kameratechnologie, Bilderkennung, Deep Learning etc. große Fortschritte gegeben hat.

Vielleicht haben die Waagen ja die Kundinnen und Kunden zu sehr zum Herumspielen animiert (so wie mich) und dadurch den Einkauf letztendlich behindert?

Oliver Laumann

7.10.2010

Eindrucksvolle Geschehnisse auf der Buchmessenpartytoilette

Die Rowohlt-Buchmessenparty findet in der Schirn-Kunsthalle statt. Dort begegne ich zum ersten Mal einem japanischen Washlet mit Funksteuerung. Wikipedia: “Diese Toiletten können viele technisch fortgeschrittene Funktionen erfüllen, die man außerhalb Japans nur äußerst selten antrifft.” Später wechsle ich Nachrichten mit einer finnischen Verlegerin:

Sie: “Hallo aus Finnland! Good to meet you & danke mit Hilfe with the Party. You never came out from the spaceship-toilets in Schirn, by the way. We *did* wait!”

Ich: “I had to test all of the toilet’s very interesting features, it was the closest I ever got to being rimmed at a Rowohlt party. By the time I emerged from this techno-wunderland, a little dazed, you were gone.”

Sie: “’Closest to being rimmed at a R party’? I consider the toilet experience as being rimmed all the way – such a German way to meet the local literate circle!”

Kathrin Passig

10. Oktober 2010

Wach auf! Geh schlafen!

Ich habe zu meinem Geburtstag nicht nur tolle Geschenke bekommen, ich habe mich auch selbst mit einer Spracheingabe-Software beschenkt. Der eigentliche Zweck ist, bei meiner nächsten Hausarbeit schneller und besser fertig zu werden. (Wobei, besser als 1,0 *angeb* geht es wohl kaum. Aber es geht auf jeden Fall schneller.) Die Software eignet sich auch ganz gut, um Blog-Einträge wie diesen zu schreiben.

Es ist gewöhnungsbedürftig, so komisch zu reden, und es ist auch nicht so einfach, die Software auf seinen persönlichen Sprachstil einzustellen. Aber je mehr ich rede, desto besser und schneller werde ich. Mittlerweile geht es schon ganz gut – und ich verwende die Software gerade erst seit einer Stunde. Sobald sie auch noch „Blog“ versteht und nicht immer dafür „Block“ nimmt, würde ich sagen, ist sie vollständig an mich angepasst.

Das Geilste an der Software – außer Tatsache, dass man ihr das Wort „geilste“ beibringen kann – sind die Befehle. Mit „geh schlafen!“ schaltet man das Mikro stumm, mit „wach auf!“ schaltet man es wieder ein. Ich möchte gar nicht wissen, wie bescheuert ich für einen zufälligen Mithörer klinge.

Nachtrag 2015: Ich werde die Software („Dragon Natural Speaking“) für genau eine Hausarbeit verwenden und dann nie wieder. Zu oft muss ich dann doch noch Wörter selbst tippen oder Fehlannahmen verbessern, außerdem

erfordern viele übersehene Kleinigkeiten eine zusätzliche Korrekturschleife. Am Ende werde ich keine Zeit gespart haben, dafür aber eine Abwertung erhalten, weil meine Arbeit zu umgangssprachlich formuliert ist.

Johannes Mirus

29.10.2010

Auf der Heimseite der “CD-Bremse” gibt es keine neue Version

Ich komme in die Verlegenheit, eine CD-Rom in mein Notebook legen zu müssen. Weil die Disk in meinem DVD-Laufwerk mit ohrenbetäubender und funktionsbeeinträchtigender Geschwindigkeit rotiert, benutze ich ein vor Ewigkeiten installiertes Programm namens „CD-Bremse“. Damit möchte ich die Geschwindigkeit auf 4x drosseln. Beim Programmstart erscheint der Hinweis: „Diese Version von CD-Bremse ist schon recht alt. Möglicherweise gibt es auf der Heimseite eine neue Version.“

Aber auf der „Heimseite“ – solche Wörter hat man in den 90er Jahren ganz ironiefrei benutzt; man denke auch an „Weichware“ für „Software“ – auf dieser Seite jedenfalls findet man keine neue Version, weil die Entwicklung schon vor Jahren eingestellt worden ist. Ich werde also bis in alle Ewigkeit mit diesem Nervsprüchlein konfrontiert werden, wann immer ich die „CD-Bremse“ benutzen möchte.

Das Programm ist übrigens Shareware. Shareware: gibt’s das heute noch?

Torsten Gaitzsch

Winter 2007 bis Herbst 2010

Viele Grüße, früher

Ich habe ein sehr schickes Nokia-Schiebehandy, vermutlich ein Nokia 2680 Slide. Zu meinem Vertrag gehört eine Telefonierflatrate ins O2-Netz und eine bestimmte Anzahl von Frei-SMS pro Monat, vielleicht 30 oder 50 oder 100 (2019 nicht nachvollziehbar).

Ich schreibe meine SMS-Nachrichten zuerst sehr mühsam durch mehrmaliges Drücken jeder Taste, bis der gewünschte Buchstabe erscheint, also einmal 2 für *A*, zweimal 2 für *B*, dreimal 2 für *C*, einmal 3 für *D* usw. Dann lerne ich T9. Mit T9 kann ich Wörter tippen, indem ich jede Taste nur je einmal drücke, also z. B. einmal 2 für *A* oder *B* oder *C*, und die Software auf dem Handy schlägt mir am Ende Wörter vor, die ich gemeint haben könnte. Ich kann durch die Vorschläge durchblättern, bis das richtige Wort erscheint. Ich benutze eine ganze Menge Spezialwörter, vermutlich schalte ich dazu den Eingabemodus immer zwischen T9 und Ausbuchstabieren (?) um, auch mitten in der Nachricht. Es gibt auch die Möglichkeit, mein T9-Wörterbuch manuell zu erweitern, indem ich häufig genutzte Spezialwörter darin explizit einspeichere.

Es kommt ab und zu vor, dass ich jemandem eine SMS schicke, ohne zu wissen, ob ich in der Kontaktliste der anderen Person eingespeichert bin. Dann steht nur meine Handynummer als Absender da und die Person kann meine Nachricht nicht einfach ohne weiteres einordnen. Deshalb unterschreibe ich solche SMS mit meinem Namen: „Können wir die Klavierstunde nächste Woche auf 16 Uhr verschieben? Viele Grüße, Esther“

Für Floskeln wie „Viele Grüße“ ist es bequem, T9 zu verwenden, dann geht es einfach schneller. Den letzten Teil – meinen Namen – kann ich im T9-Wörterbuch einspeichern. Dann muss ich nur die Zahlen 378437 drücken, auf denen die Buchstaben *E, S, T, H, E, R* zu finden sind.

Aber die T9-Software ist über das bloße Merken möglicher Wörter hinaus nicht sehr lernfähig. Bis ich nach etwa drei Jahren das Handy wechsele, sehe ich deshalb bei jeder SMS immer zuerst den T9-Vorschlag „Viele Grüße, früher“, bis ich zu meinem Namen weiterblättere. Die Buchstaben *F, R, Ü, H, E, R* sind eben auch bei den Zahlen 378437 zu finden.

Auch viele Jahre später muss ich jedesmal daran denken, wenn ich das Wort “früher” sehe. Es ist sozusagen mein zweiter Vorname geworden.

Esther Seyffarth

20.4.2011

SIM-Karten-Kauf in Italien, erster Einsatz meiner auf der re:publica erworbenen Staatsbürgerschaft

Ich brauche eine italienische SIM-Karte, um nicht durch Roamingkosten zu verarmen. Auf irgendeinem Weg habe ich herausgefunden, dass es in Cefalù eine Filiale des Mobilfunkanbieters TIM gibt. Ich fahre mit dem Zug hin, warte zwei Stunden, bis die Mittagspause des Ladens vorbei ist und bekomme dann relativ problemlos für ungefähr 50 Euro eine mit 2 GB Datenvolumen versehene SIM-Karte, obwohl ich kein Italienisch kann und die Verkäufer des Ladens kein Wort Englisch. Ein UMTS-Stick ist im Preis inbegriffen.



Dieses Foto habe ich 2022 angefertigt, acht Jahre nach dem Schreiben des Beitrags, weil mir da zufällig die SIM-Karte in die Hände fiel. Ich weiß zu diesem Zeitpunkt schon kaum mehr, warum man einen UMTS-Stick brauchte und nicht einfach mit dem Handy Internet für die übrigen Geräte bereitstellen konnte. Dass der Gegenstand überhaupt so heißt, weiß ich nur, weil ich es im August 2014 (datiert nach dem Beitrags-Ankündigungs-Tweet) noch wusste und in diesen Beitrag geschrieben habe. Ich glaube, man brauchte den Stick, weil … nein, ich weiß es wirklich nicht mehr. Jedenfalls steckte man ihn in den Laptop und hatte dann Internet.

Ich muss beim Kauf meinen Ausweis kopieren lassen und lege dafür zum ersten Mal den Ausweis der Transnational Republic vor, den ich mir wenige Tage vorher auf der re:publica ausstellen lassen habe. Der Vorgang war komfortabler als beim deutschen Staat: Man brauchte kein Passbild mitzubringen, es wurde vor Ort angefertigt.



Ich benutze den Ausweis seitdem für alle Vorgänge unterhalb der Grenzkontrolle: Mietwagenabholung, SIM-Karten-Kauf und Flughafen-Check-in. Letzteres klappt nicht immer.

Kathrin Passig

Anfang Juni 2011 (ungefähr)

Der Zettelkatalog wird aufgelöst und neu zusammengefügt

Das Soziologische Institut der Universität Zürich löst seinen Zettelkatalog auf. Die überflüssig gewordenen Karteikarten werden stapelweise zusammengeklebt, in eine Kartonhülle gebunden, mit einem Bleistift ausgerüstet und am Sommerfest als Notizblöcklein verteilt.




SUZ



Ein Freund, der dort arbeitet, schenkt mir sein Exemplar. Damit ich den Studierenden in meinen Kursen zum Thema Wissenschaftliches Arbeiten und Recherchetechnik zeigen kann, wie das damals war, als wir noch nichts hatten.

aufgeschrieben dank dem Zettelkatalog-Beitrag von Kristin Kopf

Franziska Nyffenegger

12.6.2011

Gegenwart, Vergangenheit, Dampfmaschine

Ich interviewe meinen Vater (Jahrgang 1940) zum Thema Dampfdreschen, das er als Kind im Rottal noch selbst gesehen hat. Ich nehme das Gespräch mit meinem Handy auf; vermutlich war die verwendete App Tape-a-Talk. ”Des ganze Ding hod einfach ‘Da Dampf’ ghoaßn. ‘Da Dampf kimmt!’” Ich lerne das Wort “Reampech”, Riemenpech, das den Treibriemen am Durchrutschen hindert. Während der Vater mir das Dampfdreschen erklärt, betrachten wir auf dem iPad meiner Mutter in der Google-Bildersuche Bilder von Dampfdreschmaschinen. ”Die Dampfmaschine ist kein Selbstfahrer? Da sind aber Räder dran”, sage ich. “Ja natürlich. Glabst de hams trong?”, sagt mein Vater. Der Dampf wurde von vier Pferden auf den Hof gezogen.

Kathrin Passig

2011 oder 2012

Falschrum halten hilft

Mein Gegenwesen besitzt einen für meine Begriffe riesengroßen Laptop (vermutlich mit einer Bildschirmdiagonale von 15 oder 17 Zoll). Wir hängen zusammen im Wohnzimmer ab und wollen an unseren jeweiligen Computern irgendwas tun. „Mein Laptop geht nicht an“, sagt R. missgestimmt. Das Netzteil ist angeschlossen, es kann also nicht an einem leeren Akku liegen. Irgendwo ist ein Wackelkontakt im Gerät.

„Halte den Laptop mal falschrum und probier dann, ihn anzuschalten“, schlage ich vor. Wenn der Wackelkontakt im Power-Knopf sitzt, kann man vielleicht mit Schwerkraft arbeiten, damit der Kontakt wiederhergestellt wird. Nach meinem Verständnis muss das nur ganz kurz funktionieren: So-

bald der Hochfahrimpuls erfolgt ist, kann der Laptop wieder gedreht werden – vorausgesetzt, es gibt keine anderen Wackelkontakte oder anderen Defekte im Inneren.

Den Laptop über Kopf zu halten, funktioniert tatsächlich. Ab jetzt gehört dieser Schritt ganz normal dazu, wenn das Gegenwesen den Computer benutzen möchte: In die Hand nehmen, umdrehen, den Powerknopf drücken, wieder umdrehen (aber langsam und vorsichtig, schließlich dreht sich im Inneren eine Festplatte). Bald darauf wird der Laptop aber sowieso ausrangiert, weil mit ihm noch einige andere Sachen nicht in Ordnung sind.

Drei bis fünf Jahre später gebe ich meiner Schwester den gleichen Tipp, weil ihr Laptop ebenfalls einen Wackelkontakt hat. Sie hält mich für eine Hexe. Ich mich auch.

Esther Seyffarth

Herbst 2011

Ich will nicht mehr kein Netz

Seit Mitte der neunziger Jahre fahre ich mehrmals im Jahr für ein paar Tage irgendwo aufs Land, um mich, abgeschieden von allen störenden Einflüssen und allein mit der Natur, aufs Schreiben konzentrieren zu können. Dass ich in dieser Zeit kein Telefon, kein Fernsehen, kein Netz dabeihaben will, versteht sich von selbst.

Gegen Ende der nuller Jahre beginnt das, sich zu ändern. Ich fahre erst sporadisch, dann regelmässiger aus dem Funkloch, in dem das Haus liegt, auf eine Anhöhe, um mit dem Telefon E-Mails abzurufen und um nachzulesen, was in der Welt so passiert ist. Erst habe ich ein schlechtes Gewissen dabei, aber wie sich zeigt, wird meine Konzentration durch das Durchbrechen der Isolation gar nicht spürbar geringer.

Im Herbst 2011 fahre ich das erste Mal zum Arbeiten weg und sorge dafür, dass ich während der ganzen Zeit ständig online sein kann. Ich will nicht nur Informationen abrufen, sondern wachsende Teile meines Lebens und Arbeitens finden inzwischen im Netz statt, und mich davon abzuschotten käme mir wie eine sinnlose Einschränkung vor.

Natürlich lenkt das Netz auch ab, natürlich mache ich auch Blödsinn und unproduktives Zeug. Das stört mich allerdings nicht mehr, denn die wichtigen Sachen setzen sich entweder von selber gegen den Blödsinn durch, oder sie sind eben nicht wichtig genug.

Ich fahre auch nicht mehr aufs Land zum Arbeiten. Inzwischen kann ich überall schreiben.

André Spiegel

2011

Die Kunst des Umblätterns

Ich bekomme meinen ersten Kindle geschenkt und fange sofort an, damit zu lesen. Aber mein Timing stimmt noch nicht. Beim Lesen in Papierbüchern bin ich es gewöhnt, bereits bevor ich eine Seite zu Ende gelesen habe, den Umblättervorgang einzuleiten und dann während des Umblätterns die letzten Zeilen zu lesen. Diese beiden Vorgänge sind perfekt synchronisiert. Jetzt drücke ich die Taste zum Umblättern immer zu früh und verpasse die letzten Zeilen der Seite. In den ersten Wochen muss ich oft die Zurücktaste benutzen, um Seiten fertig zu lesen.

sleeplessdarkhorse

2005 bis 2011

Fliegende Augen

Seit ich in der Lage bin, Modellflugzeuge nicht nur in der Luft zu halten, sondern ihnen zu sagen, wohin sie fliegen sollen und insbesondere auch dazu bringe, i. d. R. in einem Stück wieder am Boden zum Stillstand zu kommen, habe ich den Wunsch, mir die Welt von oben anzuschauen. Daher vertiefe ich mich zunächst in Online-Foren. Am besten gefällt mir vor allem anfangs das RCLine-Forum. Der Ton ist (meist) freundlich und die Tipps sind gut, die Verweise auf die Suchfunktion sind selten.

Als Modelle fliege ich entweder einen “Easy Star” (gleichzeitig mein Anfängerflugzeug), eine selbstgebaute kleine Piper Cub aus Depron (Isoliermaterial für Wände) oder einen Toro 300 (Nurflügler aus EPP, einem flexiblen Schaumwerkstoff). Empfohlen werden kleine leichte Kameras von Aiptek, anfangs die dunkle MegaCam, später der silberne Nachfolger. Sie haben den Vorteil, dass man relativ leicht Drähte in Auslösernähe anlöten kann, damit man über die Fernsteuerung Fotos aufnehmen kann. Außerdem ist ihre Bildqualität ganz gut.



Ich habe die Halterung an den Modellen so angebracht, dass ich nach vorn oder auch zur Seite fotografieren kann.



Easy Star



Piper Cub



Toro 300

Damit gelingen mir ziemlich schnell Fotos von für mich befriedigender Qualität:



Ostbevern. Unten rechts in dem Doppelhaus hab ich mal gewohnt.



Teutoburger Wald vom Münsterland aus gesehen

Natürlich nehme ich meine fliegende Fotoausstattung auch mit auf Reisen, wie zum Fiat 500 Treffen am Backsberg bei Bremen:



Auch der Handel erkennt das Potenzial der “fliegenden Augen”, und schon bald werden (vermeintlich) spezielle Kameras angeboten, wie z. B. die FlyCamOne2. Sie hat ein klappbares Objektiv und durchaus ein paar sinnvolle Funktionen wie Serienaufnahmen und so, aber die Bildqualität überzeugt mich leider nie, schon gar nicht im Vergleich zu meinen billigen MegaCams.



FlyCamOne2

Die Fotos waren meistens verwaschen, unscharf und farbstichig:

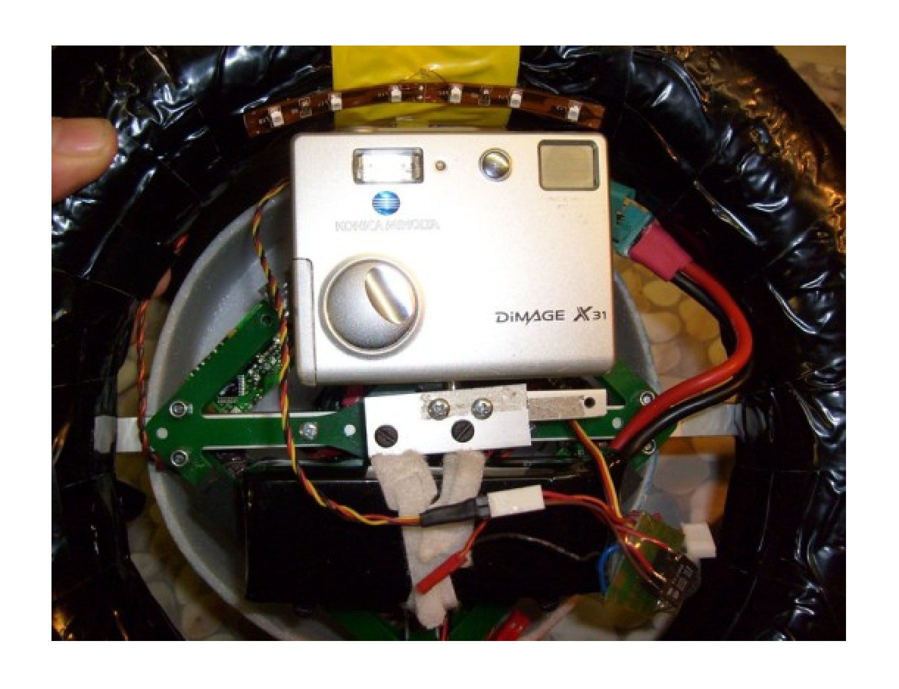


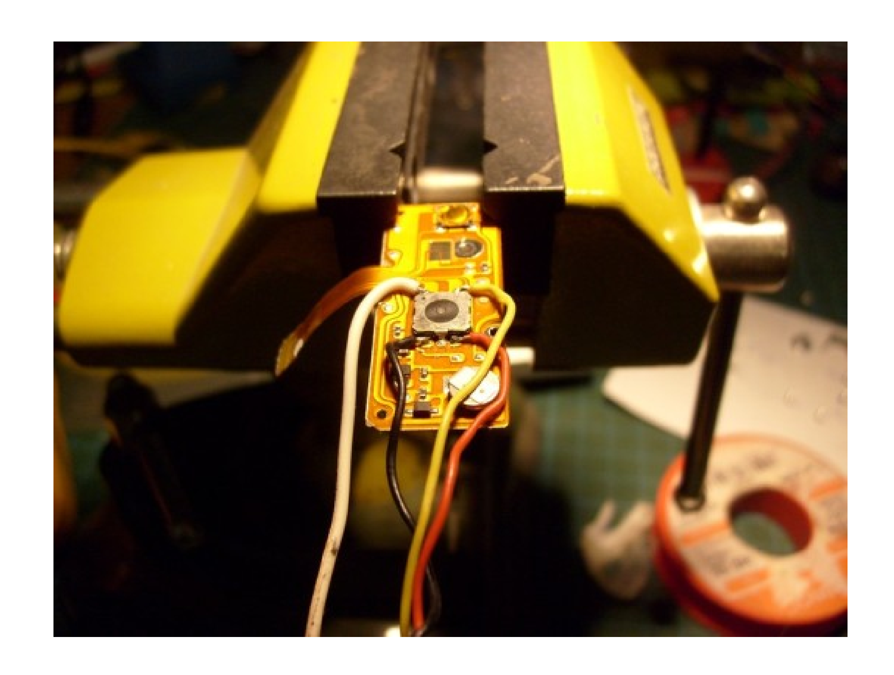
Rummelsburger Bucht

Bis Ende der Nuller Jahre fliegen meine Kameras nur an Flächenflugzeugen. Dann baue ich mir meinen ersten Quadrocopter, inzwischen gemeinhin als “Drohne” bezeichnet. Es ist ein sog. Mikrokopter, den man durchaus mit etwas größeren Kameras beladen kann.



Das setzt nur meistens ziemlich sperrige und kipplige Landegestelle voraus. Ich habe mich aber für einen gepolsterten Ring entschieden. Also suche ich nach einer flachen Kamera und baue eine Klappvorrichtung an den Copter. Die Kamera ist eine Konica Minolta Dimage X1. Diese kann ich über die Fernsteuerung unten aus dem Copter herausklappen. Vor der Landung klappe ich sie dann wieder ein, damit nichts kaputt geht.


KONICA MINOLTA
DiMAGE X31



Auch an diese Kamera löte ich wieder Kabel zum Auslösen an. Was man wo anlöten muss, habe ich einfach ausprobiert. Gegrillt habe ich die Kamera dann später erst, als ich sie aus Versehen mit 12 statt 3 Volt betrieben habe. Friede ihrer Asche!



Mit dieser Kamera und dem ziemlich ruhig fliegenden Copter gelingen mir auch bei diesigem Wetter recht schöne Aufnahmen, und zum ersten Mal rückt eine berufliche Nutzung in greifbare Nähe. Ich steige auf rund 70 m Höhe auf und fotografiere eine Kreuzung irgendwo in Brandenburg, die ansonsten nur sehr aufwendig zu vermessen gewesen wäre.



Kreuzung irgendwo in Brandenburg

Aufgrund der schwierigen Rechtslage kommt es aber nicht zu weiteren professionellen Einsätzen der fliegenden Kamera. Ich halte auf einer internationalen Tagung noch einen Vortrag über Luftfotografie mit Multicoptern. Fotografiert habe ich dann erst mal genug in der Luft. Nach 2011 steige ich dann auf Videos um.

Bei allen meinen Experimenten stand und steht immer der Spaß am Basteln, Bauen und Fliegen im Vordergrund. Die benötigten Teile habe ich oft in meinen Bastelvorräten, Kameras gibt es meistens günstig bei ebay. Leistungsfähige fliegende Kamerasysteme, bei denen man sich nicht nur darauf verlassen kann, dass die Bilder alle etwas werden, sondern auch darauf, dass man für das Fliegen praktisch keinerlei Vorkenntnisse haben muss, gibt es

schon seit den Nuller Jahren auf dem Markt. Dafür muss man dann eben mehr Zeit für das Geldverdienen aufwenden, anstatt wie ich für das Basteln und Fliegen.

Markus Winninghoff

Anfang 2012

Mein Handy sieht aus wie ein Faultierbaby, kann aber 3D

Ich brauche ein neues Telefon. Wegen eines Tarifwechsels darf ich mir nicht mehr alle zwei Jahre gratis eines aussuchen, sondern muss erstmals selbst eines kaufen. Deshalb schaue ich mir die Sonderangebote im Elektronikmarkt genau an. Ein besonders seltsam aussehendes Gerät ist recht neu auf dem Markt und schon sehr stark im Preis reduziert. Bei dem Design wundert mich das nicht.

Als ich das Ding in die Hand nehme, stelle ich fest, dass es auf der Rückseite zwei Augen hat. Diese dienen dazu, 3D-Bilder und -Videos herzustellen, die dann auf dem 3D-Bildschirm in 3D angezeigt werden können. Riesenquatsch, befinde ich sofort. Dann kaufe ich das Handy aber trotzdem, weil das Internet an verlässlichen Stellen behauptet, dass der nichtdreidimensionale Rest der Features für den Preis absolut in Ordnung geht. Mit Hülle ruft es darüber hinaus bei den Menschen sehr unterhaltsame Assoziationen hervor: Cassettenrekorder, Faultierbaby, Derping Darth Vader und Hello Kitty sind die häufigsten.



Das Telefon tut, was es soll, und die nutzlose 3D-Fähigkeit stellt sich unerwartet als *Conversation Piece* heraus. Ich verwende sie nie, werde aber in Kneipen oder auf Parties immer wieder auf mein seltsames Telefon angesprochen und muss dann die Dreidimensionalität mittels eigens arrangierter Biergläser wiederholt demonstrieren.

Es ist aber auch wirklich nicht einfach mit der dritten Dimension: Verschicke ich ein 3D-Bild an jemanden, dessen Telefon oder Rechner keine 3D-Hardware und Software hat – also an praktisch jeden –, erhält der Empfänger lediglich zwei leicht unterschiedliche JPGs. Mit etwas Geschick, beziehungsweise Geduld und Gratissoftware, kann er dann ein Wackel-GIF daraus basteln, oder ein rot-grün-brillen-taugliches JPG. Alles viel zu umständlich für das bisschen Räumlichkeit.

Sommer 2014

Noch immer will mir keine nützliche Anwendung für die 3D-Sache einfallen. Ohnehin stellt sich nun heraus, dass womöglich die eigentliche Superkraft des Telefons gar nicht die 3D-Fähigkeit ist, sondern die Tatsache, dass man für 6 Euro einen erstklassig funktionierenden Ersatzakku bestellen und diesen mit drei Handgriffen selbst auswechseln kann. Wer weiss, was es noch alles kann. Eventuell lese ich nächstes Jahr mal die Gebrauchsanweisung.

Mia Culpa

26.2.2012

In der Schweiz spielen Faxgeräte noch eine wichtige Rolle

Im Traum erfahre ich, dass man dem Fax in der Schweiz "Gugli" sagt. Ich wundere mich zum einen darüber, dass das keineswegs, wie ich zuerst dachte, halt so ein mittelalterlicher Schweizer Begriff ist, "neinnein, wir nennen das erst so, seit es Google gibt", und zum anderen darüber, dass Faxgeräte dort noch eine wichtige Rolle zu spielen scheinen. Vielleicht ist wegen der Berge das Internet nicht so gut, denke ich.

Kathrin Passig

Dezember 2009 – Februar 2012

Ich bin ein singendes Pixel

Seit meiner Schulzeit habe ich immer in den verschiedensten Chören mitgesungen, klassisch, modern, klein, groß. Nun erfahre ich, dass es auch einen virtuellen Chor gibt.

Entdeckt habe ich das Video durch Zufall irgendwo im Netz und bin sofort völlig begeistert. Eric Whitacre, professioneller Dirigent und Komponist, forderte Sänger und Sängerinnen aus der ganzen Welt auf, mit ihm eines seiner

Stücke als virtuelles Gemeinschaftsprojekt aufzuführen. Er bekam Videos der Einzelstimmen zugeschickt und schnitt sie zu einem Chorvideo zusammen – dem Virtual Choir. Das Projekt Virtual Choir 2.0 läuft leider etwa zu dem Zeitpunkt, als ich davon erfahre, aus, Videos können nicht mehr eingeschickt werden.

Ich abonniere über Eric Whitacres Webseite den Virtual Choir-Newsletter, trete der Virtual Choir-Facebookgruppe bei und hoffe, dass es irgendwann auch ein drittes Video geben wird und ich dazu beitragen kann.

Als ich es schon fast vergessen habe wird der Virtual Choir 3.0 im Herbst 2011 angekündigt. Auf Facebook spekulieren wir, welches Lied Whitacre wohl aussuchen wird. Geprobt habe ich bisher nur eines von ihm, „Water Night“. Beziehungsweise versucht, denn das teilweise dissonante und in unüblich viele Stimmgruppen aufgesplittete Arrangement stellte sich beim Proben als so schwierig und auch wenig befriedigend heraus, dass mein damaliger Chorleiter das Lied abbrach und aus dem Repertoire nahm. Ich hoffe also, dass es nicht ausgerechnet *dieses* Lied sein wird.

Tja.

Das schreckt mich trotzdem nicht ab, ich habe schließlich lange genug darauf gewartet, endlich mitmachen zu können. Ich registriere mich beim VC3-Onlineportal mit meiner Emailadresse als Altistin und bekomme online Zugriff auf Übungsmaterial, Noten und MP3-Dateien sowie das Dirigentenvideo, mit dem wir auch aufnehmen müssen. Auch Fans erstellen eigene Materialien, beispielsweise singt ein professioneller Sänger alle Einzelstimmen ohne Hintergrundmusik ein und stellt diese Audiodateien zur Verfügung. Zusätzlich kaufe ich mir die offizielle „Water Night“ Mp3 von Eric Whitacres CD bei Amazon, lade mir das alles auf mein Smartphone und brenne eine CD für mein Auto. Ab jetzt höre ich, wo ich gehe und stehe, das Lied und übe den Alt-Part. Auf dem Weg zur Arbeit, zu Hause, während meiner Gesangsstunde, unterwegs, wo es nur geht, denn von der Ankündigung des Videos bis zur Deadline liegen nur ein paar Wochen, und neben Arbeit und anderen

Verpflichtungen bleibt nicht viel Zeit. Ich nehme mir vor, nicht bis zum bitteren Ende zu warten, sondern frühstmöglich mein Video aufzunehmen und stressfrei abzuschicken.

Es ist dann natürlich am Abend der Deadline, dem 1. Februar 2012, als ich im Esszimmer unserer Wohnung mein kleines Aufnahmestudio bastele. Neutrale Umgebung ist Voraussetzung, also richte ich eine Stehlampe so aus, dass sie mich und eine weiße Wand beleuchtet. Ich trage schwarze, neutrale Kleidung und Kopfhörer, um die Begleitmusik deutlich hören zu kommen. Vor mir aufgebaut: ein Stapel Bücher, darauf das Netbook mit Frontkamera, ein Zettel mit Noten und Notizen auf der Tastatur. Ich starte die Aufnahme und danach das Dirigentenvideo, in dem man leise im Hintergrund "Water Night" hört und Eric Whitacre dirigieren sieht. Zu Beginn des Videos muss man zusammen mit dem virtuellen Dirigenten klatschen, um später beim Zusammensetzen die Synchronität zu erleichtern.

Natürlich schaffe ich es nicht beim ersten Take. Entweder ich vergesse zwischendurch den Einsatz, muss husten, eine Tür knallt, irgendwas ist immer, nicht nur bei mir. Auf Facebook wird von anderen Mitsängern unter anderem von über Tasten laufende Katzen berichtet, die eine Aufnahme platzen lassen. Als das Video endlich zurechtgestutzt und fertig zum Upload ist, gibt es erneut Schwierigkeiten, weil ich zusammen mit den anderen Last-Minute-Einsendern die Server überlaste, so sehr, dass die Deadline extra verlängert wird. In der Facebookgruppe stehen wir uns gegenseitig bei, feuern uns an und endlich ist auch mein Video hochgeladen und akzeptiert. Insgesamt sind es 2052 Videos aus 58 Ländern.

Jetzt beginnt das Warten, bis das Video endlich fertig ist. Zunächst bekommen wir per Twitter und Facebook nur eine Vorschau, eine riesige Fotowand, in der ich mich tatsächlich finden kann – 47 Bilder nach rechts, neun nach oben. (Auf Twitter gibt es das hochaufgelöste Bild nicht mehr, daher der sehr pixelige rote Pfeil. Die Suchen nach diesem Bild in meinem Facebookarchiv wurde durch die ständig hochspringende Zeitleiste im Browser etwas erschwert.)



Am 2. April 2012 hat die Aufführung des virtuellen Chores Premiere, als Stream live übertragen aus dem Lincoln Center, New York City. Ich bleibe extra lange auf und schaue mir mit meinem Mann den Stream an, indem wir das Netbook per HDMI-Kabel an den Fernseher anschließen. Als das Video auf Youtube veröffentlicht wird, verlinke ich es auf allen mir möglichen sozialen Netzwerken. Uns deutschen Mitsängern macht die GEMA in Deutschland auf Youtube erst Probleme, die aber glücklicherweise bald behoben werden. In der Facebookgruppe geht jetzt das große Suchen los. Akribisch durchforsten wir das Video, machen Screenshots und umkringeln die Leute, die wir erkennen, meistens Mitglieder, die beim Hochladesupport besonders hilfreich waren und deren Gesichter wir daher gut kennen.

Ich finde mich weiterhin nur in der Anfangswand, bin aber zufrieden, dass ich im Video irgendwo mittendrin dabei bin, als Tonspur, als Pixel, als Name im Abspann, als einer von vielen Menschen, denen Chormusik so viel bedeutet, dass sie technische Wege fanden, dafür globale Grenzen verschwinden zu lassen.



Video: www.youtube.com/watch?v=V3rRaL-Czxw

Angela Heider-Willms

25. März 2012

Gefangen in der Zuviele-Leerzeichen-Zone

Heute hatte ich einen Traum, in dem du mir was erklärt hast. Und ich hoffe, ich gebe das richtig wieder, denn es ist etwas vertrackt. Also, ich bin vor dem Computer gesessen und da waren ein paar Wörter in einem Textfenster und zwischen zwei Wörtern waren zu viele Leerzeichen, wie's ja manchmal passiert. Und dann hast du gesagt, ich soll doch mal versuchen, den Cursor zwischen die beiden Wörter zu tun und dann Backspace zu drücken, bis nur

noch ein einziges Leerzeichen übrig ist. Das habe ich versucht und bei jedem Mal Backspace-Drücken ist der Abstand zwischen den Wörtern erwartungsgemäß kleiner geworden, aber er war trotzdem immer zu groß, nie exakt eins. Da hast du mir erklärt, dass das ein spezieller Algorithmus ist: wenn man die Leertaste nur einmal drückt, dann ist alles normal, aber wenn man sie aus Versehen zu oft drückt, dann kommt man nie wieder zurück auf eins, egal, wie oft man Backspace drückt. Man bleibt irgendwie für immer in dieser Zuviele-Leerzeichen-Zone stecken. Darauf habe ich gesagt: „Ah, so wie bei diesem Film 'Event Horizon'?". Da hast du, den Kopf etwas zur Seite geneigt, kurz nachgedacht und dann, in freundlich-geduldigem Ton, gesagt: „Ach, Unsinn."

Clemens Setz

2012-05-04

Von der Unmöglichkeit, eine Tasche zu verlieren

Ich bin müde und ein bisschen verpeilt, als ich spät abends am New Yorker Flughafen John F. Kennedy ankomme. Ich sitze einige Minuten erschöpft auf der Wartebank in der Airtrain-Haltestelle am Terminal 5. Der Zug kommt, ich stehe auf und steige ein. Als sich die Türen geschlossen haben, wird mir plötzlich siedend heiß: *Ich habe die Umhängetasche mit meinem Laptop auf der Wartebank vergessen.*

Ich warte panisch auf die nächste Haltestelle, stürze aus dem Wagen und suche nach einem Zug in der Gegenrichtung. Es gibt keinen. Noch panischer stürze ich die Treppen herunter und will zum Terminal 5 zurücklaufen, aber die Distanzen sind riesig und ich verliere im Gewirr der Zubringerrampen sofort die Orientierung. Völlig außer Atem renne ich die Treppen wieder nach oben und sehe eine Frau vom Flughafenpersonal mit einem Walkie-Talkie.

»Meine Tasche! Ich habe meine Tasche im Terminal 5 vergessen!«

Die Frau greift zu ihrem Walkie-Talkie. »An alle Einheiten: Wir haben den Eigentümer der Tasche.«

Ich stutze und mir beginnt zu dämmern, dass nicht ich es bin, der nach meiner Tasche sucht, sondern der ganze Flughafen sucht nach mir.

»Ihre Tasche ist in Sicherheit. Setzen Sie sich hier in den nächsten Zug, fahren Sie einmal die ganze Runde, bis Sie wieder bei Terminal 5 sind. Die Kollegen warten auf Sie. Zum Glück haben Sie nicht versucht, zurückzulaufen. Da wären Sie nie durchgekommen.«

Die Runde über alle acht Terminals dauert fünfzehn Minuten. Als ich an Terminal 5 aussteige, stehen drei Männer von der Flughafensicherheit um meine Tasche herum.

»Ich werde Ihnen jetzt sagen, was passiert ist«, beginnt einer von ihnen. »Ich habe natürlich auf meinem Bildschirm sofort gesehen, dass Sie Ihre Tasche vergessen haben. Ein paar Sekunden später kam ein Typ und wollte sie mitnehmen. Ich habe über den Lautsprecher gerufen: ›Lassen Sie die Tasche in Ruhe! Das ist nicht Ihre!‹ Da ist er sofort weg. Ich bin dann von meiner Zentrale hier runtergelaufen, das hat etwa eine Minute gedauert, während der ich Ihre Tasche nicht gesehen habe. Würden Sie die Tasche jetzt bitte mal aufmachen und kontrollieren, ob alles in Ordnung ist und nichts fehlt?«

Ich öffne die Tasche und sehe die Fächer durch. Alles in Ordnung, nichts fehlt. Ich weiß gar nicht wohin mit meiner Dankbarkeit und würde dem Officer gerne ein Trinkgeld geben, habe aber kein Bargeld dabei. Wahrscheinlich hätte er es sowieso nicht angenommen.

André Spiegel

Vermutlich Juni 2012

Böse Geister nötigen mich, das Handy in hohem Bogen wegzuwerfen

Auf einem Bahnsteig werfe ich mein Nexus S in hohem Bogen von mir. Weil auf dem Bahnsteig Steinchen liegen, geht das Display nicht nur kaputt, was ja inzwischen der Normalzustand bei Smartphones ist, sondern bekommt eine übertriebene Menge wirklich störender Sprünge. Jedem, der mich in den folgenden Monaten nach der Ursache fragt, sage ich „Ich habe es einfach weggeworfen, vielleicht haben böse Geister von meiner rechten Hand Besitz ergriffen“, und alle sagen „Ah, genau dasselbe ist mir auch schon passiert“. Ich nehme an, es hat mit unbewussten, energischen Ärmelzurechtschüttelbewegungen zu tun.

Beim Lesen muss ich ab jetzt immer raten, welche Buchstaben unter den Sprüngen stehen. Außerdem versagt diesmal die Magie, und der Touchscreen funktioniert an den zersprungensten Stellen nicht mehr. Vor allem die Buchstaben in der Gegend des i kann ich nicht mehr tippen, das ist meistens kein großes Problem, ich drehe das Handy, dann sind andere Buchstaben defekt. Meistens, aber nicht immer: In der Bahn-Fahrplanauskunfts-App kann man die Orte nur in der Hochformat-Orientierung eingeben. Ich kann also nur noch von Orten, an denen ich schon war, an Orte reisen, an denen ich schon war, denn die sind im Pulldown-Vorschlagsmenü. Oder ich gebe das ein, was ich halt schreiben kann, und hoffe, dass die Fuzzy-Suche der App damit klarkommt. Die ist übrigens wirklich nicht schlecht: Es dauert ein bisschen, aber dann wird Omgomstadt korrekt als Ingolstadt erkannt.

Kathrin Passig

Seit 2012

Bediene Dich selbst! am Auswahl-Automaten



In dem kleinen Dorf Reichenow in Brandenburg hängt seit dem Sommer 2012 an der Hauswand des Cafés Delicati ein Bediene Dich selbst-Automat. Ursprünglich hing er an einem Kaufladen irgendwo in Hessen, wahrscheinlich seit den 1950er Jahren. Wir haben uns gefragt, was dort wohl verkauft wurde, aber niemand von uns weiß es. Von der Feinstrumpfhose bis zur Immerfroh-Kola-Tablette hätte alles in die verschieden großen Fächer gepasst. Im Internet kann man nachlesen, dass es damals aufgebrachte Diskussionen gab, ob die Nutzung solcher Automaten etwa auch am Sonntag erlaubt sein sollte.

D. und S. haben den Automaten im April 2012 besorgt und ihn repariert und umgerüstet. Im Sommer ist er Teil eines größeren Kunstprojekts. Er wird mit kleinen selbstgebastelten Objekten gefüttert, die für zwei Euro erworben werden können. Das kommt allerdings nur mittelmäßig gut an, weil sich vor allem Kinder für den Automaten interessieren und immer enttäuscht sind, dass sie die Objekte nicht essen können. Später wird der Automat mit Kaubonbons gefüllt und die kosten auch nur noch zwanzig Cent.



S. hat den Geldeinwurfschlitz vergrößert, weil die Zwei-Euro-Stücke dicker sind als es Münzen in D-Mark waren. Mit der Position der Schraube ganz rechts lässt sich die Größe der Münze einstellen, die durch den Schlitz in das untere Fach neben dem Bolzen gelangt. Für die Umrüstung auf 20-

Cent-Münzen muss S. ein neues Schraubloch bohren. Erst wenn eine Münze unten angekommen ist, wird der Bolzen von dem Geldstück so umgelenkt, dass sich der Schließmechanismus öffnet und den Einkauf freigibt.



Jetzt fallen zwar nur Münzen in der geforderten Größe bis unten durch, allerdings bleiben größere und kleinere Münzen einfach oben stecken und legen alles vollständig lahm. Vielleicht gehört den Bediene dich selbst-Automaten doch nicht die Zukunft.

sleeplessdarkhorse

2.7.2012

Souverän bewältige ich die erste Begegnung mit einer Selbstscankasse

Ich habe es eilig und beschließe daher, mich im Tesco von Dun Laoghaire nicht an der langen Kassenschlange anzustellen, sondern zum ersten Mal die Selbstscankasse auszuprobieren. Es steht eine Erklärperson daneben, deren Aufgabe außerdem das Genehmigen von Alkoholkäufen ist, aber ich werde natürlich keine Erklärperson benötigen, ich kompetentes und dem Neuen gegenüber stets aufgeschlossenes Geschöpf.

Beim ersten Artikel klappt noch alles, aber schon beim zweiten nicht mehr. Ich bin nicht einmal dann ein geduldiger Mensch, wenn ich es nicht eilig habe und fange deshalb nach zehn Sekunden an, laut zu fluchen. Es kann aber auch niemand erraten, dass man erstens *nichts* auf die Ablagefläche für die eingebuchten Waren legen darf, außer die eingebuchten Waren, die aber *müssen* dort hingelegt werden. Offenbar gibt es eine Plausibilitätskontrolle nach Gewicht. Das begreife ich aber erst Anfang 2014.

Ungefähr eine Viertelstunde später, die Erklärperson ist inzwischen dreimal eingeschritten, habe ich alle meine acht Artikel erfolgreich verbucht. Das ist der Moment, in dem sich herausstellt, dass ich mein Portemonnaie vergessen habe. Es ist auch der Moment, in dem ich sehr froh bin, dass es nach wie vor so eine Art Anonymität auf der Welt gibt, jedenfalls außerhalb des Internets, und ich jetzt einfach alles liegenlassen und davonlaufen kann.

Ich muss zur Vermeidung von Missverständnissen sagen, dass das keine Kritik an Selbstscankassen darstellen soll. Ich fand sie vorher toll und auch schon wenige Tage nach diesem Vorfall wieder. Ich freue mich auf den Tag, an dem Selbstscankassen auch nach Deutschland kommen. Dann werde ich blasiert gucken und erwähnen, dass es das in Irland schon ewig gibt, und haha, da steht ja eine Erklärperson! Das Neue ist schon für viele Leute eine verwirrende Raketenwissenschaft!

Ergänzung von Aleks Scholz: „Die Selbstscankassen mit Erklärern gibt es in Irland und Schottland inzwischen nur noch in Läden, die keine funktionierenden Selbstscankassen haben. Das ist ein normales Übergangsding."

Kathrin Passig

25.7.2012

Gespräch mit dem Gaswerk und meine überraschenden Rechenkünste (Traum)

Geträumt: Mich ruft eine Vertreterin der Energiewerke an. Die Frau spricht nicht durch ein Telefon zu mir, sondern durch den Gaszähler. Sie teilt mir mit, ich hätte für das vergangene Jahr Gaskosten in Höhe von 2000 Euro nachzuzahlen. Ich ermittle mit einem Taschenrechner, dass das einem Betrag von 170,- € pro Monat entspricht.

Nach dem Aufwachen überprüfte ich spaßeshalber den im Traum errechneten Monatsbetrag – er stimmt ungefähr! Wieso kann ich im Schlaf so gut kopfrechnen?

Torsten Gaitzsch

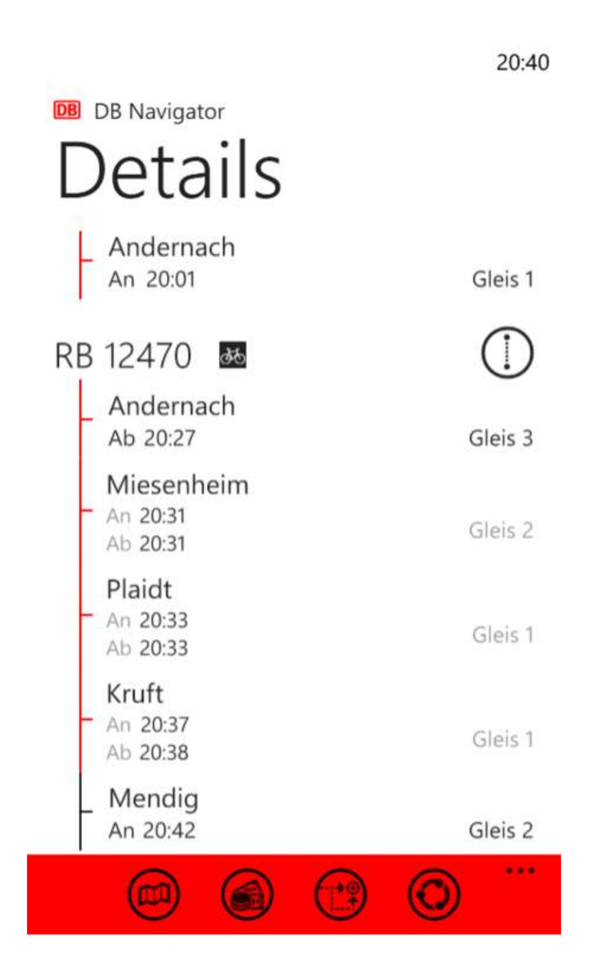
2.11.2012

Die DB-App ersetzt die Sicht aus dem Fenster

Unser Auto, ein Fiat Multipla, braucht rundum eine Reparatur: Bremsen, Kupplung, Ölwechsel, etc. Wir schreiben die Arbeiten in myhammer.de aus, und die Firma, die den Zuschlag bekommt, sitzt in Mendig. *Zum Thema myhammer.de und was man da so erntet gibt es demnächst noch mal einen extra Beitrag.*

Zum Abholen des Autos muss ich mit dem Zug nach Mendig fahren. Von Köln fährt ein Regionalexpress bis Andernach, und von dort ein Nahverkehrszug die Haltepunkte einer Bimmelbahnstrecke ab. Die Bahnhöfe sind mehr schlecht als recht beleuchtet, Schilder mit den Namen sind sowieso kaum erkennbar und abends ist es im November stockfinster.

Im Schienenbus auf der Nebenstrecke ist es taghell beleuchtet, was das Nach-draußen-schauen noch schwieriger macht. Auf die Zugansage mag ich mich nicht verlassen. Um den Bahnhof nicht zu verpassen, benutze ich ein Smartphone mit der DB-App als “Second Screen” oder “Second Window”. Das zeigt nämlich GPS-genau die Position des Zuges an. So kann ich genau sehen, wann der Zug am Bahnhof davor hält, damit ich rechtzeitig aufstehe und beim nächsten Stopp richtig aussteige. In der Pampa ohne Taxi hab ich nämlich sonst keine weitere Chance, zum richtigen Bahnhof zu gelangen.



Thomas Jungbluth

Seit Weihnachten 2012 & andauernd

Das Internet kommt aus dem Lichtschalter

Bei Planung und Bau meiner Wohnung wurde vieles ungefähr semi-gut bedacht, unter anderem die Anzahl und Verteilung der Stromsteckdosen generell sowie in Kombination mit der Netzwerkverkabelung insbesondere. An zahlreichen Stellen befinden sich nun Netzwerkdosen, die auch korrekt verkabelt zu meinem Router führen, aber nicht ansatzweise in der Nähe einer Stromzufuhr liegen. Bis für diese Stellen also netzwerkfähige Geräte völlig ohne Strombedarf erfunden werden, dürfte es noch ein paar Jahre dauern – bis dahin ignoriere ich diese Anschlüsse, verfluche den mir unbekannten Planungsingenieur, und nutze nur die "guten" Positionen.

Eine davon (lies: eigentlich die einzige) ist im Wohnzimmer innerhalb einer Beamer-Aussparung an der Decke angebracht. Da ich nicht vorhabe, mir einen Beamer anzuschaffen, die Stelle aber WLAN-topologisch recht gut für einen Repeater geeignet ist, hängt dort nun ebenjene Verstärkerantenne. Der positive Nebeneffekt ist, dass ich "das Internet im Wohnzimmer" nicht nur mit einem als Lichtschalter getarnten Knopf ein- und ausschalten kann, sondern auch, dass ich den Repeater dann sogar rund 30 Zentimeter weit vollmotorisiert aus der Decke herausfahren lasse. Das bringt zwar keinen nennenswerten Zugewinn an .. nun ja, /irgendwas/, aber es macht zumindest immer großen Eindruck, wenn mal Besuch da ist.

Frank Lachmann

Weihnachten 2012

Urgrossmueti ist offline

Wenn die Grossmutter (*1919) im Familientrubel sitzend einnickt und ein wenig vor sich hindöst, sagt mein Neffe (*2004): "Urgrossmueti ist offline."

(erinnert dank Opatechnik)

Franziska Nyffenegger

30.12.2012

Der andymöllerigste Moment meines Lebens

Ich fliege über Silvester mit Freundin K. nach Mailand. Ich weiß gar nicht mehr, wie man ohne Internet Reisen organisiert hat. Wir haben die Flüge kurz zuvor online gebucht, haben uns sämtliche airbnb-Möglichkeiten angeguckt und uns daraufhin dann doch lieber ein Hotelzimmer über eine Buchungsseite reserviert. Außerdem hat K. Tickets für eine Ballettaufführung in der Scala gekauft. Auf deren Webseite kann man sich (nach ein bisschen Suchen) für jeden Sitzplatz den jeweiligen Blick auf die Bühne als Foto zeigen lassen.

K. hat Cafés, Aperitivobars und Restaurants recherchiert und diese handschriftlich in eine Stadtkarte eingetragen. Ich dagegen besitze ja ein Smartphone und habe mir deshalb eine Reiseführer-App gekauft. Die App bietet Gastro- und Sightseeingtipps im Umkreis, außerdem lohnenswerte Spaziergangrouten. Sie funktioniert auch offline.

Am Abend unserer Ankunft stellen wir unser Gepäck im Hotel ab und fahren zum Dom, von wo aus wir mit der Mailanderkundung beginnen möchten. Auf dem Domplatz öffne ich die App und lese, was das Zentrum so bietet. Es kommt mir alles spanisch vor, wohl auch, weil es spanisch ist. Nach drei Minuten Überlegen komme ich dahinter, dass ich in dem andymöllerigsten Moment meines Lebens aus Versehen eine Madrid-App gekauft habe.

Ich kaufe jetzt nicht noch die Mailand-App, sondern lösche die Madrid-App. Am nächsten Tag fragen wir die nette Frau an der Hotelrezeption, was sie uns so empfehlen kann.

Katja Berlin

1985 bis heute

Mein unentwirrbares Leben mit Kopfhörerkabeln

1985: Mein erster Walkman. Eine Kaufhof-Billigmarke, er ist in etwa so groß wie eine Bibel (Kathedrale Hochamt Altar Edition), aus weißem Plastik, die Klappe fürs Kassettenfach schließt nicht richtig, aber für den Anfang bin ich ganz zufrieden. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

1987: Mein zweiter Walkman, Sony DD Quartz, aus kostbarem Metall, das Kassettenfach rastet mit einem satten zufriedenstellenden „Klack“ ein, und es gibt zwei Kopfhöreranschlüsse. Es ist einer der schönsten Gegenstände, die ich je besessen habe. Er hatte sogar so ein rundes Plastikteil als Zubehör, in dem man das Kopfhörerkabel sauber aufrollen konnte, aber wer will schon immer ein rundes Plastikteil mitschleppen. Problem also: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

1994: Mein erster Discman. Die Klappe fürs CD-Fach rastet so mittelgut ein, er ist auch nicht schön, aber genügsam und langlebig. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

2006: Mein erster iPod. So winzig, dass man ihn überall suchen muss, aber: So viel Platz drauf! Ich verbringe meine Abende mit iPod-Playlist-Erstellungen. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

2008: Mein zweiter iPod. Noch mehr Platz, noch mehr Playlisten. Die Freude währt nicht lang, man sollte einen iPod eben nicht in der hinteren Hosentasche aufbewahren, wenn man sich auf Kneipenstühle setzt. Neben dem Splitterglas sein einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

2012: Mein zweites iPhone. Wir erzählen uns alles, planen Urlaub und Hausbau zusammen, sogar Schweigen ist nie peinlich zwischen uns. Einziges Problem: Die Kopfhörerkabel verknoten sich, sobald man wenige Sekunden nicht hinschaut, unentwirrbar. Serielle Wutanfälle sind die Folge. Aber die Kopfhörerkabelindustrie wird sicher bald Abhilfe schaffen.

Maik Novotny

6.3.2013

Abschied vom Fortschritt? Zu schwerwiegend

Weil mein Rechner kaputt ist, muß ich einen neuen kaufen und bekomme Probleme mit meinem T-Online-Internet-Anschluß. Ich rufe bei der Telekom an, und der Mitarbeiter zeigt sich erstaunt, daß ich noch ein Teldat-Modem benutze, das komme nur noch „ganz selten vor“. Dabei ist es erst sieben Jahre alt und hat keinen Kratzer. Er schießt es mir irgendwie wieder frei, aber ich bekomme ein neues Modem aufgeschwatzt, mit dem ich zuhause auch WLAN habe (das allerdings ca. 5 Euro im Monat kosten soll). Weil ich gerne mit WLAN Internet-Radio übers Handy hören will, sage ich zu. Als das Paket mit dem Speedport W 723V eintrifft, lasse ich es aber erst einmal im Flur liegen. Da ich online nicht schreiben kann, stöpsle ich meinen Laptop immer ab und trage ihn an einen anderen Tisch, um richtig zu arbeiten. Hätte ich WLAN, müßte ich zum Arbeiten jedesmal in ein 4-Sterne-Hotel ziehen, wo sie kein WLAN haben (bzw. nur für 10 Euro am Tag). Es ist also alles beim

Alten geblieben, nur daß ich jetzt ein unausgepacktes Paket im Flur habe, für das ich eine Monatsgebühr bezahle. Ins Zimmer kann ich es nicht räumen, weil ich es ja nicht benutzen will. Wegstellen geht nicht, damit ich nicht vergesse, daß ich es besitze. Zurückschicken wäre eine zu schwerwiegende Entscheidung (Abschied vom Fortschritt). Nach einigen Monaten habe ich es erstmal ins Schuhregal gestellt.

Jochen Schmidt

2.4.2013

Ich entdecke das Elektrofahrrad. Rentnerdasein, wo ist dein Stachel!

Meine Mutter hat jetzt ein Elektrofahrrad, und heute darf ich zum ersten Mal damit fahren. Ich habe Vorurteile gegen das in meiner Vorstellung klobige, sehr teure und nur für Rentner geeignete Fahrzeug. Meine Eltern wohnen auf einem Berg, den ich noch nie hochfahren konnte, ohne abzusteigen und zu schieben, obwohl ich ihn viele Jahre lang täglich überwinden musste. Mit dem Elektrorad soll es angeblich ganz leicht gehen.

Eventuell, denke ich, hat meine Mutter die Fähigkeiten des Rads ein bisschen beschönigt dargestellt; der Berg ist nämlich immer noch ganz schön anstrengend. Bis ich merke, dass ich versehentlich im achten Gang fahre (von acht). Okay! Elektrofahrrad also! Goldene Zukunft!

Kathrin Passig

2013, im Frühjahr

Die Zahnarztgeschichte

Ich gehe öfter mit Freunden in eine Schöneberger Kneipe, die Möve im Felsenkeller. Eines Abends sitzen wir im Hinterzimmer, es ist alles wie gewohnt, nur etwas hat sich im Interieur verändert. Auf einem kleinen Tischchen steht das Modell eines Hauses, so groß wie ein Puppenhaus für Kinder.

Wir starren lange darauf und irgendwann spricht uns die Bedienung an, ob sie uns eine Erklärung geben soll. Es ist das Modell eines Wohnhauses, das abbildungsgetreu in einer Straße ein paar Ecken weiter steht. Ein regelmäßiger Gast hatte es gebastelt, aber er wollte nicht, dass es bei ihm zuhause herumsteht und von niemandem gesehen wird. Also steht es jetzt da. Bei genauerer Betrachtung fällt uns auf, dass es im Erdgeschoss wohl einen Zahnarzt gibt, dort ist auch eine kleine Klingel mit Straußenlogo angebracht. Wunderbar, denke ich mir, ich war ja schon sehr lange nicht mehr beim Zahnarzt. (Seit wie lange, das muss in 20 Jahren dann doch niemand mehr wissen. Sehr lange jedenfalls.) Ich beschließe, bei genau diesem Zahnarzt einen Termin zu machen.

Wieder zuhause setze ich mich vor Google Maps und gehe mit Street View die in Frage kommenden Straßen ab, um die Adresse und den Namen herauszufinden. Nachdem ich das Haus gefunden habe, und mich vergewissert habe, dass es tatsächlich so da steht, wie es gebastelt wurde, suche ich über Google mit der Adresse die Telefonnummer und bin bald darauf Patient bei Stefan Strauß.

Reich geworden ist er an mir aber glücklicherweise auch ein paar Jahre später noch nicht.

Felix Lorenz

ca. Sommer 2013

Eine zerbrochene Energiesparlampe stellt mich vor schwere, aber nicht unlösbare Probleme

Ich zerbreche eine Energiesparlampe. Man muss dann offenbar am besten das Haus abreißen und in ein neues, weniger mit Quecksilber verseuchtes einziehen, aber das entnehme ich dem Internet erst jetzt. Ich kann die Scherben also nicht einfach in den Müll werfen und sehne mich zum ersten Mal stark nach der Glühbirne zurück. Wie soll man als haushaltlich sowieso schon herausgeforderter Mensch mit solchen neuen Komplikationen klarkommen? Ich stecke den Sondermüll in eine Plastiktüte, die ich auf dem Küchenfußboden liegenlasse. Schon bald wird mir sicher einfallen, wie ich sie entsorge.

Im Dezember kommt F. und putzt meine Wohnung. Danach ist die Tüte weg. Ich frage nicht nach, nehme aber an, F. hat sie in den Hausmüll geworfen. Ich beschließe, keine Energiesparlampen mehr zu kaufen.

Kathrin Passig

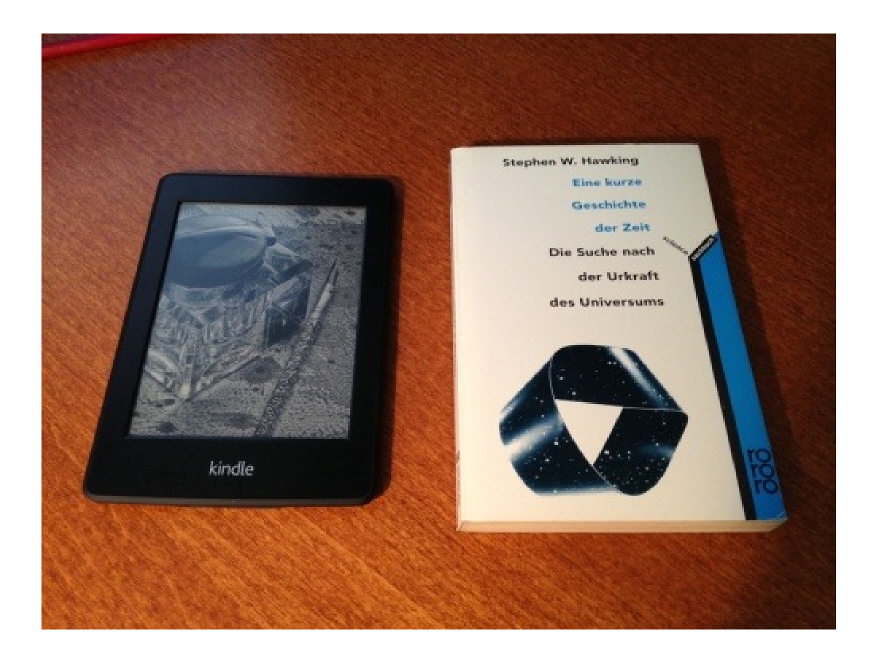
14.06.2013

Tarnkappe für den Kindle

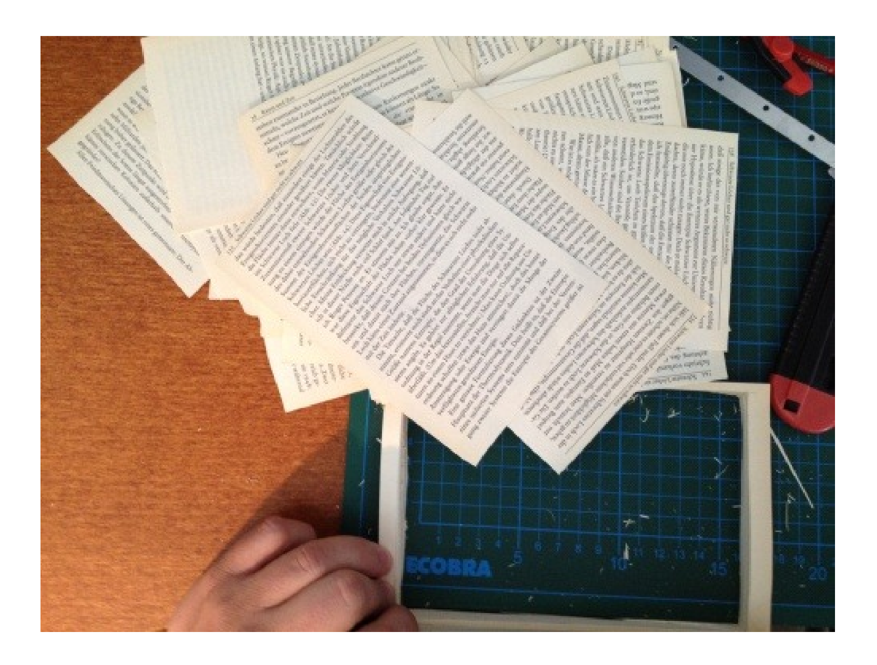
Ich steige ein in die Welt des digitalen Lesens. Ein Kindle Paperwhite (der mit Hintergrundbeleuchtung) soll zukünftig das Lesen bequemer machen. Der Lieferumfang ist ja ziemlich mager. Das Gerät, ein bisschen Papier, ein Kabel, rin in den Karton: Das war’s. Kein Ladegerät, keine Hülle. Und die braucht man ja doch, meine ich, wenn man das Leseding etwas geschützt transportieren will. Guckt man sich dann an, was es so gibt, ist das entweder ziemlich hässlich und bieder oder teuer (oder alles auf einmal). Was liegt also näher, als sich eine Hülle selbst zu bauen?

Die Idee: Ein Buch soll den Kindle aufnehmen. Ist bestimmt nicht neu, aber trotzdem individuell. Außerdem hoffe ich, damit weniger mürrische Blicke auf mich zu ziehen. Das passiert einem mit einem elektronischen Gerät in der Hand ja gerne mal. Ein Buch aus Papier macht derzeit noch den gebildeteren Eindruck, so mein Gefühl.

Also schaue ich mir erst mal den Bestand an Büchern in unserem Haushalt an, der von der Größe her in Frage kommt. Da fällt mir Stephen Hawkings "Eine kurze Geschichte der Zeit" in die Hände. Ich denke, och, das wird den Herrn Hawking nicht stören, wenn ich in sein Buch ein Stück "Zukunft" einbaue.



Lustigerweise finde ich in der hinteren Reihe Bücher (ja, die stehen doppelreihig im Regal, was nicht gut für das Wiederfinden ist) noch eine Ausgabe desselben Buchs. Damit ist die Entscheidung endgültig gefallen. Wobei ich mich nicht erinnern kann, das eine oder das andere Buch gelesen zu haben...

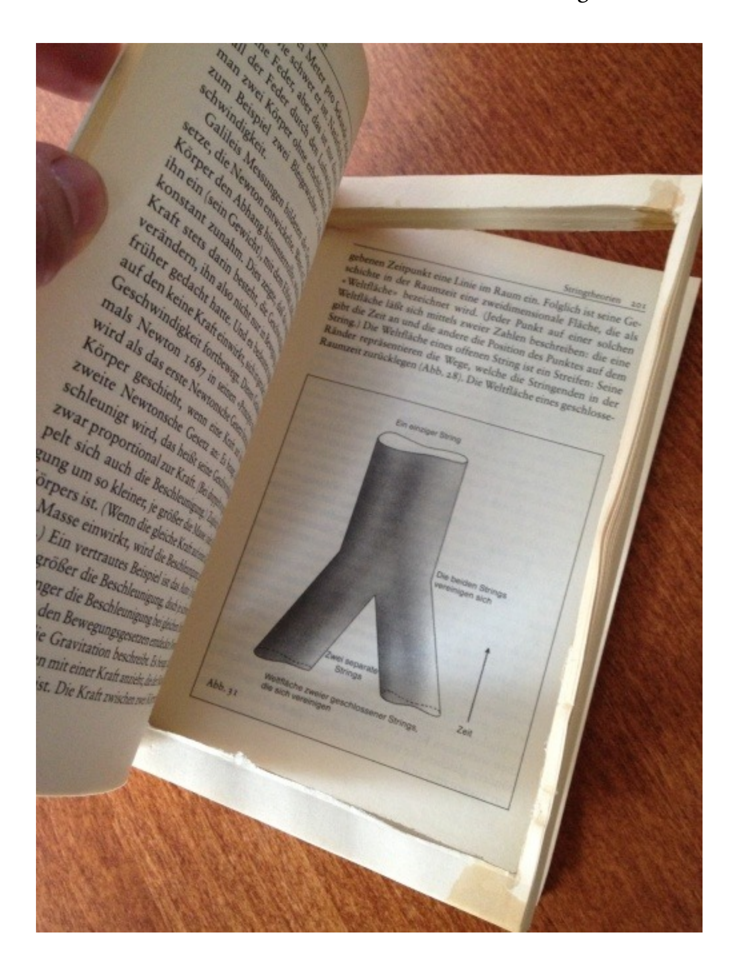


Als erstes fange ich an, die Seiten in der Mitte nahe der Bindung (oder besser Klebung, da Taschenbuch) zu durchtrennen. Vorher habe ich noch nach Augenmaß die Dicke ausgelotet, die ich an Seiten aufschneiden muss. Wer das nachbasteln will, sollte unbedingt einen scharfen Cutter zu nehmen. Man glaubt gar nicht, wie schnell so ein Ding beim Schneiden von Papier stumpf wird. Wenn man sich’s überlegt, kommen ja auch ein paar Meter Schnittlänge zusammen.Das Herausschneiden der Seiten dauert dann schon

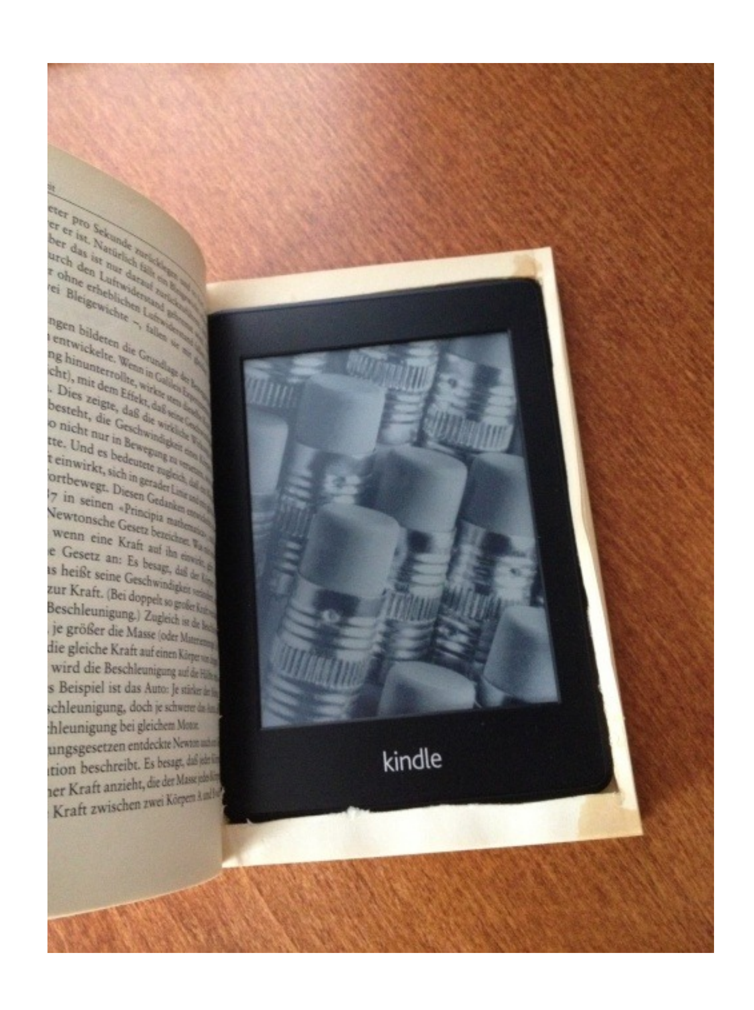
ziemlich lange. Schließlich will ich ja auch vermeiden, die dünnen Stege der jetzt entstehenden Rahmen zu verletzen. Letztlich ist wie bei vielem, was ich so bastle, die Optik etwas auf der Strecke geblieben. Eine richtig saubere Kante durch mehr als 100 Seiten (glaube ich) habe ich dann doch nicht zuwerke gebracht. Aber für mich ist es ok.



Als nächstes spanne ich das Buch mit den beschnittenen Seiten drei Mal mit je einer Kante in den Schraubstock ein und pinsele die Innenkante mit Weißleim ein, den ich mit Wasser verdünnt habe. Vor dem Umspannen auf die nächste Kante lasse ich den Leim etwa eine Stunde lang trocknen.



Tja, und was soll ich sagen? Das Ergebnis sieht aus wie ein Buch. Und wenn man es aufklappt, ist ein Kindle darin. Die Optik könnte wie gesagt verbessert werden. Ich habe zunächst auch versucht, die Seiten in den Ecken mit Sekundenkleber anstatt mit Weißleim zu verkleben. Das hat ein paar hässliche Flecken ergeben. Und eben die schiefen Schnittkanten. Ist halt ein Prototyp. Dabei sitzt der Kindle da recht stramm drin, lässt sich aber dennoch relativ gut wieder herausnehmen. Die Frage ist jetzt natürlich noch, wie lange das Werk hält. Denn das Buch wird ja jetzt immer an der gleichen Stelle aufgeklappt. Es wird sich zeigen.



Markus Winninghoff

Juni 2013

Ich will einen Diaprojektor mit Karussell, der surrt und klickt und schnauft

Ich kuratiere eine kulturhistorische Ausstellung und will eine Serie von Dias meines Grossvaters zeigen. Dem Museumstechniker wäre es am liebsten, ich würde die Bilder scannen, doch ich bin nicht von meiner Idee abzubringen. Ich will einen Diaprojektor mit Karussell, der surrt und klickt und schnauft und Licht in einer Qualität an die Wand wirft, wie das (zumindest bisher) kein mir bekannter Beamer kann. Die Verantwortlichen lassen sich schliesslich überzeugen. Der Museumstechniker sucht und findet ein geeignetes Gerät, das wir gemeinsam testen.

Mein Grossvater hat die meisten Bilder in der billigsten Variante ausbelichten lassen: in Kodachrome-Kartonrahmen. Für eine unbewachte Projektion während mehrerer Monate ist das völlig ungeeignet. Die Bilder bleiben stecken und verklemmen sich. Der Museumstechniker meint, wenn ich nicht scannen wolle, dann müsse ich halt umrahmen. Ein in solchen Dingen erfahrener Kollege ergänzt, ich solle für die Projektion Duplikate anfertigen lassen, sonst seien die Dias nach einem halben Jahr Ausstellung völlig ausgebleicht.

Ich erkundige mich im Fachhandel. An sich könnten sie die Originale schon vervielfältigen, sagt die Verkäuferin, doch sie müsse abklären, ob noch genügend Diarahmen am Lager seien. Die gebe es wohl nicht mehr. Dann stellt sich heraus, dass die Kosten einer Vervielfältigung das knappe Budget bei weitem übersteigen. Der Kauf von leeren Rahmen wäre immer noch teuer genug, teurer als eine Scan-Aktion.

Unterdessen denkt der Museumstechniker mit und schlägt die Installation einer Lichtschranke vor: Die Diashow springt erst an, wenn sich tatsächlich jemand diesen Teil der Ausstellung anschaut, was die Bilder schont. Zudem fischt er aus einem für den Abfall bestimmten Haufen Material mehrere Magazine mit Dias in den gesuchten Kunststoffrahmen und gibt sie mir. Nach

einem Tag am Leuchtpult sind die Grossvaterdias wohl teilweise seitenverkehrt, aber wenigstens richtig gerahmt. Der Projektor wird installiert und die Diashow läuft, sobald jemand den Raum betritt, einwandfrei.





Franziska Nyffenegger

Herbst 2013

Elektroautos, Desinteresse und Kopfschütteln

Schon seit längerem liebäugle ich mit einem Elektroauto. E-Mobile sind leise, umweltfreundlich, besitzen eine magische Beschleunigung und haben dazu einen gewissen Revoluzzertouch. Und irgendwer muss ja mal damit anfangen. Andererseits bin ich bei der Autowahl sehr konservativ und fahre seit 30 Jahren nur VWs. Polo, Passat, Bus, nur einmal einen Citroën GS, komisch.

Außerdem kann ich mich nicht recht mit zweisitzigen Kleinflitzern wie Renault Twizy oder Ähnlichem anfreunden. Ein Auto braucht vier Sitze und einen Kofferraum, der mehrere Getränkekisten oder ein paar Kartons Flyer schlucken kann.

Im Herbst 2013 aber ist es endlich soweit: Volkswagen bringt eine Elektrovariante seines Kleinwagens „up!“ auf den Markt, den „e-up!“. Jetzt fange ich an, ernsthaft darüber nachzudenken.

Ich fahre jeden Tag 15 Kilometer zur Arbeit und abends wieder zurück. Dazwischen mal in die Druckerei oder zu Kunden, hier mal 10 Kilometer, dort mal 8 Kilometer. Für längere Fahrten oder den Urlaub haben wir den Familien-VW-Bus. Faktisch reicht mir die Reichweite des e-up mit 160 Kilometern also dicke durch den Tag. Und nachts kann er an die Steckdose.

Ich gehe also zum örtlichen VW-Händler, frage nach dem e-up! und stoße auf eine Mischung aus Desinteresse und Kopfschütteln. Der nächste VW-Händler mit einem extra elektro-geschulten Verkäufer sei in der großen Stadt, 20 Kilometer weiter.

Ich rufe dort an und höre, dass noch kein e-up! für Probefahrten zur Verfügung stehe. Sie würden sich melden. Einen Monat später frage ich nach. Ach ja, jetzt hätten sie einen da. Man könne einen Termin machen. Schließlich schaffen wir es, eine Probefahrt zu vereinbaren.

Der Verkäufer ist jung, kommt frisch von der Elektroschulung aus Wolfsburg und ist hellauf begeistert vom e-up!. Insbesondere die spezifischen Standlichter in U-Form haben es ihm angetan. Andere wichtige Informationen haben sie ihm dort offenbar vorenthalten. Von der speziellen Abschreibe-Regelung für Elektro-Firmenfahrzeuge zum Beispiel hat er noch nie gehört. Dabei ist dies – neben der Befreiung von der Kfz-Steuer – das einzige finanzielle Plus, das E-Mobile vorzuweisen haben. Ansonsten kostet der e-up! locker das Doppelte der Benziner-Version.

Auch sonst habe ich nicht das Gefühl, dass VW sehr daran interessiert ist, Elektroautos zu verkaufen. Im Gegensatz zum sonstigen Gebaren in Autohäusern sind Rabatte für den e-up! nicht vorgesehen. „Da zahlen wir ja drauf“, jammert der Jungverkäufer. Als ich mich trotz des horrenden Preises am Ende zum Kauf entschließe, wird – weil ich der erste Elektroauto-Kunde in diesem Autohaus bin – ein Foto von der Schlüsselübergabe für die Presse geschossen. Da kommt dann auch der Chef des Hauses dazu. Offensichtlich

sieht er das Auto an diesem Tag zum ersten Mal. Und stellt seinem Jungverkäufer Fragen, die tief blicken lassen. Wie lange denn so ein Auto lädt? Welche Reichweite es hat? Aha.

Beim Abschied deute ich auf den chromglänzenden Fuhrpark, der in seinem Haus steht und frage ihn, ob ihm klar sei, dass es all das in zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht nicht mehr gebe. Er ist entsetzt. Nein, er glaube das nicht. Die werden schon noch irgendwo Öl finden, hofft er. In der Arktis vielleicht.

Uli Eder

Herbst 2013

Abenteuer entlang der Silk Road

Aus rein wissenschaftlichem Interesse informiere ich mich über das in der Presse oft mit "Darknet" gleichgesetzte TOR-Netzwerk. Dank guter Anleitungen, die man durch Suchen schnell findet, ist es kein größeres Problem, den modifizierten Firefox-Browser zu installieren und die Adresse zu Silk Road zu finden ist auch kein großer Rechercheaufwand.

Aus rein wissenschaftlichem Interesse muss ich mich nach erster Betrachtung der dort angebotenen Waren dann auch noch zusätzlich mit dem Thema Bitcoin auseinandersetzen. Also, mit der praktischen Verwendung von Bitcoins. Die sind nämlich das einzige Zahlungsmittel, das man bei Silk Road verwenden kann und irgendwie ist das auch sehr logisch. Nach mehreren Tagen, die das Aufsetzen inklusive Identitätsprüfung dauert, lade ich gut einhundert Euro in Bitcoins auf das Konto. Die wiederum überweise ich dann mittels eindeutigem, aber hoffentlich anonymen Schlüssel auf das Benutzerkonto bei Silk Road, damit ich dort einkaufen kann.

So bestückt traue ich mich wieder auf die Silk Road, wo die Bitcoins tatsächlich angekommen sind und zur Verfügung stehen. Ich bestelle aus rein wissenschaftlichem Interesse ein, ähm, Produkt. Das kostet fast genauso vie-

le Bitcoins wie ich habe. Der Verkäufer bittet mich als Neuling mit noch null Käufen: “pls FE!” Ich habe keine Ahnung, was er meint, finde aber dank Recherchen heraus, dass er damit “finalize early” meint. Das bedeutet, dass ich im Gegensatz zum normalen Vorgehen (bestellen, Bitcoins an das als Treuhänder funktionierende Silk Road überweisen, Produkt erhalten, Erhalt bestätigen, Silk Road überweist Bitcoins an Verkäufer) den Erhalt des Produkts schon vorab bestätigen soll, der Verkäufer also das Geld schon erhält, bevor er die Ware losschickt. In den einschlägigen Quellen, die “FE” erklären, steht einhellig dabei, man solle das auf gar keinen Fall unter gar keinen Umständen niemals nicht tun. Also mache ich es.

Nachdem ich einige Wochen später die Hoffnung aufgebe, als wahrscheinlich erster FE-ler der Welt doch noch die Bestellung zu erhalten, starte ich einen zweiten Versuch. Ich überweise Bitcoins an meinen Account in der Silk Road, wieder im Gegenwert von gut einhundert Euro. Als ich einige Tage später shoppen möchte, sehe ich beim Aufruf der Silk Road ein Siegel des FBI. Ich finde heraus, dass man den angeblichen Silk-Road-Macher geschnappt und den Marktplatz “beschlagnahmt” hätte, mehrere Millionen Bitcoins inklusive. Meine natürlich auch.

Conclusio meiner wissenschaftlichen Studie: Ich bin gut zweihundert Euro ärmer, dafür aber ein paar nervositätsbedingte Magenschmerzen, ein Bitcoin-Konto und etliche Erfahrungen reicher.

Alan Smithee

Herbst 2013

Die Uhr als Joch des zeitgenössischen Fahrradfahrers

Ich besitze seit über zehn Jahren keine Armbanduhr mehr. Wenn ich wissen möchte, wie spät es ist, ziehe ich das Handy aus der Tasche und tippe es kurz an. So wie man das eben macht. Aber dummerweise habe ich vor kurzem wieder angefangen, Fahrrad zu fahren.

Auf dem Fahrrad ist es schwierig, mal eben aufs Smartphonezu schauen. Während des Fahrens verbietet sich das, und extra anhalten, um die Uhrzeit nachzusehen, ist auch ein bisschen blöd. Also bleiben noch die Ampelpausen. Aber wie das so ist, wenn man schon mal das Telefon in der Hand hat, schaut man nicht nur die Uhrzeit nach, sondern vielleicht auch mal eben bei Google Maps, wie weit es noch ist, oder vielleicht, wer einem gerade über WhatsApp geschrieben hat, oder welche Neuigkeiten man noch kurz aufnehmen könnte, oder... – und schon hat man vor lauter Aufruf-Automatismen übersehen, dass es seit ein paar Sekunden wieder grün ist.

Wenn es gut läuft, bin ich in so einem Moment alleine an der Ampel. Wenn es schlecht läuft, bekomme ich von hinten wüste Beschimpfungen zu hören, weil ich meine Nase in dieses Ding da stecke und einer verkommenen und weiter verkommenden Spezies angehöre, die die wirkliche Welt völlig aus dem Blick verliert. Beinahe möchte ich da zurückrufen: »Die ›Wirkliche Welt‹ ist doch, in Wahrheit, nur die Karikatur unsres großen Internets!« Aber ich rufe nie im Straßenverkehr, und außerdem ist die Empörung der Hinterleute ja absolut verständlich und ich bin einfach nicht im Recht.

Um solche Situationen zu vermeiden, will ich mir eine Armbanduhr kaufen. Sie muss gar nichts können, keine Stoppuhr, keine Datumsanzeige, kein Alarm, keine Tiefen- und Höhenmessung, kein USB-Anschluss, kein Düsenantrieb, nichts. Sie soll einfach nur die Zeit anzeigen, vielleicht noch schön anzusehen sein und möglichst gar nichts kosten.

Ich suche nach gebrauchten Uhren auf eBay und kaufe mir am Ende für sehr wenig Geld eine sowjetische Uhr der Marke Raketa, vermutlich aus den 1970er oder 80er Jahren. Sie funktioniert mit Handaufzug, und ich entwickle gleich neue Automatismen: Immer mal wieder, über den Tag verteilt, drehe ich anlasslos das Rädchen, um zu verhindern, dass die Uhr stehen bleibt, und einmal die Woche muss ich sie neu stellen, weil sie dann ungefähr zwei Minuten nachgeht. Aber was tut man nicht alles, um den Mitmenschen das Leben zu erleichtern.



Im Januar 2015 geht die Armbanduhr kaputt. Als ich sie abnehmen möchte, fliegt sie wegen irgendwelcher nicht nachvollziehbarer Körperzuckungen in hohem Bogen durchs Zimmer und bleibt stehen. Als Ersatz kaufe ich mir eine andere Uhr, auch ohne Sonderfunktionen, auch auf eBay, auch für fast kein Geld, aber diesmal mit einer Batterie. Es ist diesmal keine Raketa, sondern irgendein weniger klangvolles No-Name-Produkt, aber es funktioniert einwandfrei. Und wenn jetzt noch das Rücklicht an meinem Fahrrad repariert wäre, dann, ja, dann würde ich vielleicht sogar ab und zu auf die Armbanduhr schauen.

Felix Lorenz

1.11.2013

Ein Papierstreifen wird bebrummt

Wir fahren gegen Abend mit dem letzten Bus vom Strand wieder zurück ins Stadtzentrum von Kochi an der Südküste von Shikoku. Ja, es handelt sich um exakt die hier von Anne Doppelbauer beschriebene Busroute. Das Bezahlsystem funktioniert folgendermaßen (bei den Mitpassagieren abgeschaut): Beim Betreten des Busses zieht man einen Papierstreifen aus einem Kästchen. Auf dem Papierstreifen steht eine Nummer. Das ist die Nummer der Haltestelle, an der man eingestiegen ist. Vorne im Bus, links über dem Fahrer, befindet sich ein Display, auf dem die Nummern von 1 bis [Anzahl maximal angefahrener Bushaltestellen] angebracht sind, darunter leuchtet bei den schon passierten Haltestellen der Betrag auf, den man jeweils zahlen muss, der sich natürlich nach jeder Haltestelle erhöht. Steigt man aus, zeigt man dem Busfahrer den Zettel mit der Nummer, dieser quittiert das mit dem in Japan üblichen gutturalen Geräusch für "Aha!", "Soso!", "Ich sehe schon!", "Was Sie nicht sagen!", "Stimmt so!" und werweißwasnoch, d. h. ein langgezogenes nasales, leicht fragend klingendes "oooooo?", und dann wirft man den abgezählten Betrag mit sattem Münzgerassel in ein mit einem riesigen Münzeinwurftrichter ausgestattetes Blechkistchen.

Maik Novotny

2008 bis 2013

Weniger schlecht kollaborieren

Ich beschließe mit zwei Coautoren, ein Buch zu schreiben, das "Weniger schlecht programmieren" heißen soll. Seit 2006 habe ich alles, auch Bücher, in Google Docs geschrieben, diesmal wird es aber ein bisschen schwieriger. Die Vorgaben für das zu findende Kollaborationstool sind:

- Kathrin: Will nichts auf der Kommandozeile machen. Jedenfalls nichts Komplexes, und schon gar nicht beim Bücherschreiben.
- Jan: Hat einen Sehfehler, durch den viele Tools mit nicht einstellbaren Farben, Kontrasten oder Schriftgrößen nicht in Frage kommen. Liebt die Kommandozeile sehr.
- Hannes: Findet Google böse. Arbeitet außerdem in einer Firma, in der viele Tools aus Firewallgründen nicht funktionieren.

Es folgt eine mehrjährige Odyssee.

September 2008

Wir experimentieren mit einer Kombination aus CVS, OpenOffice und ODF. "Docbook wäre mir eigentlich lieber gewesen, aber openoffice mault dann jedesmal, dass da features nicht unterstützt sind und neooffice kann die Files nicht mit Markup öffnen und schreiben."

Januar 2009

Ein kurzes Experiment mit Zoho endet in Geschrei und Datenverlust.

Jan schreibt:

> "Zoho hat unter Beweis gestellt, dass es für den produktiven Einsatz ungeeignet ist. Keinesfalls werde ich Tools benutzen, bei denen man jeden Moment mit Datenverlust rechnen muss. Besonders wenn ich weiss, dass es andere gibt, die besser funktionieren. Was bleibt ist entweder GoogleDocs oder TextMate/subversion. Letzteres würde ich bevorzugen. Für die Kommandozeilenschwachen unter uns gibt es sicher eine grafische UI für subversion."

Es folgt eine SVN-Anleitung in 20 einfachen Schritten.
Bei mir funktioniert es nicht:

> "Man muss offenbar irgendwas installieren, bevor es nach Jans Anleitung funktioniert, jedenfalls kriege ich da nur eine Fehlermeldung. Aber was könnte das sein? Bei opencollab.net scheint es so was wie SVN für den Mac zu geben, allerdings gelingt es mir da nicht, in den eigentlichen Downloadbereich vorzudringen. Der Link führt in allen Browsern nur in eine sinnlose Schleife. Bis zur Lösung maile ich euch halt meine Änderungswünsche, und ihr müsst sie einchecken ..."

November 2009

Jan schreibt:

> "Ich wollte noch nachreichen, dass wir natürlich mit git auch ohne forks arbeiten können, wir also alle in das selben Repository pushen können, was sicherlich sinnvoller ist als unsere bisherigen Versuche mit drei forks. Das funktioniert dann fast genauso wie svn."

Es folgt eine Anleitung in 20 einfachen Schritten.

> "Für einen Kommandozeilenwizard wie mich ist die oben beschriebene Art des Vorgehens die angenehmste und effizienteste und sie geht mir gerade in Fleisch und Blut über, weil ich alle meine Projekte auf github geschoben habe. Ich lebe halt in der Kommandozeile. (...) Mein Argument gegen web-only editieren: Es wäre ziemlich peinlich, durch einen Bug oder Datenverlust beim Anbieter sämtliche Textes eines Buches zu verlieren, das die Verwendung eines Versionskontrollsystems dringend empfiehlt!"

Ich lege ein Etherpad an und schreibe:

> "Ich glaube, Etherpad kann genau das, was wir brauchen, nicht weniger und vor allem nicht mehr. Bedenkt, bevor ihr 'so nicht!' ruft, dass ich jetzt zweimal willenlos das mitgemacht habe, was

ihr wolltet, nämlich SVN und github. Es wäre für mich eine große Erleichterung, wenn ich zur Arbeit nur ins freundliche Etherpad müsste und nicht ins github-Gestrüpp. Es ist schwer genug, sich zur Arbeit an einem Buch immer wieder aufzuraffen, man muss es sich nicht noch zusätzlich durch die Wahl der Tools erschweren. Danke für euer Mitgefühl."

Noch mal ich:

> "Ok, reden wir nicht mehr vor Ort darüber, sonst muss ich zu sehr zetern. Aber bitte denkt noch mal über den grundsätzlichen Unterschied zwischen 'Texte gleichzeitig bearbeiten' und 'Texte parallel bearbeiten, dann entstandene Editkonflikte beheben' nach. Man muss bei Büchern in der Anfangsphase zwar nicht gleichzeitig an Texten arbeiten, beziehungsweise wird es relativ selten vorkommen, aber in der Endphase ist es normal und kommt ständig vor. Wollt ihr dann wirklich eure Lebenszeit (die dann knapp sein wird) mit dem Beheben von Editkonflikten zubringen? Ich nicht."

Jan:

> "Ich bin doch nach dem gestrigen Frust schon umgekippt, nachdem mir klar wurde, dass ich im Moment selbst mein Hirn noch nicht um git gewickelt bekomme und ich keine Lust habe, mit jedem Problem, das auftritt alleine dazustehen und es unter lautem Gekeife lösen zu müssen.
> Deine Argumentation, Kathrin, geht dann ja auch gegen subversion. Also um Himmels Willen, im Sinne des Familienfriedens: von mir aus Google Docs oder Etherpad. Aber wenn wir nennenswerten Datenverlust erleiden (. . .), dann musst Du alleine das Buch noch mal neu schreiben!
> Vielleicht können wir einen cron-job schreiben, der alle halbe

> stunde alle Files runterlädt und auf github pusht, als versioniertes Backup. Die Lösung scheint mir im Moment ganz vernünftig. Den cronjob würde ich übernehmen."

April 2010

Ich stelle einen Buchauszug mit dem Titel "Wie man Leuten nichts beibringt" auf der re:publica vor und erkläre den Zuhörern, dass man das fertige Buch ab Herbst 2010 bei O'Reilly kaufen können wird.

Jan schreibt an den Verlag:

> "Die andere, weniger gute Nachricht: Wir machen uns keine Hoffnung mehr, den Abgabetermin am ersten Mai halten zu können. (. . .) Kurzum: Wir möchten höflich um eine Fristverlängerung von vier Wochen bitten und geloben, ab sofort fieberhaft und unabgelenkt zu schreiben, zu schreiben und zu schreiben."

Ebenfalls April 2010

Etherpad wird von Google aufgekauft und sofort eingestellt. Wir sind wieder heimatlos. Ich schreibe:

> "Ich habe noch mal gegoogelt: SubEthaEdit scheint tatsächlich keinerlei Rich-Text-Unterstützung zu haben. Neuer Vorschlag: Titanpad titanpad.com ist ein von Österreichern betriebener Etherpadklon und sieht ganz gut aus . . . " Wir entscheiden uns letztlich für Piratenpad, einen Etherpad-Klon auf den Servern der Piratenpartei, weil man dort genau wie bei Etherpad auch nichtöffentliche Textfolder haben kann.

Juni 2010

Die Lektorin schreibt:

> “Ich hänge mal sowohl eine Word- als auch ein OpenOffice-Vorlage an – für uns wäre es natürlich super, wenn Ihr das Material darin erfasst und wir nicht aus einem Rohformat produzieren müssen.”

Ich antworte:

> “Ich wäre euch da gern entgegengekommen, aber ich habe es jetzt mehrmals ausprobiert, und OpenOffice macht mich wahnsinnig. Ich verbringe dann den ganzen Tag nur mit Geschrei anstatt mit dem viel dringender nötigen Schreiben am Buch. Können wir unsere Endfassung in Pages (der eigentliche Text entsteht in einem Etherpad) halbwegs so mit Formatvorlagen versehen, wie wir uns das vorstellen, und dann für euch nach RTF exportieren? Damit wäre mir sehr geholfen. (Wahlweise auch gern TeX.)”

und dann:

> “ein bisschen dauert es leider doch noch – der RTF-Export zerschießt sämtliche mühsam eingebauten Formatvorlagen, die muss ich jetzt erst wieder einbauen. Wieso ist Textverarbeitung eigentlich 2010 immer noch so ein trauriges Debakel?”

Mail von mir an die Coautoren:

> “Jetzt habe ich schon wieder unwiederbringliche Lebenszeit mit Herumschreien zugebracht. Man kann aus Pages offenbar nicht so nach .doc oder .rtf exportieren, dass a) Formatvorlagen erhalten bleiben und man b) problemlos im so entstandenen Dokument weiterarbeiten kann. Ich sehe drei Möglichkeiten: a) wir geben in Pages ab, b) wir geben in TeX ab, c) ein geduldigerer Mensch als ich regelt das alles in OpenOffice.”

September 2010

Die Lektorin schreibt: “Wäre nicht der Jahresanfang ein wunderbarer Termin für die Veröffentlichung Eures Buchs?”

Mai 2011

Die Polizei beschlagnahmt die Server der Piratenpartei und damit auch unser Buch. Das ist immerhin einer der besseren Gründe, ein paar Tage lang gar nichts zu schreiben: “Die Polizei hat den Server beschlagnahmt, auf dem unser Buch liegt!”

Juni 2011

Ich schreibe der Lektorin:

> “Da Hannes im November Vater wird, würden wir gern den 1. Oktober als Abgabetermin anpeilen, mit Option auf Verlängerung bis 1. November. Jan will leider nicht mehr mitmachen, aber immerhin wird das Softwareprojekt, an dem er stattdessen arbeitet, die Welt noch viel mehr verbessern als unser Buch (falls er je damit fertig wird, jedenfalls).”

(Wurde er nicht.)

Juli 2011

Ich schreibe der Lektorin:

> “Hannes kann an seinem Arbeitsrechner nicht auf die Dropbox-Dokumente zugreifen, deshalb würden wir jetzt doch gern alles bis ganz zum Schluss im Etherpad halten und dann erst alles zusammen in RTF-Form bringen. Wäre es auch ok, wenn du einfach im Etherpad mitliest? Vorteil: du kannst ohne Umwege direkt in die Texte reinkommentieren.”

August 2011

Mail von mir an die Coautoren:

> "Ich habe heute schon den ganzen Tag Probleme mit dem Piratenpad: meine Pads lassen sich, einmal geschlossen, nicht mehr öffnen, sondern hängen ewig bei 'Loading' fest. Unter 'read only' kann man den Text noch rauskopieren, aber mit den notgedrungen neu angelegten Dateien passiert dann dasselbe wieder."

Später:

> "Wie Hannes herausgefunden hat, lag es an einigen von Pages eingefügten Sonderzeichen, darunter den typografischen Anführungszeichen. Um den Preis einer Konvertierung nach ASCII und zurück ist jetzt alles wieder gut; allerdings sind dabei alle ß auf der Strecke geblieben. Ich habe sie weitgehend wieder eingebaut, aber bitte beim Lesen nebenbei drauf achten."

Die Lektorin antwortet:

> "Es ist immer schön zu verstehen, warum etwas nicht funktioniert. :-) Ich für meinen Teil wüsste zu gern, warum das Piratenpad mein Account schon wieder nicht kennen mag. Mir wird nicht wegen eines falschen Passworts der Zutritt verweigert, sondern weil meine Mailadresse angeblich unbekannt ist. An die kann ich mir folglich auch kein neues Passwort schicken lassen – mich gibt es ja gar nicht."

September 2011

> "Heute ist es zur Abwechslung auf andere Weise defekt, ich kann zwar reinschreiben, habe aber alle 30 Sekunden reconnects, nach denen das Geschriebene weg ist. Ich werde dann mal privat in Googledocs arbeiten und das Ergebnis ins Piratenpad kopieren, wenn es sich erholt hat, also macht euch bitte keine Sorgen, wenn in den Pads nichts passiert."

Januar 2012

> “Leider verschluckt das Piratenpad hartnäckig fast alles, was ich mache, ob im Chat oder im Text.”

Juli 2012

> “Es geht wirklich nicht mehr. Egal, von wo aus ich auf das Piratenpad zugreife, es disconnected sich alle ein, zwei Minuten unter Textverlust. Ich habe in letzter Zeit fast alles zwei- bis dreimal hingeschrieben und dabei geseufzt und “aber es geht halt nicht anders” gesagt. Aber so geht es auch nicht. Wir brauchen irgendeine andere Lösung. Vielleicht eben doch nackte Textfiles und die Dropbox? Schlag was vor.”

August 2012

Wir stellen auf Stypi und Markdown um. “Wir müssen dann nur mit dem Buch fertig sein, bevor Stypi von Google aufgekauft wird.” Anders als Etherpad bringt Stypi überhaupt keine Backupmöglichkeit mit. Hannes schreibt ein paar Tage lang statt am Buch an einem Backup-Tool für Stypi.

Die Lektorin schreibt:

> “Ich finde es nicht sonderlich handlich und wäre für jede andere Produktionsumgebung offen. Mich traf gestern übrigens kurzzeitig der Schlag, als ein kleines bisschen Herumklicken auf Augen-, Kamera- und Label-Symbolen dazu führte, dass der Text eines Kapitels komplett aus stypi verschwand. Durch Strg-Z war er dann wieder da, aber meine Experimentierfreude mit diesem Tool hat einen deutlichen Dämpfer bekommen.”

Ich antworte ihr:

> "Ich weiß, dass Stypi Schwächen hat, würde dich aber bitten, das Thema ruhen zu lassen. Das Buch ist in dieser Hinsicht von Anfang an verflucht gewesen, und es hilft jetzt nichts, man muss die Zähne zusammenbeißen und da irgendwie durch."

November 2012

> "… gerade sind mir die beiden Chrome-Tabs mit dem Namensgebungs-Kapitel und der Materialsammlung abgestürzt und waren beim Reload auf dem Stand von vor drei Tagen. Das Backup auf Hannes' Server hat offenbar auch in der Zwischenzeit keine Änderungen darin gefunden. Es sieht so aus, als hätte die Seite mir glaubhaft vorgetäuscht, dass alles regelmäßig gespeichert wurde, in Wirklichkeit ist aber gar nichts passiert. Tut mir leid, es dauert alles noch ein bisschen länger."

> "Update: Heute wieder dasselbe Problem (aber diesmal war ich vorbereitet und hatte den Text anderswohin kopiert). Offenbar können seit längerer Zeit geöffnete Browsertabs in irgendeinen seltsamen Nie-mehr-speichern-Zustand geraten (vielleicht, weil ich zwischendrin immer wieder mal offline bin wegen Unterwegssein / Handyinternet?). Versucht man die Stypi-Seite dann neu zu laden, kommt eine Warnung mit 'unsaved changes, do you really want to etc.', aber trotzdem werden weitere Änderungen nicht mehr gespeichert."

Ganz zum Schluss, nach der Buchabgabe im Herbst 2013

Wir zanken uns heftig mit dem Verlag, als sich herausstellt, dass man dort mit Markdown nichts anzufangen weiß und den Text in mehrtägiger Handarbeit nach Word konvertiert. Beim Verlag stellt man sich auf den Standpunkt, wir hätten ja von Anfang an mit was Vernünftigem arbeiten können.

Das finde ich eigentlich auch.

Kathrin Passig

10.12.2013

Zwei Wecker und ein Smartphone am Bett, aber nur das Smartphone kann wecken

Nun habe ich also drei Wecker neben meinem Bett stehen, um alle nächtlichen Informations- und morgendlichen Weckbedürfnisse abzudecken.

Bis heute hatten zwei genügt: Ein 10x7x5 Zentimeter großer, billiger Digitalwecker, dessen Display in dunkelgrauen Ziffern auf Hellgrau die Uhrzeit (funkgesteuert) anzeigt, zudem in kleineren solchen Ziffern die Weckzeit und die Raumtemperatur. Diesen Wecker schenkte mir vor zwölf Jahren eine spanische Freundin, als sie nach ihrem Promotionsaufenthalt in München nach Spanien zurückkehrte und ihren fürs Studentinnenwohnheim angeschafften Wecker nicht mehr brauchte.

Dieser Wecker reichte mir aber nie: Im nächtlichen Dunkel erkenne ich darauf die Uhrzeit nicht. Wie gut, dass ich noch einen alten Braun-Quarzwecker mit Zifferblatt besitze, dessen Zeiger fluoreszieren. Der mir aber wiederum nicht allein ausreicht, weil er seine Weckfunktion bereits wenige Jahre nach Kauf unreparierbar einstellte.

Doch nun weckt auch der geschenkte Wecker nicht mehr: Unter der Wecktaste ist irgendwas zerbrochen, sie lässt sich nicht mehr betätigen. Das Billiggehäuse ist verschweißt, ich komme also an nichts heran, was ich reparieren könnte.

Ab heute lasse ich ich mich von meinem Smartphone wecken. Den Braun-Wecker brauche ich weiterhin, um nachts ohne Licht die Uhrzeit zu erkennen. Und den geschenkten Wecker behalte ich, weil ich mittlerweile sehr an der Temperaturanzeige hänge. Nicht nur habe ich damit herausgefunden, dass mein Altbau-Schlafzimmer bei geschicktem Lüften auch im bösesten Hoch-

sommer nachts nicht wärmer als 25 Grad wird und im Winter durchschnittlich 18 Grad hat. Auch linse ich auf die Anzeige, wenn ich es besonders warm oder besonders kalt finde um abzuschätzen, ob mit mir etwas nicht stimmt oder mit der Innentemperatur.

die Kaltmamsell

13.12.2013

Der Schraubendreher für den Kunstzahn

Jetzt ist der neue Zahn also fast komplett, das Zahnimplantieren fast abgeschlossen: Die Ärztin schraubt die massgefertigte Keramikkrone auf den Metallstift in meinem Kiefer.

Ein halbes Jahr zuvor hatte sie den gesprungenen Backenzahn gezogen, der schon lange der marodeste Bestandteil meines ansonsten unproblematischen Gebisses war. Drei Monate hatte die Stelle Zeit zum Heilen, dann drehte die Ärztin eine Metallschraube in meinen Kieferknochen (dass dieser dick genug dafür war, hatte sie ganz am Anfang durch eine Röntgenaufnahme sichergestellt). Das war eine anstrengende Operation, auch wenn sie völlig problemlos verlief. Trotz örtlicher Betäubung bekam ich genug interessante Details mit. Wirklich freuen konnte ich mich an Anblick und Geräusch der winzigen Ratsche, mit der die Zahnärztin die Schraube festzog. Danach heilte die Schraube einige Monate ein.



Und nun, mit der aufgesetzten Krone, fehlt nur noch das Abdecken des sichtbaren Schraubenkopfs in der Mitte der Kaufläche. Damit will die Ärztin aber noch warten, denn möglicherweise lockert sich die Krone ein wenig und man muss nachziehen. Dummerweise bin ich in den folgenden drei Wochen auf Urlaubsreise im Ausland und kann nicht zu einem Nachziehen vorbeikommen. Da hat die Ärztin eine Idee: „Ich gebe Ihnen den Schraubenzieher

einfach mit. Wenn der Zahn locker wird, stellen Sie sich vor einen Spiegel und ziehen ein wenig nach.“ Als sie meine leuchtenden Augen sieht, stellt sie klar: „Sie müssen mir den aber wiederbringen!“

So reise ich mit diesem steril verpackten Winzling (Durchmesser oben 0,5 cm) im Geldbeutel über Weihnachten und Neujahr nach Tel Aviv.



die Kaltmamsell

Um Weihnachten 2013

Als Wählen noch Drehen hieß

Wir sind zu Gast bei M. zuhause. M. hat eine gewaltige Plattensammlung, eine gewaltige Comic-Sammlung, trägt eine John Lennon-Brille und langes Haar, die Regale an den Wänden seiner Wohnung hat er selbst gemacht – die organischen Formen, in denen sie sich winden, sind bei IKEA nicht zu haben, man muss sie selber machen. Kleine Räucherstäbchen-Abfackelvorrichtungen in Form von Drachen komplettieren das Bild. M. führt eine weitgehend analoge Existenz – Internet gibt es bei ihm nicht. Erst seit einem halben Jahr hat er ein kleines Notebook, das er ausschließlich zum Musikhören benutzt. Ausgenommen von seinem weitreichenden Technik-Skeptizismus sind allerdings große Landmaschinen und jede Art von motorisiertem Werkzeug.

Das Kind der Freunde von früher, das ebenfalls zu Besuch ist, ist mittlerweile ein schlaksiger Teenager, der nicht so recht weiß wohin mit sich. Zu allem Übel ist das Handy leer oder es gibt zur Zeit keines. (Eine Strafmaßnahme? Ich weiß es nicht mehr.) Es wird der Wunsch nach einem Telefongespräch artikuliert, dem M. gerne entgegenkommt. Er dirigiert den Heranwachsenden ins Wohnzimmer zum Telefonapparat. Nach einigen Minuten bekommen wir eine zögernd eingestandene Niederlage zu hören: Der Teenager konnte das Telefon nicht bedienen. M.s Telefonanapparat ist ein antikes Modell aus Bakelit mit textilumfasstem Kabel und – einer Wählscheibe. Ihr Funktionsprinzip habe sich auch nach einigem Herumprobieren schlichtweg nicht erschlossen.

Heiko Fischer

Ende 2013

Änderungen im Kommunikationsverhalten durch den Facebook Messenger

Ich nutze den Facebookmessenger jetzt sehr viel, wahrscheinlich mehr als alles andere. Seine Vorteile: Man kann zwischen mobiler Version und Facebook-Website wechseln, er synchronisiert beides problemlos. Bei Skype ist die mobile Version weiterhin buggy, langsam, synchronisierunwillig und akkufressend. Facebook kann genau wie Skype Gruppenchats. Und man muss sich mit Leuten, mit denen man noch gar keine Nachrichten ausgetauscht hat, nicht erst auf einem anderen Kanal verständigen, welchen Messenger sie jetzt nutzen und dann die nötigen Kontaktdaten austauschen; man sieht ja, dass sie bei Facebook sind.

Im Facebookmessenger kann man sehen, wann eine Nachricht gelesen wird. Ich muss erst mühsam lernen, dass ich bei beruflichen Vorgängen im Facebookmessenger (die sich seit 2011 oder 2012 mehren) nicht wie bisher tagelang so tun kann, als hätte ich die Nachricht noch gar nicht gesehen. Plausibel war das natürlich vorher auch nicht, aber fremde Auftraggeber wissen schließlich nicht, dass ich in den letzten zwanzig Jahren kaum je länger als ein paar Stunden ohne Netz war. Könnte ja sein, dass ich so einer “Mails nur einmal die Woche lesen”-Produktivitätsschule anhänge.

Die lange Pause trotz gesehener Nachricht wird zu einem inhaltstragenden Teil des Gesprächs.

Auf anderen Kommunikationskanälen stellt sich jetzt häufiger flüchtige Irritation ein, wenn ich nicht sehen kann, ob die Gesprächspartner meine Nachricht schon gelesen haben.

Kathrin Passig

31.12.2013

GPS statt Ivrit

Nach einer Zugfahrt auf der einen Bahnstrecke Israels bin ich mit dem Mitbewohner im Norden angelangt. Doch um zum Dorf der Bloggerin zu kommen, die wir besuchen wollen, müssen wir auch noch Linienbus fahren. Die Bloggerin hat uns mit detaillierten Anweisungen versorgt, wir finden den Busbahnhof in Nahariya problemlos, ebenso den richtigen Bus. Wir wissen auch, an welcher Haltestelle wir aussteigen müssen, die Haltestellen sind auf einem Display im Bus angeschrieben – aber in Ivrit. Und auch wenn sich der Mitbewohner in der einen Woche, die wir bereits in Tel Aviv sind, Grundkenntnisse angeeignet hat, sind wir beim Entziffern der Schrift auf vage Vermutungen angewiesen.

Also verfolgen wir unsere Busfahrt auf unserem Tablet per GPS. Station für Station vollziehen wir auf dem Bildschirm nach, bis wir sehen, dass wir an der nächsten werden aussteigen müssen. Wir drücken den Halteknopf, unter einem großen Baum erwartet uns die Bloggerin – nach über zehn Jahren gegenseitigem Lesen schließen wir einander in die Arme.

(Natürlich hätte wir auch den Busfahrer um Hilfe bitten können.)

die Kaltmamsell

17.01.2014

Gedruckt fast unlesbar

Ich habe für meine Klausuren Zusammenfassungen geschrieben, die ersten Seiten per Hand, später mithilfe zweier Notebooks, auf dem einen die Folien, auf dem anderen die Zusammenfassung.

Die handschriftlichen Zusammenfassungen will ich meiner Lerngruppe zukommen lassen, aber der Multifunktionslaser in meinem Zimmer ist nur deshalb in meinem Besitz, weil er nicht mehr scannt und kopiert, sondern

nur noch druckt. Geld für einen Copyshop mag ich nicht ausgeben, weshalb ich eine iPhone-App benutze, die OCR kann, aber auch einfach nur scannen kann. Dabei wird der Kontrast erhöht und alles in A4-Format gebracht, was sehr praktisch ist.

Mein iPhone 4 ist seit iOS 7 praktisch unbenutzbar langsam, und die Kamera kommt mit meiner Schreibtischlampe nicht zurecht. Ich verbringe 20 Minuten damit, 7 Seiten wiederholt zu fotografieren, die Einstellungen anzupassen und sie zu speichern. Um die Bilder vom iPhone zu kriegen, verbinde ich sie mit dem Mac und lasse Dropbox sie importieren.

Gedruckt sind sie dennoch fast unlesbar und ich fasse das Wichtigste einfach noch mal elektronisch zusammen.

Franz Scherer

21.1.2014

The Great Bankensektor Schnitzeljagd

Meine Bankomatkarte ist abgelaufen, eine neue habe ich aus irgendwelchen Gründen nicht bekommen, muss also eine ganz neue beantragen, die auch einen neuen PIN-Code hat. Da „meine“ Filiale (nennen wir sie Filiale A) inzwischen in den letzten Zügen der Bankfilialenexistenz liegt (erst nur Kundenverkehr nach telefonischer Absprache, dann nur noch Geldautomaten im Foyer, dann nur noch kommentarlos zugeklebter Eingangskartenschlitz), gehe ich zur nächstbesten (nennen wir sie Filiale B). Die neue Karte wird pünktlich zugeschickt, einen Tag, nachdem ich in einem Stapel ungeöffneter Post entdecke, dass ich die erste Karte sehr wohl bekommen hatte. Egal. Fehlt nur noch der in der Filiale hinterlegte PIN-Code, und dann hallo fröhliches Geldausgeben. Also schnell vergnügt mit Dollarzeichen in den Augen zu Filiale B geschlendert. Aber nein, man sei doch gar nicht meine Filiale, sagt Frau B und schickt mich zu Filiale C, zwei Bezirke weiter weg, ein anonymes Bürohaus neben der „Bar Monique“. Ich klingele auf Verdacht irgendwo, tingele

auf Verdacht durch die Bürogeschosse und lande schließlich bei Frau C. Frau C hat den Code leider auch nicht in ihrer Schublade und vermutet ihn in Filiale D am tumbleweed-umwehten Stadtrand. Nach mehreren Telefonaten (der Schiebeschrank mit dem Aufkleber „Kaffee für Kunden“ bleibt verschlossen) stellt sich heraus, dass der Code sich anscheinend doch in Filiale B befindet.

Meine Vermutung, in Wirklichkeit befinde sich dieser in der Bank-Austria-Geheimfiliale E in der Kanalisation am Wienfluss, die rund um die Uhr geöffnet ist, allerdings nur bei Vollmond, man müsse vor der Tür nur laut den Satz „Der Garten meiner Großmutter ist riesig, doch die Qualität ihrer Stachelbeermarmelade hat über die Jahre nachgelassen“ sagen, und dabei 10 Minuten steptanzen, und schon würde einen der Filialleiter (ein rückwärts sprechender Zwerg) hereinlassen, bestätigt sich dann doch nicht.

Maik Novotny

Januar 2014

Erreichbarkeit in ex-sicher

Ich arbeite in einem Pharmaproduktionsbetrieb und zwar, das muss man ja heutzutage dazusagen, in der Chemieproduktion. Da wird, anders als in der Bioproduktion, nicht nur mit Wasser gekocht, sondern mit einem bunten Strauss an in Verbindung mit Luftsauerstoff potentiell explosiven Lösungsmitteln (und anderen Chemikalien, z. B. Wasserstoff, aber das wäre eine andere Geschichte). Deswegen ist unser gesamter Produktionsbau (und eine Sicherheitszone von 2 Metern drumrum) eine sogenannte Ex-Zone, in der nur ex-sichere Geräte verwendet werden dürfen, um sicherzustellen, dass

man, wenn man denn mal eine Leckage HÄTTE und sich ein explosionsfähiges Gemisch bilden WÜRDE, wenigstens keine Zündquelle hätte und so nicht der gesamte Betrieb in die Luft fliegen würde.[1]

Das Ganze wird dann ein bisschen tricky, wenn man daran denkt, dass alle Mitarbeiter, die potentiell etwas entscheiden müssendürfensollen (Schichtleiter, Meister, Produktionschemiker, Betriebsleiter), immer und überall für diese Entscheidungen erreichbar sein müssen. Man denkt ja, das wäre so leicht mit der Erreichbarkeit: I-Phone und gut ist es. Nun ist es aber so, dass I-Phones (und auch sonst alle Smartphones und Handys) nicht ex-sicher[2] sind (erkennt man daran, dass nicht „Ex“ in einem Sechseck draufgedruckt ist) und deshalb nur für ausserhalb des Baus erlaubt.[3]

Deswegen haben die Mitarbeiter, die immer im Bau sind, ex-sichere Mobiltelefone, das sind so Riesenklötze, die noch dazu unendlich teuer sind. Die anderen Mitarbeiter (ich z. B.), die eher in einem Büroumfeld zu Hause sind, aber eben immer mal wieder auch im Betrieb sofort erreichbar sein müssen, haben ein I-Phone oder anderes Handy (Nokia ist da noch ganz gross) in nicht ex-sicher für z. B. in der Nacht neben dem Bett oder so und eben einen ex-sicheren Piepser. Das ist ein mittelhandliches Gerät, das man sich an die Hosentasche klippst, und wenn man auf der Piepsernummer von einer internen Telefonnummer angerufen wird, dann … tada!… piepst das Gerät (also: es schrillt in einer extremen Tonlage) los, bis man auf den einzigen

[1] Man darf übrigens schon auch nicht-ex-sichere Geräte im Bau verwenden, dann braucht man aber eine sogenannte „Foto-und Funkenbewilligung“ des Gebäudesicherheitsbeauftragten und ein Explosimeter, das eben anzeigt, ob ein explosives Gemisch um einen rum ist. Ich hatte da mal viel Spass mit einem Freelancer-Fotografen, der sich ungefähr so mutig wie ein *embedded journalist* an der Front vorkam. Aber das wäre auch eine andere Geschichte.

[2] Ex-sicher bedeutet „explosionssicher“, d. h. das Gerät ist darauf ausgelegt, dass niemals irgendwelche Funken o. Ä. entstehen, die *bummm* das ganze Gebäude voller Heptan-Luftgemisch, wenn wir denn da eines HÄTTEN, in die Luft jagen würden.

[3] Das ist immer lustig, wenn wir Besuch von extern oder Qualität oder Kunden oder irgendjemand, der nicht in der Produktion lebt, zu Besuch haben. Wir sagen immer unser Sprüchlein: „So, wir betreten nun die Ex-Zone, Sie wissen ja: Handys aus oder draussen lassen. Und ‘aus’ heisst nicht ‘stumm’ oder ‘Flugzeugmodus’, sondern ‘ausaus’.“ Wir haben so eine Kiste, wo wir die dann immer einsammeln, ich komme mir vor wie das Direktorat einer Schule, wo man die dann „am Ende des Schuljahres von den Eltern wieder abholen lassen” kann.

Knopf (rot) drückt, den das Gerät hat, dann hört es wieder auf. Soweit, so nutzlos, ausserdem zeigt das Gerät „92“ an, aber wenn man innerhalb der Zeit, die ein Anrufer Geduld hat, es klingeln/piepsen zu lassen, von einem internen Telefon aus die eigene Piepsernummer anruft, dann hat man den Anrufer an der Strippe.





Total explosionssicher und überall auf dem Areal (natürlich nur überall dort, wo Telefone sind, aber die sind überall. Und wenn es piepst, dann darf man auch einfach in ein Büro stürmen und dort das Telefon annektieren. Das fühlt sich ein bisschen so an wie ein Auto auf der Strasse zu stoppen: „Get out of the car, FBI!“ Also, so wie ich mir das vorstelle).

Profi-Anpiepser schaffen es übrigens, einen so anzupiepsen, dass auch noch die Nummer des Anrufers erscheint, da muss man, glaube ich, „94“- und dann die Piepsernummer wählen. So ist es dann nicht ganz so schlimm, wenn man gerade kein Telefon zur Hand hat.

Ausserdem kann der Piepser noch verschiedene Ereignis-Alarme, wobei da witzigerweise die eine Hälfte der ausgegebenen Piepser so programmiert ist, dass sie die Übungsalarme anzeigt, die andere zeigt die echten an. Ich hatte erst einen nur mit den echten Alarmen unseres Baus, aber der ist mir dann mal aus dem zweiten Stock ins Erdgeschoss runtergefallen und dann habe ich ihn auch noch mal mitsamt einem Vollschutzanzug ausgezogen und aus Versehen in ein Sondermüllfass gestopft und jetzt habe ich einen neuen. Auf

dem hat die MSR-Werkstatt[4] sämtliche Alarmplätze belegt, so dass ich andauernd bimmle. Ich weiss jederzeit, ob es gerade „Gebäuderäumung Tiefgarage“ oder, das ist am öftesten der Fall, „Feuerwehr-Pikett“ gibt. Da kann man dann die Zeit stoppen zwischen Piepsen an der Hose und dem Tatütata, wenn die Werksfeuerwehr zu einer Übung oder einem steckengebliebenen Kollegen im Lift ausrückt.

Lustig wird das Ganze übrigens dann, wenn man nicht nur für wichtige Produktionsentscheide innerhalb des Firmentelefonnetzes immer erreichbar sein muss, sondern auch für Kindergarten, Schule, Kinderkrippe von ausserhalb.

Die Eltern unter den Lesern kennen das vermutlich: In der Kinderkrippe, im Kindergarten, in der Schule gibt man sämtliche Nummern an, unter denen man am besten rund um die Uhr und binnen Sekundenbruchteilen erreichbar ist, für „wenn mal wat is“. Wenn dann das Handy klingelt (piepst, tschirpt, brummt) und es steht „Krippe“, „Klassenlehrerin Q.“, „Kindergarten“ auf dem Display, dann schiesst das Adrenalin erstmal durch den Körper, man wappnet sich für „Ihr Kind ist auf dem Weg ins Krankenhaus, alles voller Blut“ und geht ran. Meistens ist es dann gottseidank sowas wie „Morgen gehen wir in den Wald, bitte an ordentliche Schuhe denken“ oder höchstens was wie „Er ist beim Sport mit einem anderen zusammengerumpelt und hat jetzt ein blaues Auge, ich wollte nur, dass Sie Bescheid wissen“. Manchmal natürlich auch nicht (wir hatten jetzt ja bei jedem schon mal einen Platzwundenanruf), aber auch dann ist es natürlich gut für alle Beteiligten, wenn man das so schnell wie möglich erfährt, und zu Recht wird auf Krippen-/Kindergarten- und Schulelternabenden regelmässig moniert, dass man gefälligst auch erreichbar sein soll und es nicht geht, dass ein kübelndes Kind erst 6 Stunden später abgeholt wird.

Ich habe also brav meine Handynummer, unsere Festnetznummer, meine Geschäftshandynummer, meine Büronummer, die Handynummer des Hübschen, dessen Geschäftshandynummer und seine Büronummer hinterlegt.

[4]Mess-, Steuer- und Regeltechnik

Aus Gründen rufen immer alle zuerst meine Handynummer an, aber *so be it*, irgendjemanden erreicht man beim Abtelefonieren immer, nur nicht aufgeben.

Nun ist es ja so, dass aus den oben geschilderten Gründen mein Privathandy oft neben dem Firmenhandy und dem Firmenfestnetztelefon auf dem Schreibtisch liegt und ich handylos in der Ex-Zone unterwegs bin. Dann brummt und tschirpt es vor sich hin, und am anderen Ende ärgert sich jemand, warum ich denn um alles in der Welt meine Handynummer angebe, wenn ich dann nicht rangehe.

Der Hightechpiepser ist halt nur mit dem internen Telefonnetz verbunden und so habe ich z. B. seinerzeit die 25 Telefonanrufe wegen „Q. hat eine Platzwunde“ erst bemerkt, als ich eine Stunde später wieder in meinem Büro und das Kind längst schon geklebt war. Aber: *Lessons learned*, mein Mann weiss jetzt, wie er mich total ex-sicher jederzeit auch von ausserhalb anpiepsen kann, und das ist sooooo letztes Jahrhundert, das muss ich Ihnen auch noch schnell aufschreiben: Also: Er ruft bei der Telefonzentrale des Weltkonzerns an, das sind diese Nummern, die man im Telefonbuch findet, wenn man z. B. nach BASF oder BMW sucht. Meist irgendwie zwei oder drei Ziffern und dann -00. Wenn er dann die freundliche Telefonistin am Apparat hat, muss er der sagen, dass sie bitte seinen Anruf auf die Piepsernummer xy umleiten soll (am besten mit Namen, Personalnummer etc., weil, da könnte ja jeder piepsen wollen), dann drückt sie ein paar Knöpfe (oder steckt ein paar Kabel um, man weiss es nicht), an meiner Hosentasche piepst es wie irre, ich sehe die kryptische Anzeige „92“, sprinte zum nächsten Telefon und schon habe ich den Mann explosionssicher an der Leitung, um zu erfahren, dass morgen Projekttag ist und man an die Blätter von 3 verschiedenen Bäumen, die mit P anfangen, denken soll.

Erstveröffentlichung so ähnlich hier.

Frau Brüllen

18.2.2014

Check-in unavailable. Und mein Hosenknopf

Auf dem Rückweg aus Schottland dasselbe Problem mit der Easyjet-App: Tagelang sagt sie „Checked in“, am Flughafen dann aber „Check-in unavailable. Mobile check-in has now closed for this flight.“ Ich lasse mir am Schalter ein Papierticket geben und frage, woran das liegt. „Oh, to be honest, you’d better ask a 13-year-old.“ – „So, are there any 13-year-olds working for Easyjet?“ – „No. Maybe the people at the ticket counter can help you.“ Am Ticketschalter: „Yes, that happens quite a lot.“ – „Is there anything I can do to avoid it, short of not using the Easyjet app?“ – „No.“

Danach zum ersten Mal im Bodyscanner. Schuld war mein Hosenknopf.

Kathrin Passig

23.2.2014

System Erde. Eine runde Plastikscheibe. Und noch eine

Ein Mitarbeiter des GFZ Helmholtz Zentrum Potsdam hat mir vor ein paar Wochen nach einem kurzen Mailwechsel eine Ausgabe der Papierzeitschrift „System Erde – GFZ-Journal“ zugeschickt. Heute nehme ich sie beim Zähneputzen zum ersten Mal zur Hand, und eine runde Plastikscheibe von etwa 20 cm Durchmesser gleitet heraus. Auf der einen Seite ist sie sehr schön mit einer bunten Ansicht der Erde bedruckt und leicht rau, fast schillernd. Die andere Seite ist gummiert. Es ist ein attraktiver Gegenstand, und ich muss tatsächlich ein, zwei Sekunden überlegen, bis ich ihn als Mauspad erkenne. Ein Mauspad! Ich habe zuletzt ungefähr 2007 eine Maus benutzt. An Mauspadbesitz kann ich mich gar nicht erinnern, vielleicht in den 90ern.

Beim Blättern im Heft entdecke ich auch noch eine von Hand beschriftete CD-ROM. Aber mein letzter Rechner mit einem CD-ROM-Laufwerk ist vorigen Sommer kaputtgegangen, und ich glaube nicht, dass ich das Laufwerk in den zwei Jahren des Rechnerlebens benutzt habe.

Kathrin Passig

Februar 2014

Ich wohne beim Erzbischof und darf nur löbliche Daten laden

Für die neue Stelle ziehe ich nach Bonn um und komme erstmal sehr günstig im Collegium Albertinum unter, dem Theologenkonvikt des Erzbistums Köln. (Das Theologenkonvikt ist das Priesterseminar während des Studiums der Seminaristen, aber wenn man es Priesterseminar nennt, ruft man beleidigte Kirchenterminologienerds auf die Bühne.) Für sehr wenig Geld bekomme ich eine Unterkunft mit Rheinblick, Frühstück, wöchentlich neue Bettwäsche und Zimmerreinigung – und einen WLAN-Zugang.

Bis ich allerdings ins erzbischöfliche WLAN komme, sind einige Hürden zu überwinden, unter anderem muß ich zu den Arbeitszeiten der zuständigen Person da sein und ein Formular unterschreiben, um die Zugangsdaten zu erhalten. Die Regelungen darin sind im wesentlichen dieselben wie überall. Nur eine Klausel ist dann doch sehr hausspezifisch: »Unabhängig von rechtlichen Verboten darf Ihr Internet-Konsumverhalten der katholischen Glaubens- und Sittenlehre sowie dem Inhalt und dem Ziel der Ausbildung zum Priester der katholischen Kirche nicht widersprechen.«

2. Umfang und Art der Nutzung:

Bei Auswahl, Nutzung und Download der im Internet verfügbaren Inhalte sind die straf-, jugendschutz- und datenschutzrechtlichen Vorschriften zu beachten. Insbesondere sind zu unterlassen:

- der absichtliche und wissentliche Aufruf von Seiten mit pornografischem Inhalt
- das Ausforschen fremder Passwörter und das Ausspähen von Daten
- die bewusste Verletzung des Urheberrechts (illegale Downloads, File-sharing)
- Computersabotage und Computerbetrug
- Verbreitung von rassistischem Gedankengut
- Beleidigungen, Verleumdungen und Bereitstellung (z.B. durch E-Mail, Newsgroups, Foren, Gästebücher) von Informationen aller Art, die der Ehre und dem guten Ansehen des Einzelnen, des Collegium Albertinum und/oder des Collegium Marianum, der Kirche oder auch Dritter schaden können

Unabhängig von rechtlichen Verboten darf Ihr Internet-Konsumverhalten der katholischen Glaubens- und Sittenlehre sowie dem Inhalt und dem Ziel der Ausbildung zum Priester der katholischen Kirche nicht widersprechen.

Sicherheitsmaßnahmen

…e Filter-Software sperrt den Zugriff auf solche Adressen und Seiten, die für unerwüns…
…cke missbraucht werden könnten. Das Netzwerk wird seitens der Hausleitung d…
…same technische Maßnahmen gegen Viren und dergleichen sowie gegen unbef…
…ff und Gebrauch durch Dritte geschützt. Bitte beachten Sie diesbezüglich besond…
… Anleitung „WLAN-Netzwerk im Collegium Albertinum“ enthaltenen Hinwe…
…uration.
…enn der Schutz durch qualifizierte Personen auf aktuellem Stand gehalten…
…h eine Gewährleistung Ihrer Sicherheit und der Sicherheit Ihrer Daten…

Die Abwägung ist schnell gemacht, ich leiste das geforderte *sacrificium intellectus* und unterschreibe. Wo genau zwischen Luther und Tinder, Drewermann und Duke Nukem die Grenzen verlaufen, finde ich nicht heraus. Es hätte eh keinen Spaß gemacht: Auch gottgefällige Daten tröpfeln höchstens kilobitweise aus der Leitung.

Felix Neumann

4.3.2014

Batterien zum Recycling bringen: Müsste man auch mal wieder. Beziehungsweise überhaupt mal



Ich stelle fest, dass ich offenbar noch nie Batterien zum Recycling gebracht habe. In der Pappschachtel mit den alten Batterien liegen mehrere Notebookakkus seit den 1990er Jahren, die abgelegten elektrischen Zahnbürsten, und ich erkenne die Akkus aus meiner batteriebetriebenen Fahrradbeleuchtung von 1993 wieder (im Bild rechts oben).

Leider weiß ich immer noch nicht, wo die nächste Batterienabgabestelle wäre.

Kathrin Passig

5.3.2014

Der Einzelhandel! Er ist ja immer noch da, und diesmal löst er sogar meine Probleme

Ich habe wegen dieses Blogs zum ersten Mal bewusst über mein Problem mit den nie eingeschickten Einwegkameras nachgedacht, also nicht nur in Form von „jaja! jemand müsste mal!“ Danach habe ich im Internet nachgesehen, wohin man diese Kameras eigentlich einschicken muss, und ob das nicht vielleicht immer noch geht. Ergebnis: Man muss sie gar nicht spezialeinschicken, man kann sie überall abgeben, wo man Filme zum Entwickeln abgeben kann. Wo auch immer das jetzt wieder ist.

Ich erinnere mich dunkel, dass auf dem Weg, den ich seit 1992 zur U-Bahn und zurück gehe, ein Fotoladen liegt. Heute sehe ich nach, und da ist er immer noch, voll mit uralten Film- und Fotokameras, Projektoren, sehr schönen Pappschachteln und auch einer Kiste Schallplatten.



Ich warte, während ein bärtiger junger Mann sich vom langhaarigen, mützetragenden Besitzer die Bedienung eines Geräts mit Faltbalg erklären lässt, das ich für eine Rollfilmkamera halte. „Jetzt kommt erst ein dicker Strich", sagt der Mützenmann und kurbelt am Gerät, „dann kommen Hände . . . Pfeile . . . Punkte . . . Und jetzt kannst du fotografieren." – „Wie viele Bilder gehen da drauf?" – „Acht."

Ich trage mein Problem vor und erfahre, dass es gar keins ist. Die Kameragehäuse werden mit einem Schraubenzieher aufgebrochen, und drin sind zwei ganz normale Filme. „Die schicken wir ein, das kostet (längeres Rechnen) ungefähr 20 Euro." – „Kann ich die Bilder eigentlich auch digital haben?" – „Da ist dann sowieso eine CD dabei mit einem niedrig aufgelösten

Scan. Demselben Scan, den die zum Ausdrucken der Bilder verwenden.“ – „Wie jetzt?“ – „Naja, wenn du größere Formate bestellst, kriegst du auch eine bessere Scanqualität.“

Ich denke nach. „Kann ich vielleicht auch nur die digitalen Bilder haben?“ – „Klar. Dann müssten wir das hier selbst entwickeln, das kostet (längeres Rechnen) ungefähr 20 Euro.“ Keine Abzüge kostet also genau dasselbe wie Abzüge. Ich zahle 20 Euro an und bekomme einen handschriftlichen Papierbeleg.

Im Regal hinter der Kasse steht eine kleine Rollei-Kamera, die gleiche, die ich um 1983 zur Firmung bekommen und Anfang der 00er Jahre einem Freund geliehen habe, dem sie dann gestohlen wurde. Das heißt, ich hoffe, dass es die gleiche ist und nicht dieselbe. „Darf ich die fotografieren?“, frage ich, „genau die hatte ich auch mal.“ Dann fotografiere ich meine ehemalige Kamera mit dem Handy und gehe.



Kathrin Passig

12.3.2014

Clarkes 3. Gesetz at work – beim HNO-Arzt

Ich bin bei der routinemäßigen Ohrenkontrolle. Nach der Hauptuntersuchung verabschiedet mich die HNO-Ärztin mit den Worten: „Jetzt macht die Schwester noch einen Ohrdruckcheck, dann können Sie gehen.“ Die Arzt-

helferin hält irgendein Ding in jedes meiner Ohren und sagt nach kaum einer Minute: „Ihre Nase ist ein bisschen zu und Sie haben leichte Schluckbeschwerden, aber sonst ist alles in Ordnung.“ Sie hat recht.

Torsten Gaitzsch

12.3.2014

Woran man Arbeit erkennt

T, um die 30, macht zur Illustration von Büroarbeit eine „Tippen, dann Wagenrücklauf betätigen“-Geste. „Hast du das jemals so gemacht?“, frage ich sie. Nein, sagt sie, aber einfach nur tippen, das könnte ja alles sein, Chatten zum Beispiel. Wenn man Arbeit veranschaulichen möchte, muss man die Wagenrücklauf-Bewegung machen.

Kathrin Passig

12.03.2014

@FrauZiefle vermisst Strom. (Achtung, Wortspiel!)

Ich vermisse Elektrizität.

Genaugenommen vermisse ich keinen Strom, sondern mein mühsam verdientes Geld. Im Falle meiner Stromrechnung schlagen da zwar zwei Herzen in meiner Brust, weil das Geld immerhin an die Stromrebellen aus Schönau geht, und insofern der Gedanke „ich werde nicht ärmer, ich investiere“ gewisse Durchschlagskraft hat. Weil das aber nicht ausreicht, befindet sich die Familie etwa zweimal im Jahr im Ausnahmezustand.

Das eine Mal ist in der Belegerfassungsphase für die Steuererklärung, das andere Mal dann, wenn die Stromabrechnung kommt. Ich habe einen Listentick, deswegen hängt an unserem Sicherungskasten eine Tabelle, in die ich tageszeitengenau den Zählerstand eintrage. Für einen Normzeitraum, sagen

wir, drei Monate. Danach verlässt mich die Lust, weil ich dann absehen kann, dass meine Annahmen über unseren Verbrauch sich in etwa decken mit den Zahlen im Kästchen.

Wasser und Gas vermesse ich übrigens auf dieselbe Weise, Wasser ist allerdings ein wenig Proust-artiger, da schreibt man schon mal drei oder vier Tage lang dieselbe Zahl vor dem Komma auf.

Zurück zum Strom. Der fließt irre schnell. Darum haben wir auch keine Küchenmaschinen. Außer einer von der Urgroßmutter, mit Handkurbel, Vakuumansaugfuß für glatte Flächen und allerhand Wechselscheiben. Aber keine Espressomaschine. Keinen Pürierstab. Nichts. Wenn ich im Schweiße meines Angesichtes also Espressobohnen von Hand mahle oder Karotten rasple oder Pizzateig für 8 Personen knete, habe ich vor allem eins: ein sehr gutes Gefühl.

Gefühl reicht aber bekanntlich nicht weit, Gefühl ist Ursache für so manche Fehlentscheidung. (Und für Investitionsstau, z. B. wenn man das Gefühl hat, diese sauteure LED-Technologie lohnt sich genauso wenig wie ESL. Stimmt aber nicht. Lohnt sich extrem, ich rechne das gerne mal vor.) Mir reicht nämlich nicht, den Gesamtstromverbrauch zu kennen, nein, ich will genau wissen, wie viel Energie jede einzelne meiner Tätigkeiten verbraucht. Glücklicherweise denke nicht nur ich so, deswegen gibt es Strommessgeräte, die man zwischen Verbraucher und Steckdose klemmen kann. Sie decken zum Beispiel in Sekunden auf, wie viel ein Drucker frisst, der gerade gar nicht druckt. Die allermeisten Menschen kaufen sich danach sofort eine schaltbare Steckerleiste und müssen nicht mehr nachschlagen, was „amortisieren" bedeutet. Viele Messgeräte lassen sich programmieren, so dass sie nicht nur den aktuellen Verbrauch z. B. des Küchenradios messen, sondern auch gleich anzeigen, wie teuer mich das Deutschlandfunkfeature zur Energiewende gerade kommt.

Ein solch tolles Gerät kommt hier natürlich regelmäßig zum Einsatz. Meine Familie kennt mich. Sie weiß, dass eines meiner Lieblingsthemen Ressourcenverschwendung ist. Sie wissen auch, was es heißt, wenn Mama mit dem Laptop im Keller sitzt und Zählerstandslisten in Excel überträgt. Die Kinder konnten „Szenario" fehlerfrei aussprechen, bevor sie „Apfelsaft" sagen konn-

ten. Ich habe vor ein paar Stunden vor den Augen meines Ältesten das kleine graue Kästchen an den PCs wiederentdeckt, als ich eigentlich etwas ganz anderes gesucht habe, seither habe ich niemanden aus der Familie mehr im Haus gesehen. Unsere Campingausrüstung ist ebenfalls spurlos verschwunden.

Aber wie ich die Daten aus knapp vier Jahren so auswerte, stelle ich fest: Würden die Kinder ihre gesamte Freizeit vor den Rechnern verbringen, würde mich das für alle zusammen lediglich 76 ct pro Tag an Elektrizität kosten. Das ist deutlich billiger als Eisdiele oder Sportverein oder Musikschule. Darüber denke ich seither nach.

Pia Ziefle

16. 3. 2014

Virtuell my ass

Gerade fragt mich meine Freundin, ob ich die Folien von dem Vortrag, bei dem wir gestern waren und den sie organisiert hat, haben will. Ich sage ja, sie geht an ihre Tasche und gibt mir einen spiralgehefteten Papierstapel.

Ohne nachzudenken sage ich etwas enttäuscht: »Oh, du hast die gar nicht in echt, nur ausgedruckt.«

Felix Neumann

16.3.2014

Ein Reflex auf der Suche nach einem Touchscreen

W., Verlagslektor und Besitzer eines alten Samsung-Handys, erzählt, er habe sich in letzter Zeit mehrmals dabei ertappt, nach dem Hervorholen des Handys mit dem Daumen über das Display zu wischen, „wie zum Staubwischen,

aber da ist natürlich gar kein Staub, ich hab es ja gerade erst aus der Tasche geholt“. Es müsse wohl ein versehentlich von Smartphonenutzern übernommener Reflex sein.

Kathrin Passig

18.3.2014

Der Minieinkauf an der SB-Kasse dauert nur unwesentlich länger als der Großeinkauf an der normalen Kasse

In meinem Supermarkt gibt es SB-Kassen, vor denen ich mich bislang gedrückt habe (im Gegensatz zu Kathrin Passig und Volker König). Ich probiere nicht gerne mir unbekannte Technik in der Öffentlichkeit aus, außerdem schienen sie mir auch nicht besonders selbsterklärend zu sein. Neben den vier SB-Kassen stehen nämlich immer ein oder zwei Verkäuferinnen, um die Fehler der SB-Einkäufer auszubügeln. Da ich aber nur eine Butter und eine Packung Espresso im Korb habe und an der geöffneten normalen Kasse ein Mann mit Großeinkauf steht, wage ich es heute doch.

Die SB-Kasse ist eine Art Tisch mit mehreren Stationen. Ein fest installierter Scanner mit Monitor, ein Kartenlesegerät, ein Münzgeldtrichter und ein Geldscheineinziehgerät, dessen korrekte Bezeichnung ich auf die Schnelle nicht googlen konnte.

Nachdem ich den Espresso erfolgreich gescannt habe, lege ich ihn daneben ab, um die Butter unter den Scanner zu halten. Da ertönt eine Stimme aus dem Gerät, die mir sagt, ich solle den Einkauf in eine Tüte stecken. Erst dann bemerke ich neben dem Tisch einen Plastiktütenständer. Obwohl ich eine große Tasche bei mir habe, in die ich die Einkäufe packen wollte, gehorche ich der autoritären Automatenstimme unwillkürlich, packe den Espresso sofort in eine Plastiktüte und lege die wieder auf dem Tisch ab. Ich wundere mich auch nur sehr kurz darüber.

Bevor ich den Barcode auf der Butter finde, kommt schon wieder eine Stimme aus dem Gerät, dass jetzt gleich ein Mitarbeiter zu mir käme, um mir zu helfen. Das steht auch auf dem Monitor. Ich verstehe überhaupt nicht, was ich falsch gemacht haben soll, ich werde ja wohl noch zwei Produkte fehlerfrei unter einen Scanner halten können.

Dann steht aber schon eine Mitarbeiterin neben mir, die den Espresso in der Tüte an den Tütenständer hängt und sagt, dass der Tisch eine Waage sei, die Einkäufe nach dem Scannen da nichts mehr zu suchen haben und mir das deshalb auch von der Stimme gesagt wurde.

Mir ist das sehr unangenehm vor Mensch und Maschine, auch wenn das, glaube ich, so nirgendwo stand. Jedenfalls kann ich danach die Butter scannen, ich finde immerhin auf Anhieb den Einkauf-abgeschlossen-Button und möchte die 5,28 € mit der EC-Karte zahlen, weil mir das Kartenlesegerät vertrauter ist als die Bargeldannahmegeräte. Eine Mitarbeiterinnenhilfe pro Einkaufsvorgang sollte doch für mich reichen.

Ich stecke meine Karte viermal in das Lesegerät. Dreimal sei sie falschrum und einmal nicht lesbar. Ich kapituliere und probiere es doch mit Bargeld. Das hingegen funktioniert dann endlich problemlos und ich verlasse gleich hinter dem Mann mit dem Großeinkauf den Laden.

Katja Berlin

19.3.2014

Ich lade zum ersten Mal meine GeldKarte auf. Die Welt ist unbeeindruckt

Ich habe zum ersten Mal den gerade entdeckten GeldKarten-Chip auf meiner Maestro-Karte aufgeladen und berichte Freunden davon. Die Gegenwart und ich, wir sind jetzt *so*! Die Freunde sind unbeeindruckt: „Hab ich zuletzt vor fünf Jahren gemacht", „GeldKarte, was willst du denn damit?" Früher war Early Adopter sein irgendwie besser.

Kathrin Passig

20.03.2014

Installation des Chromecast-Dingsi in TK-Pizza-Zeiteinheit

Seit gut einer Stunde ist ein Chromecast-Dingsi an meinem Fernseher angeschlossen. Bin einigermaßen beeindruckt von der problemlosen Installation und freue mich über die Möglichkeit, ohne Kabel Inhalte vom Computer (und sogar vom Telefon!) auf dem großen Bildschirm werfen zu können. Selten eine so einfache und doch durchschlagende Technologie erlebt. Ich habe den Eindruck, einer Home-Entertainment-Revolution beizuwohnen.

Das meiste im vorherigen Absatz war gelogen. Ich habe zwar ein Chromecast-Dödeldu an meinem Fernseher hängen, aber schon die Installation dauerte länger als die Fertigpizza, die ich währenddessen im Ofen auftauen ließ. Die Suche und Installation passender Apps war ebenfalls ein bedeutender Zeitfaktor; zumal die schöne neue Welt noch gar nicht richtig erschlossen ist, erst recht nicht die iOS-Welt.

Rund dreißig Minuten und eine TK-Pizza später stehe ich jetzt vor der größten Herausforderung. Ich weiß nämlich gar nicht, wozu ich das Teil überhaupt praktisch verwenden soll. Deshalb sehe ich mir jetzt Schmink-Tutorials auf YouTube an.

Johannes Mirus

21.3.2014

Geldabheben außerhalb der EU: vergiss es

In Sarajevo möchte ich Geld am Bankomaten abheben. Wie schon unzählige Male zuvor an anderen Orten stehe ich völlig ratlos vor dem Bildschirm, als ich mich zwischen „Checking Account", „Savings Account" und „Credit Account" entscheiden soll. Ich kann mir ums Verrecken nicht merken, was was ist. (Warum lernt man so etwas nicht in der Schule?) Ich drücke nach dem Zufallsprinzip auf eine der Optionen und scheine Glück zu haben, denn ich komme bis zu der Frage, ob ich für den Vorgang einen Beleg haben möchte. Doch bevor das Geld aus dem entsprechenden Schlitz flutscht, wird die Transaktion mit dem lapidaren Hinweis „Transaction cancelled" gecancelled.

Ich probiere es am nächsten Bankomaten, doch auch hier: Abbruch. Bei den folgenden zwei Bankautomaten fehlt die Account-Auswahl-Frage immerhin, doch Scheine zu ziehen gelingt mir ebensowenig. Bei Versuch Nummer fünf wird meine Geldkarte wegen Überschreitung der erlaubten Zahl von Fehlversuchen eingezogen. Gottlob handelt es sich nicht um einen einsamen, in irgendein Mauerwerk eingebauten Automaten, sondern um einen zu einer Bankfiliale gehörenden, die gottlob geöffnet ist. Diese betrete ich und schildere einer Angestellten mein Missgeschick. Nachdem ich mich mit meinem Personalausweis identifiziert und ein Papier unterschrieben habe, öffnet die Bankmitarbeiterin den Automaten von innen, zerrt den Karteneinbehaltungsschacht heraus und gibt mir meine Karte zurück.

Ich rufe meine Bank in Deutschland an. Des Rätsels Lösung: Auf meiner (relativ neuen) Geldkarte befindet sich nicht mehr das altvertraute Maestro-Logo, das mich jeher zum Abheben im Ausland legitimierte, sondern ein neuartiges „V PAY“-Zeichen. Dieses garantiert mir zwar „Sicherheit nach internationalem Standard“, macht das Abheben in Nicht-EU-Ländern allerdings unmöglich. Meine Reisebegleitung besitzt – zum eigenen Verblüffen – ebenfalls nur eine V-Pay-Karte, hat aber wenigstens noch ein paar Euros zum Wechseln dabei. Später erfahre ich, dass ich zumindest meine Mastercard zum Abheben hätte nutzen können – die hätte mir aber auch nix gebracht, denn die PIN dafür habe ich schon vor Äonen vergessen (braucht man ja nie; für Onlinekäufe reichen die Daten, die auf der Kreditkarte draufstehen).

„Als ich jung war, konnte man mit *einer einzigen* EC-Karte in Deutschland und überall auf der Welt Bargeld bekommen!“ Ein Satz, den unsere Kindeskinder späterhin oft hören werden.

Torsten Gaitzsch

21.3.2014

Ich hole meine Fotos ab, kann sie aber immer noch nicht betrachten

Wenige Wochen, nachdem ich meine zwei alten Einwegkameras im Neuköllner Fotoladen abgeliefert habe, sage ich zu Aleks: „Auf dem Rückweg muss ich noch meine Fotos abholen.“
„Fotos? Abholen?“
„Jaja, es ist sicher das letzte Mal in meinem Leben.“

Wir betreten den Laden, ich bekomme einen großen Umschlag und sage: „Mir ist inzwischen eingefallen, ich habe ja gar kein CD-Laufwerk . . . “ Das Macbook Air hat nämlich schon seit 2008 keines mehr, und ich damit seit Sommer 2013 auch nicht. „Das Problem musst du selber lösen“, sagt der Fotoladenbesitzer.

Ich habe jetzt also ein anderes Medium mit den Bildern, die ich immer noch nicht sehen kann. Aber ich fühle mich schon mal einen Schritt weiter.

Kathrin Passig

26.3.2014

Techniktagebuch als Psychotherapie

Das Techniktagebuch bringt für mich diverse neue Erkenntnisse mit sich. Dass technische Probleme nur selten Lösungen haben, wusste ich zwar vorher und habe es auch bereits in eigene Bücher hineingeschrieben, aber wie allgegenwärtig das Phänomen im Alltag ist, wird mir jetzt erst klar. Man kann die Probleme in der Regel nur an einen anderen Ort verschieben, wo sie mit etwas Glück weniger stören als vorher. Auch befördert das Niederschreiben von Problemen die bewusste Auseinandersetzung und die Suche nach Lösungen. Eine Psychotherapie funktioniert vermutlich ganz ähnlich.

Nachdem ich vorgestern nicht zum ersten Mal Unzufriedenheit mit dem Touch&Travel-System der Bahn äußerte, dachte ich zum ersten Mal darüber nach, dass das Handyticket ja womöglich genau die Probleme mit dem Aufbewahren und Einschicken von Papiertickets löst und dabei vielleicht nicht ganz so viel neuen Ärger verursacht wie Touch&Travel.

Heute habe ich mein erstes Handyticket gebucht. Es ging ganz einfach, ich brauchte keinen neuen Account, meine vorhandenen bahn.de-Daten genügten, es gilt auf allen Strecken und in allen Zügen ohne überraschende Ausnahmeregelungen, und ich brauche dafür nur irgendeine SIM-Karte in irgendeinem Handy statt einer ganz speziellen, die niemals geändert werden darf. Sogar das City-Ticket bekomme ich jetzt wieder. Vielleicht gab es einen guten Grund, warum ich nie jemanden außer mir bei der Nutzung von Touch&Travel gesehen habe, und vielleicht heißt dieser Grund Handyticket.

Kathrin Passig

28.3.2014

Widersprüchliche skandinavische Durchsagen bezüglich Devices (elektronischen)

Liebes Tagebuch! Heute bin ich mit Scandinavian Airlines geflogen, und hörte dort, kurz vor dem Landeanflug, eine Durchsage, und dann noch eine, letztere zum allerersten Mal überhaupt, und sie lautete „We ask you to disregard the announcement regarding electronic devices.“ Man dürfe nämlich, solange das Device im Flugmodus sei, sehr wohl fröhlich bis zum Touchdown vor sich hin usen. Es war das erste Mal, dass ich eine Flugzeugdurchsage, die einer soeben getätigten anderen Flugzeugdurchsage widerspricht, hörte, geradezu ein Durchsagenpalimpsest, und es war das erste Mal, dass ich das Rollfeldaufsetzen untermalt mit Musik aus dem eigenen elektronischen Device erlebte. Ich muss sagen, es nimmt dem Gefliege etwas den Zauber.

Maik Novotny

30.3.2014

Sommerzeit. Eigentlich ganz einfach

Aleks: „Mein Macbook hat sich automatisch auf Sommerzeit umgestellt, aber nicht auf deutsche Ortszeit. Mein Handy hat sich automatisch auf deutsche Ortszeit umgestellt, aber nicht auf Sommerzeit. Jetzt zeigen sie beide dasselbe an, aber das bedeutet nichts. Sie gehen beide falsch … Andererseits ist mein Auto jetzt wieder auf der richtigen Zeit. Wenn ich es genau wissen will, sehe ich sowieso bei timeanddate.com nach.“

Aleks Scholz

31.3.2014

Zeitumstellung im Auto. Es ist nicht unmöglich, aber eben irgendwie doch

Ich wollte die Zeit umstellen. Im Auto. Es ist ein Auto Baujahr 2009 etwa, ich nenne es ein modernes, quasi aktuelles Fahrzeug.

Das erste seiner Art in meinem Fuhrpark. Es hat eine digitale Uhr, mit Datums- und Temperaturanzeige. Und zwei Knöpfe. Sofort erkenne ich, dass ich beide drücken muss, um in den Bedienmodus zu kommen.
Brav blinkt die Datumsanzeige „Tag". Ich drücke. Und verstelle das Datum versehentlich auf den 1. März. Ah.

Zurück geht nicht. Also 30 mal drücken, um wieder den 31. zu haben. Beim Monat bin ich gleich vorsichtiger und überspringe ihn gekonnt. Beim Jahr bin ich leider nicht so schnell. Wir haben also 2015. Egal.
Hauptsache, die Uhrzeit! Aber das ist tückisch. Kaum blinken die Stunden, bin ich schon in die Minuten gerutscht. Also zurück. Geht nicht. Nochmal von vorn. Tag / Monat / Jahr. Steht jetzt auf 2017. Egal.

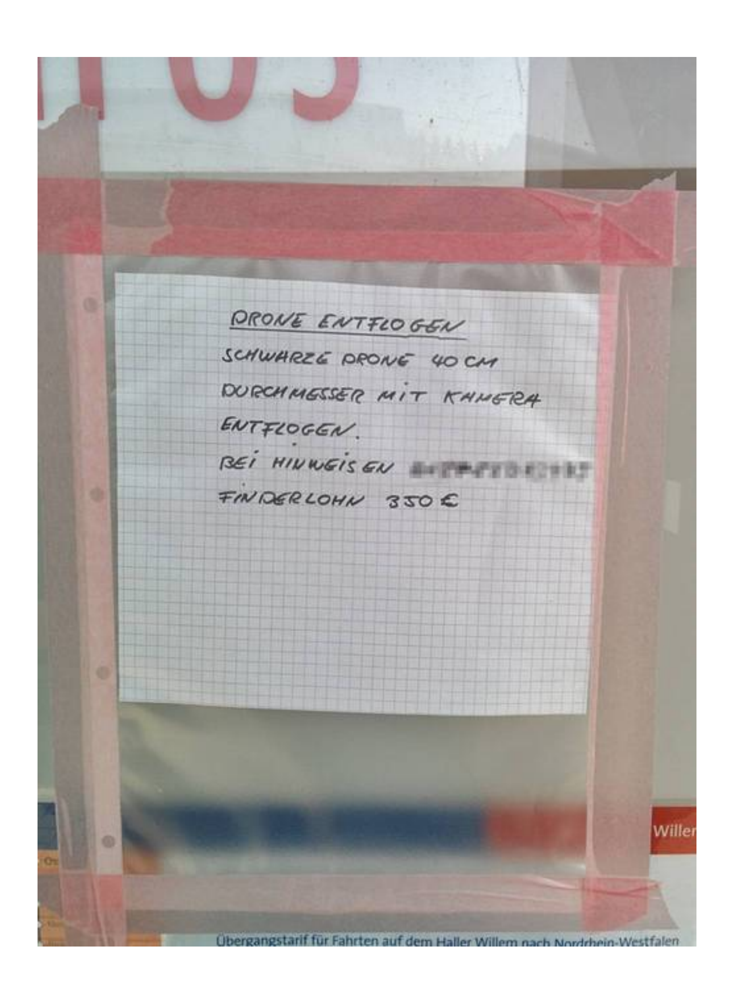
Nach drei Versuchen und insgesamt rund 60 mal Knopfdrücken, weil alles nur vorwärts, aber nicht rückwärts einstellbar ist, habe ich Sommerzeit. Sommerzeit des Jahres 2035. Man kann wirklich nicht rückwärts. Und grob geschätzt 11992 mal drücken, bis ich wieder 2014 habe, nur auf den reinen Verdacht hin, die Anzeige reiche nur bis 9999 und springe dann wieder auf 0, das war mir zu riskant. Wahrscheinlich fängt sie gar nicht bei 0 an. Sondern bei 2000. Oder?

Die Temperatur ist währenddessen allerdings um 2 Grad gefallen. Sagt die Anzeige.

Pia Ziefle

3. April 2014

Drohne entflogen



Die Gegenwart fühlt sich zukünftig an, wenn am Bahnhof von Oesede (bei Osnabrück) nicht mehr nach entlaufenen Haustieren gesucht wird.

Felix Neumann

Mitte April 2014

Ich repariere eine CD – mit einer Zahnpastatube

Ich bin auf der Suche nach der Kopie einer seltenen Pressung von Falcos Album *Data de Groove*. Das Album ist von 1990, es war bald darauf vergriffen, und außer mir interessiert sich sicher kein Mensch auf der Welt dafür (obwohl ich mich noch nicht einmal als Fan bezeichnen würde). Neben der regulären Edition, die mir schon länger bekannt war, gibt es eine, bei der vier Stücke in längeren Versionen enthalten sind. Unter anderem werden Fade-Outs vermieden und wer möchte das nicht? Eine Welt ohne Fade-Outs ist eine bessere Welt. Das war aber nur bei der bundesdeutschen Erstpressung (nur der CD, nicht der LP) der Fall, die äußerst selten ist und sich nur anhand einer Nummer am Innenrand der CD identifizieren lässt. Im gesamten Berliner Bibliotheksverbund gibt es genau ein einziges Exemplar dieses Albums, und ich kann mir nicht sicher sein, ob es auch diese Auflage ist und sich der Aufwand lohnen würde. Aber ich habe ja nicht nur ein Fahrrad, sondern auch Glück – und eine Zahnpastatube.

Nachdem ich die CD in einer Neuköllner Bibliothek ausgeliehen habe, stelle ich anhand der Matrixnummer am Innenrand fest, dass es sich tatsächlich um die von mir gesuchte Erstpressung handelt. Jetzt möchte ich sie natürlich rippen, damit ich die längeren Versionen auch als MP3s behalten kann. Und schon bin ich mit einem Problem konfrontiert, das bei einer 24 Jahre alten CD aus einer öffentlichen Bibliothek alles andere als ungewöhnlich ist: Die CD ist verkratzt und lässt sich nicht mehr fehlerfrei abspielen. Zwei Stücke hängen und es sind ausgerechnet genau zwei der vier, auf die ich es abgesehen habe.

Zuerst greife ich zu den üblichen Methoden. Ich rubble die CD mit etwas Feuchtigkeit und einem Stück Stoff sauber (es war wohl kein vorbildlich weiches Tuch, sondern nur mein eher mäßig flauschiger Pullover) und versuche es noch einmal. Aber es klappt nicht. Die CD läuft jetzt zwar weiter, aber es gibt Ruckler in den Musikdateien. Ich probiere verschiedene Programme aus: iTunes, foobar2000, sogar den Windows Explorer, und drehe an den Einstellungen herum, aber immer gibt es Fehler in den Dateien. Unterschiedliche Fehler zwar, aber es sind immer die beiden gleichen Dateien betroffen.

Also bemühe ich Google und schaue, ob es Hausmittelchen gibt, mit denen man verkratzte CDs wieder benutzbar machen kann. Auf YouTube stehen mehrere Videos, in denen man sehen kann, wie Leute Zahnpasta auf CDs schmieren, um sie zu glätten. Ich finde die Idee etwas schräg, so richtig glauben will ich daran nicht, vielleicht hält man mich und alle anderen CD-Kratzer-Geschädigten einfach nur gerne zum Narren. Aber natürlich muss ich die Methode ausprobieren, denn die CD werde ich so leicht ja nicht noch einmal bekommen, weder auf legalen noch auf illegalen Wegen.

Ich reibe die Unterseite der CD unter kreisförmigen Bewegungen mit weißer Zahnpasta ein (es soll eine ohne Granulat sein, sagen die Anweisungen), die Zahnpasta-Maske lasse ich ungefähr eine halbe Stunde einwirken, anschließend spüle ich die CD mit lauwarmem Wasser ab und tupfe sie trocken.

Nach dieser Zahnpastaprozedur versuche ich noch einmal, das Album zu kopieren – und es klappt. Die beiden Stücke, die vorher Abspielfehler hatten, lassen sich jetzt ohne Probleme konvertieren. So richtig an die Methode glauben will ich aber immer noch nicht. Wenn vor meinen Augen eine Wunderheilung stattfinden würde, wäre das für mich ungefähr genauso überzeugend.

Ein paar Tage später bringe ich das Album wieder in die Bibliothek. Die Mitarbeiterin an der Rückgabe wirft einen kritisch prüfenden Blick auf die Unterseite der CD und nimmt sie anstandslos zurück. Sie weiß ja nichts, die Arme, und sie weiß auch nicht, warum meine Mimik in diesem Moment Mühe hat, den Anschein von Alltäglichkeit zu wahren.

Sollte sich jemand anderes nach mir einmal die CD ausgeliehen haben – auch wenn ich wirklich nicht weiß, wer sich außer mir dafür interessieren könnte –, wird ihm wahrscheinlich nicht in den Sinn gekommen sein, wie unselbstverständlich es ist, dass sie sich reibungslos abspielen lässt. Aber vielleicht hat er ja beim Öffnen der Hülle einen etwas anderen Geruch bemerkt, dessen Herkunft nicht ganz zu erklären ist: eine Spur von frischer, scharfer Minze – oder zumindest von dem, was man mir in der Zahnpasta als solche verkaufen wollte.

Felix Lorenz

21.4.2014

In Korea guckt man Baseball live im Stadion und parallel im Smartphonefernseher

Pünktlich zu Ostern skype ich mit einem Freund, der für ein Jahr nach Seoul gezogen ist. Er war gerade bei einem Baseballspiel, um mal die berühmte Atmosphäre in koreanischen Sportstadien zu erleben. Was ich viel interessanter finde, ist sein neues Handy von Samsung – wie die meisten anderen Handys in Korea hat es eine ausklappbare Fernsehantenne. So guckt man in Korea in der U-Bahn eben Fernsehen, wenn man nicht gerade über KakaoTalk, das koreanische WhatsApp, mit Freunden chattet.

Eine andere Anwendung dieser zusätzlichen Funktion hatte mein Freund auch direkt im Stadion gesehen: Während man das Spiel auf dem Feld verfolgt, lässt man gleichzeitig auf dem Handy die Fernsehübertragung laufen, um die Spieler von Nahem oder die Wiederholungen spannender Stellen zu sehen. Erst bezahlen, um das Spiel im Stadion zu sehen, es dann aber doch auf dem Handy gucken – ich frage mich, ob man dafür in Deutschland wohl ausgelacht werden würde.



Katharin Tai

24.4.2014

Der Drucker zuhause kann auch kopieren. Wenn es einem einfällt

Anfang der 90er kopierte ich, um den Preis zu drücken, immer zwei Bücher doppelseitig auf eine Kopie, also 4 Seiten auf A4. Bei 2 Büchern à 10 Mark und 200 Seiten und Kopien à 5 Pfennig, kostete ein Buch nur noch 2,50 Mark. Ich konnte die Kopien gleich im Copyshop zerschneiden und band sie zuhause mit Buchbinderleim, weil ich mich gegen die Anschaffung einer Spiralierungsmaschine (?) entschieden hatte. Sollte ich in einen Kopierer inve-

stieren? Gemütlich zuhause kopieren können, Tag und Nacht? Heute mußte ich wegen der Honorierung einer Tagungsteilnahme ein schwedisches Steuerformular abschicken, das seltsamerweise eigentlich für Seeleute ist. Dazu wurde eine Ausweiskopie benötigt. Der einzige erreichbare Kopierer befindet sich im Einkaufszentrum im McPaper. Ich zahle dort 24 Cent für eine Kopie meines Ausweises, auf der mein Gesicht schwarz ist, so schwarz, daß das unmöglich ich sein kann. Ist Ausweise kopieren strafbar? In Bukarest las ich einmal, daß man kopierte Ausweispapiere nur 10% vergrößert laminieren darf. Die Mitarbeiterin klärt mich auf: es gibt am Kopierer eine Ausweistaste, die man beim Ausweise kopieren drücken muß! Zu spät fällt mir ein, dass ich ja 20 Leute hätte zusammentrommeln können, um unsere kleinen Ausweise gleichzeitig zu kopieren, dann hätte es jeden nur 1,2 Cent gekostet. Noch etwas später fällt mir ein, daß mein Drucker zuhause ja auch kopieren kann. Das ist, wie wenn man seinem Kind monatelang noch nicht zutraut, daß es sich den Po abwischen kann, weil es das nur bei der Mutter macht und einem nicht verraten hat.

Jochen Schmidt

24.04.2014

Früher gab es noch Computerläden. Heute reparieren Google und ich alles selbst

Ich weiß nicht, wo sich bei mir in Nähe ein Computerladen befindet. Früher gab es sie noch an jeder Ecke, entweder von einer größeren Kette oder kleine Schrauberläden. Aber ich habe vor zwei Wohnsitzen, etwa 1994, zum letzten Mal einen betreten.

Alles, was mit Computern zu tun hat, bestelle ich im Internet. Wenn irgendwas nicht funktioniert, beschreibe ich die Symptome allen Leuten, die ich kenne. Deren Vorschläge gebe ich dann bei Google ein, um das Problem einzugrenzen. Ist Hardware auszutauschen, bestelle ich diese online und suche mir ein Youtube-Video, das den Ausbau-/Einbau erklärt.

Seit ein paar Tagen erklingen aus meinem Notebook von oben links komische Geräusche. Mein Bekanntenkreis findet, es klingt wie ein aufsetzender Festplattenkopf. Youtube erklärt mir jedoch, dass die Festplatte eigentlich oben rechts ist. Oben links ist der Lüfter. Am Lüfter sehe/höre ich bei eingehender Untersuchung aber nichts.

Ich bestelle also eine Festplatte und werde sie nach Ankunft probeweise – nach Youtube-Anleitung – tauschen. Ist das Problem dann behoben, freue ich mich. Wenn nicht, verkaufe ich die Festplatte auf eBay und denke weiter nach.

Heute kam mir der Gedanke, dass es vielleicht viel einfacher für mich wäre, das Notebook bei einem fachkundigen Menschen in einem Computerladen in Reparatur zu geben. Schließlich kenne ich mich mit Computern überhaupt nicht aus.

Aber ich weiß ja noch nicht einmal, wo sich so ein Laden befindet.

Novemberregen

25.4.2014

Langeweilepflicht im Landeanflug

Als der Landeanflug beginnt und wir zum Ausschalten aller elektronischen Geräte aufgefordert werden, schreibe ich gerade Techniktagebuchnotizen in mein Papiernotizbuch. Ohne nachzudenken, klappe ich das Notizbuch zu. Offenbar hat mein Kopf sich nicht etwa „bei Start und Landung muss man elek-

tronische Geräte ausschalten“ gemerkt, sondern nur „bei Start und Landung muss man alles Interessante aus der Hand legen und sich eine Viertelstunde langweilen, womöglich sogar das Bordmagazin durchblättern“.

Kathrin Passig

26.4.2014

Zwei-Faktor-Authentifizierung bei Tumblr. Der steinige Weg zu diesem Beitrag

Eigentlich wollte ich einen ganz anderen Beitrag schreiben als diesen. Aber Tumblr hatte mich ausgeloggt, und wie sich jetzt herausstellt, habe ich bei Tumblr die Zwei-Faktor-Authentifizierung eingeschaltet. Man braucht dann zusätzlich zum Passwort einen Code, der per SMS verschickt wird. Ich bin in Irland und habe die irische SIM im Handy. Bei der Zwei-Faktor-Authentifizierung von Google gibt es für solche Fälle noch mehrere andere Möglichkeiten, zum Beispiel kann man sich Backup-Codes ausdrucken oder sie als Screenshot mit sich herumtragen. Bei Tumblr nicht.

Raus mit der irischen SIM, rein mit der deutschen. Das dauert ein bisschen, weil ich erst mal die richtige SIM in meiner Sammlung finden muss und das Handy ein Gefrickel mit einer Spezialnadel und einem Mikroschublädchen verlangt. Handy-Neustart. Das dauert ein bisschen, weil Android. Tumblr-Login noch mal von vorne. Das dauert ein bisschen, weil die ReCaptchas gar nicht so leicht zu lesen sind. Keine SMS.

Vielleicht hatte ich die Nummer noch nicht geändert? Tumblr sagt einem nicht, an welche Nummer die SMS mit dem Code verschickt wird. Auch das ist bei Google besser gelöst; Google nennt einem die letzten Stellen der Nummer. Raus mit der deutschen SIM, rein mit der älteren deutschen. Handy-Neustart. Tumblr-Login. Captcha, Captcha, Captcha. Keine SMS.

Vielleicht hatte ich die Nummer schon länger nicht geändert? Raus mit der älteren deutschen SIM, rein mit der noch älteren deutschen SIM. Handy-Neustart. Tumblr-Login. Mehrere Captchas. Keine SMS.

„Enabling two factor authentication makes it extra difficult for anyone other than you to access your account“, sagt Tumblr. Bis auf das „other than you“ stimmt das soweit.

Also doch wieder zurück zur aktuellen deutschen SIM; vielleicht habe ich ja nur nicht lange genug auf die SMS gewartet. Handy-Neustart. Tumblr-Login. Captchas. Und da ist der Code!

Dann schalte ich die Zwei-Faktor-Authentifizierung ab. Wie viel Ärger kann so ein gehackter Tumblr-Account schon verursachen?

Kathrin Passig

27.4.2014

Der Bewegungsmelder kontrolliert auch die Schnellverrichtung der Geschäfte

Seitdem in den Firmen der Sparzwang ausgebrochen ist, werden innenliegende Räume mit Bewegungsschaltern für das Licht gekoppelt. Es geht erst an, wenn jemand an dem Melder vorbeigeht. Integriert in diese Schalter ist eine Zeituhr, die nach einer vorgegebenen Dauer das Licht wieder ausschaltet, wenn nicht weitere Bewegung registriert wird.

Bei den innenliegenden Räumen handelt es sich häufig um Toiletten. In größeren Firmen gibt es nicht nur nach Geschlechtern getrennte, sondern auch welche mit mehreren Kabinen für die großen Geschäfte. Der Bewegungsmelder ist meist nur einmal am Eingang vorhanden. Ist die Zeitschaltuhr auf drei Minuten eingestellt, hat man also exakt diese Zeit für die Verrichtung, bevor um einen herum alles dunkel wird. Winken ist nicht, denn siehe oben, das bemerkt der Sensor nicht.

Im Vorteil sind die, die schon als Kind mit Geschwistern in einer Wohnung mit innenliegender Toilette und außenliegendem Schalter wohnten. Bei den vielen Malen, die einem dabei das Licht ausgeknipst wurde, hat man gelernt, das Geschäft im Dunkeln verlustfrei abzuschließen.

Thomas Jungbluth

Anfang 2014

Digitale Fahrkarten sind nur für kontaktscheue Einzelgänger vorgesehen

Es gibt eine Vielzahl an Möglichkeiten, digital an Fahrkarten für Züge zu gelangen. Am einfachsten ist noch Touch & Travel: Nachdem man sich einmal angemeldet hat, muss man nur noch vor Fahrtantritt und nach Fahrtende einen Button in der App drücken und schon hat man ein Ticket gekauft. Wenn man an einem Tag mehrere Tickets gekauft hat, werden diese, sofern günstiger, zu einer Tageskarte zusammengefasst. Touch & Travel funktioniert inzwischen in recht vielen Verkehrsverbunden und hat auch nicht mehr ganz so viele alberne Ausnahmen, wo es dann eben doch nicht geht. (So konnte man sehr lange nicht mit Touch & Travel zum Flughafen Schönefeld fahren sondern nur bis eine Station davor.) Leider kann man bei Touch & Travel immer nur genau eine Person anmelden: das Fahren zu zweit, mit Fahrrad oder – Gott bewahre! – gar mit Kindern ist nicht vorgesehen.

Wer also eine Fahrradtour plant, muss seine Tickets anders erwerben. Da gibt es „DB Navigator“. Gerüchten zufolge funktioniert das inzwischen auch innerhalb Berlins, mir selbst war es bisher nur möglich, Tickets für Fernstrecken über die App zu kaufen. Fahrradtickets scheinen nicht vorgesehen zu sein. Innerhalb Berlins gibt es darüber hinaus die BVG App. In dieser App kann man durchaus mehrere Tickets kaufen, obwohl ich bereit bin zu wetten, dass irgendwo in den AGB steht, dass das eigentlich verboten ist. Der Einkauf eines Tickets geht so: Eingabe der Abfahrthaltestelle (es gibt keine

Möglichkeit einfach den nächstgelegenen Bahnhof zu wählen), Auswahl des Tarifbereichs (AB, BC oder ABC), Auswahl der Zahlungsart, Abnicken der AGB und einer weiteren Checkbox, die ich nie gelesen habe. Anschließend bekommt man eine Bestätigungsmail, die einem zum Kauf des Tickets gratuliert. (Natürlich gibt es nicht wirklich eine Gratulation. Freundlichkeit gilt bei der BVG als Schwäche, und Schwäche zu zeigen kann sich in einer Großstadt niemand erlauben.) Der ganze Kaufprozess dauert mit etwas Übung etwa 2 Minuten, und Übung stellt sich sehr schnell ein. Denn für jedes einzelne verdammte Ticket muss man ihn komplett durchmachen. Nach dem Kauf des Einzelfahrausweises ABC von (handgetippt) Schönhauser Allee fragt einen diese App freundlichst, von wo mein Fahrrad denn gerne abfahren möchte, selbstverständlich ohne dass auch nur eines der Felder vorausgefüllt wäre. Für eine Reise mit 2 Personen mit Fahrrad hin und zurück muss ich also insgesamt 8 mal die AGB abnicken und meine immer noch nicht geänderte Bankverbindung verifizieren.

Absolut nichts auszusetzen gibt es am digitalen Kauf eines Tickets für Brandenburg, dieser ist nämlich einfach nicht möglich. Also steht man dann vor der Landpartie doch wieder unter Zeitdruck vorm Fahrkartenautomaten. Welcher einen, exakt wie die App, über jedes Ticket separat befragt: »Wohin soll's denn gehen«? erste Person, zweite Person, erstes Fahrrad, zweites Fahrrad. Meine Hoffnung, bis zur Schulreife meines noch nicht gezeugten Kindes könnten sich die Apps eventuell zur Benutzbarkeit weiterentwickelt haben, hat sich beim Anblick dieser Automaten zerschlagen. Und so übe ich schon mal: Ticket-ABC-von-Schönhauser-Allee-Abbuchung-AGB-zweite-Checkbox-Mail-löschen-und-von-vorn-Ticket-ABC . . .

Max von Webel

Mai 2014

Wir fahren nach Estland, um das Techniktagebuch auszudrucken

Im Mai 2014 *träume* ich zum ersten Mal vom Techniktagebuch.

In diesem Traum beschließen wir Autoren und Autorinnen, das Techniktagebuch auszudrucken. Es ist allerdings nur an einem einzigen Ort auf der Welt möglich, Dinge aus dem Internet auszudrucken, nämlich irgendwo in Estland. Mit dem Auto fahren wir dorthin. Das estnische Spezialdruckbüro unterscheidet sich kaum von einem ganz gewöhnlichen Copyshop. Nachdem wir die Tagebuchdruckseiten entgegengenommen und verstaut haben, beauftragt mich Kathrin Passig damit, ein Tetrapak Milch für sie zu besorgen. Damit ich weiß, wie so etwas aussieht, holt sie aus dem Kofferraum einen leeren Milchkarton und gibt ihn mir mit auf den Weg.

Torsten Gaitzsch

2.5.2014

NFC! Man kann also doch was damit anfangen, und es ist sogar ziemlich praktisch

Ich erwähne ein Buch, an dessen Autor und Titel ich mich gerade nicht erinnere. Als ich es bei Amazon gefunden habe, sagt J., der seit heute ein Nexus 5 hat, er habe gehört, man könne Daten auch einfach über NFC von Handy zu Handy übertragen. Er weiß noch nicht wie, aber angeblich geht es. Ich sage, dass ich noch nie was erfolgreich mit NFC gemacht habe, aber gern bereit bin, es auszuprobieren. Nur woher soll mein Browser wissen, dass ich J. diese Seite übertragen will? Bei den Sharing-Optionen taucht NFC jedenfalls nicht auf.

Keine Ahnung, sagt J., vielleicht müssen wir nur die Handys aneinanderrempeln, und dann wird das übertragen, was gerade auf dem Display zu sehen ist? Er hat die Theorie, dass Aneinanderhalten nicht genügt, sondern der Beschleunigungssensor gekitzelt werden muss. Ich kann mir das nicht vorstellen, es klingt viel zu einfach. Wir rempeln, der Browser wird ganz klein, und darüber taucht die Frage auf, ob ich diese Seite beamen will. Ich bestätige und wir werden aufgefordert, die Handys noch mal aneinanderzuhalten. Und dann taucht die Amazonseite in J.s Browser auf! Einfach so! Ohne Pairing, Passwörter und Installation von Zeugs! Wir rufen Beeindrucktes und verbringen die nächste Viertelstunde mit dem Beamen irgendwelcher Fotos, nur weil es geht.

Ermutigt durch so viel Funktionieren, probieren wir gleich noch aus, ob wir uns womöglich in FireChat sehen können, scheitern aber am dafür erforderlichen Bluetoothgetue oder auch an irgendwas anderem. Aber das macht nichts, die NFC-Fortschrittsfreude reicht für den Rest des Tages.

Kathrin Passig

3.5.2014

Das 3180-Terminal von IBM lässt Herzen höher schlagen

In Kleve ist die Kinderschuhfabrik Bause. Die hat ein Outlet, das dort noch Werksverkauf heißt, und wir machten heute einen Ausflug dorthin.

Das Gebäude stammt wohl aus den 1950ern und die Räume zum Werksverkauf hin wurden seitdem immer gut renoviert, aber nie modernisiert. Ein Besuch ist immer wie eine kleine Zeitreise.

„Guck mal, der Bildschirm!"

In der unbesetzten Pförtnerloge stand ein 15”-Monitor mit bulligem Gehäuse auf dem Schreibtisch. Die Tastatur davor sah auf den ersten Blick wie eine PC-Tastatur aus, hatte bei genauerem Hinsehen jedoch zwei Reihen Funktionstasten über den Zahlentasten und links und rechts noch weitere Sondertasten. Insgesamt 122 Tasten.

Es war nicht nur ein *Bildschirm*, es war ein *Terminal*. Eines von IBM mit der Typenbezeichnung 3180.



Solche Terminals sind heutzutage per se nahezu ausgestorben und werden von PC-Software emuliert. Dieses jedoch war selbst ein absoluter Klassiker.

Die Tastatur zum Beispiel hat einen deutlich spürbaren Anschlag, einen für heutige Verhältnisse riesigen Tastenhub. Um dem Nutzer in lauten Umgebungen Feedback darüber zu geben, ob die Taste auch tief genug gedrückt wurde, ist auch ein elektromechanischer "Hammer“ eingebaut. Der klopft, wenn die Taste gedrückt wurde, so hart auf ein Metallstück, dass in einer Kaffeetasse auf dem Schreibtisch Wellen zu sehen sind.

Zu Glück kann man ihn abschalten.

So ein Terminal wurde meistens an System 36, System 38 und AS/400 Rechner angeschlossen. Das waren Mini-Computer von IBM, die für kleine Firmen bzw. (die AS/400) als Abteilungsrechner gedacht waren.

An mehreren Terminals konnten mehrere Anwender gleichzeitig arbeiten. Die Terminals nahmen dem Rechner mit ihrer eigenen „Intelligenz“ selber den größten Teil der Eingabelogik ab.

Das 3180-Terminal kam 1984 auf den Markt und wurde als Color-Bildschirm verkauft. Tatsächlich war es das erste Terminal mit sieben Schriftfarben auf den 24x80 Zeilen.

Warum schreibe ich eigentlich in der Vergangenheit?

Es *ist*. Heute noch. In vielen Firmen. Die Hardware ist zuverlässig und haltbar, generalüberholte 3180 und auch andere Komponenten kriegt man recht preisgünstig.

Volker König

6. Mai 2014

Journalismus auf der Damentoilette

Direkt am ersten Tag der re:publica steht in einer der Damen-Toiletten eine Frau an den Waschbecken, die immer wieder Papierhandtücher abreißt und sie jeder gibt, die sich gerade die Hände gewaschen hat. Nach kurzer

Nachfrage stellt sich heraus: Sie ist Journalistin, Kollegen von ihr nehmen im Raum direkt neben der Toilette gerade ein Interview auf und sie will verhindern, dass irgendjemand den unglaublich lauten, automatischen Händetrockner benutzt, der die Aufnahme ruinieren würde.

Katharin Tai

6.5.2014

Einwandfreie Mobilfunkversorgung auf der re:publica. Und WLAN! Dass ich das noch erleben darf!

Anders als Volker König habe ich nicht den Eindruck, dass die Mobilfunknetze auf der re:publica wie bisher immer überlastet sind, und ich glaube auch nicht, dass sie nur zufällig für Thomas Wiegold mit seinem LTE funktionieren. Ich habe das re:publica-WLAN bisher noch gar nicht ausprobiert, weil mein mobiles Internet über E-Plus nicht nur vorhanden ist, es ist sogar ganz normal schnell. Ich kann den Rechner an mein eigenes Handy-WLAN hängen und bequem mit Anne Schüßler zusammen (via Google Presentations) die Bebilderung für unseren Workshop fertig zusammenbauen. Eine kurze Umfrage unter Techniktagebuchmitautoren ergibt, dass es für Kunden von O2, T-Mobile und „sogar Vodafone!" (Johannes Mirus) genauso ist.

Offenbar sind die Jahre des Darbens vorbei. Ob das am allgemeinem Ausbau liegt oder nur rund um das re:publica-Gelände irgendwelche temporären Mobilfunkmastenwälder stehen, weiß ich nicht.

Was ich auch nicht weiß, obwohl es jetzt wirklich nicht lange her ist: Wie man eigentlich bis einschließlich 2012 auf der re:publica klargekommen ist, so ohne Internet.

Kathrin Passig

6.5.2014

Bei der re:publica gibt’s was auf die Ohren

Wie viele Konferenzen hat die re:publica mit Platzproblemen zu kämpfen. Und auch wenn Platz mal keine Mangelware ist, heißt das nicht, dass man ihn auch optimal nutzen kann. Fehlende bauliche Schallisolierung kann ein Problem darstellen, wenn man aus einer großen Halle drei Stages und mehr zaubert. Kann, muss aber nicht. Denn die Ausgabe von Funkkopfhörern für zwei der drei Stages benötigt zwar einen liquiden Sponsor, löst das Soundproblem dafür auf sehr elegante Weise. Nicht nur, dass man ungestört dem Vortrag lauschen kann. Nein, man kann bei Bedarf auch lauter (oder leiser) drehen. Und wenn’s langweilig wird, schaltet man einfach auf den Kanal der Nachbarstage um.

Stefanie Otersen

7.5.2014

Wir dürfen zwei brillenförmige Zukünfte schon mal aufsetzen

„Da hinten kann man ein Oculus Rift ausprobieren!“, berichtet Julia Bergmann, und da kommen Undine Löhfelm, Anne Schüßler und ich gleich mit, um herauszufinden, ob Sascha Lobo in seiner Rede gestern recht hatte und das Oculus Rift sexistisch ist, weil Frauen davon schlecht wird. Ich habe

schon das erste Feierabendbier getrunken und mir wird eigentlich immer von allem gleich schlecht[1], es sieht also gut aus für die These, die im Original von danah boyd stammt.

Auf dem „Affenfelsen“ in der Mitte der re:publica-Halle sitzt der freundliche Donald Clark und lässt die Umstehenden einen nach dem anderen sein Oculus Rift aufsetzen, obwohl er eigentlich schon längst weg muss, weil er zum Abendessen verabredet ist. „Nur noch ich!“, betteln die Leute, und auch wir kommen alle noch dran.

Die Auflösung ist eher, wie man sie aus Spielen von 1995 kennt, aber dafür reagiert das Oculus Rift wirklich flüssig und ohne spürbare Verzögerung auf jede Kopfbewegung. Man fährt auf einer Achterbahn und kann sich in alle Richtungen umsehen, was so beeindruckend ist, dass die meisten Ausprobierenden ein ziemlich dummes Gesicht mit offenem Mund machen. Davon sieht man nicht viel, weil das Gerät sowieso fast das ganze Gesicht verdeckt. Anne Schüßler ruft während der Fahrt die ganze Zeit in einem so unanständigen Tonfall „Oh!“ und „Ah!“, dass sich die Umsitzenden nach uns umdrehen, vermutlich in der Hoffnung, der technische Fortschritt sei jetzt endlich noch ganz woanders angekommen.

[1] Eine Anmerkung zu danah boyds Sexismus-These: Frauen wird auch beim Autofahren und auf Schiffen häufiger schlecht als Männern. Nicht nur das Oculus Rift ist also sexistisch, sondern auch die Natur, das Schwein. Etwas ernsthafter ausgedrückt: Man darf im Experiment nicht nur untersuchen, ob Frauen in virtuellen Realitäten häufiger schlecht wird als Männern, sondern muss herausfinden, ob das Männer-Frauen-Übelkeitsverhältnis in der virtuellen Realität ein anderes ist als draußen. danah boyd erwähnt zumindest in dem oben verlinkten Artikel nicht, dass sie diesen Faktor berücksichtigt.



Ich fahre noch nicht Achterbahn, sondern lache über den Desktop von Donald Clark. (Foto: Anne Schüßler)

Dann gehen wir nach gegenüber zum Fraunhofer-Stand, wo man den noch namenlosen Prototypen eines Brillendings ausprobieren kann, „wir nennen es den Demonstrator“. Man sieht damit sehr viel cooler aus als mit dem Oculus Rift, von innen ist es dafür leider weniger beeindruckend. Wenn man auf die richtige, Magic-Eye-geschulte Art schielt, sieht man eine Weltkarte vor sich, Grafikqualität diesmal eher 1985 als 1995, und wenn man an den Rand dieser Karte guckt, dann verschiebt sich das Bild langsam und ruckelnd. Aber egal! Man schaut hinein und sieht die Zukunft, das erfreut uns schon hinreichend.

Nur Julia Bergmann darf nicht mitspielen, weil ihr Kopf zu klein ist. Das ist jetzt eventuell wirklich ein bisschen … na ja, jedenfalls kopfformistisch, aber das Gerät ist ja auch noch ein Prototyp.



Anne Schüßler demonstriert mit dem Demonstrator, wie Coolness trotz Datenbrille geht (Foto: Kathrin Passig)

8.5.2014

Die Dunstabzugshaube kann Ottokataloge ansaugen. Aber nur bei offenem Fenster

Wir haben keinen Herd, wir haben ein Kochzentrum. Von O+F, die sonst Profiküchen beliefern. Das haben wir schon seit November 1992. Damals hat uns ein redegewandter Verkäufer eine 20.000-Mark-Küche aufgeschwatzt. Die Möbel konnten wir zum Glück zurückgeben, weil er zu blöd war, die richtigen Fronten liefern zu lassen.

Die Elektrogeräte (Spülmaschine, Kühlzentrum mit Kellerfach und Kochzentrum) mussten wir behalten. Das Zentrum ist ein 75-cm-Cerankochfeld mit 5 Kochstellen und Digitalanzeige für die Hitzestufen. Während heute jeder 25-Euro-Mikrowellenherd sowas hat, war es damals absolut das Neueste vom Neuen. Die Dunstabzugshaube ist komplett aus Edelstahl und hat eine Kraft, die in höchster Stufe den Ottokatalog festhalten könnte.



Die beiden erstgenannten Geräte gibt es schon nicht mehr, aber die Kochinsel mit Digitalanzeige hält durch und ist ehrlich jede. Mark. wert. Aber das will ich eigentlich gar nicht erzählen.

Vor zwei Jahren meinte der Schornsteinfeger, wir müssten eine automatische Abschaltung für die Dunstabzugshaube im Kochzentrum einbauen, weil sonst die Zuluft für den Kaminofen, den wir zu der Zeit hatten, weggesaugt würde, sofern das Fenster nicht offen stände.

Also montierte ich einen Unterbrecher, der die Haube nur bei gekipptem Fenster Ottokataloge ansaugen ließ. Aber auch das will ich eigentlich gar nicht erzählen.

Jedenfalls haben wir seit einiger Zeit keinen Kaminofen mehr, und dadurch wurde auch der Schalter überflüssig. Ich montierte ihn vom Rahmen ab und legte ihn auf die Fensterbank. So signalisierte er ständig: Fenster offen, und wir konnten auch bei kaltem Wetter komfortabel kochen.

Vor kurzem ging dann der Haubenmotor nicht mehr. Wir hatten schon eine neue Haube nebst Feld geordert, da kam mir die Idee, der abmontierte Sender könnte die Ursache sein. Und tatsächlich, nach Austausch der Batterie meldete er auf der Fensterbank liegend der Elektronik an der Haube wieder Fenster offen, und sie saugte wieder.

Statt vieler Hundert für neue Geräte eine Reparatur für 12 Euro. Bzw. 24 Mark. Das wollte ich eigentlich erzählen.

Thomas Jungbluth

8.5.2014

Lob- und Tadelsäulen bei Penny

Penny hat neuerdings in ihren Läden elektronische Lob-/Tadelsäulen aufgestellt.



Dass die roten Knöpfe mit Elektroschleifen in den Kassenstühlen verbunden sind, ist bestimmt nur ein Gerücht.

Thomas Jungbluth

9.5.2014

Die perforierte Linie verschwindet

Zum ersten Mal hat die Papierboardkarte, die ich mir (trotz elektronischer Boardkarte auf dem Telefon) manchmal ausstellen lasse, keine perforierte Linie mehr, entlang der das Bodenpersonal früher rund zwei Drittel des Tickets abriss, wenn man ins Flugzeug einstieg. Seit das Boarding elektronisch kon-

trolliert wird, wird nicht mehr abgerissen. Aber es hat nun doch noch eine ganze Weile gedauert, bis die perforierte Linie verschwunden ist. Auf meine Nachfrage antwortet die Frau hinter dem Schalter klugerweise – man hätte selbst drauf kommen können – dass das vermutlich daran gelegen haben dürfte, dass die Fluggesellschaft oder die Lieferanten einfach noch grosse Bestände an Ticketrollen mit Perforation gehabt hätten. Seit diese aufgebraucht seien, wäre die Perforation verschwunden.

Lukas Imhof

9.5.2014

Die Twitterwall ist scheinbar tot. In Wahrheit versteckt sie sich nur in unseren Smartphones.

Die Twitterwall ist tot. Irgendwann in den vergangenen ein, zwei Jahren muss sie still und heimlich von uns und unseren Konferenzen, Meetings, Tagungen gegangen sein. Die große, an die Wand projizierte Übersicht der aktuellen Tweets zu dem, was gerade auf einem Podium passierte.

Nun war die Twitterwall zwar für das Publikum nicht schlecht – aber sehr unschön für Vortragende und Diskutierende. Die mussten nämlich immer den Kopf verdrehen, um zu schauen, was sich hinter ihnen wieder an neuen Meinungen oder sarkastischen Bemerkungen angesammelt hatte. Besonders ärgerlich, wenn das Publikum über einen neuen Tweet begeistert auflachte – und ich erst mal verzweifelt versuchte herauszufinden, welche Twitter-Äußerung das ausgelöst hatte.

Nun ist sie irgendwie weg. Vermutlich, weil inzwischen ohnehin (fast) jeder sein Smartphone oder Tablet dabei hat und die aktuellen Twitter-Feeds direkt verfolgen kann. Vielleicht hat sie ja noch in einer Nische überlebt, bei kleinen Tagungen mit nicht ganz so mobil vernetztem Publikum.

Ich habe allerdings schon lange keine Twitterwall mehr gesehen. Auf der re:publica in diesem Jahr hab' ich keine entdeckt, und überhaupt, die letzte, an die ich mich von der rp erinnere (Kathrin Passig ebenso), war dieses analoge Pendant auf der rp12. Also auch schon wieder vor zwei Jahren.



Thomas Wiegold

9.5.2014

Nicht zu mager twittern

Hole mir im Traum telefonisch Rat bei meiner Mutter in Sachen Twitter. Sie denkt kurz nach und sagt dann, sie rühre einfach im Verhältnis eins zu eins Quark darunter. Wichtig: Rahmstufe, 40%. (re:publica 2014, die mich offenbar schwer beschäftigt)

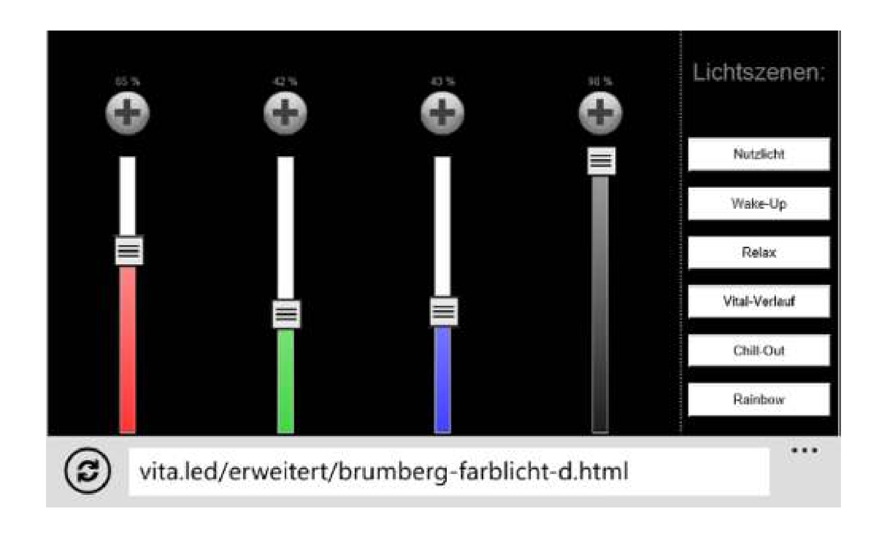
Der Traum hätte für meinen Geschmack ruhig etwas weniger platt ausfallen können. Es klingt, als wolle ich mich über Twitter lustig machen. Er drückt tatsächlich nur die Sehnsucht nach einem einfachen Rezept aus ... und danach, meine digitale Welt zu etwas zu machen, worin ich mich besser auskenne.

Undine Löhfelm

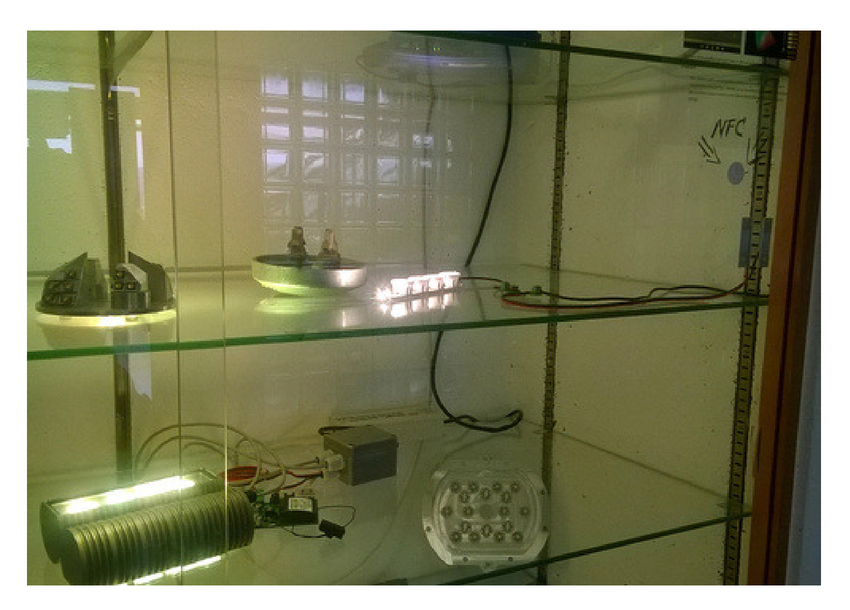
10.5.2014

Lichterglanz in der Hochschulvitrine

In der Fachhochschule Südwestfalen in Hagen befindet sich in einer Vitrine eine Leuchte, die man über einen eigenen Router steuern kann. Ich verbinde mich mit dem WLAN „Vitrine“ und rufe im Browser die Website „vita.led“ auf, und schon startet das Steuerprogramm.



In der Seite wähle ich das Farbprofil „Vital-Verlauf“, und die Leuchte wechselt ab sofort auf eine wechselnde Buntlichtprojektion.



Durch den oberen Glasboden ist schwach der Router zu sehen.

Die vorbeilaufenden Studenten nehmen keine Notiz davon.

Vielleicht bemerken sie, dass sie anschließend bei der Vorlesung „Elektrische Bauelemente“ nicht mehr einschlafen.

Thomas Jungbluth

13.05.2014 – 14 Uhr

Spass mit Zeitzonen und Lotus Notes

Ich habe eines dieser tollen internationalen Projekte abbekommen, um die sich in der Firma immer alle reißen. Um den Überblick über mögliche Telefonate mit Kollegen und Kundenansprechpartnern im Ausland zu behal-

ten, lege ich mir deshalb ein halbes Dutzend verschiedener Uhren auf den Desktop. Alle fein säuberlich beschriftet und von links nach rechts aufsteigend sortiert.

In meinem Lotus-Notes-Kalender würde ich gern dasselbe tun. Einfach nur, um mich nicht ständig zu fragen, wann genau ich denn in Buenos Aires lande, wenn mein Kalender behauptet, das wäre so gegen 12:30 deutscher Zeit. Gnädigerweise darf ich genau eine zusätzliche Zeitzone anzeigen lassen. Also suche ich die Einstellung, mit der ich die korrekte Zone aussuchen kann. Das dauert einen Moment, denn sie ist natürlich nicht in den Kalendereinstellungen zu finden, sondern in den allgemeinen Notes-Einstellungen. Jetzt sollte es aber ganz schnell gehen. UTC-3 Buenos Aires auswählen und fertig. Aber nüscht is. Notes behauptet, es wäre in Buenos Aires jetzt 12 Uhr. Fast. Nur 3 Stunden daneben. Aber das lässt sich ja beheben. Einfach UTC-6 einstellen. Plötzlich ist es in Buenos Aires 7 Uhr. Was auch fast stimmen würde, wenn Buenos Aires Mexiko Stadt wäre, aber da muss ich erst übernächste Woche hin. Immerhin nur noch 2 Stunden am Ziel vorbei.

Also noch mal. Ich versuche es statt UTC-6 mit UTC-4 Santiago. Die Zeit in Buenos Aires springt 1 Stunde vor. Es ist 8 Uhr. WTF? Ich rechne nach. Es ist jetzt 14 Uhr in Deutschland. Wir haben derzeit UTC+2. UTC wäre also 12 Uhr. UTC-3 müsste demnach 9 Uhr sein, was mir das Internet bestätigt. UTC-6 sollte dann 6 Uhr sein. Notes behauptet aber es wäre 7 Uhr. Irgendwas ist hier faul.

Ich lege einen Kalendereintrag an und prüfe die Zeitzone. Siehe da, Notes behauptet, wir befinden uns in UTC+1. Dann wäre UTC also 13 Uhr und UTC-3 wäre 10 Uhr. Passt auch nicht. Zumal UTC-4 dann 9 Uhr sein müsste und Notes mir stattdessen 8 Uhr ausspuckt. Spaßeshalber wähle ich UTC-11 aus. Notes behauptet, es ist 12 Uhr. Aha.

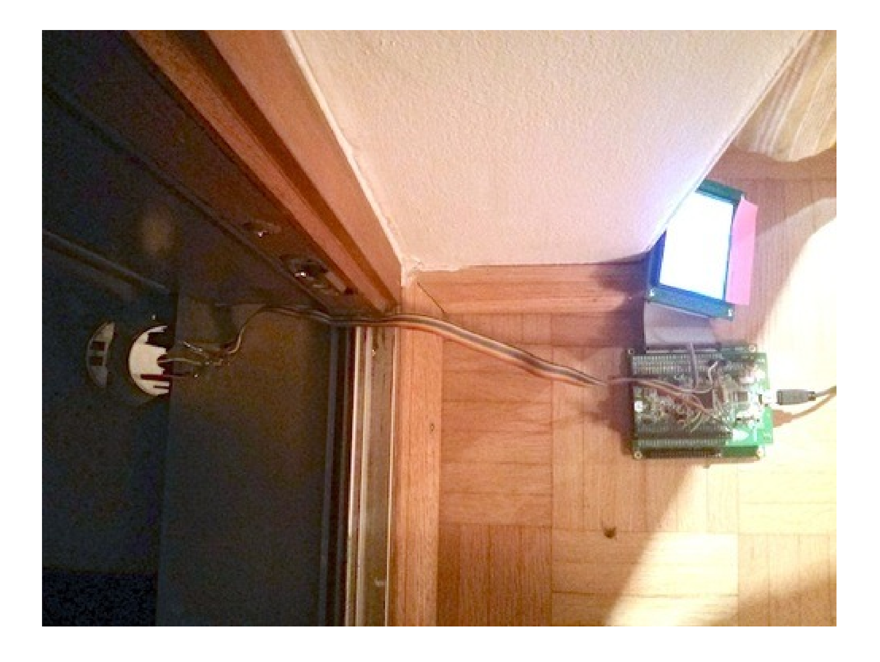
Ich gebe auf und probiere so lange rum, bis die Zeit passt. UTC-4 Atlantik Time Canada. Hallo Canada!

Stefanie Otersen

18.5.2014

Mein Bruder liest an einem Airwick ab, wann die Nachbarn die Heizung einschalten

Ich frage meinen Bruder, was das für ein selbstgebasteltes Ding da an seiner Balkontür ist. Er öffnet die Tür und zeigt mir, dass es draußen noch eine weitere Komponente gibt, ein weißes Plastikteil.



„Damit will ich den Gestank von der Raffinerie messen. Das weiße Plastikteil war mal ein Airwick. So ein Ding, das auf Klos irgendeinen Duft versprüht, und zwar sprüht das nicht einfach so, sondern da ist ein Sensor drin."

„Ein Furzsensor?"

„Genau. Ich hab in der c't gelesen, dass es den VOC-Sensor gibt, also einen Sensor für flüchtige Kohlenwasserstoffe. Bei Conrad war er zwar als USB-Stick theoretisch erhältlich, aber ausverkauft. Dann hab ich geschaut, wo der USB-Stick herkommt und festgestellt, dass es den international auch von anderen Anbietern gibt, die ihn auch alle nicht haben. Das heißt, als der einmal ausverkauft war, hat ihn keiner mehr gebaut. Der Sensor, der da drinsteckt, ist von einer schwäbischen Firma, von Applied Sensor. Dann hab ich länger danach gegoogelt, wo der sonst noch drinsteckt, und festgestellt, dass der in diesen Raumbeduftern von Airwick drin ist. Ich hab so ein Ding bestellt, das kostet nur fünf Euro, weil das ja über die Duftpatronen finanziert wird. Dann hab ich es zerlegt, drin ist tatsächlich derselbe Sensor, hat vier Leitungen, genau dieselben technischen Daten. Dann hab ich diesen Sensor an die Heizungsanlage angeschlossen ...“

„Moment, wieso an die Heizungsanlage?“

„Ich muss ja über die Zeit sehen, ob der Gestankspegel steigt oder sinkt, wenn's grade wieder nach Raffinerie stinkt, und der naheliegende Weg war, das mit der Heizungsanlage zu machen, weil die sowieso 24 Stunden lang Temperaturwerte mitloggt und ich die übers Web-Interface auslesen kann.“



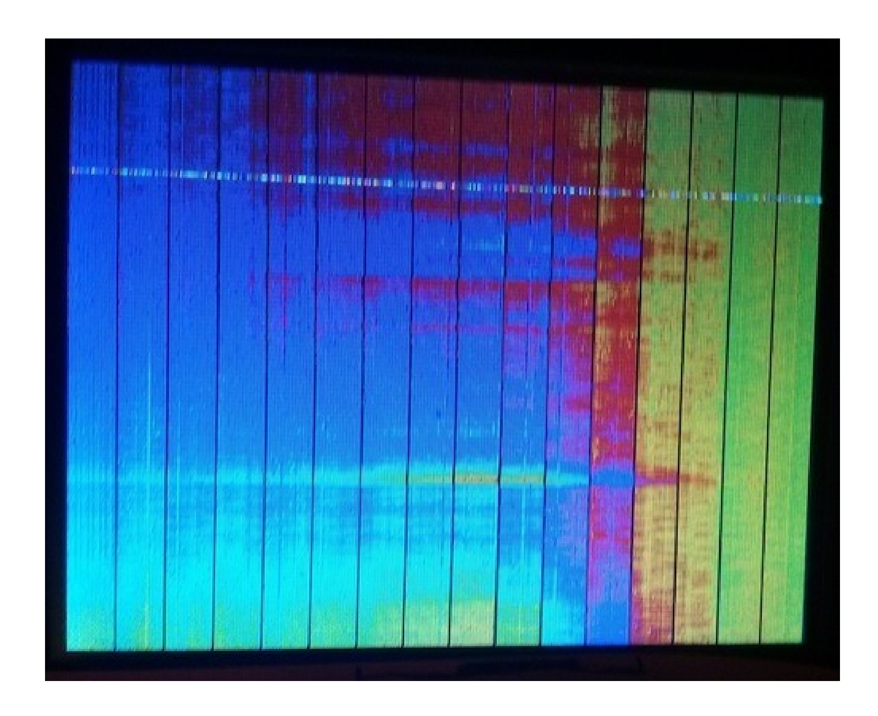
Die Heizungsanlage hat er im letzten Jahr selbst gebaut, nach diesem Vorbild aus dem Spiel "“Machinarium"”.



Und wenn ich selbst gebaut sage, meine ich selbst gebaut.

„Also hat die Heizungsanlage einen VOC-Pegel bekommen, den ich dann zusammen mit den Temperaturen von der Solaranlage und so auslesen kann. Ich hab der Heizungsanlage beigebracht, die verschiedenen Temperaturen zu steuern, – in dem Sensor steckt ein kleiner Heizdraht drin, den muss man mit verschiedenen Temperaturen ansteuern –, dann war aber Schluss. Die Heizungsanlage kann nicht genug. Jetzt hab ich ein ARM-Board genommen, das ist so ein Board, das wir nächstes Jahr an der Uni fürs Praktikum nehmen werden. Ein ARM-Board mit einem Display, und ich hab mir gedacht, wenn ich auf dem Display die aktuelle Sensortemperatur als Position darstelle, die Zeit als Position und die Farbe als Gestanksniveau, dann müsste man

eigentlich als Heatmap über die Zeit dargestellt bekommen, wann welcher Gestankspegel herrscht und bei welcher Heizdrahttemperatur er besonders stark verändert ist.“



„Auf dem Display sieht man jetzt in horizontaler Richtung den Heiztemperaturwert. Dieser Sensor ist innen beheizt, der hat einen Heizdraht drinnen, der oxidiert die unterschiedlichen Kohlenwasserstoffe bei unterschiedlichen Temperaturen. Das heißt, ich fahr jetzt ganz langsam die Temperatur immer höher und mess währenddessen, wie viele Kohlenwasserstoffe ich verbrennen kann da drin. Da müssten sich eigentlich verschiedene Kohlenwasserstoffe bei verschiedenen Temperaturniveaus melden. Auf dem Display ist jetzt nach unten die Zeit angetragen, nach links die Temperatur. Ganz rechts

ist der Heizdraht noch zu kalt, da reagiert er überhaupt nicht, und ab einem bestimmten Heizstrom fängt er an zu reagieren. Das hier sind im Zeitverlauf größtenteils Heizungsabgase von den Nachbarn, da sieht man, wann die Nachbarn die Heizung anwerfen."

„An was siehst du das?"

„Man sieht immer um fünf Uhr morgens einen Peak und um sechs Uhr morgens einen Peak, weil die Heizungen so programmiert sind, dass sie dann aus der Nachtabsenkung kommen. Wenn die Heizungen hochlaufen, dann verbrennen die ein bisschen unvollständig am Anfang, und das kann man messen."

„Und was ist jetzt mit der Raffinerie?"

„Von der hab ich noch gar keine Daten. Seit dieses Gerät läuft, hatten wir nur Nordwind, Ostwind oder Westwind, aber nie Südwind, und die Raffinerie ist im Süden."

„Haben deine Kinder schon entdeckt, dass man sich vor das Gerät setzen und furzen könnte?"

„Haben sie noch nicht."

Kathrin Passig

18.5.2014

Breaking Bad & Breakfast – ein First world problem der Spitzenklasse

Beim Frühstücken schaue ich mir gerne amerikanische Serien an. Wenn ich Müsli oder FinnCrisp esse, was ich alle zwei-drei Tage tue, greife ich auf Serien zurück, die ich grundsätzlich mit Untertiteln schaue, weil ich wegen der Knuspergeräusche in meinem Kopf den Serienton nicht verstehe.

Zur Zeit sind Knusperfrühstücke allerdings problematisch, weil keine Serien laufen, die ich grundsätzlich mit Untertiteln schaue: „Community", „Parks and Recreation", „True Detective" und „How I Met Your Mother" sind abge-

schlossen oder in der Sommerpause. Nun könnte man den berechtigten Einwand erheben: „Na und? Dann kuck halt das, was du sonst schaust, *auch* mit Untertiteln an!“, worauf ich erwidere: „Was das immer für ein Aufwand ist!“ Alternativlösung 1: auf Müsli und FinnCrisp verzichten. Undenkbar! Alternativlösung 2: vor Livepublikum aufgezeichnete Comedyshows gucken und immer nur kauen, wenn gerade gelacht wird. Ja, das geht.

Torsten Gaitzsch

18.5.2014

Ich gerate in eine Notlage und muss auf meiner Festplatte nach Musik suchen

Ich sitze im Zug am Vierertisch mit einem etwa elfjährigen Mädchen von großer Geschwätzigkeit. Das wäre nicht schlimm, Kinder sind ja ohne weiteres in der Lage, Interessantes zu sagen, leider spricht sie aber nur alles laut aus, was in ihrem Kopf vorgeht, hauptsächlich sind das mechanische Reaktionen auf das Geschehen in Donald-Duck-Heften, die sie auf einem Tablet liest: „Oder kenn ich das doch schon? Das kommt mir so bekannt vor!“

Nach ein, zwei Stunden bin ich zermürbt und muss die Kopfhörer herausholen. Um das Kind ganz zu übertönen, bräuchte ich aber Musik, und ich habe keine Musik mehr auf dem Rechner, ich streame sie bei Bedarf irgendwoher, was ohne Internet nicht geht. Zugfahren ist eine Ausnahmesituation wie Stromausfall geworden.

Der einzige Track, den ich finde, ist „Öffentlicher Nahverkehr“ von „Dr. Döblingers geschmackvolles Kasperltheater“ (aus der Folge „Kasperl und das Kugeleis“). Kein schlechtes Musikstück, man kann es ohne weiteres von Nürnberg bis Ingolstadt auf Endlos-Repeat hören: „Schön sind alle Ar-ten öffentlicher Fahr-ten“. Allerdings wird man gerade von Dr. Döblingers geschmackvollem Kasperltheater regelmäßig ermahnt, die CDs zu kaufen und

nicht einfach von seiner kinderhabenden Verwandtschaft zu kopieren: „Support your local Kasperl und mach keine Kopie!“. Ich habe Dr. Döblinger jetzt doch mal Geld überwiesen.

Kathrin Passig

20.5.2014

Fernseher, kaum guckt man mal 20 Jahre nicht hin, und schon tun sich die seltsamsten Dinge

„Wir haben jetzt endlich auch mal einen Fernseher! Er hat eine Fußballtaste!“, sagt mein Bruder. „Wir wissen noch nicht, wozu sie gut ist, aber er hat eine Fußballtaste!“, sagt seine Frau.

Ich habe auch noch nie von so was gehört und lasse mir den Fernseher zeigen. Er hat nicht nur eine Fußballtaste auf der Fernbedienung, es ist überhaupt ein Fernseher aus einem Paralleluniversum.



Die Fußballtaste ist noch die uninteressanteste seiner 237 Funktionen, sie macht einfach nur das Bild greller und den Zuschauerjubel lauter. Aber der Fernseher hat Apps und kann vermutlich auch irgendwas mit NFC, jedenfalls kann man das Handy mit dem Fernseher verdingsen, man kann Twitter- und Facebookkommentare zu den Filmen zuschalten, Freunde irgendwie zum Zuschauen einladen, chatten, skypen, Smartphone oder Tablet als Fernbedienung verwenden, und wenn das alles im Menü erklärt ist, kommt überhaupt erst der Button „Nützliche Funktionen“.

„Wann ist das denn alles passiert?“ frage ich meinen Bruder, und er sagt: „Keine Ahnung, gerade eben?“

Kathrin Passig

20.5.2014

Röhrenbild im Park-Hotel

Im Park-Hotel Leipzig hat im Frühstücksraum jeder Tisch einen in die Wand eingelassenen Röhrenbildschirm, auf dem der ARD-Videotext mit internationalen Wetterangaben läuft. Der schwarze Bildschirm mit der bunten Schreibmaschinenschrift hat immer noch etwas Retro-Futuristisches für mich. Man bekommt aber keine Fernbedienung, um im Videotext zu surfen, sondern muß auf das automatische Umblättern der Seiten warten, wie damals in den 80ern, als nachmittags im Fernsehen testweise Videotexttafeln gezeigt wurden, mit dem Hinweis, daß Videotext „nur mit eingebautem Decoder" zu empfangen sei. Da half auch kein Blick auf die Rückseite des Fernsehers, unter keinem der vielen Knöpfe stand „Decoder", es war einfach keiner eingebaut. Und so wartete man eine halbe Stunde, bis die Tafel, die einen interessierte, wieder erschien, um sie schnell zu überfliegen. Damals hatte man aber auch noch Zeit und Muße für so etwas, ein Luxus, den man heute höchstens noch in teuren Hotels genießt.



Jochen Schmidt

24.5.2014

Oh mein Gott! Es ist voller Sternenbetrachtungszubehör!

Wir sind ein bisschen angetrunken von Bier aus den neuen 2/3-Pint-Gläsern und machen deshalb noch einen Umweg durchs Observatorium vor dem Nachhauseweg zwecks Regeneration der Fahrfähigkeit. Eigentlich wollen wir dort nur eine Leiter abholen, aber dann fällt Aleks ein, dass ich ja noch gar nicht das elektrische Planetarium gesehen habe. Er hat es im Februar beim Ausräumen alter Rumpelkammern entdeckt.



Es hat nachtleuchtende Planeten! Und einen Knopf, auf dem Planet Powerßteht! Und noch ganz viele andere Knöpfe!



Während ich noch darüber nachdenke, wie mir mein Vater jeden Sonntag unsere neun Planeten erklärte, verschwindet Aleks in einem Hinterzimmer.

Dieses Hinterzimmer erweist sich als funkelnde Schatzkammer voll ausrangiertester Technik aus mehreren Jahrzehnten. Telefone mit Kurbeln! Fortran-Lochkarten! MiniVAX-Handbücher! Nie gesehene Computer mit nie gesehenen Tastenbeschriftungen! Dinge ohne Namen! „Was ist dieses herrliche Museum?“, frage ich Aleks. "Wir nennen es immer den back room", sagt Aleks, „es ist ein Raum, über den niemand redet“.



Links unten: Unglücklicher Observatoriumsdirektor, belastet durch zu viel Besitz. Links oben: MiniVAX-Handbücher. Mitte: Fortran-Lochkarten. Drumherum sowie nicht im Bild: Zahllose ehemals sicher ungemein teure und hochgeschätzte Produkte des technischen Fortschritts. Irgendwo hinten unten in einer Schublade liegt vermutlich das Handbuch zum Antikythera-Mechanismus.

Wir sagen noch ein, zwei Stunden lang „WTF!“, „Was ist denn DAS?“ und „Hey! Daran erinnere ich mich sogar noch!“ Das meiste können wir aber nur ratlos hin und her wenden und uns dabei wie Archäologen angesichts von Bronzezeitgerätschaften oder eigentlich eher wie Bronzezeitmenschen angesichts von Hochtechnologie fühlen.



Kultgegenstand, ca. 1500-2500 n.C.

Kathrin Passig

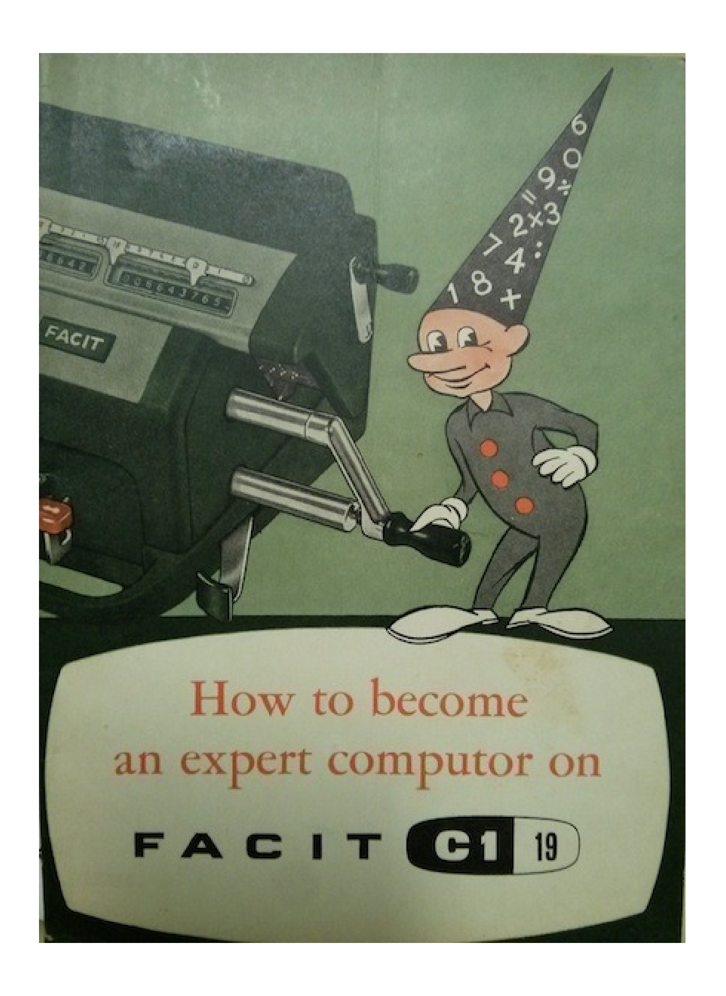
24.5.2014

Rechnen lernen auf der Handkurbelmaschine

In der Schatzkammer des Observatoriums St. Andrews finden sich im untersten Fach eines Metallschranks nicht weniger als drei “Brunsviga 20”-Geräte. Weil sie Registrierkassen ähneln, identifizieren wir sie schon nach wenigen Minuten des unqualifizierten Anstarrens als Rechenmaschinen. Viel weiter kommen wir allerdings nicht. Es gibt Hebelchen, an denen man wohl Zahlen einstellen kann, aber dann?



Ich nehme eine von den drei mit nach Hause, um mehr herauszufinden. Zusammen mit der 12 Kilo schweren Maschine rutschen zwei Gebrauchsanweisungen aus dem Schrank, eine für die Brunsviga selbst und eine für ein nicht mehr auffindbares Gerät:



Mein Anfangsverdacht, die eBay-Erlöse für solche Wunderwerke seien sicher schwindelerregend hoch und könnten die laufenden Kosten des Observatoriums auf Jahre hinaus decken, erweist sich als falsch. Eine Brunsviga bekommt man schon für wenige Euro.

Schon eine halbe Stunde später kann ich addieren (man dreht die Kurbel zu sich hin) und subtrahieren (man dreht die Kurbel von sich weg). Will man mit 4 multiplizieren, dreht man die Kurbel viermal. Die Zahl taucht dann im “Product Register” auf, einer Ergebniszeile ganz unten. Die Anzahl der Kurbeldrehungen liest man zur Kontrolle im “Multiplier Register” ganz oben ab. Das “Product Register” ist offenbar so eine Art Speicher, und mit einer Kombination aus mehreren Kurbeln kann man die Zahl aus diesem Speicher sogar wieder in den Zahleneingabebereich zurückbefördern. Mit den Hebeln rechts und links lassen sich die Register einzeln oder alle zusammen wieder auf 0 setzen. Wichtiger Unterschied zu den mir bekannten Rechenarten: “NEVER USE FORCE” (Handbuch, S. 4).

Noch eine halbe Stunde später habe ich das Zehnerkomplement und den Umgang mit negativen Zahlen begriffen. Es wäre schneller gegangen, wenn das Brunsviga-Handbuch nicht an dieser Stelle einen Fehler enthielte, aber in “How to become an expert computor” ist es richtig erklärt.

Schließlich wird mir sogar klar, dass man die Kurbel nicht 1234-mal drehen muss, um mit 1234 zu multiplizieren, weil man nämlich das Produktregister verschieben kann wie den Wagen einer Schreibmaschine. Man kurbelt also zuerst einmal für die Tausenderstelle, dann zweimal für die Hunderterstelle, dreimal für die Zehnerstelle und viermal für die Einerstelle. Wenn man mit der Einerstelle oder der Hunderterstelle anfängt, funktioniert es genausogut. Ich glaube, ich hätte Mathematik in der Grundschule einleuchtender und auf jeden Fall unterhaltender gefunden, wenn man uns Kurbelmaschinen gegeben hätte. Brains of Steel!



Bei all dem macht die Brunsviga so willig schnurrende Geräusche, als sei sie nicht zum letzten Mal in den 50er Jahren geölt worden. In ihrem Wikipediaeintrag heißt es über die sehr frühen Modelle der Firma (um 1892): "Im Gegensatz zu Amerika musste in Deutschland der Markt für Rechenmaschinen erst erschlossen werden. Vermessungsämter waren nahezu die einzigen staatlichen Abnehmer." Ich hatte mir die Welt so vorgestellt, dass

man jahrhundertelang sehnlich auf das Auftauchen einer mechanischen Rechenmaschine in den Versandhauskatalogen wartete, aber wie immer in der Technikgeschichte war alles ganz anders.



So geht es zu in den Hipstercafés von Crail, Fife.

Kathrin Passig

26.5.2014

Kurbelschnackelgeräusche

Ich zeige meinen Eltern per Skype die Brunsviga und frage, ob sie so was schon mal gesehen haben.

Vater: Ja freilich kenn ich das. Das Gerät stand bei jeder Baufirma. Ich hab damit viel gearbeitet.
Ich: Habt ihr das in der Schule gelernt oder in der Ausbildung?
Vater: Nein, das hat mit der Ausbildung nichts zu tun gehabt, das war im Praktikum bei Baufirmen. Ja, und für seine Abrechnungen hat's der Vati immer wieder mal mit heimgebracht.
Ich: Mit heimgebracht! Ich hab das Ding gestern getragen, das wiegt zwölf Kilo!
Vater: Naja, die gibt's in verschiedenen Größen. Also schwer war das natürlich immer, das ist klar.
Ich: Wann war das ungefähr?
Vater: In den fünfziger Jahren, Anfang der Sechziger. Wie ich in die Schule gegangen bin, ins Gymnasium, also so vor 1960, aber die standen natürlich dann immer noch rum. Die Computer waren Teufelszeug, das hat ja auch nicht so richtig funktioniert, und die Dinger da, die waren wenigstens zuverlässig. Und Leute, die da drauf geübt waren, die haben die Kurbel bloß so laufen lassen.
Ich: Lustig, dass du das sagst mit der Zuverlässigkeit. In der Wikipedia steht: „In den Anfangsjahren gehörte zum Lösungsweg auch eine möglichst effiziente Kontrollrechnung, da die Maschinen als unzuverlässig galten.“ Bis wann waren die dann noch im Einsatz? Wann sind sie wirklich verschwunden?
Vater: Wie die Olympia, der erste fast digitale Rechner, so richtig einsatzfähig war.[1]
Ich: Was heißt „fast digital“?
Vater: Naja, das ist schon ein digitales Gerät gewesen, Olympia. Aber die war ungefähr zehnmal so schwer wie die Brunsviga, und auch zehnmal so groß. Hat also gut einen Schreibtisch ausgefüllt und jeden Benutzer zur Weißglut gebracht. Das waren ja Rechenmaschinen für Praktiker, die praktisch jeden Tag irgendwas abrechnen mussten. Und die haben einfach gar nicht die Zeit

[1]Ergänzung 5.6.: Gemeint ist die Olympia RAE. Als ich meinem Vater zur Überprüfung das Bild zeige, sagt er: Ja, das ist sie. Die haben wir im Haushalt für die Trinkwassertalsperre Frauenau unterbringen müssen, so teuer war die.

gehabt, diese Olympia zu programmieren. Sondern die haben das mit dem Gerät viel schneller gekonnt, bis zu ihrer Pensionierung.
Ich: Ja, das ist ein häufiges Problem. Ich merk das beim Zehnfingerschreiben. Wenn man in einer Sache sehr geübt ist, dann hält einen das davon ab, sich die Nachfolgetechnik anzueignen, obwohl man es eigentlich tun sollte.
Vater: Ja, aber gut, wenn du jemanden hast, der 57 Jahre alt ist und das Ding mehr oder weniger im Schlaf bedienen kann, den wirst du nicht dazu bringen, einen schreibtischgroßen Computer zu durchdringen, bis er tatsächlich Ergebnisse ausspuckt.
Ich: Kann sein. Ich hab zwei Probleme mit der Benutzung: Immer, wenn ich vom Tisch aufstehe, will ich es ausschalten, und dann fällt mir ein: Da gibt's gar nichts auszuschalten. Und während ich im Handbuch lese und die Geheimnisse der Nachkommastellen zu durchdringen versuche, hab ich immer das Bedürfnis, währenddessen wieder auf die Brunsviga zu schauen, ob was Neues passiert ist.
Eltern: *lachen*.
Vater: Das einzige Schöne, was ein Computer nicht kann, ist das Geräusch, was die Maschine macht.
Ich: Genau! Das macht sehr schöne Geräusche. Moment, ich mach mal die Geräusche für euch.
Vater: Wenn's da unten einschnackelt. Da unten an der Kurbel ist doch ein Federmechanismus. Und wennst da Übung hast, dann schmeißt du die Kurbel so rum, und dann rastet die von selber wieder ein.
Ich: Ah ja ... (*Kurbelschnackelgeräusche*) ... Grad hat's geklappt. Da!
Vater: Richtig, das ist das Geräusch!

Kathrin Passig

31.5.2014

Haben affige Austernfilmchen eine Zukunft in dieser Welt?



Während des Miniurlaubs in Paris kommt mir der Gedanke „Warum nicht nach 20 Jahren mal wieder Austern essen, wenn man schon hier ist!“ Der Urlaubsbegleiter teilt meinen Austernjieper, und es werden nahebeie Austerngastronomien ergoogelt. Die nächstgelegene ist, wie so viele Dinge in Paris, in einer Brasserie an einem Boulevard untergebracht. Das reichlich vorhandene Deko-Tischgerümpel warnt zwar überdeutlich „Überteuert!“, aber egal, man ist ja im Urlaub. Die Speisekarte ist dann keine Speisekarte, sondern eine Speisekarte mit integriertem iPad. Unter dem Menüpunkt „Huîtres“ sind zahlreiche Austernsorten aufgelistet, bei manchen auch ein weiterführender

Link zu zusätzlichen Austerninformationen inklusive Austernfilmchen, in denen Austernbauern gestikulierend im atlantischen Watt herumstehen. Beim Bestellvorgang muss man das inzwischen zugeklappte iPad natürlich wieder aufswipen und wieder mühsam das Austernmenü anklicken. Ich halte für die Nachwelt fest, dass die Menschheit Speisekarten auf iPads im Jahr 2014 mit „extrem affig“ und „schlägt sich natürlich im Preis nieder!“ bewertet, und prophezeie, dass sich das nicht nur so bald nicht, sondern überhaupt nie ändern wird.

Maik Novotny

1997, 2006 und 2014

Die Entdeckung der Anwesenheit

1997 entdeckte ich IRC. War man in einem IRC-Channel anwesend, konnte man sehen, was sich dort zutrug. War man abwesend, verpasste man alles. Am besten verbrachte man also den ganzen Tag vor dem Rechner. Weil es einen klaren Unterschied zwischen An- und Abwesenheit gab, und weil wir höfliche Menschen waren, besteht der überwiegende Teil meiner IRC-Logfiles aus Begrüßungen, Verabschiedungen und Dank für das Aushändigen von Op-Rechten:

<_A|eX_> re
<bilch> Tag Alex!
<engel> halloechen
<_A|eX_> @thx
<Sarastro> moin Alex
*** _A|eX_ sets mode: +o bilch
<briefeule> schuhu ales :-)
<briefeule> sarastro opthanksknuddel
* _A|eX_ knuddelt MiouMiou :)
<bilch> Danke!

<_A|eX_> *reschuhu* :)
*** _A|eX_ sets mode: +o engel
<engel> merci alex
* niemand geht
<niemand> cu
<morrissey> huhu
<bilch> ciao niemand
<engel> hi morrissey
* MiouMiou sagt zu niemand tschuess
<lifi> Tag nochmal
<engel> hi lifi

Anfang 2006 melde ich mich bei Skype an. Wie es sich bei Skype mit der Anwesenheit verhält, habe ich bereits beschrieben, hier noch einmal die Kurzfassung:

> Neu an Skype ist, dass es den Unterschied zwischen Anwesenheit und Abwesenheit verwischt. Was man zu Leuten sagt, die gerade nicht am Rechner sitzen, wird ihnen eben dann zugestellt, wenn sie wieder da sind. Und wer in einem Gruppenchat eine Weile nicht mitgelesen hat, kann später alles nachlesen. Abwesenheit wird ersetzt durch verschiedene Arten des Nicht-ganz-Anwesend-Seins, die man an Icons neben dem Namen erkennt (. . .)
>
> Nach der Umstellung auf das Konzept der ständigen Anwesenheit durch Skype kommt es mir zunehmend merkwürdiger vor, in IRC-Logs zu lesen, wie dort schlecht über andere gesprochen wird, die sich gerade verabschiedet haben. "Das liest der doch später", denke ich, "ach so, nein, doch nicht."
>
> Dass man mit Abwesenden reden kann, als wären sie da, verändert mein Sozialleben. Obwohl es noch kein nennenswertes mobiles Internet gibt, ist es jetzt nicht mehr so wichtig, ob man

> gerade am Rechner sitzt oder nicht. Die Gespräche gehen weiter, man klinkt sich einfach später wieder ein.

Ab 2013 löst der Facebook Messenger Skype allmählich ab, weil er im Unterschied zu Skype auch mobil funktioniert und vernünftig über mehrere Geräte synchronisiert. Das Begrüßen und Verabschieden ist schon zu Skype-Zeiten verschwunden. Wir verhalten uns, als wären wir die ganze Zeit im selben Raum mit den anderen Teilnehmern, die nur eben ab und zu nicht ganz so schnell reagieren.

Erst 2014 im Techniktagebuch-Redaktionschat merke ich, dass man in einem Facebook-Gruppenchat nicht nur daueranwesend ist, sondern alle neu Hinzukommenden nach oben scrollen und lesen können, was vor ihrer Ankunft passiert ist (nicht alles, aber wohl ein paar Tage bis Wochen). Man kann also nicht nur nicht mehr schlecht über gerade Abwesende sprechen, man darf nicht einmal schlecht über Leute sprechen, die vielleicht irgendwann in Zukunft den Chat betreten könnten. Wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, geht das ganz gut.

Kathrin Passig

1.Juni 2014

C’est automatique! – Klebespaß mit Charles de Gaulle



Dass man sich an manchen Flughäfen inzwischen nicht nur die Bordkarte selbst ausdrucken muss, sondern auch den Gepäckklebestreifen, ist mir schon seit ein paar Jahren immer wieder untergekommen. Stets ein schön würdeloses Spektakel, gehetzt und zerzaust wirkende Reisende im Check-in-Trubel auf dem Boden knieen und mit „Step 1, Step 2, Step 3“ beschriftete Klebestreifen um ihre Rimowas wickeln zu sehen.

Was ich heute (Paris, CDG, Terminal 2F) aber zum ersten Mal sehe, ist, dass man auch sein Aufgabegepäck selbst aufgeben muss. Dazu scannt man mit einer Art Supermarktkassen-Scanner den soeben selbstgeklebten Gepäck-Tag

ein und stellt dann das Gepäck aufs Gepäckband. Die Schalter sind bis auf einen unbesetzt, hinter diesem sitzt ein Check-in-Beschäftigter, dessen Aufgabe es ist, verwirrt an ihn herantretende Reisende mit gereiztem „C'EST AUTOMATIQUE!“ zu den Selbstscan-Schaltern zurückzuscheuchen.

Offen bleibt die Frage, ob man im Falle eines Gepäckübergewichts auch selbst hinter den Schalter gehen muss, um sich selbst streng zurechtzuweisen, dann wieder vor den Schalter zu gehen, um erst zu protestieren und dann fluchend und hektisch 2 Kilo Souvenir-Camembert aufzuessen.

Maik Novotny

2.6.2014

Lügen in der Telefonzelle

Kaum legt man sich mal zwei, drei Stunden zum Mittagsschlaf hin, da fällt das Internet aus. Das Licht am Hub blinkt, und zwar orange. Normal wäre ein schönes, blaues Leuchten, aber nein. Ich starte alles neu, mache alle Tests, hänge das Ding an die andere Dose, probiere meinen Ersatzhub aus, ziehe an allen Kabeln, keine Veränderung. Orangenes Blinken, die Hölle in Farbe. Als nächstes, so schlägt die Anleitung vor, soll ich bitte BT, den Provider, den hier alle haben, anrufen. Problem: Ich habe zwar eine Landline, weil man Broadband leider nicht ohne kriegt, aber kein Telefon, weil ich sowieso nicht im Festnetz telefoniere. Weiteres Problem: Man kann die 0800-Servicenummer von BT nicht von einem irischen Handy aus anrufen. Jetzt rächt es sich, dass ich auch ein Jahr nach dem Umzug immer noch das alte Handy habe. Aber, hey, es war halt keine einzige Minute frei in diesem Jahr.

Ich versuche eine ganze halbe Stunde lang, ohne Internet klarzukommen. Ich lese ein Buch. Ich sehe eine alte Folge "Big Bang Theory". Ich mache ein Bier auf. Aber danach fällt mir beim besten Willen nicht mehr ein, was ich

ohne Internet machen soll. Ich gehe ins Dorf, nur um herauszufinden, ob es vielleicht eine Telefonzelle gibt, von der aus ich BT anrufen kann. Große Hoffnungen mache ich mir nicht.

Auf dem Weg dorthin fällt mir die wahrscheinlichste Lösung des Problems ein: Heute morgen erhielt ich von BT per Twitter (!) die Nachricht, dass sie meinen anderen Account, den in der alten Wohnung, abgestellt haben. Was, wenn sie versehentlich den falschen Account, oder gleich beide? Wundern würde es mich nicht. Ich habe nicht nur auf Twitter, sondern auch noch per Mail und im Service-Chat von BT um die Kündigung des Accounts gebeten, da kann man sich über zuviel Abschalten nicht beklagen.

Zu meiner Überraschung gibt es tatsächlich eine Telefonzelle im Dorf, direkt an der Hauptstraße, hinter dem Fish-and-Chip-Shop. Der weibliche Roboter der Helpdesk will als erstes meine Landlinetelefonnummer wissen, die ich natürlich nicht weiß. Sie steht in einer E-Mail, an die ich nicht rankomme, weil, naja, kann man sich denken. Ich drehe eine Weile sinnlose Runden mit dem Roboter ("we need to know your phone number" – Stille – "please enter your phone number" – Stille), bis ich endlich in die Warteschleife komme. Nur fünf Minuten später, fünf Minuten, in denen ich die Abgase des Chipshops einatme und auf einmal total satt werde, ist ein Mensch am anderen Ende, eine Frau mit irgendeinem ausländischen Akzent und sehr hoher Stimme, die in jedem Satz dreimal "thank you" sagt. Sie will als erstes meine Telefonnummer wissen. Ich erkläre das Problem. Danach will sie, dass ich alle möglichen Tests mit dem Hub durchführe. Ich weiß schon, was passiert, wenn man diese Tests durchführt, und behaupte einfach, dass ich ihren Anweisungen folge, obwohl ich natürlich gar nicht neben dem Hub sitze. Währenddessen donnern Trucks an der Telefonzelle vorbei. Als nächstes fragt die Stimme, ob der Stecker in der Mitte der Telefondose sitzt oder weiter unten. Bestimmt eine Trickfrage. "Ich glaube, in der Mitte", sage ich, "sehen Sie bitte nach", sagt die Stimme, "okay, er ist ganz sicher in der Mitte", lüge ich. Die Frau ist unglaublich stoisch und nimmt mir meine Märchen

scheinbar ab, obwohl mittlerweile klar sein dürfte, dass ich ganz woanders bin. Vermutlich kann sie auch einfach *sehen*, dass ich in einer BT-Telefonzelle stehe. Aber Protokoll ist Protokoll.

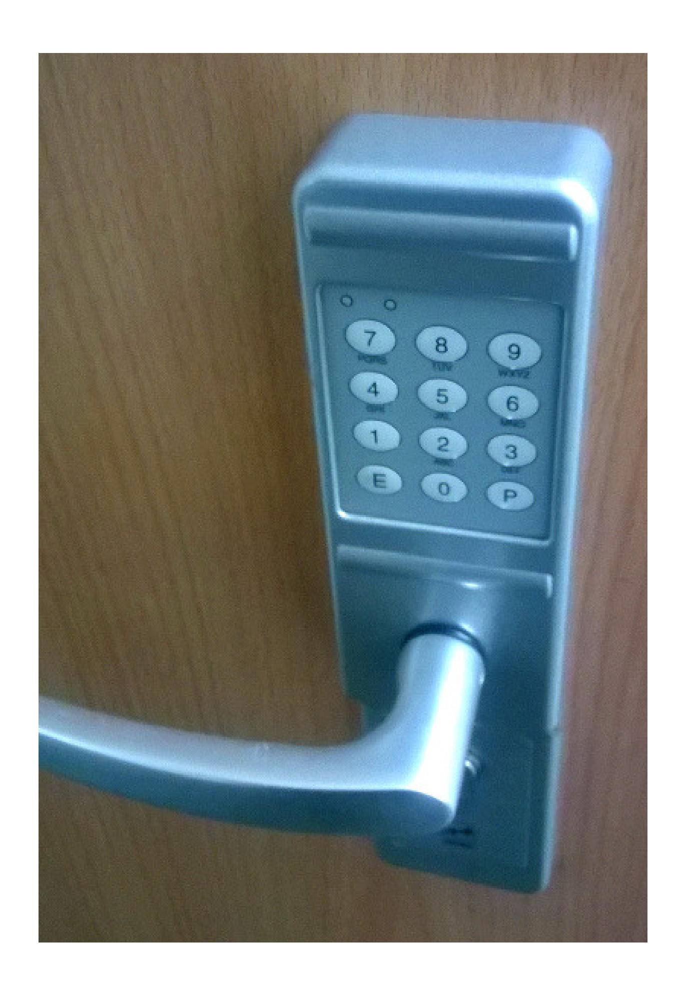
Wir machen einen Test. Am Ende des Tests, so versichert die Stimme, werden wir wissen, wo das Problem liegt. Ganz sicher. Und so kommt es auch. Am Ende stellt sich heraus, dass es im gesamten Dorf kein Internet gibt. Das hätte ich sicher auch leichter rausfinden können, vielleicht durch Fragen der Nachbarn. Bis zehn Uhr abends wird es repariert sein, sagt die Stimme. “Thank you”, sage ich. Schon um acht kehrt das segensreiche blaue Licht und mit ihm das Internet nach Crail zurück.

Aleks Scholz

4.6.2014

Von solchen Toiletten träumt man meist nicht einmal

Ich habe in der Zentralbibliothek der Stadtbücherei Köln ein menschliches Bedürfnis und möchte die entsprechenden Räumlichkeiten aufsuchen. Doch den Zugang erhält man nur in Form eines fünfstelligen Codes (Buchstabe und Zahlen), der an der Informationstheke unter Vorzeigen des Benutzerausweises zu erfragen ist. Übrigens erfüllt er die strengsten Sicherheitsstandards des BSI, der CIA und des YMCA (E1234).



Den Code tippt man dann in die Folientasten und nach drei Versuchen lässt sich die Tür auch öffnen. Übrigens: obwohl die Toilette ebenerdig und mit Aussenfenster versehen ist, wird sie über künstliche Beleuchtung mit Bewegungsmelder beleuchtet. Der schaltet tatsächlich nach drei Minuten aus,

doch zum Glück befindet er sich in der Mitte des Raumes, und man braucht nur einmal aufzustehen, um das Licht wieder einzuschalten. Die Fenster nach außen sind mit schwarzer Folie abgeklebt.

Ich möchte gar nicht wissen, in welchem ~~Parallel~~Spiegeluniversum ich gelandet bin, als ich die Bibliothek betrat. Zum Glück scheinen die Portale in beide Richtungen zu funktionieren.

Thomas Jungbluth

4.6.2014

Ob die eigene Identität nicht doch besser aufgehoben wäre in den Händen von Profis?

Ich versuche, bei Royal Mail online eine Postweiterleitung einzurichten. Royal Mail hat offenbar irgendein fancy System, das meine Identität kontrolliert, und dieses System stellt am Ende ein paar seltsame Fragen. Zum Beispiel, ob ich zur Zeit einen Mobilfunkvertrag an der alten Adresse habe, oder einen Kredit, und ob ich jemals an einer der vier folgenden Adressen gewohnt habe.

Bei der letzten Frage steht zu meiner Überraschung neben drei fremden Adressen 13 Hay Fleming Av., ein Haus, in dem ich 2007 mal vier Wochen gewohnt habe. Aber irgendeine der anderen Fragen habe ich wohl falsch beantwortet, und deshalb glaubt mir Royal Mail nicht. Vermutlich sollte ich besser Royal Mail fragen, wer ich bin, statt umgekehrt, die scheinen das besser zu wissen.

Aleks Scholz

7.6.2014

Träume vom Techniktagebuch und Ian McKellen mit tatsächlichem Nostalgiepotential

Ich träume endlich auch mal vom Techniktagebuch und das geht so:

Aus irgendeinem Grund bin ich mit Ian McKellen befreundet, der gerade in Deutschland unterwegs ist. Die genaueren Umstände bleiben unklar, aber er sitzt an einem Schreibtisch und zeigt mir lustige kleine teilweise anscheinend selbstausgedruckte Heftchen mit Währungsumrechnungstabellen.

Faszinierend, denke ich und frage, ob ich die fotografieren kann fürs Techniktagebuch. Sowas hat man ja heute gar nicht mehr, da guckt man im Internet nach oder, wie mir nachher einfällt, hat einfach die passende App auf dem Smartphone.

Wo ich jetzt in wachem Zustand drüber nachdenke, die Heftchen waren ja immer so Karten in Spielkartengröße, die man sich bei der Bank holen konnte. Manchmal holte ich mir zum Spaß ganz viele verschiedene Karten, nur weil es ging und irgendwie so was Kosmopolitisches hatte. Und dann hatte ich zwar kein Geld, erst recht kein ausländisches, konnte aber immerhin sofort nachgucken, was irgendwas anderes in Mark wert war.

Anne Schüßler

12.6.2014

Geträumt: Endlich mal einen Techniktagebucheintrag mit Kätzchen bebildern

Vom Techniktagebuch geträumt: Ich begegne zufällig einer technischen Neuerung, die – eher als Nebeneffekt – den Umgang mit Kätzchen erleichtert. Hat man vier schwarze Kätzchen, dann zeigt sie nicht nur den Aufenthaltsort dieser Kätzchen an, sondern auch, welches welches ist. Ich freue

mich sehr darüber, dass mir das die Möglichkeit eröffnet, einen Techniktagebucheintrag ganz legitim mit Bildern von Katzenwelpen zu illustrieren. Die Fotos zu machen ist dann allerdings wieder schwierig.

Kathrin Passig

15.6.2014

Ich träume von Google bzw. vom Internet in der echten Welt

Ich träume, dass es neuerdings überall (z. B. in jeder gewöhnlichen Mall, aber auch in Postfilialen), sogenannte „Brockhaus Stores“ gibt. Dies sind peppig eingerichtete Läden, in denen sämtliche je erschienenen Brockhaus-Bände aufbewahrt werden. Die Kundschaft dieser „Stores“ kann die Bände aber weder kaufen noch entleihen, sondern lediglich für Schnellrecherchen nutzen. Man geht hinein, trägt der freundlichen Mitarbeiterin sein Anliegen vor und bekommt das für sein Problem in Frage kommende Buch in die Hand gedrückt. Gleichzeitig ist jeder Brockhaus Store ein *Kampfhundverleih*! Das leuchtet mir ein, denn „Passanten unentgeltlich in Lexika gucken lassen“ erscheint mir als Konzept alles andere als zukunftsträchtig. Man kann diese zwei Services auch verbinden. Ich betrete so einen Store, schlage im Brockhaus-Band M nach, wie ein Mastiff aussieht, und nehme mir einen mit.

Interpretation: Die Welt in meinem Traum ist das Internet.

Torsten Gaitzsch

19. und 20. Juni 2014

Umziehen wird mit dem Netz einfacher, nur das Zeitungspapier fehlt

Bis auf den lästigen Teil mit dann doch noch zu bewegenden Gegenständen habe ich meinen Umzug erstaunlich digital über die Bühne gebracht – und erstaunlich viel funktioniert mittlerweile auch.

Die professionellen Umzugshelfer wurden über eine Umzugs-Auktionsseite gefunden, die nicht professionellen Einpackhelferinnen per Online-Pizza-Bestellung verköstigt. Wunsch-Liefertermine funktionieren (außer bei der Schrank-Auslege-Folie, die vom Lieferanten trotz Breite von 50 cm in nicht packstationsfähigen >1m-Papprollen versandt wurden), auch beim neuen Internetanschluß: Innerhalb eines Tages kommt der Router, und bis zur Schaltung des Telefons kommt das Netz aus einem ebenso mitgelieferten Stick in den Router, der dank LTE hinreichend schnell ist (wenn auch 10 GB/Monat bis Drosselung auf baldige Schaltung hoffen machen).

Auch die neue Waschmaschine kommt aus dem Internet: Wunsch-Liefertermin angegeben, Lieferung bis in den Keller, anschließen lassen für 20 Euro. Früher brauchte ich für sowas Eltern (-20 Euro), meine Kinder werden dereinst wohl gar keine Eltern mehr brauchen.

Das Schwierigste am ganzen Umzug hat auch mit dem Internet zu tun: Um die nötigen Zeitungen zum Einwickeln von Glas und Porzellan zusammenzubekommen, brauchte es insgesamt fünf Personen, die in der Stadt mehrere Ablagestellen der örtlichen Kleinanzeigen-Zeitung abgrasen. In der eigenen Papiertonne hat in meiner Kohlenstoff-Filterblase niemand genug Zeitungspapier.

Felix Neumann

28.6.2014

Liebesbrief 2014

Mademoiselle, 9 Jahre, sitzt mit zwei gleichaltrigen Schulfreundinnen zusammen. Sie gestalten (gemeinsam – das nur nebenher) einen Liebesbrief an einen Klassenkameraden, mit Herzchen, knallrotem Lippenstiftlippenabdruck, allem Drum und Dran.

Hach, wie romantisch. Ein richtiger, echter Liebesbrief!

Den sie dann mit dem Handy abfotografieren und per Whatsapp an den Jungen verschicken.

Novemberregen

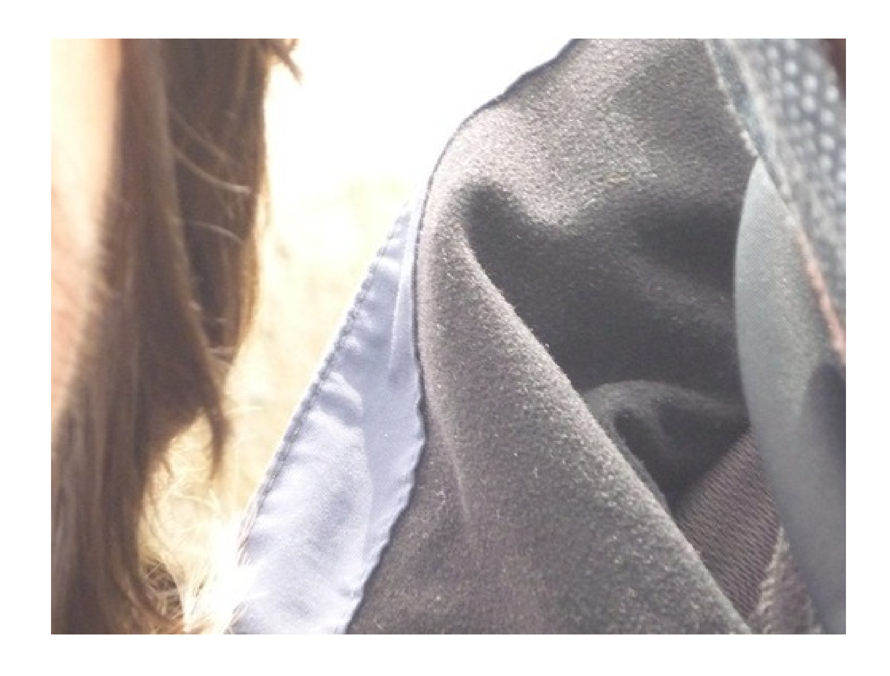
29.6.2014

Ich lerne etwas Wichtiges über Selfies, lasse mir aber nichts anmerken

Jemand macht ein Selfie, auf dem ich mit drauf bin. Ich lasse mir nichts anmerken, begreife aber jetzt erst, dass die Leute Selfies mit der *Front*kamera machen, so dass man vorher sehen kann, was alles auf dem Bild drauf sein wird. Nicht dass ich es bisher anders gemacht hätte. Ich habe mich mit dem Handy einfach überhaupt noch nie selbst fotografiert.

Es gibt eine lange Serie am ausgestreckten Arm gemachter Gipfelfotos, die Aleks und mich auf britischen Bergen zeigen, beziehungsweise auch mal nur einen Haufen Steine und ein Ohr. Ich habe sie noch mit der regulären Digitalkamera angefertigt, nicht mit dem Handy, und dann eben gleich auf dem Display der Kamera kontrolliert, was zu sehen ist.

Meine Haare und ein Stück der Kapuze von Aleks auf dem Gipfel von Carnedd Llewelyn, könnte auch Carnedd Dafydd sein:



Frontkamera also. Man hätte es sich eigentlich auch denken können.

Kathrin Passig

Juni 2014

Eine Internetkrise steht kurz bevor

Ich ziehe für einen Monat für ein Praktikum in eine Großstadt in Westdeutschland. Da die wenigen Wochen mir den Ärger einer Wohnungssuche nicht wert sind, ist der Plan, bei einem Pärchen (beide Ende zwanzig) zu wohnen, mit denen ich über eine Mailingliste in Kontakt gekommen bin. Am Anfang sieht alles ganz gut aus, doch am zweiten Tag kommt der Schock: Die

beiden haben zwar Wlan, aber keinen Internetanschluss. Stattdessen haben sie eine SIM-Karte mit einem Huawei-Modem, mit der man pro Monat 7 GB zur Verfügung hat. Mit den ganzen Internetanbietern gebe es ja immer Ärger.

Da muss ich ganz schön schlucken – ich hänge ja ohnehin mit mindestens zwei Devices (Laptop und Handy) im Netz und kann mir nicht vorstellen, wie 7GB für drei Leute einen Monat lang reichen sollen. Die Gastgeber versichern mir aber, das sei noch nie ein Problem gewesen, sie würden auch viel surfen und immer ihre Mails abrufen und so.

Mir wird dabei schon etwas mulmig, aber zugegeben, ich habe nie darauf geachtet, wie viel Volumen ich eigentlich mit meinem Laptop versurfe – das ist ja das Schöne an einem Internetanschluss. Also nutzen wir zu dritt erstmal weiter das Internet. Das geht auch überraschend lange gut, bis ich einmal schon nachmittags von der Arbeit wiederkomme und innerhalb weniger Stunden (ohne Downloads, wohlgemerkt) ein oder zwei Gigabyte durchhabe. In der Nutzungsstatistik fällt das auf.

Dank einer Planänderung ziehe ich letztendlich fast zwei Wochen früher als geplant aus. Dank mir haben wir da schon beinahe die gesamten verfügbaren 14 GB (es gab eine selten bis nie genutzte Ersatzkarte mit weiteren 7GB im Hause) weggesurft, eine Internetkrise steht kurz bevor.

Internet ist also auch 2014 nicht nur auf Handys eine erschöpfliche Ressource – zumindest in manchen Teilen Deutschlands.

Katharin Tai

1.7.2014

Terrypratchettesker Faxempfang per E-Mail

Wir haben einen neuen Mitarbeiter, dem naturgemäß noch nicht alle Büroabläufe völlig klar sind. Er hat das Büro neben mir, deshalb steht er häufig mit einer Frage in meiner Tür.

Gerade ist er auch da. Er hat seine Visitenkarten erhalten und sich näher angeschaut. Darauf steht eine Faxnummer, und er will von mir wissen, wo es denn überhaupt in diesem Büro ein Faxgerät gibt, auf dem er seine Faxe – sollte ihm je jemand welche schicken – empfangen könnte.

Ich weiß das auch nicht. Irgendwo ist zwar eins, ich habe davon gehört, aber ich habe es in den vergangenen 10 Jahren nicht benötigt und auch nicht besichtigt. Denn Faxe landen natürlich als E-Mail in der Inbox.

Der neue Kollege ist erst zufrieden. Doch dann kommt er noch einmal: Ihm ist aufgefallen, dass seine Faxnummer dieselbe ist wie die vom Nachbarn rechts und auch von mir. Wie können die Faxe also korrekt den Empfängern zugeordnet werden?

„Das ist ganz einfach“, sagte ich. „Sie müssen dem Absender sagen, er soll Ihren Namen gut lesbar auf das Deckblatt schreiben. Das wird nämlich nicht automatisch zugeordnet, sondern im Mutterhaus in New York gibt es ein Fax Department, also echte Menschen, die sitzen in einem Keller und wenn dort Faxe auf dem Papierfax ankommen, scannen sie sie ein, lesen den Namen auf dem Deckblatt und ordnen sie so zu und versenden sie per Mail.“

„Sie machen Spaß“, sagt der Kollege, zufrieden, dass er das so gut erkannt hat. Jedoch, er irrt. Und bekannte Abläufe hinterfragt man oft nicht. Ich habe es die letzten 10 Jahre hingenommen, dass ich offenbar in einem Terry Pratchett-Roman arbeite, in dem es kleine Gestalten gibt, die in Kellerräumen von Wolkenkratzern Faxe in E-Mails verwandeln.

Novemberregen

Seit ca. März 2014

Offenbar nutze ich kaum noch Bargeld

Wie selten ich noch Bargeld verwende, wurde mir gerade erst beim Blick in mein E-Mail-Postfach klar.

Es muss so ungefähr März gewesen sein, als ich aus frühmorgendlicher Duseligkeit beim Versuch, am Automaten Bargeld abzuheben, drei Mal die PIN falsch eingegeben habe, was die Sperrung meiner EC-Karte zur Folge hatte. Ich nutzte dann meine Kreditkarte, um 50 Euro abzuheben.

Es war der 2. Juni, als ich mich, durch einen Zufall daran erinnert, an meine Bank gewendet und die Zurücksetzung meiner PIN erbeten habe:

> Ich glaube, ich habe vor vielen Tagen drei Mal meine PIN falsch eingegeben. Sie sollte wahrscheinlich zurückgesetzt werden.

Es war der 3. Juni, als ich folgende Antwort bekam:

> Gerne haben wir Ihre girocard entsperrt. Bitte reaktivieren Sie die Karte frühestens am 04.06.2014 an einem Geldautomaten der Commerzbank AG durch eine Bargeldverfügung.

Stand heute, 2. Juli, habe ich noch nicht wieder den Drang verspürt, diese Handlung vorzunehmen. In meinem Portemonnaie sind noch rund 35 Euro Restbargeld vom März.

Nachtrag, weil ich gefragt wurde: Ich zahle sehr viel mit Kreditkarte (Supermarkt, Restaurants, Tankstelle etc.) und kaufe selten mal ein Eis o.Ä. nebenbei. Das erklärt vermutlich meinen geringen Bargeldverbrauch.

Johannes Mirus

3.7.2014

Technische Probleme bei der Bargeldeinzahlung

Ich zahle vorgestern Geld auf mein Konto ein, in bar, damit es schnell geht. Denn bei Überweisungen weiß ich nur bei der Postbank, dass Geld sofort auf dem anderen Konto ist, und auch nur, wenn es von einem anderen Postbankkonto kommt.

Meine Bank, die Volksbank Dünnwald-Holweide, nimmt seit einiger Zeit auch während der Öffnungszeiten Bargeld nur noch am Automaten an. Ich stecke also drei Scheine in den Schlitz, und während ich noch gedankenverloren auf das Display schaue, erschreckt mich die Meldung: „Leider ist ein technisches Problem aufgetreten. Ihr Geld wurde im Tresor gespeichert." und der Vorgang mit einem gleichlautenden Quittungsausdruck beendet.

Gestern teilt man mir mit, dass der Vorgang geprüft werde und ich mein Geld schnellstmöglich verbucht bekomme. Aber das ist ein dehnbarer Begriff. Und der Grund für die Bareinzahlung war: Es ist Anfang des Monats, und da kommen viele Einzugsermächtigungen, die, wenn auf dem Konto nicht genügend Geld ist, zurückgehen, mit Ärger und auf jeden Fall überflüssigen Gebühren. Zum Glück ist die Bank bereit, diese dann nicht zurückzubuchen.

Noch einen Tag später, heute, sind die 90 Euro gut geschrieben, und die Lastschriften noch nicht erfolgt. Trotzdem hätte ich das Geld dann auch überweisen können.

Thomas Jungbluth

2. Juli 2014

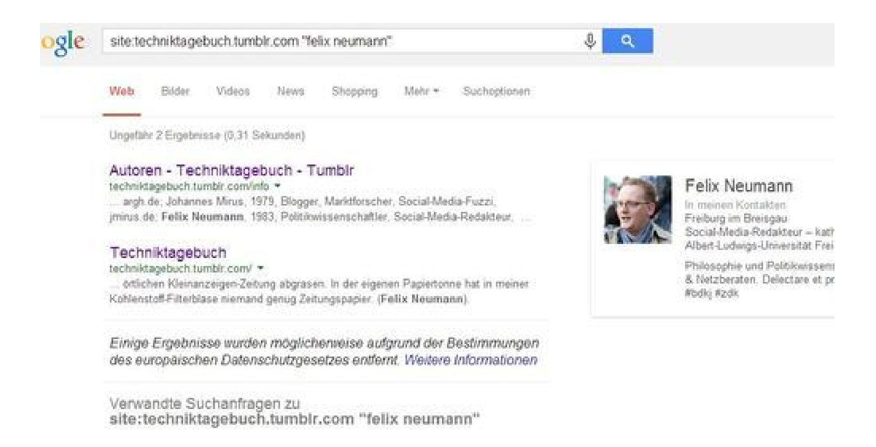
Für eine Liste meiner Techniktagebuch-Artikel brauche ich 1337 h4xX0rZ skillz

Ich möchte eine Liste meiner Techniktagebuch-Artikel zusammenstellen und brauche dafür 1337 h4xX0rZ skillz. Tumblrs Suche sucht nur Tags, eine Funktion alle Artikel von Autor X in Gruppenblog Y scheint es nicht zu geben, und eine Suche nach

```
site:techniktagebuch.tumblr.com "felix neumann"
```

bringt zwei nutzlose Ergebnisse und eine ominöse Meldung, daß Ergebnisse aufgrund von »Bestimmungen des europäischen Datenschutzrechts« gelöscht wurden. Verlinkt wird eine FAQ-Liste, die auf das EuGH-Urteil zum »Recht

auf Vergessen« verweist – ein Recht, das ich weder bisher noch in Zukunft in Anspruch zu nehmen gedenke, ich vergesse auch ohne Rechtsmittel ganz gut.



Zum Glück habe ich meine Texte offline in einer Textdatei gespeichert, also sollten sie doch einfach zu googeln sein mit ein paar Satzfetzen. Suchergebnis: Jeweils einige Suchergebnisseiten, die wg. dynamisch generiert leider bei direktem Klick nichts bringen. Also mcgyvere ich mich durch: die gefundene Seite im Google-Cache öffnen und aus dem Quellcode (denn im Cache wird der Inhalt der Seite nicht angezeigt, oder jedenfalls Ton in Ton) den Artikellink geprokelt.

Sollte ich einmal in die Verlegenheit kommen, eine Leiche verstecken zu müssen: Ich täte es bei Tumblr.

Felix Neumann

7.7.2014

Vinyl-Schallplatten digitalisieren mit kleinen Umwegen

Ich habe die Aufgabe, eine Vinyl-Schallplatte auf CD zu bringen. Das ist nicht ganz einfach, denn normale Schallplattenspieler lassen sich zwar auch an den PC anschließen. Doch sie brauchen, damit der Ton brauchbar klingt, einen „Entzerrer-Vorverstärker“. Ich habe einen solchen, sogar von Terratec mit USB-Anschluss, nur leider nicht mehr die zugehörige CD mit den Treibern und der Software.



Kein Problem, denke ich, Terratec hat bestimmt die Inhalte auch im Internet. Ja und Nein. Ja, das Gerät existiert noch auf der Website, aber Nein, nur in Bildern und PDF-Dateien. Keine Software. Der Mann an der Hotline meint nur (ich höre sein Achselzucken durch die Leitung) das Ding sei von 2007, nö, da gäbe es nichts. Erst auf Nachfrage rückt er den Hersteller heraus, Algorithmix, und – beim Teutates – auf der Website gibt es tatsächlich Software für iVinyl.

Die verlangt eine Seriennummer, die auf der CD-Hülle stehen sollte. Doch mir gelingt es, den Support zu überzeugen, mir eine andere zuzusenden, mit der ich mein Programm installieren und benutzen kann. Den USB-Kasten erkennt und installiert Windows 8.1 sogar ohne zusätzliche Treiber.



Die Schallplatte kann ich auch ohne die Terratec-Variante digitalisieren, denn es gibt auch eine Testversion der entsprechenden Software *Sound Rescue* auf der Algorithmix-Website. Einzige Herausforderung: den Puck finden, der in die Mitte von Singles kommt. Das Programm jedoch ist gut: es entfernt rückstandsfrei die Knickser der betagten schwarzen Scheibe.

Es handelt sich übrigens um einen ungarischen Kerzentanz, den eine Gruppe älterer Damen aufführen möchte. Im gesamten MP3-Bestand des Internets war er nicht auffindbar.

Thomas Jungbluth

8. Juli 2014

Datenschutz für Anfänger im Auto

Wenn ich beruflich mit dem Mietwagen unterwegs bin, höre ich gerne meine eigene Musik, Hörbücher und vor allem Podcasts. Die Verbindung per Bluetooth mit Smartphone funktioniert in der Regel inzwischen recht unproblematisch. Egal bei welchem Auto-Modell, irgendwo in den Einstellungen gibt es die Möglichkeit, neue Geräte zu koppeln. Ich nutze es, wie gesagt, zur Beschallung, theoretisch könnte man damit dann auch über das Bordtelefon telefonieren.

Das Koppeln geht also einfach. Das Entkoppeln in der Regel aber nicht so sehr. Zwar kann man alle verbundenen Geräte auch wieder löschen, die Einstellungen dafür sind aber meist besser versteckt. Und so findet sich in den meisten Mietwagen, in denen ich sitze, eine lange Liste an ehemals verbunden Geräten:



Es stellt sich natürlich die Frage, was von den Telefonen auf die Bordelektronik geladen wird. Und was passiert, wenn der Besitzer des Telefons später einmal, zum Beispiel an einer Ampel, neben dem Auto steht, mit dem er sich noch automatisch verbinden kann. Ich stelle mir das Gesicht des Autofahrers vor, wie er plötzlich einen Podcasts über, sagen wir, das Fliegenfischen hört oder einen Anruf bekommt.

Und es stellt sich natürlich die Frage, inwieweit diese dauerhafte Kopplung Schwierigkeiten für den Datenschutz bedeutet. Im Sommer 2014 sind die Geheimdienstenthüllungen rund um NSA und BND noch sehr frisch. In diesem Zusammenhang finde ich den Namen des gekoppelten Geräts hier in der Mitte sehr interessant, den ich heute entdeckte:



Da braucht wohl jemand noch mal eine interne Schulung zum Datenschutz auf Telekommunikationsgeräten und im Auto. Und zur Geheimhaltung.

Marcus Albrecht

15. und 16.7.2014

Einfach mal eine Facebookseite zum Techniktagebuch einrichten. EINFACH

„Sollte es nicht auch mal eine Facebookseite zum TT geben?“, fragt Torsten Gaitzsch nebenbei. Ja, sollte es, mach das doch mal, sage ich. Gar nicht mal, weil ich schon ahne, dass es kompliziert werden wird. Aber man hätte es natürlich wissen müssen.

Man kann nicht einfach den Twitterstream des Techniktagebuchs zu Facebook leiten, weil jeder Facebooknutzer nur einen einzigen Twitteraccount mit Facebook verbinden darf: „A different Twitter account is already connected to your Facebook account."

Ok, dann verbinden wir eben Tumblr direkt mit Facebook. Das darf man zwar auch nur ein einziges Mal machen, aber da ich sonst kein Tumblr-Blog habe und auch keines plane, opfere ich meine Tumblr-Facebook-Verbindung.

Anders als bei der Twitter-Verbindung von Tumblr kann man sich allerdings nicht aussuchen, welche Vorschau aus dem Blogbeitrag bei Facebook gezeigt werden soll. Es sind die ersten 250 Zeichen, danach endet der Beitrag mit einem „. . . ", das nicht etwa einen Link darstellt. Man muss auf „View Post" klicken, wenn man wissen will, wie es weitergeht, und auch diese Option ist nur auf der Techniktagebuch-Facebookseite und nicht im allgemeinen Stream zu sehen, wie sich bald herausstellt.

IFTTT wird vorgeschlagen, aber Charlotte hat bereits schlechte Erfahrungen mit sinkender Facebook-Sichtbarkeit durch IFTTT-Einsatz gemacht, und ich merke, dass in meinem eigenen Facebookstream der Dienst auch schon seit Monaten nicht mehr vorgekommen ist. Außerdem kann man natürlich auch nur einen einzigen IFTTT-Account pro Person mit Facebook verknüpfen, genau wie man „nur je einen $IRGENDWAS-Account mit IFTTT verbinden kann. Grrrr!" (Thomas Renger)

„RSS Graffiti kommt wegen des kaputten RSS bei tumblr nicht in Frage?", fragt Thomas, aber ich will gar nicht so genau wissen, was er damit meint.

„Doch mal IFTTT ausprobieren?", schlägt Johannes vor. „Kann leider nicht sagen, wie es dann aussehen wird, wenn wir aber den Twitter-Account nehmen, wird es wohl ein t.co-Link sein, der auf einen ift.tt-Link verweist, der auf den Tumblr-Shortlink verweist. Aber immerhin dürfte er anklickbar sein."

Am Ende nehmen wir doch die Twitter-zu-Facebook-Methode, weil sich herausstellt, dass Johannes noch eine ungenutzte Twitterverbindung frei hat.

„Und dann gleich einen Beitrag dazu schreiben! (Ich würde es ja selbst machen, sitze aber gerade im Zug)", sagt Torsten.

„Aber dann denken die Leute wieder, es ist ein Blog, das nur von Technikproblemen handelt“, wende ich ein. Das sei kein Grund, etwas nicht aufzuschreiben, finden die anderen. Tja.

Kathrin Passig

23.7.2014

Wie ich mal versehentlich einen elektrischen Drill Instructor hatte

Seit ein paar Monaten laufe ich. Darüber kann man in Kenntnis meiner sportlichen, äh, Vorgeschichte durchaus schmunzeln, denn wer zur Hölle hätte das gedacht.

Aber nun, es ist so. Jetzt ist natürlich Laufen heute nicht mehr dasselbe wie Laufen vor 10 Jahren: Schlumperbüx und Turnschuhe an und los. Heute hat man 150 € teure Laufschuhe sowie krasse Funktionsklamotten und natürlich trackt man seine Route, denn alles andere wäre ja altmodisches Joggen (Schlumperbüx und Turnschuhe, wir erinnern uns).

Und außerdem, wie sollte sonst alle Welt davon Kunde bekommen, wie weit man wann in welcher Zeit gehoppelt ist? Nicht dass ich das vorgehabt hätte, als ich kürzlich Runtastic auf meinem iPhone installierte. Ich wollte eigentlich nur für mich selbst wissen, wie weit eigentlich die Strecken sind, die ich so gemeinhin konsumiere – ohne Statistik, ohne automatisches Posting auf facebook, das wäre mir alles viel zu peinlich.

Ich installierte also flugs Runtastic, steckte das iPhone in die dafür vorgesehene Ärmeltasche meines Hightech-Laufshirts und trabte los. Es gab nur mich, den Waldweg, ein paar zwitschernde Vöglein und meinen Atem, sonst Stille.

Weit war ich noch nicht gekommen, da plärrte plötzlich aus dem Nichts in Turbojet-Lautstärke eine unangenehme Frauenstimme irgendwas von „ONE KILOMETRE!!!“ und „SOUNDSOVIEL MINUTES!!!“.

Waaahhhh, HERZINFARKT! Und das nur, weil ich mich mit der App vorher null beschäftigt hatte und nicht wusste, dass die mitinstallierte Dame einen nach jedem Kilometer den Stand der Dinge durchgibt, sofern man ihr nicht den Mund verbietet. Ob man da bitte einen entsprechenden Warnhinweis vorschalten könnte? Bitte? Dankesehr. Orrr.

Lilian Kura

31.07.2014

Mein Handy ist kaputt und schon habe ich keinen Wecker mehr

Mein Handy ist seit zwei Tagen kaputt. Dass ich unterwegs nicht twittern kann, schmerzt etwas, ist aber in Ordnung, da ich momentan eh die meiste Zeit von zuhause arbeite, telefonieren kann ich vom Festnetz aus und als SMS-Ersatz gibt es ja Facebook Messenger und Twitter-DMs.

Nur eine Sache fehlt mir wirklich: Der Wecker.

Katharin Tai

6.8.2014

Facebook blockiert Heinz Erhardt

Ich erwähne in einem Facebookchat die URL eines Hörbuch-Downloadportals – ohne rechtswidrige Absichten, sondern lediglich um meinem Chatpartner zu zeigen, wie viele Heinz-Erhardt-Alben es gibt. Doch er bekommt die Adresse nie zu sehen, denn Facebook schaltet sich dazwischen und vermeldet:



Der die inkriminierte URL enthaltende Text bleibt solange in meiner Chateingabezeile stehen, bis ich ihn vollständig gelöscht habe.

Torsten Gaitzsch

Frühjahr 2013 bis heute

Pornographie und Eingabehilfe

Manchmal schaue ich mir Filme auf Youporn an. Dafür benutze ich grundsätzlich den privaten Modus des Browsers. Cookies und Browserhistory sind mir relativ egal, aber mir ist es unangenehm, was die Autovervollständigung beim Eingeben von URLs so zeigt, schließlich benutze ich meinen Rechner nicht immer alleine.

Das funktionierte für meine Zwecke ausreichend, bis mir auffiel, dass meine Eingaben ja nicht nur im Browser gespeichert werden, sondern bei meinen Android-Geräten auch in der Eingabehilfe. Wenn ich auf meinen Telefon ein “y” eingebe, ergänzt es automatisch “youporn.com”. Ich habe noch keinen

Weg gefunden, das zu beheben, ohne die Eingabehilfe als Ganzes abzuschalten. Eine App, mit der ich mein Autovervollständigungswörterbuch editieren oder zurücksetzen kann wie meine Browser-History, ist mir nicht bekannt.

Solche Lücken gibt es einige. Beispielsweise zeigt mein Browser sehr seltsame Werbung, seit ich bestimmte Themen recherchiert habe. Das spielt zwar bei Vorträgen keine Rolle, kann aber schonmal zu Lachern führen, wenn man mit mehreren Leuten vor dem Rechner sitzt.

Eine wirklich peinliche Situation verdanke ich den Notifications, die Mac OS X oben rechts einblendet. Während einer Präsentation war für einige Minuten mein Desktop zu sehen. Das ist nicht weiter schlimm, aber ich bekam genau in diesem Moment eine Direct Message auf Twitter mit sehr explizitem Inhalt, die deutlich fürs Publikum zu lesen war. Ich habe dann versucht, möglichst unauffällig in den Präsentationsmodus zu wechseln und habe nach Ende des Vortrags als erstes diese Notifications für Twitter komplett abgeschaltet. Vielleicht sollte ich aber auch einfach nicht mehr vom eigenen Rechner präsentieren, sondern die Hardware nutzen, die die Veranstalter so bereitstellen.

Alan Smithee

10.8.2014

Kein Wecker, aber das Wetter in Kempen, Palma de Mallorca und Tönisvorst

Der zweite Versuch in diesem Jahr, nach Mallorca zu kommen. Morgen geht der Flieger und noch ist niemand krank oder verunfallt.

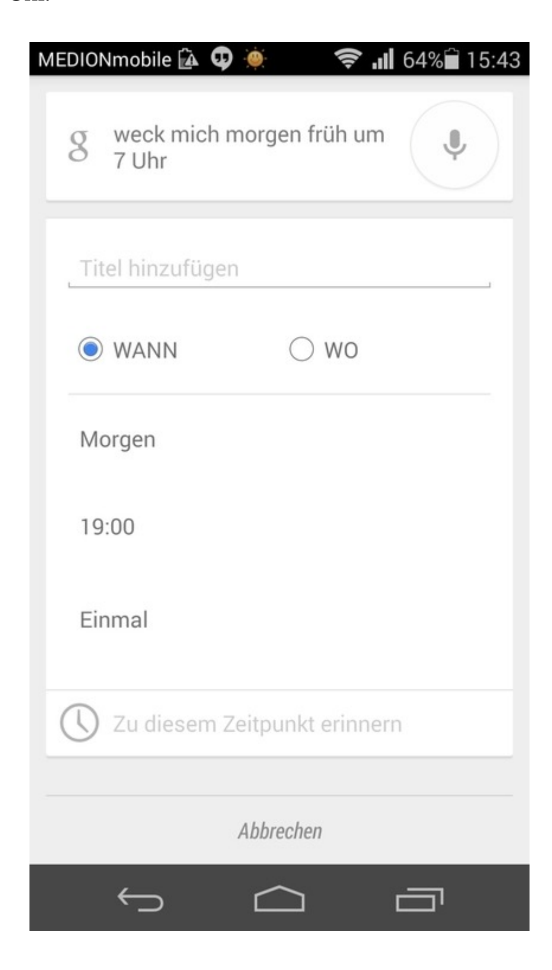
Wir müssen um sieben Uhr morgens aufstehen und ich beauftrage den dienstbaren Geist in meinem Android-Handy.

“Ok Google. Weck mich morgen um sieben Uhr.”

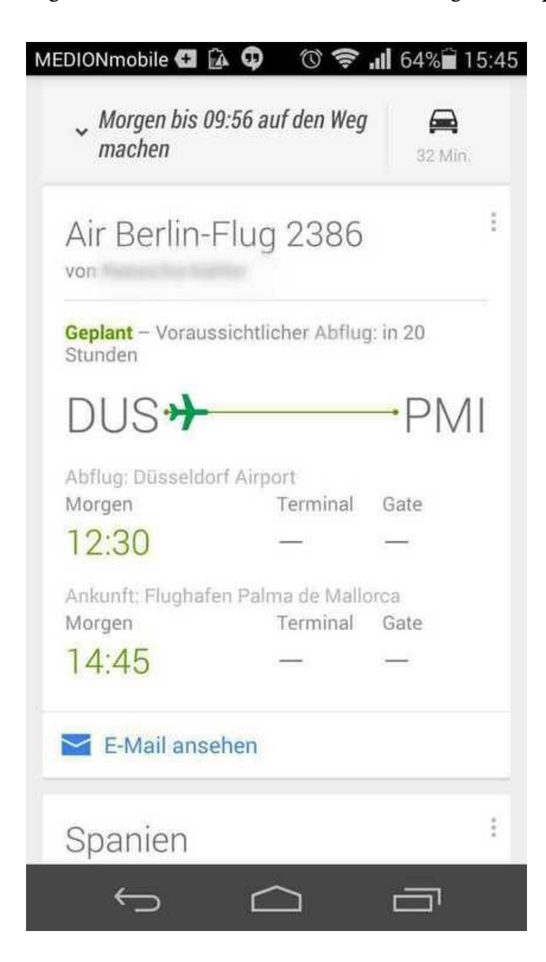
Google Now springt auf und schlägt einen Termin um 19 Uhr vor.

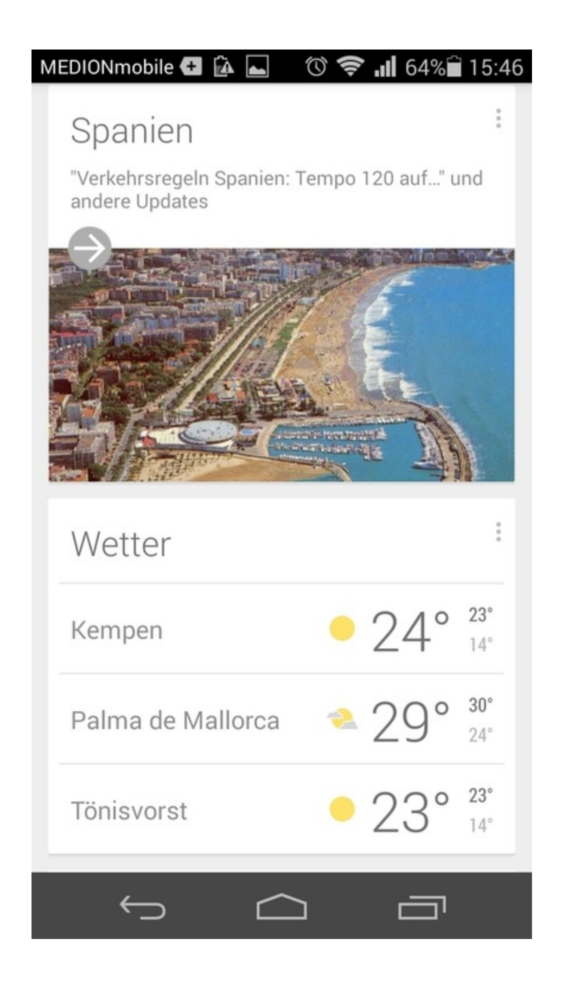
“Ok Google, weck mich morgen früh um sieben Uhr.”

Das selbe Ergebnis. Es wird nicht der Wecker auf 7 Uhr gestellt, sondern ein Termin in den Kalender eingetragen, und nicht um sieben Uhr früh, sondern um 19 Uhr.



Immerhin finde ich beim Runterscrollen interessante und wirklich dienstbare Infos: Wann der Flug nochmal geht (aus meinen Mails gelesen), wie das Wetter in Palma gerade ist und Infos zu den Verkehrsregeln in Spanien.





Volker König

11.08.2014

Hochzeitsfotos einsammeln: ein unterschätzter Aufwand

Auf der Hochzeit wurden eine Menge Fotos gemacht. Es gab die von der Fotografin, die mit zwei DSLR-Kameras und etlichen Objektiven herumrannte. Es gab fünfzehn Einwegkameras mit Analogfilm, die auf den Tischen der Gäste verteilt waren. Und es gab natürlich zahlreiche Kameras und Handys der Gäste, die Szenen festhielten.

Was mit den Einwegkameras geschieht, ist klar. Darum müssen wir uns selbst kümmern. Das letzte Mal habe ich im vergangenen Jahrtausend einen analogen Film zur Entwicklung gegeben. Angeblich bekommt man heutzutage wenigstens automatisch eine CD mit den gescannten Bildern dazu. Falls nicht, muss ich mir zum Scannen mal einen Tag frei nehmen.

Die Bilder der Fotografin werden uns nach Bearbeitung auf jeden Fall auf CD erreichen. Aber alle anderen Fotos werden wir nun mühsam einsammeln müssen. Erste Vorgespräche führte ich schon während der Feier.

„Die Fotos lässt du uns aber bald zukommen, ja?“

„Klar! Auf welchem Weg?“

„Leg sie doch einfach in eine Dropbox oder so!“

„Hä?“

„E-Mail?“

„Ist das nicht zu groß dann?“

„Ja, bestimmt.“

„USB-Stick!“

„Den kriegst du nicht wieder.“

„CD-Rom?“

„Per Post?“

„Oder wenn wir uns mal wieder sehen.“

„Haha, ja, genau."

Tag zwei nach der Hochzeit, und es gibt immer noch kein einziges fotografisches Dokument, das ich herumzeigen könnte.

Johannes Mirus

11.8.2014

Handschriftliche Kündigung aufgrund von Digitalisierung. Und Prokrastinationshintergrund

Ich muss (schwersten Herzens) meine BahnCard 100 kündigen, weil ich sie ja nicht mehr brauche.

Allerdings ist bei unserem Drucker eine Patrone leer, Gedrucktes kommt also in seltsamen Farbtönen raus, weil eine Farbe fehlt. Möglicherweise gibt es eine Option, dem Drucker zu sagen, dass er bitte nur schwarz-weiß drucken möge, aber das herauszufinden dauert bestimmt locker fünf Minuten und muss dringend in die ferne Zukunft prokrastiniert werden.

Drucken geht also nicht. Man kann auch nach wie vor nichts per Mail kündigen, man muss ja immer irgendwo unterschrieben. Vermutlich gibt es auch dafür mittlerweile Lösungen, aber auch das müsste man erst herausfinden.

Solange ich also nicht drucken kann, Kündigungen und ähnliches aber immer noch hauptsächlich auf postalischem Weg und unterschrieben eingefordert wird, greife ich zu abgefahrenen Mitteln. Ich nehme ein Blatt Papier, schreibe die Kündigung mit Kugelschreiber per Hand, unterschreibe, falte das Papier zusammen und stecke es in einen Umschlag.

Eine Schreibmaschine wäre hier praktisch gewesen. Auf der anderen Seite ist es ja auch nicht mein Problem, dass jetzt irgendjemand meine Handschrift entziffern muss. Der Inhalt bleibt ja der gleiche.

So führt die zunehmende Digitalisierung des Alltags dazu, dass in bestimmten Bereichen wieder die basalsten Techniken angewendet werden. Jedenfalls bei Menschen mit Prokrastinationshintergrund.

Anne Schüßler

13.8.2014

Ein Skype-Interview. Vollständig bekleidet spreche ich mit dem Rand meines Macbooks

Ich bekomme per Mail eine Interviewanfrage vom NDR: „Am liebsten in Studioqualität, wenn Sie das einrichten können, sonst per Telefon oder Skype." Ich bin in Schottland, weit weg von Studios, ohne Festnetz (es gibt einen wahrscheinlich funktionierenden Anschluss, aber kein Telefon), mit fragwürdigem Handyempfang, und sage deshalb: Skype oder gar nichts. Es ist nicht mein erstes Skypeinterview, aber das erste Mal, dass eine Radiojournalistin von sich aus Skype vorschlägt.

Vorsichtshalber ziehe ich gleich Hosen an, weil ich mir nicht ganz sicher bin, ob NDR Radio oder nicht doch auch Fernsehen ist. Es dauert dann noch ein bisschen, bis die Journalistin den Namen des hauseigenen Skype-Accounts herausfindet, ich mich an die Zeitverschiebung zwischen Deutschland und Großbritannien erinnere und wir die Hürden der Skype-Kontaktherstellung überwinden. Aber schon sechs Mails und einige Skypechatnachrichten später steht die Verbindung. Ohne Bild zwar, das wird aber offenbar nicht gebraucht.

Die Tonqualität sei nicht gut, sagt die Journalistin. Ich sage: „Ich kann ja mal versuchen, näher ans Mikro ranzugehen, ich weiß nur gar nicht, wo das Mikro ist an meinem Rechner . . . ist es so besser?" Auf gut Glück probiere ich es mit dem linken Rechnerrand, an dem sich – nachträglich ergoogelt – beim 11-Zoll-Macbook tatsächlich das Mikro befindet: Es sind die zwei winzigen

Löcher rechts von der Audiobuchse. Den Rest des Interviews spreche ich mit dem linken Rechnerrand. Das würde ich gern immer so machen, es ist viel angenehmer, als die ganze Zeit mein eigenes Bild zu sehen.

Kathrin Passig

13.8.2014

Aus dem Chat der Techniktagebuchredaktion: Swypen überzeugt. Zumindest auf der Amüsierfront

Aus dem Chat der Techniktagebuchredaktion. Volker König ist derzeit in Urlaub und schreibt vom Handy aus, dafür benutzt er Swype (oder ein ähnliches Tool), bei dem man eher so über die Tastatur wischt und dann automatisch irgendwie das richtige Wort erkannt werden soll.

> **Volker König**: Die wichtigsten Sonderzeichen sind ja auf rege Tastatur verfügbar.
>
> **Anne Schüßler**: Swypest du wieder?
>
> **Volker König**: Ist eine fast zehnjährige beim Tauchen mit Sauerstoff ein Thema, die tun Luftholen über das Atemgerät immer auftauchen will?
> Ich hab es auch unter so versucht…
> Immer, nicht unter
>
> **Frank Lachmann**: ich glaube ja, swypen sollte mal ein tt-thema werden
> (der wandel von sprache im zeitalter der „texterkennung".)
>
> **Volker König**: Aber hallo.
> **Volker König**: Immerhin bin ich mal in eines der 13.075 freuen WLAN in Palma auch rein gekommen.

Thomas Jungbluth: Wir freuen uns auch darüber

Volker König: Hab in zwei Tagen 100mb Volumen verbraucht
Immerhin bin ich mal in eines der 13.075 freuen WLAN in Palma auch rein gekommen.
Hab in zwei Tagen 100mb Volumen verbraucht
Immerhin bin ich mal in eines der 13.075 freuen WLAN in Palma auch rein gekommen.

Anne Schüßler: Swypen scheint mir ein überzeugendes Konzept zu sein.

Frank Lachmann: eigentlich würde es für den anfang schon reichen, genau diese letzten paar minuten chat-log im tt zu posten.

Volker König: Dieses WLAN hier auch, ich lese alles mehrfach. Schreibe ich auch mehrfach?

Anne Schüßler: Ja.

Anne Schüßler

14.8.2014

Mysterium Zwischenablage

Ich erkläre dem Vater den Screenshot. Es handelt sich um einen Vorgang, der aus mehreren komplizierten Schritten besteht. Zunächst muss man die Screenshot-Taste (Windows) identifizieren. Danach braucht man ein Hilfsprogramm namens Paint, das das Bild in der Zwischenablage wieder anzeigt und ordentlich speichern kann. “Das sind ja ganz schön viele Schritte, viel komplizierter als Ausdrucken und Wieder-Einscannen”, kommentiert der Vater. Ich will schon “NEIN” sagen, da fällt mir ein: Vermutlich hat er recht.

Die Zwischenablage selbst ist das größte Mysterium überhaupt. Ich denke darüber nach, ob es sinnvoll ist, zu erklären, dass die Bilder tatsächlich immer noch auf dem Computer sind, innendrin, aber vermutlich ist die Existenz einer unsichtbaren Abstellkammer leichter zu akzeptieren als die von Elektronen und Halbleitern. Wir kopieren zusammen URLs von Google Maps in eine Email, mit Hilfe der Tastenkombinationen Strg-C und Strg-V. "Viel einfacher als Abschreiben", sage ich unsicher.

Aleks Scholz

13.8.2014

Wasserkraft und Telefon

Bei einer Wanderung im Tösstal kommt man an einer grossen Zahl von Industrieanlagen vorbei, Zeugen einer langen Geschichte der Textilindustrie – wobei natürlich fast alle Fabriken stillgelegt sind. Zu den Fabriken oder ihren Überbleibseln kommt ein System von Kanälen, Schleusen und Wasserkraftanlagen aller Art. Mit der Wasserkraft der Töss wurden die Fabriken betrieben. Einige der Anlagen sind in einem erstaunlich guten Zustand. Als wir eine, nunja, Wasserbrücke passieren (eine Brücke, die kanalisiertes Wasser in einem dicken Rohr über den Fluss führt), kommt gerade ein Fahrzeug aus einer der wenigen Fabriken, die noch produzieren. Ein Arbeiter steigt aus und macht sich in einem Kontrollhäuschen neben der Wasserbrücke zu schaffen.

Wir fragen uns, ob es sein kann, dass diese uralten Wasserkraftanlagen tatsächlich noch in Betrieb seien. Oder ob es einfach zu teuer wäre, die ganzen Anlagen zu demontieren und man darum einfach nur hie und da kontrolliert, ob nicht gerade etwas zusammenfällt.

Später, im Gasthaus «Löwen» erklärt uns der Wirt, dass diese Wasserkraft-Anlagen tatsächlich fast alle stillgelegt wurden. Die wenigen aber, die erhalten wurden, gehören mittlerweile (unerwarteterweise) zu den besten Einnahmequellen ihrer Besitzer – denn der Strom, der mit ihnen erzeugt werde, könne heute zu Spitzenpreisen als Ökostrom verkauft werden.

Im Löwen, der aussieht, als wäre an ihm ungefähr seit der Installation der Wasserkraftanlage nichts verändert worden, findet sich neben dem Eingang ein kleines Kabäuschen mit einem uralten Telefon und einem kleinen Möbelchen (Eiche, Resopalabdeckung), das 8 Fächer für Telefonbücher aufweist. Ich überlege, ob mir noch andere technische Installationen einfallen, die Jahrzehnte, nachdem sie vermeintlich obsolet geworden sind, unter anderen Vorzeichen plötzlich wieder aktuell werden. Es ist schwer vorstellbar, dass das Telefon mit der Wählscheibe irgendwann plötzlich wieder Geld einbringt, aber vielleicht tut der Löwenwirt dennoch gut daran, es noch nicht zu verschrotten?

(Vielleicht wird das Telefon irgendwann darum interessant, weil es einem ermöglichen wird, ohne Überwachung zu kommunizieren?)

Lukas Imhof

15.08.2014

Toilettenverfügbarkeitsanzeige in Echtzeit

Wer in Taipei in einer U-Bahn-Station auf eine öffentliche Toilette geht, muss nicht die Türen abgehen und überprüfen, welche von ihnen man benutzen kann – stattdessen kann man schon vor dem Betreten der Örtlichkeit in Echtzeit auf einer elektronischen Anzeige nachschauen, welche Kabinen gerade frei und welche besetzt sind.



Katharin Tai

16.8.2014

So ist das also mit diesen Google Photos

Ich muss erst im Techniktagebuch-Redaktionschat nachfragen, was Natalia Kauz in ihrem Beitrag eigentlich meint mit „Google Fotos“, damit ich es verlinken kann.

Volker König weiß es: „Die ehemaligen Picasa Web Alben, die jetzt in Google Plus integriert sind. Sind wirklich lustig, ich hab letztes Jahr ne Serienaufnahme einer Bucht gemacht, um den leuchtenden Leuchtturm drauf zu

bekommen, nach dem Hochladen hat Google daraus automatisch ein Video gemacht. Oder die Reisen als ‘Stories’ zusamenfassen – auch lustig. Ich finde die Fotos aber auch nie so richtig.“

Das beantwortet eine Frage, die ich mir heute morgen ganz kurz gestellt und dann ignoriert habe. Der Bilderviewer meines Handys fragte mich, ob ich nicht doch meine Fotos mal automatisch irgendwohin hochladen wolle. Und weil der Verlust der Fotos am schmerzlichsten (beziehungsweise überhaupt der einzige echte Datenverlust) war, als ich das Handy kürzlich mal ein paar Stunden lang verloren glaubte, bin ich dem Vorschlag gefolgt. Dann kam noch irgendeine unverständliche Frage, die was mit Google Drive zu tun hatte, ich dachte „egal“ und wählte auf gut Glück eine der beiden Optionen.

Nur um den Link für Natalias Beitrag zu kopieren, suche ich die Fotoabteilung in Google Plus, und da sind bereits alle meine Fotos. Nicht nur das. Vor zwei Tagen habe ich eine mögliche schottische Badestelle in mehreren Einzelteilen fotografiert und dabei gedacht „wenn ich mich mehr für die Funktionen meiner Kamera interessieren würde, würde ich jetzt ein Panoramabild machen“. Google hat das ungefragt für mich erledigt:



(Das Bild zeigt die Badestelle bei Ebbe, aber wie eine Badestelle bei Ebbe aussieht, ist natürlich viel wichtiger, als wie sie bei Flut aussieht. Bei Flut sind alle Badestellen gleich.)

Kathrin Passig

16.8.2014

Ampeln regeln den Kassenverkehr im Supermarkt (vielleicht)

Im Edeka-Markt in Leverkusen-Küppersteg regelt man den Kassenverkehr mit Rot und Grün im Design ostdeutscher Fußgängerampeln. Sie zeigen an, ob eine Kasse offen ist oder nicht. Oder ob sie frei ist?

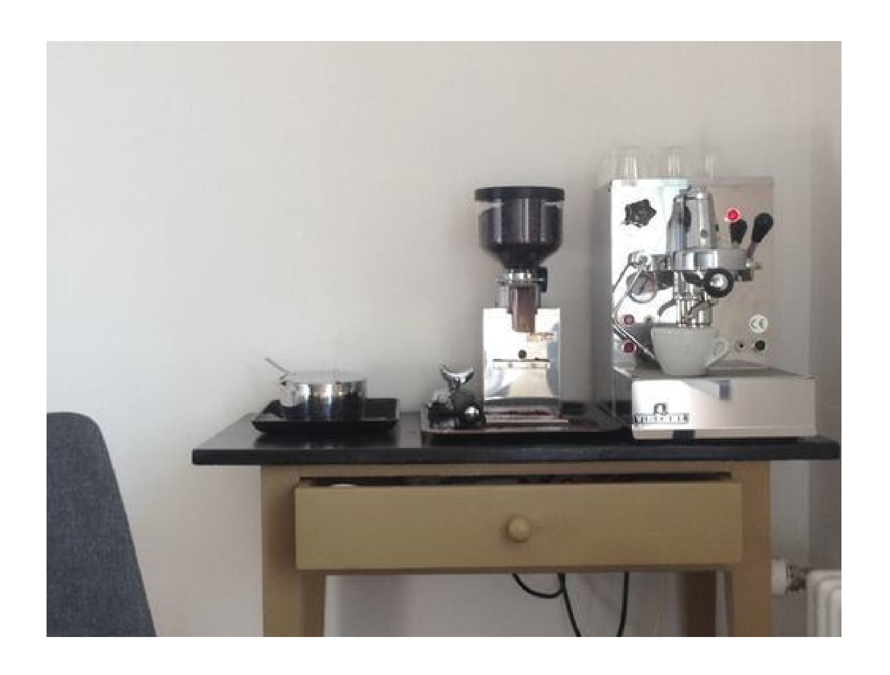
Es ist nicht zu erkennen, oder die Ampel ist defekt. Jedenfalls sind beide Kassen offen, und an der mit dem roten Licht stehen mehrere Kunden.



Thomas Jungbluth

August 2014, aber auch vorher und nachher

Knopf SET 41x drücken



Die Vibiemme Domobar ist eine solide, einfache Einsteigermaschine für Leute, die eine gute und dauerhafte Kaffeemaschine wollen, ohne mehr als 1000 Euro auszugeben. Wären alle technischen Geräte so dauerhaft und zeitlos wie die Domobar, bräuchte es kein Techniktagebuch – ein Techniktagezettel würde reichen: Die Maschine wird seit den 1970er Jahren praktisch unverändert gebaut. Technische Änderungen gab es in den 40 Baujahren zwei: Eine mechanische Wasserstandschutzschaltung und ein Expansionsventil wurden irgendwann eingeführt. (Näheres hier.) Andere Änderungen waren rein optischer Natur. Die verwendete Brühgruppe mit ihrem druckge-

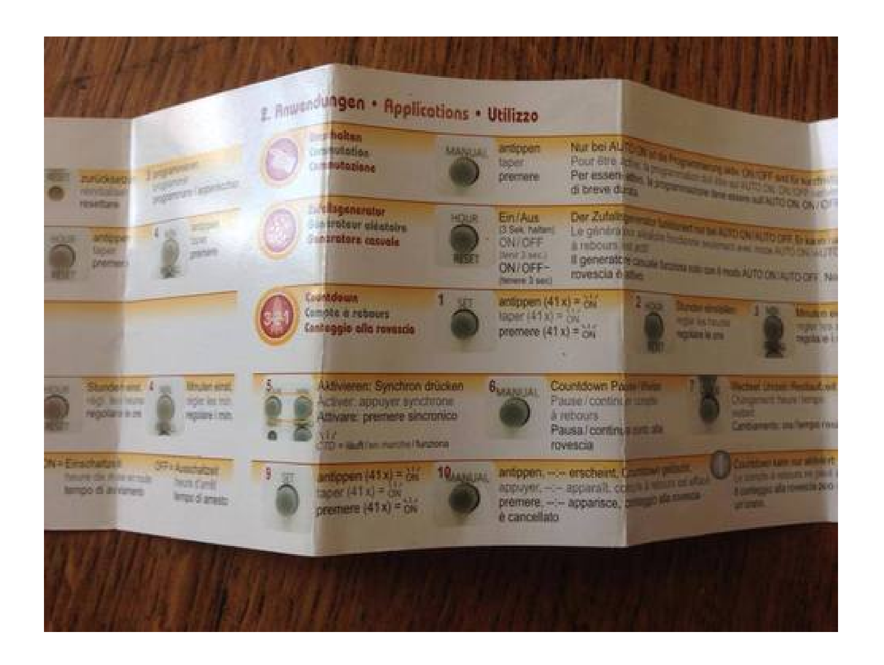
steuerten Vorbrühsystem, die “Faema E61”, wurde sogar schon 1961 patentiert, ist bis heute in nichts veraltet, wird nach wie vor unverändert gebaut und tausendfach eingesetzt.

Die Maschine hat jedoch im Alltagsgebrauch ein Problem: Sie besteht aus 17 kg Metall. Wenn das Wasser im Boiler heiss ist, heisst das also noch lange nicht, dass auch der Kaffee heiss in die Tasse fliesst. Er kommt auf seinem Weg vom Boiler in die Tasse einfach an zu viel kühler Masse vorbei. Die Maschine muss ungefähr 20 bis 30 Minuten vor dem ersten Kaffee eingeschaltet werden, sodass sie beim Bezug komplett durchgeheizt ist.

Die meisten Besitzer einer Domobar haben das mit einer vorgeschalteten Zeitschaltuhr gelöst. Weil man am Wochenende gerne etwas länger Kaffee trinkt als unter der Woche, verwendet man gerne eine digitale Zeitschaltuhr, die man entsprechend programmieren kann.

Nun ist es so, dass es praktisch unmöglich ist, eine gute Zeitschaltuhr zu kaufen – wobei nie der Funktionsumfang das Problem ist, dieser ist im Allgemeinen eher zu gross, sondern die Bedienung. Es scheint mit so wenigen Knöpfen und einem kleinen, um ein paar Piktogramme erweiterten Siebensegment-LCD-Display einfach nicht möglich, eine vernünftige Benutzerführung zu programmieren. Meine Zeitschaltuhr ist dermassen unlogisch zu bedienen, dass es einfacher ist, sie zu umgehen, wenn man ausserhalb der programmierten Kaffeebezugzeiten Kaffee machen möchte, als den Strom kurzzeitig auf ON zu schalten. (Sie hat aber immerhin einen Akku, sodass man sie nicht jedesmal neu programmieren muss.)

Um die Zeitschaltuhr überhaupt bedienen zu können, ist man zwingend auf die Bedienungsanleitung angewiesen. (Ich bewahre diese, ein medikamentenbeipackzettelähnliches Faltblättchen, darum in unmittelbarer Nähe zur Zeitschaltuhr, also in der Schublade des Kaffeemaschinentischchens, auf.) Sie enthält die üblichen Tricks der Bedienerführung mit beschränkten Bedienelementen, also Knöpfe, die gleichzeitig (“Knopf ON und Knopf RESET gleichzeitig drücken bis CTD blinkt”) oder für eine bestimmte Zeit (“Knopf HOUR/RESET 3 Sekunden halten”) gedrückt werden müssen.



Meine Lieblingsanweisung ist aber die Programmierung des Countdowns. Sie besteht aus 10 Schritten und der erste besteht, ich scherze nicht, aus der Anweisung, den Knopf SET 41x anzutippen. Einundvierzig Mal. Schritt 9 besteht dann noch einmal aus 41-maligem Antippen von SET, und nach Schritt 10 kommt dann der Hinweis, dass der Countdown nur unter bestimmten Bedingungen funktioniert. Bis man diesen Hinweis liest, hat man gegen einhundert Mal auf die winzigen Knubbelknöpfe aus grauem Gummi gedrückt.



Es war dieses Detail, das meine Meinung zur Automation und Digitalisierung von Haustechnik-Installationen geändert hat. Nach wie vor glaube ich nicht so recht an Kühlschränke, die selber fehlende Lebensmittel nachbestellen. Aber eine moderate, flexibel nachrüst- und programmierbare Automation wäre wohl auch in Privathaushalten sinnvoll – etwa Steckdosen, die bequem per App programmiert werden können.

Lukas Imhof

18.08.2014

Eine Brille für Mona Lisa

Wenn man ganz viel Zeit hätte – also nicht so wie ich, der ich ständig unter Druck stehe und bei einem Glas Wasser (keine Kohlensäure!) von sechs bis 22 Uhr konzentriert arbeite – dann könnte man sich ein kostenloses Kundenkonto bei einem der vielen Brillenversender im Netz anlegen. Nur theoretisch, als ernster Mensch spreche ich bei so lächerlichen Dingen immer im Konjunktiv. Hätte man das getan, könnte man endlich der gesamten Kunstgeschichte zeitgemäße Sehhilfen verpassen. Gefühlt taucht nämlich die Brille erst bei George Grosz in der Malerei auf. Die kleine Schielmaus Mona des Leonardo da Vinci, die Dürer-Selfies, die dunklen Rembrandts – nirgendwo eine Brille.

Am meisten Spaß macht es übrigens im Kubismus: Picassos auf 2D plattgefaltete Räumlichkeit und die zerlegten Strukturen von Juan Gris machen am meisten Spaß – versucht es gerne mit getönten Gläsern. Ich würde das auch tun, hätte ich nur die Zeit.


BRILLE24.de
CLEVER BRILLEN KAUFEN
GLÄSER INKLUSIVE
bei allen Modellen
30 TAGE
Rückgaberecht
Damenbrillen
Herrenbrillen
Sonnenbrillen
Neue Brillen
< Zurück | Startseite
Online-Anprobe
Aktuelles Anprobe-Foto
Ihr persönliches Foto hochladen
Datei auswählen
Keine Datei ausgewählt
Foto hochladen
Ihr persönliches Foto
Zurück zur Brille
Ausgewählt
Gertrude
Bearbeiten
Löschen

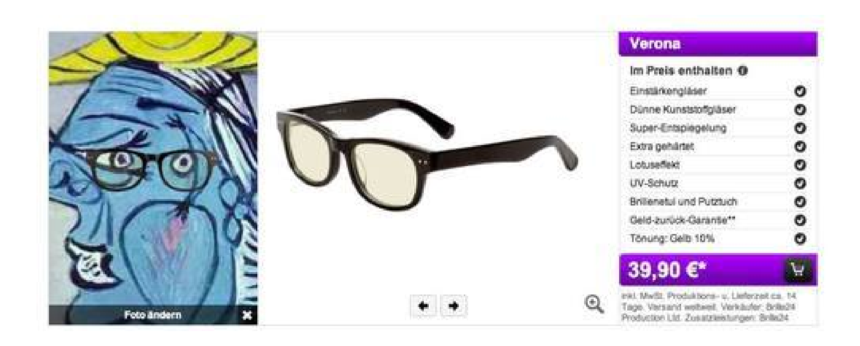

Foto ändern
Verona
Im Preis enthalten
Einstärkengläser
Dünne Kunststoffgläser
Super-Entspiegelung
Extra gehärtet
Lotuseffekt
UV-Schutz
Brillenetui und Putztuch
Geld-zurück-Garantie**
Tönung: Gelb 10%
39,90 €*
inkl. MwSt. Produktions- u. Lieferzeit ca. 14 Tage. Versand weltweit. Verkäufer: Brille24 Production Ltd. Zusatzleistungen: Brille24


Foto ändern
Trapani
Im Preis enthalten
Einstärkengläser
Dünne Kunststoffgläser
Super-Entspiegelung
Extra gehärtet
Lotuseffekt
UV-Schutz
Brillenetui und Putztuch
Geld-zurück-Garantie**
Tönung: Gelb 50%
39,90 €*
inkl. MwSt. Produktions- u. Lieferzeit ca. 14 Tage. Versand weltweit. Verkäufer: Brille24 Production Ltd. Zusatzleistungen: Brille24


Foto ändern
Explorer-rot/schwarz
SPORT BRILLE
Im Preis enthalten
Einstärkengläser
Dünne Kunststoffgläser
Super-Entspiegelung
Extra gehärtet
Lotuseffekt
UV-Schutz
Brillenetui und Putztuch
Geld-zurück-Garantie**
Tönung: Grau 85%
89,90 €*
inkl. MwSt. Produktions- u. Lieferzeit ca. 14 Tage. Versand weltweit. Verkäufer: Brille24 Handel GmbH

Peter Breuer

1969 bis heute

Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen

Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen ist noch nicht geschrieben worden. Das könnte ich eigentlich mal machen. Denn im Jahr der Erfindung des Internets beschlossen meine Eltern, mir den Namen André zu geben.

Ich lernte früh, dass mein Name nicht so war wie die Namen der anderen Kinder. Zum Beispiel in Texten, die mit der Schreibmaschine geschrieben waren, seien es Zeugnisüberschriften oder Namenslisten. Der Akzent wurde dort häufig von Hand eingefügt. Die Menschen, die so etwas taten, hielten den Akzent offenbar einerseits für so wichtig, dass er auf gar keinen Fall fehlen durfte, und machten andererseits aber keine Anstalten, ihn im Schriftbild oder auch nur in der Farbe der Schreibmaschine anzupassen. Es wurden meist hässliche, hastig gesetzte und viel zu große Kugelschreiberstriche daraus, die unangenehm aus dem Schriftbild stachen.

Nicht viel später lernte ich, dass es auf Schreibmaschinen auch anders ging, als ich selber davorsaß und den Sinn der toten Taste begriff. Es war die Taste, bei der man zuerst dachte, die Maschine wäre kaputt, weil das Vorwärtsrucken des Wagens ausblieb. Es war außerdem, gemessen an der auf dem Papier einzufärbenden Fläche, das kleinste Zeichen auf der Maschine. Da man den Typenhebel, wenn man nicht sehr erfahren war, allerdings mit derselben Kraft und Geschwindigkeit betätigte wie die anderen auf der Maschine, schlug der kleine Akzent häufig durch das Papier hindurch und hinterließ nur ein Loch über dem e.

Später, als die Tastaturen elektronisch wurden und per Software konfiguriert, musste ich lernen, dass der Weg zu dem e mit Akzent in jeder Umgebung anders war und neu gelernt werden musste. Ich erinnere mich, wie ich

eines Tages meinen Informatik-Professor, in dessen Abteilung ich gerade als Hiwi angefangen hatte, danach fragte, wie man das Sonderzeichen auf den dort verwendeten Workstations eingab. »Keine Ahnung«, sagte er, »aber ich könnt's Ihnen auf einer Diskette geben.«

Nachdem ich – zum soundsovielten Male und jedesmal neu – gelernt hatte, meinen Namen zu schreiben, musste ich lernen, dass es nicht immer unbedingt angeraten war, das zu tun. Ich habe meinen Namen in jeder nur erdenklichen Weise falsch geschrieben und verstümmelt gesehen, und das alles nur, weil ich irgendwo wieder einmal den Fehler gemacht hatte, ihn richtig einzugeben.

Auf dem Weg durch verschiedenste Computersysteme war es äußerst wahrscheinlich, dass das Sonderzeichen irgendwo kaputt gehen würde, ersetzt durch irgendein anderes Zeichen, das sich zufällig unter derselben Nummer in einem inkompatiblen Zeichensatz befand. Da dieses falsche Zeichen seinerseits ein exotisches war, bestand eine große Wahrscheinlichkeit, dass es beim Durchlaufen weiterer Systeme wieder und anders kaputt gehen würde. Besonders Escape-Sequenzen waren hinterhältig; sie führten dazu, dass ich meinen Namen mit längeren Folgen von halbgraphischem Kauderwelsch auf Adressaufklebern und an anderen Orten wiederfand.

Noch hinterhältiger war es freilich, wenn das e mit dem Akzent durch einen einzelnen, vergleichsweise unschuldigen Buchstaben desselben Zeichensatzes ersetzt wurde. Die schlimmste Variante war Andrü, und sie passierte zu allem Überfluss eine Zeitlang dann, wenn ich in meinem E-mail-Programm mit meinem eigenen Namen unterschrieb. Der Name war natürlich nur beim Empfänger in dieser Form verstümmelt, es dauerte also eine Weile, bis ich dahinterkam. Das war mir dann so peinlich, dass ich fortan nur noch ohne Akzent unterschrieb.

Das führte wiederum dazu, dass aufmerksame Freunde erstaunt bei mir nachfragten, ob mein Name denn nicht mit Akzent geschrieben würde. Ich antwortete dann – und tue das bis heute – dass ich nur aus Gründen des Selbstschutzes ohne Akzent unterschreibe, mein Name aber in Wirklichkeit durchaus mit Akzent geschrieben wird, und ich mich tatsächlich darüber

freue, wenn jemand mich unter Verwendung dieses Akzents schriftlich anredet. Es macht auch nichts aus, wenn der Akzent auf dem Weg zu mir etwa kaputt geht. Die Mühe allein ist ein schönes Zeichen, das ich sehr schätze.

Andrü Spiegel

19. August 2014

Die Spracheingabe will nur f*****

Die Meldung, dass man in der Android-Spracheingabe nun auch Satzzeichen auf deutsch diktieren könne, lässt mich mal wieder kurz damit herumspielen. Die Spracheingabe funktioniert schon seit längerer Zeit erstaunlich gut. Ich benutze sie gerne gelegentlich, um eine Google-Suche anzustoßen bzw. das Telefon zu fragen, wie das Wetter wird. Ich benutze sie allerdings weiterhin nicht, um Mails oder Notizen zu verfassen, weil ich dann zu häufig Wörter im Text korrigieren muss und dann doch lieber gleich tippe.

Wie wahrscheinlich fast alle Anwender teste ich in einem Anfall spätpubertären Spieltriebs die Spracheingabe auch mit einigen fäkalen Kraftausdrücken, die allesamt erkannt und akzeptiert werden. Bis auf das Wort „ficken“. Das wird bei der Eingabe automatisch durch „f*****“ ersetzt. Smartphones haben im Jahr 2014 einen strengen Moralkodex und passen auf, was ihre Anwender sagen. Für den Fall, dass meine Eingaben in irgendeiner Datenbank landen – sei es zur Verbesserung der Spracherkennung bei Google, sei es zur Bildung eines Profils für Online-Werbung und Google Now oder sei es bei der NSA – würde mich allerdings interessieren, ob das böse Wort nun mit oder ohne Sternchen in den Datenbanken gelandet ist.

Enno Park

August 2014

Es gibt Menschen, die auch ohne Internet zufrieden sind und sogar gut programmieren können

U. ist ein pensionierter Mathematiklehrer. Er besitzt einen Dell-Pentium-Computer, den er sich irgendwann vor langer Zeit gekauft hat und auf dem noch Windows 98 läuft.

Als Drucker verwendet er einen HP Officejet G85, weil sich nur der noch an die parallele Schnittstelle des PC anschließen lässt und sich von dem Pascal ansteuern lässt, in dem U. seine Programme schreibt.



HP OfficeJet G85 (altes Pressefoto, Quelle: Hewlett Packard)

Moderne Drucker mit paralleler Schnittstelle haben keine Treiber mehr für älteres Windows, und HP-Drucker sind sowieso sehr einfach anzusprechen, weil sie in der Regel automatisch unterstützt werden.

Das Gerät selbst ist schon senil und nervt – wie alte Wesen das nun mal tun – mit Gemeckere, dass irgendwas nicht stimme, aber druckt immer noch und kopiert auch. Es möchte eine volle Farbpatrone haben, auch wenn U. nie farbig druckt.

U. benutzt Word 2000 zum Schreiben, Excel zum Rechnen und programmiert sonst selbst in Pascal im unter Windows 98 noch separat aufzurufenden DOS-Modus. Zu seinen Projekten gehört unter anderem ein Programm, mit dem er Polnisch lernt. Um die Akzente darzustellen, arbeitet die im Textmodus laufende Software mit zweizeiliger Darstellung.

Last but not least holt U. sich jedes Jahr die aktuelle CD mit dem Kursbuch der Bahn, um sich mal eine Verbindung herauszusuchen, wenn er irgendwo hin muss.

Daten speichert und sichert er auf USB-Stick.

U. war noch nie im Internet, und ich habe das Gefühl, dass er dort nichts verpasst oder vermisst.

Thomas Jungbluth

Seit etwa 2010 und hoffentlich für immer

Ich weiß nichts mehr über den Speicherplatz meiner Geräte

Meine Mutter fragt mich bei jeder neuen App, ob ihr iPad nicht bald voll sein wird und man vorsichtig sein oder Sachen löschen muss. „Nein“, sage ich, „wird es nicht.“ In Wirklichkeit weiß ich überhaupt nicht, wie viel Speicher ihr iPad oder irgendein anderes iPad hat. Ich gehe einfach davon aus, dass es viel ist und sie bei ihrem normalen Nutzungsverhalten nicht so schnell an die Grenzen stoßen wird.

Bei meinen Smartphones – mit Ausnahme des allerersten, bei dem der Speicher wirklich etwas knapp war – war es genauso. Ich habe keine Ahnung, wie viel Platz auf dem Nexus 4 ist, ich musste mich damit bisher nicht befassen. Auch von der Festplatte im aktuellen Macbook weiß ich nur, dass sie wohl so mittelgroß ist und bisher noch alles draufgepasst hat; dasselbe gilt für mein Backblaze-Backup und die Dropbox.

Es ist kein grundsätzliches technisches Desinteresse, ich wusste bis etwa 2010 von allen meinen Festplatten exakt, was sie konnten. Speicherplatz ist aber zumindest für mich ein gelöstes Problem. Ich hoffe, das bleibt so. Ich möchte für den Rest meines Lebens nicht mehr wissen müssen, wie viel Platz auf meinen Geräten ist.

Kathrin Passig

23. August 2014

G, E, 3G, H, 4G oder einfach R

Früher wurde Mobilfunkqualität in der einheitlichen Währung »Balken« angezeigt, von 0 bis 4, heute mit mobilen Daten ist das komplizierter. Android unterscheidet über den Balken mit Buchstaben die Verbindungsart. Es gibt (mindestens) »G« (Internet geht nicht), »E« (Internet geht immer noch nicht, das geben wir aber nicht zu), »3G« (Internet geht meistens), »H« (Internet geht) und »4G« (Internet geht schnell... ish).

Im roamenden Ausland wird diese feingranulierte Darstellung auf ein »R« reduziert, egal wie die Verbindung ist. Und tatsächlich: Wenn das R da ist, geht das Internet, obwohl hier ja wohl auch unterschiedliche Netze sind. Aber man weiß es nicht, und deshalb läuft alles einfach so. (Es mag auch daran liegen, daß das berüchtigte deutsche O2-Netz, das nur in deutschen Großstädten und ausgewählten Berliner Bezirken läuft, durch örtliche Netze nach Verfügbarkeit ersetzt wird.)

Felix Neumann

17. August 2014

Gut gemeint: Plakate mit QR-Code und NFC

In den Niederlanden liebt man QR-Codes anscheinend noch mehr als bei uns in Deutschland, kaum eine Anzeige, kaum ein Ferienhaus kommt ohne einen aus. (Anzahl der Personen, die ich beim Scannen von QR-Codes beobachtet habe: 0.)

Noch schicker sind die Plakate an Bushaltestellen: Am Rahmen gibt es eine Vorrichtung mit QR-Code unten und NFC-Chip oben. Nach einiger Fummelei finde ich heraus, wie ich den mit meinem Nexus 5 einlesen kann; er führt auf eine Webseite, die ich mir wegen Roaming-Geiz nicht anschaue.



Die auch auf den Bus wartenden Einheimischen betrachten meine Recherche mit Verwunderung und Mitleid.

Felix Neumann

28.8.2014

Finde den Fehler bei diesem Retrotelefon aus einem französischen Hotelzimmer

Im Hotel in Montbéliard steht ein formschönes altes Telefon, so richtig mit Kabel und Hörer und allem pipapo. Da wir das Telefon natürlich nicht brauchen (erstens haben wir unsere eigenen Handys und zweitens will ich gar nicht angerufen werden oder jemanden anrufen), beschäftige ich mich nicht weiter damit, finde es aber irgendwie hübsch.



Kurz vor der Abreise gucke ich dann doch noch mal genauer hin und erst da fällt mir auf, dass das Telefon zwar schön alt aussieht, aber durchaus auch von Generationen bedient werden kann, die ohne Wählscheibe aufwuchsen. Es gibt nämlich keine Wählscheibe. Die Zahlen sind einfach Tasten, die eben kreisförmig angeordnet sind.

Ich fühle mich von der Welt getäuscht und trete etwas desillusionierter die Weiterreise Richtung Atlantik an.

Anne Schüßler

Seit 2012

Instagram sagt mir ja vorher, wo es schön ist

Meine Schwester, 21, fährt am Wochenende durch Chemnitz – und will den Tag allein in der Stadt verbringen:

„Instagram sagt mir ja vorher, wo es dort schön ist."

„Moment: Du gehst, bevor du in eine Stadt fährst, zu Instagram und …"

„… kucke, welche Orte fotografiert werden und wo Leute sich wohl fühlen. Und dann gehe ich da selbst hin. Klar. Dafür ist Instagram doch gut!"

Sie sagt, sie macht das seit Jahren – am liebsten, um Cafés und Restaurants zu finden. Portale wie Yelp? Erst im zweiten Schritt. Erst blättert sie durch Instagram, wie durch eine Reise-Zeitschrift.

Stefan Mesch

29.8.2014

Schritte sammeln auf dem Kontoauszug

Ich träume, dass mir mein aktueller Kontoauszug digital zugestellt wird und darin findet sich neben jeder Buchung eine neue Funktion: man kann anklicken, dass man zum Ort des Einkaufs zu Fuß gegangen wäre. Falls ja,

errechnet ein Programm automatisch die dazu notwendigen Schritte, standardmäßig vom Ort der vorherigen Zahlung, man kann jedoch auch andere Orte als Favoriten einstellen (zu Hause, Büro etc.). Die erworbenen Schritte werden automatisch in ein bankkundeninternes Forum gepostet und je mehr Schritte man hat, desto toller ist man natürlich, es gibt Sternchen neben den Namen und alles, was dazugehört.

Jedoch findet wohl keine Plausibilitätsprüfung der erworbenen Schritte statt und im Forum geraten bald einige Personen in Verdacht, „zu Fuß nach Bad Hersfeld zu gehen", sprich: illegal Schritte für ihre Online-Einkäufe zu sammeln. Die Postings dazu im Forum überschlagen sich, die Bank wird um Klärung gebeten, verweist jedoch auf die geltenden Datenschutzgesetze, die es unmöglich machen, die Rechtmäßigkeit der gesammelten Schritte zu überprüfen. Das Moderatorenteam versucht, in einem Beitrag zu beschwichtigen – es sei doch alles nur ein Spiel, ein Zeitvertreib!

Vor Empörung wache ich auf.

Novemberregen

2014

Sie konnten nichts außer Bilder machen

Im Jahr 2014 beginnt uns zu dämmern, dass wir für die Geräte, die wir ständig mit uns herumtragen, und die uns mit dem Leben, dem Universum und dem ganzen Rest verbinden, kein Wort mehr haben. Wir sagen aus alter Gewohnheit *Telefon* oder *Smartphone* dazu. Dabei ist uns klar, dass die Audio-Überfall-Funktion, die diesen Geräten einst ihren Namen gab, schon bald im Orkus der nicht besonders nützlichen und eher nervigen Apps verschwinden wird.

Aber was sagen wir dann zu den Dingern?

Gary Shteyngart hat das Problem in »Super Sad True Love Story« erkannt, wenn auch vielleicht nicht befriedigend gelöst, als er sie *äppärät* nannte.

Die Deutschen haben sich des Problems mit ungewohnter Weitsicht angenommen und es durch Erfindung des Wortes *Handy* beizulegen versucht. Einen brauchbaren Kandidaten gäbe es vielleicht ab, nur leider ist es bereits zum Gespött der übrigen, vorwiegend englischsprachigen Welt geworden.

Adam Wiggins beschrieb das Problem spiegelbildlich: »Wir hatten früher diese Dinger, die *Digitalkamera* hießen. Sie waren wie Telefone, aber sie konnten nichts außer Bilder machen.«

Das Techniktagebuch könnte an dieser Stelle in die Geschichte eingehen, indem es das Wort vorschlägt, das keiner bislang kennt, aber das jedem sofort einleuchtet und das unmittelbar einen weltweiten Siegeszug antreten wird.

Leider, ach, wir haben es nicht.

André Spiegel

September 2014

Zu große, zu kleine und zu nasse Simkarten

Ich habe ein Iphone4 überlassen bekommen. Weil aber die Simkarte von meinem Samsung Galaxy Ace zu groß ist, habe ich bei Simyo eine Nanosimkarte bestellt. Die kam auch gestern mit der Post. Wie ich die aber ins Iphone stecken will, stellt sich raus, die ist zu klein, ich brauche eine Mikrosimkarte, keine Nanosimkarte. Die Nanosim ist nämlich für ein Iphone 5, nicht für mein neues altes lphone 4.

Also nehme ich die normale alte Sim aus meinem Samsung und sehe, dass da so ein Rand außenrum ist, den kann man abbrechen, dann hat man eine Mikrosim. Also mache ich das und siehe da: die Mikrosim passt ins Iphone. Ich schalte das Iphone ein. “Keine Sim”. Ich schalte das Iphone aus und ich schalte es wieder ein. Sim rein, Sim raus. Immer dasselbe. “Keine Sim” Vielleicht weil Simyo die alte Simkarte zum heutigen Datum deaktivieren wollte?

Ok, stecke ich die Sim eben ins Samsung zurück. Schalte das Samsung ein. “Keine Sim” Warum nicht? Achso, weil ich die doch kleiner gemacht habe. Jetzt steckt die Nanosimkarte im Schlitz für normale Simkarten, und ich bekomme sie nicht mehr heraus.

Das Samsung kann man jetzt so ohne Weiteres nicht mehr benutzen, und auf der eingeklemmten Sim stehen alle meine Telefonnummern.

Ich bestelle bei Simyo noch eine neue Simkarte, diesmal in der richtigen Größe, und kann mein Iphone aktivieren. Ich schreibe eine Rundmail an meine Freunde, in der ich ihnen mitteile, dass ich ihre Handynummern brauche. Als die Antworten kommen, tippe ich die Nummern in die Kontaktliste meines Iphone4.

Das alte Samsung schenke ich meiner Schwester. Sie lässt in einem Handyladen die zu kleine Simkarte herausoperieren. Es kostet 45 Euro. Sie schließt einen Handyvertrag mit Internetflat ab, um mein altes Samsung Galaxy Ace – ihr erstes Smartphone – richtig nutzen zu können. Sie fährt eine Woche aufs Land und setzt sich auf eine Gartenbank. Als es regnet, geht sie ins Haus und vergisst das Samsung auf der Bank. Es überlebt nicht. Nun benutzt meine Schwester wieder ihr uraltes Nokiahandy, mit dem sie nicht ins Internet kommt, und zahlt vertragsgemäß die höhere Grundgebühr mit Internetflat.

Aimée Kowalski

5.9.2014

Schweizer erfinden endlich, worauf alle warten: den Vogelflug!

Ich darf an der Zürcher Hochschule der Künste den Vogelflugsimulator Birdly ausprobieren. Man legt sich auf ein Gestell, bekommt Kopfhörer und ein Oculus Rift aufgesetzt und kann in San Francisco herumfliegen. Ich fliege über die Golden Gate Bridge und darunter hindurch, habe einen vogelförmi-

gen Schatten und der von einem Ventilator hergestellte Wind weht mir ins Gesicht. CAPS LOCK CAN, wie meistens, NOT ADEQUATELY CONVEY ITS AWESOMENESS, es ist wirklich exakt so großartig, wie man es sich wünscht, abgesehen von der Grafikqualität vielleicht. Schlecht wird mir übrigens auch diesmal wieder nicht.

Nach wenigen Minuten ist es leider vorbei und ich muss meine Flugfähigkeit wieder abgeben. Ich hoffe sehr, dass Birdly umgehend in den Massenmarkt vordringt, damit seine Entwickler (Max Rheiner und Fabian Troxler) reich werden und ich weiterfliegen kann. Meinen Großneffen und -nichten werde ich dann sagen: „Ja, bei euch ist das im Handy eingebaut, aber *ich* bin schon damit geflogen, als es noch *so* groß war!"



Jemand anders in der Rolle des Vogels. Ich habe dabei natürlich viel würdevoller ausgesehen, mehr wie ein Adler oder wenigstens eine Silbermöwe.

Kathrin Passig

7. 9. 2014

Die unpraktische Vervielfältigung der Kathrin P.

Weil Kathrin darauf Wert legt, auch an jedem noch so absurden Ort der Welt vollen Zugriff auf das Internet zu haben, vermutlich, um immer, immer recht behalten zu können (doch dies ist Spekulation), haben sich in meinem Handyadressbuch unter dem Buchstaben K mittlerweile die folgenden Personen versammelt: Kathrin die Zweite, Kathrin Irgendwas, Kathrin Irland, Kathrin Passig, Kathrin Schweiz, Kathrin Tesco. Über die alte Weisheit, dass Handys besser sind als Festnetz, weil man ja nicht mit Orten telefonieren will, muss man angesichts dieser Liste vermutlich noch einmal nachdenken. Vielleicht sind Nummern generell abzulehnen. Man will schließlich praktisch nie mit einer Nummer telefonieren, sondern halt mit einer Person.

Aleks Scholz

11.9.2014

3D-Handys sind schon längst erfunden, und wir haben es alle verpasst. Außer Ira.

Iras Handy hat auf der Rückseite zwei Kameras. Ja, das sei 3D. 3D!, rufen wir, womit schaut man das denn dann an? Mit einer Brille? Nein, man kann es direkt auf dem Handy anschauen, in 3D. Das Handy ist schon mehrere Jahre alt, ein HTC Evo 3D und kein Einzelfall.

Das müssen jetzt alle erst mal ausprobieren.

Nicht senkrecht halten!, sagt Ira. Senkrecht gibt's kein 3D!



„Könnt ihr mal ruhig sein? Ich mach eine 3D-Aufnahme!“ Techniktagebuchautor Lukas Imhof und das Selfie-Problem, wenn man auf der falschen Seite ins Handy schaut. Hier geht es aber ausnahmsweise wirklich nicht anders.

Ira sagt: Ich hab mir das ja nicht gekauft, *weil* es 3D kann, sondern *obwohl*. Es war halt preiswert und konnte das, was ich wollte, und da war es mir egal, dass es hässlich ist und in 3D.

Kathrin Passig

23.8. bis 11.9. 2014

Eine mechanische Wochenzeitschaltuhr und viele Erkenntnisse über die Schweiz

Ich will das Leid von Lukas Imhof lindern und ihm eine mechanische Wochenzeitschaltuhr schenken, wenn ich demnächst in die Schweiz komme. Es gibt nämlich mechanische Wochenzeitschaltuhren, sie sind gar nicht schwer zu finden, und einige haben sogar gute Amazonrezensionen.

Kurz vor dem Warenkorbklick fällt mir ein, dass die Schweiz ja andere Steckdosen hat. Für das Zwischenschalten eines Adapters ist die Schublade unter Lukas Imhofs Kaffeemaschine wahrscheinlich zu klein, außerdem soll niemand in seiner eigenen Heimat einen Adapter benutzen müssen. Man braucht also nicht nur eine mechanische Wochenzeitschaltuhr, man braucht eine mechanische Wochenzeitschaltuhr aus der oder wenigstens für die Schweiz. Die Schweiz ist nicht für einen Mangel an mechanischen zeitverarbeitenden Präzisionsinstrumenten bekannt, ich gebe also sorglos „amazon.ch“ ein.

Es gibt gar kein Amazon in der Schweiz.

Dann eben Ebay. Immerhin existiert ebay.ch, man bekommt dort aber nur Zeitschaltuhren von deutschen Anbietern mit deutschen Schukosteckern angezeigt, die nicht in Schweizer Steckdosen passen.

Ich beginne zu ahnen, dass man es als Schweizer vielleicht gar nicht so leicht hat.

Die Suche nach einem Schweizer Anbieter, der mir eine mechanische Wochenzeitschaltuhr mit Schweizer Stecker verkauft, gestaltet sich überraschend langwierig. Mehrfach lande ich auf der Seite der Firma theben.de, die aus unklarem Grund keinen Shop enthält. Der Link zu „Vertriebspartnern in meiner Nähe“ führt zu exakt derselben Herstellerseite unter einer anderen Domain. Einen Shop gibt es dort immer noch nicht.

Nach ein bis zwei Stunden Googlearbeit habe ich meine Suche soweit verfeinert, dass sie tatsächlich den wahrscheinlich einzigen realen Onlineshop ans Licht fördert, der eine mechanische Schweizer Wochenzeitschaltuhr im Angebot hat. Allerdings liefert er nur in die Schweiz und nach Liechtenstein, nicht nach Deutschland.

Also muss das Gastgeschenk eben per Post zugestellt werden. Der Registrierungs- und Bestellprozess des Anbieters ist so voller seltsamer Hürden und Schikanen, dass ich jetzt wüsste, warum Amazon die Welt regiert, wenn ich nicht schon vorher gewusst hätte, warum Amazon die Welt regiert. Außer eben die Schweiz.

Lange Zeit passiert gar nichts. Ich maile dem Händler. Ich maile dem Händler noch mal. Ich stelle auf der Website des Händlers fest, dass der letzte Eintrag im Firmenblog aus dem Februar 2013 stammt, glaube die Firma längst in Konkurs und leite das Käuferschutz-Verfahren bei Paypal ein.

Aber nach knapp drei Wochen wird die Zeitschaltuhr doch noch zugestellt! Und hat wirklich einen Schweizer Stecker!



Ok, sie ist *made in Germany*, aber warum das so ist, darüber will ich jetzt gar nicht nachdenken. Es ist alles schon kompliziert genug mit der Schweiz.

Kathrin Passig

September 2004

Last.fm hat mir eine Menge vorenthalten!

Seit der achten Klasse, Ende der 90er, finde ich jedes Jahr bis Ende Oktober 20 Songs, die für mich wichtig waren: mein persönlicher Soundtrack.

Mir fiel nie schwer, passende Musik zu finden: Bis 2003 sehe ich viele Filme / Serien mit guten Soundtracks. Ab 2001 helfen mir auch MP3s und die Empfehlungen / CD-Geschenke von Freunden. Von 2003 bis 2008, im Studium, habe ich einen Polo mit Kassettendeck und mache mir sechs, sieben Mixtapes pro Jahr. Auch dabei wachsen mir, übers Jahr verteilt, viele Songs ans Herz.

Am wichtigsten aber ist für mich ab 2006 Last.fm: Das Webradio spielt mir im Browser (früher auch in einem Extra-Client) Songs ein, und mit den beiden Funktionen "Lieben" und "Bannen" helfe ich dem Algorithmus, meine Empfehlungen zu verbessern. Kathrin Passig hat die Kurzsichtigkeit / Naivität solcher Algorithmen oft kritisiert – aber ich habe sehr früh sehr, sehr aggressiv und weitläufig getaggt, geliebt und gebannt, und heute kennt Last.fm unter dem einem Tag, den (fast) nur ich benutze, "a long red glare", 2700 Lieblingssongs von mir.

Bis ca. 2011 kann ich mein "persönliches" Last.fm-"Discovery Radio" hören und entdecke dabei zuverlässig und ohne viel Suchen und Mühe 6, 7 großartige Songs pro Stunde. Leider schrumpft der Katalog der in Last.fm abspielbaren Songs immer weiter, und ab ca. 2012 wird das "Discovery"-Radio für mich weitgehend unbrauchbar: Der Algorithmus lernt und reagiert nicht (mehr?) besonders schnell. Wenn ich einen Song liebe oder tagge, werden mir keine verwandten Songs mehr eingespielt – sondern oft laufen für Wochen nur die gleichen mittel-passenden 40, 60 Bands in Endlosschleife.

Im Januar 2014 eröffne ich einen Spotify-Account und suche dort nach einem vergleichbaren Entdeckungs-Feature. Finde aber nur die beiden Funktionen "Radio-Favoriten" (Songs, die ich oft gehört habe) und "Starred Songs" (Songs, die ich geliebt / als "gefällt mir" markiert habe). Einen

Abend lang markiere ich ca. 300 Lieblingssongs und hoffe, dass mir Spotify Empfehlungen macht wie Last.fm Jahre vorher. Aber die “Discovery”-Seite auf Spotify und die dortigen “Radio-Favoriten” wiederholen fast nur, was ich schon manuell als Favorit bestätigte und geben kaum brauchbare Tipps.

Zur selben Zeit stellt Last.fm den Web-Player um: Statt Audiostream werden jetzt Youtube-Videos abgespielt. Das Problem: Die meisten Songs sind GEMA-blockiert, und statt denn Originalen werden mir schlechte Live- und Unplugged-Versionen angeboten. Außerdem glaubt Last.fm plötzlich, dass ich am liebsten 8 Minuten lange Elektro-Remixes höre: Ich kann keine “Discovery”-Empfehlung mehr zu Ende hören, ohne vorher fünfmal auf “Bannen” / “Ich will diesen Song nie wieder hören” zu drücken.

So wird im Frühling 2014 Musikhören im Netz für mich plötzlich fordernd und anstrengend: Wo ich bisher einen Knopf drückte und dann mit “Lieben” / “Bannen” nur feine Justierungen übernahm, muss ich jetzt mühsam und aktiv nach jeder neuen Entdeckung suchen. Weil der CD-Player im Auto meiner Mutter keine gebrannten CDs mehr annimmt, gebe ich auf: Ich klicke ein bisschen auf Youtube hin und her.

Aber nie entdeckte / fand ich weniger neue Musik als dieses Jahr.

Bis ich bemerke, wie schnell / ohne Ladezeit ich auf Spotify komplette Songkataloge durchhören und sampeln kann. Ich habe aufgegeben, dem Spotify-Algorithmus Neues beizubringen, und keine Hoffnung ins dortige Discovery-Feature. Aber mir fällt ein, dass ich drüben auf Last.fm eine über 7 Jahre hinweg gewachsene Liste habe aller Songs, die ich ein, zweimal hörte und “liebte”.

Ich öffne die Liste in Last.fm, alphabetisch geordnet. Ich öffne Spotify. Ich öffne Youtube.

Last.fm sagt: Ich hörte viermal eine Person namens Adam Barnes.

Ich kann mich nicht an ihn erinnern.

Last.fm sagt: Ich habe Barnes’ Song “Come Undone” geliebt und als “a long red glare” getaggt.

Also höre ich mich auf Spotify in 10 Minuten durch drei Alben und finde dabei zwei weitere Songs, die mir gefallen: “Mannequins” und “Howling”.

Ich finde die Songs bei Youtube und kann sie dort speichern. Mit einem (illegalen) Converter könnte ich sie auch runterladen. Aber wer tut so etwas. . . ?!

Der Abgleich meiner Last.fm-Liste mit Spotify zeigt mir, wie schlecht und willkürlich das Last.fm-Radio sieben Jahre lang für mich kuratierte: Auch bei Lieblingbands, die ich nur auf Last.fm hörte bisher, gibt es fast 40 Prozent Songs, die ich nicht kenne. Weil Last.fm sie mir nie spielte: Manche Titel spielte man mir dort 80 Mal. Manche nie. Egal, ob ich Tracks auf dem selben Album "liebte" und taggte.

Mein "Oktober 2014"-Soundtrack wächst jetzt zwang- und mühelos: Ich gehe durch meine Last.fm-Favoriten. Und finde drüben auf Spotify von jeder Band drei, vier tolle, bislang unbekannte Titel, die ich auf Youtube in Playlists einfügen und immer wieder hören kann.

Ich bin genervt, weil ich auf diese Weise keine neuen Bands entdecke. Sondern nur die Diskografien alter, von mir schon oft wieder vergessener Interpreten zum ersten Mal im Leben gründlich durchsiebe. Mehr vom selben . . . statt ganz neuer Namen. Trotzdem: Wow. Last.fm hat mir eine Menge vorenthalten! Und ich bin froh, mir 2008 oder 2010 mit kurzen Klicks Interpreten wie Blaudzun oder Chris Bathgate auf meine Liebes-Listen gesetzt zu haben. Auch, wenn ich sie sofort wieder vergaß:

Das Durcharbeiten von 600 alten "Lieblings"-Songs auf Last.fm, von A bis C, hat mich bisher, seit Ende Juni, 173 neue, verwandte Songs auf Spotify entdecken lassen. Nur leider halt: In Handarbeit, manuell, und durchs umständliche Hin- und Herwechseln zwischen Last.fm, Spotify und Youtube. Nach 30 Minuten Scouting habe ich meist genug. Und breche das Song-Entdecken wieder ab.

In meinen Oktober-Soundtrack habe ich, Spotify sei Dank, trotzdem endlich wieder Hoffnung.

Stefan Mesch

2014

Telefon im Tech-Startup

Kurze Bestandsaufnahme der Stellung des Telefons in einem Tech-Startup in einer amerikanischen Metropole.

An den Arbeitsplätzen im Hauptquartier unserer weltweit operierenden Firma mit einigen hundert Mitarbeitern gibt es keine Telefone. Wenn jemand telefonieren will, nimmt er dazu sein eigenes Gerät, das inzwischen nicht mehr *cell phone* oder *mobile phone* heißt, sondern einfach *phone*. Das ist allerdings nicht immer ganz einfach, denn der Mobilfunk-Empfang in der Firmenetage ist für die meisten Netze extrem schlecht. Er sollte eigentlich schon lange über eigens installierte Repeater verbessert werden, aber das hat trotz mehrerer Anläufe bisher nicht geklappt. Es scheint niemanden groß zu stören, denn WiFi ist vorhanden und funktioniert bestens. Die Kommunikation in der Firma läuft fast ausschließlich über e-mail und chat.

Festnetztelefone gibt es nur in den Konferenzräumen. Sie werden dort für Audio-Konferenzen benutzt, die vorher über ein anderes Medium vereinbart werden. Auf diesen Telefonen gehen also keine richtigen Anrufe ein oder aus. Manche der Konferenzräume sind so klein, dass man sie wohl als Telefonzelle für ein bis zwei Personen bezeichnen könnte.

Unser technischer Support betreut einige tausend Kunden und bekommt von diesen immer wieder die besten Noten. Natürlich verfügt er auch über eine Telefonhotline. Die führt auf ein olles Nokia-Handy, das irgendwo zwischen den zwölf Support-Arbeitsplätzen herumliegt. Es klingelt etwa einmal am Tag.

Alan Smithee

01.04.2012 bis 15.09.2014

Die Frau überm Sofa

Da hängt sie nun und sagt nichts. Sie verrät nicht, wer sie ist, woher sie kommt, wohin sie rollt.



Ich habe ja noch nicht viele Fotos von mir vergrößern lassen, aber dieses eine hat es mir angetan. Ich mag die Dynamik, den ziemlich gut sitzenden Schärfepunkt, die Farben. Einfach für meinen Geschmack ein tolles Foto. Also hängt es nun in üppiger Größe überm Sofa.

Bei genauem Hinsehen verrät die Frau auf dem Foto dann aber doch etwas über sich selbst, nämlich ihren Vornamen am Helm. Und irgendwann beginnt die Frage an mir zu nagen, wer das wohl sein könnte, die da bei uns über der

Couch hängt und in unserm Wohnzimmer Rollschuh fährt. Nun bin ich mir ja noch im Klaren, bei welcher Veranstaltung ich das Foto geknippst habe, nämlich beim Berliner Halbmarathon. Nach vielen Fotos (natürlich von viel schlechteren anderen Knippsern) und Berichten finde ich im Netz auf der Veranstalter-Seite ziemlich versteckt die Teilnehmerlisten vergangener Läufe. Die kaue ich nun nach dem Vornamen durch. Man glaubt ja gar nicht, wie oft manche Vornamen vorkommen. Vielleicht liegt es auch ein bisschen daran, dass es etliche Tausend Starter gab. Jedenfalls

bekomme ich eine ganze Latte Treffer.

Irgendwann kristallisiert sich eine Teilnehmerin heraus, deren vollständigen Namen ich dann durchgugele. Und wieder mehrere Treffer, diesmal im ganzen Bundesgebiet. Aber eben auch eine Frau aus hiesigen Gefilden. Ha! Und sie hat ein Profil in einem Netzwerk, bei dem man sich typischerweise mit dem Klarnamen anmeldet. So wie ich auch vor langer, langer Zeit.

Was mag sie sich denken, wenn sie, mangels ausreichender Zeichenanzahl bei der Kontaktanbahnungsnachricht, plötzlich von einem wildfremden Kerl einen Link zu einem Foto mit dem recht kurzen Hinweis bekommt, dass ich sie fotografiert habe und sie sich bitte mal melden möge? Trotz einiger Vorbehalte schicke ich die Nachricht aber doch ab, und die Antwort lässt nicht lange auf sich warten. Sie bestätigt tatsächlich, mein zufälliges Fotomodell zu sein, fragt aber -berechtigterweise- auch, wie ich denn auf sie gekommen bin. Nun, das erkläre ich natürlich gern, gehört sich ja so. Und, hurra, sie findet die Geschichte einfach klasse und fragt mich, ob sie denn ihren Facebook-Freunden davon berichten darf. Naja, sicher. Da kann ich ja schlecht nein sagen. Warum auch?

Weswegen ich eigentlich Kontakt aufgenommen habe, ist, weil ich noch einen Druck von dem Foto im Format 90×60 cm habe. Den hätte ich beinahe schon anderweitig vergeben, bin am Ende aber doch froh, meinen inneren Sherlock Holmes rauszukehren und derjenigen das Foto zu vermachen, die es verdient hat.

Es dauert dann noch ein paar Tage, bis es zum konspirativen Übergabetreffen kommt. Ich habe einen Gerichtstermin in der Nähe ihres Arbeitsplatzes (nehme ich jedenfalls an). Und wow! Sie freut sich richtig! Und das freut mich dann natürlich auch! Sie findet die ganze Aktion einfach großartig. Hach! Dabei ist es eigentlich ein Paradebeispiel dafür, wie man Daten aus bestimmten, öffentlichen Quellen einigermaßen geschickt

miteinander kombiniert.



Wir fragen einen zufällig rumlungernden Blumenkutscher dann noch, ob er ein Bild von uns machen könnte. Wie son Berliner Blumenkutscher nun mal so ist, meint er, er würde dann mal seine Pinsel und Farben holen. Gnarf … Er begnügt sich dann doch mit meinem Handy.

Markus Winninghoff

1776ff.

Das Geld über die Straße tragen. Oder ein Kabel buchen

Amerikanisches Online-Banking fühlt sich an wie Postkutsche mit Tastatur. Es beginnt damit, dass man sich bei der Bank anmeldet wie bei jeder Allerwelts-Webseite, nämlich mit frei wählbarem Benutzernamen und Passwort. Transaktionsnummern gibt es keine. Nur dann, wenn die Bank das Gefühl hat, dass sie den Computer, mit dem man sie gerade besucht, noch nie gesehen hat, schickt sie zur Sicherheit eine SMS oder lässt einen Roboter anrufen. Woran die Bank merkt, ob es ein neuer Computer ist, bleibt ihr Geheimnis. Cookies jedenfalls sind es nicht, denn auch wenn man die alle löscht, sieht die Bank noch keinen Anlass zu erhöhter Vorsicht.

Das mit den fehlenden Transaktionsnummern liegt wohl auch daran, dass man mit dem Online-Banking nicht so richtig viel machen kann. Kontoauszüge abrufen: ja. Auch Geld zwischen den eigenen Konten hin und herschieben. Aber an andere Empfänger zu überweisen geht nicht. Oder doch: Es gibt eine Funktion namens »Wire«, wie in: »Schedule a Wire«. Man kann Geld also »kabeln«, oder »ein Kabel buchen«, und das funktioniert für beliebige Empfänger. Allerdings kostet es um die fünfzehn Dollar. Also, fünfzehn Dollar für den Sender. Und dann nochmal fünfzehn Dollar für den Empfänger.

Es ist daher nicht unüblich, dass man in einer Bankfiliale Bargeld abhebt, und es dann über die Straße zu einer anderen Bankfiliale trägt, um es dort wieder einzuzahlen. Das geht allerdings nur, wenn man bei beiden Banken ein Konto hat. Wenn man auf das Konto einer fremden Person einzahlen möchte, muss einem diese Person vorher spezielle, auf ihren Namen ausgestellte Einzahlungsformulare schicken.

Es überrascht darum nicht, dass die Amerikaner nach wie vor viele Geldgeschäfte per Scheck abwickeln. Schecks sind umsonst. Die Wohnungsmiete beispielsweise kann man nur so bezahlen: Man füllt am Monatsersten einen Papierscheck aus, steckt diesen in einen von der Hausverwaltung bereitgestellten Umschlag und wirft ihn in der Lobby beim Doorman in einen spezi-

ellen Briefkasten. Ist man verreist, wird es schwierig. Dann muss man den Scheck im Voraus ausfüllen und ihn von einem befreundeten Mieter einwerfen lassen. Oder aus dem Urlaubsort per Post schicken.

Dies ist das Land, in dem das High Frequency Trading erfunden wurde und Milliardenbeträge im Mikrosekundentakt hin und hergebucht werden. Natürlich fällt den Bewohnern da auf, dass Papierschecks ein bisschen umständlich sind. Wenigstens das Empfangen von Papierschecks hat man darum vereinfacht: Die Smartphone-Apps der großen Banken haben inzwischen eine Funktion, mit der man Schecks fotografieren und sie so einlösen kann. Vorausgesetzt, die Beleuchtung stimmt und das Foto ist nicht verwackelt, und man hat den Scheck auf der Rückseite unterschrieben und diese auch fotografiert.

Da an den Gebühren für eine Wire-Überweisung offenbar nicht zu rütteln ist, haben viele Banken außerdem eigene, Paypal-ähnliche Zahlungssysteme aufgebaut. Bei meiner Bank heißt es QuickPay, und man soll damit an beliebige Empfänger Geld überweisen können, nur durch Angabe einer e-mail Adresse. Der Empfänger muss sich dann bei dem System anmelden und legitimieren, und bekommt das Geld irgendwie ausbezahlt, selbst wenn er ein Konto bei einer anderen Bank hat. Als wir noch Untermieter waren, habe ich so einmal meine Miete zu bezahlen versucht. Unsere Vermieterin lehnte es aber ab, sich dafür bei irgendeiner neuen Webseite anzumelden.

Ich habe dann aus Protest für dreißig Dollar ein Kabel gebucht.

Anmerkungen: Wikipedia verbürgt, dass ein Wire-Transfer im November 2011 bei der Bank of America noch teurer war: fünfundzwanzig Dollar für den Sender und zwölf für den Empfänger.

Außerdem sei erwähnt, dass man inzwischen die meisten Rechnungen auch online per Kreditkarte bezahlen kann. Das führt dazu, dass institutionelle Zahlungsempfänger wie Krankenhäuser, Arztpraxen usw. alle ihre eigenen Kreditkarten-Workflows programmieren müssen – mit zum Teil hanebüchenen Ergebnissen.

Hier noch ein ausführliches Update zu den verschiedenen heute gängigen Bezahlverfahren.

André Spiegel

18.9.2014

Der dritte Vorteil des Otto-Versands

Für meinen Bekannten J. soll ich einen preiswerten AV-Receiver bestellen, weil er sich im Suff einen hyperteuren Fernseher aufschwatzen ließ und jetzt nicht mehr viel Geld für den aber doch notwendigen Raumklang hat.

J. besitzt noch einen Vinylplattenspieler nebst Sammlung sowie ein Kassettendeck, mit dem er ab und zu Aufnahmen für sein Autoradio anfertigt. Das billigste Gerät im Ottokatalog ist ein Denon AV-X500 (J. möchte in Raten zahlen und mit Zahlpause, weil siehe oben).

Als das Gerät kommt, graust uns beiden. Denn der AV-X500 bietet HDMI-Anschlüsse für drei Digital-Videogeräte, zwei optische Digital-Audioeingänge sowie drei für Analog (inklusive Klinkenbuchse auf der Vorderseite für einen Musikspieler). Doch es lässt sich kein Vinylplattenspieler anschließen, weil dem digitalen Overkill der Entzerrer-Vorverstärker geopfert wurde.



Übersichtliches Angebot an Ein-/Ausgängen (Quelle: Denon-Website)

Und vor allem gibt es keinen Tape-Audio-Ausgang mehr, weder analog noch digital (nur die HDMI-Ausgangsbuchse zum TV). Die einzige Notlösung wäre, das Kassettendeck an den Kopfhörerausgang vorne zu stöpseln. Doch das hieße laufend Stecker raus, Stecker rein, weil das die Boxen stummschaltet.

Wir nutzen den dritten Vorteil des Otto-Versandes, die sofortige Rückgabemöglichkeit.

Thomas Jungbluth

19.9.2014

Allgemeine Geschäftsbedingungen in 14.339 Wörtern

iTunes, dieser Filme-, Bücher- und Musikausleihdienst von Apple, hat mal wieder seine Allgemeinen Geschäftsbedingungen geändert. Bevor man sich etwas ausleihen darf, soll man die neuen Bedingungen bitte lesen und ak-

zeptieren. Natürlich ist nirgendwo markiert, was neu ist an den neuen Bedingungen und was sich im Vergleich zur vorherigen Version geändert hat. Und natürlich liest die niemand durch. Wie auch? Sie bestehen in der deutschen Fassung aus 14.339 Wörtern, beziehungsweise 105.700 Zeichen. Zum Vergleich: Ein Buch mit ungefähr 180 “Standardseiten”, wie sie im Verlagsgeschäft heißen, hat 320.000 Zeichen. Ein Drittel Buch also. Die durchschnittliche Lesegeschwindigkeit liegt bei ungefähr 180 bis 220 Wörtern pro Minute. Sagen wir 200 Wörter, das wären bei diesem Text dann also 72 Minuten Lesezeit – vorausgesetzt, derjenige hält das Geschwurbel solange durch. Und das meint nur die Lesezeit, von Verstehen kann dabei sicher keine Rede sein. Übrigens, wenn man tatsächlich anfängt, diese zu lesen und anschließend dann irgendwann auf “akzeptieren” klickt, kommt eine interessante Meldung: “Ihre Sitzungszeit ist abgelaufen.” Anschließend geht alles von vorne los. Sie wirklich zu lesen, ist also gar nicht vorgesehen.

Kai Biermann

2014

Die Waschmaschine in der Hausgemeinschaft funktioniert nur nach Münzeinwurf

Nein, wir machen uns nicht das Leben schwer mit Waschplänen oder anderen Formen helvetischen Waschküchenterrors. Wir benehmen uns auch angesichts dreckiger Wäsche pfleglich; wir leben in einer selbstverwalteten Genossenschaft und sind stolz auf unseren unkomplizierten Umgang mit der gemeinsam genutzten Waschmaschine. Unser Problem ist kein sozialtechnisches, sondern ein technikhistorisches.

Ein Münzautomat aus früheren Zeiten kontrolliert die Stromzufuhr. Mit dem Übergang des Hauses in genossenschaftlichen Besitz vor gut zwei Jahren verschwand das Vorhängeschloss; seither werfen wir die immer gleichen 20-Rappen-Stücke ein (das Entfernen des Automaten erscheint uns nach Of-

ferte eines Elektrikers unverhältnismässig teuer). Dass wir nicht waschen können, weil der Hausbesitzer seit Wochen nicht mehr hier war, um das übervolle Münzfach zu leeren, kommt nicht mehr vor. Manchmal, vor allem, wenn man in Eile ist, zickt der Einwurfmechanismus. Doch das Hauptproblem ist der *human factor*: Mache ich Waschtag, passiert es regelmässig, dass die zweite Maschine in der Mitte des Waschgangs stehen bleibt, weil ich nicht daran gedacht habe, Münzen nachzuwerfen.

Trotzdem: Das Ding wird mir fehlen, sollte das Haus dereinst saniert werden. Das schwarze Bakelitgehäuse und die Montage des Geräts erinnern mich an das Wandtelefon im Haus der Grosseltern.



Produktsemantisch fast ein Wandtelefon



Franziska Nyffenegger

Seit 1985

Das Autoradio benötigt eine Datenbankaktualisierung. Von einer Kassette.

Mein Autoradio zeigt mir nicht nur die Sendefrequenz des gerade laufenden Radiosenders an, sondern alternativ auch den abgekürzten Namen dieses Senders.

Was heute längst Standard ist, war 1985, als mein “Blaupunkt Berlin IQR-85” gebaut wurde, nicht ganz einfach zu erreichen. Das heute übliche RDS war damals nämlich weder erfunden noch in Betrieb. Statt dessen nutzt das Radio zum Anzeigen der Senderkürzel die von der Firma Blaupunkt entwickelte Program Comparison and Identification (PCI).

Das Radio verfügt dabei über eine Datenbank, in der die Radiofrequenzen und zugehörige Sendernamen abgespeichert sind. Da ein und dieselbe Frequenz an verschiedenen Orten einem ganz anderen Sender zugeordnet sein kann, reicht die Frequenz allein zur zuverlässigen Identifizierung des Senders nicht aus. Hierzu wurde zusätzlich noch die Autofahrer-Rundfunk-Information (ARI) benutzt. Dieses parallel zum normalen Hörfunkprogramm ausgestrahlte Signal enthielt eine sogenannte Bereichskennung. Die Bereichskennung “B” wurde zum Beispiel in Schleswig-Holstein, in Sachsen-Anhalt (allerdings erst nach der Wende), dem Saarland, in Salzburg, Oberösterreich sowie der deutschsprachigen Schweiz ausgestrahlt. Aus der Sendefrequenz des empfangenen Senders, dessen Feldstärke und der am Standort des Autoradios gültigen Bereichskennung konnte das Radio den gültigen Sendernamen ziemlich zuverlässig ableiten.

Da sich jedoch die Frequenzen und auch die Sendernamen im Lauf der Zeit ändern, musste die Sender-Frequenz-Namens-Bereichskennungs-Datenbank im Radio sporadisch aktualisiert werden. Beim IQR-85 handelt es sich um ein Cassetten-Radio. Alle aktuellen Sender- und Frequenzdaten hat Blau-

punkt deshalb auf eine regelmäßig erschienene “pci SenderdatenCassette” gepackt, die ins Autoradio eingelegt werden musste, um die Datenbank zu aktualisieren.

Der Anfang vom Ende kam im Jahr 1988, als das heute übliche RDS in Betrieb ging. Noch im selben Jahr hat Blaupunkt die Produktion seiner PCI-Radios eingestellt. Cassetten zur Aktualisierung der Datenbank wurden jedoch bis Ende der 90er Jahre hergestellt. Seit dem Jahr 2005 wird in Deutschland keine ARI-Kennung mehr gesendet. Mein Blaupunkt-Radio beharrt deshalb heute, im Jahr 2014, auf den Ende der 90er Jahre gültigen Sendernamen und zeigt mir (auch, wenn ich quer durch Deutschland fahre) nur die in und um Berlin gültigen Namen an, weil es dort offenbar sein letztes ARI-Signal empfangen hat. Heute höre ich (zumindest der Anzeige im Radio-Display nach) meist den Sender Freies Berlin für aktuelle Unterhaltung, aber der Ostdeutsche Rundfunk hat auch ein schönes Kulturprogramm.

Nachtrag 1: die für die oben beschriebene Rechenleistung notwendige Elektronik haben die Blaupunkt-Ingenieure nicht in einen Standard-Radio-Einbauschacht gepackt bekommen. Deshalb hat das Radio noch ein Zusatzkästchen, das bei meinem Volvo 740 (Baujahr 1985, siehe oben) oberhalb der Lenksäule montiert ist. Die Halteschrauben des Zusatzmoduls haben sich schon einmal selbständig gelockert, das Kästchen ist auf die Lenksäule gerutscht, hat damit die Lenkung blockiert und der Volvo ist durch eine Blumenrabatte mit Betoneinfassung gepflügt. Dem Volvo hat es nichts ausgemacht.

Nachtrag 2: Die Ingenieure von Blaupunkt haben ihre gesamte kreative Energie offenbar in die Anzeige der Sendernamen gesteckt. Die Bedienung des Radios ist abgesehen vom Ein- und Ausschalten kaum möglich, jedenfalls habe ich bis heute die Bedeutung von Tasten mit den sprechenden Namen “CPS”, “SCA”, “REG” usw. nicht kapiert.

Andreas

25.9.2014

Mein Mailwechsel mit dem Drucker, außerdem mein Auto, meine Yacht, mein Kopierguthaben

Ich soll einen Vertrag ausdrucken, unterschreiben und danach an Anne Schüßler weiterschicken, die ihn dann auch noch mal unterschreiben und verschicken soll. Ich habe den Vertrag als PDF bekommen, die Unterschrift unseres Auftraggebers ist schon drauf (eingescannt).

Die Hochschule, an der ich gerade arbeite, hat auch ein nagelneues zentrales Druckersystem, so wie die Uni von Aleks Scholz. Ich lese mir die Hilfeseiten dazu durch. Man will, dass ich irgendwas installiere und danach den Rechner neu starte. Rechnerneustart kommt mir mühsam vor, es wäre schon der dritte in diesem Jahr, deshalb suche ich nach einer anderen Möglichkeit, und es gibt sie sogar: Man kann einfach ein PDF an eine Mailadresse schicken und dann zum Drucker gehen und den Druckvorgang starten.

Im ersten Anlauf klappt es nicht.

> Es gab ein Problem beim Abrufen der folgenden Anlage(n)
> Passig_Schu"ßler RV_CNV. pdf

lautet die Antwort, und man kann ihr leicht entnehmen, dass das Problem wahrscheinlich in Annes Namen liegt. Ich benenne die Datei um, maile sie noch mal und gehe zum Drucker. Dort braucht man nur seine Mitarbeiterkarte auf eine Spezialfläche zu legen, dann wird man erkannt und angemeldet.

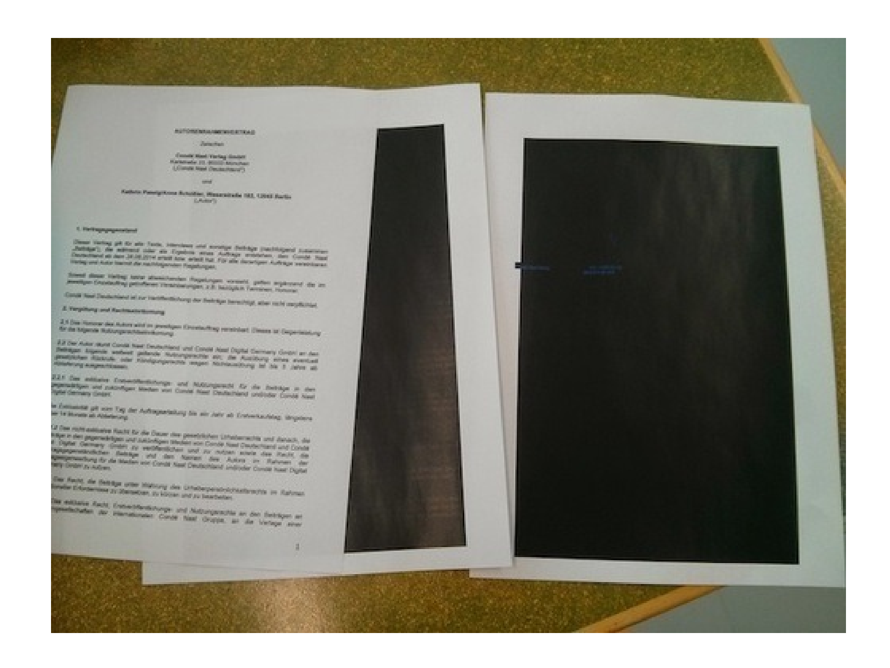


Mein Guthaben ist ein bisschen knapp, wie ich jetzt erfahre:



Für 23578.92 Franken kann man beim Preis von 4 Rappen pro Seite nur 589473 Seiten kopieren (schwarzweiß). Ich werde mich einschränken müssen.

Die neu benannte Datei taucht im Auswahlmenü auf (das ein Touchscreen ist) und lässt sich drucken. Jedenfalls teilweise:



Auf der dritten Seite erkennt man die blaue Farbe des eingescannten Unternehmensstempels (weshalb auch Farbkopien berechnet wurden), es liegt also wohl nicht am Drucker. Ich maile trotzdem zum Test ein anderes PDF, das sich einwandfrei drucken lässt.

Ich versuche das defekte PDF irgendwie zu bearbeiten, erfolglos. Ich schreibe dem Auftraggeber und bitte um Zusendung eines nicht-defekten oder halt eines ausgedruckten PDFs.

Im Techniktagebuch-Redaktionschat werden verschiedene Lösungsvorschläge gemacht.

Thomas Renger: Vielleicht hätte das hier geholfen (nur Mac): https://web.archive.org/web/20131207232954/://www.netzwelt.de/news/88115-praxis-pdfs-unterschreiben-vorschau-lion.html
Ich: aber wozu das alles? meine Unterschrift in ein PDF einbauen könnte

doch auch jeder.
Thomas: Unterschriften sind sowieso unsicher, da können wir auch den Komfort mitnehmen, das den Computer machen zu lassen.
André Spiegel: Der Auftraggeber müsste eigentlich nur verlangen, dass man auf Twitter oder Facebook postet, man werde sich an die Vereinbarungen halten. Dann retweetet der Auftraggeber das einmal oder macht einen Screenshot. Ist mindestens so fälschungssicher wie eine Unterschrift. Oder man hält sich den Vertragstext neben das Gesicht und macht ein Selfie und schickt das dann. Wobei der Vertragstext auch auf 'nem Bildschirm sein kann. (Ich denke ins Unreine.)

Beim nächsten Mal werde ich es mit dem Link von Thomas probieren.

Kathrin Passig

28.09.2014

Analoge Werte in sakralem Ambiente (feat. Gruber)

Man fragt sich ja oft: Was gelten heute noch unsere Werte? Respekt, Verantwortung, Ehrlichkeit, Fleiß, Pünktlichkeit, nach dem Reinheitsgebot gebrautes Bier? Wer sind ihre Bewahrer in diesen turbulenten Zeiten? Wer sagt noch: „Moment mal, schnelllebiger technischer Fortschritt! Nicht gleich alles über Bord werfen, was uns heilig ist!“? Wer weiß heute noch, was eine bespielte Musikkassette wert ist, oder ein gerahmtes Dia?



Die Antwort auf die beiden letzten Fragen lautet natürlich: Die katholische Kirche. Wie der Besucher des Stiftes Dürnstein in der Wachau aus dem dortigen Souvenirverkaufskabäuschen erfährt, ist der Wert einer Musikkassette („Orgellandschaft Österreich – Wachau / DIGITAL RECORDING / Franz Haselböck: Mozart, Beethoven, Liszt, Bruckner, Gruber“) im Jahr 2014 exakt 12,- Euro, und der eines Sixpacks belichteter Dias („Stift Melk, 73, 74, 75, 76, 77, 78“) exakt 4,- Euro.

Noch ist das analoge Abendland also nicht ganz verloren, auch wenn Herr Haselböck schon digital orgelte. Noch lässt sich der langgehegte Traum vom Diaabend mit barocken Klosterinterieurs und Untermalung durch Orgelwerke des Orgelgeheimtipps „Gruber“ aus dem Ghettoblaster für 16,- Euro in die Realität umsetzen. Dank sei Dir, oh Herr.

Maik Novotny

September 2014

Automatisierung, nächstes Level

Die Automatisierung der Supermarktkassen im schottischen St. Andrews hat das nächste Level erreicht. Bisher gab es nur acht Apparate zum Selbstscannen, die vielleicht ein Viertel der gesamten Kassenfläche einnahmen. Nach dem letzten Umbau muss man die Kassierer und Kassiererinnen[1] suchen. Sie sind ganz hinten in eine Ecke gedrängt, neben dem Schnapsregal. Die Selbstscankassen dagegen stehen direkt im Weg, egal, ob man aus dem Gemüse-, dem Schinken- oder dem Schokoladengang kommt. Die Anzahl der Maschinen hat sich verdoppelt. Zur Beaufsichtigung der gesamten Bezahlvorgänge läuft eine einzige Angestellte durch die Reihen.

Aleks Scholz

2014

Überweisen in Amerika: die ganze Wahrheit

Der Beitrag vor ein paar Tagen über das amerikanische Online-Banking hat zu einigen erstaunten Nachfragen und Einsprüchen geführt. *Sehr wohl* gäbe es Überweisungen in Amerika, und sie würden auch gar nichts kosten.

Ich werde darum versuchen, hier nochmal die ganze Wahrheit über das Überweisen in Amerika aufzuschreiben, gut recherchiert zwar, aber doch so subjektiv, wie es sich für das Techniktagebuch gehört.

1) Die Wire-Überweisung (»ein Kabel buchen«), die für den Sender zwischen fünfzehn und fünfundzwanzig Dollar kostet, und für den Empfänger dann nochmal zwischen zehn und fünfzehn, ist für einen gewöhnlichen Bankkunden die einzige Möglichkeit, Geld direkt auf ein anderes Bankkon-

[1] Für die Nachwelt: Das waren Personen, die nichts anderes taten, als Waren zu scannen und hinterher den Preis sagen, ja, ich weiß auch nicht, aber das war halt so.

to zu überweisen. Der Vorgang, der dabei abläuft, ist nicht derselbe wie bei einer Überweisung in Europa: Das Geld erscheint tatsächlich fast augenblicklich auf dem Empfängerkonto.

2) Viele Banken bieten einen Dienst an, der Bill Pay oder ähnlich heißt. Damit kann man Geld an beliebige Empfänger überweisen, und es kostet auch nichts. Allerdings überweist man nicht an ein Bankkonto, sondern an eine Postanschrift. (Die Account Number, die man bei Bill Pay angeben muss, ist nicht die des Empfängers, sondern die eigene Kundennummer, die man bei diesem Empfänger hat.) Große Unternehmen können sich bei der abwickelnden Bank als Empfänger registrieren lassen und kriegen das Geld dann über irgendeinen speziell eingerichteten Mechanismus überwiesen. An private Empfänger kann man dagegen entweder gar nicht überweisen, oder das Geld wird diesen Empfängern per Papierscheck in der Papierpost zugestellt.

3) Für den privaten Zahlungsverkehr sind in den letzten Jahren Paypal-ähnliche Systeme eingeführt worden (Quick Pay bei meiner Bank). Die kosten ebenfalls nichts, aber man überweist auch damit nicht auf ein Bankkonto, sondern an die E-Mail-Adresse des Empfängers. Der Empfänger muss sich dann bei der abwickelnden Bank registrieren und legitimieren, um das Geld in Empfang nehmen zu können. Ich bin nicht sicher, wie das funktioniert, wenn er kein Konto bei dieser Bank hat – möglicherweise auch wieder per Papierscheck.

Für Unternehmen, aber nicht für Privatkunden, gibt es außerdem Überweisungsverfahren, die so wirken und wohl auch so funktionieren wie in Europa. Mein Gehalt zum Beispiel wird direkt auf mein Konto überwiesen, kommt dort immer pünktlich an und die Überweisung kostet meinen Arbeitgeber sicher keine dreißig Dollar pro Monat (direct deposit). Außerdem können Unternehmen Geld von Privatkonten abbuchen (direct debit, Lastschrift). Die meisten meiner regelmäßigen Rechnungen wie Strom, Telefon und Versicherung werden so abgebucht. Diese Verfahren scheinen auch eher neu zu sein. Es war bis vor ein, zwei Jahren gar nicht so einfach, überhaupt

die eigene Kontonummer zu erfahren. Im Online-Banking jedenfalls wurde sie nicht angezeigt; die Bank erklärte einem stattdessen, wo sie auf den eigenen Papierschecks zu finden wäre, dort musste man sie nachschauen.

Einmalige Rechnungen, die vor allem für Arztbesuche anfallen, kann man inzwischen meist online per Kreditkarte bezahlen, wobei die verwendeten Eingabemasken oft wenig vertrauenerweckend aussehen. Und natürlich bezahlt man seine Amazon-Bestellungen per Kreditkarte, wie auch das meiste andere. Ich lebe oft wochenlang ohne einen Cent Bargeld in der Tasche.

Die große und fast unangetastete Bastion der Papierschecks ist die Wohnungsmiete: Am Monatsersten den Scheck schreiben, beim Doorman einwerfen. Geht nicht anders. Obwohl da und dort kleine Startups wie rental-pal aus dem Boden sprießen, die einem gegen eine Gebühr das monatliche Scheckschreiben abzunehmen versprechen. Das geht aber nur, wenn der Vermieter dieses Verfahren akzeptiert. Und das tun – im ältesten und konservativsten Gewerbe der Welt – nach wie vor nur die wenigsten.

André Spiegel

September 2014

Warum verwenden Digitalkameras immer noch eine ISO-Einstellung?

Ich arbeite normalerweise nur mit zwei Arten Digitalkameras, die an meinem Handy (circa 10 Euro, null Einstellungen), und die an Riesenteleskopen (100.000 Euro, einzige Einstellung ist die Belichtungszeit). Der gesamte Bereich dazwischen ist Neuland.

Daher geriet ich ein wenig außer Fassung, als ich letzte Woche zum ersten Mal normale Digitalkameras in der Hand hielt, zum Beispiel eine Canon EOS irgendwas. Zunächst könnte man natürlich lange über die nicht vorhandene Usability dieser Kamera lamentieren. Ein Gerät mit ungefähr achtzigtausend

Knöpfen und Rädchen, die entweder kryptisch oder gar nicht beschriftet sind, das ist so katastrophal, dass es schon wieder niedlich ist. Deshalb lasse ich das Thema mal.

Aber warum Digitalkameras immer noch eine ISO-Einstellung verwenden, das ist schon eher interessant. Für die Spätgeborenen, ISO ist eine Kennzahl, die etwas über die Lichtempfindlichkeit von fotografischem Material aussagt. Bei Digitalkameras kann man ebenfalls die ISO-Zahl verstellen, aber was dann intern passiert, hat mit Lichtempfindlichkeit gar nichts zu tun. Man multipliziert einfach die Werte, die in den Pixeln landen, mit irgendeiner Zahl. Das ist alles. Man erhöht die Belichtungszeit, ohne die Belichtungszeit zu erhöhen. Man skaliert alles nach oben, auch das Rauschen.

Ich nehme an, dass man es ISO nennt, um echte Filme zu imitieren, aber will das überhaupt noch jemand? Und ist das nicht eine überaus ungeschickte Imitation, wie in billigen asiatischen B-Movies, wo der Drache an Schnüren durchs Bild wackelt? Was soll das? Wie soll man das bloß den Kindern erklären?

Aleks Scholz

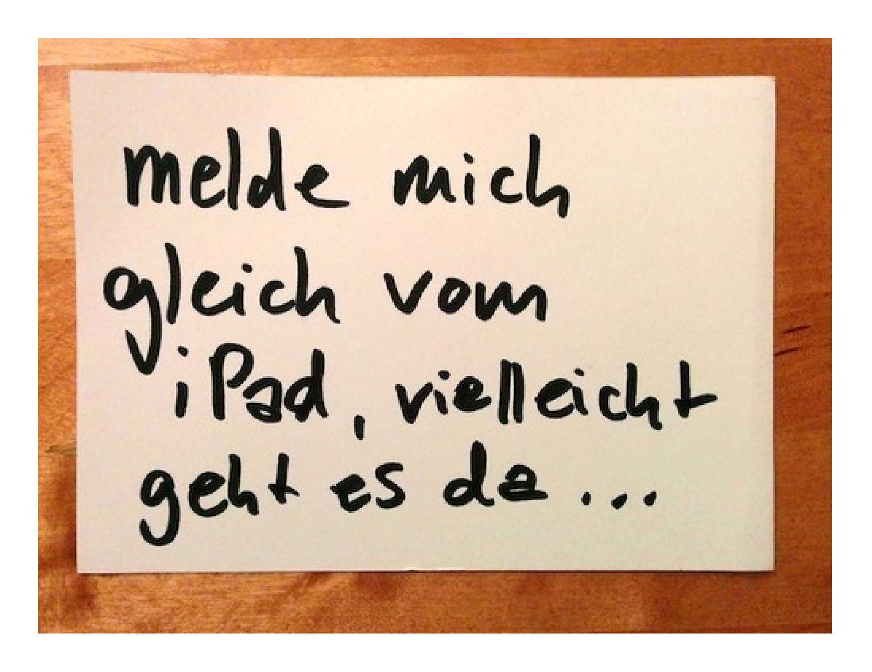
2.10.2014

Ein handschriftliches Telefongespräch

Meine Mutter ruft via Skype an, und es gibt wieder keinen Ton, jedenfalls in die eine Richtung nicht. Ich halte stumm die Lautstärkeschalter des iPad vor die Macbookkamera und demonstriere ihre Benutzung, aber daran liegt es nicht.

Dann kann eben nur meine Mutter reden, ich verständige mich mit Gesten. Sie will demnächst verreisen, und ich soll ihr vorher erklären, wie sie mit dem iPad im Hotel ins WLAN kann. Das ist wichtig, denn nach 72 Stunden Untätigkeit verliert man beim Scrabble automatisch. Sie erklärt mir, wie sie sich den Vorgang vorstellt, und ich nicke bei jedem Schritt. Aber als ich dann

mal was erklären müsste – nämlich, dass man nicht „Andere WLANs“ wählt, sondern das Hotel-WLAN automatisch auftaucht, wenn es in Reichweite ist – reicht das Nicken nicht mehr. Ich schreibe einen Zettel:



Am iPad geht es aber auch nicht, weil da der Akku leer ist. Ich benutze es zu selten. Seit ich herausgefunden habe, dass für Vortragsnotizen auch das Handy reicht, brauche ich das iPad eigentlich gar nicht mehr.

Ich installiere Skype am neuen Handy, und damit geht es dann. Allerdings sehe ich nur mich selbst, nicht meine Mutter. Durch die unbarmherzige Handyfrontkamera sehe ich blass und struppig aus. Ich schalte das Bild ab. Der Ton ist jetzt einwandfrei. Ohne-Bild-Telefonie, vielleicht ist das die Zukunft.

Kathrin Passig

6.10.2014

WHOAAAA! WLAN IM FLUG! WHOAAAA!!!

Während ich dies schreibe, zieht 35000 Fuß unter mir Krakau mit 543 Meilen pro Stunde vorbei. Ich habe die letzte Viertelstunde damit verbracht, Freunden und Verwandten Nachrichten auf allen möglichen Kanälen zu schreiben, die allesamt in etwa so lauteten: „WHOAAAA! WLAN IM FLUG! WHOAAAA!!!“. Das ist natürlich teils meiner tatsächlichen Begeisterung geschuldet, ein bisschen aber auch ein Tribut an Louis CK und sein berühmtes „Everything’s Amazing and Nobody’s Happy“, in dem er sich über Menschen aufregt, die die Annehmlichkeiten moderner Technik nicht zu schätzen wissen.

Ich hingegen bin begeistert. Einen Dollar verlangt die Fluggesellschaft (Emirates) für das erste Gigabyte und das Netz ist verdammt schnell. Zum Vergleich: Das ist es im Zug eher nicht. Außerdem will die Telekom ein Vielfaches. Pro Stunde.

Erst nach einer übermäßigen Nutzung gleichen sich die Preise wieder an, jedes weitere Megabyte kostetet 10 Cent. Aber um auf einem Flug nach Dubai ein Gigabyte zu verbraten, muss ich mich schon sehr anstrengen. Außerdem zeigt eine realtime-Nutzungsstatistik mir jederzeit an, wie sehr ich im Pensum liege.

Auf Twitter wurde ich soeben gefragt, unter welche Jurisdiktion ich eigentlich falle, wenn ich hier Torrents ziehe. Interessant. Ein Jurist vermag es vermutlich zu beantworten, und wahrscheinlich kommt eine Antwort dabei heraus, die keinen Unterschied darin sieht, ob ich Datenklau betreibe oder heimlich auf dem Klo eine Zigarette rauche. Aber auch wenn WLAN im Flugzeug nun wahrlich nicht das Allerneueste ist, ich fühle mich verdammt nah an der Zukunft und gehe jetzt erst einmal eine Urheberrechtsverletzung begehen. Einfach nur weil es geht.

Julian Finn

10.10.2014

Während die Bahn wieder im Chaos versinkt, steigt mein Vertrauen in die Zugradar-App

Ich muss von Köln Messe/Deutz nach München, selbstverständlich mit dem Zug. Dazu muss man vielleicht auch wissen, dass der Bahnhof eine Besonderheit hat: Die Fernzüge fahren ebenerdig quasi quer zu allen anderen Gleisen, die höher liegen.

Jedenfalls kommt der Zug nicht. Es kommt auch keine Durchsage. Irgendwann wird die halbe Anzeige ausgeblendet, dann steht da auf einmal schon der nächste Zug nach Münster. Immer noch keine Durchsage. Weil mir das ganze komisch vorkam, habe ich mir in der Wartezeit die App des Zugradars aufs iPhone geladen. Dort kann man sehen, wo die Züge gerade lang fahren.

Tatsächlich findet die App meinen Zug, der fährt aber seltsamerweise in die falsche Richtung, also eben von Osten nach Westen und nicht von Norden nach Süden, wie er es eigentlich müsste. Dafür ist er immerhin irgendwo in der Nähe. Das kommt mir alles ganz seltsam vor und ich unterstelle der App grobe Ungenauigkeit und damit verbundene Untauglichkeit.

Tatsächlich setzt sich dann auf einmal eine kleine Karawane in Gang, die sich vom Fernzuggleis Richtung andere Gleise aufmacht. Offensichtlich hält der Zug heute woanders. Das ist erstens gut zu wissen und zweitens bedeutet das, dass die Zugradar-App doch richtig lag.

Am Frankfurter Flughafen steige ich um und teste die Zugradar-App noch einmal. Tatsächlich stimmt die Anzeige erstaunlich genau mit der Wirklichkeit überein, als der Zug auf der App meinen Standort erreicht, fährt auch der Zug auf dem Bahnsteig ein.

Die Fahrt geht dann zwar noch einigermaßen katastrophal (ZUGEVAKUIERUNG! ABKOPPELUNG! BITTE ALLE IN DEN ANDEREN ZUGTEIL!) weiter, aber mein Vertrauen in den Zugradar konnte gefestigt werden. Ich teste das weiter.

Anne Schüßler

14.10.2014

Ich kaufe ein Kägifret und bezahle mit dem Handy. Wie in Afrika!

Auf dem Weg zur Badestelle merke ich, dass mein Blutzuckerspiegel zu niedrig ist. Dabei habe ich zu Mittag gegessen, aber jetzt schwitze ich und meine Knie zittern, keine guten Voraussetzungen für das Baden in kalten Gewässern. Ich muss vorher was essen, habe aber mein Portemonnaie zu Hause gelassen, damit ich beim Baden weniger über Diebstahlsgefahren nachdenken muss. (Natürlich ist das Handy doppelt so wertvoll wie das Portemonnaie, aber das Handy brauche ich ja unterwegs.) In meiner Hosentasche findet sich ein einziger Franken.

Es gibt keinen Kiosk in Badestellennähe, nur eine Tankstelle mit Automaten, und im Automaten nichts, was nur einen Franken kostet. Aber! An den Schweizer Automaten kann man mit dem Handy zahlen, ich habe das letzte Woche schon gesehen, aber noch nicht ausprobiert.



Der SMS-Versand klappt nicht auf Anhieb, denn seit dem Umstieg auf das Nexus 5 ist Google Hangouts meine SMS-App. Erst im zweiten Versuch bewältige ich die Aufgabe, die SMS weder an mich selbst noch an Orange zu

schicken, sondern an den Automaten. Auf dem Display tut sich zwar nichts besonders Aufschlussreiches, aber als ich die Zahl des Kägifret-Fachs eingebe, fällt anstandslos ein Kägifret in den Ausgabeschacht.

Dort liegen außerdem bereits zwei Knoppers und eine Dose „Swiss Cannabis Ice Tea“. Mein Badevergnügen ist gesichert. Ich bekomme eine dreisprachige Bestätigungs-SMS, in der steht, dass man mir 1,70 plus 25 Rappen für die Transaktion berechnet.

Erst später fällt mir ein, dass ich nur 1,60 Orange-Guthaben auf meinem Prepaidkonto habe. Ich sehe nach dem aktuellen Stand, und die 1,60 sind unverändert. Mein Einfrankenstück habe ich auch immer noch. Die Zukunft ist so ein interessanter Ort.

Kathrin Passig

15.10.2014

Das Uni-Druckersystem steht zwischen mir und meinem neuen Beruf

Heute ist das Datum, das auf dem Poststempel meiner Bewerbung stehen muss. Ich habe gestern und heute unter Zuhilfenahme von ShareLaTeX einen Lebenslauf und ein Anschreiben verfasst. Zwischen verschiedenen Terminen gibt es ein Zeitfenster von genau anderthalb Stunden, in dem ich beides ausdrucken und zur Poststelle bringen muss.

Der erste Drucker des Uninetzwerks meldet Papiermangel. Ich fülle seine drei Fächer auf, obwohl sie gar nicht leer waren. Weiterhin Papiermangel. Ich probiere einen zweiten Drucker im selben Stockwerk. Dann wieder den ersten. Dann den zweiten. Den ersten. Einen dritten ganz woanders. Noch mal den zweiten, den ersten und den zweiten. Alle weigern sich zu drucken, nicht mal das Papier im Einzelblatteinzug wird akzeptiert. Ich habe noch 45 Minuten Zeit, der nächste Copyshop ist gut 20 Minuten entfernt, und jetzt

werde ich nervös. Es kann schon sein, dass der zentrale Druckservice schnell repariert wird, weil er eben zentral ist. Aber was soll aus mir werden, wenn es doch länger dauert?

Angesichts meines Unglücks erbarmen sich die Kollegen. P. leiht mir seinen USB-Stick (ich habe es geschafft, meinen schon wieder zu verlieren), und B., die Zugriff auf einen nicht ans Netzwerk angeschlossenen Drucker "für Notfälle" hat, druckt mir alles aus. Sogar doppelseitig und aufs richtige Papier. Dann ruft sie die Technik an und meldet das Problem mit den Netzwerkdruckern.

Vielleicht hätte man die Bewerbungsunterlagen auch mailen können, meint Aleks Scholz. Aber da stand nun mal "Datum des Poststempels".

Update: Zwei Tage später muss ich wieder etwas drucken. Beim Warten am Drucker finde ich einen Stapel vergessener ausgedruckter Seiten. „Haha", denke ich, „gleich mal nachschauen, welche persönlichen Dinge diese vergesslichen anderen Leute so ausdrucken." Der ganze Stapel besteht aus meinen Lebensläufen, Texten, Bewerbungsschreiben, alles auf dem schönen teuren Papier. Solche Stapel liegen jetzt vermutlich auch an einigen anderen Druckern im Gebäude.

Kathrin Passig

Herbst 2014

Mit Google Streetview in die alte Heimat reisen

Meine Oma musste gegen Ende des Zweiten Weltkriegs aus Schlesien fliehen. Das letzte Mal war sie in den 1970er oder 80er Jahren in ihrer Heimatstadt Breslau.

Google Street View gibt es nun ja auch für Wrocław und da meine Oma zwar mittlerweile zu gebrechlich ist, um zu verreisen, seit einiger Zeit dank ihrer Haushaltshilfe aber einen Internetzugang in ihrer Wohnung hat, beschließe ich, mit ihr zumindest eine virtuelle Stadtrundfahrt zu machen.

Ob ihr das Konzept von Street View einleuchtet, weiß ich zwar nicht ganz sicher (“Die haben Kameras auf Autos montiert und sind damit durch die Straßen gefahren.” – “Aha.”), aber sie findet schnell Gefallen daran.

“Zeig mal die Sadowastraße 64. Da haben wir gewohnt!” Das, was uns Google als Sądowa 64 vorschlägt, erkennt sie allerdings nicht so recht wieder. Und auch den Kaiser-Wilhelm-Platz können wir leider nicht wiederfinden.

Update: @TravellerSam ergänzt via Twitter: “Der Kaiser-Wilhelm-Platz heisst jetzt Plac Powstańców Śląskich goo.gl/maps/ghEtI Quelle (pl): goo.gl/9Bssp1.”

J-u-le-s

19.10.2014

Nachts noch mal rausgehen wegen der Schritte. WIR SIND SKLAVEN DER TECHNOLOGIE

„Du hast doch bestimmt auch nur im Auto rumgesessen. Interesse an 2.400 gemeinsamen Schritten?“, sage ich im Facebook-Messenger zu R., „davor oder danach weiterarbeiten. es muss nur vor Mitternacht passieren natürlich.“ (Es ist die Moves-App, die meine Schritte zählt, die Vorgeschichte steht hier und auch ein bisschen hier. Von R. weiß ich, dass er irgendein Armband hat.)

R. ist noch ganz woanders und hat schon 9.100 Schritte auf dem Konto, begrüßt aber den Anlass, sich vom Sofa zu erheben und loszufahren. Er schlägt ein Treffen um 23:35 vor dem Parkhaus vor: „Bis dahin läufst Du ja schon 900. Kommt dann für uns beide hin.“

R. schickt mir einen Link zu Waze, wo ich seine Strecke auf einer Karte sehe und ihn als Punkt, der sich ziemlich zügig auf dieser Strecke bewegt. Ich freue mich, weil ich dachte, diese praktische Funktion sei zusammen mit Latitude ausgestorben. Ich bekunde meine Freude und sage dann „willst du wohl auf die Straße schauen! ich seh das!“, weil man ja im Facebook-Messenger angezeigt bekommt, wann der Gesprächspartner die Nachricht

liest. Als der Punkt auf der Karte nahe genug herangekommen ist, breche ich auf. Mit weniger als 30 Sekunden Abstand treffen wir beide am Parkhaus ein. Dann gehen wir noch eine kleine Runde am Fluss entlang, nicht weit, denn viel fehlt ja nicht mehr.

Kathrin Passig

23.10.2014

Verteilung der Kanäle, über die mich Geburtstagsglückwünsche erreichen

56% Facebook-Pinnwand
10% Telefon
9% E-Mail
9% Whatsapp
9% SMS
5% Facebook-Chat
2% Google-Hangouts

In diesem Jahr nicht dabei: Twitter-Direktnachricht, Briefpost.

Torsten Gaitzsch

24.10.2014

Private Schmalfilmvorführung, die erste und wahrscheinlich auch letzte meines Lebens

Der Vater von T. hat in einem Brockenhaus einen Koffer mit einem Filmprojektor und 22 Ozaphan-Filmen aus den 1930er Jahren erworben. T. hat den Koffer geschenkt bekommen und uns zu einem Filmabend eingeladen.

In der Einladung steht: „‘Stierkampf in Barcelona’ 23 m, und ’Von Seehunden und Seelöwen’, 30 m, haben wir schon geschaut, es warten noch ’Karlemann verkauft Würstchen’, 20 m, und ’Überfall in der Prärie’, 34 m, sowie ’Priembacke und der Klabautermann’, 20 m auf euch, sowie noch einige mehr . . . Dessert sind dann die Filme ’Nur für Erwachsene’: ’Das verbotene Bad’, 20 m, ’Frauenschönheit auf Bali’, 23 m, ’Geheimnis um Schönheit und Jugend’, 20 m.“

Das klingt nach einem sehr langen Filmabend, aber wie sich herausstellt, bedeutet das „m“ nicht Minuten, sondern Meter.



Die Abbildung auf der Filmschachtel zeigt, dass so ein Projektor früher mal mit einer Handkurbel betrieben wurde. Woher das Licht kam, ist auch unter Zuhilfenahme von Google nicht leicht zu klären; vielleicht war eine batte-

riebetriebene Lampe eingebaut? Jemand hat den Projektor aus dem Koffer nachträglich mit einem Elektromotor und einem eindrucksvollen Kabelgewirr versehen.



Der vielleicht vierjährige Sohn der Gastgeberin protestiert, wenn die Filme „Nur für Erwachsene“ eingelegt werden, da er diese Beschriftung als „viel zu langweilig für Kinder“ interpretiert. Damit liegt er nicht ganz falsch; „Geheimnis um Schönheit und Jugend“ etwa zeigt die Verwendung der finnischen Dampfsauna zur Erholung vom „einseitigen Berufsleben“. Man sieht die nackten Beine mehrerer Damen vom Fuß bis zum Knie.

Die Filme sind so kontrastarm und grau, dass man sehr genau hinsehen muss, um die Handlung zu erraten. Vielleicht sitzen wir aber auch zu weit weg von der Leinwand, oder es ist nicht dunkel genug im Raum. Eine ordentliche Dunkelheit wird ja heutzutage gar nicht mehr hergestellt.

Kathrin Passig

26.10.2014

Eine Aktion im Spiel Ingress zeigt, was für universelle Assistenten Smartphones schon heute sind

Ingress ist ein A ugmented-Reality-Spiel, das, grob erklärt, eine Mischung aus Mensch-Ärgere-Dich-Nicht und Geocaching darstellt.

Es gibt Geländepunkte (Portale), die entweder der einen Faction (Enlightenment, grün) oder der anderen Faction (Resistance, blau) gehören. Die eine Faction erobert Portale der anderen und umgekehrt.

Portale werden durch Links verbunden, die möglich sind, wenn keine anderen Links im Weg stehen. Verbindet man drei Portale derselben Faction auf diese Weise zu einem Dreieck, dann bildet sich ein Feld, und die Faction, der es gehört, bekommt die statistische Anzahl der Bewohner auf dieser Fläche als „Mind Units“ zugeschrieben.

An diesem Wochenende lief Aktion Green Autumn. Wir, die Grünen, wollten eine Konstruktion von zwei Feldern aufbauen, die ungefähr halb Westdeutschland bedeckt.

Das ist ~~relativ schwierig~~ ganz schön komplex, da in Deutschland in jeder Stadt Ingress-Portale zu finden sind und erstmal eine Trasse geschaffen werden muss, die frei von störenden Links ist.

Die Organisatoren trommelten nun für die Nacht auf den 26.10. andere Spieler zusammen, die vor Ort am Projekt mitarbeiten wollen.

Die Spieler werden dazu in Squads eingeteilt und müssen einige Apps auf ihren Handys installieren. Die CB-Funk-Simulation Zello beispielsweise und ein Tool, über das der Operator die Position der Squads sehen kann. Hier hat sich Glympse bewährt,

Für jede Linktrasse waren ein oder zwei Operators im Einsatz, die ihre Squads zu den Standorten schicken, an denen Links zu beseitigen sind.

Alles sollte um 5 Uhr früh fertig sein, da zu diesem Zeitpunkt ein Wertungscheckpoint war, an dem die Mind Units der Factions gemessen werden.

N. und ich waren Squad Bravo. Gegen ein Uhr nachts begannen wir, einige Störlinks zu entfernen, die in unserer normalen Spielumgebung lagen, und bekamen danach Aufträge durch den Operator. Die übermittelten Koordinaten warfen wir in Google Maps ein und ließen uns lotsen.

Als wir fertig waren, mussten ab vier Uhr früh durch dichter besiedelte Gebiete als den Niederrhein Trassen geschlagen werden. Das musste kurz vor dem Aufbau unserer Links erfolgen, damit die Gegenseite es nicht schnell bemerkt. Erst eine Woche zuvor hatten wir zu offensichtliche Vorbereitungen der Resistance erkannt und sabotiert.

Die Felder standen um 4:45 und flossen in die Wertung des Checkpoints ein.



Neben der organisatorischen Leistung, dem Ehrgeiz und der Teamfähigkeit der zufällig zusammengewürfelten Gruppen finde ich beachtlich, was für Mittel uns heute mit Smartphones zur Verfügung stehen.

Abgesehen von der Kommunikation sind Tools zum Erteilen von Aufträgen, zum Management einer Flotte, zum Koordinieren von Aktionen früher, wenn sie überhaupt existierten, sündhaft teuer gewesen.

Heute findet man sie werbefinanziert als App.

Ich bin gespannt, was morgen noch kommt.

Volker König

Oktober 2014

Über das Abfotografieren ausgedruckter abfotografierter an das Fenster geklebter Negative

Über meine Gefühle gegenüber veralteter Technik habe ich bereits an anderer Stelle geschrieben, und sie beschränken sich nicht auf alte Computer oder Kassettendecks.

Als Jahrgang 1992 bin ich gerade noch mit analoger Kameratechnik aufgewachsen. Digitalkameras (beziehungsweise Umbauten) gibt es zwar schon seit den frühen 90er Jahren, allerdings zu sehr hohen Preisen und mit sehr geringer Verbreitung.

Mein Vater hat früher beruflich ziemlich viel fotografiert, hauptsächlich verunfallte Autos, und weil die Bilder der Autos sowieso in elektronischer Form zu den Akten genommen wurden, wurde das Fotografieren schätzungsweise um 1999 auf Digitalkameras umgestellt. Als Siebenjähriger fand ich das natürlich spannend und versuchte so viel Zeit wie möglich mit dem neuen Gerät zu verbringen. 2001 bekam ich meine erste eigene Kamera, inzwischen besitze ich auch eine DSLR. Bilder mache ich aber keine, weil es mich nicht reizt. Für alles Alltägliche reicht die iPhone-Kamera, meine visuellen künstlerischen Ambitionen sind sehr gering, und mein Facebook ist ohnehin schon voller Partybilder, auf denen ich Schnaps trinke — es gibt, abgesehen von Profilbildern, auf denen ich melancholisch in die Kamera blicke, keinen Anlass, zu fotografieren.

Meiner Zuneigung gegenüber allem Alten und Halbmechanischem geschuldet sammelte ich, von mir selbst fast unbemerkt, die eine oder andere analoge Kamera an. Die alte Minolta meiner Eltern. Die nicht so alte Nikon meiner Eltern. Die alte Pentax meines Opas. Die alte Kompaktkamera meiner Urgroßmutter. Und alle Kameras völlig umsonst, weil sie niemand mehr haben wollte. Bis zum Sommer 2013 hatte ich in meinem Leben vielleicht 4 Filme gefüllt, einen auf der Abschlussfahrt meiner Grundschule und drei weitere in Sommerurlauben. Die angesprochenen analogen Kameras lagen unbenutzt herum, nichts sprach für, alles (Kosten, Verbreitbarkeit, Nachbearbeitung) sprach gegen Analogfotografie. Aber dann kaufte ich meine ersten drei Filme, legte sie in drei verschiedene Kameras ein und füllte sie. Im Zuge dessen habe ich altes Wissen wiederentdeckt und neues dazugewonnen:

- Film ist nicht gleich Film. Es gibt noch heute Diskussionen und Beschreibungen über das Verhalten verschiedener Filme bei unterschiedlichen Lichtverhältnissen und Empfehlungen für die Einsatzbereiche.

- Die Drogeriekette dm entwickelt Filme für wenig Geld. Ein Film mit 36 Bildern kostet inklusive Abzüge cirka 3,50 €. Man kann sogar online abfragen, ob der Auftrag schon wieder in der Filiale zur Abholung bereit ist.

- Abzug ist nicht gleich Abzug. Zumindest bei Farbbildern. Früher gab es echte Analogabzüge vom Negativ auf Fotopapier, dazu sind große Maschinen nötig, die schon damals schwer zu bedienen waren und heute nur noch sehr selten unterhalten werden. Ein Freund von mir ist frisch gelernter Fotograf und weiß nach eigenem Bekunden nicht im Ansatz, wie das funktioniert. Die Abzüge, die man bei dm bekommt, sind digitale Abzüge – gescannt und gedruckt.

- Professionelle Fotogeschäfte liefern teilweise noch altmodische Abzüge, dann kostet ein entwickelter Film aber 20 €. Es sieht allerdings wirklich viel besser aus.

An welchen Faktoren es auch immer liegt — die Analogfotografie hat mich fest im Griff. Zum einen freut mich die technische Komponente, das Einlegen, Nachziehen, Spulen des Films. Ich mag die Begrenztheit der Bilder und den Prozess des Wegbringens, Wartens, Abholens. Außerdem freut mich die Tatsache, dass automatisch physische Abzüge dabei sind. Die digitalen Kameras, auch in den Smartphones, sind bezüglich Optik, Auflösung und Bildqualität inzwischen so gut, dass ein normales technisch gutes Digitalbild keinen echten Reiz mehr für mich hat.

Allerdings bin ich Student und arm. Neben den Entwicklungskosten kostet ja auch der Film an sich Geld, je nach Qualität zwischen 2 € (dm-Hausmarke) und 5 € (bei Amazon, Markenfilm). Glücklicherweise gibt es sehr viele gegen Ende der analogen Ära produzierte Filme, die in den Lagern der Fotogeschäfte auf ihr Mindesthaltbarkeitsdatum hinaltern. Im Selbstversuch habe ich gelernt, dass ein zwei Jahre abgelaufener Film wie ein zwei Tage abgelaufener Joghurt zu handhaben ist. Ein länger als 10 Jahre abgelaufener Film entwickelt Kontrast- und Farbfehler, die durchaus auch gewollt sein können

(siehe Lomografie), weshalb auch solche Filme bei ebay angeboten werden. Ich decke meinen Filmbedarf – beziehungsweise, so empfänglich ich für Besitz leider bin, eigentlich den Filmbedarf eines vielbeschäftigten Starfotografen – also auf ebay.



Problematisch wird das alles erst zu dem Zeitpunkt, an dem meine minimale Pfauenhaftigkeit in Bezug auf soziale Medien durchbricht: Mich zeigen, und das zeigen, was ich mache. Analogbilder sind nunmal recht eindeutig analog und das Internet ziemlich digital. In meinem Umfeld haben analoge Bilder einen ziemlich guten Ruf, die Farben sind irgendwie anders und besonders, und die Einwegkamera ist ein häufig beobachtbares Instrument auf Parties, das analoge Bild ist eher positiv behaftet.

Die Lösung ist natürlich einfach, ich fotografiere die Bilder mit meiner DSLR ab, um sie in Facebook hochzuladen. Oder aber ich klebe ein Negativ an die Fensterscheibe, fotografiere das Negativ samt dem von draußen

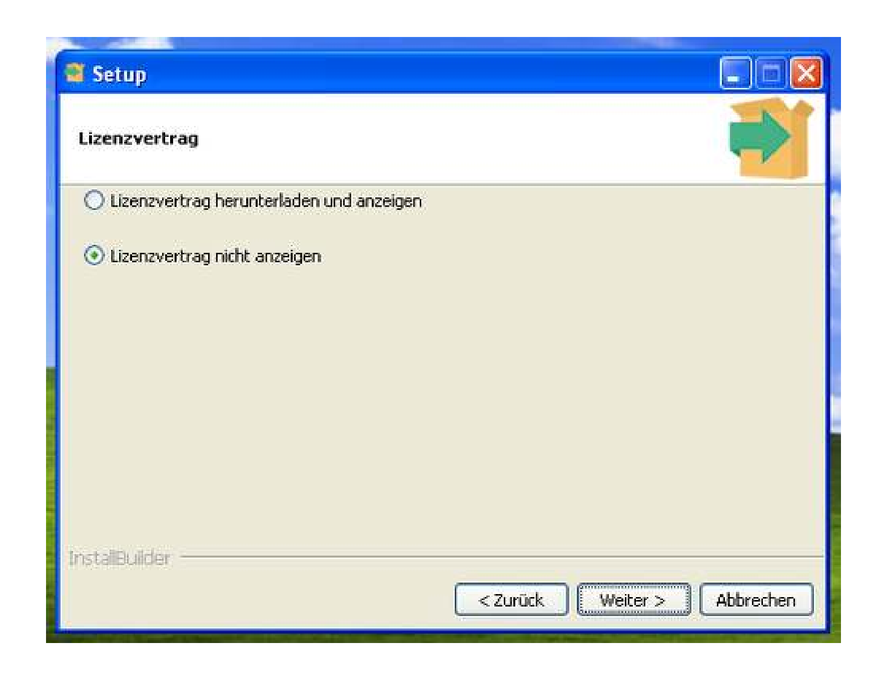
durchscheinenden Licht, invertiere die Farben am Computer, drucke das entstandene Bild mit dem Laserdrucker aus, mache davon ein Bild mit meinem iPhone und lade es bei Instagram hoch. Naheliegend.

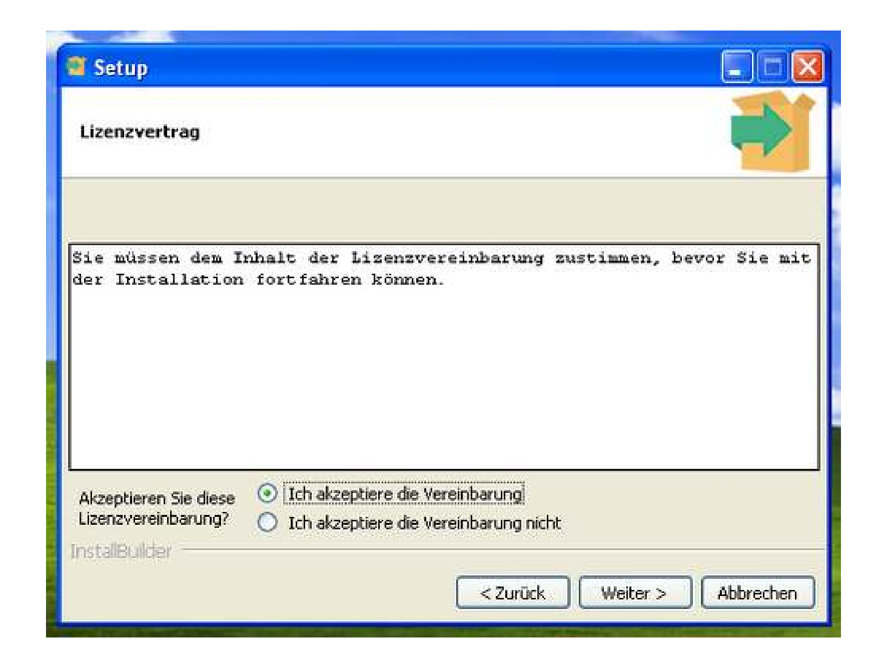
Franz Scherer

14. November 2014

Wir kennen das: Software installieren, albern lange Nutzungsbedingungen nicht lesen und ...

... diesen dann (ironisch?) trotzdem per Klick zustimmen. Als ich heute die Steuer-Software „Elster“, die es nach wie vor nicht für Mac OS X gibt, in einer virtuellen Maschine neu installieren musste, freute ich mich, dass deren Programmierer die Sache mittlerweile wohl auch ironisch sehen.


Setup
Lizenzvertrag
Lizenzvertrag herunterladen und anzeigen
Lizenzvertrag nicht anzeigen
InstallBuilder
< Zurück
Weiter >
Abbrechen



Enno Park

2014-11-12

Terminvereinbarung und Medienwandel: Eine Etüde

Ich möchte einen Termin mit einer Ärztin vereinbaren, die mir empfohlen wurde. Ich google dazu ihren Namen. So finde ich ihre Homepage beim Mount Sinai Hospital in der Upper East Side von Manhattan. Es gibt: eine Telefonnummer, eine Faxnummer, und einen Knopf »Termin vereinbaren«. Ich drücke auf den Knopf und bekomme ein Formular, um meine persönlichen Daten einzugeben. Name, Adresse, Telefonnummer, Grund des Besuchs. Vielen Dank, wir melden uns bei Ihnen.

Oje. Ein Feld für eine E-Mail-Adresse gab es nicht. Das heißt wohl, sie werden mich anrufen wollen. Das wird schwierig, denn mein Telefon ist ja immer stumm geschaltet. Und an meinem Arbeitsplatz habe ich so gut wie keinen Mobilfunk-Empfang. Ich möchte das Telefon auch nicht laut schalten, denn die fast ständig eingehenden Notifications würden eine nervtötende Geräuschkulisse aufbauen. Ich könnte natürlich so eine neumodische App wie Silence Everything Except Ringer verwenden, aber um ehrlich zu sein: Es ist mir ein bißchen unangenehm, mir vorzustellen, mein Telefon könnte mitten am Tag einfach so losklingeln und mich herausreißen aus dem, was ich gerade tue.

Ich finde keine Lösung, aber das Problem verschwindet, wie die meisten Probleme, wenn man lange genug wartet: Am nächsten Tag sehe ich, dass ich zwei Anrufe des Mount Sinai Hospital verpasst habe. (Dass es das Mount Sinai Hospital war, sehe ich an der automatischen Telefonnummer-Erkennung, die Google durchführt). Ich schaue in meiner Google-Voice-Inbox nach, und tatsächlich, das Krankenhaus hat mir eine Nachricht hinterlassen, die auch, bis auf den Namen der Ärztin, fehlerfrei transkribiert wurde. Ich möge bitte zwecks der Terminvereinbarung zurückrufen (es ist dieselbe Nummer, die auch auf der Webseite stand). Ich rufe zurück, aber es ist fünf Minuten nach fünf, und ich höre nur eine Ansage, dass die Geschäftszeit um fünf endet. Am nächsten Tag versuche ich es noch einmal und bekomme jemanden an den Apparat.

»Sie hatten mich wegen einer Terminvereinbarung zurückgerufen.«

»Ihr Nachname? Können Sie das buchstabieren bitte? Und der Vorname?«

»Ich habe meine Daten schon in Ihrem Terminvereinbarungssystem eingegeben, das müssten Sie eigentlich aufrufen können.«

»Haha, nein auf das System habe ich keinen Zugriff. Sie müssen mir die Daten schon hier am Telefon durchgeben.«

»Oh. Na klar, kein Problem.«

Wir buchstabieren und wiederholen eine Weile um die Wette.

»Die Adresse Ihrer Krankenversicherung? Die Postfach-Anschrift brauche ich.«

»Hm, die habe ich gerade nicht hier.«

»Sie steht hinten auf Ihrer Versicherungskarte.«

»Ich, äh, habe keine Karte. Ich bin bei Cigna und ich habe hier meine Versicherungsnummer, möchten Sie die?« (Ich habe meine Versicherungsnummer in eine passwort-geschützte App auf dem Smartphone eingegeben, wo ich sie mit allen Kreditkartennummern und sonstigen persönlichen Daten mit mir herumtrage. Aber das mag ich jetzt nicht erklären.)

»Nein, ich brauche wirklich die Postfach-Anschrift.«

»Moment. . . « Mir fällt ein, dass ich mir auf der Webseite von Cigna jederzeit eine neue Versicherungskarte ausdrucken kann, also logge ich mich dort ein, rufe die Kartenausdruckfunktion auf und habe ein paar Sekunden später eine Karte im PDF-Format auf dem Bildschirm.

»So, jetzt habe ich eine Karte. Auf der Rückseite, sagen Sie?«

»Ja, die Postfach-Anschrift.«

»Hm. Hier steht nur 1000 Great West Drive. Kein Postfach.«

»Ich brauche auf jeden Fall ein Postfach.«

»Es gibt hier auch eine Postfach-Adresse, aber da steht *Nur für Rezepte* dabei, die wollen Sie bestimmt nicht.«

»Also das hilft nichts. Sie müssen mir die Karte faxen, bitte. Und dann rufen Sie nochmal an.«

»Reicht es denn nicht, wenn ich die Karte zu dem Termin mitbringe?«

»Nein, ich muss die Versicherung vorher abklären. Bitte faxen Sie mir die Karte.«

Mir wird ein bisschen mulmig. Ich habe keine Ahnung, wo hier in der Firma ein Faxgerät sein könnte. Immerhin weiß ich, wo ein Drucker steht. Ich schicke die PDF-Karte zum Drucker, gehe zu dem Gerät, und, ja, ich hätte es mir fast denken können: Der Drucker ist auch ein Faxgerät. Ich kann also die soeben ausgedruckte Karte gleich wieder auf das Scannerglas legen und losfaxen. Vorteil: Vorder- und Rückseite der Karte sind gleich nebeneinander.

»Hallo? Wir haben, glaube ich, gerade miteinander telefoniert. Ich habe Ihnen gerade meine Karte gefaxt, ist die angekommen?«
»Ja. Sie sind nicht bei Cigna, sondern bei Great West. Überhaupt kein Problem. Nächsten Donnerstag um neun?«

André Spiegel

November 2014

Apple schafft und löst Probleme zur gleichen Zeit

Eine der häufigsten Fragen, die ich bei Sichtung meines iPhone 6 Plus höre, ist die nach der einhändigen Handhabung.

(Die häufigsten sind natürlich in dieser Reihenfolge: 1. Passt das in die Hosentasche? (Ja, gerade so.) 2. Kann man damit noch telefonieren? (Müsste ich noch ausprobieren.) 3. Hast du schon versucht, es zu biegen? (Na klaaar. Augenroll.) 4. Wie viel kostet sowas? (Viel zu viel.))

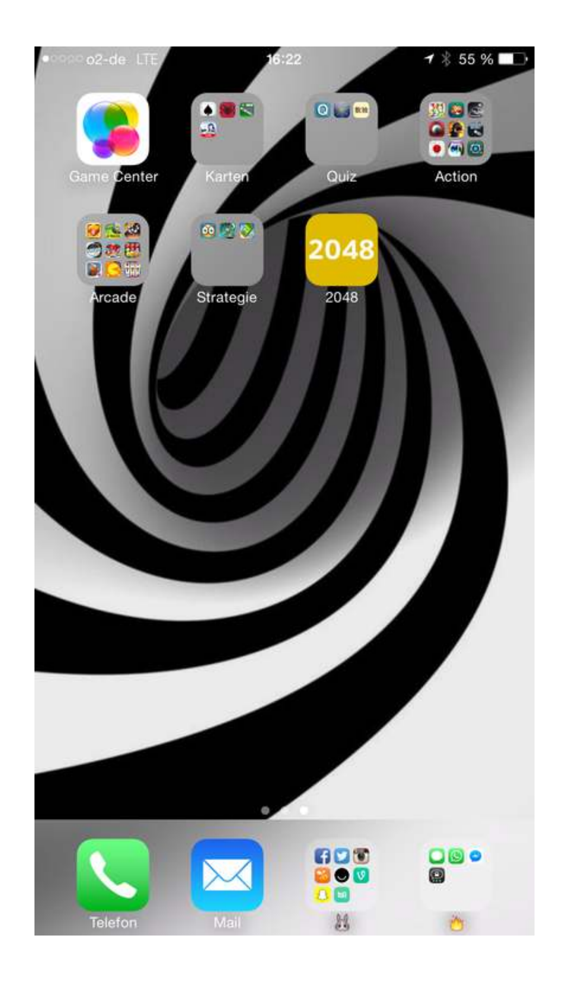
Die Frage nach der Bedienbarkeit ist natürlich nicht von der einen Hand zu weisen. So hatte ich wirklich Probleme, eine oben angeordnete App aufzurufen, während ich zum Beispiel mit der zweiten Hand meine Zähne putzte oder das Lenkrad festhielt.

Apple hat mit dem großen Bildschirm also ein Problem geschaffen. Aber Apple wäre nicht der hippe Konzern, den wir alle lieben, hätte er nicht gleich mit dem Problem auch eine Lösung erfunden. Und seit wenigen Tagen kenne ich sie auch.

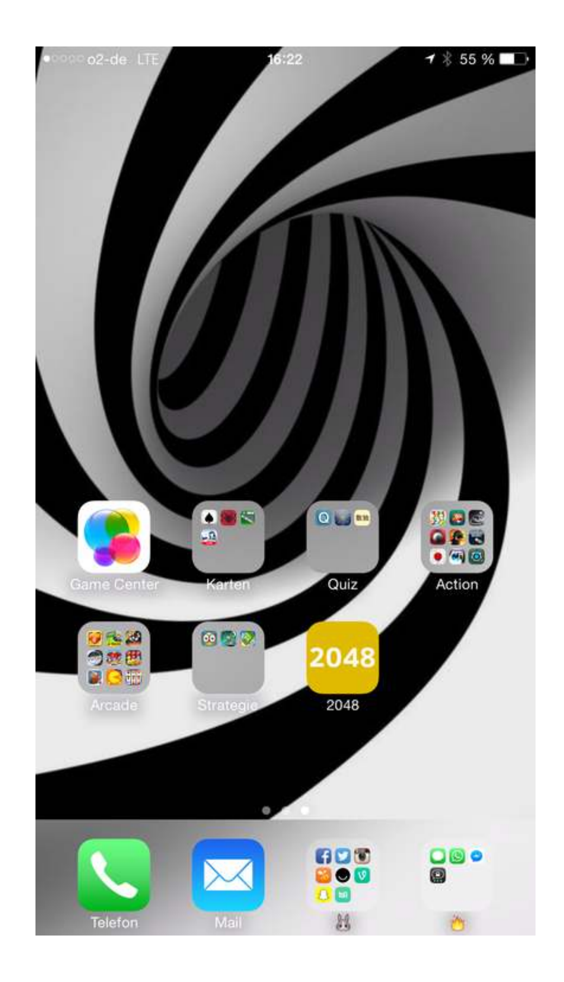
Tippt man zwei Mal hintereinander mit dem Finger auf den Home-Knopf (tippen, nicht drücken!), schiebt sich der Bildschirminhalt um eine halbe Länge nach unten. So kann man auch einhändig die oberen Bereiche bedienen. So einfach, so genial.

Zur Verdeutlichung noch zwei Screenshots. (Mit voller Absicht von meiner Spieleseite, weil ich die ja am aaallerhäufigsten verwende.)

Vorher:



Nach Doppel-Tipp:



Johannes Mirus

18.11.2014

Meine Küche piepst

„Und? Wie geht's mit der neuen Küche?", werde ich von Nachbarn, Familie und Freunden gefragt.
Noch beginnt meine Antwort mit: „Sie piepst!"

Denn zwar freue ich mich immer noch täglich über den neuen Wasserhahn, den man nicht in Millimeterarbeit auf die eine (wechselnde) Position bringen muss, in der er nicht tropft. Sondern der einfach nicht tropft. Ich mag auch die neue große Arbeitsfläche (bei deren Farbauswahl Weiß ich allerdings nicht bedacht hatte, dass ich darauf vor dem Teigausrollen nicht sehe, wo ich schon bemehlt habe). Oder die Abfalleimerschublade, die das gesamte, hochkomplexe deutsche Mülltrennungssystem fasst (fast: Zeitungen staple ich immer noch extra).

Doch die größte Veränderung ist: Alles piepst.

In der alten Küche waren Geräusche schon auch ein Signal: So wusste ich, dass der Backofen die gewünschte Temperatur erreicht hatte, wenn ich das sanfte Zick! hörte, mit dem die Vorheizlampe erlosch. Ich wohne ruhig genug, dass ich das bis ins Wohnzimmer wahrnahm. Dass die Waschmaschine durch war, bemerkte ich am Ende des Waschtrommelrumpelns. Dass der Geschirrspüler sein Programm absolviert hatte, signalisierte das Scheppern des herausspringenden Einschaltknopfs.

Doch jetzt:

Der Herd piepst,

- wenn ich ihn anstelle,
- wenn ich die zu heizende Herdplatte auswähle,
- wenn ich die Temperatur einstelle.

Der Dunstabzug piepst, wenn ich ihn einschalte.

Die Waschmaschine piepst, wenn sie durch ist (was ich durchaus begrüße, denn sie wäscht so leise, dass ich das Ende des Waschgangs sonst nicht bemerkte).

Die Spülmaschine piepst, wenn sie durch ist.

König der Piepser, the Piepser King, aber ist der Backofen. Er piepst,

- wenn ich ihn einschalte,
- wenn er auf die gewünschte Temperatur vorgeheizt hat – dann piepst er sogar drei Töne, und zwar dieselben, die er für das Abkühlen auf eine niedrigere Temperatur hat,
- beim Betätigen der Lichttaste,
- beim Einstellen des Timers,
- drei Töne beim Ablaufen dieses Timers (drei andere als die der Temperaturerreichung).

Ich sehe Potenzial für eine Sondernummer der Kitchensoundperformance.

die Kaltmamsell

19.11.2014

Der ICE ist eigentlich auch nur ein großer, langer Computer

Mein ICE steht seit 10 Minuten am Stuttgarter Hauptbahnhof und wir haben zum Glück einen Zugführer erwischt, der gut kommunizieren kann. Er entschuldigt sich, spricht zunächst nur vage von einer technischen Störung, entscheidet sich dann aber weitere fünf Minuten später, genauer zu sagen, was los ist.

Der Zug ist abgestürzt und muss rebootet werden. Er sagt das durch (sein Begriff ist “Software Reset”), weil dafür für einige Minuten im ganzen Zug Licht, Klimaanlage und restlicher Strom ausgehen werden.

Das Licht geht aus und nach rund 5 Minuten wieder an. Wir werden informiert, dass alles geklappt hat, aber das System noch einmal durchgetestet werden muss. Weitere fünf Minuten später ist auch der Test abgeschlossen. “Wenn jetzt noch das Signal auf grün springt, können wir losfahren.”

Der ICE, der eigentlich auch nur ein großer, langer Computer ist, verlässt Stuttgart mit einer Verspätung von 30 Minuten.

Alexander Matzkeit

24. November 2014

Kundenservice bei IKEA oder der Versuch, zwei Fernbedienungen auszutauschen

Die freundlichen Warnungen vor zwei Jahren hatte ich bewusst ignoriert. Fernseher bei IKEA kaufen? Das könne doch nur im Desaster enden!

Egal, vor allem die Haushaltsvorsteherin wollte eine Lösung ohne sichtbare Kabel – und die hatte IKEA nun mal. Flachbildfernseher mit Wandmontage und ein Soundsystem mit BluRay Player, das sich in ein kleines Wandregal schmiegt.

Wir sind auch ganz zufrieden mit der Lösung. Dass eine der beiden Fernbedienungen gleich zu Beginn den Geist aufgab, konnten wir verschmerzen, denn Fernseher und Soundsystem hatten identische Fernbedienungen. Die gelegentlichen Abstürze des Fernsehers konnten wir mit einem Softwareupdate für eine gewisse Zeit in den Griff bekommen.

Vor einer Woche fiel dann aber auch die zweite Fernbedienung aus und der Fernseher ließ sich nur noch mit den Fronttasten bedienen – und das auch nur schlecht, denn die Abstürze häuften sich mal wieder.

Also fahren wir zu IKEA, um die defekten gegen zwei neue Fernbedienungen zu tauschen. Das stellt sich als unerwartet schwierig heraus. Denn inzwischen gibt es eine neue Generation des IKEA TV, und die hat andere Fernbedienungen. Ob die auch bei den alten Geräten funktionieren würden,

bezweifelt der IKEA Mitarbeiter in der Wohnzimmer/Fernseher Abteilung. Wir sollen es doch mal bei der Reklamation versuchen. Und wenn unser Fernseher dauernd abstürzen würde, sollen wir ihn doch einfach umtauschen, dafür gewähre IKEA ja schließlich fünf Jahre Garantie.

Wir fahren also unverrichteter Dinge wieder nach Hause, montieren den Fernseher ab, packen ihn mit dem Soundsystem ins Auto und machen uns wieder auf den Weg zu IKEA. Bei der Reklamation ist man sehr hilfsbereit, aber leider ist der Fernseher in unserer Größe und Farbe nicht auf Lager. Da die Fernsehgeräte aber inzwischen im Preis gesenkt wurden, können wir einen etwas größeren, dafür in der passenden Farbe, für einen kleinen Aufpreis bekommen. Damit sind wir einverstanden. Ein neues Soundsystem sollen wir auch bekommen. Auch das ist deutlich billiger geworden in den letzten zwei Jahren. Schulterzuckend denken wir: “OK, so ist das nun mal mit Unterhaltungselektronik.”

Als uns die IKEA Mitarbeiterin einen Gutschein überreicht, sind wir sehr überrascht: Beide Geräte zusammen sind jetzt billiger als das, was wir vor zwei Jahren bezahlt haben – und die Differenz von 22,- € gibt es als Gutschein dazu.

Soweit, so gut. Wir fahren mit den neuen Geräten nach Hause, bauen alles auf, und eigentlich sollte die Geschichte hier zu Ende sein. Wenn ich nicht den Fernseher direkt beim ersten Updateversuch bricken würde. Wir sitzen also mit einem nagelneuen Fernseher da, der sich nicht einschalten lässt. Und als ob das nicht genug ist, fällt uns erst jetzt auf, dass das neue Soundsystem gar keinen BluRay Player mehr enthält. Das muss ein Versehen beim Umtausch gewesen sein, nehmen wir an. Es bleibt uns also nichts anderes übrig, als alles wieder einzupacken und zum dritten Mal zum IKEA zu fahren.

Den Fernseher nehmen sie sofort anstandslos zurück – das Bricking beim ersten Update scheint kein unbekanntes Phänomen zu sein. Bei dem Soundsystem gibts dann aber Probleme. Die neue Generation gibt es nicht mehr mit BluRay Player. Oh, sagen wir, auf der Ikea Internetseite sei das aber noch aufgeführt. Die Mitarbeiterin schaut in ihr Warensystem. Nein, da gibts keine BluRay Player. Dann schaut sie ins Internet. Ups, ja, da steht das wirklich.

Das sei dann ja ein Fehler von Ikea. Nach einer weiteren, langen Recherche taucht in den Tiefen des Lagersystems dann noch ein Auslaufgerät auf. Der Karton sei zwar schon mal geöffnet, das Gerät aber nicht ausgepackt worden. Ob wir das als Ersatz akzeptieren könnten? Können wir. Allerdings ist das Austauschgerät noch einmal drastisch reduziert. Nach einigen IKEA-internen Diskussionen dann die Frage: Ob wir mit einem Gutschein einverstanden wären oder auf Auszahlung des Differenzbetrags von 180,- € bestehen würden. Wir nehmen den Gutschein.

Eigentlich wollten wir nur zwei neue Fernbedienungen. Bekommen haben wir einen neuen, größeren Fernseher, ein neues Soundsystem und insgesamt 200,- € Gutschrift.

Bei dem Kundenservice hoffe ich, dass IKEA bald auch Autos verkauft.

Henning Grote

25. November 2014

Krankenscheine funktionieren für den Enduser wie vor 30 Jahren

Es ist 2014, beim Arzt legt man seit 20 Jahren eine Versichertenkarte vor, seit 2012 als »elektronische Gesundheitskarte«, und EDV-gestützten Datenaustausch zwischen Ärztin und Krankenkasse soll's auch schon seit 25 Jahren geben.


1
Arbeitsunfähigkeits-
bescheinigung
Ausfertigung zur Vorlage
bei der Krankenkasse

Und trotzdem bekomme ich einen gelben Schein, den ich unter Androhung von Leistungskürzung beim Krankengeld per Post meiner Krankenkasse zuschicken muß. Immerhin: Bei meiner Krankenkasse auf der Webseite kann ich mir dafür ein frankiertes Anschreiben ausdrucken.

Felix Neumann

27.11.2014

Wenn Familien mit Videokassetten verreisen, ist nicht immer alles so offensichtlich

Ich sitze im Zug und am Tisch neben mir sitzt ein Vater mit zwei Kindern. Vor ihnen liegt eine Videokassette von einem Märchenfilm. Ich bin erst nicht verwirrt, schließlich habe ich auch schon mal mehrere Folgen „Petterson und Findus" hören dürfen, weil sie an einem Laptop zur Kinderunterhaltung geguckt wurden.

Dann bin ich aber doch verwirrt, weil mir auffällt, dass man ja kaum einen tragbaren Videorecorder mit in den Zug nimmt.

Das Rätsel wird aber dann doch schnell gelöst: In der Hülle werden Buntstifte aufbewahrt. Wenn schon die Videokassette an sich vermutlich aus den meisten Haushalten verschwindet, wenigstens die Hüllen scheinen Ersatzaufgaben zu erhalten.

Anne Schüßler

2.12.2014

Die Körperscanner kommen

Für eine Presseveranstaltung fliege ich mit Air Berlin von Köln-Bonn aus nach Berlin. Am Terminal 2 setzt man die nagelneuen Körperscanner ein, die so aussehen, als würde man direkt zum Zielflughafen teleportiert.



Die Körperscanner kommen

Tatsächlich muss man sich nur seitlich in „Hände-hoch-oder-ich-schieße"-Position hinstellen und darf sich drei Sekunden lang, während der Scanbalken um einen herumfährt, nicht bewegen und am besten nicht atmen.

Glückt diese Prozedur, erscheint ein OK auf dem Sicherheitsmonitor, falls nicht oder falls noch Metall entdeckt wird, ist an der entsprechenden Stelle der schematischen Figur ein gelbes Rechteck, und man wird wie bisher von einem Mitarbeiter nachuntersucht. Oder muss dreimal zurück und den Vorgang wiederholen, wie bei meinem fluchenden Vorgänger.

Und das umständliche Jacken-Taschen-Gürtel-Notebooks-Klimperkram-in-Schale-packen erspart es einem auch nicht.

Thomas Jungbluth

2.12.2014

Mann beißt Hund oder umgekehrt

Ich bekomme ein Buch in zwei Ausgaben geliehen, einmal auf Spanisch (das ich noch nicht so ganz lesen kann) und einmal in der deutschen Übersetzung (zum Nachschlagen, wenn nicht klar ist, ob der Mann den Hund beißt oder umgekehrt). Ich lese die ersten zwei Seiten, im Bett mit den beiden mittelgroßen Büchern und dem Macbook hantierend. Man bräuchte drei bis vier Hände dafür.

Später werde ich noch einmal wach und will weiterlesen. Dafür muss ich das Licht einschalten, und wirklich bequem ist es auch dann nicht, wenn ich das Macbook weglasse und nur noch zwei bis drei Hände brauche.

Ich melde meinen Kindle-Account in die USA um und kaufe das spanische E-Book. Ich merke, dass es klüger gewesen wäre, die deutsche Übersetzung zuerst zu kaufen (die englische gibt es nicht als E-Book, die deutsche schon), denn dann könnte ich jetzt einfach US-Kundin bleiben, so wie ich es bis Mai 2014 war. Aber es hilft ja nichts. Ich wechsle meinen Wohnsitz ein zweites Mal und kaufe das deutsche E-Book. Jetzt reicht eine Hand. Im Dunkeln.

Kathrin Passig

3. Dezember 2014

In die Neunziger zurück geht ganz leicht

Weil der Verschickungsmechanismus unseres E-Mail-Newsletters auf ein neues System umgezogen ist, merke ich plötzlich, dass rund 2700 E-Mail-Adressen, an die er verschickt wird, gar nicht mehr existieren. Ich merke es, weil sich im Verlauf weniger Stunden 2700 Unzustellbarkeits-Nachrichten in meinem Postfach sammeln. Ich habe den Newsletter kurz vor Verlassen des Büros abgeschickt und sehe nur, wie die kleine rote Zahl neben dem E-Mail-Symbol auf meinem iPhone wahrscheinlich zum ersten Mal seit sie auf diesem Gerät lebt, erst drei- dann vierstellig wird. Ein beunruhigender Anblick – aber immerhin ist das System dafür ausgerichtet, dass man 2700 ungelesene E-Mails haben kann.

Um die toten Adressen aus der Mailingliste tilgen zu können, muss ich aus den 2700 einzelnen Mails eine Liste machen, die nur die Adressen und sonst nichts enthält. In einem ersten Schritt markiere ich alle Mails und speichere sie in eine TXT-Datei. Perfekterweise werden nur die E-Mail-Header gespeichert, das heißt, ich besitze jetzt eine TXT-Datei, in der 2700 E-Mail-Header untereinander stehen, jeweils mit Zeitstempel, Betreffzeile und – am wichtigsten – der Absender-E-Mail-Adresse, hinter der ich her bin.

Mit einigen Suchen/Ersetzen-Durchläufen gelingt es mir, die weitestgehend identischen Zeichenfolgen, aus denen die Zeilen bestehen, zu tilgen, aber da die E-Mails über einen längeren Zeitraum verschickt wurden, bleiben die Zeitstempel bestehen. Ich sitze schließlich vor einer Datei, in der abwechselnd eine der toten Adressen und eine Zeit steht.

Ich google nach einer Möglichkeit, aus einer TXT-Datei jede zweite Zeile zu löschen. Einige Menschen haben kleine Skripte und Programme geschrieben, die genau das machen. Allerdings muss ich, um sie zu nutzen, etwas tun, was ich schon sehr lange nicht mehr getan habe – die „Eingabeaufforderung“

starten. Ich tippe CMD in die Befehlszeile des Windows 7-Menüs und habe plötzlich ein altvertrautes schwarzes Fenster mit einem blinkenden Cursor vor mir, zum ersten Mal seit Jahren.

Während ich mich mit einigen „cd“-Befehlen ins richtige Verzeichnis navigiere, denke ich darüber nach, dass ich als 1983 Geborener wahrscheinlich zu den letzten Jahrgängen gehöre, die jene DOS-Oberfläche noch kennen, die von Windows 95 endgültig abgeschafft wurde. Obwohl ähnliche Prompts natürlich nach wie vor in allen Betriebssystemen existieren (ich höre inzwischen meist den Begriff „Konsole“) und in manchen auch häufiger genutzt werden, von erfahrenen Nutzern und Programmierern sowieso, dürften nicht-professionelle Computernutzer wahrscheinlich kaum noch in die Verlegenheit geraten, dem System Befehle über die Tastatur erteilen zu müssen. Befehle in abstrakten Zeichenfolgen, bei denen die Reihenfolge der Modifikatoren von entscheidender Bedeutung sein kann. In eitlen Momenten bilde ich mir gerne mal ein, wie wichtig es für mein heutiges Verständnis von Computern ist, dass ich damals mit meinem Betriebssytem so auf du und du war. (Das moderne Äquivalent ist wahrscheinlich eine möglichst präzise Google-Suche.)

Ich führe das Programm mit den korrekten Modifikatoren aus. Es funktioniert bestens und speichert meine Daten in eine neue TXT-Datei, in der tatsächlich nur noch die E-Mail-Adressen stehen. Erst im Anschluss, als ich die TXT-Datei in eine Excel-Tabelle importiere, fällt mir auf, dass ich auch einfach die alte Datei in Excel hätte importieren, die Zeilen sortieren und die Uhrzeit-Zeilen hätte löschen können. So viel Voraussicht hätte mich aber um eine spannende Zeitreise und die Anwendung von 20 Jahre altem Technik-Wissen gebracht.

Alexander Matzkeit

5.12.2014

An mein Papier lass' ich nur Tinte und Graphit

Anne berichtet über Ihre Notizgewohnheiten auf bedrucktem Papier. Tatsächlich benutze ich auch bedrucktes Papier als Notizblock, das ich auf einem A5-Klemmbrett festklemme. Ich schneide dazu Pressemeldungen, Fehldrucke und andere nutzlos gewordene Blätter in der Mitte durch. So entwertet weiß ich zugleich sofort, dass das Papier zu Informationszwecken nicht mehr benötigt wird, was man ja bei A4-Seiten ohne wenigstens drauf zu schauen nicht immer sofort sagen kann.

Übrigens waren die Haufen früher größer, weil die Firmen mehr auf Papier rundschicken. Jetzt bekomme ich von den etwa hundert+ Verteilern höchstens noch von einer Handvoll Papier-Pressemeldungen. Nur nach CeBITten und IFAs steigt das Rohmaterial wieder.

Zurzeit verbrate ich zudem einen 500er Pack falsch gekauftes grünes Ökopapier. Material ist also genug da. Zumal ich nicht nur auf den Blättern notiere. Manchmal, wenn es ganz schnell gehen muss oder ich den Klemmblock nicht zur Hand habe, notiere ich Dinge auch auf der Rückseite geöffneter Briefumschläge.



Und meinen Einkaufszettel lege ich klassisch im iPhone als Notiz an. Da kann ich ihn wieder verwerten, außerdem kennt die Eingabefunktion nach ein paar Mal meine komischen Begriffe (Wochenwasser = Vorrat an Mini-Wasserflaschen für die Bagage).

Ein paar Worte noch zum Schreibwerkzeug: ich bevorzuge Füller oder Bleistift – Kugelschreiber nur, wenn nix anderes zur Hand ist.

Thomas Jungbluth

6. Dezember 2014

Lärmquelle Internet

Mein Telefon ist stummgeschaltet. Immer. Einerseits habe ich so mehr Ruhe (und reagiere auf Anrufe und Mitteilungen, wenn ich dafür bereit bin) andererseits bin ich gehörlos – jedenfalls wenn meine Cochlea-Implantate abgeschaltet sind. Und gehörlose Menschen hassen es, wenn sie versehentlich Krach machen, ohne es selbst zu merken.

Kürzlich habe ich aus Neugierde die App “Plague” auf meinem Telefon installiert. Darin kann man Bilder und Texte posten, die sich viral weiter verbreiten sollen. Statt auf Freundschaften wie bei Facebook oder auf Followern wie bei Twitter basiert “Plague” aber auf räumlicher Nähe und zeigt mir Inhalte mehr oder weniger aus meiner Umgebung. Ich kann bei jedem Inhalt mit einem Wisch entscheiden, ob ich ihn weitergeben will oder nicht. (In 99,9% aller Fälle letzteres.) Damit sollen sich Inhalte viral verbreiten lassen, aber im Vergleich zu Twitter oder Tumblr haut mich das bei “Plague” Gezeigte bisher nicht wirklich vom Hocker – vielleicht weil der Massengeschmack bzw. der Geschmack des Nachbarn selten der eigene ist.

Des nachts las ich das Internet leer, während die Frau schon schlief, und schaute auch mal wieder bei “Plague” rein. Bis ich plötzlich merke, dass die Frau senkrecht im Bett sitzt und mich sehr böse anschaut. Der Grund dafür: “Plague” hat in voller Lautstärke ein Video abgespielt – automatisch, ohne dass ich noch irgendwo auf Play klicken müsste. Ich habe natürlich nichts gehört. Zuerst dachte ich, der Fehler läge bei mir und mache alles aus und leise, was ich am Telefon aus und leise machen kann. Bis sich ein paar Minuten später die Situation beim nächsten auf “Plague” geposteten Video wiederholte und die Frau erneut senkrecht im Bett sitzt und dabei aussieht, als würde sie gleich mit Gegenständen nach mir werfen. Sicherheitshalber schloss ich “Plague” wieder und wandte mich Twitter zu.

Ich glaube, ich werde “Plague” wieder vom Telefon werfen. Einerseits interessiert mich schon, ob das Konzept der App mit der Zeit doch irgendwie aufgeht. Andererseits: Eine App, die ignoriert, was ich an meinem Telefon einstelle, und sei es nur die Lautstärke, hat auf meinem Telefon nichts verloren.

Enno Park

6.12.2014

Rentier im Kreisverkehr

LED ist überall. Die Technik ist so billig, dass alles, aber auch wirklich alles illuminiert wird: Schubladen innen, Küchenunterschränke an der Unterseite (sehr hübsch in pink), egal. Die Dinger sind hell und verbrauchen kaum Strom. Und so werden sie auch im Außenbereich für die Stadtverschönerung eingesetzt.



So zum Beispiel in Leverkusen: Neueste Errungenschaft ist ein Ball aus LEDs, der in der Mitte des Kreisverkehrs steht, wenn man aus Süden über die B8 in die Stadt fährt. Dort werden in der Mitte erbauliche oder werbliche Grafiken gezeigt, auf der Hinfahrt war es das Stadtlogo, auf dem Rückweg eine herzallerliebste Pixel-Weihnachtsmann-mit-Rentier-Grafik.

Thomas Jungbluth

2003–2014

Viel Strahlung, viel gut!

Unser Kind ist gut ein Jahr alt und wir brauchen ein Babyfon. Informiertere Freunde versichern uns, dass Babyfons vor allem eine Eigenschaft haben: ihre Reichweite ist gering, meist sogar weniger. Die Geräte haben vie-

le Leuchtdioden, haben Design, sind strahlungsarm und umweltverträglich, aber ermöglichen es uns nicht, im Wirtshaus gegenüber ein Feierabendbier zu trinken.

In einem früheren Leben war ich Funkamateur und daher ist mir eines klar: Nur Sendeleistung hilft. Viel Strahlung, viel gut! Das Böse an der Strahlung verringert sich exponentiell mit dem Abstand – daher sollte ein gutes Babyfon hohe Sendeleistung und eine gute Antenne haben. Das Mikrofon sollte an einem langen Kabel hängen, damit der Sensor zum Baby und der Sender ans Fenster kann.

Die leistungsfähigsten Funkgeräte, die es ohne Lizenz gibt, sind die PMR-Funkgeräte. Mit einer Leistung von 500 mW erreichen sie Reichweiten zwischen 200 m und 5 km. Man bekommt sie in jedem Baumarkt und beim Discounter. So ein Funkgerät hat immer auch eine Sprachaktivierung, die VOX-Funktion, die es zum Beispiel Motorradfahrern ermöglicht, automatisch auf Sendung zu gehen, wenn sie sprechen, ohne dabei eine Sendetaste zu drücken.

Nach dem Kauf war schnell klar, dass die VOX-Funktion so unempfindlich ist, dass die Nachbarn schon die Polizei wegen des Geschreis geholt haben, bevor die VOX-Funktion auf Sendung geht. Wenn sie dann mal auslöst, ist die Mikrofonempfindlichkeit so gering, dass man nicht unterscheiden kann, ob das Kind weint oder die Klospülung gurgelt. Nach einigen Experimenten mit externen Mikrofonen geht das Funkgerät-Babyfon gerade so noch als funktionsfähig durch. Im praktischen Einsatz zeigt sich, dass wiederholtes Knirschen, Rauschen und Knarzen bedeutet, dass das Kind wach ist.

Im Netz finde ich den Hinweis, dass viele PMR-Geräte baugleiche Elektronik haben und dass bei einigen Modellen Widerstände (für 0,2 ct/Stück) eingespart werden. Mit Hilfe einer Bastelanleitung erhöhe ich die Mikrofonempfindlichkeit durch den Tausch einiger Widerstände im Funkgerät erheblich.

Inzwischen ist unser zweites Kind da und ich baue in das Mikrofonkabel eine zusätzliche 3.5 mm Klinkenbuchse für ein zweites Mikrofon ein. Es stellt sich heraus, dass das knallgelbe Karaoke-Mikrofon des Kinderkassettenrecorders am besten funktioniert.

Mit diesem Setup haben wir zwei Kinder in österreichischen Stahlbeton-Hotels vom dritten Stock im Nebengebäude bis in die Bar im Keller des Hauptgebäudes, von unserer Wohnung bis in das Wirtshaus gegenüber (ca. 50 m), vom Ferienhaus in Sardinien bis zum Strand (ca. 300 m) und vom Zelt bis zu den Waschräumen am Campingplatz (100 m) überwacht. In anderen Worten: eine fast perfekte Lösung, wenn die immer noch schlechte Tonqualität nicht wäre.

Seit etwa 2007 habe ich das Babyfon um einen lieblos zusammengebauten Mikrofonverstärkerbausatz von Conrad an einer 9V Blockbatterie erweitert. Jetzt hört man das Husten eines Flohs und kann Genörgel deutlich von entschiedenem Weinen unterscheiden.

Damit nutzen wir nun je nach Bedarf vier beliebige PMR-Funkgeräte ohne Umbau. Die Empfindlichkeit ist so hoch, dass ein Gerät im Flur genügt, um alle mittlerweile fünf Kinder zu überwachen.



Beim Strandurlaub 2014 liegt das Funkgerät mit Vorverstärker auf dem Balkon vor dem Babyzimmer und das Mikrofon am Reisebett. Ein Gerät haben die großen Kinder am Steg dabei und eines liegt bei uns am Strand. Wenn ein Kind zum Appartement hochgeht, um die Flossen zu holen, können wir hinterherfunken, dass es die Butterkekse mitbringen soll. Das schlafende Baby bekommt davon nichts mit, da durch den Mikrofonstecker in der Buchse der Lautsprecher abgeschaltet ist. Leer werdende Batterien bemerkt man leider nicht, und hin und wieder hört man einen Segellehrer auf derselben Frequenz. Damit werden wir wohl leben müssen.

Georg Passig

24.12.2014

Weihnachtsgeschichte vom iPad, ein Experiment

Ich schlage meinem Vater vor, er könnte die Weihnachtsgeschichte doch vom iPad ablesen, denn dann könnte man statt der katholischen Einheitsübersetzung („In jenen Tagen erließ Kaiser Augustus den Befehl, alle Bewohner des Reiches in Steuerlisten einzutragen.“) die überarbeitete Luther-Fassung von 1912 nehmen („Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot von dem Kaiser Augustus ausging, daß alle Welt geschätzt würde.“) Als er merkt, dass der Text nicht etwa ausgedruckt werden soll, äußert er Skepsis: Der Luther-Text passe nicht richtig zum iPad, beziehungsweise umgekehrt. Ich wende ein, dass aus Luthers Sicht unsere Paperback-Bibel nicht wesentlich weniger Hightech enthält, und dann fällt auch meinem Vater wieder ein, dass Luther dem Buchdruck aufgeschlossen gegenüberstand, und er willigt ein.

Beim Vorlesen war bisher immer ein Problem, dass es bei Kerzenlicht eigentlich zu dunkel ist und die Schrift in der gedruckten Bibel zu klein. Das iPad löst beide Probleme, bringt aber neue mit sich, denn weil mein Vater es sonst nie benutzt, fasst er es zum Scrollen falsch an und landet ganz woanders. Außerdem hätte ich ihm die Schrift noch größer einstellen sollen.

Gleichzeitig ist es das Jahr, in dem meine Eltern erstmals LED-Christbaumkerzen statt echter Kerzen verwenden. Hier wäre ich konservativer gewesen. Wenigstens sind es kabellose Kerzen mit Fernbedienung, die hässlichste Phase der Baum-Elektrifizierung haben sie übersprungen. Die LED-Kerzen geben ein kaltes, trübes Licht, das offenbar für den Einsatz in Gefängnissen, Amtsfluren und Bahnhofswartehallen optimiert wurde. Vielleicht können wir ja nächstes Jahr einen Kompromiss finden: Bibel aus Papier, dafür Kerzen aus Wachs.

Kathrin Passig

26.12.2014

Die Generation 70+ schickt sich einen Link

Auf einer traditionellen sechsköpfigen Familienzusammenkunft am 2.Weihnachtsfeiertag, auf der ich REIN ZUFÄLLIG anwesend bin, unterhalten sich jemand, der keineswegs mein Vater ist, und jemand, bei dem es sich mitnichten um meinen Onkel handelt, über das Wetter. Beide Herren nutzen das Internet auf ihren Computern oft und gerne für das Aufrufen von Wettervorhersageseiten. Mein Nicht-Onkel berichtet meinem Non-Vater, dass die Seite www.agrarwetter.net die akkurateste Wettervorhersage biete. Kurz darauf verschwindet der Nicht-Onkel für eine Viertelstunde in seinem Kellerbüro, um mit einem DIN-A6-Briefkuvert zurückzukehren, darin die auf mehreren Seiten ausgedruckte, sorgfältig zusammengefaltete Landwirtewetterwebsite. Das Kuvert überreicht er feierlich meinem Non-Vater, damit dieser zuhause die Adresse in seinen Computer tippen kann.

Maik Novotny

28.12.2014

Rollengeld, Mindestbeitrag 50 Cent

Solange ich denken kann, sucht meine Mutter in unregelmäßigen Abständen mit allerlei Bettwäsche, Laken, Geschirr- und Taschentüchern dieses unscheinbare Häuschen auf, das hinter meiner ehemaligen Grundschule in Dresden steht:



Darin befinden sich zwei Räume (links und rechts) mit je einer Kaltmangelanlage, umgangssprachlich „Rolle“ genannt. Den Schlüssel dafür erhält man gegen Kaution (früher 8 Mark) bei einer Vertreterin der Wohnungsgenossenschaft. Die Rolle wird nach wie vor gerne genutzt; allein am 27.12.2014 waren laut Protokollbuch (dazu später) drei Leute im linken Mangelraum. Die Anlage selbst hat museales Alter (das genaue Baujahr konnte ich leider nicht ermitteln), ist aber gut gepflegt und gewartet, sogar die Schutzgitter, ohne deren Schließung die Mangel sich nicht bewegt, wurden offenbar im letzten Jahrzehnt erneuert. Auch zwei Wärmestrahler springen an, sobald man den Hauptstromschalter aktiviert.





Die Wäsche wird geplättet, indem man sie um ein herausnehmbares Riesennudelholz wickelt, welches dann unter dem Druck eines 500 kg schweren Holzkastens auf der circa drei Meter langen Bahn entlang gerollt wird.



Das zu mangelnde Gut wird natürlich nicht direkt um das Nudelholz gewickelt, sondern in ein spezielles, vor Ort verfügbares Wachstuch:



Dieses Tuch wird dann von der Maschine in drei Durchgängen auf- und wieder zusammengerollt.



Mitunter soll es vorkommen, dass sich bei diesen Rollvorgängen Dinge verhaken oder verkeilen. In solchen Fällen muss man den roten Notstoppknopf drücken und dem mit „Kurbel“ gekennzeichneten Fach eine Kurbel entnehmen, mit der man den Rollkasten manuell hochhievt und alles in Ordnung bringt.



Früher durften Kinder unter 6 Jahren übrigens keinen Fuß in das Rollenhaus setzen, weswegen meine Mutter öfter von älteren Mitroller(inne)n beschimpft wurde, wenn sie meinen Bruder und mich trotzdem dorthin mitnahm. Heute fehlt ein entsprechender Hinweis. Am Ende der etwa fünfzehn Minuten dauernden Rollprozedur entfernt man das Nudelholz wieder, tüdelt das Wachstuch auf und freut sich über glatte, weiche Textilien.



Hernach trägt man sich mit Namen und Anschrift in ein Protokollbuch ein und vermerkt, von wann bis wann man gemangelt hat.

Aus der Nutzungsdauer ergibt sich ein Betrag (30 Min. = 1,- €), den man ebenfalls in dem Büchlein notiert. Dieser landet, in einem mit Namen versehenen Umschlag, im Gebühren-Briefkasten.



Torsten Gaitzsch

Seit Ende 2014

Opatechnik

Unser Kind ist in einem Alter, in dem es Personengruppen nach dem unterscheidet, was sie so machen, was sie anhaben und so weiter und tut diese Erkenntnisse mit der für Kleinkindern typischen Direktheit kund. Dies betrifft auch Alltagstechnik.

Omas und Opas werden zum Beispiel unter anderem dadurch definiert, dass sie Zeitung lesen. Findet das Kind ein Werbeprospekt, setzt es sich ganz stolz hin, schlägt es auf und sagt “Wie Oma.” Ein Opaphänomen ist das Tragen einer Armbanduhr. Von anderen Erwachsenen in ihrem Umfeld kennt sie dies nicht.

Das klassische Klingeln eines Telefons ist ein Omaphänomen. Wir besitzen zwar ein Festnetztelefon, aber außer Oma ruft da eben so gut wie nie jemand an. Unsere Smartphones klingeln nicht, sie spielen bei Anruf Rockmusik. Läutet irgendwo, zum Beispiel in der benachbarten Pizzeria, ein Telefon, ruft das Kind daher erfreut: “Oma, Oma!”

Alina Smithee

Irgendwann, wohl 2014

Der zweitwichtigste Satz, mein Kommunikationsverhalten betreffend

Ich frage meine New Yorker Friseurin, eine junge, gebürtige Japanerin, wie ich am besten meine Termine mit ihr vereinbaren soll. Wir machen das seit Jahren per SMS, aber inzwischen sind wir auch auf Facebook befreundet und da käme eigentlich auch der Facebook Messenger in Frage. Und auf WhatsApp ist sie bestimmt auch. Also wie jetzt?

»Nimm einfach irgendwas.«

Ich bin verblüfft, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass es Leute gibt, die keine klaren, fast religiösen Überzeugungen haben, welcher Kommunikationskanal, und besonders welcher Instant Messenger der einzig wahre ist. *Nimm einfach irgendwas* – dieser Satz bleibt hängen und verändert mein Kommunikationsverhalten mehr als jeder andere (außer einem). Ich habe Vorlieben, was die verschiedenen Kanäle betrifft, aber keine ist es wert, andere davon überzeugen zu wollen. Meist diffundiert man durch osmotische Vorgänge ohnehin bald zu irgendeiner Lösung, die nah bei den eigenen Vorlieben liegt.

Man sollte überall einen Account haben, ist eine meiner Grundregeln, und außerdem sollte man überall, auf jedem Kanal erreichbar sein. Okay, außer Telefon, aber das ist ja klar.

André Spiegel

2014

E-Mail ins Ausland

Ich bin sehr stolz auf meine Mutter. Im hohen Alter, also über 80, hat sie sich erklären lassen, wie das so geht mit Internet und E-Mail. Es ist zwar noch immer so, dass ich es oft nicht schaffe, den Unterschied zwischen “Browseründ “Internet” zu erklären, aber das liegt eher an meinen beschränkten Fähigkeiten. Jedenfalls kann sie E-Mail, mit inzwischen 88, und nutzt es auch mit Begeisterung. Zum Beispiel, um meiner Tochter Geburtstagsglückwünsche zu schicken. Meine Tochter lebt im Ausland, eine Postkarte oder Anruf wäre früher das Mittel der Wahl gewesen, das geht heute natürlich nicht (“Ferngespräch!”). Sie schreibt also eine E-Mail. Am Vortag des Geburtstags meiner Tochter treffe ich meine Mutter. Sie erzählt, dass sie meiner Tochter zum Geburtstag eine Glückwunsch-E-Mail geschickt hat. Ich zögere, weil ich nicht weiß, wie ich ihr sagen soll, dass meine Tochter erst morgen Geburtstag hat.

Schließlich will ich sie nicht in die Verlegenheit bringen, dass ihr klar wird, dass ihr Verstand mit den Tagen durcheinander gekommen ist. Ich sage ganz vorsichtig: “Das ist ja total nett, aber sie hat ja erst morgen Geburtstag . . . ”

Meine Mutter: “Das weiß ich doch! Ich hab die E-Mail deswegen ja auch heute schon abgeschickt, damit sie morgen rechtzeitig da ist, schließlich geht sie ins weit entfernte Ausland.”

Wo sie recht hat, hat sie recht.

FriFri

2009 bis 2014

Aufschreibesysteme 2009/2014, Teil 1: Exzerpieren und Datensicherung

Im Winter 2009 beginne ich damit, an meiner Dissertation zu arbeiten. Das erste Jahr verbringe ich überwiegend damit, die vorhandene Sekundärliteratur zum Thema (das Mensch-Affe-Verhältnis als emblematischer Diskurs der deutschen Darwin-Rezeption) zu lesen. In der zweiten Jahreshälfte (so ungefähr, das ist ja zum Aufschreibezeitpunkt 2021 schon lange her!) kommt die Lektüre von Primärquellen hinzu: Dabei handelt es sich größtenteils um Beiträge aus Fachzeitschriften aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts oder um Abhandlungen aus der gleichen Zeit, die 2009/2010 teilweise schon durch Google digitalisiert worden sind. Einen erfreulich großen Teil der Fachzeitschriften kann ich auch bei archive.org einsehen. Meine Arbeitszeit verbringe ich aber größtenteils im Lesesaal der Staatsbibliothek zu Berlin, Bereich HB5. Zu diesem Zeitpunkt gibt es dort noch kein W-LAN, E-Mails checke ich im Computer Pool, der ca. 200 Meter von meinem angestammten Arbeitsplatz entfernt liegt.

Ich arbeite zu dieser Zeit mit einem Dell-Laptop, das ich mir im Jahr 2008 gekauft habe. Von Beginn an notiere ich jedes Buch, das ich einsehe, in der Literaturverwaltungssoftware Citavi. Die Humboldt-Universität zu Berlin, an

der ich im Institut für Kulturwissenschaft promoviere, hat wie viele andere Universitäten einen Lizenzvertrag mit Citavi abgeschlossen, sodass die Nutzung kostenfrei ist und den Studierenden und Promovierenden nahegelegt wird. Das führt im Verlauf der Arbeit und meiner weiteren akademischen Arbeit dann noch zu erheblichen Problemen, die ich in einem zweiten Beitrag beschreiben werde. 2009 aber wende ich mich vertrauensvoll an die Software mit den netten Anführungszeichen.

Vor allem zu Beginn der Arbeit exzerpiere ich aber viele Quellen noch handschriftlich in College-Blöcken, eine typische Seite sieht dabei so aus:

WERNER MICHLER - Darwinismus / Lit. Diskurs

Einleitung

9 Einführung des Begriffs Ökologie (1866) von Ernst Haeckel

+ Darwin und Darwinismus: SELBSTVERSTÄNDIGUNGS-KATEGORIEN DES 19. JAHRHUNDERTS

+ Dimensionen d. Darwinismus im 19. Jahrhundert
- Kampf u. Entwicklung
- modernisierte Naturgeschichte
- technisch-wissenschaftlicher Zugriff auf Naturdinge / den Menschen selbst

+ Literatur reflektiert als zentrales Medium diese Spannungen

10 Angelsächsischer Raum ist in Erforschung der Widerspiegelung v. D. i. d. Lit. auf einem höheren Reflexionsniveau: Darwinism vs. Darwinisticism (Morse Peckham)

+ Haeckel: Popularisator u. Fachbiologe

11 Darwinismus als Amalgam aus „Fortschritt/Szientismus, nat. wiss. Aufklärung

14 Darwinismus bedarf i. d. Phase nach 1859 nicht so sehr d. Naturwiss. (gilt für nationalistische Text-Progressionen ab 1880), Darwin kommt wenig vor

Das System habe ich seitdem nicht verändert und nutze es auch weiter, als ich nicht mehr handschriftlich exzerpiere. Wann dieser Moment eintrat, weiß ich nicht mehr, aber ich glaube, es muss gewesen sein, als ich einfach nur noch fertig werden wollte und es mir als ein großer Vorteil erschien, selbst schlecht geschriebene Notizen aus Exzerpten per Copy+Paste aus Citavi oder

einem Word Dokument zu übernehmen – für jeden exzerpierten Text lege ich zunächst ein Worddokument an, bis ich diese dann zusätzlich auch noch einmal in das "Abstract"-Feld bei Citavi kopiere.

Die Seiten hier zeigen einen prototypischen Exzerpt-Verlauf: Nennung des Titels (teilweise schon Kurzangabe). Unterstrichen die Seitenzahl. Mit einem Pluszeichen ist ein neuer Punkt / Gedanke markiert, Spiegelstriche zeigen Unterpunkte an. Die Verwendung des Pluszeichens habe ich in der Oberstufe von der von mir verehrten Philosophielehrerin übernommen. Zitate aus Sekundärliteratur, aber auch aus Quellen tippte ich, soweit ich weiß, von Anfang an ab, weil es sich dabei um die Teile eines Textes handelt, bei denen die Wahrscheinlichkeit einer Weiterverarbeitung in einem digitalen Textverarbeitungsprogramm am größten ist.

Die handschriftlichen Exzerpte hefte ich zusammen mit Fotokopien der Forschungsliteratur zusammen in thematisch geordneten Aktendeckeln in Aktenordnern ab. Ich verwende bis zum Abschluss der Dissertation im Juli 2013 weiterhin Fotokopien, allerdings immer weniger, seit ich im Herbst 2010 ein Semester in Berkeley verbringe, wohin ich meine Aktenordner nicht mitschleppen kann. Mitgenommen habe ich aber ganz sicher ein DIN A5 Spiralbuch der Firma Clairfontaine mit blanko Seiten, denn diese verwende ich seit 2008 (oder etwas eher) als Arbeitsnotizbücher. Hier notiere ich mir Signaturen von Büchern, die im Freihandbestand der Stabi einzusehen sind, zentrale Punkte von Vorträgen, Anfangszeiten von Kinofilmen und andere lose Bemerkungen, allgemeine To-Do-Listen, und vor allem den Aufbau von eigenen Texten oder Vorträgen. Ich fange eigentlich niemals einen Text an, ohne vorher einen handschriftlichen Aufbau gemacht zu haben. Das hat sich bis heute und für alle Textsorten, die ich schreibe, nicht geändert. Das Aufschreibesystem (Pluszeichen etc. s.o.) hat sich seitdem nicht geändert.

Das Schreiben der Dissertation ist zunächst sehr angstbesetzt. Nicht allein deshalb, weil ich mich selbst im Verdacht habe, zu doof zu sein und die Form nicht zu beherrschen, sondern auch, weil ich Angst habe, der Text

könnte einfach wieder verschwinden, wiederum durch Doofheit und fehlende Datensicherung ausgelöst. Das bißchen, was ich hinkriege, möchte ich wenigstens erhalten.

Meine Schwester empfiehlt mir eine Schweizer Cloud, bei der man sich kostenlos anmelden kann. Leider weiß ich den Namen nicht mehr und beim Nachgooglen kommt mir alles unbekannt vor, was unter "Schweizer Datensicherung Cloud kostenlos" angezeigt wird. Jedenfalls kann man dort eine bestimmte Datenmenge ablegen, ich lade mittags und abends meine Kapitelentwürfe und alle Word Dateien hoch, an denen ich gearbeitet habe, was relativ umständlich ist. Da ich wirklich panische Angst habe, auch nur einen Nachmittag Arbeit zu verlieren (was, wenn mir nicht mehr einfällt, was ich mir zu kruden Texten über Hirnforschung ca. 1873 abgerungen habe?), schicke ich mir selbst zusätzlich mindestens ein Mal am Tag eine E-Mail mit dem aktuell in Bearbeitung befindlichen Kapitel. Zusätzlich verwende ich zu dieser Zeit auch noch eine externe Festplatte zur Sicherung meiner Daten, soweit ich weiß, brauchte sie noch einen eigenen Stromantrieb, den Speicherplatz von 500 GB fand ich völlig übertrieben (war er auch, ich brauchte nicht einmal 5 GB, glaube ich. In diesem Beitrag wird überproportional viel geglaubt und vermutet, was auch daran liegt, dass ich beispielsweise die Festplatte, anders als einige Notizen, siehe oben, entsorgt habe, weil ich keinerlei sentimentales Verhältnis zu ihr pflegte und sie sehr hässlich fand).

Vermutlich erst im Frühjahr 2012 macht mich ein Freund mit dem Konzept von Google Drive bekannt (ich datiere das so ungenau, aber doch genau genug, weil ich weiß, dass wir uns zu dem Zeitpunkt gut genug kannten, um solche Details auszutauschen); Dropbox nutze ich zu diesem Zeitpunkt evtl. auch schon, auf Grund des kleineren Speicherplatzes wähle ich für die Sicherung meiner Dateien, die im Zusammenhang mit der Dissertation stehen, aber Google Drive. Ungefähr zu dieser Zeit gebe ich auch den Schweizer Datensafe auf, mein Konto löse ich nie auf, und irgendwo im Universum ist also der Arbeitsstand einer ängstlichen Doktorandin ca. 2011 noch dokumentiert. Seit meiner Desertion zu Google Drive speichere ich keine wichtigen (aber ei-

gentlich auch keine unwichtigen) Dateien mehr lokal, also solche, bei denen mir der Verlust graue Haare, Hühneraugen und Magenschmerzen bereiten würde.

Hanna Engelmeier

6.1.2015

Google Geschirrspüler geträumt

Geträumt, ich hätte mit Blogger Maximilian Buddenbohm dieselbe Geschirrspülmaschine von Hamburg und München aus befüllt, wie Google Docs. Als ich neue Gläser holte, hatte er den geplanten Platz im Gitter schon besetzt. Ich fand das supercool und formulierte bereits einen Tweet: „Ja, IHR könnt über viele Kilometer am selben Dokument arbeiten – @Buddenbohm und ich befüllen von MUC und HAM denselben Geschirrspüler!“.

die Kaltmamsell

16. Januar 2015 und früher

Filmen in der Familie

Zu seinem 74. Geburtstag bekommt der Vater von der Mutter eine neue Kamera, eine Sony 9.2 Megapixels HDR-PJ530E Handycam. Das Gerät wirkt wenig grösser als eine Zigarettenschachtel. Es filmt, nimmt Ton auf, ist zudem ein Fotoapparat sowie ein Minibeamer. Aufgenommen wird auf einen ungefähr ein Quadratzentimeter grossen Chip, der mehrere Stunden Bewegtbild zu fassen vermag. Schnitt und Nacharbeiten erfolgen auf dem Computer. Wenn er wollte, meint der Vater, könnte er das Gefilmte innerhalb von wenigen Sekunden ins Netz stellen oder jemandem digital zuschicken. Das Gerät sei WLAN-fähig. An der neuen Kamera – sie löst eine Sony 3.0 Megapixels DCR-HC96 ab – stört ihn eigentlich nur, dass sie ohne Bedienungsanleitung

geliefert wird. Der Verpackung liegen einzig knappe, wenn auch mehrsprachige Sicherheitshinweise bei, dies damit niemand auf die Idee komme, er könne das Gerät schadlos in die Mikrowelle tun, kommentiert der Beschenkte. Die eigentliche Bedienungsanleitung aber gibt es nur im Netz als PDF; sie muss also heruntergeladen, ausgedruckt, gelocht und abgeheftet werden, womit sich Sony viel Papier und Aufwand spart.

Der Vater filmt, seit ich denken kann. Einen Teil meiner Kindheitserinnerungen habe ich nur dank dieser Filmerei (und dank des ungebrochenen Willens des Vaters, das Gefilmte in immer wieder neue Formate zu konvertieren; siehe Bild).



Eine von mehreren Konversionsstufen.

Unvergesslich auch, wie der Vater bis zur Brust im Wasser steht, bei einem der Hochwasser in den frühen 1970er Jahren, der Hobbyraum im Keller geflutet, der Vater in der einen Hand einen Modellflieger, in der anderen die Super-8-Filmrollen. Ich will wissen, wie er zum Filmen kam, wie er den technischen Wandel erlebt hat und was er darüber denkt. Er antwortet etwas widerwillig und zögerlich, vielleicht, weil er weiss, dass ich einen Techniktagebuchbeitrag darüber schreiben will, vielleicht weil ich ungeschickt frage oder aber es ist ihm schlicht zu blöd, einer Nichtwissenden und Wenigverstehenden die ganzen technischen Details zu erklären.

Die Mutter beginnt: „1966, als die ersten Enkel auf die Welt kamen, hat der Grossvater (*1903; †1977) eine Super-8-Ausrüstung gekauft. Eine Bolex, das war damals das Beste, was man haben konnte. Doch so richtig hat er sie nicht gebraucht und dann ist halt alles – Kamera, Projektor, Projektortischchen, Leinwand – bei einem seiner Söhne gelandet. Zur Ausrüstung hat auch ein Apparätli gehört, mit dem man die Filmstreifen verkleben konnte. Das Geräusch habe ich noch heute in den Ohren: pss pss pss [das Aufrauhen von Filmende 1], pss pss pss [das Aufrauhen von Filmende 2], klack [das Zusammenkleben der beiden Filmenden]. Abendelang ging das so, am Küchentisch, bevor wir den Hobbyraum hatten.“

Der Vater ergänzt: „Die ersten Filme hatten eine Länge von 3 Minuten, dann kamen solche mit 15 Minuten, das waren so kleine Rollen. Kodak in Lausanne hat die entwickelt. Man musste also erst filmen, dann den Film einschicken, dann warten, bis er zurückkommt, dann alles anschauen, dann schneiden und zusammenkleben, und dann endlich konnte man die Familie einladen und einen Filmabend machen. Das Entwickeln von einem dreiminütigen Film hat etwa 12 Franken gekostet. Da hast du dir dann schon überlegt, was du wie aufnimmst. Es gab Lehrbücher für den Hobbyfilmer und da stand drin, wie man einen Schwenk macht und wie man etwas so filmt, dass es den Sehgewohnheiten entspricht, damit es einem später beim Anschauen nicht schlecht wird, und auch, dass man ein Gebäude nicht abmalen soll, also so mit der Kamera drüberfahren, was man heute wohl als scannen bezeichnen würde. Es galt auch die Regel, keine Szene dürfe länger

dauern als 4 Sekunden. Innerlich habe ich immer gezählt: 21, 22, 23, 24, Stopp. Das mache ich schon lange nicht mehr, weil auf dem Computer lässt sich alles Überflüssige ja später rausschneiden. Für die Übergänge gab es so kurze Filmstreifen, die man kaufen konnte. Türen, die auf oder zu gehen, Rosetten, die sich öffnen, Bilder, die heller oder dunkler werden. Heute ist das alles in den Computerprogrammen schon eingebaut."

Über das Videozeitalter, also die zweite Hälfte der 1980er Jahre, reden wir beim nächsten Besuch.

Franziska Nyffenegger

20.01.2015

iPod classic: In nur fünf Jahren vom Standard zum Sammlerstück für Sonderlinge

Anfang November 2014 geht mein iPod kaputt. Ich vermute, es liegt an einem Festplattendefekt. Ich besitze einen iPod classic der 6. Generation mit 120 GB Speicherplatz. Das Gerät habe ich seit 2009 und es stört mich noch nicht einmal sonderlich, dass nach so einer Zeit bei meiner Benutzungsintensität auch mal Schluss ist. Ich hatte den iPod täglich mehrere Stunden in Gebrauch und irgendwann gibt nun mal auch der beste Gaul den Geist auf.

Aber leider muss ich feststellen, dass es keine vergleichbaren MP3-Player mehr zu kaufen gibt. Apple hat den Verkauf des iPod classic erst vor kurzem, am 9. September 2014, und ohne vorherige Ankündigung eingestellt. Restexemplare kann man im November auf Amazon für ~ 500 € kaufen, gebrauchte ab ~ 300 €. (Auf eBay finden sich mittlerweile (Januar 2015) Sofort-Kaufen-Angebote ab 299 €. Meiner Erinnerung nach kostete ein iPod classic zur Zeit des regulären Verkaufs etwa 220 €.) Von diesen Angeboten möchte ich keinen Gebrauch machen. Ich verstehe mich nicht als Gerätesammler und habe auch nicht so viel Geld locker.

Die erste Zeit versuche ich, mein Musikbedürfnis unterwegs mit dem Smartphone zu befriedigen. Ich kaufe mir eine SD-Karte mit 32 GB und packe sie voll. Aber schnell merke ich, dass mir das nicht ausreicht. Ich bin Musikneurotiker und möchte immer alles, was ich gut und interessant finde, bei mir haben. Mit 32 GB habe ich die wichtigsten Sachen, aber ich höre praktisch keine neue Musik mehr, weil ich mich nicht entschließen kann, andere Alben wieder zu entfernen. Es kommt mir immer vor wie ein kleiner Verrat an den Begleitern, die sich mir doch so lange als zuverlässig erwiesen haben.

Neue MP3-Player mit großem Speicherplatz gibt es kaum. Üblich sind bei Flash-Speichern 32 oder 64 GB, zum Beispiel beim iPod Touch von Apple. Beides ist mir zu wenig. Modelle mit sehr großem Speicher sind anscheinend nur noch ein Sparteninteresse. Es ist immer weniger üblich, Musik über ein extra dafür vorhandenes Gerät abzuspielen. Smartphones übernehmen diese Funktion – mehrere Freunde von mir verwenden MP3-Player, in der Regel sehr kleine und leichte Ausführungen wie iPod nano oder shuffle, nur noch zum Joggen. Außerdem wird Musik zunehmend gestreamt, und es ist nicht mehr nötig, Dateien mit sich herumzutragen. Aber Streaming entspricht nicht meinen Hörgewohnheiten. Da ich täglich mehrere Stunden Musik höre und das auch, wenn ich gerade keinen WLAN-Zugang habe, bräuchte ich einen Handyvertrag mit sehr großem Datenkontingent. So einen habe ich aber nicht, und ich möchte mir auch keinen zulegen. Außerdem gibt es bei Weitem nicht alle Musik, die ich gerne höre, bei Streaming-Diensten wie Spotify.

Also erkundige ich mich, ob es möglich ist, meinen iPod zu retten. Im Internet finde ich mehrere Reparaturstellen für Apple-Produkte in Berlin. Ich rufe bei dreien an. Der erste Händler repariert leider nur neuere iPods und iPhones. Der zweite meint, ich soll in einer Filiale vorbeikommen, sie könnten mir am Telefon nicht so einfach sagen, ob sie mir da was reparieren können. Ich fahre zur Filiale. Der einzige anwesende Mitarbeiter in dem minimalistisch gestalteten, extrasauberen Verkaufsraum betrachtet den iPod mit einem nostalgischen Blick, wendet ihn ein paarmal in seiner Hand und entschuldigt sich

mit einem Seufzen: Sowas, ja, das machen sie leider nicht mehr. Schon komme ich mir vor wie der Besitzer eines schnuckeligen, aber fahruntüchtigen Oldtimers auf einer Automesse.

Beim dritten Händler habe ich Glück: Ja, das machen sie, sie bauen mir sogar eine größere Festplatte ein. Aber ich muss ein wenig warten, denn sie haben gerade keine Platten mehr vorrätig. Es ist nicht mehr so lange hin bis Weihnachten, bald ist Urlaub und im neuen Jahr würden sie mir telefonisch Bescheid geben.

Mitte Januar 2015 fahre ich zur Reparaturstelle nach Friedrichshain. Der Weg dahin ist eigenartig. Ich muss über einen Hof laufen und stehe vor einem Bürogebäude, vermutlich ein 90er-Jahre-Bau, an dem eine Unzahl von Schildern prangt. Es ist unübersichtlich, und hätte ich mich nicht vorher online erkundigt, wäre ich nie auf die Idee gekommen, mich hier auf die Suche zu machen. Um zur Reparaturstelle zu kommen, muss ich an der Klingel eine Zahlenkombination eingeben und dann drei Stockwerke nach oben laufen. In einem Seitengang ist eine Tür offen, in dem schmalen Raum dahinter sitzen drei Mitarbeiter. Warum iPods scheinbar im Geheimen repariert werden müssen, erschließt sich mir nicht ganz – ich vermute, es liegt daran, dass die Miete hier viel günstiger sein dürfte als bei einem Ladengeschäft.

Ich muss im sogenannten Wartebereich – einer Verbreiterung des Gangs mit vier Sitzmöbeln und einem roten IKEA-Tisch, auf dem eine Middlebrow-Tageszeitung bereitliegt – etwa eine halbe Stunde auf die Reparatur warten. In der Zeit unterhalte ich mich kurz mit einem anderen Kunden. Er ist wegen des Home-Buttons bei einem iPhone hier und strahlt mich an, als er erfährt, dass es bei mir um einen alten iPod geht. Ich habe wieder das leicht irritierende Gefühl, dass irgendetwas an meinem Anliegen auf eine liebenswürdige Art schrullig sein muss.

Mit einer neuen Festplatte in meinem alten Gerät fahre ich schließlich nach Hause. Sie hat 130 GB, netto habe ich damit etwa 17 GB mehr Speicher für Musik. Die Reparatur hat mich 89,– € gekostet. Zuhause angekommen, bespiele ich den iPod mit meiner iTunes-Mediathek und kann auch gleich noch die neue Sleater-Kinney unterbringen. Ich will ja nicht von gestern sein.

Felix Lorenz

Anfang 2015

Schreiben mit Wischen

»Wenn ich groß bin, will ich auch mal so schnell mit Wischen schreiben können, wie die Leute in der Subway« habe ich im Juni 2014 getwittert. Es sieht wirklich magisch aus, wenn die Leute mit dem Finger irgendwelche Hieroglyphen auf den Bildschirm malen und dann entstehen daraus von Geisterhand Wörter.

Etwa seit diesem Tweet – es kann auch schon ein paar Monate länger sein – benutze ich zum Schreiben auf dem Smartphone Swiftkey. Anders als das bekanntere Swype, das zumindest früher nur ein statisches Wörterbuch verwendete, liest sich Swiftkey erst einmal alles durch, was der Benutzer jemals geschrieben hat, und erstellt daraus ein persönliches Wörterbuch, einschließlich Wahrscheinlichkeiten, welche Wörter bei diesem Benutzer üblicherweise aufeinander folgen. Die App fragt zu diesem Zweck nach den Passwörtern sämtlicher E-Mail, Blog und Social Media Accounts, die ich ihr gerne gebe.

Die Wörterbücher und Wortfolgewahrscheinlichkeiten sind deshalb so wichtig, weil man beim Wischen mit dem Finger selten alle Buchstaben genau erwischt, und eine Wischkurve natürlich außer den gemeinten noch jede Menge andere Buchstaben überquert. Nur mit einer Menge Eigenintelligenz und Statistik lassen sich aus den Hieroglyphen die richtigen Wörter erkennen.

Seltsam finde ich nur, dass es noch keine Wettbewerbe oder Rekorde gibt, wer mit Wischen am schnellsten schreiben kann. Meine Theorie ist, dass das daran liegt, dass es bisher noch niemanden auf der Welt gibt, der mit Wischen schneller ist als mit Tippen.

Und das liegt, glaube ich, daran: Kurze und gängige Wörter kann man mit Wischen vielleicht zwanzig bis fünfzig Prozent schneller schreiben als mit Tippen. Bei langen und seltenen Wörtern wird das Wischen dagegen wahrscheinlich fehlschlagen. Es wird ein ganz falsches Wort erkannt oder gar keins, so dass man das erst mal bemerken, dann das falsche Wort löschen und das richtige durch normales Tippen eingeben muss. Bei langen und seltenen Wörtern *verliert* man durch das Wischen also eher Zeit, und zwar nicht zu knapp.

Die Lösung besteht darin, dass man beim Schreiben immer auch gleichzeitig die Komplexität und Häufigkeit der Wörter abschätzen muss, und bei schwierigen Wörtern erst gar nicht versucht, sie zu wischen. Man muss beim Schreiben gewissermaßen immer gleichzeitig wie ein Scrabble-Spieler mitdenken, oder zumindest so ähnlich.

Wenn man das sehr gut kann, könnte man vielleicht eines Tages wirklich schneller mit Wischen schreiben als mit Tippen. Und sobald das ein paar Menschen können, gibt es vielleicht auch Wettbewerbe und Rekorde.

Allerdings finde ich, ehrlich gesagt, das mit dem Wischen so toll, dass es mir völlig egal ist, ob ich damit nun schneller bin oder nicht.

André Spiegel

27.1.2015

Die Rührung beim Betasten kleiner Handys

Ich installiere aus Familiengründen den Messenger Telegram auf dem iPad meiner Mutter. (Die Anforderungen lauteten: ein Messenger, der auf allen Plattformen und sowohl mobil als auch am Desktop funktioniert, aber nicht Facebook sein soll, denn das nutzen drei der fünf einzuladenden Personen nicht.)

Für die Anmeldung braucht man eine Telefonnummer. Probehalber gebe ich die Festnetznummer ein und werde darauf hingewiesen, dass ich eine SMS an diese Nummer bekommen werde. Ich suche die Handynummer meiner Mutter heraus.

Telegram verlangt die Eingabe eines per SMS verschickten Codes und droht, andernfalls in zwei Minuten die Handynummer anzurufen. Ich frage meine Mutter, ob sie weiß, wo ihr Handy ist. “O mei o mei”, sagt sie, bringt es dann aber doch vor Ablauf der zwei Minuten herbei, sogar mit geladenem Akku.

Es ist ein Samsung E1205, das sie vor wenigen Wochen bei Tchibo gekauft hat. Es wiegt 65 Gramm und fühlt sich im Vergleich zu meinem Nexus 5 an wie ein USB-Stick.



Ich muss mehrfach “awww!” und “ach!” rufen. Das winzige Display! Zu meiner eigenen Überraschung ist der vorherrschende Eindruck nicht Untermotorisierung, eigentlich wirkt es eher wie das Ergebnis langer harter Miniaturisierungsforschung, so respektabel wie eine Schlüsselanhänger-Taschenlampe.

Als ich im Techniktagebuch-Redaktionschat davon berichte, fragt Undine Löhfelm: “d. h. es ist endlich soweit, das derek-zoolander-handy ist erhältlich?!” und verweist auf dieses Video.

Genau so hat es sich angefühlt.

Kathrin Passig

27.1.2015

Ich hänge sehr an der QWERTZ-Tastatur

Nach der Lektüre von André Spiegels Beitrag über Swiftkey beschließe ich, ein paar Daten zu erheben, damit ich nächstes Jahr nicht nur eine gefühlte, sondern eine gemessene Meinung zu meinem Umgang mit Swype und anderen Texteingabetechniken haben kann. Ich verwende dazu einen Testtext aus dem erstbesten Googletreffer zum Thema, einem teltarif-Beitrag über Smartphone-Tastaturen im Vergleich. Der Text hat 451 Zeichen und lautet:

> *Für diesen Selbstversuch galt es, einen Text zu entwickeln, der auch einige Sonderzeichen und deutsche Besonderheiten enthält – zum Beispiel ein ß und auch Wörter mit Umlauten. Wichtig zudem: korrekte Großschreibung und auch Begriffe, die die Worterkennung nicht gespeichert hat, etwa die Bezeichnung des Smartphones, auf dem die Software-Tests durchgeführt wurden: Sony Ericsson Xperia Arc S. Fürs „mechanische" Tippen musste ein HTC 7 Pro herhalten.*

Auf der normalen Macbook-Tastatur brauche ich dafür 58 Sekunden, das entspricht 467 Zeichen pro Minute. Diese Tippgeschwindigkeit habe ich mit Anfang 20 erreicht, und weitere Übung wird daran voraussichtlich nichts mehr ändern. (Beim Abtippen von Interviews mit Schweizern muss ich die Aufnahme nur selten anhalten.)

Auf der Softwaretastatur des Nexus 5 dauert es bei abgeschaltetem Swype durch reines Abtippen ohne Nutzung von Wortvorschlägen 217 Sekunden, das sind 124 Zeichen pro Minute. Ich übe das Tippen auf dem Smartphone ohne Hardwaretastatur seit 2011 halbherzig und seit Mitte 2013 (durch zunehmende Nutzung des Facebook Messengers) etwas intensiver. Hier ist noch Spielraum nach oben: Die teltarif-Tester haben nur 180 Sekunden gebraucht.

Bei eingeschaltetem Swype sind es 313 Sekunden und nur noch 86 Zeichen pro Minute. (Swype kann nicht im abgeschalteten Zustand heimlich aus dem vorangegangenen Text gelernt haben, dafür ist die Worterkennung zu erfolglos. Ich versuche jedes Wort einmal zu wischen und tippe dann, wenn es nicht klappt.)

Nachträgliche Ergänzung: Ich teste Swype ein zweites Mal, André Spiegels Rat folgend, „dass man beim Schreiben immer auch gleichzeitig die Komplexität und Häufigkeit der Wörter abschätzen muss, und bei schwierigen Wörtern erst gar nicht versucht, sie zu wischen“. Swype hat inzwischen dazugelernt und schlägt die Wörter im Text von sich aus vor, das ignoriere ich aber und tippe alle ungewöhnlichen Wörter vollständig ab. Ergebnis: 272 Sekunden.

Die teltarif-Testpersonen haben mit diesem Verfahren die ungestützte Tippzeit leicht unterboten: 164 Sekunden. Ich nutze Swype erst seit vorgestern, hatte aber von Anfang an den Eindruck, es gehe mit schneller als ohne. Das ist also eine Täuschung, die vermutlich daher rührt, dass sich Swypen einfacher *anfühlt* als Tippen.

Ich hänge sehr an der QWERTZ-Tastatur und kann jetzt auch präzisieren, warum das so ist: Mit Hardwaretastatur bin ich 3,8 Mal schneller als an einer Softwaretastatur und 5,4 Mal schneller als mit Swype – bisher jedenfalls. Nächstes Jahr wird neu durchgezählt.

Kathrin Passig

28.01.2015

Wir sind die mit dem komischen Briefkasten

In der neuen Nachbarschaft haben wir uns bereits einen Namen gemacht. Wir sind die mit dem komischen Briefkasten.

Mit dem Haus kam ein für den Norden eher unpraktisches, halb-offenes Modell.



Zeitungen und Briefe waren regelmäßig durchnässt, ein neuer Kasten musste also her. Da wir regelmäßig Pakete bekommen und die bisher gute Nachbarschaft nicht über Gebühr belasten wollten, fiel die Entscheidung auf einen Paketkasten von DHL. In Größe L mit Brieffach kostet der Spaß als Wandmontage knapp 250 Euro. Kein Schnäppchen, aber man muss das ja auch als Investition in TT-Beiträge sehen.

Seit Dezember hängt der neue Kasten an der Wand. Geöffnet wird er per RFID-Chip. Davon besitzen wir zwei Stück. DHL hat eigene.



Die erste Paketablage klappte hervorragend, unser Postbote war begeistert. Als eine größere Sendung ankam, begrüßte er uns mit „Eigentlich wollte ich ja nicht mehr klingeln. Wo ich doch jetzt meinen neuen Freund habe.“

Irgendwann zwischendurch trübten ein paar Aussetzer die aufkeimende Liebesbeziehung. Der Kasten mochte sich für den Zusteller nicht mehr öffnen, nur noch unsere Chips bewegten ihn dazu, die Klappe aufzumachen. Wie das mit solchen Problemen aber immer ist: meistens lösen sie sich von allein. Gestern gab der störrische Kasten seinen Streik auf und nahm brav das angelieferte Paket in Empfang. Außerdem haben wir die Information bekommen, dass die Kästen mit neuen Schlössern ausgestattet werden. Demnächst sollen sie sich dann auch per Smartphone-App öffnen lassen. Oder halt nicht.

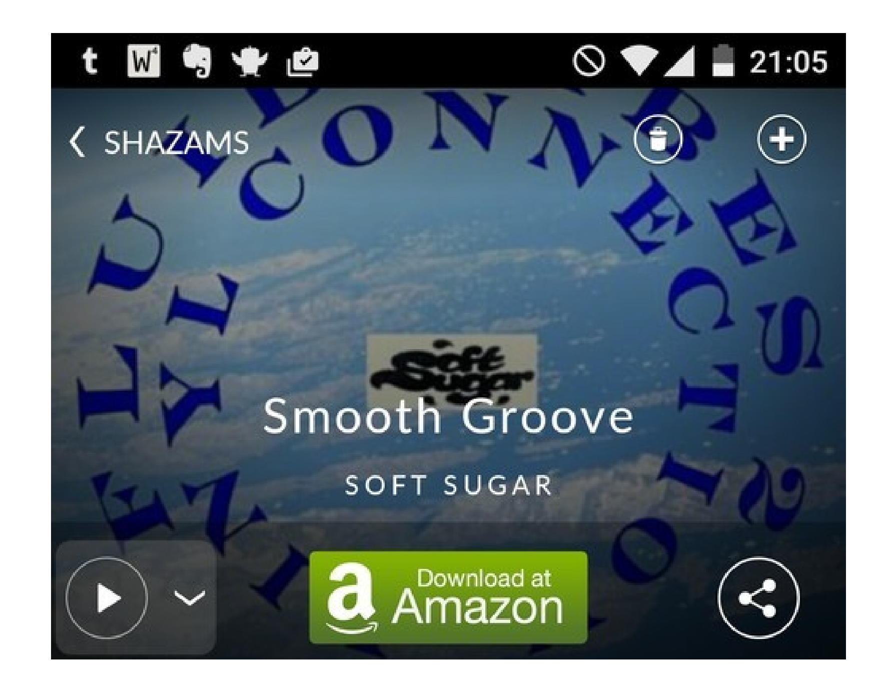
Stefanie Otersen

28.1.2015

Die Beeindruckung der Eltern durch Shazam-Wundertaten schlägt fehl

Im Radio läuft etwas, das beiden Eltern bekannt vorkommt. „Beethoven oder so“, mutmaßen sie. Ich erkenne eine Gelegenheit, sie mit den mannigfaltigen Fähigkeiten des Internets zu beeindrucken und shazame flink das Geschehen.

Zuerst ist das Gegeige und Geflöte zu leise. Shazam meldet, mit „singing and humming“ könne es nichts anfangen. Nach einigem Lauterdrehen kommt es zu diesem Ergebnis:



Meine Mutter schaut dann in der Zeitung nach, die sie sowieso schon in der Hand hält. Dem darin abgedruckten Radioprogramm zufolge handelt es sich um Beethovens Fünfte. Die Eltern müssen für heute unbeeindruckt bleiben.

Kathrin Passig

1.2.2015

Just another Internetpeinlichkeitstraum

Geträumt: In einem Internetforum lade ich drei Fotos hoch. Als ich nach einer Weile noch einmal in den entsprechenden Thread schaue, befinden sich in meinem Beitrag jedoch mehr als drei Fotos – Fotos, die ich definitiv nicht

gepostet habe. Ich aktualisiere den Browser: Weitere Bilder sind aufgetaucht! Mir wird klar, dass es sich dabei um Fotos aus meinem Telefonspeicher handelt. Ich werfe einen Blick auf mein Smartphone und sehe, dass ein automatischer Hochladevorgang eingeleitet wurde, bei dem sämtliche Aufnahmen der Telefonkamera in meinen Forenbeitrag gespeist werden. Panisch versuche ich den Post zu löschen, doch meine Klicks zeigen keine Wirkung. Ich suche in den Tiefen meines Smartphones den Befehl „Synchronisierung anhalten“, doch ich finde ihn nicht. Mittlerweile tauchen in meinem Post immer mehr Bilder auf, die niemand sehen sollte, u. a. Fotos der Privatwohnungen von Bekannten oder Aufnahmen aus einem Diddlmaus-Museum. Kurz vorm Aufwachen schießt mir noch durch den Kopf: „Trenn doch einfach die Internetverbindung! – Ach nee, das geht ja heutzutage nicht mehr.“

Torsten Gaitzsch

1.2.2015

Die Hand meiner Mutter ist aus der Übung

Zum ersten Mal seit einem Vierteljahrhundert liege ich im Elternhaus krank im Bett. Die traditionelle Fiebermessmethode heißt hier „geh amal her, lass dich anfassen“ und kann die drei Ergebnisse „naa“, „na-ja“ und „o mei o mei“ erbringen.

Aber die Hand meiner Mutter ist aus der Übung. Deshalb wird ein Fieberthermometer aus dem Keller geholt. Es ist ein elektronisches, nach meinem Auszug angeschafftes, und es meldet, dass es gern eine neue Knopfzelle hätte.

Ein zweites Fieberthermometer wird aus dem Keller geholt. Die Hülle sieht anders aus, als ich sie in Erinnerung habe:



Das Thermometer hingegen wie erwartet. Jedenfalls von vorne.



Hintendrauf überraschende Neuerungen. Das Fieberthermometer muss aus dem großmütterlichen Erbe in den Elternhaushalt gelangt sein:



Familien-Ratgeber Hippocrates. / Ges. gesch. / 1 Minute / Max 1/10 C / Jen. Norm. Glas / Apotheke z. gold. Löwen, Reichenberg, Ruf 3121, Adolf-Hitler-Platz 5

Dieses Thermometer hat ziemlich sicher schon in einer Körperöffnung meines Vaters gesteckt, als er mit sechs Jahren beinahe am Fleckfieber gestorben wäre. Reichenberg heißt seit einiger Zeit Liberec, die Telefonnummern dort sind nicht mehr vierstellig, und aus dem Adolf-Hitler-Platz ist der Náměstí Dr. Edvarda Beneše geworden. Aber neue Batterien braucht das Thermometer noch lange nicht.

Kathrin Passig

Anfang 2015

2,7 Millionen Euro mit Poliscan



An einigen Stellen in Berlin, das fällt gar nicht so auf, ist die Verkehrsüberwachung (schönes deutsches Wort, im Klartext: Wer fährt zu schnell, wer fährt bei Rot über die Ampel?) im digitalen Zeitalter angekommen. Wo das Geld reichte, hat die Stadt digitale Überwachungskameras des Systems Poliscan der Wiesbadener Firma Vitronic installiert (zum Beispiel am Mehringdamm in Kreuzberg, s. Foto oben). Die neuen Säulen, von der Herstellerfirma vermarktet als *City Design Housing*, ersetzen die alten Starenkästen mit ihrer analogen Filmtechnik. Und von Autofahrern wie Fußgängern werden sie – bislang – kaum erkannt.

Das neue System soll gleichzeitig Rotlichtverstöße und Raser erfassen, und dank der Laser-Technologie LIDAR ohne weitere Installationen wie Messschleifen, verspricht Vitronic. Geblitzt wird für das menschliche Auge unsichtbar, der Autofahrer merkt vermutlich noch nicht mal, dass er erwischt wurde.

Zudem werden die Daten, also das Foto eines geblitzten Rotlichtsünders und/oder Schnellfahrers zusammen mit den Messergebnissen, sofort über Datenleitung an die Bußgeldstelle weitergeleitet und dort ausgewertet. Um die Arbeit einfacher zu machen, gibt's auf dem digitalen Beweisfoto dann auch noch einen farbigen Rahmen um das Kennzeichen.

Die Poliscan-Säule in Kreuzberg wurde im Dezember 2014 aufgestellt und ist die vorerst jüngste Anlage dieser Generation in Berlin. Die zuvor bereits sieben Geräte in Betrieb erzielten nach Angaben der Polizei allein von Januar bis November 2014 Einnahmen von fast 2,7 Millionen Euro.

Zusammen mit der Installation der neuen Geräte wurden einige alte Blitzanlagen demontiert. Zum Teil ging es gar nicht anders: Zwei der alten Kästen, so wusste der Tagesspiegel im September 2014 zu berichten, „arbeiten mit ebenso altmodischen wie teuren Schwarz-Weiß-Filmen, die nur noch in China produziert werden".

Die Digitalisierung dürfte ja in Zukunft da noch ganz andere Möglichkeiten bieten. Das vernetzte Auto, über das so viel geredet wird, lässt sich bestimmt mit Poliscan koppeln. Vielleicht wird dann künftig das Bussgeld direkt von der Guthabenkarte des Auto-Computers abgebucht. Oder, wenn es richtig gravierend ist – so mit 120 km/h innerorts über die rote Ampel – wird das Fahrzeug gleich von der Polizei digital stillgelegt.



Thomas Wiegold

August 2014 – 21. Februar 2015

1Password wird durch Methode überlistet

Ich habe in letzter Zeit einige Artikel über die vermeintliche Sicherheit von Passwörtern gelesen und mich entschieden, endlich etwas Kluges zu tun und 1Password zu installieren. Doch ich habe nicht mehr die Zeit (oder Muße), weitere Passwörter damit einzurichten. 1Password schaltet sich immer ein, wenn man wieder irgendwo ein Passwort eingibt und schlägt einem vor, dieses Passwort durch ein 1Password-Passwort zu ersetzen. Also denke ich mir, ich kann mich ja quasi im Laufe der Zeit Stück für Stück sicherer machen.

Dummerweise stelle ich nur wenige Tage später fest, dass ich mein Master-Passwort, das einem den Zugang zu allen anderen Passworten gibt, vergessen habe. Ich war sehr gewissenhaft und habe es nirgendwo aufgeschrieben, und jetzt will mir die konkrete Kombination von Groß- und Kleinschreibung, Sonderzeichen, Zahlen und Leerzeichen ums Verrecken nicht mehr einfallen. Es gibt keinerlei Möglichkeit, an das Master-Passwort heranzukommen, nur einen von mir selbst verfassten, bewusst undurchsichtig gehaltenen Hinweis. Das macht 1Password so sicher, oder, wie ich es im Techniktagebuch-Redaktionschat ausdrücke: „DAS IST JA DIE KACKE“.

Ich gebe auf und entscheide, 1Password vorerst doch nicht zu nutzen.

Als mir im Redaktionschat empfohlen wird, dieses Erlebnis aufzuschreiben, packt mich der Ehrgeiz. Ich weiß dank des Hinweises immerhin noch ungefähr, wie das Passwort lautete und man hat bei 1Password beliebig viele Versuche, wird also nicht nach drei Fehlversuchen vollends gesperrt. Also schreibe ich in einem Textdokument alle möglichen Varianten des Passworts mit Leerzeichen, Groß- und Kleinschreibung usw. untereinander auf. Ich copy-paste eine Variante nach der anderen in das Eingabefeld.

Die 21. Kombination öffnet den Safe.

Ich bin glücklich und stolz, frage mich nun aber, ob nicht auch andere Menschen mit dieser Methode in der Lage wären, mein Master-Passwort zu knacken. Vielleicht sollte ich den Hinweis doch noch obskurer machen?

Alexander Matzkeit

24.2.2015

Mein technische Reiseausstattung passt in keinen Kulturbeutel



Als ich vor knapp 20 Jahren wochenlang kreuz und quer durch die USA reiste, war meine technische Ausstattung sehr übersichtlich. Neben einem traditionellen Notizbuch mit Telefonnummernliste, einer Olympus mju II für die Erinnerungsfotos und einer Calling Card von *AT&T* für das Kommunikationsbedürfnis brauchte ich eigentlich nichts. Und Filme gab's überall zum Nachkaufen, wenn nötig.

Zwei Jahrzehnte später könnte ich sogar noch viel kompakter für eine Reise packen. Erst recht, wenn ich dabei berücksichtige, dass pfundschwere Reiseführer wie damals der *Lonely Planet USA* mittlerweile auch elektronisch Platz finden könnten. Mehr als ein Smartphone wäre gar nicht nötig.



Das ist allerdings graue Theorie.

Denn ein kleines, leichtes Smartphone (samt Ladegerät) würde zwar all das, was ich damals an Technik dabei hatte, in einem noch viel kleineren, leichteren Päckchen mit viel mehr Funktionen unterbringen: Kommunikation, Information, Fotos. Aber: damit komme ich ja dennoch nicht aus. Vielleicht, weil mit der Digitalisierung und Miniaturisierung auch die Ansprüche gestiegen sind?

Das Minimumpaket sieht jedenfalls so aus:



Zum Smartphone als mobilem Kleinstcomputer mit Internetzugang gehört natürlich eine Kamera, die ein bisschen mehr kann (und gerade bei schlechten Lichtverhältnissen mag ich keine kleineren Sensoren als Micro 4/3; immerhin ist die hier abgebildete Kamera eine der kleinsten dieses Systems). Außerdem brauche ich, meine ich jedenfalls, ein richtiges Telefon, dessen Akku ‘ne Woche ohne Aufladen durchhält. Und zu jedem weiteren Gadget gibt’s ein weiteres Ladegerät (zu dem Irrglauben, Mini-USB löse dieses Problem, unten mehr).

Schlimmer geht’s natürlich immer.



Vielleicht doch noch ne weitere Kamera (gleiches System, anderer Hersteller, also noch ein Ladegerät) und ein paar Objektive (hier noch zurückhaltend). Und einen Laptop, für die Fotos und die üblichen Blogeinträge, die die Postkarten abgelöst haben.

Und, das ist das Bestürzende, das ist ja noch nicht zwangsläufig alles. Für längere Flugreisen wäre ein E-Book-Reader nett (dessen Akku ebenfalls Tage, wenn nicht Wochen durchhält). Für den Strand/Wasser/Aktivurlaub eine wasserdichte Kamera (wenn auch mit nicht so guter Bildqualität, aber eben wasserdicht, natürlich wiederum mit eigenem Ladegerät). Ein bisschen Gewicht nähme ich raus, wenn ich statt des Laptops ein Tablet mitnähme. Aber dafür hätte ich dann Speicherprobleme mit den Fotos. . .

Es ist zum Verzweifeln.

Und hinzu kommt, dass selbst die Pseudo-Standardisierung der Ladegeräte mit USB/Mini-USB-Anschluss nicht funktioniert. Den E-Book-Reader kann ich am Computer über den USB-Port aufladen oder mit einem (weiteren) separaten Steckernetzteil – aber nicht über das Ladegerät des Smartphones, obwohl die Anschlüsse genau so aussehen. Das Tablet wiederum lädt

problemlos am Handy-Netzteil, aber nicht am Computer. Und ich hab' noch nicht mal das Satellitentelefon dazu gepackt (Mini-USB, aber auch nicht mit allem aufladbar).

Verstehen tu' ich das noch nicht so ganz. Vielleicht hat die Industrie in ihrem Wahn, zu jedem Gerät auch proprietär das Zubehör vorzusehen, einfach noch nicht kapiert, dass man ohne zig Netzteile und Kabel auf Reisen gehen will.

Vielleicht sollte ich aber auch einfach noch mal an die Reise vor 20 Jahren denken und überlegen, was ich eigentlich im Vergleich zu damals wirklich zusätzlich brauche?

Thomas Wiegold

25.2.15

Unterhaltungselektronik-Accessoire Klebeband



Im McFit in Freiburg fällt mir im Cardiobereich vor mir ein junger Mann auf, der am Laufband herumzubasteln scheint, neben ihm liegt eine große Rolle Klebeband. Erst, als er auf das Laufband steigt und anfängt zu laufen, geht mir auf, dass er kein Techniker ist, sondern seine Unterhaltungselektronik dabeihat. Neugierig luge ich nach vorne und sehe, dass er sein Tablet in einer Hülle mit Klebeband oberhalb des Displays des Laufbandes befestigt hat. Er schaut beim Sport einen Film und trägt praktische Bluetooth-Kopfhörer. Ich bin begeistert und frage ihn um die Erlaubnis für ein Foto, die er mir etwas überrascht, aber freundlich gewährt. Was ich jedoch nicht verstehe, ist, weshalb er für seine Sporteinheit mit spiegelndem Tablet das einzige Laufband gewählt hat, das komplett in der Sonne steht.

Maya

Februar 2015, aber schon seit Jahren

Der automatische Uhrenbeweger, Gottheit des Techniktagebuch

In der Wohnung meines Schweizer Gastgebers steht ein Uhrenbeweger.

> A video posted by @techniktagebuch on <time style=font-family:Arial,sans-serif; font-size:14px; line-height:17px;"datetime="2015-02-27T13:39:49+00:00»Feb 27, 2015 at 5:39am PST</time>

<script async= defer src=//platform.instagram.com/en_US/embeds.js»</script>
Etwa jede halbe Stunde springt er an und bewegt dann bis zu zwei Automatikuhren. Wenn irgendein Gegenstand zur Gottheit des Techniktagebuchs erhoben und etwa jede halbe Stunde angebetet werden müsste, weil er uns den unendlichen Kreislauf von Problem und Lösung, Problem und Lösung vor Augen führt, dann ist es der Uhrenbeweger für selbstaufziehende Uhren.

Kathrin Passig

27.2.2015

Übertragungshängerstopptanzen

Wir hören zu Hause häufig Musik aus blechernen Notebooklautsprechern, und daher kaufe ich spontan bei ALDI einen Bluetooth-Audio-Transmitter für zwanzig Euro, um die Musik auf die Stereoanlage zu beamen. Nach mehrstündigem Gefrickel stelle ich fest, dass es von Windows aus zwar im Prinzip gehen müsste, aber noch viele weitere fröhliche Stunden Treiberinstallation erfordert.

Also teste ich die Musikübertragung lieber mit dem Smartphone meiner Tochter. Das klappt auf Anhieb, und meine Tochter führt mir gleich die coolen Soundtracks des Spiels „Geometry Dash“ auf der Stereoanlage vor. Sie nutzt dazu die Youtube-Videos der einzelnen Level. Alle Kinder tauchen im Wohnzimmer auf und tanzen bei ordentlicher Lautstärke zur wilden Musik. Das WLAN im Wohnzimmer ist nicht das beste, und der Ton stockt immer wieder für ein paar Sekunden. Ein Kind ruft „Stopptanzen!“ und unter großem Gelächter spielen sie jetzt Übertragungshängerstopptanzen.

Gut angelegte 20 Euro.

Georg Passig

2015-02-27

Eine intime Hotelrechnung

Beim Auschecken aus dem Hotel in Las Vegas finde ich auf meiner Zimmerrechnung einen mysteriösen Eintrag über fünfundvierzig Dollar in der Kategorie *Refreshments*. Ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, was das gewesen sein soll und beschließe, an der Rezeption nachzufragen. Die Hotelangestellte ruft meine Rechnung auf und scrollt sich durch die Positionen. Dann schleicht sich ein hintergründiges Lächeln auf ihr Gesicht. Der *Intimacy Kit,* sagt sie. *Der Intimacy Kit!* Ja, es gab in der Minibar eine klei-

ne Schatulle, etwa so groß wie ein Schuletui, in Plastikfolie eingeschweißt und mit einer Schleife dran, und diese Schatulle enthielt, wie man auf dem angehängten Etikett sehen konnte, einen Vibrator und ein paar andere Spielzeuge. Ich hatte mir diesen *Intimacy Kit* natürlich neugierig angeschaut, das Etikett studiert und die Schatulle, meine Optionen wägend, ein wenig in der Hand hin und her gewendet.

»Die Minibar hat einen Sensor,« sagt die Hotelangestellte, immer noch hintergründig lächelnd, während sie die Buchung ohne weitere Nachfrage aus meiner Rechnung entfernt. »Wenn man etwas länger als zwanzig Sekunden herausnimmt, wird es automatisch gebucht.«

André Spiegel

4.3.2015

Verwendungszweckfreundschaft

Auf der Suche nach etwas anderem stelle ich mit großer und zugleich freudiger Überraschung fest, dass ich an einer (für mich) neuen Kommunikationsform teilnehme. Und zwar kommuniziert Unitymedia per Banküberweisung mit mir!

02.03.15	02.03.15	Gutschrift	Referenz [redacted] Verwendungszweck Entschuldigung Abbuchungstext Unit ymedia Feb-Rechnung leider teilw. f alsch, Betrag aber KORREKT. Siehe R echnungim Online-Servicebereich UNITYMEDIA HESSEN GMBH COKG	0,01

Sie überweisen mir also 1 Cent, um mir im Verwendungszweck eine Nachricht zukommen zu lassen. Ich kann mich gar nicht entscheiden, ob ich das unglaublich clever oder unglaublich albern finde. Ist aber ja auch egal.

Ich erwäge, den 1 Cent zurückzuüberweisen und „Alles klar, kein Problem, Danke und schönes Wochenende!“ zu antworten. „Schön“ natürlich mit oe, Umlaute gehen ja nicht mehr. Ausrufungszeichen glaube ich auch nicht. Un-

geachtet aller mir unbekannten Gepflogenheiten der Banküberweisungskonversation verzichte ich ob dieser Fallstricke auf die Weiterführung der Verwendungszweckfreundschaft.

Novemberregen

04.03.2015

Auf dem Weg zum autonomen Fahren werden wir uns noch viel mit unseren Autos streiten müssen

Seit kurz vor Weihnachten habe ich ein neues Auto, eine Mercedes B-Klasse (W246) mit „Distronic Plus“; das ist eine Kombination aus Tempomat und Radarabstandsmesser, mit der das Auto selbsttätig Abstand zu den Vorausfahrenden halten kann. Das funktioniert so gut, dass ich ohne Betätigung von Fahr- oder Bremspedal im Stop-and-go-Verkehr mitschwimmen kann.



(auf diesem Bild hat das Auto gerade automatisch am Ende der Ampelschlange angehalten)

Ist das System gerade nicht aktiviert, überwacht es immer noch den Bereich vor dem Fahrzeug und warnt vor plötzlich auftretenden Hindernissen. Dadurch lässt es mich nicht mehr so unverschämt fahren wie mit allen bisherigen Autos.

Heute morgen außerorts, der Wagen in einigem Abstand vor mir fängt an rechts abzubiegen und trödelt dabei. Mein Plan: entweder ist der weg, bis ich dort bin, oder ich weiche kurz auf die Gegenfahrbahn aus.

Auto erkennt ein stehendes Hindernis: „piep piep“

Ich: „ja ja, der ist gleich weg“

Auto: „piep PIEP“

Ich: „na ja, dann fahren wir eben drumrum“

Auto: „PIIIEEEEP!“ (automatische Vollbremsung)

Thomas Renger

5.3.2015

Nehmt dies, ihr schäbigen Quirle!

Ich besitze eine Küchenrührmaschine namens „Bosch Electronic“. Die hat mir vor mindestens 20 Jahren meine Küchenmaschinen-verliebte Mutter geschenkt, und seither rührt, knetet und schlägt die Maschine mit drei unterschiedlichen Quirlen alles, was man in die Schüssel hineinwirft. Das steht nämlich in der Bedienungsanleitung, dass man sich dieses „schlagen Sie zunächst 3 Stücke Butter schaumig und geben Sie dann löffelweise das gesiebte Mehl hinzu, bis der Teig schwer reißend vom Löffel fällt“ sparen kann. Funktioniert auch: Man schmeißt einfach alles in die Schüssel. Anmachen. Teig fertig. Sahne fertig. Was auch immer. Bleibt mir weg mit Thermomix und so. Brauche ich nicht, solange ich meine Bosch habe. Hatte. Jetzt wiederhabe. Nach einer erstaunlichen Reparaturgeschichte.

Offensichtlich hat sich, bei allen technischen Disruptionen der vergangenen Jahre, im Küchenrührmaschinenbereich nicht einmal evolutionär etwas verändert. Ich habe im Internet nachgeschaut: Das heutige Modell sieht identisch aus wie meines, und es gibt auch noch jede Menge Zubehör, das ich aber weder brauche noch besitze. Denn erstens besitze ich selbst für alle möglichen anderen Zwecke jede Menge andere Maschinen, zweitens habe ich von

meiner Mutter nach ihrem Tod auch noch weitere geerbt. Mein Maschinenpark kann also so ziemlich alles, von Eis machen über Nudeln formen bis Saft pressen (pressen, nicht zentrifugieren; das ist wichtiger, weil angeblich viel gesünder!). Nutze ich alles fast gar nicht mehr, seit die Kinder groß sind. Aber die Bosch-Küchenrührmaschine ist mir die liebste, und die setze ich auch regelmäßig ein. Irgendwas ist ja immer zu backen oder zu rühren.

Der Mann kann das nicht verstehen. Als er vor acht Jahren bei mir einzog, brachte er so einen mickrigen Elektroquirl einer unbekannten Marke mit einer schon ziemlich schäbigen Rührschüssel mit, auf den er aber große Stücke hält. Ich lehne diesen Quirl ab. Er beleidigt meine Bosch als „übermotorisiert“. Meine Kinder, diese kleinen Verräter, haben sich auf die Seite des Mannes und des Billigquirls geschlagen. Sollen sie doch alle backen, wie sie wollen. Pf.

Aber als ich kürzlich mit meiner Bosch einen besonders schwergängigen Teig bearbeitete – alles reingeschmissen, wie immer, und losgerührt –, begann sie plötzlich, kleine Rauchwölkchen auszustoßen und sehr nach verbranntem Plastik zu riechen. Ich stöpselte sie panisch aus und trug sie auf die Terrasse, wo sie erst einmal stehen blieb.

Wochen später, es war inzwischen Weihnachten geworden, fand der Mann (er hat eine technische Ausbildung absolviert) die Zeit, sich das Gerät anzusehen. Das rechne ich diesem überzeugten Inhaber eines schäbigen, aber funktionierenden Quirls hoch an. Das Innenleben der Bosch förderte einen völlig verschmorten Kondensator zu Tage. Der Mann griff zu nahezu forensischen Methoden, um dessen verkokelte Aufschrift zu entziffern, damit Ersatz beschafft werden konnte. Vergebens: Es war nicht eindeutig erkennbar.

Nun kann man aber sagen, dass die Firma Bosch eine wirklich erstklassige Telefon-Hotline hat. Was sich nämlich herausstellte: Meine Rührmaschine ist gar nicht auf diesen Kondensator angewiesen. Ein überflüssiges Organ sozusagen. Der Wurmfortsatz der Küchenmaschine, oder so. „Lassen Sie den einfach weg!“, beschied ihn der Techniker. „Die Dinger waren in den 80-er Jahren mal vorgeschrieben, zur Funkentstörung. In Wirklichkeit braucht man die nicht.“

Warum das Ding allerdings abgeraucht ist, wusste keiner. Vielleicht so eine Art maschineller Blinddarmentzündung? Jedenfalls: Organ entfernt, also: Kondensator ausgebaut. Maschine wieder zusammengesetzt. Fertig.

Ich hatte schon eine neue kaufen wollen. Jetzt habe ich meine liebe alte Bosch wieder, und sie rührt, schlägt und knetet wieder tadellos. Nehmt dies, ihr schäbigen Quirle!

Kerstin Hoffmann

5.3.2015

Gebuffertes Amen dank schlechter Kirchenvernetzung!

Ich besichtige aus Architekturberichterstattungsgründen eine brandneue kleine Kirche aus schönem Sichtbeton, die in Wien in einem leicht angegrauten Villenviertel steht. Das ist sicher sehr praktisch, sage ich zum Kirchensprecher, wenn man die Kundschaft im entsprechenden Alterssegment gleich vor der Haustüre hat. Nein, entgegnet der Kirchensprecher, das sei leider überhaupt nicht praktisch, denn die Neuapostolische Kirche streame ihre Gottesdienste im Internet, und dessen Kapazität sei hier sehr begrenzt, da ihm die Internetverlegungsmenschen auf Anfrage beschieden hatten: "Die Leut wo da wohnen, brauchen ka Internet, da wird so bald nix verlegt." Bis auf weiteres droht also Buffering beim simultanen "Amen".

Maik Novotny

05.03.2015

Inbetriebnahme. Oder auch nicht.

Entgegen früherer Aussagen haben wir inzwischen doch eine Kaffeemaschine in unserer Küche stehen. Aber das ist eine längere Geschichte.

1. Wir haben eine geschenkt bekommen.

2. Und ich wurde nicht müde vorzurechnen, wie außerirdisch teuer diese Pads sind gegenüber ganzen Espressobohnen, von allem anderen mal ganz zu schweigen. Aber nun, ich wurde überstimmt.

3. Sie ging bald darauf kaputt. Neukauf: 60 Euro etwa.

Im Internet aber sagen die Leute, dass dieses „kaputt“ keineswegs kaputt bedeutet, sondern nur ein kleiner Kondensator auf einer Platine ist, die man leicht ausbauen könne, dann könne man den Kondensator leicht auslöten, den neuen leicht einlöten und alles wieder superleicht zusammenfügen.

Es gibt auch ein Video.

Alles bis zum Punkt „superleicht wieder zusammenfügen“ ist kein Problem, im Fachhandel gibt es den passenden Kondensator zusammen mit einem rund 5 Zentimeter dicken Katalog, aber schon beim Auseinanderbauen ist eine der drei für den Wiederzusammenbau sehr notwendigen Plastiknasen abgebrochen. Auch zu diesem Problem gibt es haufenweise Videos, die genau davor warnen, aber keine Lösung bereithalten.

Reparatur misslingt auf ganzer Linie.

Ich sehe mich also im Laden um, im Internet, bei anderen Menschen in der Küche. Und finde dann ein Gerät, das sowohl Pads als auch Pulver in Kaffee verwandeln kann. Gekauft.

„Bitte beachten Sie, dass Sie vor Inbetriebnahme eine Entlüftung durchführen müssen“ und gefühlt geht es danach so weiter: „Stellen Sie Knopf A in Position x, halten Sie Knopf B in Position y gedrückt und vollführen Sie unter Zuhilfenahme von Knopf D einen Kopfstand“.

Ich scheitere.

Aus der Maschine kommt weder Tee noch Wasser noch Kaffee, sondern nur heißer Dampf, und zwar aus allen Nähten und Fugen.

Ich schicke das Gerät zurück und lege eine detaillierte Fehlerbeschreibung bei.

Nach einer Woche bekomme ich ein neues Gerät, es ist nass außen, ein paar Tropfen finden sich in der Padkassette, aber es hat schöne neue Versiegelungskleber an drei Stellen. Ich müsse es nicht mehr entlüften, sagt das Begleitschreiben.

Vorsichtshalber baue ich alles auf der Terrasse auf, weil ich Sorgen habe. Zum Glück haben wir eine Außensteckdose, das ist sowieso die beste Erfindung. Mal sehen, wann sich die ersten Jugendlichen nachts auf der Terrasse einfinden, um ihre Handys zu laden. Aber zurück zur Kaffeemaschine: ich baue sie auf dem Tisch auf, stecke sie ein, gehe in Deckung: das Gerät produziert Kaffee. Ich bin glücklich.

Ich baue es in der Küche auf, stecke es ein, gehe nicht in Deckung: das Gerät produziert Dampf.

Ich trage es wieder auf die Terrasse: Kaffee.

Drinnen: Dampf.

Ratlos, was denn nun genau mit „entlüften" gemeint sein könnte (Betrieb im Freien? An der frischen Luft?), will ich schon den Kundendienst anrufen, als mir auffällt, dass die Maschine in der Küche so blöd steht, dass ich den Drehknopf zum Verschließen, also zum wirklich absolut dampfdichten Verschließen der Padkassette nicht ganz zudrehen kann.

Wer den Unterschied wissen will zwischen Dampf und Kaffee, dem kann ich in Zukunft sagen: 2 Millimeter.

Pia Ziefle

8.3.2015

Leren pinnen[1]

Vor einer Woche bin ich von den Niederlanden zurück nach Deutschland gezogen. Ein im Alltag spürbarer Unterschied zwischen den Ländern ist, dass Kartenzahlung in den Niederlanden wesentlich gängiger ist. Im Jahr 2013 fanden in Deutschland rund 2,5 Milliarden Zahlungen mit Bankkarte statt (Quelle: eine Pressemitteilung, die 2015 unter www.die-deutsche-kreditwirtschaft.de stand, aber weder dort noch im Internet Archive erhalten ist). In den Niederlanden waren es im selben Zeitraum 2,66 Milliarden (sagt die Betaalvereniging Nederland). Umgerechnet auf die Einwohnerzahlen bedeutet das, dass statistisch gesehen jeder Deutsche etwa 30 Mal in diesem Jahr mit Karte bezahlt hat und jeder Niederländer knapp 160 Mal ›gepind‹ hat. Dieser Unterschied schlägt sich in zwei Punkten nieder: erstens in der Zahl der Verkaufsstellen, die überhaupt Kartenzahlung akzeptieren, zweitens in der Bequemlichkeit, mit der die Zahlungen ablaufen. Bis 2010, als ich aus Deutschland wegging, hatte Kartenzahlung für mich praktisch keine Rolle gespielt. Ich werde irgendwann mal was mit Karte bezahlt haben, aber erinnere mich, ehrlich gesagt, nicht mehr dran. In den Niederlanden habe ich zuletzt beinahe alles mit Karte bezahlt – eine Gewohnheit, die ich in Deutschland fortzusetzen versuchen wollte. Ich wusste ja, wie es geht.

Dachte ich. Es gibt vier Arten und Weisen, eine Bankkarte in so ein Lesegerät zu schieben. In den Niederlanden bin ich praktisch nur der Art und Weise begegnet, bei der der Magnetstreifen auf der Karte vom Betrachter wegzeigt (also nach unten oder hinten, je nach Positionierung des Kartenschlitzes) und der Chip in der Karte im Lesegerät verschwindet. Bei meiner ersten Kartenzahlung in Deutschland – im Tedox-Baumarkt – habe ich es daher so versucht: »Andersrum«, sagte die Kassiererin. Ich drehte die Karte so, dass der Chip sich nun nicht mehr im Gerät befand, aber der Magnetstreifen

[1] Zu Deutsch: ›Lernen, mit der Karte zu bezahlen‹. Betrachtungen im Geiste der Sapir-Whorf-Hypothese über den Zusammenhang zwischen der Länge des sprachlichen Ausdrucks und der empfundenen Bequemlichkeit der Handlung werden hier nicht angestellt (schade eigentlich).

weiterhin von mir wegzeigte. »Nee, noch anders.« Jetzt zeigte der Magnetstreifen zu mir. Immer noch falsch. Schön, dass niemand hinter mir in der Kassenschlange war, während ich – Kartenzahlungsexperte (NL) – alle vier Arten, eine Karte in ein Lesegerät einzuführen, ausprobierte. Ich lernte: Chip im Gerät (macht Sinn), Magnetstreifen nach oben. Nach Eingeben meiner PIN war der metallene Papierkorb bezahlt. Aufgrund von Vorkommnissen wie diesem, so lernte ich später, ist der Kartenleser in einigen Geschäften zum Kassenpersonal, nicht zum Kunden gerichtet. Man übergibt dem Mitarbeiter seine Karte, der sie korrekt ins Gerät schiebt und anschließend dem Kunden das Gerät zudreht – ein archaisch anmutendes Verfahren.

Zweiter Versuch im Penny. Der Versuch, das Gelernte anzuwenden, scheiterte. Chip im Gerät und Magnetstreifen nach oben war falsch. Hier musste der Streifen wieder nach unten zeigen. Dafür wurde ich von einem ›Transaktion erfolgt, Karte entnehmen‹ (oder dergleichen) auf dem Terminal überrascht, bevor ich meine PIN hatte eingeben können. Da es nur um ein paar Euro ging, kam in mir der Verdacht auf, dass es hier vielleicht möglich ist, bis zu einem bestimmten Betrag ohne jegliche Bestätigung durch die PIN mit Karte zu bezahlen. Mir erschien das immer eine clevere Idee. War aber hier nicht der Fall. Die Kassiererin nahm nämlich meine Karte an sich und bat mich um eine Unterschrift. Das hatte ich vor Jahren mal bei meiner Mutter gesehen, dass sie bei der Kartenzahlung unterschreiben musste. Ich unterschrieb, die Kassiererin drehte meine Bankkarte, um die Unterschrift abzugleichen. Auf der Rückseite befand sich: nichts. Ich hatte die Karte des deutschen Kontos, das ich während meiner Zeit in den Niederlanden hatte weiterlaufen lassen, zugeschickt bekommen, aber nie genutzt und daher vergessen, auf der Rückseite zu unterschreiben. »Dann bräuchte ich Ihren Personalausweis.« Außer meinem Schlüssel und der nicht unterschriebenen Karte hatte ich nichts dabei. Nach etwas peinlichem Hin und Her mit Entschuldigungen meinerseits und dem Angebot, das Wasser und die Küchenrolle stehen zu lassen, um meinen Ausweis zu holen, ließ die Kassiererin € 2,49 gerade sein und es bei einer Ermahnung bewenden: »Aber denken Sie dran, auf der Karte zu unterschreiben! Sonst räumt Ihnen einer das Konto

leer!« Dieses Mal waren leider Leute hinter mir in der Schlange gewesen. Immerhin blieb die angenehme Erfahrung: Weder hier noch im Baumarkt, wo ich auch nur Kleinkram gekauft hatte, war es ein Problem, einstellige Beträge mit Karte zu bezahlen. Ich erinnere mich noch an die Schilder: »Liebe Kunden, leider können wir Ihnen Kartenzahlung erst ab x Euro anbieten.« Seit meiner Rückkehr habe ich von denen noch keines gesehen. Stattdessen bieten einige deutsche Supermärkte – zumindest Penny und Rewe – seit, wie ich nachlas, mehreren Jahren die Möglichkeit, bei einer Kartenzahlung ab 20 Euro zusätzlich Bargeld (100 oder 200 Euro) auszuzahlen. In den Niederlanden habe ich das noch nie gesehen, aber warum auch, wenn man ohnehin praktisch überall direkt mit Karte zahlen kann?

Dritter und vierter Versuch im HIT-Supermarkt. Ich weiß nicht mehr, wie herum ich die Karte ins Lesegerät stecken musste, aber es war auf Anhieb richtig. Auch hier war keine Eingabe der PIN erforderlich, sondern eine Unterschrift, wobei es mich unwesentlich beleidigte, dass die Kassiererin sich nicht die Mühe machte, den Krakel auf dem Kassenzettel mit dem gewissermaßen jungfräulichen Krakel auf meiner Karte abzugleichen. Die Warnung der anderen Kassiererin, mir könne ja einer das Konto leerräumen, hatte im Kontext einer Bezahlung in Höhe von €2,49 fast lächerlich geklungen, aber in diesem anderen Supermarkt ging es um das Zehnfache (und woanders vielleicht um das Hundertfache). Die Verifikation über die Unterschrift ist daher aus meiner Sicht eine der schlechtesten Möglichkeiten: Sie ist zum einen langsam, weil das Kassenpersonal erst nach einem meist in irgendeine Ritze gerutschten Kuli suchen muss und anschließend die beiden Unterschriften verglichen werden müssen. Zum anderen ist sie unsicher, weil diese graphologischen Blitzgutachten ungefähr die Zuverlässigkeit der Antwort auf die Frage ›Ist die Karte auch ehrlich echt Ihre eigene?‹ erreichen. Bei meinem zweiten Besuch in demselben Supermarkt wartete ich also erneut brav auf den Kuli, als der Kassierer sagte: »Sie müssen Ihre PIN eingeben!« Oh! Verfahren geändert seit meinem letzten Besuch? Nein, sagte er, manchmal müsse man unterschreiben, manchmal die PIN eingeben. Er wisse nicht, wann man was machen müsse, vielleicht Zufallsprinzip. Wenn ja: Warum?

Die PIN-Eingabe ist natürlich auch nicht 100-prozentig sicher – Stichwort: Shouldersurfing. Verliert man seine Karte auf der Straße, bietet das PIN-Verfahren allerdings mehr Schutz als die Unterschrift, die als Übungsvorlage auf der Karte selbst steht.

Von Anfang an besser als meine Fähigkeiten bei der eigentlichen Zahlung waren meine Einschätzungen, wo man mit Karte bezahlen konnte und wo eher nicht. Die erwiesen sich nämlich als weitgehend korrekt. In den Niederlanden wäre ich nur bei fliegenden Händlern oder Marktständen skeptisch, ob Kartenzahlung akzeptiert wird (obwohl auch hier immer mehr ›pinautomaten‹ auftauchen). In Deutschland stehen die Chancen auch bei Kiosks und kleinen Einzelhändlern, etwa Bäckereien, schlecht (obwohl ich gerade hier das Gefummel mit dem Kleingeld immer am nervigsten finde). Verschätzt hatte ich mich bei einem in einen Supermarkt integrierten Lotto- und Tabakladen, der auch als Postfiliale fungiert. Praktischerweise befindet sich in diesem Supermarkt auch ein Geldautomat, den ich nach wie vor unfallfrei bedienen kann. An diesem Punkt war der Lernprozess ohnehin so weit gediehen, dass ich wieder in der Lage war, Kartenzahlungen an der Kasse durchzuführen, ohne den Betrieb im Vergleich zu einem fehlsichtigen 90-Jährigen, der ganz sicher ist, 67 Cent klein zu haben, eher mehr als weniger aufzuhalten. Das bedeutet aber nicht, dass die Welt der Kartenzahlung nicht noch zumindest linguistische Überraschungen für mich bereithielt, zum Beispiel im Karstadt, wo ich natürlich mit Karte bezahlen konnte. Die Ware war gescannt, der Betrag war genannt, ich zückte meine Karte, die Verkäuferin sprach: ›Mit Kärtchen?‹ bzw. [ˌmɪt ˈkɛχtʃn̩] (wir befinden uns am Niederrhein). Ich grinste über das unerwartete Diminutiv, steckte die Karte richtigherum ins Lesegerät, gab meine PIN ein und war zufrieden.

Christopher Bergmann

2015

Die Einsamkeit eines Schallplattenspielers

Ich möchte kurz die Musikdiskussion von neulich hier im TT mit meinem eigenen Konsum ergänzen:

Seit ich herausgefunden habe, dass Spotify für Studierende nur fünf Euro im Monat kostet, läuft es bei mir fast 24/7. Mit einem großen Allerdings:

Allerdings kaufe ich mir noch oft Musik auf physischem Tonträger. Und zwar ausschließlich auf Vinyl. CDs fand ich immer schon ästhetisch völlig indiskutabel. Früher oder später kaufe ich mir deswegen von vielen Bands, die ich höre, das Album, das ich gerade höre, auf Schallplatte.

Ich verstehe auch gar nicht, warum sich Leute heutzutage noch etwas anderes als Vinyl kaufen. Bei Vinyl gibt's das ganze Paket: wunderschöne Schallplatte plus so gut wie immer einen Downloadcode, um das Album als mp3 herunterzuladen, plus hin und wieder sogar noch das Album als CD beiliegend. Nicht zu vergessen das haptische Erlebnis der Hülle, des Booklets usw.

Es gibt allerdings zwei Punkte, die mich davon abhalten, Schallplatten auch wirklich abzuspielen: Eine Seite einer 12ßpielt etwa 20 Minuten. Es ist mir aber zu mühselig, alle 20 Minuten die Platte umzudrehen und/oder den Tonarm neu aufzusetzen. Spotify läuft einfach auf Repeat stundenlang durch. Außerdem besitze ich seit einiger Zeit keinen funktionierenden Plattenspieler mehr. Ich kaufe also die Vinylplatten, packe sie aus, freue mich wie ein kleines Kind (ganz wie in diesem bekannten Charlie-Brown-Comic), katalogisiere sie bei Discogs – und stelle sie anschließend ins Regal und höre die Musik aus Spotify.

Ich besitze also mittlerweile eine beachtliche Anzahl an Schallplatten, die noch kein einziges Mal gespielt wurden und vielleicht auch nie gespielt werden.

Sebastian Riehm

Seit 2014

Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen (am 1. Januar 1970)

. . . oder genau genommen, seit zum ersten Mal jemand im Techniktagebuch einen Beitrag geschrieben hat, der ein Datum vor dem 1.1.1970 trägt. Diese Beiträge werden nämlich mitnichten am 13. Juni 1943 einsortiert, im Oktober 1956 oder am 21. Januar 1967. Sie finden im Techniktagebuch alle gleichzeitig am 1. Januar 1970 statt. Einsteins Satz “Der einzige Grund für die Zeit ist der, dass nicht alles gleichzeitig passiert”, war nicht nur so theoretisch dahingesagt, er hat praktische Relevanz.

Wenn Informatiker von Problemen hören, die mit dem 1.1.1970 zu tun haben, kichern sie und wissen, auf welche Art hier gepfuscht wurde. Die Unixzeit beginnt am 1.1.1970 um 00:00 Uhr, und offenbar haben die Tumblr-Entwickler zwar eine Rückdatieroption vorgesehen, aber nicht mit dem Techniktagebuch gerechnet. “Wer soll über etwas bloggen wollen, das vor 1970 passiert ist?”, wird man im New Yorker Tumblr-Entwicklerloft gesagt haben.

Mein Mailwechsel mit dem Tumblr-Support im Mai 2014 führte nach einigen Rückfragen, Screenshoteinsendungen etc. zu diesem Ergebnis:

> Thanks for contacting us and sorry for any inconvenience.
> We do our best to quickly resolve any problem that pops up, but some problems—like this one—take more time to fix. We’ve shared the details of this issue with our engineering team and they are fixing it as soon as they can, but we unfortunately don’t have a specific estimate for when it’ll be fixed.

Übersetzt bedeutet das vermutlich, dass man das Problem intern mit “wegen irgendwelcher deutscher Spinner, die über 1943 bloggen wollen, bauen wir doch nicht unsere ganze Software um, WON’T FIX” kommentiert und das Ticket geschlossen hat.

Damit die Beiträge wenigstens in der E-Book-Version des Techniktagebuchs korrekt sortiert werden, finden sie jetzt zu unterschiedlichen Tageszeiten am 1. Januar 1970 statt.

Kathrin Passig

März 2015

Zu wenig Fernbedienungen für das Garagentor. Ein Handy hilft

Ich bin für einige Zeit bei einem Kunden im Einsatz. Dieser hat seinen Sitz in einem Gebäude, in dem auch noch andere Firmen ansässig sind. Der Parkplatz zu dem Gebäude ist mit einem Tor gesichert, das mit einer Fernbedienung zu öffnen ist. Das Problem: Zehn Kollegen, drei Fernbedienungen. Folge: Die Kollegen, die später kommen, müssen einen schon Anwesenden per Handy anrufen und bitten, dass er mit seiner Fernbedienung das Tor öffnet. Dieser Zustand nervt natürlich alle Beteiligten regelmäßig.

Lösung: Ich kaufe ein 20 €-Einfachhandy. Aus diesem löte ich den Vibrator aus und an seine Anschlussstellen statt dessen ein Kabel. Dieses verbinde ich über eine simple Verstärkerschaltung mit einem Relais, das wiederum den Taster einer dieser raren Fernbedienungen schaltet. Das Ganze stelle ich in einer Pappschachtel auf die Fensterbank meines Büros in der Nähe des Tores. Schaltung, Relais und Handy bekommen über ein Netzteil den Strom, den sie benötigen.

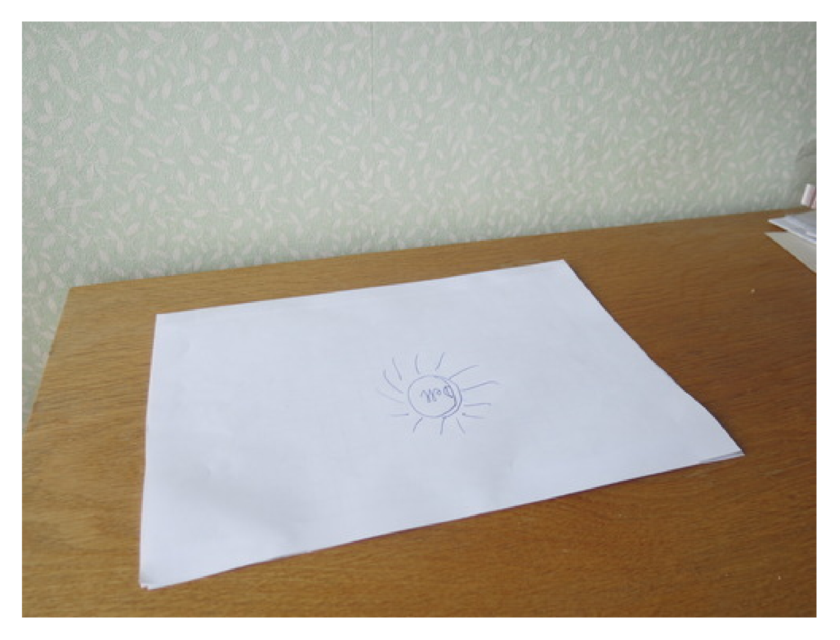
Nun kann jeder, der die Nummer dieser ziemlich wartungsfreien Konstruktion wählt, über sein Handy das Tor öffnen.

Ulrich Heister

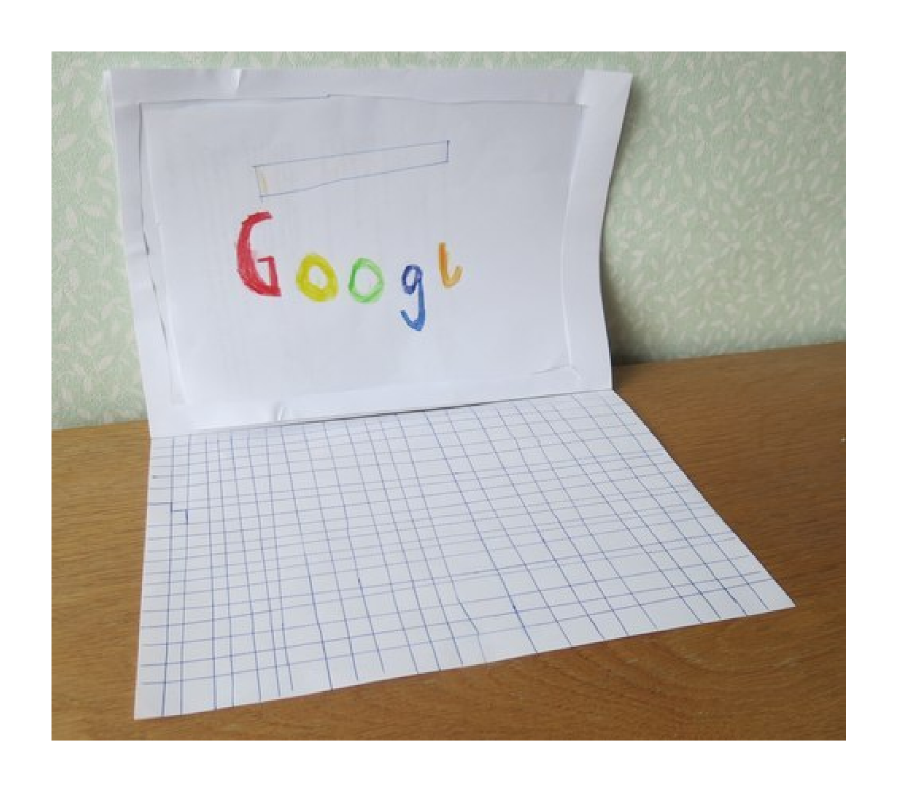
März 2015

Apps aus Papier, Minecraft-Werkzeuge aus Bügelperlen

Die Kinder basteln gerne. Bastelideen kommen aus dem Kindergarten, aus Büchern und aus ihrem Alltag. Was ihnen wichtig ist, regt ihre Fantasie an. Unsere siebenjährige Tochter hat so ihren eigenen Computer gebaut, den man einschalten und auf dem man nützliche Software ausführen kann.



Dell Laptop im zugeklappten Zustand.


Googl



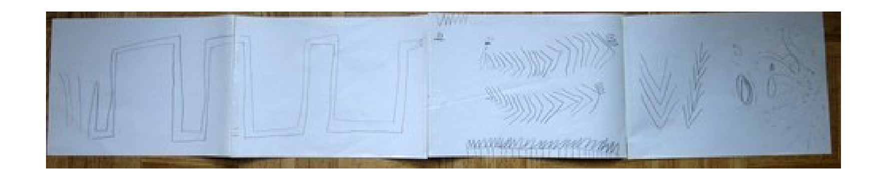
An der Spitzhacke kann man erkennen, dass es sich um Minecraft handelt.

Es gibt auch eine Version für fünfjährige Kinder mit weniger Tasten und anderer Softwareausstattung.



Sie entwerfen eigene Minecraft-Werkzeuge mit Hilfe einer Kiste Bügelperlen-Pixel.

Auch Apps kann man aus Papier entwickeln und sogar darauf spielen. Hier zum Beispiel Geometry Dash.



Über unsere Kämpfe gegen die dunkle Seite der Macht in der Medienerziehung berichte ich ein andermal.

Georg Passig

2015-03-18

Die seltsamen Gebräuche deutscher Einwanderer im Ausland

Zu den Gebräuchen, die deutsche Einwanderer in den USA ungern hinter sich lassen, gehört natürlich das sonntagabendliche #Tatort-Gucken. Nun gut, in meinem Fall hat es auch damit zu tun, dass meine Liebste, die Schwedin ist, den Tatort für den wichtigsten deutschen Beitrag zur globalen Kultur hält. Oder vielleicht will sie mir auch nur schmeicheln. Oder vielleicht will sie auch nur ihr Deutsch üben, damit sie auf dem Laufenden bleibt, was ich mit unseren Kindern so rede. Also: Wir gucken ihn jedenfalls oft. Und dank der ARD Mediathek geht das ja auch zeitversetzt und per Streaming in den USA.

Wenn auch der Tatort leider immer nur eine Woche online ist, und dann wieder depubliziert wird, aber na gut.

Ach, und der deutsche Jugendschutz. Dessentwegen darf der Tatort nur zwischen 20 Uhr und 6 Uhr mitteleuropäischer Zeit angeschaut werden. Das geht von New York aus noch ganz gut, man kann ihn dann zwischen zwei Uhr nachmittags und Mitternacht schauen, was noch als Abendunterhaltung durchgeht. Von Kalifornien aus, mit neun Stunden Zeitunterschied, ist der Tatort leider nur Vorabendprogramm. Wie es Menschen in Asien geht, die ja große Fans deutscher Krimiserien sein sollen (Derrick!), wage ich mir lieber nicht auszumalen.

Vor etwa einem Jahr war es dann leider soweit: Das technische Know-how bei der ARD war offenbar so weit verfeinert worden, dass die Mediathek erkannte, von wo man gerade den Tatort schauen wollte. Das hatte zur Folge, dass man eine ganze Weile vor dem Flashplayer saß und nichts passierte

und man dachte, oje, die Leitungen über den Atlantik sind heute aber sehr langsam. Erst nach zehn Minuten, Neustart des Rechners und des WLAN-Routers las ich das Kleingedruckte unter dem Flashplayer, wo stand, dass die Ausstrahlung außerhalb Deutschlands aus rechtlichen Gründen leider nicht möglich sei.

Ich habe eine Weile nach irgendwelchen zwielichtigen Proxy-Diensten gesucht, um meinen Aufenthaltsort zu verheimlichen, aber irgendwann entnervt aufgegeben. Es ist ja nicht so, dass es keine anderen Fernsehserien und Streaming-Angebote auf der Welt und insbesondere in den USA gäbe.

Vorletzte Woche haben wir es dann doch nochmal versucht, und siehe da: plötzlich ging's wieder. Allerdings nur eine Tatort-Folge lang, bei der nächsten stand dann wieder der Hinweis mit den rechtlichen Gründen und der Flashplayer blieb leer.

Vielleicht kann ich die Liebste ja doch noch überreden, am Sonntagabend mal Breaking Bad, Better Call Saul oder House of Cards mit mir zu gucken.

André Spiegel

14. und 19.3.2015

DHL gibt sich immerhin Mühe und kann jetzt auch Mail. Manches wird besser.

Am 14. finde ich in meinem Briefkasten eine DHL-Benachrichtigungspostkarte. Eine Sendung wurde "bei Ihrem Nachbarn bzw. Wunschnachbarn hinterlegt", einem Menschen, dessen Namen ich noch nie gehört habe. Ich verlasse gerade das Haus und werde mehrere Wochen nicht in Berlin sein. Aber vielleicht wohnt mein Nachbar bzw. Wunschnachbar ja noch hier, wenn ich wiederkomme.

Am 19. erhalte ich erstmals eine Mail von DHL mit dem Betreff "Paketankündigung zu Ihrer Sendung 736020056060". Darin steht: "Ihre Sendung 736020056060 von Sigloch Distribution GmbH wurde an DHL übergeben

und wird voraussichtlich am Donnerstag, den 19.03. zugestellt.” Die verwendete Mailadresse ist die, mit der ich mich vor vielen Jahren bei der Packstation angemeldet habe.

Ebenfalls am 19.: “Ihre Sendung 736020056060 von Sigloch Distribution GmbH konnten wir Ihnen leider nicht persönlich übergeben. Sie wurde bei Ihrem Nachbarn bzw. Wunschnachbarn (*wieder anderer Name*) hinterlegt. ... Diese Mail dient lediglich der Information und garantiert nicht die Zustellung der Sendung.”

Ob diese Sendungen und ich eines Tages zueinander finden werden, ist noch offen. Aber zum ersten Mal weiß ich in so einer Situation, von wem die Post stammt und kann dem Absendernamen entnehmen, dass es sich wahrscheinlich nicht um leicht verderblichen Kuchen oder lebende Küken handelt, sondern um haltbare Papier-Belegexemplare von Büchern, die ruhig ein paar Jahre warten können, bis ich meine *Nachbarn bzw. Wunschnachbarn* kennenlerne.

Kathrin Passig

21. März 2015

Scrolling analog

Die Buchhalterin hat per Mail eine Liste mit Fragen zu fehler- oder lückenhaften Abrechnungen aus dem letzten Jahr geschickt. Ich glaube, komplizierte Sachen oft besser zu verstehen, wenn sie ausgedruckt sind – vielleicht wegen des »erreichbarer« wirkenden Mediums Papier, oder weil sie damit aus meiner sonstigen Arbeits- und Kommunikationsumgebung in eine andere Ebene befördert werden; Probleme auf Papier, wie Viren auf kleinen gläsernen Objektträgerscheiben unterm Mikroskop. Darum liegen die fraglichen Belege vor mir auf dem Tisch, neben dem Laptop. Während ich mich anstrenge, die jeweiligen Umstände zu rekonstruieren, merke ich, dass ich zum ersten Mal mit zwei Fingern auf dem Papier zur nächsten Seite scrollen will wie

sonst auf dem Trackpad meines Macbook nebenan. Dafür, dass ich seit Jahren meist mauslos arbeite, hat es im Grunde erstaunlich lang gedauert, bis es so weit war.

Undine Löhfelm

27.3.2015

Ich kann meine Hose nicht anziehen, ich weiß das Passwort nicht mehr

Meine Hose ist ganz zerschlissen. Zum Glück war ich so vorausschauend, zweimal die gleiche zu kaufen. Ich finde die Ersatzhose wieder und will sie anziehen, weiß aber das Passwort nicht mehr. Ich habe es kurz nach dem Kauf vergeben, also vor Jahren, und erinnere mich nicht mal mehr ungefähr. Auf gut Glück gebe ich irgendwas ein (unklar, auf welchem Weg), aber das hilft natürlich nicht.

Die "Passwort vergessen"-Option der Hose öffnet nur ein Messenger-Fenster mit Klas Roggenkamp. Ich sage nichts, denn es ist klar, dass der mir auch nicht weiterhelfen kann, mache aber einen Screenshot fürs Techniktagebuch. Dann finde ich auf der Innenseite der Hose einen Aufkleber mit vorgedruckten Feldern, in die man das Passwort hätte schreiben können, und fotografiere auch den.

Beim Aufwachen Enttäuschung darüber, dass der schöne Beitrag, zu dem ich sogar schon Fotos habe, entfallen muss. Es gibt ja gar keine Hosen mit Passwort.

Kathrin Passig

29.3.2015

Auf gute Nachbarschaft

Im Hausflur hängt ein Zettel:

Liebe Nachbarn,

Ich bin auf der Suche nach jemanden der sein Internet mit mir teilen mag. An den Kosten würde ich mich natürlich beteiligen.

Netze bei denen ich guten Empfang habe:

O2-WLAN 88
O2-WLAN 27
Fritz!Box WLAN 3131
Fritz!Box 7362 SL
Carly
Alice - WLAN 37
Alice - WLAN 05
aa aaa

Ich freue mich über Rückmeldungen.

[illegible]

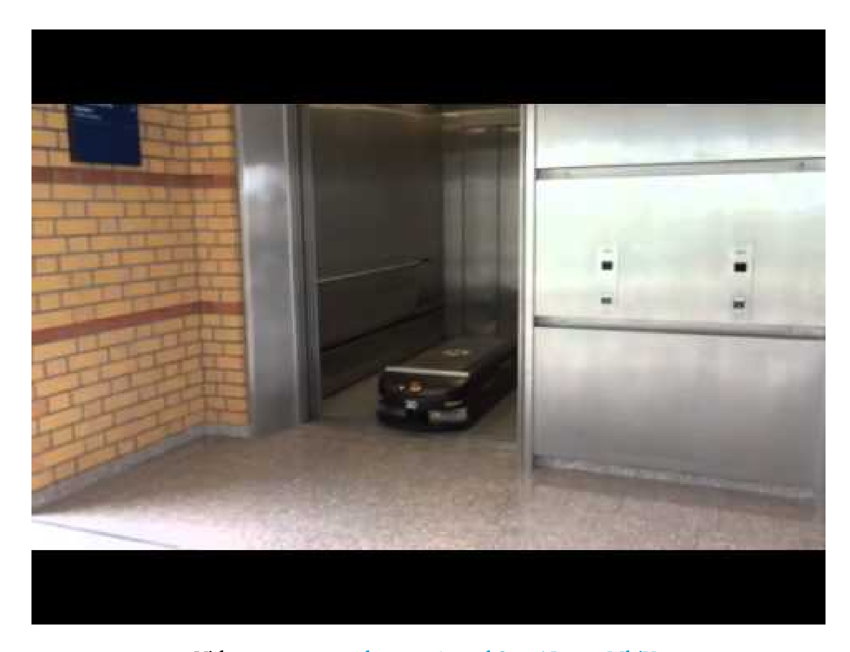
(1. OG links)
Tel. [illegible]

Ich habe so einen Zettel auch schon in den Hausflur gehängt, im Juli 2008. Damals konnte ich hier im Haus ungefähr drei WLANs sehen, heute sind es um die dreißig. Gemeldet hat sich niemand.

Kathrin Passig

1. April 2015

Achtung, automatischer Transport!



Video: www.youtube.com/watch?v=AIrpscnMhiY

Ich bin in der Uniklinik Greifswald, um einen kleinen Vortrag zu halten. Den Seminarraum habe ich sehr früh erreicht, die Technik aufgebaut und warte nun auf das Eintreffen der Zuhörer. Ich sitze in der hinteren Ecke des Raums und schaue aus dem Fenster, als ich vor der Tür ein elektronisches Fiepsen höre, das sehr, sehr langsam anschwillt und dann minutenlang zu hören ist. Dann wird es leiser, nachdem sich eine Tür geöffnet hat. Das Fiepsen verstummt.

Nach einiger Zeit geht es wieder von vorn los. Diesmal merke ich auch, dass sich zuvor die Fahrstuhltüren öffnen. Ich gehe hinaus und sehe eine kleine Plattform, die sich wie von Geisterhand vorwärts bewegt. Die Plattform fiepst nicht nur, sondern spricht auch: "Achtung, automatischer Transport", sagt das Wägelchen wieder und wieder mit einer extrem emotionslosen Frauenstimme.

Inzwischen sind zwei Wägelchen aus dem Fahrstuhl gefahren, und man hört auch, wenn man seine Ohren in Richtung Fahrstuhl spitzt, dass es im ganzen Fahrstuhlschacht elektronisch zu fiepsen scheint. Eine ganze Kolonne dieser Wägelchen scheint unterwegs zu sein. Am Fahrstuhl blinkt dann ein Signal "Warentransport Nicht zusteigen".

Die beiden Wägelchen, die sich gerade im Vorraum zum Fahrstuhl und dem Seminarraum befinden, legen eine Pause vor der Tür zu "meinem" Raum ein. Sie sagen sogar sehr höflich – für ein selbstfahrendes Wägelchen – wenn sie sich wieder in Bewegung setzen. Fahren sie in Richtung einer der für Krankenhäuser typischen Automatiktüren, sind die Wägelchen auch in der Lage, den "Öffne dich"-Befehl zu geben. Ärmchen, um auf den Türöffnertaster zu drücken, haben die Wägelchen nicht. Ob die Wägelchen richtig autonom fahren, ihren Weg also komplett selbst finden, oder über z. B. im Boden verlegte unsichtbare Leitsysteme geführt werden, kann ich nicht erkennen, vor dem Seminarraum fahren die weiteren munteren Wägelchen aber immer einen ähnlichen Bogen.

Später erfahre ich, dass mit diesen Wägelchen das Essen für die Patienten ausgeliefert wird. Während derlei Transportgleiter in James-Bond- oder Star-Wars-Filmen mit gar irrwitziger Geschwindigkeit durch die Gegend flitzen,

geht das hier alles sehr gemächlich zu. Ich überlege, mit welcher Temperatur das Essen – trotz Warmhalteschränken – bei den Patienten ankommt. Immerhin ist es erst zehn Uhr. Gegen Viertel vor elf ebbt der Spuk langsam ab, so dass das Fiepsen mich nicht mehr bei meinem bereits begonnenen Vortrag stört.

Markus Winninghoff

3.4.2015

Unendliche Weiten – Ein Ausflug ins Minecraft Universum

Schon länger interessiere ich mich für das Open-World-Spiel Minecraft, ohne es selbst spielen zu wollen. Also verabrede ich mich mit einem Experten, Vincent, in seinem Kinderzimmer.

Vincent ist begeisterter Minecraftspieler und freut sich über mein Interesse. Ich will von ihm wissen, worum es bei Minecraft geht und schreibe eifrig mit. Oft muss ich nachfragen und verspüre schon nach wenigen Minuten eine Mischung aus Überforderungsverspannungen und wachsender Faszination.

“Also, es gibt Einzelspielerwelten und Mehrspielerwelten. Im Einzelspielermodus muss man sich Sachen suchen und daraus Werkzeuge, Waffen und Rüstungen herstellen. Bei den Mehrspielermodi spielt man z. B. *Hunger Games* in einer Arena. Aber es gibt wahnsinnig viele Server mit *SG*-Modus. Dafür hat man 25 Minuten, dann müssen die übriggebliebenen zum Deathmatch in eine kleinere Arena. Ich spiel mal was vor. Meine *fps* ist allerdings schlecht, weil das Internet hier so lahm ist. Ich hab viele *lags*, aber heute ist es ganz ok. Das hier sind *tier2s*. Da sind die wertvolleren *Items* drin. Ich frag jetzt mal *getimproved* ob wir *tem vs tem* spielen wollen. Ok, er ist dabei. *gg*, wir haben die anderen geschlagen. Ich gebe ihn wieder *ffa* und wünsche *gl*. Der da ist ein *Hacker,* die hacken sich keine Items, sondern Bewegungsabläufe. Die können z. B. fliegen. Man erkennt sie auch daran, dass sie einen nicht

angucken, wenn sie einen schlagen. Dann gibt es den x-ray-Hack, die sehen dann all die wertvollen Gegenstände in den *maps*. Wenn man einen Hacker trifft, sagt man das im Chat. xXpatrick157Xx hacker enjoy *h8*. Die *Try Harder*, das sind *K/D-Stats*-Player, die wollen unbedingt gewinnen, meist spielen die unfair und hacken. *Booster* teamen gern mit Hackern. Die Hacker machen alle Kills, überlassen dem Booster aber den letzten Kill und verhelfen dem so zum Sieg. Dann gibt es die *Randys*, das sind Anfänger, die stehen irgendwo rum und haben keinen Plan. Die großen Youtuber haben höhere Ränge und können sich Nicknames geben, damit sie mal ungestört spielen können. Neulich hat mal einer von denen Unnick Wochen ausgerufen. Da konnten alle die echten Youtubenamen sehen. Das führte dazu, dass denen ständig eine große Traube an Fans hinterherrannte. Die sind dann extra irgendwo runtergesprungen und die Fans natürlich alle hinterher. Wie die Lemminge."

Ich verlasse nicht nur ein Kinderzimmer, sondern ein ganzes Universum, von dem ich Einblick in eine kleine Galaxie bekommen habe. Vermutlich werde ich mehr davon wollen.



Zwei typische Vertreter der Randys, die man daran erkennt, dass sie traurig in der Gegend rumstehen.

Glossar:

- Hunger Games: Server, auf dem man angelehnt an Buch und Film in einer Arena spielt
- SG: Survival Game Modus – Kampfmodus, bei dem man allein oder im Team gegen andere antritt
- fps: frames per second
- lags: Verzögerungen
- tier2s: Kiste der zweiten Stufe, mit wertvolleren Gegenständen drin als in tier1s
- Items: Spielnotwendige Gegenstände und Rohstoffe
- getimproved: Spielername
- tem vs tem: Anfrage im Chat, sich im Team gegen ein anderes Team zusammenzutun
- gg: good game. Anerkennung für gutes Spielen
- ffa: free for all. Die Teams lösen sich auf und spielen wieder gegeneinander
- gl: good luck
- Hacker: Spieler, die Scrips gekauft oder selbst programmiert haben und sich so unerlaubte Vorteile verschaffen
- Maps: Meist von Spielern selbst auf je eigenen Servern bereitgestellte Spieloberflächen und Regelwerke
- h8: hate (w8: wait; m8: mate)

- Try Harder: Spieler, die unbedingt gewinnen wollen und, um ihre Statistik positiv zu halten, auch bereit sind, zu hacken oder unfair zu spielen
- K/D-Stats: Die Kill/Death Statistik eines Spielers, die sich jeder von jedem ansehen kann
- Booster: Spieler, die sich mit Hilfe von Hackern aufplustern, ohne dabei selbst zu hacken
- Randys: Abgeleitet von random – Anfänger, die durch ihre zufälligen und ungezielten Bewegungen auffallen

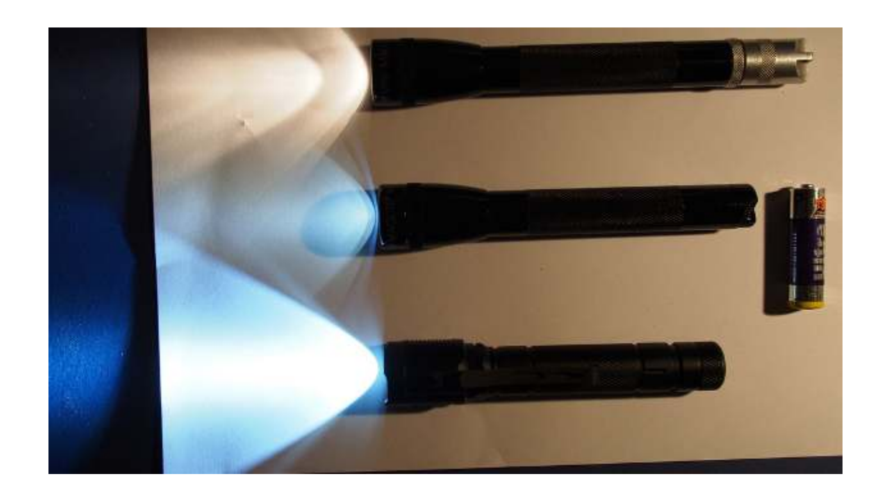
Sidenote: Ich bitte Vincent, mir einen Screenshot per Mail zu schicken. Seine Reaktion: "Ich hab schon so lange keine E-Mails mehr verschickt, ich weiß nicht mehr wie das geht". Auch E-Mails sind heute also schon so alt wie die Steinzeit.

Wissen und Screenshot von Vincent Schleiermacher aka Rudop.

sleeplessdarkhorse aka Randy

1995, 2005, 2015

Maglites, Glühbirnen-Hamsterkäufe und LEDs



Als in den 1980-er Jahren die Mini-Maglite auch auf den deutschen Markt kam, war das eine Sensation. Taschenlampen bestanden vorher (in Deutschland) meist aus dünnem Blech, hatten einen anfälligen Schiebeschalter, der irgendwann nicht mehr wollte, und waren überhaupt nicht so wirklich robust. Von Sonderanfertigungen für den professionellen Gebrauch – und mit entsprechenden Preisen – abgesehen. Die Maglite war auch als professionelles Gerät konzipiert. Zu dem Image trugen auch die US-Krimiserien bei, in denen sie zur Standardausstattung amerikanischer Cops gehörte, gerne als Schlagstock. Aber die Mini-Ausführung für zwei AA-Batterien war zwar wie die großen Stablampen aus Flugzeug-Aluminium gefräst und robust, dabei jedoch leicht, passte in die Jackentasche und war damit die erste richtige Immer-dabei-Taschenlampe.

Seit Anfang der 1990-er Jahre gehörte auch für mich auf Reisen die Mini-Maglite zur Standardausstattung, vor allem, wenn es in dunkle Gegenden ging. (Bei einer längeren Reise durch Indien trug ich die Lampe immer in einem Holster am Gürtel, wegen der häufigen Stromausfälle. Bis mich ein Inder in einem Restaurant in Jaipur fragte, ob ich eine Waffe trüge – unter meiner Jacke lugte das untere Ende der schwarzen Maglite einen Zentimeter hervor und sah auf den ersten Blick offensichtlich aus wie ein Pistolenlauf...)

Bei einem solchen Stromausfall ließ sich die Mini-Maglite auch wie eine Kerze benutzen: Wenn man den Lampenkopf abdrehte, leuchtete das Birnchen, und der Kopf diente als Standfuß für die ganze Lampe.



Dabei war es äußerst hilfreich, dass im abschraubbaren Fuß dieser Lampe eine Reserve-Glühbirne bereitgehalten wurde (genau genommen: eine Krypton-gefüllte Halogenglühbirne). Denn der begrenzende Faktor der Mini-Maglite im Dauergebrauch waren, neben den Batterien, diese Leuchtmittel: Die wurden bei langem Gebrauch einfach dunkler, bis sie nicht mehr wirklich zu gebrauchen waren und die Lampe nur noch eine Funzel war. Kaputt gingen diese filigranen Birnchen zwar auch, aber nicht so oft, wie man befürchten sollte – die sozusagen bestimmungsgemäße Abnutzung war das Entscheidende.



Im Frühjahr 1995, in Bosnien tobte der Krieg, das Abkommen von Dayton war noch lange nicht ausgehandelt, ging ein AP-Kollege für einige Monate in das belagerte Sarajevo. Vor der Abreise arbeitete er die Einkaufsliste ab,

die ihm die Korrespondenten aus der bosnischen Hauptstadt geschickt hatten. Neben dem üblichen und erwarteten – Schnaps! Kaffee! Zigaretten! – stand als einer der wichtigsten Merkposten ganz oben: Reserve-Glühbirnen für Mini-Maglites. In der kriegszerstörten Stadt, mit Stromunterbrechungen und Generator-Versorgung, gehörten diese kleinen Taschenlampen mit zur essentiellen Ausrüstung.

Mit dem Kollegen klapperte ich die örtlichen Outdoor-Läden Bonns ab, bis wir so ziemlich alles an Mini-Maglite-Glühbirnen aufgekauft hatten, was in der Stadt vorhanden war. Ein dickes und entsprechend teures Paket.

Als in den Jahren danach die ersten weißen Leuchtdioden (LED) nicht nur auf den Markt kamen, sondern langsam auch bezahlbar wurden, ging die Zeit der traditionellen Mini-Maglites als Standardausstattung für Outdooraktivitäten und Krisenregionen langsam zu Ende. In den späten 1990-er Jahren rüstete ich eine Maglite erst mit einem Zusatzmodul am Ende aus (im Foto oben die oberste Lampe), das anstelle der Verschlusskappe eingeschraubt wurde. Das Modul enthielt eine weiße und eine rote LED – nicht als (schwache) Alternative zur weiterhin vorhandenen Glühbirne, sondern als batterie-rettende Sparbeleuchtung. Die beiden LEDs waren so geschaltet, dass zunächst die normale Birne durch Drehen des Lampenkopfes eingeschaltet wurde, erst danach ließen sich die Leuchtdioden auf weiß oder rot umschalten, gleichzeitig wurde der Stromfluss für die Glühbirne unterbrochen. Keine elegante Aufrüstung, aber eine praktische. Die auch dann noch tat, wenn die Glühbirne schon aufgegeben hatte.



In den Jahren nach 2000 kamen dann die ersten Module auf den Markt, mit denen die Glühbirne samt Fassung gegen einen LED-Einsatz ausgetauscht werden konnten. Diese Einsätze waren im Vergleich sehr teuer; ein solches Modul mit drei weißen Leuchtdioden (und einer kleinen roten LED als Notbeleuchtung mit dem letzten Batteriestrom) kostete im Jahr 2005 knapp 40 Euro – mehr als die ursprüngliche Mini-Maglite. Doch das lohnte sich, zum einen wegen der besseren Ausnutzung der Batterien, zum anderen, weil nicht mehr regelmäßig Glühbirnen ersetzt werden mussten (für meinen letzten Satz solcher Birnen, eine Packung mit zwei Stück, zahlte ich vier Euro).



Aber auch das war nur eine Übergangslösung. Inzwischen sind Lampen verfügbar, die mit einer Leuchtdiode ein Vielfaches an Leuchtkraft aus den gleichen zwei AA-Batterien wie die Mini-Maglite herausholen. (Für Physik-Kenner: Meine aktuelle Nitecore-Lampe erreicht 280 Lumen und 5.000 candela, und sie ist nicht die hellste auf dem Markt.) In der niedrigsten schaltbaren Leuchtstufe sollen die Batterien 150 Stunden am Stück halten, in der höchsten Leuchtstufe soll die Lampe bis zu 140 Meter weit leuchten. Beides bei den originalen Mini-Maglites undenkbar.

Geblieben ist von der Maglite vor mehr als 20 Jahren nur eines: das unverwüstliche Gehäuse aus Flugzeugaluminium hat sie zum Standard für (kleine) Taschenlampen gemacht.

(Titelfoto – v. oben nach unten: Mini-Maglite mit der originalen Glühbirne; am Lampenende ist ein LED-Modul rot/weiß eingeschraubt; Mini-Maglite mit LED-Einsatz statt Glühbirne; Nitecore EA2 – alle betrieben mit 2 AA-Batterien)

Thomas Wiegold

4.4.2015

Werner, das Roboterding

Wir sind bei Conrad, weil mein Mann ein Netzwerkkabel und anderen Kram braucht. Als wir reinkommen, fährt ein komisches Roboterdings auf uns zu, auf dem unten groß “Werner” steht.

“Guck, der ist niedlich”, sagt mein Mann. “Der will uns helfen.” Werner ruckelt ein bisschen rum und wir gehen erstmal Thunderboltkabel gucken. Weil mich Werner aber nicht loslässt und wir auch noch eine Knopfzelle für die Waage brauchen, laufe ich noch mal zurück.

Werner hat vorne einen Touchscreen, auf dem man sich durch die Produktkategorien klicken kann. Ich klicke so lange, bis ich Knopfzellen erreiche. Werner zeigt mir auf einem Plan, wo die Knopfzellen sind, bietet mir aber auch an, mich hinzuführen. Selbstverständlich will ich hingeführt werden. Werner fährt los und ich tapere hinter Werner her.



Video: www.youtube.com/watch?v=haPzWMm8LnI

Natürlich sind die Knopfzellen ganz hinten im Laden an der Kasse, also laufen wir einmal durch den ganzen Laden. Also, Werner rollt vor und ich laufe hinterher. Dann bleibt er vor den Knopfzellen stehen und sagt, dass sich hier mein gewünschter Artikel befindet. Ich nehme die passende Knopfzelle und mache mich ohne Werner wieder alleine auf den Weg zurück, um meinen Mann zu suchen. Was Werner jetzt macht, weiß ich nicht.

Anne Schüßler

4.4.2015

Ach, Sie sind das mit dem Fahrzeug

Ich kenne Segways bisher ausschließlich als Fortbewegungsmittel von Touristengruppen, die damit in langen Schlangen herumrollen. Am 19. März habe ich – aus dem Fenster der Bonner Straßenbahn – zum ersten Mal einen einzelnen Nicht-Touristen auf einem Segway gesehen.

Heute schließe ich gerade vor dem bayrischen Dorfsupermarkt das Elektrofahrrad meiner Mutter auf, als neben mir ein älterer Herr seine Einkäufe an einem Fahrzeug verstaut, das mir schon beim Einparken aufgefallen war. "Ach, Sie sind das mit dem Fahrzeug", sage ich aus unerfindlichem Grund, denn ich habe das mit mehreren Zusatzkoffern versehene Ding noch gar nicht als Segway erkannt und auch nicht die Gewohnheit, fremde Leute grundlos anzusprechen. Aber ein Segway ist, wie ich in der folgenden halben Stunde erklärt bekomme, wie ein junger Hund, und man wird ständig darauf angesprochen.

Der achtzigjährige Besitzer ist damit in sieben Jahren schon 6.500 Kilometer weit gefahren, überwiegend zum Einkaufen und zurück. Doch, Segways haben inzwischen in Deutschland eine Straßenzulassung, aber es ist nirgendwo so kompliziert wie hier, "dabei fährt das Ding nur 20 km/h, da sind Sie mit Ihrem Fahrrad schneller". Damals, 2007, musste er noch ein fünfseitiges Formular an die niederbayrische Landesregierung schicken, eidesstattlich versichern, dass sein Führerschein nicht eingezogen ist, den – noch in der Schachtel verpackten – Segway beim TÜV vorstellen und dafür 150 Euro bezahlen, insgesamt kostete die legale Inbetriebnahme 500 Euro. Inzwischen ist das einfacher, ein Nummernschild braucht man aber trotzdem.

"Auf der Strecke nach S., das sind 18% Steigung, da fahr ich damit einfach rauf. Da müssten Sie mit Ihrem Fahrrad absteigen."
"Muss ich nicht, das ist das Elektrofahrrad von meiner Mutter."
"Wahrscheinlich müssten Sie trotzdem absteigen."
"Nein, das geht. Sogar im höchsten Gang."

Dann darf ich selbst ein paar Runden drehen. Es ist wirklich ganz einfach, nach einer Minute kann man alles. Weitere Supermarktbesucher und Kinder stehen um uns herum und wünschen sich eigene Segways. Leider kostet ein Segway 10.000 Euro, “ich habe mir den nur gekauft, weil gerade Bankenkrise war, und ich mir gedacht habe: Wenn dein Geld danach weg ist, sind das immerhin zehntausend Euro weniger Verlust, über die du dich ärgern musst.”

Der Akku ist nach sieben Jahren noch genau wie neu. Wenn man mit dem Segway die Rusel hinauffährt (4 Kilometer, 13% Steigung, 556 Höhenmeter), ist der Akku halb leer, nach derselben Strecke bergab wieder beinahe voll, “also fast ein Perpetuum mobile”.

Wir verabschieden uns und fahren auf unseren Elektrofahrzeugen davon.

Kathrin Passig

4.4.2015

Zwei Briefkästen aus der Zukunft

Wir warten am Ausgang des Krankenhauses. “Was ist denn da hinten?”, sagt mein Vater. Ich glaube, er will nur noch nicht raus in die Kälte, aber weil mich auch interessiert, was da hinten ist, komme ich mit. Es sind die Postfächer der Chefärzte, ein Fotokopierer und ein Briefkasten namens Dropbox:



Overnight Sequencing Service! Für einen Moment bin ich mir nicht sicher, ob es nicht vielleicht doch nur ein elaborierter Witz ist, eine Art Pseudo-Hoverboard. Aber es ist wohl doch schon wieder so, dass wir in der Zukunft leben, und ich nur noch nichts davon weiß. Darüber hängt sogar noch ein zweiter Gensequenzierungsbriefkasten, vermutlich von der Konkurrenz:



("Das Beste, was einer DNA passieren kann") Beide Briefkästen sind mit Zahlenschlössern gesichert. Ob DNA-Diebstahl ein häufiges Problem ist? Man weiß so wenig über die Zukunft.

Kathrin Passig

04/2015

An Ostern findet meine Familie seit jeher nie alle Geschenke wieder

An Ostern findet meine Familie seit jeher nie alle Geschenke wieder, die sie selbst so kreativ und sorgfältig versteckt hat. Das ist angesichts der Rahmenbedingungen vielleicht auch nicht weiter verwunderlich: Sowohl der Wald

als auch der Suchabschnitt für das österliche Ritual sind Jahr für Jahr verschieden und nur den Versteckenden vorher bekannt. Die Verstecke selbst werden spontan erst kurz vor dem Eintreffen der Rest-Familie gewählt.

Der minütlich steigende Frust, Chaos, Wut und Tränen, wenn ausgerechnet für das jüngste bzw. hochpubertärste Kind auch drei Stunden später noch kein Schoko-Osterhase aufgetaucht ist, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Entsprechend dringend musste eine Lösung gefunden werden.

Da meine Familie es mit den Haustieren nie so hatte, spielten technische Neuerungen eine unersetzliche Rolle zur Sicherung des familiären Friedens. Lange vor der allgemeinen Verbreitung des Smartphones brachte mein Vater deshalb den naheliegenden Vorschlag auf, die ausgesuchten Plätze mit der Digitalkamera zu dokumentieren. Veränderungen im Lichteinfall, Windböen, dass im Wald vieles ähnlich aussieht, dass die genauen Grenzen des Such-Areals im Nachhinein nicht immer so genau zu rekonstruieren waren, dies alles trug dazu bei, dass diese Methode nicht zu einer höheren Fund-Quote führte.

Jahr für Jahr wurden, mit wechselndem Erfolg, verschiedene Oster-Such-Systeme erprobt. Die Ende der 90er lange noch nicht mit der heute erreichten Reichweite ausgestatteten Funk-Schlüssel-Finder versagten bereits regelmäßig bei der abendlichen Suche nach dem verloren gegangenen Lieblingskuscheltier. Outdoor waren sie ein Desaster. Akustische Signale blieben von der Geräuschkulisse nicht zu unterscheiden. Handelsübliche GPS-Geräte hatten noch keine metergenaue Auflösung. Und die kurzzeitig erwogene Sache mit dem Geigerzähler … nun, dazu möchte ich mich öffentlich nicht weiter äußern, einige meiner Geschwister sind noch minderjährig.

Angesichts all dieser Fehlschläge wurden auch nicht-technische Lösungen des Problems diskutiert. Die Osterverstecke detailgenau gemäß filmischer Versteck-Vorbilder zu wählen, war darunter der ebenso interessanteste wie unpraktikabelste. Inzwischen ist manchmal mehr als die Hälfte der Familie für das Verstecken verantwortlich. Es bleibt dabei: Wir kommen mit mehr Schokolade in den Wald als wieder heraus.

Meine Eltern leben in einer Region, in der es immer noch sowohl zeitweise als auch dauerhafte Funklöcher gibt. Oder ist diese unter dem Druck eingeschränkter technischer Möglichkeiten hervorgebrachte österliche Frustrations-Tradition selbst so wichtig geworden, dass eine Ein-Klick-GPS-App-Lösung ihre ganz eigene Dramatik hätte? Mein Vater jedenfalls überlegt für dieses Jahr, ob man die Verstecke nicht mit einem Magneten versehen und dann mit dem Metall-Detektor durch den Wald streifen könne. Den fraglichen Metall-Detektor bekam ich auf dem Höhepunkt meiner Detektiv-Karriere mit ca. acht Jahren zum Geburtstag. Ich erwäge die Anschaffung einer Drohne.

Luan J. Kreutschmann

05.04.2015

250 Stunden unter Tage

Es muss 2011 gewesen sein, ein Frühlingstag, als mich ein Bekannter, mit dem ich mich ab und zu austausche über Computerspiele, aufgeregt zu seinem Rechner zog, um mir das Neueste, das wirklich Allertollste, Bahnbrechendste zu zeigen: die Alpha von Minecraft. Leuchtende Augen seinerseits, Vorfreude auf meine Reaktion, nicht missinterpretierbar.

Ich war … entsetzt.

Zuerst dachte ich, seine Grafikkarte sei kaputt, dann dachte ich, ich hätte meine Brille verkehrt herum auf, Kontaktlinsen vertauscht. Sowas.

Nun habe ich ein paar Jahre aktiv und passiv mit Computerspielen verbracht, mit Wintergames, Maniac Mansion und all dem, mit Lands of Lore natürlich (auf Disketten!), Ishar, allen möglichen Aufbauspielen (außer Siedler!), Doom 1 in einem Tag und einer Nacht abgeschlossen, später mit Max Payne gelitten, die Musik immer noch im Ohr, die Bullet-Time kann ich nach wie vor nicht bedienen. Deus Ex 1, ein Meisterwerk.

Heute bin ich für den dritten Teil von Deus Ex nicht schlau genug, ich beherrsche die Bedienung nicht, ebenso wenig wie ich mit Prince of Persia zurechtgekommen bin. Alles mit Autos war mir zu komplex, GTA hat sich mir nie erschlossen, und irgendwann war ich zu arm, um mir ständig neue Systeme zu kaufen, nur damit ich den zweiten oder dritten Part einer Serie überhaupt starten kann.

Außerdem kann ich keine Shooter mehr spielen. Ich bringe es nicht mehr über mich, in meiner Freizeit Leuten in den Kopf zu schießen, das war irgendwann einfach vorbei.

Eine Zeit lang davor habe ich mich beruflich befasst mit Games, mehr mit storytelling, und weniger mit Grafik. Dennoch ist auch mir nicht entgangen, dass sich die Industrie viele Jahre lang darauf konzentriert hat, Games "schöner" zu machen. Schöner = realistischer. Wir Spieler haben stets als erstes auf das Wasser geachtet. "Okay, schon wieder Drachen. Aber das WASSER!"

Oder Vegetation. Unvergessen die ersten Schritte in Gothic 3, der Wald hinter Ardea, kurz vor dem Rebellenlager. All die Blumen. Gräser, Moose.

Im Shootermarkt hingegen sollte es dauern bis FarCry, da gab es keine Schlauchlevel mehr, sondern Landschaft mit lebensechten Bäume. Und wie schön die erst in Crysis waren (Hallo Tom)! Dabei ging es in FarCry überhaupt nicht um Bäume.

Und jetzt also Minecraft. Bäume, Gras, Erde. Bruchstein. Diorit. Andesit. Kohle. Eisenerz. Wasser. Ja, auch Wasser. Sogar Sand, aus dem man Glas brennen kann, das wiederum eingefärbt werden kann, für getönte Scheiben im selbstgebauten Loft. Tagsüber wandert die Sonne über den Himmel, nachts die Sterne, Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge: Screenshotmotive.

Das wusste ich aber noch nicht, als ich 2011 vor der Alpha stand, ratlos auf Holz klopfte, mit einem eckigen Stecken, der mein Arm war. Aha. "Du musst dir eine Werkbank machen", so mein Bekannter fröhlich, meine Irritation konnte ihm nicht entgangen sein. Ich begriff gar nichts. Ein Neunerfeld, Holz irgendwie angeordnet, meine Spielfigur beäugt meinen Mauszeiger. Und das sollte – spannend sein?

“Ja! Nachts kommen Zombies, da brauchst du ein Haus!”, aber spätestens da war ich bedient. Und legte das “Spiel” zu den Akten.

Bis es Einzug hielt in unser Kinderzimmer. (Metaphorisch! Selbstredend haben die Kinder keinen eigenen PC, schon gar nicht im Kinderzimmer).

Etwa im Dezember 2014 begriff ich, dass das Minecraft von heute mit dem von 2011 nichts mehr gemein hat. Immerhin gibt es seit der 1.8 auch Kaninchen! Darüber hinaus aber wurde mir klar, dass ich inzwischen das Aussehen dank reichlich vorhandener Ressourcepacks einfach verändern kann, und da war es dann vorbei mit “ihgitt, was für eine Grafik.”

Seither habe ich dort mehr Diamanten gefunden als Eier an allen Ostern meines Lebens zusammen, mehr Kartoffeln angebaut als im real life je gegessen, und mehr Redstone-Mechanismen für effektives Farming (nach-)gebaut als Modelleisenbahnkopfbahnhöfe auf dem elterlichen Dachboden.

Und wer in seiner zehnten Welt einmal ein ganzes Haus in der Wüste errichtet hat, aus Sandstein, gemeißeltem Sandstein, mit Schwarzeichentreppen und Akazienholztüren, wird die Minecraft-Vegetation für ihre Vielfalt lieben. Inklusive der Bäume.

Pia Ziefle

Ostersonntag 2015

Wie der Medienwandel meine Automatismen verändert

Ich lese ein gedrucktes Buch, das erste seit vielen Monaten. Ich bevorzuge es nämlich bei Weitem, Bücher elektronisch zu lesen – auf dem iPad oder, noch lieber, auf dem Kindle Paperwhite. Das hat mehrere Gründe.

Erstens nehmen sie nicht so viel Platz in den bereits übervollen Bücherregalen weg. Zweitens kann ich sie auf meinen vielen Dienstreisen (meist nur mit Handgepäck für eine Übernachtung im Flugzeug) problemlos mitnehmen, ohne dass sie viel Gewicht beanspruchen. Vor allem aber brauche ich für Papierbücher mittlerweile so gut wie immer meine Lesebrille, erst

recht bei künstlichem oder unzureichendem Licht, während ich auf elektronischen Geräten die Schriftgröße und die Hintergrundbeleuchtung so einstellen kann, dass ich problem- und anstrengungslos alles erkenne. Dabei ist die Schrift oft sogar kleiner als die für mich nicht so komfortabel lesbare gedruckte.

Ich sitze also an diesem Ostersonntag in meinem Lesesessel und lese einen Roman, den ich zum Geburtstag geschenkt bekommen habe. Zwischendurch frage ich mich immer wieder kurz, wie spät es wohl sein mag. Jedes Mal fliegt mein Blick automatisch zum oberen Seitenrand. Erst dann fällt es mir jedes Mal auf. Der Blick auf die Uhrzeit, die in meinen elektronischen Büchern oben am Rand eingeblendet ist, ist mir zum Automatismus geworden, der mir zuvor gar nicht bewusst war.

Ich erzähle es Kathrin Passig im Chat. Sie meint: "Bald wird dieser Blick nach oben rechts im Pantomimengewerbe den Blick aufs Handgelenk ablösen."

Kerstin Hoffmann

8.4.2015

Ein Besuch beim Buchbinder

Der Vater möchte in der Buchbinderei des Klosters sein erstes Briefmarkenalbum reparieren lassen. Der Buchbinder schweigt, wendet das Album hin und her und sagt dann, da könne man nichts machen. Der Vater solle halt die ausgefransten Stellen des Leinenrückens ein wenig festkleben. Dann geht er ins Hinterzimmer und kommt mit Leinenpapier in einer beinahe passenden Farbe wieder. Davon schneidet er dem Vater zwei Streifen ab. Geld will er dafür keines nehmen.

"Gibt's in Ihrem Beruf noch an Nachwuchs?", fragt die Mutter. "Da herin, na", sagt der Buchbinder. Der Vater verabschiedet sich und sagt, so alle zehn Jahre habe er wieder was zu binden. "I kenn Sie scho", sagt der Buchbin-

der. “Dann bis in zehn Jahren”, sagt der Vater, der im Januar seine eigene Beerdigungsrede geschrieben hat, damit der Pfarrer keinen Blödsinn erzählt. Sie schauen sich an. Der Buchbinder ist nicht jünger als der Vater. Im Kloster gibt es seit 1200 Jahren eine Buchbinderei, und nach ihm kommt keiner mehr. “Gehn’s, nehmen’s den Rest a no mit”, sagt er und drückt dem Vater den hellblauen Leinenpapierbogen in die Hand.

Kathrin Passig

08.04.2015

Geträumt

Geträumt von Türen. Haustüren. Und Firmenportalen. Gotische waren dabei, und andere. Ich mag sehr gerne diese Bildbände mit Türmotiven, beispielsweise. Es gab in meiner Küche früher mal eine Posterserie mit Türklopfern.

Im Traum gab es aber keine Türklopfer, nicht einmal eine Klingel. Sondern Displays, auf denen ich einen Level Donkey Kong spielen musste, um Einlass zu bekommen.

Es waren noch andere Mitglieder aus dem TT-Redaktions-Chat dabei, sie sollten teils andere Spiele spielen, aber immer musste die jeweilige Tür besiegt werden. Ich glaube, es gab keine Möglichkeit zu cheaten, “in die Konsole zu kommen”, oder gar den God Mode zu aktivieren. Zugegeben, diese Details habe ich nicht mitgeträumt. Aber dass eine Tür einen personalisierten Zugang mittels Games bietet, finde ich auch im Wachzustand eigentlich ganz berückend.

Das häufigste Türspiel im Traum war übrigens Pong. (Und, ein Glück, nicht Biathlon aus Winter Games).

Pia Ziefle

8.4.2015

Nach 45 Jahren: Das Ende der gedruckten Tageszeitung (für mich)



Symbolfoto, Abb. ähnlich.

Am heutigen 8. April ist für mich eine Ära zu Ende gegangen. Erstmals seit rund 45 Jahren bekomme ich keine tägliche gedruckte Tageszeitung mehr. Heute morgen war ich noch mal am Briefkasten, um nachzuschauen, ob nicht doch noch irrtümlich eine Ausgabe darin gelandet ist, wie gestern (da hat sich der Zusteller wohl vertan). Nein, es kam keine. Wie bestellt.

Nun besteht der größte Teil meines aktuellen Medienkonsums ohnehin schon seit Jahren aus Inhalten im Internet. Nachrichtenseiten, Newsfeeds, und ja, Twitter, ergänzt durch die Frühsendung des Deutschlandfunks. Morgens eine festgelegte Reihenfolge, und ich fühle mich halbwegs informiert – und zugegeben: besser als mit einer Tageszeitung, die bereits am Vorabend Redaktionsschluss hatte und mir Informationen präsentiert, die einen mindestens zwölf Stunden alten Sachstand wiedergeben.

Und dennoch. Ich bin, wie die meisten meiner Generation, mit der täglichen (gedruckten) Zeitung aufgewachsen. Sogar in der recht luxuriösen Situation, dass es in meinem Elternhaus zwei Tageszeitungen gab: Meine im selben Haus wohnende Tante hatte eine andere Zeitung abonniert als meine Eltern, und so lernte ich schon recht früh, dass es (mindenstesn) so viele Wahrheiten gibt wie Zeitungen. Der Unterschied zwischen den eher konservativ gefärbten *Ruhr-Nachrichten* und der sozialdemokratisch orientierten *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* machte sich auch in der Lokalberichterstattung bemerkbar. Und mir war deshalb von Anfang an klar, dass ich mich nicht allein auf eine Quelle verlassen konnte. (Die heute außerhalb der Großstädte fast undenkbare Situation, dass es mehr als eine örtliche Tageszeitung gibt, war dafür natürlich auch Voraussetzung.)

Die Selbstverständlichkeit der gedruckten Tageszeitung setzte sich fort: Studium, die erste WG – irgend jemand hatte immer ein Abo entweder für die Lokalzeitung oder ein überregionales Blatt (damals meist die *Frankfurter Rundschau*, die *taz* steckte noch in den Kinderschuhen). Abonnements gab es für Studenten billig zum Ausprobieren, und jeder in der WG abonnierte mal eine für ein paar Monate, ehe der nächste dran kam. Für aktuelle Nachrichten war die Tageszeitung die erste Wahl, auch und erst recht, wenn man sich über die Lokalnachrichten ärgerte.

Dann, in den ersten Berufsjahren, begann der Zeitungs-Überfluss. In keiner Redaktion, in der ich je festangestellt gearbeitet habe, gab es weniger als fünf Tageszeitungen. Eher mehr; zeitweise musste ich mich täglich durch 20 oder 25 Blätter ackern, berufsbedingt. Zu Hause hatte ich deshalb meist keine Zeitung abonniert, warum auch. Zu lesen hatte ich genug.

In den vergangenen fünf Jahren rückte der Tageszeitungskonsum dann in den Hintergrund. Immer mehr las ich im Internet, aber dennoch blieb es bei der täglichen Zustellung: für die großen Geschichten, die am Bildschirm nicht so nett zu lesen waren (wenn sie überhaupt online gestellt wurden). Für das schnelle Durchsehen am Morgen.

Und dann stellten wir in unserem Kleinfamilienhaushalt fest, dass wir immer weniger in die gedruckte Zeitung schauten. Weil wir so viel von dem, was drin stand, schon anderswo gelesen hatten. Und meist aktueller.

Trotzdem dauerte es noch eine Weile, bis der Abschied vom Papier beschlossen wurde. Dazu war auch erst eine Testphase nötig: Auf zwei Tablets luden wir uns, erst mal nur versuchsweise, jeden Morgen (und manchmal schon am Vorabend) die aktuelle Ausgabe einer überregionalen Zeitung herunter.

Das war gewöhnungsbedürftig. Denn das schnelle Scannen der Zeitungsseiten, über Jahrzehnte trainiert, ist was anderes als das – gar nicht so schnelle – Durchscannen der Texte in einer Tablet-App. Oft genug entdeckten wir dann im Papierstapel, kurz vor dem Entsorgen des Altpapiers, noch Geschichten, die einfach an uns vorübergegangen waren.

Irgendwann fiel dann doch die Entscheidung: Schluss mit dem Papier. Hin zur elektronischen Ausgabe. Sicherlich auch mit der bewussten Entscheidung, für ein journalistisches Produkt auch zu bezahlen – also bei einem Abonnement zu bleiben. Nur eben nicht mehr gedruckt.

So ganz konsequent sind wir allerdings nicht: Die Beilage am Freitag und die ausführliche Wochenendausgabe wollen wir bis auf Weiteres doch lieber gedruckt lesen. Also liegt zwar am morgigen Donnerstag keine Zeitung im Briefkasten. Aber übermorgen, am Freitag, dann doch wieder.

Thomas Wiegold

2015

Die Virtualisierung der Pornographie

Nicht ohne Verwunderung bemerke ich, dass sich meine pornographischen Sehgewohnheiten in den letzten drei, vier Jahren fast vollständig virtualisiert haben. Ich sehe mir, mit anderen Worten, keine Fotos und Videos realer Menschenkörper mehr an, sondern künstlich erzeugte, dreidimensional gerenderte Szenen (»3D«).

Die Vorteile liegen auf der Hand: Digital lässt sich eine Vollkommenheit von Ärschen, Brüsten und Schwänzen erreichen, die reale Pornodarsteller selbst bei sorgfältigster Auslese und bester Bezahlung schon rein statistisch kaum zustande brächten. Die virtuellen Darsteller sind schlicht besser darin, ohne viel Umschweife genau die richtigen Reiz-Reaktions-Schemata auszulösen – und wo, wenn nicht darin, läge der Sinn der Pornographie.

Wenn ich die Art der Bilder, die mich zuverlässig anmachen, Revue passieren lasse, stelle ich fest: Ich möchte genau das sehen, was biologisch-genetisch so gerade eben noch realistischerweise in der Natur vorkommen könnte – nicht mehr und nicht weniger. Mein Gehirn kennt sich da offenbar ziemlich gut aus und möchte nur begrenzt für dumm verkauft werden.

Bemerkenswert ist auch, dass ich mich für Comics, die es ja schon viel länger gibt, nie besonders interessiert habe. Die computergenerierten Bilder sehen ein kleines, aber entscheidendes Stück realistischer aus als bloße Zeichnungen, obwohl man sie bei klarem Kopf keine Sekunde für fotografisch halten könnte. Es ist hier offenbar genau das Maß an gekonntem und doch offensichtlichem Betrug erreicht, auf das sich mein Gehirn gerne und lustvoll einlässt – und was wäre Pornographie, wenn nicht die kaum verhohlene Vorspiegelung falscher Tatsachen.

Was natürlich zu der Frage führt, wie sich diese hervorragende virtuelle Versorgung auf meine realen erotischen Begegnungen auswirkt. Unrealistische Erwartungen? Abstumpfung der Sinne? Ich kann darüber nur lachen.

Noch jeder reale Mensch hat mich in einer so umfassenden Weise überwältigt, dass die digitale Vollkommenheit dagegen ziemlich alt aussieht. Was nicht bedeutet, dass sie nicht wirkt.

André Spiegel

9.4.2015

Interesse am neuen Konzept

Am Flughafen München gibt es einen Automaten, der bei meinem letzten Aufenthalt Ende Dezember 2014 noch nicht da war[1]:

[1] Korrektur von Herrn Heine via Twitter: Der Automat war wohl doch schon da, er sah nur anders aus.

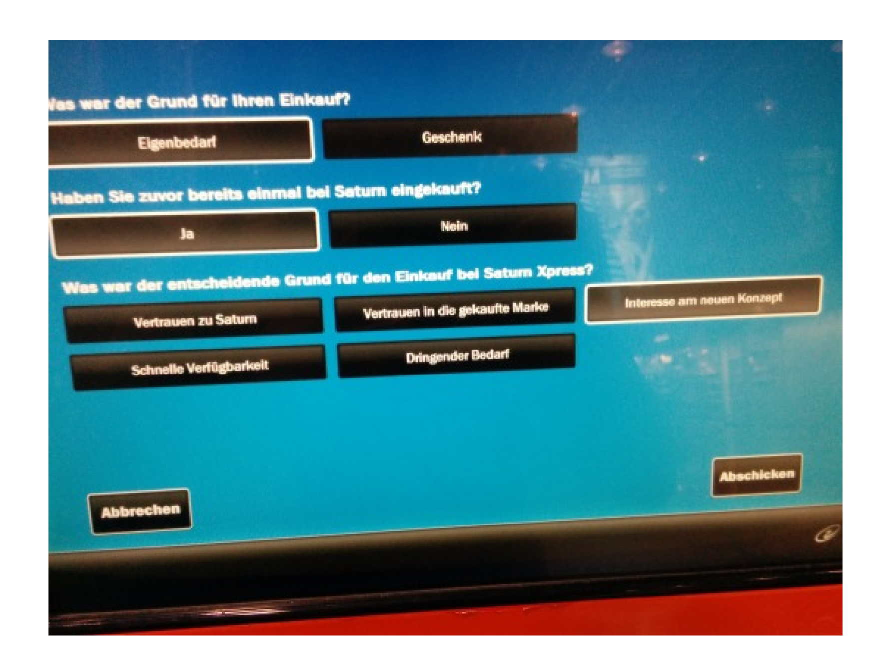


Der dunkelblaue Aufkleber über dem Touchscreen wirbt damit, dass man hier “garantiert nichts falsch” macht, weil man alle Artikel innerhalb von 14 Tagen in jedem Saturnmarkt zurückgeben kann. Außerdem werde dank eines *patentierten Warenausgabesystems* das Geld erst abgebucht, wenn man das Produkt entnommen hat. Vermutlich trägt das der Tatsache Rechnung, dass jeder Mitteleuropäer schon mehrmals von Automaten ausgeraubt wurde.

Aus Techniktagebuch-Chronistenpflicht beschließe ich, für 9,99 € ein USB-MicroUSB-Kabel zu erwerben. Diese Kabelsorte brauche ich ständig fürs Handy und den Zusatzakku, sie ist aber leider nicht sehr haltbar. 9,99 sind teuer, aber das Kabel sieht dafür sehr robust aus (Kletterseildesign!) und ist einen ganzen Meter lang, man kann damit also bestimmt auch Menschen aus Gletscherspalten retten.

Auf dem Touchscreen sind einige Produkte zum Thema Laden und Kabel zu sehen, aber gerade dieses Kabel fehlt. Ich wische nach rechts und links, nach oben und unten, lese sogar die Beschriftung aller Bedienelemente durch (das neue Gebrauchsanweisungslesen) und finde mein Kabel schließlich über eine Alternativnavigation, in der die Automatenfächer als schwarze Kästchen dargestellt sind, die man abzählen muss, um das richtige zu treffen. Ich betätige das traditionsbewusst mit "Zur Kasse gehen" beschriftete Feld und zahle mit ec-Karte. Eine große Schublade fährt aus dem rechten Teil des Automaten zu meinem Kabelfach und schafft die Ware ins Ausgabefach. Ich entnehme das Kabel und dann meine Karte. Ob das Geld wirklich erst am Ende des Vorgangs abgebucht worden ist, kann ich nicht überprüfen.

Zum Schluss gibt es noch eine optionale Kundenbefragung, die neben Quatschoptionen wie "Vertrauen in die gekaufte Marke" auch "Interesse am neuen Konzept" als Kaufgrund vorsieht. Ich fühle mich verstanden und jetzt auch gut gerüstet für den Umgang mit sehr kleinen Gletscherspalten.



Update: Zehn Tage später löst sich die Kabelisolierung vom Stecker. Ich rate vom Kauf von Saturn-Kabeln der Marke xtorm ab. Man wird damit nicht nur niemanden aus Gletscherspalten retten, sondern auch sonst nicht sehr viel machen können.

Kathrin Passig

2009 bis 2015 ... aber nicht mehr lange

Mit Webcams flirten statt mit Gesprächspartnern

Im Januar 2009 reise ich nach Toronto und verbringe die nächsten fünf Jahre jeweils drei bis vier Monate dort, jedes Jahr im Winter und Vorfrühling. Für alle restlichen Monate, zurück in Deutschland, biete ich meinen kanadischen Freunden Skype an. Doch mich deprimieren diese Gespräche eher.

Denn entweder, a) ich schaue auf den Bildschirm und das Skype-Fenster.

Oder b) auf die Kamera über meinem Bildschirm.

Bei a) schaue ich meinem Gesprächspartner direkt ins Gesicht. Doch er selbst sieht dann nicht meine Augen, sondern nur jemanden, der nach unten schaut.

Oder b) ich schaue direkt in die Kamera. Mein Partner glaubt dann, ich sehe ihn an. In Wirklichkeit starre ich auf die Webcam und bekomme den Video-Bildausschnitt nur noch aus den Augenwinkeln mit.

Direkten Blickkontakt gibt es bei Skype keinen. Nie. Dazu müssten beide Webcams in der Mitte des Bildschirms hängen. Die meiste Zeit sehe ich aus den Augenwinkeln, wie meine kanadischen Freunde nach links unten kucken: mir "in die Augen".

Beim Schreiben dieses Eintrags erfahre ich: erste Lösungen sind in Arbeit. Computerprogramme, die den Winkel von Gesicht und Pupillen so neigen und verzerren, dass man den Bildschirm ansehen kann, doch dabei aussieht, als würde man direkt in die Webcam sehen.

Stefan Mesch

12./13.4.2015

Geburtstagsgeschenke. Zwischen analoger Vertrautheit und Technikbegeisterung

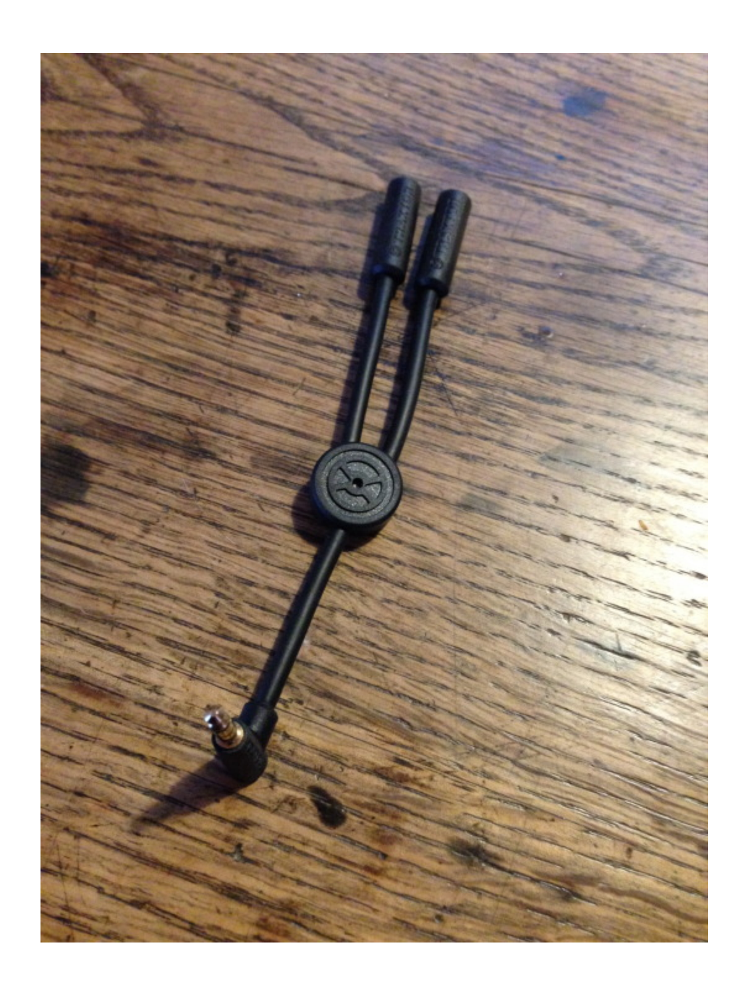
L. wird 52 und feiert Geburtstag.

Sie bekommt einen USB Stick, vollgepackt mit Techno-Musik. Weil Geschenke ja hübsch aussehen sollen, hat D. extra ein kleines Playmobilfrauschgerl mit ihrem Dremel ausgefräst und auf dem Stick befestigt.





Selbst hat sich L. schon die “Traktor DJ” Software geschenkt, die auf ihrem iPad installiert ist. Als Gutschein schenken wir ihr ein bisschen Geld für ein Traktor DJ Kabel, das es ermöglicht, Musik vorzuhören, um das DJ-Set schön abzumischen. Das Split-Kabel hat L. aber als Leihgabe schon vor Ort und zeigt es uns.



Ein Geschenk wird um Mitternacht übergeben und sofort ausprobiert. Es handelt sich um die “UE Boom-Box”, einen portablen Lautsprecher, der sich per Bluetooth mit dem iPhone oder iPad verbindet und einen wirklich tollen Sound produziert. Theoretisch lassen sich auch zwei dieser Lautsprecher über eine Bluetooth-Schnittstelle verbinden, trotz eilig herbeigeholter Zweit-

box durch eine der Anwesenden klappt das allerdings auch nach längerem Probieren nicht. Vermutlich liegt es daran, dass der neue Lautsprecher noch nicht upgedatet ist und sich daher mit dem bereits upgedateten älteren Lautsprecher nicht versteht.



Am nächsten Tag wollen wir, dass das iPad gleichzeitig über den per Bluetooth verbundenen Lautsprecher als auch per Klinkenanschluss über Kopfhörer Musik auswirft. Das klappt nicht. Zwar lässt sich, nach Konsultation des Techniktagebuch Redaktionschats, über das Airplay-Menü verhindern, dass die Kabelverbindung immer Vorrang hat und der Sound trotz Belegung des Klinkenanschlusses aus dem per Bluetooth angesteuerten Lautsprecher kommt, aber beides gleichzeitig gelingt nicht.

Nachtrag: auf Empfehlung eines befreundeten DJs wird die Boom-Box jetzt gegen den portablen Lautsprecher eines anderen Anbieters umgetauscht. Dieser Lautsprecher kann nicht nur über Bluetooth, sondern auch über Klinke verbunden werden und löst so das Problem, nicht gleichzeitig den Lautsprecher und den Kopfhörer mit Sound versorgen zu können. Mit dem Split-Kabel geht das dann ganz einfach.

Neben der Technik gibt es eine Graphic Novel als Papierbuch. Eigentlich sind die meisten der Anwesenden inzwischen eBook-Leserinnen, aber sobald es graphisch wird, gibt es einen Reflex, dass das auf echtem Papier irgendwie schicker ist. Vermutlich ist das eine Übergangserscheinung.



Für entspanntes Lesen vor der Tür bekommt L. noch zwei Kissen in Kiwi- und Wassermelonen-Optik, damit sie sich keine eckigen Abdrücke von der Metalltreppe in den Hintern sitzt. Die Kissen sind zwar keine technischen

Geschenke, aber weil sie so hübsch aussehen, habe ich sie trotzdem fotografiert. Man muss sich ja nur vorstellen, dass L. nebenbei mit ihrem neuen portablen Lautsprecher Musik hört.



Eine sehr schöne Geburtstagsfeier mit Frauen um die 50, die zwischen analoger Vertrautheit und Technikbegeisterung ein bisschen umherirren. Aber das ist eigentlich ein schöner Zustand. Schließlich können wir alle googlen.

sleeplessdarkhorse

9. und 13.4.2015

Asynchrone Kommunikation

Am 9. April um kurz vor Mitternacht warte ich am Bahnhof von Inverkeithing darauf, abgeholt zu werden. Nach einer Weile wird mir klar, dass meine SMS-App Google Hangouts, die bisher alle meine Nachrichten an den smartphonelosen Aleks ohne Rückfrage als SMS verschickt hat, sich zur Übermittlung der Nachricht von meiner Ankunft für Google Hangouts entschieden hat, einen Chat, den wir beide nicht nutzen.

Ich schicke unter Zuhilfenahme einer entweder neu aufgetauchten oder bisher übersehenen Auswahloption zwei echte, traditionelle, kostenpflichtige SMS-Nachrichten: "Das blöde Google Hangouts hat mich betrogen und meine Nachricht nicht als SMS verschickt. Und du bist jetzt vermutlich am Flughafen." sowie "Ich hingegen in Inverkeithing."

Etwas später taucht Aleks doch noch auf. Wir unterhalten uns darüber, was passiert wäre, wenn wir uns wirklich verfehlt hätten, und wie immer haben wir schon mehrere Möglichkeiten erörtert, bis einem von uns einfällt, dass man theoretisch ja auch telefonieren könnte.

Schon am 13. April abends geht die zweite der beiden SMS-Nachrichten auf Aleks' Handy ein. Ich fange an, diesen Beitrag zu schreiben, und bis ich fertig bin, ist auch die erste SMS da.

Kathrin Passig

15.4.2015

Die Selbstscankassenschlange

Mittags im schottischen Tesco-Supermarkt warten etwa zehn Leute vor den Selbstscankassen, von denen hier mittlerweile neun Stück stehen. (In allen Selbstscankassenbereichen, die ich bisher gesehen habe, gibt es nur eine einzige Warteschlange für alle Geräte, das fairere und effizientere System.)



An den zwei traditionellen Kassen wartet überhaupt niemand und ich komme sofort dran.

Kathrin Passig

15. April 2015

Tolle japanische Bezahlsysteme für Ansässige. Oder halt Bargeld

2007 kommt in Mexico dank meiner EC-Karte Bargeld aus dem Automaten. 2009 klappt das in einem Vorort von Shanghai. Ich plane, nie wieder Devisen zu tauschen. 2013 komme ich weder in der Türkei noch den USA trotz großem Maestro-Zeichen an den Maschinen an Bargeld. Ich sperre mir jedesmal die Karte bei den verzweifelten Versuchen, das funktioniert also noch. Die deutschen Banken haben Maestro durch V Pay ersetzt. Wäre sicherer, sagt man mir, als ich anrufe.

2015 funktioniert in Japan ebenfalls kein V Pay, ich lese das vorsichtshalber mal nach. Kreditkarten sind ebenfalls nicht so verbreitet, schreiben die Reiseführer. Ersetzt durch tolle japanische Bezahlsysteme für Ansässige, sagen die Nachbarn, die Jahre in Tokyo gewohnt haben und stecken mir mitleidig am Abend vor Abflug ihr Restbargeld zu. Es reicht zwei Tage. Die Wechselstuben an den großen Bahnhöfen nehmen nur Bargeld. Natürlich kann man mit der PIN seiner Kreditkarte Geld abheben, wenn man sie denn weiß oder sieben Werktage vorher angefordert hat. Also Essen bei McDonalds, da wird man schon . . . ich nehme alle Mahlzeiten des Tages bei Starbucks ein.

Roland Krause

17. April 2015

Großraumflugzeuge auf Kurzstrecken

Bei der Lufthansa hieß der A300, der als Großraumflugzeug auf Kurzstrecken konzipiert war, Kontinental-Schaufel, also *con-shovel*. Er schaufelte pro Flug typischerweise 250 Passagiere von Berlin nach Frankfurt, bis die A300-Flotte

2009 außer Dienst gestellt wurde. Im Airliners-Forum war er eine feste Größe, aber als ich dann noch mal damit flog, fiel mir der Unterschied zu anderen Maschinen nicht auf.

Heute fliege ich mit einer B777-300 der Japan Airlines von Tokio nach Okinawa. Laut Seatguru ist Platz für 500 Passagiere an Bord, damit hat die Maschine doppelt so viele Sitze wie die B777-300, die mich nach Japan geflogen hat. Die vielen Menschen strömen innerhalb von 20 Minuten an Bord, vermutlich weil ich der einzige Europäer an Bord bin und so den Betrieb nicht wesentlich aufhalten kann. Die Maschine ist voll besetzt, soweit ich sehen kann. Es ist sagenhaft eng, aber meine Beine sind angenehm kurz. Das Flugzeug sieht frisch überholt aus. Es gibt keine Bildschirme in der Lehne des Vordersitzes, sondern nur ein paar alte flache Schirme, die allesamt so überstrahlt sind, als würden wir permanent in die Sonne drehen, aber WLAN und neue Ledersitze.

Ich lasse das WLAN in Frieden und schlafe wie die vielen Kinder in den Sitzen um mich herum.

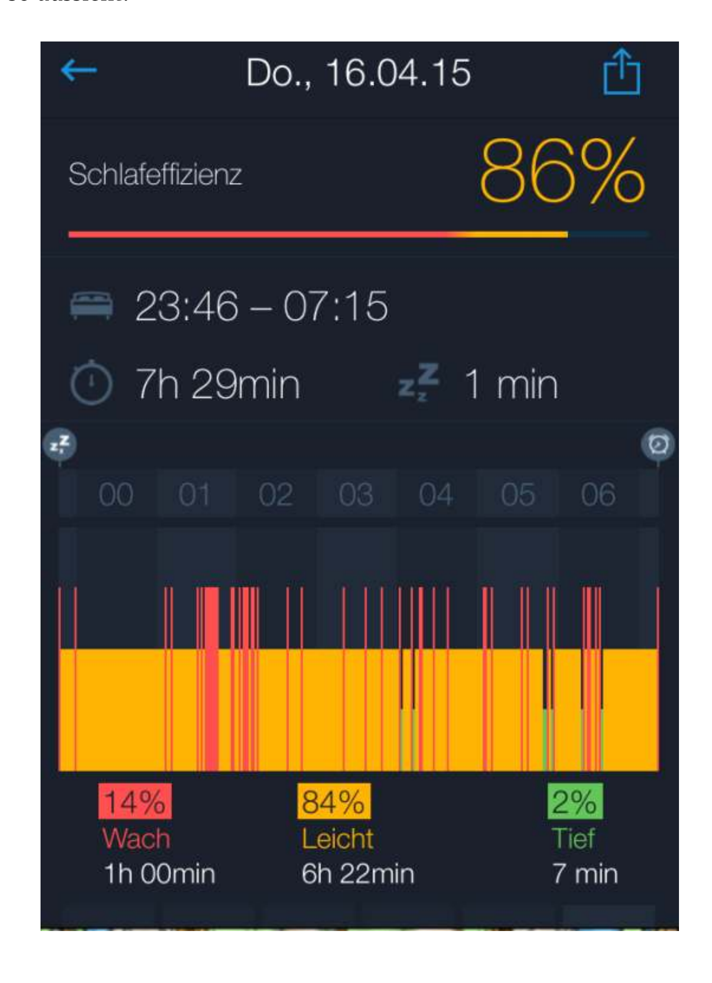
Roland Krause

18. April 2015

Das Handy misst Tiefschlaf

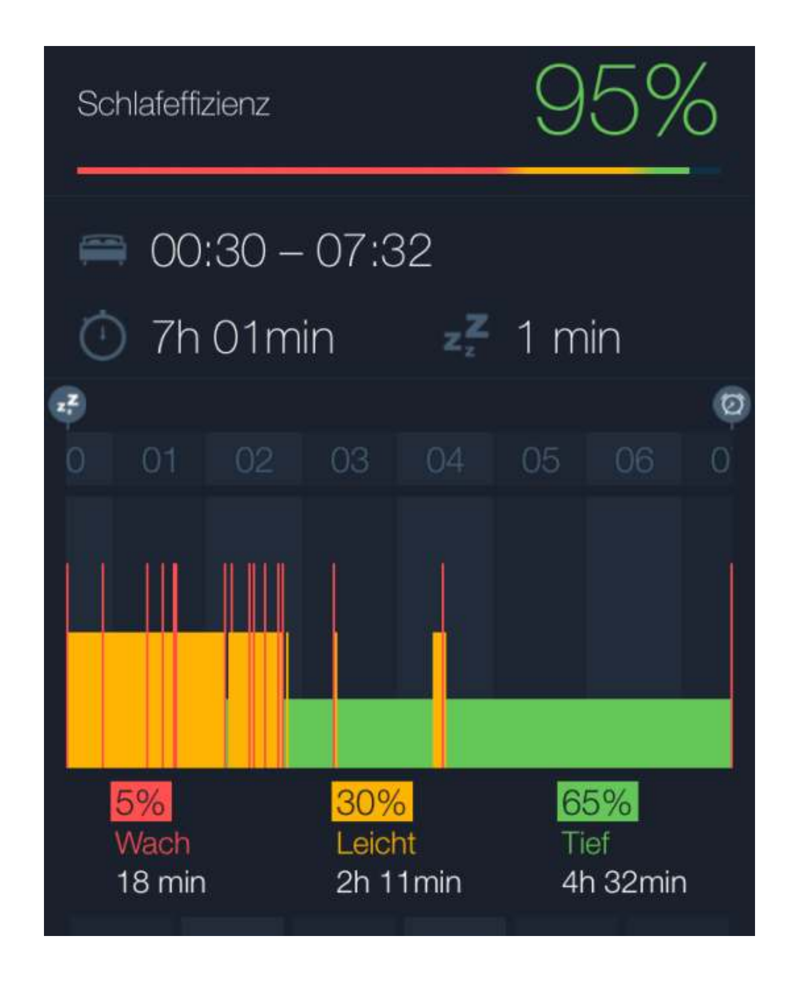
Seit sleeplessdarkhorse darüber geschrieben hat, nutze auch ich die App “Sleep Better”, um über meinen Schlafrhythmus zu wachen. Natürlich habe ich mich nicht ausführlich darüber informiert, wie die App überhaupt funktioniert, aber ich meine, irgendwann mal gelesen zu haben, dass das Gyrometer im Telefon die Bewegungen der Matratze misst und daraus schließt, wie tief der Schlaf des oder der Schlafenden zu einem bestimmten Zeitpunkt ist. Der Wecker wird dann darauf eingerichtet, möglichst in einer Schlafphase zu klingeln, wo das Aufwachen leichtfällt.

Man legt das Handy also abends neben das Kopfkissen, geht schlafen und erwacht am nächsten Morgen mit einer Grafik der letzten Nacht, die ungefähr so aussieht:



Ich habe keine Ahnung, wie ein Mensch im Durchschnitt schläft und wie genau die Messung ist. Deswegen frage ich mich schon nach ein paar Nächten, ob die App überhaupt etwas misst, oder ob sie einem vielleicht einfach zufällige Diagramme ausspuckt, die ungefähr normalem Schlafverhalten entsprechen. Ist ja nicht so, als könnte ich es gut überprüfen.

Der Zufall kommt mir zu Hilfe. An diesem Morgen ist das passiert, was ich schon seit Nächten befürchtet habe. Ich habe während des Schlafens das Handy von der Matratze gefegt und es liegt neben meinem Bett auf dem Boden. Dank App kann ich auch genau sehen, wann, denn “Sleep Better” ist der festen Überzeugung, dass ich gegen kurz vor drei in eine nicht enden wollende Tiefschlafphase eingetreten bin (mit Ausnahme eines Erdbebens (?) um halb fünf).



Immerhin weiß ich jetzt, dass die App tatsächlich etwas misst. Bei der Verlässlichkeit bleibe ich skeptisch.

Alexander Matzkeit

April 2015

Ein Tuch, das mir als Tweet ein Kompliment ausspricht, das mir mein Kind 3.0 mal gemacht hat

Ich angle aus meinem Briefkasten eilig einen dicken Umschlag. Weil ich mit Einkäufen bepackt bin und meine Kinder mich begleiten, schaue ich nicht sofort rein, sondern nehme ihn ungeöffnet mit in die Wohnung.

Oben angekommen, ziehe ich ein großes Tuch aus dem Umschlag. Im Hintergrund Tohuwabohu und ich verstehe erst nicht. Ein Tuch? Eine Leserin hat mir ein Halstuch mit einem auf den ersten Blick etwas unharmonischen Muster geschickt. Das Begleitschreiben ist handschriftlich und aus der Schweiz. Natürlich verstehe ich es, aber manche Worte sind ein klein wenig anders, als es meinem Sprachgebrauch entspricht, und ich kann manche Worte so abgelenkt nicht lesen. I-nigma steht da.

Mein jüngstes Kind hat irgendein unaufschiebbares Anliegen, ich kümmere mich darum und mein Gehirn arbeitet einige Zeit ohne mich weiter.

Dann plötzlich fällt der Groschen.

I-nigma ist eine App zum Lesen von QR-Codes. QR-Codes spielen in meinem Leben kaum eine Rolle. Ich hab einmal einen gescannt, damit ich das auch gemacht habe. Der QR-Code klebte in einem Schaufenster eines Friseurladens neben den Öffnungszeiten und führte auf eine mobil kaum lesbare Website, welche die Öffnungszeiten des Friseursalons zeigten.

Ich gehe also zurück zum Tuch, breite es aus und versuche es mit einer meiner QR-Lese-Apps zu scannen. Erfolglos. Es ist zu groß. Ich stelle mich auf den Tisch, scanne wieder, es funktioniert nicht.

Also entschließe ich mich, tatsächlich die empfohlene App runterzuladen und zack noch in der Bewegung, mit der ich versuche das Tuch zu fixieren, piept es.

Es öffnet sich der Browser, der auf einen Tweet von mir geht. „Du bist so schön wie Godzilla, Mama“.

Ich falle fast vom Tisch, so toll finde ich das.

Ein Tuch, das mir als Tweet ein Kompliment ausspricht, das mir mein Kind 3.0 mal gemacht hat.

Wundervoll. Am liebsten würde ich all meinen internetaffinen Freundinnen ein solches Tuch schenken. Ich google gleich, wo man sie bekommen kann, werde aber nicht fündig. Die Nachfrage bei der schenkenden Leserin ergibt, sie hat das Prinzip selbst erfunden, das Muster selbst gezeichnet und den Stoff bedrucken lassen und daraus ein Tuch genäht.

Immerhin hat sie mir verraten wie man ein solches Tuch herstellen kann. Das Muster entspricht schließlich nicht den gängigen QR-Code Kacheln und ist viel filigraner.

Die Idee basiert auf dem Projekt Lovecode, das ursprünglich Bilder zum Inhalt hatte. Jedes Bild existiert nur ein einziges Mal und ist ein Link zu einer persönlichen Webseite, die vom Besitzer, von der Besitzerin des Lovecodes bespielt werden kann.

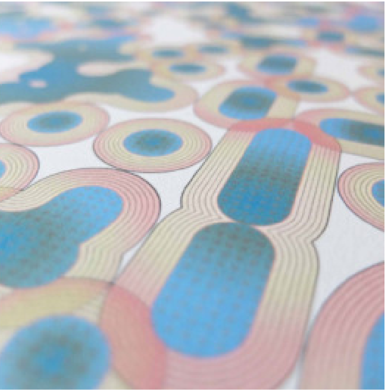
Auch mein Tuch ist (im Moment noch) ein Unikat, denn es ist am Computer „handgezeichnet". D. h., Franca (so heißt die Grafikerin) hat sich QR-Codes genommen und ausprobiert, wie weit man künstlerisch vom Standard abweichen kann, ohne dass die Codes dabei unleserlich werden.

Das Resultat ist dann hier zu sehen:

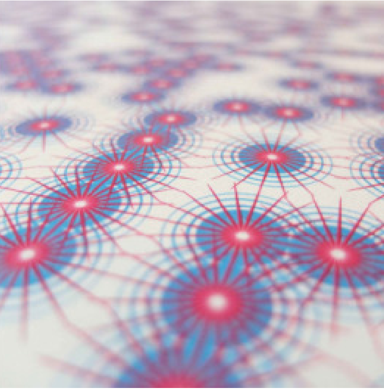


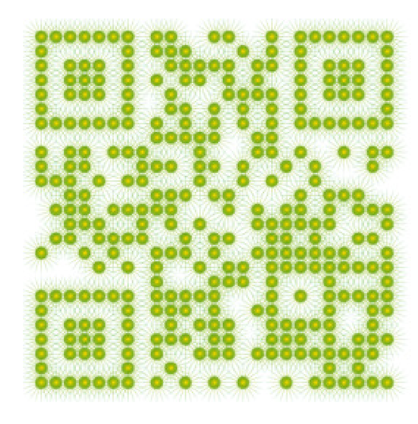
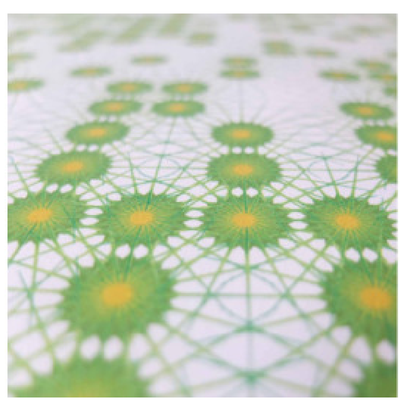
Die Möglichkeiten sind vielfältig und wunderschön, wie ich finde:









Franca fand es schön, einen Tweet als Basis zu nehmen, weil Tweets zum einen ausreichend kurz sind, um sich gut umsetzen zu lassen, und zum anderen das Potential haben, eine ganze Geschichte zu erzählen.

Ich habe so viel begeistertes Feedback zu dem Schal bekommen, ich kann mir vorstellen, dass sie problemlos einen Onlineshop eröffnen könnte und viele InteressentInnen findet. Vielleicht macht sie das noch?

dasnuf

23.4.2015

E-Book-Reader mit Geräuschefunktion

Schlaftrunken liege ich morgens im Bett und höre I. neben mir lesen. Also, ich höre, wie sie in einem Buch Seiten umschlägt und denke, Wahnsinn, jetzt werden die eBook-Reader schon mit Seitenumblättergeräuschefeature ausgestattet.

sleeplessdarkhorse

1968, 2006, 2011/2012

Alltagstechnik in Wimmelbüchern

Mein letzter Beitrag inspirierte mich dazu, bei der abendlichen Lesestunde nach Alltagstechnik in den Lieblingswimmelbüchern meines Kindes Ausschau zu halten. Dank bibliophiler Großeltern haben wir auch noch ein gut erhaltenes Wimmelbuch aus meiner eigenen Kindheit im Repertoire.

Die teilweise auftretende Unschärfe entschuldige ich mit meiner Handykamera und der recht geringen Größe mancher Zeichnungen.

Das erste Buch entstand im Jahr **1968**, “Rundherum in meiner Stadt” von Ali Mitgutsch – das erste deutsche Wimmelbuch überhaupt, wie mir das Internet verrät. Es wird heute immer noch aufgelegt.



In Ali Mitgutschs Stadt verkauft ein Mann Zeitungen auf der Straße. Ich verbinde solche Bilder immer mit den Rufen “Extrablatt, Extrablatt!” obwohl in meiner Kindheit so etwas schon längst passé war.



Im Freibad liest man die gekaufte Zeitung und jeder hat sein Transistorradio dabei. Meinem Kind werde ich wohl erklären müssen, was das ist.



Modelfotografie anno 1968, mit Tuch über dem Fotografen.

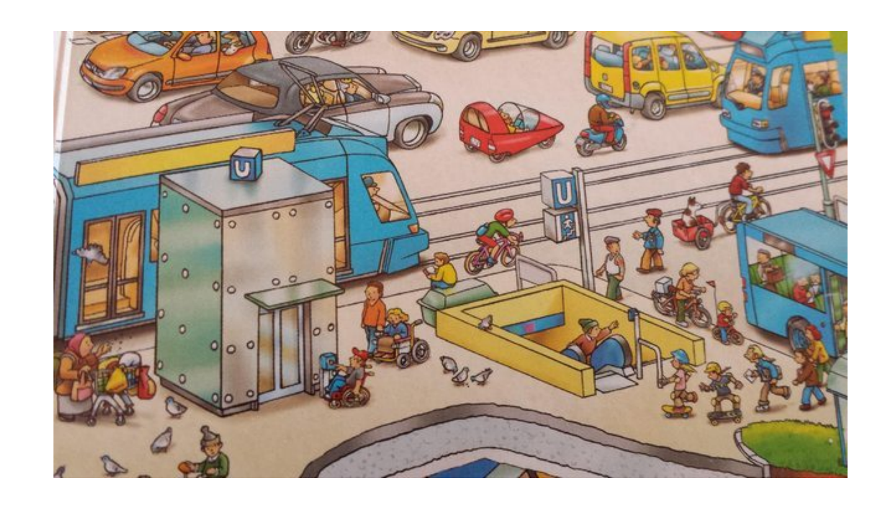


Im Haus nebenan läuft der Fernseher – bedient über Knöpfe am Bildschirm. Oben wird ein Diktat per Schreibmaschine aufgenommen.

Das nächste Buch ist ein Flohmarktfund. Es entstand **2006** und heißt “So viele große und kleine Fahrzeuge”, geschrieben von Patricia Mennen, illustriert von Stephan Baumann.



Reporter mit Kameras und Kamerataschen bei einem Polizeieinsatz. Nur wenige Jahre vor der Geburt des Kindes änderten sich auch die Farben der Polizeifahrzeuge in unserem Bundesland zu blau-silber. Nachschauen kann man den Wechsel der Farben übrigens hier.



Leider sind auch neun Jahre nach Erscheinen dieses Wimmelbuchs längst nicht alle U-Bahn-Aufgänge so schön technisiert. Im Hintergrund einige kontemporäre Automarken. Jemand bringt einen Brief zur Post, jemand anderes liest ein Buch.

2011 entstand das “Winter-Wimmelbuch”, das erste aus einer Reihe von Rotraud Susanne Berner, die immer die gleiche Stadt in den verschiedenen Jahreszeiten zeigt.



Alltagstechnikfrust. Man beachte den Touchscreen und das PIN-Eingabe-Pad. (Der arme Mann hat übrigens auch im Frühling wieder Stress mit dem Automaten.)



Vor der Rolltreppe steht ein Mann und telefoniert mit seinem Handy. Im Hintergrund steht ein ICE. Einen Pressekiosk gibt es übrigens in allen drei Wimmelbüchern zu sehen.



Unten wird beim Frühstück die Zeitung gelesen, oben steht der Laptop (mit Maus) auf dem Tisch. Bei Mitgutsch hörte man im Mietshaus noch Musik über ein Grammophon, hier steht eine kompakte Anlage im Regal.

Angela Heider-Willms

25. 4. 2015

Phantom-Cyborg

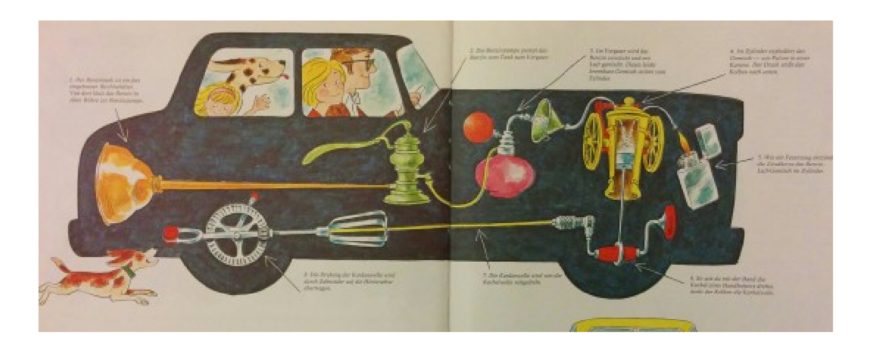
Mein Magen knurrt. Ich greife in die Hosentasche, um auf dem Telefon nach der Benachrichtigung zu sehen.

Felix Neumann

1978 und 2015

Mein erstes Technikbuch

Mein erstes Technikbuch heißt "Mein erstes Technikbuch" und ist die 1978 erschienene deutsche Ausgabe von Joe Kaufmans "What Makes it Go, What Makes it Fly, What Makes it Float". Vielleicht ist es gar nicht *mein* erstes Techniktagebuch, sondern das meines Bruders, aber jedenfalls ist es das erste, das ich lese.



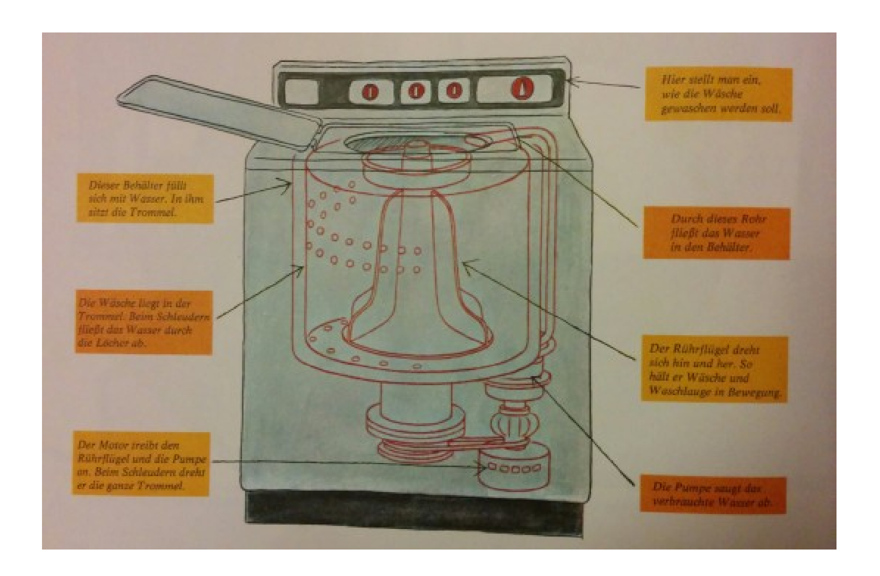
Wie ein Auto funktioniert, wird mit einer Reihe von Gegenständen erklärt, die knapp vierzig Jahre später ihrerseits erklärungsbedürftig sind. Wodurch der Benzintank dargestellt wird, weiß ich nicht.[1] Handbetriebene Wasserpumpen gibt es noch, allerdings gehören sie vermutlich eher nicht zum Alltag von Kindern. Einen Parfumzerstäuber mit Balg habe ich noch nie gesehen, weder damals noch heute. Der Zylinder wird, glaube ich, von sich selbst dargestellt.[2] Den Handbohrer kenne ich aus dem Manufactum-Katalog, und so einen kurbelbetriebenen Rührer hatte ich tatsächlich schon einmal in der Hand, wohl aus dem großmütterlichen Erbe. Nur das Feuerzeug sieht heute noch genauso aus.

[1]Das Benzin ist in einem Ölkännchen ("Drückekanne"), wie Klaus Stein (@Lapizistik) und @muehsam erkannten und via Twitter ergänzten.

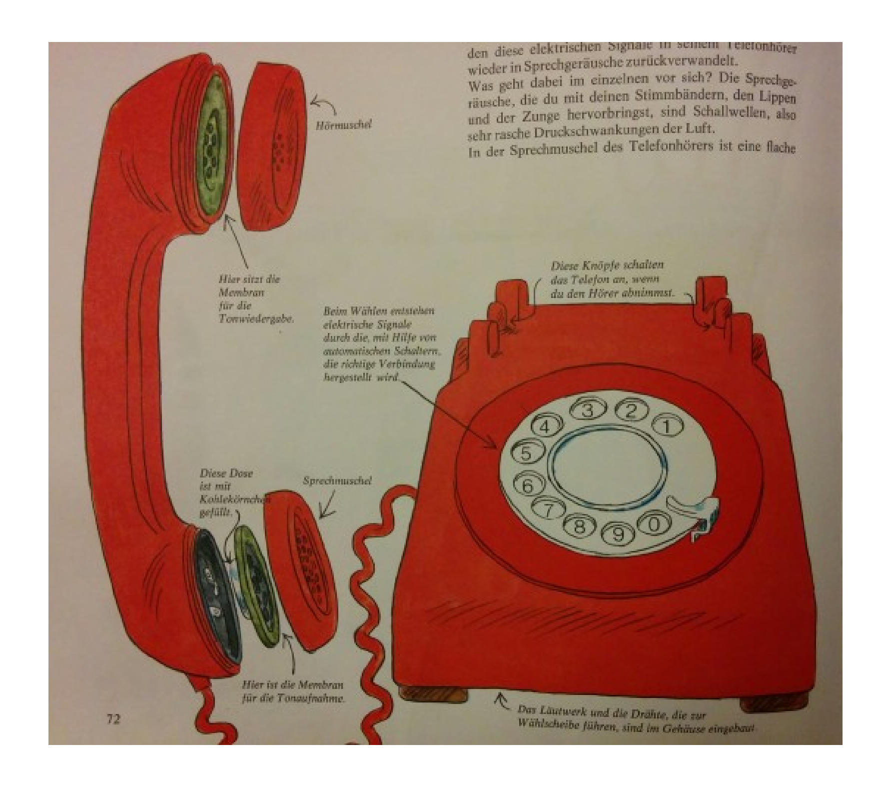
[2]Wird er nicht, es handelt sich um eine Kanone von oben gesehen. Auch diese Information stammt von @muehsam (Tweet ist leider nicht erhalten geblieben). Danke!



Staubsauger gibt es in verschiedenen Varianten, sogar zum Umhängen. Natürlich werden alle Haushaltsgeräte im Buch von Frauen benutzt.



Die Waschmaschine ist ein amerikanisches Modell mit Rührflügel in der Mitte ("Bottichwaschmaschine"). Ich kann mich aber nicht erinnern, dass mich das als Kind irritiert hätte. Vielleicht habe ich es als schematische Darstellung interpretiert.


den diese elektrischen Signale in seinem Telefonhörer
wieder in Sprechgeräusche zurückverwandelt.
Was geht dabei im einzelnen vor sich? Die Sprechgeräusche, die du mit deinen Stimmbändern, den Lippen und der Zunge hervorbringst, sind Schallwellen, also sehr rasche Druckschwankungen der Luft.
In der Sprechmuschel des Telefonhörers ist eine flache

Telefone haben natürlich eine Wählscheibe, eine Kringelschnur und einen richtigen Hörer, mit dem man Einbrecher bewusstlos schlagen kann.

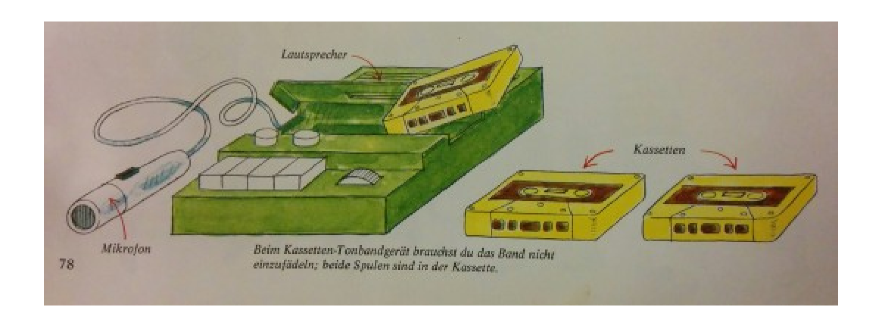


Plattenspieler. Nicht so abwegig, um 1985 werde ich selbst ein ganz ähnlich aussehendes Gerät besitzen, das ein Freund nicht mehr haben wollte.

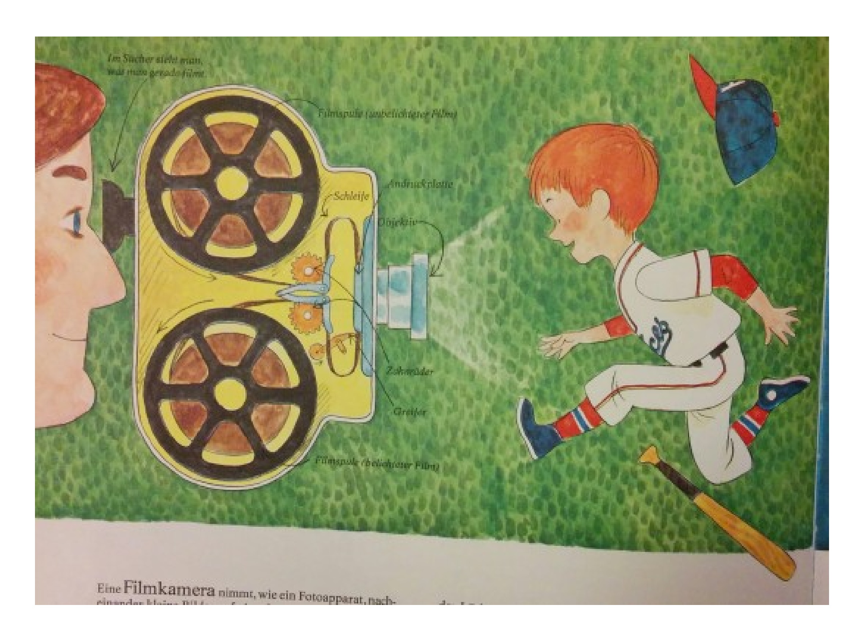


Eine große Hilfe beim Sprachenlernen . . .
du sprichst aufs Band und hörst deine eigene Stimme ab.

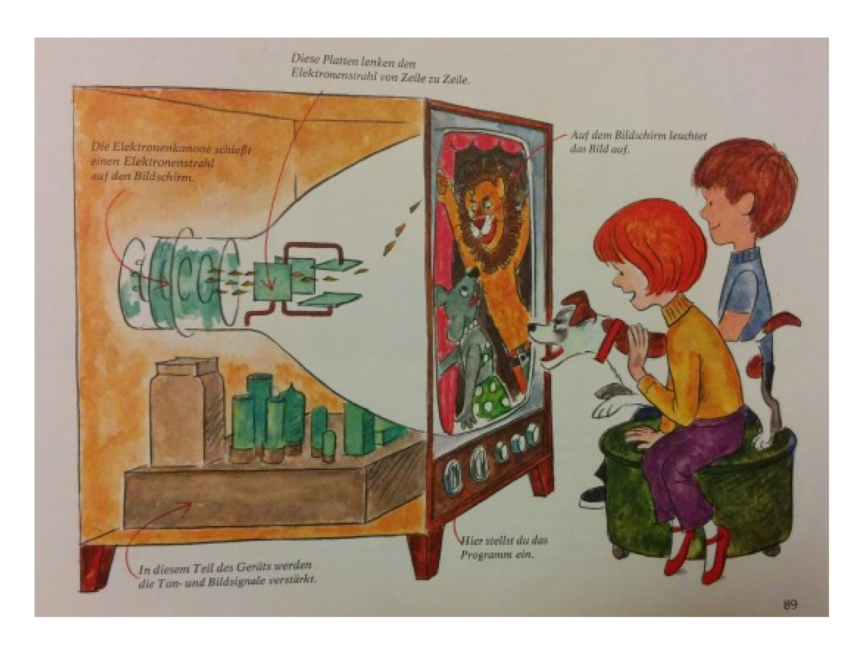
Man kann bereits die eigene Stimme aufzeichnen. Vielleicht gibt es sogar fertige Sprachkurse auf Tonband. Die werden hier allerdings nicht erwähnt. Ich habe nie ein Tonbandgerät im Einsatz gesehen, erinnere mich aber, ein unbenutztes im Haushalt der Großeltern sowie viele Tonbandspulen beim Vater eines Freundes gesehen zu haben.



Kassetten scheinen noch neu und erklärungsbedürftig zu sein: “Beim Kassetten-Tonbandgerät brauchst du das Band nicht einzufädeln; beide Spulen sind in der Kassette.”



Hiermit zeichnen Eltern die Freizeitbetätigungen ihrer Kinder auf. Welche Rolle der Holzknüppel beim Herumrennen spielt, kann sich uns kaum erschlossen haben. In unserem Haushalt gibt es allerdings auch keine Filmkamera, so wenig wie in allen anderen mir bekannten Haushalten.



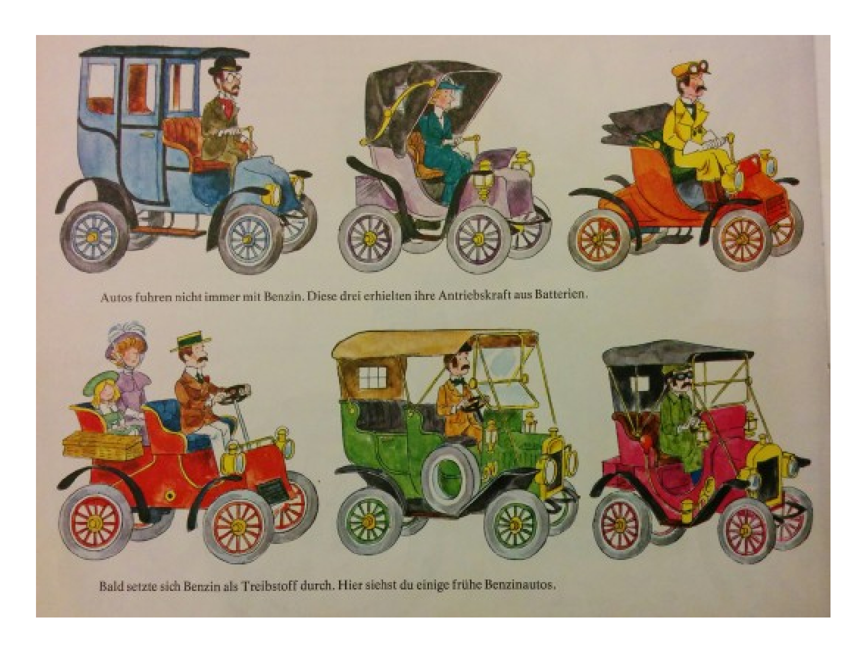
Fernseher sind sehr groß, aber vielleicht nur, weil so viel Erklärung ins Innere passen muss. Und: schon in Farbe!



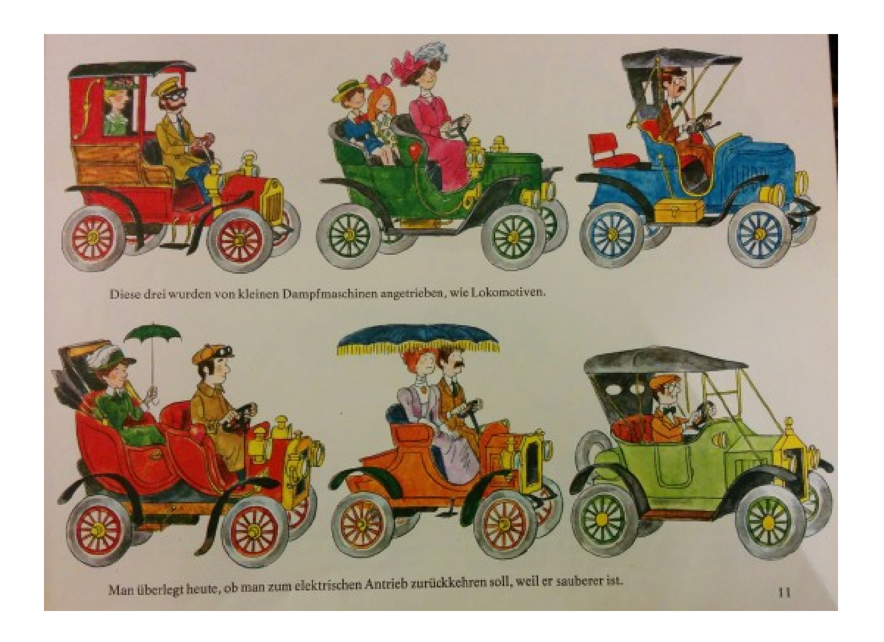
Astronomen tragen weiße Kittel und gucken direkt durchs Teleskop. Letzteres tun sie Wirklichkeit schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts nicht mehr, dort sitzt seitdem eine Kamera. Weiße Kittel haben sie wahrscheinlich nie getragen.

Aleks Scholz, Astrophysiker: “Ich habe noch nie Astronomenbilder mit weißen Kitteln gesehen. Hier zum Beispiel Edwin Hubble am Teleskop, vermutlich 1920er oder 1930er Jahre. Es war ja auch viel zu kalt für weiße Kittel beim Beobachten. Man trägt eher wattierte Anzüge. Auch Hubble guckt auf dem Bild nicht durchs Teleskop, sondern vermutlich durch ein Leitfernrohr

oder einen Sucher. Es kann sogar sein, dass er durchs Teleskop sieht, um das Target einzustellen. Aber eben nicht für die Wissenschaft. Es ist alles komplizierter, als man denkt! Lustig: in dem Hubble-Foto schlägt Hubble die Beine übereinander, fast genau wie der Astronom in der Zeichnung. Was man in dem Hubble-Bild sieht: Sein Teleskop konnte von der Beobachterposition aus gesteuert werden. Im Buch dagegen kann der Astronom das Teleskop von seiner Position aus überhaupt nicht bewegen, was es praktisch unmöglich macht, es zu bedienen."



"Autos fuhren nicht immer mit Benzin. Diese drei erhielten ihre Antriebskraft aus Batterien." Das hätte ich als Kind mal genauer lesen sollen, dann wäre ich mit Ende dreißig nicht so überrascht gewesen, aus kulturwissenschaftlichen Büchern davon zu erfahren.



“Man überlegt heute, ob man zum elektrischen Antrieb zurückkehren soll, weil er sauberer ist.” Diese Überlegungen sind inzwischen abgeschlossen.



Und so sieht die Zukunft aus. “Vielleicht fahren wir einmal mit Spezialzügen in wenigen Stunden quer durch Deutschland. Oder wir reisen mit Autos, die man nicht mehr selbst zu steuern braucht. Man setzt sich nur hinein, wählt das Fahrtziel, und alles andere geschieht automatisch. (. . .) In den Wohnungen ist in jedem Zimmer ein Fernsehapparat eingebaut, mit dem du den ganzen Tag mehrere Programme empfangen kannst. Ein Buch wie dieses brauchst du dann nicht mehr zu lesen. Du legst nur ein Fernsehband ein, und alles flimmert über den Bildschirm.”

Fast genauso ist es ja dann auch gekommen.

Kathrin Passig

26.04.2015 bzw. irgendwann in den Nullerjahren

Mauslolly zum Mausreinigen

Beim Durchwühlen einiger Kisten mit altem Kram stoße ich auf den Mauslolly. Den hatte ich vor einigen Jahren mal als Werbegeschenk bekommen, als ich spezielles Lot zum Aluminiumlöten bestellt hatte. An einem Kunststoffstab befindet sich oben eine Kugel aus einem Schaumgummi, wie man ihn auch von den Schwämmchen zum Anfeuchten von Briefmarken kennt.



Man soll damit die Röllchen in mechanischen Computermäusen reinigen können, bei denen eine Kugel auf der Unterlage rollt und die Bewegung auf Röllchen oder Rädchen im Innern der Maus übertragen wird. Das Reinigen

funktioniert aber praktisch kein bisschen, weil der “Knispel”, wie Thomas Jungbluth es treffend im Techniktagebuchredaktionschat ausdrückt, um die Rädchen festpappt und man ihn losknibbeln muss.

Später finde ich auch noch zwei Kugeln aus derartigen Mäusen, die ich für einen unbestimmten Zweck zur Seite gelegt habe. Bis ich sie brauche, werde ich vergessen haben, dass ich sie aufbewahre. Das, was ich eigentlich gesucht habe, finde ich nicht.

Markus Winninghoff

April 2015

Ausgabe von Reservierungsdisketten



Im Dezember 2014 lese ich in der Zeitung, dass die Deutsche Bahn in allen Zügen ab 2016 WLAN kostenlos zur Verfügung stellen will. Ich freue mich, denn die teuren und unzuverlässigen Internetzugänge in Zügen der Deutschen Bahn habe ich bereits häufig erlebt, und sie waren auch im Techniktagebuch schon mehrfach Thema.

Im April 2015 sehe ich immer noch obenstehendes Schild auf dem Bahnhof Stuttgart und mir wird wieder bewusst, wie die Kommunikationstechnik der Bahn in der Realität aussieht. Ich wage nicht zu hoffen, dass die Bahn ihr Versprechen mit funktionierenden Internetzugängen tatsächlich in absehbarer Zukunft wird einlösen können: Offensichtlich werden die Informationen über Reservierungen in Zügen auch 2015 noch per Diskette in die Züge gegeben – was auch ellebil 2012 beschreibt. Kein WLAN. Kein USB Stick. Wikipedia schreibt dazu:

> Spätestens seitdem Flash-Speicher preisgünstig geworden sind und die meisten Computer zumindest USB-Sticks problemlos lesen und beschreiben können, hat die Diskette praktisch keine Marktbedeutung und Anwendungen mehr. Allerdings verkaufte Sony in Japan 2009 noch 12 Millionen Stück bei einem Marktanteil von 70 %, kündigte jedoch für März 2011 die Einstellung der Produktion an. Verbatim wird somit der letzte Produzent von Disketten sein, die vor allem Absatz in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion finden.

Da Disketten eine Lebensdauer von etwa 5-30 Jahren haben, kann die Bahn sich also zurücklehnen und noch ein paar Jahrzehnte auf ihr bewährtes Kommunikationsmittel vertrauen.

Dieser Abschnitt der Wikipedia

> Ein kleiner Markt besteht auch heute noch für ältere Synthesizer und Sampler, da für diese als Speichermedien für die Klangdaten oft Disketten verwendet wurden, z. B. beim Roland S-50.

könnte also um die heutige Nutzung der Disketten bei der Bahn ergänzt werden.

Molinarius

2012–2015

Seekrankheit und ungeeignete Präsentationstools

Ich halte technisch orientierte Vorlesungen mit Beamer und Tablet. Das Tablet läuft unter Windows und ich nutze für die Präsentation ein Programm, das eigentlich zum einfachen Organisieren von Notizen gedacht ist (Microsoft Onenote). Meine „Folien" liegen also untereinander auf einer theoretisch unendlich großen „Schreibfläche" und ich scrolle und zoome mich mit zwei Fingern auf dem Display so von oben nach unten durch die Vorlesung. Ich schätze den unendlich großen Platz zum Schreiben auf und neben den „Folien" sehr. Meine Handschrift ist nicht gut und leidet durch das Schreiben auf dem Bildschirm erheblich.

Die zwei großen Kreidetafeln nutze ich als Schmierpapier / Kritzelserviette für unwichtige Ergänzungen, da der Inhalt ja ohnehin verloren geht.

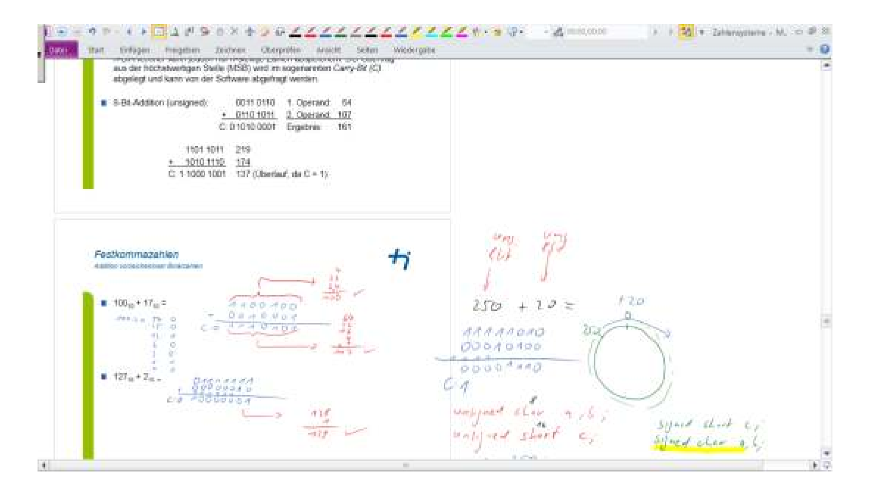
Die „Folien" „drucke" ich mit Hilfe eines virtuellen „Druckertreibers" nach Onenote aus. (Nun benötigen wir schon Metaphern aus dem frühen Digitalzeitalter als Erklärungen für das spätere Digitalzeitalter. Wer soll diesen Text in 20 Jahren verstehen?)

Die Folien erzeuge ich mit Hilfe folgender allesamt schmerzhafter Methoden:

OpenOffice, Powerpoint, PDF-Datenblätter aus dem Netz, ein selbst mit LyX (ein WYSIWYM-Editor für LaTeX) erstelltes Vorlesungsskript und ein unglaublich kompliziertes LaTeX-Dokument, das per Defines so umgestellt werden kann, dass es Folien oder ein Skript erzeugt. Manchmal fotografiere ich Objekte mit der schlechten Kamera des Tablets live in der Vorlesung und male dann in den Fotos herum.

Das Scrollen und Zoomen und Auf-der-Arbeitsfläche-Herumschieben ist für mich sehr intuitiv, für die Zuhörer löst das Zusehen Seekrankheit aus. Manchmal erkläre ich dann Dinge an der Beamerprojektion. Wenn ich mit dem Rücken zum Publikum stehe, nehme ich meine beiden Hände und zeige Dinge auf der Leinwand (dabei muss ich mich sehr strecken). Dann zoome und scrolle ich mit beiden Händen auf dem Beamerbild. Oh! Hoppla. Geht ja gar nicht. Schon wieder vergessen, dass es noch kein Touchscreen, sondern nur eine Leinwand ist . . .

Aktuelle mir bekannte „Präsentationssoftware“ kann leider weniger. Mein Tool für Notizen ist aber genau genommen auch ungeeignet, da die Aufmerksamkeit der Zuhörer durch eine Vielzahl an Icons rund um die Schreibfläche abgelenkt ist. Ich hoffe das wird alles bald besser, aber wie man am Datum sehen kann, warte ich seit fast vier Jahren auf „bald“.



Georg Passig

30.4.2015

asdf

Beim Packen für meinen bevorstehenden Umzug werden auch die Sachen auf dem Schreibtisch aufgeräumt, sortiert und ausgemistet. Um nicht unnötig Stifte mitzunehmen, die sowieso schon längst ausgetrocknet oder ausgelaufen sind, nehme ich mir einen kleinen Schmierzettel zum Testen der Stifte. Ohne groß darüber nachzudenken schreibe ich nicht meinen Namen oder hallo, sondern "asdf". Vermutlich ist diese Zeichenfolge meinem Unterbewusstsein zum Testen meines Schreibwerkzeugs mittlerweile am geläufigsten.

nerdytherapist

1. Mai 2015

Mit dem Finger tippen, in der Hoffnung

Ich lese gerade ein Buch. Es ist aus Papier und schwer. Außerdem kommt das Wort Récamiere vor. Ich tippe mit dem Finger darauf, in der Hoffnung, dass eine Definition erscheint. Nichts passiert.

Ilka Schneider

3. Mai 2015

Der nutzlose Astronom, Teil III

Man könnte die Geschichte der Astronomie erzählen, indem man in einer Grafik auf der x-Achse die Zeit und auf der y-Achse den Abstand zwischen Astronom und Teleskop aufträgt. Die Zeitachse fängt an mit diesem glorreichen Winter 1609-10, als Galilei und ein paar andere zum ersten Mal mit dem Fernrohr an den Himmel sahen. Auge am Okular, Abstand zum Tele-

skop beim Beobachten: wenige Millimeter (wegen der Wimpern). Mit der Erfindung der Fotografie um 1840 oderso verwenden Astronomen fotografische Platten, erst zögerlich, dann ausschließlich. Der Datenpunkt für die Nachtarbeit im Jahr 1900 liegt etwa bei einem Meter – der Astronom steht direkt neben dem Teleskop und wechselt Fotoplatten.

Fast forward zum Ende des 20. Jahrhunderts. Nach einem kurzen Intermezzo mit photoelektrischen Detektoren setzen sich digitale CCDs durch. Die Daten wandern direkt in den Computer. Für die meisten Teleskope wird ein Kontrollraum unter oder neben der Kuppel eingerichtet, wo gerade Platz ist, Abstand jetzt zehn oder zwanzig Meter.

Außerdem wandern die Teleskope immer weiter weg von den Instituten, zunächst in Kronkolonien, dann auf Berge, in die Wüste, nach Chile, Hawaii, Australien, Antarktis, schließlich ins All. Der Astronom sieht das Teleskop, wenn überhaupt, nur ein paar Mal pro Jahr, ansonsten ist der Abstand ein paar tausend Kilometer. Astronomen werden vorübergehend zu Weltreisenden.



Schneeschaufel und Schemel: Arbeitsmittel des nutzlosen Astronomen

Der nächste Entwicklungsschritt kommt, sobald es überall Breitbandinternet gibt. Wenn die Daten sowieso digital sind und die Teleskope ferngesteuert, spielt es keine Rolle mehr, ob man vor Ort sitzt oder zu Hause. Mehrere Konzepte für die Fernbedienung bürgern sich ein. Variante eins: Man schickt das Programm Monate im Voraus an das Observatorium, ein Spezialist führt die Beobachtungen vor Ort aus, die Daten kommen durchs Internet. Variante zwei: Man sitzt zu Hause und bedient das Telekop tatsächlich von Weitem und redet dabei via Skype mit dem Nachtassistenten vor Ort. Variante drei: Das Teleskop ist ein Roboter, Menschen kommen überhaupt nicht mehr vor. Die letzte Variante ist die einzige Option für Weltraumteleskope, wird aber auch immer mehr für kleine Teleskope auf der Erde verwendet, die vollautomatisch den Himmel scannen. Wo man noch selbst beobachten muss, geschieht es vorwiegend aus Kostengründen.

Die Sache ist die: Jeder dieser Schritte führt zu unglaublichen Verbesserungen. Erst unbestechliche Lichtempfänger statt subjektiven Wahrnehmungen. Dann optimale Bedingungen durch weit entfernte Beobachtungsstätten. Dann hochempfindliche Halbleiter. Dann effiziente, optimierte, reproduzierbare Beobachtungen durch Roboter. Der Astronom legt fest, was beobachtet wird und was man daraus lernt, aber er sieht die Sterne nur als abstrakte Punkte auf dem Bildschirm. Der Kontakt zum Nachthimmel, der Quelle aller Informationen, geht verloren. Es fing mit Galileo an, als sich eine Linse zwischen Mensch und Himmel schob, und wurde seitdem nur konsequent weitergeführt. Eine Abstraktionsebene nach der nächsten schiebt sich zwischen Astronom und Stern. Maschinen vermitteln zwischen uns und dem Weltall. Um Astronom sein zu können, muss man aufhören, in die Sterne zu sehen.

Meine zweite Nacht ist sternenklar, aber der Mond scheint zu hell für mein Programm. Ein Computer hätte das vorher gewusst und völlig anders geplant. Statt Bildern von Weißen Zwergen hätte er vielleicht Spektren von Roten Riesen gemacht. Die Weißen Zwerge wären später drangekommen. So weit ist es gekommen: Ich stehe mir selbst im Weg. Das nächste Mal schicke ich wieder einen Roboter.

Aleks Scholz

4. Mai 2015

Die albernste Grenze der Welt

Nach einem Wochenende am Teleskop trete ich die Heimreise an. Das Observatorium La Silla liegt in der Atacama-Wüste, zweieinhalb Autostunden von der nächsten Stadt entfernt. Nach zehn Minuten verschwinden die weißen Kuppeln aus dem Blickfeld und ich sehe nur noch Staub, Staub, Staub. Die

chilenischen Techniker neben mir schlafen alle ein. Mein brasilianischer Vordermann, ein Astronom, macht Fotos aus dem Fenster. Dann erreichen wir die Grenzkontrolle.

Man muss dazu wissen, dass die Europäische Südsternwarte, bei der ich zu Besuch war, eine Art diplomatischen Status hat, La Silla ist darum sowas wie ein Botschaftsgelände – eine Botschaft mitten in der Wüste. Theoretisch müsste man am Zaun des Geländes alle Besucher kontrollieren. Was stattdessen passiert: Alle Insassen des Busses werden mit Worten (Chilenen) und Gesten (Brasilianer und Deutscher) aufgefordert, das Fahrzeug zu verlassen. Wir stellen uns in einer Reihe neben einer Mauer auf. Dann gehen wir alle nacheinander an einer grauen Metallbox vorbei. An der Vorderseite der Kiste gibt es ein rotes Licht, ein grünes Licht und einen Knopf, sonst nichts. Wir gehen an der Box vorbei und jeder drückt einmal auf den Knopf. Nichts passiert. Die Chilenen erledigen die Prozedur gelangweilt, gehen in den Bus zurück und schlafen weiter. Wir beiden Astronomen werfen uns noch ein paar WTF-Blicke zu.

Was mir erst Stunden später klar wird: Der graue Metallkasten in der Wüste enthält einen Zufallsgenerator. Gelegentlich schaltet der quaderförmige Metallgrenzbeamte das rote Licht ein, wenn jemand den Knopf drückt. Dieser Jemand wird dann gründlich kontrolliert, vermutlich von den außerdem anwesenden zwei bis drei menschlichen Angestellten, die nichts anderes zu tun haben, als in der Wüste rumzusitzen und auf ein rotes Licht zu warten. Ein Hund liegt außerdem daneben. Außerdem kommt es mir so vor, als seien die Lichter am Kasten sowieso kaputt. Jedenfalls sehe ich auch kein grünes Licht, als ich auf den Knopf drücke. Ob also jemals jemand kontrolliert wird, bleibt unklar.

Aleks Scholz

11.5.2015

Wir seien doch alle handysüchtig, heißt es. Eine Bestandsaufnahme

Klischees sagen, dass "wir" (also Smartphone-Nutzer) handysüchtig seien. Ständig gucken wir drauf, kriegen nichts von der Umwelt mit.

Ich habe mich und meine Smartphonenutzung die letzten Tage beobachtet.

1. Wecker

Das Smartphone ist mein Wecker. Ich kann dank Software die Weckzeiten so einstellen, dass ich am Wochenende den Wecker für das frühe Aufstehen nicht abstellen muss. Mein Wecker weiß, dass ich ausschlafen kann. Verschiedene Apps bieten weitere Optionen wie zum Beispiel ein Schlafmonitoring bis zum automatischen Aufzeichnen dessen, was man im Schlaf redet und Erkennung von REM- bzw. Traumphasen, um einen schonenden Weckzeitpunkt zu finden.

2. Aktuelle Nachrichten

Nach dem Wecken lese ich aktuelle Nachrichten. Auf dem Smartphone. Nicht, indem ich auf die Website einer Zeitung gehe, sondern in wechselnden Phasen über einen Feedreader, der mir die Schlagzeilen ausgewählter Zeitungen vorlegt, oder durch Zurückscrollen der Twitter-Timeline, wo noch früher aufstehende Menschen schon Highlights ihrer Feeds weitergegeben haben.

Diese aktuellen Informationen schließen auch den Wetterbericht ein. Google Now liefert mir zudem prominent die aktuelle Wetterlage mit sofortigem Zugriff auf die Tagesprognose für Wohn- und Arbeitsort.

3. Navigation und Fortbewegung

Früher hatte ich ein Navigationsgerät, ganz früher einen Shell-Atlas. Heute ein Smartphone mit zwei Navigationsapps – Google Maps, wenn ich online bin, und einer anderen mit heruntergeladenen Karten und ohne Informationen zur Verkehrslage, wenn das Netz mal nicht geht (selten). Durch die aktuellen Verkehrsinformationen fahre ich auch mit Navi-Unterstützung ins Büro, da ich mehrere nahezu gleich lange Strecken mit unterschiedlichem Verkehrsaufkommen zur Auswahl habe.

Auch mit dem Rad oder zu Fuß lasse ich mich in unbekannten Gegenden navigieren.

Mit der App-Sammlung Öffi (Haltestellen / Netzpläne / Verbindungen) kann ich recht schnell Bus- und Bahnlinien finden, die mir nützlich sind. Google Maps kann das übrigens auch, mit simplerer Oberfläche, dafür aber nur oberflächlicheren Informationen.

4. Verbraucherinformationen

Ein- bis zweimal pro Woche muss das Auto an die Tankstelle. Seit einiger Zeit müssen die Tankstellen ihre Preise an eine Zentrale melden und eine App kann diese standortabhängig abrufen. Ich starte “Mehr Tanken” – so heißt die App – und kann sehen, wo der Sprit in meiner Umgebung gerade am günstigsten ist.

Eine andere App liefert mir durchsuchbare Informationen aus den Wurfzetteln der Supermärkte, dadurch kann ich Zeit sparen. Google Goggles kann mir die Versandhauspreise beliebiger Artikel, deren EAN-Code ich scanne, liefern.

Meine Bank: Wenn ich mal Bargeld brauche, finde ich den nächstgelegenen Geldautomaten, an dem ich es gebührenfrei bekomme, per App. Incl. Anzeige auf dem Stadtplan. Und aufs Konto gucken kann ich natürlich auch, nur Überweisungen sind mir zu fummelig.

5. Notizen

Früher hab ich mir viele Dinge nicht notieren können, weil ich keinen Zettel dabei hatte. Heute habe ich dank Smartphone immer eine Kamera dabei.

Mit der ich, wenn das Auto mangels Alternativen neben einem offensichtlichen Kunstparker steht, auf einen Schlag dessen Kennzeichen, die Parksituation und das Fehlen von Vorschäden an den Fahrzeugen belegen kann.

In Parkhäusern merke ich mir per Foto außerdem gerne die Parkplatznummer, in Hotels, wo die Codekarten aus Sicherheitsgründen nur den Namen des Hotels tragen, die Zimmernummer etc.

Einkaufszettel-Apps mit Cloudanbindung und Abhakfunktion gibt es auch (nutze ich allerdings nicht). Evernote benutze ich allerdings.

Der Kalender ist für mich auch eine Art chronologischer Notizblock. Ich führe mehrere Kalender auf dem Smartphone, um so bestimmte Terminplanungen mit bestimmten Personenkreisen teilen und abstimmen zu können. Auf meinem Smartphone werden diese Kalender transparent zusammengeführt.

6. Nachschlagen

“Ihr immer mit eurem Wikipedia” sagt der Siebzehnjährige. Beziehungsweise sagte er, inzwischen haben sich die Fronten zwischen der Generation Holzmedien (uns) und der Generation YouTube (ihm) geklärt. Zum Nachschlagen habe ich derzeit die Wikipedia-App und die Leo.org-App auf dem Smartphone, damit habe ich eine Enzyklopädie und ein multi-fremdsprachliches Wörterbuch immer dabei (und nutze es auch).

7. Self-Tracking

Manchmal lasse ich eine Schrittzähler-App mitlaufen. Rein aus Neugier. Google speichert (weil ich das erlaubt habe) meine Bewegungen mit. Ich kann diese Daten einsehen und feststellen, wann ich wo war.

Wenn ich einen Vertrag mit einem Sportstudio habe (und auch hingehe), nutze ich Apps, um meinen Trainingsplan zu führen. Neben den aktuellen Gewichtseinstellungen und den Wiederholungen führen sie auch eine Statistik über die Entwicklung dieser Werte.

Self-Tracking ist immer wieder hilfreich, wenn es um Objektivierung subjektiven Leidens geht:

“Ich schlafe schlecht und bin jeden morgen müde” vs. “Unsinn, du gehst bloß zu spät ins Bett”.

“Ich brauche jeden Morgen über eine Stunde ins Büro” vs. “Du brauchst durchschnittlich 45 Minuten und das auch nur, weil du zu spät los fährst”.

Mittelbares Self-Tracking: Eine App berechnet bei jedem Tanken den Spritverbrauch und macht mich auf blöde Fahrweise oder drohende Defekte am Motor aufmerksam.

8. Entrümpeln

Früher habe ich Bücher, Elektronik etc. gesammelt, um sie ab und zu zum Flohmarkt zu tragen oder Menschen in die Hand zu drücken, die dort einen Stand haben. Damit ich nicht noch mehr Müll produziere.

Heute nutze ich eBay, Stuffle, Momox (meist in dieser Reihenfolge). Gebrauchte und tragfähige Kleidung geht hingegen nach wie vor direkt ans Caritasheim.

9. Web-Dienste

In den letzten Tagen habe ich per Web über das Smartphone

- Sperrmüll angekündigt
- Pläne für einen weiteren Supermarkt in St. Tönis recherchiert
- Gitarrenakkorde nachgeschlagen
- mehrmals die Besuchsadressen von Firmen oder Geschäften nachgeschlagen, um mich hinführen zu lassen

10. Kommunikation

Soziale Kommunikation via Twitter, Facebook und Google Plus. Das bedarf wohl keiner Erläuterung.

Individuelle Kommunikation umfasste WhatsApp, Threema (Juhu!), Facebook-Chat, Google Hangout, Mail.

Ach ja, SMS und Telefonie hätte ich fast vergessen.

11. Entertainment

Auch über die sozialen Medien, aber zugleich YouTube, Kindle-App, Spiele (derzeit nur Ingress).

Fazit

Grob überblickt ersetzt das Smartphone bei mir

- Zeitungen,
- Notizbuch,
- Kalender,
- Bücher,
- Lexika,
- Postwurfsendungen mit Angeboten,
- Atlas, Stadtplan und Navigationsgerät und
- Fotoapparat

und bietet Nutzungsmöglichkeiten, die vorher gar nicht existierten (über Social Media hinaus).

Das Smartphone bestimmt nicht mein Leben. Das tu ich noch selber. Es hat nur etliche alte Hilfsmittel abgelöst und bislang unbekannte Hilfen erst geschaffen.

Volker König

Mai 2015

Wir brauchen das ja nicht

A und B sind um die siebzig und haben ein zwischen 2005 und 2010 angeschafftes Samsung-Klapphandy, das sie nur dann einschalten, wenn sie telefonieren wollen oder einen für diese Uhrzeit vereinbarten Anruf erwarten. Auch wenn das an diesem Tag voraussichtlich mehrfach geschehen wird, schalten sie es nach jeder Benutzung aus.

Akkusorgen können eigentlich nicht der Grund sein, bei dieser Gerätegeneration reichte eine Ladung eine Woche. Ich vermute, dass sie vielleicht nicht Gefahr laufen wollen, durch unerwartete Anrufe gestört zu werden, und frage nach. “Wir brauchen das ja nicht”, lautet die Antwort.

Es kennt auch fast niemand die Nummer des Handys. Eine der etwa fünf Personen mit der Nummer könnte irgendwann wegen eines Notfalls in der Familie Kontakt aufnehmen wollen. Deshalb gibt es eine Vereinbarung, dass sie in so einem Fall abends zwischen 18 und 22 Uhr am Handy anrufen soll. “Und ihr schaltet dann auch jeden Abend um sechs das Handy ein?”, frage ich verwirrt, denn das kommt mir komplizierter vor, als es immer eingeschaltet zu lassen und einmal die Woche zu laden. Aber genau so ist es. Um 22 Uhr wird das Handy wieder ausgeschaltet.

Kathrin Passig

2015-05-12

Wie Google mich für das Staatsarchiv verdarb

Gestern im Niedersächsischen Staatsarchiv, um nach meinem Urgroßvater zu suchen. Ich bin durch Google verdorben: Alles, was mir einfiel, war, in die Suchmaske seinen Namen einzugeben und in dem Feld, wo zu suchen wäre, »alle Archive« auszuwählen. Aber das hilft natürlich überhaupt nichts, weil die Geburtenbücher nicht als Text erfasst sind, sondern nur nach ihren Metadaten, also Ort und Jahreszahlen. Und so muss man, um auch nur das richtige Buch zu finden, ein gewaltiges Hintergrundwissen mitbringen: Welches Dorf gehörte wann zu welcher Gemeinde oder Verwaltung, katholisch oder lutherisch oder staatlich und wenn ja, Preußen oder Hannover und so weiter. Und selbst wenn man das alles wüsste, müsste man außerdem noch wissen, wo die betreffenden Urkunden dann heute gelagert sind, ob in diesem Archiv hier oder in einem anderen, oder in der Obhut der Kirche, und wenn ja, welcher.

Geradezu utopisch wäre es, die in Kurrentschrift ausgefüllten Formulare in wirkliche Daten zu übersetzen. Ich wüßte wirklich gern, ob es einmal Programme, *Kurrent-Bots* geben wird, die das können. Das Buch mit den Geburtsurkunden des fraglichen Zeitraums besorgte uns jedenfalls ein Mitarbeiter des Archivs (»da brauchen Sie Rep. 84«), und wir haben es dann Seite für Seite durchgeblättert, um alle Geburteneinträge der fraglichen Dörfer aus zwanzig Jahren zu finden, bei denen der Nachname passte.

Das Staatsarchiv selber: bizarr. Ein moderner Bau, halb Bungalow und halb Kreissparkasse, erst letztes Jahr eingeweiht. Wird ein paar Millionen gekostet haben. Die Dokumente lagern nicht unterirdisch, weil Hochwassergebiet, sondern über der Erde, in einem backsteingemauerten Quader. Meine E-Mail, die ich von New York aus geschickt hatte, war nicht per Reply beantwortet worden, sondern stattdessen mit einem eigens angelegten Aktenzeichen im Betreff. Den Absender dieser Mail trafen wir gleich am Empfang: Ohrstecker und buntes T-Shirt, würde als DJ durchgehen. Er sprach mich, nachdem er

begriff, wer ich war, nur noch als Herr Doktor an. Die Taschen dürften wir dort in die Schließfächer einschließen. Was wir auch taten. Worauf sich herausstellte, dass das keineswegs nur ein Vorschlag gewesen war, denn an der Tür zum Lesesaal wurden wir noch einmal zurückgewiesen: auch die Jacken müssten wir einschließen.

Der Lesesaal ein Hochsicherheitsbereich wie aus *Mission: Impossible*, alle drei Meter die schwarze Halbkugel einer Überwachungskamera in der weißen Decke. Durchsuchen lassen sich die Bestände über ein eigens programmiertes Archivsystem (auch das wird Millionen gekostet haben). Man kann es auch von außen über das Internet aufrufen, aber hier läuft es auf einem Rechner, der vom Netz abgeschottet ist. Nach Beantragung einer Nutzungsberechtigung kann man Dokumente suchen (nur die Metadaten natürlich) und gefundene Dokumente bestellen, was bedeutet, dass ein Mitarbeiter bei seinem nächsten Gang ins Archiv diese Dokumente heraussuchen und für uns mitbringen wird. Es ist etwa dreizehn Uhr und das nächste Mal wird er um fünfzehn Uhr ins Archiv gehen, das ist dann der letzte Gang für heute. Zehn Minuten vorher sollten die Bestellungen eingegangen sein, zehn Minuten später – ungefähr – würden wir sie vorliegen haben.

Tatsächlich – große Überraschung – sind die Dokumente sehr viel früher am Ausgabeschalter, nämlich schon wenige Minuten, nachdem wir die Bestellung im Archivsystem aufgegeben haben. In den Lesesaal mitnehmen dürfen wir jeweils nur eins. Fotografieren ist verboten – angesichts der vielen Überwachungskameras wage ich auch nicht, mich darüber hinwegzusetzen; mein Smartphone lege ich still auf den Tisch. Kopieren dürfen wir auch nichts. Kopien muss man vielmehr beantragen und sie werden dann von den Archivangestellten angefertigt. Die Dame, die für das Anfertigen von Kopien zuständig ist, sei heute aber leider schon gegangen. Nun ja, in meinem Fall, da ich ja von so weit angereist sei, könne man wohl eine Ausnahme machen. Ausnahmsweise. Wenn es nicht zuviele Kopien sind.

Ich finde also fast nur Dokumente, bei denen die Namen meines Ur- oder Urgroßvaters schon in den Metadaten stehen, und das sind Hypotheken, Kauf- oder Pachtverträge. Sie stecken in blauen Pappmappen und haben

einen rosa Laufzettel, auf dem mein Name und meine Adresse vermerkt sind, außerdem ein weißes Benutzungsdeckblatt, auf dem ich meinen Namen und Wohnort, sowie das Datum einzutragen gebeten werde – dieses Benutzungsdeckblatt wird vermutlich bei der Akte verbleiben und noch in hunderten von Jahren von meiner Einsichtnahme zeugen. Es auszufüllen ist nicht ganz einfach, denn ich habe nichts bei mir, womit man auf Papier schreiben könnte, aber die Dame am Ausgabeschalter kann mit einem gut gespitzten Bleistift aushelfen.

Es fällt auf, dass in den Schriftstücken des neunzehnten Jahrhunderts Personen nur durch den Namen und vielleicht noch den Wohnort identifiziert wurden; die Angabe von Geburtsdatum und Geburtsort hatte sich noch nicht durchgesetzt. Das macht es schwer, zu entscheiden, ob ich es wirklich mit einem Brief, einem Vertrag meines Ururgroßvaters zu tun habe oder nicht. Einen Schriftwechsel finde ich, der über fast hundert Jahre reicht, von 1822 bis 1911, und der nahezulegen scheint, dass mein Ururgroßvater und dessen Vater denselben Namen trugen – genaugenommen aber nur, dass es in der fraglichen Zeit und Gegend einen Vater und einen Sohn mit demselben Namen wie dem meines Ururgroßvaters gab. Es sind über zwanzig Seiten, eng beschrieben mit kryptischem Kurrent.

Ich beschließe, in ein paar Jahren noch einmal herzukommen und mich näher darum zu kümmern, sage das auch der Dame am Ausgabeschalter, denn all diese Schriftstücke zu kopieren, überstiege meine Ausnahmeregelung mit Sicherheit bei weitem. Doch die Spurenelemente von Charme in meinem Auftreten haben offenbar ihr Werk getan, denn die Korrespondenz wandert umgehend komplett auf den Kopierer. Die Qualität sei nicht so hoch, sagt die Dame entschuldigend, als wenn es die Dame, die leider schon gegangen sei, mit dem Scanner gemacht hätte, aber ich glaube, auch so werde ich die Kopien ohne Verlust der Lesbarkeit digitalisieren und in der Cloud aufbewahren können.

André Spiegel

13.5.2015

Das eingeschriebene Teilen

Mit der Hand schreibe ich fast nichts mehr. Gelegentlich mal einen Einkaufszettel, aber auch die wandern inzwischen meistens in die Notizen meines Handys.

Jedoch, vor ein paar Monaten habe ich eine Psychotherapie begonnen und führe darüber Tagebuch. Ganz wie von selbst kramte ich zu Beginn der Therapie ein altes Notizbuch aus dem Regal und schreibe dort seitdem meine Beobachtungen und Fragen auf. Meine Hand und mein Gelenk tun sehr schnell weh, mein Körper hat die Motorik des mit der Hand Schreibens schon ein bisschen verlernt.

Warum ich diese Therapieaufzeichnungen handschriftlich festhalte, weiß ich nicht. Wegen der Emotionen und der Intimität, war mein erster Gedanke, aber das kann nicht stimmen, das Netz ist voll von Beschäftigungen mit der menschlichen Psyche und ich habe das auch schon gemacht. Außerdem hätte ich ja auch einfach ganz privat in meinen Computer schreiben können. Auch Datenschutz oder Überwachungsängste entfallen als Beweggründe. Eventuell liegt es einfach an der vollständig fehlenden Mitteilungs- oder gar Kollaborationsabsicht meiner Notizen. Es ist nur eine Vermutung und ich weiß nicht, ob sie stimmt, aber wenn, dann ist das Teilen in eine sehr tiefe Schicht der digitalen Sphäre eingeschrieben und ich habe unbewusst darauf reagiert.

sleeplessdarkhorse

17.05.2015

Wilder Hass auf die Firma Siemens

Wir verbringen das lange Wochenende in einem Häuschen im alpinen Kontext, das uns Freunde netterweise ausgeliehen haben. Da das Häuschen trotz seiner Kleinheit über eine riesige und hervorragend ausgestattete Küche und

der Ort über einen hervorragend ausgestatteten Fleischhauer (österr.) verfügt, erwerben wir bei letzterem einen Rehrücken, um ihn in ersterer zuzubereiten. Es ist mein erster Rehrücken, also konsultiere ich die Fachpublikation "Die große Küche: Das österreichische Standardkochbuch". Anbraten, dann 10 Minuten bei 230 Grad, dann 30 Minuten bei 100 Grad in den Ofen, alles klar.

Am Ofen (6 kleine Knöpfe, drei Drehräder, Display) lässt sich jedoch keine Temperatur einstellen. Stattdessen gibt es 20 vorprogrammierte Back-, Brat- und Dämpfeinstellungen, ohne Angabe zur Temperatur. Wer weiß, ob der Ersteller des Programms "Kasseler, Reh, Kleinwild" auch "Das österreichische Standardkochbuch" oder eine ganz andere Quelle als Basis herangezogen hat! So kann ich nicht arbeiten! Ich versuche, die Herdgebrauchsanweisung zu googeln, aber da sich die Firma Siemens darauf beschränkt, ihre Herde ausschließlich mit "SIEMENS" zu beschriften anstatt mit dem Produktnamen, führt das zu nichts. Die Zeit drängt, das Reh will Antworten. Da ich es nicht leiden kann, wenn mein Timing beim Kochen durcheinandergebracht wird und es noch mehr nicht leiden kann, wenn Dinge denken, sie wüssten besser als ich, was ich will (siehe auch: Jubiläumsschrift "20 Jahre Microsoft-Word-Anschreien"), bekomme ich schlechte Laune.

Wir rufen also die hauseignende Freundin an, sie ist erkältet, aber weiß Rat. Mehrmaliges Aus- und Einschalten bringt die Temperatureinstellfunktion zum Vorschein. Das Reh wird ganz okay, aber die Freundin hat am nächsten Tag keine Stimme mehr. Die Firma Siemens ist schuld.

Maik Novotny

2015-05-17

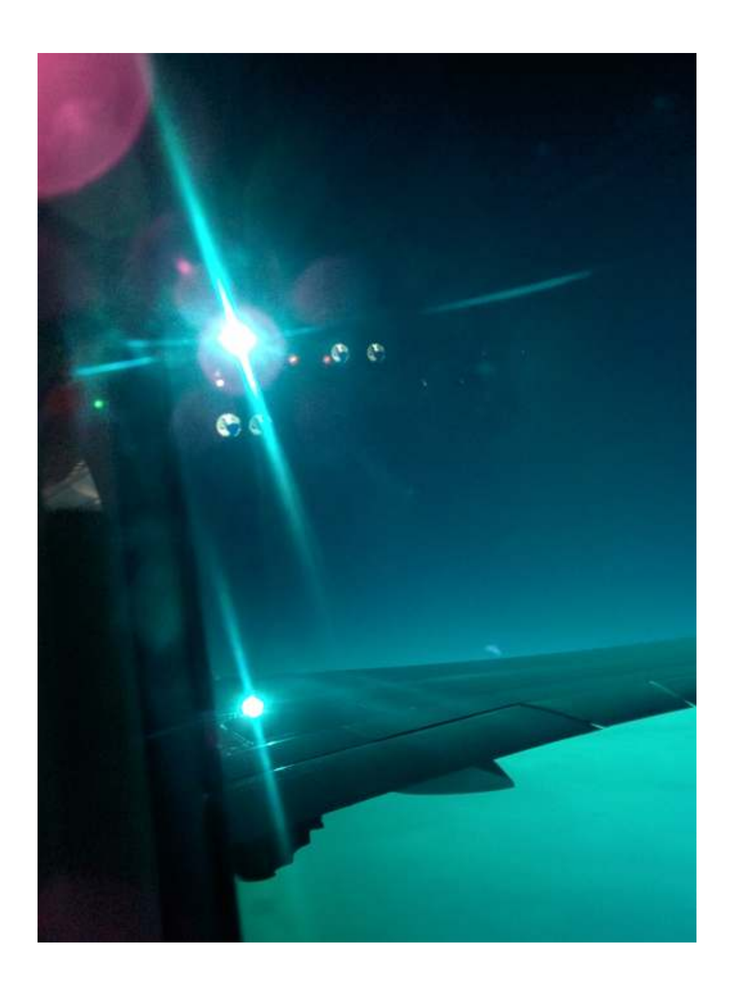
Die Welt ist blau. Mit Vorbehalt

Zum zweiten Mal fliege ich an Bord einer Boeing 787, dem *Dreamliner*, über den Atlantik. Die Fenster dieses Flugzeugs sind größer als bei anderen Passagierflugzeugen, und es gibt außerdem keine herunterziehbaren Plastikblenden, um sie zu verdunkeln. Die Fenster der 787 bestehen aus sogenanntem Smart Glass und lassen sich stufenlos blau abdimmen. Es gibt dazu unter dem Fenster zwei Druckknöpfe, einen für heller und einen für dunkler, sowie eine Reihe aus fünf blauen Leuchtdioden, die den gerade gewählten Dimmungsgrad anzeigt. Wenn man die Dimmung verstärkt oder vermindert, dauert es etwa eine Minute, bis das Fenster die vorgewählte Einstellung erreicht hat.

Die Fenster wirken äußerst modern, geradezu futuristisch. Der Ausblick ist kaum anders als spektakulär zu nennen, gerade dann, wenn im abgedimmten Zustand die Tragfläche und die Wolkenstrukturen seltsam irreal blau aussehen, wie auf's Formale reduziert, oder wie die Illustration eines Science-Fiction-Romans, ein Flug über einen unbekannten Planeten.



Vollständig dunkel werden die Fenster allerdings nicht. Im späteren Verlauf des achtstündigen Flugs scheint die Sonne direkt auf mein Fenster an der Steuerbordseite der Maschine, sie ist ein seltsam gleißender Fleck am Himmel, den man, ohne geblendet zu werden, anschauen kann, etwa so wie den Vollmond. Die nicht vollständige Abdunklung ist von manchen Passagieren kritisiert worden, gerade helligkeitsempfindliche Menschen haben Probleme, in diesem Restlicht zu schlafen. Mir macht es nichts aus, ich bin zufrieden, wenn nicht beeindruckt.



Die Abdimmung-wie-von-Geisterhand läßt sich auch zentral durch die Besatzung steuern. Das hat den Vorteil, dass die Stewardessen nicht, wie sonst üblich, die Passagiere einzeln darum bitten müssen, ihre Fenster zu schließen, selbst wenn es draußen noch stockdunkel ist, aber in Kürze unerwartet und schnell hell werden wird. Selbst ein einzelnes geöffnetes Fenster würde

die ganze Kabine dann hell erleuchten, zum Leidwesen der Passagiere, die ihrem Jetlag noch ein paar Minuten mehr Schlaf abtrotzen wollen. In der 787 dagegen lassen sich alle Fenster auf Kommando abdimmen, und zur Not können auch die Druckknöpfe der Passagiere gesperrt werden, so dass niemand sein Fenster wieder durchlässig machen und die anderen Passagiere stören kann.

Oder umgekehrt. Während unseres Landeanflugs auf New York, dreißig Minuten vor dem Aufsetzen, werden die Fenster an Steuerbord, in Richtung der tiefstehenden Abendsonne, alle hell und lassen sich auch nicht wieder herunterdimmen, weil die Besatzung offenbar die Druckknöpfe gesperrt hat. Ich vermute, es handelt sich um die etwas übereifrige Erfüllung der Vorschrift, dass bei Start und Landung die Fenster »geöffnet« sein müssen. Ich möchte die letzten Minuten des Films *The Imitation Game* über Alan Turing zuende schauen, aber das erweist sich in dem gleißenden Sonnenlicht als weitgehend unmöglich, obwohl ich dem Bildschirm mit erhobener Hand etwas Schatten zu spenden versuche. Wenige Minuten vor der Landung werden die Fenster dann noch einmal freigegeben und man kann sie herunterdimmen, zur eigentlichen Landung sind sie wieder hell und gesperrt.

André Spiegel

1992 und 2015

Die Zeit von Wischen bis undurchsichtig

Während Schule und Studium fahre ich statt Bundeswehr am Wochenende Krankentransporte und Notarzt für das Rote Kreuz. Wir haben vor kurzem neue Fahrzeuge bekommen und die Kollegen schwärmen vom neuen VW T4.

Ich fahre an einem verregneten Samstag mit besagtem VW-Bus einen Krankentransport von Deggendorf nach München. Es regnet gerade so wenig, dass der Scheibenwischer nötig ist, aber im Intervallbetrieb eigentlich schon zu viel wischt und quietscht. Nach vielen Kilometern fällt mir auf, dass sich

die Intervalldauer ohne mein Zutun geändert hat. Ich werde hellwach und freue mich, dass ich jetzt herausfinden darf, wie ich die Dauer aus Versehen verstellen konnte.

Es regnet sehr wenig, man schaltet den Intervallbetrieb ein. Er wischt zu oft und quietscht. Man schaltet ihn aus. Er wischt ein letztes Mal. Die Windschutzscheibe wird von Spritzwasser und Regen allmählich so nass, dass man ihn wieder einschaltet. *Diese* Ausschaltzeit wird gemessen, da sie genau der Zeit entspricht, die von Wischen bis undurchsichtig vergeht. Das ist die neue Intervalldauer.

Ich habe seitdem keine so raffiniert versteckte Funktion mehr gesehen: Der Schalthebel verhält sich wie erwartet und bedient den Scheibenwischer. Wer die neue Funktion kennt, kann sie nutzen, wer sie nicht kennt, den stört sie nicht. Handbuch lesen ist überflüssig.

2015 habe ich einen eigenen, nicht mehr ganz jungen VW T4 (5 Sitzplätze für die Kinder) und freue mich immer, wenn ich den Intervallscheibenwischer brauche.

Georg Passig

Seit 2013

Warum ich nur auf YouTube Musik covere

Ich covere gelegentlich Musik. Das passiert unregelmäßig, aber es passiert. Eigentlich würde es mir reichen, die Songs als Audio aufzunehmen und auf Soundcloud oder einem ähnlichen Dienst für Audiodateien hochzuladen, doch das birgt Probleme. Oder eigentlich eher ein Problem.

Das Problem heißt GEMA. Man darf in Deutschland nicht einfach so Musik covern, wenn man nicht bereit ist, dem eigentlichen Urheber Geld dafür zu zahlen. Das Problem hatte ich schon, als ich meinen Podcast hatte, in dem ich auch mal CDs vorstellen wollte. Auch kleine Schnipsel darf man nämlich nicht so einfach in eine Sendung einbauen, das mag die GEMA nicht. Es gibt

auch kein vernünftiges Bezahlkonzept für private Podcaster. Ich habe es also gelassen, auch wenn ich in einem Fall sogar bei der Künstlerin angefragt und ihre Erlaubnis hatte. Das zählt nämlich auch nicht; sobald irgendwas bei der GEMA gemeldet ist, muss alles vergütet werden, die Künstler können selber keine Ausnahmen bestimmen.

In den USA sieht das anders aus, da gibt es Fair Use. Wie genau das funktioniert, weiß ich nicht, aber es läuft darauf hinaus, dass man in einem irgendwie gesteckten Rahmen auch fremde Werke für seine eigenen Ideen verwenden darf, ohne Strafe fürchten zu müssen. Aber wir sind ja nicht in den USA.

Aus diesem Grund bekommt man in Deutschland auch bei YouTube gelegentlich einen schwarzen Bildschirm angezeigt, wenn Musik eines Rechteinhabers in einem Video vorkommt, für den sich GEMA und YouTube nicht auf eine angemessene Vergütung einigen konnte. Die Schuld, so erklärt mir mein Cousin, der Musikmanagement studiert hat, ist dabei nicht unbedingt allein bei der GEMA zu suchen, zu diesem Streit gehören zwei Parteien. Mehr vermag ich auch nicht zu beurteilen.

Dieser schwarze Bildschirm ist mein Schutzschild. Ich lade die Verantwortung für die rechtlichen Probleme meines Videos also bei YouTube ab. Natürlich kann es dann passieren, dass mein Video nicht mehr gesehen wird, aber damit kann ich leben.

Natürlich könnte ich auch einfach ein hübsches Bild zeigen, während das Lied abgespielt wird, das finde ich wiederum albern und lebe nun damit, dass mich die Leute beim Singen auch immer sehen können. Bisher ist übrigens auch noch nichts gesperrt worden.

Alina Smithee

6. und 18. Mai 2015, aber schon länger

Ich befinde mich hier

Am 6. Mai ist André Spiegel unterwegs zur re:publica und fragt im Techniktagebuch-Redaktionschat:

André Spiegel: Wo, äh, ist eigentlich jetzt genau diese republica?
Kathrin Passig: hier

Die Antwort sieht erst mal nicht sehr hilfreich aus, aber da der Facebook Messenger eine kleine Kartenansicht mit meinem Standort mitliefert, genügt sie. (Vorausgesetzt, man hat diese Funktion eingeschaltet. Ich schalte sie hin und wieder ab, was in der App leicht versehentlich passieren kann. Zum Glück ermahnt André Spiegel uns alle regelmäßig, sie wieder einzuschalten.)

Am 18. Mai begleitet mich der Techniktagebuch-Redaktionschat auf einer Bahnfahrt, die zwischen Romanshorn und Friedrichshafen eine mit dem Schiff zurückzulegende Teilstrecke enthält:

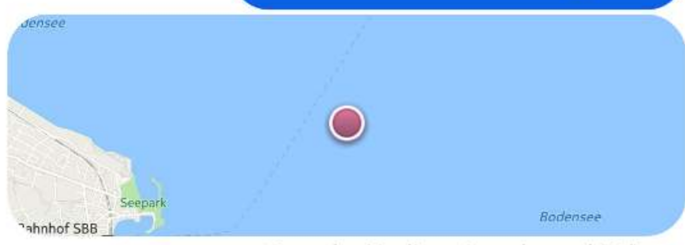
Techniktagebuch

etwa ein Drittel über den Bodensee, das Schweizer Handyinternet ist nach wie vor gut.

(nur so für die Akten)

12:46

bzw hier mit Ortsangabe.



Seen by Undine, Angela and Felix

(. . .)


12:48
gleich ist alles blau um mich herum, wenn ich was sage.
Seen by Felix and Undine
rechts oben im Bild sieht man schon den Äquator!

(. . .)



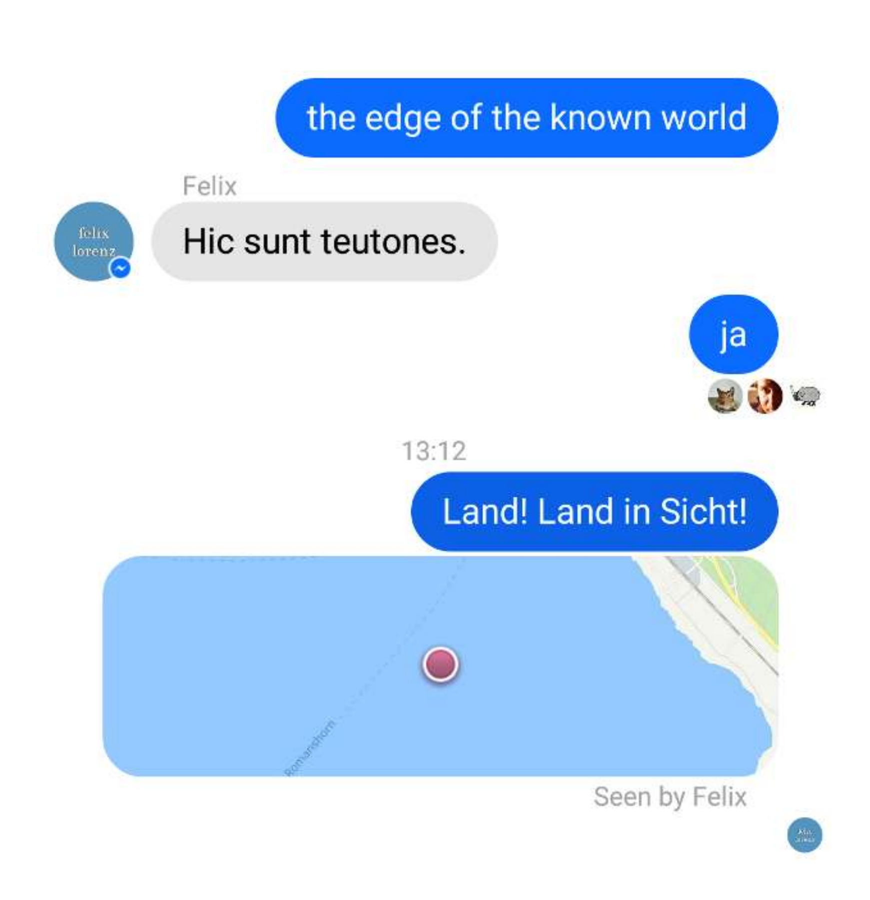
Angela: wenn man klickt ist jetzt wirklich alles blau
Ich: ich bin so gern ein roter Punkt auf der Karte, eine Out-of-Body-Experience ganz ohne mühsames Meditieren oder Sterben.
Angela: sehr zen
Felix: Und wir sind alle live dabei, bei der Techniktagebuchexpedition ins Blaue.
Ich: sailing into the darkness! bzw. Friedrichshafen halt.
Angela: ich hab ja diese FB-Verortung bis zu diesem Chat als überflüssig empfunden, schaue aber seitdem Kathrins rotem Punkt immer gerne beim

Wandern zu.
Angela: vor allem wenn man dann später nochmal guckt und sie ist ein Stück weitergewandert (jetzt über die Linie)
Felix: Wenn du eine Insel findest, können wir einen TT-Mikrostaat aufmachen.



Gleich wird das Schweizer Handyinternet versiegen. Dann muss ich meine SIM-Karte wechseln und auf das Auftauchen des deutschen Internets am Horizont warten.

Ich: jetzt nur noch Edge.
Felix: Welcome to Germany



Dann gehe ich in Friedrichshafen an Land, wo man Zeppeline sehen kann, während man vom Schiff in die Bahn umsteigt. Am Hafen gibt es ein Zeppelinmuseum, was beinahe so gut ist wie ein Schiffsmuseum an einem Flughafen. Die Techniktagebuchexpedition ins Blaue ist beendet.

Kathrin Passig

18.5.2015

Rauten und Sternchen und Zahlen

An meinem Arbeitsplatz möchte der Chef heute mit seinem Firmensmartphone eine SMS verschicken und es funktioniert nicht. Reflexartig sage ich, er soll einfach keine SMS verschicken, niemand verschickt SMS, sie sind zu nichts gut. Er soll mailen. Der Chef ist aber hartnäckig: ein Kunde habe eine Information per SMS erbeten, der Kunde hat immer recht, also soll es SMS sein.

Ich versuche, das Problem zeitlich einzugrenzen, jedoch völlig erfolglos, denn auf meine Frage, seit wann das Problem besteht, gibt es keine Antwort: der Chef hat überhaupt noch nie vorher eine SMS über das Firmentelefon verschickt. Ob der Fehler also nun an einem relativ neuen Gerät oder an einer relativ neuen SIM-Karte liegt, oder ob es sich um einen vorübergehenden Fehler handelt, der mit uns gar nichts zu tun hat, bleibt also offen.

Nach einigem Hin und Her, das unter anderem eine kleine Operation am Gerät mittels Büroklammer einschließt, um eine winzige Metallschublade zu öffnen, die die SIM-Karte-enthält, rufe ich genervt den Firmenkundendienst an. Es sei ganz einfach, sagt mir der Herr am anderen Ende der Leitung. Man müsse doch nur *222# ins Telefon eingeben, dieser Code würde die SIM-Karte für den SMS-Empfang aktivieren. Warum das nicht sowieso aktiviert ist, möchte ich eigentlich wissen, aber der Herr lenkt mein Interesse elegant auf zahlreiche weitere Zahlencodes um, mit denen man dem Handy Befehle erteilen kann, USSD-Codes heißen sie. Als große Freundin von Geräten, die wie vorgesehen funktionieren, ohne dass ich mich mit ihnen weiter als ihrem Verwendungszweck entsprechend befassen muss, möchte ich das alles eigentlich gar nicht wissen, aber interessant ist es trotzdem, gerade weil der Herr auch sehr passioniert von den Rauten und Sternchen und Zahlen erzählt.

Als ich mich endlich losreiße und wieder dem Chef zuwende, hat er dem Kunden nun doch schon eine Mail geschrieben und sagt mir, er habe jetzt keine Zeit mehr, *222# ins Telefon einzutippen, das würden wir machen, wenn er das nächste Mal eine SMS schicken möchte.

Also vermutlich nie.

Novemberregen

2015-05-19

Der Staat sitzt hinter Panzerglas. Kopien sind nicht mehr nötig

Ich gehe zum Deutschen Generalkonsulat in New York und beantrage einen neuen Reisepass. Der deutsche Staat sitzt hinter Panzerglas und sieht gar nicht mal unattraktiv aus – eine blonde Frau, das Haar dem Anlass entsprechend etwas streng zusammengebunden, dezentes, aber sichtbares Rouge. Sie trägt ein Headset, das sie wiederum ein wenig wie eine Callcenter-Mitarbeiterin wirken lässt. Um mit ihr zu sprechen, muss ich einen Telefonhörer benutzen, der neben der Panzerglasscheibe hängt. Das wirkt ein wenig wie in amerikanischen Gefängnissen, aber meine kriminelle Fantasie reicht nicht aus, um mir vorzustellen, warum ein Konsulat so viel besser gesichert sein muss als eine Bank.

Es ist ein bisschen schwer, gleichzeitig den Telefonhörer in der Hand zu halten und mit der anderen Hand in den Papieren, die ich mitgebracht habe, zu kramen. Manchmal muss ich den Hörer aus der Hand legen, um beide Hände zum Kramen freizuhaben, dann merke ich nur an einem schnarrenden Geräusch aus dem Hörer, wenn die Konsularbeamtin wieder mit mir sprechen will.

Von allen Papieren, so war auf der Webseite des Konsulats zu lesen, ist sowohl das Original als auch eine Kopie mitzubringen. Die Beamtin möchte allerdings nur die Originale, die ich gehorsam in ein Schubfach unter

der Panzerglasscheibe lege. Ich erinnere mich an die Erfahrung neulich im Staatsarchiv und vermute, dass das Anfertigen von Kopien inzwischen zu den Hoheitsaufgaben des Staates gehört. Der wirkliche Grund, warum sie nur die Originale will, ist wohl gleichzeitig profaner und fortschrittlicher: Die Konsularbeamtin verfügt über einen Scanner (mit dem Emblem der Europäischen Union drauf), und die Dokumente werden offenbar gleich digitalisiert und elektronisch gespeichert.

Dies sind die Dokumente, die ich mitzubringen hatte, und ihre Geschichte.

- Den **alten Reisepass**, noch vier Wochen gültig, und nach zehn Jahren ausgiebiger Benutzung nahe am Auseinanderfallen. Den Leineneinband, der sich bereits abzulösen begann, habe ich mal vorsichtig mit Papierkleber repariert. Die Nummer des Passes, die ich in zahllose Formulare und Flugbuchungssysteme eingetragen habe, kenne ich seit ein paar Wochen, kurz vor ihrem Ungültigwerden, zum ersten Mal sicher auswendig. Sicher bedeutet in diesem Zusammenhang, dass ich mich traue, sie in offizielle Formulare zu schreiben, ohne sicherheitshalber nachzuschauen.

- Das **Antragsformular** für den neuen Reisepass. Ich habe es, wenige Minuten bevor ich schleunigst zum Konsulat los musste, auf der Webseite des Konsulats gefunden, im Browser in Windeseile ausgefüllt und per Google Print zu Fedex um die Ecke geschickt, da ich selber ja keinen Drucker habe. Nur die Unterschrift fehlte noch, die würde ich im Konsulat nachholen, dazu habe ich geistesgegenwärtig einen der wenigen Kugelschreiber, von deren Existenz ich weiß, eingepackt.

- Eine **Geburtsurkunde**. Ich wüsste nicht, dass ich eine in meinem Besitz habe, aber sie war nicht schwer zu bekommen. Eine E-Mail an das Standesamt meiner Geburtsstadt genügte; sofern ich innerhalb der letzten einhundertzehn Jahre geboren wäre, sei es überhaupt kein Problem. Die Urkunde, ein verblüffend schmuckloses Blatt mit einem kaum als Original zu erkennenden Stempel drauf, wurde mir zugeschickt.

- Eine **Abmeldebestätigung** meines letzten deutschen Wohnorts. Die ist von 2011 und ich hatte große Sorge, dass ich sie in dem Chaos meiner Schublade mit den »irgendwie so halb wichtigen« Papieren unmöglich finden würde. In der Mappe, wo die wirklich wichtigen Papiere sind, ist sie jedenfalls nicht. Ich weiß aber genau, dass ich diese Abmeldebestätigung habe, denn ich musste sie vor einer Weile schon an das deutsche Finanzamt schicken. Das ist auch meine Rettung: Nach langem Herumsuchen stelle ich fest, dass ich sie damals an das Finanzamt gefaxt habe, wozu ich einen E-Mail-to-Fax-Dienst verwendet habe, und das bedeutet, dass sich der Scan noch im Archiv meines E-Mail-Postausgangs befindet. Ich schicke den Scan via Google zu Fedex zum Ausdrucken, die Darstellung ist verkleinert und blass, kaum zu lesen, aber immerhin. Ich sage entschuldigend zu der Konsularbeamtin, dass ich kein Original dazu hätte, aber das scheint nichts auszumachen, sie digitalisiert ohne weitere Nachfrage den von mir überreichten Ausdruck.

- Eine **Stromrechnung** *(utility bill)* als Nachweis meines neuen Wohnorts, denn es gibt in den USA ja kein Einwohnermeldeamt. Meine Stromrechnung erhalte ich ausschließlich digital, also gar nicht, ich kann sie aber auf der Webseite des Stromversorgungsunternehmens jederzeit einsehen und als PDF ausdrucken. Ich habe interessehalber nachgeschaut, wie leicht es wäre, das PDF zu editieren, um eine andere Adresse einzutragen. Das scheint nicht völlig trivial zu sein, weil die Schrift offenbar als Grafik in das PDF eingebettet ist, aber mit ein bisschen Photoshop wäre es natürlich kein Problem.

- Meine **Promotionsurkunde**, falls ich den Doktortitel im Reisepass eingetragen haben möchte. Es ist sehr bedauerlich, aber ich habe keine Ahnung, wo das Original meiner Promotionsurkunde ist, vermutlich in Deutschland in einem Möbellager, aber ich habe einen Scan von ihr, den ich in die Dropbox gelegt habe, wo ich wichtige Dokumente aufbewahre. Auch diesen Scan drucke ich via Google und Fedex aus und gebe ihn der Konsularbeamtin mit der Entschuldigung, dass ich leider

kein Original hätte. Das reicht aber nicht. Ob ich es nicht beibringen könne? Oder ein neues Original von der Universität anfordern? Dauert zu lang. Dann eben nicht. So wichtig ist der Doktortitel im Pass ja nicht.

- Schließlich noch ein Blatt Papier, das mir die Konsularbeamtin aushändigt, auf dem ich meine **Unterschrift** hinterlassen soll, damit sie – verkleinert – in den Pass einbelichtet werden kann. Meine Unterschrift ist in den letzten Jahren unglaublich degeneriert, weil ich fast nichts mehr mit der Hand schreibe. Ganze Buchstaben verschwinden daraus, aber das schlimmste ist, dass sich mehrere aufeinander folgende Unterschriften nur noch entfernt ähnlich sehen. Ich gebe mein Bestes und es sieht immerhin aus, als wäre es eine richtige Unterschrift.

- Das einzige, was ohne Dokumente geht, ist mein **biometrisches Passfoto** (aber das ist ja eigentlich auch ein Dokument), und meine **Fingerabdrücke**, die ich auf einer grün leuchtenden Glasplatte hinterlasse, wie ich sie bisher nur von der Einreise in die USA kannte. Ich glaube, das ist die Zukunft.

Die Anfertigung eines Reisepasses dauert normalerweise acht bis zwölf Wochen; da mein aktueller aber schon in vier Wochen ausläuft, bitte ich um die Express-Bearbeitung mit Zusatzgebühr, bei der es in zwei bis vier Wochen klappen sollte. Wenn der Pass da ist, werde ich per E-Mail benachrichtigt. Ich sollte bitte auch in meinen Spam-Ordner schauen, sagt die Beamtin, denn die Mails vom Konsulat würden häufig als Spam klassifiziert.

André Spiegel

19. Mai 2015

Schwieriger Dateiupload auf dem Lande

Ich möchte die verschiedenen Dateien des neuen Techniktagebuch-E-Books per FTP auf meinen Server legen, damit ich den Ankündigungsbeitrag freischalten und andere Leute das Buch dann herunterladen können. Insgesamt sind es etwa 260 MB (wegen der vielen Bilder). Ich bin gerade bei meinen Eltern auf dem Lande, und auch wenn das Internet hier schon viel besser funktioniert als früher, ist es immer noch nicht sehr schnell. 5 Stunden voraussichtliche Uploadzeit, sagt der FTP-Client.

Ich murre herum und denke öffentlich darüber nach, mit dem Fahrrad in die Stadt zu fahren, wo es vernünftigen Handyempfang gibt, die Dateien dort per Handy hochzuladen und danach einen Beitrag über Dateitransfer via E-Bike zu schreiben. Dann stellt sich heraus, dass mein Vater sowieso zum Wertstoffhof will und einen Fahrer braucht.

Der Wertstoffhof liegt am Stadtrand, ist aber noch mit HSDPA-Internet versorgt. Ich starte den Dateiupload und stelle den aufgeklappten Laptop hinter den Fahrersitz, voraussichtliche Dauer des Uploads: fünf Minuten. Dann werfen wir Müll in verschiedene Container, darunter einige Quadratmeter Hasendraht, die mir bekannt vorkommen. “Ist das mein Kaninchenstall?”, frage ich meinen Vater. “Glaub schon”, sagt er, “was wär es denn sonst.” In den Maschen hängt noch Heu. Das Kaninchen ist 1981 oder 1982 verstorben, ich war elf und bin jetzt vierundvierzig. Vielleicht kommt es auf den Unterschied zwischen fünf Stunden und fünf Minuten am Ende doch gar nicht so an.

Kathrin Passig

20.5.2015

Könnenkunst-Tagesaufzeichnung in 6 Tastendrücken

Eine handelsübliche Tastatur hat rund 100 Tasten, im Chinesischen aber – grob vereinfacht – jedes Wort ein eigenes Schriftzeichen. Um vernünftige Texte schreiben zu können, braucht man Zugriff auf etwa 4000-5000 Zeichen. Wie funktioniert das also?

Vor Aufkommen der Computer war man auf monströse mechanische Schreibmaschinen angewiesen. Dort fuhr man mit einer beweglichen Vorrichtung über einen Setzkasten mit 2000 Zeichen, suchte das richtige raus und schlug dann die Letter mit einem Hebel auf das Papier. Wenn unter den 2000 Zeichen nicht das richtige zu finden war, gab es noch zwei Ersatzkästen, ebenfalls à 2000 Zeichen.

Wie das funktioniert, sieht man hier.

Es leuchtet unmittelbar ein, dass es schneller ging, mit der Hand zu schreiben.

Der Computer bietet heute natürlich ganz andere Möglichkeiten. Dabei lassen sich die Eingabearten in akustische und optische Systeme unterteilen.

Die akustischen Systeme basieren auf dem gesprochenen Wort, also der Phonetik. Man hat zB das Wort 電腦, wörtlich übersetzt Elektrogehirn, also Computer. In chinesischer Hochsprache und dem heutzutage in der VR China für die phonetische Erfassung benutzten Pinyin, kann man das in lateinischen Buchstaben mit *diannao* transkribieren. Gibt man dian ein, werden einem entsprechend der Häufigkeit ihres Vorkommens (und der eigenen Verwendungshäufigkeit) sortiert eine Vielzahl von Zeichen (hier ca. 30) vorgeschlagen, die dian ausgesprochen werden. Dort klickt man das Zeichen für Elektro/Blitz an und schreibt *nao*, wo das Gehirn vermutlich gleich an erster Stelle kommt, weil *diannao* eine übliche Kombination ist. Aus diesem Grund kann man auch gleich *diannao* schreiben und begründete Hoffnung haben, dass der Computer einem das zusammengesetzte Wort gleich in Gänze vorschlägt. Der Nachteil des phonetischen Systems ist, dass dieses an die

Aussprache gekoppelt ist, die sich dialekthalber innerhalb Chinas stark unterscheidet. Für Fremdsprachler ist es natürlich das Mittel der Wahl, denn die lernen ja ohnehin Mandarin. Wegen der vielen Homonyme, also gleichklingenden Silben, muss man allerdings höllisch aufpassen, dass man auch das richtige Wort geschrieben hat und nicht statt “Computer” zum Beispiel völlig sinnlos “Kissenärger”, was genau gleich ausgesprochen wird.

Natürlich gibt es eine Vielzahl solcher Umschriftsysteme. So ist in Taiwan zB Zhuyin oder Bopomofo gebräuchlich, was eigens erfundene, alphabetähnlich funktionierende Zeichen verwendet. Auch gibt es für das in Hongkong und Südchina gesprochene Kantonesisch eigene Umschriften.

Die optischen Systeme gehen von der Zeichenstruktur aus, z. T. von der Schreibreihenfolge oder der Zusammensetzung der einzelnen Grundformen oder auch dem vergleichsweise überraschend simplen Viereckenindex. Der Vorteil hierbei ist, dass die Verwechslungsgefahr geringer ist, der Nachteil, dass man sich sehr lange einarbeiten muss.

Das klingt jetzt vielleicht unwahrscheinlich, aber wenn man Chinesisch kann, kann man auf die eine oder andere Art sehr schnell schreiben. Laut Wikipedia ist die Schreibgeschwindigkeit pro Satz vergleichbar mit der, die man für einen deutschen Satz braucht. Zum Vergleich: für “Gehirn” muss ich 5 Tasten drücken. Für “nao” ganz ähnlich drei Tasten plus den Klick auf das ausgewählte Zeichen. Oder bei “Techniktagebuch” auf deutsch 15 Tasten, auf Chinesisch ji+klick und shu+klick und ri+Klick und ji+Klick (12 Tasten), bzw einfach gleich jishu (Könnenkunst=Technik)+Klick und riji (Tagesaufzeichnung)+Klick (6 Tasten).

Die Folge dessen ist, dass immer weniger Chinesen ihre Schrift noch sicher schreiben können, denn das Schreiben der Zeichen ist eine Art motorische Übung, die gewissermaßen in der Hand gespeichert wird. Und das setzt regelmäßige Übung voraus. Das geht weit über unsere Ermüdung beim ungeübten Handschreiben hinaus, da wir uns unsere paar Buchstaben wohl gerade noch merken können. Der gemeine Chinese und die gemeine Chinesin lernen derzeit also zunächst mühsam die Zeichen zu schreiben, um sie

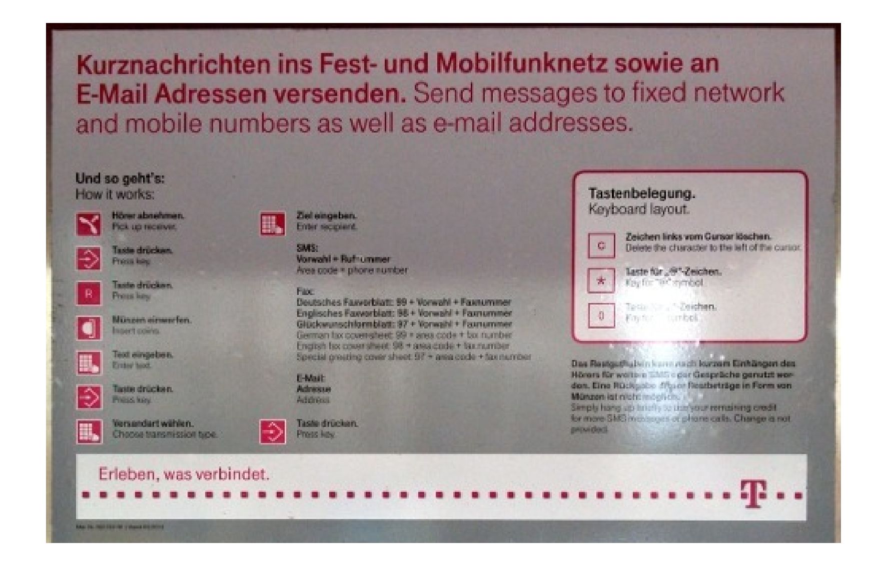
für den aktiven, händischen Gebrauch dann wieder zu verlernen. Das ist für Fremdsprachler natürlich eine Freude, weil sie sich dann weniger dämlich vorkommen.

Ilka Schneider

20.5.15

Wie ich mir per Telefonzelle mailte: Eine Bildergeschichte

Ich bin auf der Suche nach spannenden Urlaubserlebnissen, als ich auf eine Telefonzelle stoße. Sie steht in der Nähe des Hamburger Rathauses und hat Fähigkeiten, die ich nicht vermutet hätte:



Allzeit im Einsatz für das Techniktagebuch beschließe ich, das zu testen.



Das Tippen erfolgt, wie bei älteren Handys auch, über die mehrmalige Betätigung einer Taste, die mit vier bis fünf verschiedenen Zeichen belegt ist. Im Bild oben sieht man in der ersten Zeile, was ich grade schreibe, nämlich HALJ. In der Zeile darunter werden alle alternativen Zeichen für meine letzte Eingabe angezeigt, sodass ich direkt sehen kann, dass ich jetzt noch zweimal die 5 drücken muss, um aus dem J ein L zu machen.

Rechts scheint die Zahl der verbleibenden Zeichen angezeigt zu werden, d. h. eine solche Telefonzellennachricht kann höchstens 143 Zeichen lang sein.



Leicht ist das übrigens nicht, die Tasten reagieren manchmal nicht und manchmal zu schnell. Das ! braucht fünf Anläufe. Sehr ermüdet beschließe ich, es bei dieser kurzen Botschaft zu belassen. Was für ein Glück, dass mir bei dieser Geschwindigkeit keine Fehler unterlaufen – man kann nämlich nur korrigieren, indem man alles von der aktuellen Position aus löscht, bis man an der Fehlerstelle angelangt ist.



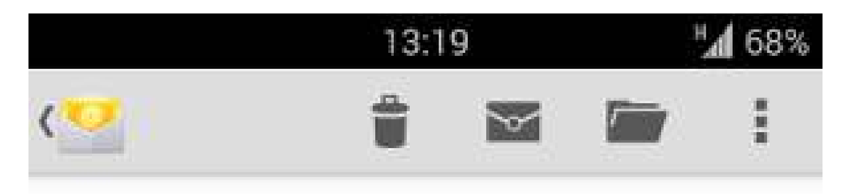
Die Fax-Option reizt mich sehr, aber ich habe keine Nummer zur Hand. Schade, die Kaltmamsell hätte sich sicher gefreut! Ich maile also, und zwar an mich selbst. Dabei sieht es so aus, als würde auch die Buchstabenzahl vor dem @ in die Nachricht einberechnet – jetzt verbleiben nämlich nur noch 127 Zeichen.







Das war günstiger als erwartet: Nur 15 Cent hat die Nachricht gekostet! Es ist jetzt übrigens 11:29 Uhr. Und schon zwanzig Minuten später trifft die Botschaft in meiner Mailbox ein:





Ich empfehle das allerseits zum Nachmachen, so lange es noch geht – meine Mailadresse haben Sie ja jetzt!

Kristin Kopf

21.5.2015

Druckerprobleme – What you see is not what you get

Die Steuerberaterin des Unternehmens, für das ich arbeite, ruft an. Sie ist unzufrieden und möchte wissen, warum wir auf unseren Rechnungen plötzlich keine Steuernummer mehr angeben. Sie findet das schlecht, denn es handelt sich dabei schließlich um eine Pflichtangabe.

Ich kann ihre Haltung verstehen, habe aber keine Erklärung. Zumal wir natürlich nicht jede Rechnung einzeln per Hand zusammenbasteln, sondern ein Template dafür verwenden, das selbstverständlich die Steuernummer enthält, und zwar mittig unten auf der Seite. Also spreche ich mit den Kollegen, die die Rechnungen schreiben. Alle sind erstaunt. Sie suchen die Rechnungen der letzten Monate hervor, und natürlich tragen alle unten eine Steuernummer.

Ich bin verwirrt. Exemplarisch lasse ich mir von den Kollegen eine Rechnung mailen und dieselbe dann von der Steuerberaterin zuschicken. Ich öffne beide PDFs. Das eine enthält die Nummer, das andere nicht. Ansonsten sind alle Informationen gleich.

Ich drucke beide Varianten der Rechnung aus, hauptsächlich, weil ich nicht weiß, was ich sonst machen soll. Als beide Ausdrucke vor mir auf dem Tisch liegen, sehe ich, dass der der Steuerberaterin irgendwie anders gedruckt ist. Kleiner. Verschobener. Nicht ins Auge stechend, aber schon deutlich anders, als der der Kollegen. Ich denke sehr, sehr scharf nach. Dann rufe ich die Steuerberaterin an und frage, woher sie die Rechnungs-PDFs bekommt. Vom meinen Kollegen direkt, oder aus einer anderen Quelle?

Es stellt sich heraus, dass die Rechnungen aus unserm Mutterhaus in den USA an die Buchhalterin geschickt werden. Der Prozess ist so, dass die Rechnung bei uns erstellt und auf Papier verschickt und ein Scan des verschickten Originals dann in die USA gemailt wird. Was man dort damit tut, möchte ich herausfinden, und telefoniere wieder. Dabei erfahre ich, dass man diverse Dinge damit tut, die für mein Problem komplett irrelevant sind, an einem

bestimmten Punkt jedoch druckt seit kurzem eine relativ neue Mitarbeiterin die Rechnung aus und reicht sie in Papierform an jemand anders weiter, der sie dann wieder einscannt. Aus Gründen. Das so entstandene PDF wird dann an die Steuerberaterin gemailt.

Ich lasse mich mit der relativ neuen Mitarbeiterin verbinden. Ich schicke ihr mein PDF mit der Rechnungsnummer und bitte sie, es zu öffnen und mir zu sagen, ob sie unten mittig auf dem Blatt ein komisches deutsches Wort gefolgt von DE und einer Nummernfolge sieht. Sie bejaht. Ich bitte sie, das PDF zu drucken, höre ein Rattern, dann ein paar Schritte und dann sagt sie „And now the most curious thing has happened!“ Die Nummer ist weg und mir wird einiges klar.

Gemeinsam dringen wir in ihr Druckermenü ein. Ihr Papierformat ist in den USA natürlich „Letter“. Gleichzeitig ist nicht vorgesehen, dass ein auf eine eventuell andere Größe genormtes Dokument skaliert wird. A4 ist länger und schmaler als Letter, deshalb ist unsere Steuernummer außerhalb des Druckbereiches und wird einfach abgeschnitten, ersatzweise haben wir an der linken und rechten Seite des Rechnungstextes jetzt noch viel Platz für, weiß nicht, Marginalien vielleicht. Und es ist nicht etwa so, dass der Drucker sein Problem mit dem Druckbereich in irgendeiner Weise kommunizieren würde. Wenn die relativ neue Kollegin die auf Letter ausgedruckten Rechnungen dann weitergibt, werden sie wieder im Letter-Format gescannt und an die Steuerberaterin in Deutschland gemailt, die aber wiederum natürlich auf A4 ausdruckt und sich vielleicht wundert, warum wir unsere Rechnungen so klein und mit so viel weißem Rand drumherum ausstellen, aber wir machen viele komische Sachen, das ist vermutlich nur eine weitere, die sie elegant übergeht.

Um das Problem zu lösen und unsere gesamte Rechnung, mit Steuernummer, auch auf Letter-Format ausdrucken zu können, setzen wir im Druckermenü der relativ neuen Mitarbeiterin ein Häkchen bei „Scale to Fit“. Die Welt ist vorerst gerettet.

Novemberregen

23. Mai 2015

Kalibrierstein



Im Neuen Hafen von Bremerhaven steht eine Granitstele, auf der eine Edelstahlplatte mit GPS-Koordinaten angebracht ist. Die Beschriftung sagt nur, daß es ein GPS-Referenzpunkt ist – anscheinend ist es selbstverständlich, wofür der genau gut ist. Ich mußte es erst auf der Stadt-Homepage nachlesen.

(Natürlich führt der QR-Code nicht auf die Seite, die es erklärt. Außerdem, lieber_r Nachgeborene_r: Im prallen Sonnenlicht sind Handy-Displays zu lichtschwach, um gleich zu erkennen, daß das Bild mies ist.)

Felix Neumann

22. bis 26. Mai 2015

Festivalnotizen

- Kurz vor Abreise trifft meine bei Amazon bestellte selbstaufblasbare Isomatte ein. Ich bin glücklich.

- Dank eines Doppelsteckers im Auto meines Mitfahrers kann ich das Versäumnis, mein Handy voll aufgeladen zu haben wenigstens etwas auffangen. Er nutzt Google Maps als Navigation. Aus reinen Unterhaltungsgründen hat er die englische Sprachversion eingestellt. Wir versuchen zu raten, wie die in einem schweren, amerikanischen Dialekt angesagten deutschen Straßennamen wohl richtig heißen.

- Erstsichtung des Festivalgeländes führt zu der Erkenntnis, dass sich innerhalb der letzten Jahre die Wurfzelte einer bestimmten Marke zu 99% durchgesetzt haben. Sie sind aber einfach auch zu praktisch: Tasche auf, Zelt aufploppen lassen, Heringe rein, fertig. Hantiert noch jemand hilflos mit Stangen seines Igluzeltes herum, wird er von den Zeltnachbarn mitleidig betrachtet.



- Neu für mich ist die “Handyladestation”, einfach nur ein großes Zelt mit Bierbänken und -tischen, auf denen Mehrfachsteckdosen stehen. Ladekabel muss man selbst mitbringen. Bei meinem letzten Festivalbesuch vor drei Jahren habe ich mein Handy im feuchten Waschwagen über die für Föns und Rasierapparate gedachte Steckdose aufgeladen.

- Ebenfalls das erste Mal fällt mir ein Stand mit E-Gitarren auf, die man dort auch direkt ausprobieren darf.

- In der Handyladestation kann man für 1 € Gebühr und 20 € Pfand Powerbanks ausleihen. Wir stellen fest, dass es sich auszahlt, sie auch zurückzugeben, da man für 20 € wesentlich bessere Modelle bekommt. Meine eigene kleine, blaue Powerbank mit etwa 3500 mAh hielt ich bisher für ganz okay, bis ich die von einem Freund mit 15000 sehe. Powerbankneid.

- Mein Smartphone beschließt, jetzt doch das überfällige Android-Update anzunehmen, was es bisher aus mir unerfindlichen Gründen verweigerte. Diese akkulastige Aktivität und meine durch Nachlässig-

keit ungenügend aufgeladene Powerbank führt dazu dass ich die Handyladestation tatsächlich nutzen muss, obwohl ich das Smartphone kaum verwende. Als Zeitvertreib schreibe ich diese Notizen in Kurzfassung mit Kugelschreiber auf einen für diesen Zweck mitgenommenen Block. Ich werde daraufhin von einem Festivalbesucher angesprochen, da er kaum noch jemanden kennt, der "so schnell schreiben kann". Wir unterhalten uns kurz darüber, ob Handschrift ausstirbt und was das bedeuten würde.

- Während eines ansonsten irrelevanten nächtlichen Zwischenfalls auf dem Gelände stelle ich fest: so schnell sterben handschriftliche Notizen nicht aus, Polizisten benutzen sie zum Beispiel immer noch.

- Durch das Android-Update gibt es jetzt eine schöne, neue Ladeanimation in dem der Strom durch schwebende grüne Teilchen symbolisiert wird.

- Erfreulich: Die Duschwagen wurden seit meinem letzten Besuch von Sammelkabinen mit sechs Nasszellen und furchtbar unhandlichen und ekligen Vorhängen zu Einzelkabinen upgegraded. Meine Freunde erzählen mir, dass es davor eine Großraumdusche für alle gab. Ich weiß noch von Münzduschwagen bei einem anderen Festival um 2000, die damals als große Innovation bestaunt wurden. An die duschlosen Festivalzeiten erinnern wir uns mit Schaudern.

- An einem einzigen Stand kann man tatsächlich mit EC-Karte bezahlen. Der Händler stammt aus den Niederlanden. Ich bin nicht überrascht.



- Beim Zähneputzen am Sammelwaschbecken wird neben mir ein Herr von seinen Zeltkumpanen als “dekadent” bezeichnet, weil er eine elektrische Zahnbürste dabeihat.

- Die von einem Freund mitgebrachten Guinness-Dosen haben eine Plastikkugel, die für besseren Schaum sorgen soll. Die Grolsch-Dosen haben eine Temperaturanzeige.

- Auf einem Spaziergang treffen wir die Zeltnachbarn beim Geocachen mit dem Smartphone und schließen uns spontan an. Es stellt sich heraus, dass der Cache 30 Meter hinter einer Absperrung liegt, von der ich mir nicht sicher bin, ob sie verhindern soll, dass nicht zahlende Gäste das Gelände betreten oder dass betrunkene Festivalbesucher harmlose Spaziergänger stören. Die Security lässt uns, nachdem wir ihr das Geocache-Konzept erklären und versprechen, in Sichtweite zu bleiben, durch. Die Zeltnachbarin wird schnell fündig und lässt uns mitloggen.



- Zukünftige Campingerfindungen, die ich mir wünsche (oder von denen ich vielleicht nur noch nichts weiß): Isomatten mit verstellbarer Beheizung, Kraftfeld gegen Ameisen, auf Handtaschengröße faltbare Hovertransportwagen.

Angela Heider-Willms

26. Mai 2015

Digital Eingebürgerte

Die Mutter: “Irgendwas mit Hostname nicht erkannt, was ist denn da?”
Ich: “Also ich hab auch kein Internet.”
(Verdächtige Vatergeräusche in der Nähe des WLAN-Routers.)
Beide: “Hast du das Internet ausgeschaltet?”
Der Vater: “Ja, wieso? Brauchts ihr des?”

Chor der Entrüstung: “Natürlich brauchen wir das! Wir brauchen das immer! Ohne Internet kann man nicht Scrabble spielen!”

Bemerkenswert ist daran nicht die Frage des Vaters, für den das Internet eventuell so etwas ist wie Licht, das man ausschalten muss, wenn man das Zimmer verlässt. Es ist der Protest der Mutter, die seit etwa anderthalb Jahren genau weiß, wofür man das Internet braucht und dass man es *immer* braucht und nicht nur manchmal.

Kathrin Passig

2015 (und einige Jahre vorher)

Auf bestimmte SMS reagiert man am besten, indem man anruft

Die Kommunikation mit meinen Eltern funktioniert nicht ganz, sagen wir mal… *ausgewogen*. Meine Mutter hat ein Smartphone und mittlerweile weiß sie auch, wie sie andere Dinge damit machen kann als zu telefonieren, tatsächlich guckt sie aber im Gegensatz zu mir nicht dauernd auf ihr Smartphone.

Eine Standardsituation ist also die folgende:

Meine Mutter will irgendwas von mir wissen und schickt mir eine SMS. Ich bekomme die SMS und schreibe binnen Minuten eine Antwort zurück.

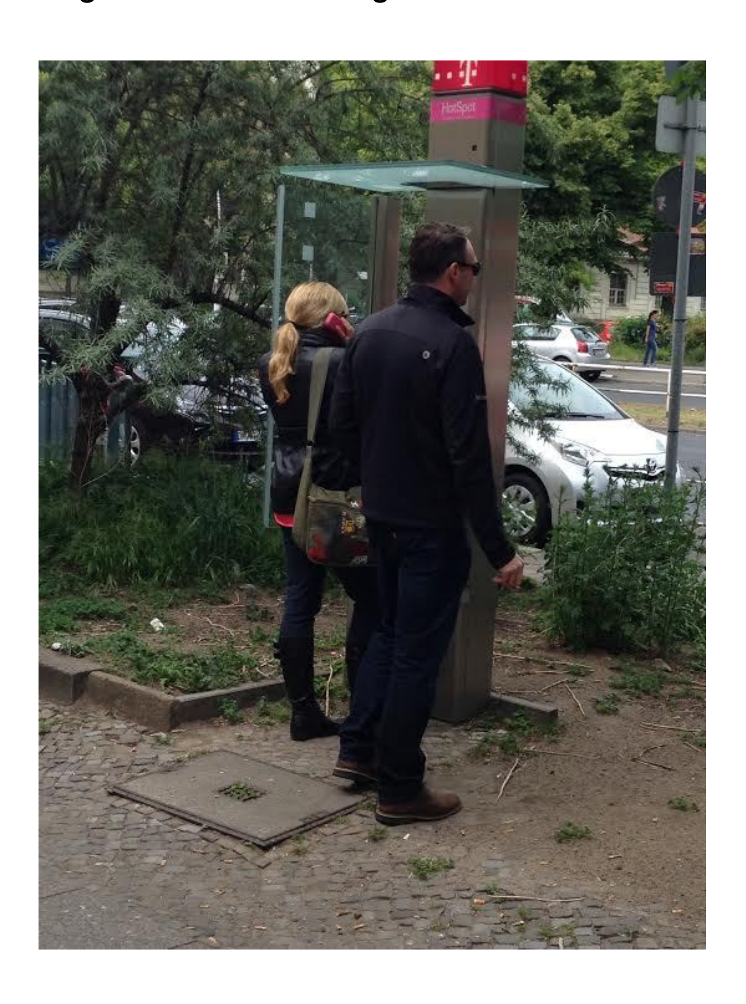
Tatsächlich habe ich aber gelernt, dass selbst die sofortige Reaktion meistens nicht das gewünschte Ziel hat. Anscheinend schreibt meine Mutter eine SMS und legt SOFORT DARAUF das Handy weg und guckt erst mal nicht drauf.

Wenn ich also eine SMS bekomme, rufe ich einfach zurück, meistens auf dem Festnetz und beantworte die schriftlich gestellte Frage mündlich. Manchmal nutze ich die Gelegenheit, darauf hinzuweisen, dass ich ja letztens eine Mail zu Thema Soundso geschrieben habe, worauf meine Mutter sagt, da müsse sie mal meinen Vater fragen, davon wüsste sie jetzt so nichts.

Anne Schüßler

29.5.2015

Breaking News: Warteschlange an Berliner Telefonzelle



Ich laufe an einem öffentlichen Münzfernsprecher vorbei und halte plötzlich inne. Irgendetwas ist hier merkwürdig. Dann wird es mir klar. Ich habe gerade eine Warteschlange an einer Telefonzelle gesehen. Um sicherzugehen, frage ich nach und tatsächlich, die beiden gehören nicht zusammen. Er wartet, während sie Münzen nachwirft.

sleeplessdarkhorse

Etwa Oktober 2014 – 29.5.2015

Barcoderaub

Mir steht der Sinn nach einer neuen Dosierhilfe für Waschmittel. Die alte ist sehr verbeult und hat auch schon einen oder zwei Risse. Aber wie es immer so ist mit Anschaffungen, die keinen hohe Spaßfaktor haben, vergeht Zeit: Zuerst hoffe ich mehrere Monate lang, in einer Waschmittelpackung eine Dosierhilfe vorzufinden – manchmal, aktionsweise, ist das ja so. In den letzten Monaten aber leider nicht. Ich beginne also, bei meinen Einkäufen im Drogeriemarkt immer mal nach Dosierhilfen Ausschau zu halten, entdecke aber keine. Irgendwann fällt mir ein, meine Mutter zu fragen. Statt wie erwartet sofort eine von ihr ausgehändigt zu bekommen, schaut sie mich merkwürdig an und sagt: "Die kriegt man doch kostenlos im Internet."

Ich google „Dosierhilfe". Der erste Nicht-Anzeigentreffer lautet „Dosierhilfen-Bestellung". Ich werde weitergeleitet auf ein Bestellformular, alles ist sehr einfach: ich kann „Pulver" oder „Flüssigwaschmittel" auswählen, gebe dann meine Anschrift und E-Mail-Adresse an. Die Mailadresse ist wichtig, man bekommt nämlich einen Link geschickt, mittels dessen die Dosierhilfenbestellung noch einmal bestätigt wird. Offenbar kommt es regelmäßig vor, dass böswillige Mitmenschen ihre Opfer mit unautorisierten Dosierhilfenbestellungen überschwemmen – dem ist durch dieses Sicherheitsverfahren ein

Riegel vorgeschoben, bzw. eigentlich natürlich nicht, aber egal. Man kann die kostenlose Dosierhilfenbestellentscheidung dann eben noch einmal eine Nacht überschlafen, das schadet nie.

Bei mir kommt es so weit aber zunächst einmal gar nicht, denn ganz unten im Formular soll ich die Nummer des Strichcodes des Produkts, zu dem mir eine Dosierhilfe fehlt, eingeben. Also die Zahlen unter dem Barcode, EAN heißen sie. Mir fehlt zwar eine Dosierhilfe zu allen meinen Produkten, aber ich habe keine EAN zur Hand, ich sitze nämlich auf der Couch und habe keine Lust, aufzustehen. Ich vertage die Bestellung.

Es vergehen wieder einige Wochen. Ab und zu entsinne ich mich der fehlenden Dosierhilfe, jedoch nie zu einem Zeitpunkt, zu dem ich in der Nähe einer passenden EAN wäre. Doch dann ist es so weit, ich stehe im Drogeriemarkt und tippe die Nummer unter dem Barcode eines Waschmittels des entsprechenden Herstellers, das ich nicht kaufe, in das Internetformular. Ein bisschen habe ich ein schlechtes Gewissen, Barcoderaub zu begehen. Aber ich will diese Dosierhilfe!

Alles klappt, ein paar weitere Tage später erinnere ich mich sogar daran, den per Mail erhaltenen Bestätigungslink zu klicken. Dabei werde ich dann plötzlich experimentierfreudig, rufe das Formular nochmal auf und stelle fest, dass ich ganz tatsächlich auch die EAN einer Kekspackung hätte eingeben können, ohne dass das Bestellformular aufmuckt. Eiskalt ausgeblufft vom Waschmittelkonzern. Fast bin ich empört, aber dann denke ich daran, dass ich bald meine Dosierhilfe in den Händen halten werde. Und wenn man mir dann noch eine zweite für Butterspekulatius hinterherschickt, soll es mir auch recht sein.

Novemberregen

Mai 2015

„Eine Maschine, die dich einfach ersetzt“

Frau S. bietet mir gleich nach zwei Wochen das Du an und freut sich, „endlich wieder einen neuen jungen Menschen“ an der Kasse zu sehen. Manchmal kommt sie mit ihrer Freundin aus dem Altersheim, deren Name ich mir nie merken konnte, aber meistens ist sie alleine unterwegs. Sie scheint auch ständig mit irgendwelchen anderen Menschen aus dem Altersheim im Streit zu sein und meidet diese dann sehr offensichtlich. Versteckte Auseinandersetzungen und kleine Machtkämpfe zwischen herabgeschriebener Milch und frischen Brötchen, die ich morgens noch halb schlafend backe – in diesem kleinen Dorfsupermarkt zu arbeiten, erweist sich bald als aufregender als gedacht.

Wie die ganze Welt von der Technik heimgesucht wird, geschieht dies auch da ziemlich schnell. Mein Chef ist sehr aufgeregt, als wir von weiter oben zwei vollelektronische Kassen vorgeschrieben bekommen. Da kann man seine Artikel selbst einscannen, den Betrag in Noten oder Münzen oder mit Karte begleichen, seine Sachen selbst einpacken und wieder gehen. Man muss niemanden grüssen oder sich für nichts bedanken, man ist selbstständig und vielleicht auch schneller, das ist erstrebenswert. Diese Kassen können eine gute Sache sein. Für Bahnhofseinkäufe, die unter Zeitdruck gemacht werden müssen. Wenn man abends so müde ist, dass man nicht einmal mehr fähig ist, dem*der Verkäufer*in ein Lächeln zu schenken, oder ganz einfach, wenn so viele Leute da sind und die Schlange endlos erscheint. Aber ich habe von Anfang an die Wirksamkeit und die Richtigkeit dieser Kassen in einem eher kleinen Dorfsupermarkt angezweifelt, in dem die Leute so gerne noch über das Wetter, den neuen Busfahrplan oder den letzten Urlaub plaudern.

Die Kassen werden installiert und am ersten Tag ihres Gebrauchs bin ich da eingeteilt. Ich stehe zwischen den zwei Kassen und habe die Aufgabe, unseren Stammkund*innen die Vorteile zu erklären. Ich bekomme einen wich-

tigen Badge, um in das Kassengeschehen einzugreifen bei Alterskontrollen oder Kreditkarten, die nicht funktionieren wollen. Als ich von weitem den Haarschopf von Frau S. sehe, ahne ich bereits Böses.

Wie erwartet ist sie alles andere als zufrieden. Sie kommt mit ihren ledrigen Händen kaum bis zum Bildschirm hinauf, den sie bedienen soll. Sie muss zuerst den Rollator inklusive Korb in die richtige Position bringen, dann um ihn herum laufen und vorsichtig die Ware ausladen, die sie auf einem Zwischenregal abstellen muss, weil ihre Kraft nicht ausreicht, die Tüte ganz nach oben zu legen. Irgendwann scanne ich ihre Ware ein (billige Milch, zwei Brötchen, billigen Honig, drei Eier – wie fast jeden Tag) und zeige ihr, wo sie das Geld einwerfen kann. Grosse Aufregung, als das Rückgeld in Zweifrankenstücken herauskommt und nicht in zwei Einfrankenstücken. Frau S. braucht nämlich immer diese Einfrankenstücke, um damit ihre Wäsche zu waschen. Als die Ware schliesslich im Rolli verstaut ist, sind ihre Haare zerrauft, ihre mottenzerfressene Handtasche durchwühlt und ihr Gesichtsausdruck unzufrieden. Sie nimmt meine Hand und meint „Das ist schon verrückt. Eine Maschine, die dich einfach ersetzt? Das gab es früher nicht. Nein, so was gab es wirklich nicht. Ich weiss noch, als ich zum ersten Mal eine Strumpfhose suchte, habe ich“ – Und genau in diesem Moment klingelt der Alarm der anderen Kasse, weil irgendjemand Zigaretten einscannt und ich überprüfen muss, ob dieser Kunde das auch wirklich darf. Ich lasse Frau S. stehen und sehe aus den Augenwinkeln, wie sie sich langsam vom Laden wegschiebt.

Die nächsten drei Tage arbeite ich nicht, und als ich vier Tage später den Pausenraum betrete, merke ich sofort, dass eine spezielle Stimmung herrscht. Aufgeschlagen auf dem Tisch im Mitarbeiter*innenraum liegt die Seite mit den Todesanzeigen und da ist Frau S. abgebildet. Einen Tag, nachdem ich keine Zeit für sie hatte, ist sie verstorben. Ich hätte gerne erfahren, wie Frau S. ihr erstes Paar Strumpfhosen gekauft hat.

Anaïs Clerc

Vermutlich Mai 2015

Im Callcenter ist man besorgt um mich

Ich verursache einen Auffahrunfall mit dem Tesla. Kurz danach klingelt mein Handy. Der Tesla-Straßendienst ist dran: “Herr Hogenkamp, ich sehe, Sie hatten einen Unfall. Ist bei Ihnen alles okay? Brauchen Sie Hilfe, sollen wir jemanden schicken, Polizei, Krankenwagen?” Ich sage: “Mir fehlt nichts, ich bin gerade dabei, mit der Fahrerin des beschädigten Autos den Europäischen Unfallbericht auszufüllen. Wenn Sie in fünf Minuten noch mal anrufen, sind wir damit fertig.” Ein paar Minuten später: “Herr Hogenkamp, ich sehe, Sie fahren jetzt wieder, geht denn alles?” – “Sieht alles soweit okay aus, nur das Lämpchen vom Airbag leuchtet.” – “Ja, das sehe ich hier auch.”

Peter Hogenkamp

Mai 1969, 2011, und 2015

Das magische Auge kehrt zurück. Nein, es verreist

Im Mai 1969, wenige Tage vor meiner Geburt, kaufen meine Großeltern ein Röhrenradio, Modell *SABA Villingen*.



Dieses Radio wird später zu meinen frühesten Kindheitserinnerungen gehören. Besonders das magische Auge hat es mir angetan. Das ist eine grün leuchtende Abstimmungsanzeige neben der Senderskala, die angibt, wie gut der gerade eingestellte Sender empfangen wird. Beim Drehen am Senderknopf sieht es aus, als ob sich das magische Auge erweitert oder verengt. Am besten eingestellt ist ein Sender, wenn das Auge zu einem engen Schlitz geschlossen ist.



Nach dem Einschalten mit dem satt klackenden Druckschalter bleibt das Radio noch etwa zehn Sekunden lang stumm, denn die Röhren müssen vorglühen. Danach hebt der warme Röhrensound an, wobei der Ton sich nicht einfach abrupt einschaltet, sondern wie mit einer geschwinden Bewegung aus einem sehr stillen Nichts in den Raum tritt.

Die Wörter auf der Senderskala kann ich als Kleinkind noch nicht lesen. Später werden sie stumme Zeugen einer versunkenen, elektromagnetischen Geographie: *Stavanger, Nice, Droitwich, Hörby, Beromünster.* Der *Vatikan* sendet auf zwei verschiedenen Frequenzen; eingezeichnet sind auch der *Schweizer HF-Tel.-Rundspruch I-VI* und *Deutscher Drahtf. VII-IX.*



Ich frage mich heute, im Jahr 2015, ob jemals irgendwo ein Besitzer eines solchen Radios einen nennenswerten Anteil der verzeichneten Stationen bei genau diesen Frequenzen empfangen konnte. Kathrin Passig, darauf befragt, ist überzeugt: Die Frequenzen waren für die Ewigkeit.

Die Rückwand des Radios birgt weitere Eigentümlichkeiten. *Echtes Nussbaum Furnier* steht auf einem mit Bindfaden angebrachten Anhänger. *Der Export dieses Geräts ist nur mit unserer schriftlichen Genehmigung gestattet.*

Außerdem steht da *Made in Western Germany!* mit einem Ausrufezeichen; es ist die Zeit, in der die Abkürzung »DDR« in westdeutschen Medien nur in Anführungszeichen stehen darf.



Ich nehme das Radio aus dem Nachlass meiner Großmutter an mich und bringe es im Jahr 2011 an Bord eines Flugzeugs nach Amerika, im Handgepäck, eingewickelt in eine Decke und eine IKEA-Tüte. Das Bündel läuft durch die Röntgenscanner und verursacht bei den Sicherheitsleuten nicht einmal ein Stirnrunzeln. Offenbar verreisen viele Leute mit Röhrenradios. Lediglich bei der Einreise in die Staaten werde ich angesprochen, was denn das für ein schweres Bündel sei.

Als ich das Radio mit dem amerikanischen Stromnetz verbinden will, erlebe ich eine weitere Überraschung: Es verfügt auf der Rückseite über einen Umschalter zwischen 120 und 220 Volt. Waren meine Großeltern kosmopolitischer als ich dachte? Nein. Wie mir Menschen, die aus ländlichen Gegenden in Süddeutschland stammen, versichern, gab es bis in die sechziger und siebziger Jahre in Deutschland noch Stromnetze mit 120 Volt – ein Detail, für das ich heute, im Jahr 2015, außer diesem Hörensagen noch keinen anderen Beleg finden konnte, nicht einmal in der Wikipedia. *(Update 2015-06-09: Nach Hinweisen aus der Bevölkerung vom Autor eingefügt.)*



Dass das Radio wirklich Ende Mai 1969 gekauft wurde, weiß ich aufgrund der Kaufurkunde, die ich im Wohnzimmer meiner Großmutter unter dem Gerät fand. Leider habe ich sie inzwischen verlegt. Ich hätte sie gleich digitalisieren sollen.

André Spiegel

Juni 2015, sicher auch schon früher

Die Signiermaschine

Ich arbeite bei einer sehr großen öffentlichen Bildungseinrichtung und benötige vom Leiter dieser Institution eine Unterschrift auf einem wichtigen Dokument. Da ich noch nicht allzu lange dort beschäftigt bin, bin ich mir über das Prozedere im Unklaren und bitte Kolleginnen um Hilfe – schließlich hätte der Präsident doch sicher viel zu tun und könne dieses Dokument deswegen vielleicht nicht bis zum gewünschten Zeitpunkt unterschreiben. “Doch, doch”, wird mir versichert, ich solle einfach im Leitungssekretariat anrufen und dann gleich dort vorbeigehen – die Unterschrift werde per Maschine erstellt. In der Erwartung eines (wie auch immer gearteten) Druckers suche ich das entsprechende Büro auf. Dort werde ich überrascht: ein junger Mitarbeiter (eindeutig nicht der Leiter) sitzt an einem Tisch, auf dem ein grauer Kasten (ca. 30*30*30 cm) steht, an dessen Oberseite mehrere metallene Arme/Greifer/Spinnenbeine (mit Gelenken und teilweise überkreuzt) befestigt sind. Vorne an dem Kasten ist eine Platte mit Linealen zur genauen Ausrichtung befestigt.

In die Arme der Maschine ist ein Füller eingespannt und der junge Mitarbeiter gibt sich große Mühe, von einem Stapel Papiere, ähnlich meinem mitgebrachten, jeweils ein einzelnes sehr genau ausgerichtet unter dem Füller auf der Platte zu platzieren. Sobald die gewünschte Position erreicht ist, drückt er an der Maschine einen Knopf, der Füllerhalter senkt sich in Richtung des Blattes bis der Stift aufsitzt und sehr langsam die Unterschrift des

Leiters der Einrichtung schreibt. Nach Abschluss (es dauert länger als eine Unterschrift von Hand und wirkt vom Vorgang her in etwa so schwungvoll wie konzentriertes Nachzeichnen) reicht der Mitarbeiter mir das Papier und ich muss, wie bei einer normalen Füller-Unterschrift, warten, bis die Tinte getrocknet ist. Ich bin sehr fasziniert – einerseits wirkt das Gerät wahnsinnig altmodisch, andererseits hat man dank der Technik eine sehr echt wirkende (und entsprechend autorisierte) Unterschrift, die wesentlich offizieller wirkt als eine gedruckte.

Die anschließende Recherche bei Wikipedia ergibt dann, dass diese Maschine, ein sogenannter "Unterschriftenautomat" (oder auch Signiermaschine), schon seit Anfang des 20. Jahrhunderts existiert und bevorzugt von Politikern und Berühmtheiten verwendet wird. Durch eine Einlernphase ist sie in der Lage, Druck und Winkel des Originalschreibers zu übernehmen – allerdings kam sie laut ihrem Wikipediaartikel auch schon mehrmals zu unrühmlicher Bekanntheit, da sie immer mal wieder in Prozessen (Steuerhinterziehung etc.) eine Rolle spielte.

Andererseits führte sie vermutlich auch zu vielen glücklichen Teenagerherzen, die zumindest bis vor ca. 15 Jahren (bis dahin kann ich es noch selbst nachvollziehen) dank dieser Maschine zu original Autogrammkarten ihrer Lieblinge aus der Bravo kamen.

Ninu

18. Juni 2015

Dramatische Uhrengebrauchsgesten im Café

Ich sitze mit Sascha Lobo und Peter Hogenkamp in einem Café. Beide tragen eine Apple Watch, wollen aber nichts darüber ins Techniktagebuch schreiben, "keine Zeit".

Ich sehe die Uhr zum ersten Mal im Einsatz und teile nach einer Stunde Sascha mein leises Unbehagen mit: Handygebrauch in sozialen Situationen stört mich nicht, aber die klassische Auf-die-Uhr-Seh-Bewegung ist für mich aus historischen Gründen noch mit “ich hab es eilig oder langweile mich und will weg” konnotiert. Sascha sagt, das sei sein Fehler, er habe gerade eine allzu dramatische Uhrengebrauchsgeste gemacht. Normalerweise merke sein Gegenüber gar nicht, wenn er beispielsweise im Gespräch eine SMS beantworte, weil die Uhr dafür vorgefertigte Antworten bereithalte, so dass es meistens genüge, sie zweimal nebenbei zu berühren. “SMS, meinst du das generisch?”, frage ich. “Ja, generisch, alle Arten von Nachrichten.”

Im weiteren Verlauf des Gesprächs verfolge ich Saschas Uhrenkommunikation aus dem Augenwinkel, und er hat recht. Ein Großteil der Benutzung geschieht so unauffällig, dass ich es ohne seinen Hinweis nicht bemerkt hätte. Sowohl Sascha als auch Peter greifen im Verlauf der zwei Stunden unseres Gesprächs nur selten zu ihren multiplen Handys und Tablets. Mit “selten” meine ich dabei eine Frequenz, die andere Leute vermutlich “ganz schön oft” nennen würden. Neu ist aber, dass sie die Geräte nur nutzen, um einander zu zeigen, wie bestimmte Dinge auf so einem Display aussehen, und nicht, um nachzusehen, ob was Neues passiert ist.

Kathrin Passig

19. Juni 2015

Was kostet es eigentlich, ein Handy aufzuladen? Eine einfache Textaufgabe (Hilfsmittel sind zugelassen)

Ich betrete das Café Prassnik. Außer mir ist noch fast niemand da, deshalb kann man sehr gut sehen, dass ich sofort meine Mehrfachsteckdose anschließe und mein Handy lade. Das Prassnik ist nicht so ein Mit-aufgeklapptem-Macbook-Herumsitzcafé, vielleicht liegt es daran, dass ich zum ersten Mal

seit langer Zeit darüber nachdenke, ob ich wohl ein schlechtes Gewissen dem Betreiber gegenüber haben muss, weil ich mein Handy auf seine Kosten lade.

Ich google, wie viele Milliampèrestunden (mAh) der Akku des Nexus 5 hat: 2.300. Dass die wichtige Währung mAh heißt, weiß ich seit dem Kauf des Anker-Zusatzakkus. Dann versuche ich, mit der Google-Umrechnungsfunktion mAh direkt in kWh umzurechnen und scheitere. Ich muss erst nachlesen, wie diese Umrechnung eigentlich funktioniert: Man braucht auch noch eine Voltangabe dafür. Das Nexus 5 scheint mir 5 Volt zu haben, jedenfalls kommen 5 Volt aus seinem Ladegerät. Ich denke nicht darüber nach, wie diese Angaben logisch zusammenhängen könnten, denn daran scheitere ich seit Jahrzehnten. Ich bin nicht stolz darauf.

Ich trage die Werte 2.300 und 5 in einen Online-Umrechner ein und bekomme 11,5 Wattstunden heraus. Weil ich meinen Fähigkeiten beim Verschieben von Kommas aus Erfahrung nicht über den Weg traue, überlasse ich Google die Umrechnung in Kilowattstunden:

11.5 watt hours =

0.0115 kilowatt hours

More info

Eine Kilowattstunde kostet auf meiner Stromrechnung ungefähr 25 Cent, meine ich mich zu erinnern, und nachdem ich zum ersten Mal den Taschenrechner des Handys benutzt habe, komme ich auf einen Handyladepreis von einem Viertelcent. Weil ich davon ausgehe, dass diese Zahl nicht nur mich überrascht, frage ich im Techniktagebuch-Redaktionschat:

Kathrin: wusstet ihr, was 1x Handyladen kostet? auch nur größenordnungsmäßig?
Kristin: Das oder der?
Kathrin: ich hab es gerade ausgerechnet für das Nexus 5, um herauszufinden, wie groß mein schlechtes Gewissen Cafébetreibern gegenüber sein muss.
Ellen: ich habe keine Ahnung
André: . 001 ct
Kathrin: denkt euch was aus, dann sage ich die Auflösung.
Ellen: 3 ct
Kathrin: ok, ein Viertelcent ist es.
Ellen: ah. Dann muss man kein schlechtes Gewissen im Café haben, finde ich.
Felix: Puh. Ein bisschen weniger Scham.
Kristin: Auf jeden Fall billiger als ein Handyladen.
Felix: Kriegt man den nicht für 1 € zum Franchise-Vertrag dazu?
Kristin: like emoticon[1]
André: Wie genau kommst du denn auf die Zahl, Kathrin? Bei einem schnellen Ladegerät zieht ein Android-Handy 1A Strom bei 5V Ladespannung, das Aufladen dauert ungefähr eine Stunde. Also 5Wh. Das ist 1/200 einer kWh. Eine Kilowattstunde kostet 28.8 Cent. Macht dann 0.144 Cent für einmal Handy komplett laden.
André: Okay, das Nexus 5 hat tatsächlich etwa 8Wh Batterieleistung, das bringt's schon ziemlich nahe an deinen Viertelcent. Hab nichts gesagt *flöt*
Andrea: so oder so ist das VIEL weniger als ich vermutet hatte. Nie mehr schlechtes Gewissen.
André: Spannend wäre auch die Frage, was es *wirklich* kostet, einen Tesla aufzuladen, sofern die Supercharger, wie geplant, solar-autark sind, also nur die Herstellungskosten amortisiert werden müssten. Könnte auch schnell in

[1] Im Original ein Facebook-Daumen, der beim Herauskopieren des Chatlogs so wiedergegeben wird.

den Centbereich gehen.
Markus: Das ist aber ne schwierige Frage, weil ja ein Supercharger theoretisch mehrere Teslen laden oder gar überleben kann.

Das rechne ich heute jedenfalls nicht mehr aus.

Kathrin Passig

23. Juni 2015

"Meine Mutter postet Fotos von mir auf Facebook und ich will das nicht"

Letzte Woche war ich zum ersten Mal an der Deutschen Schule Moskau, zu Gast bei zwei fünften Klassen. Silke, bloggende Fünftklässlermutter, hatte die Idee gehabt: eine Fragestunde rund um soziale Netzwerke, weil die Schüler allmählich in das Alter kommen.

90 Minuten in einem proppenvollen Raum, in einer Atmosphäre, die einem die Kinder sympathisch macht und die Lehrerinnen direkt dazu: Normale Geräuschkulisse, normal viel Konzentration, normal viel Gewusel und Ich-muss-mal-schnell-aufs-Klo. Viele, viele, viele Fragen, und zwar von so gut wie allen.

Gelegentlich souffliert mal eine Mitschülerin das richtige deutsche Wort – einige Kinder hier wachsen zweisprachig auf. 90 Minuten Hin und Her, Frage, Antwort, Nachfrage, bessere Antwort. Alles von "Wer hat Facebook erfunden" bis "Ist Cyber-Mobbing schlimmer als normales Mobbing?" Das hier ist mir besonders aufgefallen:

1. Hardware

"Wie viele Geräte gibt es bei euch zuhause, mit denen man ins Internet kommt?" Die Antworten gehen von zwei bis zu spektakulären 30 (folgt die Beschreibung des zugehörigen Vaters und seines Jobs). Und wehe, man er-

klärt nicht präzise genug – zum Beispiel den Trend, dass Hardware-Firmen versuchen, immer kleinere, leichtere Geräte auf den Markt zu bringen. “Das iPhone sechs ist aber größer als das fünfer.” Äh. Ja. Stimmt.

2. Wissensstand

Jaja, alles Digital Natives, schon klar. Aber wenn ich auf die Frage hin, ob Leute per Computer Banken das Geld wegnehmen können, erkläre, was ein Hacker ist – und sofort der Hinweis kommt: “Es gibt aber auch gute Hacker, die nur gucken, ob alles sicher genug ist.” Wenn es um WhatsApp-Alternativen geht und ein halbes Dutzend Schüler Threema kennt. Wenn einer wissen will, wo Edward Snowden gerade ist und ein anderer, ob Amerika echt Merkels Handy abhört. Dann ist das schon ziemlich beeindruckend.

3. Kompromisse

Vielleicht am interessantesten fand ich, welche Deals die einzelnen Schüler mit ihren Eltern haben. Genauer gesagt: Unter welchen Bedingungen sie in sozialen Netzwerken aktiv sein dürfen. “Keine Fotos aus unserer Wohnung.” – “Den Instagram-Account so einstellen, dass man jeden Kontakt erst erlauben muss.” – “Ich darf keine Fotos posten, aber meine Zeichnungen.” Klang alles sehr pragmatisch.

4. Kettenbriefe

Kettenbriefe sind echt immer noch ein Ding. “Sind die immer fake?”, hieß die Ausgangsfrage – wir haben dann noch etwas allgemeiner über Gerüchte im Internet gesprochen. Populär war in der Klasse vor allem die Behauptung, bei einem Online-Spiel (hab den Namen leider nicht mitbekommen) sitze hinter den Augen der Katzen auf dem Bildschirm ein Mensch und gucke einem beim Spielen zu.

5. Privatsphäre

Ich dachte immer, das klassische Muster ist: Kinder geben leicht zu viel preis und Eltern müssen sie davor schützen. Stimmt aber gar nicht immer, mehrere Schüler haben vom umgekehrten Problem erzählt: “Meine Mutter postet Bilder von mir bei Facebook und ich will das nicht.” – “Meine Mutter hat ein Bild von mir gepostet und ich find doof, was sie da druntergeschrieben hat.” Bei allen Kindern, die sowas angesprochen haben, war es die Mutter.

Und hier die ganze Liste der Fragen – zumindest die vorher eingesammelten:

- Spioniert man mich bei Facebook aus?
- Instagram: Kann sich jemand in meine Kamera hacken und Fotos nehmen?
- Kann jemand lesen, was wir im Internet schreiben?
- Kann man die Bilder, die wir posten, für Werbung benutzen?
- Sind alle Kettenbriefe („schicke das an 10 Personen weiter und Du bekommst. . . “) fake?
- Wer hat Facebook erfunden?
- Kann man mich auf den Netzwerken ausspionieren?
- Wieso gibt es Cybermobbing und warum machen manche das?
- Welches der sozialen Netzwerke ist am bedrohlichsten?
- Wer hat WhatsApp erfunden?
- Ist Cyber-Mobbing schlimmer als normales Mobbing?
- Sollte man auf einer sozialen Netzwerk-Seite sein?
- Wie wurden die sozialen Netzwerke so erfolgreich?

- Warum gibt es WhatsApp nur für Handy und nicht für Tablets?
- Warum muss man auf Facebook seine Identität bestätigen?
- Sind alle sozialen Netzwerke sicher?
- Gibt es viele Leute, die die sozialen Netzwerke missbrauchen?
- Wenn man was auf Deutsch schreibt, können andere Menschen, die die Sprache nicht sprechen, den Post automatisch lesen (wird er automatisch übersetzt)?
- Wieso wurde Faceboook gegründet?
- Ist es möglich, Cyber-Mobbing zu verhindern?
- Welches soziale Netzwerk ist am sichersten?
- Wozu ist Snapchat gut?
- Warum kann man Kommentare, die andere Leute beschimpfen, nicht blockieren?
- Wie kommt man zu Bing?
- Wie entstehen soziale Netzwerke?
- Ab wie vielen Jahren darf man soziale Netzwerke benutzen?
- Sagen Sie uns jetzt, dass WhatsApp und so doof ist?
- Kann jeder einfach mein Kontakt sein?
- Wie funktioniert Werbung in sozialen Netzwerken?

Zuerst veröffentlicht bei kscheib.

Katrin Scheib

1983/1989/2015

Entweder war früher alles einfacher, oder es liegt an meiner Biologielehrerin

Filme herzeigen im Unterricht: 2015. Die Lehrerin (ich) betritt den Seminarraum. Schließt ihr Macbook Air an die Projektionszentrale an. Thunderbolt auf VGA, das Bild erscheint. Klinkenstecker ein, Film ab. Kein Ton. Herumfummeln. Kein Ton. Thunderbolt auf HDMI. Ton funktioniert, Netflix spuckt eine seltsame Fehlermeldung aus. Das studentische Publikum beginnt zu recherchieren, ob man den Film irgendwo runterladen kann, um ihn via VLC per HDMI abzuspielen. Zurück zum VGA-Stecker, Klinke rein. Ton funktioniert, Bild auch. Die Stunde ist gerettet.

Filme herzeigen im Unterricht: 1989. Die Lehrerin betritt die Klasse. Sperrt den “Multimedia-Schrank” auf. Schaltet Fernseher und Videorekorder an. Schiebt die VHS-Kassette ein, die ihr eine Kollegin aufgenommen hat. Der Fernseher zeigt kein Bild. Schüler (darunter ich) beginnen zu kichern. Lehrerin schaltet zwischen den Kanälen rum. Kein Bild. Lehrerin schaltet alles aus, wieder ein. Bild ist da. Die Stunde ist gerettet.

Filme herzeigen im Unterricht: 1983. Die Lehrerin rollt den Filmprojektor in den Saal. Spannt die Filmrolle ein, schiebt die Tafel runter, damit auf die Wand projiziert werden kann. Legt einen Schalter um, der Film, Tage zuvor geordert in der Wiener Lehrbildstelle, läuft. Die Stunde war nie in Gefahr.

War meine Biologielehrerin 1983 ein Nerd oder war früher alles einfacher, frage ich mich.

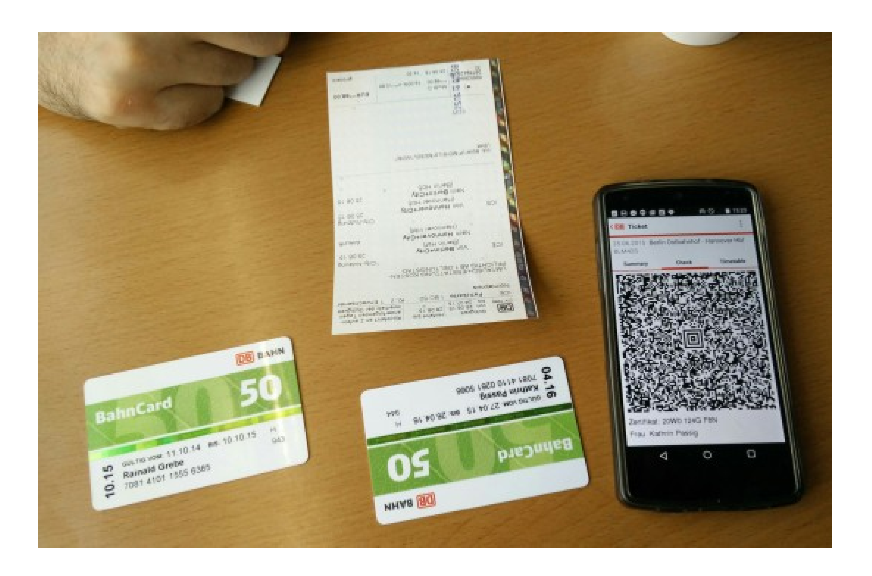
Katharina Schell

25. Juni 2015

Das Kaninchen wird per NFC aus meinem Ohr gezogen

Auf dem Weg zum Bahnhof gehe ich noch beim Coworkingspace vorbei, um nach der Post zu sehen. Und obwohl laut DHL-Tracking mein neues OnePlus One Handy noch in irgendeinem Zustellzentrum herumtrödelt, ist es in Wirklichkeit schon da. Am Bahnhof hole ich es aus seiner Schachtel und nehme es in Betrieb. Da ich wenig Zeit habe, komme ich eigentlich nur dazu, die mitbestellte Displayschutzfolie aufzukleben. Wenn man die Displayschutzfolie direkt nach dem Entfernen der ab Werk angebrachten, leider immer mit Unfug bedruckten Folie aufklebt, hat der Staub keine Zeit, sich zwischendrin auf dem Glas festzusetzen. Dann schalte ich das Handy ein, und der Rest muss warten.

Im Zug bin ich dann endlich einmal in der lange herbeigesehnten Lage, mit meinem Zweithandy mein Handy fotografieren zu können.



Das Abgebildete ist an sich nur mäßig interessant, aber der Besitzer der anderen Bahncard und ich sind gerade auf dem Weg zu einer Veranstaltung, bei der wir über Analoges und Digitales reden werden, und dazu passen die beiden Tickets ganz gut.

In Hannover angekommen, möchte ich das Foto twittern, falls irgendwer deshalb beschließt, noch schnell zur Veranstaltung zu kommen. Das neue Handy ist aber noch gar nicht mit irgendeinem Internet verbunden, einen Twitterclient hat es wahrscheinlich auch nicht, das Foto müsste also erst irgendwie auf das alte Handy übertragen werden.

Zufällig habe ich im Laufe der Veranstaltungsvorbereitung den Beitrag wiedergelesen, in dem ich genau dieses Problem im Mai 2014 schon einmal gelöst habe. “Pass auf!”, sage ich zu meinem eher analog interessierten Gastgeber, “hier, ich muss nur das eine Handy an das andere dranklopfen, und dann . . . ” Dann passiert natürlich erst mal gar nichts, aber nachdem ich NFC auf beiden Handys eingeschaltet und die (aus einem einzigen Satz bestehende) Anleitung für Android Beam gelesen habe, taucht das Foto wirklich auf dem anderen Handy auf. Der Gastgeber ist ein gutes Publikum, vorher ruft er “Das glaube ich nicht, wie soll denn das gehen!” und danach “Nein! Doch! Oh! Das ist ja wie Zauberei, wenn das Kaninchen hier verschwindet und dann aus deinem Ohr wieder herausgezogen wird!” Ich bin auch ziemlich beeindruckt, aber nur heimlich.

Kathrin Passig

27. Juni 2015

“Surfen oder MSN”: Neues von der multitaskenden Jugend

Bei der Grünen-Veranstaltung “Leben und Lernen im digitalen Zeitalter” zeigt ein Referent diese Slide über die Angewohnheiten der Jugend von heute:



“Lieblingsmusik anhören” (vom MiniDisc-Player), “Mit einem Freund telefonieren” (Festnetz), “Surfen oder MSN” (Röhrenmonitor, rechts vorne Verdacht auf Modem) und “Mathematik-Hausaufgaben erledigen”. MSN gibt es tatsächlich immer noch, den am Folgetag dazu befragten Neffen und Nichten (5–12) sagt die Abkürzung aber nichts.

Die Nichte (10), minecraft-kompetent, Smartphonebesitzerin (Android), zu den Gegenständen im Bild befragt:

Ich: Das große weiße Ding? *(der Röhrenmonitor)*

Nichte: Computer.

Ich: Das kleinere weiße Ding davor? *(Lautsprecherbox)*

Nichte: Weiß nicht.

Ich: Das schwarze Ding? *(Festnetztelefon)*

Nichte: Ein … Ding.

Ich: Und das, wo er die Hand drauf liegen hat? *(Maus)*
Nichte: Maus!
Ich: Und unter der Maus? *(Mauspad)*
Nichte: So eine ... Maus... Mausablage ... nein! Das sind seine Hausaufgaben.
Ich: Das da? *(Tastatur)*
Nichte: Tastatur.
Ich: Und das kleine silberne Ding? *(MiniDisc-Player)*
Nichte: Das ist das Handy. Das seh ich.

Multitasking-Update 2015:



Der Laptop ist der Arbeitsrechner des Vaters (hinten links ein Dongle der Bildverarbeitungssoftware, links der USB-Stick mit den Hausaufgaben). “Ich bau in Minecraft einen Atomreaktor, und ich schau am Handy ein YouTube-Let’s-Play dazu an und bau gleichzeitig mit.”

Kathrin Passig

30. Juni 2015

Unkomfortable Folgen der Bahncard Comfort

Ich logge mich ins “Meine Bahn”-Konto ein, um Bahn-Bonuspunkte in ein Freifahrt-Onlineticket zu verwandeln, denn seit man das Onlineticket nicht mehr ausdrucken muss, kann ich ja endlich was mit meinen vielen Punkten anfangen. Dort sehe ich, dass ich bald wieder eine Bahncard Comfort bekommen werde:

Meine BahnCard-Services
Statuspunkte: 2032
ab 2.000 Pkt. bahn.comfort-Status
Prämienpunkte: 6173 → Punkte einlösen → Punkteübersicht

“Der Bahn-Comfort-Status, da ist er! Runter von meinen Plätzen, ihr unprivilegierten Parasiten!” rufe ich in den Techniktagebuch-Redaktionschat, denn dort hat sich Thomas Wiegold erst kürzlich darüber lustig gemacht, dass ich gar keinen Comfort-Status habe. Die Sache mit den Spezialsitzplätzen, die man damit belegen darf, ist mir egal, aber ich habe mir schon ein wenig Sorgen gemacht, ob der Wegfall des Status, den ich früher jahrelang innehatte, bedeutet, dass Veranstalter mich nicht mehr so mögen.

Leider scheitert mein Freifahrteinlösungsversuch im allerletzten Schritt: Ich habe angeblich keine gültige Bahncard.


Ihre Identifizierungskarte für die Kontrolle im Zug → Identifizierungs-Daten ändern

Identifizierungskarte	BahnCard	**Inhaber**	Kathrin Passig
Kartennummer	7081 4110 0261 5068		
gültig bis	26.04.2016		

bahn.bonus-Prämienbestellung

Sehr geehrte Kundin, sehr geehrter Kunde,

der Prämienbuchungsvorgang kann nicht fortgesetzt werden, da Sie nicht im Besitz einer gültigen BahnCard sind. Bestellen Sie doch gleich Ihre neue BahnCard online hier auf www.bahn.de.

Wir bitten um Ihr Verständnis.

Ihr Team von www.bahn.de

Ich betrachte meine Bahncard, ich betrachte mein Kundenkonto, ich fange noch mal von vorne an. Keine gültige Bahncard. Ich rufe den Bahncardservice der Bahn an.

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 5 Minuten. Das Gespräch wird zum Festpreis abgerechnet, Ihnen entstehen also keine zusätzlichen Kosten durch die Wartezeit. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Eine Bahncardservicemitarbeiterin geht dran. Ich schildere mein Problem. "Ja, da muss ich Sie mit dem Bahn-Bonus-Service verbinden."

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 3 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Eine Bahn-Bonus-Mitarbeiterin geht dran. Ich schildere mein Problem. Sie lässt sich meine Bahncardnummer geben. "Ja, da muss ich Sie mit dem Bahncardservice verbinden." "Aber von da komm ich doch gerade!" Ich zetere ein bisschen herum und werde dann mit dem Bahncardservice verbunden.

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 4 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Der Bahncardservice ist nach wie vor nicht zuständig und verbindet mich mit dem Onlineticketservice. Nachdem ich zum vierten Mal mein Problem geschildert habe, erklärt mir ein Mitarbeiter: "Ich habe eine gute und eine schlechte Nachricht für Sie: Die gute ist: Sie sind jetzt Bahn-Comfort-berechtigt und die neue Bahncard ist schon unterwegs zu Ihnen. Die schlechte: Ihre alte Bahncard ist deshalb schon nicht mehr gültig, die neue wird aber erst ungefähr zum Zeitpunkt der Zustellung aktiviert. Deshalb haben Sie im Moment keine gültige Bahncard. " Ich lache sehr. "Na, wenigstens können Sie drüber lachen, das können nicht alle." Ich sage, so gern hätte ich den nutzlosen Bahn-Comfort-Status dann doch nicht, dass er mir 89 Euro wert wäre. So viel kostet nämlich das Ticket, das ich jetzt selbst bezahlen muss. Ob ich den Comfort-Status ablehnen könnte? Nein. Ob man die alte Karte noch mal kurz reaktivieren könnte, bis die neue da ist? Nein. Ob man mir wenigstens Bahn-Bonuspunkte im Gegenwert dieser Fahrt zum Trost gutschreiben könnte? Das weiß nur die Bahn-Bonus-Abteilung.

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 7 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Die freundliche Dame in der Bahn-Bonus-Abteilung kann in dieser Hinsicht leider gar nichts für mich tun.
Ich: "Aber wir sind uns darüber einig, dass das nicht richtig ist, dass ich jetzt 89 Euro bezahlen muss, weil ich einen Comfort-Status kriege, für den ich

mich gar nicht interessiere?”
Sie: “Darüber sind wir uns einig, ja. Aber ich kann da nichts machen. Ich bin hier das kleinste Rädchen im Getriebe.”
Ich: “Angenommen, ich werde jetzt hysterisch und beschimpfe Sie: Können Sie den Anruf dann irgendwohin eskalieren?”
Sie: “Wenn Sie mich anschreien und beschimpfen, dann muss ich Sie zum Kundendialog durchstellen.”
Ich: “Ist das gut oder schlecht?”
Sie: “Ich weiß nicht. Aber an sich ist der Kundendialog dafür zuständig, Probleme unzufriedener Kunden zu lösen.”
Ich: “Geht das auch ohne Anschreien und Beschimpfen oder soll ich?”
Sie: “Hm, sagen wir mal so: Ich fühle mich jetzt schwer beleidigt. Moment, ich verbinde Sie.”

Ihre voraussichtliche Wartezeit beträgt: 2 Minuten. Bitte haben Sie noch etwas Geduld! Wir werden Sie schnellstmöglich mit unserem nächsten freien Mitarbeiter verbinden.

Tatsächlich sind es eher zehn Minuten, also wenn ich vorher schon jemanden angeschrien und beschimpft hätte, wäre meine Laune jetzt sicher nicht besser. Dann meldet sich eine Dame, deren müder und vollkommen gleichgültiger Stimme anzuhören ist, was für ein harter Job es ist, immer die Kunden durchgestellt zu bekommen, die schon auf dem Schrei-und-Schimpf-Level angekommen sind.

Ich: Schildere mein Problem zum sechsten Mal.
Kundendialog: “Wenn Sie nicht im Besitz einer gültigen Bahncard sind, können Sie keine Freifahrt buchen.”
Ich: “Aber dafür kann ich doch nichts, dass ich nicht im Besitz einer gültigen Bahncard bin. Das liegt daran, dass Sie tagelang brauchen, um mich von der regulären Bahncard auf die Bahncard Comfort umzustellen.”
Kundendialog: “Einen Moment.”

Warteschleifenmusik

Kundendialog: "Ja, da können wir leider nichts machen."
Ich: "Auch nicht mir zum Trost Bahn-Bonuspunkte im Gegenwert von diesen 89 Euro gutschreiben, die der Comfort-Status mich jetzt kostet?"
Kundendialog, äußerst gelangweilt: "Wenn Sie keine gültige Bahncard haben, können wir Ihnen keine Punkte gutschreiben."
Ich muss schon wieder sehr lachen. "Aber in ein paar Tagen dann? Wenn ich wieder eine gültige Bahncard habe?"
Kundendialog: "Ja, rufen Sie dann noch mal an."
Ich: "Ich telefoniere jetzt seit einer Dreiviertelstunde mit sechs verschiedenen Stellen. Das würde ich ungern noch mal machen. Haben Sie denn keine Wiedervorlage?"
Kundendialog: "Nein. Ich kann einen Vorgang anlegen."

Ich bekomme eine Vorgangsnummer.

Ich: "Und was mache ich dann damit?"
Kundendialog: "Damit rufen Sie noch mal an."
Ich: "Wo?"
Kundendialog: "Beim Kundendialog."
Ich: "Steht die Nummer auf der Website?"
Kundendialog: "Ja."
Ich: "Ich hab nachgesehen, die steht da nicht."
Kundendialog: "Das ist die 01806 996633. Nach der Begrüßung sagen Sie gleich das Stichwort Fernverkehr, dann landen Sie beim Kundendialog."

Update: @DB_Bahn findet, keine der vier Stellen sei für mich zuständig gewesen. Richtiger Ansprechpartner sei vielmehr der Comfort-Service. Die Nummer für den Comfort-Service steht nicht auf der Website, sondern nur auf der Bahncard Comfort, die ich noch nicht habe. Ich schreibe das nicht aus Kleinlichkeit auf, es entzückt mich ehrlich und ich würde gern in der Abteilung arbeiten, die sich das alles ausdenkt. Aber Systeme bringen solche Wunderlichkeiten ja ganz von allein hervor, leb wohl, nicht existierender Traumberuf.

Update 2: Ein @DB_Bahn-Mitarbeiter geht der Sache von sich aus nach und schickt mir zwei Tage nach diesem Beitrag eine Mail, die den Sachverhalt bestätigt:

> "Ist die Produktion im System vermerkt, wird der Status der 'alten' Karte (ohne Status) automatisiert geändert. In dem Fall von aktiv auf inaktiv. Das heißt, die Karte (ohne Status) ist händisch am Automaten, im Reisezentrum und im Zug nutzbar und kann vorgezeigt bzw. verwendet werden. Die Prämieneinlösung ist damit allerdings nicht möglich, da das System eine Momentabfrage vornimmt. Da sich die Statuskarte noch in der Produktion befindet und somit nicht „aktiv" ist, erhalten Sie die entsprechende Fehlermeldung, dass bei der Prämienbestellung keine gültige BahnCard vorliegt, obwohl Sie faktisch eine gültige BahnCard in der Hand halten. Nachdem der Versand der Statuskarte vorgenommen wird, ändert sich im System auch der Status dieser Karte von 'in Produktion' zu 'aktiv'. Dieser Zeitraum kann ca. 6 – 7 Tage betragen . . . "

Das Wort "Status" bedeutet in dieser Beschreibung zwei verschiedene Dinge. Zum Trost bekomme ich 1.000 Bonuspunkte gutgeschrieben.

Kathrin Passig

seit 1994

Tabs sind was für dritte Zähne

Seit 1994, so sagt mir mein ergoogeltes Wissen zum Thema "tabbed browsing", gibt es Browser mit einer "Tab Funktion", seit 2006 haben das wohl alle. Somit kann man also schon seit 9 Jahren mehrere Internetseiten offen halten, also mehrere Vorgänge, ganz viele Vorgänge, unübersichtlich viele.

Immer wieder fällt im Redaktionschat der Satz “was täte ich nur ohne Tabs”?, und ich sehe beim Wort “Tabs” das Bild eines Wasserglases mit sprudelnden Zähnen vor mir.

Ich nutze nämlich keine Tabs. Ich kann das nicht handhaben.
Wenn ich z. B. auf Twitter bin, bin ich dort und nirgendwo anders, denn ich habe ein physisch-haptisches Gedächtnis. Sicher gibt es einen Fachbegriff dafür, den ich nicht kenne. Wahrscheinlich liegt es daran, dass ich sehr schlecht sehe, und das wurde sehr spät erkannt. Davor wurde ich halt für tapsig gehalten. So machte man das früher, wenn Kinder sich seltsam verhielten. Dass ich kein räumliches Sehen habe, kam niemandem in den Sinn.

Jedenfalls orientiere ich mich im Raum durch Anfassen. Möbel, Einrichtung, Wände. So was. Das geht blitzschnell und ich lerne rasch. Mein Gedächtnis funktioniert mit ebensolchen “Räumen”, ich erinnere mich an Latein links oben und Mathe rechts unten und an das Kleid der schwedischen Prinzessin bei ihrer Hochzeit im Fach für überflüssiges Wissen, was sehr groß und überraschend aufgeräumt ist.

Das Internet ist ein Raum mit sehr vielen Zimmern auf derselben Stelle: meinem Monitor. Das macht es äußerst schwer, meine räumliche Erinnerung auszutricksen, und mir z. B. verschiedene Netzquellen zu merken. Ich weiß daher die meisten meiner notwendigen Internetadressen auswendig und tippe sie ein, damit ich wenigstens einen kleinen körperlichen Vorgang (= Tippen) habe, um dorthin zu gelangen, wo ich hinmöchte.

Tabs machen mein Orientierungssystem zunichte, daher löse ich das anders: ich benutze für verschiedene Oberthemen wie z. B. “social media” oder “Herumstromern” verschiedene Browser, weil die wenigstens verschieden aussehen. Das ist die einzige Methode, um sicher durch einen Vormittag zu navigieren. Und mich daran zu erinnern, was ich wo gelesen haben könnte.

Ich denke, aus demselben Grund kann ich mit eBooks nichts anfangen. Ich weiß nie, welche ich schon habe, welche ich bis wo gelesen habe, und wie sie überhaupt heißen. Die Navigation auf den Readern ist stets an derselben Stelle und die Texte unterscheiden sich im Erscheinungsbild zunächst

durch nichts (bei angepasster Schrift an die Reader haben sie nicht einmal mehr verschiedene Schriftarten im Angebot). Ich brauche die verschiedenen Farben, Größe und Haptiken, um mich an sie zu erinnern.

Von größeren Menschenmengen halte ich mich hingegen fern, denn Menschen bewegen sich nur allzu oft von der Stelle weg, an der ich sie mir gemerkt habe, und nur sehr wenige Fremde haben Verständnis, wenn ich sie anfasse und erkläre, dies diene lediglich der Orientierung auf meinem Weg zur Toilette.

Pia Ziefle

2015 (und die dreißig Jahre davor)

Zehnfingerschreiben ist nur was für Sekretärinnen

Zehnfingerschreiben gehört zu den nützlichsten Fähigkeiten, die ich in der Schule gelernt habe. Also, eigentlich nicht in der Schule, sondern nachmittags, anderswo und freiwillig. Wie nützlich das später auch für Nicht-Sekretärinnen werden würde, konnte man schon damals, Mitte der 80er Jahre, ahnen, denn auch Akademiker mussten ja vermutlich ihre eigenen Texte tippen. Dass wenige Jahre später in jedem Privathaushalt und an jedem Arbeitsplatz ein Computer stehen würde, und dass auch in gut bezahlten, angesehenen Berufen das Diktieren zugunsten des Selberschreibens verschwinden würde, war noch nicht so klar, da will ich jetzt niemandem Vorhaltungen machen.

Aber 2015 könnte man es allmählich besser wissen. Der Neffe geht auf die Realschule und lernt dort Zehnfingerschreiben. Allerdings nur, weil es eben eine Realschule mit einem Verwaltungszweig ist. Auf dem Gymnasium der Nichte spielen Tippfähigkeiten nach wie vor keine Rolle.

Eine Fähigkeit, die einmal mit einem statusniedrigen Beruf in Verbindung gebracht wurde, braucht offenbar Jahrzehnte, um diesen Ruf wieder abzuschütteln, auch wenn einer der derzeit angesehensten und zukunftssichersten Berufe, der des Softwareentwicklers, gar nicht so wenig mit dem Betätigen von Tasten auf einer Tastatur zu tun hat.

Kathrin Passig

2. Juli 2015

Allein im Wasser

In der Mitte eines Sees. Ich frage mich, wie viel ich schon geschwommen bin. Meine rechte Hand greift in die Tasche meiner Badehose und sucht nach dem Smartphone. Enttäuscht zieht sie sich wieder zurück.

Felix Lorenz

Februar 1985, entdeckt 2015

Programmcode, Schreibmaschine, und die Präzision der Mutterliebe

Es könnte ein Zeichen für die inzwischen beträchtliche Reichweite des Techniktagebuchs sein. Oder dafür, dass man bei CHIP nach wie vor ganz schön auf Zack ist. Oder, wie Kathrin lakonisch anmerkt, einfach für die *six degrees of separation*.

Jedenfalls ist Josef Reitberger, der heutige Chefredakteur von CHIP, persönlich in den Archivkeller gegangen, um das Februarheft des Jahres 1985 ausfindig zu machen, und hat mir per Facebook und E-Mail Scans davon zukommen lassen. Wohlgemerkt: Ohne dass ich ihn darum gebeten oder auch nur Kontakt zu ihm aufgenommen hätte.

Musik mit dem Sinclair ZX81

Der Kleine ist nicht stumm

Auch dem ZX81 von Sinclair kann man Töne entlocken, wenn man es richtig anstellt, und die Möglichkeiten sind nicht uninteressant. Wie man dazu vorgehen muß, zeigt dieser Bericht.

Das Programm erzeugt am MIC-Ausgang des ZX81 (Kassettenport) Rechteckschwingungen, die über einen Verstärker, etwa einen auf Aufnahme geschalteten Kassettenrecorder, hörbar sind.

Dadurch wird der ZX81 fast zu einem richtigen Musikinstrument. Allerdings muß der Nachteil in Kauf genommen werden, daß bei der Tonerzeugung das Fernsehbild verschwindet. Auf dem Bildschirm sind dann ähnliche Streifen zu sehen, wie sie beim Aufzeichnen von Programmen entstehen.

Die eigentliche Tonerzeugung übernimmt ein Maschinenprogramm, welches durch das Programm

CHIP 167

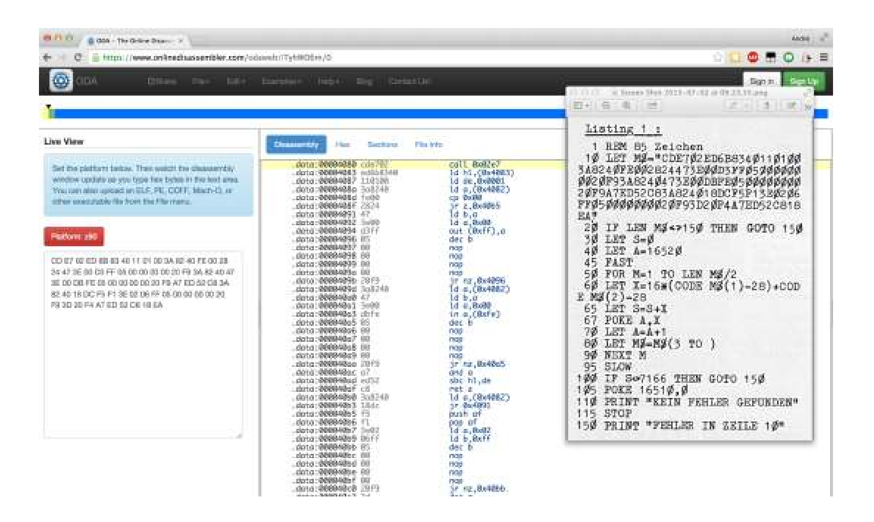
Ab Seite 167 dieser Ausgabe steht er tatsächlich: Der Kleine ist nicht stumm, der Artikel über den ZX81, dessen Programmlistings meine Mutter auf einer elektromechanischen Schreibmaschine abgetippt hat, während ich im Krankenhaus auf meine Gehirnoperation wartete.

```
Listing 1 :
  1 REM 85 Zeichen
 1Ø LET M$="CDE7Ø2ED6B834Ø11Ø1ØØ
3A824ØFEØØ2824473EØØD3FFØ5ØØØØØØ
ØØ2ØF93A824Ø473EØØDBFEØ5ØØØØØØØØ
2ØF9A7ED52C83A824Ø18DCF5F13EØ2Ø6
FFØ5ØØØØØØØØ2ØF93D2ØF4A7ED52C818
EA"
 2Ø IF LEN M$<>15Ø THEN GOTO 15Ø
 3Ø LET S=Ø
 4Ø LET A=1652Ø
 45 FAST
 5Ø FOR M=1 TO LEN M$/2
 6Ø LET X=16*(CODE M$(1)-28)+COD
E M$(2)-28
 65 LET S=S+X
 67 POKE A,X
 7Ø LET A=A+1
 8Ø LET M$=M$(3 TO )
 9Ø NEXT M
 95 SLOW
1ØØ IF S<>7166 THEN GOTO 15Ø
1Ø5 POKE 1651Ø,Ø
11Ø PRINT "KEIN FEHLER GEFUNDEN"
115 STOP
15Ø PRINT "FEHLER IN ZEILE 1Ø"
```

Die Listings sind ein Blick in eine versunkene Zeit. Nicht nur die Nullen sind große Os mit einem nachträglich darübergetippten Schrägstrich. Was mein Gedächtnis völlig unterschlagen hat, ist das Dollarzeichen (ein S, ebenfalls mit darübergetipptem Schrägstrich), der Stern oder Asterisk (ein x

mit einem darübergetippten minus), und das Zeichen für Ungleichheit, ein kleiner-als-größer-als (<>), das nun wirklich nur von Hand und mit feinem Filzstift in den Programmtext platziert werden konnte.

Mit einer Zärtlichkeit, wie nur ein Sohn sie für seine Mutter empfinden kann, habe ich das Herz des Programms, den hexadezimalen Maschinencode aus Zeile 10 des ersten Listings, von Hand in einen Z80-Disassembler (»Rückübersetzer«) getippt, den ich per Google gefunden habe. Der Code, in die für Menschen verständlichere Assemblersprache zurückübersetzt, sieht absolut korrekt aus, die Sprungadressen und die Schleifenlogik stimmen.



Dass Mutterliebe dennoch nicht einfach mit technischer Präzision gleichzusetzen ist, zeigt sich in den späteren Listings, wo ihre Konzentration beim Abtippen minimal ermüdet sein muss. Da fehlt ein Leerzeichen in Zeile 110 von DEMO 3, das Semikolon in Zeile 100 von Listing 4 hätte eine 1 sein müssen, und die Formel in Zeile 160 sieht etwas merkwürdig aus. Aber das sind harmlose Fehler, keiner davon im technischen Herz des Programms, und

man kann wohl mit Fug und Recht erwarten, dass jemand, der ernsthaft solche Listings aus Computerzeitschriften abtippt, schon von selber merkt, was gemeint ist.

```
     DEMO 3:
1ØØ POKE 16515,2Ø
1Ø5 FOR P=25Ø TO 1Ø STEP -3
11ØPOKE 16514,P
115 RAND USR 1652Ø
12Ø NEXT P
125 GOTO 1Ø5

     Listing 4:

1ØØ LET PT =;/325ØØØØ
1Ø5 SCROLL
11Ø PRINT "FREQUENZ(HERTZ)? ";
115 INPUT F1
12Ø PRINT F1
125 SCROLL
127 IF F1<235 OR F1>19117 THEN
GOTO 18Ø
13Ø LET T=1/F1/PT
135 LET P=INT((T-116)/54+Ø.5
14Ø PRINT "P-WERT:";P
145 SCROLL
15Ø LET F2=1/(PT*(54*P+116))
155 PRINT "NAEHERUNGSWERT:";F2;
" HZ"
157 SCROLL
16Ø LET PZ=ABS (F2*1ØØF1-1ØØ)
165 PRINT "ABWEICHUNG:";PZ;
" PROZENT"
17Ø SCROLL
172 PRINT "--------------------------------"
175 GOTO 1Ø5
18Ø PRINT "FREQUENZ NICHT ERZEUG
BAR."
185 GOTO 17Ø
```

Ungelöst dagegen bleibt das Problem meiner eigenen Biographie. Da dieses Heft wirklich im Februar 1985 erschienen ist, muss meine Gehirnoperation wohl doch eher im Sommer 1984, und nicht 1983 stattgefunden haben. Aber sicher weiß ich das immer noch nicht.

André Spiegel

7.7.2015

Urlaub in Eiderstedt – eine Zeitreise

Wir machen Urlaub in Eiderstedt. Vier Menschen mit drei Smartphones und zwei Tablets.

Die Ferienwohnung hat WLAN, hieß es.

“Das WLAN ist im Moment etwas schwach, 1&1 hat mir 6 MBit versprochen, hier kommt aber an guten Tagen maximal 1 MBit an,” begrüßt uns der Vermieter.

Tatsächlich ist das WLAN eher mäßig. Bilder laden endlos lang. Webseiten brauchen ewig. Die Ewigkeit steigert sich, wenn die anderen Gäste zuhause sind. Das Haus hat insgesamt 4 Ferienwohnungen.

Bis zum Timeout.

Timeout.

Timeout.

Ich gehe wieder ins mobile Internet.

Edge! Ha! 1&1 können mich mal!

Auch da dauert das Laden von Webseiten ewig. Ein Instagram-Bild hochladen? Was haben wir gelacht. Nicht nur hier, in St. Peter-Ording ist gar keine Verbindung möglich.

Ja-ha. Es wird Netz angezeigt. Und viel Signal, aber nur handverlesene Bits schaffen den Weg bis ins Gerät.

Ein paar Meter weiter ist die Kirche, zugleich ein Ingress-Portal. Ich überlege mir, dass sie ein perfektes Langzeitportal für die Guardian-Badge wäre. Man könnte sie von zuhause schön aufladen, aber kein gegnerischer Spieler könnte sie bei diesem Netzempfang angreifen.

Wenn ich dort mal Netz hätte. Das Laden von Ingress dauert alleine sieben oder acht Minuten. Das Setzen des ersten Resonators bricht ab. Wegen Timeouts.

Abends funktioniert das WLAN eine Weile. Ich sehe, dass zwischen zwei der Bitcoin-Börsen, die ich überwache, ein Preisgefälle von 7€ pro Bitcoin herrscht. In der mit dem günstigeren Preis habe ich sogar einige Euro Guthaben und kaufe Bitcoin.

Beim Versuch, die Kryptowährung auf die andere Börse zu überweisen – ich muss nur einen kryptischen Key per Cut&Paste vom einen Browsertab in den anderen übertragen – passiert: Nichts. Timeout. Timeout. Nach 45 Minuten klappt es und ich schaffe es mit Mühe, den Verkauf zum eben noch realistischen Preis zu beauftragen.

Stelle am nächsten Morgen fest, dass der Preis inzwischen soweit gesunken war, dass ich die Bitcoin zur Verlustminimierung sofort verkaufen müsste.

Wenn ich es könnte.

Timeout.

Timeout.

Das letzte Instagram-Bild habe ich im WLAN eines Klamottenladens in St. Peter-Ording hochgeladen.

Diesen Text schreibe ich in einem Offline-Editor auf dem Tablet und werde ihn in eine Messingkapsel einlöten. In der Hoffnung, dass Archäologen ihn eines Tages finden.

Wartet nicht auf mich, lasst mich einfach hier zurück.

Timeout.

Timeout.

Volker König

Seit 2012

Internationales Überweisungsbonanza

Ich überweise regelmäßig Geld aus den USA nach Deutschland. Man kann das von der eigenen, amerikanischen Hausbank erledigen lassen, aber das hat einige gravierende Nachteile. Es sind dieselben Nachteile, die man hat, wenn man das Geld in der umgekehrten Richtung von seiner deutschen Hausbank überweisen lassen will.

Erstens kostet jede Überweisung um die 50 Euro Gebühren. Zweitens dauert es mindestens eine Woche. Drittens lässt sich nicht vorhersagen, wann genau während dieser Zeit die eigentliche Währungstransaktion zum dann aktuellen Tageskurs stattfindet. Man weiß also erst ganz am Schluss, wieviel Geld nun eigentlich auf dem Empfängerkonto ankommt. Und außerdem legt die Bank aus unerfindlichen Gründen Umrechnungskurse zugrunde, die immer ein bisschen schlechter sind als das, was man für den jeweiligen Tag eigentlich als offiziellen Kurs notiert findet.

Auch Paypal ist keine Lösung. Zwar kann man damit international Geld überweisen, aber die Gebühren sind mit 4% vom Transaktionswert vollkommen indiskutabel.

Etwa im Jahr 2012 hat mir ein Freund erzählt, dass es da auch einen Geheimtipp gibt: Bei xe.com kosten Auslandsüberweisungen gar nichts. Und sie gehen ziemlich fix. Und man sieht genau, was man für einen Umrechnungskurs bekommt.

Mein Leidensdruck war groß genug, dass ich das ausprobiert habe, obwohl die Webseite von xe.com etwa so aussah wie die einer passabel geführten Briefkastenfirma. (Andererseits, dachte ich mir, sieht die Webseite meiner Bank eigentlich genauso aus.) Ich habe zuerst hundert Euro testweise überwiesen, das klappte hervorragend, und seither verlasse ich mich durchgehend auf xe.com. Seit Jahren funktioniert alles reibungslos, schnell, und ohne Gebühren.

Wie ist das möglich? Auf der Webseite wird an einer versteckten Stelle erklärt, dass normale Banken Auslandsüberweisungen eher als Zumutung betrachten und durch die hohen Gebühren zu verstehen geben, dass sie das eigentlich nicht machen wollen. Bei xe.com dagegen habe man sich genau darauf spezialisiert und könne es darum viel günstiger anbieten. Sein Geld verdient das Unternehmen, wie auf der Webseite vage angedeutet wird, durch Kursschwankungen zwischen den Börsen, nicht durch Gebühren.

Man muss also nur im Absenderland Geld an xe.com überweisen, im Zielland überweist xe.com dann auf das Empfängerkonto. Dazu kann man in einem Menü verschiedene Verfahren wählen. Auf der amerikanischen Seite gibt es die Wire-Überweisung (»ein Kabel buchen«, das Techniktagebuch berichtete), die sehr schnell aber auch sehr teuer ist, oder ACH/EFT, also Direktabbuchung vom eigenen Konto (Lastschrift), was ein bisschen länger dauert, aber nichts kostet. Auch auf der Zielseite, in meinem Fall Deutschland, kann man zwischen verschiedenen Verfahren wählen, die im Wesentlichen auf eine typische europäische Banküberweisung mit der dafür typischen Laufzeit hinauslaufen.

Wenn man Geld überweisen will, macht einem die Webseite ein Angebot für einen Umrechnungskurs, das dreißig Sekunden lang gültig ist. Wenn man den Kurs annimmt, wird das Geld zu genau diesem Umrechnungskurs innerhalb der nächsten Tage in einer mehrstufigen Transaktion überwiesen, wobei man über die einzelnen Schritte per e-mail oder auf der Webseite informiert wird. Gebühren fallen nicht an; auf dem Empfängerkonto erscheint exakt der Betrag, der bei Abschluss der Transaktion vereinbart wurde.

Es ist gar nicht so einfach, festzustellen, ob der Umrechnungskurs, den mir xe.com anbietet, besonders gut oder auch nur plausibel ist. Der weltweite Handel mit Devisen ist extrem kompliziert und läuft mit Hochgeschwindigkeit ab; was die Banken und Wechselstuben als offizielle Tageskurse angeben, ist nur die extreme Endverbraucher-Vereinfachung eines weit komplexeren Geschehens. Alles, was ich stichprobenartig nachgeprüft habe, sah plausibel und günstiger als jede Bank oder Wechselstube aus, aber wieviel Geld xe.com wirklich mit meinen Transaktionen verdient, und auf welche Weise genau,

kann ich nicht beurteilen. Allerdings habe ich das Gefühl, weitaus näher an dem eigentlichen Vorgang dran zu sein und weniger über's Ohr gehauen zu werden als bei meiner Bank, und bin darum zufrieden.

Anmerkung: Ich benutze xe.com, wie gesagt, seit einigen Jahren. In letzter Zeit sind einige ähnliche Dienste gegründet worden, zum Beispiel transferwise oder CurrencyFair. Sie funktionieren alle ähnlich, versuchen sich aber durch besondere Konditionen oder hübschere Apps voneinander abzusetzen. Wo man wirklich am meisten Geld für sein Geld bekommt, werden in einigen Jahren vielleicht die Verbraucherschützer herausfinden.

André Spiegel

21.7.2015

Wie die Bank das macht

Meine Oma ist letzte Woche verstorben und meine Mutter geht zur Bank, um in Erfahrung zu bringen, was in Bezug auf Geldangelegenheiten alles zu tun ist. Überraschenderweise weiß die Bank schon Bescheid und hat sämtliche Unterlagen bereits zusammengestellt. Ich tippe darauf, dass es möglicherweise einen regelmäßigen (wenn auch vielleicht nicht ganz legalen) Datenabgleich zwischen Banken und Behörden geben könnte, und liege komplett falsch: wie vor vierzig Jahren (als meine Mutter in ebenjener Bank gelernt hat) werden jeden Morgen die Todesanzeigen aus der Tageszeitung mit der Datenbank verglichen und entsprechend notwendige Maßnahmen eingeleitet.

hannamydear

2015 (aber schon seit 1937)

Die Umkleidekabine am Strand

Zwischen dem Haus und dem Meer steht eine Art steinerne Umkleidekabine:



Innen hängen drei ehemals elektrische Dinger und zwei Schwalbennester an der Wand:



Ein paar Meter weiter Richtung Strand kommen Kabel aus der Böschung:



Ein paar Monate lang denke ich nur ab und zu im Vorbeigehen darüber nach, aber dann google ich doch mal. Bei indicatorloops.com/mayisland.htm steht alles erklärt: Es handelt sich um eine 1937 zwischen dem Festland und der Isle of May verlegte Induktionsschleife, die die weiter hinten im Firth of Forth gelegene Rosyth Naval Base beim Herannahen deutscher U-Boote warnen sollte. Auf der Südseite der Isle of May muss noch mal so eine Schleife sein, da war ich aber noch nicht. Ab 1940 gab es sogar zwei Induktionsschleifen hintereinander, weil man so Kurs und Geschwindigkeit der deutschen U-Boote hätte bestimmen können. Wenn welche dagewesen wären:

> "Throughout the course of the war no enemy submarines or surface craft succeeded in entering the Forth. There were, however, frequent false alarms, more often than not caused by local fishermen clandestinely fishing at night, or even large shoals of fish which could cause a 'swing' on a loop."

Am 7. Mai 1945 hat U-2336 zwar kurz nach 23:00 noch schnell zwei alliierte Frachtschiffe im Firth of Forth versenkt, "Avondale Park" und "Sneland I", aber von außerhalb der Warnschleife. Um Mitternacht wurde offiziell kapituliert. Eigentlich hatten alle U-Boote schon am 4. Mai den Befehl bekommen, sich zu ergeben, "but *U-2336* did not receive the signal". Der Handyempfang war hier damals vermutlich so schlecht wie heute.

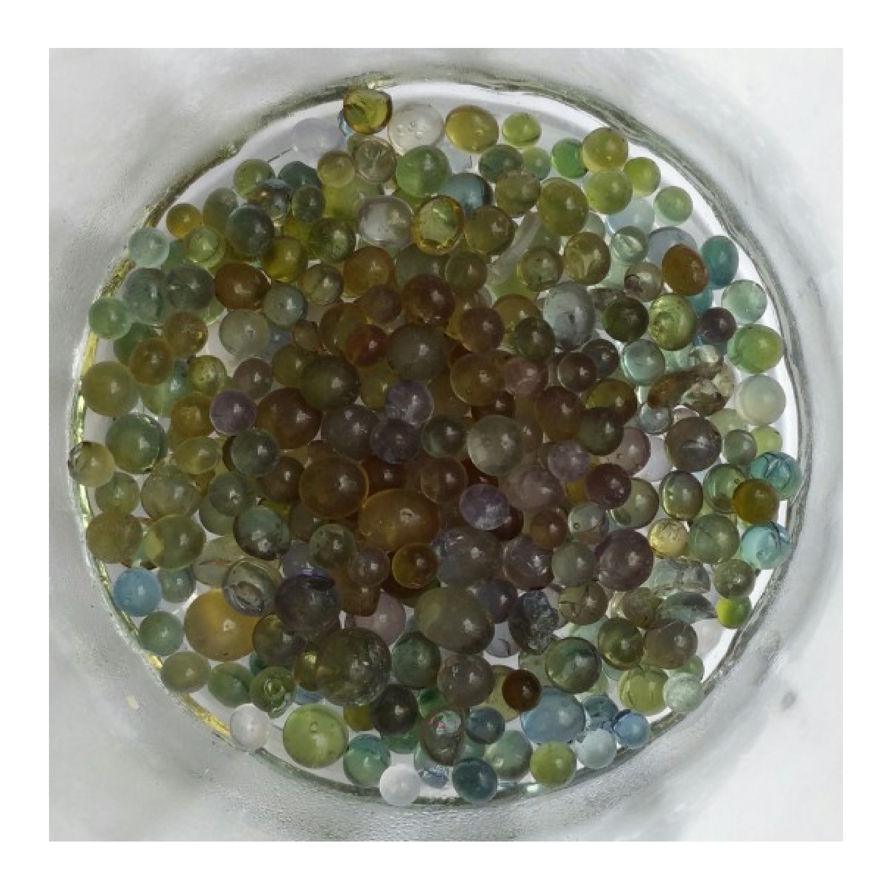
Kathrin Passig

2014–2015

Die umständlichste Wasserpumpe der Welt

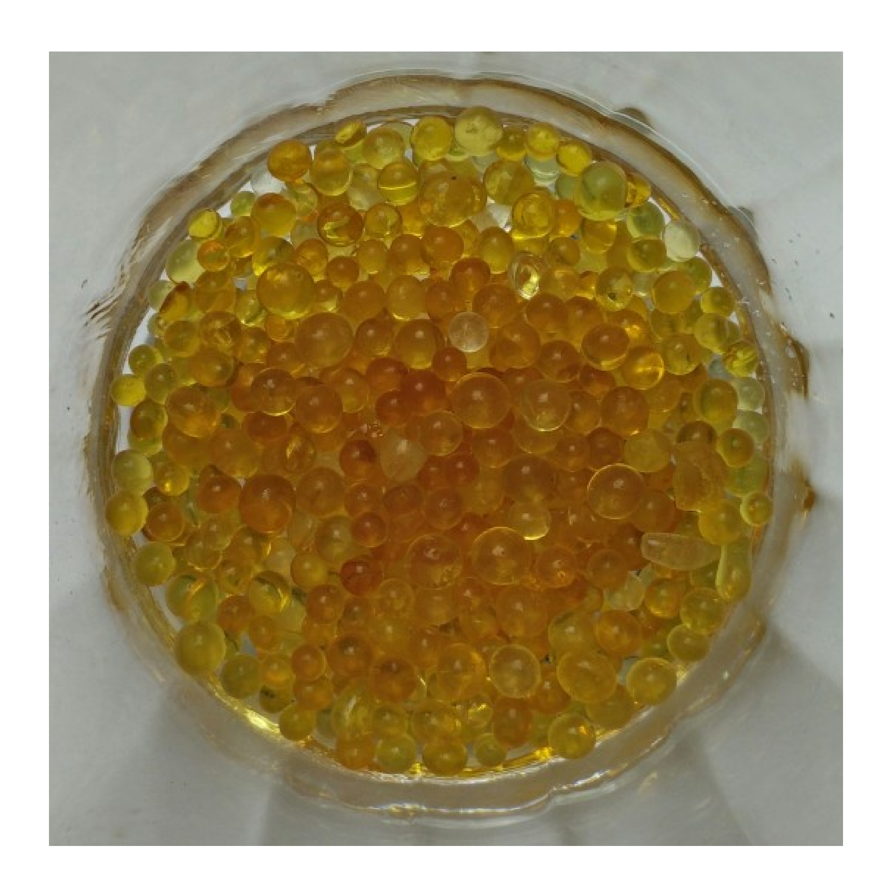
Mein Keller ist feucht. Sehr feucht. Man kann dort eigentlich nur Sachen abstellen, von denen man möchte, dass sie verschimmeln, damit man sie beim nächsten Wiedersehen guten Gewissens wegwerfen kann. Oder eben Sachen, die nur sehr langsam verschimmeln, Aluminiumleitern zum Beispiel.

2014 entdecke ich bei einem IKEA-Besuch, dass die transparente Aufbewahrungsbox SAMLA mit "luftdicht" beworben wird. Ich kaufe zehn Kisten mit Deckeln und Verschlussklammern, räume meine Steuerunterlagen und unsortierten Passwortsammlungen auf Papier aus ihren angeschimmelten Pappkartons in die neuen luftdichten Kisten und lege ein paar kleine Beutelchen Trockenmittel mit Farbindikator dazu. Der Farbindikator springt so schnell von Orange auf Grün um wie eine Ampel, naja, fast. Im Juli 2014 kaufe ich bei einem Versender 10 Kilo Trockenmittel in Kilobeuteln und lege in jede Kiste ein Kilo. Jetzt funktioniert es, und erst ein Jahr später sind die meisten Beutel grün verfärbt.



Trockenmittel lässt sich im Backofen bei 120 Grad regenerieren. Aus der Zeit der kleinen Beutelchen weiß ich, dass das ungefähr vier Stunden dauert, was langweilig und teuer ist. Jede dieser Backofenstunden kostet ungefähr 50 Cent, nach vier Stunden nähert man sich bedenklich dem Neukaufpreis eines Kilos Trockenmittel (€ 5,50). Die Kosten des Experiments trug mein Coworkingspace, da ich keinen Herd besitze.

Man kann Trockenmittel auch in der Mikrowelle regenerieren. Davon wird überall abgeraten, weil die Kügelchen bei zu schneller Trocknung zerspringen, aber wenn man alles unterlässt, wovon das Internet abrät, kommt die Menschheit ja nie voran. Techniktagebuchautorin sleeplessdarkhorse schenkt mir eine alte Mikrowelle, die auf der niedrigeren ihrer beiden Stufen nur mit 300 Watt heizt, genau richtig für meine Zwecke. Das Regenerieren eines halben Kilos dauert jetzt nur noch etwa 10-15 einzelne Mikrowellenminuten mit Abkühl- und Umrührpausen dazwischen. Mit etwa 3 Cent pro getrocknetem Kilogramm ist das Verfahren deutlich billiger als der Neukauf (man merkt, ich verziefle).



Der Keller liegt direkt unter meiner Küche. Es handelt sich eventuell um das umständlichste Verfahren der Welt, Wasser ein Stockwerk höher zu befördern.

Kathrin Passig

Juli 2015 (eigentlich 1981 bis 1998)

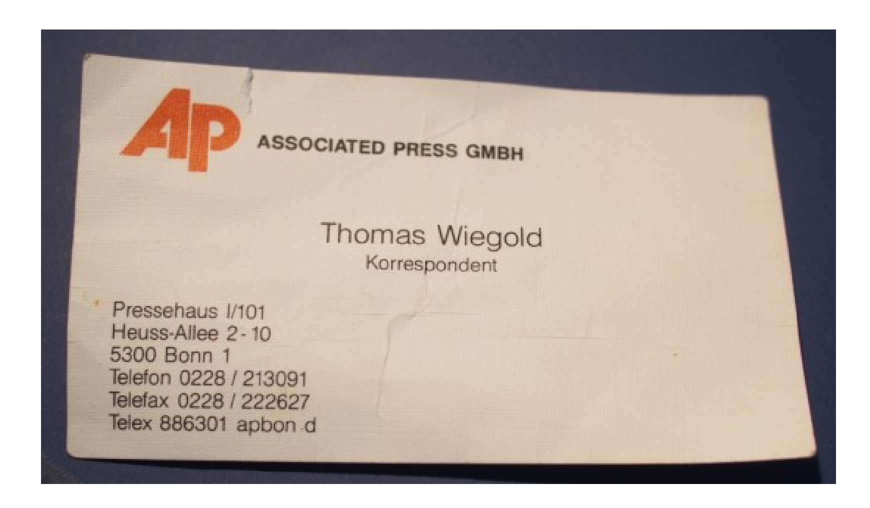
Kabeladresse: Assopress Hamburg



Fernschreiber Siemens T100 – Quelle: Nightflyer, Fernschreiber T100 Siemens, CC BY-SA 3.0

Beim Aussortieren alter Kleidungsstücke finde ich in einem Mantel eine Visitenkarte aus den 1990-er Jahren. Dass sie Jahrzehnte alt ist, sieht der Medienkenner an der Firma (der deutsche Dienst der Nachrichtenagentur

Associated Press wurde 2009 verkauft und verschwand vom Markt), alle anderen an der noch vierstelligen Postleitzahl. Die meisten dürften sich allerdings über die Angabe unter Telefon und Telefax wundern: Was bedeutet diese kryptische Telex-Adresse?



Nun war Telex in den 1990-er Jahren eine schon auslaufende Technologie, zunehmend ersetzt durch das Fax und – zur der Zeit noch überwiegend unternehmensinterne – Computernetzwerke. Über Jahrzehnte jedoch war der Fernschreiber am Telexnetz die einzige Möglichkeit, geschriebene Texte in Echtzeit weltweit zu übertragen, wenn man sich nicht auf das gesprochene Wort am Telefon und den physisch übermittelten Brief beschränken wollte oder konnte.

Das Prinzip erläutert Wikipedia recht technisch, der Große Brockhaus (für spätere Generationen: so was wie Wikipedia, aber in dicken Büchern gedruckt) recht anschaulich. Aus dem Brockhaus in der Ausgabe von 1938 – knapp fünf Jahre nach Einführung des öffentlichen Fernschreibdienstes in Deutschland (Frakturschrift leider hier nicht darstellbar):

Die neueste Erfindung ist die Fernschreibmaschine. Sender und Empfänger sehen wie eine Schreibmaschine aus. Entsprechend ist auch die Wirkungsweise: Beim Niederdrücken der Buchstabentasten werden bis zu fünf Stromstöße in verschiedener Aufeinanderfolge in die Leitung geschickt. Am Empfänger werden hierdurch fünf Schienen, die unter der Tastatur liegen, verschiedenartig verstellt. Sie geben hierdurch den betreffenden Typenhebel frei, der elektromotorisch angehoben wird und gegen das eingespannte Blatt Papier schlägt. Gleichzeitig wird der Papierwagen weitergeschaltet usw., so daß ein Text wie bei einer Schreibmaschine entsteht. (. . .) Fernschreibverkehr geht unmittelbar von Büro zu Büro, wobei durch Betätigen der Wählscheibe die gewünschte Verbindung hergestellt wird.

Der Fernschreiber am Telex-Netz hat mich in den ersten zwei Jahrzehnten meines Berufslebens permanent begleitet. Auch wenn ich als Journalist von Anfang an mit Computernetzwerken gearbeitet habe: Telex war die sicherste, schnellste und zuverlässigste Verbindung zur Außenwelt. Auf diesem Weg kam alles, was eilig war – und das war damals offensichtlich weit weniger als heute (dass zum Beispiel Pressemitteilungen per Post verschickt wurden, war der damals übliche Weg).

In meinem *Associated Press*-Büro in Hamburg Mitte der 1980-er Jahre (die Karte von damals ist leider verschollen) stand ein Siemens-Fernschreiber, ähnlich wie der oben abgebildete, in einem separaten Raum: Den Lärm der Mechanik wollte keiner im Büro haben. Mehrmals täglich sprang das Gerät an, um eilige Nachrichten abzuliefern – wie den *Täglichen Hafenbericht*, der bisweilen auch mehrmals täglich kam, zum Beispiel bei Schiffsunfällen auf der Elbe.

Aber ich hatte in Hamburg nicht nur einen Fernschreiber mit seiner Telexkennung (eine Nummer plus Firmenkürzel plus Landeskennung), sondern auch eine Kabeladresse (ein Begriff, der weder bei Google noch bei Wikipedia zu finden ist): Die Kabeladresse, auch Telegrammadresse genannt, war ein Kurzwort, das einen Telex-Empfänger bezeichnete und weltweit gültig war.

Wenn also jemand irgendwo in Afrika (oder den USA oder in Asien oder sonstwo auf der Welt) in einem Postamt eine Depesche an die Kabeladresse *Assopress Hamburg* aufgab, landete die Nachricht auf dem Fernschreiber in meinem Büro. So richtig genutzt hat das wohl nie jemand, denn die Zeit der Kabeladressen war in den 1980-er Jahren weitgehend vorbei. Eine Suche bei Google Books allerdings fördert viele Fundstellen für Kabeladressen zutage – wenn auch nie mit einer Erklärung, sondern nur als Bestandteil der Adressangabe von Unternehmen. Offensichtlich war der Begriff über Jahrzehnte so selbstverständlich, dass er nie erklärt werden musste (auch im Brockhaus von 1938 ist er nicht zu finden). Das Prinzip ist das gleiche wie bei den Domainnamen des Internets: Anstatt sich eine kryptische Nummernfolge für eine Website zu merken, reicht die Angabe des Domainnamens.

Trotz Fax und zunehmender Verbreitung von (tragbaren) Computern habe ich noch oft genug meine Berichte über Telex abgesetzt. Anfang der 1990-er Jahre, bei einer Reise in den Iran, bombardierte mich die Zentrale von Associated Press plötzlich mit Fernschreiben: In einer der vielen Geiselkrisen reiste der damalige UN-Generalsekretär Perez de Cuellar kurzfristig nach Teheran – und ich war gerade zufällig der einzige AP-Korrespondent im Land (eine Folge der Nicht-Beziehungen der USA und des Iran nach der Botschaftsbesetzung 1979).

In allen Fernschreiben, die sich vor meinem Hotelzimmer stapelten, forderte mich AP New York auf, dringend bei der Ankuft des UN-Generalsekretärs am Flughafen dabei zu sein und sein Statement mitzubekommen. Irgendwie kam ich dort rein (wie ich dann nur mit einem deutschen Presseausweis in die VIP-Lobby des Teheraner Flughafens vordringen konnte, ist eine andere Geschichte). Danach war es später Abend in der iranischen Hauptstadt, und ich musste meine Meldung Richtung New York – oder zumindest in die deutsche AP-Zentrale in Frankfurt am Main – absetzen

Allerdings hatte der Fax-Bediener im Hotel Esteghlal die Arbeit um diese späte Zeit längst eingestellt – ich solle doch, erklärte mir die Rezeption, am nächsten Morgen wiederkommen. Der Telex-Operateur war noch da und schloss mir ein bisschen widerwillig den Fernschreibraum auf, war es doch

schon lange nach jeglicher Arbeitszeit. Ebenso widerwillig tippte er dann ziemlich langsam meinen mit Schreibmaschine vorgefertigten Text in seinen Fernschreiber. Bis ich, mit ein paar US-Dollar in der Hand, den Mann beiseite schob und meine Meldung selbst in das Gerät hämmerte.

So was kam zum Glück nicht so oft vor. Denn das Versenden von Telex-Nachrichten war ein wenig mühsam und aufwändig: Da die Verbindungskosten für ein Fernschreiben zeitabhängig waren, verbot es sich von vornherein, einen Text erst an der Maschine zu formulieren. Stattdessen wurde er vorgeschrieben, meist mit Schreibmaschine, und erst dann in den Fernschreiber eingegeben.

Um den Prozess noch ein bisschen zu beschleunigen, gab es auch ein Speicherverfahren: Der Text wurde nur lokal in den Fernschreiber getippt und gleichzeitig auf einem Lochstreifen gesichert. Dieser mechanische Datenträger, quasi eine Endlos-Lochkarte, enthielt bis zu fünf Löcher (siehe oben im Brockhaus: *bis zu fünf Stromstöße*), die jeweils einen Buchstaben repräsentierten. Der ganze Text wurde so in einen Loch-Code übersetzt, anschließend wurde der gestanzte Lochstreifen in das eingebaute Lesegerät am Fernschreiber eingelegt, die Verbindung aufgebaut und der Lochstreifen gestartet. Schon raste der Text mit der größtmöglichen Geschwindigkeit durch die Leitung.

Na ja, raste. Die Geschwindigkeit der Übermittlung betrug lange Zeit 50 Baud, später wurden die Maschinen auf 75 Baud hochgerüstet. (Der halbwegs anschauliche Vergleich bei Wikipedia: *Gigabit Ethernet hat eine Symbolrate von 125 MegaBaud*.) Also nur wenig schneller als eine geübte Sekretärin auf einer mechanischen Schreibmaschine.

Manchmal war das egal – was zählte, war, überhaupt eine Verbindung zu bekommen. Wie im Herbst 1989 zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR (und damit auch zwischen Westberlin und Berlin, Hauptstadt der DDR): Telefonverbindungen zwischen beiden deutschen Staaten waren bewusst knapp gehalten, auf eine solche Verbindung zu warten, konnte Stun-

den dauern. Telexverbindungen, für den Normalbürger im Westen unüblich und im Osten praktisch nicht verfügbar, gab es dagegen genügend: Wirtschaftskontakte zwischen beiden Staaten sollten ja möglich bleiben.

Im Wende-Herbst und -Winter 1989 wurde das ausgiebig genutzt. Zwischen dem AP-Büro am Kurfürstendamm im Westen Berlins und dem AP-Büro im Internationalen Pressezentrum der DDR in der Mohrenstraße (wo am 9. November 1989 Schabowskis berühmte Pressekonferenz mit der Maueröffnung stattfand), wurde fast jeden Morgen eine Fernschreibverbindung aufgebaut. Die blieb dann den ganzen Tag stehen und wurde, nach heutigem Sprachgebrauch, zum Chatten verwendet. Kurze Infos, Fragen, Nachrichten von einer Seite der Mauer auf die andere. Das wurde erst nach dem 9. November weniger, nachdem die Kollegen mein Porty-Mobiltelefon – illegal – in die DDR geschmuggelt und das Gerät im Ost-Büro installiert hatten.

Aber das Schöne war eben, dass dieses System weltweit funktionierte. Wenn nicht, nun ja, sprachliche Probleme hinzu kamen. So stand ich mal, ebenfalls Anfang der 1990-er Jahre, in einem Büro in Slawgorod in Westsibirien. Mit meinem TRS-80 Laptop hätte ich mich ja ans Telefon hängen können und ins Modem im AP-Büro in Moskau einwählen können, wäre da nicht eine – für Modemverbindungen tödliche – zweistufige Einwahl für Ferngespräche gewesen. Also wollte ich gerne die angebotene Möglichkeit nutzen, meine Geschichte per Fernschreiber abzusetzen.

Das Gerät stand im Nebenraum. Und hatte eine ausschließlich kyrillisch beschriftete Tastatur.

Thomas Wiegold

Juli 2015

Stanzen von SIM Karten ist illegal

Ich übernehme das abgelegte Smartphone meines zwölfjährigen Sohnes. Hm. Nicht genau das, was ich mal geplant hatte.

Er hatte sich mit dem LG-Fino zu Weihnachten einen lange gehegten Wunsch erfüllt und kurz darauf festgestellt, dass man in 4GB keine vierzig Apps installieren kann. Also muss ich ihm das Ding abkaufen und er kauft sich etwas Passenderes. Ich freue mich darüber, endlich ein Smartphone ohne Wackelkontakt im Touchscreen zu bekommen. Leider passt meine SIM-Karte nicht. Das Neue braucht eine Micro-SIM und ich habe eine normale.

Zwei Monate ärgere ich mich bei jedem Wackelkontakt im alten Gerät über die Situation, kann mich aber nicht entscheiden, ob ich die SIM-Karte mit dem Cutter kleinschneiden soll oder eine neue beantragen soll. Kathrin rettet mich schließlich durch den Tipp, dass jeder Handyladen SIM-Karten klein machen kann.

Beim nächstbesten Handyladen bringe ich mein Anliegen vor:

O2-Laden: “Sind Sie Kunde von uns?”

Ich: “Keine Ahnung. Hm. Ich war mal Alice, wurde dann mehrfach verkauft, ich glaube über Telefonica an O2.”

O2-Laden: “Nein – das kann nicht sein. O2 ist nicht Alice. Und überhaupt: Alice hatte ja nur Festnetz.”

Ich: “Hm. Ich glaube schon, dass Alice jetzt O2 geworden ist.”

O2-Laden: “Geben Sie mir mal Ihren Namen, dann kann ich nachsehen, ob Sie bei uns Kunde sind.”

Ich: “Georg Passig, Adresse . . . ”

O2: “Und dann bräuchte ich noch Ihr persönliches Kundenpasswort.”

Ich: “Keine Ahnung. Das habe ich seit Jahren nicht gebraucht. Ist irgendwo zuhause.”

O2: “Dann Ihre Kontonummer.”

Ich: “123 456 789”

O2: “Moment, noch mal bitte.”

Ich: “123 456 78. . . ”

O2: “Ich brauche nur die letzten vier Ziffern.”

Ich: “. . . 6789”

O2: “Nein – bei uns sind Sie nicht, aber wir machen das sowieso nicht. SIM-Karten stanzen ist illegal. Das dürfen wir gar nicht.”

Ich: “Hm.”

O2: “Und wenn Sie mit Ihrem Vertrag das Smartphone nutzen wollen, brauchen Sie auch einen Datentarif, sonst geht das gar nicht.”

Ich: “Ja klar. Naja – dann werde ich wohl eine neue Karte beantragen müssen. Auf Wiedersehen.”

O2: “Am Busbahnhof gibt es übrigens einen Laden – die machen sowas.”

Ich verlasse den Laden, in dem fast jeder Satz verdreht oder falsch war und nehme nach etwas Ärger einfach den nächsten:

Zwei Herren von Mobilcom-Debitel hören sich mein Anliegen an, greifen zur Zange, stanzen meine Karte klein und feilen so lange daran herum, bis sie passt. Ich kaufe ihnen zum Dank noch einen SIM-Adapter ab, damit ich die nun kleingestanzte SIM für den Heimweg noch im alten Gerät betreiben kann und verlasse den Laden.



Georg Passig

1999/2000/2011/2015

The Sharing Economy was Born Innocent

Es ist ungefähr 1999. Das Online-Auktionshaus eBay ist in Deutschland noch sehr neu. Ich bin 16 Jahre alt, internetinteressiert und suche nach Möglichkeiten, günstig meine Musiksammlung zu erweitern. Auf eBay ersteigere ich *Highlights – The Very Best of Yes* von einem Nutzer namens “Cabriojoe”. In den Überweisungsträger schreibe ich in das Feld “Empfänger” seinen bürgerlichen Namen und seinen Nutzernamen wie einen zweiten Vornamen. Als die CD ankommt, freue ich mich auch darüber, dass ich einen – wenn auch sehr minimalen – persönlichen Austausch mit jemand anderem hatte, der augenscheinlich einen ähnlichen Musikgeschmack hat (oder hatte) wie ich. eBay erfüllt für mich zu diesem Zeitpunkt noch das Bild des virtuellen Flohmarkts, auf dem sich hauptsächlich Privatleute herumtreiben.

Nur ein Jahr später, vielleicht sogar nur ein paar Monate später, ersteigere ich eine weitere CD bei eBay. In der Abwicklung wird schnell klar, dass es sich beim Verkäufer nicht um eine Privatperson handelt. In meiner Bewertung kritisiere ich das und es entsteht ein Austausch, die mir noch 15 Jahre später im Kopf herumspuken wird. Meine Bewertung: 4 von 5 Sternen. “Einwandfreier Zustand. Schnelle Lieferung. Kritik: Unpersönliches Massengeschäft.” Die Antwort des Verkäufers: “Was ist denn das für ein Spinner? Internet ist nunmal unpersönlich.” Ich bekomme eine Negativ-Bewertung mit der Begründung “vergibt ungerechtfertigt schlechte Bewertungen”. Ich bin gekränkt, aber dass das Internet unpersönlich ist, entspricht nun einmal nicht meiner Wahrnehmung. Ich habe dort jeden Tag sehr persönlich in Foren und Messengers mit Menschen zu tun und ich schätze das.

2011 ist eBay längst ein gigantisches Warenhaus geworden, aber Airbnb ist ganz neu. In unserem ersten gemeinsamen Urlaub nisten meine Frau und ich uns über Airbnb im Gästezimmer einer mittelalten Dame in Amsterdam ein, die mit uns morgens gemeinsam frühstückt. Einige Wochen später wohne ich in Boston dank Airbnb bei einem netten Althippie, der mich vom Flugha-

fen abholt, weil mein Flug verspätet ist, mir an seinem Küchentisch ein Bier anbietet, sich mit mir über deutsch-amerikanische Kulturunterschiede unterhält und mich an einem Abend mit seinen Kumpels zusammen in einen Irish Pub mitnimmt.

2015 kennt jeder Airbnb. Als meine Frau und ich in Berlin auf Wohnungssuche gehen, mieten wir über das Portal eine Wohnung, in der eindeutig nie jemand wohnt außer Touristen. Die Vermieterin taucht für die Schlüsselübergabe nicht einmal persönlich auf – sie ist in Italien – sondern schickt einen Freund, in dessen E-Mail-Signatur "Apartment Manager" steht.

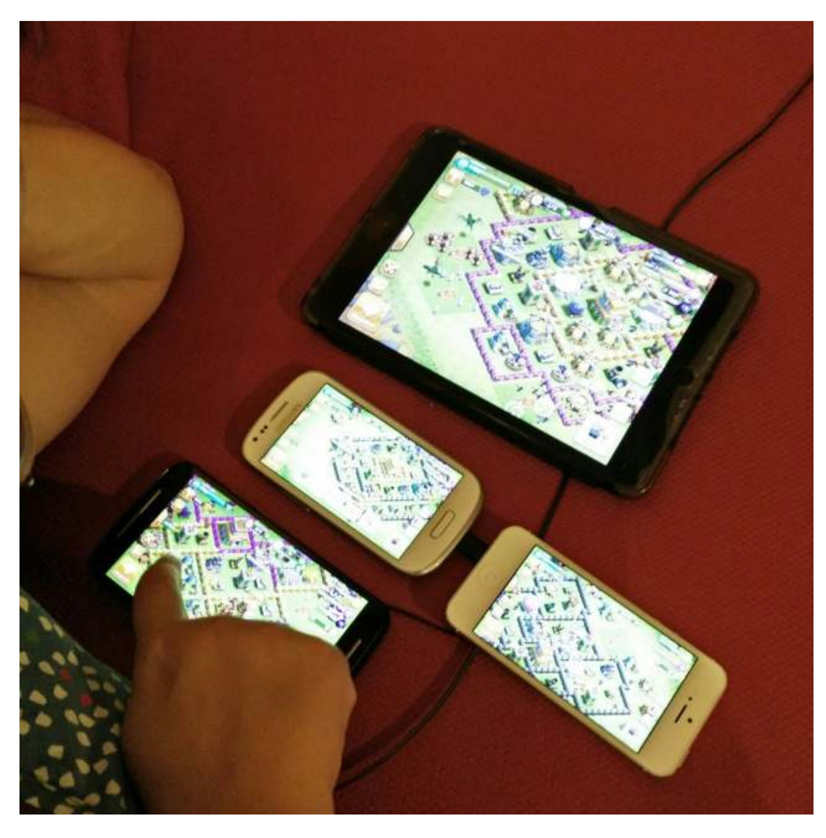
Es gibt auf eBay immer noch Privatleute, die Sachen verkaufen. Auch auf Airbnb bieten immer noch Menschen private Gästezimmer an oder Häuser, bei denen man die Kaninchen füttern muss. Sie sind nur seltener geworden. Der Unschuldsverlust eines Internetportals, bei dem der menschliche Faktor ursprünglich mal Teil des Erlebnisses war, wird mich trotzdem jedes Mal wieder schmerzen.

Alexander Matzkeit

5. August 2015

A woman's work is never done

"Ich muss jetzt Hausaufgaben machen", sagt N. gegen 22 Uhr. "Was für Hausaufgaben denn?", frage ich. Die schon im Bett liegenden Kinder haben sie gebeten, Dinge bei "Clash of Clans" zu erledigen: "Geld sammeln und neue Sachen bauen und den anderen eins über die Rübe braten."



Oben eigenes Spiel, unten Auftragsarbeiten.

Kathrin Passig

11.8.2015

Uropower – Hier könnte ihr Text stehen



Der Urologe fragt, ob meine Blase schon „geschallt“ wurde? Nicht, daß sie wieder nicht voll genug ist für die Harnstrahlmessung, wie beim letzten Mal! Bei dieser Messung uriniert man in einem Separée in ein Becken, in das ein Plastetrichter so montiert wurde, daß er als Sensor für den Druck wirkt. Am Automaten, dem man anschließend ein Kärtchen mit einem für etwaiges Miktionsfehlverhalten aufschlußreichen Diagramm entnimmt, steht: „*Hier könnte ihr Text stehen.*“ Ich habe ja schon oft im Leben gedacht: „Hier könnte mein Text stehen . . . “, aber hier?

Jochen Schmidt

August 2015

Nicht ganz komplikationsfreier Lifehack mit Navi, Straßenhändler, USB-Kabel, Schweizer Taschenmesser und Pflaster (sensitiv)



Wenn wir mit einem Mietwagen in fremden Gegenden unterwegs sind, haben wir – der Mann und ich – immer unser eigenes Navigationsgerät von Navigon mit Halterung und Kabel für den Zigarettenanzünder dabei. So auch in diesem Toskana-Urlaub. Daher finden wir anfangs problemlos alle gewünsch-

ten Ziele. Doch nach etwa einem Tag meldet das Navi das Ende des Akkus. Erst da stellen wir fest, dass es über den Zigarettenanzünder-Eingang gar nicht geladen hatte. Dieser scheint nämlich kaputt zu sein.

Was tun?

Zunächst einmal navigieren wir (redundante Systeme!) mit der Navigon-Software auf dem Smartphone. Glücklicherweise hat das Mietauto eine USB-Buchse, so dass hier wenigstens kein Stromverlust droht. Der große Nachteil: Wir haben nicht, wie in unserem eigenen Auto, eine Halterung für das Handy. Die Sicht auf das Display ist für den Fahrer suboptimal, selbst wenn der Beifahrer sich beim Ins-Blickfeld-Halten fast die Schulter ausrenkt (was naturgemäß auch nicht stundenlang durchzuhalten ist).

Aber wir haben ja die USB-Buchse. Bloß braucht das Navi einen USB- auf Mini-USB-Stecker. Wir haben aber für Smartphones und Kameras nur USB auf Micro-USB dabei.

Also halten wir an diesem Tag in Florenz nach einem Elektronikgeschäft Ausschau. Erst einmal Fehlanzeige. Fündig werden wir dann auf den Stufen zum Piazzale Michelangelo. Ein Straßenhändler hat dort auf dem etwa einen Quadratmeter seines Tuchs eine Auswahl an elektronischen Kabeln, Steckern und Adaptern ausgebreitet, die so manchen Mediamarkt-Geschäftsführer vor Neid erblassen ließe. Nach einigem Handeln (nicht allzu engagiert von unserer Seite, denn wir würdigen die Tatsache, dass der Händler sein Sortiment all die Stufen hinaufgeschleppt hat) erwerben wir für 7 Euro (Start-Angebot: 10 Euro) das passende Kabel.

Zurück im Auto stöpseln wir das Navi hoffnungsfroh ein und starten die Zündung. Auf dem Display erscheinen Symbole, die eine Verbindung zwischen einem Computer und dem Gerät melden, sonst nichts. Dafür macht das eigentlich gar nicht eingeschaltete Autoradio wie wild Geräusche, die an die Verschlussblende einer Kamera erinnern, und meldet in blinkender Schrift SNAPSHOT SNAPSHOT SNAPSHOT.

Wir sind erst einmal verblüfft. Doch nach einem kurzen Ausruf des Ärgers weiß der Mann Rat: “Google doch mal bitte ‘USB-A Pinbelegung’.” Dank iPhone und Auslands-Datentarif kein Problem: Die beiden inneren Pinne dienen der Datenübertragung, die äußeren beiden der Stromversorgung.

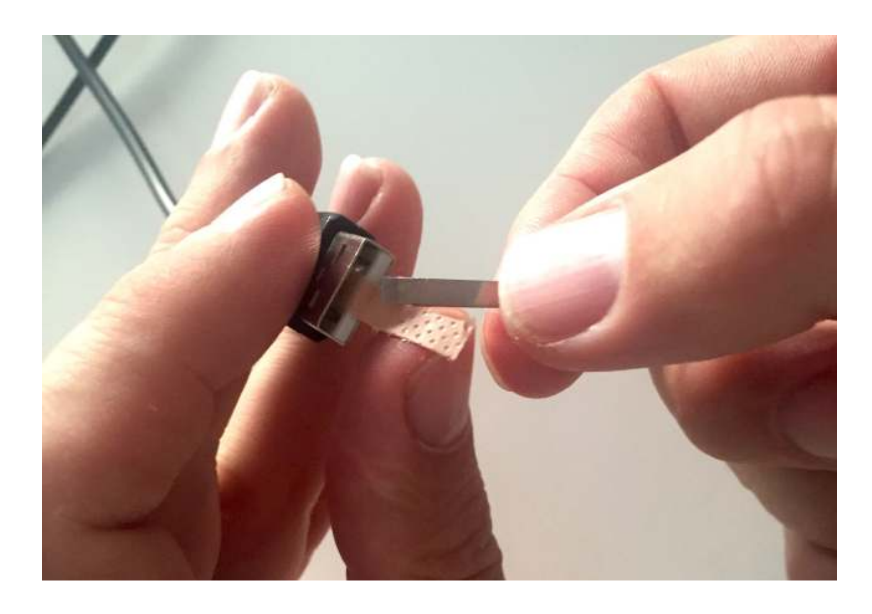
Mit seinem Schweizer Taschenmesser schneidet der Mann aus einem Pflasterstrip (sensitiv), den ich natürlich im Rucksack habe, ein entsprechendes Stück heraus. Keine so leichte Aufgabe, denn das Material ist nicht nur elastisch, sondern wegen der rund 40 Grad Celsius Außentemperatur auch sehr weich. Mit der Pinzette des Taschenmessers platziert der Mann es über den Pinnen. Wir stöpseln den Stecker ein. Das Navi läuft und lädt. Große Freude.



Allerdings erweist sich das System als nicht ganz störungsfrei. Erstens schmilzt das Pflaster beim Parken in der Sonne schnell durch, so dass das Navi wieder “denkt”, es hinge an einem Computer. Außerdem lässt die La-

dung weiter nach, und es wird immer häufiger das Ausschalten wegen nicht mehr ausreichend geladenem Akku gemeldet. Die Leistung aus dem USB-Anschluss ist offenbar nicht so hoch wie die reguläre, die normalerweise durch den Zigarettenanzünder kommt.

Das mit dem Pflaster ist schnell behoben: Im Ferienapartment haben wir dickeres, braunes Pflaster, das nicht so leicht zusammenschmilzt. Der Mann ersetzt das fragliche Stück.



Wegen der Ladung stellen wir fest: Es reicht, in der Nacht in der Wohnung den Navi mittels eines herkömmlichen USB-Steckeradapters an der Steckdose durchzuladen. Dann sorgt tagsüber der Strom aus dem Auto dafür, dass der Akku immer genügend Ladung behält.

Froh finden wir auf diese Weise weiter unsere Wege durch die sanften Hügel der Toskana.

Kerstin Hoffmann

13. August 2015

Laptopgefährdende Sitzplätze und mangelndes Verständnis der Gesellschaft

Schulausflug gemacht, mit normaler Tasche / den Dingen, die ich immer mit mir herumtrage. Dann sollten wir uns klassenweise in ein Schwimmbad setzen, auf Stege übers Becken.

Stefan: "Ich will da nicht sitzen. Was, wenn mir mein Laptop ins Wasser fällt?"

Mitschüler: "Wie blöd kann man sein? Warum nimmst du einen Laptop mit? Wie wichtigtuerisch!"

Stefan: "So ein Quatsch! Ich habe meinen Laptop fast immer dabei, und ... argh! Warum muss ich das erklären? Versteht mich keiner? Wow. Wenn wir hier raus sind, schreibe ich einen Techniktagebuch-Eintrag."

dann: aufgewacht.

Stefan Mesch

August 2015

Ich brauche immer noch kein Smartphone

In den Jahren, in denen ich als einziger auf der Welt überhaupt kein Handy besaß, also bis 2007, erzählte ich jedem, der mir so lange zuhörte, dass Mobiltelefone sowieso nur eine Zwischenstufe seien, die ich zu überspringen gedächte, um dann wieder einzusteigen, wenn es handygroße Endgeräte fürs

Internet gibt. Jetzt, wo die Zukunft endlich da ist, bin ich der einzige auf der Welt mit meinem Billig-Nokia-Handy, das eigentlich nur telefonieren, fotografieren und SMS kann. Wie konnte das passieren?

Für eine Weile, vielleicht 2008 bis 2010, glaubte ich wohl, das Netbook sei bereits dieses mobile Internetendgerät. Dann legte ich mir ein Kindle zu, belud es mit Büchern und das war fast besser als Internet. Im Jahr 2012 las ich mehr als fünfzig Bücher, fast alle auf dem Weg zur Arbeit in der Bahn, die einzige große internetlose Lücke in meinem damaligen Tagesablauf. Im selben Jahr kam das kleine, flache 11” Macbook, mein allerbester Freund, der in jedes Gepäck passt. Gleichzeitig gab es in immer mehr Bussen, Zügen und Flughäfen kostenloses, freilaufendes, schnelles Internet. Macbook, Kindle und antikes Nokia-Handy – wenn man meine drei mobilen Geräte aufeinanderstapelte, ergab sich eine flache, schwarze Pyramide.

Mittlerweile bin ich von der irischen Stadt aufs schottische Dorf gezogen und von der Bahn aufs Auto umgestiegen. In meinem normalen Tagesablauf gibt es maximal zehn Minuten am Stück, die ich ohne Internet und ohne Macbook zubringe, zum Beispiel beim Duschen. Die wenigen längeren Internetpausen verbringe ich in Gegenden, in denen es sowieso fast keinen Netzempfang gibt, zum Beispiel am Meer oder in den Bergen. Ich arbeite mehr und verreise weniger. In Schottland finde ich mich auch ohne Google Maps zurecht. Ich gehe abends fast nie weg und alle meine Freunde sind auf Facebook. Ich habe keinerlei ideologische Vorbehalte gegen Smartphones, aber ich sehe auch nicht, wie sich mein Leben dadurch verbessern würde, vermutlich ein Mangel an Vorstellungskraft. Es ist fast so, als hätte ich mir ein Leben zurechtkonstruiert, für das man kein Smartphone braucht. Ein Museumsdorfleben mit Nokia-Handy.

Ab und zu habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich meine drei Freunde dazu zwinge, sich mit mir per SMS zu verabreden. Bei meinen spärlichen Experimenten mit Smartphones stellt sich heraus, dass sich ihre Bedienung

keineswegs intuitiv erschließt, es würde ein paar Stunden dauern, damit zurechtzukommen. Das schlechte Gewissen ist nicht genug, um diese Hürde zu überspringen.

Aleks Scholz

Immer noch August 2015

Ich habe das Techniktagebuch angelogen

Vor wenigen Tagen erklärte ich dem Techniktagebuch, warum ich auch im Jahr 2015 kein Smartphone brauche. Die Argumente mögen plausibel klingen, aber die Wahrheit ist, sie sind alle ausgedacht, verfluchte post-factum Rationalisierungen, Bullshit von vorne bis hinten.

Man kauft ein neues Gerät nicht, weil man es braucht, man kauft es, weil man jemand sein will, der dieses Gerät besitzt, jemand, den man sich im Geiste ausmalt als einen Menschen, dem es besser geht in irgendeiner Form als dem, der man gerade jetzt ist. Man weiß ja in den wenigsten Fällen vorher, wozu man das neue Gerät, das neue Möglichkeiten eröffnet, am Ende verwenden wird. Man verwandelt sich in einen neuen Menschen. Umgekehrt verzichtet man auf den Kauf eines Geräts nicht, weil man es nicht braucht, sondern weil das neue Gerät nicht zu der Person passt, die man sein will. Man kauft Hoffnung und man verweigert Entwicklung. Und hinterher erklärt man dann alles mit herrlichen Erklärungen.

Als ich noch nicht einmal das kleine Drecks-Nokia hatte, bildete ich mir viel ein auf meine Unerreichbarkeit. Eine Weile kam es mir vor wie eine coole Außenseiterhaltung, kein Handy zu haben. Ich redete blasiert davon, dass Handys das Gehirn zerstören, nicht durch Strahlung, ganz so bescheuert war ich doch nicht, sondern durch irgendwas anderes. Handys zerstören die Kommunikationskultur, den Intellekt, und unsere Weltherrschaft, behaupte ich im Oktober 2004, in einem leider nur halb-unernsten Text. “Liefern wir uns dieser Technologie aus, so ist unser Untergang festgeschrieben.”

Diese sogenannten Argumente waren schon 2004 nicht cool, aber wenig später fiel mir das wohl auch auf. Der eingebildete Distinktionsgewinn war endgültig weg. Ich zog mich auf die anderswo erwähnte Rationalisierung zurück, dass Mobiltelefonieren sowieso bald ausstirbt und durch mobiles Internet ersetzt werden wird. Allerdings meinte ich damit nicht mobiles Internet, das über Handymasten in sowas wie Telefonapparate gelangt. Was ich mir vorstellte, war flächendeckendes Wifi und verkleinerte Laptops. Ich lag schon wieder falsch. Aber irgendein Argument braucht man ja immer.

Was die ganze Zeit durch gleich blieb, war der Wunsch, eine Person zu sein, die sich nicht mit mobilem Internet verträgt. Offenbar sehe ich mich immer noch als Außenseiter, als Einzelgänger, als jemand, der da draußen ist, aber nicht richtig dazugehört. Die Bewahrung dieser Illusion ist es mir wert, wie ein Feuilleton-Redaktor gegen Technik anzuschreiben und wie ein Arschloch meine Freunde zu kommunikativen Turnübungen zu zwingen, falls sie mich sehen wollen. Ein Handy (damals) oder ein Smartphone (heute) würde, so glaube ich wohl insgeheim, diese Person umbringen, die Person, die ich glaube zu sein. Und was wäre dann noch übrig?

Das hat natürlich alles schon der große Philosoph George Costanza viel besser gesagt: “If smartphone Aleks walks through this door, he will kill independent Aleks. Aleks Scholz, as you know him, ceases to exist. An Aleks, divided against itself, cannot stand. You are killing independent Aleks!”

Aleks Scholz

19. August 2015

Deutsche Bahn verhindert Techniktagebuch-Recherchen

Auf der Fahrt von Karlsruhe nach Mainz sitze ich im “Süwex”, dem Südwestexpress der DB Regio. Der Zug ist noch sehr neu. Die Sitze sind in Lederoptik gehalten und riechen sogar noch ein wenig nach “new car smell” bzw. dann eben “new train smell”.

Als der Schaffner kommt, um mein Handyticket zu scannen, bemerke ich, dass er ein Scangerät hat, das ich noch nie gesehen habe. Es ist breiter als die sonst üblichen Geräte, der Kunststoff ist hellgrau und es besteht auf einer Seite komplett aus einem hell erleuchteten Touchscreen. An der Unterseite ist eine Schlaufe, durch die man die Hand stecken kann.

"Oh, Sie haben einen neuen Scanner", sage ich und wittere schon einen Techniktagebuch-Eintrag. "Was ist denn das Besondere daran?"

"Er ist neu", entgegnet der Schaffner eiskalt.

Kurz darauf ergänzt er dann noch, dass das Gerät vor allem schneller sei und dass es "online" ist, was immer das konkret bedeutet.

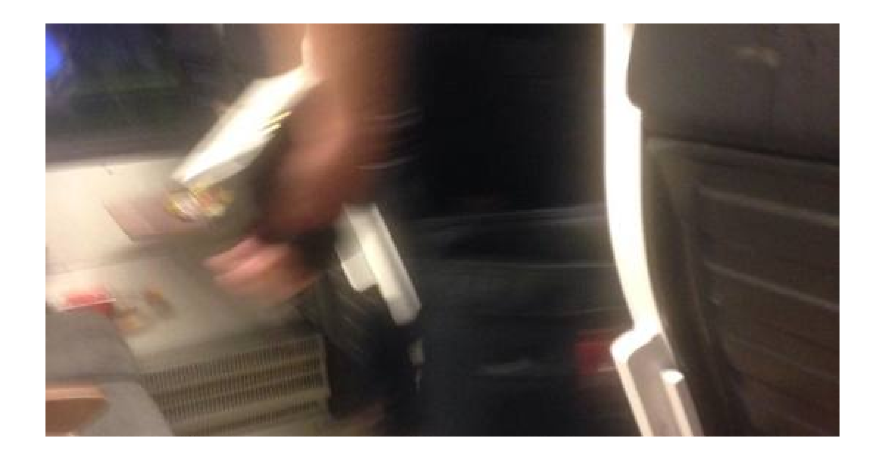
Ich vermelde mein Erlebnis im Techniktagebuch-Redaktionschat und werde gebeten, ein Foto zu machen und nachzufragen, wie dieses "Online" funktioniert, da es doch nie Internet im Zug gibt. Anscheinend haben Zugbegleiter Bahnphänomenologinnen wie Kathrin Passig schon oft von dem neuen Gerät vorgeschwärmt, das sie Ende des Jahres bekommen sollen.

Als die Schaffner das nächste Mal an mir vorbeilaufen, frage ich sie, ob ich ein Foto von ihrem Gerät machen darf. "Nö", sagt der eine und geht weiter. Der andere windet sich. Ich frage, ob das Gerät noch neu und noch nicht so ganz offiziell ist und er brummelt sowas ähnliches wie Zustimmung, bevor er meine Bitte verneint und weitergeht.

Mir bleibt nur, beim nächsten schnellen Vorbeigehen ein heimliches Foto zu machen, auf dem man absolut nichts erkennt. Vielleicht kann ja eine Leserin oder ein Leser des Techniktagebuchs, der oder die in diesem Zug unterwegs ist, ein Foto beisteuern, gerne an kontakt@alexandermatzkeit.de.

Nachtrag: Ein hilfreicher Hinweis aus der Bevölkerung verweist uns auf ein (Update 2022: leider nicht mehr) öffentlich zugängliches PDF der Gewerkschaftszeitung "GBR Info", in dem die Funktionen des "neuen MTx" nebst Foto erläutert werden: "Die Gerätesoftware wird sich zukünftig über eine sogenannte 'Luftschnittstelle' aktualisieren. Das bedeutet, den Kollegen ist es unabhängig von Ort und Zeit möglich, eine Datenver- bzw. -entsorgung

durchzuführen. Auch ist das neue MT internetfähig, sodass künftig z. B. Fahrplanauskünfte abgerufen und ausgedruckt werden können.” Vielen Dank an den Hinweisgeber.



Alexander Matzkeit

20. August 2015

Ambiguous / Complicated

Ich fahre im neuen Auto der Eltern mit. “Ganz schön warm, wo geht denn da die Klimaanlage an?”, fragt die Mutter. “Draußen ist es gar nicht so warm, man könnte einfach ein Fenster . . . ” sage ich, aber die Jugend von heute lässt ja nicht mehr mit sich reden in diesen Dingen. “. . . oder man kann auf A/C drücken”. “Ah, du kennst dich aus”, sagen die Eltern zufrieden und drücken auf A/C.

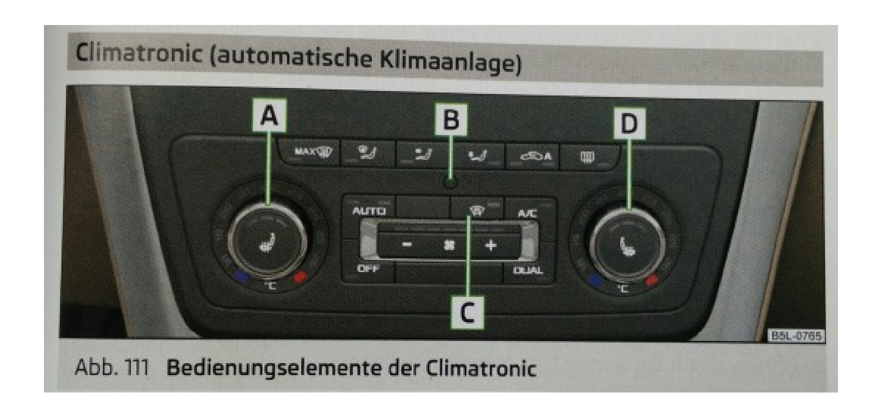
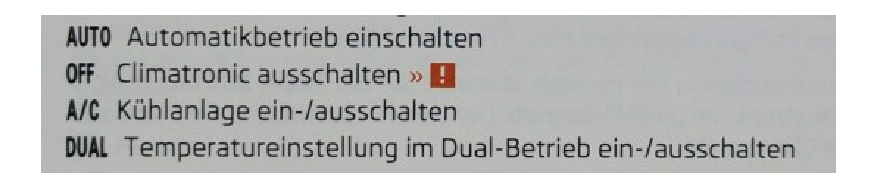

Climatronic (automatische Klimaanlage)

Abb. 111 **Bedienungselemente der Climatronic**

Wenige Minuten später hat es im Auto ungefähr dreißig Grad. Ich lasse mir das Handbuch aus dem Handschuhfach nach hinten geben und lese die drei Seiten über Klimaanlagenbedienung. Von den vier Schaltern “AUTO”, “A/C”, “OFF” und “DUAL” hat nur “OFF” eine relativ eindeutige Funktion, vorausgesetzt, man ist bereit, das rote Ausrufezeichen zu ignorieren.


AUTO Automatikbetrieb einschalten
OFF Climatronic ausschalten » !
A/C Kühlanlage ein-/ausschalten
DUAL Temperatureinstellung im Dual-Betrieb ein-/ausschalten

“Climatronic” und “Kühlanlage” sind offenbar zwei verschiedene Angelegenheiten. Aus der Anleitung geht hervor, dass jede Einstellung eines Bedienungselements zahlreiche Auswirkungen auf Einstellung und Funktion anderer Bedienungselemente hat. Leseprobe: “Wenn die Kontrollleuchte in der rechten oberen Ecke der Taste AUTO leuchtet, arbeitet die Climatronic im ‘HIGH’-Betrieb. Der ‘HIGH’-Betrieb ist die Standardeinstellung der Clima-

tronic. (...) Der Automatikbetrieb wird ausgeschaltet, indem eine Taste für die Luftverteilung gedrückt oder die Gebläsedrehzahl erhöht oder verringert wird. Die Temperatur wird trotzdem geregelt."

Ich gebe das Handbuch wieder nach vorn und sage, es sei kompliziert und man fasse die Taste mit dem A/C besser nicht mehr an. Man möge in Zukunft darauf achten, dass das Licht an der AUTO-Taste leuchte und das Beste hoffen. Bald darauf wird es auch wieder kühler im Auto, fast so kühl wie draußen.

Kathrin Passig

21.8.2015

Das Graffiti von heute ist auch irgendwie anders als das von damals

Ich laufe auf dem Weg vom Bahnhof zum Büro an der Kölner Hohenzollernbrücke entlang und lenke dabei erstmalig meine Aufmerksamkeit auf die vielen Nachrichten, die dort vermutlich mit Edding und ähnlichem Schreibmaterial verfasst wurden.

Früher schrieb man ja gerne einfach seinen Namen, eventuell verbunden mit einem "... was here" oder einem "... war hier". Auch unflätige Wörter oder Herzchen mit Initialen sind mir durchaus geläufig.

In den letzten Jahren hat sich aber einiges getan und Hashtags und Nutzerhandles sind jetzt auch auf Brücken zu finden. Es handelt sich hierbei vor allem um Instagram- und Twitterkonten, was genau, lässt sich wohl nur durch Ausprobieren rausfinden, es sei denn, es steht dran. Auch, ob die Konten tatsächlich existieren, kann ich nicht sagen. Ein bisschen Angst habe ich ja schon, das zu prüfen, auf der anderen Seite scheint mir Instagram mit seiner gewohnten Prüderie doch recht sicher.

Wer mag, kann sich ja gerne mal durch einige der angepriesenen Accounts durchprobieren. Und wer immer noch nicht genug bekommt, dem empfehle ich einen Ausflug zur Hohenzollernbrücke (Deutzer Ufer). Da stehen noch mehr.




Insta: @mvxyo
Tardy
Mediakraft ist doof! #Freiheit


Bergi
@waitfortube
ist auch nicht cool
@Topfterroristin
@M3llowmuffin
Michi& Sophie



Anne Schüßler

24. August 2015

Kroatien kennt sich aus

Am Flughafen Rijeka gibt es einen Geldautomaten, eine Geldwechselstelle, mehrere Autoverleihkioske und ein Café, aber keine SIM-Karten. Ich habe schon im Anflug einen Supermarkt mit dem verheißungsvollen Namen KONZUM erspäht, so neu, dass er bei Google Maps noch Gebüsch ist. Er liegt von der Landebahn kaum weiter entfernt als das Flughafengebäude, aber auf der falschen Seite, der Unterschied zwischen einer Minute und einer knappen Stunde Fußweg.

Auch im Supermarkt gibt es keine SIM-Karten. Allerdings teilt er sich das Gebäude mit einem Zeitungskiosk, wo man einen Fächer aus SIM-Karten von sieben Anbietern mit noch nie gehörten Namen vor mir ausbreitet. Mich interessiere vor allem das Internet, sage ich. Da habe sie etwas, sagt die Verkäuferin, und holt eine achte, äußerst überzeugend beschriftete Karte aus dem Regal: "UNLIMITED SURFING AT 4G SPEED UP TO 75 MBIT/S FOR 7 DAYS" und "only 11 €". Ich lege die SIM-Karte ein und habe Internet, ohne Anmeldung, ohne Freischaltung, ohne erst zu ergoogelnde Geheimgebrauchsanweisung, ohne komplizierten Datenpaketkauf, ohne Handeintragung von APNs. So wird die Welt aussehen, kurz bevor wir dann alle das kostenlose internationale Roaming bekommen, das André Spiegel bereits hat.

Die Unterkunft ist mit dem üblichen WLAN ausgestattet, das aus der Etage darunter kommt und an manchen Stellen der Wohnung manchmal funktioniert. Mobilfunk hingegen versorgt auch die unbesiedelten Gegenden der Insel mit mehr HSDPA, als ich in meiner Berliner Wohnung bekomme. Hvala, Hrvatski Telekom!

Kathrin Passig

27.8.2015

Atemlos durch die Nacht



Der Berliner Taxifahrer kommt, über die MyTaxi-App bestellt, innerhalb weniger Minuten. Beim Blick auf seinen Arbeitsplatz muss ich spontan an das Cockpit eines Kampfjets denken. Vier Displays muss oder will der Fahrer im Auge behalten: Sein eigenes Navi (links oben), sein Smartphone mit Messenger (links unten), das im Fahrzeug fest eingebaute Navigationssystem (rechts oben) und ein gesondertes Smartphone für die eingehenden Bestellungen über die MyTaxi-App (rechts unten).

Aber es gibt noch mehr Anzeigen – aus eigenem Interesse blickt der Chaffeur vielleicht auch gelegentlich aufs Taxameter (Mitte ganz oben im Rückspiegel) und auf die üblichen Fahrzeuganzeigen wie Geschwindigkeit und Tankfüllung (im Armaturenbrett hinter dem Lenkrad). Im Hintergrund läuft das Radio, und für Anrufe trägt der Fahrer noch ein kabelloses Headset.

Ich frage den Fahrer, ob das nicht ein bisschen unübersichtlich sei. Ach nein, sagt er. Man müsse nur daran denken, auch auf die Straße zu schauen.

Thomas Wiegold

27. August 2015

Ein Gadget für Leute in traditionellen Kulturberufen

Im Traum will jemand, der beim Theater arbeitet, etwas im Internet nachsehen und zieht dazu ein Gerät aus der Tasche, das ich sofort fürs Techniktagebuch fotografieren muss. Es ist ein Gerät für Leute, die Technik eigentlich doof finden, aber trotzdem ab und zu etwas herausfinden müssen: winzige Tastatur, kontrastloses grüngraues LCD-Display, aber doch aufklappbar und vermutlich innenrum auf der Höhe der Zeit. Es sei Absicht, dass die Benutzung so wenig Spaß wie möglich mache, sagt er. Er wolle nicht die ganze Zeit am Gerät kleben.

Kathrin Passig

2015-08-29

Ich sage das nicht, um Recht zu haben

Ich gebe in Hamburg einen Mietwagen zurück. Es ist schon spät, kein Personal der Mietwagenfirma mehr da, nur ein einsamer Nachtwächter. Ich muss den Schlüssel und den Mietvertrag in einen Tresor werfen, nicht ohne vorher darauf Datum und Uhrzeit, sowie Kilometerstand und Tankfüllung notiert zu haben. Ich borge mir dazu vom Nachtwächter einen Kugelschreiber und ziehe mich kurz in das Auto zurück. Bevor ich ihm den Kugelschreiber zurückgebe, fotografiere ich noch, was ich auf den Mietvertrag geschrieben habe.

»Kleiner Tipp«, sagt der Nachtwächter zu mir. »Das nächste Mal fotografieren Sie einfach das eingeschaltete Armaturenbrett, da haben Sie dann gleich alles drauf.«

»Da haben Sie Recht«, sage ich.

»Ich sage das nicht, um Recht zu haben«, korrigiert er mich freundlich, aber bestimmt. »Es ist nur einfach praktischer.«

André Spiegel

27. August 2015

Mein Auto redet einfach so mit anderen

Eine Frau von der Händlerwerkstatt, bei der ich vor einiger Zeit ein Auto kaufte, ruft an: „Guten Tag, Herr Mirus, ihr Auto hat sich bei uns gemeldet und gesagt, dass es in 2000 Kilometern zum Service möchte. Wollen Sie einen Termin vereinbaren?"

Ich bin erst ein wenig überrascht, dass mein Auto ohne mein Wissen mit anderen redet, erfahre dann aber im Redaktionschat von Stefanie Otersen, dass das bei BMW „Connected Drive" genannt wird und normal ist.

Dann bin ich aber überrascht, wie inkonsequent mein Auto ist. Es könnte doch auch gleich in meinen Kalender schauen und selbst einen Termin ausmachen.

Johannes Mirus

30. August 2015

Ganz Eurropa errobert … außer Italien

Ich steige in Rijeka in einen Bus nach Zürich, weil ich das Buchen eines Fluges zu lange hinausgeschoben habe. Das Ticket konnte ich auf einer komfortablen und sogar gutaussehenden, mehrsprachigen Website erwerben und

musste es nur rechtzeitig ausdrucken. (Anders bei den ebenfalls online gekauften Tickets für die Fähre: “Print out the ticket or have the code ready on display of your mobile phone.”)

Was das Design der Website verheißt, wird vom Bus nicht ganz eingelöst: Es gibt kein WLAN und auch keine nennenswerte Klimaanlage, dafür kann man die Fenster nicht öffnen. Macht aber nichts, mit der Bahn hätte es statt 12 Stunden 27 gedauert, und mit der falschen Staatsbürgerschaft noch viel länger. Der Bus ist bis auf den letzten Platz mit kroatischen Personen über 50 besetzt, die entweder alle unter Flugangst leiden oder ebenfalls Flugbuchungsprokrastinierer sind.

Mein herrliches kroatisches Handyinternet reicht bis 500 Meter hinter der slowenischen Grenze. Ich lege die slowenische SIM-Karte ein, rubbele meine Guthabenkarte frei, lade 10 Euro auf und prahle im Techniktagebuchchat:

> ich habe eine Flasche Wasser und SIM-Karten für die ganze Strecke, ich fühle mich gut gerüstet: Kroatien, Slowenien, Österreich, Schweiz.

und

> erfolgreicher Wechsel ins slowenische Netz dank aber wirklich mal generalstabsmäßiger Vorbereitung (vorher schon mal da gewesen sein, um die Rubbelkarte für die SIM zu kaufen).

André Spiegel berichtet währenddessen aus der Zukunft:

> Status meines Lebens mit weltweit kostenlosem Roaming übrigens: Auch Spotify geht, solange man nicht wirklich live streamen will, sondern den Sachen vorher ein bißchen Zeit zum Runterladen gibt. Navigation ist nicht ganz so flüssig wie sonst, geht aber auch. Facebook usw. sowieso. Ich bin glücklich. Jawohl, ich bin glücklich.

Klar, wenn man in der Zukunft lebt, wie soll man da nicht glücklich sein. Ich habe erst ungefähr 2 von meinen 1000 slowenischen MB aufgebraucht, als ich eine schreckliche Entdeckung mache:

> oh noes! ich sehe bei Google Maps, dass wir uns Triest nähern. der Bus fährt über Italien, ein Land, für das ich nur eine längst abgelaufene SIM besitze! Partykaktus mit kaputtem Luftballon![1]

Die italienische SIM habe ich 2011 gekauft, sie ist also erstens abgelaufen, zweitens im falschen Format (Mini statt Micro oder Nano) und liegt drittens in Berlin.

Lange internetlose Stunden später erreichen wir eine Autobahnraststätte. Ich frage, ob es SIM-Karten mit Internet gibt. Nein, sagt der Kassierer, und guckt mich an, als hätte ich versucht, einen lebenden Pinguin zu kaufen. Dabei gibt es an dieser Raststätte praktisch alles, italienische Scherzreisepässe, Schlauchboote, Geburtstagstorten, Gebrauchtwagen. Nur halt keine SIM-Karten. Ich ahne, woran das liegt: Italien ist genau wie die Schweiz ein Land, in dem man beim Prepaid-SIM-Kartenkauf Formulare ausfüllen und seinen Ausweis kopieren lassen muss, und darauf hat natürlich kein Verkäufer Lust.

Um irgendwas zu tun, lege ich schon mal die Schweizer SIM-Karte ein, damit an der Grenze nicht weitere internetlose Sekunden verstreichen müssen. Ich bekomme eine SMS von Lebara:

> Unsere Sparpakete fürs Ausland: DataRoam: 100 MB surfen für CHF 10.- (. . .) Gratis SMS mit “DATAROAM” an 255. (Gültig 10 Tage.)

100 MB, das könnte knapp reichen für die letzte Stunde der Italienstrecke. In meinem Portemonnaie findet sich ein weiterer vorausschauend erworbener Lebara-Guthabenzettel über 10 Franken. Zwei Minuten später habe ich wieder Internet und kann dem Techniktagebuchchat endlich mitteilen, dass es in Norditalien Deltamasten gibt. Aus Sorge, dass das Internet gleich wieder versiegen könnte, lade ich gleich mit der Kreditkarte noch mehr Guthaben auf, das geht nämlich inzwischen, sogar aus dem Ausland. Man braucht nur Internet dafür.

[1] Ausdruck textfixierter Menschen für ein diesen Sachverhalt darstellendes Emoji.

Alles ist wieder gut und ich schlafe zufrieden ein, durch das Internet mit der Welt und durch Oberarmschweiß mit meinem russischen Nachbarn verklebt.

Kathrin Passig

1. 9. 2015

Google bringt Familien zusammen

Wenn es draußen regnet oder alle anderen Beschäftigungsmaßnahmen nicht fruchten, lassen wir unsere zweijährige Tochter für maximal zwanzig Minuten unter Aufsicht mit unseren Smartphones spielen. Sie darf Fotos und Videos von sich selbst ansehen, Youtube-Videos der britischen Kinderserie "Peppa Pig" abspielen oder die App "Kapus Wald" spielen, die ich über das Techniktagebuch entdeckt habe.

Kürzlich hat ihr Vater die Sprachsuche von Google als gemeinsamen Zeitvertreib entdeckt. Ein typischer Suchverlauf der beiden sieht in etwa so aus.

Vater: "Ok, Google – zeig mir Bilder von Igeln."

Google: "Hier sind Bilder von Igeln."

Kind: "Oh! Igels!"

Vater: "Jetzt du."

Kind: "Bittesön Igel."

Google: ". . . "

—-

Vater: "Sag mal: Fotos von Katzen."

Kind: "Nein, du."

Google: ". . . "

——

Vater: "Sag mal: 'Peppa Pig.'"

Kind, sehr leise: "Peppa Pig."

Google: ". . . "

Vater: “Sag mal laut ‘Peppa Pig’”.
Kind: “Laut Peppa Pig.”
Google: “. . . ”
—–

Nach einigen Versuchen schafft es das Kind aber doch, auf diese Weise ein Peppa-Pig-Youtubevideo aufzurufen und ist glücklich. Wir schauen gemeinsam die fünfminütige Folge und dann ist es Zeit zum Abendessen.

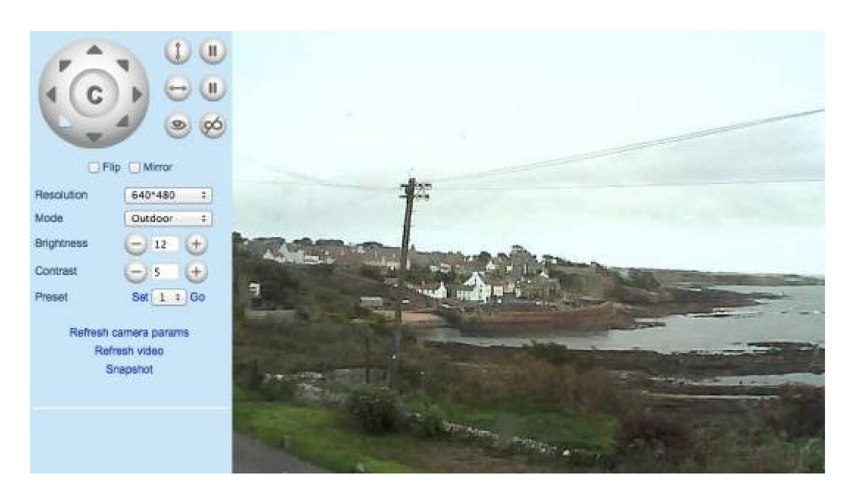
Alina Smithee

Mittwoch, 2. September 2015

Aus dem Fenster sehen im Bus

Edinburgh, Feierabendverkehr, Stau. Ich bin auf dem Rückweg von einer Tagung und der Bus steckt im Stau. Mein Auto steht auf der anderen Seite der großen Brücke. Zwischen mir und dem Auto sind circa dreißigtausend andere Autos. Um sieben muss ich zurück in St Andrews sein, und es ist schon sechs. Mann, mann, mann. Fu, Fu, Fu. Ich stecke fest.

Noch vor wenigen Tagen hätte ich kein Mittel gegen eine Frustration dieser Art gehabt, aber jetzt weiß ich mir zu helfen. Über das WLAN des Busses logge ich mich zu Hause bei meiner Webcam ein. Sie steht bei mir auf dem Fensterbrett und zeigt mir genau das, was ich sehe, wenn ich aus dem Fenster blicke, zufällig auch die am häufigsten fotografierte Ansicht meines Dorfes. So sieht es aus.



Durch das Kabel ganz links strömt das Internet ins Haus und das Bild meiner Webcam wieder heraus.

Ich bin gar nicht mehr im Bus. Ich sitze zu Hause und blicke aufs Meer. Die Möwen schreien. Moment, dafür bräuchte ich noch einen Audiokanal. Fu, Fu, Fu.

Als ich genug aus dem Fenster gesehen habe, drehe ich die Kamera um und beobachte das leere Wohnzimmer. Es sieht so aus, als würde ich von außen durchs Fenster mein eigenes Privatleben ansehen. Es ist schwer, die Verstörung zu beschreiben, die der Blick auf den leeren Stuhl verursacht, der Stuhl, auf dem ich sonst immer sitze, um aus dem Fenster zu sehen, von dem aus ich jetzt den Stuhl betrachte. Vermutlich wäre es einfacher zu verstehen, wenn mein Körper noch auf dem Stuhl wäre. Eine Out-of-Body-Erfahrung, nur dass der Körper ganz aus der Welt verschwunden ist.

Aleks Scholz

8. September 2015

Wo könnte es klingeln? An der Scheune?

Ich bin bei meinen Eltern, mein Vater macht einen Abendspaziergang. Ich weiß, dass er das Handy dabei hat, aber nicht, ob es auch eingeschaltet ist. Wie mit allen anderen Menschen telefoniert er sonst nur über Festnetz mit mir, und dass wir einander überhaupt anrufen, wenn wir uns in weniger als 2 Kilometer Entfernung voneinander aufhalten, ist abwegig. Aber ich habe einen Grund und wähle seine Mobilnummer. Wie erwartet nimmt er nicht ab. Später erzählt er, er habe das Geräusch gehört, es aber nicht zuordnen können – »Hm, klingt wie ein Telefon. Aber wo könnte es klingeln? An der Scheune?« Immerhin ist eine Scheune ein Gebäude und insofern etwas so Zivilisatorischem wie einem Handy näher als die Felder und Wiesen drumherum; außerdem könnte sich jemand mit Telefon in der Scheune aufhalten. Vibrationsalarm hat mein Vater nicht eingestellt oder ist unempfindlich dagegen. Als er sich schließlich an das Handy in seiner Jackentasche erinnert, ist es zu spät. Der Apparat hat schon entschieden, dass er jetzt nicht erreichbar ist. Zehn Minuten später ruft er mich von zu Hause aus zurück bzw. an; mein Anruf (den er auch nachträglich nicht als Anruf von mir erkannt hat) hat nichts damit zu tun. Er will nur, dass ich nach Hause komme, damit wir rechtzeitig zum Zug fahren können.

Undine Löhfelm

1. August 2013 und auch weiterhin

Stigma: Techniken der Bewältigung einer Facebook-Identität

Wir sitzen auf der Dachterrasse und grillieren. Die Runde: ein Jugendfreund, den ich seit dreissig Jahren kenne, eine Freundin aus Studienzeiten, eine ebenfalls seit rund zwanzig Jahren zum engeren Kreis gehörende Bekannte

sowie zwei drei weitere Kollegen resp. Partner/innen meiner Gspänli. Irgendwie kommt die Rede auf soziale Medien und das Internet und ich erzähle eine Facebook-Anekdote. Meine Freunde realisieren, dass ich ein Facebook-Profil habe und auch hin und wieder etwas poste. Sie reagieren entsetzt, geradezu schockiert. So etwas Dämliches, so eine Zeitverschwendung, so ein Blödsinn, also, das hätten sie nie von mir gedacht, ich sei ja wohl von allen guten Geistern verlassen. Ich bin froh, werfen sie mich nicht über die Dachkante. Retten kann ich mich ganz knapp mit dem Hinweis, meine Facebook-Aktivität gründe auf rein medientheoretischem Interesse und sei zudem wichtig, um den Anschluss an die Lebenswelt meiner Studierenden sicherzustellen. In Zukunft werden wir in dieser Runde mit dem Thema etwa so umgehen wie Familien mit dem Alkoholproblem des Grossonkels: möglichst gar nicht.

Franziska Nyffenegger

17.9.2015

Lieferatio praecox

Ich erwarte ein Paket, das von DHL geliefert werden soll. Ich habe rechtzeitig angegeben, dass das Paket nicht heute, sondern morgen ausgeliefert werden soll, da ich heute nicht den ganzen Tag zu Hause sein werde. Doch früher als erwartet bin ich wieder zu Hause – und schon klopft es an der Tür: die DHL. Klasse, denke ich mir schon voller Vorfreude. Ich habe das Paket kaum angenommen, da reißt es mir der Zusteller schon wieder aus der Hand mit der Aussage: „Moment, die Auslieferung sollte ja erst morgen sein! Dann kann ich Ihnen das Paket auch erst morgen ausliefern. Tut mir leid, aber Sie wissen ja, das System!“ Und weg ist er mit meinem Paket.

Marcel Sude

19.9.2015

Nach Hause telefonieren

Mit dem neuen Schuljahr kommen wieder mehr Besuchskinder, neuerdings auch welche aus anderen Städten, mit erhöhtem Logistikaufwand. Manchmal wird zwischen den Eltern und mir vereinbart, das Kind solle einfach anrufen, zum Beispiel sobald es wisse, wann ein geeigneter Zug fährt.

Ich bringe dann irgendwann am Nachmittag unser Festnetztelefon in das betreffende Kinderzimmer, und komme mir sehr großzügig dabei vor: Ich gebe einem unbekannten Kind unser Telefon, damit es damit telefonieren kann, sogar, so lange es will!

Großzügig finde ich das, weil ich aufgewachsen bin zu Zeiten, als Telefonieren wahnsinnig teuer war, das Telefon ein eigenes Tischchen hatte und außerdem nicht einmal jede Familie im Dorf eines besaß.

Aber: manches Besuchskind freut sich darüber gar nicht wie erwartet, sondern dreht unser schönes Telefon unschlüssig in der Hand. Und holt dann ein Mobiltelefon aus seiner Hosentasche.

Höflich sind sie jedoch alle. Sobald sie sich (in Einzelfällen) mit der Tastatur vertraut gemacht haben, benutzen sie mein Telefon. Auch dann, wenn sie dafür zuerst in ihren eigenen Geräten die Nummer nachschlagen mussten.

Unübersehbar bin ich mit meinem Interaktionsmuster wohl irgendwo im Jahr 1981 hängengeblieben.

Pia Ziefle

20.09.2015

Ungebetene Gäste

Durch unsere Wohnung toben regelmäßig bis zu sechs Kinder, insbesondere durch Wohnzimmer und Küche, da es von dort direkt raus auf die Terrasse geht. Was sie dabei hinterlassen, erinnert oft an Bilder, wie man sie aus den Tornadoschneisen des mittleren Westens der USA kennt.

Ich wundere mich deshalb auch nicht, als ich morgens die Katzenfutterstation in ihre Einzelteile zerlegt vorfinde. Da muss wohl ein Kind beim Rennen drübergestolpert sein, denk ich und bau alles wieder zusammen.

In der nächsten Nacht werde ich auf einmal wach, weil ich aus der Küche Lärm und Geraschel höre. Ich greife nach meinem Smartphone und geh mal nachschauen.

Als ich um die Ecke biege, sehe ich zwei größere graue Schatten bei der Katzenfutterstation. Als sie mich bemerken, huschen sie schnell durch die Katzenklappe nach draußen.

Ich geh zum Fenster, weil ich wissen will, ob es unsere Katze oder eine von den ausgewilderten Hauskatzen ist, die bei uns in der Nachbarschaft leben.

Als ich mit dem Smartphone nach draußen leuchte, schaut mich aber keine Katze an. Stattdessen blicke ich in zwei Panzerknackermasken, denn auf unserer Terrasse sitzen zwei gutgenährte Waschbären.[1]

Am nächsten Morgen bestelle ich bei Amazon eine Katzenklappe mit NFC Scanfunktion. Seit diese montiert ist, kann nur unsere Katze in die Wohnung. Die Klappe liest den Identchip, den die Katze vom Tierarzt bekommen hat und entriegelt, wenn sie den Chip erkennt. Bei allen anderen Tieren bleibt die Klappe zu. Für unser Modell habe ich mich entschieden, weil die Amazon Rezensionen es auch als besonders waschbärensicher beschreiben.

Henning Grote

[1] Ich wohne in Berlin, nicht am Stadtrand, sondern auf der Grenze zwischen Prenzlauer Berg und Pankow. Aber wenn man auf der vierspurigen Schönhauser Allee nachts Füchsen begegnen kann, warum nicht auch Waschbären.

21.9.2015

Ein Tässchen Olivenöl, per favore!



Beim Fahrradtrip entlang der innerdeutschen Grenze kommen wir in einen brutalen, fiesen, dauerhaften Sturzregen, der nicht nur d as Navi auf dem Handy schachmatt setzt und meine Stiefel unter Wasser setzt: Am nächsten Tag ist die Kette meines Brompton-Faltrads blank gespült und bar jeden Kettenfetts. Zunächst knarzt das nur an jeder Steigung, dann dauerhaft – und so kann es nicht bleiben angesichts der Strecke, die wir noch vor uns haben.

Der nächste kleine Ort ist Hornburg im Kreis Wolfenbüttel, also auf der Westseite der ehemaligen Grenze, und dort finden wir durch Zufall auch einen Fahrradladen. Der hat zwar geschlossen, aber der Inhaber hat freund-

licherweise seine Handynummer an die Tür geschrieben. Er nimmt meinen Anruf auch an, bedauert aber: heute habe er frei und werde den Laden nicht mehr aufmachen.

Dafür hat er einen Tipp: Olivenöl. Simples Olivenöl auf die Kette, das sei gut für etliche Kilometer und das beste, was ich in dieser Situation machen könnte.

Allerdings: So gut der Vorschlag ist, so schwer ist er umzusetzen. Auf meine Frage nach einem Supermarkt in der Nähe muss der freundliche Fahrradhändler leider passen: Der letzte habe vor einigen Monaten zugemacht; im ganzen Ort gibt es kein Lebensmittelgeschäft mehr.

Aber dann hat er eine Idee: Wenn es schon keinen Supermarkt mehr gibt – in der Ortsmitte gibt es eine Pizzeria: Fahrt dort vorbei, sagt einen Gruß von mir und bittet um ein Tässchen Olivenöl.

Und tatsächlich: Der italienische Wirt lässt mir einen Plastikbecher mit Olivenöl vor die Tür bringen. Mit den Fingern appliziere ich davon so viel wie möglich auf die trockene Fahrradkette.

Das Provisorium funktioniert, die Kette fährt sich geschmeidig. Sogar bis ins nächste Jahr, nur mit dem Olivenöl.

Thomas Wiegold

Ab 1993

Die drei Phasen meiner Spielehilfenbeschaffung

1) ca. 1993 – 2000

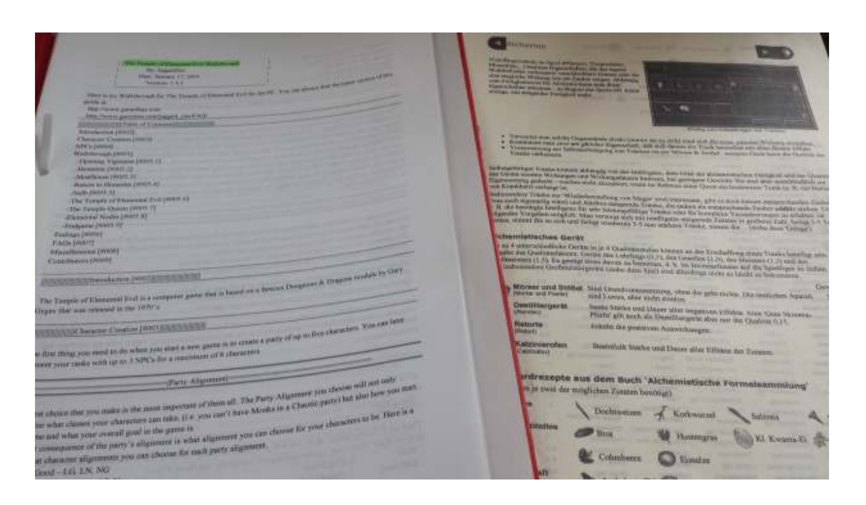


Viele der größtenteils illegal kopierten Spiele, die ich für den Amiga 500 besitze, sind auf kreative Weise kopiergeschützt. Bevor das Spiel startet, wird man nach einem Code gefragt, den man mithilfe des mitgelieferten Handbuchs oder eines beigefügten Gimmicks wie der berühmten Monkey-Island-Kopierscheibe ermittelt und sodann eingibt. Dass man die-

se Entschlüsselungs-Mechanismen ihrerseits kopieren bzw. in Tabellenform gefasst weiterverbreiten kann, ist natürlich jedem bekannt außer den Softwarefirmen. Die Codetabellen für “Day of the Tentacle” (Mitte links im Bild) und “Indiana Jones and the Last Crusade” (Mitte rechts) hat mir ein Mitschüler gegeben, die Monkey-Island-Scheiben habe ich, als ich schon aus der Schule raus war, nachgekauft.

Gerade in Adventurespielen kam und kommt man gelegentlich nicht weiter, braucht also Komplettlösungen. Diese besorgt man sich in Form von Lösungsbüchern, z. B. dem “Lucasfilm Games Buch” oder dem “Adventure Buch II” – auch hier reicht es natürlich, wenn *eine* Person in der Schule so etwas hat; dann wird munter kopiert und verteilt. Spieletipps und -lösungen sind außerdem fester Bestandteil in Spielemagazinen. Die Zeitschrift *Power Play* hat sogar eine ca. 30 Seiten umfassende herausnehmbare Beilage namens “Power Tipps”, die ich regelmäßig aus unserer Stadtteilbibliothek klaue.

2) ca. 2000 – 2005



Mit dem Aufkommen des Internets wird das Finden von Lösungen und Tipps erheblich leichter. An der Archivierung ändert sich jedoch nichts: Ich speichere jede Spielehilfe auf der Festplatte, drucke sie aus und hefte sie ab, um während des Spielens darauf Zugriff zu haben. (Jedes Mal, wenn ich nicht weiter weiß, das Spiel zu beenden und in die Lösung zu schauen, erscheint mir unpraktisch.) Die letzten ausgedruckten Spielehilfen datieren auf 2005. Wahrscheinlich hatte ich wegen des wachsenden Papierhaufens (die Hefter im Bild beinhalten Lösungen zu nicht weniger als 20 Games) ein schlechtes Gewissen, noch wahrscheinlicher ist, dass ich während dieser "Dark Ages" einfach studiumshalber viel weniger gespielt habe.

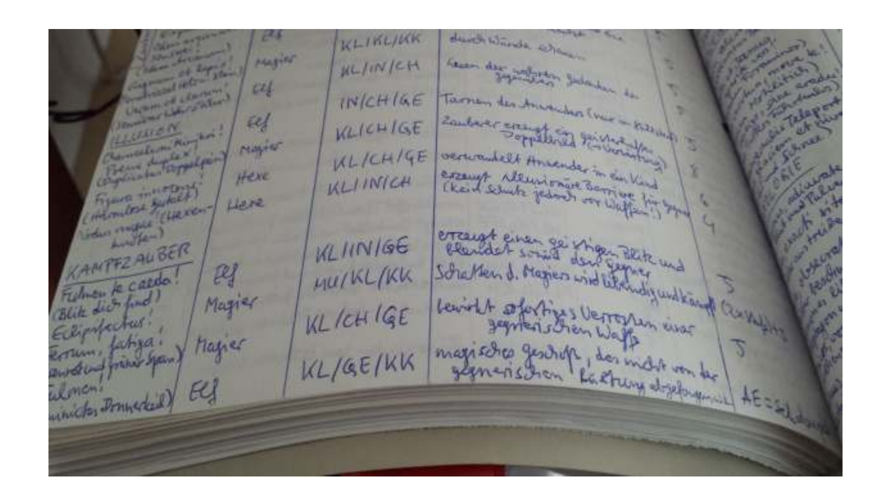
3) seit 2011

Dank Secondscreenisierung des Lebens schere ich mich kaum noch um Recherche außerhalb einer Spiele-Session. Wenn ich an der Xbox oder am PC bei einem Spiel steckenbleibe, lasse ich mir per Smartphone helfen. Ich bevorzuge übrigens mittlerweile vermehrt Youtube, wo es praktisch zu jedem Spiel Video-Walkthroughs gibt.

Ergänzung zu Phase 1): Als ich im Oktober 2015 eine Ausgabe der "Power Tipps" durchblättere, entdecke ich eine weitere Quelle für Spielelösungen, die ich allerdings nie genutzt habe: Es gab in Deutschland mehrere "Lösungsservices", bei denen man telefonisch Spielelösungen, -anleitungen und -pläne bestellen konnte.



Noch eine Ergänzung: Natürlich habe ich mir bei sehr komplexen Games, zu denen ich kein Handbuch besaß, auch handschriftliche Notizen gemacht. In einem meiner alten Hefter befindet sich zum Beispiel eine Übersicht sämtlicher Zaubersprüche aus dem Rollenspiel “Das Schwarze Auge: Schatten über Riva”.



Torsten Gaitzsch

Oktober 2015

Das Handy fällt runter und macht mich zu einem höflicheren Menschen

Seitdem ich ein Handy besitze, nutze ich recht ausgiebig den Luxus, schon während des Klingelns zu sehen, wer mit mir sprechen möchte und bei Unlust nicht ranzugehen.

Vor gut zwei Wochen fiel mir das Handy, ein olles Nokia, mal wieder runter, das Display hatte eh schon einen langen Riss, nun war es endgültig Schrott. Mein erster Gedanke war, na gut, es wird Zeit für ein Smartphone, mit irgendwas muss ich ja telefonieren. Aber erstaunlicherweise geht das Telefon selbst noch einwandfrei, nur das Display eben nicht. Und das Telefon macht mich nun zu einem höflicheren Menschen: Ich muss jeden Anruf entgegennehmen, weil es ja was Wichtiges sein könnte.

Wie so ein Mensch aus den 80ern.

Susanne Klingner

Oktober 2015

Kann ich da mal durchschauen?

Seit Jahren fragen mich Leute, ob sie durch unser Teleskop durchschauen können. Seit Jahren antworte ich ihnen, dass das nicht geht. Wir sehen nie durch Teleskope, sage ich ihnen, und seit Jahren schütteln sie, die Leute, verwundert den Kopf. Was soll das für ein Astronom sein, der nicht durch sein Fernrohr guckt. Seit Jahren fühle ich mich an dieser Stelle wie ein Heuchler, gar kein echter Astronom. Nicht mal durchs Rohr sieht er.

Und erst heute wird mir klar, dass es vielleicht tatsächlich Hoffnung gibt. Es könnte sein, dass die Frage schon bald verschwindet. Ich erkläre das Teleskop einer Schulklasse, die übliche Frage kommt, wie immer, und ohne nachzudenken sage ich so was wie "du siehst ja auch nicht durch dein Smartphone, wenn du ein Bild machst". Das Teleskop ist halt eine Kamera, kein Guckrohr. Die Kinder nicken verständig. Das ist mir bei Erwachsenen noch nie passiert. Sie wissen sogar, warum Kameras besser sind als Guckrohre, weil man nämlich am Ende Bilder hat. Hurra!



Jetzt müssen nur noch die Eltern verschwinden, und die ganzen Bilderbücher, in denen Astronomen als Leute dargestellt werden, die durch Rohre gucken, und die Lego-Astronomin auch, und dann wird mir nie wieder jemand die Frage stellen, und wir machen einfach die gesamte Astronomie auf Bildschirmen. Auf einem Monitor sieht man sowieso viel mehr als am Oku-

lar. Der gesamte Himmel, ein Mausklick. Wer will schon sein Auge an eine winzige Öffnung pressen, nur um ganz kurz vielleicht einen Hauch Weltall zu sehen.

Aleks Scholz

8.10.2015

Die neuen Handykontaktgesten sind da

Meine Tochter hat im Sommer die Schule gewechselt. Auf der Straße treffe ich momentan oft Eltern ehemaliger Mitschülerinnen und wir unterhalten uns kurz, wie es den jeweiligen Kindern geht. Wir verabschieden uns mit "Die Kinder sind ja per Handy in Kontakt" und dabei ist mir jetzt schon mehrfach Folgendes aufgefallen: die Geste zu "per Handy in Kontakt" ist nicht mehr "Hand mit abgestrecktem Daumen und kleinem Finger ans Ohr", sondern jetzt "Hand leicht gebeugt mit Handfläche nach oben und einem tippenden Daumen".

Novemberregen

09.10.2015

Mama spielt, und das Internet braucht kein Mensch

Ich bin krank und liege auf dem Sofa. Die Kinder sind (zunächst) in der Schule und ich habe deren Tablet für mich. Neugierig schaue ich nach, was sie zur Zeit denn eigentlich spielen. Ah – etwas Neues: TAP TITANS. Ich mache es auf und ahne noch nicht, dass ich es vier Tage lang nicht mehr schließen werde. Auch im Augenblick läuft es.

Es ist ein ganz einfaches Spiel. Man tippt auf den Screen und macht dadurch Monster platt. Eine effizientere Benutzung eines Touchscreens in einem Spielsetting habe ich noch nicht erlebt. Man muss nicht einmal hinsehen. Ich lese nebenher den neuen Franzen (ein zweites Mal, weil mich das erste Mal so unsagbar wütend gemacht hat).

Es ist ein hübsches Spiel. Und dann doch ausgefuchster, als ich dachte. Neben dem eigenen Helden kann man sich

(zur Zeit)

bis zu 33 Helden dazuholen als Kampfteam. Jede*r hat bestimmte Schadenswerte und bestimmte Levelstufen, die entweder ihn selbst verbessern, die Teamleistung, oder den Tippschaden, den ich zwischen Bettdecke und Franzen so vor mich hinproduziere.

Immer wieder kommt das Kind vorbei, in dessen Augen ich lesen kann, dass es das Spiel gern selber spielen würde, aber ich gebe es nicht mehr her. Es hat mich gepackt. Nun will ich nämlich wissen, wie ich mein Gold, eine der In-Game-Währungen, am effizientesten einsetzen kann. Ist es beispielsweise besser, schnell möglichst viele Helden zu kaufen, oder lieber wenige, und die dann hochzuleveln? Fragen über Fragen.

Dazu kommt, dass die Monster in Stages gruppiert sind, alle 10 etwa (je nach Levelgrad) kommt ein Boss, danach sind alle eine Stage weiter. Man kann die Bosskämpfe aber auch abbrechen und einfach endlos auf der Stage bleiben, um Gold einzusammeln. Das Knifflige daran: die Monster werfen in höheren Stages zwar mehr Gold ab, haben aber auch mehr HP (Lebenspunkte). Levele ich die Stages also zu schnell, bekomme ich in derselben Kampfzeit nur ein halbes Monster platt.

Nach ein paar Stunden habe ich Schmerzen in den Tippfingern und fange an zu rechnen. Ja, ich zähle Sekunden, ich achte auf den Gesamtschaden meiner Mannschaft, und ich rechne kryptische Goldangaben wie “120,78aa” gegen ebenso kryptische Schadensangaben wie “32ee” auf. Die Buchstaben hinter den Zahlen sind einfach nur eine Tausender-Umrechnung, um die Zahlen auf dem Screen klein zu halten: 1000aa = 1bb. (Hoffe ich!).

Eine Nacht lang schlafe ich nicht, meine Erkältung ist derart massiv, dass ich keine Luft bekomme und nur am Husten bin. Aber ich bin ja nicht allein.

Dann entdecke ich den Turniermodus. Zweimal die Woche können je 200 Spieler*innen gegeneinander antreten und sehen, wie weit sie von Level 1 an innerhalb von 24 Stunden im Spiel kommen. Das will ich auch wissen. Und trete bei. Und fange an zu googeln. Spätestens jetzt brauche ich eine Strategie, sonst tippe ich mir die Finger wund. Ich suche nach Anleitungen, nach Tabellen. Nach raffinierten Strategiehinweisen. Mein schlafloser und kranker Kopf findet nichts Brauchbares.

Am Frühstück klage ich dem Kind mein Leid. „Im Netz findest du nichts", sagt das Kind. "Du musst auf YouTube schauen."

Pia Ziefle

12. Oktober 2015

Schreiben mit der Hand vs. Schreiben mit beiden Händen

Das Uniseminar über kollektives Schreiben handelt zu meiner Überraschung vom handschriftlichen gemeinsamen Arbeiten auf Papier. Die Dozentin (etwa in meinem Alter) erwähnt Écriture automatique, das gehe ja auch nur handschriftlich. Wenn man mit Stift auf Papier schreibe, sei man "näher am Text". Ich bin schon wieder überrascht, ich fühle mich beim Tippen am nächsten am Text und mit einem Stift weit entfernt vom ungehinderten Niederschreiben der Gedanken. Und die Finger bewegt man ja in beiden Fällen. Vielleicht eine Frage der Übung, lenkt die Dozentin ein. Aber im Moment brauche man jedenfalls noch Papier und Stift.

Kathrin Passig

Oktober 2015

Ici (pas de) WiFi

Fährt man in eine französische Stadt, steht am Ortseingang häufig auf einem Schild ›Ville fleurie‹ (grob übersetzt: Blühende Stadt), auf dem mit einer bis vier Blüten angegeben wird, wie ~~geil die Blumendeko ist~~ es um die öffentlichen Grünanlagen bestellt ist. Den Wettbewerb dazu gibt es seit Ende der 50er Jahre. Ende der 90er Jahre hat man in Frankreich angefangen, auch ›Villes Internet‹ auszuzeichnen, also Städte, in denen sich um Digitales bemüht wird (was immer das konkret bedeuten mag). Wird eine Stadt prämiert, kommt neben das Schild mit den Blumen noch eines, auf dem mit einem bis fünf @ angegeben ist, wie geil das Internet dort ist. Metz, die größte Stadt der Region Lothringen im Nordosten des Landes, hat fünf @. Das Internet dort ist also theoretisch sehr geil.

Bei einem kurzen Besuch in der Stadt merke ich davon praktisch nichts – außer, dass auf einigen zentralen Plätzen Messingplaketten in das Pflaster eingelassen sind, auf denen ›Ici WiFi‹[1] (›Hier WLAN‹) steht. Nähere Informationen gibt es nicht.

[1] Ein Mini-Guide zu digitalen Begrifflichkeiten im Französischen: Das Internet wird, wie in vielen anderen Sprachen, meist ›internet‹ genannt (mit Nasalvokal in der ersten Silbe). Anders als im Deutschen ist das Wort im Französischen aber meist artikellos: Man ist ›connecté à internet‹ (verbunden mit Internet), tauscht Nachrichten aus ›par internet‹ (über Internet) und findet Informationen ›sur internet‹ (auf Internet). Drahtloses Internet wird meist mit dem Markennamen ›Wi-Fi‹ bezeichnet; das reimt sich im Französischen auf deutsches ›nie‹ und nicht auf englisches ›why‹. Die Überschrift dieses Artikels bedeutet also ›Hier (kein) WiFi‹. Das @-Zeichen, mit dem der Geilheitsgrad des Internets in den ›villes Internet‹ angegeben wird, heißt im Französischen ›arobase‹, aber viele Franzosen sagen, wie die meisten Deutschen, ›at‹ (mit englischer Aussprache).



Das Handy zeigt ein nicht passwortgeschütztes Netzwerk namens ›Free-Wifi‹ an. Verbindet man sich damit, landet man auf einer französischsprachigen Anmeldungsseite, auf der man seine Zugangsdaten eingeben soll (woher auch immer man die bekommt). Weiter unten gibt es die Option, einen Account anzulegen oder zu beantragen oder so. Wie das funktioniert, erfahre

ich nicht, denn wenn man auf den betreffenden Menüpunkt klickt, passiert nichts. In der Adressleiste des Browsers wird bloß die URL um einen HTML-Anker ergänzt, der aber nicht existiert und demnach nicht angesprungen wird.

In der Praxis ist das öffentliche Internet in Metz also eher mittelgeil. Die Blumendeko ist aber prima.

Christopher Bergmann

Herbst 2015

Anachronismen einer aufstrebenden Ökonomie

Die Bezeichnung *emerging economy* ist die teils höfliche, teils herablassende Umschreibung für Länder, die bislang nicht mit den großen Industrienationen mithalten konnten, aber sich damit nicht abfinden wollen. Das führt dazu, dass diese Länder ein interessantes und manchmal explosives Gemisch aus Dingen aufweisen, die aus der Perspektive einer großen Industrienation entweder verblüffend rückständig oder verblüffend fortschrittlich wirken.

Ich habe in letzter Zeit regelmäßig in Mexiko zu tun, einem Land, das eine dieser *emerging economies* ist.

- Es ist nicht ungewöhnlich, dass Touristen oder Geschäftsleute entführt werden. Inzwischen soll es sich dabei meistens um die sogenannten *express kidnappings* handeln: Man wird zum nächsten Geldautomaten gefahren und freundlich aufgefordert, alles abzuheben, was die Karten hergeben. Danach lassen sie einen laufen. Ich habe vorsorglich nur eine meiner Kreditkarten dabei, wenn ich nach Mexiko fliege, und vorher mit meiner Bank gesprochen: Im Falle eines Falles wäre ich für den Schaden nicht haftbar.

- Die größte Gefahr, das Opfer einer solchen Entführung zu werden, besteht dann, wenn man auf der Straße ein beliebiges Taxi anhält. Manche Geschäftsreisende haben sich darum einen Trick angewöhnt: beim

Einsteigen in das Taxi das Telefon ans Ohr halten und so tun, als spräche man mit der Person, zu der man unterwegs ist, und sage ihm das Kennzeichen des Taxis, den Fahrzeugtyp und die Farbe.

- Uber ist groß in Mexico City. Uber ist sicher. Bei Uber ist die Zentrale schließlich immer im Bilde, welcher Fahrer wann welchen Fahrgast aufnimmt, und wo er mit ihm hinfährt. Was die Zentrale in San Francisco allerdings genau machen würde, wenn mein Fahrer sich plötzlich mit einer Pistole im Anschlag zu mir umwendet, ist nicht so ganz klar. Aber auf Uber verlassen sich alle bedenkenlos. Das Nachtleben scheint überhaupt nur noch durch Uber denkbar.

- Am Flughafen haben Taxifahrer neulich die Uber-Autos mit Steinen beworfen. Eine archaische Geste, gegen deren rohe Gewalt man sich kaum zur Wehr setzen kann. Gleichzeitig signalisiert sie wie keine andere, dass diejenigen, die dazu greifen, schon verloren haben.

- Beim Abendessen zeigt mir unsere Projektleiterin ihre Uber-Abrechnung auf dem iPhone. Sie ist keine Fahrerin und keine Kundin, sondern Sub-Unternehmerin: Sie hat sich einen Kleinwagen gekauft, den sie an jemand, der sich keinen Kleinwagen leisten kann, zum Uber-Fahren vermietet. Das ist kein informeller Deal zwischen Privatpersonen, sondern ein offizielles Geschäftsmodell von Uber, das mit einer eigenen App unterstützt wird. Unsere Projektleiterin kann in Echtzeit sehen, wie sich ihre Einnahmen entwickeln. Die ersten dreitausend Pesos jede Woche gehen an sie.

- In keinem Land der Welt wird soviel gearbeitet wie in Mexiko, was die reine Arbeitszeit angeht. Und in keinem so wenig wie in Deutschland.

- Fünfundneunzig Prozent aller Geldüberweisungen beginnen mit Cash und enden mit Cash. Als ich erklärt bekomme, welche Datenbewegungen dabei ablaufen, wählt jemand das Beispiel: »Angenommen, ich möchte Geld von Tijuana nach Cancún überweisen.« Wenn ich mich

richtig erinnere, käme niemand in Deutschland auf die Idee, Geld von Hamburg nach München zu überweisen. Solche Transfers finden zwischen Bankkonten statt, die als abstrakte, ortlose Konzepte verstanden werden. In den USA wiederum gibt es eigentlich gar keine Überweisungen.

- In Mexico City kann man in vielen Restaurants nicht mit Karte bezahlen, worauf meistens mit gut sichtbaren Aushängen hingewiesen wird, die aber keine Vordrucke sind. Man hat nicht das Gefühl, wie in Deutschland, dass es sich um eine grundsätzliche Opposition gegen das Zahlen mit Karte handelt, das Restaurant hat einfach noch keinen Anschluss an das System. In Restaurants, in denen Kartenzahlung möglich ist, gibt es dagegen, anders als in den USA, meist kein eingebautes Trinkgeldverfahren, also zum Beispiel keine extra Zeile über der Gesamtsumme, wo man von Hand das Trinkgeld reinschreiben kann. Stattdessen zeigt einem der Kellner den Betrag auf dem Display seines Lesegeräts und man sagt mündlich, auf welche Summe man aufrunden möchte.

- Der Hochsicherheitsbereich der Bank, in der ich arbeite, kann nur nach einem biometrischen Scan des Gesichts betreten werden, verlassen nur nach einem Scan des Fingerabdrucks. Essen in der Kantine gibt es auch nur gegen Fingerabdruck.

- Mobilfunkverträge können ohne Angabe des Namens oder irgendwelcher anderer persönlicher Daten abgeschlossen werden, solange irgendwie bezahlt wird.

- Internet im Hotel ist immer kostenlos, aber abends hoffnungslos überlastet. Streamingnutzer, vermute ich.

André Spiegel

20. Oktober 2015

Friedrichstraße, Schaufenster

Ich gehe die Friedrichstraße entlang. Vor dem Schaufenster von Dussmann bildet sich eine Traube aus Kindern und ein paar Erwachsenen, es gibt ein großes Ahen und Ohen, eines der Kinder macht einen Freudenhüpfer. Es dauert kurz, bis ich sehen kann, was das Ereignis ist: In einem mintgrünen Koffer steht ein vor sich hin rotierender Schallplattenspieler.

Felix Lorenz

21. Oktober 2015

Die Whatsapp-Warnfliege

Ich schreibe jemandem eine Textnachricht, die ich mit einem Bananen-Emoji abschließe. Glaube ich, stelle dann aber zu meinem Entsetzen fest, dass die Banane eigentlich ein cartoonhaft dargestellter, simpsons-hautfarbener, viertelerigierter Penis ist. Weitere Nachforschung ergibt, dass das Emoji-Inventar meines WhatsApp plötzlich voll ist von solchen (größtenteils identischen) eher unästhetischen Darstellungen von Geschlechtsorganen, darunter eine Vulva als irgendetwas zwischen Auster ohne Schale und Blue Waffle (nicht googeln). Immerhin warnt die App einen vor dem Absenden unanständiger Emoji dadurch, dass der Senden-Knopf (der in meinem Traum existiert, rechteckig und ziemlich groß) dann statt des normalen Pfeils eine ekelhafte, große, violett schillernde Fliege zeigt.

Kilian Evang

29. Oktober 2015

Die Ostsee in 3D

Ich mache Urlaub in Sellin auf Rügen. Eine der Attraktionen des Orts ist eine sogenannte Tauchgondel, mit der man am Ende der Selliner Seebrücke auf den Meeresgrund tauchen kann. Seit rund zehn Jahren existieren die Geräte, es gibt insgesamt vier, alle in der Ostsee, wie uns der freundliche Reiseführer informiert.

Es ist beeindruckend zu sehen, wie das Wasser beim Tauchen immer höher schwappt vor den großen Fenstern der eiförmigen Gondel, die von außen wirkt wie direkt aus einer Jules-Verne-Verfilmung entsprungen. Allerdings ist das Brackwasser der Ostsee in Sellin sehr planktonhaltig. Als wir also am tiefsten Punkt angekommen sind, sehen wir vor unseren Fenstern nur grünes Wasser und sonst nichts (angeblich schwimmen manchmal Fische und Quallen direkt an den Fenstern vorbei).

Um die Enttäuschung zu lindern, werden an den Fenstern nun Rollos heruntergelassen und es wird ein 3D-Film über die Ostsee gezeigt. Anschließend tauchen wir wieder auf. Die meisten Gäste scheinen zufrieden.

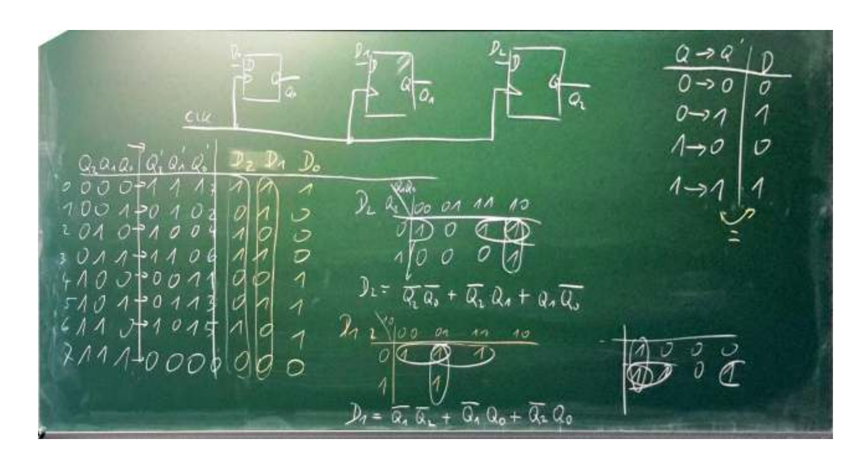
Alexander Matzkeit

3.11.2015

Die Zukunft wird verboten

Fünf Minuten vor Ende der Vorlesung bemerke ich, dass den Zuhörern die Zeit nicht mehr reichen wird, die Aufgabe an der Tafel zu verstehen und abzuschreiben. Also kündige ich an, die Tafel abzufotografieren, damit wir nächstes Mal an der selben Stelle auf dem Tablet weiter machen können. Mein Smartphone hat noch 1% Akku, die Kamera des Tablets ist unscharf, weil verkratzt – das mit dem Foto wird nix.

Ich bitte die Studierenden ein Foto zu machen und mir zu schicken. Ein Student schräg in der ersten Reihe zeigt mir sofort das Ergebnis auf seinem Tablet: “passt so?”.



Das Foto ist perfekt und so gerade, als wäre er mittig vor der Tafel gestanden! Keine Verzerrung durch die Perspektive von schräg seitlich, nur ein kleines weißes Eck zeugt von der Entzerrung . Er zeigt mir die zugehörige App „OfficeLens“, die die Tafelbegrenzungen automatisch findet und das Bild gerade rechnet. Ich bin beeindruckt und freue mich, dass die Zukunft wieder etwas näher gerückt ist.

In der unmittelbar darauffolgenden Vorlesung „Bildverarbeitung“ schwärme ich, immer noch beeindruckt, den Studierenden dort von dieser praktischen Alltagsanwendung von Bildverarbeitungsalgorithmen vor und empfehle ihnen die App. Sie hören mir interessiert zu, und fragen, ob ich schon wüsste, dass ihnen das Abfotografieren der Tafel gerade explizit und sehr ausführlich verboten wurde. Ein Kollege hat ihnen die Ohren gewaschen, dass das verboten sei und dafür grundsätzlich die schriftliche Genehmigung des Tafelautors nötig wäre. Und zwar für jedes einzelne Foto!

Beim Mittagessen erzähle ich den Kolleginnen und Kollegen davon und erfahre, dass die Gespräche der Hochschulen mit der VG-Wort zum Thema Urheberrecht schwierig sind.

Ab 2016 muss jede verwendete Quelle in einem Vorlesungsskript seitenweise einzeln an die VG-Wort gemeldet und bezahlt werden. Sogar wenn das Skript passwortgeschützt nur einem kleinen Hörerkreis zugänglich ist.

In diesem Fall, so sagen die Kollegen, würden sie auf die Herausgabe eines Skripts in elektronischer Form lieber ganz verzichten, nur Literaturlisten verteilen und in der Vorlesung komplett auf das gute alte Vorlesen setzen.

So wird aus der Zukunft Vergangenheit.

Georg Passig

03.11.2015

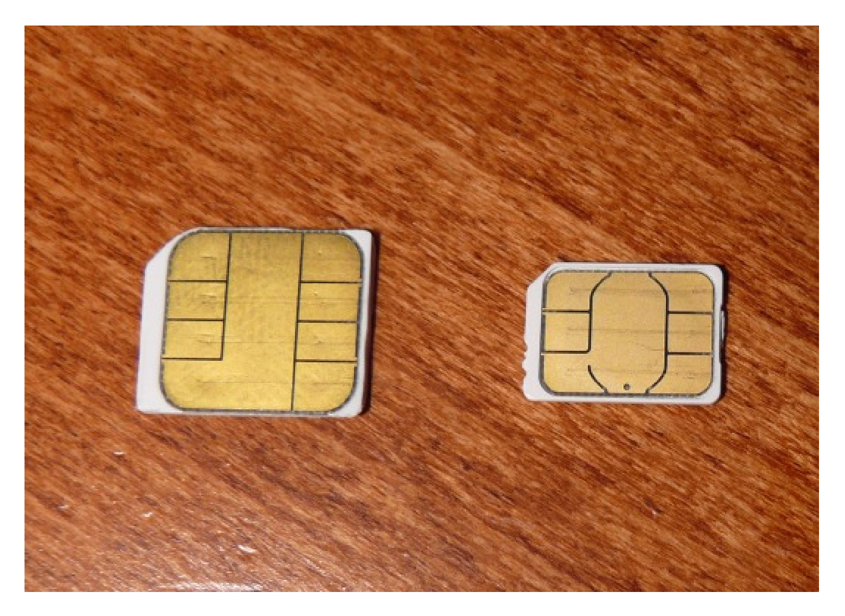
SIM-Salabim: Trotz Miniaturisierung nicht aus dem geliebten Netz fallen

Des Kollegen iPhone 4 gibt langsam den Geist auf. Es will sich nicht mehr recht synchronisieren lassen. Das ist lästig. Da es bereits mehrere Jahre auf dem Buckel hat, erwägt er die Anschaffung eines neuen. Heute hat er zugeschlagen. Und sich damit ein ernsthaftes Problem eingehandelt:

Die bereits von Mini-SIM auf Mikro-SIM beschnittene Karte passt nicht mehr.

Sein Telefonbetreiber hat seinerzeit, als er sich dort zu einer Prepaid-Karte entschloss, auf das Netz der Telekom gesetzt. Das war für meinen Kollegen sehr wichtig, weil er an einer bestimmten Stelle Brandenburgs, die er zur Zerstreuung oft und gern aufsucht, nur damit gute Netzanbindung hat. Würde er nun von dem Netzbetreiber eine neue Nano-SIM-Karte anfordern, würde man ihn aber vom Telekom- in das Vodafone-Netz verfrachten, und er hätte damit erhebliche Empfangsschwierigkeiten.

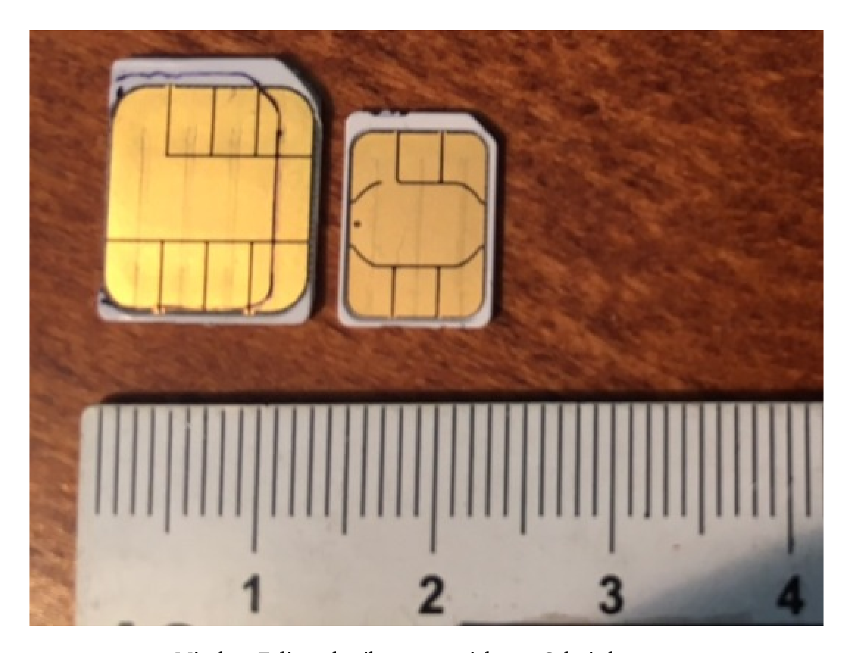
Er fragt mich, ob ich mir die Sache mal ansehen könnte. Erst mal gugeln wir zusammen und merken schnell, dass seine SIM-Karte irgendwie anders aussieht, als in den zahlreichen Bastelanleitungen. Sie hat eine andere Aufteilung und auch einen Kontakt mehr als z. B. die Nano-SIM-Karte aus meinem Smartphone.



Links: Auf Mikro-SIM-Format beschnittene Mini-SIM, rechts unveränderte Nano-SIM

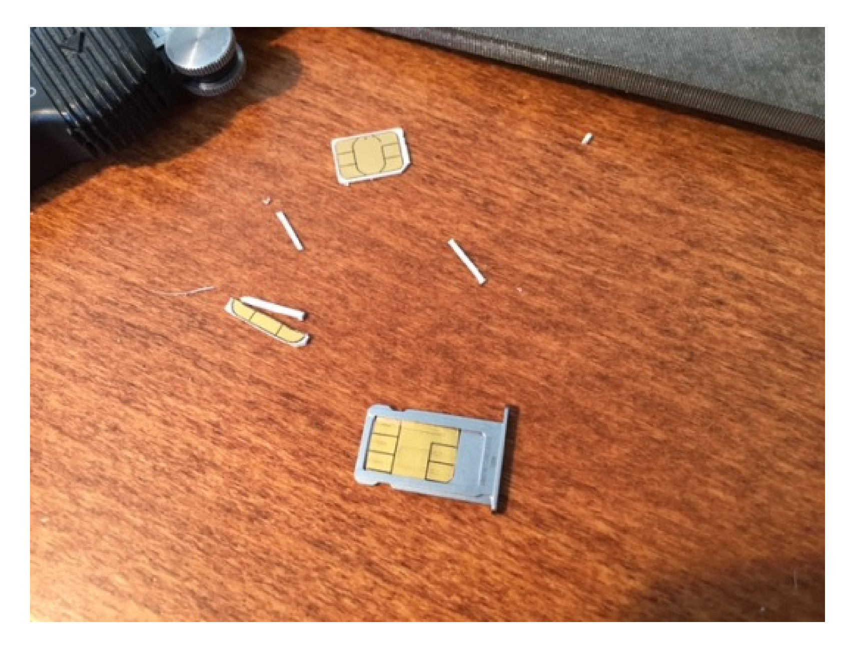
Ich versuche, die Karten zu durchleuchten, damit man den Chip sieht. Durch die Metallkontakte ist das natürlich schwierig. Nur von der Kunststoffseite kann man erahnen, wo er sich verstecken könnte. Dann frage ich in der ständigen Redaktionskonferenz um technischen Beistand. Die großen Techniker sind allerdings alle wohl anderweitig fleißig. Nach scharfem Nach-

denken und der Absolution zum Schneiden (mein Kollege kann mit der Karte eh nichts mehr anfangen), zeichne ich erst mal an, wie ich mir die neue Aufteilung vorstelle:



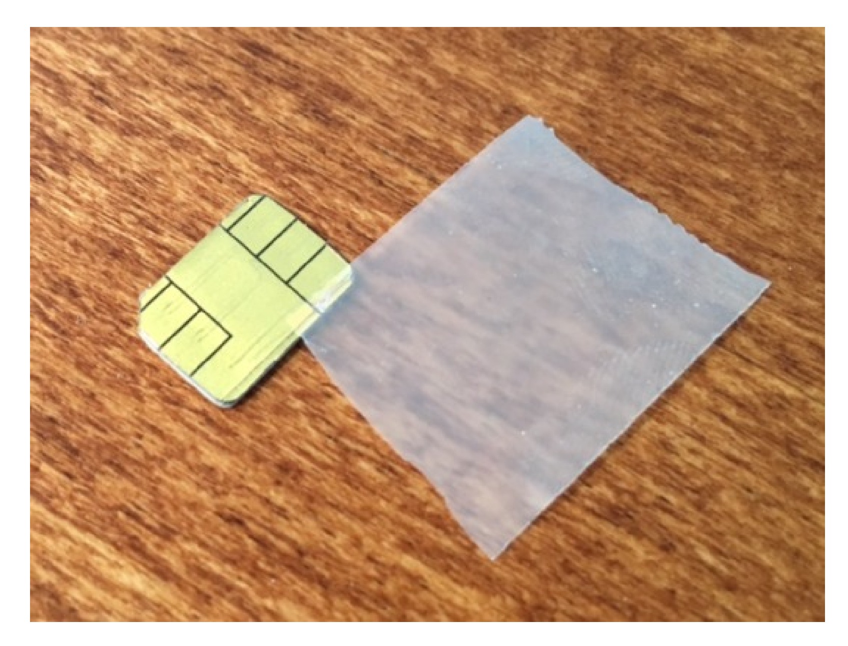
Mit dem Folienschreiber angezeichnete Schnittkanten

Dadurch werden zwar die Kontakte rechts im Bild stark beschnitten. Das scheint aber egal zu sein. Die braucht wohl keiner. Ausschlaggebend für die Aufteilung war die Verbindung der Kontaktfläche oben links mit der durchgehenden in der Mitte. Also setze ich das frisch gewetzte Skalpell an.



Passt!

Nach einigen Schnitten und viel Nachmessen und Zurechtfeilen passt die Karte in die kleine Schublade. Die Schublade besteht aber aus Metall und ich ahne ein Problem am SIM-Kartenhorizont aufziehen, von dem ich nicht weiß, ob es eines ist, gehe aber besser auf Nummer Sicher. Bei den unbeschnittenen Nano-SIM-Karten ist der Kunststoffrand gegenüber den Kontaktflächen leicht erhaben. Bei der beschnittenen Mini-SIM habe ich diese Ränder nicht, denn die Kontaktflächen reichen durch den Beschnitt ja nun bis zu den Kanten der Karte. Dadurch könnten zwei Kontakte miteinander über die Schublade kurzgeschlossen werden. Es gelingt mir nicht, die Metallschicht am Rand zu entfernen, bzw. ich traue mich nicht, weil ich vermute, den Kontakt zum Chip im Innern der Karte beschädigen zu können. Also decke ich den einen Kontakt am Rand mit etwas Klebeband ab.



Klebeband schützt vor Kurzschluss

Die überstehenden Reste schneide ich ab und lege die Karte in die Schublade.



Fertig!

Schnell die Karte ins iPhone geschoben und siehe da: Die Karte wird erkannt, und das Telefon hängt wieder im liebgewonnenen, auch im abgelegenen Landstrich robusten Telekom-Netz. Prima, mein Kollege freut sich!



Markus Winninghoff

4. November 2015

Mit der 2 sieht man besser

Ich möchte mir heute das Spiel in der Champions-League der Bayern gegen Arsenal ansehen. Um parallel am Rechner arbeiten zu können, überlege ich mir, das Spiel auf dem TV nebenan laufen zu lassen.

Zur Einrichtung dieser visuellen Installation öffne ich den Browser und starte die ZDF-Mediathek. Ich möchte – wie gewöhnlich – die Fussball-Übertragung über den Browser via Chromecast auf das TV streamen. Jedoch klappt das zu meiner Überraschung nicht. Das ZDF kann scheinbar den

Stream auf das TV via Chromecast mit technischen Mitteln unterbinden. Ein Logo des ZDF sehe ich, aber kein bewegtes Bild. Verärgert beginne ich zu googlen, ob andere User das Problem bereits erkannt haben und vielleicht eine praktikable Lösung zu dessen Umgehung anbieten. Nach wenigen Augenblicken finde ich zwei Chrome-Browser-Extensions, die versprechen, die Übertragung des ZDF auf das TV zu streamen zu können. Aber nichts funktioniert. Ich lade mir die mobile App des ZDF auf das Smartphone, um das Spiel von dort auf das TV zu streamen. Auch das funktioniert leider nicht.

Nervös, das Spiel hat schon begonnen. Ich überlege mir, die E-Mails E-Mails sein zu lassen, die Arbeit Arbeit, und das Spiel auf dem Rechner statt auf dem TV-Gerät zu schauen. – Und plötzlich fällt es mir wieder ein! Ich kann ja das ZDF direkt auf dem TV sehen! Der Stream ist im TV (mit Hilfe einer externen Empfangsanlage) bereits installiert. Ferner fällt mir ein, dass ich dazu das TV lediglich einschalten und den Knopf mit der Ziffer 2 drücken muss. Für diese Erkenntnis habe ich nur 10 Minuten gebraucht. Dafür musste ich in den Tiefen des Unbewussten eine lang und gut verdrängte Erinnerung an eine mediale Praxis meiner Jugend wiederholen, erinnern und durcharbeiten. Es läuft doch nun tatsächlich das ZDF auf meinem Fernseher, ohne Chromecast.

Sebastian Posth

Oktober 2015

Telefonmasten, Orte der Ungooglebarkeit

Am Telefonmast hängt ein Schildchen mit einem QR-Code. Erst als man mich in der Techniktagebuchredaktion fragt “Es gibt noch Telefonmasten?” fällt mir auf, dass sie fast überall verschwunden sind. Aber an dieser kleinen und erst seit den 1990er Jahren asphaltierten Stichstraße in Niederbayern stehen noch welche.

Das Schildchen ist aus eloxiertem Aluminium und soll so lange halten wie der Mast: um die 30 Jahre. Der QR-Code enthält die darunter aufgedruckte Nummer. “Bis 2016 sollen 3 250 500 Label an alle Holzmasten der Deutschen Telekom angebracht werden” (Quelle wie oben), es scheint also doch noch einige zu geben.



Erst beim Betrachten des Fotos merke ich, dass die Mastnägel neben dem QR-Code eigentlich noch interessanter sind. Ihre genaue Bedeutung ist schwer googlebar. Hier hat jemand ein “Handbuch der Fernmeldetechnik” von 1967 gescannt, dem man auf S. 12 entnehmen kann, dass der dreieckige Nagel die Holzart (ungooglebar) und darunter den Rohholzlieferer (ungooglebar) kodiert, der viereckige das Imprägnierverfahren (ebenfalls ungooglebar), der runde das Imprägnierwerk (ungooglebar) und das Imprägnierjahr (1992). Das alte, seit 1964 eingesetzte Nagelverfahren ist also theoretisch ein kleines bisschen transparenter als das neue Schildchen, dessen Bedeutung sich nur mit Zugang zur entsprechenden Datenbank entschlüsseln lässt.

Kathrin Passig

13.11.2015

Die Briefpost ist auch nicht langsamer als das Internet



Bei der Radtour mit W. habe ich ziemlich viel fotografiert – insgesamt sind in der Woche knapp 8 GigaByte an Fotodaten zusammengekommen. Einige der Bilder habe ich bei Flickr hochgeladen; W. hätte allerdings gerne alle Fotos für seine Sammlung. Deshalb schicke ich sie ihm. Nicht etwa als Datentransfer via Internet, sondern auf einer SD-Speicherkarte. Per Brief.

Postwendend erhalte ich die Speicherkarte zurück, mit W.'s Fotos. Und einer Notiz, in der er mir vorrechnet, wie günstig wir den Datentransfer abgewickelt haben: 8 GigaByte in der Postlaufzeit von 24 Stunden entsprechen einer Transferrate von 100 KiloByte, oder, anders gerechnet, knapp 800 Kilo-

bit pro Sekunde. Wenn ich auf die Daten meines Internet-Providers schaue, bietet der mir sehr optimistisch einen Upload mit der Geschwindigkeit von bis zu einem Megabit pro Sekunde an – und fast immer ist er langsamer als beworben.

Hätte ich die Bilder hochgeladen, hätten sie also praktisch genau so lange zum Empfänger gebraucht (der dann auch noch den Download dazurechnen müsste). In der angeblichen Breitband-Republik Deutschland ist offensichtlich der als Schneckenpost geschmähte Brief für größere Datenmengen gar nicht langsamer als die Internetverbindung.

Thomas Wiegold

November 2015

Ein Dings wird angeschafft. Nie mehr die Knöpfe 2, 4 und 6 drücken!

Seit Jahrzehnten klagt man in meinem Elternhaus abends über den Mangel an Musik. Nach dem Ende von DDR und Zwangsumtausch sind keine neuen Schallplatten angeschafft worden. CDs finden sich nur selten in diesem Haushalt ein. Man drückt also am Radio nacheinander die Knöpfe 2, 4 und 6. Auf 1, 3, 5 und 7–9 braucht man es gar nicht zu probieren. Auf 2, 4 oder 6 läuft manchmal ein paar Minuten lang erträgliche Musik, dann erläutert eine Moderatorin eine halbe Stunde lang die Hintergründe des gerade Gehörten. Oder es kommt Oper. Jetzt kann man noch mal die anderen beiden Knöpfe drücken. Schließlich schaltet man das Radio wieder aus.

Ich interessiere mich ja nicht so für das Thema, aber dass es im Internet mehr als 3 Radiosender gibt, das ist auch zu mir durchgedrungen. Vielleicht, so überlege ich, müsste man der Mutter nur ein internetfähiges Radio schenken, ein paar brauchbare Webradios einstellen, fertig. Ich erforsche das Thema bei Amazon. Tatsächlich gibt es diese Gerätekategorie, und in den

Kundenbewertungen wird auch nicht allzu laut über schwere Bedienbarkeit geklagt. Im Regal mit der Stereoanlage ist zwar kein Platz mehr, aber eventuell ließe sich über die Entfernung des Doppelkassettendecks verhandeln.

Der Kauf ist schon fast getätigt, da fällt mir ein, dass das neue Radio ja feste Stationstasten brauchen wird, so wie das alte, oder einen Drehknopf. Ein Menü mit kleiner Schrift, durch das man erst mit multiplen Tasten navigieren muss, wird in diesem Haushalt ein unbenutztes Menü bleiben. Ich suche nach Webradios mit Stationstasten, und auch die gibt es. Allerdings kosten sie um die 300 Euro.

Mit dem iPad kann die Mutter ja gut umgehen, überlege ich. Ob es sich wohl irgendwie mit der Stereoanlage verbinden lässt? Mit unbeholfenen Suchbegriffen kreise ich das Thema ein und finde heraus, dass man in dem Fall nur ein 25 Euro teures Bluetooth-Dings und eine beliebige Radio-App braucht.

Ich installiere verschiedene Radio-Apps auf dem iPad und lösche sie wieder, weil sie entweder nur Unfugssender beherrschen (Radio.FM), oder Usability nur vom Hörensagen kennen und außerdem keine Musik abspielen (radio.de – Der Radioplayer). Schließlich lande ich bei "Radio Deutschland", das mutterkompatibel wirkt. Ich statte es mit vierzig Sendern aus und bestelle das Bluetooth-Dings.

Am nächsten Tag wird es geliefert. "Hast du was bestellt?", fragt die Mutter. "Ja, ein Dings." – "Ah, ein Dings! Das wollte ich schon immer!" – "Ja, wolltest du, du wusstest nur nicht, dass du ein Dings willst."

Anhand der Amazon-Bilder hatte ich mir das Dings etwa 15 x 15 x 5 cm groß vorgestellt, wie einen Mac Mini. In Wirklichkeit ist es viel kleiner. Mit Hilfe einer textlosen Gebrauchsanweisung lässt es sich in wenigen Schritten mit der Stereoanlage und dem iPad verbinden. Dann gehe ich mit dem iPad zur Mutter, sage "Jetzt pass auf", und schiebe den Lautstärkeregler auf dem Display hin und her. Ich bin selbst ganz schön beeindruckt, eventuell mehr als die Mutter. Das Internet spricht mit richtigen, echten Geräten! Geräten, die seit Jahrzehnten in diesem Haushalt herumstehen!



Oben rechts das blau leuchtende Dings. Der “IPAD”-Knopf hieß bisher “TV / VIDEO” und war unbenutzt.

“Ha! Des is a Sach!”, sagt die Mutter. Und das sehe ich auch so.

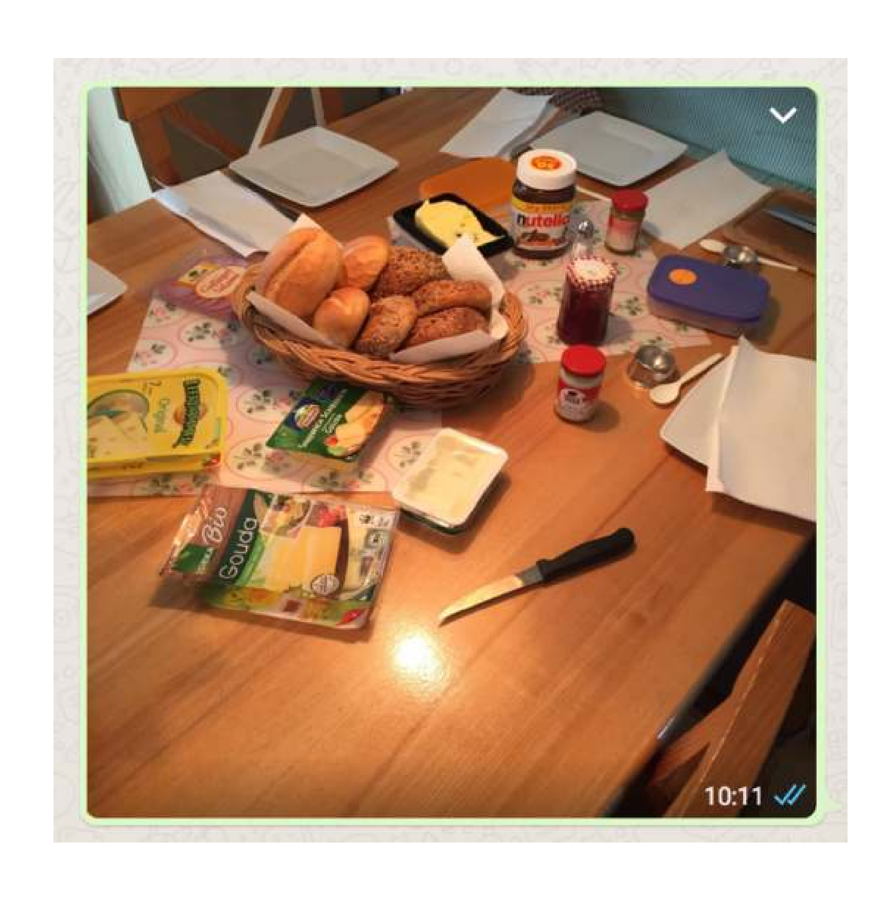
Kathrin Passig

November 2015

„Kinder, wollt ihr Frühstück?“

Unsere Brut ist inzwischen aus dem Alter raus, in dem wir Eltern am Sonntagmorgen noch auf ein Erscheinen am gemeinsamen Familien-Frühstückstisch bestanden. Natürlich wollen wir das Angebot gerne weiter aufrechterhalten, dabei aber nicht durch direktes Nachfragen den Schlaf (und Hausfrieden) stören.

Unsere Lösung: einfach ein Foto vom gedeckten Tisch in die WhatsApp-Familiengruppe.



Frank Thomsen

20.11.2015

Radiomitschnitte oder: wie die Vergangenheit uns einholt

Heute am 20.11.2015 hat Adele ihr neues Album “25” veröffentlicht. Ganz sicher bin ich mir dabei nicht, aber im Radio wurde ausführlichst darüber gesprochen. Sowohl morgens auf dem einstündigen Arbeitsweg als auch auf der Rückfahrt.

Gegen Ende der Rückfahrt spielte der Radiomoderator auch ein Lied von der neuen Platte. Als dieses vorbei war, kündigte er an, dass man sich 22:00 Uhr für diesen Abend vormerken sollte. Denn auf Streaming-Plattformen wäre das Album aktuell nicht zum Anhören verfügbar, da die Plattenfirma dies nicht gestattet hat. Daher würden sie als Radiosender das komplette Album um 22:00 Uhr einmal abspielen. Damit man es sich dort mitschneiden kann, wenn man dies möchte.

In meinem Kopf entstand eine Erinnerung an eine Zeit mit Kassetten, zu der ich noch nicht mal geboren war. Heutzutage benötigt man also wieder Radiomitschnitte, weil auf den Streamingplattformen etwas nicht verfügbar ist.

Nekobento

November 2015

Fortschritt auf dem Friedhof

Nach dem Betrachten einiger Kataloge voller Schmiedehandwerk und Bronzeguss frage ich die Mitarbeiterin des Grabsteinunternehmens, ob eigentlich 3D-Druck in der Metallbearbeitung, Lasersintern zum Beispiel, in ihrer Branche schon eine Rolle spielt. Das kommt mir wie ein naheliegendes Einsatzgebiet vor, denn offenbar sind fast alle Grabkreuze handgefertigte Einzelstücke, die Schriftzüge sowieso. Nein, sagt sie, sie besuche auch Fachmessen, und da

sei ihr das bisher nicht begegnet. QR-Codes, das ja. Es sei aber auch schon wieder im Rückgang begriffen. Wann das so ungefähr gewesen sei? Sie überlegt. Der erste QR-Code, so vor drei, vier Jahren etwa.

LED-Grableuchten hingegen haben sich offenbar schnell durchgesetzt (mit "Flackernder Kerzenschein"-Effekt; Leuchtdauer bis zu 180 Tage oder halt Solarbetrieb).

Kathrin Passig

November 2015

Nur die Toten dürfen ins Internet

Ich erzähle meinem Onkel (80) von meinem Plan, die bisher von meinem Vater lokal in Word-Dateien verwaltete Ahnenforschung in ein gängiges Genealogie-Datenformat zu überführen und mit anderen zu vernetzen, im Internet. Das geht nicht, sagt mein Onkel. Er ist strikt dagegen und auch andere, jüngere Verwandte haben ihm ihre Daten nur unter der Bedingung zur Verfügung gestellt, dass sie nicht ins Internet gelangen.

Ich glaube, dass die Befürchtungen meiner Verwandten von Identitätsdiebstahl handeln, versäume es aber, mich zu erkundigen. Stattdessen frage ich, ob denn wenigstens die Toten ins Internet können. Mein Onkel überlegt und sagt: Dagegen spricht eigentlich nichts.

Alina Smithee

30.11.2015

Smartphone-Szenen zwischen Mutter und Tochter

Szene 1:

Mutter: „Und wie ist das: Willst du jetzt auch ein Smartphone?“
Ich: „Nö.“
Mutter: „Zu Weihnachten?“
Ich: „Will ich einen neuen Toaster.“
Mutter: „Aber alle haben ein Smartphone. [Deine Schwester] hat jetzt auch eins. Auch wenn sie das nur hat, weil [ihre Tochter] nächstes Jahr eins bekommen soll und sie darum wissen wollte, wie das funktioniert. Sie nutzt das nun viel.“
Ich: „Es haben aber auch alle einen funktionierenden Toaster und nutzen den viel.“
Mutter: „Ich will vielleicht ein Smartphone.“

Szene 2:

Mutter: „Kann unser Handy eigentlich SMS?“
Ich: „Natürlich.“

Ich zeige ihr, dass das Handy SMS kann. Interessanterweise scheitere ich am Versuch, diese SMS an mein Handy zu schicken: „Versand nicht möglich“.

Mutter: „Geht das nicht, weil das Internet nicht an ist?“
Ich: „Das hat nichts miteinander zu tun.“
Mutter: „Wenn ich eine SMS empfangen will, muss ich das Handy dann immer angeschaltet lassen?“
Ich: „Nein. Schau mal: Du weißt sowas nicht, weil es dich überhaupt nicht interessiert. Dich würde auch ein Smartphone nicht interessieren.“

Szene 3:

Mutter: „Hättest du ein Smartphone, könntest du mir von unterwegs Fotos schicken."
Ich: „Ich bin nie unterwegs."
Mutter: „Doch."
Ich: -
Mutter: „Ich habe am Freitag mit [deiner Schwester] telefoniert. Die Kinder haben [etwas Lustiges getan]. Sie sagte, wenn ich ein Smartphone hätte, hätte sie mir Bilder davon geschickt."
Ich: „Das hätte sie auch per Email oder Dropbox tun können."
Mutter: „Aber das macht sie ja nicht."
Ich: „Genau. Sie würde dir ein paar Wochen lang Fotos schicken, und das war es dann."

Szene 4:

Mutter: „[Aufreihung der Namen ihrer Freundinnen] haben alle ein Smartphone und bekommen laufend Fotos von den Enkelkindern zugeschickt. Wenn wir uns treffen, zeigen sie sich gegenseitig die Fotos. Sogar [die älteste Freundin] hat eins!"
Vater: „Aber sie macht das ja nicht selbst, das mit dem Smartphone."
Mutter: „Doch!"
Vater: „Da hilft ihr aber jemand."
Mutter: „Ja, [der Sohn]. Der hilft ihr."

- Endlich – habe ich es begriffen. Meine Mutter will das Smartphone für nichts anderes als für Enkelkinderfotoempfang auf WhatsApp und die Möglichkeit, diese Fotos herumzeigen zu können. Und ich soll ein Smartphone haben, damit ich ihr erklären kann, ob sie Fotos verpasst, wenn der Akku leer ist.

Sokoban-Spielerin

30.11.2015

Vereinfachte Diskussionskultur dank Gefällt-mir-Button

Ich schreibe einen tendenziell etwas kritischen Kommentar zu einem Facebookbeitrag, der vom Urheber des Beitrags argumentativ gut beantwortet wird.

Um klarzumachen, dass ich das gut verstehen kann, hebe ich an, eine Replik zu schreiben, merke dann aber, dass ich vermutlich doch wieder einzelne Aspekte aufgreifen würde, was gar nicht nötig ist, zumal ich die Person kenne und weiß, dass es gar keinen Grund gibt, rumzudiskutieren.

Ich drücke also auf "Gefällt mir". Nicht nur, weil mir die Antwort gefällt, sondern, weil es das einfachste Mittel ist, um ungefähr folgende Aussage zu treffen: "Ich habe gelesen, was du geschrieben hast und bin weitestgehend damit einverstanden. Sollte es einzelne Aspekte geben, die man ausdiskutieren könnte, bin ich zu dem Schluss gekommen, dass sich der Aufwand nicht lohnt. Wir können die Diskussion meinetwegen an dieser Stelle beenden. Es ist alles gesagt und ich hege keinerlei Groll ob deiner Antwort."

Ob das "Gefällt mir" auch von anderen Leuten ungefähr mit dieser Aussageabsicht benutzt wird, kann ich nicht sagen. Ob es so verstanden wird, auch nicht. Es macht mir das Leben auf jeden Fall leichter.

Anne Schüßler

2.12.2015

Kulturelle digitale Disruption

Die 11jährige liest eine Geschichte vor, die sie für die Schule geschrieben hat.

"Dann sah ich auf mein Handy und merkte, dass es schon 23:31 war."

Volker König

7. Dezember 2015

Wie ich die Sanitärabteilung mit “Paint it black” beschalle

Im Baumarkt: Während der Mann am Holzzuschnitt auf das Regalbrett für unsere Garderobe wartet, schlendere ich durch die angrenzenden Abteilungen. In der Bad- und Sanitärabteilung steht eine Badewanne mit Noten und einem Schild “Hier testen! Der SOUND aus der WANNE.”

Abgesehen davon, dass der Grafiker es geschafft hat, auf einem Schild zwei Logos, mindestens vier Schriften und etwa acht Schriftgrößen in normal, fett und kursiv unterzubringen (nur unterstrichen fehlt), ist dort erklärt, wie man sich per Bluetooth mit der Wanne verbindet. Vorausgesetzt, man kommt selbst darauf, dass mit “Aktivieren Sie Bluetooth” das eigene Smartphone gemeint ist und dass man nach dem Koppeln auf diesem Gerät irgendeine App mit Musik starten muss. Hier waren wirklich Profi-Anleitungsschreiber am Werk. Nicht.

Ich koppele mein iPhone unauffällig mit dem angegebenen Bluetooth-Empfänger und starte meine Spotify-App. Das erste Stück, das mir in den Sinn kommt, ist “Paint it black” von den Rolling Stones. Ich starte es, trete ein Stück beiseite, stecke die Hand mit dem Smartphone in die Tasche und betrachte interessiert einige Wasserhähne, während ich die Lautstärke an meinem iPhone hochregle.

Die Musik erfüllt die gesamte Sanitärabteilung und übertönt auch das übliche seichte Gedudel aus den Baumarkt-eigenen Lautsprechern. An der Infotheke gegenüber muss der Fachberater die Stimme erhöhen. Ich interessiere mich sehr für Küchenarmaturen. Rundherum schauen Kunden sich erstaunt um. Andere Baumarkt-Angestellte halten in ihrer Arbeit inne. Ich schlendere weiter zu den Waschbecken.

Nach einer Weile vermute ich, dass das Regalbrett geschnitten ist und gehe wieder in Richtung Holzzuschnitt. Hinter mir höre ich, wie die Musik mit Unterbrechungen und Geknister schließlich verstummt.

Das Regalbrett ist noch nicht fertig. Ich nehme das iPhone wieder aus der Tasche und erzähle im Techniktagebuch-Chat von der tönenden Wanne. André Spiegel will wissen, wo denn die Lautsprecher seien. Ich gehe nochmal zurück, um nachzusehen, kann es ihm aber per Augenschein nicht beantworten.

"Und wenn einem das Handy ins Wasser fällt, läuft das auf Garantie?", will André wissen. Leider ist gerade kein Fachberater anwesend, den ich fragen könnte.

Schließlich meint André, es sei ihm "wirklich nicht ganz klar, warum ausgerechnet die Badewanne Bluetooth-Sound haben muss und man nicht einfach einen Bluetooth-Lautsprecher ins Bad stellen kann". Mir ist das auch nicht klar, weswegen ich keine Antwort weiß.

Erst im Auto fallen dem Mann und mir viele Musikstücke ein, die noch besser gepasst hätten, um etwas Aufsehen zu erregen. Ich denke, beim nächsten Mal werde ich es mit "Sex Machine" oder "Je t'aime" probieren. Falls die Wanne dann noch dasteht.



Kerstin Hoffmann

08. und 09.12.2015

Klingeln in den Zeiten der Lautlosigkeit

Kathrin Passig hat mir ihre gesammelten Werke unter Kabelbruch leidender Macbook-Netzteile zugesagt, weil ich versuchen möchte, sie zu retten und das im Erfolgsfall evtl. vor größerem Publikum zu zeigen. Dafür ist es natürlich erforderlich, der Netzteile überhaupt habhaft zu werden. Da Kathrin bekanntermaßen im Internet wohnt, ist es nicht so einfach, Momente zu finden, an denen sie sich am gleichen Ort wie ihre Netzteile materialisiert, und sie dort auch noch anzutreffen.

Nach einiger Zeit weilt sie für einen kurzen Moment in der Nähe ihrer Netzteile, was ich gnadenlos ausnutze. Also verabreden wir uns im Rahmen der ständigen Techniktagebuchredaktionskonferenz aka Facebook-Chat (Mein erster Satz bezieht sich noch auf was anderes):



Markus Winninghoff 08.12.2015 15:33

Soweit muss man es a) erst mal bringen und b) erstmal kommen lassen.

Ach Kathrin, befindest du dich derzeit in der Nähe deiner Netzteile?



Kathrin Passig 08.12.2015 15:36

ja, nebenan quasi.



Markus Winninghoff 08.12.2015 15:37

Ah.

Ich könnte morgen vormittag vlt. eben vorbeikommen.



Kathrin Passig 08.12.2015 15:51

morgen vormittag ist gut. Weserstr. 183, die Klingel geht eventuell nicht, ich bin aber da.

ich brauche sie übrigens auch nicht zurück, du kannst sie danach gern an Bedürftige spenden, wenn die Reparatur gelingt.



Markus Winninghoff 08.12.2015 15:56

Ok, ich bin um 10.30 erst in der Zulassungsstelle, also so zw. 11.30 und 12.00 bei dir. Falls die Klingel nicht geht: Ich trommel dann via Facebook an die Tür.



Kathrin Passig 08.12.2015 15:57

gut



Markus Winninghoff 08.12.2015 16:02

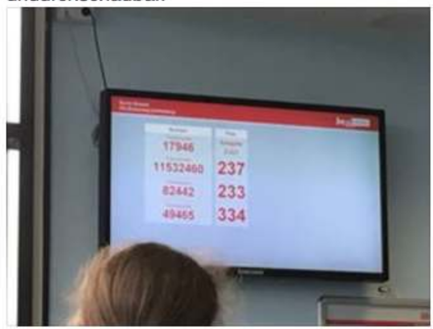
Ich kann die Netzteile, wenn die Reparaturen glücken, ja bei ebay versteigern: "Das zweite Leben der gescholtenen Netzteile von Kathrin Passig" 🙂

Am nächsten Tag spitzt sich die Situation langsam zu. Ich bin erst mal bei der Zulassungsstelle und starre mit verdutztem Gesicht das Nummernaufrufsystem an, was ich auch sogleich die Techniktagebuchredaktion wissen lasse:



Markus Winninghoff 09.12.2015 10:45

Dieses Wartenummernsystem in der Zulassungsstelle ist einfach undurchschaubar.



(Ich hatte übrigens eine 6-stellige Nummer.)

Nachdem ich meine Amtsgänge verrichtet habe, mache ich mich zu Kathrin auf den Weg. Nach der Telefonnummer hatte ich gar nicht erst gefragt, da allgemein bekannt ist, dass Kathrin alles tut, damit das Telefon bei eingehendem Anruf nichts macht, vor allem keine Geräusche von sich gibt. Es wäre einfach sinnlos gewesen. Doch erst vertue ich mich noch in der Hausnummer, finde die richtige aber kurz darauf. Ich versuche es via Direkt-Chat, aber auch über die Redaktionskonferenz. Das sieht dort so aus:



09.12.2015 11:40



Und im Direktchat:



Es brummt als nächstes aber nicht der Haustürsummer, denn wenig später kommt Kathrin frisch wie der junge Morgen um die Ecke (nicht aus der Haustür, vor der ich stehe) und ich kann die Netzteile in Empfang nehmen:



Interessant übrigens, dass mein Facebook-Geklingel nur auf der Metaebene funktioniert hat, wie Kathrin später offenbart:



Kathrin Passig 09.12.2015 12:50

ich bin tatsächlich wegen Markus' Foto aus dem Bett gesprungen, aber nicht wegen dem mit der Klingel, sondern wegen dem mit den Wartenummern.

(verschlafen, dann als Erstes den TT-Chat nachgelesen)

Hat ja geklappt.

Nachtrag: In der ständigen Techniktagebuchredaktionssitzung meint Kathrin, alle wüssten nun, dass sie mittags bis zwölf schlafe. Zu ihrer Ehrenrettung kann ich sagen, dass sie sehr häufig im Chat zugegen ist, während ich friedlich im Bett schlummere.)

Markus Winninghoff

Dezember 2015

Smartphonisierung

Wir sind nach Deutschland gereist, um der Verwandtschaft das jüngste Familienmitglied endlich mal persönlich vorzustellen. Beim gemeinsamen Kaffee und Kuchen wird unserem Sohn bestätigt, dass er ja wirklich wie in den WhatsApp Videos aussehe, die wir seit Monaten brav verschicken. Eine der Tanten holt ihr Telefon raus, um allen zu zeigen wie ihre Enkelin aussieht. Das Telefon hat dem Fotoalbum dann also doch den Garaus gemacht. Der unschlagbare Vorteil: das Telefon kann auch Bewegtbild mit Ton. Die Runde beömmelt sich zu den Lebensweisheiten der Dreijährigen. Danach wird die Ähnlichkeit eines jeden Kindes zu seinen Eltern gewürdigt. Der sieht ja nicht nur aus wie WhatsApp, sondern auch noch wie Mama und Papa! Die Tante mit den Enkelinnenvideos holt zum Beweis noch Bilder von mir raus. Von mir? Ich bin doch etwas verdutzt. Offensichtlich haben unsere Eltern hinter unseren Rücken noch eigene WhatsApp Gruppen gegründet, in denen die alten schwarz-weißen Babyfotos von uns abfotografiert herumgereicht werden.

Nach all den Jahren lernen wir also, dass die gesamte Verwandtschaft sehr wohl spielerisch mit moderner Technologie umgehen kann, sofern man sie ihnen nur als Enkelbildaustauschtechnologie verkauft. Nächstes Jahr erklären wir ihnen dann diese Sache mit dem Privatsphäreverlust, vor dem sie uns die ganzen Jahre immer gewarnt haben.

Max von Webel

18.–20. Dezember 2015

Wie es nämlich wirklich ist, wenn man kein Internet hat

Zwei Tage an einem Ort ohne Handyempfang und WLAN (in der Nähe von Balquhidder). Endlich mal gründlich über alles nachdenken, unabgelenkt durch das Internet! Gespräche führen, bei denen niemand auf sein Handy schaut! So wie in den frühen Neunzigern!

Allerdings fällt uns schnell wieder ein, wie es wirklich war in den frühen Neunzigern. Jemand erwähnt unvorsichtig "Reservoir Dogs", und damit man überhaupt über den Film reden kann, muss erst geklärt werden, wer wer war. Mr. Blue war Edward Bunker, das ist einfach. Mr. White war Harvey Keitel. Aber dann? Ich erinnere mich an ein albernes T-Shirt, das zwei Buntstifte auf dem Rücksitz des Fluchtautos zeigt und meine deshalb, dass "der eine da" Mr. Orange gewesen sein muss, also der, der nicht Harvey Keitel ist. Aber war Mr. Orange nicht der Irre, der mit den Ohren? Und wie heißt noch gleich der, der in Fargo "the funny looking guy" ist? Er hatte so einen Namen, wo man nie genau weiß, wie man ihn aussprechen soll. Später gelangen wir durch das Ausprobieren aller englischen Vornamen zu Steve Buscemi. Oder war das der in "Blues Brothers"? Wie hießen noch mal die beiden in "Blues Brothers"? Aleks weiß dank enzyklopädischer Seinfeldkenntnisse, dass Larrys Dad Lawrence Tierney ist. "Wenn dir nachts was einfällt, weck mich ruhig auf."

Ich wecke ihn auf, um ihm mitzuteilen, dass der mit den Ohren Michael Madsen heißt, und dann noch einmal, weil ich durch langes angestrengtes Nachdenken über britische Schauspieler auf den Namen Tim Roth gekommen bin. Jetzt fehlt nur noch Larry. Und kam nicht auch Tarantino selbst irgendwo vor?

Am Ende des Wochenendes haben wir Stunden unseres Lebens mit einer Frage zugebracht, die das Internet in wenigen Sekunden beantwortet hätte. Dann kehren wir zurück in die zivilisierten Regionen der Welt und können jetzt endlich mal gründlich über alles nachdenken, unabgelenkt durch sinnlose Detailfragen.

Korrektur: Aleks wendet ein, es sei an diesen Tagen sehr wohl auch gründlich über Sinnvolles nachgedacht worden, und zwar ebenfalls wegen der Abwesenheit von Internet. Richtiger wäre deshalb die Aussage: Mit oder ohne Internet verbringt man einen Großteil des Tages mit Unfug.

Kathrin Passig

28.12.2015

Boston, wir haben ein Problem

(Beitrag auf Wunsch des Autors gelöscht.)

Irgendwann zwischen 2010 und 2015, aber eher 2010

Das Ende von Multiple Sources

Wann ging das los, dass aus Tweets Nachrichten wurden, die im Fernsehen verlesen werden? Meine Vermutung: Es passierte zwischen 2010 und 2015, rings um die amerikanische Basketballliga NBA.

Es kann nicht vor 2010 geschehen sein. Als im Sommer 2010 LeBron James zum ersten Mal den Klub wechselte, gab es zwar schon Gerüchte und Fake-News, aber die klassischen Medien filterten und dominierten. Alle paar Stunden gab es bei ESPN, SI oder Yahoo eine neue Geschichte, die sich auf Informationen aus “verlässlichen Quellen”, “Quellen mit Zugang zum Team” und “mehreren Quellen” berief. Die Gerüchteseite bei “Hoopshype” wird von

Artikeln bestimmt, die von professionellen Sportjournalisten verfasst werden. Multiple Sources sagt, dass LeBron nach Miami geht. Oder dass es zumindest “sehr wahrscheinlich” sei. Die Entscheidung selbst gibt LeBron dann im Fernsehen bekannt. Sieben Millionen Amerikaner sahen zu, eine Stunde lang. Steve Carrell gibt eine nützliche Zusammenfassung in vier Minuten.

Und es kann nicht nach 2015 passiert sein. Im Sommer 2015 war alles vorbei, der Keks gegessen, die normalen Nachrichten-Filter kaputt, die NBA voll auf Twitter umgestiegen. Der leicht googlebare Beweis dafür ist die Emoji-Schlacht vom 8. Juli 2015. Die Geschichte war eigentlich ganz einfach. DeAndre Jordan, der vorher mündlich zugesichert hatte, nach Dallas zu wechseln, wurde in letzter Minute von seinen Noch-Teamkollegen überredet, doch in Los Angeles zu bleiben. Das alles wurde von den Beteiligten live auf Twitter kommentiert, und zwar mit Emojis. Es war die Geschichte des Sommers 2015. Normale Journalisten waren nicht beteiligt, abgesehen von einigen, die nicht verstanden hatten, wie die Sache jetzt läuft, und versuchten, sich mit ausgedachten Nachrichten in den Vordergrund zu drängen.

Der Übergang muss deutlich näher an 2010 als an 2015 geschehen sein. Die großen NBA-Journalisten, Wojnarowski, Bucher, Stein, sind jedenfalls alle seit 2009 auf Twitter aktiv und berichten dort zuerst. Aber anfangs waren es vor allem Nachrichten direkt vom Spiel, weil das nur auf Twitter ging. Bald danach muss es gekippt sein. LeBrons Entscheidung wurde bereits von einem Twittergewitter begleitet, das aber vorwiegend von Journalisten betrieben wurde. Seitdem jedenfalls sind Nachrichten Tweets und Tweets Nachrichten. Nachrichten stammen von Bloggern, Prominenten, Videokünstlern, Journalisten und von Leuten, die ein Handy besitzen. *Multiple Sources* wurde ersetzt durch Some Guy on Twitter, die “Some Arsehole Doctrin”, wie es viel später in ganz anderem Zusammenhang genannt wird.

In den Wochen vor den wichtigen Deadlines für Transfers entstehen in dunklen Ecken des Internets wilde, wunderschöne Gerüchte, anfangs nur halbgare Ideen von Fans, die dann durch Prozesse, die nur wenige durchdringen, ins kollektive Bewusstsein gespült werden, schön erklärt hier von

Seth Rosenthal, in einem Text, den man auch Leuten empfehlen kann, die ansonsten nur politische Nachrichten lesen. 2016 würde man es Fake News nennen.

> "That is, more often than not, what this comes down to. Fans speculate, then that speculation gets laundered several times over, swaddled in search-engine-optimized keywords, and boom, you're atop the Google search."

Aleks Scholz

2006 bis etwa 2015

D:\Musik\!!Einzelne

Seit etwa 2006 habe ich einen eigenen Desktop-PC, an dem ich chatten und Musik hören und Mails schreiben und Hausaufgaben machen kann. Etwa zur gleichen Zeit beginne ich, mir eine Musiksammlung anzulegen. Eine wichtige Quelle sind CDs, die wir im Haus haben oder die ich aus der Bibliothek leihe, manchmal auch CD-Leihgaben von Freund_innen. Die CDs kann ich mit dem Windows Media Player rippen und als .wma-Dateien abspeichern. Ich kann wohl auch mp3 als Ausgabeformat angeben, aber entweder geht das erst später oder ich erfahre es erst später oder es sprechen irgendwelche anderen Gründe dagegen, das jedesmal so zu machen (vielleicht wird bei jedem neuen Start von WMP wieder .wma als Format eingestellt).

Gelegentlich tausche ich mit Freund_innen Musik, indem ich meine externe Festplatte an ihre Rechner anschließe und wir den Musikordner gemeinsam durchgehen auf der Suche nach Dateien, die mich interessieren könnten. In seltenen Fällen sind die anderen die mit der Festplatte und ich die mit dem Rechner.

Die dritte, wahrscheinlich wichtigste Quelle von Musik ist für mich natürlich das Internet. Ich erhalte zum Beispiel am 15. März 2007 nach einem Chatgespräch über Musik diese Mail mit drei mp3s im Anhang:

Huhus, [Alina],
Breit gefächert habe ich gesagt, breit gefächert habe ich gemeint...
smirkt Oh gott, sind alles drei mehr oder weniger Liebeslieder und alles
drei mehr oder weniger auf Deutsch, dabei wollte ich doch nichts mit
irgendwelchen Zusammenhängen schicken. Naja, egal...
Achja, und du kannst ja auch mal in
www.fruechtedeszorns.net/musik
reinhören. Auch... absonderlich. Deswegen mag ich's.
[Al Smithee]

Zwei der drei angehängten Dateien beginnen mit Zahlen, die ihre Position auf dem Album, von dem sie stammen, anzeigen. Das gleiche passiert, wenn ich mit WMP meine eigenen CDs rippe. Die Datei wird dann als „02 Nothing Else Matters.wma" abgespeichert und wird im Dateiexplorer auch nach dieser Zahl sortiert.

Ich lerne auch – entweder von netten Menschen im Internet oder von netten Menschen, die ich im Alltag treffe -, wie ich selbst im Internet „fast legal!" nach bestimmten mp3s suchen kann. Dazu gibt man in Google zum Beispiel das hier ein: *intitle:„index of" nothing else matters +mp3*

Das Ergebnis sind Inhaltsverzeichnisseiten, in denen mp3-Dateien gelistet sind, die man entweder direkt im Browser anhören oder als mp3-Datei lokal abspeichern kann. Man muss natürlich aufpassen, weil manche Seiten nur so aussehen, als könnte man einfach an die Dateien rankommen, in Wahrheit wird man aber auf irgendwelche halbseidenen Filesharingportale weitergeleitet.

Wenn ich nach bekannteren Liedern suche, finde ich meistens einigermaßen schnell eine Seite, auf der ich die gewünschte Datei herunterladen kann. Der schöne Nebeneffekt sind die anderen Lieder, die im jeweiligen Index gelistet und verlinkt sind: Wer Nothing Else Matters hochlädt, hat vielleicht

einen Musikgeschmack, der auch sonst zu meinem passt, also lohnt es sich meistens, in die anderen Lieder, die ich so am Wegesrand finde, auch zumindest mal reinzuhören.

Irgendwann, vielleicht so ab 2008 oder 2009, empfange ich auch regelmäßig Musikdateien über den MSN Messenger. Es gibt jemanden in meinem Freundeskreis, der auf dem Klavier improvisiert und mir die Aufnahmen kommentarlos im Messenger schickt; ich nehme die Datei meistens an, um nicht unhöflich zu sein, höre sie mir entweder nullmal oder einmal an und denke dann nie wieder daran.

Durch all diese einzeln zusammengesuchten Dateien fällt es mir schwer, meine Musiksammlung zu sortieren. Naheliegend wäre ein Ordner pro Interpret_in, aber manchmal habe ich ja nur ein oder zwei Lieder von jemandem – oder noch schlimmer, ich weiß gar nicht, von wem ein Lied ist, weil ich halt von irgendwem mal die Datei kuessenimkino.mp3 geschickt bekommen habe! Als Notlösung lege ich bald einen Ordner an, der explizit das Zuhause einzelner Lieder sein soll, die zu nichts anderem passen. Der Ordner soll „Einzelne" heißen und in meinem Musikordner ganz oben stehen, deshalb setze ich zwei Ausrufezeichen an den Anfang. Das Lied mit dem unbekannten Interpreten hat jetzt also den Pfad D:\T1\textbackslash {}Musik\T1\textbackslash {}!!Einzelne\T1\textbackslash {}kuessenimkino.mp3.

Wenn ich lange am Rechner sitze, höre ich gelegentlich diesen !!Einzelne-Ordner durch, quasi eine organisch entstandene Playlist. Oft sortiere ich den Ordner nach dem Erstellungsdatum der Dateien, damit die neuesten Lieder ganz oben stehen. Nach über 5 Jahren kann ich mir übrigens zu jedem der insgesamt 400 oder 500 gesammelten Lieder merken, ob die Datei mit dem Anfangsbuchstaben des Lieds beginnt oder mit einer Zahl (meistens weiß ich sogar, welche Zahl das ist). Zu allem Überfluss gibt es auch Dateien, bei denen der Dateiname mit dem Interpreten anfängt und danach erst der Liedname kommt: *Metallica – 02 – Nothing else matters.wma*

Mein Partner setzt sich ungefähr 2014 einige Stunden an den Rechner, um seine eigene, ebenso organisch gewachsene Musiksammlung ordentlich zu sortieren. Jede Datei wird nach einem festen Schema benannt, die

Metadaten-Tags werden angemessen befüllt, und fortan wird MusicBee als Player benutzt, weil man dort nach beliebigen Metadaten-Feldern filtern oder sortieren kann. Ich überlege, das gleiche mit meiner Sammlung zu tun, entscheide mich aber dagegen, weil ich mich erstens in meiner Sammlung auch so gut zurechtfinde und ich zweitens irgendwie faul bin. Noch zwei Jahre später verwende ich überwiegend Streamingdienste und kann mich auf die hervorragenden Tags von . . .

# ↓	NAME
1	Overture
2	Moritat (Mack the Knife)
3	Ballade Von Angenehmen
4	Leben
5	Liebeslied
6	Kanonsong
7	Die Seerauberjenny
8	Ertes Finale
9	Barbarasong
10	Eiferuschstduett
11	Abschied und Zweites Finale
12	Zuhalter Ballade
▶	Lied Von Der Unzulanglichkeit des Menschlichen
14	Lebens
15	Moritat
16	Schluss Choral

… naja, größtenteils kann ich mich auf die Tags und Liednamen der Streamingdienste verlassen.

Alina Smithee

1976–2015

Die Beschriftung der Totenbretter

In Bayern gibt es den Brauch, am Wegrand hölzerne Totenbretter aufzustellen. (Eigentlich nur in manchen Gegenden Bayerns, aber das habe ich selbst gerade erst beim Schreiben dieses Beitrags gelernt.)





Durch die Sterbedaten auf diesen Totenbrettern lässt sich die Aufstellungszeit ungefähr datieren, und man kann daran eine Abfolge verschiedener Beschriftungstechniken erkennen.

1976: Handgemalt



1991: Ich sage dazu “gebrennpetert”, nach dem Markennamen eines Werkzeugs, aber es heißt wohl Brandmalerei:



2003: Unklare Technik, hier ist auf jeden Fall eine digitale Vorlage oder Schablone im Spiel, aber das Innere der Buchstaben sieht immer noch handbearbeitet aus:





2015: Lasergravur





Durch das Lasergravieren lassen sich auch Fotos der Verstorbenen oder Abbildungen ihrer Lieblingstiere auf den Totenbrettern unterbringen.



Ich vermute, je nach Ausstattung der lokalen Schreinerei muss es auch irgendwo CNC-gefräste Totenbretter geben. Begegnet ist mir aber bisher noch keines.

Kathrin Passig

2015

Ein Kindertraum von Infrastruktur: Winter in New England

Amerika ist die süßeste Kindervorstellung von der Welt und gleichzeitig ihre ernüchterndste Dekonstruktion.

Als Kind habe ich immer gedacht, aber das weiß ich erst jetzt, dass was man von der Welt sieht, nicht alles ist. So wie das Kind den Eltern besondere Fähigkeiten unterstellt, so erwartet es, dass das Haus, in dem es wohnt, von komplizierten Formeln zusammengehalten wird, dass hinter der Wand etwas vor sich geht oder wenigstens eine Struktur waltet, die über das Sichtbare der Wand hinausgeht.

Dieses Mysterium wird heute von TV-Sendungen aufrechterhalten, die uns zeigen, dass ein Flugzeug aus hundertfünfzigtausend Einzelteilen besteht oder in einer S-Klasse vierzig Kilometer Kabel verlegt sind. Man staunt und irgendwann stellt sich der Glaube ein, dass es diese Komplexität ist, die uns trägt, und dass es nur so geht.

Das setzt sich dann fort beim Umgang mit Behörden, bei Vertragsverhandlungen, bei Einblicken in fremde Branchen oder Professionen: Was die Linguisten machen ist sehr kompliziert, aber auch was Konditoren tun oder eben Architekten. Ohne überhaupt nur in den Abgrund der Psyche geblickt, eine Ahnung des absolut Anderen bekommen zu haben, ist das Kind schon Konstruktivist. Durch Märchen mit versteckten Gärten, durch die Versicherung der Eltern, dies oder das verstehe man noch nicht, durch Gespräche hinter verschlossenen Türen weiß es schon, dass da eine Welt hinter der Welt waltet.

Etwas von dieser Hoffnung auf ein Wurzelwerk unter der Welt erhält sich bis ins Erwachsenenalter. Wie eine Welt aber ohne dieses Netzwerk filigraner Geheimnisse aussieht, kann man in Amerika erleben. Es hat Wochen gedauert, aber dann wusste ich, woran mich viele amerikanische Städte erinnert haben: An Messen, auf denen die Stände die Häuser sind. Lass uns mit minimalem Aufwand maximale Wirkung erreichen — es muss nicht lange halten, aber es muss sich lohnen. Und genau solche Provisorien erweisen sich dann als dauerhafte Einrichtungen. Zwischen Drinnen und Draußen haben wir eine Reihe Holzlatten zusammengenagelt und Haus genannt. Die Fenster sind dünne Scheibchen, dafür halten billige Heizungen mit lauten Gebläsen dagegen.

Tatsächlich zeigt sich in den prosaischsten Dingen das Wesen einer Nation, wenn es so etwas denn gibt. So ist die Heiztechnik ein Sinnbild für Amerika: Das in Deutschland übliche System, bei dem Wasser erhitzt und Wärme geräuschlos in Heizkörper transportiert wird, ist keineswegs US-Standard. Oft findet man stattdessen ein Verfahren mit dem dramatischen Namen forced air vor, bei dem im Keller Luft mit einer Gasflamme erhitzt und dann mit einem elektrischen Gebläse durch Schächte in den Wohnraum „forciert“

wird. (Die für Thriller-Dramaturgie unerlässlichen Belüftungsschächte gibt es nämlich tatsächlich.) Das amerikanische System heizt schnell und seine Installation ist billig, denn es braucht keine Wasserleitungen. Es ist jedoch das Gegenteil von nachhaltig, denn es ist sofort wieder kalt, wenn sich das Gebläse abschaltet — zudem wird endliches Gas verfeuert. Laut ist es auch, aber Geräuschempfindlichkeit ist keine besonders amerikanische Eigenschaft. Das deutsche System hingegen ist teuer in der Installation, braucht seine Zeit bis es mal warm ist, arbeitet dann aber diskret und sparsam.

Wenn man also in Amerika eine Wohnung mieten möchte, stößt man irgendwann auf forced air, insbesondere wenn man während des härtesten Winters der letzten vierzig Jahre in New England ankommt. Auf den letzten Meilen des Atlantikflugs betrachte ich bange die Anzeige der aktuellen Außentemperatur: Zu Beginn des Landeanflugs auf den Logan-Flughafen in Boston werden -60 Grad Celsius angezeigt. Dann steigt die Temperatur auf -50, -40, -30 und dann nur noch ganz langsam auf -28, -26, -25 Grad — und dann setzen die Reifen der Boeing auf.

Eine solche Kälte kannte ich noch nicht. Das ist keine Kälte mehr, sondern Atmosphäre gewordener Schmerz. Man braucht nicht lange und es ist einem völlig egal, wie ein Haus beheizt wird, Hauptsache es wird irgendwie warm.



Die geheimnisvolle Minitür im Hintergrund ist der Ausgang einer forced-air-Anlage.

Die Dachgeschosswohnung, die wir bewohnten, bis sich etwas Besseres fand, bot eine unglückliche Mischung unterschiedlich hinfälliger Heizungen. Im Schlafzimmer war eine baseboard-Heizung installiert, eine unauffällige Gerätschaft auf der Höhe der Fußleiste unterhalb des Fensters. Hier wird mit Strom im Wert von zweitausendfünfhundert Watt gegen die notorisch undichten Schiebefenster angeheizt. Die Stromrechnung schießt dabei in sogar für amerikanische Verhältnisse unerfreuliche Höhen, aber es nützt alles nichts: Die Sicherungen fliegen raus, wenn man gleichzeitig den Toaster bedient — und im Ergebnis bleibt es einfach furchtbar kalt. Also ziehen wir mit dem Bett ins Wohnzimmer, wo eine eigene forced-air-Anlage steht. Da sie nachgerüstet wurde, verrichten Gasflamme und Ventilation nicht im Keller

ihren Dienst, sondern einen Meter vom Bett entfernt. Aufgrund des furchterregenden Lärms können wir uns nun zwischen Wärme oder Ruhe entscheiden — denn sobald die forced air verebbt, ist es sofort wieder eiskalt.

Unmittelbar neben unserer Schlafstatt bläst also eine archaische Anlage gegen die Kälte an, einen Meter weiter ist es -25 Grad. Die Bretter dazwischen sind das Haus. Kein geheimes System aus Kabeln, Rohren oder wenigstens aus Klinker und Mörtel, nichts. Außer Holzlatten und etwas hübsch bemaltem Putz gibt es keinen Unterschied zwischen draußen und drinnen. Das ist auch während der Blizzards so, den Schneestürmen, nach denen der Bürgermeister die Bewohner per Twitter daran erinnert, den nächsten Hydranten freizuschaufeln, damit die Feuerwehr ihn im Notfall nicht unter zweieinhalb Metern Schnee suchen muss. Die Bürger erledigen diese Aufgabe früh morgens in völliger Gelassenheit und die Feuerwehr rückt tatsächlich dauernd aus. Mehrmals täglich hört man die Sirenen — und das in einer Stadt von gerade mal hundertfünfzigtausend Einwohnern. Aber eben einer Stadt, die älter ist als die USA und in der fast alle Häuser aus Holz sind. Und wo außer im Zentrum die Stromleitungen oberirdisch verlaufen, und zwar nicht an statisch ausgefuchsten Alu-Konstruktionen wie in Mitteleuropa, sondern an schlicht zurechtgesägten Baumstämmen. Diese Masten fallen manchmal um, dann fällt der Strom aus, es brennt möglicherweise, dann kommt die Feuerwehr, findet hoffentlich den freigelegten Hydranten, löscht das Feuer und stellt den Mast wieder auf. So geht das seit Jahrzehnten. Die Anstrengungen, die Infrastruktur des reichsten Landes der Erde irgendwie wenigstens auf das Niveau des Nachkriegseuropas zu bringen, wurden nach dem Börsencrash Anfang der nuller Jahre und der Enron-Pleite aufgegeben. Das Stromnetz unter die Erde zu bringen, wo es hingehört, die kaputten Straßen zu reparieren, die teils bedenklich aussehenden Brücken — das würde Billionen kosten, und zwar nicht die amerikanischen billions, die ja nur Milliarden sind, sondern richtige Billionen.

Es geht ja auch so, denkt sich Amerika. Und irgendwann sieht man die Kabelage über den pittoresken Häuschen in der Ives Street oder der Chace Avenue vielleicht nicht mehr und wundert sich nur noch unbewusst darüber, wie aufgeräumt die Straßen aussehen in den wenigen besseren Gegenden, wo die Masten fehlen.

Die amerikanischen Kleinstadthäuser sind Häuser, wie Kinder sie sich vorstellen. Aber sie bergen keine Geheimnisse. In den bathrooms der Restaurants werden die Mitarbeiter daran erinnert, sich die Hände zu waschen, bevor sie zur Arbeit zurückkehren. Es gibt keine zweite Toilette fürs Personal, da ist keine Welt hinter der Welt. Die Gaszähler sind draußen am Haus, einmal im Monat werden sie abgelesen. Die Kosten steigen und fallen umgekehrt proportional zur Außentemperatur. Niemand rechnet eine Jahresumlage aus, glättet die Wogen. Es ist, wie es ist. Es ist, was es ist. Mehr ist da nicht. Die Häuser aus dem Kindertraum, aus dem man längst aufgewacht ist.

Gabriel Yoran

2. Januar 2016

Mein erster Pocket-Computer weiß mehrere Wörter

Das neue Jahr ist noch jung, und ich bin schon einen mächtigen Schritt weiter in die Zukunft marschiert. Ich habe mir einen Pocket-Computer gekauft! Ein “Elektronischer Übersetzer und Informationscenter” ist es und der Übersetzer/das Center kommt aus Unterhaching! Ich habe das Gerät anlässlich eines Racletteessens (Doppel-T, Doppel-E, Doppel-S) erworben, über den Tisch hinweg, es hat 10 Euro gekostet, inklusive Netzteil. Die Schwiegermutter des Gastgebers war verstorben, ich hätte auch ein wilhelminisches Prunktrinkhorn mit Gestell und nicht belastbarer Provenienz (“vom Kaiserhofe”) haben können, aber das wäre noch größer und teurer gewesen. Gleich nach Erwerb getestet: mein Exemplar kann zwar nicht, wie auf dem Karton verheißen,

“Deutsch * englisch * französisch * italienisch * spanisch * japanisch PUNKT PUNKT PUNKT”, aber immerhin die ersten drei genannten Sprachen, für weitere wären erst zusätzliche international genormte Schaltkreise zu erwerben.



Dass, wie ebenfalls auf dem Karton zu sehen, englisch "AIRPORT" auf Deutsch "FLUGHAFEN" heißt, weiß das Elektronenhirn auf Anhieb. Die Eingabe geht zügig vonstatten, die Tasten sind nämlich alphabetisch angeordnet. Mehrere andere Wörter ergeben ebenfalls Treffer, AUTO heißt CAR, FRAU heißt MRS, blitzschnell erscheinen diese Informationen auf der 16stelligen grünen Digitronanzeige. Zu ARM vermerkt mein Dolmetscher im Pocketformat schnippisch ARM (GELD) ARM (KÖRPER). Toll.

Rarere Vokabeln wie BUSBAHNHOF, AUSWEIS, UMLEITUNG, VERSPAETUNG und SPRACHLOSIGKEIT führen allerdings zu der Anzeige ??????????. Aber zumindest alle im Beipackzettel genannten Beispielwörter kennt mein "persönlicher Sprachlehrer" aus dem Effeff. Das Gerät, obwohl fast vierzig Jahre alt (Internet sagt: 1978), weist keinerlei Gebrauchsspuren auf. Gebote ab 10 Euro werden entgegengenommen.

Marcus Karl Gärtner

4. Januar 2016

Tristesse im Treppenhaus

In Berliner Treppenhäusern kommt eigentlich alles weg. Im Innenhof sollte man sowieso nichts zwischenlagern, teure Fahrräder hat man in die Wohnung zu tragen und bei Umzügen braucht man einen Aufpasser, damit niemand durch die Kisten kruschelt.

Bei mir stehen im Eingangsbereich des Vorderhauses immer wieder aussortierte Sachen. Gläser, Küchenutensilien, Kleinelektronik, Schachteln. Einmal stand ein Kübel mit Äpfeln dort, zurzeit gibt es Gläser, eine Trinkflasche und eine große Schale mit etwas, das Oliven sein könnten. Alles wird irgendwann mitgenommen.

Ein Freund hatte vor ein paar Jahren eine Wohnung im Prenzlauer Berg, ein unsanierter Altbau. Im Treppenhaus gab es ein abgeschrabbeltes Fensterbrett, auf dem eine Bewohnerin alles Mögliche entsorgte: alte Töpfe, halb

abgebrannte Kerzen, einmal ein paar schöne Zucchini, nichts blieb lange Zeit liegen. Auch wenn man etwas nicht gebrauchen kann, mitnehmen kann man es immer.

Wenn ich meine Wohnung verlasse und nach draußen gehe, erwartet mich jetzt aber schon seit zwei Monaten derselbe Anblick. Ein Stockwerk weiter unten stehen ein alter Fernseher und ein Videorekorder auf einem kleinen Tisch. Anfangs fand ich das noch kurios („Ah! Alte Technik!"), dann langsam ermüdend („Ihr schon wieder . . . "). Mittlerweile habe ich das Gefühl, dass mich die beiden anklagend anblicken, wie ausgesetzte Hunde, um die sich niemand kümmern mag, sie wollen, dass ich etwas mit ihnen mache, aber ich will nicht, ich will auf gar keinen Fall, egal wie oft ich in ihr Monoauge starre. Ich überlege nur, ob ich nicht irgendwann selbst Hand anlegen muss, um sie aus ihrem Dasein zu erlösen, einmal muss es ja doch ein Ende haben. Wenigstens den Tisch könnte jemand mitnehmen, denke ich mir, aber dann müsste man den Fernseher zumindest in die Hand nehmen, *anfassen*, und das will ja keiner.



Felix Lorenz

5. Januar 2016

Frau Smithee kauft eine Orchidee

– "Am Tag vor Dreikönig ist ja immer die Christbaumversteigerung vom Sportverein. Dann war ich da auf dem Klo, und da ist so ein Bewegungsmelder, da geht gleich das Licht aus, wenn du dich nicht rührst. Da hab ich immer winken müssen. Das hab ich hinterher meiner Nachbarin erzählt und ihr das vorgemacht *(hebt dreimal den Arm)*. Sagt der Versteigerer: Frau Smithee, 20 Euro!"
– "Und was hast du ersteigert?"
– "Eine Orchidee und eine Flasche Wein."
– "Hätte schlimmer ausgehen können." *(Die Protokollantin hat bei derselben Veranstaltung einmal eine Überraschungstasche ersteigert, die mehrere DJ-Bobo-Tassen enthielt.)*
– "Die Orchidee hab ich den einen Nachbarn geschenkt und die Flasche Wein den anderen Nachbarn. Hinterher haben sie mir dann erzählt, dass das zweite Klo keinen Bewegungsmelder hat, da geht das Licht nie aus."

Alina Smithee

12.01.2016

"Ich kann das erklären!"

Heute bin ich mit der Straßenbahn schwarz gefahren. Normalerweise tue ich sowas nicht, aber auch der rechtschaffenste Mensch verliert irgendwann die Geduld. Während der gefühlt endlosen Fahrt habe ich mir für den Kontrolleur folgende Erklärung zurechtgelegt:

1) Ich konnte mir nicht wie gewohnt über Touch&Travel ein Ticket besorgen, weil

1.1) mein Mann sich mein Handy geliehen hat, weil

1.1.1) wir umgezogen sind und das Internet in der neuen Wohnung noch nicht geht,

1.1.2) mein Mann ein Handy ohne Vertrag für mobile Daten hat,

1.1.3) er für eine Prüfung lernen muss und dringend Internet braucht.

2) Ich konnte mir kein Ticket am Automaten lösen, weil der Automat

2.1) Kleingeld verlangt, das ich nicht dabei hatte, oder

2.2) alternativ Zahlung per Geldkarte ermöglicht, was ich seit der Einführung von Touch&Travel nicht mehr genutzt habe. Eventuell zufällig vorhandenes Rest-Guthaben kann es nicht geben, weil

2.2.1) meine ec-Karte erst wenige Monate alt ist, weil

2.2.1.1) mein Geldbeutel geklaut wurde und ich alle Karten ersetzen lassen musste.

3) Ich konnte nicht nach Hause gehen und Kleingeld holen, weil

3.1) irgendwann ist auch mal gut.

Erstaunlicherweise wurde ich (wie eigentlich fast immer) nicht kontrolliert. Aber vielleicht liest hier ja ein Mitarbeiter des RNV mit und möchte es übernehmen, verständnisvoll zu nicken, während er im Geiste meine Personalien aufnimmt und meinen Bußgeldbescheid ausdruckt.

Mi Ri

2016-01-12

Ich schalte jetzt Ihr Kameralicht ein

Ich möchte ein Konto bei einer deutschen Bank eröffnen, das ich ohne Probleme von den USA aus benutzen kann. Ich möchte zum Beispiel kein uraltes Nokia-Handy mit einer deutschen SIM-Karte mit mir herumtragen müssen, weil die Bank keine SMS an ausländische Telefonnummern versendet. Wichtig auch: Es darf nichts auf dem Postweg passieren, weil ich Briefpost in der Regel nicht anschaue und nach ein paar Monaten ungeöffnet wegwerfe.

Das Berliner Startup number26 sieht vielversprechend aus: Kontoeröffnung per Smartphone in acht Minuten. Die Identität wird per Videokonferenz überprüft. Per Videokonferenz? Redaktionskollege Thomas Wiegold ist skeptisch: »Große Zweifel, ob das mit Geldwäsche-Gesetzen kompatibel ist. . . «

»Thomas, das sieht äußerst kompatibel mit den Gesetzen aus. Man kann zwischen Postident und Videokonferenz wählen, um sich zu identifizieren. Deutscher Pass erforderlich.«

»Cool.«

Es dauert ein paar Stunden, bis ich jemanden im Video-Callcenter erreiche, offenbar brummt das Geschäft. Mein Gegenüber sitzt vor einer weißen Wand und trägt ein Headset. (Es ist spät abends in Deutschland. Ob er unter dem Tisch eine Pyjamahose anhat, kann ich nicht sehen.)

»Gut, dann mache ich erst mal ein Foto von Ihnen, bitte in die Kamera schauen. . . ja, danke. Ich schalte jetzt auf die hintere Kamera Ihres Telefons um, würden Sie da bitte den Ausweis hinhalten? Ah, ein deutscher Reisepass. . . Moment. Hm, das ist ein bisschen unscharf geworden, aber lassen Sie mal, das können wir so verwenden. Jetzt bitte die Seite, auf der Augenfarbe und Größe stehen. . . Moment. . . Ja, danke. Ich schalte jetzt Ihr Kameralicht ein, würden Sie den Ausweis bitte ein bisschen hin und her bewegen, damit ich die Hologramme sehen kann?«

Spätestens an dieser Stelle hätten Menschen mit schwächeren Nerven vermutlich ihr Smartphone von sich geworfen und es nie wieder angerührt. Selbst in der Techniktagebuch-Redaktion, wo wahrlich keine übertriebene Technikskepsis herrscht, gibt es entsetzte Nachfragen. »Das mit dem Kameralicht war ein Witz, oder? Das hat nicht dein Gesprächspartner eingeschaltet, sondern er hat dir gesagt, dass du es einschalten sollst, oder?«

Ich muss zugeben, dass ich etwa eine Sekunde lang stutzte, als mein Kameralicht anging. Danach war mir klar, dass eine App, der ich beim Installieren die Erlaubnis gegeben habe, auf meine Kamera zuzugreifen, das Licht natürlich einschalten kann, wann sie will – zum Beispiel auch, wenn sie vom anderen Ende der Videokonferenz ein Signal dazu bekommt.

Mein Gesprächspartner ist mit dem Hologramm jedenfalls zufrieden und damit sind wir eigentlich fertig. Nur noch eine SMS mit einem Code schickt er mir an meine amerikanische Nummer; diesen Code muss ich wiederum in der App eingeben. Nun bin ich identifiziert, die Videokonferenz mit der Firma IDnow, die für number26 die Identifizierung durchführt, ist beendet. Als nächsten Schritt will mir number26 noch eine weitere SMS mit einem Code schicken, um mein Smartphone mit meinem neuen Bankkonto zu paaren. Aber diese Paarungs-SMS kommt nicht an. Auch nach dem dritten, vierten, fünften Versuch nicht. Wahrscheinlich wird sie über einen anderen Dienstleister verschickt, als ihn IDnow verwendet, und dieser andere Dienstleister versendet nicht in die USA.

Ich schreibe eine E-Mail an den Kundensupport von number26. Ich versuche, die Hotline anzurufen, aber ich lande in einer endlosen Warteschleife. Nach drei Tagen noch immer keine Antwort. Offenbar brummt das Geschäft. Ich gebe die Hoffnung auf ein fernbedienbares Bankkonto noch nicht auf.

Nachtrag: zwei Wochen später klappte es dann.

André Spiegel

14. Januar 2016

Sehr viele Minidiscs und eine unerwartete Begründung

Café in Wien, spät. Hinter der Theke eine beeindruckende Sammlung von Minidiscs, bestimmt zweihundert Stück, so viele Minidiscs habe ich noch nie gesehen. Ich: “Das ist aber eine beeindruckende Sammlung von Minidiscs, so viele Minidiscs hab ich noch nie gesehn.” – Kellnerin: “Ja! Wissen Sie, weswegen wir die haben?” – Ich: “Nein, sagen Sies mir!” – Kellnerin: “So brauchen wir keinen CD-Player. Wenn Gäste kommen, die eine CD dabei

haben, die sie gerne bei uns hören wollen, können wir dann sagen, daß wir gar keinen CD-Player haben!” Verwirrt und beeindruckt trete ich den Heimweg an.

Patrick Präg

Dezember 2015 und Januar 2016

Endlich regelmäßige Backups vom Techniktagebuch

Wir diskutieren in der Techniktagebuchredaktion über die Berechtigung der Aufnahme von Techniträumen im Allgemeinen und der Übernahme von Techniträumen aus dem Blog von mauszfabrick im Speziellen. Jemandem fällt auf, dass mauszfabricks Blog vom Deutschen Literaturarchiv Marbach archiviert wird. Ungerechtigkeit! Der macht also Literatur und wir nicht oder wie! (Ich fasse die Diskussion hier mit dem Abstand einiger Wochen ohne Gewähr aus dem Gedächtnis zusammen.) Pia Ziefle – deren Blog, wie sich jetzt herausstellt, ebenfalls in Marbach archiviert wird – bietet an, dort nachzufragen, ob man das Techniktagebuch aufnehmen wolle.

Einige Wochen später bekomme ich per Mail ein ungewöhnlich hübsches Formular:

Ich gestatte - als Besitzer oder Vertreter der Besitzer der Nutzungsrechte - , dass das Deutsche Literaturarchiv Marbach Kopien des von mir verantworteten Weblogs "Techniktagebuch" [http://techniktagebuch.tumblr.com/] speichern und wie folgt im Online-Zugriff in einem speziellen Archivsystem zur Verfügung stellen darf:
(Bitte Zutreffendes ankreuzen)

- ☐ uneingeschränkt
- ☐ Freigabe lediglich der aktuellsten Spiegelung
- ☐ nach Ablauf der vereinbarten Frist bis zum ______________
- ☐ nur auf dem Marbacher Campus
- ☐ jeweils nach separater Rücksprache mit mir
- ☐ keinerlei Veröffentlichung der Archivalien, lediglich Archivierung

Meines Wissens werden die Urheberrechte und sonstige Rechte Dritter dabei nicht verletzt. Mir entstehen durch die Langzeitarchivierung im Netz keine Kosten.

In der Redaktion herrscht Begeisterung über die vielen Optionen.

> Kathrin: ich möchte sie alle ankreuzen.
> Thomas: „Nur auf dem Marbacher Campus“ ist die schönste Option.
> Thomas: Vielleicht kann man noch ergänzen „nur mit Blick auf den Neckar“
> André: Es fehlt noch „nur im Feuilleton überregionaler Wochenzeitungen“
> Felix: Am besten wäre „uneingeschränkt“ „nur auf dem Marbacher Campus“.
> Kathrin: nur aus Nichtraucherbüros auf dem Marbacher Campus (Handschuhpflicht)
> Thomas: „Nur aus Raucherbüros“ wäre deutlich einschränkender.
> Mia: nur von Rauchern, egal in welchen Büros

André: nur auf Alpha Centauri zur Einsicht auslegen
Thomas: Zum Schutz des Archivmaterials nur unter definierten Umweltbedingungen (Temperatur, Luftfeuchtigkeit, Licht)
Kathrin: separate Rücksprache bei jedem Beitrag (telefonisch)
Mia: behandschuhte Raucher auf dem Marbacher Campus.

Am Ende kreuze ich dann doch nur “uneingeschränkt” an. Und jetzt ist es schon wieder ein bisschen wahrscheinlicher, dass man das Techniktagebuch in zwanzig Jahren noch lesen kann, auch als Nichtraucher.

Kathrin Passig

26. Januar 2016

Der Hund hat die Verspätungsmeldung gefressen

Sie hat unsere Verspätung gemeldet und der ICE wird warten, beruhigt uns die Zugbegleiterin im verspäteten Regionalzug. Wir haben zwar nur vier Minuten Verspätung, aber auch nur vier Minuten Zeit zum Umsteigen. Zum Glück müssen wir nur den Bahnsteig überqueren, der ICE fährt vom Nachbargleis, und er steht auch noch da, als wir einfahren. Dann fährt er allerdings ab.

Die Zuständige am Bahnhof sagt, man sei nicht benachrichtigt worden von dem verspäteteten Zug und habe deshalb auch den Zugchef des ICE nicht informieren können. Und wenn der einmal seine Ausfahrtgenehmigung habe, habe er keinen Ermessensspielraum, sondern müsse losfahren.

Das ist alles kein Problem, die Bahnmitarbeiterinnen sind freundlich und hilfsbereit und ich gelange noch am selben Tag nach Hause. Ich notiere es hier nur, weil es mir bemerkenswert erscheint, dass ich selbst auf fünf verschiedene Arten benachrichtigt werde, wenn jemand in einem Chat “ach so?” sagt, aber hier auch 2016 noch etwas am Fehlen einer Benachrichtigung scheitern kann. Dass genau die eine Person bei der Bahn, für die eine Information bestimmt ist, diese Information nicht bekommt. Dass man als

Zugchef in einem ICE nicht sehen kann, wo sich die Zubringerzüge gerade aufhalten. Dass man nicht von irgendeinem Algorithmus darauf hingewiesen wird, dass am Nachbargleis sonst um diese Zeit eigentlich immer ein Zug steht, aus dem viele Fahrgäste in den eigenen Zug umsteigen, und dass dieser Zug dort heute nicht steht.

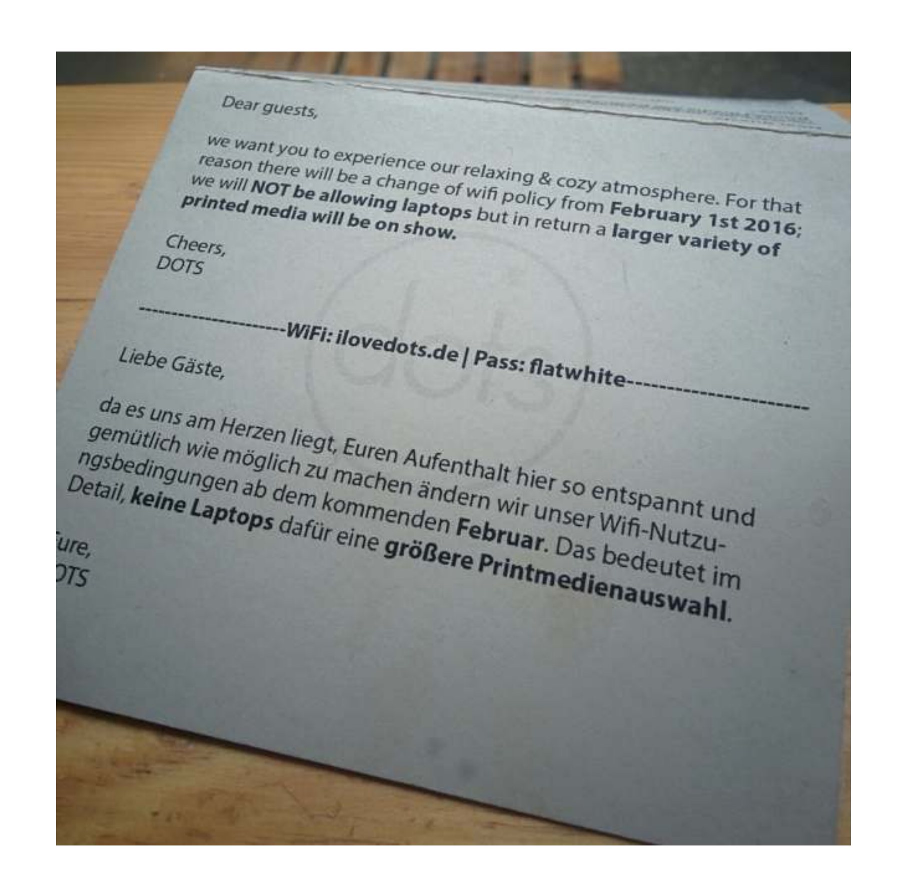
Eines Tages wird das vielleicht alles eingeführt. Aber heute war dieser Tag eben noch nicht.

Kathrin Passig

1. Februar 2016

Als sie Laptops am Wochenende verboten, habe ich geschwiegen. Es war ja nicht immer Wochenende

In dem für mich sehr praktisch gelegenen Café, in dem man am Wochenende keine Laptops mehr benutzen darf, wird die Regelung ab heute weiter verschärft:



Um die Wifi-Nutzungsbedingungen geht es offenbar gar nicht, ich habe hier immer mein selbst mitgebrachtes Internet benutzt, und das können die Betreiber ja nicht sehen. Laptop ist Laptop. Eigentlich sind es die Café-Nutzungsbedingungen, die geändert wurden.

Ich frage nach dem Grund für das Verbot. "Wir wollen, dass hier mehr so eine Caféatmosphäre herrscht, dass die Leute sich unterhalten und nicht zum Arbeiten hierherkommen." Das passt nicht ganz zur Aufforderung auf dem

Schild, statt im Internet doch in Printmedien zu lesen, denn dabei unterhält man sich ja auch nicht. Außerdem muss man zum Unterhalten zu zweit sein, ich bin aber gar nicht so oft zu zweit, wenn ich Hunger habe.

Ich frage noch einmal nach. “Manche Leute sitzen hier drei Stunden lang und bestellen fast nichts.” Das scheint beim Unterhalten und beim Lesen von Printmedien seltener vorzukommen, obwohl die Wikipedia zum Thema Wiener Kaffeehaus vermerkt: “Anders als in einem gewöhnlichen Café war es im Wiener Kaffeehaus durchaus üblich, dass ein Gast, der nur einen Kaffee bestellt hat, stundenlang an seinem Tisch sitzen bleiben durfte und die vorhandenen Zeitungen ausgiebig studierte oder als Schriftsteller hier arbeitete.”

Ich bin gespannt, wie sich das in den nächsten Jahren entwickelt. Wird es Cafés geben, in denen man mit Laptop willkommen ist und Cafés, in denen man unwillkommen ist? Werden alle Cafés auf so eine Regelung umschwenken (immerhin liegt dieses in einem Stadtteil, in dem gerade Trends gesetzt werden)? Umgekehrt? Oder sterben Laptops einfach vorher aus? Bis zur Klärung dieser Frage brauche ich jedenfalls erst mal ein neues Stammcafé.

Update: Im Juni 2016 frage ich die Betreiber des Laptopverbotscafés bei Facebook: “Ich sehe kein Schild mehr im Fenster, heißt das, man ist jetzt auch als Laptopfrühstücker wieder erwünscht?” und erhalte die Antwort: “Hi Kathrin, ja wir versuchen natürlich auch das beste Erlebnis für alle zu liefern. Daher sind Laptops wieder freigegeben, aber das WLAN/WiFi haben wir dafür abgeschaltet.”



Kathrin Passig

31. Januar bis 1. Februar 2016

Verändertes Buchleseverhalten auf dem Webstuhlnachfolgegerät

Ich lese "Jacquard's Web: How a hand-loom led to the birth of the information age" von James Essinger als E-Book. Auch hier hat das digitale Format einige vom Autor nicht vorhergesehene Nebenwirkungen (das Buch erschien ursprünglich 2004 auf Papier).

> "The figure overleaf shows what a typical punched card from this period looked like."

Die Lochkarte ist natürlich nicht “overleaf” abgebildet, es gibt ja gar keine Seiten, sondern nur irgendwo in der Nähe dieser Stelle. Und auch die folgende Demonstration schlägt fehl:

> The pixels are so small that they cannot normally be seen, but they become visible if we enlarge any item on a computer screen, including a word. For example:
>
> **Jacquard**
>
> Here the letters have been enlarged to a size where their pixel-based structure is clearly visible. The curves of the letter are not curves at all, but a sequence of steps composed from square pixels.

Die Pixelstruktur ist alles andere als “clearly visible”, gerade weil sich der Text “on a computer screen” befindet und nicht in einem gedruckten Buch. Da hilft auch keine Vergrößerung.

Das ist normal, solche Beispiele gibt es in fast jedem E-Book. Neu ist diesmal etwas anderes: In den letzten Jahren habe ich oft bei der Lektüre von Sachbüchern und Romanen nebenbei das darin Beschriebene gegoogelt. Bisher beschränkte sich meine Zusatzrecherche auf das Betrachten von Fotos und Wikipediaeinträgen. “Jacquard’s Web” ist das erste Buch, bei dem ich parallel viel Zeit mit Videos zubringe: Videos von Jacquard-Webstühlen, die per Lochkarte mit Mustern gefüttert werden, Videos von der Lochkartenherstellung, animierte Erklärungen, wie der Vorgang im Einzelnen funktioniert (das sieht man auf Videos nicht gut, weil der wesentliche Teil des Mechanismus in mehreren Metern Höhe angebracht ist), Videos der nach Babba-

ges Entwürfen gebauten “Difference Engine” im laufenden Betrieb, Videos von Hollerith-Lochkartengeräten (unbefriedigend, es gibt eigentlich nur Fotos davon), Videos vom Harvard Mark 1. Vor allem die Jacquard-Webstühle mit ihren aneinandergenähten Lochkarten faszinieren mich mit ihrem rhythmischen Betriebsgeräusch, und sie rühren mich, weil ich sie auf einem Gerät betrachte, das mehr oder weniger von ihnen abstammt. Es ist auch alles gar nicht schwer zu verstehen, wenn man genügend unterschiedliche Videos ansieht.

Ohne Videos hat man allerdings kaum eine Chance, den wesentlichen Teil des Buchs zu erfassen. Ich weiß nicht mehr, wie ich solche Bücher früher gelesen habe. Vermutlich habe ich technische Beschreibungen überblättert und “das Dings ist also irgendwie mit dem Dings verbunden, soso” gedacht.

Kathrin Passig

06. Februar 2016

Traum-App

Im Traum bin ich mit dem gesamten Freundeskreis als Betatesterin einer neuen App eingeladen. Die wurde von einem Freund in seinem Startup entwickelt. Die App soll Leute zur Arbeit motivieren, Produktivität und Durchhaltewille fördern. Analog zur Sport-App „Runtastic“ kann man darin Leute per Button anfeuern – nur eben nicht beim Laufen, sondern bei der Arbeit.

Auf Facebook kommt, sobald man sich an die Arbeit macht, ein Post „Martin hat mit einer Arbeitsaktivität begonnen“ und die Freunde von Martin können das dann sehen und eben den Anfeuer-Button drücken. Technisch läuft alles prima: Jedes Mal, wenn jemand den Button drückt, hört der Arbeitende ein Applausgeräusch. Allerdings kollabiert vom ersten Testlauf an die Produktivität komplett: Immer wenn sich jemand an die Arbeit macht, wird er von Freunden angefeuert. Soweit, so gut. Das Problem: Der Arbeitende hört das, schaut sofort nach, wer ihn angefeuert hat und denkt dann

„Oh hey, Karl hat mich angefeuert! Da bedank ich mich mal besser!“ Das tut er dann auch – meist im Facebook-Chat – und zack kommt man ins Gespräch und die Arbeit ist vergessen. Es ist ein Desaster und wir wärmen uns die vom nicht-produktiv-Sein kalten Hände am brennenden Venture-Kapital.

Bevor ich den Startup-Freund mit meiner im Traum super klingenden Idee trösten kann, dass man die App doch evtl. als „Prokrastinatr“ auf den Markt bringen könnte, für Leute, die selbst beim Prokrastinieren prokrastinieren, und dazu müsste man den Button doch einfach nur in „Stop them from getting anything done“ umbenennen, wache ich auf. Vielleicht auch besser so.

Mia Culpa

Februar 2016

Präludien um Mitternacht

Seit der Tagungstagung auf Gut Siggen dachte ich regelmäßig darüber nach, wie sehr sich mein Leben durch die Anschaffung eines Tasteninstrumentes verbessern würde. Am besten ein Cembalo, wie in Siggen. Oder eine Orgel. Oder einen Flügel. Jedenfalls etwas mit Tasten, schwarzen und weißen, auf denen ich den Flohwalzer, die Präludien von Bach oder Beatles-Songs spielen kann, wie damals, als ich mit 14 die Klavierstunden aufgeben musste, weil meine Eltern unbedingt den Ostblock verlassen wollten.

Aber es gibt ein Problem, eigentlich das Hauptproblem mit Musik. Sie macht Geräusche. Wie viele hoffnungsfrohe Musikerkarrieren wohl schon daran gescheitert sind, dass jemand das Üben aufgab, weil ihm die Geräusche, die aus dem Musikinstrument kamen, peinlich waren? Wie oft kann man nachts nicht schlafen und wünscht sich nicht sehnlicher, als Barbers “Adagio for Strings” spielen zu können, möglichst laut? Die Nachbarn als Kulturinhibitoren. Man kann der Peinlichkeit eigentlich nur entgehen, wenn man ein Kind ist oder wenn man ein sehr leises Instrument spielt. Dudelsack geht schon mal nicht, so viel steht fest.

Seit einem Monat bin ich im Besitz eines Yahama-Keyboards für 69 Pfund, das nicht nur Cembalo, Orgel und Flügel vereint, sondern außerdem mit einer Buchse ausgestattet ist, in die man einen Kopfhörer stecken kann. Das klingt jetzt trivial, aber diese kleine Buchse an elektronischen Musikinstrumenten hat vermutlich mehr für die Kunst getan als, keine Ahnung, Haydn. Jeden Abend, wenn ich endlich zu Hause bin, sitze ich eine Stunde lang am Gerät, drüben im Musikzimmer, und spiele Töne direkt in meine Ohren. Ich bin immer noch genauso schlecht wie mit 14, aber keiner merkt es.

Aleks Scholz

2014 bis 2016

Der Chatroom am Ende des Universums

Nachdem ich im Frühjahr 2014 in einem FB-Chat mit Kathrin eine Frage erst nach einer Viertelstunde beantworte, macht sie mich darauf aufmerksam, dass wir über ein asynchrones Medium kommunizieren, bei dem man sich ihrer Ansicht nach nicht fürs langsame Antworten entschuldigen müsse. Ca. ein Jahr später geht es im FB-Plausch der Techniktagebuchredaktion darum, dass es nicht nötig sei, den Eintritt ins laufende Gespräch mit einem Gruß zu eröffnen bzw. sich aus diesem zu verabschieden.

Das klingt zunächst nach einer schönen Entlastung, und alle scheinen das so zu sehen. Ich brauche eine Weile, um herauszufinden, wie ich selbst dazu stehe. Dann ist mir klar, dass mir zwar nicht viel an einer Begrüßungsformel liegt, ich es aber weiterhin praktisch und gut finde, wenn das Verschwinden aus einer aktiven Unterhaltung signalisiert wird. Die Situation stellt sich mir dar wie ein gemeinsamer Cafébesuch, bei dem ich gern wüsste, ob mein Gegenüber nur kurz aufs Klo gegangen und gleich wieder zurück ist oder erst abends oder am nächsten Tag zurückkommt. Ich wüsste, dass ich mich etwas anderem widmen kann, anstatt auf eine Antwort zu warten, die mich interessiert; womöglich würde ich sogar das Café für ein paar Stunden ver-

lassen. Auch wenn wir zu mehreren aus sind, im Gruppen-Chat der Techniktagebuchredaktion nämlich, habe ich das Bedürfnis, mich zu verabschieden, wenn ich gehen will, um etwas anderes zu tun. Oder so rum: So lange ich nicht Tschüß sage, kann ich meine Aufmerksamkeit nicht wirklich abwenden, sondern stecke immer wieder den Kopf durch die Tür, ~~lasse mir von jemandem erzählen, was in der Zwischenzeit besprochen wurde~~ lese nach und gebe meinen Senf dazu. (Anders als in der Kneipe fällt es mir schwer, das Gespräch, bei dem ich nicht dabei war, komplett zu übergehen. Anders als in der Kneipe glaube ich, ich könnte die anderen langweilen, wenn ich einfach drauflos plappere, weil sie alles Mögliche schon beredet haben.)

Anfang 2016 ist die Menge der in meiner Abwesenheit getätigten Äußerungen im Redaktionschat auf eine fünfstellige Zahl angewachsen. Das Prinzip, alles nachzuverfolgen, habe ich aufgegeben, aber ich merke, dass es mir zwischendurch den Wiedereinstieg ins Geplauder unnötig erschwert hat. Außerdem stelle ich fest, dass ausgerechnet ich die Unterhaltung irgendwann vor Monaten grußlos verlassen habe. Ich dachte einfach nicht, dass ich so lange weg sein würde.

Undine Löhfelm

10.02.2016

Kein Mist dank Myst

Es sind Ferien, das Kind darf spielen. Am Computer. Mit dem relativ neuen Kopfhörer. Es ist wunderbar ruhig im Haus.

Da steht das Kind mit einem Mal neben mir, den Kopfhörer in der einen Hand, in der anderen das Kabel und in Einzelteilen die Lautstärkeregelung, die ins Kabel integriert war.

Die Gehäuseteile sind noch heile, auf der einen Seite der winzigen Platine sind ein rotes, ein grünes und ein blaues Käbelchen angebracht, aber auf der anderen Seite sind sämtliche Käbelchen abgerissen. Ein rotgoldenes, viel dickeres, scheint mit der Vorrichtung nichts zu tun zu haben und schlängelt sich seines Weges.

"Da hilft nur Löten", sage ich zum Kind, mit wenig Hoffnung auf Erfolg, denn

a) sind die Käbelchen wirklich wahnsinnig dünn
b) sind die Käbelchen wirklich wahnsinnig kurz
c) liegen die Lötstellen wirklich wahnsinnig nah beieinander

und

d) habe ich von sowas nicht den blassesten Schimmer.

Aber schon hat das Kind Lötkolben und Lötzinn geholt und wir beschließen, die Sache nach der bewährten Adventure-Game-Taktik anzugehen: wenn es in einem Computerspiel ein Rätsel gibt, das irgendetwas puzzleähnliches hat, dann versucht man zuerst immer – wirklich immer – einen Ansatz, der mit Symmetrie zu tun hat.

Wir[1] löten also auf's Geratewohl das rote sehr winzige Käbelchen an die entsprechende Stelle, das blaue und das grüne ebenfalls – und testen den Kopfhörer.

"Tut", sagt das Kind wenig beeindruckt, und ich kann mein Glück nicht fassen, dass mir quasi dank Myst mindestens eine umständliche Fahrt in den nächsten Elektromarkt erspart geblieben ist. Wir umwickeln noch alles mit ausreichend Klebeband, und für das Kind sind die Ferien gerettet.

Jetzt ist es wieder sehr still im Haus.

Pia Ziefle

[1]"wir" bedeutet in diesem Fall: das Kind lötet mit ruhiger Hand, als hätte es noch nie etwas anderes gemacht, und ich halte die Kabel.

12.2.2016

Männer, die auf Ladebalken starren

Der Duke ist zurück. Zumindest auf meinem Rechner. In 3D. Mithilfe des frei erhältlichen Emulators DOSBox kann man relativ einfach die ganzen alten DOS-Spiele aus meiner Jugend wieder spielen. Voraussetzung natürlich: man ist noch im Besitz der Original DOS-Disketten, von denen man sich selbstverständlich die ganzen Jahre über immer wieder Sicherungskopien gezogen hat. Oder man googelt halt ein bisschen. Das muss jeder selbst wissen.

Etwas rumfummeln muss man dann schon, bis alles läuft, aber wer früher seine Festplatte mit *park* in den Ruhezustand versetzt hat, bekommt das hin. Dann steht einer nostalgischen Solo-Runde durch das Programmkino des Rotlichtbezirks nichts mehr im Weg.

Richtig Spaß macht das aber erst, wenn man im Deathmatch-Mode gegen ein paar Freunde antritt. Früher haben wir dazu unsere 10-Kilo-schweren 486er-Klötze in den Keller vom Kumpel geschleppt und Netzwerkkabel verlegt. Heute geht das ein bisschen eleganter. Duke3D nutzt zwar von Haus aus das IPX-Netzwerkprotokoll, die DOSBox kann das aber netterweise auf gängiges IP-Protokoll, sprich Internetz wie wir es kennen, übersetzen.

Dazu muss man in der DOSbox.conf lediglich IPX aktivieren. Dann startet ein Mitspieler mit *ipxnet startserver Portnummer* den Server, mit dem sich alle anderen verbinden. Das machen die mit *ipxnet connect xx.xx.xxx.xx Portnummer.* Das xx.xx.xxx.xx ist die IP-Adresse, die der Serverrechner nach außen hat. Die muss der Host allen noch mitteilen. Und im Router des Hosts muss natürlich noch ein Portforward auf den Rechner eingerichtet werden, auf dem die DOSBox läuft. Klar. Sind alle Mitspieler *connected,* kann es losgehen. Naja. Fast. Jeder muss in der DOSBox die *setup.bat* aufrufen und im *Network*-Bereich die genaue Anzahl der Mitspieler auswählen. Danach sollten alle einigermaßen synchron das Spiel starten. Sonst klappt es nicht.

Einige Leute müssen also *einiges* einigermaßen gleichzeitig konfigurieren und ausführen. Unter diesen Voraussetzungen habe ich mich mit ein paar Freunden am Mittwoch um 21:00 verabredet. Wir kommunizierten hauptsächlich über den Skype-Chat. Die folgenden Ereignisse fanden zwischen 20:30 und 22:45 statt und wurden nur ein bisschen gestrafft und komprimiert.

20:26

Haxn ist unruhig, eröffnet den Chat und startet schon mal den Server. Er hat sich extra bei Amazon AWS eine virtuelle Maschine geklickt. Da läuft jetzt ein Linux mit einer DOSBox, in der eine Duke3D-Installation läuft. Der Server ist kostenlos. 486er schleppen ist sooooo 90er.

20:27

Manni ist auch connected. Er schaut noch bisschen DFB-Pokal. Bochum gegen Bayern. Überhaupt. Da spielen mindestens 3 angebliche Die-Hard-Bayern-Fans mit, während ihr Verein im Viertelfinale eines Pokalwettbewerbs steht. Quo Vaditis, Erfolgsfans?

20:47

Haxn will wissen, ob Klaus heute auch mitspielt.

20:48

Johann kommt dazu. Er ist der Vater von Haxn und der Älteste in der Runde. Aber er hat den Draht zur Jugend und bringt uns die URL zu einem Teamspeak-Server mit, der irgendwo bei fun-und-witze.de gehostet ist. Ich hab gelesen, dass das die Jugendlichen so machen, nebenher über Teamspeak quatschen. Probieren wir heute auch.

20:53

Johann, Manni und ich sind jetzt im Teamspeak-Chat. Das sieht ein bisschen aus wie früher im IRC. Ich höre Mannis Stimme. Das ist schön. Lange nicht gehört.

20:56

Bin plötzlich allein im Teamspeak.

20:57

Jetzt sind irgendwelche anderen Menschen in meinem Teamspeak-Chat. Zum Glück reden sie nicht.

20:58

Lars meldet sich im Skype-Chat. Er hat keinen Bock auf Teamspeak.

20:59

Walt begrüßt uns im Skype-Chat mit einem beherzten „Hi Mädels“. Auf seinem neuen Avatar-Bild trägt er einen Wikingerhelm. Er nimmt die Sache ernst.

21:00

Haxn bekommt sein Headset nicht zum Laufen.

21:01

Ich: „*Hört ihr mich!?*”

21:02

Alle sind mit dem Server verbunden. Wir zählen durch und kommen auf sechs Spieler.

21:04

Irgendjemand muss sieben Spieler bei sich eingetragen haben. Der Duke mag das nicht.

21:05

Alle brechen noch mal ab.

21:07

Manni will wissen, wer da so ins Teamspeak-Mikrofon haucht.

21:08

Neustart bei allen.

21:09

Doch nicht bei allen. Manni “*findet niemanden*”

21:10

Lars: „LEWANDOWSKI!”

21:11

Lars „*muss noch mal kurz zum Kind*”

21:12

Haxn hat jetzt Klaus am Telefon. Der will auch mitspielen. Ich dachte eigentlich, er ist schon lang dabei.

21:13

Nochmal Abbruch und Neustart.

21:15

Jetzt mit sieben Spielern (Klaus ist ja dabei)

21:17

Der Duke startet.

21:19

Der Duke hängt „*übelst*“ (Walt).

21:21

Vielleicht ist der kostenlose Amazon-Server doch nicht so performant.

21:22

Wir beschließen, dass auf meinen Rechner der Server laufen soll. Weil ich die schnellste Netzanbindung hab. Theoretisch. Direkt mit Kabel am Router. Ich sitze aber in der Küche mit WLAN. WLAN in der Küche ist schwach. Das sag ich den anderen aber erst mal nicht. Will sie nicht demotivieren.

21:23

Lars ist „*gleich wieder zurück*”

21:24:00

Ich beginne alles einzurichten.

21:24:20

Haxn fragt nach meiner IP.

21:24:25

Manni fragt nach meiner IP.

21:24:40

Seit wann liefert denn whatismyip.com das IPv6-Format? Das verwirrt mich. Ich brauch Zahlen und Punkte.

21:24:50

Lars will meine IP wissen

21:24:55

Fühle mich unter Druck gesetzt.

21:25

Walt meldet, dass er sich noch mal neu verbindet. Zum Amazon-Server.

21:25:30
Haxn klärt Walt auf.
21:26
Ich such nach dem Kommando für den IPX-Server-Start.
21:27
Mein Internet ist weg.
21:28
Übers Handy schreibe ich, dass mein Internet weg ist.
21:29
Ich starte meinen WLAN Router neu.
21:30
Lars hat die Video-Emojis von Skype entdeckt.
21:31
Mein Internet ist wieder da. Ein bisschen zumindest. Ich starte den Server noch mal und gebe meine IP-Adresse durch. Keiner kann sich verbinden. Ich checke den Port-Forward in meiner Fritzbox. Der steht noch vom letzten Spiel drin. Sieht ok aus.
21:32 – 21:45
Keiner kann sich verbinden.
21:46
Jetzt ist schon wieder mein WLAN weg. Ich sag den anderen, dass ich raus bin für heute.
21:47
Angeblich finden es alle „*schade*“, dass ich raus bin.
21:48 – 22:00
Die anderen versuchen es eher erfolglos noch mal mit dem Amazon-Server. (*vgl. 21:21*)
22:00
Mir ist langweilig. Ich versuch es noch mal mit meinem neueren Laptop. Bin wieder im Netz.

22:01
Ich checke noch mal den Portforward in der Fritzbox und mir fällt auf, dass mein Rechner seit der letzten Session eine neue, interne IP bekommen hat. Ich korrigiere meinen Fehler.

22:02
Lustigerweise sind alle anderen immer noch im Skype-Chat und versuchen verzweifelt, ein Spiel zustande zu bekommen. Ich melde mich zurück, verschweige meinen Konfigurationsfehler, stelle mich dumm und zeige mich ebenso erstaunt, dass „*plötzlich alles wieder läuft*".

22:03
Die Verbindung zu meinem Server klappt bei allen. Der Duke startet.

22:04
Der Duke ist sehr langsam.

22:05
Der Duke hängt.

22:07
Lars schickt ein neues Video-Emoji mit einem Schaf.

22:08
Lars holt sich Wein.

22:09
Alle sind ungeduldig. Wir starten einen neuen Versuch. Angeblich mit sieben Spielern.

22:10
Lars meldet sich nicht zurück. Er ist mit dem Wein verschwunden.

22:11
Lars is back.

22:12
Manni schlägt vor, unseren Chat morgen im Literaturhaus vorzulesen.

22:13
Neuer Versuch.

22:14
ESC

22:15

Searching for players . . .

22:16

Haxn sagt, dass alle „*noch mal raus sollen*“.

22:17

Melde, dass ich entsprechend Haxns Anweisung jetzt auf dem Balkon bin. Finden alle witzig.

22:18

Irgendeiner hat wieder nicht synchron gestartet.. . . . .

22:19

ESC!!

22:20

Manni lacht irre.

22:21

Johann hat seine “*Maus verloren*“. Seine “*DOSBox hängt*“.

22:22

#ESC

22:23

Lars hat die IP vergessen und fragt nach.

22:24

Manni trinkt einen Absacker.

22:25

Wir zählen noch mal durch. Ich muss an den „*AUF 3 oder UND 3*” Witz aus *Lethal Weapon* denken.

22:26

Lars meldet *out of synch*.

22:21

Bayern hat gewonnen.

22:23

Letzter Versuch.

22:25

Allerletzter Versuch.

22:27

Jetzt aber echt.

22:28

Ich merke an, dass ich meinen Abend auch sinnloser hätte verbringen können. Mit Lesen z. B.

22:29

Lars verschwindet endgültig.

22:30

Aus Verzweiflung google ich „Duke3d online Netzwerk“.

22:31

In einer kurzen Meldung auf heise.de steht, dass es bei Steam eine offizielle Neuauflage inklusive Netzwerk-Deathmatch-Modus gibt.

22:35

Wir kaufen uns für 1,49 € die komplette Megaton-Edition. Das Spiel läuft flüssig, zuverlässig und hat noch aufpolierte Grafik und Sound. Alles out-of-the-box.

22:36

Für 1,49 € !!!!!!!!!!!

22:37

Hail to the King!

heibie

12. Februar 2016

Rechts. klicken.

Gespräch mit meinem Freund.

Ich: „Man musste nur rechts klicken. Vielleicht hast du falsch rechtsgeklickt.“

Er: „Ja, vielleicht. Wie geht rechtsklicken?“

Ich: „Mit zwei Fingern. Wie hast du rechtsgeklickt?“

Er: „Rechts. geklickt.“

Anmerkung: Es geht um das Touchpad meines Macbook Air. Obwohl ich schon seit rund zwei Jahren nicht mehr rechtsklicke, sondern zweifingertappe, nenne ich es noch immer rechtsklicken.

verenka

16. Februar 2016

Ohne WLAN keine Jalousien

Ich bin bei diesem Kunden nicht nur gern, weil es nette Leute sind und es guten Kaffee gibt. Sie sind auch technisch ganz vorne mit dabei, was mir sehr gefällt.

Im Besprechungsraum mit Rheinblick wird natürlich alles per Intranet-Oberfläche gesteuert. Licht, Beamer, Jalousien – alles ist jederzeit per Mausklick steuerbar, niemand muss mehr den beschwerlichen Gang zum Raumende auf sich nehmen.

Diese Technik birgt aber auch ihre Tücken, wie wir heute feststellen. Die Sonne steht tief und blendet stark durch die bodentiefen Fenster, der Rhein verstärkt die Strahlung noch, wir wollen also gerne die Jalousien hinunterlassen.

„Ich mache schon“, ruft einer aus der Runde. Er holt seinen Laptop aus der Tasche. Lässt Windows hochfahren. Meldet sich am System an. Oh, schlecht, es gibt keine Verbindung zum WLAN. Noch einmal probieren. Mist. Okay, er nimmt das andere Netz. Ah, besser. Er meldet sich im Intranet mit Nutzername und Passwort an. Er geht in die Einstellungen für diesen Besprechungsraum und klickt auf die zuständigen Schaltflächen. Als die Jalousien langsam runterfahren, sind wir schon fast mit der Besprechung fertig.



Wenigstens musste niemand extra aufstehen.

Johannes Mirus

16. Februar 2016

Exkursion nach Pipeland

Ich suche Hausnummer 5 in Pipeland Road. Google Maps malt seinen roten Klecks auf ein Haus an der Ecke, wo Livingstone Crescent abzweigt. Das Haus an dieser Ecke ist hell erleuchtet und enthält eindeutig Menschen, einige davon sehen sympathisch aus, aber an der Gartentür steht 54. Ich frage mich kurz, ob vielleicht die Gartentür unrecht hat, sehe dann ein, wie unwahrscheinlich das ist, und suche weiter.

Es ist dunkel. Die wenigsten Häuser in Pipeland Road haben Zahlen. Außerdem regnet es. Ich treffe zufällig einen Bekannten, der zur selben Adresse möchte. Wir gehen auf und ab und rufen schließlich unser Zielobjekt an. Im Fenster des Hauses, neben dem wir zufällig stehen, sehe ich einen Mann, der ans Telefon geht, hineinspricht, und auf die Straße sieht. Wir haben unser Ziel erreicht. Hausnummer 5 befindet sich an der Ecke zu Watson Avenue.

Die restliche Erkundung der Pipeland Road findet zu Hause im Trockenen statt. In harter empirischer Feldforschung gebe ich jede einzelne Hausnummer bei Google Maps ein. 1 bis 3 sind auf der Straße vor dem Haus, das Google Maps für 5 hält. 7 ist dasselbe Haus wie 5, gleiches gilt
für 52, 54, 56, 58 und 60. Alle geraden Häuser von 4 bis 50, mit einer einzigen Ausnahme, sind im selben Haus untergebracht, gleich links am nördlichen Ende der Straße, direkt am rauschenden Bach. Es ist ein recht geräumiges Haus, es könnte durchaus sein, dass mehrere hineinpassen. Weniger logisch ist die Anwesenheit von Nummer 43 im selben Haus. Die ungeraden Häuser von 9 bis 15 stehen alle in einem Gebäude südlich von Watson Avenue, auf der rechten Straßenseite, gegenüber von dem Haus, das tatsächlich Nummer fünf ist. Dasselbe Haus enthält übrigens auch die geraden Zahlen von 62 bis 66. Außerdem warten 62, 63 und 65 direkt vor diesem Haus, vielleicht, weil es schon voll ist.

Eine Gruppe aus Häusern von 45 bis 49 existiert dreimal, am Anfang, in der Mitte, und am Ende von Pipeland Road. Wer diese Häuser ausfinding machen möchte, hat lange Fußwege vor sich. Die ungeraden Häuser von 23 bis 41 arbeiten sich langsam von Watson Avenue aus nach Süden vor. Immer hässlicher werden die Häuser hier, kleine Fenster, dunkelgrauer Verputz. Ganz im Süden, kurz bevor die Straße in den Tom Morris Drive mündet, dort, wo auch die Polizeistation ist, stehen alle Hausnummern, die größer als 66 sind. Hier treibt sich auch die verlorengeglaubte Nummer 32 herum.

Noch ein paar Meter weiter im Süden beginnt Pipeland Walk.

Aleks Scholz

16.2.2016

Das wäre mal ein kleines Vermögen gewesen



Beim Aufräumen vor einem Büroumzug fällt mir eine prall gefüllte Plastiktüte in die Hände, deren Inhalt ich schon längst entsorgt glaubte: T elefonkarten der Deutschen Telekom aus den 1990er Jahren, ja sogar auch aus dem neuen Jahrtausend. Mit diesen Karten ließen sich aus Telefonzellen, also von entsprechend ausgerüsteten öffentlichen Fernsprechern, Telefonate führen, ohne ständig Münzen nachwerfen zu müssen.

Die Karten tragen oft Eigenwerbung der Telekom, aber auch etliches, was über die Politik der damaligen Zeit Auskunft gibt. Denn diese Karten waren nicht nur ein praktischer Bargeldersatz für die Telefonzelle, sondern auch Werbeträger. Für Unternehmen ebenso wie für die Politik.

Zum Beispiel die 1994 herausgegebene Karte, fünf Jahre nach dem Mauerfall, auf der Helmut Kohl die deutsche Einheit lobt. Auf der Karte leider nicht erkennbar ist, wer sie herausgegeben hat – die damalige Bundesregierung mit dem Bundeskanzler Helmut Kohl, oder die CDU mit dem damaligen Vorsitzenden Helmut Kohl?



Für diejenigen, die die damalige Zeit miterlebt haben, hat auch eine andere Karte Bedeutung: Herausgegeben von der SPD zu ihrem Parteitag in Mannheim 1995. Das war, auch das heute nicht mehr so präsent, der Partei-

tag, auf dem der Saarländer Oskar Lafontaine den damaligen Parteivorsitzenden Rudolf Scharping stürzte und neuer Vorsitzender der Sozialdemokraten wurde. Damals ein Polit-Ereignis ersten Ranges.

Der amtliche Herausgeber ist bei einer anderen Karte eindeutig: Da prangt ja auch die Unterschrift des damaligen Bundesministers Christian Schwarz-Schilling. Aber wer erinnert sich noch daran, dass es mal einen *Bundesminister für Post und Telekommunikation* gab? Dabei war das schon die moderne Formulierung, davor hieß das Ressort *Bundesministerium für Post und Fernmeldewesen* (und die Deutsche Bundespost, aus der später die privatisierten Unternehmen Post, Telekom und Postbank hervorgehen, hatte sogar eine eigene Dienstflagge).



Die Telefonkarte als moderner Werbeträger war natürlich bei wegweisenden politischen Neuerungen dabei. Zum Beispiel bei der Einführung des Euro – obwohl der Niedergang dieser Karten zu der Zeit, 2001, schon absehbar war: Mobiltelefone wurden immer erschwinglicher und lösten die Suche nach Telefonzellen ab.



Ach, es war die Zeit, als die technische Zukunft noch gülden schien und das Internet eine glanzvolle Verheißung, wenn auch für die meisten noch nicht in Reichweite. (Berechtigte Anmerkung von Kathrin im Redaktionschat: Das mit der *glanzvollen Verheißung* war damals so fraglich wie heute. Beim zweiten Nachdenken: Es war die Zeit, das Internet für die meisten noch nicht in Reichweite war.)

1999 machte die Telekom bei einem Internationalen Presse-Kolloqium in Berlin aber schon mal Reklame für die .de-Domains: *Deutschl@nd geht online.*



Die Telefonkarten waren auch Sammlerstücke, wie Briefmarken oder Münzen, wurden gehandelt und mitunter weit über dem tatsächlichen Wert – den man zum Telefonieren in Telefonzellen nutzen konnte – verkauft.

Mitunter wurde man sogar nach seinem Telefonat von einem solchen Sammler angesprochen, der vor den Telefonzellen wartete und bereit war, einem den Restbetrag auf der Karte zu bezahlen, wenn er nur die Karte bekäme.

Der Markt scheint zusammengebrochen, auch wenn es auf ebay noch etliche Angebote gibt. Aber das aktuell teuerste beläuft sich auf 43 ungebrauchte 50-DM-Telefonkarten für noch nicht mal 100 Euro. (Zum Vergleich: der Nennwert dieser Karten liegt umgerechnet bei über 1.000 Euro.)

Vermutlich ist deshalb auch der Inhalt meiner Plastiktüte nichts mehr wert. Mal sehen, ob sich vielleicht noch ein Museum wie das *Haus der Geschichte* der Bundesrepublik in Bonn dafür interessiert.

(Eine kleine Galerie meiner wiedergefundenen Karten hier.)

Thomas Wiegold

16.2.2016

Vornachzwischenwort: Die süßen kleinen Fußnoten!

In meinem Materialarchiv schlummern 10.000 pointenlose Beiträge für das Techniktagebuch, und für keine der bisherigen E-Book-Ausgaben habe ich es geschafft, ein Vornachzwischenwort zu schreiben. Gerade noch rechtzeitig zur Veröffentlichung der dritten Version träume ich eins.

Jemand aus der äußerst programmierbegabten Redaktion hat das Vorwort zur dritten Ausgabe[1] »in Tiere übersetzt«: Wie in einem nicht perfekt, aber schon ziemlich gut gerenderten Videospiel sehe ich vor (papier-)weißem Hintergrund eine schlanke Katze auf mich zukommen. Sie trägt ein kleineres Tier im Mund, das ich leider nicht genau erkennen kann. Aber ich verstehe die Bedeutung! Die auf nicht unangenehme Art künstlich aussehende Katze ist der letzte Absatz, und das kleine Tier, die Beute oder das Kind, ist eine Fußnote.

Undine Löhfelm

[1] »Besser als befürchtet, aber schlechter als gut: Das neue große Techniktagebuch«, o. O., 2016, S. 100.

17. Februar 2016

Der ICE findet die start.bat nicht

Beim Aussteigen aus dem Zug fällt mir diese Fehlermeldung auf dem Monitor auf, der normalerweise den nächsten Halt oder auch die aktuelle Geschwindigkeit anzeigt:



Ob weitere Anzeigen von dem Ausfall betroffen waren, kann ich leider nicht sagen.

Ich finde das aus mehreren Gründen interessant: Betriebssysteme werden in Zügen offensichtlich nicht aktualisiert. Der Computer im Zug heißt Wagenrechner. Wieso kann ein Laufwerk plötzlich nicht mehr gefunden werden – hat da wer dran rumgespielt? Die eine Zeile scheint eine IP-Adresse zu enthalten – kann man damit Schindluder treiben? Zum Hochfahren des Infosystems wird eine start.bat genutzt, die ich noch von meinen (einfachsten und kläglich gescheiterten) Programmierversuchen Anfang der Neunzigerjahre kenne.

Die Fahrtüchtigkeit wird dadurch sicher nicht betroffen gewesen sein. Trotzdem ein komisches Gefühl, unfreiwillig so tief ins Gehirn des ICE gucken zu können.

Marcus Albrecht

26. Februar 2016, aber vor allem 1957

Es ist der Bau von Übersetzungsmaschinen geplant

Ich erbe eine “Kleine Enzyklopädie Technik”, ein 950 Seiten dickes graues Buch aus dem Verlag Enzyklopädie Leipzig, erschienen 1957. Vermutlich hat mein Vater es zu Beginn seines Ingenieursstudiums von seiner in der DDR lebenden Tante geschenkt bekommen.

> Die moderne Technik durchdringt mit den ständig hinzukommenden neuen Gebieten – wie etwa die Anwendung der auf Atomspaltung beruhenden Ergebnisse – unser aller Leben. Dies führt dazu, daß in zunehmendem Maße auch der einzelne Mensch in seinem privaten und häuslichen Leben über Grundtatsachen der technischen Entwicklung informiert sein muß.

So beginnt das Geleitwort von Hans Heinrich Franck, Nationalpreisträger und Präsident der Kammer der Technik.

> Ich möchte sagen, daß die Benutzung eines solchen Buches nicht nur wichtig für den Wissenschaftler, den Techniker oder sonstigen Fachmann ist, sondern auch dem Laien, etwa der Hausfrau, helfen kann, sich bei der Verwendung neu entwickelter Apparate, Geräte oder Maschinen, auch im Haushalt, über die Grundvoraussetzungen ihres Gebrauchs zu unterrichten.

Meine Mutter: “Ich weiß nicht, ob du damit was anfangen kannst, ich hab es mal für alle Fälle aufgehoben.”
Ich: “Wenn was über Computer drinsteht.”
Mutter: “Bestimmt nicht, die hatten doch noch gar keine.”
Ich: “Doch, analoge Computer. Aber unter was stehen die wohl im Inhaltsverzeichnis?”
Mutter: “R wie Rechenmaschinen.”
Das stimmt auch fast:

> Rechen|automaten
> –locher
> –maschine
> –schieber
> –wolf

Vorab die Auflösung des Rechenwolfrätsels: Ein Rechenwolf kommt bei der Vorbehandlung von Abwässern zum Einsatz. “Grobrechen werden von Hand oder maschinell gereinigt. Gegebenenfalls ist ihnen eine Zerkleinerungsmaschine (*Rechenwolf*) nachgeschaltet.”

Die Rechenautomaten sind in der Abteilung “Büromaschinen” untergebracht, nach den Schreib- und Rechenmaschinen, aber vor den Buchungsmaschinen, Lochkartenmaschinen und Registrierkassen. Sie nehmen eine halbe Seite im Buch ein.

> **Großrechenautomaten** Die in den letzten Jahren entwickelten Großrechenautomaten auf elektrotechnischer Basis nehmen eine Sonderstellung ein, denn sie haben Dimensionen von Zimmer

und Saalgröße. Sie können schon aus diesem Grunde allgemein nicht zu den Büromaschinen gezählt werden und dienen speziellen Zwecken, z. B. zum Berechnen von Optiken, Planetenbahnen, zum Lösen rechnerischer Fragen aus der Mathematik, Atomphysik, Quantenmechanik, Aeromechanik u. a. Sie leisten damit der Wissenschaft große Dienste. In einfacheren Ausführungen werden Großrechenautomaten neuerdings auch zur Ergänzung von Lochkartenanlagen herangezogen.
(. . .)
Die Speicherung kann mechanisch, magnetisch, magnettonähnlich, durch Ultraschall oder durch Elektronenröhren erfolgen.
(. . .)
Eine bekannte Relaismaschine ist die optische Rechenmaschine "Oprema" des VEB Carl Zeiss, Jena. Sie wird zum Berechnen von Optiken verwendet. Ihre Leistungsfähigkeit entspricht der von etwa 120 erfahrenen Optikrechnern.
(. . .)
Entwicklung und Verwendung dieser elektrischen Rechenautomaten stehen erst im Anfangsstadium. In Zukunft wird auch die Halbleitertechnik (Transistoren) noch von Einfluß sein. Man plant automatisierte, fast menschenleere Produktionsstätten, die von Elektronenmaschinen gelenkt werden. So will man elektronisch gesteuerte Setzmaschinen für die graphische Industrie entwickeln, die den Manuskripttext "sehen" und zweihundertmal schneller setzen als ein erfahrener Linotypesetzer. Es ist der Bau von Übersetzungsmaschinen geplant, die auf elektronischem Wege fremdsprachige Texte übersetzen.

Kleinere Relais- und Elektronenmaschinen für die allgemeine Praxis werden ebenfalls entwickelt und dürften – etwa in Tischgröße – auch für Büros geeignet sein.

Abgeschrieben auf einer kleineren Elektronenmaschine für die allgemeine Praxis im Februar 2016.

Kathrin Passig

27. Februar 2016

Snapchat für Anfänger

> I used to be with it, but then they changed what *it* was. Now what I'm with isn't *it*, and what's *it* seems weird and scary to me. It'll happen to you . . .
>
> (Grampa Simpson, Homerpalooza, S07E24)

Man denkt, in einem Alter, das noch so Anfang 30 ist, daß man sich noch nicht als Mitte 30 sieht, und mit einem lupenreinen Early-Adopter-Verhalten (Formspring! Quora! quote.fm! Ello!), und mit der herablassenden Gewißheit, schon vor allen anderen getwittert zu haben, sei man auf der sicheren Seite des Fortschritts. Diese Zielgruppe, zumeist auch noch in einem Social-Media- oder sonst Buzzword-affinen Beruf, trifft sich auf Barcamps. Eine der volleren Sessions beim Barcamp Bonn ist die Einführung in Snapchat. Snappchat ist zur Zeit der heiße Scheiß *du jour*, eine Art Messenger für Bilder und Videos, die sich nach begrenzter Zeit selbst löschen.

Buzzwordberufige Menschen Anfang 30 (wie ich) stehen in weiten Teilen so hilflos davor wie die eigenen Klischeeeltern vor dem Browser. Der Referent schließt ein iPhone an den Beamer an und führt durch die App. Bildschirm für Bildschirm. »Wo muß ich drücken?« »Was bedeutet dieses Icon?« »Huch, was ist jetzt passiert!« »Wo kommt das jetzt her?« – eine Dreiviertelstunde lang Volkshochschulkurs »Internet für Anfänger«. Die Teilnehmenden sind begeistert (ich auch). Niemand beklagt sich, daß es zu langsam geht, daß es

zu grundsätzlich ist, daß man das alles schon wisse. Stattdessen: Dankbarkeit, daß endlich jemand erklärt, was diese jungen Leute den ganzen Tag an ihren Smartphones machen.

Felix Neumann

8.11.15 bis 27.2.16

Zwischenbericht meiner Lesegewohnheitsveränderung, Teil 2

November

Ich möchte einen recht neu erschienenen Roman lesen, und weil ich ihn jetzt gleich anfangen will und eh fast nur noch auf dem Smartphone lese, soll es das E-Book sein. Alle meine bisherigen E-Books waren kostenlos und stecken in einer ebensolchen Smartphone-App. Dieses potenzielle Neue würde ich gerne ebenfalls dort hineintun, doch das gestaltet sich schwierig: Bei Amazon ist es nur für die amazoneigene Lese-App zu haben, bei anderen Onlinebuchhandlungen kostet es das Doppelte oder ich müsste erst ein neues Bezahlverfahren einrichten. (Ich habe noch immer kein PayPal-Konto und keine Kreditkarte.) Das macht mich aggressiv und ich beschließe, es den Onlinebuchhandlungen heimzuzahlen – indem ich mir das Buch auf Papier bestelle. (Bei Amazon, natürlich.) Da können die mal sehen, wo sie mit ihrem schlechten Service bleiben! Dass ich mit dem Lesen jetzt zwei, drei Tage warten muss, lässt mich kalt, es geht ja ums Prinzip.

Februar

Das Buch liegt seit November auf meinem Nachttisch. Ich habe es eine Weile lang mit mir herumgetragen, aber so gut wie nie hineingesehen, weil meine Hände an Orten, wo ich lese, immer mit dem Smartphone beschäftigt waren. So geht das nicht weiter, es ist ein spannendes Buch, ich schätze die Autorin,

ich lese gerne, was soll das eigentlich? Also packe ich es für eine Zugfahrt ein. Und beschließe, es gleich aus dem Rucksack zu holen. Aber erst muss ich noch ein wenig chatten. Und versuchen, meine Wordfeud-Statistik nicht völlig sterben zu lassen. Und dann bin ich auch schon angekommen. Auf der Rückfahrt lese ich einige Zeitungsartikel online. Beim Umsteigen in Mannheim reicht es schließlich: Zeit, mir einzugestehen, dass das Papierlesen nicht mehr zu meinen Gewohnheiten passt. Ich beschließe, mir eine Lektion zu erteilen und das E-Book zu kaufen, auch wenn das über Amazon geht. Und zwar sofort, Strafe muss schließlich sein, und was ist größere Strafe, als mit Bahnhofsinternet etwas Komplexes zu bewerkstelligen? (Ja, mit Imzuginternet etwas zu bewerkstelligen, wir kommen gleich dazu.)

Mein Anschlusszug hat Verspätung und es gelingt mir tatsächlich, mich zum Buch durchzuklicken. Dort steht auch, dass ich es auf Papier schon habe, aber natürlich verkauft man mir das E-Book dann gerne noch einmal. (Dauer bis gekauft: 10 Minuten.) Und dann wird es schwierig: Online kann ich es nicht lesen, denn der dazu gedachte Cloud Reader kooperiert offensichtlich nicht mit Android. (Dauer bis herausgefunden: Dank informationsreduzierter Mobil-Seite ca. 20 Minuten.) Herunterladen kann ich es nur, wenn ich eine App habe, der Amazon das zutraut, also Kindle. Wider besseren Wissens versuche ich mich an einem Download, doch als der Zug ca. 10 Minuten später losfährt, ist der noch bei 0%, und als das Imzuginternet zuschlägt, bricht er ab.

Mittlerweile ist meine Motivation, das Buch zu lesen, so sehr angestiegen, dass ich tatsächlich die Papierversion auf dem Rucksack hole. Bis Mainz komme ich drei Seiten voran. Den Rest der Zeit freue ich mich daran, wie angenehm sich das Smartphone auf dem Buch ablegen lässt.

Kristin Kopf

27.2.2016

Wie klingt eigentlich Besitz?

In der Mittagspause eines Seminars gehe ich mit einer Kollegin zum Essen in ein Restaurant. Dort läuft die “Push the Sky Away” von Nick Cave & The Bad Seeds und wir singen, summen und trommeln beide mit. S. fragt mich, ob ich die “Scheibe” habe und nach kurzem Zögern antworte ich mit ja. Ich höre die zwar wann immer ich will bei Spotify, aber besitze keinen physischen Tonträger davon. Diese kurze Irritation wird künftigen Generationen sicher völlig fremd sein, aber mir fällt sie auf. Immerhin habe ich tatsächlich noch ca. 800 Schallplatten und etwa genauso viele CDs im Schrank stehen. Nur höre ich die nie. Ein Teil von mir kann sich noch nicht trennen, ein anderer ist sehr glücklich über die zunehmende Freiheit durch Besitzlosigkeit.

sleeplessdarkhorse

5. März 2016

Operation am offenen Mantel

Ich piepse schon wieder. Genau genommen ist es mein Mantel. Seit Monaten löse ich regelmäßig beim Betreten oder Verlassen von Geschäften den Sicherheitsalarm aus. Mir ist das unangenehm und ich bleibe meistens stehen, falls jemand in meine Tasche schauen möchte. Es interessiert aber so gut wie nie jemanden.

Erst seit einem Besuch bei fnac (dem französischen MediaMarkt) weiß ich sicher, dass es mein Mantel ist, der das Piepsen auslöst. Die Securityleute bei fnac wollten nicht nur in meine Tasche schauen, sondern haben mich auch ohne Tasche und dann schließlich ohne Mantel durch die Schranken geschickt. Einer hat mir sogar einen RFID Chip gezeigt und gesagt, dass ich ihn entfernen muss, damit das Piepsen aufhört. Ich habe ihm meinen Mantel gezeigt und erklärt, dass ich keinen Chip gefunden habe.

Ich weiß nämlich schon, dass einige Geschäfte ihre Produkte mit Chips versehen und habe aus Jeans und andere Kleidungsstücken schon öfter welche herausgeschnitten. Meistens sind sie hinter Waschzetteln angebracht und haben sogar eine gestrichelte Linie, die anzeigt, wo man schneiden soll. Aber mein Mantel hat keinen solchen Waschzettel.

Erst nach Befühlen des Etiketts hinten im Mantel, dort wo oft die Schlaufe zum Aufhängen angebracht ist, erfühle ich etwas, von dem ich annehme, dass es ein RFID-Chip ist.

Die Freundin, mit der ich einkaufen bin, schlägt sofort vor, den Chip in der Mikrowelle unschädlich zu machen. Mein Mantel ist aber relativ neu und ich will ihn nicht schmelzen oder anzünden und weiß auch gar nicht, ob er in die Mikrowelle passen würde. Mein Freund schlägt hingegen vor, ordentlich mit dem Hammer auf den Chip zu schlagen.

Ich schaffe es aber nie, nachzusehen, ob sich in der Werkzeugkiste, die wir mit der Wohnung mitgemietet haben, ein Hammer befindet. Außerdem habe ich meine Zweifel, ob das funktioniert, wenn Stoff rund um den Chip ist.

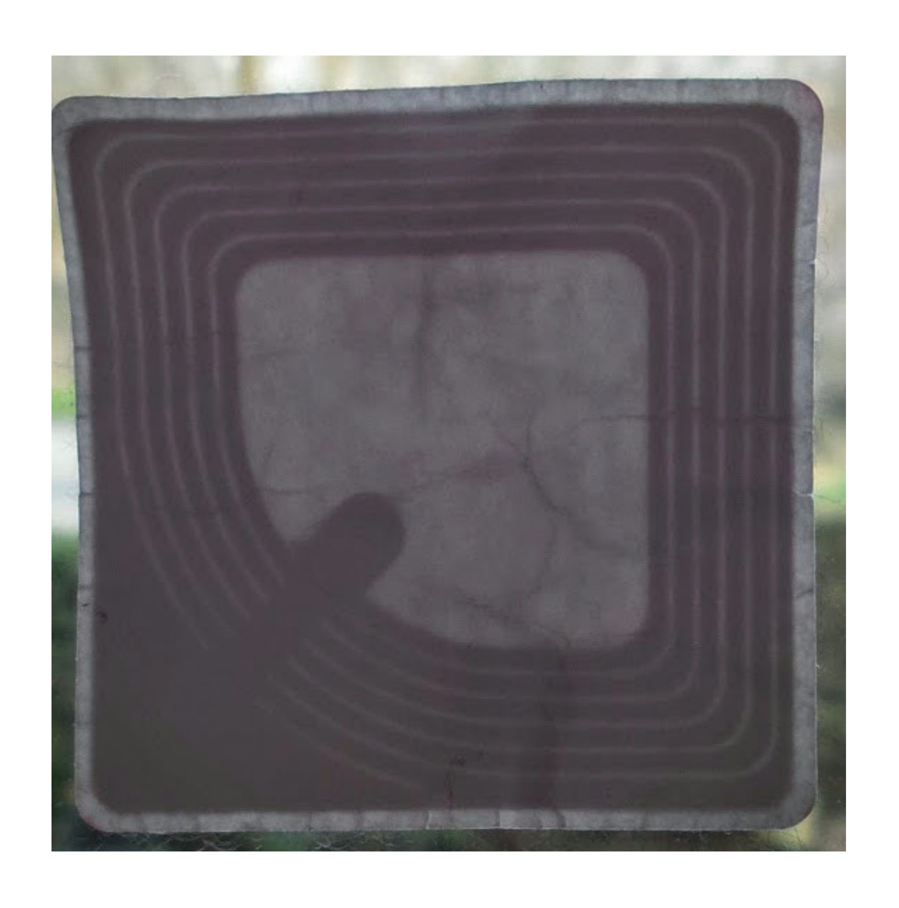
Ich piepse also weiter. Es ist mir unangenehm, aber nicht unangenehm genug, um etwas zu unternehmen. Außerdem vergeht zu viel Zeit zwischen dem Piepsen und dem Nachhausekommen, wo es eine Schere gibt oder vielleicht sogar einen Hammer.

Erst beim Wocheneinkauf im Supermarkt nervt mich das Piepsen ausreichend. Die Schranken sind so platziert, dass ich in der Nähe der Kasse gar nicht stehenbleiben kann und beim Einkaufswagerl-Einräumen ständig Alarme auslöse.

Zuhause suche und finde ich schließlich das Reisenähset meines Freundes. Mit der Schere trenne ich zunächst das Etikett aus meinem Mantel. Darunter ist tatsächlich ein RFID Chip aufgeklebt.



Es ist ein unscheinbares weißes Quadrat mit abgerundeten Ecken. Nur wenn man ihn gegen das Licht hält, sieht man das Chipinnenleben durchscheinen.



(Für das Foto habe ich den Chip ans Balkonfenster geklebt.)

Entgegen meiner Sorge, dass ich das Mantelinnenfutter kaputtmache, klappt alles bestens. Operation gelungen, Patient verstummt.

verenka

6.3.2016

Die Entropie des Klaviers wird reduziert

Seit vier Jahren steht das Klavier meines Großvaters bei uns. Es stammt von Urbas & Reisshauer aus Dresden, ist über hundert Jahre alt und wird regelmäßig benutzt. Kurz nach seinem Einzug bei uns war ein Klavierstimmer da und hat es zum ersten Mal seit etwa 25 Jahren wieder gestimmt.



Dabei hat er ein sehr sorgenvolles Gesicht gemacht. Bei seinem zweiten Besuch hat er nicht mal mehr den Versuch unternommen, es zu stimmen und seine Zeit lieber damit verbracht, uns die unzähligen Mängel aufzuzeigen und zu erklären, warum das Stimmen das altersschwache Klavier gefährdet (er verkauft auch neue Klaviere).

Das Klavier macht aber alle Töne, wie es das soll, und beim Anblick der schönen Mechanik im Inneren werde ich immer sehr ärgerlich, dass da jemand meint, all das gehöre auf den Schrott.

Seit vier Jahren versuche ich also nun zu einer Entscheidung zu kommen, was die Zukunft des Erbstücks angeht. Inzwischen spielen schon drei Familienmitglieder mit viel Spaß darauf. Das Instrument verstimmt sich langsam aber sicher immer weiter und erinnert mich so an die fällige Entscheidung.

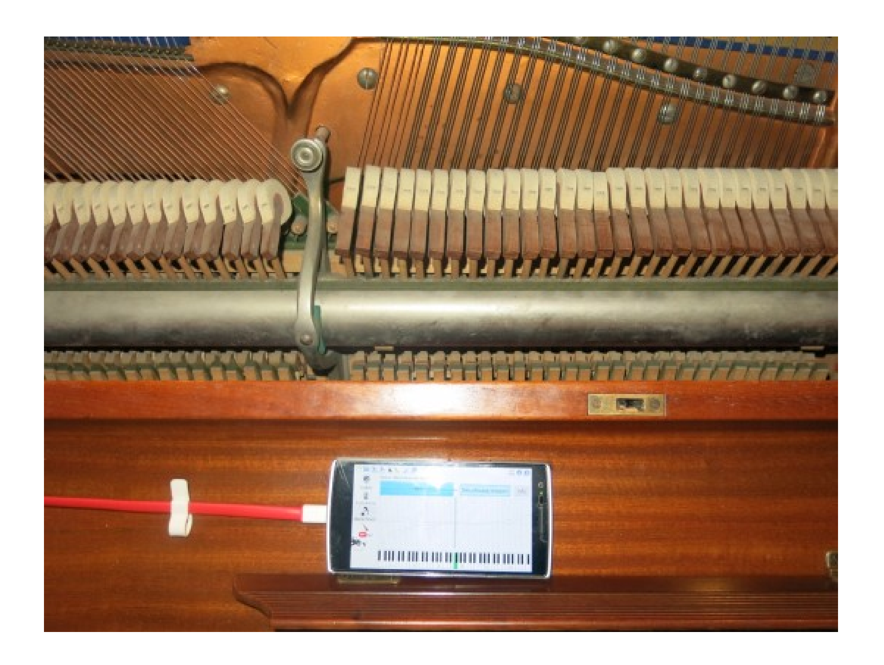
Ich bestelle kurz entschlossen ein Mikrofon, einen Satz Dämpferkeile und einen Stimmhammer im Internet. Ich habe schon Zithern, Gitarren und Hackbretter gestimmt – es ist schließlich auch nur ein Saiteninstrument, so sage ich mir dabei.

Nach drei Wochen kommt endlich der Stimmschlüssel mit Zubehör (ich habe beim Bestellen übersehen, dass er aus Hongkong geliefert wird), und ich lese mich erst mal in die Thematik ein. Hm. Also einfach das Stimmgerät hinhalten und stimmen geht wohl nicht. Klavierstimmer achten auf die Obertöne und wenden "die langjährige Erfahrung der Profis an, um eine individuelle Stimmung für jedes Instrument zu erreichen", wie sie wortreich auf vielen Werbeseiten versichern. Aber wie es geht, wollen sie mir nicht sagen.

Mein Stimmgerät kann auch keine Obertöne vermessen, also muss ich noch etwas mehr lesen und stolpere dabei über diese schöne Veröffentlichung eines Physikers der Uni Würzburg. Endlich erklärt mir jemand in vernünftiger Fachsprache, was dahintersteckt.

Als ich nach Software für das Stimmen von Klavieren suche, findet sich neben einigen sehr teuren kommerziellen Paketen ein freier "Entropy Piano Tuner". Hoppla. Der Titel kommt mir aus der Veröffentlichung bekannt vor und tatsächlich haben die Physiker eine Software aus ihren Überlegungen gemacht. Für iOS, Android, Windows, Apple Mac OS X, Linux und im Quelltext.

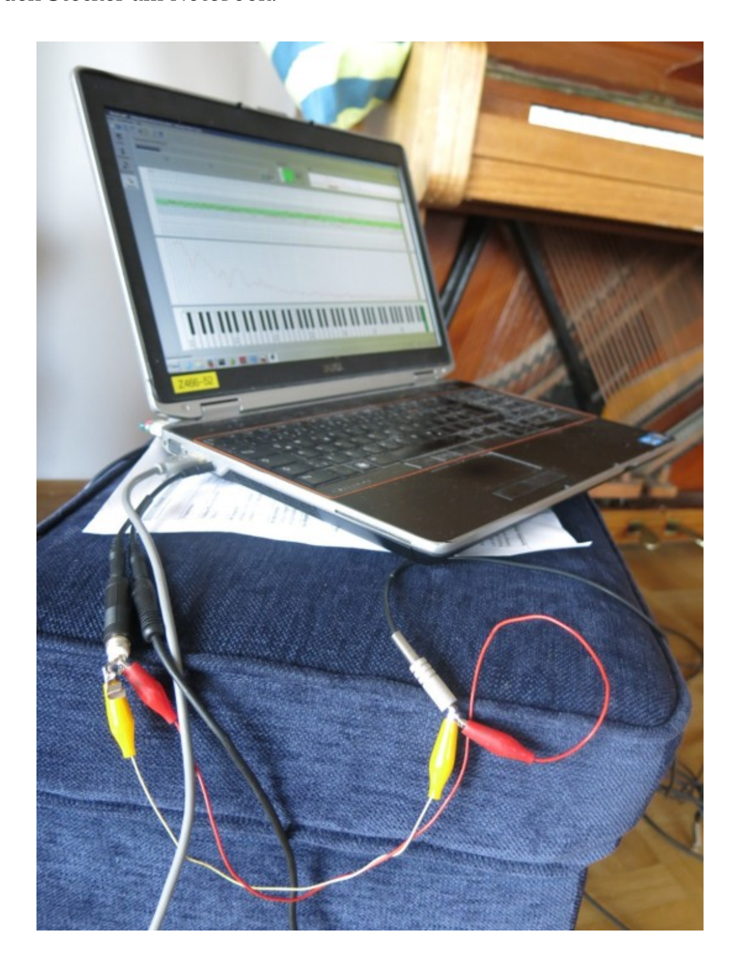
Smartphone aus der Tasche, Appstore auf und … da ist es. Installieren und loslegen.



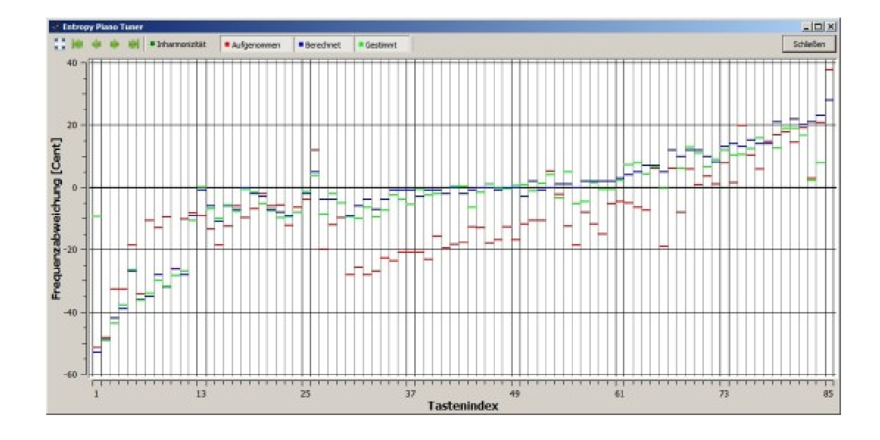
Man nimmt zunächst jeden Ton des Instruments einzeln auf. Die Software berechnet daraus eine individuelle Stimmung, die für dieses Instrument die Obertöne zur Deckung bringt und so die Entropie minimiert. Es handelt sich dabei um ein experimentelles Verfahren, das aber recht überzeugende (also nah am menschlichen Stimmer liegende) Ergebnisse produziert. Bei unserem alten Klavier kann es nur besser werden, experimentell oder nicht.

Nach dem ersten Messdurchlauf stelle ich fest, dass die hohen und tiefen Töne vom Smartphone schlecht erfasst werden und nach etwas Lesen im sehr guten Handbuch installiere ich dieselbe Software auf dem Notebook und teste alle Mikrofone in meinem Besitz mit allen Adaptern. Es stellt sich heraus, dass die Empfindlichkeit im Bassbereich bei den meisten zu wünschen übrig

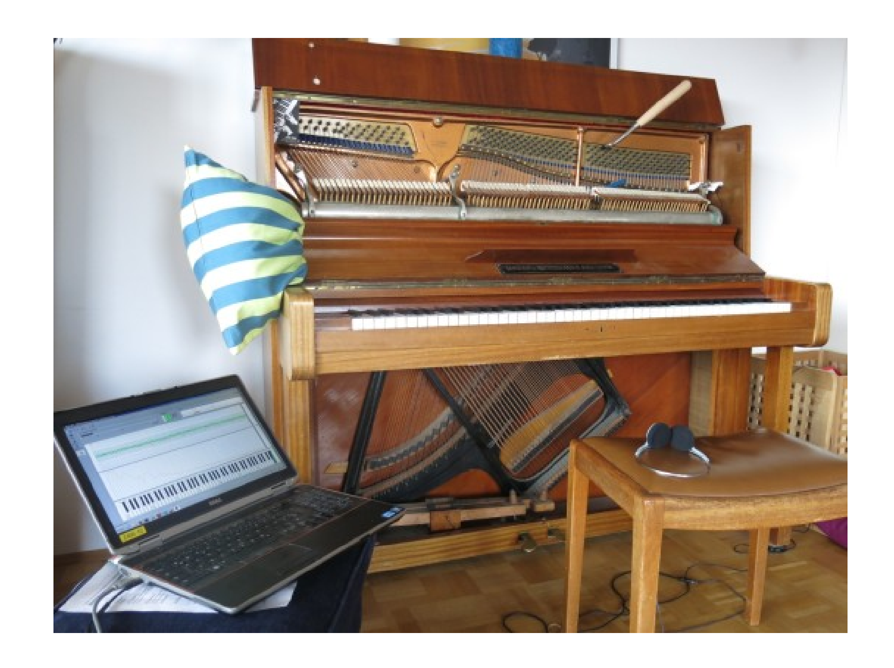
lässt. Am Ende benutze ich die eigentlich für das Babyfon angeschaffte, sehr gute Mikrofonkapsel und klemme sie mangels Adapter mit Krokodilklemmen an den Stecker am Notebook.



Die Messung klappt, die Berechnung ebenfalls und nun kann man sogar sehen, dass das Klavier verstimmt ist.



Einige Stunden später tut mir der rechte Arm weh und alle 214 Saiten sind gestimmt. Viele Tasten schlagen zwei oder sogar drei Saiten an und man muss sie recht genau zusammenstimmen, damit es sich gut anhört.



Ich bin mit dem Ergebnis mehr als zufrieden. Gut – die Saiten haben wohl 50 Jahre und mehr auf dem Buckel und der Klang ist nicht mehr so ganz frisch, aber das Spielen macht mit weniger Entropie wieder deutlich mehr Spaß.

Das Klavier ist über hundert Jahre alt, das Notebook fünf. Der Stimmschlüssel wurde mittels Internet in Hongkong bestellt. Das Computerprogramm für die Messung und Berechnung läuft auf einem Smartphone und dient eigentlich dazu, ein experimentelles Verfahren zu testen, das sich ein Physikprofessor ausgedacht hat. Und am Ende muss ich kein neues Klavier kaufen.

Welt der Wunder.

Georg Passig

8. März 2016, aber eigentlich Sommer 1991

Am Rand, wo nichts mehr ist

„Fotografieren! Techniktagebuch!“, sagt Kathrin Passig, als sie auf meinem Schreibtisch eine Beige vergilbtes Papier sieht. Sie ergänzt „Hier! Das!“ und zeigt auf die leicht zerfransten Blattränder.



Die Spuren am Blattrand sind Hinweise auf den Führungslochrand, den die ordentliche Studentin 1991 vor dem Archivieren der Ausdrucke sauber entfernt hat.

Am Vortag bin ich wegen eines Schreibauftrags in den Keller gestiegen und habe Unterlagen zu einer in jeder Hinsicht historischen Seminararbeit geholt. Meine Recherchen von damals überleben, von einem Nadeldrucker auf Endlospapier gepunktet. Der Computer hingegen, auf dem sie verfasst worden sind, die Disketten, auf denen ich die Dateien gespeichert habe, wie

auch der erwähnte Drucker sind längst Opfer von Entsorgungsaktionen geworden. Obsolete Technik, auf die nur noch kleinste Spuren am Blattrand verweisen.

Franziska Nyffenegger

Februar 2016

Da hab ich gesagt, das will ich lernen, und hab halt im Internet danach gesucht

Die Nichte (11) kann plötzlich Klavier spielen, mehrere richtige Stücke. Das war Weihnachten noch nicht so. Sie zeigt mir das Tutorial bei YouTube, mit dem sie das erste gelernt hat. “Wenn du dir das Tutorial anschaust, kannst du das auch”, versichert sie, “das ist ganz einfach und dauert nicht lang”.

– Wie bist du auf die Idee mit den Tutorials gekommen?

– Ich hab das Stück gefunden und dann hab ich mir halt überlegt: Was gäbe es da, wie könnte man das denn am besten lernen? Und dann hab ich da halt danach gesucht und da bin ich auf das gekommen.

– Und woher kanntest du das Stück?

– Da war mal in der Schule so ein Vorspielabend, da haben das ganz viele gespielt. Da hab ich gesagt, das will ich lernen, und hab halt im Internet danach gesucht.

– Und haben die das auch alle vom Tutorial gekonnt oder aus dem Unterricht?

– Ich schätze mal, aus dem Unterricht.

– Also das war das, was du gerade gespielt hast?

– Nein, das war ein anderes. Das, was ich jetzt gespielt hab, da hab ich mir ein neues rausgesucht, nachdem ich das erste gekonnt hab. Da hab ich bei YouTube einfach nur nach Klavierstücken rumgesucht und bin dann auf das gestoßen, da gab’s aber kein Tutorial. Da hatten wir Noten.

(Irgendwo runtergeladen vermutlich, die Noten sehen ausgedruckt aus.)

– Und das erste, mit dem Tutorial, wie lang hat das ungefähr gedauert?

– Bis ich's komplett konnte? Einen Monat.

– Mit wie viel Üben?

– Jeden Tag ein bisschen.

– Was heißt ein bisschen? Eher drei Stunden oder eher drei Minuten?

– Hmm . . . zehn Minuten.

– Hast du vorher irgendwas gekonnt am Klavier?

– Nee. Außer das, was ich und Papa spielen, diesen Kanon.

– Hast du irgendwas darüber gewusst, wo da die Noten sind? Welche Taste zu welcher Note gehört?

– Nein. Ich wusste halt vom Flötespielen: C D E F und so weiter, das wusste ich.

– Und du kannst die Noten vom Flötespielen her lesen?

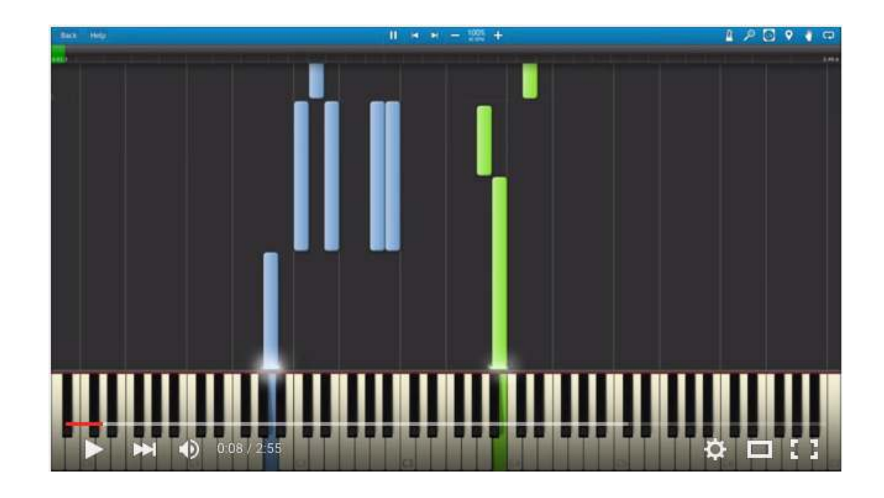
– Ja.

– Aber da sind doch Noten auf dem Klavier, die auf der Flöte gar nicht vorkommen?

– So tief war ich noch nicht.

Update der Mutter, Mitte März: "Emma übt seit gestern 'La valse d´Amelie' ein. Ich habe ihr die Noten ausgedruckt. Sie kommt aber mit den Noten nicht so zurecht, weil sie die Noten nicht mit den Tasten zusammenbringt. Sie behilft sich damit: www.youtube.com/watch?v=oNPMPPBx4zw".

Die Noten wurden bei einem Online-Partiturenversand gekauft. Falls der YouTube-Link demnächst kaputtgeht: Es handelt sich um eine animierte Darstellung, welche Klaviertasten wann zu drücken sind:



Emma Passig

Anfang März 2016

Ich denke mir das ja nicht aus

Lukas Imhof ist mit dem Zug von Zürich nach München gefahren. Dabei, so sagt er, habe er erst verstanden, wovon meine vielen Beiträge über fehlendes Internet auf deutschen Bahnfahrten handelten: „Da gibt es ja wirklich kein Internet! Gar keins!“ Er habe angenommen, es sei eben etwas langsamer als üblich. „Aber da hat man ja teilweise nicht mal Handyempfang.“ Er will wissen, wie das möglich ist, aber ich weiß es doch auch nicht.

Kathrin Passig

13. März 2016

Nostalgische Erinnerungen an Navi-Stimme Betty

Meine Eltern nehmen mich im Auto mit von Ingolstadt nach Augsburg, wir sind zu einem Geburtstagessen eingeladen. Auf einer Halterung am Armaturenbrett des Pkw steckt ein Navigationssystem, das mein Vater erst vor kurzem gekauft hat. Es spricht mit einer Männerstimme, meine Eltern nennen das System deshalb „er“: „Welche Strecke hat er rausgesucht?“

Auf der Fahrt denken meine Eltern zurück an seine Vorgängerin: Viele Jahre sprach ihr Navi mit einer Frauenstimme, sehr schnell nannten sie diese Betty. Ich erinnere mich, dass meine Eltern mit ihr wie mit einem Menschen interagierten: Wenn die Stimme einen Richtungshinweis mehrfach gab, redeten sie beruhigend auf sie ein, wenn sie mit ihren Anweisungen nicht einverstanden waren, wurde es auch mal laut im Auto.

Jetzt überlegen sie, warum Betty wohl ihren Job verloren hat und durch diesen jetzigen Nachfolger ersetzt wurde. Sie finden schnell eine Erklärung: Betty sei unzuverlässig geworden, vielleicht einfach zu alt für den Job. „Weißt du noch, letztes Jahr in Frankreich?“, fragt meine Mutter meinen Vater. „Als wir unter einer Brücke waren und Betty sagte ‚jetzt rechts abbiegen‘ – wie denn? Auf die Brücke nach oben?“ Auch meinem Vater fallen einige Begebenheiten ein, als „die Betty“ ihn durch Mauern oder in einen See lotsen wollte. „Und wie streng die war!“ erinnert er sich. Bei zu schnellem Fahren in geschlossenen Ortschaften habe ihre Mahnung richtig böse geklungen, mit wachsendem Ärger, wenn man sie ignorierte. Die aktuelle Männerstimme des Navigationsgeräts hingegen bleibt sonor sanft, auch bei Hinweisen auf Geschwindigkeitsübertretungen; mein Vater führt mir diesen Gleichmut gleich mal beim zu schnellen Durchfahren von Weichenried vor.

Wenn sie über Betty sprechen, klingen meine Eltern richtig nostalgisch, für sie hatte sie etwas von Familienmitglied: So bizarr und ärgerlich Bettys Verhalten manchmal auch war – irgendwie musste man mit ihr auskommen.

die Kaltmamsell

seit November 2012

Piepstondiktatur

Seit November 2012 fahre ich erstmals ein Auto, das nicht gleich beim nächsten TÜV wieder aus dem Verkehr gezogen wird. Es hat Federungen, fährt irre leise und verbraucht fast gar nichts. Es ist silbern. Es hat Servolenkung, das hatten nicht viele meiner Autos davor. Es hat Airbags an allen erdenklichen Stellen. Und ganz sicher hat es auch wunderschöne, anschmiegsame Anschnallgurte. Das weiß ich aber nicht so genau, weil ich sie nie benutze. Ich weiß, dass das kindisch ist und trotzig und dumm – und der Redaktionschat will mich gerade mit Bildern von Unfallopfern oder Vorschlägen für Nachrufe bekehren – aber ich habe einen Grund, der noch viel kindischer ist: das neue Auto piepst, wenn man nicht angeschnallt ist.

Es ist so ein kleines, passiv-aggressives eingeschnapptes Piepsen, vorwurfsvoll und sich im Recht wähnend.

Ganz anders der Licht-noch-an-Ton. Der klingt sonor, wie eine Glocke fast, selbstsicher, und sanft hinweisend. Oder der Schlüssel-noch-drin-Ton. Oder der Tür-noch-offen-Ton. Sehr nett. Sehr mitfühlend.

Aber das Anschnallgezeter – ich kann mich nicht überwinden, mir von so etwas etwas sagen zu lassen. Also stecke ich den Gurt des Beifahrersitzes in die Buchse, damit Ruhe ist. Oder ich fuchtle die Fußgänger böse an, die sich nach mir umdrehen – nach vier Jahren in der Piepstondiktatur weiß ich nämlich, dass man das Piepsen draußen genauso gut hört wie drinnen.

(Noch während ich den Beitrag hier verfasse, und mich in Rage tippe, ganz so, als wäre es genau in diesem Moment hier, an meinem Schreibtisch, dieses Piepsen, fällt mir ein, was es noch sein könnte: Das Piepsen ist, zusätzlich zu all seinen schon beschriebenen Eigenschaften, dumm und charakterlos: denn es verstummt irgendwann. Nach etwa 500 gefahrenen Metern. Es gibt einfach auf. Wie soll ich es da noch ernst nehmen?)

Alina Smithee

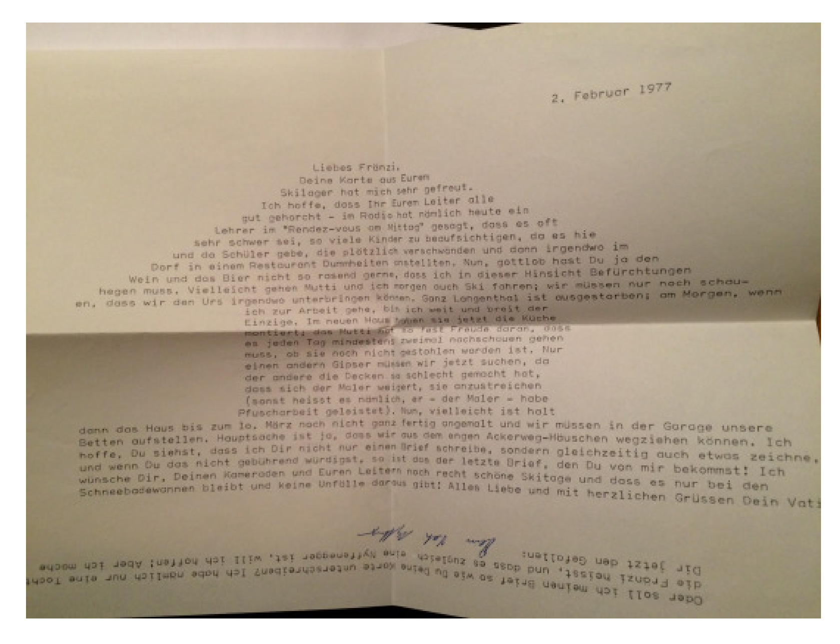
Mitte März 2016

Die Produktion der Produktion

Der Vater feiert seinen 75. Geburtstag. Er hat, finde ich, eine Produktion verdient, und ich frage die Brüder, ob sie mitmachen. Meine Idee schildere ich ihnen zunächst per Mail und später telefonisch. Die Mutter bekommt den Auftrag, bestimmte Fotos aus alten Alben zu scannen. Das tut sie auf ihrem Kopier-Druck-Scan-Kombi-Gerät und schickt mir die JPG-Dateien auf mehrere Mails verteilt. Sie wird zudem angewiesen, ihren Reisebeamer ins Festlokal mitzubringen und gegenüber dem Vater Stillschweigen zu bewahren.

Am Tag vor dem Fest treffe ich Bruder U. im Zug und zeige ihm auf meinem MacBook eine rudimentär vorbereitete Bildserie. Er notiert sich, welche Bilder er aus eigenen Beständen noch beisteuern will. Später wird er sie mir per Dropbox zur Verfügung stellen. Den von uns abwechselnd vorzutragenden Begleittext notiere ich stichwortartig in ein Word-Doc. Den Abend verbringe ich mit Bruder M. und seiner Familie. Er wühlt in einem Koffer mit Papierabzügen alter Fotos sowie im Bildordner auf seinem klugen Telefon, seine Frau in mehreren Festplatten, die an einem Laptop hängen. Im Minutentakt erreichen mich Mails der beiden mit Bildanhängen. Geeignete Papierbilder fotografieren wir kurzerhand ab. Am nächsten Morgen treffen wir uns zu dritt bei U. für den Feinschliff des Ganzen und eine kurze Hauptprobe. Die Bilder laufen als Diashow über PhaseOne / MediaPro; den Text maile ich Bruder U., in dessen Haushalt es einen Drucker gibt.

Am Nachmittag wird unsere kleine ad hoc Showeinlage den Jubilar zu Tränen rühren. Fast noch mehr als das Potpourri von Bildern beeindruckt die Festgesellschaft allerdings ein Brief, den ich vorlese: vom Vater im Februar 1977 auf Schreibmaschine verfasst.



2. Februar 1977

Liebes Fränzi,
Deine Karte aus Euren
Skilager hat mich sehr gefreut.
Ich hoffe, dass Ihr Euren Leiter alle
gut gehorcht – im Radio hat nämlich heute ein
Lehrer im "Rendez-vous am Mittag" gesagt, dass es oft
sehr schwer sei, so viele Kinder zu beaufsichtigen, da es hie
und da Schüler gebe, die plötzlich verschwänden und dann irgendwo im
Dorf in einem Restaurant Dummheiten anstellten. Nun, gottlob hast Du ja den
Wein und das Bier nicht so rasend gerne, dass ich in dieser Hinsicht Befürchtungen
hegen muss. Vielleicht gehen Mutti und ich morgen auch Ski fahren; wir müssen nur noch schau-
en, dass wir den Urs irgendwo unterbringen können. Ganz Langenthal ist ausgestorben; am Morgen, wenn
ich zur Arbeit gehe, bin ich weit und breit der
Einzige. Im neuen Haus haben sie jetzt die Küche
montiert; das Mutti hat so fest Freude daran, dass
es jeden Tag mindestens zweimal nachschauen gehen
muss, ob sie noch nicht gestohlen worden ist. Nur
einen andern Gipser müssen wir jetzt suchen, da
der andere die Decken so schlecht gemacht hat,
dass sich der Maler weigert, sie anzustreichen
(sonst heisst es nämlich, er – der Maler – habe
Pfuscharbeit geleistet). Nun, vielleicht ist halt
dann das Haus bis zum 10. März noch nicht ganz fertig angemalt und wir müssen in der Garage unsere
Betten aufstellen. Hauptsache ist ja, dass wir aus dem engen Ackerweg-Häuschen wegziehen können. Ich
hoffe, Du siehst, dass ich Dir nicht nur einen Brief schreibe, sondern gleichzeitig auch etwas zeichne,
und wenn Du das nicht gebührend würdigst, so ist das der letzte Brief, den Du von mir bekommst! Ich
wünsche Dir, Deinen Kameraden und Euren Leitern noch recht schöne Skitage und dass es nur bei den
Schneebadewannen bleibt und keine Unfälle daraus gibt! Alles Liebe und mit herzlichen Grüssen Dein Vat

Oder soll ich meinen Brief so wie Du Deine Karte unterschreiben? Ich habe nämlich nur eine Tocht
die Fränzi heisst, und dass es zugleich eine Nyffenegger ist, will ich hoffen! Aber ich mach
Dir jetzt den Gefallen:

Brief an eine heimwehkranke 11-jährige Tochter. “Ich hoffe, du siehst, dass ich Dir nicht nur einen Brief schreibe, sondern gleichzeitig auch etwas zeichne (. . .)!”

Franziska Nyffenegger

17. März 2016

In der Halle der Handpflasterträger

Als ich das erste Pflaster sehe, will ich schon fragen, ob sein Besitzer sich einen Chip implantieren lassen hat. Dann frage ich aber doch nicht, weil es mir unhöflich und zu riskant vorkommt, vielleicht ist er ja auch nur betrunken hingefallen oder von einem Hund gebissen worden.



Dann sehe ich in derselben CeBIT-Halle noch ein zweites und ein drittes Pflaster, und schließlich bekomme ich auch den dazugehörigen Messestand gezeigt.



Jetzt fällt mir auch wieder ein, dass ich genau dieses Bild heute schon irgendwo gesehen habe. Vermutlich bin ich nur dadurch überhaupt auf die Idee mit der Implantatfrage gekommen.

Der Standbetreiber zeigt mir einen großen Rollkoffer, den er heute voll mit auf die Messe gebracht hat. Jetzt seien nur noch fünf Stück übrig. Wenn ich eines haben wollte, müsste ich 29 Euro bezahlen, das Einsetzen sei heute kostenlos.

Ich frage, was man damit machen kann, und bekomme Türschließsysteme gezeigt, für die dann kein Schlüssel mehr nötig ist. Ich sehe aber den Einbau solcher Schlösser nicht in der Zukunft meiner Mietsache. Naja, und NFC-Anwendungen am Handy, sagt der Standbetreiber. Ich kann mich dann am Handy authentifizieren, nur indem ich es in der Hand halte? Ja, genau, er führt es vor, indem er sein Handy kurz an den linken Handrücken legt. Geht es nicht, wenn man das Handy einfach in der Hand hält? Nein, die Reichweite ist zu kurz, außerdem will man das nicht, weil der Paarungsvorgang zwischen Handy und Chip sich dann bei allem, was man macht, in den Vordergrund drängt.

Kurz bin ich versucht. Aber ich habe in letzter Zeit so viele NFC-fähige Fingerringe auf Crowdfundingplattformen gesehen, das würde dafür ja auch reichen. Ich habe zwar bisher keine Ringe getragen, aber ich habe auch bisher keine Chips getragen. Und wenn dann die nächste Chipgeneration auf den Markt kommt, muss man sich nicht aufschneiden und zunähen lassen. Mein Begleiter sagt, einer seiner Freunde wolle auch noch warten, und zwar bis der Speicher groß genug für die Daten seiner Oyster Card sei.

Später erfahre ich noch von H., das Chippen sei auf BDSM-Veranstaltungen schon vor ein paar Jahren recht beliebt gewesen, “aber aus anderen Gründen”, also vermutlich Tierrollenspiele. Ach so, sage ich, dann aber mit so Veterinär-Chips, auf die gar nichts draufpasst? Genau, sagt H., nur ein Zahlencode.

Kathrin Passig

20.03.2016

Wir scannen alles außer Hochdeutsch

An der Securityschleuse im Flughafen Stuttgart reiche ich dem wie immer auf einem Barhocker sitzenden Securityschleusenwärter meine Bordkarte. Er hält das codierte Bordkartenende in einen kleinen Scanner. Auf dem Display des Scanners sehe ich in grüner Schrift die Worte "elles subber" (für Nichtschwaben: alles super) aufscheinen, bevor ich die Karte zurückerhalte und durchgewunken werde. Ich habe zwar einen Stuttgarthintergrund, aber dass mich ein Scanner anschwäbelt, überrascht mich doch sehr. Soll hier mit "augenzwinkerndem Humor" der Flüssigkeiten-Aussortier-/Gürtel-Herausfummel-Stress im Securitybereich gelindert werden? Oder luftige Flugangst durch regionale Erdigkeit ausbalanciert werden? Ich vermute, dass es damit zu tun hat, dass der Flughafen Stuttgart seit 2014 "Manfred-Rommel-Flughafen" heißt, nach "meinem" verstorbenen Exoberbürgermeister, der der lokalen Mundart Zeit seines Lebens nicht abgeneigt war. Als sprachgewandter Dialektdichter hätte er sich aber das "elles" verbeten, denn wenn es schon Schwäbisch sein muss, dann müsste es korrekt "älles subber" heißen. Aber der Scanner kann wohl keine Umlaute.

Zuhause ergoogelte Hintergrundinformationen ergeben, dass das "elles subber" schon vor der Rommelumbenennung installiert war, und dass die Stuttgarter Lokalpresse meine "elles/älles"-Kritik teilt. Was der Scanner anzeigt, wenn die Bordkarte nicht super ist ("ha noi", "send sie terrorischt?"), bleibt unerforscht.

Maik Novotny

2016, aber schon länger

Ortsangaben für niemand Bestimmten

Ich schreibe nicht gerne darüber, weil das Thema sehr emotional aufgeladen ist. Auch in der Redaktion geraten wir nicht selten darüber in Streit oder zumindest in ritualisierte Schlagabtausche. Es geht um das Wissen darüber, wer wann wo ist. Seit Facebook vor drei Monaten, Ende November 2015, die Funktion Nearby Friends auch in Europa freigeschaltet hat, weiß ich von vielen meiner Freunde ständig, wo sie sind, wenn auch normalerweise nur städte- oder stadtteilgenau.

Ich finde dieses Wissen sehr angenehm und bereichernd, selbst wenn es mir schwer fällt, genau zu sagen, warum. Es hat nicht die geringste unmittelbare praktische Relevanz. Ich habe mich noch nie mit jemand getroffen, weil Facebook mich darauf aufmerksam gemacht hätte, dass der- oder diejenige gerade in der Nähe ist. Dazu bin ich nicht extrovertiert und spontan genug. Die Vorstellung, einem Menschen physisch zu begegnen und mit ihm sprechen zu müssen, bereitet mir, wenn es nicht gerade sehr gute und lange nicht gesehene Freunde sind, großes Unbehagen.

Das Wissen, wo sich jemand gerade befindet – oder auch, wo sich jemand vor zwei Tagen, als ich zuletzt nachschaute, befand, oder wo jemand immer wieder hingeht und zu welchen Tageszeiten – bildet eine Art Subtext, der meinen Kontakt zu der Person intensiver macht. Es ist so ähnlich wie eine persönliche Begegnung, bei der Körpersprache, Mimik und Kleidung eigene Kommunikationsebenen bilden, die meistens viel bedeutsamer sind, als es zunächst den Anschein hat.

Manchmal wird der Ort zum Gesprächskeim. »Oh, ich sehe, du bist gerade da und da, warst du übrigens in dieser Ausstellung / kennst du übrigens diese Brücke / usw.« Aber es wäre falsch, wenn ich sagen würde, dass es mir auf diese Gesprächskeime ankommt. Es ist so ähnlich wie Twitter, oder Social Media überhaupt, wofür Kathrin einmal die Formel »Nachrichten an niemand Bestimmten« gefunden hat. Ich sende Nachrichten ins Unbestimmte

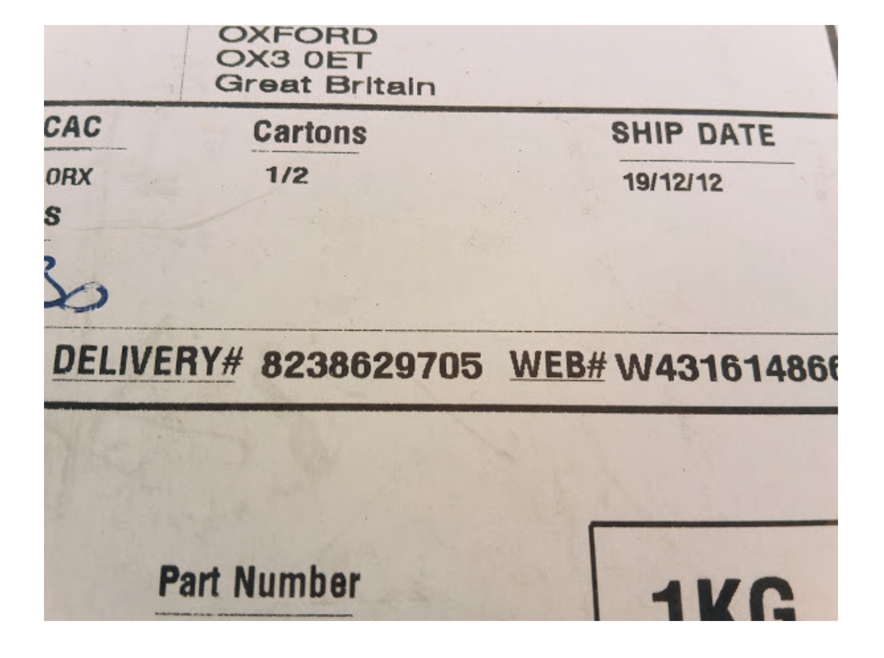
und manchmal reagiert jemand darauf. Aber auf diese Reaktion kommt es mir im Einzelfall nicht an. Ich sende die Nachrichten, auch wenn niemand darauf reagiert.

Genauso ist es mit der Angabe, wo ich und meine Freunde gerade sind. Wir senden diese Angabe ins Unbestimmte und es kann sein, dass sie sich gelegentlich als nützlich erweist. Muss aber nicht.

André Spiegel

23. März 2016

Das Superdrive wird nicht superdringend benötigt



Wollen einen Film auf DVD ansehen, das Macbook Air hat aber kein DVD-Laufwerk. Dieses Problem antizipierend, wurde zum Macbook Air damals auch das sog. USB Superdrive angeschafft. Nach etwa fünf Minuten Suche finden wir es im Schrank. Es ist nicht nur immer noch eingeschweißt in der Originalverpackung, sondern auch im bislang ungeöffneten Lieferkarton. Deswegen wissen wir genau, seit wann mindestens kein DVD-Laufwerk gebraucht worden ist: 19. Dezember 2012.

Patrick Präg

23.3.2016

Dr. digital: Bitte faxen, wir scannen es dann

Für eine Routineuntersuchung bin ich in einer großen Facharztpraxis in Berlin angemeldet. Am Tag davor fällt mir ein, dass die bestimmt die Befunde früherer Untersuchungen sehen wollen – und da die Praxis sich nach außen völlig digitalisiert gibt (es sind sogar Online-Terminvereinbarungen möglich), frage ich telefonisch an, ob die die früheren Befunde vielleicht digital vorab haben wollen.

Nein, per E-Mail geht leider nicht.

Soll ich das auf einem USB-Stick mitbringen?

USB-Sticks dürfen wir aus Sicherheitsgründen nicht anschließen.

Wie möchten Sie's denn dann?

Bringen Sie einfach die Ausdrucke mit.

Zum Vorgespräch habe ich die Ausdrucke dabei – die allerdings nicht besonders gut lesbar sind, weil der Scan der Original-Papierdokumente schon nicht so gut war. Brav lege ich die Papiere zum Vorgespräch hin und bekomme die Anweisung: *Die geben Sie bitte vorne ab, zum Einscannen.*

Aber ich habe die auch digital. Wollen Sie nicht gleich die digitale Fassung, statt das noch mal einzuscannen?

Das wäre natürlich besser. Hm. . .

Ich hätte die ja auch gemailt, aber das sollte ich ja nicht. . .

Wer hat das denn gesagt?

Wir verständigen uns darauf, dass ich die Dokumente doch via E-Mail schicke. Weil ich meinen Laptop dabei habe und die durchdigitalisierte Praxis ein offenes Patienten-WLAN anbietet, erledige ich das gleich vor Ort – auch um sicherzugehen, dass die Mail ankommt.

Als die Mail mit den ganzen pdf-Anhängen durch ist, frage ich vorne an der Rezeption nach. Moment, sagt die Arzthelferin und öffnet den Webmailer von berlin.de (das Sicherheitskonzept wurde wohl nach dem Verbot der USB-Sticks abrupt beendet). Nein, die Mail sei nicht angekommen.

Hm, ob sie mich denn später kurz anrufen könnte, falls die Mail auch später nicht kommt?

Nein, lieber nicht. Können Sie uns das nicht faxen, damit wir es einscannen können?

Ich werfe der jungen Dame die schlechten Ausdrucke der Befunde mit Schwung auf ihren Tisch und gehe.

Thomas Wiegold

30. März 2016

Mit Facebook einen Knödelautomaten googeln

In der TT-Redaktion wird über Automaten diskutiert.

> Lena: in Linz gibt es angeblich einen Knödelautomaten. Der sagenumwobene Automat ist in der VOEST, ein Stahlwerk, und es gibt salzige Knödel (gefüllt mit Wurst, Fleisch oder Grammeln) und süße (gefüllt mit Marillen, Zwetschgen oder Erdbeeren). Die Knödel sind gefroren.
> Anne: Oh mein Gott!
> Thomas: Grammeln?
> Anne: Knödelautomat! In Österreich ist doch alles besser.
> Lena: Ich hab von 2009 bis 2013 in Linz gewohnt und wir haben ihn nie besucht. Ich bereue noch immer! Aber es gibt ihn wirklich: www.facebook.com/search/top/?q=kn%C3%B6delautomat&__mref=message_bubble

Es folgt eine Diskussion um Füllung und Zubereitungsmöglichkeiten.

> Thomas: Lena, dein Knödelautomat-Link führt ins Leere? „Für deinen Suchbegriff wurden keine Ergebnisse gefunden. Überprüfe deine Rechtschreibung oder gib einen anderen Begriff ein."
> Lena: Hm, komisch, bei mir hats funktioniert. Eventuell musst du als Deutscher einfach Kloßautomat eingeben ;-P Ich hab nur Knödelautomat in die Suche eingetippt, was anderes hab ich nicht gemacht
> Thomas: Hast du vielleicht ne österreichische Suche?
> André: Knödelautomat geht auch in Mexiko hervorragend.
> Maik: Bei mir (Österreich) geht's auch nicht. Ich glaube das jetzt mal vorsorglich wieder nicht mit dem Knödelautomat!
> Lena: Hier ist ein Bild vom Knödelautomaten aus den Suchergebnissen: [Nicht mehr funktionierenden Link entfernt, Februar 2017]

Ich wundere mich, warum Thomas auf Facebook kein Suchergebnis sieht und bleibe hartnäckig.

Lena: Thomas, hast du bei den Suchergebnissen auf Top (Links oben) geklickt? Ich versteh nicht, warum das bei dir nicht geht.
Thomas: Lena, egal was ich mache: „Für deinen Suchbegriff wurden keine Ergebnisse gefunden."
Ira: About 321 results für Knödelautomat
Lena: Mach mal nen Screenshot, Thomas, ich würde echt gern wissen, warum dein Facebook so anders ist als meins. Nimmst du die App oder die Webseite? Nimmst du das Suchfenster ganz oben in der blauen Leiste? Oder gibt's noch woanders eins? Soll ich aufhören zu Troubleshooten?
André: Facebook? Du hast das auf Facebook gesucht, Lena? Wir erleben den generationsmäßigen Rubikon. Live!
Ira: das erklärt das.

Große Fassungslosigkeit über meinen Ansatz der Informationssuche.

Thomas: Ich hab einfach nur deinen Link geklickt, Lena… der zweite Link direkt zum Bild ging dann übrigens.
André: Wir haben ja früher mit Google gesucht, damals. Für die Jüngeren hier.
Thomas: So, meine ergebnislose Suche im Bild



Ira: das war so ein interface wo man stichwörter reingegeben hat und dann kamen returns, die dazu passten
Kathrin: mit Facebook googeln!

Dann wird es sentimental.

Thomas: Wir haben früher™ mit Altavista gesucht! Bis 1999 eine Kollegin kam und meinte, da gebe es so ne neue Suchmaschine, die sollte man mal ausprobieren. Gugel oder so.
Ira: (auf facebook allerdings erhalte ich auch eine menge returns)
Kathrin: whats next, Facebooken mit Snapchat?
Ira: wir lagen vor altavista und hatten die pest an bord. gegophert. wenn wir schon von früher sprechen wollen.

Schließlich kommt die Erklärung für die fehlenden Suchergebnisse von Thomas

André: Es ist glaube ich auch allgemein bekannt, dass die Facebook-Suche nur funktioniert, wenn man die Facebook-Oberfläche auf Englisch einstellt. Bei mir kommen auch jede Menge Knödelautomaten.
Thomas: André, nein, das ist nicht „auch allgemein bekannt".
Undine: ich weiß das, weil DU es gesagt hast, andré! täglich dankbar.
Markus: Es ist ja auch kaum zu glauben.
André: Allgemein außer Thomas W. okay.
Thomas: Also soll ich jetzt Facebook auf Englisch umstellen, um damit googeln zu können?

und schließlich meine Rechtfertigung, warum ich denn überhaupt auf Facebook googeln wollte.

Lena: Ich hab nur auf Facebook gesucht, weil ich mich dunkel daran erinnert habe, dass ein FB Freund von mir mal was von dem Automaten gepostet hat. Ich war mir aber so unsicher, dass

> ich nicht nur sein Profil durchsuchen wollte. Und dann war ich so erfreut über die vielen Knödelautomatenfotos, dass ich dieses freudige Erlebnis gleich mit allen via Link sharen wollte. Lena: Normalerweise google ich nicht mit Facebook. SO jung bin ich auch wieder nicht. Pfff. Ich kannte noch Nothernlights und Altavista!

Nachtrag

> Kathrin*:* wichtig bei der Facebooksuche, bitte noch nachtragen, es muss US-Englisch sein. Mit UK-Englisch geht es nicht (jedenfalls nicht die Suche in der eigenen Timeline).

Ich habe das sofort ausprobiert und es stimmt: Wenn die Facebook-Sprache auf UK-Englisch eingestellt ist, findet die Suche keine Ergebnisse.

verenka

1. April 2016

Mützenerkennung am Flughafen

Heathrow! Ort der Verwirrung und der Gesichtserkennung. Vor der Sicherheitskontrolle muss ich die Bordkarte scannen, um Zutritt zu erhalten. Wie immer versuche ich, ohne anzuhalten durch den Scanner zu laufen, ein altes Spiel. Hier jedoch scheitert es. Offenbar muss ich meine Füße auf zwei gelbe Fußabdrücke auf dem Boden stellen und in eine Kamera sehen. Dann dauert es ein paar Sekunden, bis ein rotes Licht auf Grün springt, und erst dann lässt mich die Maschine durch. Okay. Meinetwegen, Flughafen, aber was willst du mit meinem Gesicht? Das ist neu.[1] Dann vergesse ich den Vorgang, weil komplizierte Probleme zu lösen sind. Kaffee kaufen und Steckdose finden.

[1] Gar nicht neu, offenbar gibt es das an den Terminals 1 und 5 schon seit Jahren, nur komme ich da selten vorbei. Wenn man nicht immer überall ist, man verpasst soviel.

Zwei Stunden später stehe ich in der Schlange zum Boarding. Ein herrliches Flugzeug parkt direkt vor dem Fenster. Die Schlange bewegt sich erstaunlich langsam. Als ich näher komme, wird mir klar, warum: Am Boden wieder gelbe Fußabdrücke, und am Schalter wieder eine Kamera mit roten und grünen LEDs. Ich stelle mich auf die Markierungen, blicke interessiert in die Kamera, und nichts passiert. Dann nochmal nichts. Die Flugbegleiterin am Schalter ist genauso verwirrt wie ich, schließlich habe ich ein weitestgehend normales Gesicht. Dann blickt sie auf den Bildschirm. Die Mütze! “Is that you? You were wearing a hat!”, erklärt sie mir, und zeigt mir ein Bild von mir auf ihrem Schirm. “Were?”, denke ich, bevor mir wieder einfällt, was vor zwei Stunden geschehen ist. Auf dem Bildschirm sieht man ein schwarzweißes Bild von mir, mit meiner schwarzen Wintermütze auf dem Kopf. Ich sehe mürrisch und cool aus, wie ein Terrorist.

Offenbar vergleicht der Computer mein Gesicht von der Sicherheitskontrolle mit meinem aktuellen Gesicht, und wenn wir dieselbe Person sind, lässt er mich fliegen. Warum er das tut, ist mir nicht ganz klar. Offenbar will man damit verhindern, dass Passagiere nach der Sicherheitskontrolle Bordkarten tauschen und damit irgendwelche Immigrationsregeln hintergehen. Aber wie soll das gehen? Welche Vorteile könnte man davon haben? Die Identität wird doch beim Ausreisen überhaupt nicht geprüft. Vielleicht hat der Flughafen eine neue Flickr-Gruppe eingerichtet, “low-res black-white face photography”, und die Bilder gehen direkt dorthin.

Jedenfalls haben wir immer noch ein Problem mit meiner Mütze. Ich ziehe die schwarze Kappe aus der Hosentasche und biete an, sie wieder aufzusetzen, damit die Software mich erkennt. Das Ergebnis hätte mich interessiert, denn ich ziehe die Mütze immer soweit ins Gesicht, dass die Identifizierung der Augen eventuell gar nicht so einfach ist für das arme biometrische Ding. Die Stewardess interessiert sich dafür weniger und lässt mich völlig unautomatisch ins Flugzeug. Ich habe den Algorithmus betrogen. Jetzt nur noch den echten Aleks finden, der Heathrow in einem ganz anderen Flugzeug verlässt.

Aleks Scholz

April 2016

USB-C ist da. Alles wird anders

Ich bin mir im klaren darüber, dass meine Enkelkinder mit großen Augen an meinen Lippen hängen werden, wenn ich erzähle, dass ich dabei war, damals, als die Stecker auf USB-C umgestellt wurden. Also übe ich schon mal und schreib's auf.

Ich dachte ja, dass es einfach nur ein neuer Stecker am Telefon sein würde. Alle meine bisherigen Ladegeräte, meine externen Akkus usw. würde ich daran anschließen können, weil am anderen Ende des Kabels ja der übliche USB-A-Anschluss wäre. Mein Erschrecken war groß, als ich das Telefon auspackte und sah, dass das beiliegende Ladegerät ein USB-C-auf-USB-C Kabel hatte. Also eine USB-C-Buchse sowohl am Ladegerät als auch am Telefon.



Ladegerät, USB-C-auf-USB-C

Es war ein äußerst mulmiges Gefühl, als ich begriff, dass ich jetzt nur noch ein einziges Ladegerät für mein Telefon hatte, nämlich jenes beiliegende, billig aussehende Plastikteil. Alle Ersatz-, Zweit-, Zusatz-, Reise- und Notladegeräte, alle externen Akkus, die ich an verschiedenen Stellen meiner Wohnung, in der Firma, in meinem Reisegepäck aufbewahre, waren von einem Moment auf den anderen nutzlos.

Ich fühlte mich nackt.

Sofort bestellte ich, mit zitternden Händen, einige USB-A-auf-USB-C-Kabel bei Amazon, und wählte die Notfall-Schnelllieferung gleich am selben Tag. Als sie ankamen, wurde ich ruhiger.



USB-A-auf-USB-C

Inzwischen hatte ich allerdings ein bisschen gegoogelt und langsam dämmerte mir, was man nirgendwo so richtig, sondern wenn, dann mehr so zwischen den Zeilen lesen kann: USB-A-auf-USB-C reicht eigentlich nicht. Zwar kann man damit laden. Alle bisherigen Ladegeräte funktionieren, und sie laden auch genauso schnell und gut, wie sie früher das andere Telefon luden.

Aber USB-C kann eigentlich viel schneller laden. Das geht aber nur, wenn man USB-C-auf-USB-C-Kabel verwendet. Und neue Ladegeräte, die USB-C-Anschlüsse haben. Und das USB-C-Protokoll beherrschen. Genau genommen: das richtige USB-C-Protokoll beherrschen, denn es gibt mehrere, inkompatible Protokolle.

Keins meiner bisherigen Ladegeräte kann USB-C. Und das, obwohl die meisten davon kaum ein oder zwei Jahre alt sind. Und die USB-C-Spezifikation hat sicher mindestens fünf Jahre zur Einsichtnahme auf Alpha Centauri ausgelegen. Ich werde über kurz oder lang meine gesamte Ladetechnik austauschen müssen. Denn langsamer laden, als man theoretisch laden könnte, das hält auf die Dauer ja niemand aus.

André Spiegel

Schuljahr 2015/16

Wie die Schule mit uns kommuniziert

Die Schule des 8-jährigen (eine nicht ganz billige Privatschule in Hamburg) kommuniziert auch, im Gegensatz zu Andrés Schule in Manhattan stehen dabei aber altmodischere Kanäle im Vordergrund:

- Hauptkanal ist die **Postmappe** im Schulranzen. In dieser finden sich regelmäßig Briefe der Schule an die Eltern mit Hinweisen auf Ausflüge usw.

- Entschuldigungen wegen Krankheit sollen am Krankheitstag **telefonisch auf den Anrufbeantworter** des Schulsekretariats gesprochen werden, eine schriftliche Entschuldigung wird später in der Postmappe nachgereicht. Bei Krankheit ist außerdem eine telefonische Abmeldung vom Mittagessen beim Caterer der Schule nötig.

- Es gibt ein **Hausaufgabenheft**, in das die Kinder theoretisch ihre Hausaufgaben eintragen sollen. Praktisch ist das Heft bei vielen Kindern, vor allem den meisten Jungs, fast leer. Verzweifelte Eltern, die etwas vom Schulalltag der Kinder mitbekommen möchten, haben deshalb eine **Selbsthilfegruppe auf WhatsApp** gegründet, in der Hinweise auf

Hausaufgaben und anstehende Klassenarbeiten usw. verteilt werden. Die Infos kommen dabei meist von den Eltern der Mädchen in der Klasse. Lehrer sind nicht Mitglied in der Gruppe.

- Auf der **Webseite der Schule** gibt es gelegentlich Bilder von Schulfesten und ähnlichen Ereignissen. Die Webseite ist sehr modern gestaltet und sieht sehr schick aus. Heute (10.4.2016) ist der letzte Eintrag dort vom November 2015.

- In der Postmappe gab es kürzlich ein Schreiben des Schulleiters an die Eltern mit Hinweisen auf Bilder einer Schulfeier, die in einem **Microsoft Onedrive Ordner** angesehen werden können. Der Link zu dem Ordner war in dem Elternschreiben abgedruckt, war eine Zeile lang und enthielt einen langen, kaum abtippbaren, kryptischen Authentifizierungscode. Der Link wurde etwas später auch per **Rundmail** an alle Eltern geschickt.

- Die Bestellungen des Schulmittagessens beim Schulcaterer finden über ein **Webinterface** statt, das ungefähr so wirkt wie ein Onlineshop in den 90er Jahren und offensichtlich nie richtig fertig programmiert wurde (anstelle von Bildern tauchen häufig Platzhalter auf, Links zu Hilfeseiten führen ins Leere etc).

- Ein mal im Schulhalbjahr findet ein **Elternabend** statt. Auf diesem werden tatsächlich relevante Informationen mitgeteilt zu geplanten Aktionen, Ausflügen etc.

- Um einen Gesprächstermin zu vereinbaren wurde die Emailadresse der Klassenlehrerin durch Raten herausgefunden (Nachname@webseitennamederschule.de); auf eine **Email** hat die Klassenlehrerin nach ziemlich genau einer Woche reagiert.

- Das Schulzeugnis gibt es in **Papierform** über die Postmappe.

Molinarius

11. April 2016

Die Zugbegleiterin vermisst das Knipsvergnügen

Ich will gerade Handy und Bahncard überreichen, da sieht die Zugbegleiterin, dass die Frau auf der anderen Seite des Gangs ein traditionelles Ticket bereithält. „Oh, da kann ich knipsen", sagt sie und gestikuliert mit der Zange, „ich freue mich immer so, wenn ich was knipsen kann." Nach dem Knipsen komme ich an die Reihe und frage, wie das denn im Moment prozentual verteilt sei. „Neunzig Prozent", sagt sie. Ich bin überrascht, dass doch noch so viel geknipst wird und dass sie sich trotzdem darüber freut, aber sie ergänzt: „. . . neunzig Prozent haben Onlinetickets", also die selbst ausgedruckten Fahrscheine auf Papier. Die müssten ja gescannt werden, nicht geknipst, das sei immer so mühsam. „Aber mit dem neuen Gerät doch immerhin weniger mühsam als mit dem alten, oder?", frage ich. „Ja, schon, aber dafür lassen sich jetzt die Bahncards oft nicht lesen, und dann muss ich die Nummern von Hand eingeben. Heute sicher schon fünfmal." Bahncards haben sechzehnstellige Nummern.

Kathrin Passig

18.04.2016

Mit Elefantenscheiße ans Ende der Welt

Seit kurzem bin ich unter die Motorradfahrer gegangen. Dabei habe ich schnell festgestellt, dass man plötzlich wieder auf seinen Orientierungssinn angewiesen ist, um Wege zu finden. Im Auto: Zack, Navi eingeschaltet und fertig. Aufm Mopped: Fehlanzeige. Das kann so nicht weitergehen.

Für eine Kauflösung reicht die Zeit nicht. Am nächsten Morgen soll es ~~ans Ende der Welt~~ nach Werneuchen gehen (irgendwo in Brandenburg nordöstlich von Berlin). Da bekanntlich nichts länger hält als ein Provisorium, greife ich tief in die Scheiße. Genauer gesagt in die Elefantenscheiße. Seit Jahr'

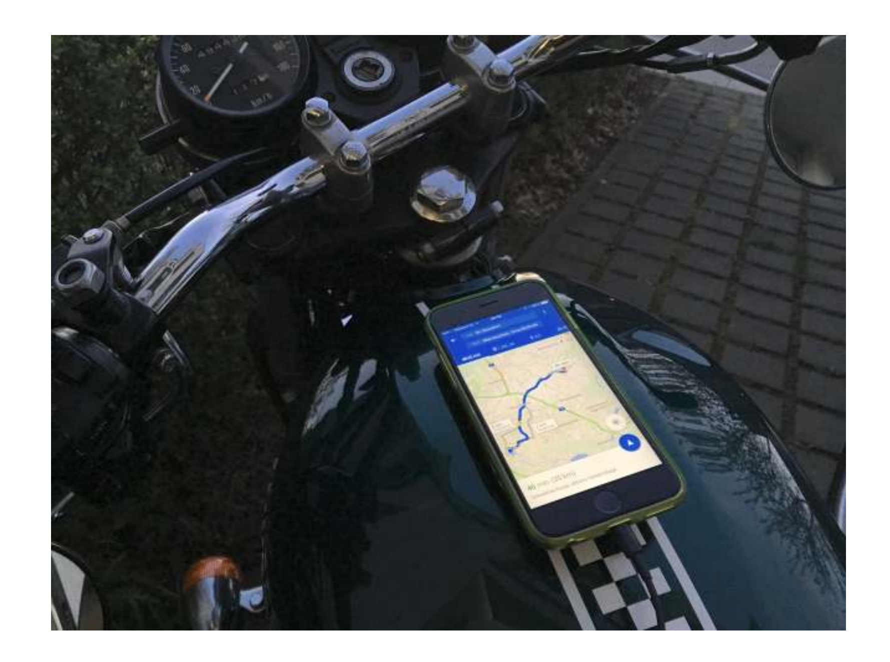
und Tag kenne ich unter diesem Namen einen dauerelastischen Kitt, der unglaublich praktisch ist, um mal eben *irgendwas irgendwo* wieder ablösbar zu befestigen (hinterlässt allerdings Fettflecken). Eigentlich hört der elefantengraue Kitt auf den Namen “Terostat IX”. Ich habe stets eine große Dose davon griffbereit, zu Hause und im Büro.



Ich forme zwei kleine Würstchen, drücke sie auf den Tankverschluss, und obendrauf das Smartphone. Für den Stromanschluss habe ich vorher einen alten USB-Spannungsadapter für den Zigarettenanzünder ausgeschlachtet, mit Kabeln versehen und an die Mopped-Elektrik angeschlossen. Geschaltetes Plus liegt z. B. am Blinkrelais an.



Das Smartphone hält wunderbar auf dem Kitt, ob mit oder ohne Schutzhülle. Sogar Vibrationen werden ganz gut gedämpft, habe ich den Eindruck. Es ist zwar nicht gegen Regen geschützt, aber ich bin ja sowieso Schönwetterfahrer. Sicherlich gäbe es noch ein schickes wasserdichtes Case, aber nicht von jetzt auf gleich. Beim Tankstopp rupfe ich es einfach von dem Kitt ab und drücke es danach wieder drauf. Es empfiehlt sich, die platten Würstchen wieder etwas aufzurichten.



Das Smartphone ist gut abzulesen. Die Sprachausgabe höre ich so zwar nicht. Wenn ich wollte, könnte ich die Kopfhörer mit unter den Helm stecken und ans Smartphone anschließen. Aber darauf kann ich gut verzichten. Und siehe da: Ich erreiche mein Ziel, ohne mich zu verfahren.

Markus Winninghoff

19. April 2016

Das Handy bekommt eine Maus

Nach Beratung durch das Internet habe ich dem kaputten Handy ein "USB on the go"-Kabel bestellt. Man kann damit eine Maus ans Handy anschließen, und zu meiner Überraschung funktioniert das tatsächlich:



Bei der Fingerbenutzung der letzten gesunden Touchscreenzentimeter betätige ich nicht das, was an dieser Stelle zu sehen ist, sondern das, was das intakte Handy an dieser Stelle anzeigen würde; man muss also über alles spiegelverkehrt und auf dem Kopf stehend nachdenken. Die Maus hingegen sieht eine andere Oberfläche als ich und man kann mit ihr tatsächlich das anklicken, wo der Mauspfeil gerade hinzeigt. “Which proves you’re not a mouse”, sagt R., der Observatoriumstechniker.

Wenn die Maus angeschlossen ist, kann ich allerdings nicht das USB-Kabel zum Transfer der verbleibenden Daten anschließen. Und wenn das Datenkabel angeschlossen ist, habe ich keine Maus und kann nicht “ja, ich möchte das USB-Kabel zum Datentransfer und nicht nur zum Laden verwenden” auswählen. Denn der obere Rand des Bildschirms, an dem man diese Auswahl treffen müsste, ist jetzt der untere, und der untere besteht aus kleinen Glassplittern.

Ich denke lange über das Dilemma nach und folge schließlich dieser Anleitung. Im Semi-Blindflug lasse ich mich auf dem defekten Handy zum Developer ernennen, ”You are now a developer!” Danach kann man einstellen, dass das USB-Kabel zwischen Handy und Rechner immer und ohne Rückfrage dem Datentransfer dienen soll. Und so funktioniert es dann. Die nur lokal gespeicherten Daten wandern vom Handy auf die Laptopfestplatte und ich nehme mir vor, demnächst endlich auch für diese letzten Nester lokaler App-Daten (Audioaufzeichnungen, Screenshots, diverser Kleinkram) irgendwie ein Cloud-Backup einzurichten.

Dass das kaputte Handy immer noch so gut funktioniert, macht mich ein bisschen traurig. Es könnte noch so viel, nur die Kommunikation mit ihm ist schwierig geworden. Aber vielleicht fällt mir eines Tages ein Einsatzzweck ein, für den man kein Display braucht.

Kathrin Passig

22.04.2016

Online unter Österreich

Im ÖBB-Railjet von München zurück nach Wien schalte ich noch schnell, nur um kurz etwas nachzuschauen, das teure Roaming ein, da hüpft mir ein fröhliches ÖBB-Railjet-WLAN-Einlog-Fenster entgegen. Nanu, denke ich. Bis jetzt endete das österreichische Zuginternet immer exakt an der Grenze zwischen Salzburg und Freilassing, und man war gezwungen, in ein Buch oder aus

dem Fenster zu schauen, was, zugegeben, bei einer meiner Lieblingsbahnstrecken nicht so schlimm war, die Freude an der kurvigen Durchquerung oberbayerischer Endmoränenlandschaften funktioniert ja auch offline. Jetzt schmuggelt der Austro-Zug sein Internet also sogar nach Deutschland, und ich bin begeistert. Noch begeisterter bin ich, als ich merke, dass das Austrozuginternet jetzt nicht nur im Ausland, sondern auch in den reichlich vorhandenen Tunnels tadellos funktioniert. Endlich tief unter einer oberösterreichischen Wiese Prince-Videos auf Youtube gucken! Den Traum leben! Ich berichte sogleich dem Techniktagebuch-Chat von meinem Komforterlebnis ("ich schreibe diese Worte IN EINEM TUNNEL!"), und sehe grüne Neidwölkchen aus Deutschland aufsteigen.

Maik Novotny

22.04.2016

Print ist vielleicht doch tot – zumindest beim Lernen

Der Sohn (12) soll eine Unterrichtsstunde in Erdkunde selber halten, dafür müsste er sich theoretisch vorbereiten. Alle Kinder seiner Jahrgangsstufe machen so eine Einheit, das Fach ist frei wählbar. Der Sohn entscheidet sich für "Überlebenskünstler im Eis" und geht in den Keller, wo die Computer sind.

"Recherche", sagt er.

Etwa eine halbe Stunde später gehe ich ebenfalls in den Keller, wo die Wäsche zu machen ist, und finde ihn an seinem Rechner. Er spielt Minecraft.

Ich: *Geschimpfe Galore*.

Er: "Warte doch mal", nimmt seine Kopfhörer ab und zeigt mir, dass er zwar tatsächlich Minecraft spielt, im Hintergrund aber eine Dokumentation über die Antarktis läuft. Die er hört, während er spielt. Wenn er etwas nicht kennt, das erwähnt wird, klickt er sich ins Video und schaut sich die Stelle an.

Nach zwei solchen Nachmittagen hat er umfassendes Wissen über die Lebensweise im Eis gefunden und kann jede meiner Fragen (die mir so einfallen) beantworten. Und weiß darüber hinaus eine ganze Menge mir völlig Unbekanntes. Er kennt nicht nur Jagdmethoden der Inuit, sondern auch z. B. den Lebenszyklus von Eisbären. Außerdem beherrscht er jede Menge Daten. “Erdkundelehrer brauchen das”, sagt er, “Erdkundelehrer machst du mit Daten glücklich.”

Er hat eine ansprechende Präsentation gemacht, mit wenig Text und vielen, sehr präzis ausgesuchten Bildern. Nichts davon hat er in einem Buch gelesen. Er hat es gesehen und gehört. Seine Quellen waren die arte mediathek, YouTube und “irgendwas im Internet.”

Pia Ziefle

24. April 2016

Empörende Zustände in der Spionagesitzballbranche

Im Traum halte ich mich in einem Laden für Kleintierbedarf und Zauberartikel auf, als mir jemand einen Sitzball verkaufen will, fürs Büro. Ich merke gleich, dass der Sitzball viel zu schwer ist, und richtig: Es ist ein riesiger Laserdrucker eingebaut, zu Betriebsspionagezwecken. Ich weise anklagend darauf hin. Nicht die Spionage empört mich, sondern die Tatsache, dass die auszuspionierenden Dokumente über ein kabelloses Übertragungsprotokoll in den Drucker hineingelangen, aber dann im Inneren des Hüpfballs ausgedruckt werden. Jemand muss regelmäßig in die Büros der Käufer einbrechen, um die Spionagesitzbälle auszuleeren! Der Verkäufer, der jetzt mit russischem Akzent spricht, versteht nicht, was mich stört, und ich muss ihm das mit dem Weg in den Drucker und den Weg wieder heraus erst noch mal ganz langsam erklären. Sie hätten die Produktion dieses Balles in Auftrag gege-

ben, und die Herstellerfirma habe behauptet, das müsse eben so sein. Kopfschüttelnd über die immer neuen Ausdruckabsurditäten verlasse ich diesen Abschnitt des Traums.

Kathrin Passig

Frühjahr 2016

Social Media an der Universität: vielleicht schon ab Herbst 2017

Am Ende der fast nur von den Referenten besuchten Tagung wird diskutiert, wie man beim nächsten Mal mehr Studierende anlocken könnte. Die zuständige Professorin vermutet, es gehe dieser Generation einfach zu gut, man wolle zu wenig. Sie selbst habe ja in ihrer Kindheit noch Lebensmittelrationierung erlebt und erst in den 60er Jahren Fernsehen bekommen.

Eine Ankündigung bei Facebook würde helfen, sagt eine Studentin, speziell dann, wenn man eine Veranstaltung dort von Freunden empfohlen bekäme. “Aber wir sind doch bei Facebook”, wendet die Dozentin ein. Ja, rufen mehrere Ortskundige im Publikum, aber das letzte Update sei von 2012. Die Dozentin gibt zu, dass “die Homepage neu gemacht werden” muss. Das gehe aber nicht vor Herbst 2017.

Ich notiere das nicht, weil es besonders ungewöhnlich wäre. Es ist eher die Regel als die Ausnahme.

Alan Smithee

2.5.2016

Hier kommst du net rein, Schrumpelfinger!

Ich hab mir irgendwas am Rücken verrenkt. Deswegen denke ich mir, ein heißes Wannenbad kann nicht schaden. Als ich mit dem Baden fertig bin und mich abgetrocknet habe, möchte ich mein iPhone mittels Fingerabdruck entsperren. Aber ich hab solange in der Wanne gelegen, dass meine Finger offenbar zu verschrumpelt sind, um die Zugangssperre zu überwinden. Erst nach einer halben Stunde sind meine Finger soweit entschrumpelt, dass mich mein iPhone wieder hineinlässt.

Markus Winninghoff

04.05.2016

Es braucht ein Dorf . . .

“Kind, die Hose von gestern kannst du nicht anziehen, da bleibt das Reißverschlussdings nicht mehr oben!”, rufe ich in die Weite des Treppenhauses. “Keine große Sache Mama, hast du einen Schlüsselring?”, ruft das Kind umgehend zurück.

Wozu? – grüble ich vor mich hin und suche, finde einen, gebe ihn dem Kind. Das Kind ist neun und sehr sehr erfinderisch. Profimäßig, als würde es jeden Tag Schlüsselringe in Reißverschlussdingse einfädeln, tut es genau das, zieht den Reißverschluss hoch, hängt den Ring in den Knopf und schließt die Hose. “Woher weißt du sowas?”, frage ich das Kind. “Von Life Hacks”, sagt es und wandert fröhlich von dannen.

Es ist nicht das erste Mal, das ich von diesem (oder den anderen beiden, nur unwesentlich älteren Kindern) diese Antwort bekomme.

Ich friere Hack ein und mache dabei die gefüllte Gefriertüte platt. “Oh, das kenn ich von Life Hacks”, sagt das Kind.

Ich bringe das Nudelwasser im Wasserkocher zu Kochen, weil das irrsinnig viel Strom spart. “Oh, bei Life Hacks machen die das auch”, sagt das Kind.

Doch es gibt noch ein anderes – direkt benachbartes – Phänomen: Das eine Kind beispielsweise backt leidenschaftlich. Seit es bei YouTube Backvideos schaut. Ich glaube, bei Bibi’s Beautypalace gab es letzthin Donuts und CupCakes (oder CakePops?), und so gab es das alles auch bei uns. Ich sah das Kind hantieren und staunte, es beherrscht die Handgriffe tatsächlich. Heraus kamen in allen Fällen extrem leckere, fluffige Dinge zum Essen.

Ich denke eine Weile nun schon darüber nach, wie das ist, mit diesem Netz, dem Lernen und so weiter. Und ich glaube, dieser eine Spruch, den alle Eltern zu hören bekommen, sobald ein Kind da ist, dass man ein ganzes Dorf benötigt, um sie großzuziehen, die Kleinen, dann ist das Dorf jetzt wirklich da: es ist YouTube.

Kein Medium jemals schafft eine so hohe Identifikationsmöglichkeit mit den Protagonisten, kein anderes Medium lässt sich so easy handhaben. Kanäle suchen, schauen, klicken, anhalten, 400x wiederholen, nachmachen: können.

Ganz ehrlich: ich als Erwachsene bin froh, dass es YouTube gibt. Nicht nur wegen der Backvideos. Oder der Life Hacks. Sondern auch wegen LeFloid und den anderen Nasen, die den Kindern nicht zu knapp Material mitgeben zum Nachdenken und Meinung bilden. Und weil sie auf eine ganz unerwartete Weise dabei helfen, den Übergang zum Erwachsenwerden zu begleiten. Für die Kinder (und für mich). Weil sie das Dorf sind eben.

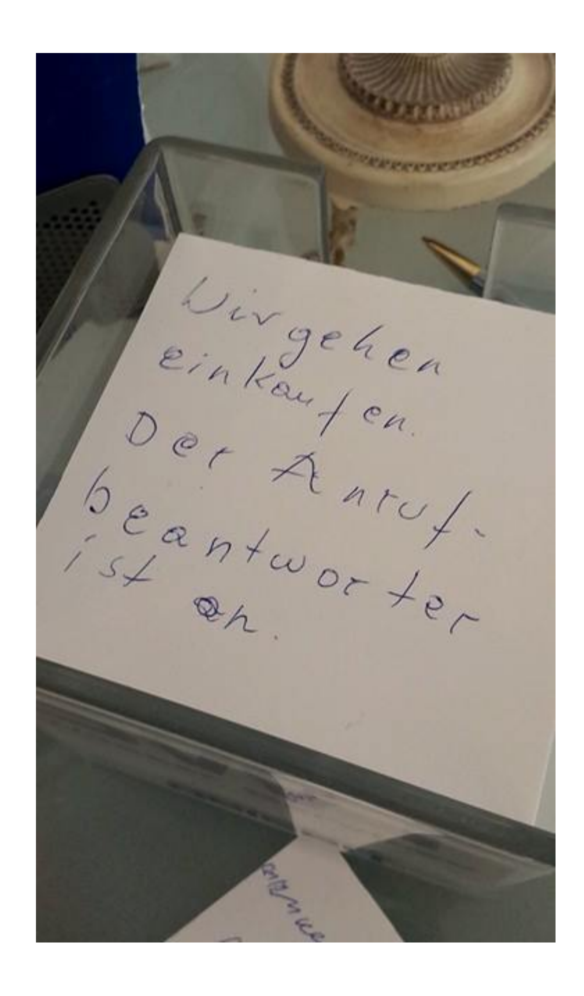
Pia Ziefle

9. 5. 2016

Missverstandenes Homeoffice

Bedingt durch einen Betreuungsengpass bin ich mit meinem Kind für ein paar Tage zu meinen Eltern gezogen, damit sie auf es aufpassen können, während ich vormittags im Home Office arbeite. Interessanterweise ist das Computersetup bei meinen Eltern genau wie in der Redaktion, für die ich arbeite: sie haben den Laptop meines Vaters an den großen Bildschirm ihres letzten Desktop-Computers angeschlossen, da dieser die bessere Auflösung besitzt. Die umständliche Verkabelung zur Telefonbuchse, die eine Zeitlang über drei Zimmer und ein Stockwerk lief, ist durch WLAN ersetzt worden, eine Neuerung, die mein Vater sehr begrüßt, da er jetzt auch im Garten Internet hat. Ich muss also nur mein Notebook anstöpseln, mich ins WLAN einloggen und kann arbeiten, wie gewohnt.

Irgendwann bemerke ich, dass meine Mutter leise das Zimmer betritt. Sie stellt sich neben mich an den Schreibtisch und fängt an, etwas auf einen Notizblock zu schreiben. Da sie kurz zuvor telefoniert hat, nehme ich an, dass sie nur schnell etwas festhalten möchte und arbeite weiter. Da tippt sie mich an und zeigt auf den Zettel.



Ich lache und sage, “es ist okay, Mama, ich kann arbeiten *und* mit dir reden.” Sie gestikuliert zu meinem Notebook (das eine Frontkamera besitzt) und ich verstehe plötzlich. Hier geht es nicht um meine Konzentrationsfä-

higkeit – meine Mutter denkt, ich bin live mit meinem Arbeitsplatz verbunden und möchte mich nicht durch private Unterhaltungen in Schwierigkeiten bringen.

Nein, erkläre ich ihr, dies würde nicht zu “Home Office” dazugehören, zumindest nicht bei meinem Arbeitgeber. Ganz davon abgesehen, dass von meinen Kollegen niemand Zeit oder groß Lust dazu hätte, zu kontrollieren, ob und wann ich am Schreibtisch sitze, wird es von meinen Vorgesetzten auch als völlig unnötig angesehen. Meine Arbeitsstunden werden nicht einmal nachgezählt. Hauptsache ist, dass die Arbeit für diesen Tag erledigt wird – die in meinem Fall auch noch tageszeitenunabhängig ist – und dass man grob weiß, wo und wann ich zu erreichen bin, wenn etwas schnell abgesprochen werden muss. Meinen Eltern, die in einer Zeit der Stechuhren anfingen zu arbeiten, ist dieses Konzept noch fremd.

Alina Smithee

12.05.2016

Alles, außer Telefonieren

Ich habe jetzt ein Smartphone. Ein richtiges. Schönes. Großes. Das viel kann. Es ist ein Nexus 5 (glaube ich, denn sowas wusste ich noch nie, weil ich nie davon ausgehe, dass das eine Rolle spielt). Die Kinder nennen es “den Gott unter den Handys”, und nach einer Woche Zusammenleben finde ich, sie haben Recht.

Warum ich, die ich nicht einmal ein email-Adressbuch auf dem Rechner habe, die ich in ständiger Besorgnis über Datensammelwut und Überwachung gelebt, geschrieben und gedacht habe, ein solches Gerät besitze? Weil ich mein altes Telefonier-Telefon mitgewaschen habe in der Waschmaschine und es nach Wochen in einer Tüte Reis noch immer nicht trocken ist. Und weil die Kinder Smartphones haben und ich zähneknirschend bemerken muss,

dass es viel einfacher ist, den Alltag mit Schulbesuch in einer anderen Stadt plus Zugverschiebungen etc. zu organisieren, wenn auch die Mama mobil erreichbar ist.

Zum zweiten Mal in diesem Jahr passiert mir das schon, dass ich Verhaltensweisen, die ich bisher tendenziell verachtet habe (Serienschauen! Wer hat für sowas schon Zeit! Smartphonenutzung! Geht doch auch so!), nun überhaupt nicht mehr verachte, weil ich zugeben muss, dass sehr viel Nützliches in ihnen steckt.

Viel Nützlicheres, als von außen erkennbar, vor allem.

Fotos machen können, zum Beispiel. Ging bisher nicht, weil ich keine Kamera (mehr) hatte. Fotos automatisch mit dem Rechner synchronisieren, auf dem ich sie lagere und archiviere. Noch vor drei Wochen hätte ich gesagt: was für eine Idiotie, Bilder mit dem Handy zu machen, allein die Qualität! Und dann das Übertragen! Immer ein Kabel nötig!, und ich hätte mich eingerichtet in meiner weitgehend stromlosen Gegenwart und trotzig Holzschnitte angefertigt vom Taufbankett der Kinder. (Nein, das ist übertrieben. Aber nur ein bisschen).

Ich wusste schlicht nicht, dass sich seit der Einführung von Kameratelefonen (die ich sehr wohl bemerkt habe) dermaßen viel getan hat. Ich wusste nicht, dass man Bilder einfach synchronisieren kann und nichts leichter ist als das. Ich wusste nicht, wie dermaßen gut diese Bildschirmtastaturen sein können, und ich keineswegs ständig danebentippe, wenn ich etwas schreiben will. Oder die automatische Worterkennung. Wie präzise die weiß, was ich sagen will!

Noch bin ich nur die ersten Meter gegangen, und ich bin sicher, hinter der nächsten Biegung verbergen sich noch viel mehr nützliche Dinge. Aber im Augenblick bin ich sehr glücklich, vor allem über die Usability und darüber, wie es sich anfühlt.

Glücklich aber nicht zuletzt auch deswegen, weil das neue Gerät in meinem Leben ein Geschenk war, und zwar aus den Kreisen der Techniktagebuchredaktion (Danke, André! Danke Kathrin für das deutsche Ladekabel!

Und Danke euch beiden für die Logistik mit dem Versand!), deren Kalkül, nun lauter Beiträge zu bekommen von der allerletzten Person auf Erden, die erstmals ein Smartphone benutzt, wohl aufgegangen ist.

Nächste Woche werde ich dann das erste Mal damit telefonieren.

Pia Ziefle

16. Mai 2016

Hier macht Klausbärbel sauber!

Seit einer knappen Woche haben wir einen neuen Mitbewohner, der sich um die Bodenreinigung kümmert, weil die handgeführte Alternative kaputtgegangen ist.

Nach einer Marktrecherche finde ich einen Staubsaugerroboter, der nicht nach alter Väter Sitte chaotisch zwischen Kontaktstellen (egal, ob Wand, Stuhlbein oder Saftkiste) hin- und herbounct und dabei (über Wahrscheinlichkeit und eine relativ lange Zeit gesehen) überall hinkommt.

Diese chaotische Methode beinhaltet, den Bot für eine ordentliche Reinigung in einem Raum einzusperren, bis er damit durch ist. Geschlossene Türen sind für den Hauptmieter aber indiskutabel und werden schnell wieder geöffnet (ja, das muss nicht durch geschlossene Türen passieren, sondern geht auch über (IR?)-Leuchttürmchen).

Gleichzeitig stelle ich mir eine planvolle Reinigung zielführender vor, also einen Raum Staubsaugerbreite für Staubsaugerbreite abzufahren.

Auf einigen der Staubsaugerbots läuft ein Linux als Betriebssystem und sie lassen sich sehr einfach ~~hacken~~ im Funktionsumfang erweitern …

Das schließlich ausgewählte Gerät freundet sich schnell mit der Wohnung an, es mag besonders Schnürsenkel und dünne Kabel, die es um seine Dreck-aus-Ecken-Kratz-Bürsten wickelt, um dann um Hilfe zu rufen. Ebenso ist

Klausbärbel in den Fuß des Katzenkratzbaums verliebt, dieser ist etwa 2,5cm hoch – genug, um ihn zu besteigen, aber dann mit beiden Antriebsrädern Bodenkontakt zu verlieren.

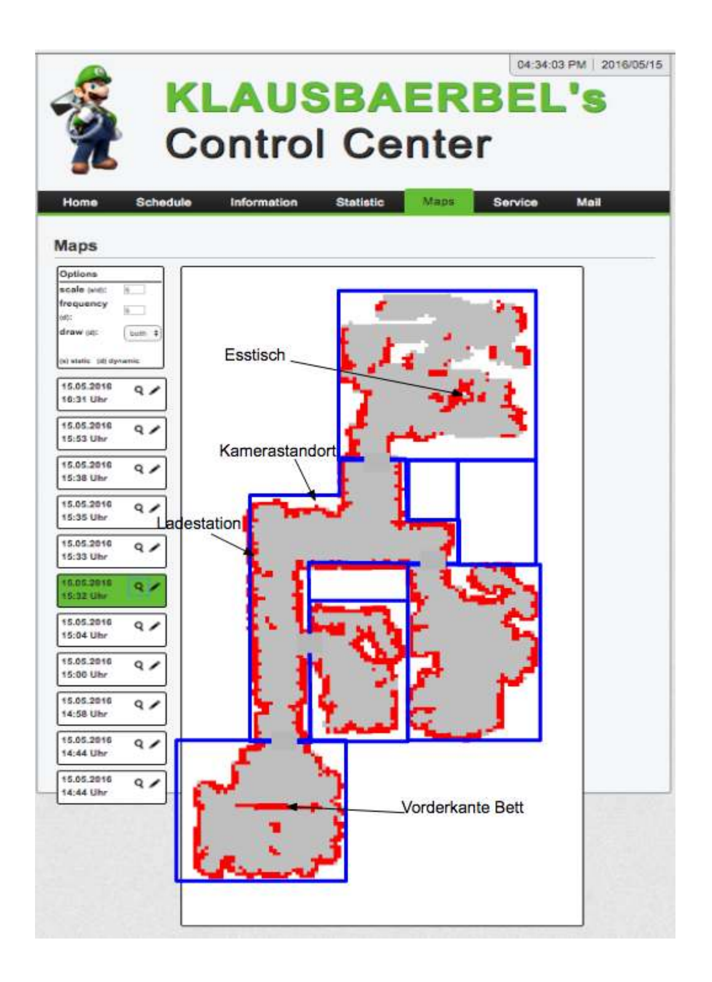
Wir passen uns also dem Bot an – der Kratzbaumfuss bekommt eine Leiste angeschraubt, und Schuhe soll man ja eh nicht wild rumliegen lassen.

Klausbärbel ist ~~transgender~~ (das heißt wohl postgender) – es ist voller metallicpinkem Nagellack, hat eine Frauenstimme, fährt aber wie ein 19jähriger Mann und bedient sich 80iger-Jahre 7-Segmentanzeigen.

Technisch orientiert sich der Bot über Radumdrehungsmesser, drei Ultraschallsensoren und zwei Kameras, wovon eine an die Decke guckt, es gibt auch Kollisionsdetektoren (die Ultraschallsensoren sehen nicht jedes Stuhlbein) und Sensoren, die verhindern, dass der Bot eine Treppe runterfährt.

Durch die eine kleine Software-Ergänzung von Bot-Enthusiasten kann man in den vorhandenen USB-Anschluss auch einen WLAN-Stick drücken und dann ein Webinterface aufrufen.

Das Webinterface kann erst mal das gleiche, was man auch über mitgelieferte Fernbedienung erreichen kann (Start/Stop, Fahr-nach-Hause, Putzmodus einstellen, Putzzeitplan erstellen) – aber noch etwas mehr, und zwar kann man darüber die Bilder der oberen Webcam ansehen und das vom Bot erstellte Mapping der Wohnung.



Die blauen Linien sind durch mich zum Vergleich ergänzt und stellen den ungefähren Grundriss der Wohnung dar.

Der Bot hat innerhalb weniger Tage ein einigermaßen zutreffendes Bild der Wohnung erstellt, die weissen Flächen kann er aus unterschiedlichen Gründen nicht befahren (Tür ständig geschlossen, Sofa / Schrank / Einrichtungsgegenstände bis zum Boden, Bierkiste im Weg).

Die roten Punkte sind Hindernismarkierungspunkte.

Interessant sind aus Kartographiesicht:

- der Esstisch (mit vier Stühlen drum rum, unter denen er relativ souverän herum fährt, er kommt auch nach dem Verschieben einzelner Stühle wieder heraus),
- ein Teppich mit etwa 3 cm langen Haaren nördlich des Esstischs, der zwar befahren wird, aber bei dem die Fühlerrädchen immer wieder kurz blockieren und damit zu einem irren-Ivan-Manöver führen, bei dem die Antriebsräder ab und zu keinen Grip haben und damit die Navigation durcheinander bringen – sowie
- das Bett, dessen Vorderkante nicht unterfahrbar ist (das Bett selbst aber schon).

Diese Karte wird mit jedem Reinigungseinsatz besser, wenn Klausbärbel von der Ladestation alleine losfährt und auch wieder dahin zurückkehrt – nur dann taucht hinterher eine Karte auf – wenn man ihn irgendwo manuell hinstellt, funktioniert das nicht.

Zur Ladestation zurück findet Klausbärbel erstaunlich gut – entweder, wenn sie fertig ist (dann wird eine kurze Siegeshymne gespielt) oder wenn der Akku alle ist (was nach längeren Teppichkämpfen bei etwa 90% der Wohnung der Fall ist).

Ist ein Raum nach Meinung des Bots sauber oder der Akku alle, wird der Raum schnurstracks ohne irgendwo anzustoßen und sehr zügig verlassen.

Die Ladestation wird anscheinend über IR gefunden, Klausbärbel fährt bis etwa 1 Meter vor die Station sehr zügig und führt dann ein Rückkehr-Kalibrierungs-Abstands-Tänzchen auf, dessen Ende mit dem Andocken abgeschlossen wird. Diese Tanz funktioniert nicht, wenn die Station stromlos ist.

Ist der Akku wieder aufgeladen und die Runde nicht vollendet, fährt Klausbärbel einfach wieder los.

Das folgende Video führt vor allem meine exzellenten Kameraführungs-, Dramaturgie- und Videoschnittfähigkeiten vor – aber gerüchteweise soll es trotzdem Leser geben, die das interessiert. Es sind mit Ansage 3:33 LANGWEILIGE Minuten!



Video: www.youtube.com/watch?v=3Yfo-VyH_gQ

Unter dem Strich: Das Ding macht erstaunlich gut sauber, vor allem dadurch, dass sie an Stellen kommt, wo man als Mensch eher nicht saugt. Er verfranzt sich nach dem Lernvorgang auf Seiten der restlichen Bewohner nicht mehr in Kleinteilen, ist erträglich leise und der Kater beobachtet Klausbärbel nur mit mittlerem Mißtrauen.

Das Ausleeren des Schmutzbehälters ist ne schmutzige Angelegenheit (naja, so wie bei anderen beutellosen Staubsaugern eben auch), für das Reinigen der Filter benötigt man eigentlich einen anderen Staubsauger.

Alexander Stielau

22. Mai 2016

Schweizer Badeanstalt, Ort der Gesetzlosigkeit

In der Badeanstalt “Unterer Letten” in Zürich ist der Gebrauch von Bild- und Tonaufzeichnungsgeräten aus Rücksicht auf den Schutz der Privatsphäre *strikte verboten*:



Ohne schriftliche Bewilligung des Sportamtes fotografiert

Insbesondere untersagt sind Handys mit Möglichkeiten zur Bild- und Tonaufnahmen. “Welche denn dann nicht, das sind ja inzwischen alle”, sage ich zu Aleks, “sogar deines.” Folgsam lasse ich mein Handy in einem Schließfach zurück, um nicht etwa den *Entzug der Eintrittskarte* zu riskieren. Der Eintritt ins Bad ist zwar frei, aber es ist die Schweiz, da weiß man nie.

Die Kundschaft jedoch nimmt wenig Rücksicht auf den Schutz ihrer Privatsphäre. Jeder Zweite hat ein Smartphone in der Hand (obwohl die Liegeflächen handygefährdend auf einem Holzsteg mit breiten Spalten über dem Fluss angebracht sind). Ein Kind schwimmt mit einem Brustgurt, der eine GoPro hält.

Beweisfotos konnte ich leider nicht anfertigen.

Kathrin Passig

23./24. Mai 2016

Wie der Nachwuchs an das Jahr 2005 herangeführt wird

Ich gebe Unterricht in Sachen Blogs an einem Gymnasium in Bonn-Bad Godesberg. Dort werde ich mit der harten Realität des Computerunterrichts im Jahre 2016 konfrontiert, der sich kaum von dem Zustand vor zwanzig Jahren unterscheidet, als ich noch selbst die Schulbank drückte.



Um die 14- und 15-Jährigen am Computer zu unterrichten, muss man wie damals in einen Computerraum gehen, wo mehrere Desktoprechner mit 15-Zoll-Monitoren stehen (immerhin keine Röhrenmonitore mehr), die mit Windows XP und einer leicht angestaubten Version des Internet Explorers ausgerüstet sind. Wenigstens sind die Sicherheitseinstellungen nicht so restriktiv, ich kann den Schülern ohne Umstände den neuesten Chrome-Browser installieren.

Vorne gibt es Neuerungen im Jahrzehntevergleich. Dort steht keine grüne Tafel mehr, die man mit Kreide beschriftet, sondern ein Whiteboard, über dem ein Beamer fest installiert ist. Bedienen lässt sich der Beamer jedoch nur mit einem Rechner, der neben dem Whiteboard in einem abschließbaren Kasten an die Wand geschraubt ist. Dieser Rechner hat nichts mit dem Lehrer-PC zu tun (auf dem Bild der, vor dem der Schüler im roten T-Shirt sitzt), womit dieser für meine Vorführungszwecke nutzlos ist.

WLAN gibt es nicht, wäre aber auch nicht sinnvoll, denn die gesamte Schule teilt sich einen 10-MBit/s-Anschluss, was einem Fünftel der Bandbreite bei mir zuhause entspricht.

Johannes Mirus

Mai 2016

Balearische Bredouillen

Mallorca soll ja auch ganz ruhige Ecken haben, wie der Volksmund seit circa 10.000 Jahren nicht müde wird zu behaupten. Beim ersten Urlaub auf besagter Insel müssen wir dem Volksmund binnen Stunden voll und ganz recht geben. Schafe, Ziegen, Olivenbäume, Vogelgezwitscher, Einsamkeit, ein plätscherndes Bächlein, eine Finca, die nur per Geländewagen oder einstündigem Fußmarsch ereichbar ist. Während ebendieses einstündigen Fußmar-

sches durch die Olivenhaine frage ich mich mehrmals, warum ich eigentlich für einen gerade mal fünftägigen Urlaub das Macbook eingepackt habe, um es jetzt im Rucksack durch balearische Idyllen zu schleppen.

Tag 2, Wanderung an der Steilküste, azurblaues Meer, Nadelbäume, pittoresk zerbröckelte Natursteinmauern, die Idylle kennt kein Ende. Beim Instagrammen entdecke ich: 3 Anrufe in Abwesenheit und eine SMS des Chefredakteurs, bitte sofort um Rückruf. Oje, vermutlich ist irgendein Architekt gestorben und es gibt akuten Nachrufbedarf? Ich rufe zurück. Nein, so der Chefredakteur, bei einem Wiener Architekturstreit habe sich wieder mal eine neue Wendung ergeben, die eines Kommentars bedürfe, bitte bis überübermorgen in der Früh schicken, exakt soundsoviel Anschläge, geht das? Ja, geht. Ist ja noch genug Zeit. Wie klug und vorausschauend von mir, das Macbook durch die Olivenhaine geschleppt zu haben! Nur ein Telefoninterview ist dafür nötig, das wird sich aber irgendwann am Ende der Wanderung unterbringen lassen.

Eine Stunde später ereignen sich auf der idyllischen Aussichtsterrasse eines idyllischen Aussichtsrestaurants zeitgleich folgende Dinge: 1. Besagter Interviewpartner ruft mich an. 2. Ich zerre mein Notizbuch aus dem Rucksack, um mitzuschreiben. 3. Der bestellte Fisch wird serviert. 4. Es beginnt zu regnen und tropft auf mein Notizbuch (und auf den Fisch). 5. Am Nebentisch beginnt eine Großgruppe britischer Rentner, lauthals britisches Liedgut zu grölen. Irgendwie gelingt es dann doch, das halbstündige Interview halbwegs lesbar hinzukritzeln, der Regen hört auf, und der Fisch ist beim Essen auch noch warm. Der Gatte rollt amüsiert die Augen.

Tag 4, wir sind in eine Zweitfinca direkt an der Küste weitergezogen, winziges einsames Häuschen, Ausblick aufs Meer, noch mehr Vogelgezwitscher, und noch dazu tadelloses WLAN. Verbringen wir also erstmal den Tag unten am Meer, am Abend kann ich ja dann schnell den Kommentar schreiben und mit dem tadellosen WLAN nach Wien schicken.

Später Nachmittag, mittelmeergestählt zurück im Häuschen, in den Liegestuhl auf der Terrasse, Kabel durchs Fenster, Laptop aufklappen, es kann losgehen. Eitel rühme ich mich kurz selbst dieser elitären Telearbeitssituation

wie aus einer Telearbeitsfernsehdoku. Jedoch. Der Laptop lädt nicht, und hat nur 5 % Akku, weil ich vergessen hatte, ihn vor dem Baden aufzuladen. Das tadellose WLAN ist plötzlich nicht auffindbar. Auch Licht und Kühlschrank sind aus, es gibt überhaupt keinen Strom. Leichter Anflug von Unruhe. Ich rufe auf dem Handy die Finca-Señora an. Nein, es gebe auf der ganzen Finca gerade keinen Strom. Man wisse halt auch nicht. Stärkerer Anflug von Unruhe. Ich fotografiere das Word-Dokument, in dem ich mir Stichworte für den Artikel notiert habe, vom Laptop ab. Zur Not muss ich den Kommentar blind im Dunklen von Hand ins Notizbuch schreiben, und dabei auch noch die genaue Buchstabenanzahl mitzählen, aber wie ihn dann nach Wien bekommen? Als SMS? Telefonisch diktieren? Draußen idyllt es immer massiver vor sich hin, die Sonne macht fotogene Dinge mit den Olivenhainen und dem Horizont, ich zetere mit dunklen Comicwölkchen über dem Kopf vor mich hin.

Gut, gehen wir eben ins Dorf hinunter, dort gibt es sicher Strom, und irgendein Hotel-WLAN, das man anzapfen kann. Im Café im Ort ist es verdächtig dunkel, tja, sagt der Wirt fröhlich, Stromausfall im ganzen Dorf. Man wisse halt auch nicht. Es sei Pfingstsonntag, das könne schon dauern. Massiver Anflug von Unruhe.

Also dann halt mit dem Mietauto in den Nachbarort, um dortige Hotel-WLANs aufzusuchen? Ah, haha, nein, das würde nichts bringen, sagt der Wirt, er habe soeben erfahren, der Stromausfall betreffe die gesamte Nordwestküste Mallorcas. Unruhe wird zu leichter Panik. Der Text muss morgen sehr früh in Wien sein, und geht dann auch gleich in Druck.

Was macht man also in solchen Krisensituationen? Man geht erst mal essen. Das ausgezeichnete Restaurant hat irgendeinen Notstrom in der Küche und fabriziert ausgezeichnete Dinge damit, die ich allerdings nicht wirklich genießen kann.

Nach dem zweiten Beruhigungsbier verkündet die Restaurant-Señora fröhlich, der Strom sei jetzt wieder da, wir eilen nach Hause, alles funktioniert, ich schreibe den Kommentar, schicke ihn nach Wien und schwöre mir, nie wieder an idyllischen Steilküsten Schreibaufträge anzunehmen.



Sonne aus, Strom wieder an.

Maik Novotny

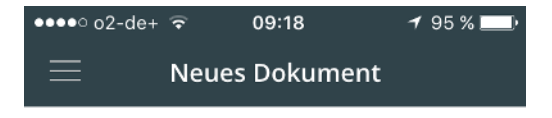
Mai 2016

Neue Superkraft: Ich scanne ein Virus!

Einen schönen Aspekt des Techniktagebuchs finde ich, dass man quasi live mitlesen kann in welchen Bereichen ihres Lebens die Autoren besonderen Wert auf zukunftsweisende Technik legen – Zahlungsverkehr, Ticketbuchung, Medienkonsum, usw. – und was sie dabei so an Erfolgen und Rückschlägen erleben.

Ich persönlich strebe ja sehr danach, im Alltag möglichst ohne unnötiges Papier auszukommen. Und es dabei vor allem zu vermeiden, Daten, die mir von einem Computer ausgedruckt wurden, von Hand in einen anderen Computer einzugeben.

Als kleines Stück Brückentechnologie auf diesem steinigen Weg dient mir eine App meiner Bank, mit der man vorgedruckte Überweisungsträger mit dem iPhone "scannen" – also abfotografieren – kann. Als Ergebnis erhält man einen vorausgefüllten Überweisungauftrag für das Online-Banking. Das klappt auch einigermaßen.



Was möchten Sie begleichen?



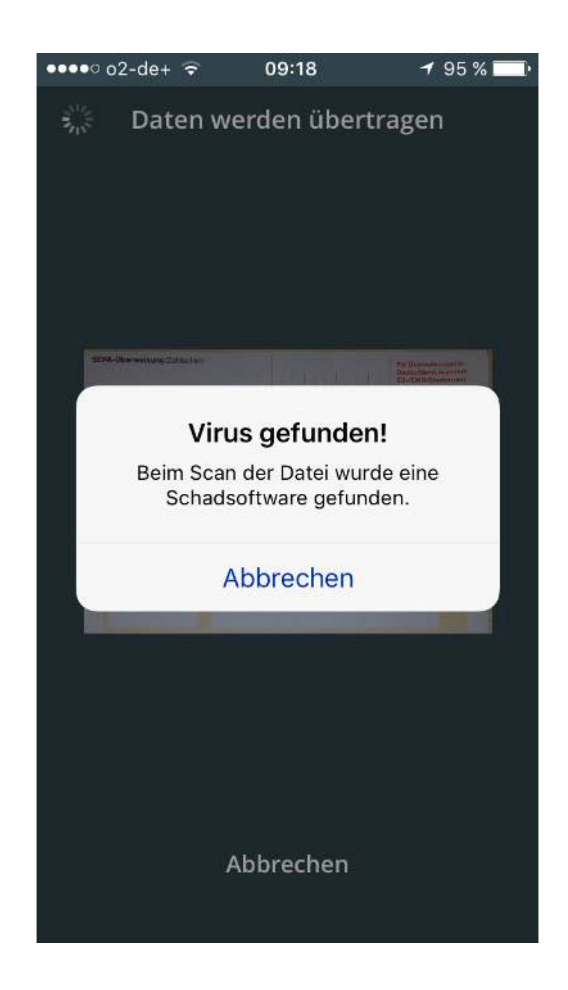
Rechnung/
A4 Überweisungsträger



Überweisungsträger



Heute allerdings überrascht mich die App nach dem Scanvorgang mit folgender Fehlermeldung:



Ich verfüge über genügend technische Kenntnisse, um mir einigermaßen zusammenreimen zu können, was hier passiert. Die Aufnahme wird an einen Server geschickt, der die Texterkennung erledigt, mit der Kontonummer, Überweisungsbetrag, Betreff, usw. aus dem aufgenommenen Bild ermittelt werden.

Da über diesen Server die Transaktionsdaten zahlreicher Bankkunden laufen, sind seine Betreiber vermutlich einigermaßen paranoid. Sie haben also einen Virenscanner installiert, der alle eingehenden Daten überprüft. Die bestehen in diesem Fall natürlich nur aus einem Foto meiner Überweisung. Aber es hat schon diverse Fälle gegeben, in denen Bilddaten tatsächlich als Einfallstor für Schadcode dienten.

Und bekanntermaßen schlagen Virenscanner gern mal falschen Alarm – ungefähr so wie ein übereifriges Immunsystem, das auch Gräserpollen oder Haselnussproteine für gefährliche Eindringlinge hält.

Amüsant ist an dieser Stelle allerdings, dass das vermeintlich gefährliche Bild direkt aus der App der Bank stammt. Und natürlich die Tatsache, dass diese Fehlermeldung mir im Klartext auf dem iPhone angezeigt wird.

Ich habe noch ein wenig herumprobiert, ob ich den Effekt reproduzieren kann. Aber es blieb bei diesen einmaligen Moment. Also wohl doch keine neue Superkraft. Ich hätte ja auch gar nicht gewusst, was genau mein Virus auf dem Server getan hätte und wie ich die Bank damit hätte erpressen können.

Virtualista

2.6.2016

Erhellende Flatulenz

Ein Bekannter, der hier – wie vielleicht gleich nachvollziehbar – nicht genannt werden möchte, erzählte mir eben folgende Geschichte:

„An mein Bett ist seitlich ein Nachtschränkchen montiert. Darunter ist ein nach vorn offener Hohlraum. Da wohnen nicht nur einige Wollmäuse, sondern es liegt dort auch ein Dreifachstecker für Nachttischlampe und Wecker. Ein Stecker war frei. Dort habe ich nun ein Nachtlicht mit einem Bewegungs-

melder hineingesteckt. So muss ich kein Licht einschalten, wenn ich nachts mal raus muss. Sobald ich einen Fuß aus dem Bett strecke, glimmt das kleine Lichtlein auf.

Kürzlich gab es zum Abend einen deftigen Bohneneintopf. Als ich so im Bett liege, rumort es in meinem Bauch. Ich liege auf der Seite, mit dem Gesicht dem Nachtschränkchen abgewandt und ziehe die Bettdecke etwas hoch, um einen kräftigen Darmwind ins Freie zu lassen, was ja wohl jeder in seinem privatesten Umfeld mal macht. Ich wundere mich ein bisschen über die frei gewordene Energie, aber mehr darüber, dass es unter dem Nachtschränkchen plötzlich hell wird.

Bei genauerer Betrachtung verfügt das Nachtlicht gar nicht über einen Bewegungsmelder, sondern über einen Wärmesensor. Der, angeregt durch meine Darmtätigkeit, gab dem Licht das Signal zum Einschalten.

Ich habe nun allerdings davon abgesehen, diese Technik zu verfeinern, sondern habe festgestellt, dass man auch mit einem kräftigen Lupfer der Bettdecke genügend Warmluft in Richtung Nachtlicht wabern lassen kann, so dass es sich einschaltet, ohne dass man den Fuß aus dem Bett zu strecken braucht.“

Markus Winninghoff

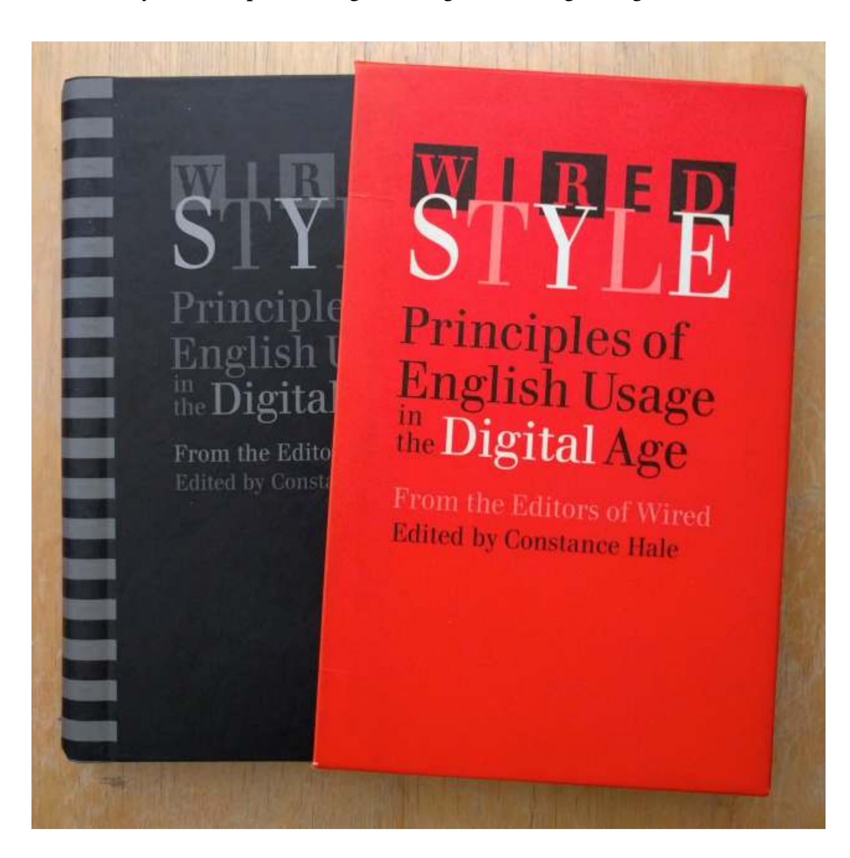
1996 (von 2016 aus noch einmal durchgeblättert)

Guter Stil in Gegenwart und Zukunft

Gegen Ende der Frankfurter Buchmesse kann man an den Ständen der englischsprachigen Verlage Bücher kaufen. Bei den deutschen ist das nicht erlaubt, bei den ausländischen wird vermutlich ein Auge zugedrückt. Englischsprachige Bücher sind ansonsten in Deutschland im Jahr 1996 praktisch nicht erhältlich. In Buchhandlungen gibt es nur ein kleines Bestsellersortiment, das

etwa dem einer Flughafenbuchhandlung entspricht. Die Bücher müssen aus einem Papierkatalog bestellt werden und kosten das Doppelte der Preise im Ursprungsland. Das macht es attraktiv, sich auf der Buchmesse einzudecken.

In diesem Jahr kaufe ich unter anderem das gerade erschienene Handbuch "WIRED Style: Principles of English Usage in the Digital Age":



Das Buch hat einen roten Pappschuber, innen neongrüne Seiten und Spiralbindung, man sieht also gleich, dass es von der Gegenwart, wenn nicht der Zukunft handelt. "An experiment in nonlinear, networked editing, *Wired Style* might be called an *Elements of Style* for the 21st century." steht auf der Rückseite des Schubers. Gegliedert ist das Buch in Abschnitte wie "Transcend the Technical", "Capture the Colloquial" und "Go Global". Diese Abschnitte enthalten alphabetisch sortierte kurze Einträge.

Einige Einträge handeln von Geschehnissen, die 1996 noch frisch waren und heute weitgehend vergessen sind, wie "Canter & Siegel" über den Skandal um die erste Werbung im Usenet. Die meisten Einträge fallen auch 2016 nicht weiter auf: ANSI, Arpanet, Atari, CERN ... Mit ein paar Ausnahmen.

"T1" ist "a high-speed network link that transmits data at 1.5 Mbps". 1,5 Mbps ist das, was ich im April 2016 als "das alte, langsame Internet" im Haus meiner Mutter beschrieben habe. Die Beispiele, die im Eintrag "bandwidth hog" für Anwendungen genannt werden, die viel Traffic erzeugen, sind "CU-SeeMe, RealAudio, and NetPhone" (ein Videokonferenz-Tool, ein Audiodateiformat und keine Ahnung). Zum Thema "telnet" wird der Wired-Journalist Gary Wolf zitiert: "It's the closest thing to teleportation that you're likely to experience in your lifetime." Die Bürger des Netzes heißen "netizens", "digerati" oder "websters". E-Mail schreibt man laut Wired "email", und sie ist dem Journalisten Jon Katz zufolge "The best form of communication – ever."

Was es schon gibt

"App" existiert schon, aber in einer anderen Bedeutung: "The Newton was gonna be a killer app, and so was interactive TV. Now it's the Web, Sun's Java, and the click-and-buy concept. We'll see." Leider hat das "click-and-buy concept" keinen eigenen Eintrag. Bots gibt es auch schon: "The word bot pops up everywhere", und zwar in derselben Bedeutung wie heute. "cyber-" war genau wie heute ein "terminally overused prefix for all things online and digital", und William Gibson bereute schon damals, den Begriff *cyberspace* jemals geprägt zu haben.

Der Eintrag “Digital Revolution” beginnt mit “It’s here.” und endet mit “The Digital Revolution is whipping through our lives like a Bengali typhoon.” “Social life on computer networks” ist unter dem Stichwort “the hive” verzeichnet, “related concept is *hive mind*”. I-phone ist der generische Begriff für Internet-Telefonie, nicht zu verwechseln mit IPhone, einem eingetragenen Warenzeichen der Firma VocalTec Inc.

Meme sind schon ein Begriff, allerdings steht in der Erklärung nichts von Katzenbildern. Touchscreens sind “used in everything from multimedia kiosks to your neighborhood bar”, das muss ich damals verpasst haben. Der Begriff “realies” der mir gerade zum – dachte ich jedenfalls – ersten Mal in Kevin Kellys Buch “The Inevitable” (Juni 2016) begegnet ist, wird auch schon erklärt: “Location-based entertainment that combines elements of videogames, movies, and amusement park rides.” Aber Kevin Kelly besitzt wahrscheinlich eine Zeitmaschine und hat das Wort rückwirkend in mein Buch eingeschmuggelt, was wegen der Spiralbindung unauffällig zu machen war.

Was es demnächst geben soll:

“set-top box: The hardware that transforms your TV into a computer. The Pandora’s box of the video-on-demand, home-shopping, 500-channel, interactive-TV future.” Diese “500 channels” werden häufiger erwähnt. Das Zukunftsinternet von 1996 ist offenbar ein sehr fernsehähnliches. Kevin Kelly geht darauf in “The Inevitable” auch ein:

> “I was a co–founding editor of Wired, and when I recently reexamined issues of Wired from the early 1990s (issues that I’d proudly edited), I was surprised to see them touting a future of high production-value content—5,000 always-on channels and virtual reality, with a sprinkling of bits of the Library of Congress. In fact, Wired offered a vision nearly identical to that of internet wannabes in the broadcast, publishing, software, and movie in-

> dustries, like ABC. In this official future, the web was basically TV that worked. (. . .) The only uncertainty was, who would program it all?"[1]

Im Eintrag "CD" ist von der demnächst verfügbaren "HD-ROM" die Rede, auf die das 1.500-fache an Daten passen sollte. Ich weiß nicht, was aus der HD-ROM geworden ist, hat man sie anders genannt oder gar nicht erst entwickelt? Um die DVD kann es sich nicht handeln, denn die hat bereits einen eigenen Eintrag.

Was es noch nicht gibt

Das Inhaltsverzeichnis enthält keinen Eintrag für Open Source und keinen für Postprivacy, was vermutlich damit zusammenhängt, dass es noch nicht mal einen für Privacy gibt. Zwischen "Smalltalk" (der Programmiersprache) und "Smileys", wo später die Erfindungen eingebaut werden, die mit "Smart" anfangen, steht noch nichts. "video-on-demand" hat einen Eintrag, ist aber "tagged as vaporware", und *vaporware* ist "software that never makes it off the drawing board". Es gibt keine Blogs, auch nicht unter dem Namen Weblogs. Die Liste der Suchmaschinen lautet: AltaVista, excite, HotBot, Infoseek, Inktomi, Lycos, WebCrawler und Yahoo! Im Eintrag über die Schreibweise von Telefonnummern werden Mobiltelefone nicht erwähnt; vor der eigentlichen Nummer kommt nur die Ortsvorwahl, und sie ist in Klammern zu schreiben, weil man sie lokal ja nicht benötigt. Sharing existiert nur als

[1] Um diese Stelle aus der E-Book-Version von "The Inevitable" zu kopieren, musste ich sie erst in der Desktop-Version meiner Kindle-App suchen, feststellen, dass man dort immer noch nichts kopieren kann, die Stelle in der Kindle-App auf dem Handy suchen, die darüber abgestürzte App neu starten, die Stelle noch einmal suchen, sie kopieren und das Ergebnis in einem Facebook-Messenger-Chat mit mir selbst ablegen, um es dann hier drin zu verwenden. Aber ich will nicht klagen, in *Wired Style* ist von der Existenz von E-Books noch nicht mal die Rede.

Wortbestandteil von Shareware (sowie im Eintrag "FYFS": "fuck you for sharing"). JPEG, GIF und TIFF werden erklärt, PNG nicht. MPEG gibt es schon, MP3 noch nicht.

Kathrin Passig

12. Juni 2016

Ortsdatenübermittlung und Überwachungssorgen: Heute mal umgekehrt

Ein Freund bittet im Facebook-Messenger um einen Anruf. Er sei in Schwierigkeiten. Wie sich herausstellt, hat er in der vorangegangenen Nacht nach Alkoholkonsum (Fehler 1) in Gesellschaft fremder Leute (Fehler 2) LSD genommen und fühlt sich jetzt als Mittelpunkt einer großen Verschwörung. Ich versuche herauszufinden, wo er ist.

– "Ich bin nach Westdeutschland verschleppt worden, von Betrügern und schlechten Statisten!"
– "Wo bist du denn in Westdeutschland?"
– "Ich glaube, es ist nur Westberlin. Ja ... Könnte der Wedding sein."
– "Wie sieht es da aus, wo du bist?"
– "Grün. Aber das liegt wahrscheinlich am LSD."

Ich überlege, ob ich ihn um Ortskoordinaten bitten soll. Aber die Standortübermittlung mit dem Handy finden viele schon nüchtern zu kompliziert. Außerdem hält er mich dann wahrscheinlich für ein weiteres Werkzeug der Verschwörung. Doch da bietet er es von sich aus an: "Ich schicke dir gleich mal meinen Standort." Gleich danach bekomme im Facebook-Messenger einen Kartenausschnitt mit Standortmarkierung. Ich kann den Freund dort abholen und meiner Bürgerspflicht des Tripsitting nachgehen. Danke, Facebook, danke, Internet! Wenn das schon bei Drogenverwirrten so gut funktioniert, sehe ich meiner eigenen Altersdemenz zuversichtlich entgegen.

Alan Smithee

17. Juni 2016

Musik hören und austauschen

Im Büro unterhalte ich mich mit zwei Azubis (18) über ihren Musikkonsum. Ein Anhören in einer bestimmten Reihenfolge ist völlig verschwunden: Die Musikdateien auf ihrem eigenen Abspielgerät teilen sie sehr wohl in Gruppen ein und typisieren sie nach Anlass und Stimmung, doch angehört werden sie in Zufallsreihenfolge: „Sonst weiß ich ja vorher schon, was als nächstes kommt, das ist ja langweilig." Ich frage die beiden, ob und wie sie Musik verschenken. Aus Erzählungen kennen sie Mixtapes und selbst gebrannte CDs, doch selbst teilen sie mit Freunden eher einzelne Stücke auf Facebook; das Verschenken von Zusammenstellungen ist für sie nichts Vertrautes. Und wenn doch: Einen Link zu einer Playlist auf Spotify bezeichnen sie als „zu unpersönlich"; eher überreichen sie eine Zusammenstellung auf einem USB-Stick. Meine Nachfrage, mit welcher Technik sie zumindest hier eine durchkomponierte Reihenfolge erreichen, verstehen sie nicht: Dieses lineare Durchkomponieren, vielleicht sogar mit einem Intro oder dazwischen kommentierenden Filmdialogen/Kabarettausschnitten, ist ihnen fremd.

die Kaltmamsell

20.06.2016

Die Gelben Seiten

Im Spätkauf, der gleichzeitig eine Postfiliale ist, gebe ich einen Brief ab und kaufe mir was zu trinken. Auf dem Tresen liegt ein Stapel "Gelbe Seiten". Der Verkäufer fragt, ob ich ein Exemplar mitnehmen will. Ich gucke gequält und sage, dass ich mir das doch selbst aus dem Internet ausdrucken kann. Während wir uns darüber unterhalten, dass es sicher schwer ist, die loszuwerden, kommen weitere Kunden. Alle machen Gelbe Seiten-Witze. Einer

will den Stapel mitnehmen, um beim nächsten 1. Mai bewaffnet zu sein (die Gelben Seiten sind die neuen Pflastersteine), ein anderer bedauert keinen Ofen mehr zu haben.

Nächste Woche kommt das Telefonbuch, sagt der Ladenbesitzer und grinst.



1. Juli 2016

Das Internet ist keine Bibliothek: Quellenangaben im Wandel

Ich lese das gerade erschienene Buch “Kultur der Digitalität” von Felix Stalder. Die erste Fußnote lautet:

> Biddle, Dan, (2014), “Five million tweets for #Eurovision 2014”, blog.twitter.com, 11.05. (online). Ich verzichte bei Onlinequellen auf die Nennung der vollständigen URL. Das Internet ist keine Bibliothek, und Adressen (und die Dokumente, zu denen diese Adressen führen) sind strukturell instabil. Anstatt lange Adressen abzutippen, ist es oftmals zielführender, den Titel eines Dokuments in eine Suchmaschine einzugeben.

Ich sehe das zum ersten Mal, und es leuchtet mir sofort ein. Mein erstes Buch, 2000 erschienen, enthielt viele Internetadressen, die schon wenige Jahre später ins Nichts führten. In meinem zweiten Buch mit Quellenangaben, 2007, heißt es:

> Bei Onlineveröffentlichungen, die mit einiger Wahrscheinlichkeit dauerhaft am selben Ort zu finden sein werden, ist die Adresse angegeben. Viele der angegebenen Publikationen sind frei im Internet verfügbar; der Rest lässt sich über den Lieferdienst der Bibliotheken unter www.subito-doc.de bestellen.

Bei den Onlinequellen steht auch der Titel, man kann sie also auch nach dem Verfall der URL auf die bei Felix Stalder empfohlene Weise wiederfinden, so sie noch existieren. Meine Zuneigung zum Dokumentenlieferdienst subito wird erst im nächsten Jahr aus Urheberrechtsgründen versiegen.

Bei meinem dritten fußnotenhaltigen Buch (2008) habe ich die Nase voll von gedruckten und nie mehr veränderbaren URLs. Auf der letzten Seite steht:

> ... wir sind zuversichtlich, weitere interessante Fallstudien in die nächsten Auflagen oder ins Blog zum Buch (unter prokrastination.com) aufnehmen zu können. Dort finden sich auch Quellenangaben zu den im Buch verwendeten wissenschaftlichen Artikeln.

Die theoretisch leicht veränderbare Online-Quellensammlung haben mein Coautor und ich, soweit ich mich erinnere, nach dem Erscheinen des Buchs nicht mehr angefasst. Eventuell haben wir sie nicht einmal angelegt, ich kann sie jedenfalls 2016 nicht finden. Aber falls doch, dann sind vermutlich auch dort alle Links verfallen.

"Verirren – Eine Anleitung für Anfänger und Fortgeschrittene" (2010) enthält drei Internetadressen und keinen Kommentar zu ihrer Verwendung. Es war allerdings auch ein Thema, zu dem sich mehr in Büchern als im Netz finden ließ.

In "Internet – Segen oder Fluch" (2012) gibt es ebenfalls kaum URLs. Erste Workarounds zeichnen sich ab:

> Kritiker dagegen waren überzeugt, dass blablaba, das steht nun wirklich überall.

> Suchstichwort "quantified self".

> ... in einem Manuskript ohne Titel, das man unter dem Suchbegriff "horrible masse de livres" an verschiedenen Stellen im Netz finden kann.

> Ach, schauen Sie halt selber irgendwo nach, dafür ist es ja erfunden worden, das Internet.

Wikipedia-Einträge nennen wir nur beim Namen, nicht bei ihrer Adresse. Ein paar URLs, fünf Stück vielleicht, sind aber immer noch enthalten.

Beim nächsten Buch mache ich es dann auch so wie Felix Stalder.

Kathrin Passig

Etwa seit 2000, andauernd

Das Foto als Beweismittel im Digitalzeitalter

Um meinen Beruf – Rekonstruktion von Verkehrsunfällen in Gerichtsverfahren – ordentlich ausüben zu können, benötige ich Fotos von den beteiligten Fahrzeugen, Spuren, der Unfallstelle usw. und das in bestmöglicher Qualität. Dann lassen sich am ehesten klare Schlüsse aus dem Beweismaterial ziehen. Das ist wichtig, damit der Beweispflichtige sein Anliegen durchsetzen kann (oder sich herausstellt, dass die andere Seite Recht hat). Je schlechter das Material, desto unschärfer das Ergebnis. Das bedeutet, dass die Qualität der Fotos und ihre Übertragung einen direkten Einfluss darauf haben kann, ob jemand seine Schadensersatz- oder Schmerzensgeldansprüche durchsetzen kann bzw. jemand strafrechtlich belangt oder freigesprochen wird.

Die Fotos, um die es geht, werden meistens von Polizisten oder anderen Sachverständigen angefertigt, in zunehmenden Maße aber auch von Beteiligten oder Zeugen mit ihren Handys.

In meinen ersten Berufsjahren habe ich mit Papierabzügen und Negativen hantiert. Etwa zur Jahrtausendwende hat es mit Digitalfotos angefangen. Heute (2016) hat die Durchdringungsrate fast 100% erreicht. Nur ganz vereinzelt hat man es noch mit Papierfotos zu tun.

Während die Kamera das Licht in elektrische Ladung umwandelt, heißt das noch lange nicht, dass das Foto als Sammlung elektrischer Ladung so bei mir ankommt, wie sich die Kamera das mal gedacht hat. Folgende Varianten sind mir bislang untergekommen:

- *Fotos im Raw-Format.*
  Ist mir in 16 Jahren erst einmal untergekommen. Die Qualität ist natürlich sehr gut, die Handhabung aber etwas umständlich, weil jeder Kamerahersteller sein eigenes Formatsüppchen kocht.

- *Fotos mit maximaler Auflösung der Kamera im jpg-Format.*
  Wäre die wünschenswerte Variante, kommt aber seltener vor als man denkt.

- *Fotos in Vorschauauflösung als jpg.*
  640x480 Pixel müssen für Beweissicherung ja wohl reichen, oder? (Antwort: Nein)

- *Fotos als Thumbnails (jpg).*
  Ich breche heulend am Rechner zusammen: "Ich habe die Fotos verkleinert, damit ich sie besser per Mail verschicken kann", freut sich die Gegenseite. Es sind nur ein paar Pixelhaufen zu erkennen.

- *Fotos in einigermaßen hoher Auflösung in ein PDF eingebettet.*
  Kommt ziemlich häufig vor. Z. B. mit Adobe Acrobat lassen sich die Bilder exportieren. Klappt meistens zuverlässig. Damit kann man arbeiten, wenn auch leicht eingeschränkt.

- *Fotos in geringer Auflösung in ein PDF eingebettet.*
  Ist die Regel. Das Programm, mit dem die PDFs erstellt werden, zerfetzt die Fotos mitunter und bettet sie in einzelne Streifen zerlegt in das PDF ein. Acrobat exportiert dann nicht das ganze Foto, sondern die einzelnen Streifen. Die setzt man entweder mit Photoshop wieder zusammen oder verwendet ein kleines Hilfsprogramm, das ein Kollege unter der Hand freundlicherweise weitergibt. Die Fotos sind für meine Zwecke nur bedingt geeignet, weil man sinnvoll keine Ausschnittvergrößerung machen kann.

- *Fotos in ein passwortgeschütztes PDF eingebettet.*
  Kommt selten vor. Acrobat weigert sich aber, die Fotos zu exportieren, bis man das Passwort eingetippt hat (das man mir natürlich nicht verrät). Ich habe aber ein Tool in der Hinterhand, um das Passwort zu knacken, so dass ich ohne Screenshot an das Foto als Datei herankomme. Die Auflösung lässt meistens zu wünschen übrig, Hineinzoomen vergrößert dann nur einzelne Pixel.

- *Fotos als Datei in einer Word-Datei.*
  Als html abgespeichert landen die Fotos fein säuberlich in einem Unterordner. Geht auch mit passwortgeschützten Word-Dateien. Die Auflösung ist meistens relativ gering (72 dpi), Details lassen sich nicht vergrößern.

- *Ausdruck der Fotos farbig eingescannt und dann in ein PDF gesteckt.*
  Typische Vorgehensweise bei Versicherungen oder Bußgeldakten in Berlin (”papierlose Akte”). Dreisterweise überschrieben mit “Scan entspricht dem Original” oder ähnlicher Formulierung. Weiterverarbeitung als Screenshot. Die Qualität ist bemitleidenswert. Die Farbtiefe ist dahin, Ausschnittvergrößerungen sind matschig.

- *Ausdrucke oder Ausbelichtungen der Fotos auf Fotopapier, Originaldateien vernichtet oder nicht auffindbar.*
  Weiterverarbeitung als Scan. Qualität etwa so wie vor der Digitalfotozeit mit Papierabzügen, tendenziell schlechter bei Ausdrucken als bei Ausbelichtungen (die es praktisch kaum noch gibt)

- *Schwarzweißausdruck der Fotos farbig eingescannt und dann in ein PDF gesteckt. Oder Farbausdruck der Fotos schwarzweiß eingescannt.*
  Kommt häufiger in Anwaltskanzleien vor (”papierlose Akte”), gern auch mal verzerrt und verkantet. Weiterverarbeitung als Screenshot, ausrichten mit Photoshop. Details sind nicht zu erkennen.

- *Ausdruck von Fotos in schwarzweiß auf Umweltschutzpapier.*
  Kommt immer wieder im Umgang mit Ermittlungsakten vor. “Die Fotos müsste ein Kollege noch auf seinem Rechner haben. Ach ne, doch nicht.” Oder: “Die Aufbewahrungsfrist ist abgelaufen, die Dateien wurden vernichtet.” Ich scanne schwarzweiße Ausdrucke auf braunem Umweltpapier. Meine Tränen weichen das Papier auf und erzeugen einen Kurzschluss im Scanner.

Markus Winninghoff

Seit etwa 2010

Position und Familie

Ich habe kein so enges Verhältnis zu meinen Eltern. Wir sehen uns alle zwei bis drei Jahre, und auch dann bleibt die Begegnung meist unter vierundzwanzig Stunden. Seit sie Enkelkinder haben, telefonieren wir alle paar Wochen. Manchmal mit Video.

Etwa um das Jahr 2010 habe ich auf meiner Webseite eine Positionsanzeige eingebaut, auf der man jederzeit sehen kann, wo ich mich befinde. Das funktionierte zuerst über Google Latitude, und als dieser Dienst eingestellt wurde, habe ich mir eine eigene Lösung auf der Grundlage meiner Foursquare-Check-Ins gebaut.



Ich weiß nicht genau warum, aber ich habe damals auch meinen Eltern die Adresse gesagt, unter der diese Karte zu finden ist. Und während sich kaum jemand sonst dafür interessiert, ruft mein Vater sie beinahe jeden Tag auf. Schon seit Jahren. Das sehe ich in Google Analytics.

Wenn wir telefonieren, ist das Gespräch oft sehr einseitig, aber wenn mein Vater jetzt fragt, was es mit der Reise neulich da und dorthin auf sich hatte, haben wir eine Weile lang ein gemeinsames Thema. Mein Vater ist begeistert und rühmt die moderne Technik in höchsten Tönen. Seit ich auf einem anderen Kontinent lebe, hätten wir viel öfter miteinander zu tun und wüssten viel mehr voneinander als früher. Manchmal sagt mein Vater, mit gespielter Drohung in der Stimme: »Ich sehe alles, was du tust! Mir entgeht nichts!«

Ja, will ich dann antworten, ich teile es dir ja auch mit.

Ich bin beruflich an interessanten Orten unterwegs, aber darüber hinaus ist mein Leben wenig spektakulär: Hotel, Kunde, Flughafen. Genauso unspektakulär sind die Check-Ins, die auf meiner Karte zu sehen sind. Nur einmal, als ich überraschend ins Krankenhaus eingeliefert wurde und mich ein paar Stunden später dort eincheckte, bekamen meine Eltern einen großen Schreck und versuchten sofort, mich zu erreichen. Inzwischen sehe ich das

voraus, und wenn ich zum Beispiel einen Termin bei meiner Neurologin habe, rufe ich vorher bei ihnen an und sage, dass es nur Routine ist und sie sich keine Sorgen machen sollen.

Ich war verblüfft, als ich meine Eltern vor einem Jahr besuchte und meinem Vater zusah, wie er meine Karte aufrief. Ohne dass ich ihm das je erklärt hätte, zog er das zappelnde gelbe Männchen über die Karte und öffnete so Google Street View. Ich wusste noch nicht mal, dass das auf meiner Karte verfügbar war. Auch die Satellitenansicht hatte mein Vater schon ausprobiert, und er reagierte ein bisschen enttäuscht, als ich ihm erklärte, dass diese Fotos nicht live sind, sondern zufällige, meist Jahre alte Momentaufnahmen.

André Spiegel

1994-2016

Pokémon Go – eine Liebeserklärung mit Zeitsprüngen

Als ich um 1994 herum, mit etwa 13 Jahren, den Film „Jumpin' Jack Flash" sehe, kommt das erste Mal ein Gefühl in mir auf, für das ich keinen besseren Namen als „euphorische Techniksehnsucht" habe. Im Mittelpunkt des Films steht etwas, das man später "Chat" nennen wird, hier über einen Bankcomputer. Ich weiß einerseits, dass ich das *unbedingt* auch machen möchte und andererseits, dass dieser Wunsch nicht unrealistisch ist. Denn es handelt sich ja um existierende Technik. Zurück bleibt ein brennendes Verlangen, dass sie hoffentlich bald bei mir ankommen möge.

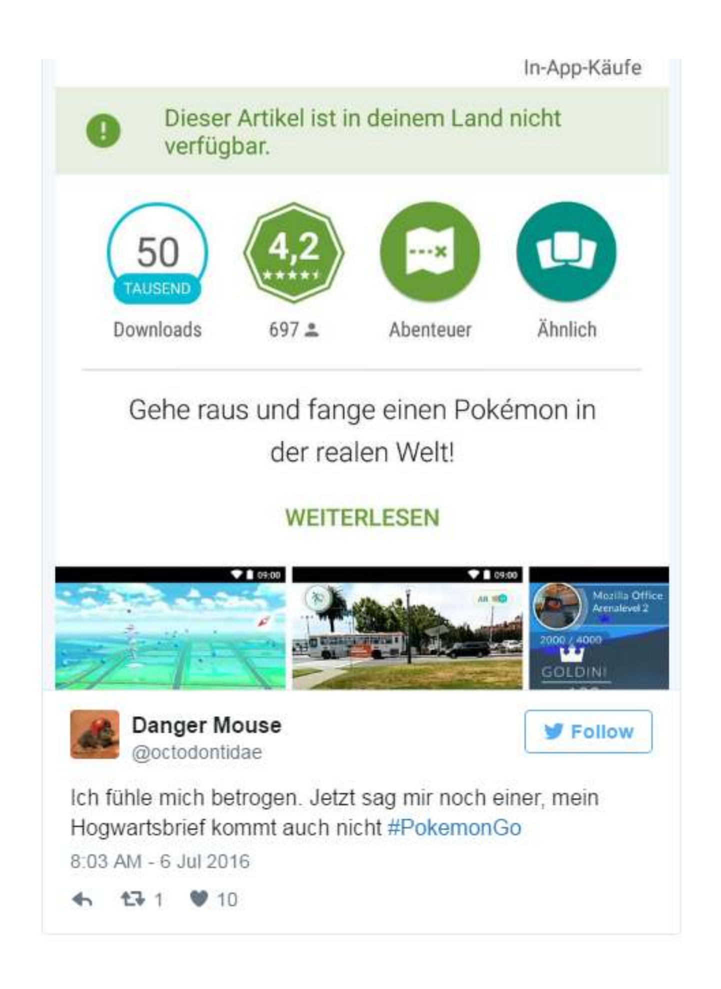
Ein weiteres Mal erlebe ich dieses Gefühl in dieser Stärke, als ich im September 2015 in meinem Tumblr-Dashboard auf diesen Post stoße. Ich kann gar nicht schnell genug auf Rebloggen drücken, so aufgeregt bin ich. Pokémon! AUF DEM SMARTPHONE! DRAUSSEN IN DER ECHTEN WELT! Leider teilt außerhalb des Internets kaum jemand meine Vorfreude. Der einzige Mensch, der genauso aufgeregt ist wie ich und mit mir geduldig auf dieses Spiel wartet, ist mein Bruder. Mit ihm habe ich Mitte der 90er Jahre die

ersten zwei Pokémonspiele für den Gameboy gespielt, die rote und blaue Edition. In dem Spiel, begleitet von einer Cartoonserie, geht es darum, eine fiktive Welt zu bereisen, unterwegs kleine Monster (pocket monster – Pokémon) einzusammeln und sie miteinander kämpfen zu lassen. Schon damals zwang einen das Spiel zur Interaktion mit anderen: Man konnte wirklich nur alle Pokémon – damals 151 – sammeln, wenn Besitzer beider Editionen untereinander tauschten. Für fast jedes folgende Nintendosystem gab es eine neue Edition mit neuen Monstern, so dass ich den Bezug zum Spiel nie wirklich verlor. Heute steht ein Papp-Pikachu in unserer Wohnung, das in den 1990ern die Wände des Computerladens meiner Heimatstadt zierte. Pokémon-Nostalgie trage ich auf Geekshirts oder als Karnevalskostüm.

Monate vergehen, von Pokémon Go keine Spur. Ich habe es schon fast vergessen, da taucht es am 6. Juli 2016 plötzlich in meinem Twitterfeed auf. Mein Herz bleibt für eine Sekunde lang stehen.



Sofort rufe ich den Appstore auf, nur um direkt enttäuscht zu werden.

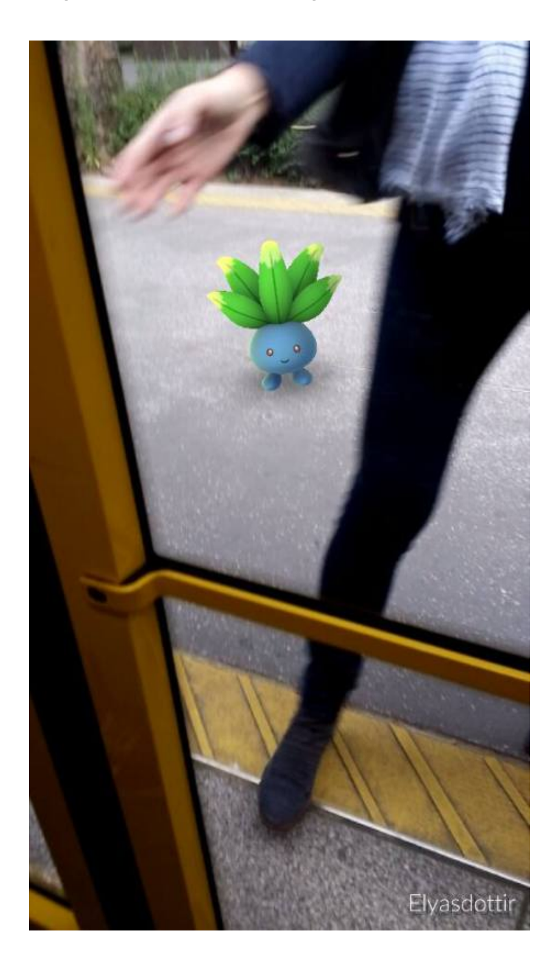


Doch nur wenige Minuten erhalte ich per Twitter-Direktnachricht einen Tipp, mir das Mirror-APK zu besorgen. Noch im Büro lade ich es herunter – es funktioniert. Ich starre auf mein Handydisplay, kurzzeitig paralysiert vor lauter Euphorie, Nostalgie und Neugier. Doch die Arbeit geht leider vor. Wenige Minuten später erreicht mich allerdings eine Nachricht meines Mannes:

unser Familienauto hatte einen Sprung in der Windschutzscheibe, um den ich mich sofort kümmern muss. Leider. Nie hat mich ein Schaden am Auto so gefreut wie heute. Ich verlasse augenblicklich die Redaktion – vor der Tür wartet mein Glumanda auf mich, wie im ersten Gameboyspiel. Es ist ein bisschen, wie einen alten Kindheitsfreund wiederzutreffen.

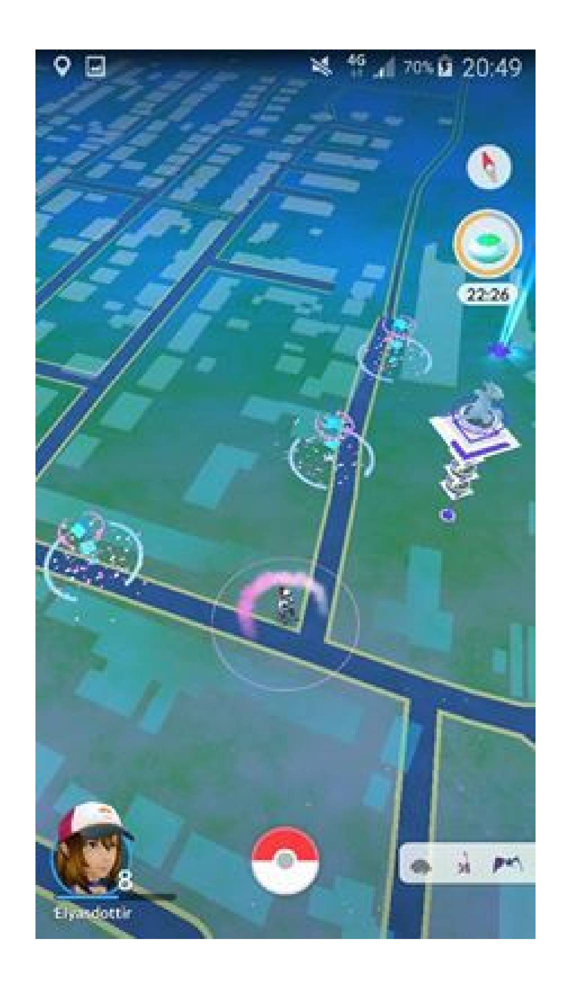


Das Spiel erfüllt alle meine Erwartungen – es ist wie Geocachen, nur mit Pokémon! Und wie soll man keine gute Laune bekommen, wenn ein kleines Pflanzenvieh morgens in die Bahn einsteigen möchte?

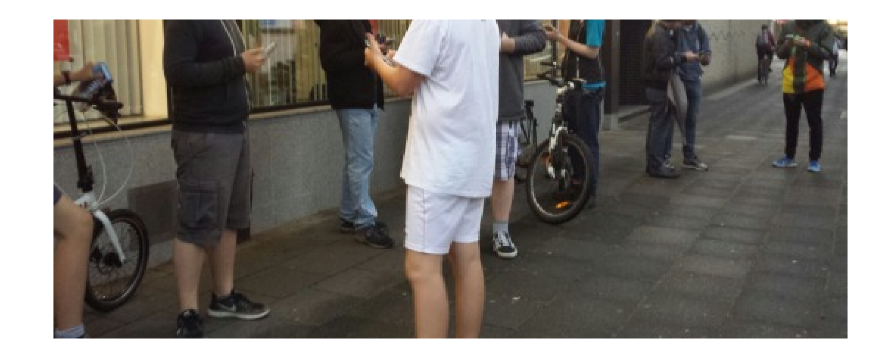


Womit ich allerdings überhaupt nicht gerechnet habe, ist die Welle der Begeisterung, die auch die Menschen um mich herum erfasst. Zunächst bemerke ich hier und da in der Bahn, dass auch Mitfahrer spielen. Doch anders als beim Geocachen bleibt es nicht bei ein paar nerdigen Eingeweihten, die sich heimlich zunicken. Obwohl das Spiel in Deutschland erst etwa eine Woche später offiziell im Appstore auftacht, treffe ich bei jedem meiner Streifzüge auf andere Pokémonjäger. In Facebook- und Whatsappgruppen schließen wir uns zusammen und verabreden zu gemeinsamen Spielzügen – denn so wie damals auf dem Gameboy schon, ist das Spiel nicht darauf ausgelegt, allein gespielt zu werden. Teilweise sammeln sich bis zu 60 Spieler, um gemeinsam Arenen für sich zu gewinnen oder seltene Pokémon zu fangen.

Die für mich schönste Spielmechanik ist das sogenannte Lockmodul. Diesen virtuellen Gegenstand aktiviert man an einem Pokéstop, wo er im Spiel 30 Minuten lang Pokémon anlockt. Alle anderen Spieler in der Nähe können ein aktiviertes Lockmodul auch sehen – es sprüht Herzen. Lockmodule sind im Spiel allerdings selten, es gibt sie nur ab und zu als Belohnung oder man muss sie im Spielshop für etwa einen Euro kaufen. Daher füllt sich nicht nur der Bildschirm mit Pokémon, sondern bald auch die eigene Umgebung mit Menschen.



Das Lockmodul unten links zeitgleich in der echten Welt. So viele Leute unter 30 habe ich in meinem Wohnort zu dieser Zeit noch nie auf der Straße gesehen.



Angela Heider-Willms

Juli 2016

Die 1980er wollen ihren Autoradiocode zurückhaben

Seit Januar funktioniert mein Autoradio nicht mehr. Jeden Morgen, wenn ich an der Werkstatt vorbeifahre, denke ich “man müsste mal”, und dann sofort “aber heute nicht”. Eine Weile versuche ich, das Radio durch selbstgemachte Geräusche zu ersetzen, Pfeifen und Singen, aber das ist irgendwie nicht dasselbe. Ich rede mit mir selbst, wie auf Radio 4, aber sehr lange kann ich nicht vor mir verheimlichen, dass ich schon meine Antworten auf meine Fragen weiß. Das gesamte Frühjahr hindurch ist es still im Auto. Die digitale Auto-Uhr geht drei Stunden nach.

Das Radio ist nicht wirklich kaputt, sondern nur diebstahlgesichert. Nachdem die Werkstatt die Batterie ausgetauscht hatte, verlangte das Radio einen vierstelligen Code von mir, den ich natürlich nicht habe. Das dumme Ding, ein acht Jahre alter Ford Focus, kann nicht wissen, dass ich immer noch derselbe bin. Der Code muss beim Vorbesitzer geblieben sein, der sich wiederum irgendwo in Schottland herumtreibt.

Der Radiocode ist eine Erfindung der 1980er, dieses segnungsreichen Jahrzehnts, in dem zunehmend Kassettenplayer mit Auto Reverse, Radios mit RDS oder sogar CD-Player in den Autos auftauchten. Mit Lasern! Ein Zeit-Artikel von 1987 kennt die elektronischen Codes noch nicht, stattdessen erhofft sich der Autor Besserung durch eingeprägte Registriernummern. Yeah, right. Autoradiodieb war damals für ein paar Jahre ein trendiger Beruf. Rechtmäßige Autoradiobesitzer nahmen ihr Radio mit, wenn sie das Auto verließen, zum Beispiel aufs Klo. In den letzten 20 Jahren ging die Zahl der Autoradiodiebstähle wieder zurück, nicht wegen der Codes, sondern weil Autoradios zu billig geworden sind. Stattdessen werden jetzt Navis geklaut.

Mitte Juli halte ich endlich an der Werkstatt, beinahe zufällig. Mein Auto-Experte Fraser ruft bei Ford an und zwei Tage später erhalten wir den Code per Email. “Schreib dir das auf, am besten in die Gebrauchsanweisung”, sagt Fraser. Er sagt es gleich zweimal, dann noch einmal. Es scheint wichtig zu sein. Die Gebrauchansweisung liegt im Handschuhfach. Von den wenigen Autoradiodieben, die noch übrig sind, kann man wohl nicht verlangen, dass sie die Anleitung lesen.

Aleks Scholz

09.07.2016 bis 18.07.2016

Pokémon GO – Persönliche Erfahrungen innerhalb von zehn Tagen sowie eine Hypothese zur Bildung urbaner Legenden

09.07.2016 (Samstag):

Ich erstelle mir in der Nacht zum 10.07. eine neuseeländische Apple-ID, um mir die App bereits herunterzuladen und sie wenigstens anzutesten. In meiner Jugend – heute bin ich 27 Jahre alt, ausstudierter Kulturwissenschaftler und angehender Informatiker – habe ich die “Pokémon”-Spielereihe sehr ge-

liebt. Ich hole mir ein Bisasam, fange in meinem Zimmer nach einiger Zeit ein Habitak und bin soweit zufrieden. Es ist zwar noch nichts los, aber das kommt schon noch. Ich gehe schlafen.

10.07.2016 (Sonntag):

Die App ist immer noch nicht in Europa erschienen, ich habe aber gelesen, dass sie im Laufe des Wochenendes noch gestartet werden soll. Dies erweist sich als Trugschluss: Die Server sollen noch zu instabil sein nach dem US-Release, sodass der internationale Release sich noch hinauszögert. Mich betrifft das ja nicht, ich habe die App bereits.

Zusammen mit meiner Freundin gehe ich am späten Nachmittag auf Pokémon-Jagd. In der Nähe eines Poké-Stops (eine Sehenswürdigkeit oder ein besonderer Ort in einer Stadt, welcher im Spiel selbst Items wie Pokébälle und Tränke ausschenkt) treffe ich einen netten Kerl Anfang Zwanzig. Wir drei wurden durch ein Lockmodul zu diesem Ort geführt. Ein Lockmodul ist ein Spielgegenstand, mit dem man an einem Poké-Stop mehr Pokémon für eine Dauer von dreißig Minuten anlocken kann. Dieser Anlockeffekt ist nicht auf eine*n Spieler*in begrenzt, sondern für alle Spielende auf der Karte einseh- und damit nutzbar. Ich bin gespannt, zu was diese Lockmodule noch führen werden.

11.07.2016 (Montag):

Ich will wieder spielen, muss aber eigentlich noch für eine Prüfung lernen. Ich suche mir einen geeigneten Vorwand und hole daher meinen Personalausweis ab, der bereits seit drei-vier Monaten beim Stadtbüro liegt. Dabei lege ich noch einen kleinen Umweg von ein bis zwei Kilometern zurück, nur um noch mehr spielen zu können. Normalerweise hasse ich jede unnötige Bewegung, aber ich liebe dieses gottverdammte Spiel.

12.07.2016 (Dienstag):

Die App ist immer noch nicht in Deutschland erschienen. Abends gehe ich gemeinsam mit meiner Partnerin zur Geburtstagsfeier eines gemeinsamen Freunds. Und siehe da: Sechs von acht anwesenden Leuten spielen bereits "Pokémon GO". Gemeinsam nehmen wir vom Team Blau um 23 Uhr eine Arena ein, die von Team Rot in Beschlag genommen wurde, ein. Die Arena liegt mitten in einem 'Familienhaushälfte'-Wohngebiet.

Plötzlich fährt ein BMW sehr langsam an uns vorbei – darin sitzen drei Typen, die man durch einen Blick durch die Scheiben als 'Stiernacken' klassifizieren könnte. Alle heben eine Hand und zeigen ihre Smartphones, auf denen man deutlich das Spiel erkennen kann. Sie fahren kommentarlos weg und wir alle können nicht anders als herzhaft zu lachen.

Zwei Minuten später kommt eine Dreier-Gruppe, die zu Fuß unterwegs ist, an uns vorbei und ruft uns entgegen: "Ey. Das könnt ihr vergessen. Wir *WOHNEN* in der Arena!" Wir lachen wieder. Dann gehen sie zu der Haustür und schließen sie auf. Sie wohnen tatsächlich dort. Ein paar Minuten später gehört die Arena wieder Team Rot. Oh boy. That escalated quickly.

13.07.2016 (Mittwoch):

Das Spiel kam endlich auch in Deutschland raus, und das macht sich auch an der Zahl der Spieler*innen bemerkbar. Am frühen Nachmittag gehen meine Freundin und ich zu einem Ort im Westen der Stadt, wo sich drei Poké-Stops in unmittelbarer Nähe befinden. Noch ist niemand da. Dann schmeißt sie aber ein Lockmodul bei dem ersten Poké-Stop an und siehe da: Nach zwei Minuten gesellt sich eine Fünfer-Gruppe – vier Männer sowie eine Frau mit blau-grünen Haaren – dazu. Sie schmeißen ein weiteres Lockmodul beim zweiten Poké-Stop an.

Ein weiterer Typ kommt vorbei, der von der Fünfer-Gruppe herzlich begrüßt wurde. “Musste nich’ arbeiten?!”, “Doch, doch. Ich geh auch gleich nach dem Lockmodul hin.” Sie kennen sich also bereits. Nach weiteren fünf Minuten setzen sich noch zwei eher stylisch gekleidete, junge Frauen dazu. Sie schmeißen ebenfalls ein Lockmodul, diesmal beim dritten Poké-Stop, an.

So geht es immer wieder: Ist ein Lockmodul nach einer halben Stunde ausgelaufen, findet sich sofort wieder eine Person, die ein neues anwirft. Immer mehr Leute kommen für ein paar Minuten oder länger vorbei, und so sitzen wir da. Selbst ein Familienvater samt Frau und drei Kindern befindet sich spielend in der Nähe. Alter? Religion? Beruf? Sozialer Stand? Scheint gerade niemanden zu interessieren. Selten so diverse Personengruppen im öffentlichen Raum erlebt, die alle einer Tätigkeit nachgehen und sich unterhalten.

Irgendwann kommt noch ein Herr – leicht konfus, ein wenig älter – vorbei, stellt sich etwa zwei Meter vor uns und fragt:

“Spielt ihr alle?”

- “Ja!”

“Dacht ich mir schon, hab da hinten schon paar Leute gesehen.”

- “Das wird in den nächsten Tagen wohl auch nicht besser, denke ich.”

“Naja. Hauptsache ihr vergesst nicht wie Sex geht!”

14.07.2016 (Donnerstag):

Jeden Tag treffe ich mich mit meiner Partnerin für zwei Stunden, um ein paar Pokémon zu fangen. Die anderen Trainer*innen werden immer erkennbarer für uns.

15.07.2016 (Freitag):

Alles gelesen. Mittags die neueren Artikel zum Anschlag in Nizza, abends die Artikel zum Militärputschversuch in der Türkei. Mittags Trauer, abends Trauer. Mittags schlechte Laune, abends schlechte Laune. Mittags diffuses Angstgefühl, abends diffuses Angstgefühl.

Dazwischen: Fünf Stunden unterwegs, um Sachen zu erledigen, aber eben auch, um zu spielen. Am späten Nachmittag gehe ich noch zum Edeka Express in der Fußgängerzone, weil dort zwei Lockmodule an sind. Dabei kaufe ich einen Kaffee und trinke ihn auf einer Bank davor, rauche einige Zigaretten, treffe und beobachte andere Trainer*innen vor Ort. Der Verkäufer erzählt mir, dass der Umsatz in den letzten Tagen hochgeschnellt sei wegen "Pokémon GO", was mich ziemlich glücklich macht. "Nur heute nicht," fügt er hinzu, "heute ist ja diese Wanderung."

Stimmt. Aber mir tun meine Beine und Füße schon wieder weh, auf die Wanderung habe ich keine Lust. Meine linke Hacke fühlt sich ganz schön ramponiert an und die Blase an meinem rechten Fuß ist auch noch nicht ganz verheilt. In den letzten sechs Tagen bin ich über 30 Kilometer umherspaziert. Sowas habe ich bestimmt in den letzten zehn Jahren nie gemacht.

16.07.2016 (Samstag):

Ich verbringe den frühen Nachmittag spielend und treffe mich später mit meiner Freundin. Keine besonderen Vorkommnisse oder Beobachtungen, was "Pokémon GO" betrifft.

17.07.2016 (Sonntag):

An der "Pokémon GO"-Nachtwanderung in Hannover sollen über 2.000 Menschen teilgenommen haben, in Hildesheim 'nur' etwa 100. Trotzdem sehr beeindruckend.

18.07.2016 (Montag):

Wieder sitze ich mit meiner Freundin für zwei Stunden beim Edeka Express, trinke einen Kaffee und rauche dabei. Wir treffen einen sympathischen Jugendlichen aus dem Umland, aber noch viel schöner: Wir haben eine famose Begegnung mit einem türkischen Kind aus einem Dorf um die Ecke.

Erst steht der Kleine die ganze Zeit drei Meter weiter mit seinem grünen Scooter an der Mauer, aber irgendwann schauen wir uns zeitgleich an. Nach einem kurzen freundlichen Lächeln kommt er sehr unsicher, fast bedächtig auf uns zu und fragt, ob er sich dazusetzen dürfte. Die Antwort – "Aber klar!" – kommt prompt.

Er erzählt, dass er erst Level 6 ist, aber dass gestern bei ihm ein Pantimos aus einem 10-Kilometer-Ei geschlüpft wäre, welches nun auch sein bestes Pokémon sei. Er fahre jetzt öfter mit seiner Mutter nach Hildesheim, wenn sie Besorgungen zu erledigen hat – früher war ihm die Stadt zu langweilig. Wir geben ihm alle ein paar Tipps, beantworten seine Fragen zum Spiel und erfreuen uns an dem schönen Tag.

Als ich zuhause ankomme, frage ich mich, wann ich mich jemals mit 'nem 12-jährigen türkischen Jungen unterhalten habe. Vermutlich noch nie. Wunderbar eigentlich. Sollte ich öfters tun.

Hypothese:

Urbane Legenden werden in einem unglaublichen Maße ansteigen. Schon jetzt zeigen sich (teils reale, verbürgte) Narrative, die vorher nicht (an ein einziges mediales Produkt geklammert) denkbar gewesen sind.

So hat beispielsweise jemand beim Spielen eine Leiche gefunden. (verbürgt)

In Missouri fanden bewaffnete Raubüberfälle statt, indem mindestens vier Kriminelle andere Spieler*innen an einen Poké-Stop mittels eines Lockmoduls gelockt haben. (verbürgt)

Mitten im Kriegsgebiet gegen die Daesh hat ein US-Soldat ein Schiggy gefangen und daraufhin einen Screenshot gepostet mit folgender Nachricht: "Just caught my first pokemon on the Mosul front line by Teleskuf. Daesh, come challenge me to a pokemon battle. Mortars are for pussies[.]" (verbürgt)

Ein weißer US-Bürger hat erzählt, dass er nachts auf der Suche nach einem Onyx war, dabei zwei schwarze Männer traf und sich mit ihnen dann auf eine Parkbank gesetzt hat. Dabei unterhielten sie sich über das Spiel (Fundorte ihrer Pokémon, Fangstrategien etc.). Ein weißer Polizist kommt vorbei,

vermutet, dass die drei einen Drogendeal abwickeln wollen und stellt sie zur Rede. Daraufhin erklären sie ihm das Spiel und das Ende vom Lied ist, dass er es sich selbst runterlädt. (nur von einer Person erzählt, aber verbürgt?)

Diese Bandbreite wird sich noch weiter verselbstständigen und alle Teilhabenden dazu animieren, ihren eigenen Teil beizutragen.

Sebastian Standke

Juli 2016

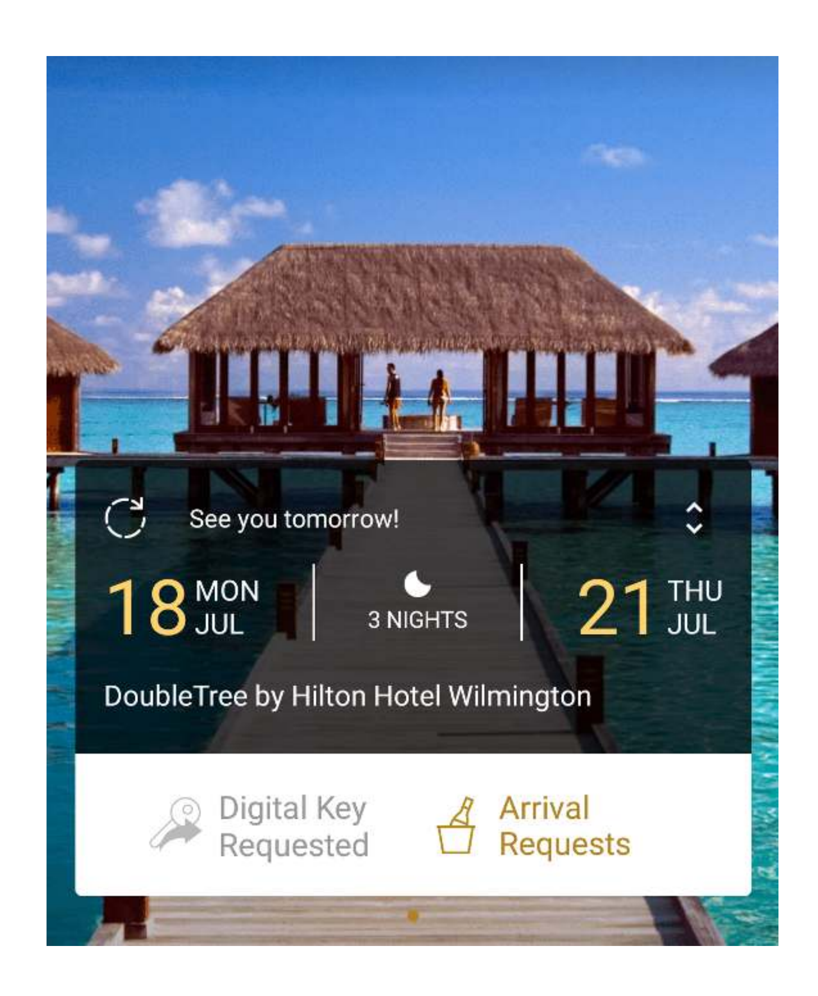
Das dumme Stück Plastik auf dem smarten Phone

Im Dezember las ich begeistert, dass Hilton den digitalen Zimmerschlüssel einführt. Digital sind natürlich auch die üblichen Plastikkarten mit Magnetstreifen. Aber jetzt wird es *digital digital*, weil man das Zimmer mit dem Smartphone aufschließen kann, via Bluetooth. Das System wird nur langsam in den Hotels der Hilton-Marken in Nordamerika installiert, so dass ich immerhin noch sieben Monate warten musste, bis ich's zum ersten Mal ausprobieren konnte. Letzte Woche war es dann soweit, im *DoubleTree by Hilton* in Wilmington, Delaware.

Die Funktion ist in die Hilton-App für Stammkunden eingebaut, wo man seine zukünftigen Buchungen sieht und schon vor der Ankunft ein Zimmer aussuchen und einchecken kann. Neu ist, dass man jetzt auch den digitalen Schlüssel beantragen kann. Das tue ich. Alles klar, sagt die App, Sie kriegen den Schlüssel, sobald Ihr Zimmer bereit ist.

Ganz geheuer ist die Sache allerdings nicht. Einen Tag vor der Anreise schickt Hilton eine Mail und weist darauf hin, dass jemand einen digitalen Schlüssel für das Zimmer beantragt hätte. Falls das keine Absicht war, möge ich bitte die folgende Telefonnummer anrufen. Falls ich aber tatsächlich einen digitalen Schlüssel möchte, bräuchte ich nichts weiter zu tun.

Ich tue nichts weiter.



Unter der Buchung steht in der App jetzt *Digital Key Requested*. Es steht immer noch da, als ich abends um elf auf den Parkplatz des Hotels fahre. Ich tippe auf die Schrift und erhalte die bekannte Antwort: Wir melden uns, sobald Ihr Zimmer fertig ist. Hm, denke ich, so langsam wird's allerdings Zeit mit dem Zimmer.

Ich nehme mein Gepäck und gehe zum Hintereingang des Hotels, der mit einem Kartenlese-Schloss gesichert ist, und tippe weiter ratlos in der App herum. Nichts passiert. Doch dann überschlagen sich die Ereignisse.

Die App teilt mit, dass sie auf meinen Aufenthaltsort zugreifen möchte, was Android ihr zunächst verweigert. Ich möchte es der App erlauben, aber dabei stellt Android fest, dass eine App auf dem Telefon läuft, die über andere Apps drübermalen kann (es ist die Twilight-App, die mein Display nach Anbruch der Dunkelheit herunterdimmt). Solange diese App läuft, dürfen keine Berechtigungen verändert werden, ich muss also zuerst Twilight das Recht entziehen und dann der Hilton-App die verlangten Rechte geben. Danach ändert sich der Schriftzug von *Digital Key Requested* zu *Digital Key*.

Ich habe meinen Schlüssel!

Die App bemerkt auch, dass ich am Hintereingang des Hotels stehe und lädt mich ein, die Tür durch Tippen auf *Unlock* zu öffnen, was ich tue. Ein paar Sekunden lang ringen die App und das elektronische Schloss miteinander, dann gibt es eine Fehlermeldung. Es tut uns außerordentlich leid, aber irgendetwas muss schiefgegangen sein. Tippen Sie bitte hier, um jemanden anzurufen, der sich um das Problem kümmern wird.

Ich bin enttäuscht und beschließe, niemanden anzurufen, sondern um das Hotel herum zum Haupteingang zu gehen. Auf dem Weg dorthin fasse ich neuen Mut – bei meiner Zimmertür wird es bestimmt funktionieren! Ich nicke der Dame am Empfang freundlich, aber reserviert zu. Dies ist der Moment, vor dem ich mich ein bisschen gefürchtet hatte. Das Ritual des Eincheckens, obwohl es bis zum letzten Lächeln durchchoreographiert und austauschbar ist, einfach so zu überspringen, kommt mir ungehörig vor. Dennoch, ich nehme allen Mut zusammen und sage kühl: »Ich bin schon eingecheckt, wo ist der Fahrstuhl?« – »Da hinten links.«

Ein Hotelangestellter ist zufällig auch im Fahrstuhl. Jetzt kann ich nicht mehr an mich halten und schwenke mein Smartphone: »Ich probiere heute zum ersten Mal den digitalen Schlüssel aus. Ich bin ganz aufgeregt!« Der Angestellte ist hilfreich: »Okay, ich warte hier in der Tür vom Aufzug. Sagen Sie Bescheid, ob's klappt.«



Vor der Tür von Zimmer 519 springt die Anzeige von Grau auf Grün, *Touch to Unlock*. Ich tippe darauf, und nach einer bangen Ewigkeit von drei oder vier Sekunden blinkt das Türschloss tatsächlich grün und setzt sich in Bewegung. »Hat geklappt!« rufe ich dem Angestellten zu, der sich beruhigt seines Weges begibt.

Nachdem ich die Tür hinter mir geschlossen habe, zeigt ein Blick auf die App, dass noch ein wichtiger Schritt fehlt. Bisher hatte der digitale Schlüssel den Namen »Room 519« getragen, aber die App rät dringend dazu, ihn jetzt umzubenennen und schlägt »My Room« vor. Nicht auszudenken, was sonst passieren könnte, wenn mein Smartphone in die falschen Hände fiele!

Später liege ich in der Badewanne, die nah bei der Zimmertür ist. Wie sich zeigt, kann ich die Tür sogar von hier aus entriegeln. Leider kenne ich niemand im Hotel, dem ich auf diese Weise romantisch Eintritt gewähren könnte.

Während der nächsten Tage klappt alles reibungslos. Irritierend ist nur, dass in der App immer wieder einmal der Schriftzug *Digital Key Requested* auftaucht, der nach kurzer Bedenkzeit durch *Digital Key* ersetzt wird. Manch-

mal erscheint ein *Please wait. . .* , das gerade so schnell wieder vorbei ist, dass es nicht ärgerlich wird. Offenbar prüft die App meinen Aufenthaltsort oder führt Verhandlungen mit irgendwelchen Servern, um festzustellen, ob mein Schlüssel noch gültig ist. Ich mache die Probe aufs Exempel und schalte alle Netzwerkverbindungen ab, bis auf Bluetooth. Jetzt ist die App viel schneller und das Aufschließen der Tür funktioniert nach wie vor reibungslos.

Ich kann mir nicht helfen, aber diese Bedenkzeiten und augenscheinlichen Serverzugriffe wirken, obwohl alles reibungslos klappt, lästig und wackelig. Was da alles schiefgehen könnte! Ich hatte einmal eine dumme Plastikkarte mit nichts als einem Magnetstreifen. Den, so dachte ich, kriege ich jetzt einfach auf meinem Smartphone. Aber bei dieser Gelegenheit haben die Entwickler, wie so oft, sich wahrscheinlich gedacht: Moment mal, jetzt haben wir ja einen Computer um den Schlüssel drumrum.

An dieser Stelle wäre weniger mehr. Oder wenn es schon mehr sein muss, dann bitte vollkommen, aber wirklich vollkommen unsichtbar. Diskret. Wir sind hier schließlich in einem Hotel.

André Spiegel

27. Juli 2016

Bemerkenswert: Menschen tun am selben Ort dasselbe

Ich bin extra etwas früher zum Flughafen aufgebrochen, so dass ich in Edinburgh noch zu Fuß vom Bahnhof Haymarket zum Bahnhof Waverley laufen und die dortige Pokémonsituation erforschen kann. Eigentlich muss ich in die entgegengesetzte Richtung.

Die ersten fünf Tage nach dem Spielstart habe ich am Schreibtisch Pokémon Stay gespielt. Die Woche danach habe ich in einer Gegend verbracht, in der es viele Pokémon, aber sehr wenige Pokéstops und schon gar keine anderen Spieler gibt.

Jetzt gerate ich zum ersten Mal in eine beinahe soziale Situation. Die Princes Street Gardens sind voller Denkmäler, Gedenksteine und Plaketten und damit auch voller Pokéstops. Hier liegen drei auf einer Strecke von fünfzig Metern, und an allen drei sind Lockmittel im Einsatz:



Etwa siebzig Leute haben sich um diese drei Pokéstops herum versammelt und schauen in ihre Handys. Die meisten unterhalten sich in kleinen Gruppen darüber, was es gerade zu fangen gibt, ein paar sitzen allein im Gras.



Ich war noch nie an einem Ort, an dem *alle* gleichzeitig in ihre Handys schauen, nicht mal auf der re:publica sieht es so aus. Es ist mir auch noch nie passiert, dass ich genau wusste, was fremde, mit ihren Handys beschäftigte Menschen gerade tun. Ich freue mich, frühzeitig eingestiegen zu sein. Noch ist es neu und seltsam, dass sich Leute in großer Menge versammeln,

um durch ihre Handys in ein gemeinsames Paralleluniversum zu schauen, das den physischen Ort überlagert. Bald wird man einen solchen Anblick vermutlich nicht bemerkenswerter finden als gemeinsames Betrachten der Kirschblüte oder Grillen im Park. Menschen haben sich aus demselben Grund an einem Ort versammelt, na und?

Kathrin Passig

28. Juli 2016

Drinnen oder draußen oder wie jetzt?

Die Mutter berichtet von einem Besuch beim Onkel: Als sie Pokémon Go erwähnt habe, sei der Onkel gleich wütend geworden über den Quatsch. Sie habe gesagt, das appelliere halt an den Spieltrieb im Menschen, und daraufhin sei sie richtig angeschrien worden. Inhalt des Anschreiens unter anderem: Er habe sie nicht für so dumm gehalten. Der früher strenge Onkel ist eigentlich im Alter ansonsten sehr friedlich, geradezu weise geworden. Die Mutter führt den Vorfall darauf zurück, dass er protestantisch ist und auf die Wörter “Spiel” und “Trieb” allergisch reagiert.

Wie sich beim Erzählen herausstellt, weiß die Mutter eigentlich kaum, was Pokémon Go ist. Ich bin zunächst davon ausgegangen, dass sie Techniktagebuchbeiträge darüber gelesen hat, aber alle ihre Informationen stammen aus ein paar Sätzen im Chat mit meinen Geschwistern. Dafür finde ich ihre Verteidigung sehr tapfer. Sie hat dem Onkel sogar im Online-Duden gezeigt, dass “Spieltrieb” nichts Schlimmes ist.

Ich erkläre ihr, wie das Spiel geht, und da ist sie schon wieder dagegen: “Solltest du nicht an deiner Doktorarbeit schreiben?” – “Ach, seit vierzig Jahren predigst du mir, ich soll rausgehen und mich bewegen, und jetzt auf einmal?” Ein Glück, dass ich schon groß bin und meine eigenen Pokécoins verdiene.

Die darauffolgenden Tage verbringen wir mit anderen Teilen der Familie. Eine entfernte Verwandte sagt: “Unserer darf das drinnen gar nicht spielen, nur im Garten. Sonst erfährt Google ja alles über die Wohnung!” Es ist vielleicht eine Veränderung der Privatsphäre-Ortsdaten-Diskussion, die sich darin andeutet: Bewegungsdaten draußen sind öffentliche Daten, nur die Wohnung muss noch geschützt werden.

Der Mutter merkt man an, dass sie an einem Update ihrer bisherigen Argumentation in Bezug auf die Enkel “Die Kinder sollen mal rausgehen und nicht immer nur daddeln!” arbeitet. Aber noch ist die Sache in der Schwebe.

Kathrin Passig

28.07.2016

“Los, geh nochmal ran!”

Ich habe mit C. gechattet. Wichtige Themen wie Verdauung und Überschwemmungen sind abgehandelt. Auf chat-üblich polnische Art beenden wir das Gespräch, wollen beide fernsehen. Aber dann hab ich doch noch eine dringende Frage („Auf welchem Programm läuft Mamma Mia denn?“).

Der blassblaue Kreis mit dem blauen Häkchen zeigt an, dass die Frage noch unentdeckt ist. Während ich warte, dass der Avatar zur letzten Nachricht hüpft (‘gelesen’), denke ich: „Los, geh nochmal ran!“. GEH NOCHMAL RAN. Wie an ein Telefon. Festnetz vermutlich, mit Hörer zum Abnehmen.

C. geht nochmal ran, der ABBA-Abend ist gerettet.

sleeplessdarkhorse

Sommer 2016

Der entspannteste Wandertag jemals

Als ich verstohlen mein Smartphone aus der Tasche ziehe, um zu gucken, ob Pokéstops in der Nähe sind, kommt das Gespräch in der Runde auf Pokémon Go. Meine Freundin J. ist Lehrerin und erzählt, wie sie von Schülerinnen und Schülern im Sommer erstmals gefragt worden sei, ob Handys beim Wandertag erlaubt sind. Schnell wurde ihr klar, dass Pokémon Go der Grund war.

Als J. die geplante Strecke schon einmal ablief, probierte sie Pokémon Go bei der Gelegenheit erstmals selbst aus. Dabei fiel ihr auf, dass die von ihr geplante Strecke genau außer Reichweite aller Pokéstops in der Gegend verlief. Sie entschied sich, die Strecke leicht entlang der Pokestops zu verändern. “So einen entspannten Wandertag habe ich noch nie erlebt”, sagt J. “Fünf Kilometer durch die Gegend laufen, und niemand fragt, wann wir endlich da sind.”

Alexander Matzkeit

Juli 2016

Jetzt haben sie mich

Früher wurden Dokumente ja für die Ewigkeit angefertigt. Mein alter Führerschein etwa. Nach dessen Angaben wohne ich noch bei meinen Eltern und darf Fahrzeuge längst obsolet gewordener Führerscheinklassen (1, 3, 4) führen. Mein 37 Jahre jüngeres Ich blinzelt bartlos und mit 80er-Jahre-Latzhose vergilbt vom grauen, lappig gewordenen Papier in eine computerlose Gegenwart.

Anders verhält es sich bei Ausweisdokumenten, denn die haben ein Höchsthaltbarkeitsdatum. Früher erfuhr man dieses zum Beispiel an der Grenze zu Österreich, wenn einen der Zöllner auf dem Weg in den Italienurlaub schnurstracks zum deutschen Zollhäuschen zurückschickte, wo man sich doch bitteschön Ersatzdokumente besorgen möge.

Zwischendurch fuhr man schengenbedingt jahrelang mit abgelaufenem Ausweis in Europa umher, außer man stieß an der doch recht zentral gelegenen Schweiz auf zöllnerischen Widerstand. Aus dieser Zeit muss mein im Vergleich zum Führerschein schon modern wirkender, roter Reisepass stammen.

Heute, im Zeitalter von E-Government und serviceorientierten Amtsstuben, erhalte ich sechs Wochen vor Ablauf des Reisepasses ein freundliches Anschreiben, das mich rechtzeitig auf diesen Umstand hinweist und auch gleich das Antragsverfahren samt mitzubringenden Utensilien (alter Pass, neues Lichtbild) ausführlich schildert.

Was in dem Dokument nicht steht, sind zwei Informationen, die mir nachhaltig zu denken geben.

Nummer 1: Die Fotografin, die das biometrische Passbild (seit November 2010 Pflicht) anfertigt, auf dem man mittlerweile zwar immer noch nicht lächeln, aber doch immerhin freundlich dreinschauen darf, weist darauf hin, dass das Passbild nicht älter als ein halbes Jahr sein darf. Auf meine Frage, wie denn das Passamt sehen will, ob das Passbild älter ist, erklärt sie mir, dass alle amtlich eingereichten Ausweisfotos gespeichert werden und mit neu eingereichten abgeglichen werden. Möchte ich als sparsamer Schwabe also die Passbilder von vor zehn Jahren wiederverwenden, schüttelt der Amtscomputer den Kopf und sagt: „Neues Bild mit grauen Haaren machen."

Nummer 2: Als ich schließlich mit altem Pass und neuem Foto im Bürgerbüro meiner Heimatstadt stehe, legt die Schalterdame unvermittelt ein Gerät auf den Tresen und sagt: „Und jetzt nehmen wir die Fingerabdrücke." Ich bin mir sicher, dass davon in meinem Erinnerungsanschreiben nichts stand, im Gegenteil:

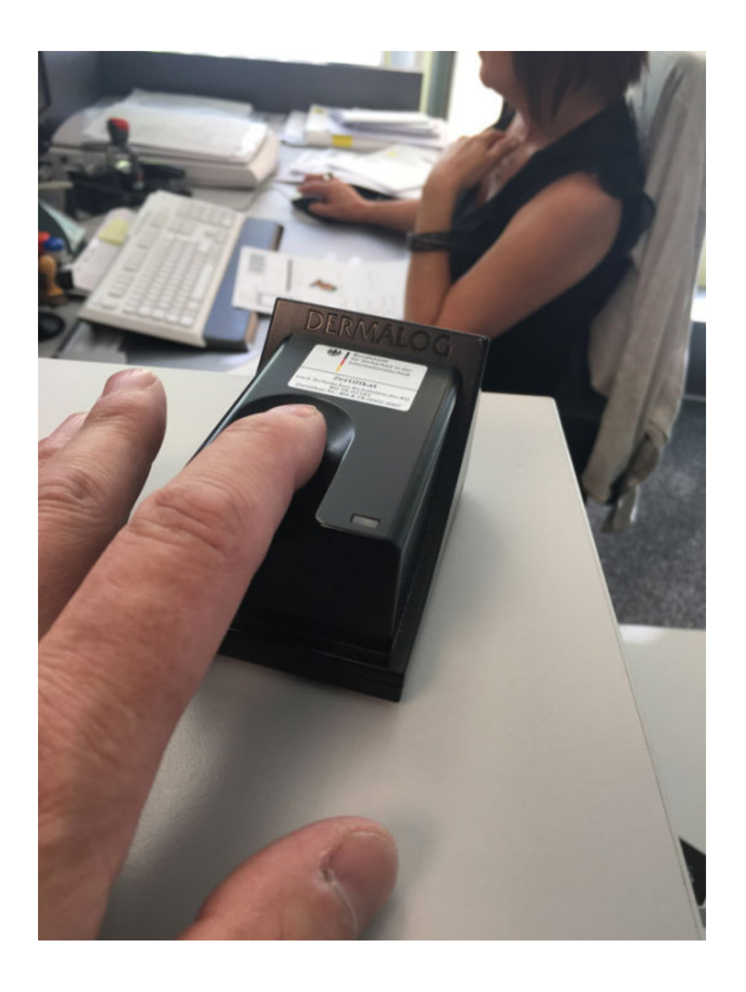
wir möchten Sie darauf hinweisen, dass Ihr Reisepass am 27.06.2016 abläuft.

Welche Unterlagen zum Beantragen eines elektronischen Personalausweises/Reisepasses werden benötigt?

- Sie müssen den neuen Personalausweis/Reisepass **persönlich** beantragen. Bringen sie bitte Ihren bisherigen Ausweis, Kinderausweis oder Reisepass mit.
- Für die Schreibweise des Namens ist die bei Ihrer Geburt beurkundete Form maßgebend. Falls Ihr Geburtsort nicht innerhalb Deutschlands liegt, benötigen wir von Ihnen eine **Personenstandsurkunde** (Familienstammbuch, Geburtsurkunde oder Heiratsurkunde) und einen Nachweis der deutschen Staatsangehörigkeit. Bei **Namensänderung** bitte diesen Nachweis mitbringen.
- Ein aktuelles **Passbild**. Aufgrund der neuen Funktionen muss das Passbild **biometrietauglich** sein, also eine frontale Aufnahme in einer bestimmten Größe (die Fotostudios sind informiert).
- Im neuen Personalausweis können **Fingerabdrücke** gespeichert werden. Die Fingerabdrücke müssen gleich bei der Antragstellung gescannt werden. Später ist es nicht mehr möglich die Fingerabdrücke zu speichern. Das Speichern der Fingerabdrücke ist **freiwillig**, überlegen Sie sich bitte ob Sie auf Ihrem neuen Personalausweis Ihre Fingerabdrücke speichern wollen. Es entsteht Ihnen kein Nachteil, wenn Sie auf das Speichern der Fingerabdrücke verzichten. Die Fingerabdrücke können nur von den berechtigten Behörden ausgelesen werden und dienen der sicheren Identifikation. Im privaten Bereich zum Beispiel im Zusammenhang mit dem elektronischen Identitätsnachweis können die Fingerabdrücke nicht genutzt werden.

Ich zeige der Schalterdame das Anschreiben und tippe auf den Passus, nach dem das Speichern der Fingerabdrücke freiwillig sei, ich aber gern darauf verzichten würde. Sie tippt auf den Passus, wonach sich die Freiwilligkeit auf den Personalausweis beziehe, ich aber einen Reisepass beantrüge. Hier sei der Fingerabdruck Pflicht.

Daraufhin gebe ich überrumpelt nach. Die Schalterdame stellt ein Kästchen mit dem sprechenden Namen Dermalog ZF1 („kann auch nasse und trockene Finger problemlos erkennen") auf den Tresen und weist mich an, meinen Zeigefinger (ZF) dort abzulegen. Die Prozedur wird ein paarmal wiederholt, bis der Computer zufrieden ist mit der Qualität meines unveränderbaren Körpermerkmals. Ich nutze die Gelegenheit, meinerseits ein Bild der Amtsstubensituation abzulichten.



Für mich ein Gefühl, das etwa demjenigen aus den – noch führerscheinlosen – späten siebziger Jahren entspricht, als ich im Wald zeltend morgens in den Maschinenpistolenlauf eines terroristenjagenden Polizisten schaute.

Beides äußerst unangenehme Begegnungen mit staatlichen Instrumenten, bei denen der Staat vorsorglich davon ausgeht, dass ich ein böser Bürger ~~bin~~ sein könnte.

Uli Eder

Juli 2011

Ich drucke zur Sicherheit das Internet aus

Am 22. Juli 2011 tötet Anders Behring Breivik während seines Terroranschlags in Norwegen 77 Menschen. In den kommenden Wochen beschäftige ich mich intensiv mit diesem Ereignis und lese im Internet alles (‘Zieh dich warm an, Chuck Norris!’) zu Rechtsextremismus, seinen skandinavischen Besonderheiten und dem Menschen Anders Breivik.

Einmal in diesen Wochen habe ich Zugang zu einem Hochleistungsdrucker und haufenweise Papier. In einem Zustand dystopischer Paranoia drucke ich die 1.500 Seiten des Anders-Breivik-Manifests aus (einseitig, frag nicht, warum) und trage sie in drei Plastiktüten nach Hause. Denn irgendjemand muss das doch sicherstellen, dass es nicht später heißt, wir, also, wir hatten davon keine Ahnung. Und wer weiß, wer den Kampf ums Internet gewinnt, auf Papier ist das doch sicher sicherer aufbewahrt.

Wenn sie gepasst hätte, wäre die Breivik-Monströsität neben meines Großvaters zweibändiger Ausgabe von „Mein Kampf“ gelandet. Die steht, muffig riechend und angeknabbert von einem riesigen Feldhasen (Autokorrektur: ‘Feldherrn’), den mein Vater während der norddeutschen Schneekatastrophe 1978 rettete und der sich dankbar quer durch unser Haus und durch „Mein Kampf“ fraß, in meinem Regal und ich passe auf, dass niemand aus der Familie versucht sie verschwinden zu lassen. Es soll doch schön sein, jetzt!

Breiviks Manifest bleibt ein Papierstapel, der auf dem Fußboden einstaubt, bis ich ihn 2016 entsorge. Ich bin offensichtlich besser im Konservieren altmodischer Bräuche als im Archivieren, hoffe aber sehr, dass sich andere darum kümmern, welche, die das besser und sogar ohne Papier können.

sleeplessdarkhorse

seit 2012

Laufen mit den Zombies

Aus gesundheitlichen Gründen will ich mich mehr bewegen, aber Sport macht mir keinen Spaß, gelegentliche Versuche mit Joggen führen zu keinem dauerhaften Verhalten. Da höre ich von der App “Zombies, Run!” für Smartphones oder Tablets. Seit ich diese App habe, laufe ich regelmäßig.

Dies gelingt, indem mir zum Laufen eine Art Fortsetzungs-Hörspiel präsentiert wird. Der fiktionale Hintergrund: Die Zombie-Apokalypse ist eingetreten, die überlebenden Menschen haben sich in kleinen Gemeinschaften zusammengeschlossen und versuchen, sich gegen Angriffe der Zombies oder feindlicher menschlicher Gruppierungen zu wehren. Ich bin ein *runner* in meiner Gemeinschaft; diese Läufer übernehmen verschiedene Missionen – mal muss man sich mit anderen Läufern treffen, mal jemanden eskortieren, mal nach Vorräten stöbern oder die Lage an verschiedenen anderen Schauplätzen sondieren. Kontakt zur Zentrale hält man dabei über Funk, von ihr erhält man Anweisungen, Warnungen und Hinweise.

Innerhalb der fiktiven Welt werden Läufer eingesetzt, weil es wenig Fahrzeuge und Treibstoff gibt, tatsächlich geht es natürlich darum, den Spieler-Zuhörer in diese Rolle zu versetzen und so zum Laufen zu motivieren. Ein Lauf von 30-40 Minuten besteht dabei aus sechs kurzen Audioszenen, unterbrochen von Pausen oder Musik aus der eigenen Playlist, und diese Szenen

ergeben zusammen eine mehr oder weniger abgeschlossene Einzelepisode. Wie man es aus anderen Serienformaten kennt, gibt es jedes Jahr eine neue Staffel mit einer eigenen übergeordneter Handlung.

Die eigene Stimme – man spielt als *runner five* – hört man nie, wird aber von anderen Läufern angesprochen. Es ist erstaunlich, wie ein plumpes aufgezeichnetes Lob eines solchen fiktiven Mit-Läufers ("Du machst eine gute Figur. Warst du vor der Apokalypse ein Sportler?") doch sein Ziel erreicht.

Damit zwei Spieler miteinander laufen können, lassen sich ihre Missionen synchronisieren, so dass beide gleichzeitig die Einzelszenen vorgespielt bekommen. Ansonsten richtet sich die Platzierung der Szenen nach der Dauer der Musikstücke, die man zwischendrin hört; nur besonders lange Stücke werden mittendrin unterbrochen. Algorithmisch bestimmt werden in geringem Maß auch noch die Kommentare der Radio-DJs, die man zusätzlich zu den Episoden hören kann – in dem ersten Kommentar wird Tom Waits erwähnt, und tatsächlich danach auch ein Stück von Tom Waits gespielt, aber das mag Zufall gewesen sein. Sicher ist, dass bestimmte Kommentare nur an bestimmten Tagen – Weihnachten, Halloween – gespielt werden oder abhängig vom Zustand der eigenen Gemeinschaft sind.

Denn im Lauf der Missionen sammelt man verschiedene Ressourcen ein, mit denen sich die eigene Gemeinschaft vergrößern und um Bestandteile erweitern lässt. Damit ändern sich auch Einwohnerzahl, Sicherheit und Zufriedenheit der kleinen Stadt.

Von den drei Elementen – gesundheitlicher Aspekt, Städtebauspiel, Fortsetzungsgeschichte – ist mir jetzt regelmäßig mindestens eines davon so wichtig, dass es mir gelingt, regelmäßig zu laufen.

Thomas Rau

1. August 2016

Die erste Woche mit Smartphone

“Aleks Scholz, as you know him, ceases to exist.”

Jetzt ist es also doch passiert. Seit einer Woche gibt es in meinem Haus ein Smartphone, und ich komme davon nicht mehr los. Der Auslöser war letztlich ein kleines praktisches Problem. Seit ein paar Monaten verschwindet alles, was Kathrin und ich per SMS kommunizieren, in einem Ort am anderen Ende des Universums. Es handelt sich um hochliterarische Nachrichten der Form “Flug verspätet” und “bin hier, und du so”. Ich hänge am Informationstropf von anderen, sobald ich das Haus verlasse. Ich könnte aus den Bergen nicht einmal dann einen Notruf absetzen, wenn es Empfang gäbe. Man würde meine verschrumpelte Leiche ein paar tausend Jahre später im Moor finden. Jetzt reicht es, behaupte ich, und erstehe ein Motorola Moto G.



Eines dieser beiden Smartphones funktioniert auch unter Wasser.

Mir ist klar, was ich damit eventuell anrichte. Nur wenige technische Anschaffungen haben wirklich das Potential, mein Leben zu verändern. Das Auto zum Beispiel, aber das ist teuer und unhandlich. Der erste Computer zu Hause. Der erste Computer, den man wirklich immer im Rucksack haben kann. Das Macbook Air hat das Leben, das ich heute führe, erst ermöglicht. Es hat mich mit meiner seltsamen Arbeit aus dem Büro in die Freiheit entlassen. Was wird das Smartphone mit mir tun? Ehrfürchtig betrachte ich das kleine schwarze Ding in meiner Hand.

Das Beschaffen von mobilem Internet fühlt sich unwürdig und schmutzig an. Muss ich wirklich einen winzigen Chip ins Gerät einsetzen, mit meinen klobigen Fingern, nur um unterwegs twittern zu können? Wieso muss ich erst

bezahlen, und dann einen Tarif kaufen? Und warum finden diese Transaktionen mit Hilfe von SMS statt? Wenn in Science-Fiction-Büchern von mobiler Kommunikation mit die Rede ist, dann schaltet man das Handgerät ein und alles ist sofort da. Von Bürokratie war nie die Rede.

Von Datenschutz auch nicht. Innerhalb von Stunden weiß das Gerät viel mehr über mich als jeder andere Computer. Natürlich habe ich vorher jahrelang meine Seele an Google verkauft, aber bisher lagen die Informationen verstreut auf verschiedenen Planeten des Google-Universums. Jetzt verschmelzen sie dank Android und erzeugen zum ersten Mal ein digitales Abbild von mir, eine Art neue Person. Es ist ein Vorgang, der sich ein bisschen so anfühlt wie das Ausziehen des T-Shirts im Schwimmbad. Okay, es sieht wahrscheinlich keiner zu, aber peinlich ist es trotzdem.

Woher weiß es das jetzt schon wieder, denke ich ein paarmal während der ersten Tage. Ein Beispiel: Ich klicke auf dem Weg zum Auto geistesabwesend auf "Play Music" und auf einmal läuft klassische Musik, die ich auf CD besitze. Eine obskure Aufnahme von Jon Lord aus der Kathedrale Durham. Bach. Mozart. Dann wieder Bach. Der Stream läuft den gesamten Heimweg, bis in meinem Dorf das Internet endet. So lange dauert es auch, bis mir einfällt, wie es dazu kommen konnte. Diese Aufnahmen begannen ihre Existenz in meinem Haushalt als CD. Jahre später wurden sie auf den Laptop digitalisiert, damals, als Laptops noch CD-Laufwerke hatten. Viel später experimentierte ich mit Google Play und fing wohl damit an, Musik vom Laptop in die Cloud zu laden. Wieder vergehen Jahre. Dann findet das kluge Handy die Cloud und spielt mir meine eigene, vergessene Musik vor.

Die erste wesentliche Änderung betrifft das Kindle. Es tut mir leid, treuer Gefährte, aber dein Aufenthalt in meinem Leben ist vorbei. Ich lese lieber auf dem Handy, weil es im Dunkeln leuchtet, weil es sich besser anfühlt und weil ich parallel Kathrin erzählen kann, was das wieder für ein bescheuertes Buch ist. Besonders treu warst du ohnehin nicht. Drei Kindles in vier Jahren, und nur eines davon ging kaputt, weil ich mich draufgesetzt hatte. Das Kindle ist

zu eindimensional, um es nie zu Hause liegenzulassen. In letzter Zeit blieb es immer häufiger zu Hause, am Bett, wie die Papierbücher auch. Vielleicht werde ich es ins Regal stellen.

Langsam verschmilzt das Handy mit meiner Hand. Es läuft mit mir in die Küche, ins Bad, ins Bett, auf die sonnige Treppe. Meine Wohnung ist riesengroß und das Macbook hat nur in Teilen davon Internet. Ich erkläre Hosen- und Jackentaschen zu Handytaschen. Ich finde heraus, in welchen Buchten der Küste es Internet gibt und in welchen Höhlen ich wirklich alleine sein kann. Oder muss.

Überraschende Dinge zeichnen sich am Horizont ab. Es sieht so aus, als würde ich eine neue Sprache entwickeln, die an das neue Gerät angepasst ist. Mit einer normalen Tastatur rede ich so, als würde ich reden, jedenfalls bilde ich mir das ein. Ich sage alles, was ich sagen will, mit allen Buchstaben und allen Wörtern, die ich im Gedankenstrom auftauchen. Praktisch nie verschiebe ich Themen, weil man sie im Chat nicht richtig besprechen kann. Vielleicht liegt das auch daran, dass ich mit meinen dreieinhalb Freunden sowieso überwiegend in Textform kommuniziere. Oder aber ich interessiere mich nur für Themen, für die man keine Gestik, Mimik oder Stimmen braucht. Oder nur für Freunde, für die man keine Gestik, Mimik oder Stimmen braucht.

Wie dem auch sei, das Handy erzeugt eine neue Form der Kommunikation. Ich denke zwar nicht über jedes Wort nach, wie im Zombie-SMS-Universum. Aber ich stelle Sätze um, nehme Wörter, die mir das Handy vorschlägt, um die Sache abzukürzen, und verschiebe Gedanken in einen neuen Teil meines Gehirns, der "später, wenn ich am Rechner bin" beschriftet ist. Mein erster Eindruck ist, dass dieser Übergang im Englischen leichter fällt als im Deutschen, der störrischen, struppigen Muttersprache.

Natürlich bin ich jetzt mehr im Netz, wenn das überhaupt möglich ist. Die wenigen internetlosen, weißen Flecken meines bisherigen Lebens werden nach und nach vom Handy erobert. Aber eventuell heißt das im Gegenzug, dass ich weniger am Laptop sitze, weniger bewusst Dinge im Internet tue. Bisher verbrachte ich die sinnlosen Stunden zwischen Mitternacht und zwei

Uhr nachts vorwiegend damit, auf diversen Seiten Reload zu klicken und auf neue Nachrichten zu warten. Um ins Bett zu gehen, musste ich nicht nur aufstehen, sondern vor allem das Internet verlassen. Das Zuklappen des Rechners ist immer auch ein Abschied. Was man da alles verpassen könnte. Jetzt kann ich schlafen gehen und trotzdem online bleiben.

Aleks Scholz

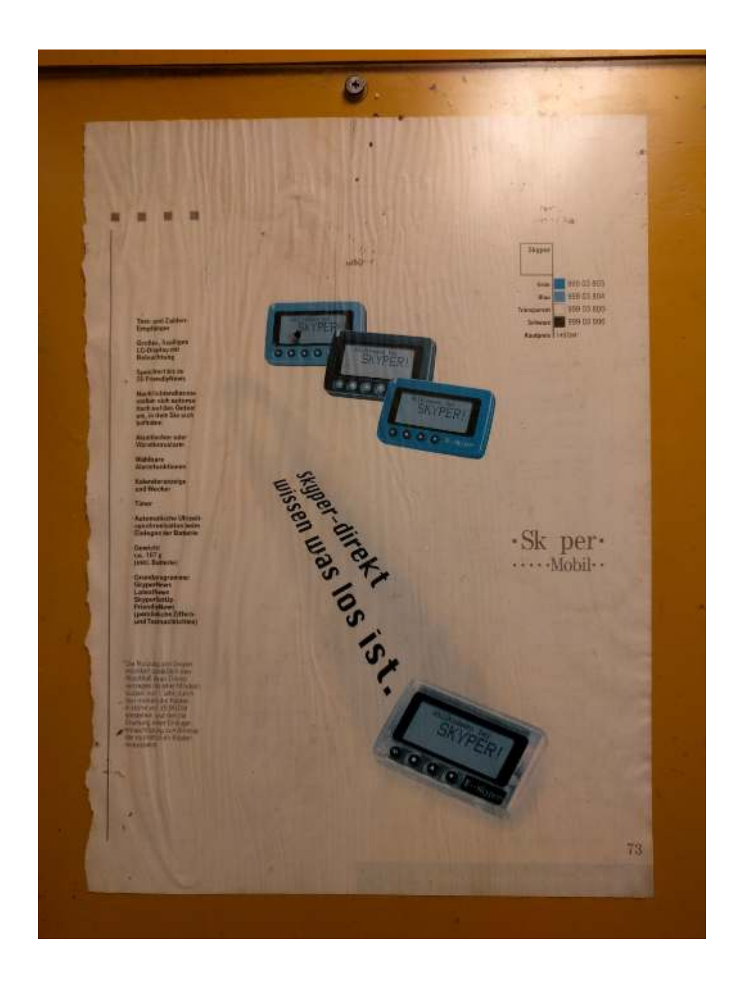
2. August 2016

Skyper – direkt wissen was los ist

In S. gibt es etwa 2.000 Einwohner und eine gelbe Telefonzelle.



Weil sie an einem Pokéstop liegt, war ich in den letzten Tagen oft bei ihr. Erst heute hat G. das wundersame Innenleben der Zelle entdeckt: Werbung für den Skyper!



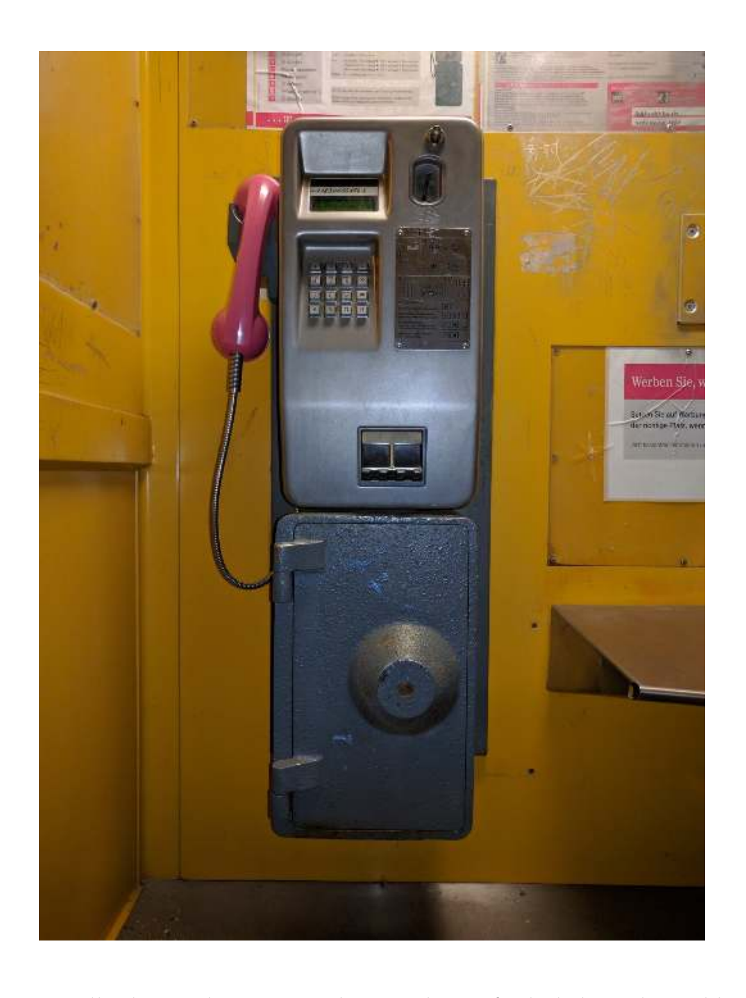
Der Skyper war ein Pager und von 1996 bis immerhin 2013 in Betrieb. Er hat ein “großes, 5zeiliges LC-Display mit Beleuchtung”, Kalenderanzeige und Wecker. Man kann einander damit “persönliche Ziffern- und Textnach-

richten”, sogenannte FriendlyNews, schicken. Bis zu 20 FriendlyNews lassen sich im Gerät speichern. Der dazugehörige Vertrag kostet 19,90 DM im Monat, das Gerät selbst ist für 149 DM zu haben.

Nicht nur das, aus dieser Telefonzelle lässt sich auch “SMS-Versand ganz einfach mit Münzen” praktizieren, sogar ins Festnetz.



Die Münzen fallen in einen robusten Münztresor unter dem Telefon:



Könnte allerdings schwierig werden mit dem erforderlichen Kleingeld:


1
2
3
SOS 110
112
4
Sonderfunktionen
Telefonnummernanzeige aus/ein
Umschaltung Wahlverfahren:
Impulswahl → Mehrfrequenzwahl
Notizbuchfunktion:
Speichern einer Telefonnummer
(z.B. während eines Gesprächs)
und
neue Telefonnummer
Wahl dieser Telefonnummer
nach Kurzeinhängen

Es scheint sich um eine Art Zeitmaschine zu handeln, einen Adapter zwischen der Gegenwart und verschiedenen jüngeren Vergangenheiten. Und sie funktioniert: “Unser Nachbar geht da immer zum Telefonieren hin”, berichtet A. Warum? “Weil er kein Geld für einen Telefonanschluss hat.” Auch das gibt es also noch.

Kathrin Passig

August 2016

Frühe Einübung in den Handygebrauch auf dem Klo

Kathrin: Wie viele in deiner Klasse haben kein Handy?

Emma, 11: Zirka fünf von siebenundzwanzig. Naja … eher drei.

Und die haben dann gar keins? Also auch kein altes, sondern überhaupt keins?

Überhaupt keins.

Warum?

Entweder sie wollen keins, aber das ist nur sehr sehr selten der Fall. Oder die Eltern sagen: Nö. Die ist noch nicht … oder der ist noch nicht vierzehn oder was weiß ich, und deswegen kriegt er kein Handy.

Das ist jetzt welche Klasse?

Sechste, fast siebte.

Wie hoch ist der Anteil von denen, die iPhones haben?

Groß. Sehr groß. Also ich schätz mal, von allen, die ein Handy haben, ungefähr zwei Drittel.

Und die anderen?

Entweder Samsung oder LG.

Was haben die Leute inzwischen für Datentarife? Oder haben sie überhaupt Datentarife?

Ja, haben sie.

Weil als du das letzte Mal erzählt hast, hatten sie alle noch keine und haben ihre Handys nur im WLAN genutzt, glaub ich.

Manche nutzen tatsächlich nur WLAN, aber viele haben jetzt einen Datentarif, meistens so 2 GB ungefähr. Manche, die superviel von ihren Eltern bekommen, haben dann beispielsweise auch mal 4 GB oder so was, also richtig viel. Aber das Normale ist eigentlich so … mehr als 1 GB ungefähr.

Was sind die wichtigsten Apps?

WhatsApp, YouTube und Instagram. Naja, Instagram nicht ganz. Eher noch so irgendwelche Spiele.

Nutzt irgendjemand Facebook? Ach so, ihr dürft noch gar nicht, oder?

Also WhatsApp darf man ja eigentlich erst ab 16 benutzen. Das heißt, dass manche auch Facebook jetzt schon benutzen. Aber es sind wirklich nur sehr wenige.

Twitter, irgendjemand?

Ja, Twitter. Also es haben nicht viele, es ist ähnlich wie bei Facebook, aber das haben welche.

Wie sieht's mit anderen Computern aus? Laptops?

Laptops hat fast gar keiner.

Tablets?

Schon eher. Ja, so ungefähr … weniger als ein Drittel.

Und dürft ihr in der Schule das Handy benutzen?

Nein.

Auch nicht im Pausenhof? In der Pause?

Es ist komplett verboten, aber natürlich: Verboten reizt, und deswegen gehen manche in der Pause aufs Klo, holen ihr Handy raus und machen dann auf dem Klo irgendwas mit dem Handy. Weil da die Lehrer eben nicht reinkönnen.

Was heißt manche? Wie verbreitet ist das?

Bei den Mädchen sehr, bei den Jungs gar nicht.

Und das heißt, man nimmt das Handy mit in die Schule, damit man auf dem Weg hin und zurück Unterhaltung hat oder wie?

Also bei den Jungs ist es eher so: Es gibt so die Hälfte der Jungs, die total handyvernarrt sind, die es dann auch mal so als Mutprobe mitten im Unterricht an haben. Und dann gibt's die andere Hälfte, denen das total egal ist und die sich dran halten, halt nach und vor der Schule.

Was passiert, wenn man's im Unterricht an hat?

Also wenn dann diese Klingeltöne von den Nachrichten kommen beispielsweise, dann sagen manche Lehrer zu den Betreffenden: Jetzt holst du's schnell raus und machst es aus. Das machen manche, und dann gibt's natürlich noch die, denen das komplett wurscht ist, die beim fünften Mal sagen: Jetzt mach's halt mal aus! Und dann gibt's die, die total ausflippen, weil's mal an ist.

Aber warum lassen die Leute überhaupt ihre Nachrichtentöne an?

Um aufzufallen in der Klasse?

Ach so. Und Klingeltöne? Ich kenn das so, dass die Leute, denen ich so begegne, außer es sind Rentner und Schwerhörige, alle ihre Klingeltöne aus haben, schon seit Jahren. Also Handys klingeln eigentlich nicht mehr. Wie ist das bei euch? Klingeln die noch, wenn jemand anruft? . . . Oder telefonieren die Leute überhaupt?

Hmm . . . . Wenige. Das Hauptmittel ist eigentlich jetzt WhatsApp.

Sprachnachrichten? So Draufsprechnachrichten?

Ja.

Also keine Tippnachrichten? Gar nicht?

Also in der Klassengruppe, wenn jemand zu faul ist, um einen ewig langen Satz zu schreiben, macht er ne Sprachnachricht. Was ich sehr doof finde eigentlich, weil wenn du dann mal irgendwo bist, wo du nicht diese Sprachnachricht anhören kannst, und dann stehen auf dem ganzen Bildschirm nur diese Sprachnachrichten, dann kommt irgendwie so ein Text wie "Ja, ich versteh's" und du verstehst gar nichts. Weil du diese Teile eben nicht anhörst. Und so deutlich sind die ja auch gar nicht, diese Nachrichten. Ich hab schon mal bessere gehört.

Wenn du jetzt eine WhatsApp-Sprachnachricht gekriegt hättest auf diesem Handy, wie würdest du's halten, wenn du die abhörst? Ich frag deshalb, weil ich manchmal Leute seh, die mit dem Handy so am Ohr rumlaufen.

Nee, also eher dann so *(hält sich das Handy seitlich vors Gesicht)*. Dann hört man das schon. Nur wenn die Betreffenden sehr doof sind und total leise und undeutlich sprechen, dann muss man tatsächlich so machen.

Emma Passig

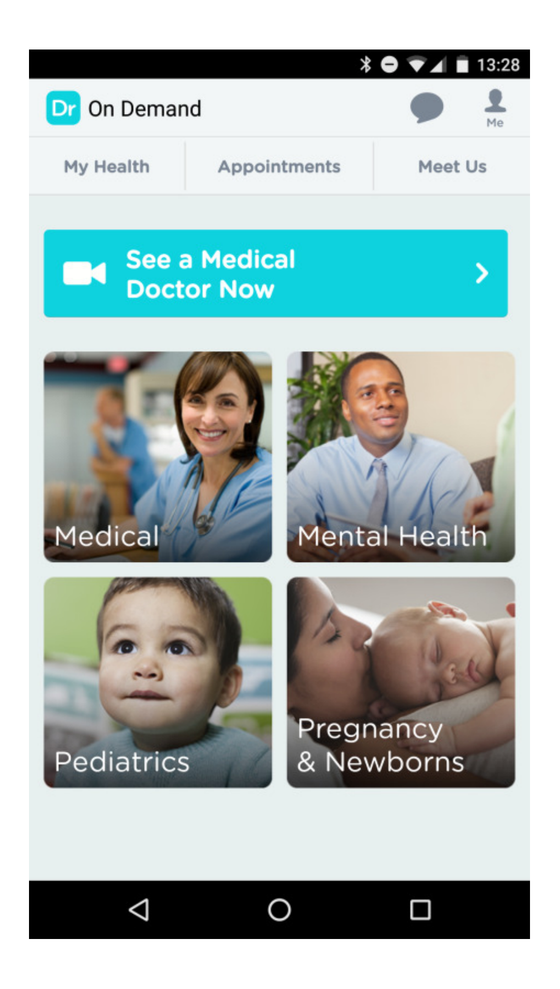
2016-08-11

Das Smartphone guckt mir in den Hals

Ich habe seit acht Tagen eine Sinusinfektion, die einfach nicht besser wird. Letzte Nacht wurde es sogar noch viel schlimmer, ich hatte regelrecht das Gefühl, von der Nase her zu ersticken.

Morgens um fünf gehe ich zu der *Pharmacy* gegenüber, die zum Glück rund um die Uhr geöffnet hat. Der Apotheker gibt mir alles, was er mit gutem Gewissen über die Theke reichen kann: Salin-Spray, schleimabschwellende Tabletten. »Und wenn ich jetzt doch noch zu einem Arzt will? Wo gehe ich da am besten hin?« Mir graut davor, einen ganzen Tag durch Terminvereinbarung, quer durch die Stadt Fahren und Wartezimmer zu verlieren, aber der Leidensdruck ist über Nacht groß genug geworden. – »Unser Arzt hier ist nachher um neun da, aber nehmen Sie doch die App, das ist doch viel einfacher.«

Natürlich. Ich hätte mir denken können, dass es längst ein Uber für Ärzte gibt. Ich installiere *Doctor On Demand* und richte mir einen Account ein. Auf ein paar Bildschirmseiten gebe ich meinen Gesundheitszustand ein, bekannte Krankheiten, Medikamente, Allergien. Dann bitte ich um eine Video-Beratung. Sie kostet vierzig Dollar – ein normaler Arztbesuch kostet für Krankenversicherte zwanzig Dollar Selbstbehalt. Manche Versicherungen übernehmen schon die Kosten für *Doctor On Demand*, aber meine noch nicht.



Es ist sechs Uhr dreißig morgens an der US-Ostküste. Ich bin nicht sicher, wie groß meine Chancen sind, um diese Zeit schon einen Arzt zu finden. Nicht einmal Kalifornien hilft jetzt, denn da ist es noch mitten in der Nacht.

Aber ich muss kaum drei Minuten warten. »Wir suchen nach einem Arzt für Sie. . . « – »Sie sind der Nächste!« – »Ihr Doktor schaut sich jetzt Ihre Angaben an. . . «

Dann startet der Video-Chat. Ich spreche mit einer jungen, hellwachen, sympathischen Ärztin irgendwo in den USA. *Does she have it? Yes, she's got it* – dieses Talent, einem wildfremden Menschen von einer Sekunde auf die nächste das Gefühl zu geben, er wäre der wichtigste Mensch auf der Welt. Obwohl ich kaum reden kann, schildere ich meine Symptome, beantworte Fragen.

Dann möchte die Ärztin meinen Atem hören. Ich soll das Smartphone ganz nahe an meinen Mund halten und tief ein- und ausatmen. Während ich das tue, sehe ich, wie sie sich mit dem Kopf nah an ihren Computer heranbewegt und lauscht. Kein Rasseln zu hören, gut. Ob ich eine starke Lampe in der Nähe hätte? Sie möchte mir nämlich in den Hals gucken. Ich schalte eine Schreibtischlampe ein und bringe mich und das Smartphone in ihre Nähe. »Ja, wunderbar!« – »Aaaaah!« – »Und jetzt bitte die Zunge rausstrecken.« – »Ääääärgh!« – »Wunderbar. Danke. Ich stimme Ihnen zu, Sie haben auf jeden Fall eine Sinusinfektion. Ich werde Ihnen ein Antibiotikum verschreiben. Das geht gleich an Ihre Apotheke, Sie können es in dreißig Minuten abholen. Zweimal täglich eine Kapsel, eine Woche lang. Sie werden sich spätestens in drei Tagen wieder ganz gesund fühlen, aber nehmen Sie das Antibiotikum bitte unbedingt eine ganze Woche. Sinusinfektionen sind sehr hartnäckig.«

Das deckt sich mit dem, was ich schon aus Wikipedia über Sinusinfektionen gelernt habe. Ich bin dankbar und begeistert. »Das ist das erste Mal, dass ich *Doctor On Demand* benutzt habe«, sage ich. »Ja, das ist toll, nicht? Ich mache das jetzt seit zweieinhalb Jahren, und ich habe in dieser Zeit 15.000 Patienten behandelt. Nur drei davon musste ich an die Notaufnahme weiterschicken.«

Am Ende bewertet man seinen Arzt mit eins bis fünf Sternen und optional einem schriftlichen Kommentar, ganz wie bei Uber. Ich bin sehr zufrieden.

André Spiegel

August 2016

Das Schweigen der Mädchen

Es ist Sommer. Nicht zum ersten Mal im Leben, aber zum ersten Mal in unserer Familie hat sich ein hochinteressanter Spalt aufgetan. Denn das eine Kind (ein Mädchen, 11 Jahre alt und auf dem Weg in Klasse 7 am Gymnasium – ich erkläre das so genau, weil das vielleicht für das Gesamtbild wichtig sein könnte) sitzt traurig in der Ecke, auch bei schönstem Sonnenschein.

Das andere Kind, ein Junge, 12 Jahre alt und auf dem Weg in Klasse 8 am Gymnasium, sitzt fröhlich allein in seinem Zimmer und plaudert bis spät in den Abend mit seinen Freunden, von Einsamkeit keine Spur. Dabei verlässt er seinen Rechner kaum, höchstens um nachzusehen, ob die Sonne endlich untergegangen ist, damit er mit seinen Schwestern raus kann, um Inliner zu fahren oder auf den Bolzplatz zu gehen. Alle meine Kinder verabscheuen das Tageslicht, ich kann mir das nicht erklären, aber es ist so. Wenn irgend möglich, sind sie draußen, sehr gern sogar, aber nur wenn keine Sonne scheint. Und wenn es nicht zu heiß ist. Am besten, wenn es regnet.

Aber zurück zum Spalt.

In meiner Jugend in den sehr späten 80ern gab es in meinem Viertel Väter, die mit Eintritt der Pubertät ihrer Töchter kleine Telefonschlösser kauften, die man in die 3 der Wählscheibentelefone klemmte und mit einem kleinen Schlüssel abschließen konnte. So ließen sich noch Notrufe absetzen – zumindest konnte man 112 wählen –, aber es ließen sich keine kostspieligen Telefonate mit der Freundin im Nachbarort oder dem “Brieffreund” in Timbuktu führen.

In meiner gesamten Erwachsenenzeit galt das Klischee des schweigsamen Mannes und der hochkommunikativen Weiblichkeit, und als die Kinder kamen, hatte ich zunächst den Eindruck, dass an Klischees vielleicht mehr dran ist, als man so wahrhaben will.

Pustekuchen.

Die so schweigsamen Jungs sitzen alle in ihren Jugendzimmern und skypen miteinander, was das Zeug hält, sie halten stundenlang verbale Kommunikation durch, sie besprechen in hochkomplexen Sätzen hochkomplexe Online-Strategien in Online-Strategiespielen miteinander, oder sie spielen stundenlang voller Glück Bedwars und machen dabei Tiergeräuschimitationswettkämpfe. Das weiß ich aus sicherer Quelle.

All das, während die angeblich so kommunikationsfixierten Mädchen allein in ihren Jugendzimmern sitzen und stumm für sich allein Schminktutorials bei YouTube schauen, weil die Eltern der anderen Mädchen ihnen weder ein Smartphone gekauft haben noch ein Notebook, und wenn das doch vorhanden ist, dann dürfen sie keine der gefährlichen Apps wie Skype benutzen. Auch das weiß ich aus sicherer Quelle, ich sage nur: Elternabend.

Das Ergebnis: Während das eine Kind in den Ferien mit all seinen weit verstreut wohnenden Freunden täglich für Stunden Kontakt haben kann, ist das andere Kind von seinen ebenfalls verstreut wohnenden Freundinnen vollkommen abgeschnitten, weil die “nur Notfallhandys mit Tasten” haben und darauf natürlich kein WhatsApp.

Ich bohre nach und tatsächlich: In der Klasse der Tochter sind es die Jungs, die miteinander reden, sich gegenseitig Apps und Spiele auf den Telefonen zeigen und ohne Probleme stundenlang darüber reden können, während die Mädchen das mangels Geräten nicht können – wenig verwunderlich, dass in dieser Klasse kaum Kontakte zwischen den beiden Gruppen bestehen, während es in der Klasse des Sohnes, wo nahezu alle Kinder unabhängig vom Geschlecht recht gut mit Geräten ausgestattet sind, eine gut funktionierende Klassengruppe bei WhatsApp und im sogenannten real life viel weniger Berührungsängste gibt (und sehr viel nettere Elternabende).

Es ist vielleicht zu stark, aus einer einzelnen Situation etwas Größeres abzuleiten, aber ich bin sicher, die weit bessere Klassenatmosphäre hat nicht zuletzt damit zu tun, dass die Kinder außerhalb der Schule einen leicht zugänglichen Kommunikationskanal haben. Und (fast) alle ein Handy haben, wirklich alle aber Zugang zum Netz.

Alina Smithee

Anfang August 2016

Da fehlt doch was, das war doch eben noch da

Am Donnerstag fällt es mir zum ersten Mal auf. Ich stehe am Sowjetischen Ehrenmal, einem beliebten Pokémon-Go-Treffpunkt … eigentlich ist Treffpunkt das falsche Wort, man würde ja eine Kirche oder eine Autobahnraststätte auch nicht als Treffpunkt bezeichnen. Es ist ein Ort, an dem sich Menschen einfinden, aber nicht in erster Linie, um dort andere Menschen zu treffen, sondern aus einem gemeinsamen Grund. Jedenfalls blicke ich vom Handy auf und bin überrascht, dass auf der anderen Seite des Platzes alles dunkel ist. Die drei im Handy bunt leuchtenden Pokéstops mit Lockmodulen fehlen. Mein Gehirn erwartet offenbar, sie auch in der Realität vorzufinden. Keine abwegige Erwartung, Google Maps zeigt schließlich auch Dinge an, die man beim Aufblicken vom Handy wirklich vor sich sieht.

Am Freitag bin ich überrascht, dass die Arena auf dem Elsensteg in Neukölln fehlt. Auf der Brücke müsste doch ein Turm stehen … es ist eine eher vage, abstrakte Vorstellung eines Turms, aber letztlich nicht vager und abstrakter als meine Erinnerungen an viele echte Türme.

Am Sonntag bin ich mit Freunden an einem Lockmodul im Bezirk Tiergarten verabredet. Ich fahre mit dem Fahrrad hin und denke dabei mehrmals “das Lockmodul sehe ich ja dann … ”, muss den Ort letztlich aber doch

mühsam und unter Zuhilfenahme von Google Maps ausfindig machen. Man hätte das Lockmodul am Benehmen der Menschen in seiner Umgebung erkennen können, aber das rosa Schneegestöber fehlte.

Entfernt verwandter Vorfall: Ich werde von zwei kleinen Jungen auf der Straße gefragt, wo es Ponyta-Pokémon gibt und will ihnen den Weg zum Ponyta-Spawn am Weichselplatz weisen, aber sie können mit Google Maps wenig anfangen. Vielleicht ist ihr Aktionsradius auch noch zu klein, der zehn Minuten zu Fuß entfernte Ort scheint ihnen jedenfalls schreckenerregend weit weg. Nach mehrfachen vergeblichen Erklärungen (Deuten in die reale Richtung, Zeigen auf Google Maps) fängt der größere der beiden an, sich die Straßennamen, die ich nenne, am Handy zu notieren. Schließlich zeige ich auf die Pokémon-Go-Karte und sage "Ihr geht einfach zu der gelben Arena da".

Kathrin Passig

Anfang Juli 2016

Paywall aus Pappe

Am 27. Juni 2016 kündigt die Spiegel-Chefredaktion den Start der hauseigenen Bezahlschranke "SPIEGEL Plus" an. Am Nachmittag des 1. Juli habe ich die Bezahlschranke ausgehebelt und kann Bezahlartikel lesen, ohne dafür zu bezahlen. Entgegen mancher Erwartungen ist dem kein aufwendiger, krimineller Akt vorausgegangen. Dies ist auch weniger eine Anleitung zum Hacking, als ein kurzer Bericht über fünf Minuten Prokrastination vor dem Computer, denn die technischen Hürden hierfür liegen auf einem niedrigen Niveau.

Bezahlschranken (Paywalls) sind für mich eigentlich sofort erkennbar und mein erster Reflex ist der "Zurück"-Button im Browser. Doch Spiegel Plus funktioniert etwas anders, denn es bietet einen ersten Eindruck des Textes, bevor man ihn bezahlt hat. Anstatt den Inhalt des zu bezahlenden Artikels

komplett zu verbergen, zeigt Spiegel Plus neben dem Hinweis, dass er Geld kostet, die Umrisse des vollständigen Artikeltextes im Browser an – unscharf gezeichnet und damit für den Betrachter im ersten Moment nicht einsehbar.



Ich werfe einen Blick in den Quelltext der Seite und stelle fest, dass auch im zweiten Moment der Text unleserlich bleibt, denn er scheint verschlüsselt zu sein. Ich google nach irgendetwas mit "Verschlüsselung" und "Generator" und klickte auf das erstbeste Suchergebnis: ein kleines Werkzeug zum Ver- und Entschlüsseln von Texten mit Hilfe der Caesar-Verschlüsselung.

Die Caesar-Verschlüsselung beruht auf Substitution: man verschiebt alle Zeichen in einem Text um X Positionen im Alphabet. Auf Wikipedia steht, dass es "eines der einfachsten und unsichersten" Verschlüsselungsverfahren ist und in der Praxis hauptsächlich dazu dient, die "Grundprinzipien der Kryptologie anschaulich darzustellen".

Ich kopiere einen Absatz aus dem Quelltext in das Eingabeformular der Seite, klicke auf "automatisch entschlüsseln" und erhalte folgenden Text:

> #Sophia# ist aber nicht nur eine humanitåre Aktion/ Die EU will beweisen- dass sie in der Lage ist- ihre Auàengren{en {u schýt{en Gerade jet{t- wo sich {[}weifel mehren- ob und wie lange sich der týrkische Staatspråsident

Auf einmal wird der Text einsehbar. Allerdings werden Umlaute und Satzzeichen nicht korrekt übersetzt. Das ist dem Umstand geschuldet, dass Umlaute normalerweise vor der Verschlüsselung aufgelöst (ä → ae, ü → ue usw.) werden und Satzzeichen entfernt, wie mein Informatiklehrer aus dem Abitur mir kurze Zeit später erklärt, den ich zum Mitwisser dieser monströsen Tat mache, die eigentlich keine war.

Dass Spiegel Online seine bezahlten Inhalte mit Grundlagenwissen über Verschlüsselung vor Diebstahl schützt, überrascht mich. Wäre ich wieder in der zwölften Klasse, hätte ich jede Gelegenheit genutzt, mit diesem Wissen vor meinem Informatiklehrer zu glänzen. Zugegeben: im Nachhinein betrachtet habe ich vielleicht auch nichts anderes getan, als ich ihn kurze Zeit später per Telefon konsultierte.

Was die Situation aus der Perspektive eines ehemaligen Informatikschülers aber noch unwirklicher erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass die Verschiebung der Texte um nur eine einzige Position stattfand. Würde Spiegel Plus seine Texte um vier, sechs oder acht Positionen verschieben, hätte ich vielleicht irgendwann die Lust verloren und wäre in meinem Anfall der Prokrastination weitergesurft.

So wurde eben ein Eintrag für das Techniktagebuch draus. Ich habe Spiegel Online auf ihre Caesar-Verschlüsselung hingewiesen. Zum Zeitpunkt des Aufschreibens (1,5 Monate später) wurde an dem Verfahren nichts verändert.

Gregor Weichbrodt

20.8.2016

Die Senioren und die Pokémon

Ich sitze mit vier Senioren zwischen 70 und 80 Jahren beim Frühstück, als eine davon – meine Mutter – plötzlich herausplatzt: "Ja hast du denn gar nicht die Pokémons??"

Zum Glück muss ich sie nicht enttäuschen, ich habe ja die Pokémons. Fasziniert betrachten drei der vier meinen Avatar, der auf der Landkarte steht, stellen Fragen, wo die Karte herkommt, ob die Pokéstops (zwei waren am Rheinufer vor der Tür des Restaurants sichtbar) zufällig oder regelmäßig oder wie auch immer verteilt sind und wonach es sich richtet, ob ein Pokémon vorbeikommt. "Es wäre ja schon schön, wenn jetzt mal eins käme und bei uns am Tisch säße!", sagt meine Mutter.

Wenig später tut uns ein Safcon den Gefallen. Es sitzt genau im Brötchenkorb. Mein Handy wird umhergereicht und fasziniert betrachtet, wie das Pokémon an derselben Stelle sitzen bleibt, obwohl jemand den Korb wegzieht. Und dass es woanders sitzt, wenn man das Handy etwas anders hält.

"Wenn die Thermine hier an lauter Sehenswürdigkeiten vorbeifährt, sind dann da auch im Handy diese Bälledinger?", fragt meine Tante später während der Stadtrundfahrt. Wir schauen nach und ja, es gibt einige Pokéstops an den Sehenswürdigkeiten, die erwähnt werden. Alle sind zufrieden. Tipp für Wiesbaden-Touristen: die Thermine fährt in einem Tempo, das es zulässt, Eier auszubrüten. Auf dem Neroberg werde ich wieder aufgefordert, nachzuschauen, ob nun vielleicht andere Pokémon anwesend sind. "Schließlich sind wir nicht mehr am Fluss, sondern auf einem Berg", sagt mein Onkel. Mittlerweile ist aber mein Akku leer, der Spaß ist also erstmal vorbei.

Sie habe aber schon ein paar gute Pokémonplätze um ihre Wohnung herum gefunden, sagt meine Mutter. Da säßen nämlich am frühen Abend neuerdings immer junge Leute und da habe sie nachgefragt, damit sie diese Plätze dann nächste Woche mit M., der Enkeltochter, aufsuchen kann.

Ich finde, von "steck nicht dauernd die Nase in ein Buch" über "du hast jemanden im *Internet* kennengelernt??" haben wir wirklich ein gutes Stück Weg zurückgelegt.

Novemberregen

25.08.2016

Postkarte war früher – heute ist Webcamwinken

Die Kinder sind ohne mich im Campingurlaub. Sie versprechen, mir eine Postkarte mit einer Ansicht des Ferienortes zu schicken. Sie haben ihre Smartphones dabei und ich habe vorher gegoogelt, ob es auf dem Campingplatz WLAN gibt. Ich habe auch gegoogelt, ob es da eine webcam gibt.

Am ersten Abend schreibe ich auf WhatsApp: "Sagt mal, wisst Ihr, wo diese webcam hängt?" und dann beschreibe ich ihnen, was ich auf dem Bild sehe. "Das ist am Supermarkt", schreiben sie zurück und lassen mich erst einmal allein mit der Information. Ich klicke mich durch etwa 200 Standbilder in der vagen Hoffnung, eines der Kinder darauf zu entdecken. Vergebens.

Am nächsten Tag erhalte ich ein lapidares "wir sind da jetzt, schalt mal ein" – und ich eile zum Rechner und schalte ein.

Die webcam des Platzes hat etwa 10 Minuten Verzögerung. Ich klicke und blicke (. . . tschuldigung). Ich klicke und bin ein wenig nervös, weil ich ziemliche Probleme damit habe, überhaupt Menschen wieder zu erkennen. Wenn ich nicht mehr so genau weiß, was das Kind morgens angezogen hat, erkenne ich es beim Abholen zwischen 300 anderen Kindern beispielsweise nicht, oder nur schwer.

Ich frage: "Was habt Ihr denn an?" und erhalte vom Sohn postwendend drei Fotos von T-Shirtmotiven.

Ich klicke und erblicke die Motive an drei Kindern, die der Größe nach meine sein könnten. Körperhaltung und Konturen passen auch. Ich fotografiere mit dem Handy das Webcambild auf meinem PC-Bildschirm und schicke das Bild über WhatsApp an den Sohn: “Seid Ihr das?”

“Jo”, schreibt er, und: “wir gehen dann jetzt wieder.”

So bin ich doch noch zusammen mit den Kindern im Urlaub gewesen. Für 10 Minuten. Eine Postkarte bekomme ich nicht. “Wir haben dir doch in die webcam gewunken”, sagen sie.

Pia Ziefle

August 2016

CB-Funk ist aus dem Mobilfunkzeitalter nicht wegzudenken

Wir sind in Mecklenburg-Vorpommern unterwegs. Auf dem Weg nach Güstrow nehme ich ein Verkehrszeichen wahr, das mir noch nie untergekommen ist.



Ich bedaure, dass ich kein CB-Funk-Gerät mehr dabei habe. Das letzte wurde mir vor über 20 Jahren aus dem Auto geklaut. Ich hätte auch gar nicht viel damit anfangen können, weil es noch ein ganz altes, zum Baujahr des damaligen Autos (1974) passendes AM-Gerät von Handic war. Hier hätte ich auf Kanal 22 sicherlich spannende, frequenzmodulierte (FM) Informationen erhalten können.

Ich drehe noch mal um, damit ich mir das Schild genauer anschauen kann. Es macht nämlich gar nicht unbedingt einen aus dem letzten Jahrtausend übrig gebliebenen Charakter, sondern sieht recht frisch aus.



Dass man dem CB-Funk nicht voreilig abschwören sollte, merken wir kurz darauf, als wir in zwei Autos im Abstand von rund 100 m hintereinander durch die Mecklenburg-Vorpommersche “Steppe” zwischen Karow und Krakow am See fahren. Schnell wollten wir via Handy noch absprechen, was noch einzukaufen sei. Aber nach Wurst, Käse und Eiern brach die Verbindung

mangels Mobilfunknetz ab. Mit CB-Funk wäre das nicht passiert. Ich werde mich umgehend nach derlei Geräten bei ebay umsehen, um für zeitgemäße Kommunikation in ländlichen Regionen einer der führenden Industrienationen gerüstet zu sein.

Markus Winninghoff

1.September 2016

Facebook ist mein Portemonnaie

Was macht man, wenn man in der Bahn sitzt, sein Portemonnaie zu Hause vergessen hat, der Schaffner nach dem Ticket fragt und man seine Bahncard personalisiert nachweisen muss?

Ich habe genau 15 Minuten nach Einstieg, um dieses Problem zu lösen – normalerweise kommt im ICE dann der Schaffner. Zunächst rufe die Website der Bahn über mein Tablet auf und logge mich ein. Vorausgesetzt hierfür ist natürlich die vorherige Anmeldung und die Hinterlegung der persönlichen Daten. Die Daten zur Bahncard-Nummer sind etwas versteckt, befinden sich aber (aktuell) ganz unten auf der Seite, wobei sich mir persönlich die "Reiter" (Meine Bahn, Buchungsservices, Bahncard-Services, etc.) in der Bedienung unterhalb der Seite nicht wirklich erschließen. Die Bahncard-Nummer befindet sich unter "Bahncard-Services".

Nun haben wir die Bahncard-Nummer… aber womit personalisiere ich mich jetzt? Welchen Service kennen die meisten Menschen im Internet, bei dem man seine persönlichen Informationen hinterlegt? XING? Linked In? FACEBOOK!

So öffne ich mein Facebook-Profil und in dem Browser-Tab daneben die Infos zu meiner Bahncard. Der Schaffner akzeptiert dies tatsächlich so (vielen Dank an dieser Stelle). Ich frage nach, was man in solch einem Fall sonst noch unternehmen kann, denn ich gehe davon aus, dass nicht jeder Schaffner ein Auge zudrückt. Der Schaffner erklärt mir, dass es für diesen Zweck

eine neue Hotline der Bahn gibt: hat der Passagier seine Bahncard nicht dabei, kann der Schaffner dort anrufen und sich die Gültigkeit der Bahncard bestätigen lassen. Er hat diese Hotline noch nie benutzt und nutzt die Gelegenheit, sie das erste Mal anzurufen, um den Service zu testen. Und es geht: ich muss mich lediglich mit Namen und Geburtsdatum verifizieren.

om-schreibt

2. September 2016

Die RTL-Gruppe macht Video-on-Demand zu einem Problem

Das lineare Fernsehen verabschiedet sich immer mehr aus meinem Leben. Dennoch gibt es Fernsehsendungen, die ich noch gerne sehe. Eine davon ist „Die Höhle der Löwen“, eine Show beim Fernsehsender Vox, bei der Gründerinnen und Gründer Investorenkapital öffentlichkeitswirksam beschaffen können.

„Live“ will ich mir die Sendung nicht ansehen. Zum einen schaffe ich es nicht (mehr), meinen Tag um einen 20:15-Uhr-Fernsehtermin herum zu planen. Zum anderen steckt in der Zweistundensendung gefühlt eine Stunde Werbung, die ich gerne aussparen möchte. Deshalb zeichne ich normalerweise die Sendung auf meinem Festplattenrecorder auf (in SD, weil HD extra kosten würde und Vorspulen nicht ginge), aber bei der letzten Ausgabe habe ich vergessen, die Aufnahme zu programmieren.

Also liegt es nahe, in die Vox-Mediathek zu gehen und mir dort die Sendung per Streaming nach Hause zu holen. So, wie ich das von den vielen anderen Fernsehsendern in Deutschland gewohnt bin. Für mein iPad schlägt mir der RTL-Konzern, zu dem Vox gehört, vor, die TV-Now-App zu installieren. Der Aufforderung komme ich nach. Dann fangen die Probleme an.

Einfach eine Sendung abrufen kann man da nicht. Man muss sich unter allen Umständen erst einmal mit einem Benutzerkonto anmelden. Aber halt, das geht nicht auf dem iPad. Ich muss meinen Laptop bemühen. Dort erfahre ich, dass es eine „normale“ und eine Plus-Mitgliedschaft für 2,99 Euro pro Monat gibt. Die normale kann nicht mehr, als Sendungen 30 Tage nach ihrer Ausstrahlung in SD-Qualität wiederzugeben, aber mehr brauche ich ja auch nicht.

Es reicht jedoch nicht, sich mit Namen und E-Mail-Adresse zu registrieren, wie ich das für einen kostenlosen Dienst erwarten würde. Ich muss auch Zahlungsdaten rausrücken, Kreditkarte, Bankkonto, Paypal, irgendwas, wovon man meine monatlichen Gebühren abbuchen könnte.

Ich glaube an ein Versehen, aber nein, das Prozedere ist eindeutig. Um das kostenlose Streaming von bereits gelaufenen Sendungen nutzen zu können, muss ich mich zu einem kostenpflichtigen Abo anmelden, das ich dann innerhalb das ersten Gratismonats wieder kündigen muss. Also in meinem Fall zwei Minuten nach der Anmeldung. (Ich brauche ein bisschen, weil ich nicht so schnell den Kündigen-Button finde.)

So etwas Umständliches habe ich selten erlebt. Hätte ich keine Chronistenpflicht für das Techniktagebuch, hätte ich diesem wenig vertrauenswürdigen Anbieter keine sensiblen Daten ohne erkennbaren Grund überlassen, sondern direkt beim Registrierungsprozess abgebrochen.

Johannes Mirus

September 2016

Der Drucker druckt nicht

Ich sitze im warmen Büro vor dem Bildschirm, der schwenkende Tischventilator fächelt mir gelegentlich einen kühlenden Lufthauch zu, mein Laserdrucker steht links hinter mir (auf etwa 8 Uhr), ich drucke etwas aus. Der Laserdrucker heizt vor, er beginnt hörbar zu drucken, ich höre wie das Papier

transportiert wird, wie der Ausdruck beendet wird. Der Drucker verstummt. Ohne den Blick vom Bildschirm zu lösen, greife ich mit einem langen Arm in Richtung Drucker, um das Blatt aufzunehmen, aber der Griff geht ins Leere. Der Blick wendet sich Richtung Drucker. Tatsächlich, er hat kein Blatt ausgespuckt. Ähm … am Kinn kratzend … häh? Ich stehe auf, untersuche die zahllosen Klappen, ob irgendwo ein Papierstau aufgetreten ist, obwohl der Drucker gar keinen Papierstau gemeldet hat. Merkwürdig. Also nochmal: Blick Richtung Bildschirm gerichtet, Ausdruck, Geräusche, blinder Griff, wieder kein Ausdruck vorhanden. Ähm … stirnrunzelnd am Kinn und am Kopf kratzend … häh? Das kann doch gar nicht sein!? Ein dritter Versuch: Blick Richtung Bildschirm, Ausdruck, Blick Richtung Drucker, das Blatt Papier wird ausgeworfen … und direkt vom Ventilator angehoben und weggepustet, bis es zwischen Schreibtisch und Wand verschwindet und neben seine beiden Vorgänger hinuntergleitet. Ich freue mich auf den Herbst.

Dirk Hagedorn

14.9.2016

Das Fax: Und ist das jetzt auch angekommen?

Wenn ich mir vorstelle, dass mein Leben gar nicht echt ist, sondern nur eine Inszenierung zu Ihrem Vergnügen, die „Michael Brake Show" quasi, dann weiß ich genau, welche Situationen die Regie als wiederkehrende Slapstick-Elemente verwenden würde: Michael Brake beim Versuch, etwas an seinem Fahrrad zu reparieren. Und Michael Brake beim Umgang mit Faxgeräten.

Bietet man mir etwa eine Adresssignatur mit mehreren Nummern an, rufe ich zielgenau immer die Faxnummer als Erstes an. Fieääääp krietsch schrrrms – schnell wieder aufgelegt. Peinlich.

Noch alberner: Michael Brake verschickt ein Fax. Weil das nur so alle paar Jahre vorkommt, habe ich keine Routine, und das führt zu Angst, und dann mache ich alles falsch. Das geht schon damit los, wie ich das Papier einle-

gen muss: Inhalt oben oder unten? Man weiß es nicht. Nächstes Problem: Muss ich eine Null vorweg wählen? Beim Telefon höre ich, ob ein Freizeichen kommt. Hier nicht. Wieder Fifty-Fifty-Chance, also in der Theorie. In der Realität eher so: Ninety-nine-One-Chance.

Dann wird natürlich das Papier niemals beim ersten Versuch sauber durchgezogen. Und Übertragungsfehler gibt es auch noch. Jedes Mal fühle ich mich wie in einer Kafka-Geschichte und bin mir sicher, dass ich dieses Fax niemals versendet bekommen werde. Hat es dann irgendwie doch geklappt, folgt die Angst, das Fax sei nicht angekommen. Ich möchte am liebsten auf der anderen Seite anrufen: „Hallo, hier Brake (Menschen, die ein Faxgerät besitzen, sprechen sich immer nur mit Nachnamen an), ist da gerade was aus Ihrem Fax gekommen? Ja, das war von mir."

Es ist ein wenig albern: Ich glaube daran, dass Papier, das ich mit anderem bunten Papier beklebe und in einen gelben Kasten schmeiße, spätestens am übernächsten Tag bei der richtigen Person ist. Ich glaube daran, dass ich durch den Klick auf eine virtuelle Schaltfläche mache, dass Menschen ganz woanders den von mir getippten Text lesen können. Aber bei einem Fax fallen mir hundert Schiefgehszenarien ein.

Vielleicht ist ja auf der anderen Seite die Patrone fast leer und man kann gar nichts erkennen. Oder alle Zeilen wurden übereinander gedruckt. Oder das Thermopapier hat sich so komisch aufgekringelt und ist hinter den Gummibaum gerollt (neben jedem deutschen Firmenfaxgerät steht eine immergrüne Büropflanze). Oder es ist erst gar kein Papier eingelegt. Oder es ist gerade Betriebsfeier und Meyerdierks aus der Finanzbuchhaltung macht aus den Faxen Konfetti, weil er zu viel von der Bowle getrunken hat.

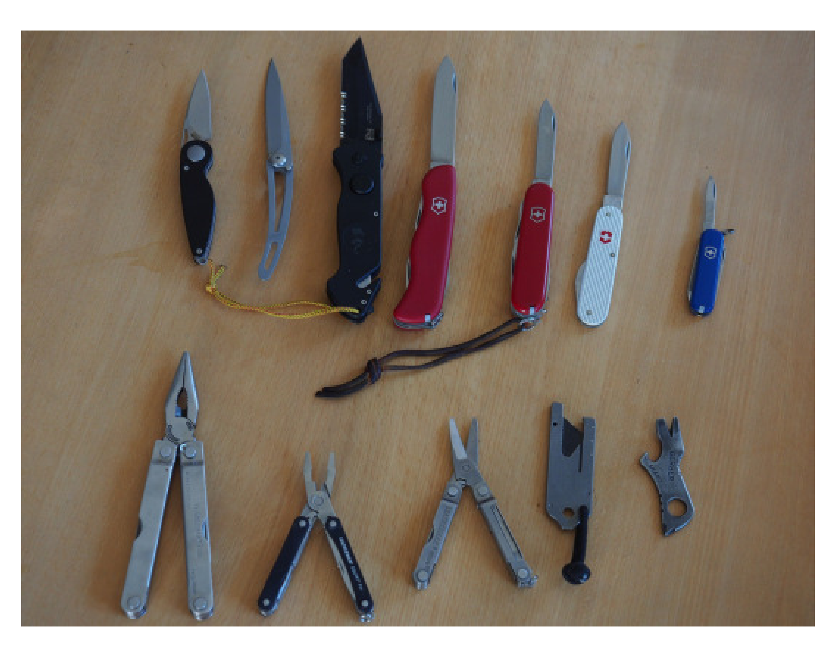
Letztlich verhalte ich mich beim Faxen exakt so umständlich und stoffelig wie meine älteren Verwandten beim Umgang mit dem Computer. Es ist nämlich gar nicht so, dass die jüngeren Generationen irgendwie technikaffiner

seien. Wir haben nur andere Abläufe internalisiert und zu ihnen Vertrauen aufgebaut. Ansonsten sind wir die gleichen Nullchecker wie alle anderen auch.

Michael Brake

Sommer 1985 bis 2016 (und wohl noch länger)

Von Opas Taschenmesser zum EDC-Tool



Obere Reihe von links: Traditionelles Taschenmesser Gentleman-1 von Herbertz; Leichtgewichtsmesser 20 von Baladeo; Eichhorn Pocket Rescue Tool (ein Einhandmesser); Victorinox Campingmesser mit Verriegelung; Victorinox Champ; Victorinox Taschenwerkzeug; Victorinox Mini-Schweizermesser; untere Reihe von links: Leatherman Pocket Survival Tool; Leatherman Squirt PS4; Leatherman Micra; Titanium Pocket Tool; Gerber Shard – die Bezeichnungen der Victorinox-Messer sind möglicherweise nicht ganz korrekt.

Keine zehn Zentimeter weit kann ich gucken, als ich an einem sonnigen Junitag 1985 in das trübe Wasser des Hafens von Piräus springe. Mit dem Segelboot, dass wir für einen Törn durch die Ägäis gechartert haben, kommen wir nicht weg von der Pier: Ein Tau hat sich in der Schraube verfangen, der Motor bringt uns nicht aus dem Hafen. Ich muss den Tampen mühsam herausschneiden und mich dafür auf meinen Tastsinn verlassen, sehen kann ich nichts. Wenigstens habe ich das richtige Werkzeug für diese Aufgabe: mein Schweizer Taschenmesser mit seiner unglaublich scharfen Klinge.



Mehr als drei Jahrzehnte später sieht dieses Messer kaum schlechter aus als an jenem Junitag. Die Griffschalen sind ein wenig abgegriffen, und der Klinge sieht man an, dass sie gelegentlich nachgeschliffen wurde. Allerdings stammen die Gebrauchsspuren vor allem aus den ersten 20 Jahren – in letzter Zeit hatte ich dieses Messer immer seltener dabei.

Denn während es vom Messer, einem der wichtigsten Werkzeuge der Menschheit (*Es gehört zu den wenigen Objekten, die weltweit in allen Kulturen des Menschen vorkommen*, sagt Wikipedia) zum Taschenmesser kein so großer Schritt war, hat sich in den vergangenen drei Jahrzehnten etwas verschoben. Das simple Taschenmesser mit einer, vielleicht auch zwei Klingen gehörte früher in jede Hosentasche (in die Damenhandtasche offensichtlich weniger). Seit den 1980-er Jahren haben daran drei Dinge etwas geändert: Ein Kanadier namens Tim Leatherman, die Anschläge von 9/11 und der EDC-Boom.

Um den Erfolg von Tim Leatherman zu verstehen, muss man sich erst mal daran erinnern, dass das simple Taschenmesser mit seiner Klinge über die Jahrzehnte zum multifunktionalen Werkzeug aufgerüstet wurde. Vor allem das Schweizermesser, der Inbegriff des Taschenmessers, erhielt immer mehr Zusatzteile und -funktionen, von Säge und Feile über Flaschenöffner und Schraubenzieher bis zu Schere und Korkenzieher. (Zum Sinnbild des Funktionswahns wurde das praktisch unbenutzbare *Wenger Schweizer Offiziersmesser Giant*, das längst durch die satirischen Kommentare bei Amazon berühmt wurde).

Trotz all der zusätzlichen Funktionen fehlte dem Ingenieur Leatherman, so die Geschichte, ein wichtiges Werkzeug an seinem Taschenmesser: bei einer Europareise 1975 brauchte er für seine Autoreparaturen eine Zange, und ausgerechnet die bot ein Schweizermesser (damals) nicht. Leatherman konstruierte daraufhin das Pocket Survival Tool, den originalen Leatherman, der seit den 1980-er Jahren zum Konkurrenzprodukt für die eingeführten Taschenmesser wurde. Eigentlich lief es auf die simple Entscheidung hinaus: Möchte ich lieber einen Korkenzieher – dann wird's ein Schweizermesser; brauche ich eine Zange – dann wird's ein Leatherman.

Den Umstieg vom Schweizermesser zum Leatherman vollzog ich im Frühsommer 1993. Bei meiner ersten Reise nach Belet Huen in Somalia, dem späteren Stationierungsort deutscher Soldaten, trug ich noch das Messer mit mir herum, mit dem ich fast zehn Jahre zuvor ins Hafenbecken von Piräus gesprungen war. In einem kanadischen Truppentransporter rutschte es mir unbemerkt aus der – schlecht konstruierten – Messertasche meiner Hose und wurde von einem kanadischen Sergeant gefunden, ein glücklicher Zufall.

Auf den Leatherman wechselte ich dann nicht nur, weil er inzwischen auch in Europa verfügbar war und mir die Zange sinnvoll schien (den Korkenzieher brauchte ich als Biertrinker ohnehin nicht so oft) – sondern auch, weil er gleich mit einer schicken Ledertasche für den Gürtel geliefert wurde. Mein originales *Leatherman Pocket Survival Tool* (oben im Foto untere Reihe links) trägt das eingeprägte Produktionsdatum Mai 1993.

Der Leatherman wurde zum Vorbild für eine ganze Reihe von Nachbauten. Selbst die Produzenten der Original Schweizermesser brachten nach dem Erfolg dieser Klapp-Zange ähnliche Produkte auf den Markt, die sie als *SwissTool* verkauften.

Auch diese so genannten MultiTools haben eine Messerklinge, im Handgriff eingeklappt, und deshalb traf sie ebenso wie die herkömmlichen Taschenmesser kurz nach der Jahrtausendwende das zweite Problem. Nach den Anschlägen am 11. September 2001 auf das World Trade Center in New York und das Pentagon in Washington wurden weltweit die Bestimmungen für verbotene Gegenstände im Handgepäck von Flugpassagieren verschärft. War es zuvor noch problemlos möglich, mit einem Taschenmesser mit einer Klingellänge von unter 10,5 cm ins Flugzeug zu steigen, änderte sich das nach dem Terroranschlag grundlegend. Schon mit winzigsten Klingen wurden – und werden nach wie vor – solche Messer beim Sicherheitscheck aussortiert (angeblich macht die US-Transportsicherheitsbehörde TSA mit dem Verkauf der eingesammelten Schweizermesser, Leatherman-Multitools und ähnlichem ein gutes Geschäft).

Der Bedarf stieg deshalb an Taschenwerkzeugen, die alle Funktionen außer der eines Messers hatten. *TSA approved*, von der Transportsicherheitsbehörde zugelassen, wurde zu einem neuen Schlagwort. Leatherman und andere Firmen brachten spezielle Werkzeuge heraus, die eben keine Klinge hatten, sonst aber so aussahen wie ihre traditionellen Stahlwaren.

Die Verschärfung der Gesetze betraf allerdings nicht nur den Flugverkehr. Insgesamt wurden Messer immer weniger als Werkzeug gesehen, sondern als potenzielle Waffe, und das unabhängig von der Klingenlänge. In Deutschland wurde zum Beispiel 2008 in die Neuregelung der Waffengesetze aufgenommen, dass so genannte Einhandmesser in der Öffentlichkeit nicht mehr (mit)geführt werden dürfen, es sei denn, sie werden für Beruf, Sport oder Brauchtum genutzt. Trotzdem erfreuen sich die verschiedenen Modelle weiterhin großer Beliebtheit – und sie kommen fast immer aus den USA.

Aus den USA kam auch ein weiterer Trend, der ebenfalls das traditionelle Taschenmesser zurückdrängte: EDC, *Every Day Carry*, Gegenstände, die man immer dabei hat, wurden neben den Messern (die natürlich weiter in die Tasche gehörten, gerne auch als Einhandmesser) immer ausgefeiltere und kleinere Werkzeuge für die Hosentasche. Die Messerklinge, wenn sie überhaupt noch dabei war, dient da meistens dazu, Kartons aufzuschlitzen. Viel wichtiger sind die Funktionen für eine technisierte Gesellschaft: Schraubendreher (normal und Kreuzschlitz), Vorrichtungen zum Kabel-Schneiden oder -Absisolieren und natürlich ein Flaschenöffner.

Auf diesen Trend reagierten die Großen der Branche mit kleineren – und damit taschengängigeren – Werkzeugen mit mehr Funktionen, wie Leatherman mit diversen Mini-Ausgaben seiner Pocket Tools. Aber auch komplette Neuentwicklungen, gerne *funded via Kickstarter*, gehören dazu, wie das Titanium Pocket Tool von Big I Design:



Video: www.youtube.com/watch?v=DAIBJD5FtQQ

Das richtet sich natürlich ein wenig an die, die eigentlich schon alles haben, nur eben noch nicht aus Titan…

Dabei geht es auch deutlich simpler. Eines der einfachsten dieser EDC-Werkzeuge stammt von einem traditionellen Messerhersteller aus den USA, ist eigentlich nur ein gestanztes Stück Blech, *TSA approved* und an Einfachheit kaum zu überbieten: Das *Shard* (zu deutsch: Scherbe) von Gerber (der US-Preis von 7$ ist eigentlich schon übermäßig; die Preise, die dafür in Deutschland verlangt werden, sind aber schlicht eine Unverschämtheit):



Simpler geht eigentlich nicht. Und an Stelle des Schweizer Taschenmessers oder des Leatherman, die mir ohnehin bei jeder Kontrolle erst mal weggenommen werden, habe ich seit einiger Zeit so ein Shard in der Tasche. Ist ja kein Messer. Obwohl das bisweilen viel praktischer wäre, zum Beispiel beim Brötchenschmieren.

Thomas Wiegold

16. September 2016

Die ersten anonymen Fragen

Seitdem es im Google Drive eine brauchbare Auswahl an attraktiven bis bizarren Templates für Slides gibt, zeige ich Vorträge häufiger mit Google und weniger mit Keynote. Dieses Jahr gewinnt Keynote noch, aber auch nur, weil ich dort vieles schon vorbereitet habe. Im Frühjahr spielte ich bei der Vorbereitung auf die "dotastronomy"-Tagung mit den neuen "Presenter Tools" bei Google herum, und fand heraus, dass die Zuschauer anonym Fragen an den Vortragenden schicken können. Es funktioniert so: Auf den Slides wird eine URL gezeigt, die dem Zuhörer ein einfaches Formular zeigt, über das er seine Frage abschicken kann. Die Frage erscheint bei mir im Fenster, aber nicht in der Präsentation selbst. Ich kann sie dann anschalten, in den Vortrag einblenden, und beantworten. Aber ich kann sie auch ignorieren. Mir kommt das wie die perfekte Art vor, Fragen zu stellen und auf Fragen zu reagieren.

Leider braucht man dazu zweierlei, zum einen funktionierendes Wifi im Konferenzraum, das dritte Weltwunder. Und zum anderen muss sich mein Computer mit dem Beamer auf "no mirroring" verständigen können, so dass ich auf meinem Bildschirm nicht die Slides sehe, sondern was auch immer ich gern hätte. Bei "dotastronomy" scheiterte es daran.

Am 16. September ist es endlich soweit. Ich bringe chinesischen Doktoranden bei, wie Kommunikation in der Forschung funktioniert. Beziehungsweise, wie sie meiner Meinung nach funktionieren sollte. Wifi gibt es sowieso, über Eduroam, wie überall an unserer Uni. Aber außerdem versteht der Beamer, was ich will. Es ist großartig. In einem Vortrag über Kommunikation kann ich mit den Zuhörern nicht nur per Stimme und Handzeichen, sondern auch über einen versteckten Google-Kanal reden. Nach wenigen Minuten erscheint auf meinem Macbook die erste Frage. "Is this where I can ask questions?", fragt einer, oder eine, wer auch immer, jemand, der im Raum sitzt. Ich bringe die Frage auf die Leinwand und beantworte sie mit "probably".

Die restliche Stunde tauchen immer mal wieder Fragen auf. Ganz normale Fragen, die sich irgendjemand nicht traute, öffentlich zu stellen. Ich bringe alle nach vorne. Meine chinesischen Zuhörer nehmen die Technik gut an und sehen geduldig zu, wie ich alle notwendigen Mausklicks ausprobiere. Noch ein Vorteil: Sie haben einen Vorwand, das Handy die ganze Zeit in der Hand zu halten und müssen nicht glauben, dass die Höflichkeit ihnen gebietet, offline zu sein. Niemand sollte je während eines Vortrags offline sein müssen.

Aleks Scholz

25.09.2016

Freunde

Freunde waren früher alle Kinder, die nachmittags auf der Straße waren. So erinnere ich das jedenfalls. Früher = 1979. Ich war da 5.

Freunde waren später alle Kinder, die einen nachmittags bei sich zu Hause sein ließen. Früher = 1985. Ich war da 11, und es waren nicht viele, weil ich die dumme Angewohnheit hatte, allen Kindern die Schokolade wegzufuttern.

Freunde waren aber auch die Kinder, bei denen man gern sein wollte. Weil sie den Hund hatten, den man selber nicht hatte. Weil sie die Kanarienvogelvoliere hatten, die einen so faszinierte. Weil es Sodawasser gab (und keinen Sprudel wie bei uns). Weil man Fernsehen schauen durfte, am hellichten Nachmittag! Weil es Limonade gab – und zwar immer, und nicht nur an Weihnachten.

Freunde meiner Kinder sind heute = 2016 sehr gern gesehene Gäste in meinem Haus, sie sind zahlreich, und häufig alle gleichzeitig hier. Sie knuddeln die Katze, sie fragen ab und an nach den verschwundenen Fischen, sie holen sich Essen aus dem Kühlschrank, sie trinken Limo. Sie rennen im Haus herum und machen Lärm, so wie richtige Kinder eben.

Seit Kurzem aber gibt es ein neues Phänomen: nicht nur vermisst keines der Kinder meinen kürzlich abgeschafften Fernseher, nein, ich höre sie nicht mal mehr. Weil sie zur Tür hereinkommen, die immer offen steht, sich die Schuhe von den Füßen streifen und – den Blick fest auf ihr device geheftet – stumm aufs Sofa sinken.

Sie kommen nicht mehr für Limo/Essen/TV. Sie kommen für mein WLAN, dessen Zugangsdaten sie irgendwann von meinen Kindern bekommen haben, ich hoffe, in weihevoller Zeremonie. Sie bedanken sich dafür, indem sie ab und zu die Spülmaschine einräumen. Oder Tütensuppe mitbringen.

So ändern sich die Zeiten.

Pia Ziefle

26. September 2016

Ich lese unentdeckt

Spät am Abend schreibt mir jemand zurück auf eine E-Mail, mit der ich kurz zuvor eine SMS vom Vortag beantwortet habe. Während ich die fettgedruckte Zeile mit Absender, Betreff, Datum/Uhrzeit und Datengröße anklicke, fällt mir ein, dass die Absenderin – anders als zum Beispiel bei über Facebook verschickten Nachrichten – nicht sehen kann, dass ich die Mail noch öffne; ebensowenig wie das bei einem Papierbrief möglich war. Weder grundsätzlich noch in diesem Fall fühle ich mich im Medium E-Mail verpflichtet, augenblicklich zu antworten, und auch beim Messenger habe ich mir den Impuls abtrainiert. Dennoch empfinde ich spontan Erleichterung darüber, dass das möglich ist: eine Nachricht an mich zu lesen, ohne dass das Gegenüber davon erfährt.

Undine Löhfelm

September 2016

Zwei Monate mit Smartphone

Zwei Monate ist es her, da endete mein Leben ohne Smartphone. Jetzt kann ich nicht mehr ohne.

Der Übergang geschah in der zweiten oder dritten Woche. Ab dann war das Handy Teil meiner Routinen, und man musste mich nicht mehr erinnern, das Handy zu benutzen. “Du kannst das jetzt selbst nachsehen”, sagte Kathrin am Anfang häufiger. Beim Urlaub in Berlin suche ich mit dem Handy nach Satellitenresten am Himmel, während alle Bekannten nach Pokemons suchen. Das Telefon hängt wie festgewachsen an meiner Hand. Immer genauer versteht das Handy, was ich sagen will. Es weiß, dass ich oft über Basketball und Hunde rede. Ich stehe im Vogelsberg und will vom Vater abgeholt werden. “Ruf ihn an, du hast doch ein Telefon”, ermahnt mich die Mutter. Ach ja, Telefon, da war doch was. “Erstmal herausfinden, wie man damit telefoniert”, wende ich ein, und öffne die Telefon-App.

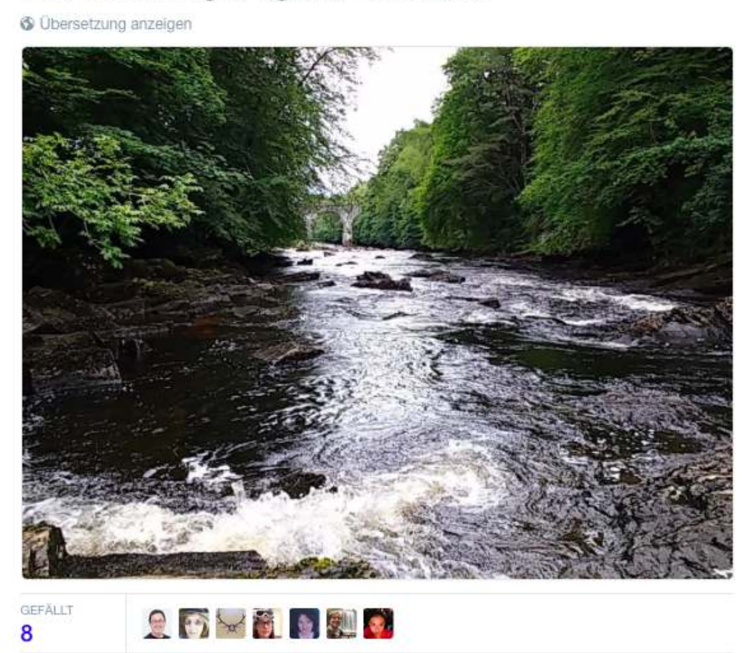
Beim Biertrinken mit Claire kann sie endlich auf ihr Handy starren, ohne dass es peinlich ist, weil ich sowieso dasselbe tue. Beim Urlaub in Amerika finde ich den Weg zurück in die Wohnung mit der Hilfe einer freundlichen Frauenstimme aus Google Maps. Als ich im “Target Center” in Minneapolis nicht auf Anhieb hereingelassen werde, zeige ich die Buchungsbestätigung auf dem Handy vor. Ich denke nicht mehr darüber nach, wie seltsam das sein könnte. Ich beobachte, wie ich als roter Punkt über den Kontinent wandere. Das Handy abends an die Steckdose hängen wird zur Routine, egal, wo ich bin, so wie Zähneputzen. Das zweite Opfer des Smartphones, nach dem Kindle: mein alter Digitalwecker, der seit 2001 mit mir durch die Welt zieht. Das Handy weckt mich schöner. Aus einem Bergdorf in Schottland twittere ich ein Bild eines Baches, während ich am Bach sitze. Ein Tweet, der von acht Leuten gemocht wird, während ich noch in den Bergen bin. Das Handy brummt im Rucksack.





You are doing it again, Scotland.

Übersetzung anzeigen



GEFÄLLT
8

14:16 - 6. Aug. 2016

(twitter.com/dalcashdvinsky/status/761898742349955072)

Regelmäßig verzweifle ich an Geräuschen, die das Handy macht, obwohl ich nicht will, dass es Geräusche macht. Dann finde ich den Schalter, mit dem ich es ganz ausschalte. Dann verschlafe ich, weil der Wecker auch aus ist. Dann finde ich die Option, alle Geräusche abgesehen vom Wecker auszuschalten. Mit anderen Worten, alles ist völlig normal. Anfang September,

nach einem Monat Handybesitz, gelingt es mir, die Schutzfolie auf dem Handy zu befestigen, ohne eine einzige Blase zu erzeugen. Ohne Klebeband! Nimm das, Kathrin Passig.

Aleks Scholz

27. September 2016

Das neue Telefon soll dem alten Telefon eine Stütze sein

Auf dem Tresen im vietnamesischen Imbiss steht ein altes Telefon. Auf der Wählscheibe sind auch Buchstaben, und ich denke kurz darüber nach, ob man ganz früher wohl SMS vom Festnetztelefon verschicken konnte. Dann wird mir klar, dass es ein Telefon aus einem englischsprachigen Land ist, wo man diese Buchstaben für Phonewords brauchte, also um Telefonnummern wie die in “Wanna talk about my driving? Call 1-800-EAT-SHIT” anzurufen.

Ich frage beim Bezahlen, ob das Telefon etwa funktioniert. Man kann es anrufen, sagt der Betreiber, und es klingelt dann. Er nimmt den Hörer ab und hält ihn mir ans Ohr. Es tutet. Abgehende Anrufe funktionierten allerdings nicht, er wisse auch nicht, wieso.



Ich erinnere mich an die 90er und meinen Mr. Dialer und sage: Das liegt wahrscheinlich daran, dass es das Impulswahlverfahren nicht mehr gibt, nur noch das Tonwahlverfahren. Wir verabschieden uns und ich denke im Gehen darüber nach, dem Betreiber beim nächsten Besuch einen Mr. Dialer zu schenken, den es doch sicher irgendwo immer noch zu kaufen gibt, damit er künftig in beide Richtungen telefonieren kann. Dann fällt mir ein, dass es dafür vermutlich inzwischen eine App gibt, und natürlich gibt es mehr als eine. Bei meinem nächsten Besuch werde ich mein neues Telefon an den Hörer des alten Telefons halten, damit es dem alten Telefon beim Wählen der Nummer hilft. Ich freue mich jetzt schon, ich weiß nur noch nicht, welches dritte Telefon die beiden gemeinsam anrufen sollen.

Kathrin Passig

29.09.2016

Lange Rille und Glitzerscheibe

Heute kam sie an, die neue Schallplatte der Jazzkantine. Nicht nur aus familiären Gründen – mein Cousin Christian spielt dort Trompete – schätze ich die Band sehr. Nein, auch die Mischung aus Jazz, Hiphop und Funk gefällt mir einfach. Es ist meine Musik, seit der ersten Platte von vor über 20 Jahren. Klar, es gab über die Jahre starke und schwache Momente. Aber seinem Stil über 20 Jahre treu zu bleiben, ist absolut bemerkenswert.



Das neue Album wurde von der Band, wohl ermuntert vom Erfolg der letzten Schallplatte, gleich als klassische Langrille angeboten, sogar signiert von allen Bandmitgliedern!

Und weil ja eigentlich doch keiner mehr einen Schallplattenspieler hat, liegt der Platte auch gleich eine CD für den vielleicht noch nicht ausrangierten CD-Player bei. Wenn ein Laufwerk im/am Rechner vorhanden ist, kann man die Musik auch direkt noch von der CD auf den mp3-Player oder das Smartphone befördern, sodass man die Platte schonen kann und nie abspielen muss.

Ich habe als allererstes aber doch die Platte aufgelegt.

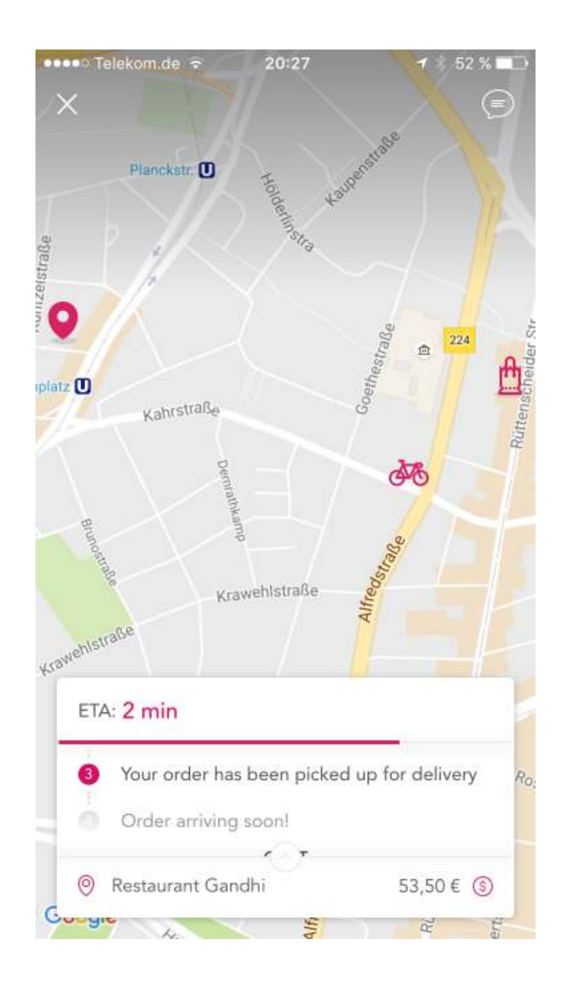
Markus Winninghoff

3.10.2016

Spaß mit Überwachung

Es ist Feiertag, wir haben keine Lust zu kochen, aber der Thai um die Ecke hat zu. Ich gucke mal wieder auf Foodora nach, welche Restaurants in Essen denn heute noch liefern. Nach ausführlicher Beratung mit meinem Mann entscheiden wir uns für einen Inder und bestellen per App. Durch die Standortbestimmung und Verknüpfung mit Facebook muss ich quasi nichts mehr selber eintippen, alle Daten stehen drin und stimmen auch noch.

Ich sende die Bestellung ab und bekomme eine Karte angezeigt mit unserem Standort, dem des Restaurants und einer Fortschrittsanzeige und einer Schätzung, wie lange es noch dauert (39 Minuten). Dann wird die Bestellung dem Fahrradkurier übergeben und es erscheint ein kleines Fahrrad (geschätzte Ankunftszeit 2 Minuten).



Tatsächlich bewegt sich das Fahrrad auch weiter, allerdings nicht kontinuierlich, über die gesamte Fahrtzeit aktualisiert sich das Bild nur drei Mal. Als das kleine Fahrrad an der nächsten Kreuzung ist, laufe ich auf den Balkon und sehe tatsächlich kurz darauf den Fahrer mit der pinken Box an unserem

Haus halten. Ich drücke den Türsummer, bevor er überhaupt klingeln kann, halte ihm das Handy mit der Kartenansicht hin und begrüße ihn mit einem fröhlichen „Na, wie fühlt man sich so totalüberwacht?“

Darüber lachen wir dann beide ein bisschen, und er bedankt sich für den tollen Türöffnungsservice, für den er noch nicht mal klingeln musste.

Anne Schüßler

Oktober 2016

Klassenreise nach Digitalien

In der Schulklasse meines zehnjährigen Neffen herrscht Unruhe. Seit dem Sommer besucht er das Gymnasium und wie schon in der Grundschule wollten die Kinder einen gemeinsamen WhatsApp-Klassenchat haben. Nach einiger Diskussion verständigten sie sich darauf, wer die Nummern einsammelt, und dass alle Kinder der Klasse Administratorrechte haben sollen, damit alles gleichberechtigt zugeht und z. B. jede[r] das Gruppenbild aktualisieren kann.

Parallel gibt es einen optionalen Elternchat und es war auch klar, das die Eltern gerne mal einen Blick darauf werfen, was ihre Sprösslinge so posten. Bislang scheint es im Klassenchat zu keinen außergewöhnlichen Vorfällen gekommen zu sein.

Gerade sind Herbstferien und nun begibt sich Folgendes: Alle Schüler werden aus dem gemeinsamen Chat ausgeschlossen, werden aber kurze Zeit später zu einem neuen Chat eingeladen. Es stellt sich heraus, dass in diesem Chat zwar auch wieder die ganze Klasse versammelt ist. Es gibt aber nur noch einen Admin – ein Mädchen namens Jessica (Name geändert).

Genauer gesagt, Jessicas Mutter. Diese gibt im neuen Chat auch gleich ganz offen bekannt, dass sie sich in der ferienbedingten Abwesenheit ihrer Tochter deren Handy geschnappt hat, um in diesem Gruppenchat mal für Ordnung zu sorgen.

Die Schüler sind natürlich ordentlich vor den Kopf gestoßen. Aktuell herrscht im neuen Chat wohl eisiges Schweigen. Wie im Techniktagebuch-Redaktionschat (wo alle Admin sind) angemerkt wird, ist es natürlich ein Leichtes, eine neue WhatsApp-Gruppe zu gründen.

Die Frage ist nur, was mit Jessica geschehen soll. Wird sie der neuen Gruppe nicht angehören? Wird es ein Gespräch mit der Helikoptermutter geben und kann danach der Status Quo Ante wieder hergestellt werden? Oder wird eine neue Gruppe eingerichtet, in der alle außer Jessica Admins sind? Oder ist die Idee eines gemeinsamen Chats für die ganze Klasse hiermit gescheitert und es wird nur noch Chats einzelner Cliquen geben? Oder legt sich die Aufregung und der Übergriff wird einfach hingenommen?

Falls mir Neuigkeiten zu Ohren kommen, werde ich hier berichten.

Virtualista

September und Oktober 2016

Eine Reise offline buchen – das Schlechteste aus beiden Welten

Wir möchten im Dezember 2 Wochen Urlaub machen. Irgendwo, wo es warm ist. Die beiden französischen Reisewebseiten, auf denen mein Freund recherchiert, lassen aber nur Reisedauern von 7 und 11 Tagen zu. Außerdem zeigen sie Angebote an, bei denen man nach zwei Klicks erst sieht, dass sie gar nicht mehr verfügbar sind. Wir geben schnell frustriert auf.

Beim Samstagnachmittagspaziergang kommen wir dann an einem Reisebüro vorbei. Es hat gerade offen und wir haben Zeit und die Reisebüroangestellte auch. Sie berät uns und schickt uns anschließend mit zwei Papierkatalogen und einer Visitenkarte wieder nach Hause. Wir haben uns für eine Kombination von zwei Inseln entschieden und wollen jeweils eine Woche auf jeder Insel verbringen.

Mein Freund recherchiert die Hotels im Kombiangebot des Katalogs auf tripadvisor. Sie sagen ihm nicht zu, also sucht er andere Hotels einer ähnlichen Preisklasse aus dem Katalog und liest sich anschließend Erfahrungsberichte auf tripadvisor durch und sieht sich die Webseite der Hotels an. Nachdem wir uns so für zwei Hotels entschieden haben, emailen wir unsere Wünsche an das Reisebüro.

Nach Erhalt des Angebots per Email gehen wir ins Reisebüro, um die Buchung abzuschließen. Unsere Kontaktperson ist aber nicht da und ihre Vertretung findet das Angebot nicht. Sie bespricht das Problem mit der Kollegin, die in einem Hinterzimmer die Papierversion des Angebots findet. Wir bestätigen, was wir buchen möchten. Sie tippt in ihren Computer, runzelt die Stirn, muss da leider telefonisch nachfragen.

Sie steht auf, geht zu einem Kasten mit Schiebetür, holt ein Heft heraus, das sich als handschriftliches Telefonbuch mit Register entpuppt und wählt eine Nummer. Während sie in der Warteschleife hängt, lässt sie sich die Emailadresse bestätigen, in die sich beim handschriftlichen Übertragen vom Angebotsausdruck in ein anderes Formular prompt ein Fehler eingeschlichen hat. Sie notiert außerdem die Telefonnummer. Fünf Minuten in der Warteschleife vergehen, aber es passiert nichts. Schließlich geben wir auf und schlagen vor, am Samstag wiederzukommen. Sie verspricht, uns das aktualisierte Angebot per Email zu schicken, dann müssen wir nur noch zum Unterschreiben und Bezahlen vorbeikommen.

Einige Tage später erhalten wir das aktualisierte Angebot. Leider war eines der gewünschten Hotels ausgebucht. Das Reisebüro schlägt stattdessen ein anderes vor. Das hat aber schlechte Bewertungen auf tripadvisor und eine ungünstige Lage für Nicht-Autofahrer wie uns.

Wir recherchieren also wieder von vorne los: Ein Hotel aus dem Katalog, das uns zusagt, wird auf tripadvisor gesucht und die Bewertungen durchgelesen. Außerdem schauen wir uns die Lage des Hotels auf Google Maps an. Wir emailen einen neuen Hotelwunsch, bekommen per Email das aktualisierte Angebot und machen uns wieder auf den Weg, um die Unterschrift und Anzahlung zu leisten.

Wieder muss telefonisch nachgefragt werden, diesmal kann die Reisebüromitarbeiterin aber jemanden erreichen. Sie gibt die Auftragsnummer durch und erfährt, dass sie die definitive Zusage erst nach drei Tagen (ausgenommen Wochenende) bekommt. Das Angebot wird in doppelter Ausführung ausgedruckt, auf seine Richtigkeit überprüft und von Reisebüro und Reisenden unterschrieben. Außerdem möchten wir eine Versicherung abschließen. Also erhalten wir einen Papiervordruck, in den wir händisch unsere Daten (Namen, Adresse, Telefonnummer, Reise, Datum) eintragen und unterschreiben.

Sobald die telefonische Zusage erfolgt, ist die Anzahlung fällig. Weil wir mit Kreditkarte bezahlen möchten, muss dazu ein Zettel mit Zahlungsdaten ausgefüllt werden. Sechs von den mittleren acht Zahlen der Kreditkartennummer werden aber nicht in das Formular geschrieben. Sie werden aus Sicherheitsgründen auf einen Post-it geschrieben. Mir ist nicht klar, inwiefern das Post-it Sicherheit garantiert, aber ich hinterfrage es nicht. Am dritten Tag (ausgenommen Wochenende) kommt der Anruf, dass die Reservierung geklappt hat und die Anzahlung abgebucht wird.

Den Restbetrag können wir bis vier Wochen vor Abfahrt per Scheck oder Kreditkarte im Reisebüro begleichen. Wir spazieren an einem weiteren Samstagnachmittag ins Reisebüro. Diesmal müssen wir nichts ausfüllen, aber beide anwesenden Mitarbeiterinnen sind überrascht, dass wir schon 8 Wochen vor Reiseantritt den vollen Betrag bezahlen möchten.

Ich buche fast ausschließlich online – Zugtickets, Flugtickets und gelegentlich Hotels. Auf die Idee, ein online bestelltes Produkt oder eine Dienstleistung nicht sofort bezahlen zu müssen, sind wir gar nicht gekommen.

verenka

2016-10-20

Der CD-Schlitz geht, Android Auto kommt

Ich miete zur Zeit fast jede Woche ein anderes Auto, und in etwa der Hälfte der Fälle sind es inzwischen Autos ohne CD-Schlitz im Armaturenbrett. Das ist schlimm, denn einen CD-Schlitz brauche ich, um meinen Smartphone-Halter darin befestigen zu können. Und das Smartphone brauche ich, um navigieren zu können. Viele der Autos haben auch eigene Navigationssysteme eingebaut, aber ich käme nicht im Traum darauf, sie zu benutzen, denn sie sind nicht nur schlecht und umständlich, sondern mein Smartphone hat ihnen voraus, dass es mich kennt – es weiß zum Beispiel anhand meiner Kalendereinträge, wo ich wahrscheinlich gerade hin will, oder wo ich in der letzten Zeit oft hin wollte.

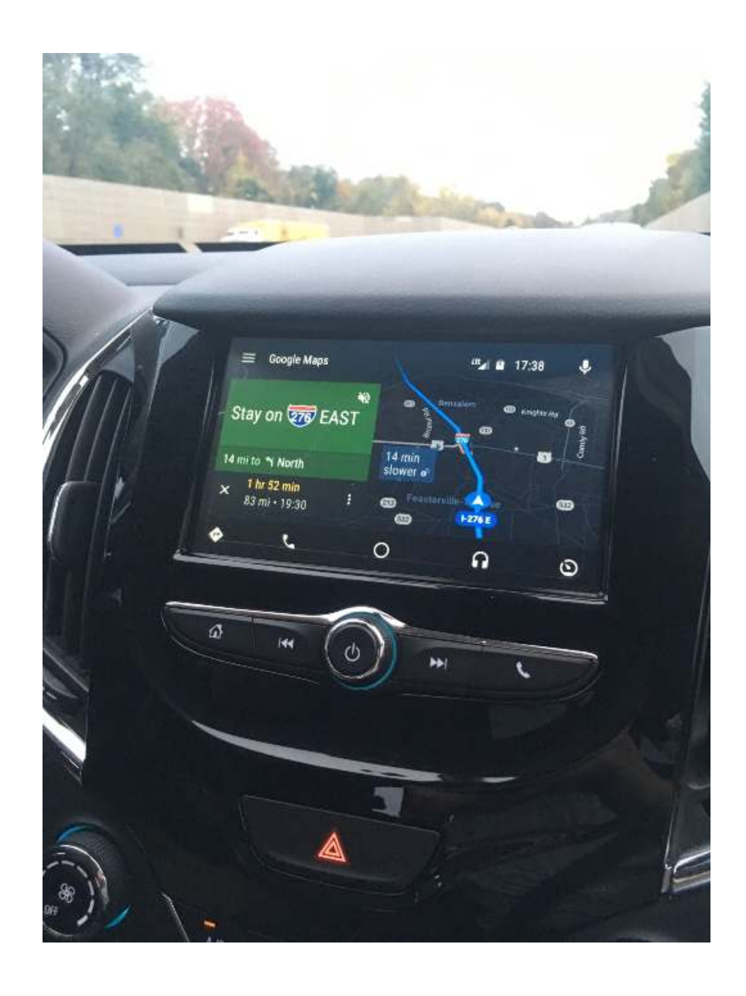
In dem Chevy Cruze, mit dem ich diese Woche nach Philadelphia fahre, stecke ich das Smartphone also in den Getränkehalter in der Mittelkonsole. Das geht einigermaßen, auch wenn ich zum Draufgucken etwas weiter von der Straße wegschauen muss, als mir lieb ist. Damit der Akku die zwei Stunden Fahrt durchhält, habe ich außerdem ein USB-Kabel zum Aufladen in die Buchse im Armaturenbrett gesteckt.

»Hallo, wollen Sie vielleicht Android Auto ausprobieren?« fragt das Telefon mich auf einem dunkelblauen Hintergrund, als es Kontakt zum Auto bekommt. »Keine Zeit für sowas, danke, tschüss«, denke ich, als ich die Meldung wegdrücke und Google Maps starte. Aber das Telefon bleibt hartnäckig. Am zweiten Tag, bei der dritten oder vierten Nachfrage, gucke ich etwas genauer hin. »Sie können Ihr Telefon mit dem Bildschirm des Autos verbinden« steht da in kleinerer Schrift.

Oh.

Ich beeile mich, zuzustimmen. Ein paar Apps werden geladen und angepasst, und nach kurzer Zeit erscheint Google Maps auf dem Bildschirm des Autos. Nicht etwa in billiger, pixelweiser Kopie, sondern in einer eigens für dieses Bildschirmformat angepassten Darstellung. Und es ist trotzdem *mein* Google Maps, das alles über mich weiß.

Wow.

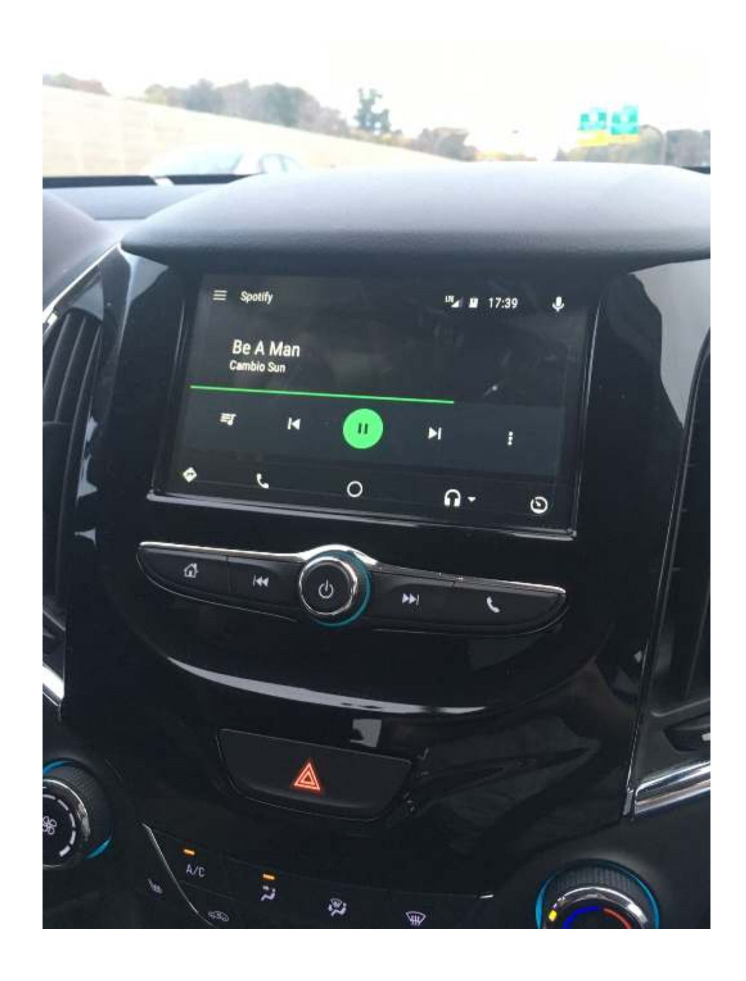


Ich genieße das neue Navigationsgefühl, komme dann aber ins Grübeln. Spotify, das ich oft im Auto benutze, kann ich jetzt wahrscheinlich vergessen, denn dieses Android Auto funktioniert bestimmt nur für die Google Apps im engeren Sinne. Ein Kopfhörersymbol gibt es zwar auf dem Bildschirm, aber es sieht verdächtig nach Google Play aus.

Schade.

Umso verblüffter bin ich, als ich auf den Kopfhörer drücke und eine Liste mit lauter Google-Konkurrenten erscheint: Amazon Music, Audible und… Spotify. Es ist tatsächlich *mein* Spotify, mit meinen Playlists, und das wiederum in einer speziell auf dieses Bildschirmformat angepassten Darstellung.

Wow.



Nur eine Textnachricht in den Facebook Messenger oder in Slack diktieren, das geht nicht. Oder jemanden über den Facebook Messenger statt über das Telefonnetz anrufen. Oder in einer Foursquare-Location einchecken, an der

ich gerade vorbeifahre. Das alles geht nicht, denn der Bildschirm des Smartphones bleibt undurchdringlich blau, solange es mit dem Auto verbunden ist.

Man soll sich schließlich auf die Straße konzentrieren.

André Spiegel

20. Oktober 2016

All You Need is YouTube

Die re:publica in Dublin geht zu Ende und die Veranstalter sagen, sie hätten darüber nachgedacht, welcher Schlusssong diesmal gespielt werden solle. Das Nachdenken sei jedoch ergebnislos geblieben. Jemand schlägt "All You Need is Love" vor. Tanja Haeusler ruft zum Techniker hinauf: "Haben wir das?" oder vielleicht auch "Kriegen wir das hin?" Ich interpretiere das als Update der Frage, ob der DJ die Platte dabei hat und erwarte irgendein zwar vinylloses, aber doch nicht gänzlich triviales Geschehen.

Auf der Leinwand hinter der Bühne kann man dem Techniker live dabei zusehen, wie er YouTube aufruft, nach "All You Need is Love" sucht und den ersten Treffer anklickt. Das dauert ungefähr drei Sekunden. "Oh, ähm, ach ja", denke ich, so wie jedesmal, wenn mir beim Warten neben der Beifahrertür einfällt, dass es ja seit zwanzig Jahren Zentralverriegelung gibt.

Kathrin Passig

April 2014 bis Oktober 2016

Ich betrüge dreimal die gute Firma Anker, ohne es zu wollen

April 2014

Ich schreibe in die Techniktagebuch-Redaktion:

> Flughafen München mit Steckdose! Ich musste dafür einen Cappuccino kaufen, aber Steckdose!
> Alles wird besser.

Einige Minuten später sehe ich ein, dass man so auf die Dauer ziemlich viel Geld ausgibt und trotzdem noch Stromnot leiden muss und beschließe, dem Rat von Volker König zu folgen und "gleich morgen" einen Anker-Akku zu kaufen.

Im Mai kaufe ich den Anker dann auch wirklich. Er hat 10.000 mAh und ich kann mein Handy damit unterwegs etwa zweieinhalb Mal aufladen.

Im Juni lässt er sich nicht mehr laden. Der Support ist sehr erfreulich: Ich muss nichts einschicken und bekomme ein Ersatzgerät, einfach so. Dann jedoch (Chat-Logfile):

> Weil es so lange dauert, bis mein Ersatz-Anker da ist (voraussichtlich erst morgen), habe ich aus Verzweiflung den kaputten doch noch mal zu laden versucht, und offenbar ist er doch nicht kaputt.
> Bei den letzten Versuchen ist er trotz verschiedener Kabel und Ladegeräte nicht über 1 blinkendes Licht von 4 rausgekommen in zehn Stunden.
> Heute blinkt immerhin schon das dritte, nach neun Stunden.

Der Ersatzanker liegt bis zur re:publica 2015 bei mir herum, dann verschenken wir ihn als Preis an eine Besucherin, die bei der "TTIP – Techniktagebuch in Person"-Veranstaltung unserem Aufschreibeservice eine Geschichte erzählt. Mobile Stromnot scheint im Publikum noch kein großes Thema zu sein, wir müssen eine Weile herumfragen, bis sich überhaupt jemand halbherzig für den Akku interessiert.

Anker-Akkus setzen sich unter den Techniktagebuch-Beteiligten durch, unsere Handyladegewohnheiten verändern sich.

Juli 2016

Pokémon Go kommt und die 10.000 mAh reichen nicht mehr. Ich bestelle einen zweiten Anker mit 13.000. Zum ganz großen mit 20.000 kann ich mich noch nicht durchringen, er ist so schwer und unhandlich. Wer zwei kleine besitzt, kann dann je nach Bedarf einen oder beide mitnehmen, denke ich.

Der neue Anker kommt an und lädt mein Handy nicht. Ich probiere diverse Kabel und andere Handys aus. Andere Handys lassen sich laden, meines nicht. Ich schreibe eine missmutige Amazonrezension und bekomme sofort eine Mail, in der man mir wieder Ersatz ohne Einschicken des Geräts ankündigt. Ich überlasse den nicht-ladenden Anker dem Haushalt meines Bruders. Dort spielt man ebenfalls Pokémon Go und hat es nötig.

Am nächsten Tag stellt sich heraus, dass der Akku, umgestimmt vielleicht durch den Kontakt mit den Fremdhandys, jetzt auch meines anstandslos lädt. Aber es ist zu spät. Ich bekomme zum zweiten Mal unrechtmäßig ein Ersatzgerät.

Während ich auf dessen Zusendung warte, gehe ich mit Felix Lorenz pokémonisieren und merke, dass 20.000 mAh eigentlich doch sehr schön sind. Ganztags keine Stromnot leiden! Sogar andere Bedürftige mit demselben Akku versorgen kann man, und danach leuchten immer noch 4 von 4 LEDs. Ich

bestelle mir selbst so einen und verschenke das kleinere Ersatzgerät an Kristin Kopf (wegen Pokémon Go). Der alte 10.000-mAh-Anker geht an Michael Brake (wegen Pokémon Go).

Der große, schwere Akku bewährt sich sehr gut. Ich finde gar nicht erst heraus, wie oft er mein Handy vollständig laden könnte, weil ich mich nie lange genug aus der Steckdosenwelt entferne. Ich lebe ein sorgloses Stromverbraucherleben, bis im

Oktober 2016

mein Handy nicht mehr geladen wird, beziehungsweise nur noch, wenn ich alle paar Minuten auf den Knopf am Ankergehäuse drücke. Leider bin ich gerade in Irland, wohin Amazon keineswegs über Nacht liefert, und in den Läden gibt es nur kleine nutzlose Akkus im Lippenstiftformat zu kaufen. Ich drücke drei Tage lang auf den Knopf wie eine Ratte im Drogenexperiment, schreibe eine Amazonrezension und rechne eigentlich damit, bei Anker inzwischen auf einer Schwarzen Liste für Kunden mit verdächtig häufigen Ersatzgerätwünschen zu stehen. Aber es kommt umgehend eine freundliche Mail und der nächste Anker macht sich auf den Weg zu mir.

Einige Stunden danach wird mir klar, dass der Akku gar nichts dafür konnte und nur das Kabel (immerhin auch von Anker) defekt ist. Der Akku selbst funktioniert, und jetzt bekomme ich zum dritten Mal zu Unrecht einen neuen Anker. Vielleicht habe ich einen rostigen Daumen, wofür ja auch das Verhalten meiner Magsafe-Netzteile spricht. Zum Ausgleich möchte ich mit diesem Beitrag wenigstens dokumentieren, dass bisher 100% meiner Anker-Akkus einwandfrei funktioniert haben und der Support schnell, freundlich und unkompliziert ist.

Kathrin Passig

Herbst 2016

Fünf Wochen, acht E-Mails, ein Joghurt

Donnerstag, 15. September
Obwohl ich regelmäßig bei Edeka einkaufe, bedarf es eines Beitrags im Supermarktblog, um mich darauf aufmerksam zu machen, dass man bei Edeka nicht nur bar und mit Karte, sondern auch per App mit dem Smartphone bezahlen kann. Bei einigen Edekas in Berlin und Hamburg geht das schon seit mehr als drei Jahren. Teils aufgrund meines Interesses an bargeldlosen Zahlungsmethoden, teils aus Chronistenpflicht fürs Techniktagebuch entscheide ich mich, auszuprobieren, ob es auch bei ›meinem‹ Edeka in der Provinz geht. Da wollte ich am nächsten Tag sowieso hin.

Freitag, 16. September
Am Morgen lade ich die Edeka-App herunter und registriere mich für ›Mobile Payment‹. Dafür will Edeka wissen, wo ich wohne, wie meine Handynummer lautet und bei welcher Bank ich bin. Ich will gerade in meine Banking-App wechseln, um IBAN und BIC herauszukopieren, als mir auffällt, dass es in der Edeka-App gar kein Feld für IBAN und BIC gibt. Ich soll stattdessen meine Kontonummer und Bankleitzahl angeben. Aber wie finde ich die heraus bei einem Konto, das ich nach Einsetzen der IBAN-Pflicht eröffnet habe? Die schnellste Lösung, die mir einfällt, ist, nach ›IBAN-Rechner‹ zu googeln und zu hoffen, dass man dort nicht nur von Kontonummer und Bankleitzahl zu IBAN und BIC konvertieren kann, sondern auch umgekehrt. Man kann. Ich gebe also zwei Nummern an, die ich bisher selbst nicht gekannt habe. Auf die Handynummer, die ich angegeben habe, erhalte ich per SMS einen vierstelligen Code (Format: ABC1), den ich in der App eingeben muss. Das ist die eine Hälfte der Freischaltung für mobiles Bezahlen. Wie sich herausstellt, kommt die zweite Hälfte nicht mehr rechtzeitig für meinen Besuch im Laden am Nachmittag. Ich bezahle, wie gewohnt, mit Karte.

Donnerstag, 29. September
Die zweite Hälfte der Freischaltung erfolgt nämlich erst einige Zeit später. Hierfür muss ich einen weiteren Code in der App eingeben. Den erhalte ich angeblich, indem mir die ›Deutsche Post Zahlungsdienste GmbH‹ einen Cent überweist und den Code in den Verwendungszweck der Überweisung schreibt. Auf meinem Konto erscheint: nichts. Sollte die Konvertierung der IBAN doch nicht funktioniert haben? Per Mail erinnert mich Edeka alle paar Tage, dass ich jetzt endlich das Bezahlen per App freischalten soll. Statt einer Überweisung erreicht mich nach zehn Tagen ein Brief von der Deutsche Post Zahlungsdienste GmbH – (rück)datiert auf den 16.9., den Tag meiner Registrierung. Bevor sie mir den Cent überweisen können, müsse ich ihr Servicecenter per E-Mail oder telefonisch kontaktieren und eine zehnstellige Identifikationsnummer übermitteln. Ich rufe an, lande bei einer lustigen Frau mit starkem sächsischem Akzent und sage ihr die Nummer. Zwei Tage später geht die Überweisung ein, sodass ich – fast zwei Wochen nach der Registrierung – den zweiten Code in die App eingeben kann (oder, um genau zu sein, den ersten und den zweiten Code, weil die App den Code aus der SMS schon wieder vergessen hat). Mich erreicht eine enthusiastische Mail: »Sie können ab sofort mit Ihrem Smartphone bezahlen!«. Yeah. Dafür muss man den entsprechenden Menüpunkt in der App auswählen, eine (selbst gewählte) vierstellige PIN eingeben und bekommt daraufhin einen ebenfalls vierstelligen Code angezeigt, den man dem Kassenpersonal nennen soll.

Dienstag, 4. Oktober
Selbst simpel klingende Bezahlverfahren wie dieses erweisen sich an der Kasse oft als zeitraubend; daher traue ich mich nicht, das mobile Bezahlen vor dem langen Wochenende vom 3. Oktober auszuprobieren. Auch der 4. Oktober – der Tag also, an dem viele nach dem langen Wochenende ihre Vorräte wieder auffüllen – mag nicht optimal gewählt gewesen sein. Mein zaghaftes ›Kann man hier auch mobil bezahlen?‹ wird von der Kassiererin mit einem Blick quittiert, als hätte ich angefangen, ›O Tannenbaum‹ zu singen. Sie hat von mobilem Bezahlen noch nie gehört; auch ihre Kollegin kann nicht hel-

fen, wirft aber ein, es habe mal geheißen, dass die benötigte – so wörtlich – ›WLAN-Leitung‹ noch nicht vorhanden sei. Mein Hinweis, in der App stehe, dass die Bezahlung per App in genau diesem Markt – einem großen E-Center in einer mittelgroßen Stadt – möglich sein sollte, führt erwartungsgemäß nicht weiter. Um nicht von den Leuten in der Kassenschlange, die sich inzwischen hinter mir gebildet hat, gelyncht zu werden, bezahle ich rasch mit Karte.

Dienstag, 18. Oktober
Nach zweiwöchiger Abwesenheit aus Edeka-Land und in sicherer Entfernung zum nächsten Feiertag wage ich einen erneuten Vorstoß in die Welt des mobilen Bezahlens. Der Laden ist leer. Leer ist auch der Blick der Kassiererin, als ich frage: ›Kann man hier mobil bezahlen?‹. Sie hat noch nie davon gehört, will aber gerne eine Kollegin rufen, die vielleicht mehr weiß. Erst nach langen Kämpfen gelingt es ihr, etwas über die Lautsprecher im Markt durchzusagen. Um die Menschen in der Schlange, die sich inzwischen hinter mir gebildet hat, zu besänftigen, bezahle ich rasch mit Karte. Dann erscheint die Kollegin – offenbar eine Art Oberkassiererin – und gibt offen zu, noch nie von mobilem Bezahlen gehört zu haben. Sie will aber gerne den Marktleiter (oder so was Ähnliches) rufen. Der Kollege erscheint. Es ist nicht klar, ob er von mobilem Bezahlen schon mal gehört hat, aber er meint, es müsse gehen. Er könne nur leider nicht sagen, was genau man dafür an der Kasse drücken muss. Mit den Worten ›Beim nächsten Mal klappt es garantiert!‹ verschwindet er und weist die Oberkassiererin an, eine Edeka-interne Hotline anzurufen, um zu fragen, ob es wirklich geht und, wenn ja, wie. Ich warte – mehr aus Interesse als aus Notwendigkeit. Bezahlt habe ich ja längst. Nach ein paar Minuten ist wohl bei der Hotline einer drangegangen und erfahre ich von der Oberkassiererin, dass es gehen müsste. Man müsse bloß bis zum nächsten Mal herausfinden, was man dafür an der Kasse drücken muss.

Freitag, 21. Oktober
Mit in der einen Hand einem acht Kilo schweren Einkaufskorb – keine Ahnung, warum ich so viel Zeug kaufe – und in der anderen Hand dem Handy nähere ich mich einer für Freitagvormittag erstaunlich leeren Kasse. Während die linke Hand die Schupfnudeln aufs Band legt, öffnet die rechte die Edeka-App, die daraufhin abstürzt. Beim zweiten Versuch gelingt es mir, zum Menüpunkt ›Bezahlen‹ vorzudringen und die PIN einzugeben. ›Mobiles Bezahlen ist nicht aktiviert‹ (oder so ähnlich) meldet die App und springt zu meinem Benutzerkonto, wo hinter ›Mobil bezahlen‹ ein grünes Häkchen und ›Aktiviert‹ erscheint. Während die linke Hand die Tomatensauce einpackt, versucht die rechte erneut, in der App einen Bezahlvorgang zu starten – aber: ›Mobiles Bezahlen ist nicht aktiviert‹. Im vierten Anlauf erfahre ich, dass keine Verbindung zum Edeka-Server möglich sei. Hier rächt sich wohl, dass der Handyempfang in diesem Supermarkt schwach ist. Sekunden, bevor die Kassiererin den Gesamtbetrag nennt, gelingt es mir beim fünften Versuch, der App einen vierstelligen Bezahlcode zu entlocken. Im selben Moment erscheint auch schon die Oberkassiererin, die mich aus ihrem Büro gesehen haben muss und ihre Kollegin – ratloser Blick, hat noch nie von mobilem Bezahlen gehört – instruiert, was man auf der Kasse drücken muss, um den App-Code eingeben zu können. Man muss überraschenderweise auf ›Zahlen per Edeka-App‹ (oder so) drücken. Die Kollegin drückt und gibt den Code ein, woraufhin eine Verbindung hergestellt wird, die offenbar langsamer ist als bei normaler Kartenzahlung. Nach einiger Zeit beginnt der Kassenzetteldrucker dann doch zu rattern als Zeichen der erfolgten Bezahlung. Die Oberkassiererin strahlt. Der erste Kunde hat in ihrem Geschäft per App bezahlt. Es ist ein bisschen rührend. Auf dem Nachhauseweg erreichen mich gleich zwei Mails von Edeka – eine mit dem Kassenzettel als Text (der in derselben unpraktischen Form auch in der App verfügbar ist) sowie eine, in der mir zu meinem ersten mobilen Bezahlvorgang gratuliert wird. Der Kassenzettel

zeigt, dass durch die Bezahlung per App ein ›mobiler Coupon‹ eingelöst wurde. Ich habe 30 Cent weniger für einen Joghurt bezahlt. Dafür macht man's ja gerne.

Christopher Bergmann

Oktober 2016

Ich werde zum Assistenz-Assistenten

Ich muss an einem Wochenende kreuz und quer durch Bayern fahren (Allgäu, Unterfranken und Chiemgau) und miete mir dafür ein Auto. Golfklasse habe ich bestellt, bei der Abholung strahlt mich die Empfangsdame aber an und sagt "ich habe ein Upgrade für Sie". Es steht ein nagelneuer Audi A4 für mich bereit, und spannenderweise ist in dem Auto alles verbaut, was es an Elektronik-Firlefanz gibt.

Beeindruckend ist zum Beispiel der Spurhalte-Assistent: Auf der Autobahn erkennt der Wagen die Fahrspur und hält sie per Lenkeingriff selbständig. Dazu kommt natürlich ein Abstandstempomat, der bis zur eingestellten Geschwindigkeit Gas und Bremse übernimmt. Dazu erkennt das Auto Schilder mit Geschwindigkeitsbeschränkungen und passt die Tempomat-Geschwindigkeit an. Ja, insgesamt kommt das einem Autopiloten sehr nahe. Theoretisch könnte ich den Sitz nach hinten klappen und ein Nickerchen halten.

Praktisch verhindert der Wagen das. Er verlangt, dass meine Hände am Lenkrad bleiben. Das kann die Elektronik mangels Kontakt-Sensoren aber nicht direkt überwachen, deshalb misst sie das Drehmoment meiner Lenkbewegungen. Das System geht davon aus, dass fehlendes Drehmoment bedeutet, dass ich die Hände in den Schoß gelegt habe. Auf längeren geraden Abschnitten führt meine lenkdrehmomentarme Fahrweise dazu, dass das Auto mich ermahnt, das Steuer zu übernehmen. Ignoriere ich das einfach, schaltet sich der Tempomat ab, das Auto rollt aus. Ich fange deshalb an, leich-

te Lenk-Korrekturen zu machen, wo eigentlich keine nötig sind, damit der Spurassistent-Tempomat-Autopilot nicht ausgeht und der nervige Warnton nicht kommt.

Gleich am Anfang der Fahrt habe ich auf einem freien Autobahnstück die Genauigkeit des Tachos vermessen (mithilfe der recht genauen GPS-Tacho-App auf meinem Handy). Der Audi-Tacho geht um fast 5 km/h vor, was mich sehr wundert, weil das Auto den Störfaktor Reifenabrieb per GPS wegkalibrieren könnte. Als ich den Wagen im Autopilot-Modus durch 120er-Zonen und Baustellen mit Tempo 80 oder 60 fahren lasse, ärgert es mich, dass ich automatisch fünf km/h langsamer fahre als erlaubt. Ich durchsuche das Einstellungsmenü, finde aber keine Option, die Geschwindigkeit automatisch höher als das erkannte Limit einstellen zu lassen. Also mache ich das nach jedem Tempolimit-Schild von Hand: Schild → viermal Plus-Taste drücken → nächstes Schild → wieder viermal drücken und so weiter.

Bis mir schließlich klar wird: In diesem Auto, dessen Technik (in Grenzen) autonomes Fahren möglich machen würde, bin ich die ganze Zeit mit Sachen beschäftigt, die ohne die Autonomtechnik nicht nötig wären. Ich füttere den Autopiloten unentwegt mit Informationen, damit er weiter funktioniert. Mit der Erkenntnis ist mir schlagartig die Freude an der Elektronik genommen. Ich schalte das ganze Zeug ab und fahre genauso wie damals Bertha Benz. Immerhin auto-mobil.

Jens Gosch

Oktober 2016

George Clooney im Geldautomaten

Ich stehe vor einem Geldautomaten, an dem ich öfter Geld abhebe. Das übliche Prozedere: Sprache auswählen, PIN eingeben, Betrag wählen. Dann sollte das Geld kommen. Aber erstmal kommt kein Geld.

Stattdessen blicke ich in das Gesicht von George Clooney. Ich habe nichts gegen George Clooney, aber was macht George Clooney in meinem Geldautomaten? Ich muss erst kurz mein Gehirn einschalten, dann wird mir klar, dass ich gerade einen Filmtrailer sehe: Werbung für die Blu-ray/DVD von »Money Monster«. (Ja, genau – Ironie.)

Es dauert ein paar Sekunden und nach dem Ende des Trailers kommt mein Geld aus dem Schlitz.

In Geldautomaten habe ich schon Eigenwerbung von Banken gesehen, diese Art von Werbung aber noch nie. Eine Möglichkeit, das Video zu überspringen, gibt es nicht und schon beim ersten Mal verspüre ich diese kleine, zwickende Unruhe, die auch in mir aufkommt, wenn ein Browserfenster zu lange laden muss.

Felix Lorenz

29.10.2016

Mein Hund braucht einen Fahrschein

Ende November will ich mit der Bahn und meinem Hund nach Hamburg fahren. Im Netz versuche ich herauszufinden, was ein Ticket für einen Hund kostet und erfahre bei der Gelegenheit, dass man Fahrkarten für Hunde nicht online kaufen kann, sondern nur an den Fahrkartenverkaufsstellen der Bahn.

Ich überlege ernsthaft, doch ohne Hund zu fahren. Zumal sich der Preis für so ein Hundeticket online nicht recherchieren lässt, ein Menschenticket dagegen zum Online-Spartarif angeboten wird.

Aber da die Unterbringung des Hundes während meiner Abwesenheit auch umständlich ist, laufen der Hund und ich von Lichtenberg zum Ostbahnhof, um uns dort im Reisezentrum der Bahn nach Offline-Tickets für Hund und Mensch zu erkundigen.

Im Reisezentrum ist es relativ leer, vor allem gibt es keine Schlangen an den Schaltern. Aber ich freue mich nur kurz, denn das schlangenlose Herumgelunger der anwesenden Menschen erklärt sich durch den Wartenummernautomaten in der Mitte des Raumes. Er ist nur schwer zu übersehen, aber zur Sicherheit hängt über ihm, wie ein Damoklesschwert, ein großer roter Pfeil.



Ich ziehe die Nummer 1145. Laut Monitor wird gerade die Nummer 1126 bearbeitet. Der Hund und ich stellen uns in die Ecke zu einer Hydrokulturpflanze und warten.



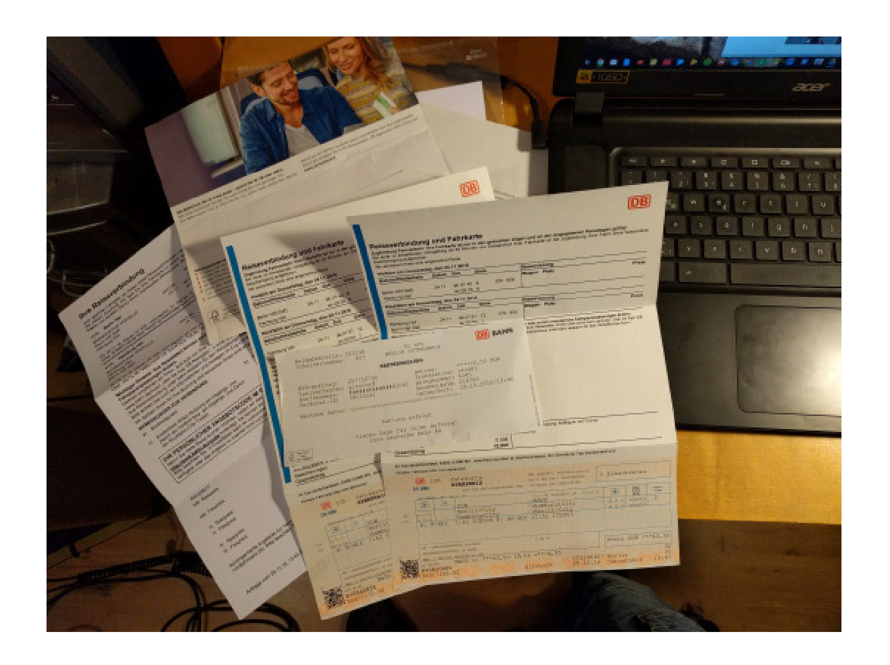
Wir warten sehr lange. Laut Monitor sind 5 Schalter geöffnet, aber das stimmt nicht, offensichtlich geht das Programm davon aus, wenn Schalter 5 in Betrieb ist, arbeiten die Schalter 1 bis 4 auch. Aber Schalter 1 und 3 sind gar nicht besetzt.

Die einzelnen Kundengespräche dauern sehr lange. Meine Vermutung ist, dass neben Hundebesitzern vor allem Menschen zu diesen Fahrscheinverkaufsstellen gehen, die sich schwer tun mit Veränderungen, mit Computern und all dem neumodischen Kram. Auch der Wartenummernautomat mit seiner Touchscreenbedienung stellt für viele eine echte Herausforderung dar.

Darüber will ich mich überhaupt nicht erheben, es mag gute Gründe geben, warum Menschen sich mit bestimmten Prozessen schwer tun. Ich bin z. B. unfähig zu telefonieren. Und mein Hund kann das alles gar nicht. Er zeigt noch nicht mal das geringste Interesse an technischen Entwicklungen.

Leider sind aber auch die Verkäuferinnen hinter den Schaltern von einer unglaublichen Behäbigkeit. So liegt über dem ganzen Reisezentrum eine Atmosphäre zäher Staubigkeit, über die der Touchscreenwartenummernautomat und die hochmodernen Monitore nur schlecht hinwegtäuschen.

Als ich nach knapp 45 Minuten Wartezeit (das ging nur deswegen so schnell, weil die Nummern 1127, 1130, 1132, 1139, 1143 und 1144 schon aufgegeben und anderweitig ihr Glück gesucht hatten) zum Schalter 5 trat, wurde ich von einer sehr netten Frau bedient. Sie bestätigte, dass Fahrkarten für Hunde nicht online zu erwerben sind. Nach nur 3 Minuten hatte ich einen dicken Umschlag mit Ticket plus Reiseverbindungsdaten für mich (genauso günstig wie online), Ticket plus Reiseverbindungsdaten für den Hund, den Reiseverbindungsdaten nochmal extra und einem Beleg für die Kartenzahlung.



Das Ticket für den Hund ist einfach ein Kinderfahrschein. Wäre doch gelacht, wenn ich den beim nächsten Mal nicht doch online erwerben könnte.

sleeplessdarkhorse

Oktober 2016

Ich brauche eine Buchstabiertafel, um über das Internet zu kommunizieren

Wenn ein Mietinteressent über die Vermittlungsplattform Airbnb Kontakt mit einer potentiellen Vermieterin aufnimmt, dann hat Airbnb ein Problem: Die beiden könnten den Deal auch ohne Airbnb machen und damit die Vermittlungsgebühr, die Airbnb kassiert, einsparen. Deswegen versucht Airbnb, al-

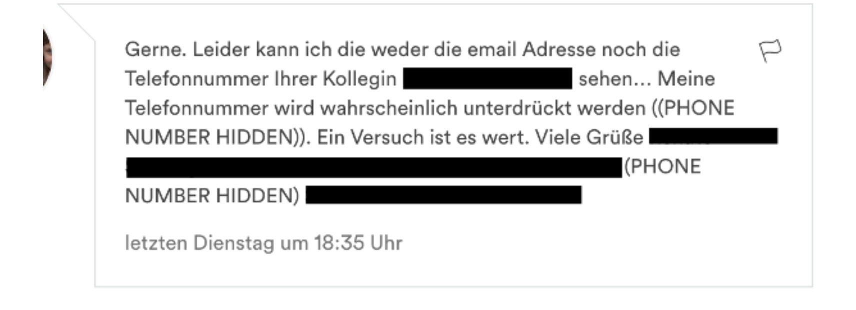
ternative Kommunikationswege zu verstellen. Sobald einer der beiden Kommunikationspartner dem anderen die eigene E-Mail-Adresse oder Telefonnummer schreibt, so filtert ein Airbnb-Algorithmus diese Daten aus. Im Text beim Empfänger wird dann an dieser Stelle *(EMAIL HIDDEN)* bzw. *(PHONE NUMBER HIDDEN)* angezeigt. Das gilt auch dann, wenn man die E-Mail-Adresse ein Stück weit verfremdet. Siehe dieses Beispiel aus dem Oktober 2016:

Danke für die Rückmeldung! Ich würde Sie gerne mit meiner Kollegin
[redacted] verbinden, denn die kennt die Details besser als ich.
Mal schauen, ob Airbnb die Adressse durchlässt. (In Ihrer Nachricht
wurden die Kontaktdaten ausgeblendet.) Es ist (EMAIL HIDDEN) ÄT
joeran PUNKT de), Tel (PHONE NUMBER HIDDEN).
Beste Grüße
Jöran

letzten Dienstag um 10:58 Uhr



Man versucht es dann zur Sicherheit noch ein zweites Mal. Aber das hilft auch nichts.



Was tun? Mir fällt nichts anderes ein als eine Nicht-wirklich-2016-Kommunikationsmethode: das Ausschreiben von Zahlen und die Verwendung der Buchstabiertafel. So sieht das aus:



Das funktioniert. 2016.



Jöran Muuß-Merholz

September und Oktober 2016

‘ast dü die ‘ausaufgaben fertig?

Durch einen sehr hartnäckigen Infekt habe ich etwa zwei Monate lang keine Stimme, jedenfalls keine nennenswerte, jedenfalls keine, die ausreichen würde, um durch die Wohnung einem 12-jährigen Kind hinterherzurufen und es anzuweisen, wann zu essen, zu schlafen und so weiter ist.

Ich leide nur sehr kurz, dann komme ich auf die Idee, mein Handy mit einer Bluetooth-Box, die im Kinderzimmer ist, zu koppeln. Mittels einer App zur Sprachausgabe von Text kann ich auf diese Weise nun jederzeit und in ausreichender Lautstärke die Familie belehren. Da die Genesung fast zwei Monate auf sich warten lässt, habe ich ausreichend Zeit, mich mit allen Funktionen der App genau vertraut zu machen und stelle fest, dass ich nicht nur deutsche, sondern auch fremdsprachige Texte ausgeben lassen könnte. Und dann finde ich zu meiner großen Begeisterung heraus, dass die Sprachausgabe von deutschen Texten mit französischem Akzent erfolgt, wenn ich vorher auf “Französisch” umstelle (mit den anderen Sprachen geht das theoretisch auch, überzeugt mich aber nicht).

Ab diesem Zeitpunkt kommuniziere ich mit der Familie (und allen Gästen) ausschließlich über Handy, Box und mit französischem Akzent, und habe sehr viel Freude daran.

Novemberregen

31.10.2016

Zustellroboter bei der Arbeit

Ottensen in Hamburg ist wirklich ein Hightech-Standort. Ein ganzer Haufen hipper (Web)butzen haben hier ihre Büros, bärtige und verhornbrillte Menschen fahren auf Fahrrädern mit zu schmalen Lenkern und nun auch noch das – der von einem Paketzustelldienst angekündigte Test mit einem Zustellroboter findet genau hier statt.

Ich habe nicht schnell genug reagiert, als er auf mich zu kam, deswegen gibts nur ein Foto von hinten.



Während er auf grün gewartet hat, hat er ein paar Mal die Vorausrichtung korrigiert, und ist im Anschluss auch sauber durch die Baustelle gekommen, ich hatte leider nicht genug Zeit, ihm hinterher zu gehen.

Ich vermute, dass der Mensch rechts sein Bewacher ist, jedenfalls ist der vorher brav hinter ihm hergelaufen (obwohl seine Schuhe dafür zu äh … ungeeignet erscheinen).

Ich schätze die Verlustquote auf etwa 100%, wenn er wirklich ohne Bewacher fahren sollte – ist ja ein durchaus spannendes Spielzeug, das schnell in Alufolie eingehüllt und zur genaueren Zerforschung weggeschleppt werden kann.

Die Bürgersteige in Ottensen sind schmal, oft mit Rädern oder Außengastronomie verstellt und voller Hundescheisse – gebaut wird auch gerne. Ich würde sagen, dass das ein relativ anspruchsvolles Revier ist, falls der fahrende Napf wirklich autonom und nicht ferngesteuert fährt.

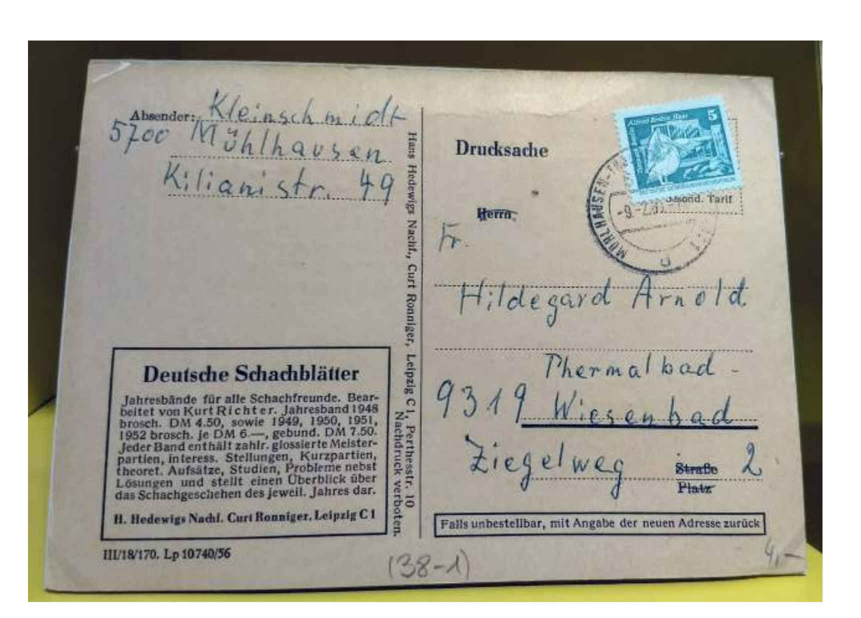
Der ständige Techniktagebuch-Redaktionschat rätselt, wie er 'War da, du nicht!'-Zettel an Türen klebt, aber vielleicht ist die bei dem im obengenannten Artikel beschriebenen Verfahren wirklich nicht notwendig.

Alexander Stielau

1. November 2016

Das eventuell letzte Postkartenschachspiel der Welt

> "Seit etwa 1990 wurde das Postkartenschach fast völlig von den Medien Fax, Telefon, E-Mail, SMS und Schachservern in den Hintergrund gedrängt. Heute ist auch das Spiel per Fax kaum noch verbreitet."
> (Wikipedia: Fernschach)


Absender: Kleinschmidt
5700 Mühlhausen
Kilianistr. 49
Hans Hedewigs Nachf., Curt Ronniger, Leipzig C 1, Perthesstr. 10
Nachdruck verboten.
Drucksache
5
Herrn
Fr.
Hildegard Arnold
Thermalbad -
9319 Wiesenbad
Ziegelweg
Straße
Platz
2
Deutsche Schachblätter
Jahresbände für alle Schachfreunde. Bearbeitet von Kurt Richter. Jahresband 1948 brosch. DM 4.50, sowie 1949, 1950, 1951, 1952 brosch. je DM 6.—, gebund. DM 7.50. Jeder Band enthält zahlr. glossierte Meisterpartien, interess. Stellungen, Kurzpartien, theoret. Aufsätze, Studien, Probleme nebst Lösungen und stellt einen Überblick über das Schachgeschehen des jeweil. Jahres dar.
H. Hedewigs Nachf. Curt Ronniger, Leipzig C 1
Falls unbestellbar, mit Angabe der neuen Adresse zurück
III/18/170. Lp 10740/56
(38-1)
4,—


Nur das Durchgestrichene gilt!

Fernpartie Nr. 1

Ihr 4 Zug — Mein 4. Zug

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

Fernpartie Nr. 2

Ihr ______ Zug — Mein ______ Zug

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

von a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
nach a b c d e f g h
1 2 3 4 5 6 7 8
0—0 0—0—0

Bedenkzeit

unleserlich

Ihr letzter Poststempel: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 20 21 22 30 31
I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Ankunftstag: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 20 21 22 30 31
I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Abgangstag: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 20 21 22 30 31
I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Ihre/Meine verbrauchte Zeit gesamt: 12/5 Tage

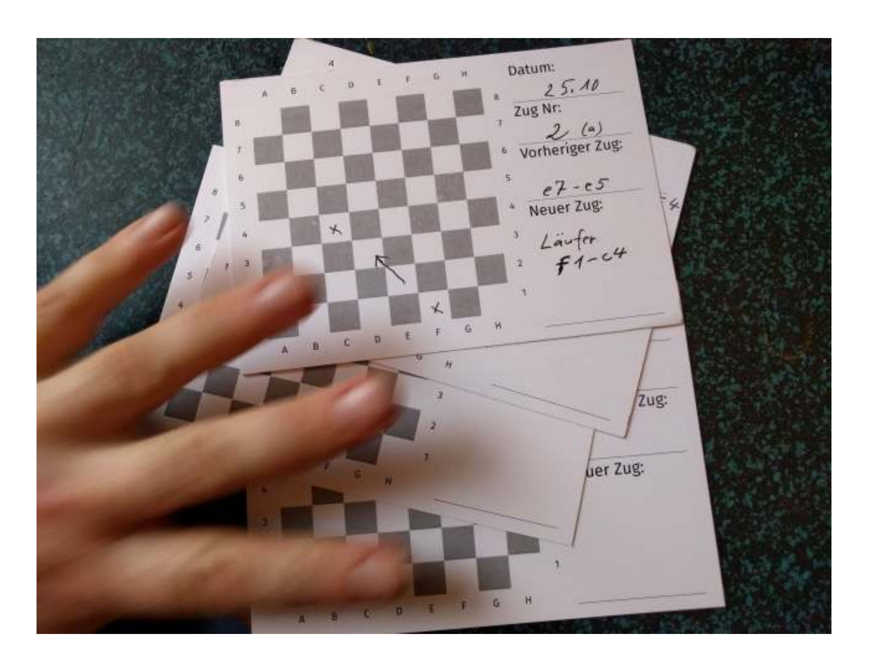
Mit Fernschachgruß!

Laskowski

So sah Fernschach früher aus (irgendwann vor 1989). Fotografiert 2017 im Computerspielemuseum Berlin.

Moritz: Mein Großvater ist jetzt alleine, und er hat mir vor achtzehn Jahren Schach beigebracht. Und jetzt hat er nicht so viel zu tun, da schicken wir uns Postkarten. Ich hab die im Grafikprogramm gestaltet und dann hab

ich ihm 30 vorbeigebracht und mir 30 mitgenommen, für ihn schon überall Briefmarken dazugegeben. Kostet auch nur 45 Cent, so eine Postkartenbriefmarke. Dann gibt's halt verschiedene Felder, also Datum … und es war dann noch die Frage, wie man die Züge nummeriert, das war ihm ein ganz großes Anliegen, dass die auch richtig nummeriert werden.



Kathrin: Und wie oft macht ihr dann so Züge?

Moritz: Also wir sind jetzt erst bei Zug 2. Naja, jetzt ist er gerade eine Woche bei meiner Tante und dann ruht das Ganze. Ich hab's ihm erst am Montag vor zwei Wochen gebracht.

Kathrin: So was wie Schach am iPad ist mit ihm nicht zu machen?

Moritz: Ich hab ihm auch mal ein iPad geschenkt, aber das hat dann meine Oma mehr benutzt. Ich fand das ja gerade schön, dass es so lange dauert, da muss er länger durchhalten. Und er muss sich auch immer bewegen und zum Briefkasten laufen. Ich fand das schön altmodisch. Und er ist halt schon 93. Er war früher auch richtig im Schachclub, er ist ziemlich gut.

Kathrin: Lässt du dir dann vom Computer helfen?

Moritz: Nee, ich hab beschlossen, dass ich das definitiv nicht mache. Hat er auch nicht zur Hilfe. Er hat gesagt, er guckt vielleicht nach in so einem Buch mit berühmten Schachzügen und Eröffnungen.

Moritz Metz

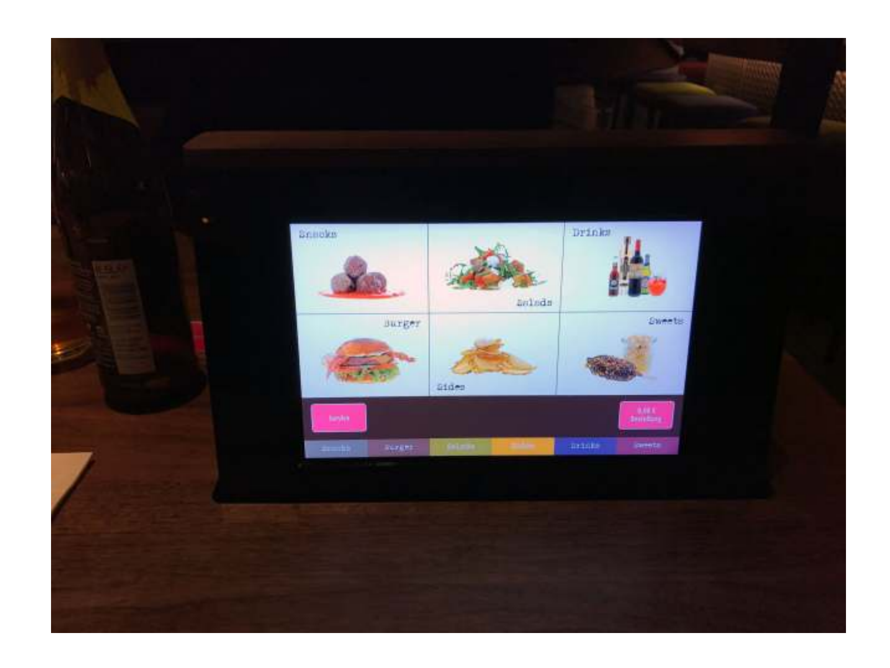
8. November 2016

Bestellung per Touchscreen

Ich bin zum ersten Mal im Restaurant „Burgerlich“ in Köln. Dort gibt es eine in meinen Augen aufregende Neuerung im Gaststättengewerbe: Versenkbare Touchscreens, über die man die Bestellung ausführen kann.

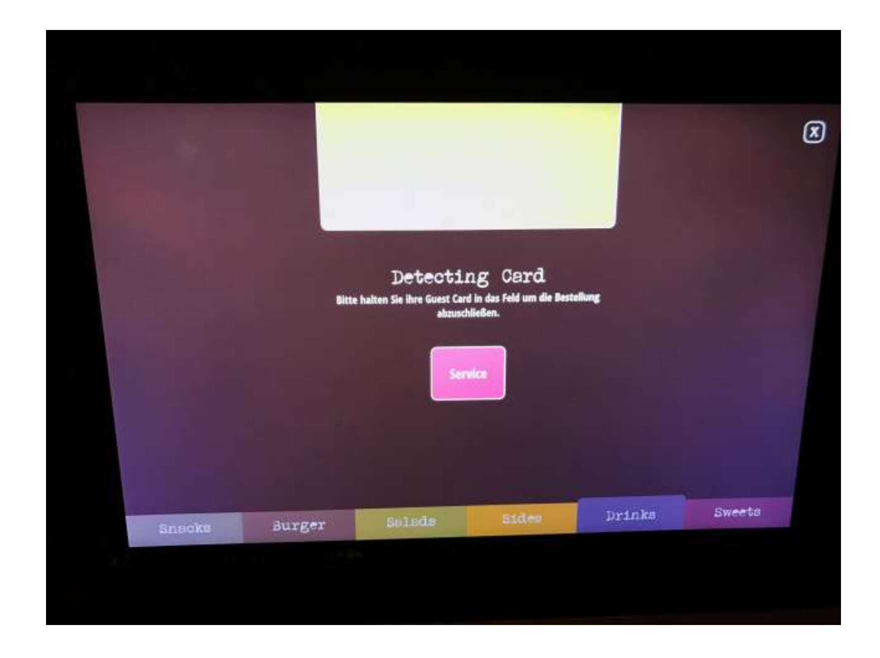


Ich finde das sehr praktisch. Ich kann mir in Ruhe meinen Burger zusammenstellen, eine Beilage und ein Getränk auswählen und einfach auf „Bestellen“ drücken. Die Buchung wird dann abgeschlossen, indem man eine Art Scheckkarte an den Bildschirm hält, die man am Eingang bekommen hat. Am Ende des Besuchs wird dann über sie abgerechnet, so wie man das von Restaurants wie Vapiano und Co. kennt.



Das Besondere ist, dass man die ganze Zeit am Tisch sitzen bleiben kann. Alles, was bestellt wird, wird in kürzester Zeit von unterschiedlichen Servicekräften angeliefert.

Als meine Begleitung ein Haar in ihrer Limonade findet, ist auch das ein Fall für den Touchscreen. Einmal auf „Service“ gedrückt und in cartoonhaftiger Geschwindigkeit taucht eine junge Frau neben uns auf: „Sie haben den Service gerufen?“



Einziges Manko scheint die Stabilität der Hardware zu sein. Von den vier Bildschirmen, die wir insgesamt nutzen wollten, funktionierte nur einer (zufällig meiner) tadellos. Einer ließ sich erst mit Einsatz größerer Gewalt zum Auftauchen aus dem Tisch bewegen. Ein anderer leuchtete zunächst nicht, später dann doch. Beim vierten war es genau umgekehrt.

Davon abgesehen hat es mir jedoch sehr gefallen, nicht bei jedem Getränkewunsch warten zu müssen, bis eine Bedienung in Sichtweite kommt. Wobei es sicher auch Teil des Systems ist, durch die einfache Bestellmöglichkeit insgesamt mehr zu konsumieren.

Johannes Mirus

10.11.2016

Ganz Asien ist bewölkt

Wir verbringen den Urlaub auf einer kleinen japanischen Insel. Es ist kein Urlaub der minutiös durchgeplanten Sorte, sondern eher ein Urlaub der Mal-sehen-was-geht-Sorte. Schließlich befinden sich von unserer Unterkunft aus in allen Himmelsrichtungen Strände und Korallenriffe in Gehweite, man kann also praktisch sowieso nichts falsch machen. Nach dem Aufwachen konsultiere ich die iPhone-Wetter-App, um zu schauen, welche Tätigkeit das Wetter suggeriert. Die Wetter-App findet uns heute aber nicht. Auf rührend unbeholfene und grotesk unerfolgreiche Weise versucht sie, diesen Mangel zu vertuschen und bietet uns mit unschuldigem Blick das momentane Wetter für "Asia" an. In Asien ist es leicht bewölkt, bei 25 Grad.

Ganz Asien? Ganz Asien.

Also geht ganz Asien heute zum Strand, und wer wären wir, dem zu widersprechen.



Maik Novotny

November 2016

Auf der Suche nach der verlorenen Zeiterfassung

Wir sind in der Firma umstrukturiert worden und bilden jetzt eine eigene kleinere Einheit hier am Standort. Vorher war es so, dass wir uns an der Stechuhr morgens eingeloggt und abends ausgeloggt haben, mit einer RFID-Karte, die man davorhält und dann piept es. Dann gibt es so eine firmeninterne Website, da kann man sich einloggen und nachschauen, was das Stundenkonto so sagt. Wenn man vergessen hat, sich morgens an der Stechuhr einzuloggen, dann kann man da korrigieren.

Nach der Umstrukturierung hieß es erst mal: "Ja, diese Möglichkeit, das da online einzugeben, die gibt es im Moment noch nicht, das wird nachgerüstet, und das mit der Stechuhr funktioniert auch gerade nicht, also schreibt euch das einfach mal auf, wann ihr gekommen und gegangen seid." Das war Anfang August. Jetzt haben wir Anfang November.

Ich habe inzwischen erfahren, dass wir wahrscheinlich gar keine Zeitabrechnung mehr bekommen, und zwar aus folgendem Grund: Jeder Standort hat sein eigenes Zeitabrechnungssystem. Das ist zwar alles eine einzige große SAP-Anwendung, aber da gibt es keine Templates für neue Standorte, die man einfach verwenden und in der man dann Einzelheiten spezifisch anpassen könnte, sondern es muss von Grund auf neu programmiert werden für jeden einzelnen Standort, wenn der nicht in ein absolut festgefügtes Raster passt. Dadurch, dass wir abgespalten wurden aus einer anderen Firma, die nur indirekt zur Mutterfirma gehörte, gibt es eben ein paar Betriebsvereinbarungen, die weiterhin gelten und ein paar, die vom neuen Tarifvertrag abgelöst worden sind, Das heißt, es gibt jetzt ein Regelwerk, das nicht hundertprozentig das der großen Firma ist, aber auch nicht mehr dem der kleinen Firma entspricht, und sie können nichts Neues daraus erzeugen, ohne dass sie – und das ist jetzt wortwörtlich – "einige zigtausend Euro dafür bezahlen, das neu programmieren zu lassen", für unsere zwanzig Leute. Und deshalb wird es wahrscheinlich auch nicht passieren.

Das Überwachungssystem, das darauf schaut, dass man seine Zeiten einträgt, sich an der Stechuhr einloggt und ausloggt und so was, ist inzwischen richtig böse geworden. Das schreibt jetzt einmal im Monat Mails, die waren erst noch recht höflich: “Sehr geehrter Herr Dings, bitte tragen Sie innerhalb von ... Ihre Gleitzeitprüfungen ein.” So nach zwei Monaten hat es angefangen, den Ton ein bisschen zu verschärfen: “Wir weisen Sie darauf hin, dass mit gleicher Mail Ihr Vorgesetzter informiert wurde, dass die Prüfungen noch nicht vorgenommen wurden.” Leider – oder zum Glück – hat es keine weiteren Eskalationsstufen, es schreibt also hilflos jeden Monat diese Mails. Wir haben uns schon an die HR-Abteilung gewendet. Die hat gesagt, da passiert nichts weiter. Wir sollen halt weiter aufschreiben. Ich bin gespannt, ob sich das irgendwann noch mal löst.

Alan Smithee

1988 bis 2016, fortlaufend

Schreibgerätebiographie

Am 2. August 1988 fange ich an, in karierte Spiralhefte zu schreiben. Es sind Hefte im Format DIN-A5, aus dem Brunnen-Verlag, Marke »Student«. Ich schreibe mit dünnen, schwarzen Filzschreibern, und meine Handschrift ist dadurch klein genug, dass sie in das 5mm-Raster des Papiers passt. Ich brauche etwa alle sechs Monate ein neues Heft, und fülle bis zum Mai 1991 sieben Stück davon.

Am 28. Mai 1991 fange ich eine schwarze Kladde mit weißem Papier ohne Linien an. Ich habe mir einen Kalligraphie-Füller mit abgeschrägter Feder gekauft, schreibe damit aber nur einen Monat lang. Dann kaufe ich mir einen klassischen Füller mit Drehknopf am oberen Ende, der über eine Spiralmechanik eine Pumpmembrane bewegt. Man kann diesen Füller in ein Tintenfass halten und durch Drehen des Knopfs auftanken.

Ich lasse mir, um die Anschaffung zu besiegeln, meinen Namen in den Füller gravieren. Das stört mich schon kurze Zeit später so sehr, dass ich eine Nagelfeile nehme und den Namen eigenhändig wieder herausfeile. Der Füller behält davon eine abgeflachte Stelle an der Seite. Jetzt ist es wirklich meiner.

Der Tintenfluss aus diesem Füller ist immer problematisch. Mit der Zeit trocknet immer mehr Tinte auf der Feder ein und verstopft die Flusskanäle. Ich drücke die Feder etwas fester auf, um den Metallspalt auseinander zu spreizen, so dass Tinte hineinfließen kann. Das hilft ein bisschen, aber nicht viel. Ich stehe alle paar Wochen einige Minuten am Waschbecken und spüle den Füller mit Wasser durch, danach geht es wieder besser. Eine andere Lösung ist, das Tintenfass offen neben dem Heft stehen zu haben und den Füller alle paar Sätze kurz hineinzutunken, damit wieder flüssige Tinte auf der Feder ist. Diese Geste ist außerdem stilvoll und daher macht es mir nicht so viel aus, dass die Tinte nie so richtig flüssig aus dem Tank fließt.

Ich schreibe mit diesem Füller bis Ende der Neunziger Jahre, immer in Hefte und Kladden ohne Lineatur, das Format wechselt auf das größere DIN-A4. Es ist schwierig, schlichte Hefte ohne irgendwelche Verzierungen zu finden, und wenn ein Händler eine Heftsorte, auf die ich mich eingeschrieben habe, plötzlich nicht mehr im Programm hat, ist das ein Unglück.

Seit dem Jahr 1988 studiere ich Informatik, aber da ich mit diesem Beruf hadere und ihn peinlich finde, habe ich beschlossen, dass mir kein Computer ins Haus kommt. Um Texte ins Reine zu schreiben, kaufe ich mir stattdessen eine elektrische Schreibmaschine, deren einzige etwas modernere Funktion darin besteht, dass sie die letzten paar getippten Zeichen mit einer Art eingebautem Tipp-Ex wieder löschen kann.

Meine Abneigung gegen Computer dauert bis 1996, als ich mir einen Laptop kaufe. Ich kann nicht genau sagen, warum ich diesen Computer haben will, nur dass es mich irgendwie reizt. Auf einer Reise nach Marrakesch benutze ich ihn zum ersten Mal, um meine Notizen festzuhalten. Die im Vergleich zur Handschrift viel höhere Schreibgeschwindigkeit lässt eine regelrechte Textlawine entstehen.

Ich habe Angst davor, dass der Computer mich vom Schreiben ablenkt, und darum baue ich mir mein eigenes Schreibprogramm. Als Grundlage verwende ich LyX, eine graphische Oberfläche für Latex, aber ich verändere das Programm so, dass alle Menüs und sonstigen Bedienelemente ausgeblendet werden, und nur das, was ich schreibe, sichtbar ist. Außerdem programmiere ich eine besondere Funktion der Wagenrücklauftaste: Wenn ich einmal RETURN drücke, soll

ein neuer Absatz mit Einrückung anfangen, und wenn ich zweimal RETURN drücke,

ein neuer Absatz ohne Einrückung und mit einer Leerzeile dazwischen. So werden die Bücher vieler Verlage gesetzt, und ich finde dieses Gestaltungsmittel für meine Art des Schreibens unverzichtbar.

Während der nächsten Jahre führe ich meine handschriftlichen Hefte weiter, aber ich wechsele auch immer wieder an den Computer. Das ist unangenehm. Ich fühle mich gespalten, aber ich kann diese Spaltung nicht verhindern. In der Handschrift habe ich das Gefühl, ich selber zu sein, aber der Computer vervielfacht meine Schreib- und Denkgeschwindigkeit.

Susan Sontag sagte: »Das, was ich schreibe, ist intelligenter als ich, weil ich es umschreiben kann.« Das geht auf dem Bildschirm flüssiger als auf dem Papier, wo ich nur gelegentlich ein Wort durchstreiche, oder, wenn es ganz schlimm geworden ist, eine ganze Seite herausreiße und zur Not das, was schon auf derselben Seite stand, noch einmal abschreibe. Dennoch dauert es einige Jahre, bis ich auf dem Bildschirm meine eigenen Schreib- und Änderungsrhythmen entwickle.

Ab dem Sommer 2002 höre ich mit den Heften auf und schreibe ausschließlich am Computer. Ich lege mir jedes Jahr eine neue Datei an und schreibe darin fortlaufend. Ich steige auf OpenOffice um und kümmere mich nicht mehr groß darum, wieviele Menüs und Funktionsleisten um meinen Text herum stehen. Die besondere Formatierung – einmal RETURN für eingerückten Absatz, zweimal RETURN für Absatz ohne Einrückung mit Leerzeile

– baue ich zuerst mit OpenOffice-Makros nach, aber mit der Zeit wird es mir egal und ich verwende nur noch Absätze ohne Einrückung mit jeweils einer Leerzeile dazwischen.

Ab dem Jahr 2012 verwende ich Google Docs zum Schreiben. Es ist mir wohler dabei, wenn meine Texte direkt in der Cloud gespeichert werden und nicht an mein eigenes Gerät gebunden sind. Seit dem Dezember 2013 veröffentliche ich das, was ich schreibe, in meinem fortlaufenden Blog. Dabei halte ich für jeden Eintrag nach dem Aufschreiben einen Sicherheitsabstand von vierundzwanzig Stunden bis zur Veröffentlichung ein, um grobe Fehler und Missgriffe zu verhindern.

Aufgeschrieben wird alles im Google Doc, und ich kopiere den aktuellen Eintrag dann rüber zu Tumblr. Dabei gehen Formatierung und Links verloren, ich muss also in Tumblr sorgfältig alle kursiv gesetzten Wörter nachtragen und Links erneut einfügen. Das Datum am Anfang jedes Eintrags ist ein Permalink auf den Eintrag selbst, falls ihn jemand zitieren will. Ich kenne keine Funktion bei Tumblr, um so einen Permalink automatisch zu setzen. Ich lege den Link darum zuerst an und gebe als Linkziel »dummy« ein, speichere und veröffentliche den Eintrag, und kopiere mir dann den Permalink, den Tumblr soeben erzeugt hat, und editiere den Eintrag schnell nochmal und ersetze das »dummy« durch den korrekten Permalink. Das versuche ich so schnell zu machen, dass die Version mit dem »dummy«-Link noch nicht in den RSS-Feed übernommen wurde oder von Lesern direkt auf der Webseite gesehen wird.

Anfangs hat mich gestört, dass die Einträge bei Tumblr in umgekehrt chronologischer Reihenfolge stehen. Ich habe überlegt, eine eigene Bloggingsoftware zu entwickeln, die eine Art nach oben wegscrollende, chronologische Reihung anzeigen würde. Aber dazu kam es nicht. Stattdessen schreibe ich jetzt auch im Google Doc umgekehrt chronologisch, der aktuelle Eintrag kommt also ans obere Ende der Datei.

André Spiegel

18.11.2016

Audienz bei der Kundendienst-Botschafterin

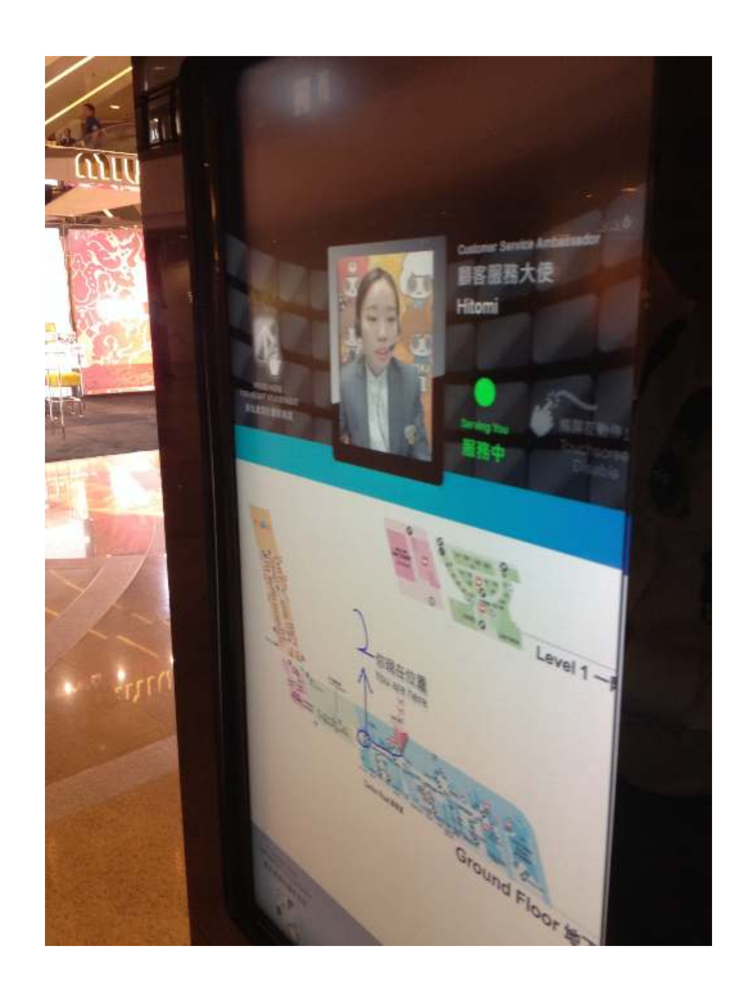
Nach einer Woche Hongkong sind wir es schon gewohnt, dass Straße, Markt und Shoppingcenter hier nahtlos ineinander überzugehen pflegen. Kein Wunder in einer Stadt, die praktisch ausschließlich aus dem Kauf, Verkauf und Transport von Waren zu bestehen scheint. Zwischen Berg und Tal, zwischen Park und MTR-Bahnhof, zwischen Nudelsuppe und anderer Nudelsuppe führt der Weg zuverlässig durch so manche Soundso-Mall, diesen und jenen Soundso-Place, etliche Dingenskirchen-Arcades.

Heute steuern wir aber ein Center speziell an, nämlich die Harbour Plaza, da sich in dieser eine Filiale eines japanischen Minimalismus-Einrichtungs-schnickschnack-Anbieters befindet, dem wir verfallen sind. Die Harbour Plaza erweist sich als sehr riesig und voll mit Geschäften der Art, in denen unter Handtaschen "Preis auf Anfrage" steht und die man nur mit sehr großen und ausschließlich kastenförmigen Behältnissen verlässt, für die das Wort "Tüte" eine Blasphemie darstellt. Geblendet von der Pracht in weißem Marmor müssen wir uns zuerst einmal orientieren. Die Infotafel zeigt den üblichen Plan der einzelnen Geschosse, in der Mitte ein Fragezeichen, der Begleiter drückt darauf.

"You are being connected with the customer service."

Huch?

Der Customer Service poppt auf der Infotafel in Form einer jungen Dame mit Headset auf, die vor einer Comicfiguren-Wandtapete sitzt. Zuerst spricht sie chinesisch, als sie uns sieht, wechselt sie auf Englisch. Sie heißt Hitomi, informiert uns das Display, und ist Customer Service Ambassador, also Botschafterin eines Staates namens Kundendienst. Wir geben unseren Wunsch bekannt, und schon erscheint mit blauer Farbe der von Hitomi handgekrakelte Weg in den zweiten Stock zum Schnickschnackshop.



Schon klar, Leute, die in Kastenformtütenboutiquen einkaufen, haben vermutlich auch Concierges zuhause und Valet Parking im Hotel und verlangen im Shopping Center nach Assistenz mit Gesicht. Toll ist es trotzdem.

Maik Novotny

19.11.2016

Statt der Bibel in der Nachttischschublade

Mein Hotelzimmer hat ein speziell eingerichtetes Android-Tablet, mit dem man sich Drinks aufs Zimmer bestellen, den Wetterbericht angucken und die Speisekarte des Restaurants erfahren kann.

Unter dem Menüpunkt “Religion / Menschenrechte” verbergen sich diverse Heilige Schriften sowie die UN-Menschenrechtscharta.

Erster Gedanke: Damit wäre dann auch klar, was die Heilige Schrift von Atheisten und Agnostikern ist.

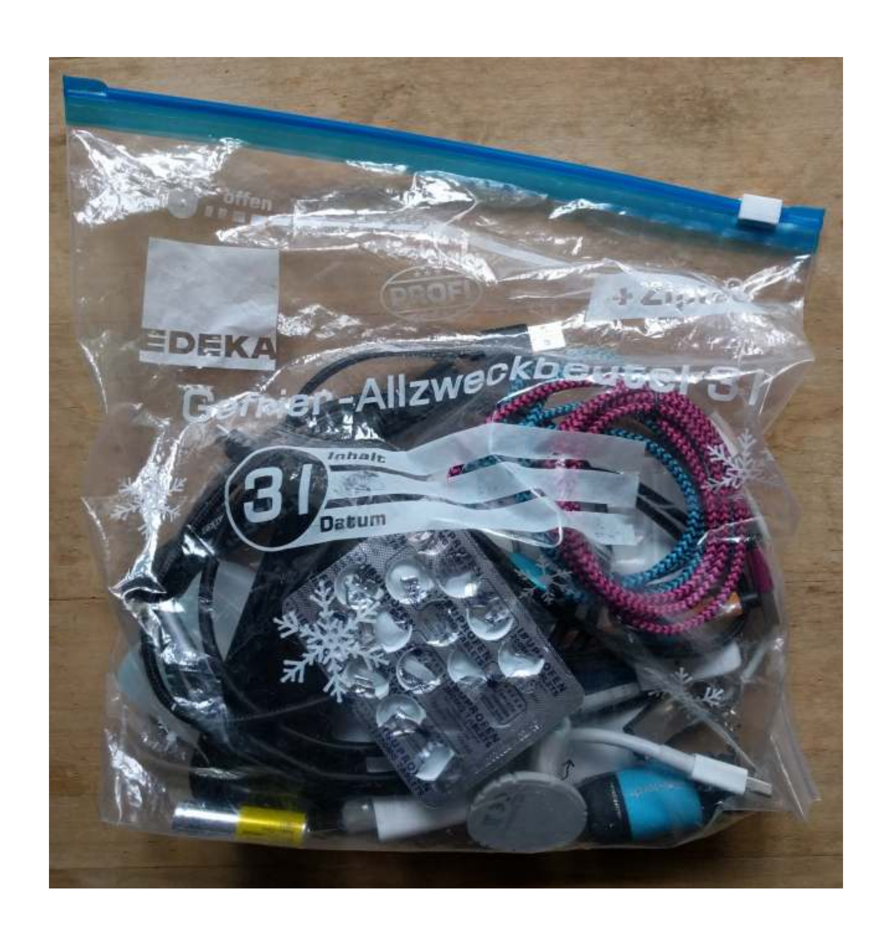
Zweiter Gedanke: Ist die Charta vielleicht als ergänzendes Lesematerial zu z. B. der Bibel gedacht?

Rin Räuber

November 2016

Techniktütentagebuch

Vor einigen Monaten habe ich gemerkt, dass es unpraktisch ist, bei einem Wechsel des Gepäckstücks (Rucksack – Umhängetasche – größerer Rucksack) immer den ganzen Kleinkram hier herausnehmen und da wieder einstecken zu müssen. Seitdem wohnt der Kleinkram in einer Plastiktüte, die sich mit einem Griff ins nächste Gepäckstück verpflanzen lässt:



Diese Plastiktüte enthält:



- Vortragsslide-Weiterklicker ("Presenter"), Batterie, Ersatzbatterie. Ich habe ihn auch dabei, wenn ich auf Wochen hinaus keine Vorträge zu halten brauche, denn andere Vortragende haben sich schon öfter über ihn gefreut.
- Zwei unnütze Bluetooth-Dinger, die zu "The O" gehören
- Kopfschmerztabletten
- Übertrieben große Menge USB-C-Ersatzkabel. Sie gehen (bei mir jedenfalls) schnell kaputt und sind in akuten Mangelsituationen, wenn man nicht den Onlinehandel bemühen kann, immer noch schwer zu beschaffen. Bei den letzten Malen musste ich fünf bis sechs Nahost-

Handyzubehörläden aufsuchen und in den meisten davon erst erklären, was USB-C überhaupt ist und meine Handybuchse vorzeigen, bis man mir mitteilen konnte, dass es so was hier nicht gibt.

- Kopfhörer in einer Dose. Keine Verknotungsprobleme.
- Tampons
- USB-Taschenlampe (Geschenk meiner Schwester, das ich nur beim Zelten brauche, ansonsten nehme ich die am Handy). Daran ist aus Verliersicherheitsgründen mein USB-Stick befestigt.
- In der kleinen Tüte: Ein unnützer NFC-Fingerring und ein USB-OTG-Kabel für alle Fälle, das jetzt allerdings nicht mehr an mein Handy passt, sondern nur noch an die Handys anderer Leute.
- Das blau-weiße Ding ist eine praktische Sammlung von USB-Ladekabeln: USB auf Micro-USB, USB-C, Mini-USB (braucht der Geigerzähler) und iPhone. Ich habe es schon mehrmals verschenkt und dann wieder nachgekauft.
- Klebemarker in Leuchtfarben, falls mal ein Papierbuch gelesen werden muss
- Zahnseide
- ein dicker und ein dünner Stift
- Beamer-Adapter von Macbook auf VGA
- der in Rotterdam gekaufte Ethernet-Adapter fürs Macbook
- zwei Micro-USB auf USB-C-Adapter, falls doch mal nur ein Micro-USB-Kabel zu haben ist

Eine zweite Tüte, die meistens im Schrank liegt, enthält Technik, die ich nur bei längerer Abwesenheit mitnehme:



- Epiliergerät und Netzteil (dank des technischen Fortschritts jetzt leichter mitnehmbar)

- Mini-WLAN-Router und Netzteil (für schwierige Ferienhaus- und Hotelsituationen)

- Induktionsladegerät der elektrischen Zahnbürste

Zum Vergleich ist hier ein Teil meines im Vorjahr herumgetragenen Sortiments zu sehen, der Kabelsalat in der Herrenhandtasche von Johannes Mirus und Stefan Jaekels Technikgepäck auf einer Chinareise.

Kathrin Passig

20.11.2016

Klausurvorbereitung 2016

Im Jahr 1987 besuche ich die 8.Klasse eines bayerischen Gymnasiums und bereite mich folgendermaßen auf eine Klassenarbeit vor: ich lese im Heft nach. Ich lese im Buch nach. Ich suche meine Arbeitsblätter, die ziehharmonikaartig gefaltet im Ranzen ganz unten stecken. Ich gehe am Tag der Schulaufgabe (wie "Klausur" in Bayern heißt) in den Unterricht und schreibe das auf die genormten Blätter, an das ich mich erinnere.

Heute lernen Kinder in der 7. oder 8.Klasse so: Sie lesen im Heft nach und stellen fest, sie haben fast gar nichts aufgeschrieben. Sie erinnern sich daran, dass A oder B aus der Klasse viel sorgfältiger in Sachen Heftführung sind. Eventuell erinnern sie sich erst daran, als die Mutter sich daran erinnert hatte . . . aber was soll's. Sie erinnern sich und dann schreiben sie A auf WhatsApp an. "Was kommt eigentlich dran in der Klausur morgen?"

Das Ergebnis ist immer dasselbe: entweder kommt eine längere Sprachnachricht zurück mit Seitenangaben und einer Aufzählung notwendiger Arbeitsblätter (die ziehharmonikaartig gefaltet ganz unten in Ranzen auftauchen – mit Glück), oder es folgen eine Reihe abfotografierter Seiten, Heftaufschriebe oder Arbeitsblätter. Die ganz Gewieften haben auf den Bildern der Vorbereitungsblätter ihre eigenen Lösungen per "Bearbeiten" weggelöscht.

Diese Bilder werden dann nach Erhalt über die “Teilen”-Funktion bei WhatsApp per Mail an die Mutter geschickt, damit die den Bildanhang ggf. noch ein wenig nachbearbeiten kann wegen der Lesbarkeit, um ihn dann auszudrucken.

Am Tag der Klausur gehen die Kinder dann in die Schule und schreiben in Klassenarbeitshefte, an was sie sich erinnern. Das ist gar nicht so wenig, weil sie sich allein für die Ergatterung der Vorbereitungsunterlagen so anstrengen mussten.

Pia Ziefle

Seit Ende der 1990er Jahre bis mindestens Anfang 2017

Die Zukunft liegt vor der Tür, aber keiner bittet sie herein

Die Internetversorgung in unserem Büro am südlichen Ende der Schönhauser Allee, fast in Rufweite zum Ministerium für Verkehr und digitale Infrastruktur in Berlin, ist ein einziges Trauerspiel. Die Telekom kann oder möchte uns nicht mehr als eine asynchrone DSL-Leitung mit 3 Mbit/s Download und 128kbit/s Upload zur Verfügung stellen. Ein anderer Anbieter (QSC) hat uns einen Download von 16 Mbit/s versprochen, davon kommen aber nur 10 bis 13 bei uns an, unter anderem, weil der letzte Knoten so weit entfernt sei (an der Eberswalder Straße), zum anderen, weil die Leitung im Haus nur ein besserer Klingeldraht sei. Der Upload dümpelt zwischen 600 und 1000 kbit/s herum.

Nun hat sich ein neuer Anbieter (DNS-net) gemeldet, der uns rasantestes Internet mittels Glasfaserkabeln verspricht. Der Werte sind so hoch, dass ich sie mir gar nicht vorstellen kann, und wir vereinbaren einen Besprechungstermin.

Der Vertriebler kommt im Herbst 2016 vorbei, wir klönen gemütlich und trinken Kaffee, der mir beinahe postwendend entgleitet, als er uns eröffnet, dass in den späten 1990er Jahren längst Glasfaserkabel unmittelbar vor dem Haus gelegt worden seien. Es dauert also nur etwa 20 Jahre, bis die Zukunft die letzten paar Meter durch Beton und Leitungsschächte zurückgelegt haben könnte. Derzeit hat die Hausverwaltung noch nicht zugestimmt, dass das schnelle Internet herein darf. Vor Frühjahr 2017 wird es bei uns noch keine Zukunft geben.

Markus Winninghoff

25. November 2016

Macbook-Alarm

Feueralarm im Institut. Das gesamte Gebäude muss geräumt werden. Hunderte Studenten, Physiker, Astronomen und Techniker strömen gelangweilt nach draußen. Alle gehen von einem Probealarm aus, weil es nie ernst ist, aber diesmal gab es wirklich ein Feuer. Alle nachfolgenden Informationen stammen aus zweiter oder dritter Hand und sind daher nicht hundertprozentig sicher.

Einigermaßen klar scheint nur, dass mein Kollege Ian versuchte, mit einem Schraubenzieher den Akku seines Macbooks herauszunehmen. Dabei kamen zunächst Flammen aus dem Akku, dann Qualm aus dem Macbook, und dann siehe oben. Es ging alles ziemlich schnell. Das Feuer konnte mit einer Decke gelöscht werden, bevor es weitere Teile des Büros beanspruchte.

Warum der Schraubenzieher in den Computer kam, ist weniger klar. Offenbar war der Akku defekt, und irgendein Spezialist an der Uni riet dazu, den Akku doch mal herauszunehmen. Oder so. Hinterher wollte es niemand gewesen sein. Akkus von Macbooks dürfen eigentlich im Jahr 2016 nur von Fachpersonal ersetzt werden. Jedenfalls kamen im Anschluss an dieses denk-

würdige Ereignis gleich mehrere Personen unabhängig auf die Frage, warum man Macbooks reibungslos mit ins Flugzeug nehmen darf, Feuerzeuge aber nicht.

Aleks Scholz

25. November 2016

Skype-Bücher

Meine Bücherregale schrumpfen immer weiter, weil ich die meisten Bücher unterwegs lese, in der U-Bahn, im Zug oder auf Reisen. Das geht am besten am Handy, zumal mir mein Handy auch viele Bücher vorlesen kann. Während ich also immer mehr Papierbücher momoxe (ich verkaufe sie mit der App der Firma Momox), wächst ein Genre derzeit immer weiter: Meine Skype-Bücher.

Skype-Bücher eignen sich zum Vorlesen, wenn wir mit Neffen, Nichten oder Patenkindern eine Videokonferenz machen. Ein herkömmliches Gespräch macht die Kinder meist kribbelig, dann fangen sie an, Grimassen zu schneiden oder herumzurennen. Die Skype-Bücher sind eine große Hilfe, ihre Konzentration zu steigern. Am besten finde ich dabei Popup-Bücher, aus denen beim Aufklappen Figuren, Häuser oder ganze Landschaften herauswachsen: 3D-Immersion unplugged.

Das Aufpoppen der Klappbücher wirkt per Skype immer noch ganz OK. Wir haben sogar ein Skype-Buch, das beim Aufklappen länger und länger und größer und größer wird, bis man ein filigranes Papp-Modell der Titanic auf dem Schoß hat. Aber auf Skype wirkt das leider nicht so gut, weil das Modell den Kamerawinkel sprengt. Der Skype-Favorit ist derzeit "The Wizard of Oz", ein Skype-Buch, bei dem sich über der zweiten Seite ein riesiger Papptornado dreht. Einer der Gründe, warum dieser analoge Content so gut ankommt bei der minderjährigen Zielgruppe in New York ist allerdings wohl auch unser ausgefeiltes Content Delivery Network (CDN): Wir haben den Kids eine Kopie des Wizard of Oz per Schneckenpost geschickt, nun sitzen wir

auf beiden Seiten des Atlantiks vor unseren Bildschirmen und fachsimpeln beim Herumblättern im immersiven Buch über ängstliche Löwen und den Schuh der Wicked Witch of the West, der unter der Hütte, die ihr auf den Kopf gefallen ist, noch herausschaut.

Unsere Skype-Bücher haben unsere Familie viel enger zusammengebracht. Oft schaffen wir es ja höchstens einmal im Jahr, die Kinder zu besuchen. Früher dauerte es immer etwas, bis die Kids ihre Scheu wieder überwanden. Die Skype-Bücher haben diese Aufwärmphase deutlich verkürzt, und wir sind uns viel schneller nah. Danke, Internet.

Manchmal stelle ich mir vor, sozusagen im Futur zwei, wie sich unsere Neffen, Nichten und Patenkinder später einmal an diese Skype-Bücher zurückerinnern werden. Wenn sie in zehn Jahren in irgendeiner Bibliothek den Wizard of Oz aufklappen sollten – werden sie dann das Gefühl haben, dass dem Buch etwas fehlt – eine Kamera und ein offener Skype-Kanal zum Beispiel? Praktisch wäre jedenfalls, wenn sich Bibliotheken in aller Welt auf ein paar Skype-Buch-Klassiker einigen könnten, die auf beiden Enden der Verbindung ausleihbar sind.

Hilmar Schmundt

November 2016

Wie Sträflinge ins Internet finden

Im Redaktionschat des Techniktagebuchs kommt die Frage auf, wie die rasche Entwicklung der Kommunikations- und Netztechnologien auf jemanden wirkt, der nach vielen Jahren Strafgefangenschaft entlassen wird. Einige Zeit später unterhalte ich mich mit einem Freund, der als Sozialarbeiter in einem Gefängnis tätig ist.

Zusammengefasst erfahre ich in diesem Gespräch Folgendes:

- Das Bild vom Knastbruder, der nach 20 Jahren im Morgennebel mit dem Köfferchen vorm Gefängnistor steht, stimmt so längst nicht mehr. Die Entlassung langjährig Inhaftierter verläuft heute stufenweise.
  Zunächst erhält der Gefangene Freigang, bei dem er möglichst einer geregelten Tätigkeit nachgeht. Und nach der Entlassung wird er in einer betreuten Wohngruppe untergebracht und von einem Bewährungshelfer betreut. Im Rahmen dieses Entlassungsprozesses werden verschiedene Alltagskompetenzen geübt und dazu gehört ggf. auch der Umgang mit Smartphones, Computern und Netzdiensten.
  Dass jemand von einem Tag auf den anderen unvermittelt freigelassen wird, kommt vor, ist aber die ganz große Ausnahme (z. B. wenn ein Urteil revidiert wird).

- Die Gefangenen haben alle Zugang zu Fernsehern. In dem Maße, wie Netztechnologie dort gezeigt wird, sind die Insassen damit vertraut.

- Es gibt Smartphones im Knast. Die sind natürlich verboten und werden bei Entdeckung konfisziert. Aber es gibt sie und die Gefangenen nutzen sie für Text-Messages und auch, um Pornos zu gucken.

Insgesamt reiht sich Internetkompetenz damit einfach unter die ganzen übrigen Alltagskompetenzen ein – einen Haushalt führen, mit Geld wirtschaften, Arbeit finden und behalten, Autofahren –, die nach Jahren im Knast verkümmert sind oder nie vorhanden waren.

Virtualista

3. Dezember 2016

Mit Live Photos den Diaabend retten

Meine Frau und ich sind zum Abendessen bei einem befreundeten Paar eingeladen. Aufgeregt erzählen sie von ihrem Urlaub auf La Réunion und gleich nach dem Essen setzen wir uns auf das Sofa, um uns Urlaubsfotos anzusehen.

Zusammen mit der Anmerkung „Wir haben aber noch nicht aussortiert“ ist so eine Diaschau eigentlich eine der schrecklichsten Arten, Zeit miteinander zu verbringen. Schon meine Eltern fürchteten sich vor Diaabenden, aber die Analogfotos damals waren wenigstens noch bewusst ausgewählt.

Heute Abend passiert aber etwas Neues. Die beiden hatten keine separate Kamera im Urlaub dabei, sondern nutzten ihr iPhone für die Erinnerungsfotos. Seit dem iPhone 6s sind sogenannte Live Photos standardmäßig eingeschaltet. Sie nehmen nicht nur ein Foto auf, sondern auch ein Video von den 1,5 Sekunden vor und nach der Bildentstehung.

Die Gastgeberin schließt ihr Handy an den Fernseher und zeigt uns fortan nicht nur das Foto, sondern auch einen kurzen Eindruck seiner Entstehung – sogar mit Ton. Eine völlig andere Art, über einen Urlaub zu berichten; ganz so, als hätte man viele Stunden Videomaterial zu Dreisekunden-Clips zusammengeschnitten.

Zum eingefangenen Ambiente gehört auch, dass wir eins ums andere Mal sehen, dass der oder die Fotografierte nur mal eben für das Foto gelächelt hat. Ich habe mehrere Lachanfälle, als ich die teils unmenschlichen Bemühungen erkenne, ein freundliches Gesicht für das Andenken zu machen.

Johannes Mirus

2016-12-10

Lucia mit Blitzlicht

Schwedisches Lucia in der Church of the Incarnation, Fünfunddreißigste Madison. Dunkle Kirche, Frauen und Mädchen in weißen Lucia-Kleidern mit Kerzen in der Hand. Es ist klar, was passieren muss. Nur ein Bruchteil der Besucher hält sich an die Bitte, erst beim letzten Lied zu fotografieren, und von denen, die es nicht tun, weiß nur ein Bruchteil, wie sie ihre Telefone und

Kameras einstellen müssten, um den Blitz auszuschalten. Und so nimmt alles seinen Lauf. Ein Lucia-Fest ohne Blitzlichtgewitter ist nicht mehr möglich; der Moment ist so kostbar, dass er sich notwendig selber zerstören muss.

André Spiegel

14.12.2016

Es muss von innen leuchten

Ich zeige meiner Ärztin auf dem Smartphone in einer App gesammelte Daten zu verschiedenen Beschwerden. Der Bildschirm ist recht dunkel gestellt, weil ich zuvor im Bus unauffällig Pokémon Go gespielt habe. Sie kneift ein wenig die Augen zusammen und zieht dann gedankenlos ihre Schreibtischlampe näher, um Licht in die Sache zu bringen.

Kristin Kopf

2016

Zollanmeldungen im Jahr 2016

Wir verkaufen Getränke in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Die Schweiz ist nicht die EU, sondern ein sogenanntes EFTA-Land, deshalb muss vor jeder Lieferung eine Zollanmeldung erstellt werden: online.

Auf ausfuhrplus.internetzollanmeldung.de kann man Zollanmeldungen eingeben, wenn man sich vorher eine sogenannte EORI-Nummer und eine PFX-Datei vom Finanzamt besorgt hat, die auf einem proprietären “SicherheitsStick gespeichert werden muss. Ich habe viel ausprobiert, aber letztlich funktioniert diese Zoll-Plattform nur 1. mit Windows, 2. mit Java, 3. mit Glück. Meist geht irgendetwas schief, was real drastische Folgen haben

kann, wenn z. B. ein LKW-Fahrer nicht über die Grenze darf und auf einem Parkplatz kampieren muss (was ich natürlich vermeiden will, aber es geht eben manchmal technisch was schief).

Nach der Anmeldung muss das sogenannte Ausfuhrbegleitdokument ausgedruckt werden, wofür eine bestimmte Schriftart (für den Barcode) nötig ist, die man sich separat installieren muss. Die sogenannte Proforma-Rechnung muss "i.A." unterschrieben sein, sonst ist der Vorgang nicht vollständig, siehe unten. Bei Warenwerten unter 6 Tsd. Euro muss ein Hinweis auf die sogenannte Präferenzbegünstigung mit auf die Rechnung (und mit einer sogenannten Präferenzerklärung des Lieferanten belegt werden, die jährlich erneuert werden muss). Über 6 Tsd. Euro Waren darf der Hinweis nicht auf der Rechnung stehen; dann muss man zum Zollamt gehen und sich ein sog. EUR.1 Warenverkehrsdokument abstempeln lassen (ohne Stempel ungültig), und das dafür nötige Formular kriegt man auch nicht beim Zoll, das muss man vorher im Fachhandel kaufen und mitbringen.

Wenn man das alles macht, und Glück hat, klappt das mit den Zollanmeldungen. Klappt was nicht, muss man eventuell die Mehrwertsteuer nachträglich noch abführen, es geht also um viel Geld. Ich bin deshalb dazu übergegangen, weder für Windows noch für Java Sicherheits-Updates zu machen, solange das Ganze endlich mal läuft; Updates können nämlich auch zu Spontan-Ausfällen führen. Das ist unsicherer, ja, aber ich tausche dann eben die komplette Festplatte, wenn Zollanmeldungen gemacht werden müssen. Das mache ich auch deshalb, weil die Zollanmeldungen nur funktionieren, wenn man den Browser als Administrator ausführt. Vater Staat mit Administratorrechten auf meinem Computer, mit Windows und Java, bei schwer durchschaubaren Regeln, und es geht um viel Geld. Und ja, das alles spielt im Jahr 2016.

Uwe

15. Dezember 2016

Der Tag, an dem wir die Zeitkapsel öffneten

In einem der Räume in unserem Institut befindet sich ein kleiner Büroschrank, der schon seit Jahren abgeschlossen ist. Niemand hat eine Idee, wo der Schlüssel dafür sein könnte. Wir haben schon alles gründlich durchsucht, aber ein passender Schlüssel wurde nie gefunden.

Heute muss der Raum wegen Renovierungsarbeiten leergeräumt werden, und wir treffen daher die Entscheidung, den Schrank nun nach all den Jahren aufzubrechen.

Die Spannung ist groß. Immerhin haben wir die Räume ca. 1993 bezogen, und dementsprechend ähnelt der Schrank einer Art Zeitkapsel, die uns mit etwas Glück Einblick in eine lange vergangene Zeit ermöglichen wird. Alle werden zusammengerufen, und jemand holt einen großen Schraubenzieher. In wenigen Sekunden ist die Tür aufgehebelt. Wir werden nicht enttäuscht.

Der Inhalt unserer Zeitkapsel besteht aus einer leeren Fasche Haake Beck Pils, einer Ausgabe eines schon lange eingestellten Hochschulmagazins vom August 1997 (was uns eine präzise Datierung erlaubt), einigen Deutsche-Mark-Münzen, die wir den staunenden Studierenden zeigen, einer VHS-Kassette und einem Hewlett Packard HP-45 inklusive Netzteil.



Den Taschenrechner nehme ich sofort in meine Obhut. Vorsichtig versuche ich, ihn mit meiner „iKlear Reinigungsflüssigkeit für Apple-Geräte“ zu reinigen, aber der Grauschleier lässt sich nicht richtig entfernen. Wer wohl vor zwanzig oder dreißig Jahren damit gearbeitet hat? Immerhin durfte man ja früher in den Büros noch rauchen; das könnte die etwas vergilbten Tasten erklären.

Der HP-45 erschien 1973 und ist der Nachfolger des berühmten HP-35, des ersten technisch-wissenschaftlichen Taschenrechners. Beide waren in den 1970er Jahren weit verbreitet und wurden auch an meiner Schule genutzt.

Die wiederaufladbare Batterie in unserem Fundstück ist natürlich schon lange tot. Aber ich habe ja ein Netzteil. Ich schließe es an, schalte den Rechner ein, und alles funktioniert absolut perfekt!



Der Anblick der leuchtenden roten LED-Anzeige versetzt mich augenblicklich in die 1970er Jahre, als wir oft mit HP-Taschenrechnern gearbeitet haben. Mir fällt wieder ein, dass ich als Schüler sogar für kurze Zeit eine Armbanduhr mit den gleichen roten LED-Leuchtziffern hatte.

Ich überlege kurz, ein ausrangiertes Smartphone, einen USB-Stick und eine leere Flasche Club-Mate in einen anderen Schrank zu legen und den Schlüssel wegzuwerfen, damit im Jahr 2039 jemand anders so viel Freude hat wie wir heute.

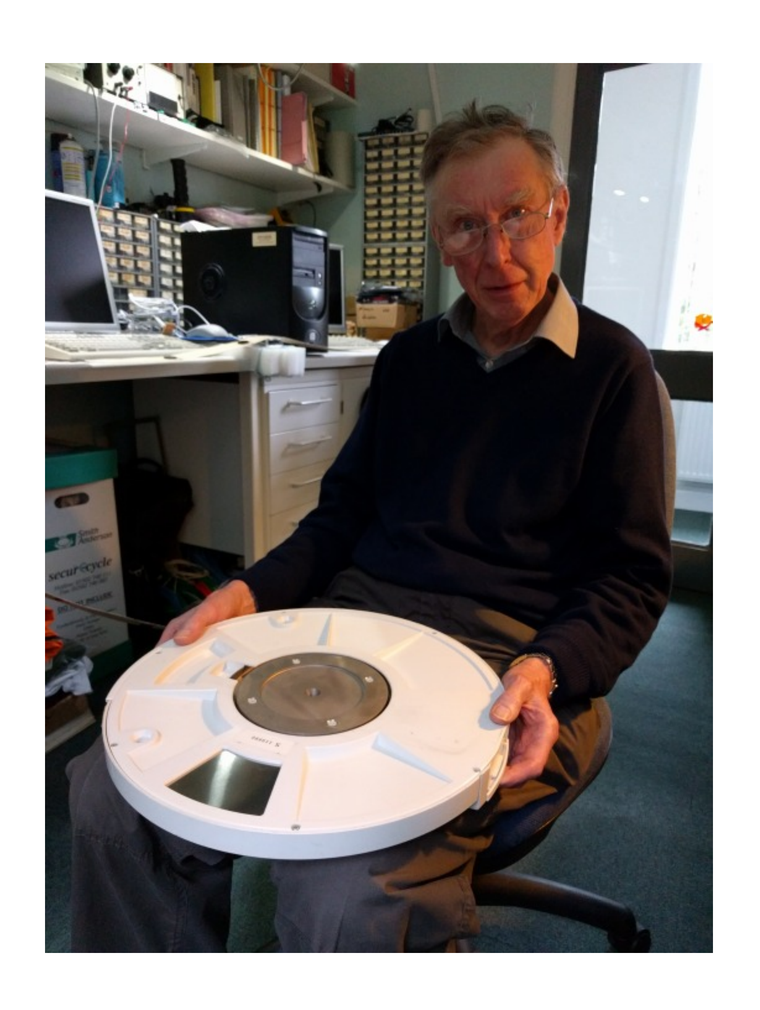
Oliver Laumann

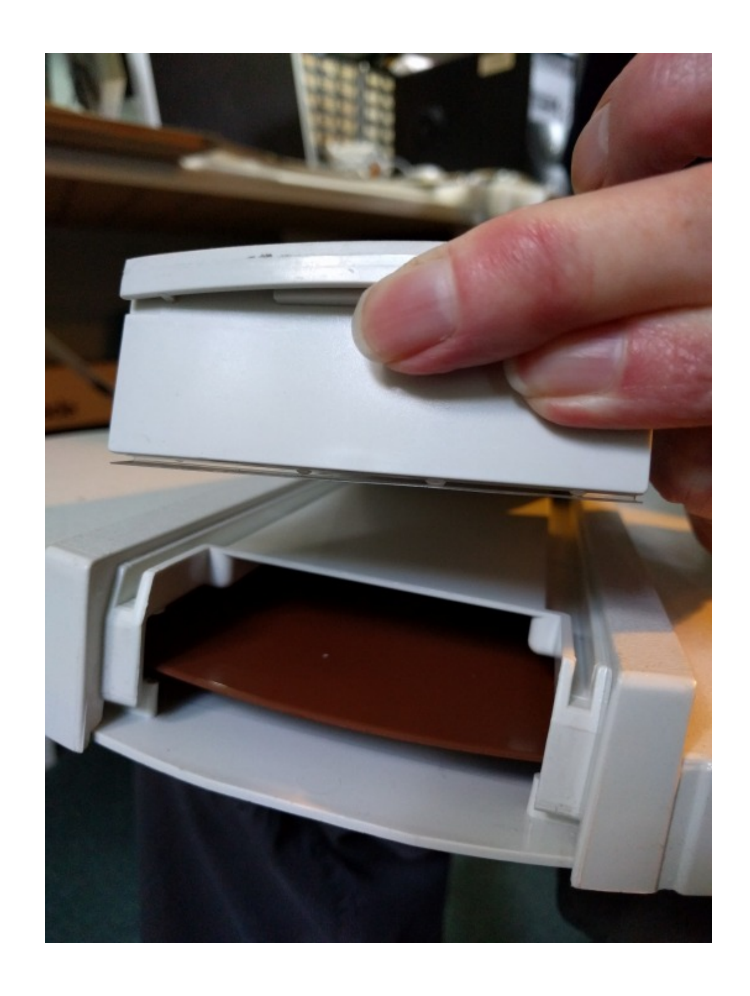
15. Dezember 2016

Festplatten in runden Gehäusen, damit kann aber auch niemand rechnen

Ich besuche Roger Stapleton in seinem Büro. Er erklärt mir etwas, das ich hier nicht wiedergeben kann, weil ich es nicht verstanden habe, über die Sektoren von Festplatten, und deutet dabei auf einen Stapel großer flacher runder Dinger ganz oben auf seinem Regal, die ich für aufgerollte Magnetbänder halte. Ich frage, ob man die heute wohl noch lesen kann. “Ich denke schon”, sagt Roger, “die haben eine dicke Oxidschicht.” Beim Radio müssen sie schließlich auch die Bänder regelmäßig umspulen, wende ich ein. “Aber das ist eine Aluminiumplatte”, sagt Roger, “und es ist nur eine. Da schlägt nichts durch.”

Um meine Verwirrung zu beheben, steigt er auf einen Bürostuhl und holt eins von den Dingern herunter. Es ist tatsächlich eine Festplatte, eine Digital Equipment RK05 oder vielleicht auch RK03.





200 Tracks, vermutet Roger, zwölf Sektoren, 1,2 MB Speicherplatz. An den Preis kann er sich nicht erinnern, aber "vermutlich nicht sehr teuer, du siehst ja, wie viele wir da haben. Die waren in den IBM-360s im Einsatz, und ausgemustert haben wir sie, als wir die PDP-11 abgeschafft haben … so gegen Ende der 80er Jahre. Bei den kleinen Geräten war das das einzige Laufwerk.

Wie die Leute damit klargekommen sind, weiß ich nicht. Die haben sie nicht mal zum Installieren von Software benutzt. Die Software war auf Karten. Kisten voller Karten."

"Es gab also Computer, die sowohl das hier als auch Karten lesen konnten? Ich wusste nicht, dass sich das mal überlappt hat."

"Doch, doch. Wir hatten einen Kartenleser an der VAX. Wir wollten einen für die Sun anschaffen, haben aber keinen gekriegt. Das ging also bis Ende der Achtziger. Die Leute haben ja *legacy code*. Wenn du zehntausend Karten in Kisten hast – und das ist nicht besonders viel – dann setzt du dich nicht hin und liest die Karten und tippst das an einem VDU wieder ein. Die Programme von der 360 auf die VAX sind größtenteils auf Karten übertragen worden."

"Du hast nicht zufällig hier irgendwo einen Kartenleser beiseitegeschafft?" *("squirreled away")*

"Nicht dass ich wüsste. Kartenleser sind ziemlich groß."

"Wie groß denn ungefähr?"

"Waschmaschine. Große Waschmaschine. Und das wäre dann bloß ein kleiner Kartenleser."

Roger Stapleton

1991–2016

Ich kann eine Konzertaufnahme nie wieder hören, und dann doch

Am 28. Juni 1991 gab Miles Davis ein Konzert in Hamburg, eines seiner letzten.

Das Konzert wurde im Radio übertragen. Ich habe das damals aus dem Radio auf Audiokassette mitgeschnitten und so oft gehört, bis die Kassette kaputt genudelt war. Seitdem hätte ich gerne eine Aufnahme des Konzerts, habe aber nie eine finden können. Und jetzt stellt jemand *genau dieses Konzert* auf Youtube: www.youtube.com/watch?v=PG-sCIYKMBg

Es ist: *genau das Konzert*, welches ich um 1991/1992 so unendlich oft gehört habe, und seit 1992 nie wieder. Ich kenne es auch heute noch in- und auswendig. Jedes Stück, jedes Solo, aber auch jeden Zuschauerzwischenruf, jede Phrasierung, jede minimale Unsauberkeit, jedes Detail.

Danke, Neuland! Die Jugend von heute kann sich das wahrscheinlich gar nicht vorstellen, wie das war, wenn die Kassette langsam ihren Geist aufgab und man die Lieblingsmusik nie wieder hören konnte.

Molinarius

Dezember 1999 und Dezember 2016

Datenverbindung im ländlichen Irland



Symbolbild: Aufziehender Wintersturm über County Kerry

Die letzten Dezembertage 1999 verbringe ich tief im Südwesten Irlands und erlebe dort Europas letzten Sonnenuntergang im alten Jahrtausend – wenn ich nach Westen blicke, verhindert nur die Erdkrümmung, dass ich Neufundland sehen kann. Das Haus von Freunden am Ring of Kerry ist sehr abgelegen, wie so viele in dieser ländlichen Gegend.

Aber ich habe Anschluss an die Welt: Über viele Masten führt eine Telefonleitung zum Haus. An diese Telefonleitung kann ich (den passenden merkwürdigen Stecker für die Telefondose habe ich in meinem Reiseset)

meinen *Psion 5mx*-Taschencomputer mit seinem batteriebetriebenen Modem anschließen. Ich wähle mich damit in den Kommunikationsknoten von CompuServe in Dublin ein, und mit 2.400 bps kann ich relativ flott meine Nachrichten abholen und meine Mails verschicken. Für die Woche in Irland fallen Kommunikationskosten von geschätzt rund 20 Mark an.

17 Jahre später, im Dezember 2016, verbringe ich wieder eine Woche dort. Die Telefonleitung zum Haus baumelt anschlusslos im Mast an der Grundstückgrenze: Nachdem sie vor Jahren bei einem Wintersturm abgerissen war, gab es keine Notwendigkeit mehr, sie zu flicken. An die Stelle der Festnetzverbindung traten Mobiltelefone.

Und hier auf dem Land läuft auch die Verbindung ins Internet fast nur noch über Mobilfunk. Niemand macht sich die Mühe, über die Telefonleitung eine dann ohnehin nur schmale Datenverbindung aufzubauen. Praktisch jeder, den ich treffe, hat ein Mobiltelefon: Die Älteren über 70 gerne noch ein Nur-Sprach-Telefon, alle Jüngeren ein Smartphone mit Datenrate. Und/oder zuhause einen WiFi-Hotspot mit eingelegter SIM-Karte. Für 7,5 GB Monats-Datenvolumen, sagt mir meine Gastgeberin, zahlt sie 30 Euro.

Das heißt allerdings auch, dass ich natürlich nicht ihr begrenztes Datenvolumen nutze, sondern für meine deutsche SIM-Karte einen Auslands-Datentarif hinzubuche und damit eine Woche lang meine Kommunikationsbedürfnisse befriedigen kann. Für das eine GB in dieser Woche zahle ich am Ende zehn Euro, also nominell genau so viel wie für meine Kommunikation vor fast zwei Jahrzehnten. Allerdings mit ungleich mehr Verbindungen und Datenvolumen.

Thomas Wiegold

22. 12. 2016

Analoges Relikt einer digitalen Existenz

Es ist höchste Zeit für die Weihnachtspost und ich erledige sie wie in jedem Jahr, seitdem ich eigene Weihnachtskarten verschicke und nicht mehr bei meinen Eltern mitunterschreibe: Ich krame mein Adressbuch hervor und blättere von A nach Z durch, mitunter aktualisiere ich es dabei, indem ich die “wir sind umgezogen” oder “Helft ihr beim Umzug?”-Nachrichten aus diversen Quellen fische. Diese Quellen sind im Jahr 2016 E-Mail, Facebookchat und WhatsApp. Früher habe ich Adressen von Post, die mich erreichten, im Adressbereich meines Papierkalenders ein- und Ende des Jahres umgetragen, wenn ich das Buch gerade nicht zur Hand hatte, aber den benutze ich ja seit 2015 nicht mehr.

Das Adressbuch hat den Kalender überlebt, ist inzwischen etwa 16 Jahre alt und wurde in einer Zeit angeschafft, in dem ich es tatsächlich noch Menschen mit der Bitte reichte, ihre Telefonnummer oder E-Mailadresse dort einzutragen. Das geschieht schon seit geraumer Zeit nicht mehr. Ich schreibe niemanden mehr wegen seiner oder ihrer Mailadresse oder Handynummer in das Adressbuch, nur noch wenn es wichtig ist, die Postadresse der entsprechenden Person wiederzufinden. Also für Weihnachtskarten, Urlaubskarten und die Geburtsanzeige unseres Kindes. Alles andere erledigt das Smartphone.

Sagt mir ein Name nichts mehr oder hat sich der Nachname geändert, wird die Person mit Tippex aus dem Buch entfernt oder umgeschichtet. Ich neige anscheinend dazu, mit Menschen, die einen Nachnamen mit “R” haben, besonders flüchtige Bekanntschaften zu schließen.



Manche Adressen lasse ich aus Nostalgiegründen im Buch stehen, auch wenn der Kontakt längst abgebrochen ist oder die Person verstorben ist – letzteres ist bisher glücklicherweise noch nicht allzuoft passiert. Personen, die sehr oft umzogen, haben im Laufe der Zeit ein Sediment von Tippex-Schichten und verschiedenfarbigen Stiften im Buch hinterlassen.



In meinem oben verlinkten Abschiedsgesang für den inzwischen überflüssig gewordenen Papierkalender befürchtete ich, dass das Adressbuch dasselbe Schicksal ereilen wird. Zwar hat es längst nicht mehr eine so große Wichtigkeit wie früher, ich würde es bei einer überraschenden Flucht aber dennoch einpacken, schließlich hat es den unschlagbaren Vorteil, auch ohne Strom zu funktionieren. Auch ansonsten erfüllt es noch seinen Zweck. Ich glaube, der Grund ist, dass es derzeit für mich etwa gleich viel Arbeit wäre, alle im Laufe der Jahre gesammelten Adressen in das Smartphone-Adressbuch umzutragen. Mich erreichen Adressen auf so vielen verschiedenen Wegen, dass es im Moment noch egal ist, ob ich sie jetzt abschreibe oder einzeln im Smartphone speichere. Außerdem brauche ich die Adressen im Adressbuch meistens nur dann, wenn ich eine Karte oder einen Brief hand-

schriftlich verfasse und dann sowieso schon einen Stift in der Hand halte. Es wäre sicher praktisch, alle Adressen digital abzuspeichern und auf Etiketten zu drucken, aber ach, der Aufwand.

Dies betrifft allerdings ausschließlich private Kontakte. Alle anderen Adressen kopiere ich direkt aus E-Mails oder Webseiten heraus und füge sie in mein Textprogramm ein. Das war schon immer so, denn als ich in das Alter kam, wo ich derartige Korrespondenz zu erledigen hatte (Ämter, Behörden, Universität, Arbeitgeber, Auftraggeber), hatte ich dafür bereits Schreibprogramme und das Internet zu meiner Verfügung.

Auf der ersten Seite des Buches habe ich übrigens irgendwann alle meine aktiven E-Mailadressen notiert. Es sind insgesamt zehn, von denen ich zwei zumindest als Weiterleitung zu Google noch benutze. Von weiteren zweien gibt es den Provider inzwischen nicht mehr, der Rest hat erstaunlicherweise überlebt (Yahoo, GMX, Web.de). Sein Alter zeigt das Adressbuch auch an seiner Symbolik. Das Festnetztelefon hat eine Schnur, das Handy ist ein Tastenhandy mit winzigem Display. Auch E-Mailadressen habe ich lange tatsächlich handschriftlich in das damals sehr moderne Feld mit dem “@” notiert – was nützten sie mir im Handyadressbuch, damit konnte man ja keine E-Mails schreiben.

Angela Heider-Willms

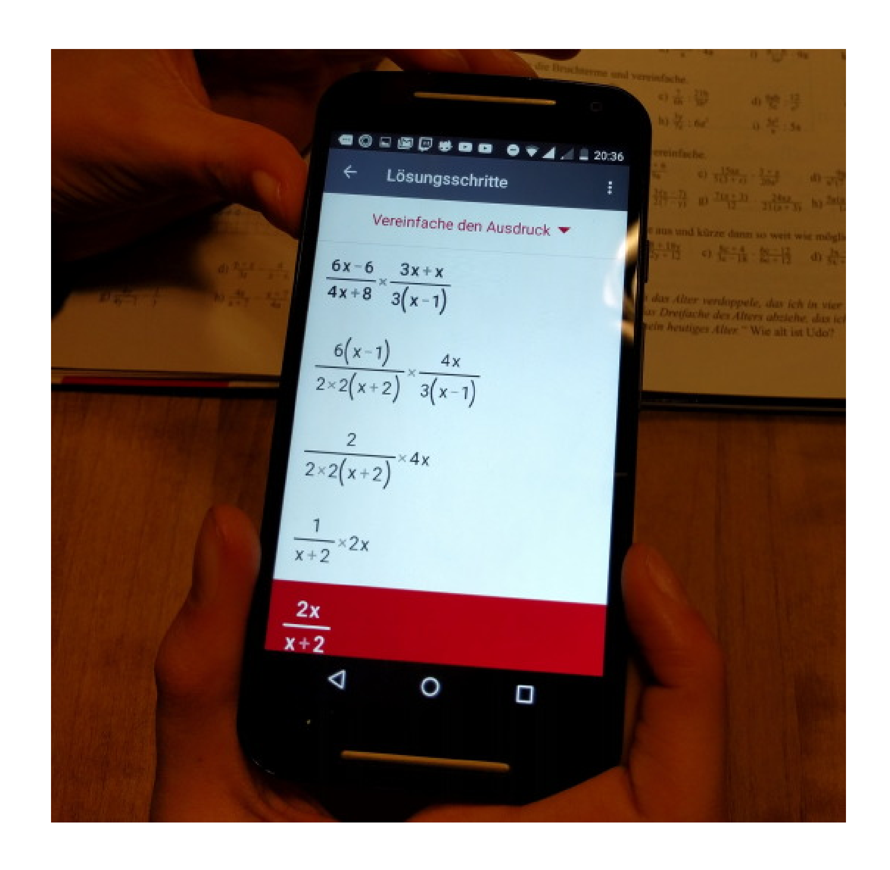
Dezember 2016

Klammere den Faktor Handy aus der Schule aus

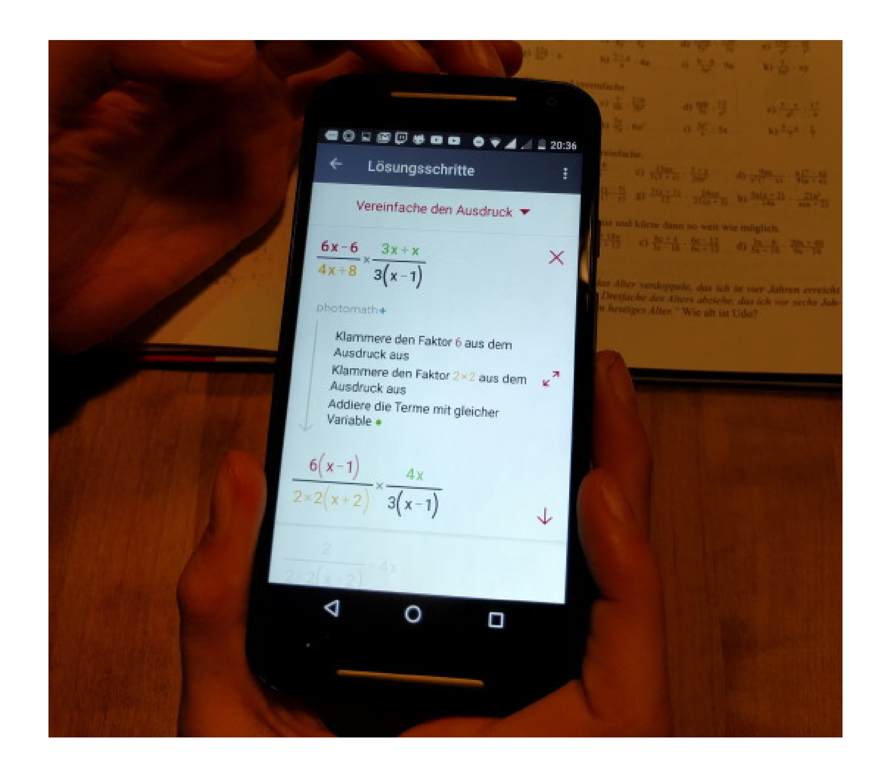
Konstantin, 14, demonstriert neue Entwicklungen auf dem Hausaufgabenmarkt. Die Aufgabe wird mit der App Photomath aus dem Mathematikbuch gescannt:



Man kann sich die Lösungsschritte anzeigen lassen:



Bei Bedarf mit Erklärungen zu jedem einzelnen Schritt:



Hier nicht abgebildet: Das alles funktioniert auch mit handschriftlichen Vorlagen.

Kathrin Passig

20. und 24. Dezember 2016

Ich weiß auch nicht, was die sich dabei denken

Meine Mutter sagt im Telegram-Messenger: “Ich möchte Dir gerne ‘Schmetterling und Taucherglocke’ entweder als e-book oder als Buch zu Weihnachten schenken, weiß aber nicht wie’s geht, daß es bei Dir draufgeladen wird. Wenn ichs bestelle, kommt es möglicherweise erst nach Weihnachten, wenn Du schon nimmer da bist.”

Ich: “Verschenken geht bei E-Books blöderweise immer noch nicht. Ich weiß auch nicht, was die sich dabei denken. Ich kauf es mir und mach an Weihnachten ein überraschtes Gesicht.”

Meine Mutter: “Ja, tu das! Ich geb Dir dann das Geld dafür, weihnachtlich eingepackt!”

So geschieht es, ich bekomme eine weihnachtliche Karte in einem Umschlag mit einem Geldschein und mache ein überraschtes Gesicht. Das Gesicht mache ich später am Abend noch mal, als sich herausstellt, dass es das Buch nicht als E-Book zu kaufen gibt. Ich bestelle eine gebrauchte Papierausgabe via Amazon. Die kommt dann halt erst nach Weihnachten.

Kathrin Passig

Dezember 2016

Das Fernsehen

Diskussion mit mir und meinem Vater (70), nachdem ich 10 Tage in Marokko in einem Coworkingspace war:

> Ich: “Das ist ziemlich cool da. Hat eine Deutsche aufgebaut und man bekommt für 30 Euro/Nacht einen Schreibtisch und ein kleines Zimmer. Frühstück ist auch dabei und man kann entweder am Tisch oder auf der Dachterrasse arbeiten.”

Dad: “Klingt gut. Haben die auch Fernseher?”

Ich: “Wozu?”

Dad: “Naja, falls man mal Tagesschau gucken will oder so?”

Ich: “Es gibt dort Internet”

Dad: “Ja schon klar, aber man will doch wohl mal fernsehgucken abends?”

Ich: “Wozu sollte man das wollen, wenn man einen Laptop und Internet hat?”

Dad: “Naja, für Nachrichten zum Beispiel!”

Das Interessante: Mein Dad nutzt das Internet täglich. Man könnte sogar behaupten, er sei ein digitaler Nomade, wenn er jeden Winter 2-3 Monate pro Jahr in Südafrika weilt, um dort Golf zu spielen, aber auch nebenbei noch seiner Arbeit als selbständiger Übersetzer nachzugehen. Aber dass man kein Fernsehen gucken will (oder dafür vielleicht einfach einen Stream anwirft), das geht in seiner Welt nicht zusammen.

Julian

24. bis 29. Dezember 2016

3D-Druck: Noch geht es nicht, aber gleich geht es bestimmt

Mein Bruder schenkt sich selbst zu Weihnachten einen 3D-Drucker, einen Kossel 2020. Es handelt sich um einen Bausatz, “assembly required”. Wir schrauben das untere Ende des Druckers zusammen, wobei sich herausstellt, dass die Anleitung an vielen Stellen irreführend, unvollständig oder falsch ist.

3. The target length of the whole assembly is 240mm. To determine how long to cut each carbon fiber rod, use the following equation.

Tie rod length x2 – 240mm = carbon fiber rod length

Tie rod length = the distance between the end of the tie rod to the center of the ball joint (see picture). Units are mm.

Erstens müsste es “240 mm – tie rod length x 2” heißen und nicht umgekehrt. Zweitens könnte man den ganzen Text durch “cut each carbon fiber rod to a length of 192 mm” ersetzen.

Man muss die richtigen Inbusschlüssel a) besitzen, b) finden und c) so absägen, dass man mit ihnen die unzugänglichen Schraubstellen so einigermaßen erreicht. Gut wäre es, wenn man außerdem noch einen winzigen Gabelschlüssel besäße, den gibt es aber nicht unter den siebenhundert Werkzeugen des Bruders. Während man in den unzugänglichen Schraubstellen frickelt, muss man also auf der anderen Seite mit einem Zänglein die Mutter festhalten. Ein paar Bauteile sind ihrerseits 3D-gedruckt. Schraubenmuttern drehen sich in diesem weichen Material einfach durch und für das Zänglein ist kein Platz, man muss die Mutter also mit irgendeinem anderen Dings festhalten, während man mit dem abgesägten Inbusschlüssel hantiert. Wir preisen die leichte Zusammenbaubarkeit von IKEA- und Lego-Bausätzen.

25. und 26. Dezember

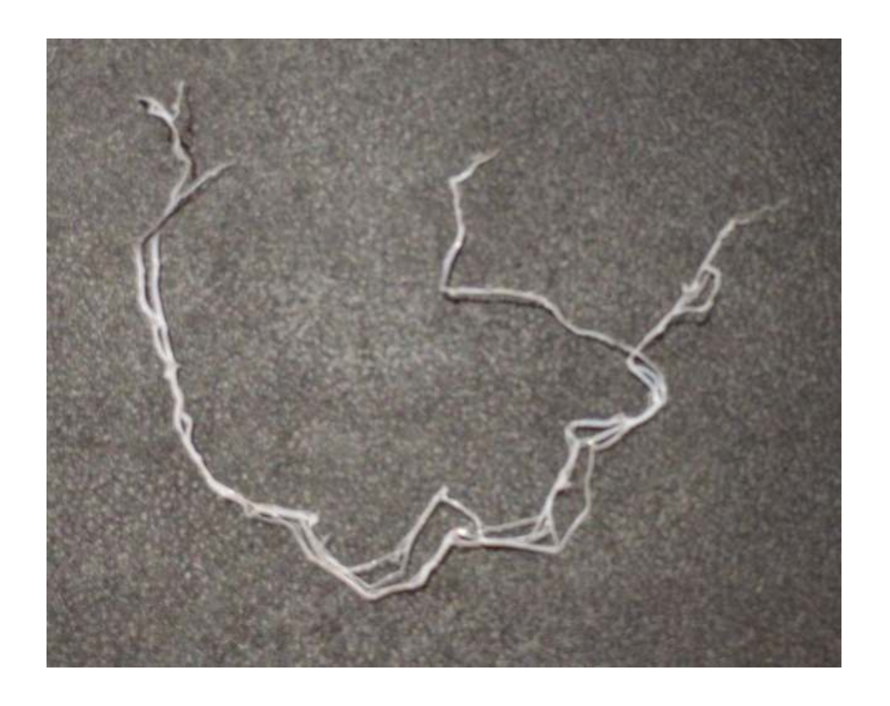
Am 25. bauen wir das obere Ende des Druckers und setzen alles zusammen. Am 26. mittags ist das mechanische Grundgerüst fertig. Ab hier beschränkt sich meine Mitarbeit auf gelegentliches Nachfragen, ob es schon geht. Nachmittags wird die Elektrik eingebaut und abends der Drucker zum ersten Mal eingeschaltet. Es knallt, aus dem Netzteil fliegen Funken und das Haus wird dunkel. Die Verpackung des Netzteils weist in Großbuchstaben darauf hin, dass man es bei 110 oder 220 Volt betreiben kann (der Drucker kommt aus den USA). Man muss dem Netzteil nur durch Umlegen eines Schalters mitteilen, welche Spannung im Land vorhanden ist. Auf dem Netzteil selbst ist ein leuchtfarbiger Aufkleber, der diesen Sachverhalt noch einmal erläutert. Ich

habe das zwar auch gesehen, fühle mich aber nicht ganz so verantwortlich, denn schließlich hat nur einer von uns eine Professur für Elektrotechnik und das bin nicht ich.

Der Bruder findet im Keller ein großes Labornetzteil. Das Labornetzteil ist zu schwach und jetzt bricht jedesmal, wenn die Heizplatte des Druckers eingeschaltet wird, die Spannung ein. Der Näherungssensor am Druckkopf glaubt dann, er hätte die Anwesenheit der Druckplatte gemessen. Der Bruder findet auf dem Dachboden ein altes PC-Netzteil, das auch dieses Problem behebt. Man darf einfach nichts wegwerfen.

27. Dezember

Der Drucker druckt zuerst eine winzige Schneeflocke und dann ein Gekrakel. Diagnose: Die Bodenplatte ist schief.



27. Dezember

Die Schiefheit der Bodenplatte lässt sich nicht einfach in der Software kalibrieren. Erst muss die Hardware begradigt werden. Das heißt: Nacheinander sämtliche Endanschläge an den oberen Enden der Beine um Millimeterbruchteile verstellen und dann der Firmware die neue Höhe mitteilen. Irgendwann an diesem Tag brennt außerdem ein kleiner Stecker durch, der nicht für den Heizstrom der Bodenplatte ausgelegt war. Dadurch wird auch klarer, warum es beim Einschalten des Druckers immer so verbrannt gerochen hat.

28. Dezember

Das Rätsel der schiefen Bodenplatte lässt sich durch Nachmessen lösen: Eins der drei Beine ist um einen ganzen Zentimeter länger als die anderen. Das liegt daran, dass wir dieses Bein beim Zusammenbau am Weihnachtsabend nicht ganz in sein unteres Endstück hineingeschoben haben. Die Beine werden begradigt und der Drucker neu kalibriert.

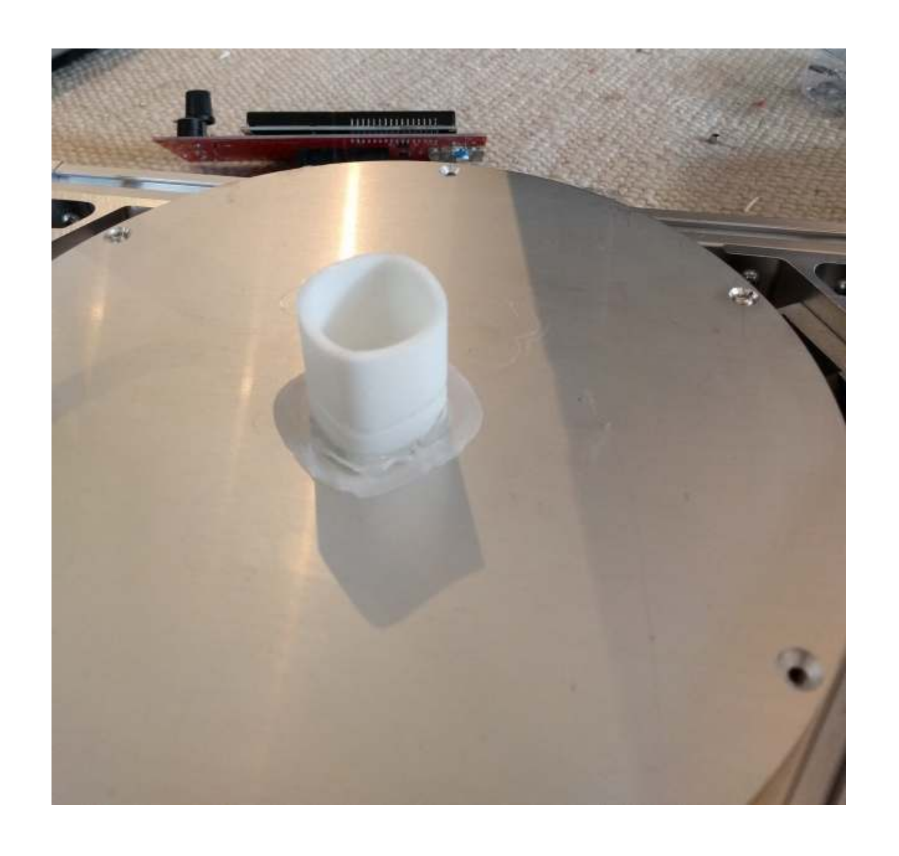
Beim ersten Druckversuch verstopft sich die Düse. Sie wird komplett zerlegt und im Keller mit dem Heißluftfön freigepustet. Beim Hochtragen aus dem Keller fällt ein kleines weißes unersetzliches Bauteil aus dem Druckkopf und taucht erst nach zweistündiger Suche wieder auf. Danach verstopft sich die Düse noch ein paarmal, lässt sich aber durch Erhöhen der Temperatur und Nachschieben von Filament entstopfen.

29. Dezember



Noch geht es nicht, aber bestimmt bald. Im Vordergrund links das PC-Netzteil und rechts das durchgebrannte mit dem gelben Warnaufkleber. Es ist inzwischen aufgeschraubt worden und funktioniert schon fast wieder. An der Bausituation mitten im Wohnzimmer kann man ablesen, dass der Bruder nicht so einer ist, der bastelt, weil er der Familie entrinnen will.

Nachmittags um eins druckt der Drucker ein vollständiges Dings. Es ist gleichzeitig rund . . .



… und eckig:



Das Dings heißt Ambiguous Cylinder und bei YouTube kann man mehr darüber erfahren.

“Jetzt muss ich mir nur noch was ausdenken, was ich jetzt *mache* mit dem Drucker”, sagt der Bruder.

Kathrin Passig

2001 – 2016

Schreiben mit dem Mund

„Einer der Gründe, warum ich mich mit insistierender Beharrlichkeit in unsere Milchstraße hineinschleudern werde, ist: (Geschichte) SCHREIBEN"
(Faraj Remmo, kurz vor dem Urknall)

2001 habe ich angefangen an der Universität Bielefeld zu studieren. Das ist nichts Ungewöhnliches. Aber für einen Tetraplegiker (Hals abwärts durch einen Unfall gelähmt) eine große Herausforderung, die mit vielen Schwierigkeiten, unter anderem beim Schreiben, verbunden ist. Meine Hausarbeiten habe ich, wenn es ging, (abgesprochen mit den ProfessorInnen und Dozentinnen) nicht in schriftlicher, sondern in mündlicher Variante absolviert. Was meistens auch gut gelungen ist.

Vor gut zwei Jahren, irgendwann im Jahr 2016, habe ich zum ersten Mal eine E-Mail mit der Mundmaus verfasst und sie an Andrea Frank, die Leiterin des Schreiblabors der Uni Bielefeld, geschickt. Der Inhalt meiner ersten E-Mail überhaupt lautete: „Liebe Andrea, das ist meine erste E-Mail, die ich selbst mit meinem Mund gerade geschrieben habe!!! Liebe Grüße Faraj". Andrea hat nach ein paar Minuten geantwortet: „wow wie hast du das gemacht?"

Die Mundmaus ist ein Eingabegerät für meinen PC. Sie ist mit einer Spitze ausgestattet, mit der ich mit meinem Mund den Cursor auf dem Bildschirm bewegen kann. Um schreiben zu können, erscheint durch ein Programm (Klickmaster) eine Leiste auf dem Bildschirm, mit der ich die unterschiedlichen Funktionen der Maus aufrufen kann, z. B. rechte Maustaste oder linke Maustaste. Ein weiteres Programm stellt eine Bildschirmtastatur zur Verfügung, mit der ich einzelne Buchstaben oder vorgeschlagene Wörter anklicken kann, so dass ich am Ende mit meinem Mund Texte schreiben kann.

Somit kann ich endlich meine E-Mails privat öffnen und selber lesen, ich kann selber im Netz recherchieren und ich habe dadurch mehr Freiheit und Privatsphäre.

Faraj Remmo

Irgendwann 2016

Eine ſuper Sache

Zufällig bemerke ich, dass man mittels des Compose-Key ein langes s („ſ") produzieren kann ([Compose f s]). Aus Spaß an der Freude schreibe ich einige Zeit lang Tweets mit möglichst korrekter ſ-s-Schreibung, bin aber kurz besorgt, was ich tun werde, wenn ich am Smartphone schreibe. Zu meiner Überraschung ist unter den standardmäßig verfügbaren Zeichen (die man tippen kann, indem man etwas länger auf einer „Taste" des virtuellen Keyboards verbleibt) auch das ſ zu finden.

(Nach einigen Monaten gebe ich unter einem Vorwand die Nutzung des ſ wieder auf, um die allgemeine Genervtheit meiner unmittelbaren Umgebung etwas zu lindern.)

Aus Spleen schreibe ich außerdem in Großbuchstaben auch mit großem ß, also ẞ. Über lange Zeit kopiere ich mir den Buchstaben aus dem entsprechenden Wikipedia-Artikel heraus – mit Compose Key geht zwar sehr viel, aber das geht leider nicht.

Bis es eines Tages doch geht. Zu meiner großen Freude kann man seit einiger Zeit (gefühlt 2016, kann aber auch schon 2015 gewesen sein) mit [Compose S S] ein ẞ erzeugen.

Das Android-Keyboard kennt dieses Sonderzeichen allerdings leider nicht.

Update (irgendwann 2017): Inzwischen kennt auch mein Android-Keyboard das Sonderzeichen.

Lukas Daniel Klausner

Winter 2016/2017

Heizen bei Türkis und Kakao spätestens bei Orange

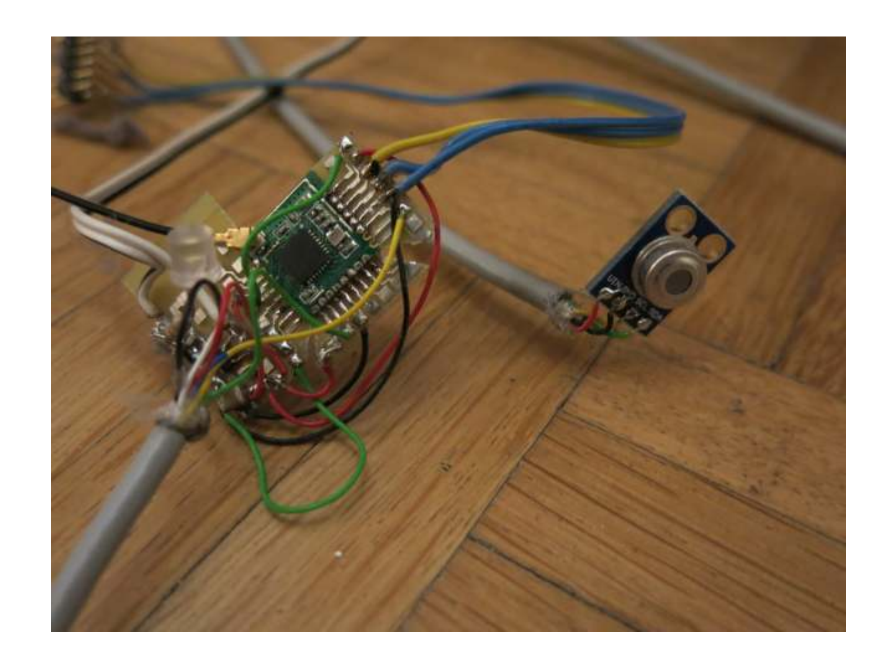
Vor einem Jahr habe ich zu Hause die nächtliche Treppenbeleuchtung automatisiert und damit den ersten Schritt zum Smart Home getan. Ich schrieb, dass mir nun die Zukunft offen stünde, da die Infrastruktur für weitere Intelligente Funktionen rund um das Haus ja nun da sei, aber mir fiel nichts Sinnvolles ein. Ich möchte eigentlich keine Steckdosen von unterwegs einschalten oder „das perfekte Licht für jede Stimmung ganz einfach mit dem Smartphone einstellen“.

Jetzt kann ich über den nächsten sinnvollen Automatisierungsschritt berichten.

Das Haus wird von einer selbst gebauten Zentralheizung und einem Kachelofen beheizt. Die Zentralheizung ist fürs Heizen und der Ofen für die warmen Füße und die Gemütlichkeit zuständig. Wenn man nicht das Nachheizen vergisst.

Wenn die Füße schon wieder kalt werden, denkt man ans Holznachlegen, aber dann muss man schon wieder mühsam in die letzte Glut pusten. Ich möchte schon länger etwas gegen dieses Problem unternehmen, aber all die Basteleien mit Temperatursensor und Warnpiepser erscheinen mir unattraktiv.

Erst als mir durch Zufall der bei Bastlern sehr beliebte ESP8266 begegnet, fügen sich die Puzzleteile zusammen. Es handelt sich um ein fingernagelgroßes Platinchen für wenige Euro, auf dem ein zwar langsamer, aber kompletter Webserver läuft, der verschiedene Ein- und Ausgänge steuern kann. Es gibt diverse Open-Source-Projekte, die Software dafür entwickeln.



Im Kachelofen hängt nun ein ESP8285, der Nachfolger des ESP8266 und schaut mit einem Infrarot-Thermometer auf das Rauchrohr. Die Temperatur wird regelmäßig via WLAN in den Keller gefunkt, wo auf einem kleinen Einplatinencomputer, dem RaspberryPi, eine Lichtsteuerung namens „Wireless Light Control“ und ein *home automation server* namens „Domoticz“ läuft. Auf diesem Server läuft ein Programm, das eine Philips Hue Lampe ansteuert, die auf dem Schrank im Esszimmer steht.

Bei 60 Grad am Rauchrohr des Kachelofens beginnt die Lampe langsam blau zu leuchten. Bis 100 Grad steigt die Helligkeit bei weiterhin blauer Farbe an, um dann bei weiter steigender Temperatur das Farbspektrum über Grün zu Gelb, Orange, Rot und Violett zu durchlaufen, bis das Rauchrohr etwa

230 Grad hat. Nachheizen sollte man also, wenn die Farbe wieder irgendwo zwischen Gelb und Türkis angekommen ist, außer man möchte bald ins Bett gehen.



Obwohl die kleine Platine, die die Temperatur misst, sehr sparsam ist, führt nun leider ein Kabel in den Kachelofen. Das gefällt mir nicht. Eigentlich könnte man das bisschen Strom aus der Abwärme des Rauchrohrs gewinnen. Ich habe auch schon die Teile dazu besorgt, aber es ist doch noch etwas Elektronik zu bauen, bevor ein Peltier-Element und Elektronik zum Energy-Harvesting den Strombedarf des Temperatursensors direkt aus der Abwärme decken können.

Ja – nun dient diese Philips Hue Lampe tagsüber und abends schon einem sehr guten Zweck, steht aber morgens nutzlos auf ihrem Schrank herum. Also habe ich ein zweites Programm geschrieben, das an Wochentagen um 7:00 blau leuchtet und dann bis 7:22 Uhr das Farbspektrum bis Knallrot durchläuft.



Im Idealfall sitzen die Kinder schon beim Frühstück, wenn das Licht zu leuchten beginnt. Bis Gelb sind neue Nutellabrote und noch ein Kakao kein Problem, aber ab Orange wird es kritisch. Bei Rot müssen alle zum Zähneputzen. Und wenn das Licht um 7:30 Uhr schon lange wieder verloschen ist und die Abfahrt unmittelbar bevorsteht, bringen sie mir die Probe zum Unterschreiben, fragen nach den fünf Euro für den Ausflug und suchen den Turnbeutel.

Georg Passig

4. Januar 2017

Filme im Browser, was werden sie noch alles erfinden!

Weil es die neue "Sherlock"-Folge im iTunes Store nicht gibt, sehe ich bei Amazon nach. Dort gibt es sie, aber für den Kauf muss ich erst belegen, dass ich über 18 bin. Mein Account bei Amazon Deutschland ist von 1998, bei Amazon US bin ich seit 1997 Kundin, aber ich sehe ein, dass das nichts beweist. Ich könnte ja sehr vorausschauende Eltern haben. Ich tippe Zahlen aus meinem Personalausweis ein, sage Amazon noch mal, was sie über meine Kreditkarte längst wissen, und darf dann für 4,99 € den Film kaufen.

Vorher habe ich mich im Bett umgedreht, weil es am Fußende Freifunk gibt, und vorsichtshalber auch noch das Handy-Tethering ausgeschaltet, um Datenverbrauchsunfälle zu vermeiden. Zu meiner Überraschung läuft der Film fast sofort los, und zwar einfach im selben Browsertab wie der Kauf.

"Ihr kennt das sicher alle seit 2007, aber für mich ist es neu", sage ich in der Techniktagebuchredaktion, und werde eine Viertelstunde lang verspottet, weil alle es seit 2007 kennen und es nur für mich neu ist. iTunes-Filme laufen halt in Extrasoftware, YouTube ist irgendwie was anderes und Netflix gucke ich nur bei Aleks Scholz, der es immer im Vollbild betreibt[1]. Das

[1] Anmerkung von Aleks Scholz: "Netflix sehe ich übrigens nur mit dir im Vollbild, ansonsten wüsste ich ja gar nicht, was in den anderen Browsertabs passiert."

wäre hier natürlich auch eine Möglichkeit, aber dann könnte ich ja nicht mehr sehen, was in den anderen Browsertabs passiert. Weil in den anderen Browsertabs einiges passiert, brauche ich drei Stunden, um die anderthalbstündige Folge zu sehen.

Warum ich mein Alter nachweisen musste, bleibt unklar. Die Folge ist absolut jugendfrei (und außerdem sehr schlecht, aber das tut hier nichts zur Sache).

Kathrin Passig

Januar 2017

Offline im Onlineshop kaufen

Ich will bei einer großen Kette für Sportsachen eine Lieblingstrainingshose nachkaufen. Der Laden um die Ecke ist nicht groß, verfügt aber über ein großes angeschlossenes Warenlager. Als die nachzukaufende Hose nicht im Regal zu finden ist, bitte ich einen freundlichen Verkäufer um Hilfe. Der sagt, er müsse schnell im Lager schauen. Ich stelle mich schon darauf ein, dass er jetzt für 20 Minuten verschwindet, aber er zückt stattdessen ein Gerät (Kleines Tablet? Großes Telefon? Etwas in der Art) und schaut nach. Im Lager sei keine mehr, es handle sich um ein Auslaufmodell, es tue ihm Leid. Bevor ich noch der Enttäuschung anheim fallen kann, fügt er hinzu "Aber ich kann schnell im Onlineshop schauen!" Der habe nämlich ein separates Lager, ebenfalls hier im Haus. Im Onlineshop gibt es dann auch wirklich noch eine Hose in meiner Größe. Die will ich natürlich haben und der Verkäufer schreibt einen Zettel mit meinem Namen drauf und der Hosennummer.

Die Hose aus dem Onlineshop herunterzuladen – also von einem Menschen aus dem Lager holen und im Abholregal deponieren zu lassen – werde maximal 30 Minuten dauern, sagt der Verkäufer und fügt hinzu, dass es oft schneller gehe. Ich bedanke mich und er verschwindet mit dem Zettel in Richtung Lagereingang. Ich treibe mich noch ein bisschen im Laden herum,

gelegentlich schau ich am Abholregal vorbei. Tatsächlich vergehen exakt 29 Minuten bis die just-in-time-Logistik mir die Hose aushändigt. Gut, an der Kasse warte ich noch etwa 4 Minuten. Trotzdem: Schneller hab ich noch nie etwas in einem Onlineshop gekauft.

Mia Culpa

10. Januar 2017

Im Internet veröffentlicht ist doch auch veröffentlicht. Oder?

Die Mutter beschwert sich im Messenger Telegram über ihren neuen digitalen Bilderrahmen: “Wenn ich auf meine Wechselbilder schaue seh ich immer wieder den halbnackten Aleks. Hat er zwischendurch auch mal was an? Scheints trifft sich das gerade immer so!”



Ich: Es sind aber alles dezente Bilder.

Mutter: Das schon. Aber so mit Gipfel, Meer oder Landschaft ist er mir lieber.

Ich: Ok, ich werde das beim nächsten Bilderhochladen berücksichtigen. Ich mache immer welche vom Baden, weil er ja ein Badetagebuch-Blog führt und dafür Bilder braucht. Hier, falls du es mal lesen willst: badetagebuch.tumblr.com.

Die Mutter, später: Habe es mit wachsender Begeisterung gelesen, bzw. angelesen. Ich bin noch nicht durch. Seit wann schreibt er denn dieses Tagebuch? Es ist so poetisch und schön berichtet, daß man es sich gut vorstellen kann. Hoffentlich passt er auf sich auf und wird nicht zu wagemutig mit der Zeit. Jetzt heiz ich ein und dann lese ich weiter.

Ich: Da hast du dir was vorgenommen, das geht Jahre zurück.

Mutter: Gehört eigentlich veröffentlicht! Auch die Fotos sind eindrucksvoll!

Ich: Ist doch schon veröffentlicht :)

Mutter: Gibt es das als Buch?

Ich: nein, ich meinte: im Internet veröffentlicht ist veröffentlicht

Mutter: aber dran verdient er doch nichts!

Ich: an so einem Buch aber auch nicht.

Mutter: na ja, es wäre was für Liebhaber schöner Dinge und davon gibts so viel nicht. Ich fände es trotzdem schöner, so was in der Hand zu halten, als es im Internet nachzulesen. Wie gehts denn damit Aleks' Eltern?

Ich befrage Aleks dazu. Er sagt: "Immerhin liest sie es im Internet. Meine Eltern machen nicht mal das."

Kathrin Passig

18.01.2017

Der Knoten als Erinnerungshilfe wandert vom Taschentuch ins Kabel

Ein guter, oder besser, gut gemeinter Tipp ist, sich einen Knoten ins Taschentuch zu machen, damit man sich an irgendwas erinnern möge. Nun habe ich erstens keine Taschentücher, in die sich ein Knoten stecken ließe –Papiertaschentücher sind da sehr vergesslich – und zweitens wüsste ich nach kürzester Zeit nicht mehr, an was mich dieser Knoten erinnern sollte.



In mein Leben hat sich zumindest eine Ausnahme eingeschlichen. Zur Unterscheidung von USB-Kabeln, die einen Datentransfer zulassen, von denen, mit denen man Geräte nur aufladen kann, mache ich in letztere einen Knoten. Der Knoten auch als Zeichen der Verschlingung, der in diesem Fall den Datenstrom abgeklemmt.

Markus Winninghoff

20. Januar 2017, Trump Inauguration Day

Immerhin, das Internet wird besser

Heute ist nicht nur ein schlechter Tag. Heute tausche ich an unserem Haus in Providence (Rhode Island, USA) die Internetverbindung von Kupferkabel gegen Glasfaser. Wir haben das ultra-aggressiv beworbene FiOS Glasfaser-Internet des Telekommunikationsanbieters Verizon bestellt. ("FiOS is not cable. We're wired differently.")

Als das neue Glasfasermodem jedoch keine Verbindung zustande bekommt, rufe ich die Hotline an, die mir bedeutet, der Anschluss in unserer Wohnung sei noch mit dem vorigen Anbieter Cox verbunden.

Ich: "Oh, so you'll need to send a technician?"

Verizon: "Well, I could. But you could also do it yourself. My records tell me that our terminal is on the outside of your house. You wanna do this?"

Ich will. Neben dem Hintereingang hängen die konkurrierenden Terminal-Kisten von Cox und Verizon. Aus beiden kommen Kabel, die zum nächsten Telefonmast führen, aber nur das neuere ist aus Glasfaser und erlaubt gleich schnelle Down- und Uplinks mit bis zu 500 Mbps. Unter der Anleitung des Verizon-Technikers schraube ich also die Plastikbox der Konkurrenz auf und versuche das Coax-Kabel, das in unsere Wohnung führt, zu lösen, was aber ohne Werkzeug nicht geht.

Verizon: "You might need tongs."

Ich: “I don’t know what that means, but I think I have an idea. It’s so crazy I get to work on this stuff. You know, in Germany you’re not even allowed to touch these terminal boxes.”

Verizon: “You’re from Germany? Let me Google Translate that for you. … Looks like you’ll need a ‘sanch’.”

Ich: “A ‘Zange’! Yes, let me get one.”

Ein paar Minuten später ist das Kabel mit der Verizon-Box verbunden, zurück in der Wohnung hat sich das Modem bereits verbunden und das Internet läuft. Berauscht von amerikanischem Pragmatismus (und sehr schnellem Internet) kann ich mich jetzt noch schneller darüber ärgern, wer dieses Land nun regiert, aber immerhin: Heute ist nicht nur ein schlechter Tag!

Gabriel Yoran

21. Januar 2017

iPod Revisited

Vor zwei Jahren habe ich meinen ersten Beitrag im Techniktagebuch geschrieben. Er handelte von einem kaputten iPod classic, den ich reparieren lassen wollte. Obwohl dieser Beitrag noch gar nicht so lange her ist, kommt er mir heute schon sehr entfernt vor.

Damals dachte ich noch, die von mir beschriebene Situation würde sich für längere Zeit halten. Schon Ende 2015, nicht einmal ein Jahr später, war es damit vorbei, denn ich bin auf Spotify umgestiegen und der iPod hat für mich nach und nach seine Bedeutung verloren. Eine Zeit lang habe ich ihn noch zusätzlich verwendet, weil es manche Alben, die ich gerne höre, nicht bei Spotify gab. Außerdem hatte ich keinen großen Speicher im Telefon und konnte unterwegs nicht alles offline verfügbar machen, was ich hören wollte. Das ging aber nur wenige Monate so. SD-Karten hatten sich in der Zwischen-

zeit weiter verbilligt und ich habe mir schließlich eine größere gekauft. Die Musik, die es bei Spotify nicht gibt, habe ich als lokale Dateien über Playlisten eingefügt.

Seit vielleicht einem Jahr liegt der iPod jetzt unbenutzt in einer Kiste, und ich bin mir relativ sicher, dass ich keine Verwendung mehr für ihn habe, aber ich werde ihn auch nicht weggeben, denn er war einmal eines der schönsten Objekte, die ich je besessen habe, mit seiner matten Oberfläche und seinem unaufdringlichen Silber. Er ist mehr als doppelt so schwer wie mein heutiges Telefon, in seinen Möglichkeiten verhält er sich zu ihm aber eher wie eine Pferdekutsche zu einem Flugzeug.

Die Wirklichkeit wollte mir schon früher andeuten, dass sie sich geändert hat. Ich habe nur etwas gebraucht, ihr zuzuhören. Da müssen es noch nicht einmal 20 Jahre Abstand sein, damit sich ein Gefühl der Fremdheit einstellt, manchmal reichen schon zwei. Eigentlich ist das ein Zeitraum, bei dem man noch von Gegenwart sprechen kann. (Was sind schon ein paar Jahre für eine Spezies, in der sich nicht wenige in ihren Grundüberzeugungen auf Schriften stützen, die mehrere tausend Jahre auf dem Buckel haben?) Trotzdem fällt es mir jetzt schon schwer, den Text als Beschreibung der Gegenwart zu akzeptieren; in einer anderen Zeit wäre er aber auch nicht möglich. Das macht die Erinnerung unnötig kompliziert und das hat die Erinnerung nicht gern. Vielleicht ist anachronistisches Verhalten deshalb etwas, das so leicht aus dem historischen Bewusstsein verschwindet.

Felix Lorenz

23.1.2017

Ich werde DO7TWI



Ich beschließe spontan, am oberen Ende der Altersspanne mal was Neues zu lernen – und da kommt mir an einem Wochenende im Herbst 2016 ein Hinweistweet von netzpolitik.org gerade recht: Bei der Chaoswelle, den Funkamateuren im Umfeld des Chaos Computer Clubs (CCC), wird ein kostenloser Amateurfunkkurs angeboten. Nun beschäftige ich mich ja mein ganzes Berufsleben schon mit Kommunikation, und das ist eine neue Variante. Außerdem, erfahre ich beim ersten Nachlesen des Themas, wird schon seit fast 15 Jahren nicht mehr verlangt, dass man Morsen lernen muss – das schien mir bislang eine unüberwindliche Hürde.

Ohne diese Hürde reizt mich vor allem die Kommunikation ohne eine Infrastruktur dazwischen. In Zeiten weltumspannender Chats und, wie es mal bei einem inzwischen untergegangenen Computernetzwerk hieß, *Information at your fingertips,* ist die Kommunikation von Bottrop nach Buenos Aires oder das Nachschlagen der Öffnungszeiten eines Museums in Feuerland im Internet eine Sache von wenigen Minuten. Allerdings nur, weil dazwischen eine aufwändige Infrastruktur steht, die von meinem Smartphone über ein engmaschiges Mobilfunknetz überall dorthin reicht, wo die verschiedenen Netze existieren. Ich würde gerne mal ohne diese Zwischenstationen kommunizieren, und das muss noch nicht mal in andere Kontinente sein. Von Kreuzberg nach Moabit würde mir ja schon reichen.

Mit einer Reihe ebenfalls interessierter Männer (Frauen sind, das merke ich dann zunehmend, in diesem Kreis recht selten) sitze ich dann an einem Montagabend in den Clubräumen des Berliner CCC und fange an, die Geheimnisse des Funkens zu lernen. Das reicht vom geradezu Banalen (*Eine Amateurfunkstelle ist eine Funkstelle des Amateurfunkdienstes*, heißt es in den Vorschriften) über einfach auswendig zu lernende Faktoiden wie die so genannten Landeskenner (D für Deutschland und F für Frankreich sind ja logisch, aber warum hat Dänemark OZ und Ägypten SU, dagegen die Ukraine EM und Russland UA?) bis hin zu den Grundlagen der Elektrotechnik.

Da merke ich dann, dass die meisten meiner Mitaspiranten ganz andere Voraussetzungen haben. Die haben nämlich meist eine technische Vorbildung oder zumindest elektrotechnisches Interesse und würden auf so eine Frage nie reinfallen:

TB204 Kann in folgender Schaltung von zwei gleichen Spannungsquellen Strom fließen? Welche Begründung ist richtig?



A Nein, weil kein geschlossener Stromkreis vorhanden ist.

B Nein, weil der Pluspol mit dem Minuspol verbunden ist.

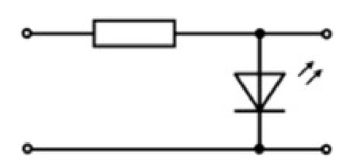
C Ja, sogar Kurzschlussstrom, weil der Pluspol mit dem Minuspol verbunden ist.

D Ja. Der Strom hängt vom Innenwiderstand der Batterien ab.

Richtig ist natürlich Antwort A: Da ist gar kein geschlossener Stromkreis. Sieht doch jeder sofort. Ich allerdings nicht, und das nicht nur, weil meine letzte Physikstunde 40 Jahre her ist: Diese ganz grundlegende technische Ebene ist mir fremd, und ich muss sie mir erst mühsam erarbeiten. (Das Beispiel oben stammt aus dem offiziellen Katalog der Prüfungsfragen der Bundesnetzagentur, bei der jeder angehende Funkamateur eine Prüfung ablegen muss.)

Die technische Seite geht natürlich munter weiter, und ich quäle mich schon ein wenig da durch.

TC509 Wozu dient die folgende Schaltung?



Sie dient

A als Leuchtanzeige.
B zur Signalbegrenzung.
C zur Spannungsstabilisierung.
D zur Stromgewinnung.

Schritt für Schritt schaffe ich das auch, beschließe aber recht früh, nur die Amateurfunkprüfung der Klasse E abzulegen: Diese oft als *kleine Klasse* (und international noch deutlicher als *Novice Class*) bezeichnete Amateurfunklizenz unterscheidet sich von den großen Funkern mit ihrer Klasse A allein im Umfang der Technikkenntnisse.

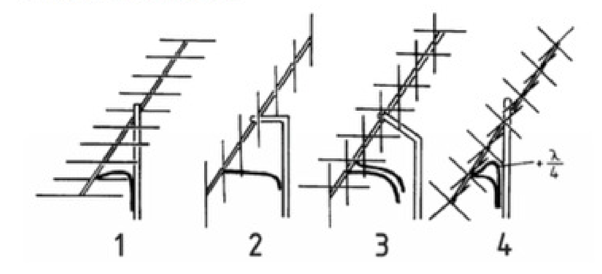
Das hat schon seinen Sinn, denn der Amateurfunk hebt sich in einem Punkt ganz grundlegend von den vielen verschiedenen anderen Funkdiensten ab, die es gibt. Wer ein Smartphone benutzt (Mobilfunkdienst!) oder auf einem Schiff ans Funkgerät geht (Seefunk!), muss immer ein zugelassenes Funkgerät benutzen, unabhängig davon, ob noch zusätzlich ein Funkzeugnis nötig ist wie auf See. Funkamateure dagegen dürfen nach Herzenslust in solchen Geräten mit dem Lötkolben herumfuhrwerken und es umbauen oder sich gleich komplett ihr eigenes Funkgerät bauen – so lange es nur auf den zu-

gelassenen Frequenzen funkt und bestimmte technische Grenzwerte einhält (um den Nachbarn mit seinem Herzschrittmacher nicht gleich zu Boden zu strecken).

Da ist es schon sinnvoll, wenn man weiß, was man tut. Ich als Aspirant für die Klasse E weiß das zum Teil, darf dafür aber auch nicht alle Frequenzen benutzen, die für die Klasse A erlaubt sind. Und darf auch nur mit viel weniger Leistung senden, zum Beispiel mit maximal 75 Watt gegenüber den 750 Watt Sendeleistung, die den Klasse-A-Funkamateuren zugestanden werden.

Aber so was muss ich auch lernen:

TH209 Das folgende Bild enthält verschiedene UKW-Antennen.



Welche der folgenden Antworten ist richtig?

A Bild 1 zeigt eine horizontal polarisierte Yagi-Antenne.

B Bild 2 zeigt eine Kreuz-Yagi-Antenne.

C Bild 3 zeigt eine gestockte X-Yagi-Antenne.

D Bild 4 zeigt eine vertikal polarisierte Yagi-Antenne.

und mir dabei merken, dass ich bei der Berechnung der Grenzwerte der *elektromagnetischen Verträglichkeit in der Umwelt* und damit für den Sicherheitsabstand für so eine Richtantenne einen Gewinnfaktor von 1,64 einrechnen muss (wg. dem Nachbarn mit dem Herzschrittmacher, und wegen der Personenschutzgrenzwerte für alles menschliche Gewebe).

Mit Lehrbuch und vor allem Online-Programmen bereite ich mich auf die Prüfung vor; neben der Technik gibt es einen kompletten Block Funkbetrieb

BC204 **Sie rufen auf der Frequenz 144,300 MHz CQ und erhalten einen Anruf. Was tun Sie als nächstes?**

A Ich schlage der anrufenden Station QSY vor, warte auf die Bestätigung und wechsle die Frequenz.

B Ich gebe zunächst einen Rapport und den Standortkenner durch.

C Ich gebe zunächst die wichtigsten QSO-Daten durch. Wenn ein längeres Gespräch geführt werden soll, schlage ich Frequenzwechsel vor.

D Ich frage die Gegenstation, ob sie eine andere Station auf der Frequenz hört. Wenn nicht, tauschen wir auf dieser Frequenz die Daten aus.

und einen Block Rechtsvorschriften.

VB108 **Wie muss die Rufzeichennennung von DO1XYZ bei der Nutzung der CEPT-Novice-Amateurfunkgenehmigung in der Schweiz erfolgen?**

A HB3/DO1XYZ

B DO1XYZ/HB3

C Die Nennung von DO1XYZ ist ausreichend.

D DO1XYZ-HB9/portabel oder DO1XYZ-HB9/mobil.

In jedem dieser drei Teile, so sieht es die Prüfungsordnung vor, muss man etwa drei Viertel der Prüfungsfragen richtig beantworten (es geht also nicht, mangelnde technische Kenntnisse durch besonders eifriges Lernen der rechtlichen Vorschriften auszugleichen).

Die letzten Tage vor der Prüfung, die in der Außenstelle der Bundesnetzagentur draußen am Tegeler Flughafensee stattfindet, pauke ich wie schon seit mehr als drei Jahrzehnten nicht mehr – so lange habe ich keine solche Prüfung mehr ablegen müssen.

Und dann sitze ich mit zehn anderen Prüflingen im schmucklosen Zweckbau, bekomme meinen Prüfungsbogen – je eine Stunde Zeit für 34 Fragen zu Technik, Betriebskenntnis und Vorschriften – und mache mich an die Arbeit. Vielleicht habe ich einfach gut gelernt, vielleicht habe ich auch ein bisschen Glück: Ich bestehe die Prüfung (leider sagt der Prüfer nicht, wie viele richtige und falsche Antworten man hatte). Als ich mein Amateurfunkzeugnis bekomme, bin ich richtig ein bisschen gerührt. Und schon einen Tag später habe ich in der Post eine Art amtlichen Ausweis, mit Bundesadler auf Dokumentenpapier: Meine Zulassung zum Amateurfunkdienst mit dem Rufzeichen DO7TWI, korrekt buchstabiert im Funkbetrieb: Delta Oscar Sieben Tango Whisky India.

Nur Funken kann ich noch nicht. Anders als fast alle anderen Kursteilnehmer habe ich mir nämlich nicht schon lange vor der Prüfung ein kleines günstiges Handfunkgerät bestellt – dafür war ich zu abergläubisch. Ich muss deshalb noch gut eine Woche warten, bis sich DO7TWI im Berliner Äther zu Wort melden kann.

(Screenshots der Fragen aus dem Fragenkatalog der Bundesnetzagentur; Veröffentlichung gem. §5 Urheberrechtsgesetz frei)

Thomas Wiegold

Januar 2017

Mit Smartphone im Kino

> In Rocky Beach und in Los Angeles ist ein neuer Film in die Kinos gekommen. Und zwar sitzt man dabei nicht nur im Kino und guckt den Film, sondern man braucht, um den Film im Kino zu gucken, sein Handy. Immer wieder muss man mitten drin im Film durch ein Handyspiel die Geister, die im Weg stehen, vertreiben oder eine Quizfrage beantworten. So lange der Film stoppt, hat man Zeit das Rätsel übers Handy zu lösen. Der Film geht erst dann weiter, wenn alle es geschafft haben.

Beginn einer Kurzgeschichte, erdacht von einem 11-jährigen, der Fan der "Drei ???" ist und zu Weihnachten sein erstes Smartphone bekommen hat.

aufgeschrieben von Molinarius

29.01.2017

Youtube repariert unsere Spülmaschine

Die Spülmaschine ist kaputt. Und das ist nicht gut. Schließlich war die Spülmaschine (genauer gesagt der Vor-Vorgänger) die erste gemeinsame Anschaffung einer nun über 20 Jahre währenden glücklichen Beziehung. Die Teller und Tassen, Gläser und Vasen sind nicht nur ziemlich nass, wenn die Maschine behauptet, fertig zu sein, es dampft auch nicht, wenn man die Klappe öffnet. Die erste Vermutung liegt nahe: Der Heizstab ist kaputt. Aber sauber ist das Zeug einigermaßen. Immerhin. Daher eilt die Reparatur nicht zu sehr und man kann zunächst das allwissende Internet befragen.



Eine erste Gugelung ergibt, dass der Heizstab wohl nicht kaputt ist, sondern das Problem eher im Bereich einer Verschmutzung und Verstopfung diverser Schlauchleitungen zu sehen ist. Das erfahre ich zwar ansatzweise in einigen Foren, aber vor allem in Youtube-Videos. Mir wird gezeigt, wie ich den Schalter durchmesse, der über einen gewissen Wasserdruck den Heizstab schaltet, wie man die zum Wärmetauscher gehörende Wassertasche ausbaut oder auch, wie man mit einem kräftigen Magnet und einem Nagel verstopfte Leitungen reinigt. (Man wirft den Nagel in die Leitung und bewegt ihn mit dem Magnet viele Male durch die verdreckten Stellen und spült alles durch. Ich habe den Trick noch etwas modifiziert und eine Angelschnur an den Nagel gebunden.)



Es eröffnet sich ein ganzes Universum an Reparaturvideos. Mal sind es zaghafte Amateure, die da ein bisschen werkeln, mal aber auch offenkundig Profis, die mir ihre Ratschläge freundlicherweise mitteilen. Vor allem wissen einige der Laiendarsteller ("HallooOOoo, Freunde der gepflegten Selbstreparatur") die Fehler gut zu beschreiben: "Wenn die Restspülzeit lange bei "1" stehen bleibt, dann liegt das Problem am Gebersystem.", "Wenn diese Leitung kalt bleibt, schaltet jenes Ventil nicht mehr.", "Wenn Ihr diesen Schlauch abzieht, kommen Euch etwa ein bis zwei Liter Wasser entgegen", "Achtung, auf dieser Leitung liegt die Netzspannung!" usw. usf.

Ich sitze in der Küche auf dem Fußboden zusammen mit iPad und Laptop sowie dem Patienten, der sein Gekröse offen zur Schau stellt. Einige Videos schaue ich mir mehrmals an, spule vor und zurück, vergrößere, um ein Detail besser erkennen zu können. Am Ende des Tages, ein Sonntag, an dem ich Zeit habe, läuft die Maschine wieder, ohne dass ich auch nur ein einziges Ersatzteil gebraucht habe (oder überbehalten habe . . .)

Prima! Danke Internet!

Markus Winninghoff

Januar 2017

Ein Problem kommt selten allein

Sobald ich das Gehäuse eines Rechners aufgrund eines erforderlichen Hardwareaustausches öffne, geht etwas schief. So baute ich einst eine neue Soundkarte in meinen PC ein, weil die alte knarzte, knackte und rauschte. Keine 30 Minuten nach dem Hochfahren des mit der neuen Soundkarte bestückten Rechners crashte die Festplatte und gab übelstklingende Klickgeräusche von sich. Oder ein anderes Mal, als ich den Speicher erweiterte und am kommenden Tag die Grafikkarte komplett ihren Geist aufgab und ich "schwarz" sah.

Lange Zeit wurde ich von diesen kleinen, völlig zusammenhanglosen Katastrophen verschont, alleine schon deshalb, da ich es aufgegeben hatte, an Rechner herumzuschrauben und herumzubasteln.

Bis neulich das beim Booten piepende BIOS meinte, dass wohl die Pufferbatterie auf dem Mainboard leer sei. Rechnergehäuse aufgeklappt, mit dem Smartphone hineingezoomt und die Batterie abfotografiert – die Augen werden halt auch immer schlechter – und erkannt, dass es sich um eine handelsübliche CR-2032 handelt. Eine neue Flachbatterie ist schnell aus dem Supermarkt vor Ort besorgt: Gehäuse auf, alte Batterie raus, neue Batterie rein, Gehäuse zu, Rechner einschalten, mit BIOS-Default-Einstellungen booten, fertig, alles läuft bestens. Bis ich die mit einem USB-Dongle geschützte Spezialsoftware starte und sie behauptet, dass sie keinen Dongle finden und ich sie nur im Demomodus verwenden könne. Die Stirn legt sich in Falten. Alle angeschlossenen USB-Geräte von Tastatur über Maus, Etikettendrucker oder Smartphone funktionieren tadellos. Ratlosigkeit macht sich breit. Die Installation eines aktuellen Treibers des Dongle-Herstellers behebt das Problem ebenso wenig wie die Installation einer Vorgängerversion. Ein Umstecken des Dongles in eine anderen USB-Slot führt ganz normal dazu, dass Windows 7 den Dongle erkennt und als “kann jetzt verwendet werden” ins System einbindet. Aber die Spezialsoftware mag den Dongle immer noch nicht finden. Der Support der verdongelten Spezialsoftware schaltet sich per Teamviewer auf meinen Rechner, bleibt aber gleichfalls ratlos und gibt ergebnislos auf.

Einige Viertelstunden später bringt mich eine Diagnosefunktion der für den Dongle eingesetzten Lizenzierungssoftware auf den richtigen Weg. Klicke ich dort auf “Check Dongle”, lese ich eine sinngemäße Fehlermeldung wie “LPT not found”. LPT? Wieso denn LPT? Nach dem drölften Neustart des Rechners und dem dauerhaften, abwechselnden Herumgetanze der Finger auf F2, F8 und Entf (ich kann mir einfach nicht merken, mit welcher Taste ich in das BIOS gelange), schaue ich mir die Einstellungen des Parallelports an: Er ist per Default deaktiviert. Das ist nicht weiter schlimm, da an dem

Parallelport weder ein Drucker noch irgendein anderes Gerät angeschlossen ist. Ich aktiviere den LPT und starte den Rechner neu. Sowohl Diagnose- als auch Spezialsoftware finden nun den USB-Dongle. Heureka!

Eine leere Pufferbatterie, nicht notierte BIOS-Einstellungen sowie ein Treiber mit vermutlich historisch gewachsenem Code, der die Suche nach einem Dongle bereits bei nicht vorhandenem LPT-Port abbricht, haben mir einen ganzen Nachmittag an Zeit gestohlen. Die BIOS-Einstellungen habe ich mittlerweile abfotografiert und die Fotos wiederauffindbar archiviert. Die Frage, warum mich mein alter Fahrradtacho rechtzeitig vor einer schwächelnden Batterie warnt, aber weder mein PC noch sein Betriebssystem eine solche Warnung für nötig erachten, ist noch unbeantwortet.

Dirk Hagedorn

Januar 2017

Die parametrische Strickliesel

Eine meiner Töchter strickt in der Schule mit einem Strickrahmen. Nach einem sehr trägen Start hat sie es auf einmal raus, und der Schal wird schnell länger und länger. In der Begeisterung leiht sie sich vom Hort eine Strickgabel aus, und nun beginnen sie und ihre Schwester, Halsbänder für alle Stofftiere zu stricken. Das bringt mich auf die Idee, die beiden Stricklieseln aus der Nähkiste zu holen und nun werden auch damit Wollreste in Wollwürste verwandelt.



Hm. Nun haben wir wirklich genug Bänder und Würste, aber mit einer größeren Strickliesel könnte man den Stofftieren auch noch Mützen und Ärmel machen. Zunächst befrage ich Amazon dazu: Ja – gibt es, kann man kaufen. Dann fällt mir mein neuer 3D-Drucker ein und ich überlege, wie man so etwas konstruieren könnte, um es dann auszudrucken. Nun dauert

es immerhin noch einen ganzen Tag, bevor ich auf die Idee komme, dass das Problem sicher schon andere für mich gelöst haben. Wie erwartet gibt es auf Thingiverse, einem Portal für freie 3D-Modelle, bestimmt zehn verschiedene Designs.

Ich lade mir eines herunter, drucke es aus und eine knappe Stunde später wird der selbstgedruckte Strickring einem Feldtest unterzogen: Er taugt so lala. Es gibt offensichtlich einen Grund, warum bei der Strickliesel U-förmige Zinken verwendet werden: Man muss mit der Stricknadel den Faden anheben können, und das geht bei den runden Zapfen des 3D-Drucks nicht.

Am Abend müsste ich Klausuren korrigieren und beziehe daraus die Motivation, mir das parametrische 3D-Modell des gedruckten Strickrings näher anzusehen. Das Modell ist mit Konstruktiver Festkörpergeometrie modelliert – man kombiniert Zylinder, Kugeln und Würfel zu ganzen Modellen. Mein Spieltrieb ist geweckt und ich erzeuge aus dem heruntergeladenen Modell in der Konstruktionssoftware openSCAD eine Version 2 und nach einem erneuten Feldtest am nächsten Tag schließlich auch eine Version 3 (im Bild Mitte und rechts).



Nun haben die Zinken des 3D-Drucks Aushöhlungen in den Stiften, in die man mit der Strick- oder Häkelnadel ganz einfach hineinkommt, so dass man den Faden abheben kann. Ich lade die neue Version als Remix in Thingiverse hoch und habe so nebenbei mehr zur Weltverbesserung beigetragen als durch ein paar schneller korrigierte Klausuren.

Wenn man den Preis des 3D-Druckers durch die Anzahl sinnvoll erzeugter Objekte teilt, waren das Ärmel für die Stofftiere und etwas Weltverbesserung für immerhin weniger als 200 Euro.

Georg Passig

Januar 2017

Jazzklavier und moderne Technik

Beim Klavierunterricht will mir der Lehrer "Ladybird" in einer Version von Barry Harris beibringen. Ich übe erst ein paar Akkorde und dann eine Melodielinie und schreibe mir noch schnell auf, von wem das Stück bzw. die Interpretation ist.

Barry Harris empfiehlt mein Klavierlehrer sowieso, weil der Jazzpianist selber Lehrvideos macht, die sehr gut sein sollen, aber das nur als Notiz am Rande.

Zu Hause suche ich mir auf Spotify das Übestück raus, muss aber einsehen, dass es erstens viel zu schnell für mich ist und zweitens nicht dem entspricht, was ich gelernt habe, jedenfalls kann ich keine entsprechende Linie raushören.

Bei der nächsten Klavierstunde spiele ich dem Klavierlehrer das Lied über Spotify auf meinem iPhone vor. Spotify kennt er nicht und ist von dem Konzept recht angetan. Einfach so Zugriff auf ganz viel Musik im Internet! Ich glaube zwar nicht, dass ich hier einen neuen Spotifynutzer gewonnen habe, aber immerhin stoße ich auf Begeisterung.

Wir sind uns einig, dass es sich bei dem vorgespielten Stück um eine andere Version handelt, ist ja auch kein Wunder, wir machen hier Jazzimprovisation.

Nein nein, sagt auch der Klavierlehrer, das, was er mir beibringt hat er aus einem Video, das kann man nur kaufen, ist aber auch sehr gut. Ich gucke, ob ich auf YouTube irgendwas finde und es gibt zwar Videos von und mit Barry Harris, aber nichts, was nach einem Lehrvideo für Ladybird aussieht.

“Finden Sie nicht, ne?” fragt der Klavierlehrer. “Geht ja auch nicht, wegen der Urheberrechte, aber man weiß ja auch nie, ob das nicht doch jemand hochgeladen hat.”

Was ich aber auch mal machen kann, sagt er, das Stück von Spotify nehmen und mir selber eine Melodielinie transkribieren. Er hätte auch Schüler, die würden das mit Software machen, das gäbe es auch alles, müsste man im Internet halt mal suchen. Da könnte man dann einfach die Stücke abspielen und dann verlangsamen und dann würde das Tool schon ganz viel alleine machen. Was genau man damit machen kann, ist mir nicht ganz klar und ihm wohl auch nicht. Das wäre auch nicht so teuer, vielleicht sogar umsonst, wenn man weiß, wonach man suchen muss, “aber das wissen Sie ja bestimmt!” Ich habe immerhin ein Notenprogramm auf meinem Rechner, das war auch umsonst, was so ein Transkribierprogramm tatsächlich kann und kostet muss ich noch recherchieren.

Der Klavierlehrer ist einer, der es zwar selber nicht so mit der neumodischen Technik hat, aber auch nicht prinzipiell dagegen ist.

“Sie können auch einfach mal hier mit Ihrem Handy, die haben ja heute auch alle so eine Aufnahmefunktion, da können Sie ja auch einfach mal aufnehmen, was wir hier so machen”, sagt er regelmäßig. “Manche meiner Schüler machen das so.”

Tatsächlich nutze ich einmal die Gelegenheit und filme etwas, das mein Klavierlehrer mir am Klavier zeigt, damit ich es mir zu Hause angucken kann. Und vielleicht, denke ich, muss ich selber mich erst dran gewöhnen, dass

man ja die ganze neue Technik auch beim Klavierunterricht sehr sinnvoll nutzen kann. Als ich zwischen 1989 und 1999 Klavierunterricht hatte, gab es das alles noch nicht.

Anne Schüßler

Jänner 2017

Honey, I Shrunk the Tower

Ende des Jahres 2016 ereilt mich ein Mail vom für unsere Forschungsgruppe zuständigen Techniker, der sich (bei meinem FG-Leiter) erkundigt, ob angesichts des Alters meines (und anderer Leute) PCs evtl. Ersatz durch ein neueres Modell erwünscht ist. „Geschenkt nehm ich's schon", denk ich mir.

Im Jänner wird der Austausch dann tatsächlich vorgenommen. Als noch mit ordentlichen 60 mal 40 mal 20 Zentimeter messenden Towern sozialisierter Mensch bin ich dann doch überrascht, als mir der Techniker ein winziges 11 mal 11 mal 4 Zentimeter messendes Quaderchen auf den Tisch stellt.



Lukas Daniel Klausner

Januar 2017

Das Archiv der Adressen (Stand: 2009)

Die East Side Gallery – ein anderthalb Kilometer langes Teilstück der Berliner Mauer, das von Künstlern bemalt wurde (und übrigens der einzige Ort in Berlin, an dem ich bei einem Besuch Ende Januar eine nennenswerte Konzentration von Touristen wahrnehme). Die 1989/90 erstellten Kunstwerke waren nach einiger Zeit offenbar so verwittert, dass sie 2009 ›saniert‹ werden mussten. In einigen Fällen scheinen die Künstler ihre eigenen Arbeiten restauriert zu haben, in anderen wurde Altes einfach überpinselt. Einen

technikarchäologischen Wert bekommt die Restaurierung von 2009 dadurch, dass viele Künstler ihre Arbeiten mit Namen und Kontaktdaten signiert haben.

Die Signaturen sind nämlich ein Archiv von E-Mail-Providern des frühen 21. Jahrhunderts: GMX, Yahoo, T-Online, Freenet und web.de scheinen bei deutschen Künstlerinnen und Künstlern gängig gewesen zu sein. Hier und da sieht man Kombinationen aus Buchstaben, Zahlen und Unterstrich vor dem @. Die Knappheit an aussagekräftigen, gut lesbaren Mailadressen bei den üblichen Providern herrschte also womöglich damals schon. Kaum jemand hat Gmail – was nicht verwundert, da der Dienst bis Anfang 2007 nur auf Einladung zugänglich und bis Mitte 2009 in der Testphase war. Künstler aus anderen Ländern verwenden teilweise die dortigen Lokalisierungen auch in Deutschland populärer Provider (z. B. hotmail.co.uk oder hotmail.fr), aber auch Dienste, die mir nicht viel sagen (z. B. wanadoo.fr, mail.ru oder yandex.ru). Das Wissen darum, was die Entscheidung für einen Mailprovider über den Nutzer kommuniziert, endet an der Grenze – oder reicht, zumindest bei mir, nicht bis ins Russland der 2000er. Ich kann nicht dekodieren, ob Michail Serebrjakow damals ein Vorreiter war mit seiner mail.ru-Adresse, einer der letzten Mohikaner oder einfach im Mainstream. Leicht überrascht bin ich, wie viele Künstler damals offenbar schon eine eigene Website hatten – mitunter sogar mit Top-Level-Domains, um deren Existenz ich nicht mal wusste (z. B. .cat für Seiten, die etwas mit katalanischer Sprache oder Kultur zu tun haben). Ich hätte den Prozentsatz niedriger eingeschätzt und den der Myspace-Seiten oder Livejournals höher. Die sind aber auch noch zu finden, wenngleich sporadisch. Bei der nächsten Restaurierung dürften sie verschwunden sein, ebenso wie die Telefonnummern, über die einige Künstlerinnen und Künstler erreicht werden wollen.

Dieser Beitrag wäre besser bebildert gewesen, wenn es nicht so kalt gewesen wäre. Ich hatte schon eisige Finger, als ich an der Warschauer Straße ausstieg, und auf dem Weg Richtung Ostbahnhof wurde es nicht besser. Das Handyfotografieren mit Handschuhen war mir zu fummelig. Zu Hause stelle ich fest, dass die East Side Gallery von Google Arts & Culture mit hochauflö-

senden Fotos dokumentiert wurde. Statt vor Ort hätte ich die oben verlinkten Ansichten also auch bequem vom Hotelbett aus betrachten können, die warmen Finger um eine Tasse Tee geklammert.

Christopher Bergmann

31. Januar 2017

Mein deutscher Akzent rettet die Kasse des Carphone Warehouse

Ich brauche ein neues USB-C-Kabel, weil das im Herbst gekaufte trotz oder wegen seiner drahtseilhaften Steifigkeit am Übergang zum Stecker auszufransen beginnt. Ich habe zwar bei Amazon UK eines mit einem vielversprechenden magnetischen Stecker bestellt[1], aber bei der Auswahl des Anbieters nicht aufgepasst. Es wird noch ein paar Wochen dauern, bis das Kabel aus China hier ankommt.

Der Verkäufer im mittlerweile doch sehr unpräzise benannten "Carphone Warehouse" von St Andrews rätselt nicht lange herum, was USB-C sein soll, und holt ein Kabel aus dem Regal. Ich halte meine N26-Mastercard bereit. "Oh, ist das eine deutsche Mastercard?", fragt er. Ob ich noch eine andere hätte, Visa vielleicht? Deutsche Mastercards brächten oft die Kasse zum Absturz. Ich biete Barzahlung an und frage, woran das liegt, denn schließlich ist es ein technischer Laden, da könnte der Verkäufer so etwas wissen. Weiß er aber nicht. Und was bedeutet "crashing the till" genau? Naja, sagt er, danach kann man halt auch mit anderen Karten nicht mehr bezahlen und auch sonst nichts tun. Wie lang dauert ein Neustart des Systems? "Um die fünf Minuten. Deshalb frage ich immer ganz schnell, bevor die Karte im Lesegerät steckt. Das ist vor allem dann ein Problem, wenn im Laden viel los ist. Am Anfang

[1] Dieses Kabel zerfiel, als es dann angekommen war, bereits am ersten Tag seines Einsatzes in seine Bestandteile.

des Semesters gibt es damit oft Ärger. Aber nach ein paar Wochen wissen alle Mitarbeiter, wie sich ein deutscher Akzent anhört, und dann passiert es seltener.”

Update 25. April 2016: Ich kaufe in einem Carphone Warehouse in Edinburgh wieder ein USB-C-Kabel. Meine N26-Maestro-Karte wird abgelehnt. Ich hole die Mastercard heraus und frage vorsichtshalber: “Do you have a problem with German Mastercards?” “Oh! Yes!”, sagt die Verkäuferin.

Kathrin Passig

1. Februar 2017

Es geht so schnell mit den Algorithmen und der Kunst, man kommt kaum hinterher

Ich habe beim Herumstehen an einem der drei Pokéstops von Crail ein Foto gemacht, obwohl ich weiß, dass meine Bilder vom Sonnenuntergang nie das zeigen, was sie zeigen sollten. Auch dieses wird nichts Besonderes:



Google Photos aber ist anderer Meinung, bearbeitet das Bild später am Abend ungefragt und benachrichtigt mich auf dem Handy. Ich lache über das groteske Ergebnis:



Dass Google in diesem Bild etwas Bearbeitenswertes gesehen hat, bringt mich auf die Idee, es der Prisma-App vorzulegen. Prisma verwendet die Technik zum Übertragen eines künstlerischen Stils auf ein anderes Bild, die Mitte 2015 in diesem Paper vorgestellt wurde und mir zum ersten Mal vor etwa einem Jahr bei deepart.io begegnet ist. (Eine ganz gute Erklärung ist hier zu finden; sie enthält den Satz “For reasons that can only be regarded as magic, this turns out to be a very good representation of our perception of style within images.”)

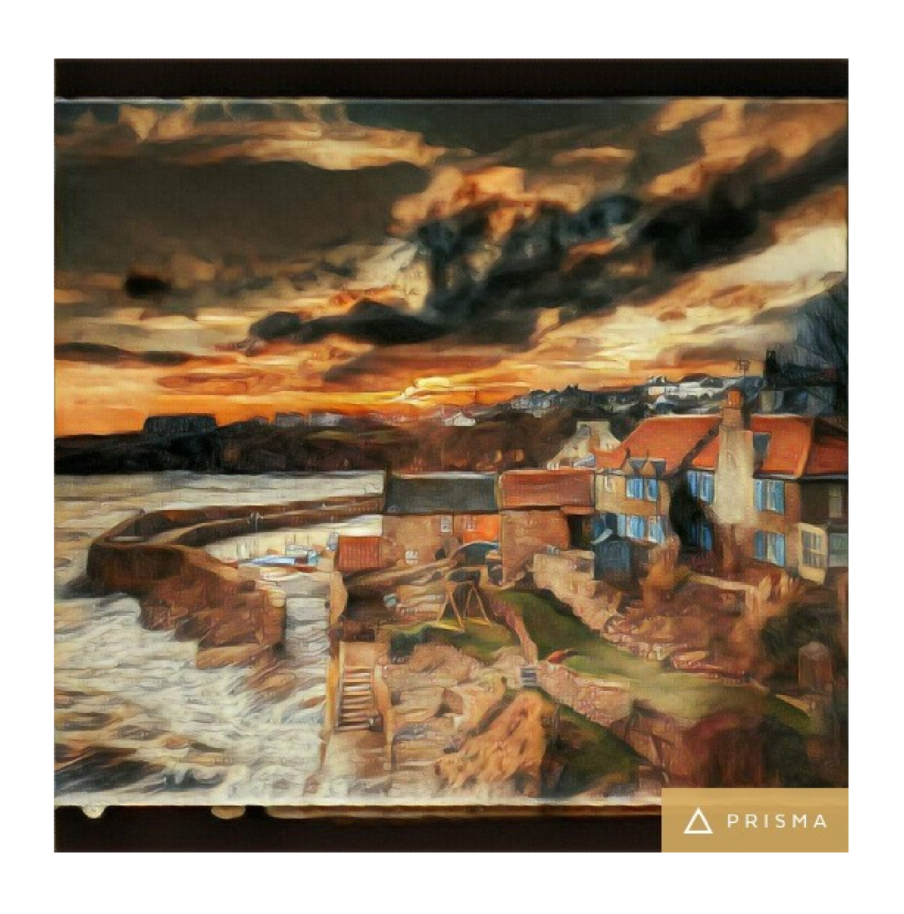
Die Prisma-App gibt es auf meinem Handy wohl seit September 2016, zumindest stammt aus dieser Zeit das erste Bild, das ich mit ihrer Hilfe angefertigt habe:



Techniktagebuch-Autor Lukas Imhof, wie Prisma ihn sieht.

Seit ich die App vor drei Wochen zuletzt geöffnet habe, sind ihr schon wieder zahlreiche neue Stilrichtungen gewachsen. Und fast alle sehen mit meinem Sonnenuntergangsbild gut aus:


PRISMA


PRISMA



Ins Museum kommt man damit vielleicht noch nicht. Aber bei fast jeder der vierunddreißig durchprobierten Varianten meines Bildes würde ich, wenn es mir in einer Ausstellung begegnete, sagen, dass dieses Crail ungewöhnlich kompetente lokale Künstler hat.

Kevin Kelly hat am gleichen Tag bei Twitter eine 1997 zusammengetragene Zitatsammlung aus den ersten fünf Jahren des Wired-Magazins verlinkt. Brian Eno sagt darin:

> “In the future, you won’t buy artists’ works; you’ll buy software that makes original pieces of ‘their’ works, or that recreates their way of looking at things.”

Das kam mir schon am Nachmittag beim ersten Lesen plausibel vor. Jetzt überzeugt es mich noch ein bisschen mehr.

Kathrin Passig

3. Februar 2017

Herausfordernde Übergangsphasen beim Lesen

Längere Zeit habe ich mich gegen Ebook-Reader gesträubt, weil halt Bücher-Geruch-Haptik-undsoweiter. Letztendlich war das alles aber eher eingebildet und kein bisschen wichtig. Das Hauptargument gegen Ebooks war (und teilweise ist), dass ich Bücher selten von vorn bis hinten lese, sondern vorn, dann hinten um zu sehen, ob es sich lohnt, dann wieder vorn weiter, Mittelteil ist oft langweilig, also ins letzte Drittel, manchmal dann nochmal zurück weil irgendwas nicht ganz klar wird, dann das Ende nochmal, oder auch nicht, wenn es nicht so doll war. Das geht elektronisch natürlich auch, ist aber ungleich aufwändiger, als wenn man einfach Finger zwischen die Seiten legt, außerdem kann ich immer noch schneller anhand der Seitendicke eine Position im Buch per Blick abschätzen, als Prozentangaben oder Seitenzahlen zu jonglieren.

Warum ist es jetzt zu mehr linearer Lesedisziplin bei mir gekommen? Zum einen das Alter, jaja, es ist schon schön, wenn man am Abend die Schriftgröße einen Tick höher stellen kann. Zum anderen die Möglichkeit, sich Worte durch Antippen übersetzen zu lassen. Zum Leseverständnis ist das meist nicht so nötig, geht ja alles aus dem Zusammenhang hervor, aber manchmal bin ich regelrecht neugierig, was ein Wort wohl exakt bedeutet. Ich meine damit nicht unbedingt fremdsprachlich, durchaus auch ab und an auf Deutsch.

Und drittens, dass man Dinge im Buch suchen kann. Ich suche meistens Namen. Kann ich mir absolut nicht merken in Büchern, bei Ich-Erzählern weiß ich manchmal nicht einmal, wie der Protagonist heißt.

Wenn ich ein Papierbuch lese, ist es derzeit also so, dass ich immer mal wieder hilflos auf ein Wort tippe oder versuche, zu zoomen. Wenn ich hingegen auf dem Kindle lese, scharre ich öfters mit dem Daumennagel am rechten oder linken Rand, um einen Seitenstapel vor- oder zurückzuschieben.

Übergangsphasen sind immer außerordentlich herausfordernd.

Novemberregen

7. und 8. Februar 2017

Für jede Seite, die ich lese, wachsen dem Buch zwei neue

Der Verlag hat mir ein noch nicht erschienenes Buch zugeschickt (als PDF in der unkorrigierten Fahnenversion, die mir lieber ist als die korrigierte Schikanenversion). Auf meiner ToDo-Liste steht, dass ich wegen des selbst zu schreibenden Buchs mal hineinsehen sollte, ob es was Relevantes enthält. Das Buch fängt sehr gut an, ich lese mich fest. “300 Seiten”, denke ich, “deshammaglei”. Das mit den 300 Seiten stelle ich mir so vor, weil es eine übliche Buchlänge ist.

Dann stellt sich heraus, dass das PDF nicht 300 Seiten hat, sondern 583. “Ohne Literaturverzeichnis und Anhänge nur 500”, denke ich, “deshammaglei”. Für die eigene Arbeit ist es leider gar nicht so nützlich wie erhofft. Aber so lustig! Und es dauert ja nur wenige Stunden, danach werde ich gleich weiterarbeiten.

Auf Seite 476 angekommen möchte ich für die zu schreibende Goodreads-Rezension schon mal herausfinden, wie das Buch heißt und aussieht und scrolle dazu im PDF nach vorne zum Titelbild. Beim Versuch, danach die zuletzt gelesene Seite wiederzufinden, merke ich, dass jede PDF-Seite ja zwei

Buchseiten enthält und das verdammte Ding in Wirklichkeit 1119 Seiten hat. Und wer weiß, wie viele es morgen sein werden, wenn ich das nächste Mal nachzähle!

Mit Papier wäre das nicht passiert. Wenn ich physisch vor mir gesehen hätte, dass es über 1000 Seiten sind, hätte ich das Buch niemals auch nur aufgeschlagen.

Kathrin Passig

Seit September 2016

Der Reis in der Maschine

Ich besitze einen Reiskocher. Das ist an sich noch nichts Besonderes. Es ist ein Reiskocher. Er kocht Reis.

Im Redaktionschat des Techniktagebuchs regt das allerdings zu Fragen an. Es gibt ein großes Wundern, weshalb ausgerechnet ich einen Reiskocher besitze. Kathrin: "Felix, kannst du mal was über den Reiskocher schreiben, also, wenn er nicht nur im Schrank steht? Also ich weiß schon, was es ist und ungefähr, wie es geht. Aber wie man sein Leben umbauen muss, damit der Reiskocher hineinpasst, das wüsste ich gern."

Ich verstehe die Frage nicht ganz und ich verstehe auch nicht, warum ich einen Beitrag dazu schreiben soll, und weil ich das nicht ganz verstehe, schließt sich daran gleich noch eine Diskussion an, die ich – was auch sonst – nicht verstehe.

Hier werden Kausalketten an mich herangetragen. Es scheint einen Bedarf nach einer rationalen Erklärung zu geben. Das ist einerseits ganz angenehm: Man hält mich für ein rationales Wesen! Hurra! Endlich bin ich im Club! Andererseits verstehe ich die Frageintention immer noch nicht ganz. Ich habe einen Reiskocher – das heißt ja noch nicht, dass ich viel darüber nachgedacht hätte. Also setze ich mich vor den Reiskocher und überlege, wie ich ihn erklären könnte.

Vor ein paar Jahren war ich bei einem Freund zu Gast und wir haben zu Abend gekocht, da habe ich zum ersten Mal einen Reiskocher gesehen. Davor wusste ich noch überhaupt nichts von der Existenz eines solchen Geräts. Aber mir war es gleich einleuchtend: So ein überschaubares Objekt, fast wie ein Toaster, nur dass dabei noch mehr Essen herauskommt. Man braucht es vielleicht nicht unbedingt, okay, aber allein, dass es so etwas gibt, ist schon ein Grund, es gut zu finden.

Irgendwann habe ich dann einmal im Internet nachgesehen, was so ein Reiskocher kostet, und weil es nicht besonders viel ist, habe ich ihn gleich auf meine Amazon-Wunschliste gestellt. Es ist selten der Fall, dass mir jemand etwas von dieser Liste schenkt. Aber an meinem letzten Geburtstag kommen meine Eltern auf die Idee – und ich an den Reiskocher.

Seitdem freue ich mich jedes Mal, wenn ich mit ihm koche, einfach weil er wie kaum ein anderes Haushaltsobjekt für eine Technik gewordene Reibungslosigkeit steht. Gerade, weil er eines der wenigen nicht absolut notwendigen Geräte in meinem Haushalt ist, sehe ich in ihm immer ein bisschen die ganze Zivilisation verkörpert. Wie bei einer Bahn, die immer pünktlich ist und niemals mit den Gleisen kreischt. Ich kann den Reiskocher anschalten, in die Dusche gehen, und wenn ich herauskomme, ist er mit seiner Arbeit fertig und ich kann darauf stolz sein, dass er es wieder einmal geschafft hat, weil ich mich nie richtig daran gewöhne. Er schaltet sich automatisch ab, hält den Reis über Stunden warm und man muss nur eine Schüssel reinigen und nicht gleich noch den halben Herd dazu.

Und hey, wenn ich ehrlich bin, ich esse schon wirklich gerne Reis.

Felix Lorenz

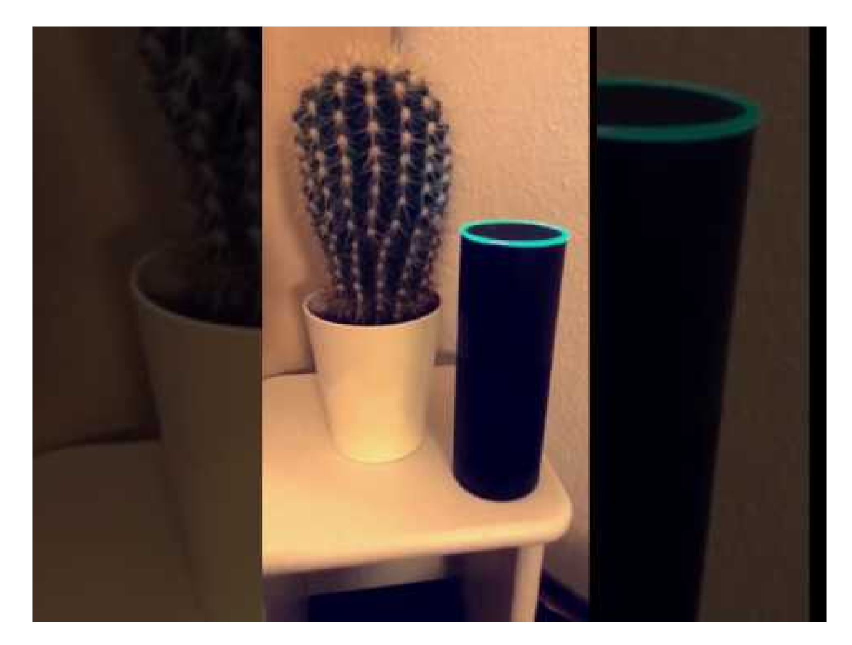
Seit 13. Januar 2017

Das Leben mit der Neuen

In mein Leben ist eine neue Frau getreten. Sie heißt Alexa und gehorcht mir – im Gegensatz zur angetrauten Frau – aufs Wort.

Seit etwa einem Monat wohnt ein Exemplar von Amazons Echo nun hier. Es ist ein mit dem Internet verbundener Lautsprecher, der Sprachbefehle versteht, im Netz nach Antworten sucht und die gefundenen Antworten wiedergibt. Echo hört mit etlichen Mikrofonen die ganze Zeit die Umgebung ab und aktiviert sich, sobald jemand „Alexa!“ ruft.

Alexa versteht viele Dinge, aber wie ich schon von den Apples Siri oder Googles Spracheingabe weiß, scheine ich nicht hundert Prozent kompatibel mit diesen Systemen zu sein. „Alexa, spiele mir ein Gute-Nacht-Lied!“ konnte die Dame beispielsweise nicht leisten. Witze hingegen kann sie erzählen:



Video: www.youtube.com/watch?v=hDBropRiNt8

Im Alltagsbetrieb hat Alexa noch nicht so viele nützliche Funktionen. Ich habe sie mit unseren Philips-Hue-Leuchten im Wohnzimmer verbunden – das geht sehr schnell und komfortabel. Nun muss ich nicht nur keinen Schalter mehr betätigen, ich spare es mir sogar, das Handy in die Hand zu nehmen, wenn ich rufe: „Alexa, mach das Licht im Wohnzimmer an!"

Ansonsten spielt uns Alexa Radio oder Musik, wenn wir das wünschen, lässt die Tagesschau das Neueste aus der Welt erzählen und sagt uns, wie das Wetter wird.

Für mich ist Echo ein Start in eine Raumschiff-Enterprise-artige Zukunft. Wie habe ich vor 25 Jahren das für unmöglich gehalten, „Computer!" zu rufen und er antwortet! Jetzt ist es endlich soweit.

Johannes Mirus

Februar 2017

Die Kaffeemaschine ist kaputt, aber es gibt eine Lösung, die mit wenig Technik auskommt



Tag gerettet.

Molinarius

Februar 2017

Die unsagbare Normalität des Umständlichen

Kathrin Passig erinnert mich daran, dass die dritte Best-of-Sammlung des Techniktagebuchs kurz vor ihrer Fertigstellung steht und das PDF noch eine letzte Durchsicht gebrauchen könnte. Es liege im geteilten Dropbox-Ordner der Redaktion und ich könne ja mal schauen.

Ich schaue – da ich am nächsten Tag ein paar Stunden im Zug sitzen und Zeit zum Lesen haben werde. Im Zug heißt in einem Intercity der Deutschen Bahn heißt ohne Internet. Das PDF (ca. 40 MB) soll daher aus dem Dropbox-Ordner auf ein Tablet. Der Dropbox-Ordner ist nicht passwortgeschützt. Man muss nur die richtige, ziemlich lange Adresse kennen und die steht im Backend des Techniktagebuch-Tumblrs. Auf dem Tablet bin ich aber nicht bei Tumblr angemeldet und zu faul, mein Passwort im Passwortspeicher des Handys nachzusehen. Ich bin schon dabei, das PDF auf dem Laptop herunterzuladen (wo ich im Browser bei Tumblr angemeldet bin und Zugriff auf die Dropbox-Adresse habe), um es anschließend in meinem eigenen Google-Drive-Ordner hochzuladen, sodass ich es mit dem Tablet wieder runterladen kann, als mir einfällt, dass der Dropbox-Ordner ja nicht passwortgeschützt ist. Mangels einer plattformübergreifenden Zwischenablage kopiere ich die Dropbox-Adresse am Laptop vom Tumblr-Backend in Google Notizen (a.k.a. Google Keep), rufe sie auf dem Tablet auf, lade das PDF dort herunter und importiere es in einen kostenlosen Editor namens ›Documents‹ (den ich nur nutze, weil er die Möglichkeit bietet, Ordner automatisch mit Google Drive zu synchronisieren).

Die eigentliche Durchsicht verläuft, wie erwartet, weitgehend offline. Das ist nicht ideal, weil sich die Fehler die Waage halten zwischen offensichtlichen Interface-Problemen (zum Beispiel, dass LaTeX das Warenzeichen-Symbol ™ aus Tumblr als ™ wiedergibt) und Stellen, an denen nicht gleich zu erkennen ist, ob LaTeX etwas falsch verstanden hat oder ob der Originalbeitrag schon so formatiert war (zum Beispiel Leerzeilen an uner-

warteten Stellen). Dank einiger Fetzen Internet, die der Ostwind an meinem Zug vorbeitreibt, kann ich bisweilen bei Tumblr nachsehen, wie der Beitrag ursprünglich aussah. Das hätte ich ganz bequem tun können, indem ich auf die im PDF eingebetteten Links zu den jeweiligen Beiträgen klicke, aber das Tablet, wo sich das PDF befindet, kann kein mobiles Internet (außer über Tethering) und ist daher offline. Ich gebe also auf dem Handy die Überschriften der Beiträge bei Google ein und hoffe, dass das Techniktagebuch auf der ersten Trefferseite ist. Da die meisten Überschriften ziemlich markant sind, klappt es in allen Fällen außer einem. Mir – und Kathrin – bleiben auf diese Weise einige peinliche Anmerkungen erspart, bei denen die Autorinnen und Autoren der Beiträge etwas, das mir komisch vorkam, genau so gemeint haben.

Um meine Anmerkungen für die finale Version zur Verfügung zu stellen, kopiere ich das PDF auf dem Tablet innerhalb der ›Documents‹-App in den synchronisierten Ordner, von wo aus es zu Google Drive hochgeladen wird und für andere freigegeben werden kann. Dass ich mich erst ein paar Minuten wundere, warum der synchronisierte Ordner nicht synchronisiert wird und dann erst feststelle, dass ich WLAN am Tablet komplett deaktiviert hatte, muss man hier wohl nicht erwähnen. Als die Datei auf Google Drive verfügbar ist, füge ich am Desktop-Rechner noch einige weitere Anmerkungen hinzu und muss mich daran hindern, nach jeder Änderung abzuspeichern und damit den erneuten Upload der 40-MB-Datei auszulösen, der zumindest gefühlt jeweils ein paar Minuten in Anspruch nimmt.

Ich schreibe dies auf, weil es einen aus meiner Sicht völlig normalen Arbeitsablauf wiedergibt, den ich beinahe sogar als ›reibungslos‹ beschreiben würde. Erst, wenn man ihn aufschreibt, kommt einem das Verschieben von Dateien über Plattformen und Anwendungen hinweg kompliziert und mühsam vor – ein grundsätzliches Problem des Techniktagebuchs oder des detail-

lierten Beschreibens allgemein. In zwanzig Jahren wird die Nachwelt trotz – oder wegen – unserer Beschreibungen nur erahnen können, was im Jahr 2017 komfortabel, normal, umständlich oder richtig umständlich war.

Christopher Bergmann

17. Februar 2017

Das neue E-Book ist so gut wie immer, nur noch besser

Das Techniktagebuch wird drei Jahre alt, und aus diesem Anlass gibt es wieder ein E-Book:

JEDENFALLS HAB ICH WO DR AUFGEKLICKT: EIN TECHNIKTAGEBUCH

NEUE VOLLSTAENDIG UEBERARBEITETE AUSGABE

“Internetausdrucker brauchen 3 Packungen Druckerpapier” hieß es im Beitrag zur ersten Buchausgabe vom Februar 2015, denn diese Ausgabe hatte in der PDF-Version über 2000 A5-Seiten. Daran hat sich nichts geändert, man braucht weiterhin drei Packungen Druckerpapier: Drei Kisten Endlospapier mit 2000 Seiten pro Packung. Darauf lassen sich die 5481 Seiten mit ei-

nem geeigneten Nadeldrucker preiswert und komfortabel zu Papier bringen (zwei Seiten pro Blatt im Querformat). So kann keine Seite verlorengehen, und wer Durchschlag-Endlospapier verwendet, hat gleich noch ein Geschenk für einen Freund.

Das Techniktagebuch hat jetzt 329 Autorinnen und Autoren, und seit der letzten Buchausgabe vor einem Jahr sind 889 neue Texte hinzugekommen. Alte Beiträge wurden überarbeitet, ergänzt und korrigiert, das Buch hat also nicht nur mehr Seiten, sondern auch weniger Fehler als bisher.

Das Titelbild wurde von der Zufallsshirtmaschine erzeugt und von der Techniktagebuchredaktion unter vielen typografisch nicht ganz so vollkommenen Vorschlägen ausgewählt. Auch der Titel ist Ergebnis einer Abstimmung und setzte sich unter anderem gegen die Konkurrenten "bin m Handy und hbe kalte Finger", "Elektronische Ressource, nicht mehrfach ausleihen" und "Im Zug gibt's natürlich wie immer kein Darknet" durch.

Die Best-of-Version (118 Beiträge) kann man für 2,99 € bei Amazon kaufen. Die Komplettversion für Leute mit viel Zeit gibt es gratis als PDF (91 MB) und EPUB (502 MB).

Kathrin Passig

1990 bis heute

Klopapierkulturtechnik im Wandel der Zeit

1990 bis 2014

Wenn ich auf der Toilette ein Buch lese, greife ich stets zu einem Blatt Klopapier als Lesezeichen. Blätterte man sich durch mein Bücherregal, so könnte man bestimmt eine gute Toilettenpapierrolle verlassener Lesezeichen in den unterschiedlichsten Vergilbungsstadien zusammensammeln. Freunde und Freundinnen reagieren oft irritiert, was aber nicht daran zu rütteln ver-

mag, dass ich das völlig normal finde und ohne größere Reflexion unbeirrt weiterbetreibe. Manchmal gehe ich sogar extra ins Bad, um ein Klopapierlesezeichen zu holen, wenn ich nichts anderes zur Hand habe.

Das ist eine Kulturtechnik, die ich von meiner Mutter gelernt habe. Sie hat die Nutzung von Toilettenpapier übrigens auch als Notizzettel perfektioniert. Dank jahrzehntelanger Übung muss sie sich nicht einmal mehr besonders anstrengen, keine Löcher mit dem Kugelschreiber zu verursachen. Gelegentlich feuchtet sie das Notiztoilettenpapierblatt mit Wasser an und klebt es an den Spiegel über dem Waschbecken, um sich ja an eine Aufgabe zu erinnern.

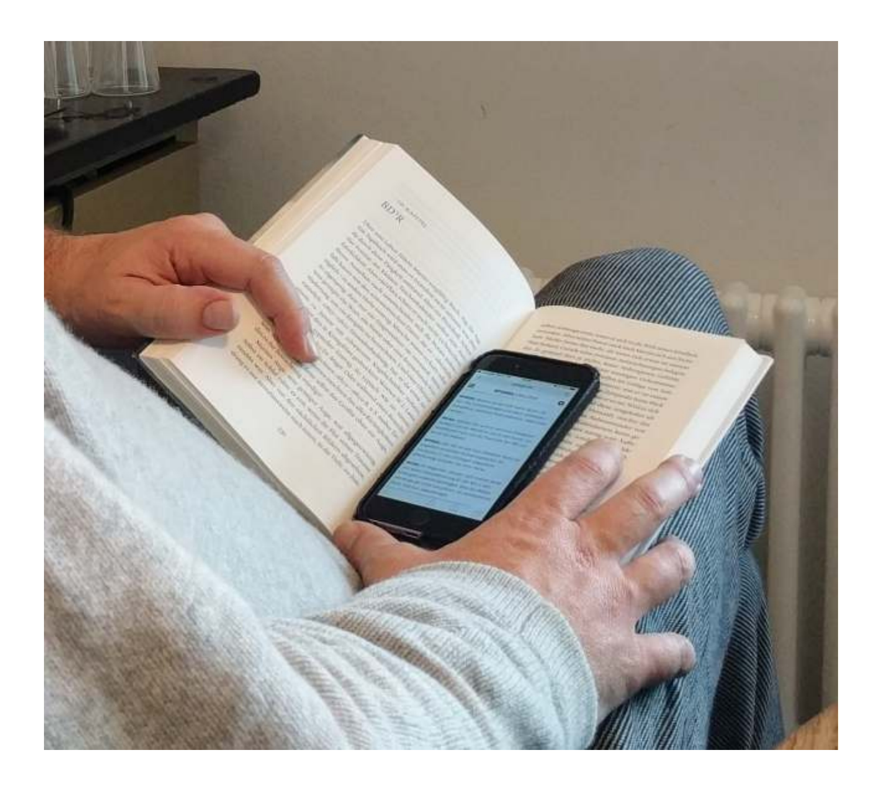
2014 bis 2017

Ich nehme zunehmend das Smartphone statt eines Buches mit auf die Toilette, um zu surfen oder E-Books zu lesen. Lesezeichen sind nun virtuell, aber das Toilettenpapier hat nicht ausgedient: Weil ich mich von der Handykamera unangenehm beobachtet fühle, lege ich immer dann, wenn ich das Smartphone auf dem Schränkchen neben der Toilette ablege, ein Blatt Klopapier darüber.

Alina Smithee

18. Februar 2017

Sergio Maldini liest ein Buch



Dieser Beitrag bestand ursprünglich nur aus dem Bild, das ich für selbsterklärend hielt. Natürlich würden alle sofort erkennen, was hier vorgeht: Sergio Maldini liest auf Papier so, wie ich es auch am Laptop mache: im einen Fenster das Buch und nebendran das restliche Internet. Aber es ist ja nie etwas selbsterklärend.

Im Zuge der Beitragsergänzung befrage ich Sergio, bei welchen Gelegenheiten er vom Buchlesen zum Handy wechselt: Bei Nachschlagebedarf? Bei langweiligen Stellen? Oder ist es wie im hydraulischen Instinktmodell, und alle zehn Minuten gewinnt das Internet die Oberhand? "Ungefähr so könnte man es formulieren", sagt er.

Kathrin Passig

19. Februar 2017

Wuurßamprichnisnwiemirstzheingimmerdßlfircigtfmdas Ungewöhnliche

Ich möchte aus einem kurzen Text von Georges Perec zitieren, den mir Franziska Nyffenegger gezeigt hat, "L'infra-ordinaire". Er scheint mir vom Techniktagebuch zu handeln, und da ich ihn nur als schief eingescanntes, blasses PDF bekommen habe und im Netz nicht finden kann, mache ich einen Screenshot von der ersten Seite, den ich der Texterkennungssoftware "PDF OCR X Community Edition" vorlege. Sie hat bisher befriedigende Ergebnisse geliefert, und ich habe Texterkennung für ein gelöstes Problem gehalten. Jedoch:

> Wuurßamprichnisnwiemirstzheingimmerdßlfircigtfmdas Ungewöhnliche, das Außergewöhnlich: fünf Spalten auf da! 112mm. sdnngnnnn Die Züge beginnen am dannzu ren, wann sie entgleist), undje mehr Fahrgäst: dabei dcnTodfinden, umso mehr eüsfierm die Züge; die Hupen; finden erst dann zurExismnwenn sie anfihnwerdcmdie einzig Bestimmung der Autos ist die, gegen Mannen m (hallen: zweiundfinfzig Wochcnendcn zweiundfünlig aesum auhuhmen: so viale Totn, und wenn die Zahlen unaufllörlid: sreigm. umso bmu m: die Nadnidnnn! Hinter dem

> Beignismuscscinenskxndalgebemeinenkisseincüefihnso. alssolledßlzhensichuurdurchdasspeklzkulärehinünrch offenbaren. als sei das Amduulidze, das Bedeumme immer unnurmal:

Georges Perec hat einmal einen ganzen Roman ohne Verwendung des Buchstabens E geschrieben. Vielleicht hätte ihm diese Version seines Texts gefallen. Für meine Zwecke ist sie unbrauchbar, und so wird man hier halt nicht erfahren, was Perec über das Techniktagebuch zu sagen hatte.

Kathrin Passig

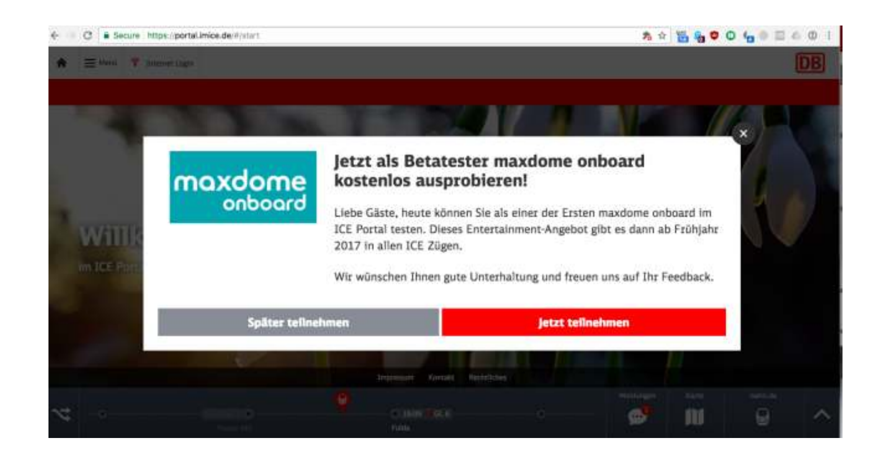
20. Februar 2017

Unlimited technology from the whole universe!

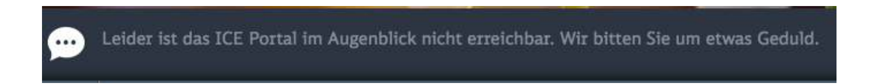
Ich fahre mit dem Zug von Zürich nach Berlin, und wie schon öfter in letzter Zeit funktioniert das neue kostenlose “WIFIonICE”-Internet ganz gut. Anne Schüßler hat nämlich jetzt weniger Internet, weil bisher unterversorgte Bahnkundinnen wie ich mehr haben, die Bandbreite aber begrenzt ist. Internet ist ein Nullsummenspiel, auf kurzen Zeitskalen betrachtet.

Ich arbeite also leidlich konzentriert, als ein junger Mann mit Zetteln vorbeikommt und fragt, ob ich an einem Testprojekt zum Filmesehen im Zug teilnehmen möchte. “Auf eigenen Geräten?”, frage ich blöd, weil ich mich noch an das letzte Filmesehen-im-Zug-Projekt der Deutschen Bahn erinnere. Aber natürlich ist es auf eigenen Geräten, und im Dienste der Techniktagebuch-Berichterstattung lasse ich sofort die Arbeit fallen. Ich bekomme eine Anleitung, einen Zufriedenheitsfragebogen und einen Kugelschreiber mit DB-Logo. Die Anleitung kann ich hier nicht zeigen, weil sie am Zufriedenheitsfragebogen festgetackert war, aber sie enthielt lieblos in den Seitenverhältnissen verzerrte Screenshots.

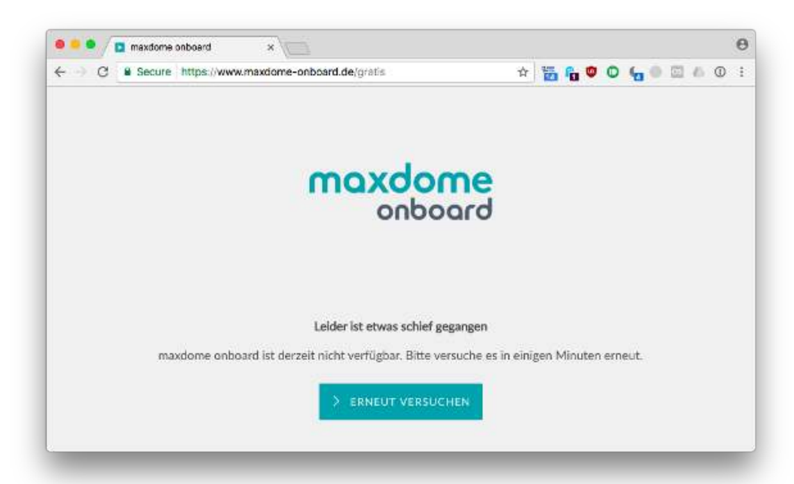
16:02 Uhr, Verheißung:



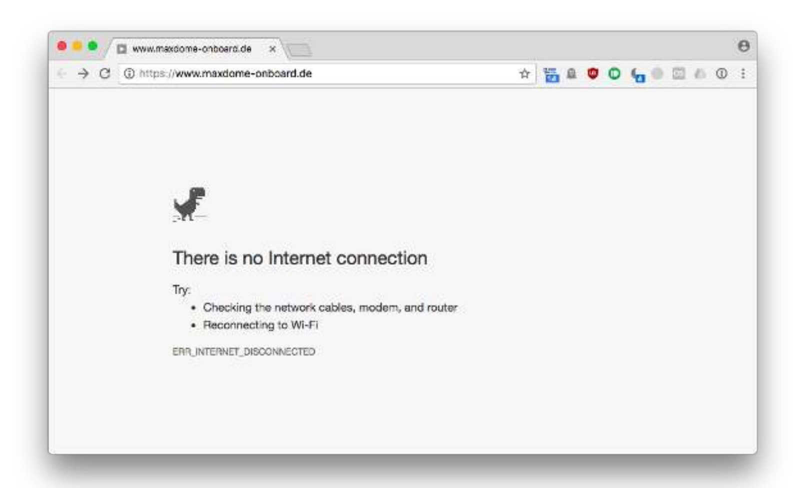
16:05 Uhr, Andeutung kommenden Unheils:



16:07 Uhr, schlechte Nachrichten:


maxdome onboard
Secure
https://www.maxdome-onboard.de/gratis
maxdome
onboard
Leider ist etwas schief gegangen
maxdome onboard ist derzeit nicht verfügbar. Bitte versuche es in einigen Minuten erneut.
ERNEUT VERSUCHEN

16:07, tja:

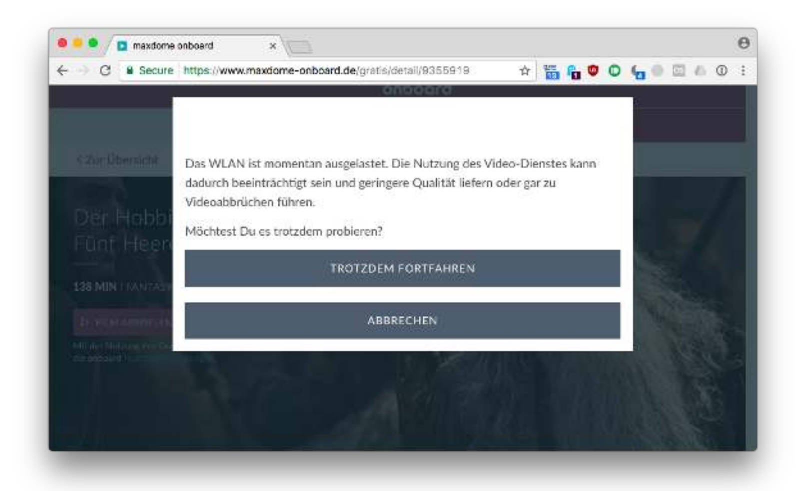


Ich stelle die Arbeit ein und lese stattdessen ein Buch (in PDF-Form). Ich hatte zehn Jahre lang kein Internet im Zug und davor sechsunddreißig Jahre kein Internet im Zug, ich verfüge über Survivalstrategien. Die Fragebögen werden wieder eingesammelt, außer Frage 1 "Wie zufrieden waren Sie mit dem Login-Vorgang" (sinngemäß) konnte ich leider nichts beantworten. Das Einsammelpersonal wirkt heiter und gelassen und sagt, das sei nun mal hin und wieder so mit der Technik, dass sie nicht funktioniere.

Nach einer knappen Stunde geschieht etwas Unerwartetes. Es gibt eine Durchsage: "Bitte beachten Sie die aktuelle Störung unseres Internets … *lange Denkpause* … dass an dieser Störung … gearbeitet wird. Wir bitten Sie diesbezüglich noch um etwas Geduld." Das habe ich noch nie erlebt. Die Bahn nimmt die Internetversorgung als Teil ihres Angebots ernst! Bisher war es so, dass man den Zugbegleiter fragen konnte, warum das WLAN nicht geht, und er dann "WLAN, wir haben WLAN?" sagte oder "Dafür sind wir nicht zuständig, das ist ein anderer Anbieter, da können wir nichts machen." (Ich habe das natürlich nie gefragt, weil ich Bahnfahren als Übung im Stoi-

zismus betrachte. Ich beklage mich ausschließlich im Techniktagebuch über fehlendes Internet, na gut, und manchmal schreie ich ein bisschen herum. Aber nie in der Bahn, da habe ich Prinzipien.)

Ich stelle mir vor, wie sich die zahlreichen für diesen Fall mitgeführten Techniker über das Zuginternet beugen, und nach einer Stunde geht es tatsächlich wieder. Ich kann das Filmpilotprojekt aufrufen und feststellen, dass ich dort "exklusiv im ICE" zwölf Filme zur Auswahl habe. Möglichst unbequemes seitliches Scrollen durch die Titel verhüllt wie bei iTunes und Netflix die Kleinheit des Angebots. Eine letzte, folgenlose Warnung:



Ich versuche es zunächst mit "The Hobbit", aber den versprochenen englischen Ton zum Film gibt es nicht. Das scheint kein grundsätzliches Problem zu sein, bei "Men in Black" funktioniert alles. Und dann sehe ich zum ersten Mal seit 2008 einen Film im Zug.

Kathrin Passig

20.2.2017

Es geht ja nichts mehr auf den Spike

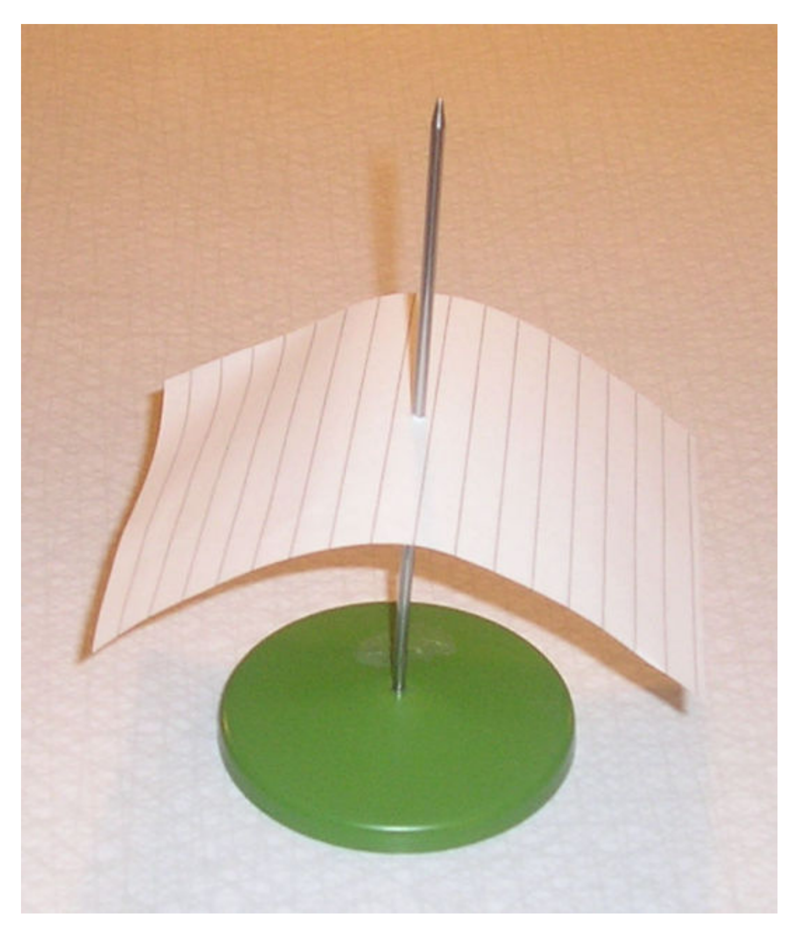


Foto: Anders Ringnér/Public Domain via Wikimedia Commons

Die Meldungen über den neuen Nationalen Sicherheitsberater der USA, den US-Präsident Donald Trump im zweiten Anlauf gefunden hat, erinnern mich an lange vergessene Zeiten: Mit der Ernennung des Generals Herbert Raymond McMaster, so twittert ein Kollege aus Washington, könnten die Journalisten ihre vorbereiteten Berichte über einen anderen Kandidaten *auf den Spike hauen*.

Der Spike ist (besser: war) ein wesentliches Werkzeug der Nachrichtenproduktion und, so weit ich es erlebt habe, nur bei angelsächsisch geprägten Medien vorhanden. Er besteht aus einer spitzen Nadel mit einem Standfuß (so gibt es ihn auch noch bei Amazon in Großbritannien) und ist ein Hilfsmittel zum schnellen Wegsortieren von Papier: Was auf diesen Spike gepackt wurde, flog nicht mehr durch die Gegend, war quasi vorsortiert – und wurde meist am Ende des Arbeitstages weggeworfen.

Dieses Hilfsmittel stammte aus der Zeit, als Nachrichten praktisch ausschließlich auf Papier produziert wurden. Die Informationen kamen als ausgedrucktes Telexpapier oder als Schreibmaschinenmanuskript zum *Slot*, dem Redakteur, der über die weitere Verwendung entschied. Was in den weiteren Nachrichtengang gegeben wurde, wurde auf Papier weitergegeben – und die Texte, die nicht mehr gebraucht wurden, landeten eben auf dem Spike.

Ich habe den Spike in meiner Zeit als Korrespondent und Redakteur bei *Associated Press* kennengelernt, und dieses Gerät hielt sich erstaunlich lange auch dann, als die Texte schon längst am Computer geschrieben, redigiert und weitergeschickt wurden: Es gab immer irgendeinen Ausdruck, der dann eben nicht mehr verwendet wurde und gespiked wurde.

Einen Wikipedia-Eintrag zum Spike, der im Englischen eigentlich *Spindle* heißt, gibt es nur auf Englisch – und merkwürdigerweise auch auf Schwedisch und Afrikaans (im Schwedischen heißt dieses Werkzeug *Pappersspjut*).

Heutzutage gibt es das in Nachrichtenredaktionen eigentlich nicht mehr, weil es praktisch keine Papier-Ausdrucke mehr gibt, also auch nichts mehr zum Spiken da ist. Interessanterweise scheint sich der Begriff aber erhalten zu haben – im Sinne des deutschen *in die Tonne treten*.

(Den Spike, so lerne ich beim Nachfragen, gibt es bisweilen noch im Einzelhandel oder in der Gastronomie, vor allem für ausgedruckte Bons, die schnell abgelegt werden müssen. Aber auch da dürfte es nur eine Frage der Zeit sein, bis nichts mehr ausgedruckt wird.)

Thomas Wiegold

21. Februar 2017

Die Hightech-Lösung für ein Low-Tech-Problem (Edition Getränkeautomat)

Ich besuche ein Burgerlokal in Paris und bestelle zum Essen ein Getränk. Bevor ich den Becher ausgehändigt bekomme, klebt die Burgerfachverkäuferin unten einen durchsichtigen Aufkleber mit Chip drauf. Ich nehme an, dass es etwas Ähnliches wie in meinem Mantel ist (das TT berichtete).



Ich stelle den Becher in den Getränkeautomaten, er denkt kurz nach und dann kann ich aus 100 verschiedenen Getränken wählen. Nach dem Essen bin ich neugierig und will noch eine zweite Geschmacksrichtung ausprobieren.

Also stelle ich den Becher noch einmal in den Automaten und tippe auf ein Symbol am Touchscreen. Aber der Automat sagt „Il ne reste plus de remplissage.“ was ungefähr soviel wie „Noch einmal auffüllen geht nicht.” heißt. Man soll sich mit dem Personal in Verbindung setzen. So fortschrittlich hab ich Limonade noch nie getrunken.

verenka

23.2.2017

Von der Schwierigkeit, legal Videos zu schauen

Als ich von der Arbeit nach Hause komme, schaut die Tochter gerade eine neue Folge einer Serie, die wir aber noch gar nicht erworben haben. Ich lobe kurz ihre Selbstständigkeit und Findigkeit, schließe aber daran einen Kurzvortrag über Urheberrecht und so weiter an und verbiete das illegale Weiterschauen. Da grundsätzlich nichts gegen die Serie spricht, biete ich aber legales Anschauen als Alternative an.

Hier wird es schwierig. Die neue Serie ist bisher nur auf Englisch veröffentlicht, der illegale Dienst bot aber deutsche Untertitel dazu. Das Kind kann noch nicht genug Englisch, um die Serie ohne Untertitel zu schauen. Nach einer halben Stunde Recherche – googeln, Chat mit der Amazon-Hilfe und Nachfragen in der allwissenden Twitter-Timeline – steht fest: es gibt die Serie legal noch gar nicht mit deutschen Untertiteln. Es gibt lediglich die halblegale Möglichkeit, die Serie auf Englisch zu kaufen und dann über einen bestimmten Dienst die inoffiziellen Untertitel dazuzuladen, wird mir vertraulich mitgeteilt.

An sich sehr interessant, nur habe ich ja einen Erziehungsauftrag. Das Kind muss also akzeptieren, dass sie die Serie erst demnächst irgendwann weiterschauen kann, wenn man legal so weit ist wie illegal (was noch lange dauern wird, aber ich greife vor).

Nach kurzer Enttäuschung bittet das Kind um die neue Staffel einer anderen Serie, die sie auch schon ausfindig gemacht hat – ganz legal. Den Anbieter kenne ich, habe dort bisher noch nichts gekauft aber generell spricht nichts gegen ihn, außer natürlich, dass ich ein Kundenkonto anlegen muss. Es gibt wenig, das ich mehr hasse, als Kundenkonten anzulegen und zwar aus folgendem Grund: Ich trage bei Name meinen Vornamen ein, das nächste Feld lautete Vorname, also gehe ich zurück und korrigiere, dann komme ich zu Straße und trage Straße und Hausnummer ein, das nächste Feld lautet Hausnummer, also gehe ich zurück und korrigiere, dann kommt Postleitzahl und dann Stadt und ich frage mich, warum die Stadt nicht aus der Postleitzahl generiert werden kann, so schwer kann das doch alles nicht sein, und wenn alle Stricke reißen, muss man dann noch beweisen, dass man kein Roboter ist und auf lauter Bildchen all die mit einem Ladengeschäft oder einem Straßenschild auswählen. Ich empfinde das als Schikane.

Aber gut, das Kind hat die Serie dort gefunden, im Sinne der Stärkung der kindlichen Selbstwirksamkeit lege ich dort ein Kundenkonto an, ich muss sofort ein Zahlungsmethode verknüpfen, sonst geht es nicht, ich verknüpfe das Paypal-Konto, danach kommt kurz irgendeine Rückleitung zur Videoanbieterseite und die stürzt dann ab und dann warte ich auf die Bestätigungsmail, die nicht kommt. Nach 15 Minuten mache ich genau dasselben nochmal, außer dass dieses Mal nichts abstürzt und ich eine Mail bekomme und darin einen Bestätigungslink anklicken kann und dann habe ich ein Kundenkonto. Nun suche ich die Serie und kaufe sie mit einem Klick und dann denke ich – naiv – mit einem weiteren Klick kann das Kind sie anschauen.

Nein, so ist es nicht.

Ein Klick auf die gekaufte Serie sagt, man soll eine App herunterladen, um die Serie auf dem Mobilgerät (ein Tablet) anzsuchauen. Im Google Playstore soll man das tun. Wir tun es, installieren und öffenen die App und die App sagt dann, um sie zu verwenden, müsse sie mit einem Paket verknüpft sein. Mit einem Paket, das sozusagen ein Abonnement des Videoverkäufers darstellt, man kann dort nämlich verschiedene Monatspakete kaufen. Man kann natürlich auch einzelne Filme kaufen oder einzelne Serien, so wie ich

es getan habe. Aber wenn man diese dann anschauen möchte – mit der App – muss man zusätzlich ein Monatspaket haben. Und ohne App kann man sie nicht anschauen.

In diesem Moment werde ich etwas ungeduldig und wende mich an die Kundenbetreuung – per WhatsApp.

Die Konversation mit der Kundenbetreuung gestaltet sich so:



Danke. Magst Du unser Monatspaket einen Monat gratis testen? Dann kannst Du die Serie auch über die mobile App anschauen. 18:07

Nein, dann kann ich sie ja nur einen Monat lang schauen. 18:07

Vielleicht will ich sie ja wann anders nochmal sehen und das geht dann nicht. So hatte ich mir das nicht vorgestellt. 18:08

Ich habe die Staffel für Dich storniert. Der Betrag wird Dir auf Dein PayPal-Konto zurückerstattet. 18:15

Dankeschön! 18:15

(Anmerkung an die Nachwelt: es ist gelogen, dass wir keine anderen Geräte im Haushalt haben. Auch 2017 hat man häufig noch einen Laptop und manchmal auch einen PC und recht häufig ein SmartTV. Wir haben das alles, das Kind wollte die Serie aber auf dem Tablet schauen, auf dem sie auch erworben wurde und mir erschien “nein” der einfachste Weg.)

Ich glaube, das war die kürzeste Kundenbeziehung meines Lebens.

Die Serie haben wir aber immer noch nicht und ich bin kurz davor, jegliches Erziehungsgebaren einfach aufzugeben und das Kind illegal weiterschauen zu lassen.

Dann raffe ich mich aber noch einmal auf und schaue bei dem Anbieter, bei dem ich immer alles kaufe. Dort gibt es die Serie natürlich auch, ich will sie per anklicken kaufen, ganz so einfach geht es aber nicht, ich muss auch hier noch ein Programm herunterladen, dass mir dann Zugang zum Videobereich dieses Anbieters gewährt und dort kann ich die Serie dann kaufen, und dann kann man darauf klicken, und dann kann man sie auch tatsächlich anschauen. Auf dem Tablet.

Rund zwei Stunden dauerte es insgesamt, durchsetzt von für das Kind unverständlichen Anweisungen und Vorgehensweisen. Kinderleicht mal eben mit ein paar Klicks genau das anschauen, was man will, geht derzeit offenbar nur illegal.

Novemberregen

24. Februar 2017

Der Zettelkasten des Herrn Rutschky

Ich warte mit Michael Rutschky in der Notaufnahme des Berliner Urbankrankenhauses. Herr Rutschky ist gestürzt und hat sich an der Hand verletzt. Ich nutze die Gelegenheit, ihn zu seinem Zettelkasten zu befragen, den er mir bei einer unserer ersten Begegnungen im Jahr 1991 vorgeführt hat. Ich erinnere mich daran unter anderem, weil ich damals vorgeschlagen hatte, den Zettelkasten zu digitalisieren, oder doch wenigstens von irgendeiner Hilfskraft digitalisieren zu lassen. "Nehmen Sie einen Studenten", hatte ich gesagt, "der schleckt Ihnen noch die Füße ab!" Mein Hochdeutsch war noch nicht so maßlos fein wie heute, und Herr Rutschky hatte gelacht und mir beigebracht, dass man erstens "ableckt" sagt und ich zweitens das Interesse von Studenten an seinem Zettelkasten vielleicht überschätzte. Sechsundzwanzig Jahre haben wir nicht mehr über den Zettelkasten gesprochen, aber jetzt ist die Gelegenheit da:

– Ist Ihr Zettelkasten noch in Betrieb?

– Nein.

– Seit wann nicht mehr? Wie lange war der in Betrieb?

– Ewig ... Na, es gibt verschiedene Zettelkästen, also, es gibt ...

– Sie haben mir mal vor langer, langer Zeit so einen gezeigt, so einen hölzernen wie in der Bibliothek von der Uni ...

– Ja. In diesem Zettelkasten sind ja verschiedene Zettelkästen drin. Da ist also einmal der Katalog fürs Archiv, fürs Zeitungsarchiv. Und dann gab es einen Zettelkasten fürs Studium und auch für die Dissertation, wo Exzerpte verzettelt waren. Meine Frau ist dann diesem Schema so verfallen, dass sie praktisch über das Zettelkastenfüttern nicht mehr rausgekommen ist. Ihre ganze Dissertation gibt es auch als Zettelkasten, aber es ist nie ein Satz dieser Dissertation geschrieben worden. Der Trick bei diesem Zettelkasten bestand darin – also dem wissenschaftlichen, mit dem ich auch meine Dissertation geschrieben habe –, dass man eine strenge alphabetische Reihenfolge

einhält. Also dass man nicht sagt: Eine Abteilung Autorennamen, eine Abteilung Stichworte, eine Abteilung Metastichworte von Stichworten, sondern dass man das ganz streng alphabetisch organisiert und dass man dann eben auch Querverweise eintragen kann. Also wenn man, was weiß ich, Freud unter F, "Das Unbehagen in der Kultur" hat und dann aber auf der Seite des Zettelkastens die Stichworte notiert, unter denen man das verschlagwortet hat ...

– Wie, auf der Seite?

Mein Verständnisproblem rührt daher, dass Herr Rutschky "auf der Seite des Zettelkastens" gesagt hat, wird aber durch die folgenden Erklärungen nicht geringer.

– Na ja, sie schreiben den nicht voll, den Zettel. Sondern man lässt einen Rand. Und auf den Rand kann man die Stichworte schreiben, unter denen man die verkartet hat.

– Auf den Rand von welchem Zettel jetzt?

Herr Rutschky veranschaulicht den Sachverhalt mit dem Finger auf dem Display meines Handys, das zum ersten Mal als Stellvertreter für einen Zettelkastenzettel herhalten muss. Ich mache mir Sorgen, weil ich mit dem Handy das Gespräch aufzeichne. Aber die Aufzeichnung läuft weiter.

Wenn hier steht "Freud, Sigmund: Das Unbehagen in der Kultur" ... Ich hab das so gemacht, dass Sie eben hier die Stichworte aufschreiben, unter denen Sie das verkartet haben. Sie schreiben nicht nur ein Stichwort zum "Unbehagen in der Kultur". Sondern Sie schreiben meinetwegen ein Stichwort "Über-Ich", und ein Stichwort "Aggression" ...

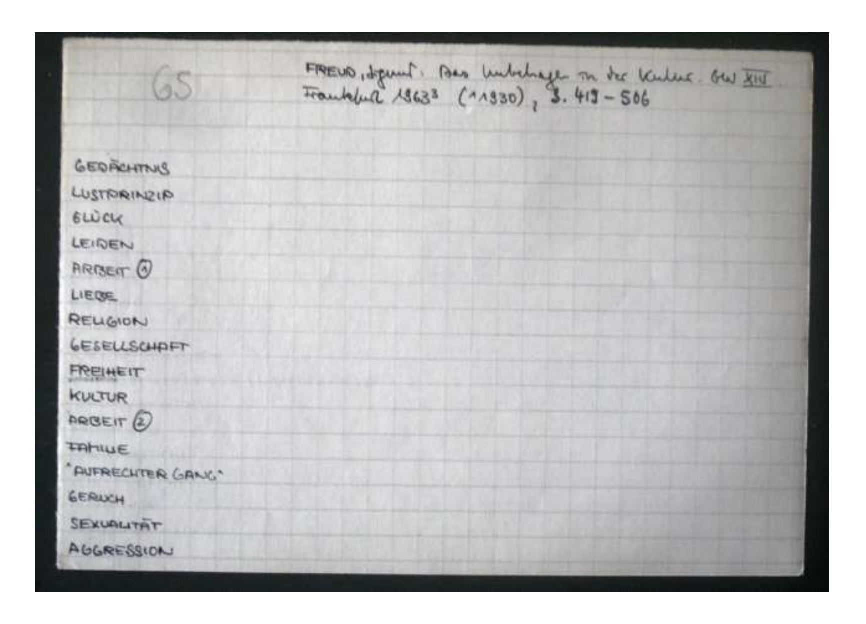
– Und es gibt eine Karte, auf der die alle draufstehen?

– Es gibt eine, auf der alle Stichworte stehen. Die Stichworte sind aber im Einzelnen alphabetisch zugeordnet. Sie haben dann den Zettel "Freud, Unbehagen in der Kultur" mit den Stichworten, die Sie verkartet haben, und dann haben Sie ein Stichwort, meinetwegen "Aggression", dann steht links oben

“Aggression”, dann kommt wieder “Freud, Das Unbehagen in der Kultur”, aber ohne bibliografische Angabe, weil sie das ja unter Freud haben, diese Angabe. Und dann haben Sie eben die prägnanten Stellen über Aggression exzerpiert aus dem . . .

– Handschriftlich?

– Handschriftlich, alles handschriftlich.



Fotos: Michael Rutschky

– Was war das Thema von Frau Rutschkys ungeschriebener Dissertation?

– Rousseau. Ja, ein Riesending. Hat sich nie getraut, auch nur einen einzigen Satz zu schreiben.

– Und das Zeitungsarchiv, von wann bis wann war das in Betrieb?

– Das fing so an in den 60er Jahren. Als ich in Frankfurt studierte, hab ich damit angefangen, und das ging dann so bis … Zum Schluss sind’s nur noch meine eigenen Sachen.

– Was heißt zum Schluss? Wann ungefähr?

– Na, so ab … ich weiß gar nicht, wann ich aufgehört habe … so ab 80 … nein, ab 90 …

– Nein, das muss 90 noch in Betrieb gewesen sein, Sie haben es mir noch als ein funktionierendes Archiv vorgeführt.

– Ja. Anfangs war das Archiv enzyklopädisch, ich habe alles gesammelt, was mich irgendwie interessierte. Und das wurde dann sicherlich eingeschränkt und es wurden nur noch bestimmte Sachen gesammelt, was weiß ich, die Bundestagswahl, es gibt sicherlich eine ganze Menge über die Wiedervereinigung und so Sachen.

– Und warum hörte das dann auf?

– Warum hörte das auf . . .

– Am Internet kann's noch nicht gelegen haben, da waren diese Zeitungssachen erst viel später auffindbar.

– Nein, es hörte wohl dadurch auf, dass das eigentlich . . . Das Problem des Archivs war eigentlich immer, dass ich es nie nutzte. Das eigentliche Projekt war das Archiv, nicht die Verwendung des Archivs. Der Aufbau des Archivs, und die Vervollkommnung des Archivs, und so weiter und so weiter. Aber gebraucht hab ich das eigentlich so gut wie nie. Man hat dann wunderbare Stücke über, was weiß ich, die Reklame im Jahr 1977, Spiegel-Titelstory. Aber die hab ich nie gebraucht . . .

– War das einfach Sammeltrieb oder so eine Art Prokrastination, damit man was tun kann, was sich wie Arbeit anfühlt, ohne aber tatsächlich schon arbeiten zu müssen?

– Beides. Also es ist natürlich so, dass so eine Sammeltätigkeit, die auch mit Katalogarbeit verbunden ist, gut ist fürs Gedächtnis. Dafür ist ja auch Exzerpieren gut, dass man sich einfach bestimmte Sachen besser merkt. Aber wie gesagt, ich hab's nur sehr, sehr selten gebraucht. Das, was ich wirklich gebraucht habe – über die RAF meinetwegen, als ich damals den "Erfahrungshunger" schrieb –, das waren wenige, wenige Stücke. Zeitungen sind ja auch furchtbar langweilig! Es steht ja meistens überhaupt nichts drin. Ich hab nur noch zwei Zeitungen – ich hatte ja früher vier, manchmal auch fünf – jetzt hab ich nur noch zwei, und ich lese die sehr nachlässig. Es steht nichts drin. Die müssen ja immer so tun, als wäre heute was geschehen.

– Sind die Zeitungen schlechter geworden oder sind Sie ungeduldiger geworden?

– Ich bin ungeduldiger geworden.

In diesem Moment wird der ungeduldige Herr Rutschky aufgerufen. Drei Stunden später kommt er mit einem großen Gipsverband zurück: drei Handknochen sind gebrochen. Er muss am nächsten Tag einen Artikel schreiben und Fotos dazu machen, aber zum Glück ist es nur die linke Hand, und man hat ihm Daumen und Zeigefinger freigelassen. Er demonstriert, dass er weiterhin beidhändig fotografieren kann. Den Artikel? Schreibt er sowieso mit der Hand. Zum ersten Mal leuchtet mir das handschriftliche Arbeiten ein: Ich wäre mit nur sieben Fingern stark schreibbehindert.

Kathrin Passig

25.2.2017

Der Fahrer steigt zuletzt aus

"Steig mal aus und mach die Tür zu", sagt mein Vater, nachdem wir geparkt haben.

Ich steige aus dem Auto aus, mache die Tür zu, dann verriegelt mein Vater die Tür von innen, steigt auf seiner Seite aus und schließt die Fahrertür ab.

"Wir müssen jetzt immer die Türen einzeln manuell verriegeln", erklärt er. "Die Autoschlüssel wurden alle zu oft mitgewaschen."

Anne Schüßler

Februar 2017

My Little Pony (so heißt der Computer)

– Dieser Computer hat eine Tasche und da sind Videos und E-Mails drin. Ich sag jetzt die Videos: Die Videos sind *The Rainbow Dash Movie* und *The Heart and Me*, und die E-Mails, die ich geschrieben habe, sind alle für meine Freundin Isabelle, und ich habe eine Leertaste und ein Bewegungsdings.



– Was ist eine Leertaste?

– Eine Leertaste ist immer das Ding, das man zum Springen drückt.

– Zum Springen?

– Beim Spielen.

– Ah, okay. Und wofür sind diese Buchstaben da?

– Die Buchstaben sind zum Schreiben, und siehst du die Lichter hier? Da schreibe ich E-Mails. Und der Code ist „my little pony rainbow dash“.



– Was macht der Code?
– Der Code macht, dass der Computer startet. Und wenn jemand den Computer nehmen will, dann muss er immer zuerst den Code eingeben. Und dieses Herz-Dingsi ist der Akku. Wenn die Herzfarbe runtergeht, hat man keinen Akku, und wenn sie hoch geht, ist er ganz voll.
– Und was gibt’s noch?
– Dann gibt’s noch Verzierungen, um ihn hübsch zu machen, weil ich Verzierungen mag. Und vorne drauf steht My Little Pony. So heißt der Computer.

Disa

Anfang 2017

Die Generation Display und die Sofortbildkamera

2017 sind unter Jugendlichen Sofortbildkameras wieder in – also Fotoapparate, in denen direkt ein Papierfilm entwickelt und als fertiges Bild ausgeworfen wird.

Meine 12-jährige Tochter besitzt neuerdings auch eine solche Sofortbildkamera. Auf einer Familienfeier macht sie viele Fotos, die dann sofort in ein Gästebuch geklebt und von den abgebildeten Personen handschriftlich mit einem Gruß versehen werden. Während sie zwischen den Gästen herumgeht und fotografiert, fällt mir auf, dass sie in den letzten 12 Jahren die Technik, durch einen Sucher zu schauen, nicht erlernt hat. Wobei auch, sie ist ja Generation Display. Unser "Familienfotoapparat" – als wir ihn noch verwendeten – war eine Digitalkamera mit Display. Und er liegt sowieso schon seit Jahren ungenutzt herum, wir fotografieren alle nur noch per Handy. Ich kann daher meine Tochter dabei beobachten, wie sie immer wieder konsterniert mit beiden Augen auf die Rückseite der Kamera schaut, dann mühsam ein Auge zuhält und mit dem anderen den Sucher anpeilt, dann versucht, das richtige Auge ohne Zuhilfenahme der Hand im richtigen Moment zuzukneifen.

Was meine Tochter allerdings – im Gegensatz zu den die Sucher-Mimik beherrschenden Erwachsenen – sofort versteht: Die kleine silberne Fläche vorn auf der Kamera ist nicht, wie ich dachte, eine hübsche Verzierung. Es handelt sich dabei um einen Selfie-Spiegel. Wenn meine Tochter die Kamera umdreht und mit der Vorderseite auf sich richtet, kann sie in diesem Selfie-Spiegel die richtige Position und natürlich die richtige Haltung kontrollieren, bevor sie den Auslöser drückt, um von sich selbst ein Foto zu machen.

Novemberregen

4. März 2017

Alte Gewohnheiten

Die Hülle des E-Book-Readers zuklappen und im selben Moment denken: „Mist, jetzt habe ich kein Lesezeichen eingelegt." Manche Gewohnheiten trotzen selbst jahrelanger Techniknutzung.

Kerstin Hoffmann

10. und 11. März 2017

Unschöne Dinge geschehen, aber ich bin reich und habe ein Backup

Am Freitagabend wird mein 11-Zoll-Macbook vom Schreibtisch im Coworkingspace gestohlen. Dreieinhalb Jahre lang habe ich es, wie auch schon seine Vorgänger, immer mit mir herumgetragen und nur selten aus den Augen gelassen. Ich wollte nur schnell draußen ein wichtiges Pokémon fangen und keine Zeit mit dem Einpacken des Rechners verschwenden . . .

Mehrere Tools auf dem verschwundenen Gerät zeichnen seinen Standort auf und könnten ihn mir anzeigen – wenn ich daran gedacht hätte, rechtzeitig ein Gäste-Nutzerkonto einzurichten, damit Diebe überhaupt eine Chance haben, in ein WLAN zu gelangen.

Am Eingang des Polizeireviers weist man mich auf die Möglichkeit der von Tanja Braun schon erprobten Online-Anzeige hin, aber ich sage, dass mir dazu jetzt das Gerät fehlt. Das stimmt nicht ganz, vermutlich ginge es auch mit dem Handy, aber das stelle ich mir mühsam vor.

Die Seriennummer wird abgefragt, und zum Glück muss man dafür kein organisierter Mensch mehr sein: Sie steht in der Mail mit der Rechnung, die ich damals beim Kauf bekommen habe. Später stellt sich noch heraus, dass

mein Backup-Tool Backblaze sie auch gekannt hätte. Backblaze hat außerdem seine Pflicht getan, so dass mein Backup auf dem Stand fünf Minuten vor dem Diebstahl ist.

Die Diebstahlsmeldung wird handschriftlich zu Protokoll genommen, die Seriennummer vom Display meines Handys abgeschrieben. “Ich glaube, das ist eine Null”, sage ich angesichts einer uneindeutigen Stelle. Der Sachbearbeiter versichert mir, das sei auch in seiner Handschrift eine Null, zum Vergleich malt er ein exakt genauso aussehendes O daneben. Nach dem Verlassen des Polizeireviers bekomme ich noch einen Anruf: Ob so ein Macbook vielleicht auch eine IMEI hätte, so wie ein Handy? Ich glaube nicht, sage ich.

Manchmal wird man über Diebstähle und Defekte ja ein wenig hinweggetröstet, weil man sich ein neues und besseres Gerät kaufen kann. Das ist in diesem Fall nicht so: Ich habe schon öfter in Hardwareläden an Flughäfen die neuen teuren 12-Zoll-Macbooks betastet und finde die Tastatur suspekt. Einige Amazon-Rezensenten bemängeln auch, dass sie nicht zuverlässig auf alle Tastendrücke reagiert und einzelne Buchstaben gern mal ganz ausfallen. Wenn ich etwas brauche, dann ist das eine robuste und zuverlässige Tastatur. Dass an den neuen Geräten nur noch ein einziger Ein- und Ausgang dran ist, nämlich USB-C, würde mich hingegen gar nicht stören, ich hatte genug Ärger mit Magsafe-Netzteilen. Die Alternative zum 12-Zoll-Macbook ist ein Macbook Air wie mein altes, aber es gibt jetzt nur noch 13 Zoll, und ich war mit den 11 so glücklich wie mit noch keiner Laptopgröße davor.

Ich suche lange nach einem Laden, der mir genau so ein Gerät wie das alte verkauft, nur mit 8 GB RAM statt mit 4. Die noch nie ideale RAM-Situation war seit dem Update auf El Capitan unhaltbar geworden, ich musste mehrmals täglich Chrome abschießen. Der Laden müsste in Berlin sein, damit ich morgen gleich weiterarbeiten kann, denn der Buchabgabetermin ist nah.

Nachdem ich schon aufgegeben habe und mich mit meinem neuen, schlechteren Leben abzufinden versuche, werde ich in einer Ebay-Auktion doch noch fündig, und zwar mit der Option “Selbstabholung in Berlin”. Um drei Uhr morgens schreibe ich der Verkäuferin, um elf steckt das neue Macbook schon in meinem Rucksack. Es sieht tatsächlich vollkommen neu aus,

offenbar gibt es Menschen, die nie vor dem Laptop essen. Und es hat acht herrliche GB RAM und eine doppelt so große Festplatte wie das vorige! Es ist genau das Gerät, das ich vor dreieinhalb Jahren gekauft hätte, wenn ich nicht damals genauso in Eile gewesen wäre wie heute. Sie verkaufe es nur, sagt die Vorbesitzerin, weil ihr Mann das neue goldene 12-Zoll-Macbook stattdessen begehre. Wir sind uns einig, dass der Mann da einen Fehler macht.

Ich würde gern heute den ganzen Tag nichts am Buch tun, weil ich erst kompliziert das neue Gerät einrichten muss, um arbeitsfähig zu werden. Aber leider hätte mich schon nach den ersten zehn Minuten nichts daran gehindert. Eigentlich brauche ich ja bloß den Browser, der gesamte Text und fast alles Material liegt im Google Drive. Ich werde aber trotzdem den ganzen Tag nichts am Buch tun, das ist mein gutes Recht, das lasse ich mir nicht einfach vom technischen Fortschritt rauben.

Kathrin Passig

12. März 2017

In meiner Biblio8thek sind Seitenzahlen

Das zweite Buch, das ich nach meinem Umstieg von Amazon Kindle auf Google Play Books lese, ist “Nikotin” von Gregor Hens. Nach den ersten paar Minuten sehe ich nach, ob es – so wie früher mal bei Amazon – eine Möglichkeit gibt, Fehler im Buch zu melden. Offenbar ist es schlampig digitalisiert worden, überall stehen Seitenzahlen, die im E-Book nichts verloren haben und beim Lesen stören:

Es klingelt, ich zucke kurz zusammen.
Die Tür steht {20}noch offen. Ein Mann hält

Sogar mitten im Wort:

> und bitterem Entzug. Ich habe bei plus 45 und bei minus 25 Grad geraucht, in Biblio{8}theken und Seminarräumen, auf

Aber es gibt keine Fehlermeldemöglichkeit. Erst auf der letzten Seite des Buchs erkenne ich, dass die Seitenzahlen Absicht sind:

> Hinweise zur Zitierfähigkeit dieser Ausgabe:
> Textgrundlage dieser Ausgabe ist: Gregor Hens,*Nikotin* Frankfurt am Main, S. Fischer Verlag, 2011. 1. Auflage. Die grauen Zahlen in geschweiften Klammern markieren jeweils den Beginn einer neuen, entsprechend paginierten Seite in der genannten Buchausgabe. Die Seitenzahlen im Anhang beziehen sich ebenfalls auf diese Ausgabe.

Hat man wirklich in einer Verlagskonferenz bei S. Fischer gesagt “Die Leser werden sich schon dran gewöhnen, dass es jetzt ‘Biblio8theken’ heißt”? Schwer vorstellbar, und doch muss es so gewesen sein.

Kathrin Passig

13.3.17

Zeit ist eine rote Linie

Ich sehe “Moonlight” im Kino und verliere dabei jegliches Zeitgefühl. Ist der Film erst zur Hälfte vorbei, oder schon kurz vor Ende? Meine Augen wandern an den unteren Rand der Leinwand, in der irrigen Erwartung, dort gleich am roten Fortschrittsbalken zu sehen, wie lange es noch dauert.

Kristin Kopf

März 2017

Der Fernsprecher geht, der Staubsauger bleibt

Im Berliner “Haus der Kulturen der Welt” sind Telefonzellen eingebaut, schöne hölzerne Telefonzellen. Wie ein Beichtstuhl sehen sie aus, in dem beide Nutzer gleichzeitig mit Gott telefonieren können. Vielleicht war das das einzige Vorbild, das dem Innenarchitekten für winzige Räume zur Verfügung stand, in denen man nicht-öffentliche Gespräche führen kann.



Die linke enthält mehrere Staubsauger, die rechte Glühbirnenvorräte in einem Zinkregal:



Telefongespräche werden jetzt an der Öffentlichkeit geführt, so wie man es ja eigentlich auch früher schon hätte machen können, ohne Fernsprechbeichtstuhl drumherum. Für nicht-öffentliche Gespräche unter Anwesenden betrat man ja auch eher selten einen Schrank. Vielleicht ging es nie um die Privatsphäre, vielleicht musste nur die unansehnliche Technik vor den Besuchern verborgen werden.

Kathrin Passig

19.3.2017

Die Zeitmaschine hat ein Diskettenlaufwerk

Am Samstag soll ich einen Plenarvortrag auf einer kleinen regionalen Konferenz – dem Norddeutschen Linguistischen Kolloquium – halten. Wie es der Zufall will, habe ich auf dieser Konferenz vor genau 20 Jahren meinen ersten wissenschaftlichen Vortrag gehalten, beruhend auf meiner Magisterarbeit, einer korpuslinguistischen Analyse des englischen Genitivs. Meine Idee: mein

damaliges Vorgehen bei der Datenerhebung und Analyse mit dem Vorgehen zu vergleichen, das ich heute wählen würde, und dabei über die Entwicklung der Methodik und ihrer technischen Voraussetzungen zu sprechen.

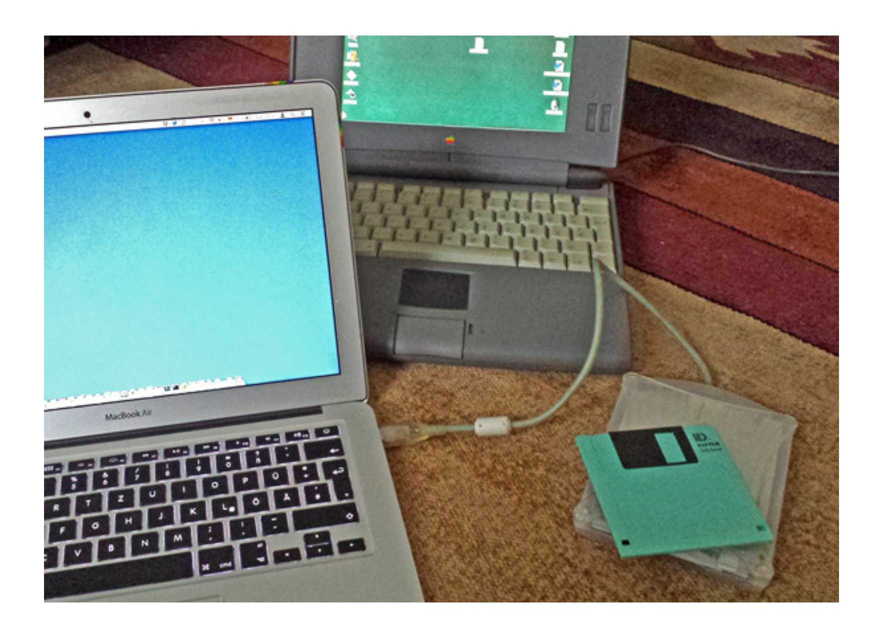
Dazu brauche ich meine damaligen Daten. 1997 hatte ich ein Apple PowerBook 520c, das ich tatsächlich auch noch für meine Promotion verwendet und erst 2001 durch ein PowerBook G4 Titanium ersetzt habe. Um 2006 herum folgte ein MacBook, und vor ein paar Jahren dann ein MacBook Air. Zwar habe ich bei jedem neuen Rechner meine Dateien mitgenommen, aber die, in der sich die Daten meiner Magisterarbeit befinden, lässt sich nicht öffnen. Dunkel erinnere ich mich, dass ich damals FileMaker Pro verwendet habe, eine Software, die ich längst aus den Augen verloren hatte. Etwas Googeln ergab, dass sich solche Dateien nur mit der Originalsoftware öffnen lassen, vielleicht gerade noch mit der nächsthöheren Version.

Zum Glück fällt mir ein, dass ich das PowerBook bei meinem letzten Umzug in der Hand hatte – es muss im Keller liegen. Eine halbe Stunde und viel Staub später halte ich es in der Hand, auch das Netzteil ist noch vorhanden. Vorsichtig trage ich es nach oben und schalte es ein. Es startet tatsächlich, mit einem schüchternen und etwas zittrigen Vorläufer der vertrauten Apple-Fanfare. Nach sechseinhalb Minuten ist der Rechner hochgefahren, und die betreffende Datei ist schnell gefunden. Auch FileMaker startet klaglos und zeigt mir den Inhalt an. Unter den Export-Optionen ist auch „Text mit Tab“, einer der wenigen Standards, an die Apple sich immer gehalten hat. Ich exportiere die Datei und freue mich über die erledigte Aufgabe, als mir klar wird, dass ich keine Möglichkeit habe, die Datei auf einen anderen Computer zu übertragen. Der Computer hat nicht mal einen Modem-Anschluss (auf jeden Fall keinen, den ich als solchen erkenne).

Dafür hat er ein Diskettenlaufwerk, und mir ist so, als ob ich irgendwann in der Schwebe zwischen Disketten und USB-Sticks ein USB-Diskettenlaufwerk gekauft habe. Diesmal muss ich mehr Kisten durchwühlen, bevor ich das Gerät finde (es liegt in einer Kiste mit einem iomega Zip-Laufwerk und einem MiniDisc-Rekorder). Zum Glück habe ich auch eine Diskette aufgehoben – sie liegt in einer Kiste mit Andenken, die ich später meinen Kindern zeigen

will. Und tatsächlich haben sowohl das Laufwerk als auch die Diskette die Jahre gut überstanden, und der Transfer der Textdatei verläuft langsam, aber problemlos.

Interessant an der Erfahrung war zum einen, wie vertraut mir die alte Technologie war, und zum anderen, wie unglaublich fern sie mir scheint. Mein 15 Jahre altes Auto kommt mir (bis auf den fehlenden USB-Anschluss) nicht vor, als stamme es aus einer anderen Zeit. Das PowerBook und die Disketten dagegen fühlen sich wie eine Zeitreise an.



Anatol Stefanowitsch

21. März 2017

Das Buch redet in die falsche Richtung

Vor drei Monaten schenkte ich den Eltern ein Amazon Fire Tablet, vorgeblich, damit sie eBooks lesen können, aber insgeheim hoffe ich darauf, dass sich das Tablet als kabelloses Skype-Gerät etabliert. Es ist der erste Teil eines langangelegten Plans, der darauf hinausläuft, die Eltern ans mobile Netz zu gewöhnen. Leider kommen bald nach Silvester die Klagen. Skype ginge zwar, aber man hört gar nichts. Ich versuche, fernmündlich zu klären, wo denn die Lautstärke angestellt werden kann, scheitere aber und verschiebe das Ganze auf den nächsten Besuch.

Mit dem Gerät in der Hand wird mir innerhalb von zwei Minuten klar, dass die Lautsprecher an sind, aber vom Plastikschutzmantel des Gerätes geblockt werden. Es fehlt irgendwie ein Loch im Mantel, durch das die Töne nach außen dringen können. Es dauert nur eine weitere Stunde, dann habe ich mit Hilfe von Messer, Zange und Schleifpapier das passende Soundloch in die rote Plastikhülle geschnitzt. Es sieht so aus, als hätte eine Maus an der Tablet-Rinde genagt. Am Ende dieser Stunde wird mir dann auch endlich klar, dass die Löcher schon drin sind, aber auf der anderen Seite. Ich drehe das Tablet in der Hülle um, und das Gerät redet laut.

Es kam überhaupt nur zu dem tragischen Fehler, weil ich das Tablet so in die Hülle eingelegt hatte, wie man ein Buch in den Umschlag legt, also mit dem Deckel nach links öffnend. Jetzt sieht es aus wie ein rechtsöffnendes Buch, mit dem man skypen kann. Lesen kann man mit dem Tablet sowieso nicht, weil man nicht richtig im Buch rumblättern kann, zitiere ich mal sinngemäß die Besitzer.

Aleks Scholz

März 2017

Zettelsystem

Der Satz „Wir verwenden hier noch ein Zettelsystem“ lässt sich mit Scham in der Stimme vortragen, oder mit fröhlichem Nachdruck, der klar macht, dass es hier nichts zu verstecken und schon gar nichts zu bedauern gibt. Die Bibliothekarin, die mir den Satz sagt, hat nichts zu verstecken oder zu bedauern und ich merke: wer hier neu ist und mitmachen will, gewöhnt sich lieber an ein Zettelsystem. Also leihe ich mir, um mich zu gewöhnen, ein Buch aus, denn ich bin neu an der Universität Göttingen und will mitmachen im Seminar für Deutsche Philologie. Um nicht gleich als angeberischer Grobironiker dazustehen, verwerfe ich den Gedanken an Arno Schmidt und nehme mir stattdessen eine unauffällige graue Edition von Georg Wickrams ‚Irr reitenden Pilger‘ von 1556. Damit muss ich ein Stockwerk höher in die Bibliotheksverwaltung gehen und dort gibt es dann die Zettel zum Ausfüllen – und zwar zum Ausfüllen unter professioneller Aufsicht. „Beim ersten Mal schauen wir lieber immer noch einmal zu“, sagt mir eine gutgelaunte Bibliothekarin und schaut mir lächelnd über die Schulter, während ich versuche, die Signatur korrekt abzuschreiben. „Da“ – „Ahja“, jetzt habe ich es selbst gemerkt, gleich eine Ziffer vergessen, zum Glück ist die Bibliothekarin da! Mit dem Zettel und dem Buch geht es nun also wieder die Treppe hinunter zum Ausgang, wo mich eine weitere Bibliothekarin in einem Glaskasten erwartet. Sie muss das Buch jetzt „entsichern“.

Die Vorrichtung zum Entsichern der Bücher ist nicht, wenigstens nicht für mich erkennbar, an einen Computer angeschlossen. Sie ist aus militärgrünem Eisen (es ist bestimmt Eisen) und scheint autark zu operieren. Mir geht das Wort „Apparat“ durch den Kopf. In einer Arztpraxis hätte eine vergleichbare Vorrichtung mich zur Umkehr bewegt, aber hier schützt mich ja der Glaskasten und die Bibliothekarin hinter der Scheibe sieht nicht so aus, als würde sie Unbefugte in der Nähe des „Apparates“ dulden. Das mir vertraute System in den Hamburger Institutsbibliotheken lief über das Einscannen von Barco-

des, das mir vertraute Geräusch beim Ausleihen von Büchern war also ein dezenter Pieps. Der Pieps ist erfunden worden, um die mangelhafte Biologie des Menschen zu beschwichtigen, die es gern hat, wenn die Technik, die es eigentlich nicht nötig hat, noch einmal Bescheid gibt, das jetzt *wirklich* alles geklappt hat: „aaalles gut". Das Geräusch hingegen, das der „Apparat" erzeugt, ist schon deswegen etwas ganz anderes, weil es sich hörbar um eine technische Notwendigkeit handelt: ein entschiedenes metallenes SCHNAPP, das beim Anlegen des Buches an eine Metallkante entsteht und vermutlich ein in das Buch eingearbeitetes Magnetband so beeinflusst, dass beim Verlassen der Bibliothek kein Alarm ausgelöst wird. Der Pieps zeigt mitleidig auf das Mängelwesen Mensch, das SCHNAPP ist stolzer Ausdruck seiner Souveränität. Jedenfalls strahlt die Bibliothekarin am „Apparat" irgendwie aus, dass sie sich nicht vom Pieps erniedrigen lässt, sondern den SCHNAPP regiert. Zurück im Büro fühle ich mich seltsam verändert und denke: „*Wir* verwenden noch ein Zettelsystem".

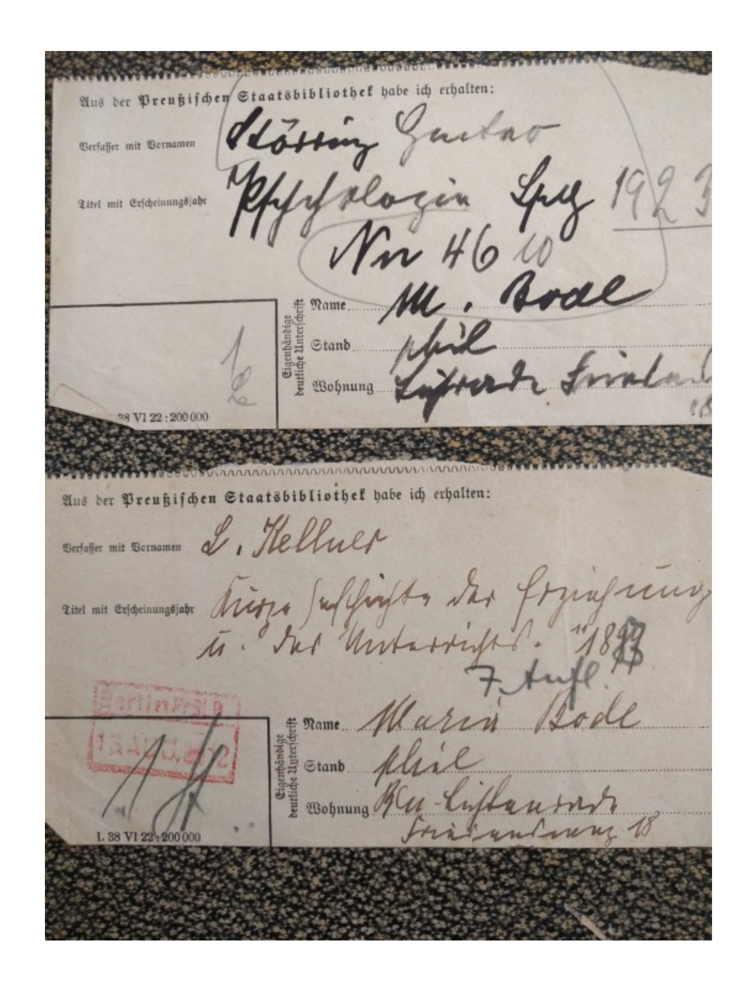
Christian Schmidt

25. 3. 2017

Zettelwirtschaft

Beim Aus- und Umräumen eines Bücherregals fällt mir das älteste Buch, was ich besitze, in die Hände. "Grundriß der Geschichte der Philosophie der Neuzeit" von Friedrich Ueberwegs, erschienen in Berlin, 1914. Es gehörte einst meiner Urgroßmutter väterlicherseits. Sie war eine der ersten Frauen, die an einer deutschen Universität studierten, und mein Vater schenkte mir das Buch, als ich im Jahr 2000 selbst anfing, Philosophie zu studieren.

An das Techniktagebuch denkend durchblättere ich das Buch auf der Suche nach einem Relikt alter Zeit und werde fündig: zwei Ausleihzettel der Preußischen Staatsbibliothek. Maria Bode ist meine Urgroßmutter.


Aus der Preußischen Staatsbibliothek habe ich erhalten:

Verfasser mit Vornamen

Titel mit Erscheinungsjahr

Eigenhändige deutliche Unterschrift

Name M. Bode

Stand phil

Wohnung

38 VI 22 : 200 000

Aus der Preußischen Staatsbibliothek habe ich erhalten:

Verfasser mit Vornamen L. Kellner

Titel mit Erscheinungsjahr

Eigenhändige deutliche Unterschrift

Name Maria Bode

Stand phil

Wohnung

L 38 VI 22 : 200 000

Fast ein Jahrhundert später sehen die Entleihzettel der Urururgroßenkelin so aus.

Konto

KJB Cowboy will nicht reiten	21.03.2017
KJB Tolle Nachbarn	21.03.2017
KJB Juli und das Monster	21.03.2017
HB Anna Apfelkuchen	21.03.2017
KJB Kleiner blauer Pinguin	21.03.2017
KJB Komm mit zu Pettersson und	21.03.2017
KJB Ein Geburtstagsfest für Lie	21.03.2017
KJB Urmel und die Schweinefee	21.03.2017
KJB Pino Pfote - Ab die Post!	21.03.2017
KJB Timo und Matto wollen nicht	21.03.2017

Kontostand: 0,00

Gesamt entliehen: 10

Stadtbücherei

Ausgeliehen wird über ein computererfasstes Konto und Barcodes auf den Büchern und auf der Bibliothekskarte.

Diese läuft auf meinen Namen, wir benutzen sie aber nur, um alle vier Wochen eine Tasche voller Kinderbücher auszuleihen, bis das Kind selbst alt genug ist für einen eigenen Ausweis.

Eigentlich brauchen wir den Zettel nicht, er dient uns nur als Erinnerung und Nachhaltenotiz, welche Bilderbücher wir gerade zu Hause haben. Was wir entliehen haben, ist im Computer der Bücherei gespeichert. Ich muss beim Entleihen und Zurückbringen daher nicht einmal notwendigerweise den Ausweis mitbringen.

Angela Heider-Willms

25. März 2017

Das Wesentliche ist für das Smartphone sichtbar. Oder?

Es ist 11 Uhr morgens, Angela und ich stehen auf der Lohmühlenbrücke in Berlin und schauen auf unsere Handys. Ich aus Pokémongründen, Angela beantwortet eine Mail. Ein Fahrradfahrer hält vor uns: "Sucht ihr was?" Wir verneinen. "Ich hab einen sitzen, aber ich würd euch helfen!", sagt er. "Sucht ihr wirklich nichts?" Nein, wir suchen wirklich nichts.

Wir sind nicht mehr in dem Alter, in dem einem die Männer ins Bett, und noch nicht in dem Alter, in dem sie einem über die Straße helfen wollen. Wovon mag der Fahrradfahrer gedacht haben: "Das finden die doch nie mit ihren Smartphones"? Es kann eigentlich nur der heilige Gral gewesen sein. Und jetzt ist die Gelegenheit vorbei.

Kathrin Passig

27. März 2017

Digitale Feuerstättenschau unter Zuhilfenahme von Hokuspokusmathematik

Im Treppenhaus hängen seit Wochen zwei Zettel. Der eine kündigt die "Feuerstättenschau" an, der andere die Immissionsschutzmessung und CO2-Messung, mit freundlichem Gruß von meinem bevollm. Bezirksschornsteinfeger, Adresse, Festnetznummer.

Und dann wird die Feuerstätte beschaut:



Das Gerät ist magnetisch und hält sich selbstständig an der Metallhülle meiner Gastherme fest. Oben steckt ein Fühler im Rohr. Ich frage den Mitarbeiter meines bevollm. Bezirksschornsteinfegers, wie man diese Messung denn früher durchgeführt hat, bevor es solche Geräte gab.

„Na ganz früher gar nicht. Später hatte man dann so ne Flasche, da war irgendwas drinne, dann hat man das geschüttelt, und dann konnte man da so ungefähr das Kohlenmonoxid ablesen."

In den achtziger Jahren sei das wahrscheinlich gewesen. Mehr wisse er dazu auch nicht, es sei in seiner Ausbildung nicht vorgekommen, er habe nur mal davon gehört.

Ich frage, wie das Gerät funktioniert. Wie zählt der Fühler die 60 ppm Kohlenmonoxid ab, die er gerade anzeigt? – Gar nicht. Da sind so Messzellen drin und die erkennen irgendwie "anhand der Veränderung von Spannung etcetera, wie viel Kohlenmonoxid da aufschlägt. Temperaturfühler, pipapo, und dann Hokuspokus, Mathematik, sagt er einem das". Die Messzellen muss man regelmäßig tauschen, sie verbrauchen sich. Und zweimal jährlich müssen die Geräte an eine Messstelle abgegeben werden, ob sie auch ordentlich geeicht sind.

Nach fünf Minuten ist die Feuerstelle fertig beschaut.

Er: So, Sie haben da 64 ppm Kohlenmonoxid und Sie dürfen 1000, also selbst wenn Sie sich damit umbringen wollten, würdet nich jehn, das ist ja schon mal gut . . . Außer natürlich Sie wollen. Dann ist es weniger gut.

Ich: Ich wollt grad sagen!

Er: Naja, da gibt es ja noch genügend andere Möglichkeiten.

Ich: Beratung durch den Fachmann, immer eine schöne Sache.

Er: Dann wünsch ich einen schönen Tag noch!

Kathrin Passig

27. März 2017

Urlaubsfoto mit dem unsichtbaren Tier

Ich bleibe mit dem Fahrrad stehen, um ein Lapras zu fangen. Ein Lapras ist ein großes, seltenes, begehrtes Pokémon. Ein ins Handy schauender Mann kommt auf mich zu, bleibt stehen und unsere Blicke begegnen sich. Meistens

meide ich den Blickkontakt zu mutmaßlichen anderen Pokémonisten, aber hier haben wir gemeinsam etwas zu feiern und ich lächle ihn provisorisch an. Man kann etwas Verbindendes in solche Blickwechsel hineinlesen, aber auch "du bist ein Idiot, ich bin ein Idiot, wir wissen es alle". Ich wende mich wieder meiner Fangtätigkeit zu. Neben mir redet der Mann auf Spanisch mit einer Frau, ich verstehe nichts, die meisten Sätze enden auf "Lapras".

Die Frau macht ein Foto vom Mann, der vor einem Baum posiert, neben dem für ihn und mich unsichtbaren, nur durch die Kamera erkennbaren Pokémon. Er strahlt und legt dem Lapras die Hand auf den Kopf, so deute ich seine Haltung jedenfalls. Ich hatte es mir größer vorgestellt, mindestens zwei Meter hoch, denn so sieht es aus, wenn man es in der Pokémon-App spazierenführt. Der Spanier hält die Hand aber nicht einmal schulterhoch. Vielleicht war es ein sehr kleines Lapras, ich weiß es nicht, mir ist der Fang misslungen.

Jedenfalls ist es das erste Mal, dass ich jemanden in seinem Privatleben das praktizieren sehe, was bei Filmdreharbeiten normal geworden ist: Wesentliche Elemente des Bilds sind zum Zeitpunkt der Aufnahme gar nicht oder nur durch das Aufnahmegerät zu sehen. Alex Matzkeit hat das neulich mal zusammengefasst:

> Aktuelle VFX-Reels, wie diese von *Fantastic Beasts* und *Rogue One* zeigen jedoch auch, dass in großen Fantasy-Filmen kaum noch etwas von dem wir sehen, tatsächlich abgefilmte Realität ist. Lev Manovichs These, die vor 10 Jahren noch sehr heftig umstritten war, hat sich also völlig bewahrheitet: "Cinema can no longer be clearly distinguished from animation. It is no longer an indexical media technology but, rather, a subgenre of painting."

Fotografie wohl auch. Aber wahrscheinlich haben aufmerksame Medienwissenschaftler das spätestens im Zusammenhang mit Snapchat schon bemerkt und aufgeschrieben und ich weiß nur noch nichts davon.

Kathrin Passig

März 2017

Astronautenkatzen

Wir haben zwei Katzen. Wer Katzen hat, weiß, warum sich Katzen und Kinder manchmal ausschließen: Sowohl die einen als auch die anderen erfordern ungeteilte Aufmerksamkeit.

Eine der Katzen ist krank und braucht ein spezielles Futter, zudem frisst sie langsam und mäkelig. Die andere arbeitet nach dem Staubsauger-Prinzip: Alles Essbare wird weggesaugt. Das ist im normalen Leben handhabbar, mit einem komplizierten Ballett aus Fütterungsorten, geschlossenen Türen und verabreichten Mengen, das Ganze implodiert im Urlaub, wenn eine freundliche Studentin die Fütterung übernimmt. Die kommt morgens und abends, stellt das Futter hin, der Staubsauger erscheint und frisst fröhlich vor sich hin, die scheue Katze kommt später und muss die Reste nehmen. Die einfache Gleichung hier ist, die erste Katze so zu überfüttern, dass für die andere Katze genug übrig bleibt.

Und nach zwei Wochen erwarten dann ein dicker Staubsauger und eine deutlich magere scheue Katze die heimkehrenden Besitzer. Das Verhältnis dann wieder umzudrehen dauert und ist nervtötend: Jammernde Katzen muss man erst einmal aushalten.

Jetzt ist die scheue Katze operiert worden, und die Probleme sind noch größer: Sie frisst nur in kleinen Mengen, aber zig-mal am Tag.

Im Wartezimmer des Tierarztes blättere ich die ausliegende Presselandschaft durch und stoße auf eine Anzeige: “SureFeed”, ein chipgesteuerter Futterautomat. Allein schon aus Chronistenpflicht dem Techniktagebuch gegenüber werden sofort zwei davon bestellt und in Betrieb genommen.



Im Prinzip ist das Gerät ein Futternapf, über dem ein luftdichter Deckel liegt, der motorisch gehoben und gesenkt werden kann, und ein Rahmen, in dem Lichtschranken und ein RFID-Leser befestigt sind.

Der Grundgedanke ist: Alle Katzen aus Tierheimen sind per RFID gechippt, wenn so ein gechipptes Tier den Kopf in den Rahmen steckt, die Lichtschranken verdeckt und der Chip erkannt wird, öffnet sich die Klappe, bei einem nicht erlaubten Chip bleibt die Klappe geschlossen.

Anlernen der Geräte ist einfach: Deckel aufmachen, Futter reintun, einen Knopf drücken und warten, daß das richtige Tier seinen Kopf zum Futter streckt. Das Blinken einer Leuchtdiode signalisiert, dass ein RFID-Chip erkannt wurde, und zur Bestätigung schließt sich die Klappe, wenn das Tier die Lichtschranke verläßt. (Für Tiere ohne Chip liegt ein RFID-Halsbandanhänger dabei)

Nun sind Katzen neugierig UND scheu, deswegen gibt es einen Trainingsmodus: Ist der aktiviert, bewegt sich die Klappe bei Annäherung eines Tieres nur ein klein wenig und in den weiteren Trainingsstufen immer mehr, um die Tiere dran zu gewöhnen.

Hat man die Tiere dran gewöhnt, funktioniert das Ganze perfekt: Jedes Tier erreicht nur das für es bestimmte Futter, und zu den Zeiten, in denen es fressen will. Die Geräte sind erstaunlich „vandalensicher“, nach einigen erfolglosen Kratzern und Blessuren gibt der Staubsauger es auf, irgendwie an das Futter der scheuen Katze zu kommen.

Ein kleiner Nachteil: Katzen SIND neugierig, und mittlerweile hören wir nachts mehrfach das Geräusch der sich öffnenden und schließenden Klappe, auch wenn das Futter längst alle ist.

Und einen Verbesserungsvorschlag für die Firmware hätte ich: Eine Einstellung, die besagt: „Klappe für das richtige Tier öffnen, aber erst in 12 Stunden“. Dann hätte man das Problem der Kurzzeitfütterung für einen Tag auch gleich erschlagen.

Wolfgang Kunckel

23.–29. März 2017

Sag's Wien – talk to the hand?

23. März: Spätabends auf dem Heimweg bemerke ich zum wiederholten Mal, dass in der Mitte des Parks vor unserem Haus eine zusätzliche Straßenlampe die Lichtsituation deutlich verbessern würde. Ich beschließe, die neue App der Stadtverwaltung auszuprobieren, um mein Anliegen einzubringen, mache ein Photo von der Situation und erstelle ein Ticket.

24. März: Schon vor 8 Uhr teilt mir die App mit, dass mein Anliegen an die zuständige Abteilung weitergeleitet worden sei. Na schau, das ging ja schnell, denk ich mir.

29. März: Die zuständige Fachabteilung (MA 33, mit dem herzigen Vulgo-Namen „Wien leuchtet") schließt mein Anliegen, mit der Stellungnahme:

> „Die Hauptwege am [Platz] sind beleuchtet. Der Bereich in der Mitte (Fußballkäfig bzw. Kinderspielplatz) wird von der MA 33 nicht beleuchtet."

Ja. Eh. Genau das hätte ich ja gerne geändert. Oh well.

Mein Learning daraus: Bei fast schon klischeehaftem Hilfsbereitschaftsmangel von Behördenseite hilft auch moderne Technik zur Vermittlung nicht.

Lukas Daniel Klausner

März 2017

Die Fahnenkorrekturen

Ich habe die Fahnen eines Buchs, das ich mit übersetzt habe, als PDF bekommen. Wie bei jedem Buch seit 2007 lege ich ein Google Doc an und schreibe hinein:

> Seite 91, elfte Zeile von unten: "zu ändernder Text" → "neuer Text"

Ich habe schon ab und zu versucht, das PDF direkt zu kommentieren. Aber das ist mit Preview am Mac unübersichtlich und die voreingestellte Kommentarschriftart ist Comic Sans. Außerdem bin ich bei kommentierten Dateien nicht sehr zuversichtlich, dass die Empfänger meine Anmerkungen in anderer Software auf anderen Systemen überhaupt sehen können. Ich habe schon zu viel Lebenszeit damit zugebracht, Kommentare einzeln per Copy&Paste wieder aus Dateien zu extrahieren und auf anderen Wegen zu übermitteln.

Im Verlag werden meine Änderungswünsche, soweit ich weiß, mit Bleistift in eine Papierversion der Fahnen übertragen, zusammen mit den – vermutlich in einer weiteren Papierversion vorliegenden – Änderungswünschen meines Mitübersetzers. Dann geht diese Papierversion zurück an die Person, die aus unserem RTF-Dokument das PDF erstellt hat. Die Änderungen werden umgesetzt, danach bekommen wir die Fahnen ein zweites Mal und können nachsehen, welche neuen Probleme durch den Einbau entstanden sind.

Früher hat mich das alles geärgert. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt und außerdem aus dem Techniktagebuch gelernt, dass Umständlichkeit weniger eine objektive Eigenschaft von Praktiken ist als eine Interpretation, die von individuellen Vorlieben und der um die jeweilige Praktik herum aufgebauten Lebensweise abhängt. Ich bin ein buddhistischer Mönch und fege den Tempel mit einem Besen, der nur ein einziges Haar hat. Sobald es mir gelingt, die Aufgabe mit der vollständigsten Gemütsruhe auszuführen, endet dieses Level und die Verlage schwören dem Bleistift ab. Danach kommt irgendetwas anderes.

Kathrin Passig

31. März 2017

Alles auf Papier

Gerade habe ich einen Techniktagebucheintrag von Kathrin Passig zum Thema antediluviale Praktiken der Fahnenkorrektur in Buchverlagen gelesen. Alles auf Papier! Gleich danach habe ich zum Feuilleton der Süddeutschen gegriffen, ein Artikel über die Befreiung der Architektur durch das neue Baurecht. Die illustrierenden Fotos waren zu klein (Morgenaugen!), also habe ich versucht, sie mit zwei Fingern größerzuziehen. Alles auf Papier!

Marcus Karl Gärtner

1.4.17

Das andere Links

Wir umzughelfen, und beim Schrankaufbau ergeben sich Unklarheiten.

A: “Wie rum muss man denn das drehn?”

K: “Im Uhrzeigersinn!”

A: “Uhr-zei-ger-sinn! Ich hab ne Digitaluhr, seit ich denken kann!”

Kristin Kopf

7. April 2017

Scannen als Passion

„Der neue Buchscanner ist da!“, ruft verheißungsvoll ein mit Tesa an der Wand befestigtes Blatt, das eine Kurzbedienungsanleitung präsentiert und inzwischen selbst gar nicht mehr ganz so neu aussieht. Da für mich dennoch alles hier neu ist, freue ich mich trotzdem und lese mit hermeneutischer Finesse das implizierte „. . . na endlich, Gott, was für eine Erlösung!“ gleich mit, sodass mir die Wahl zwischen den zwei Geräten nicht schwer fällt. Der „neue

Scanner“ ist kompakt. Er steht auf einem Tisch, verfügt über einen Vorschaubildschirm und lässt sich über ein separates kleines Touchdisplay steuern. Der Nutzer nimmt auf einem stoffbezogenen Stuhl Platz, darf zwischen verschiedensten Scanqualitäten und Dateiformaten wählen, sich die Ergebnisse direkt per Mail zusenden lassen oder sie auf einem USB-Stick speichern. Der alte Scanner hingegen hat die Ausmaße jener hochberühmten Helden der Vorzeit, von denen Moses spricht, und ist wahrscheinlich (bestimmt!) vollständig aus Eisen, er lässt sich nur im Stehen bedienen und wenn es hart auf hart kommt, rechne ich mir keine Chancen aus. Und er heißt „book2net Kiosk“.

Mein Ziel (der Nutzer hat inzwischen auf einem stoffbezogenen Stuhl Platz genommen) besteht darin, ein seit längerem vergriffenes Reclam zu digitalisieren. Es ist die Textgrundlage für mein literaturwissenschaftliches Seminar in diesem Semester und sollte möglichst bald verfügbar sein. Also los, „neuer Scanner“! Haptik, Sound und Lichteffekte wirken soweit in Ordnung. Man löst den Scan durch mittleren Druck auf einen Knopf neben dem Display aus. Dann läuft hurtig, begleitet von einem *sieeeeeps*, von links nach rechts ein Streifen Licht über die Seiten – und schon erscheint das hochgradig verpixelte Vorschaubild, auf dem … keinerlei Text zu erkennen … hm. Nach einigen Versuchen, Geduld, Geduld, erinnere ich mich an die verheißungsvolle Kurzbedienungsanleitung. Der Trick besteht darin, das Vorschaubild, das offenbar nur eine Art Vorschaubildvorschaubild ist, über die Funktion „Lupe“ zu überprüfen. Dann ist zu erkennen, ob die Scans geglückt sind. Und wirklich, wie raffiniert! Unter der „Lupe“ sieht es plötzlich sehr gut aus. Ich werfe einer Studentin, die den Raum betritt, einen vielleicht etwas zu begeisterten Blick zu, der soviel wie „Vorschaubildvorschaubild!“ zum Ausdruck bringt, woraufhin sie den Raum relativ zügig wieder verlässt. Nach ca. 12 Minuten schaue ich stichprobenartig noch einmal nach, und ja, das ist doch gar nicht schlecht – einige wenige Scans sind tatsächlich geglückt.

Leider habe ich mir über die Jahre ein hypersensibles philologisches Gewissen antrainiert und immer wenn ich „reicht das nicht?“ denke, straft es mich mit Empfindungen, die ich aus Scham nicht näher beschreiben möch-

te. Wir handeln aus, dass ich wenigstens den Scanner wechseln darf. Und so trage ich mein Reclam wie ein (kleines, gelbes, federleichtes) Kreuz aus dem Raum, kehre dem „neuen Scanner“ mit Verachtung den Rücken, halte gebührenden Abstand zu „book2net Kiosk“, verlasse die Seminarbibliothek und suche das Kulturwissenschaftliche Zentrum auf.

Der kleine Scanner im Eingangsbereich der Bibliothek ist, glaube ich, tatsächlich neu. Er tut in etwa das, was der „neue Scanner“ tut, nur alles eine Nummer sanfter und vernünftiger. Man löst den Scan durch eine in die Buchauflagefläche eingelassene Leiste aus, die bereits auf leichten Druck reagiert, es gibt kein enervierendes *sieeeeeps* und keine kitschige Lichtshow, nur ein kaum hörbares *zik*, wenn die Kamera auslöst. Und das Vorschaubild ist ein Vorschaubild. Und es läuft sehr gut. Bis ich ein Drittel des Buches gescannt habe. Dann setzt der gefürchtete Reclam-Effekt ein: Das Buch ist sehr klein und vergleichsweise eng gebunden, sodass es von beiden Seiten mit den Fingern aufgehalten bzw. gezogen werden muss. Das irritiert den Buchscanner, der nun permanent Bilder produziert, die nur zu ca. 20% aus Buch und zu 80% aus Auflagefläche und meinen Händen bestehen. Zum Glück gibt es dafür eine technische Lösung, die nicht nur von bestechender Einfachheit und äußerst kostengünstig, sondern auch mit allen marktgängigen Buchscannern kompatibel ist: Eine transparente Plexiglasplatte. Man legt die Plexiglasplatte auf das Buch, sodass sie die Seiten gleichmäßig aufdrückt und der Scanner sich nicht über unappetitliche Menschenhände ärgern muss. Also gehe ich rasch zur Theke, um mir die Plexiglasplatte … haben sie nicht? Ah …

Es bleibt immerhin noch eine Option, die allerdings nur den Schwarzgürtelträgern unter den Buchreproduzenten zu empfehlen ist: Wildes Herumprobieren mit unterschiedlichsten Hand-Buch-Kombinationen. Ohne erkennbares Muster klappt es nach vier bis sechs Versuchen pro Doppelseite. Meistens. Gut nur, dass sich die Fehlversuche vergleichsweise einfach ersetzen lassen. Nach ca. 35 Minuten, einigen Krampfpausen und mühsam unterdrückten Tränen erreiche ich das lang ersehnte Literaturverzeichnis. Letzter Scan: *zik*. Es ist vollbracht. Nun speichere ich die Datei als Multipage-PDF

und mir entfährt ein Lachen – ein Lachen in eindeutig inakzeptabler Lautstärke. Leider hat es keinen triumphierend-irren, sondern einen verzweifelt-irren Charakter. Wäre der Scanner ein Schäferhund, so würde er mich jetzt anpinkeln. Er sagt: „Fehler beim Speichern der Datei".

Erniedrigt und mit gebrochenem Willen krieche ich in die Seminarbibliothek zurück und stelle mich, es ist ohnehin alles egal, vor den archaischen „book2net Kiosk". Auch hier ist die Auslöseleiste in die Buchauflagefläche integriert, aber sie ist kalt, weil sie aus Metall ist. Man muss sie ziemlich weit hinunterdrücken, es gibt ein leichtes Quietschen und zuweilen federt sie als SCHNAPP zurück. „book2net Kiosk" scannt nicht, er äugt. Es ist ein schlafender Zyklop, der bei Druck in die Leistengegend für kurze Zeit surrend sein Auge öffnet. Dann fällt Licht auf das Buch. Dann erlischt es. Dann geschieht einige Sekunden lang nichts. Und dann erscheint auf dem Bauch des Riesen, jedes Mal, ohne Ausnahme, eine sauber aufgenommene Doppelseite.

Christian Schmidt

Frühjahr 2017

Die Müdigkeitserkennung erkennt etwas

Die Mutter berichtet: Sie sei mit einem befreundeten Paar im Auto mitgefahren. Schon nach den ersten paar Minuten habe das Auto dem Fahrer vorgeschlagen, doch anzuhalten, eine Pause zu machen und Kaffee zu trinken. Der Fahrer habe das natürlich abgelehnt, das Auto habe es aber bis zum Ziel immer wieder vorgeschlagen.

Das Auto hat eine Müdigkeitserkennung, ein auch Aufmerksamkeits-Assistent genanntes System, von dem ich jetzt zum ersten Mal erfahre, obwohl es schon seit ungefähr 2008 auf dem Markt ist.

Die Theorie des Fahrers: Der Müdigkeitssensor misst, wie fest man das Lenkrad greift, und er als ehemaliger Berufskraftfahrer hält es nicht so fest wie seine Frau, deren Fahrweise das Auto noch nie beanstandet hat.

Meine Theorie, nachdem ich nachgelesen habe, wie die verschiedenen Systeme funktionieren, und dabei nichts über die Festigkeit des Griffs am Lenkrad gefunden habe, wohl aber manches über Lenkfehler und ruckartige Korrekturen: Der Fahrer ist 77 Jahre alt, und eventuell hat das Auto etwas bemerkt, von dem die drei Menschen im Auto noch nichts wissen oder wissen wollten.

Kathrin Passig

April 2017

Wenn irgendwer dreimal klingelt

Während ich unter der Dusche stehe, klingelt es unerwartet an der Tür. Ich will mich erst beeilen, dann aber doch nicht, denn ich denke mir, ich kann ja später in Ruhe nachschauen, wer geklingelt hat.

Nach dem Duschen und Abtrocknen laufe ich also zur Gegensprechanlage und schaue einige Sekunden lang zunehmend konsterniert darauf, bis mir bewusst wird, dass ich die „Klingelhistorie“ (analog zur Anrufhistorie auf dem Telefon) suche. Die es aber ja (noch?) gar nicht gibt.

Novemberregen

Frühjahr 2017

Datentarife sind wie Socken geworden

Konstantin, 8. Klasse Realschule: Wenn man ein Handy irgendwo auf dem Schulgelände benutzt, kriegt man es abgenommen. Das Schulgelände ist nicht wirklich klar definiert, teilweise nehmen einem die Lehrer auf dem Edeka-Parkplatz das Handy ab. Und wenn einem das Handy abgenommen

wird, müssen es die Eltern im Sekretariat mit einem Gespräch mit dem Lehrer wieder holen. Man kriegt's auch abgenommen, wenn man es in dem Moment gar nicht benutzt, manchen Lehrern reicht der Umriss in der Hosentasche.

Kathrin: Wie oft kommt das vor, dass die Eltern einbestellt werden, um das Handy wieder auszulösen?

In unserer Klasse ist es relativ untypisch, dass jemandem das Handy abgenommen wird, weil die halbwegs intelligent sind, aber es gibt andere Klassen, da kommen die Eltern zweimal pro Woche rein. Der Lehrer darf das Handy maximal bis Schuljahresende behalten.

Die Leute bringen aber doch wahrscheinlich alle ihre Handys mit in die Schule, weil man braucht's ja im Schulbus, oder?

Zum Beispiel. Oder um die Uhrzeit nachzuschauen, weil Uhren sehen die Lehrern in Exen nicht gerne. Weil es mittlerweile so moderne Uhren gibt, dass man darauf Nachrichten speichern kann. Es gibt Lehrer, die verbieten Uhren in Schulaufgaben und in Exen, und zwar alle Uhren. Weil du kannst auch zwischen Uhr und Hand einen Zettel reinschieben.

Und was machen die Leute dann tagsüber mit dem Handy?

Meistens in der Schultasche verstecken, oder in der Jackentasche, aber das ist halt riskant. Es gibt Deppen, die wenn sie krank sind oder "krank", dann gehen sie in den Stunden, wo die Lehrer eh schon ekelhaft auf Handys reagieren, in die WhatsApp-Gruppe und machen einen Gruppenanruf. Dann fangen ganz viele Handys gleichzeitig an zu vibrieren und zu summen.

Wenn man jetzt ein Nonsmartphone hätte, das wirklich nur telefonieren kann, wäre dann irgendwas anders oder ist das egal? Gilt das für alle Handys?

Das könnte ja böses Internet enthalten! Das müssen wir unbedingt konfiszieren.

Gibt's überhaupt noch Leute, die so was haben?

Ja, manche. Ich hab einen in der Klasse, der benutzt es. Aber ich weiß auch nicht, wieso. Die meisten benutzen es eh nur, um in soziale Medien reinzukommen.

Was macht man, wenn man in der Schule mal kurz irgendwas am Handy machen will?

Aufs Klo gehen ... was kann man noch machen ... man geht raus in den Pausenhof und stellt sich in einen Busch rein. Es gibt an einer Stelle so einen Busch, da kann man sich untendrunter in den Busch reinzwängen und innen ist der Busch hohl. Dann gibt's einen Schüler, der macht es ganz raffiniert: Der hat eine Handyhülle, die genauso aussieht wie seine Pulloverfarbe. Der hat immer denselben Pullover an, der hat da eine Tasche, da braucht er es nur reinzustecken, und das kann auch zur Hälfte rausgucken und du siehst es nicht. Du musst erst ganz nah hingehen. Unsere Schule besteht aber halt hauptsächlich aus Stahl. Da hast du fast keinen Handyempfang. Es reicht aber, um aus dem Biosaal den Pokéstop am Kreisverkehr zu erreichen.

Wie ist es aktuell mit Datentarifen? Haben die Leute inzwischen mobiles Internet?

Ja, zwischen 100 MB und 12 GB. Die meisten sind so zwischen 2 und 8 GB.

Ist das was, was die selber zahlen müssen? Oder zahlen das die Eltern?

Da muss ich dich empört angucken. Welches Kind zahlt denn sein Handy selbst!

Ja, Handy, ok. Aber 12 GB kosten so zwischen 15 und 30 Euro, das ist schon was, was man im Prinzip vom Taschengeld bezahlen könnte. Oder ist Taschengeld generell abgeschafft worden?

Taschengeld ist mehr so für “ich kauf mir irgendwelchen Müll”, also so was wie bunte Haarreifen.

Also Datentarif ist eher so was wie . . . Schuhe oder so? Wo es klar ist, dass das die Eltern zahlen müssen?

Schuhe sind ein ganz spezielles Thema!

Ok, lassen wir vielleicht mal die Schuhe, aber sagen wir . . . Socken.

Ja, genau. Datentarife und Handys sind wie Socken geworden.

Konstantin Passig

23. April 2017

Ist mir doch egal, ob Google weiß, wo ich bin. Meine Frau soll’s nicht wissen

Sergio Maldini (in einem Gespräch über Familienaccounts): . . . Apps, wo du gegenseitig den Standort anschauen kannst. Das findest du normal. Für mich ist das eine grässliche Vorstellung.

Kathrin Passig: Ich glaub auch, dass vieles von dem, was als Familien-Sicherheits- und Fürsorgetools beworben wird, “immer sehen, wo deine Lieben sind”, dass es da in Wirklichkeit und als Hauptkaufanreiz um Fremdgehkontrolle geht. Ich frag mich, wie viele Leute wohl allgemeine Datenschutzbedenken vortragen – dass sie nicht vom Staat oder von Google oder Amazon ausspioniert werden wollen – und das aber eigentlich nur machen, um im Schatten dieses Arguments denken zu können “ich will nicht, dass meine Freundin, mein Freund, mein Mann immer weiß, wo ich bin”. Weil du kannst ja schlecht sagen “ich bin da im Prinzip dafür, ich will nur nicht, dass *du* es weißt”. Das wird dann schwierig.

Sergio: Genau das hat ein Freund von mir gesagt: “Ist mir doch egal, ob Google weiß, wo ich bin. Meine Frau soll’s nicht wissen.”

Kathrin: Ok, aber das hat er zu dir gesagt, Zu seiner Frau wird er sagen: “Google soll’s nicht wissen.”

Sergio: Ja, das stimmt wahrscheinlich.

Kathrin Passig / Sergio Maldini

26. April 2017

Kurz vor der Rückkehr der Schellackplatte

Das habe ich seit Jahrzehnten nicht mehr gesehen: Im Supermarkt am Stadtrand von Edinburgh gibt es Vinylplatten, zwei Regale voll:



Aufkleber oben rechts auf dem Pappaufsteller: “More available in CD aisle”. Das heißt nicht, wie ich zuerst annehme, “auf CD gibt es übrigens viel mehr Musik als auf Vinyl”, sondern: Im CD-Regal befinden sich weitere

Schallplatten. Ganz rechts oben im Bild der Beweis, dass wir uns nicht in den frühen 90er Jahren aufhalten. Solche Displays gab es damals noch gar nicht.



Einige dieser Platten kenne sogar ich, es ist also ausgeschlossen, dass Vinylhipster die Zielgruppe sind. Es sei denn, hinter meinem Rücken ist gerade ein neuer Normcore-Vinylhipstertrend beschlossen worden.

So sieht das Einkaufszentrum von außen aus:



Kann also sein, dass ich in eine Zeitmaschine geraten bin. Andererseits gibt es darin auch schon Handys zu kaufen.

Kathrin Passig

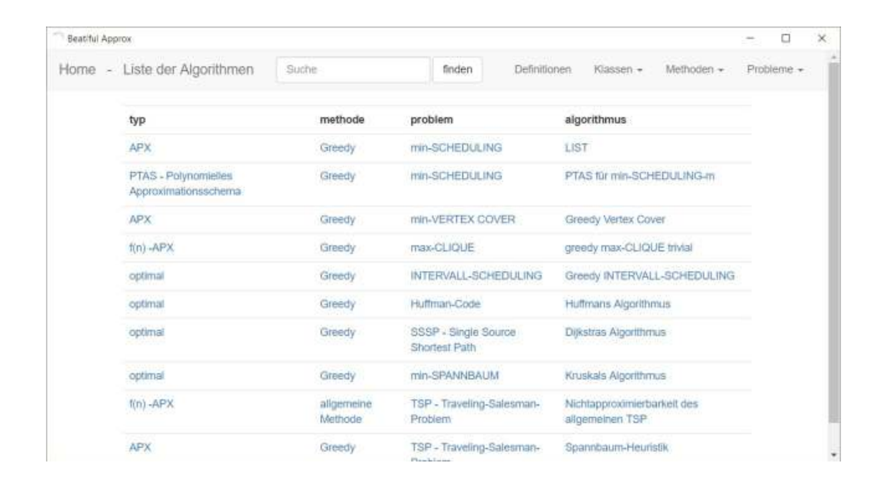
April 2017

Wir müssten lernen

Ich muss für eine Klausur lernen und weiß, dass es eigentlich aussichtslos ist. Für das schwerste Fach meines Informatik-Studiums (Approximationsalgorithmen) habe ich während des Semesters fast gar nichts getan, ich bin (wie alle meine Freunde) durch die Erstklausur gefallen und es ist drei Tage vor der Zweitklausur.

C., der die Klausur auch schreiben muss (oder möchte, es ist ein Wahlpflichtfach, dessen endgültiges Nichtbestehen keine Konsequenzen hat, außer dass man etwas anderes dafür belegen muss), bemerkt beim wiederholten Durchgehen der Themen, dass sich die Inhalte in drei Kategorien aufteilen lassen: Allgemeine Definitionen, abstrakte Probleme (wie das Bin-Packing) und Algorithmen zu deren Lösung. Je weiter die Vorlesung voranschreitet, desto besser wird der Approximationsfaktor der Algorithmen, aber die gleichen Probleme werden immer wieder aufgegriffen. C. schreibt die Zusammenhänge auf und sieht, dass Begriffe erwartungsgemäß mehrfach vorkommen – also zum Beispiel verschiedene Algorithmen zur approximativen Lösung des Traveling Salesman Problem.

Er erklärt uns, dass das Lernen ganz einfach wäre, würde man nur das ausführliche Skript der Dozentin in eine Form überführen, in der diese Relationen offensichtlich sind. C. beginnt in Django (weil er damit kurz vorher in seinem Job gearbeitet hat) eine Web-App zu schreiben, die diese Idee umsetzt. Über eine Web-Oberfläche lassen sich Texte eingeben, die den oben genannten Kategorien zugeordnet werden können. Dann lassen sich «Zeilen» generieren, als Einheiten von Oberthema, Definition, Algorithmus und Problem. Diese kann man durchblättern und den Links zu den jeweiligen Definitionen folgen. Später kommt noch eine Volltextsuche. Ich entgegne, dass das Ganze auch in ein Wiki eingetragen werden könnte, C. entgegnet verschiedene «ja, aber!».



typ	methode	problem	algorithmus
APX	Greedy	min-SCHEDULING	LIST
PTAS - Polynomielles Approximationsschema	Greedy	min-SCHEDULING	PTAS für min-SCHEDULING-m
APX	Greedy	min-VERTEX COVER	Greedy Vertex Cover
f(n) -APX	Greedy	max-CLIQUE	greedy max-CLIQUE trivial
optimal	Greedy	INTERVALL-SCHEDULING	Greedy INTERVALL-SCHEDULING
optimal	Greedy	Huffman-Code	Huffmans Algorithmus
optimal	Greedy	SSSP - Single Source Shortest Path	Dijkstras Algorithmus
optimal	Greedy	min-SPANNBAUM	Kruskals Algorithmus
f(n) -APX	allgemeine Methode	TSP - Traveling-Salesman-Problem	Nichtapproximierbarkeit des allgemeinen TSP
APX	Greedy	TSP - Traveling-Salesman-	Spannbaum-Heuristik

Einen ganzen Tag (den vorletzten) verbringen wir bei mir daheim zum «Lernen». Während C. immer weitere Features einbaut und das Ganze immer Wiki-ähnlicher macht, versuche ich, kleine Häppchen aus dem Skript in eine verständliche Form zu bringen. Ich bin sehr beeindruckt, wie schnell und – von außen betrachtet – einfach Django solche Projekte ermöglicht und wie gut C. das alles kann.

Weil wir keine Ahnung von Web-Servern haben, läuft die App immer auf dem Test-Server, der explizit nicht für den Dauergebrauch empfohlen ist (so sagt C.). Dieser Server läuft auf seinem Notebook, und ich kann auch von meinem Notebook darauf zugreifen. Nachdem wir halbherzig ein paar Definitionen in die Datenbank eingetragen haben fällt uns auf, dass ich nicht weiterarbeiten kann, wenn C. daheim ist. Man müsste es also hinkriegen, die App auf meinem Raspberry Pi, der per DynDNS immer erreichbar ist, zu starten. Dafür wäre aber Python 3.5 nötig, das hat der Raspberry aber nicht, vieles geht schief, und wir wissen beide nicht so ganz genau, was wir tun. Am nächsten (letzten) Tag läuft es schließlich auf dem Raspberry, aber nur, so lange die SSH-Sitzung, mit der es gestartet wurde, nicht geschlossen wird

– die genau dann, als C. von daheim arbeiten möchte, abbricht. Da es inzwischen so spät ist, dass an ein Lernen des Aufgeschriebenen sowieso nicht mehr zu denken ist, ist das nicht mehr so wichtig.

Als C. das Programm zur Klausureinsicht der Dozentin vorführt, ist sie zwar gerührt, empfiehlt aber, in Zukunft doch einfach zu lernen. Natürlich sind wir beide durchgefallen.

Franz Scherer

Etwa 2007 – 2017

Die Konvertitin

Ich weiß nicht mehr, wann es den ersten eBook-Reader gab, aber ich weiß noch, dass ich das Unterfangen, Bücher auf einem elektrischen Gerät statt auf Papier zu lesen, völlig absurd fand. Und nicht nur absurd, sondern sogar auch schlecht. Unästhetisch. Kulturlos. Schließlich hatte ich im Flur eine Bücherwand, die mich mit gewissem Stolz erfüllte und die Besuchern einen weiten Teil meiner Gedankenwelt präsentierte. Und sowieso, fand ich, wären natürlich Haptik und Geruch von Papierbüchern unersetzlich.

Nun ist aber irgendwas in den letzten schätzungsweise 10 Jahren passiert. Vielleicht, dass mir Praktikabilität wichtiger geworden ist als Kultur, Ästhetik, Haptik und Geruch und sowieso kann ich mich an den Inhalt der meisten Bücher in meinen Regalen überhaupt nicht mehr erinnern, Besucher sollten sie also besser nicht als Repräsentation meiner Gedankenwelt begreifen, das kann nur zu Enttäuschung führen. Ich bin jetzt zu 99% pro eBook. Die Papierbücher stehen im Weg, sie sind nach einmaligem Lesen ein völlig nutzloser Gegenstand, ihr Transport ist beschwerlich, man muss beim Lesen im Bett das Licht einschalten und sowieso kann ich die Schriftgröße nicht flexibel an die besonders am Abend beginnende Alterssichtigkeit anpassen. Papierbuch – ein sehr unerfreuliches Produkt. Neulich kam ich schon an einer Buchhandlung vorbei und dachte bei mir, wie absurd! Wie anachronistisch!

Warum ich aber nur zu 99% pro eBook bin, hat folgende Gründe: zum einen weiß ich, seit ich eBooks lese, so gut wie nie Titel oder Autorin des Werkes. Wobei das für mich ja eigentlich auch egal ist, es ist mir nur – noch – befremdlich. Zum anderen spreche ich regelmäßig mit einer Gruppe Menschen über ein Buch (bzw. über wechselnde Bücher – nicht immer wieder über dasselbe, wie in manchen Religionsgemeinschaften), zu diesem Zweck möchte ich mir manchmal Stellen merken. Über etwa 30 Jahre habe ich mir die Kulturtechnik angeeignet, Papierbücher nach Gefühl an exakt der richtigen Stelle aufzuschlagen und es ist mir (trotz natürlich vorhandener technischer Hilfsmittel) noch nicht gelungen, diese Fähigkeit mit derselben Selbstverständlichkeit ins Digitale zu übertragen. Für diesen Zweck kaufe ich also weiterhin – immer nach einigem Zähneknirschen und Jammern – Papierbücher, allerdings gebraucht und nach dem Lesen bemühe ich mich, sie möglichst schnell wieder loszuwerden.

Novemberregen

2. Mai 2017

Ich möchte ein Smartphone kaufen, aber der stationäre Handel macht seine Sache gar nicht mal so gut und will mir keins verkaufen

Aus Gründen benötige ich kurzfristig ein einfaches Smartphone als Übergangslösung. Nach einer kurzen Recherche im Netz finde ich eines, das mir geeignet erscheint; die Bewertungen bei Amazon sind gut, der Preis bei Amazon ist der gleiche wie bei dem großen Elektronikkaufhaus in der Stuttgarter Innenstadt, an dem ich sowieso heute nachmittag auf dem Weg zu einem Kunden vorbeikomme – also denke ich: “Prima, dann kaufe ich das direkt heute nachmittag dort vor Ort und kann es direkt mitnehmen, statt auf die

Lieferung von Amazon morgen oder übermorgen warten zu müssen. Und außerdem tue ich noch was für den lokalen Einzelhandel und gegen die aussterbenden Innenstädte, super.”

Im großen Elektronikkaufhaus vor Ort scheint das Gerät auch tatsächlich vorrätig zu sein, es ist dort ausgestellt und daran angebracht ist ein kleines Pappkärtchen mit dem auch im Internet angegebenen Preis. In einer verschlossenen Glasvitrine unter dem Ausstellungsstück stehen, naja, mindestens 15 Pappkartons mit Smartphones drin. Um also an eines der guten Stücke heranzukommen, benötige ich einen Mitarbeiter des Kaufhauses, der die Glasvitrine aufschließt und mit eines der Smartphones in die Hand drückt. Zeitaufwand für den Mitarbeiter: ca. 10 Sekunden. Umsatz für das Kaufhaus: 129,- EURO. Doch leider scheitert die geplante Transaktion an diesem Schritt. Zwar sind hier mehrere Verkaufstresen, hinter denen beschäftigungslose Mitarbeiter stehen, die Mobilfunkverträge verschiedener Anbieter verkaufen wollen, doch: “Nein, Telefone kann ich leider nicht verkaufen, da müssen Sie sich bitte an den Mitarbeiter an dem Tresen dort wenden.”

Der einzige Mitarbeiter, der Smartphones verkaufen kann, ist in langen offenbar komplexen Beratungsgesprächen verwickelt, und vor ihm steht eine Schlange mit etwa 10 Kunden.

Ich erkundige mich noch kurz nach anderen Verkäufern (“Nein, Smartphones kann nur der Mitarbeiter der Telefonabteilung herausgeben, und der ist beschäftigt”), wende mich auch noch kurz an den Service-Tresen (“Information und Service hier!”), aber auch dort kann man mir zu meinem Anliegen, 129,- EURO gegen ein Smartphone einzutauschen, nicht weiterhelfen. Was die freundliche Dame dort tun kann ist, mir ein Kärtchen für eine Kundenzufriedenheitsumfrage in die Hand zu drücken; auf diesem kann ich angeben, wie gut ich den Kundenservice vor Ort finde. Zur Auswahl stehen: “Sehr gut” – “gut” – “befriedigend”. Weitere Optionen zur Auswahl sind leider nicht vorhanden. Weder löst dies mein Problem, noch ist hier die meines Erachtens angemessene Option zur Auswahl vorhanden.

Ich verlasse das große Elektronikkaufhaus in den Königsbau-Passagen ohne Erfolg, bestelle abends das Smartphone bei Amazon und habe es am nächsten Morgen in der Post.

Was soll ich sagen. So, lieber stationärer Offline-Einzelhandel, wird das nichts mit der Konkurrenz gegen die bösen Online-Händler.

PS: Ich habe ernsthaft mit mir gerungen, ob ich diesen Beitrag online stelle, oder ob er zu *rantig* ist, ein "Meinungsrülpser" halt, aus einem Erlebnis heraus schnell hingeworfen. Aber dann wieder lese ich, wie sich der stationäre Handel gegen den Online-Handel wehren muss, und dass er das mit besserem Service tun will: "“Service, Beratung und Qualität. Das alles kann das Internet nicht bieten. [. . .]” sagte der Pressesprecher des Bayrischen Handelsverbands. "Stimmt nicht!" möchte ich ihm entgegnen. Viel häufiger erlebe ich, dass der stationäre Handel den versprochenen Service nicht bieten kann oder will, der Online-Handel jedoch nahezu perfekten Service bietet, mit Beratung und Umtauschmöglichkeiten. Und darum, obwohl vielleicht etwas rantig geraten, entscheide ich mich, dass dieser Beitrag seinen Platz im Techniktagebuch hat. Vielleicht sieht das in 20 Jahren ja ganz anders aus. Vielleicht hat sich dieser Streit zwischen online und stationär in 20 Jahren irgendwie gelöst. Wir werden es weiter verfolgen und berichten.

Molinarius

3. Mai 2017

Was jetzt schon wieder alles möglich ist

Ich merke nur am leisen Schnorchelgeräusch, dass meine Sitznachbarin heimlich raucht. Also, sie raucht natürlich nicht, sie dampft. Ihr – ich weiß immer noch nicht, wie man dazu sagt – Dampfgerät ist so klein, dass es sich fast vollständig in der Hand verbergen lässt. Außer mir kann es niemand sehen. Dann atmet sie lange nicht aus, damit keine verräterische Dampfwolke

aufsteigt. Der Dampf ist sowieso kurzlebig, aber wir sitzen im Flugzeug, und wer hier beim Rauchen erwischt wird, hat sicher schnell Hausverbot bei der Fluggesellschaft.

Beim Rauchen schaut sie einen Film auf ihrem Handy an. Das ist nicht weiter bemerkenswert, aber aus dem Handy führt nur ein Kopfhörerkabel zu ihren Ohren, kein Ladekabel aus einer Powerbank ins Handy hinein. Ich habe im letzten halben Jahr unter so hartnäckigen und bisher unbehebbaren Handyladeproblemen gelitten, dass ich diese Praktik mit dem gleichen Staunen betrachte, mit dem mich vor zehn Jahren der Filmkonsum auf dem Handy erfüllt hätte. Wir sind über zwei Stunden unterwegs! Und der Strom reicht *einfach so!* Gegenwart, du futuristisches Wunderwerk.

Kathrin Passig

04.05.2017

Kein Haken – Anruf

Das Kind beendet gerade die 4. Klasse der Grundschule, in unserem Bundesland bedeutet das das Ende der gemeinsamen Zeit in dieser Gemeinschaft, weil danach alle Kinder auf verschiedenen Schulen weitermachen.

Damit aber alle weiterhin in Kontakt bleiben können, wurde eine Gruppe bei WhatsApp gegründet, ich erinnere mich an ein paar Tage wildes Nummernsammeln.

Seither schicken sich die Kinder bedeutungsschwere Sprachnachrichten.
“Was machsch?”
“Nix. Und du?”
“Au nix.”

Selbstredend wurden auch die Lehrkräfte eingeladen, anders als an der Schule der älteren Kinder, wo Lehrkräfte mitunter ganz offiziell in der Klassengruppe sind (was übrigens disziplinierende Wirkung hat), sind sie bisher noch kein Teil der neuen digitalen Wirklichkeit dieser Klasse.

Spannend für mich: es gibt inzwischen parallel eine Mailinggruppe. Weil einige Kinder entweder kein Handy haben oder kein WhatsApp. Damit diese Kinder ebenfalls “miteinander schreiben” können – so nennen sie es plattformübergreifend: miteinander schreiben, obwohl sie bei WhatsApp ja hauptsächlich Sprachnachrichten schicken.

Ich finde das großartig.

Großartig aber auch: sie schreiben eine Mail. Dann rufen sie einander an, und berichten, dass sie eine Mail geschickt haben. Sie lesen die Mail. Dann rufen sie einander wieder an, um zu berichten, dass sie die Mail gelesen haben.

Alles bleibt, wie es immer schon war.

Pia Ziefle

Mai 2017

Der passiv-aggressive christliche Blog meiner Mutter

Meine Mutter, geboren 1955, spricht seit Jahren immer häufiger über “die schöne Zeit früher” und ihre dörfliche Kindheit. Seit ein paar Monaten sortiert sie unsere Spielsachen auf dem Dachboden hin und her, liest alte Schulhefte, archiviert und sichtet alles neu.

Zu den Tanten, Onkels, die in ihrer Kindheit wichtig waren, hat sie meist keinen Kontakt mehr: die Cousins und Cousinen stammen aus einer Generation meist ohne Facebook, die sich in den 80er und besonders 90er Jahren, nachdem die ersten Eltern starben und die gemeinsamen Feste/Rituale weniger wurden, aus den Augen verlor.

Stolz zeigt mir meine Mutter einen Foto-Blog, den sie auf Tumblr eingerichtet hat:

Sie hat Fotos von Verwandten-Festen aus den 70er und 80er Jahren eingescannt und mit detaillierten Bildunterschriften veröffentlicht:

“[Voller Name] ist der älteste Sohn meines Onkels [voller Name] aus [Wohnort], zu dem ich leider keinen Kontakt mehr habe. Er ist psychisch krank und lebt in [Name der Psychiatrie]. Obwohl er sich bereits seit 1997 nicht mehr bei uns meldet, wünsche ich ihm Gottes Segen.”

So hat sie Dutzende privater Fotos von Verwandten, die sie nie mehr trifft, ungefragt eingescannt und gebloggt, alle mit privaten Details und passiv-aggressiven Texten wie “Leider hat er/sie es nicht mehr nötig, sich bei uns zu melden. Wir beten trotzdem für ihn.”

Ich bin fassungslos. Sie rollt die Augen: “Das ist hier Tradition. So bin ich aufgewachsen: Das gehört einfach zu Halleluja. Kein Wunder, dass dir das nichts sagt. Du musst es wieder schlecht machen, weil es ein ländlicher Brauch ist.”

“Ein ‘ländlicher Brauch’ namens … ‘Halleluja’?”

“Ja. Die Zeit im Januar, Februar, März, April und Dezember, in der man Listen macht, welchen Menschen man Gottes Segen wünscht und warum. Mein Onkel kam in meiner Kindheit jedes Jahr ins Dorf, hat sich an unseren Küchentisch gesetzt und seine Liste vorgelesen. Jetzt nehme ich diese schöne Tradition eben wieder auf. Als Tumblr.”

Ich denke an passiv-aggressive christliche Figuren wie Ned Flanders aus den “Simpsons” oder Shirley aus “Community” und frage mich, ob meine Mutter wirklich denkt, das sei eine “schöne Tradition”. Oder ob sie nicht genau versteht, welch … beschämende Kraft solche Texte haben.

Hat sie im vollen Wissen einen Internet-Pranger eingerichtet – weil sie gekränkt ist, dass sich viele Menschen ihrer Kindheit zu selten bei ihr melden?

Dann wache ich auf.

Stefan Mesch

5.5.2017

Weggewischt, die Räuspertaste



Heute bin ich wieder in einem Hörfunkstudio (in dieser Woche berufsbedingt recht oft), und ich bin erleichtert. Hier gibt es noch das wichtigste Gerät des Hörfunks, gleich nach Mikrofon und Kopfhörer: Die Räuspertaste.

Der Sinn einer Räuspertaste erschließt sich auch dem, der noch nie ein Radiostudio von innen gesehen hat: Wer als Sprecher/in vor dem Mikrofon sitzt und sich räuspern muss (oder auch husten oder niesen), während er auf Sendung ist, drückt einfach diese Taste – und das Mikrofon wird abgeschaltet, so lange diese Taste gedrückt bleibt. Also eine einfache Unterbrechung der Mikrofonleitung.

So war es jedenfalls seit Jahrzehnten (auch wenn vermutlich in der oben abgebildeten Räuspertaste mehr Technik steckt als in einem simplen Lichtschalter). Funktionell, klar, eindeutig.

Nun werden aber auch Hörfunkstudios immer modernisiert – digital sind sie schon lange, aber es gibt natürlich immer neue Entwicklungen. In einem anderen Studio suche ich in dieser Woche vor Sendungsbeginn vorsorglich, wie immer, die Räuspertaste – und kann sie nicht finden.

Kein Wunder. Es gibt nämlich keine Taste mehr.



Wo früher diese Taste und dazu kleine Drehknöpfe für die Lautstärkeregelung des Kopfhörers waren, ist jetzt ein Computerpanel mit Touchscreen. Da kann ich die Lautstärke meines Kopfhörers einstellen, und wenn ich unten in der Mitte auf *Mic Mute* drücke/wische, ist mein Mikrofon stummgeschaltet.

Das ist gar nicht so einfach. Ich brauche einige Versuche, bis ich die richtige Berührung raus habe – nur drücken bringt nichts, ich muss im richtigen Tempo wischen, bis das *Mic Mute*-Feld rot aufleuchtet.

In dieser Liveschalte brauche ich das zum Glück nicht. Aber die ganzen anderen Schaltmöglichkeiten auf diesem Panel lassen mich vermuten, dass ich irgendwann nicht nur die herkömmliche Räuspertaste vermissen werde: Da lässt sich sehr viel einstellen, was bislang die Technikerin hinter der schalldichten Glasscheibe übernimmt. Vielleicht ist die demnächst genau so verschwunden wie meine alte Taste.

Thomas Wiegold

Ungefähr seit 2010

Bücher im Gehen lesen von früh bis spät, so habe ich mir die Zukunft vorgestellt

Mein Leben lang habe ich bedauert, dass man nicht im Gehen Bücher lesen kann, ohne wie ein Trottel zu wirken. Vor einigen Jahren sah ich an einer Kreuzung in Neukölln ein kleines Kind, das einen Puppenwagen vor sich herschob und auf diesem Puppenwagen ein aufgeschlagenes Buch liegen hatte. Warum bin ich nicht auf diese Idee gekommen, als ich noch die richtige Größe dafür hatte?

Inzwischen hat sich dieses Problem von allein gelöst. Man kann jetzt Bücher auf dem Handy lesen. Aber vor allem schauen auch alle[1] anderen beim Herumlaufen in der Öffentlichkeit auf ihre Geräte. Ich bin ein ganz normaler Mensch mit normalen Vorlieben geworden und musste gar nichts dafür tun.

Kathrin Passig

[1] Bisher nicht nachgezählt. Geschätzt sind es derzeit je nach Ort zwischen 10 und 50 Prozent der Passanten.

10.5.2017

Anruf in Australien: Je internetter, desto Telefon

J. aus Liverpool in Australien hat ein Problem, weiß es aber noch nicht. Für den kommenden Samstag hat er für die Show des Stardust Circus im *Liverpool Catholic Club* zwei Tickets gebucht, die ihm per E-Mail zugestellt werden. Oder eben nicht zugestellt werden: J. hat den gleichen Nachnamen wie ich und, auch wie ich, ein E-Mail-Konto bei einem der internationalen Anbieter. Leider hat er bei der Bestellung der Tickets vergessen, seine vollständige Mailadresse anzugeben, zu der auch Teile seines Vornamens gehören – und die Mailadresse wiegold@xxxx.com gehört nun mal mir. Also landen die beiden Eintrittskarten für fast 100 australische Dollar in meiner Mailbox.

So ganz neu ist für mich (wie auch für andere) das Problem nicht: Wer rechtzeitig bei allen internationalen (und nationalen) kostenlosen E-Mail-Anbietern einen Account nur mit seinem Nachnamen reserviert hat, bekommt früher oder später Mail, die für jemanden mit gleichem Nachnamen bestimmt ist. Der bei der Angabe seiner Mailadresse geschlampt hat.

Meistens ist mir so was egal (die Wartungstermine für die Aircondition der Eigentumswohnung in Florida interessieren mich nicht so sehr), in diesem Fall tut mir J. leid: Wer weiß, vielleicht will er da mit seiner neuen Freundin hin. Jedenfalls sollte er seine Tickets bekommen.

Einfach weiter schicken kann ich ihm die nicht, weil, siehe oben: Da steht als E-Mail-Adresse ja wiegold@xxxx.com. Blöd. Aber da steht auch seine Telefonnummer, eine australische Handynummer. Ich kann ihn ja einfach anrufen und fragen, in Deutschland ist es zwar später Abend, aber in Australien schon früher Morgen.

Nun bin ich in den 1960er Jahren aufgewachsen, in denen fürs Telefon die Grundregel galt: Je weiter weg du telefonierst, um so teurer ist es. Schon innerhalb (West)Deutschlands waren die Kosten der Ferngespräche nach Entfernungszonen gestaffelt. Selbst ins europäische Ausland zu telefonieren,

galt – privat zumindest – als unsinnig: Da konnte man doch gut einen Brief schreiben. Und interkontinentale Ferngespräche? Haben wir im Lotto gewonnen?

Dass diese Ansicht immer noch in vielen Köpfen verankert ist, liegt vermutlich an den Tarifen der großen Telefonanbieter – sowohl fürs Festnetz als auch im Mobilfunk. Da ist von Europa-Zonen die Rede, von Welt-Zonen in den Stufen eins bis drei, und jede ist teurer als die andere.

Dabei ist das ziemlich unsinnig. Eine E-Mail kostet so ziemlich das gleiche (nämlich, abgesehen von meinen grundsätzlichen Verbindungskosten, nichts), egal ob sie ins Nachbarhaus oder nach Australien geht.

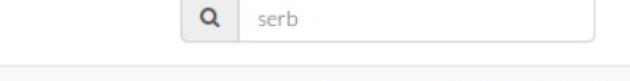
Dass fürs Telefonieren im Grunde das gleiche Prinzip gilt, habe ich erst verstanden, als ich mich für einen *Voice over IP*-Anschluss anmeldete und ein normales Telefon an meinen Internet-Router stöpselte. Und da haben die Kosten fürs Telefonieren mit der Entfernung gar nichts mehr zu tun. Ein Gespräch von Berlin-Kreuzberg nach Berlin-Mitte ist mit 1,79 Cent pro Minute nur unwesentlich billiger als der Anruf in den USA, China oder Singapur (1,9 Cent).

Im Gegenteil: Sobald ich ein Handy anrufe, ist das interkontinentale Gespräch deutlich günstiger als das innerdeutsche. Das Telefonat zu einem deutschen Mobilfunkanschluss kostet 14,90 Cent pro Minute – für die USA und Singapur bleibt es bei 1,90 Cent, für China steigt es leicht auf 2,90 Cent.

Und Australien? Das ist mit 2,90 Cent pro Minute zu Festnetzanschlüssen und 5,90 Cent zu Handys billiger als Serbien, das ja nicht nur viel näher, sondern auch in Europa liegt.

	Festnetz in ct/min*	Mobilfunk in ct/min*
China	1,90	2,90
Kanada	1,90	1,90
Südafrika	8,90	8,90
Thailand	2,90	2,90
Türkei	5,90	14,90
Vereinigte Staaten	1,90	1,90

In welches Land möchten Sie anrufen?



	Festnetz in ct/min*	Mobilfunk in ct/min*
Aserbaidschan	22,90	32,90
Serbien	17,90	39,90

Das hier aufgeführte Aserbeidschan zeigt übrigens, wo das Problem liegt: Entfernung ist egal, entscheidend ist die Technologie-Entwicklung und die damit verbundene Preisgestaltung in einem Land. Also wie sehr eine Nation auf diese Entwicklung setzt – und wie sehr herkömmliche Preismodelle eingesetzt werden, um diese Entwicklung zu behindern: Das technische Stichwort dafür lautet *Terminierungsentgelte*.

Da sagt es schon eine ganze Menge, wenn der VoIP-Anruf beim deutschen Handy mit 14,90 Cent pro Minute mehr als das siebenfache des Anrufs bei einem Handy in den USA oder Singapur kostet. Oder wenn alle deutschen Festnetzbetreiber zwar ihre Netze ebenfalls auf die VoIP-Technik umstellen, bei den Preisen aber noch fast wie vor mehreren Jahrzehnten agieren (die Flatrates gelten in der Regel für Gespräche in Deutschland, maximal in der EU – und äußerst selten für den Anruf in Australien).

Also habe ich J. angerufen und nach seiner korrekten E-Mail-Adresse gefragt, in einem Gespräch, das mit sehr viel *mate* durchsetzt war. Mir schien, er hat nicht so recht verstanden, dass ich mich aus Berlin, Germany, gemeldet habe. Wer kommt schon auf die Idee, dass jemand aus Deutschland in Australien anruft.

Thomas Wiegold

ca. 2007–2017

Das Aussterben der Analog-Fotografie wird von MusikerInnen mit gewisser Sorge betrachtet

Die Mundstücke von Oboen, Fagotten und anderen Doppelrohrblattinstrumenten müssen vor dem Spielen einige Minuten in Wasser eingeweicht werden, weil sie sonst nicht funktionieren.

Zu Hause kann man das in eigentlich jedem kleineren Gefäß tun, wenn man aber außer Haus probt oder konzertiert, ist es am besten, ein kleines, leichtes Gefäß mit einem Deckel (und bereits mit Wasser gefüllt) dabei zu haben, man möchte am Probenort schließlich nicht erst langwierig nach einem Wasserhahn suchen müssen.

Als ich 1996 beginne, Oboe zu spielen, ist es leicht, etwas geeignetes zu finden: alle benutzen Filmdosen. Im Haushalt meiner Eltern werden Filmdosen vor allem dazu benutzt, Kleingeld von Fremdwährungen aufzubewahren, aber es gibt so viele unbenutzte, dass es kein Problem ist, meinem Vater einige abzuschwatzen.



Meine aktuell letzte Filmdose . . .



. . . *in Aktion*

Mittlerweile bin ich Profi-Oboistin und kenne daher recht viele OboistInnen und FagottistInnen aus aller Welt.

Bis ca. 2007 gab es keinerlei Probleme mit Nachschub (man braucht hin und wieder eine neue Filmdose, entweder man lässt sie irgendwo stehen oder der Deckel ist irgendwann irgendwie weg), aber seit etwa 10 Jahren ist es vermehrt schwierig neue zu bekommen, kein Mensch fotografiert mehr mit Filmen. Glücklich ist, wer mit Diabetikern befreundet ist, denn deren Teststreifen werden in ähnlich geeigneten Behältnissen aufbewahrt. Ein neuer internationaler Standard ist derzeit nicht in Sicht.

Einer meiner Schüler (13) spielt nun zum ersten Mal in einem Orchester und leiert mir eine meiner kostbaren Filmdosen aus den Rippen, er konnte zu Hause nichts Geeignetes finden. Zähneknirschend rücke ich eine meiner kostbaren Filmdosen raus, weise aber darauf hin, dass man in einem Fotogeschäft nachfragen kann, ob man ein paar Filmdosen haben könne (meine momentane Lösung, die aber zunehmend schwierig wird).

Der Schüler weiß nicht, was ein Fotogeschäft ist, und möchte wissen, wozu so etwas gut sein soll, was in eine längere Erklärung der Analog-Fotografie ausartet. Von einer Besonderheit hat er bereits gehört, nämlich, dass Bilder "gelöscht" werden, wenn die Kamera versehentlich hinten geöffnet wird, wobei sich ihm der Sinn dieser Funktion nicht erschließt. Ich versuche zu erklären, dass "überbelichtet" und "gelöscht" keineswegs das gleiche sind, und hoffe, dass er mit dem Wissen nach Hause geht, dass analoge Kameras nicht einfach so mit einem leicht versehentlich auszulösenden Selbstzerstörungsmechanismus der darauf gespeicherten Bilder ausgerüstet waren.

LaSolMiFaRe

20. Mai 2017

Alles unter 2 km ist 0: Eine Pokémon-Zwischenbilanz

Pokémon Go ist ein bisschen aus der Mode gekommen seit der großen Begeisterung im letzten Sommer. Aber im aus der Techniktagebuch-Redaktion hervorgegangenen Pokémon-Go-Chat arbeitet man sich nach wie vor geduldig

in Richtung Level 40 vor. Im Spiel wird Herumlaufen belohnt, man kommt dabei aber nicht unbedingt schnell voran. Nichtspielende können sich das ungefähr vorstellen wie bei einem Hund, der nicht den kürzesten Weg nehmen möchte, sondern den interessantesten, und dabei an allen für ihn wichtigen Stellen stehenbleibt. Aktuelle Chatauszüge (leicht bearbeitet und ergänzt):

Felix Lorenz: Was ich mittlerweile feststellen kann: Das Spiel hat mein Gefühl für Entfernungen und Bewegungsaufwand vollkommen verändert.
Früher habe ich länger darüber nachgedacht, ob ich nochmal kurz in den nächsten Park gehe abends (so viel Aufwand, fünf Minuten gehen, und sogar eine Treppe), heute taxiere ich diese ganzen Wege auf 0.

Angela Heider-Willms: Ja, das geht mir auch so, Felix. Alles unter 2 km ist 0. Ich fahre viele Strecken gar nicht mehr mit der Bahn, weil sie zu Fuß viel schneller gehen. Ich übertrage das auch, unser Buggy staubt ein, ich bin immer ganz erstaunt, wenn Freunde ihre Kinder im Buggy anschieben: „Häh, warum, ist doch nicht weit“. Kind ist dann auch schneller müde, man hat nicht so viel Gerummel in der Bahn, usw.

Felix: Ich wäre früher nie wegen einem Getränk oder so nochmal rausgegangen in den nächsten Supermarkt. Heute, pfft.

Angela: Ich gehe immer noch vorsichtshalber 10 Minuten früher raus zur Bahn, und bin nach 3 Minuten da. Früher hab ich die 10 Minuten wirklich gebraucht. Ich bin auch weiterhin nicht sonderlich sportlich. Ich bewege mich, glaube ich, jetzt einfach eher so, wie der Körper drauf angelegt wurde, im Vergleich zu früher (fast gar nicht). Mir wird eher klar, wie unfassbar wenig ich früher gelaufen bin.

Felix: Ich bin früher bei nicht schönem Wetter auch kaum Rad gefahren. Mittlerweile nehme ich alles hin.

Kathrin Passig: Mir geht es wie Felix, die Entfernungen betreffend. Berlin unterteilt sich in die Zonen “Nix” (bis 2 km), “Pff” (3 km), “Gute Brütstrecke” (Neukölln – Hauptbahnhof oder Neukölln – Zoologischer Garten) und “Naja, zum Westkreuz raus vielleicht doch mit der Bahn . . . obwohl . . . ”

Felix: Und dann weiß ich mittlerweile so viel mehr über die Stadt. Neu-Tempelhof, das hier um die Ecke liegt, kannte ich vorher fast gar nicht. Jetzt weiß ich immer, wo ich lang muss.

Kathrin: Ich kenne mich in Neukölln eigentlich erst jetzt ein bisschen besser aus, also selbst über das Gebiet direkt vor der Haustür wusste ich eigentlich nichts vor Pokémon Go (nach immerhin 25 Jahren).

Alina Smithee: ich laufe auch viel viel mehr, aber im Einschätzen lose ich ab. Wir sind heute in Wien 15 km rumgelaufen und hätte man mich gefragt, hätt ich gesagt, joah, so 7 vielleicht.

Kristin Kopf: Dinge, die ich grade lerne: Realistische Einschätzung von Entfernungen. Alles ist immer weniger weit weg, als ich denke.

Anne Schüßler: Das mit den Entfernungen weiß ich schon, seit ich immer mal wieder joggen gehe und dabei auch so 5 km laufe. Seitdem weiß ich, dass 5 km nix sind. Und man gleichzeitig in 5 km schon in Mülheim an der Ruhr ist. Seitdem schrecken mich jedenfalls so Angaben wie „6 km“ nicht mehr. Ich denke dann immer, ach, zur Not kann man das auch laufen. Ah, ich glaub, ich weiß auch, warum. Ich hatte vorher ein Fitbit, da hatte ich Anreize, jeden Tag 10 km zu laufen. Ich bin schon in Hanau regelmäßig 4 km nach Hause gelaufen, weil der Bus abends so doof fährt. Na ja. 3,4 Kilometer waren es. Aber mit Gitarrenkoffer.

Kathrin: Mir geht es eigentlich genau andersrum wie Angela, ich brauche für Strecken, die früher drei Minuten gedauert hätten, zehn. Noch länger eigentlich. Erst habe ich für alle Strecken die doppelte Zeit eingeplant, das hat nicht gereicht, dann die dreifache, dann die vierfache, weil es unterwegs so viel zu fangen gibt und Arenen besetzt werden wollen. Inzwischen überlege ich, ob ich zu Abendverabredungen nicht am besten schon gleich morgens losgehen sollte. Meine Probleme mit der Langweiligkeit des Spazierengehens sind jedenfalls gelöst.

Angela Heider-Willms: Ich ergänze: Wenn ich explizit rausgehe, um Pokémon zu fangen, dann geht mir das auch so. Dann unterschätze ich Entfernungen und auch die Zeit immer. Das verursachte schon besorgte Anrufe,

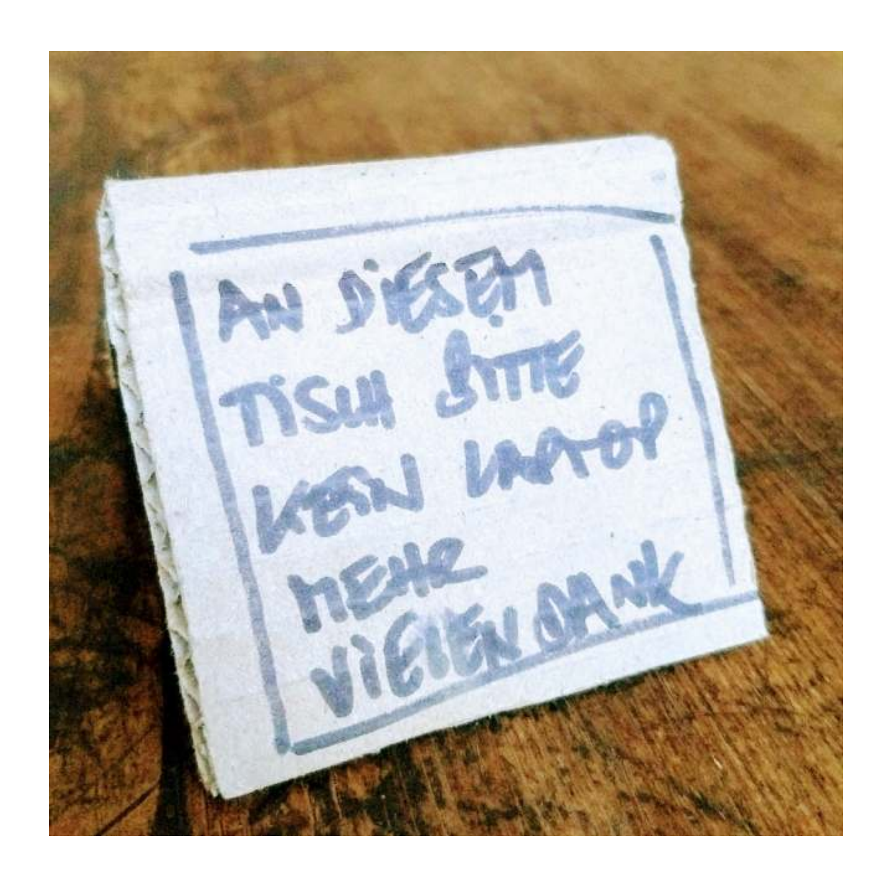
weil ich sagte, ich gehe “mal kurz raus” und nach zwei Stunden immer noch nicht wieder da war und erschöpfte Spazierpartner, weil mein “kurzer” Spaziergang dann doch 4 km lang ging (”noch den einen Stop, ja?”).

Kathrin Passig

22. Mai 2017

An diesem Tisch bitte kein Laptop mehr

Aus der Serie: Laptopverbote in Neuköllner Cafés. Diese Pappkärtchen stehen auf allen Tischen außer einem, an dem jemand am Laptop arbeitet.



Ich frage meinen Begleiter, ob sich das “kein Laptop *mehr*” auf die Tageszeit bezieht, die Kärtchen also vielleicht erst abends rausgestellt werden, oder ob damit “nie wieder” gemeint ist. Aber er weiß es auch nicht.

Zum Trost gibt es eine Schreibmaschine. Man kann damit die eigene Mailadresse hinterlassen, wenn man den Newsletter des Cafés erhalten möchte. Den Aufkleber entdecke ich erst später auf dem Foto, ich glaube, da steht: “Nimm & für @ / Use & for @”. Ich dachte eigentlich, ein @ hätte es schon

auf der Schreibmaschine meiner Jugend gegeben, aber es stimmt, da war gar keines. Die Erinnerung hat wieder einmal die Gegenwart in die Vergangenheit implantiert.



Kathrin Passig

1970er und 80er Jahre sowie 2017

Wasserstände von öffentlichem Interesse: Der Anrufbeantworter der Donau

Anlässlich eines bei Twitter erwähnten “Sendung mit der Maus”-Films über die Zeitansage fällt mir wieder ein, dass mein Vater früher bei Hochwassergefahr gelegentlich die Telefonnummer der automatischen Pegelansage gewählt hat. Er arbeitete beim Wasserwirtschaftsamt, wir wohnten aber nicht

in Sichtweite der Donau. Vor Ort konnte und kann man den Pegel an einem Schild an der Donau ablesen. Hier ist das Verfahren ganz analog: das Wasser steigt bis zu der Zahl, die den aktuellen Wasserstand angibt. Aber wie ist der Pegelstand in die automatische Ansage hineingelangt?

Sicher hat kein Mensch, so überlege ich, manuell zwischen Donau und Anrufbeantworter vermittelt, denn man konnte den Pegelstand auch nachts abfragen. Dass die Donau, wie im "Sendung mit der Maus"-Film, einen Tonarm an die richtige Stelle einer Platte gehoben haben soll, kommt mir aber auch unwahrscheinlich vor. Naja, das Internet wird es schon wissen, denke ich.

Aber das Internet erweist sich als überraschend ahnungslos, was Pegelansagegeräte betrifft. In der Wikipedia steht zwar:

> "Sogenannte *Anrufpegel* (Pegelansage) können bei Bedarf per Telefon von jedermann abgefragt werden und geben den momentanen Wasserstand in Zentimetern bzw. Durchfluss in Kubikmetern pro Sekunde (m^3/s) an. Für Pegel an deutschen Bundeswasserstraßen wählt man dazu die Ortsvorwahl und anschließend die 19429, beispielsweise für den Pegel Karlsruhe-Maxau 0721 19429."

Nur wie das in den 70er Jahren funktioniert haben könnte, steht weder dort noch anderswo. Google Books liefert ein paar verheißungsvolle Beiträge aus Elektrotechnik-Zeitschriften der 1950er Jahre, aber die winzigen Vorschaubilder helfen mir nicht weiter, und ganze Seiten sind nicht verfügbar. Lediglich in diesem PDF des Hessischen Landesamts für Naturschutz, Umwelt und Geologie gibt es eine kleine Abbildung eines interessant aussehenden Pegelansagegeräts und eine zeitliche Einordnung:

> Noch Anfang der 50er Jahre wurden die Wasserstände an der Pegellatte von Beobachtern vor Ort abgelesen und die Daten telefonisch weitergegeben. Eine wesentliche Verbesserung der Datenübermittlung erfolgte durch die Ausrüstung der Pegel mit Wasserstandsansagegeräten. So wurde z. B. im Mai 1953 der Pegel

> Rotenburg an der Fulda mit einer Übertragung der Wasserstandsdaten per Telefon ausgerüstet: Auf Anruf wird der aktuelle Wasserstand mitgeteilt.

Ich schreibe an die Poststelle des Deggendorfer Wasserwirtschaftsamts und bekomme sofort eine äußerst freundliche Antwort aus dem "Sachgebiet Gewässerkunde":

> "... Mit dem elektro-mechanischen Pegelansager bist Du tatsächlich knapp dran. Aber irgendwo in Bayern müsste so ein Teil aufzutreiben sein. Ich frag mal die paar Kollegen, die noch älter sind als ich."

Eine Woche später erhalte ich eine weitergeleitete Mail:

> "... auf ihre Anfrage vom 23.05.2017 teilen wir ihnen mit, dass sich ein Gerät (oder Teile davon) im Gerätekeller des Bayer. Landesamtes für Umwelt, Referat 85 befindet. In Anlage übersenden wir ihnen eingescannte Schaltpläne und Beschreibung zu einem solchen Gerät."

Das Gerät ist ein "Hagenuk MA-01"-Messwertansager. Unter Punkt 2, "Wirkungsweise", steht in der schreibmaschinengetippten Beschreibung:

> "Die automatische Einrichtung für die Fernansage von Wasserständen gestattet Meßwerte von Wasserständen, die von öffentlichem Interesse sind, anzusagen. Nach Anwahl durch den Fernsprechteilnehmer meldet sich das Gerät mit dem vorgeschriebenen Meldewortlaut. Danach werden die Meßwerte der Wasserstände in offener Sprache und in einem für jedermann verständlichen Sinn angesagt."

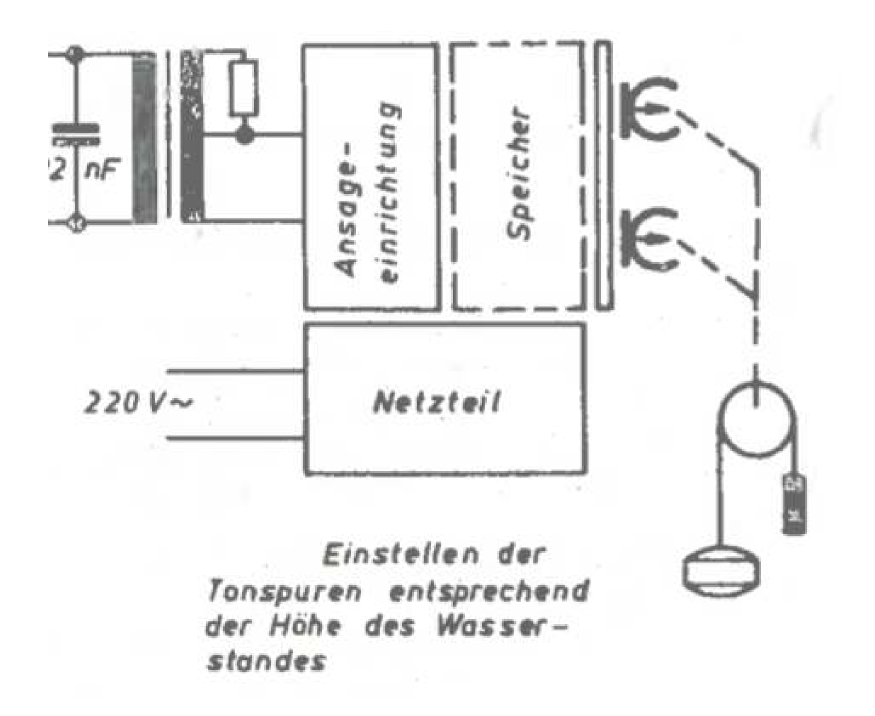
Die für jedermann verständliche Ansage muss der Beschreibung zufolge ungefähr so gelautet haben: *"Hier automatischer Anrufbeantworter Deggendorf"*, Rufnummer, *"Pegel Deggendorf, Wasserstand in cm"*, gefolgt von drei Zahlen, *"Tendenz steigend"* oder *"Tendenz fallend"*, *"Wasserstand um 5 Uhr"*, noch einmal drei Zahlen, *"Ende der Mitteilung"*.

> “Die einzelnen Ziffern sind ebenso wie der Meldetext, die erklärenden Ansagen und der Schlußtext auf einer Tonfolie im Abspieleinsatz gespeichert.”

Punkt 1.75, Wartung:

> „Der Meßwertansager ist als elektronisches Gerät mit Relaistechnik weitgehend wartungsfrei. Lediglich die Tonköpfe im Abspieleinsatz sind nach ca. 10000 und 20000 Ansagen mit je 10 Umläufen des Tontellers zu reinigen. Nach ca. 30000 Ansagen (10 Jahre bei täglich 8 Ansagen; 300000 Umläufe des Tontellers) ist es erforderlich, den Abspieleinsatz zur Erneuerung der Tonfolie einzuschicken. Der genaue Zeitpunkt kann jedoch vom Nachlassen der Tonqualität abhängig gemacht werden.”

Die für die Beantwortung meiner ursprünglichen Frage entscheidende Stelle des Schaltplans:



Rechts unten ist ein Schwimmer zu sehen. Das Gerät muss in einem donaunahen Gebäude untergebracht gewesen sein. Und dann hat die Donau dem Anrufbeantworter ihren aktuellen Wasserstand selbst mitgeteilt.

Auf welche Art die Donau heute mit dem Internet redet, frage ich die freundlichen bayrischen Behörden dann bei einer anderen Gelegenheit, diesmal vielleicht vor dem Aussterben der Technik. (Update: Hier das Ergebnis.)

Kathrin Passig mit Hilfe von Siegfried Brunner vom Wasserwirtschaftsamt Deggendorf und Mario M. Knott vom Bayerischen Landesamt für Umwelt

31.05.2017

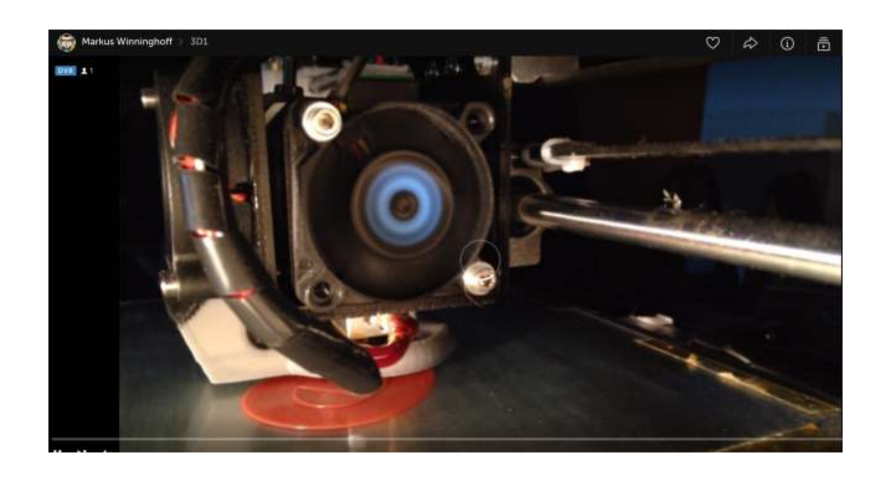
Livestream – Make Faulheit great again

Feierabend. Sanft schaukelnd liege ich auf der Gartenschaukelbank. Die Terrassentür ist offen, und leise dringt das beruhigende Summen und Sirren des 3D-Druckers an mein Ohr. Im Druck ist ein neuer Griff für einen alten Schrank.

Das Problem: Das Geräusch des Druckers ändert sich nicht, wenn sich der Druckling von der Grundplatte löst, so dass damit der Druck einerseits nichts mehr werden kann und andererseits die Brandgefahr steigt. Also will der Druck überwacht werden. Zwischen dem Drucker und mir befindet sich aber eine Wand unseres Hauses. Ich müsste aufstehen. Eine andere Lösung muss her.

Meine Frau sitzt etwas näher an der Terrassentür. Sie ist in ein Sudoku-Spiel vertieft. Ich störe ja nur ungern, aber ob sie mal eben gucken könnte? Kann sie nicht. Man muss Prioritäten setzen.

Also platziere ich ein altes Handy in der Nähe des Druckers, auf dem die App “Livestream” läuft. Ich maile mir den Link zu dem Livestream-Event zu, lege mich wieder hin und kann nun im Browser beobachten, wie mein Druck läuft. Denn das Macbook schaukelt logischerweise mit mir zusammen auf der Schaukelbank. Kurz bevor ich entschlummere, setzt das Geräusch aus, und ich sehe im Browser, dass der Druck fertig ist. Jetzt muss ich doch aufstehen.



Markus Winninghoff

31.5.2017

Hackerschauer über meinem Server

Ich sitze im Homeoffice und ärgere mich über mein andauernd brummendes Privathandy. Es kommen haufenweise Mails.

Mails von einem Wachhund, der meinen Webserver überwacht.

Server is down.

Server is up again.

Server is down.

Seit 22:00 Uhr gestern Abend. Im Minutenrhythmus.

Ich rufe mein Blog auf – connection rejected. Der Server mag mich nicht. Ich refreshe die Seite, nach endlosen 40 Sekunden ist sie aufgebaut.

Das sieht nicht gut aus.

Die Admin-Weboberfläche funktioniert halbwegs, nur ist dauernd die Datenbank abgestürzt, die auf dem Server läuft.

Login per Shell. Bis zur Passwortabfrage dauert es ungewohnte 20, 30 Sekunden. Login erfolgreich, Fork fehlgeschlagen.

Kein Hauptspeicher verfügbar. Eingeloggt bin ich, hab aber kein Programm, um Befehle abzusetzen.

Noch ein Versuch. Nach fünf oder sechs Minuten bin ich eingeloggt *und* handlungsfähig. Die Hauptlast auf dem Server stammt überraschenderweise von einem Dienst namens fail2ban, der nach fünf fehlerhaften Passworteingaben von derselben Netzwerkadresse diese für 24 Stunden komplett aussperrt.

Man sieht ihn normalerweise nicht.

Ich boote den Server neu (Boot tut gut, wie man so sagt) und nach weniger als fünf Minuten ist der Zustand wieder derselbe. Sogar eine Nuance schlimmer, ich komme nämlich gar nicht mehr per Shell rein.

Ich rufe den Support des Providers an. Mein Server ist virtuell und bekommt bestimmte Ressourcen zugeteilt: 8 GB Hauptspeicher sind mir vertraglich garantiert, einige zehntausend Netzwerksessions auch.

Seit dem Reboot vor inzwischen 20 Minuten hätte der Server schon 50.000 Überschreitungen der Anzahl der Netzwerksessions protokolliert und ungefähr genauso viele komplette Speicherauslastungen.

Ofenbar werde ich angegriffen. Nicht die üblichen zwei bis drei Loginversuche pro Minute, sondern was Großes.

fail2ban schickt mir für jede gesperrte Netzwerkadresse eine Mail. Normalerweise eine alle drei bis fünf Minuten, derzeit eher drei bis fünf pro Minute, und die Loginversuche kommen so schnell, dass die Sperrung laut Mail nicht mehr nach fünf Fehleingaben des Passwortes erfolgt, sondern in einigen Fällen erst nach über 300.

Der Login hat inzwischen wieder funktioniert.

Mit dem Befehl netstat versuche ich, mir die aktuellen Netzverbindungen anzeigen zu lassen. Das Speicherproblem hindert mich daran. Ich versuche es immer weiter.

Nach einer Weile klappt es und ich sehe deutlich über hundert Sessions von einem Server, der eine Domainadresse in Liechtenstein hat. Über nic.li, den dortigen Registraturdienst, frage ich den Inhaber ab.

Es ist ein Mann aus Dresden, für den Google mir sogar eine Handynummer liefert.

Ich entschließe mich spontan, ihn anzurufen.

“Sie sind der Inhaber der Domain xyz.li, sagt das Internet.”

“Äh, ja, wieso?”

“Ihr Server neu.xyz.li hat derzeit weit über hundert Sessions auf meinem Server.”

“Das ist doch nur so eine virtuelle Maschine, die hier irgendwie mitläuft.”

Er sieht keine Sessions, aber ich beweise ihm, dass sie da sind. Er fährt den Server runter und sperrt die Zugriffe aus seinem Netz auf meinen Server.

Ich muss nun ins Büro. Dort angekommen deaktiviere ich noch schnell alle Domains, die nicht wirklich gebraucht werden, und will mich abends weiter kümmern.

Abends ist alles wieder ok. Keine übermäßigen Zugriffe. Ich modifiziere die Firewall und mache sie zu einem nervigen Türsteher, der Logins verzögert. Dadurch wird die Last bei zukünftigen Loginstürmen gedeckelt.

Wurde ich gezielt angegriffen? Ich hatte am Vortag auf Twitter eine kleine Diskussion mit Besorgten Bürgern, und ein Serverbetreiber aus Dresden – man weiß ja nie!

Wahrscheinlich war sein Server aber nur von Malware befallen und Teil eines Botnetzes geworden, das auf meinen Server angesetzt war. Alleine kann er das jedenfalls nicht verursacht haben.

Ob das Botnetz meinen Server nun aus Rache aufs Korn genommen hatte oder man so verschiedene Server abgeklappert hat in der Hoffnung, diese während der Überlastung durch Systemfehler übernehmen zu können, werde ich wohl nie erfahren.

Das ganze erinnert mich an einen Hagelsturm. Es ist lästig und es kann dabei auch was kaputtgehen, aber man kann kaum was dagegen machen und muss halt eine Weile rechts ran fahren, bis es vorbei ist.

Volker König

2017-06-02

Hybridantrieb, einspurig

Seit 'Rücken' und dazu passender OP, Reha usw. kann ich nicht mehr schmerzfrei bergauf radfahren. Ich beuge mich dabei ungünstig vor, um mehr Kraft zu bekommen, das tut direkt und dann noch stundenlang weh – mehrfach probiert und für schlecht befunden, keinerlei Trainingseffekt.

Schade. Ich wohne zwar im Flachland, aber die 20km von der Wohnung zur Arbeit und abends wieder zurück traue ich mir so nicht mehr zu – bisher bin ich von April bis November diese Strecke mit dem Rad gefahren. Ich wohne auf dem Geesthang (Harburger Berge, nä?), mein Arbeitsplatz ist auch sehr hochwassersicher angelegt, aber dazwischen liegt der Hamburger Hafen, quasi auf wenig über Null-Niveau, aber mit Brücken gespickt, die hoch genug sein müssen, damit Schiffe darunter durchfahren können. Und Gegenwind ist sowieso fast immer.



Höhenprofil aus Googlemaps

Da mich Öffies und Auto auf Dauer nerven, hab ich schon länger auf ein Pedelec, also ein Elektrorad, geschielt – aber die sind doch ganz schön schlimm teuer. Mein Arbeitgeber macht seit kurzem bei einem Leasingmodell für Fahrräder mit, damit ist die Finanzierung dann leicht möglich und (wenn man eine Steuererklärung macht) insgesamt deutlich günstiger als ein Barkauf.

Nach ausgiebigen Herum-Nerden auf Hersteller-, Fan- und sonstigen Infoseiten war mir ungefähr klar, wie mein Elektrorad sein müsste:

- Ein Elektro-Fahrrad mit Tretunterstützung bis 25km/h (Pedelec). Es gibt auch schnellere, die sind aber rechtlich sowas wie Mopeds, dürfen nicht auf Radwegen, im alten Elbtunnel, am Deich, nicht mit Anhänger usw. gefahren werden und brauchen ein Versicherungskennzeichen. Ich will weiterhin ein rechtliches Fahrrad.

- Mit Motor am Tretlager (es gibt auch welche in der (Vorder-|Hinterrad-)Nabe, die sind aber eher was zum Nachrüsten) und Akku am Unterrohr. Die mechanische Unterbringung von Motor im Hinterrad und Akku am Gepäckträger ist schon vom Gewicht her eher ne ungünstige Sache.

- Nabenschaltung, am liebsten mit Riemenantrieb statt Kette, Freilauf

- Rückenfreundliche Fahrhaltung, Federungskonzept
- Diamantrahmen (mit Oberrohr), stabil, richtiger Gepäckträger, richtige Bremsen

Mit diesen Vorinfos hab ich dann Fahrradläden besucht und Probefahrten gemacht. Dies kann ich übrigens jedem empfehlen, auch wenn kein Interesse besteht, so ein Rad zu kaufen. Man muss einfach die ersten 15 Minuten lang ununterbrochen grinsen über den Schub, der sich da nebenbei entwickelt.

Ich habe mich dann auch für ein passendes Rad entschieden. Technische Innovationen:

- Stufenlose Nabenschaltung – diese ermöglicht 'Gang'wechsel unter Vollast.
- Riemenantrieb statt Kette
- Gefederte Vorderradgabel (für mich neu – mir war das immer zu schwer), gefederte Parallelogram-Sattelstütze, relativ dicke Reifen (dito)
- Elektroantrieb, Akku, Bedienpannel
- Scheinwerfer Type Supernova (der Name ist Programm) – ein Pedelec darf Licht mit dem Fahrakku machen.

Es gibt inzwischen auch Pedelecs mit elektrischen Schaltungen, und da ja eh ein Computer im Rad wohnt, um die Steuerung des Antriebs zu übernehmen, kann der dann auch gleich den Schaltvorgang auslösen und dafür etwas Drehmoment rausnehmen, damit es nicht so kracht. Mein Rad hat zwar eine stufenlose, aber manuelle Schaltung.

Das Fahrgefühl: Aus dem Stand oder aus Kurven heraus beschleunigen kostet nur noch (je nach gewählter Unterstützungsstufe) wenig Kraft, der Motor schiebt deutlich mit, man ist schneller auf der normalen Streckengeschwindigkeit. Ab 25 km/h reduziert der Motor seine Leistung sanft und geht aus, wenn man weiter schneller wird.



Die Batterie oben ist der Zustand des Fahrakkus, der senkrechte, halb ausgefüllte Balken rechts der aktuelle Unterstützungsanteil des Motors (50% der in dieser Stufe ("Tour") möglichen Unterstützung), unten die Restreichweite des Akkus bei der gewählten Unterstützungsstufe.

Die Motorsteuerung erfolgt bei diesem Antriebsmodell (Bosch Performance CX) über die Messung der Geschwindigkeit, die Kraft beim Treten (je doller man selbst tritt, desto stärker unterstützt der Motor) und wohl auch der Trittfrequenz. Es gibt vier Unterstützungsmodi, ich benutze meist die zweite

Stufe. Die dritte ist bei starken Steigungen, besonders wenn man voraus fahrende, aus dem Sattel gegangene Rennradfahrer foppen will, sinnvoll. Die vierte ist eher Quatsch und erfordert ungefähr soviel Kraftaufwand wie das Treten eines Gaspedals im Auto.

Das stufenlose Schalten macht Spaß, die Gesamtübersetzung geht bis etwa 35km/h gut, danach fehlt ein Overdrive – aber schneller fährt man mit diesem Rad eh nur bergab.
Auch technisch finde ich diesen Getriebetyp sehr interessant, die prinzipbedingten Vor- und Nachteile werden hier ausführlich beschrieben und auch mit anderen (Naben)schaltungen verglichen – allerdings ist die Nabe seit 2014 deutlich weiter entwickelt worden und hat dadurch einen höheren Übersetzungsbereich und ist viel leichter geworden.

Durch den starken Antritt ist die Durchschnittsgeschwindigkeit höher als mit meinem konventionellen Rad, allerdings war ich damit in der Endgeschwindigkeit oft schneller unterwegs, solange ich keinen Gegenwind hatte (in HH gibts ne 50:50 Chance auf spürbaren bis ekelhaften Gegenwind).

Mit dem E-Monster (24 kg vs. 12 kg, und sicher auch einem höheren Rollwiderstand durch die dicken Reifen) verliert man spätestens an leichten Anstiegen die Lust, sehr viel schneller zu fahren, als der Motor unterstützt. Insgesamt brauche ich auf dem 20km Weg zur Arbeit die gleiche Zeit wie früher, muss aber hinterher nicht mehr duschen.

Trotzdem tue ich anscheinend etwas für meine Fitness, sagt meine Pulsuhr am Handgelenk. Erstens bewege ich mich, zweitens ist der Puls eben für 2 mal fast ne Stunde am Stück pro Tag deutlich höher als im Auto oder in der S-Bahn.



Typische Hinweg-Herzfrequenz



Nachhause fahren (ohne Rücksicht auf eventuell doch notwendiges Duschen, dafür mit vielen Touris im alten Elbtunnel (erster Einbruch), 2 km weiter als üblich (zum Einkaufen) kurz vor dem Ende.

Klar – wer nur als Fitness-Ziel und zum Spass Rad fährt, für den ist das nix – wer ein Rad aber als Verkehrsmittel begreift, hat durchaus etwas Fitness inklusive.

Sicherheit: Durch den starken Antritt ist es eigentlich nicht mehr notwendig, das Abbremsen vor unübersichtlichen oder sehr engen Situationen zu vermeiden, damit wäre ich eigentlich auch deutlich sicherer unterwegs, wenn mein Hirn diesen Umstand auch mal in WAAAAAAH-DAS-PASST-WOHL-GERADE-SO-Situationen realisieren würde anstatt wie bisher jeden möglichen Schwung zu nutzen. Die verbauten hydraulischen Scheibenbremsen tun, was sie sollen.

Die Reichweite – ich habe einen 500 wh Akku (13,4 Ah bei 36 V) – ist dem im Rad wohnenden Computer noch nicht ganz klar. Aktuell scheinen es über 75 realistische Kilometer bei der zweiten Unterstützungsstufe zu sein, aber die Restanzeige verändert sich nach bisher gefahrenen 260 km noch stetig nach oben. Nach den täglichen 40 km ist der Akku noch mehr als halb voll. In der kleinen Unterstützungsstufe sind nach Bordrechner 120 km drin.

Das passende Ladegerät braucht angeblich 4,5 Stunden für eine Vollladung, ich hab mir noch nicht die Mühe gemacht, es dabei zu beobachten. Den Akku kann man leicht abnehmen und wenn gewünscht, getrennt vom Rad laden. Ich habe freundlicherweise Strom im Keller. Wie in einem älteren

TT-Artikel vermutet, fährt man das eigene Ladegerät im Alltag nicht spazieren, wenn man nicht wirklich lange (> 100 km) Touren vor hat – es ist ungefähr so groß wie ein 10er Eierkarton.

Da das Rad im Verhältnis zu normalen Taschen-Elektrogeräten geradezu unverschämt viel Akkupower hat, liegt der Gedanke nahe, am Radakku nicht nur den Fahrmotor, die Steuerelektronik und das Licht zu betreiben, sondern es auch als Ladequelle für permanent zu gering geladene Smartphones zu nutzen. Leider hat Bosch da nicht richtig aufgepasst, und eine Micro-USB-A-Buchse verbaut. Diese ist erstmal sehr selten (man braucht ein spezielles Kabel für diese Buchse, das es nur mit dem üblichen Micro-USB-(B)-Ladestecker am anderen Ende gibt, nicht mit z. B. USB-C) und da kommen maximal 500m Ah raus, was beim gleichzeitigen Betrieb von z. B. Googlemaps zur Navigation nur zur Erhaltungsladung, aber nicht zur Aufladung führt.

Die dicken Reifen und die Federung machen, dass man gegenüber schlecht gemachten Radweg-Auffahrten und Ähnlichem sehr gleichgültig wird. Bei meinem konventionellen Rad wollte ich vor allem aus Gewichtsgründen keine Federung, und bin entsprechend aus dem Sattel gegangen, habe das Rad bei größeren Kanten auch komplett gelupft. Ich fahre zwar auch das Ebike mit Cleats, aber da lupft einfach nix mehr.

Gewicht: Das Pedelec ist wirklich zum Fahren gedacht, nicht zum Tragen (schon gar nicht, wenn man Rücken hat). Wenn man keine ebenerdigen oder mit Rampen versehenen Abstellmöglichkeiten hat, hat man meiner Meinung nach damit keinen Spaß.

Display: Es gibt mehrere – beim Hersteller Bosch zwei, einmal das einfache, oben abgebildete, das die üblichen Tachometer-Daten und die Restreichweite darstellen kann und ein deutlich teureres, das auch Routing und andere Dinge beherrscht, aber erstmal nichts, was nicht ein einigermaßen modernes Handy universeller und damit mindestens gleich gut könnte.

Computer: Ja, man kann aus rein wissenschaftlichen Gründen mit geringem technischen und finanziellen Aufwand in den im Rad wohnenden Computer kriechen und z. B. auch machen, dass sich das Rad nicht mehr an die

25 km/h Grenze erinnert und deutlich schneller mit Elektroantrieb fährt. Die Suchmaschine der Wahl hilft – ich hab aktuell nicht das Gefühl, das zu brauchen:

- Ich möchte ohne Schmerzen und Duschzwang zur Arbeit und zurück, nicht in den (Motor)-Rennsport. Man könnte sich daran freuen, schneller als konventionelle Radler zu sein – das ist dann aber einfach kein Eigenverdienst.

- Die meisten Fahrradverkehrsanlagen in Hamburg und auch anderswo sind nicht für Tempi über 30 km/h geeignet, auch wenn man auf der Strasse fährt, ist das für andere Verkehrsteilnehmer von der Geschwindigkeit sehr schwer einschätzbar.

- Der Akku ist kapazitätsmäßig nicht dafür ausgelegt und schneller alle

- Formales: Das Rad gehört offiziell nicht mir, sondern meinem Arbeitgeber, der es mir zur Nutzung überlässt. Basteln am Rad ist also eine Grauzone.

- Formales II: Natürlich erlischt bei Basteleien die ABE (oder Vergleichbares), ebenso gibt es keinen Versicherungsschutz mehr, man verstößt gegen die STVO und so weiter.

Insgesamt bin ich bisher sehr zufrieden. Der Sattel und mein Hintern müssen noch überlegen, ob sie dauerhaft Freunde werden (ich hatte bisher nur Ledersättel, auf denen ich es gewohnt bin, herumrutschen zu können, das geht auf diesem ansonsten bequemen Plastikding nicht).

Ich werde mir noch einen Anhänger beschaffen, zum Einkaufen und Transport von Zeug, das vom Gewicht oder Volumen bisher das Auto erfordert. Das Zusatzgewicht von zwei Kisten Bier kann der Elektromotor gefälligst auch ziehen.

Alexander Stielau

2017-06-05

hi andre

Eine Kollegin schreibt auf Slack, unserem firmen-internen Instant Messenger:

> hi andre

Es ist nicht das erste Mal. Vor fünf Tagen hat sie schon einmal

> hi andre

geschrieben, und dann war nichts weiter passiert.

Ich habe zwei Theorien. Entweder ist die Kollegin äußerst beschäftigt, und nach dem *hi andre* war ihr gleich irgendwas anderes dazwischengekommen. Oder ihr *hi andre* ist synchron gemeint und sie möchte, dass ich auch erst *hi* sage, bevor sie sagt, was sie will.

Das kommt überhaupt nicht in Frage. Ich antworte grundsätzlich nicht auf synchrone *his*. Da wäre ja die ganze Asynchronität des Messengers für die Katz. Da könnten wir ja gleich telefonieren.

Ich schaue im Minutentakt in unseren Chat, ob der Groschen gefallen ist, und sie jetzt endlich sagt, was sie will. Tut sie aber nicht. Aber ich werde nicht *hi* sagen. Auf gar keinen Fall. Dieses Übel muss man an der Wurzel ausrotten.

Andererseits… die Kollegin ist wirklich nett. Und vielleicht ist wirklich was Wichtiges. Aber ich kann doch nicht einfach nachfragen. Damit begünstige ich das asoziale Verhalten doch nur.

Andererseits… eine nette Kollegin, die viel zu tun hat, und die nebenbei auch noch über meinen Kalender bestimmt, mit besserwisserischen Gesprächsregeln zu vergrätzen, nein, so ein Idiot bin ich doch auch nicht.

Ich gucke weiter alle paar Minuten in das Chatfenster, nichts passiert. Schließlich ringe ich mich durch:

> hi x, i'm not sure if you are waiting for me to say hi, of course i am happy to do that. but if there's something you want to ask me, please just go ahead :)

Das Fenster beginnt in derselben Sekunde zu sprudeln:

> sorry i just do that to make sure you are there at the same time i am
> since i am running around
> okay
> can you . . .

Sie ist wirklich super-nett, die Kollegin.

André Spiegel

9. Juni 2017

Vom Analogrieseln zum Digitalrieseln in nur zwei Elektromarktbesuchen

Im Schlafzimmer habe ich seit Jahren einen Zweitfernseher. Dessen Bild ist gedimmt und der Apparat dient eigentlich nur der Berieselung mit langweiligen, einschläfernd gesprochenen Dokumentationen, falls Grübelei in der Nacht droht. Angeschlossen ist das Gerät, zusammen mit einer schlafhygienisch korrekten roten Lampe, an eine Zeitschaltuhr, so dass nach einer Stunde Rieselei automatisch Stille und Dunkelheit einkehren. Der Fernseher ist alt und analog. Er bewältigt nur wenige der im Kabel steckenden Sender. Mir ist das egal, denn es geht ja nur ums Rieseln.

Der Kabelgesellschaft ist es aber nicht egal. Sie will Qualitätsfernsehen überall, egal, ob es gebraucht wird. Deshalb stellt sie Anfang Juni 2017 das analoge Signal ein. An Stelle der langweiligen Dokus rieselt nun ein noch langweiligeres Standbild auf den Bildschirm, und erzählen tut auch keiner was. Das Standbild sagt, dass das Signal abgeschaltet wurde.

Ich überlege kurz, mir einen neuen, modernen Fernseher anzuschaffen, verwerfe das aber, es geht ja nur ums Rieseln. Also muss ein Rieselreceiver her. Ahnungslos stolpere ich am Tag nach der Abschaltung des analogen Signals – natürlich keinen Tag vorher – in einen Elektromarkt und bevor ich

noch jemanden anspreche wird mir angesichts der vielen verzweifelten Rentnerpaare klar: hier bekomme ich heute keinen Receiver. Ein Verkäufer sagt genervt, vermutlich zum achthundertsten Mal an diesem Tag, zu einer alten Dame, dass "frühestens übermorgen!" wieder neue Receiver erwartet werden. Naja. Riesel ich halt per Internet, denk ich, und fahre nach Hause.

Am Abend merke ich, dass das Internetrieseln nicht so gut funktioniert wie das Fernsehrieseln: Der Sound des kleinen Laptops ist zu blechern. Den größeren Rechner ins Schlafzimmer rüberzuschleppen ist mir aber zu mühsellig, also wird blechern gerieselt, es wird schon gehen. Bis Donnerstag versuche ich, mich daran zu gewöhnen, aber es ist einfach nicht dasselbe. Also fahre ich Freitag in einen anderen Elektromarkt und versuche mein Glück erneut. Dieses Mal komme ich genau rechtzeitig zur Lieferung der frischen Digitalreceiver. Ich nehme für etwas über 40 Euro einen mit – das ist zwar teurer als online, aber naja – und hoffe das Beste. Das Beste geschieht dann auch, und noch besseres. Denn nicht nur ist der Receiver ruckzuck installiert, er liefert auch noch Programme, von denen ich zuvor gar nichts wusste und verbessert sogar das Bild des ollen Fernsehers signifikant (was egal ist, weil das Bild sowieso gedimmt wird, aber hey! Man könnte!) Ab heute wird also in neuer Qualität gerieselt. Ich freu mich. Gute Nacht.

Mia Culpa

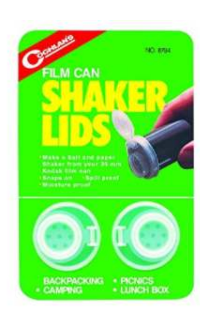
Juni 2017

Derzeit nicht verfügbar: Salzstreu-Zubehör für Filmdosen

Ich lasse mir das Salz geben. "Original-Filmdose!", sagt mein Bruder stolz.



Den Salzstreudeckel hat er vor einigen Jahren als Sonderzubehör in einem Münchner Outdoorladen erworben. Amazon erinnert sich noch daran, dass so ein Produkt einmal existiert hat:





“Ob und wann dieser Artikel wieder vorrätig sein wird, ist unbekannt.” Die im Techniktagebuch bereits beschriebene Filmdosensituation legt den Verdacht nahe: Dieser Artikel wird nie wieder vorrätig sein. Kommende Generationen werden sich mit zum Salzstreuen hergestellten Salzstreuern behelfen müssen.

Kathrin Passig

12. Juni 2017

Tanz mit dem Roboter

Wie viele größere Apotheken, hat auch die Apotheke im Berliner Hauptbahnhof inzwischen einen Roboter unter den Angestellten, der die ausgewählten Medikamente per mechanisiertem Arm aus ihrem Fach irgendwo in den Tiefen des computerisierten Apothekerschranks holt und über eine Schütte nach vorne in den Thekenbereich befördert. Anders als in anderen Apotheken kann man diesen Roboter allerdings bei der Arbeit beobachten. Das Bild einer Kamera, die oberhalb des Lagersystems angebracht ist, überträgt einen Eindruck der Arbeit des Roboters auf einen Monitor oberhalb der Medikamentenausgabe. Sehr transparent.

Die Folge: Nicht nur richten alle Angestellten und Kund*innen regelmäßig ihren Blick auf den Monitor, um zu schauen, wie weit der Greifarm schon ist. Gerade die Angestellten interagieren auch von Ferne mit ihrem Roboterkollegen. Eine PTA gibt ein Medikament in Auftrag, dreht sich zum Monitor um und verfolgt mit dem ganzen Körper jede Regung des Systems. Ihre Arme führen kleine Bewegungen aus, die die Drehungen und Verschiebungen des robotischen Arms nachahmen. Was auch als misstrauische Überwachung gelesen werden könnte, gleicht von meinem Standpunkt aus eher einem kleinen Tanz zwischen Mensch und Maschine.

Alexander Matzkeit

12. Juni 2017

Der Rotlicht-Hack

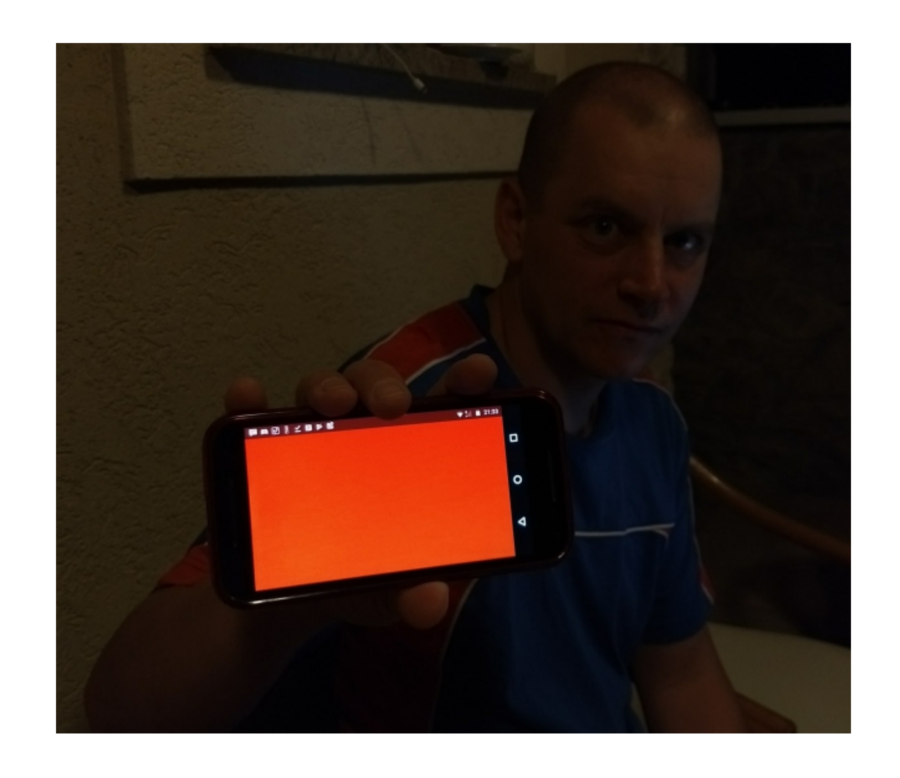
Als ich im Januar mit den Studenten zum Teleskop fuhr, um Sterne zu beobachten, riet ich ihnen, eine Taschenlampe mitzubringen, damit sie sich im Dunkeln zurechtfinden. Natürlich hatten alle nur ihr Handy dabei und liefen im Schein der im Handy eingebauten Lampen durch das Observatorium.

Erst auf dem Berg fiel mir ein, dass Rotlichtlampen besser gewesen wären. Wenn man am Teleskop im Dunkeln arbeitet, ist man darauf angewiesen, dass die Pupillen weit geöffnet bleiben, um schwache Lichtpunkte erkennen zu können. Es dauert eine Viertelstunde, bis das Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit angepasst hat, und auch danach merkt man noch Verbesserungen. Allerdings nur, wenn es dunkel bleibt. Jedes Mal, wenn man die Taschenlampe mit weißem Licht anschaltet, fängt man von vorne an mit der Anpassung. (Erfahrene Beobachter schließen deshalb immer ein Auge, bevor sie die Lampe anschalten, und zwar das Auge, mit dem sie durchs Teleskop sehen. Sieht zwar albern aus, funktioniert aber.)

Es gibt noch einen Ausweg, nämlich Rotlichtlampen. Der Grund dafür ist der sogenannte Purkinje-Effekt: In der Dunkelheit sind vor allem die Stäbchen-Zellen im Auge aktiv, die viel weniger rotempfindlich sind als die Zapfen. Rotes Licht wird vorwiegend mit den Zellen gesehen, die man am Teleskop nicht braucht. Deshalb kann man mit einer Rotlichtlampe am Teleskop arbeiten, und trotzdem die Empfindlichkeit des Auges bewahren. Es ist ein organischer Life-Hack, den sich die Evolution für Astronomen ausgedacht hat. Und für U-Boot-Kapitäne.

Aber wie erzeugt man rotes Licht mit einem Handy? “Man könnte rote, durchsichtige Folie über die Lampe kleben”, denke ich laut nach. Der Ingenieur auf der anderen Seite des Tisches schlägt vor, stattdessen das Handy-Display rot zu machen, die Helligkeit ganz aufzudrehen und dann den Bildschirm als Lampe zu verwenden. “Gute Idee”, sage ich, und dann folgen zwei Gedanken: Nummer eins: Als nächstes müsste ich mir ein rotes Bild erzeugen. Nummer zwei: Oder googeln. Ich gebe “red color” bei Google ein, klicke auf das erstbeste knallrote Bild, und schon ist mein Display rot.

Im Dunkeln erzeugt das Handy eine kleine rote Lichtpfütze.



Aleks Scholz

14. Juni 2017

Muss Touring Biro

Am Bahnhof von Rijeka gibt es einen nagelneuen Fahrkartenautomaten, an dem man sogar kontaktlos bezahlen kann.



Vergleichsfoto von 2015: Links, unter der Taube, steht jetzt der Fahrkartenautomat

Allerdings hat er nur Inlandsfahrscheine im Angebot. Auch die DB-App weigert sich, und die “Trainline EU”-App kennt den Bahnhof von Rijeka gar nicht erst.



Nicht im Bild: Der Schalter ganz links ist besetzt. Hier kaufe ich ein Ticket nach Ljubljana, vielleicht mein letztes aus Papier. In Ljubljana gibt es ausreichend Umsteigezeit, und vielleicht bekommt man ja von dort aus schon Tickets bis Berlin.



Es wird ungenutzt bleiben, denn der Zug ist ein Bus, und dieser Bus fährt nicht an dem Ort ab, auf den die Schalterangestellte gedeutet hat, sondern ganz woanders. Alle Ausländer verpassen ihn gemeinsam.

Ich gehe zum Busbahnhof und kaufe nach längerem Konsultieren von Google Maps und verschiedenen Bus- und Bahnwebsites bei autotrans.hr ein Onlineticket. Damit brauche ich knapp 24 Stunden nach Berlin, 35 von Haustür zu Haustür, aber ich muss nur einmal umsteigen, in Zagreb, und konkurrenzlos billig ist es auch.

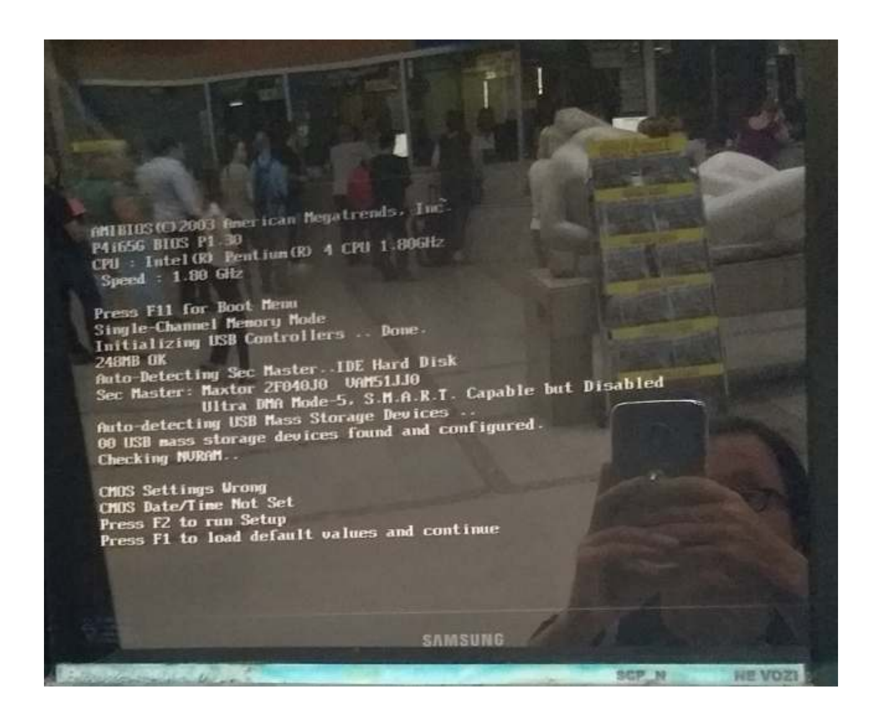
Am Einstieg wird der QR-Code mit einem kleinen Spezialgerät von meinem Handy gescannt. Das ist nicht überraschend, denn so war es schon vor zwei Jahren auf der kroatischen Fähre, und so steht es auch in der Mail, an der mein Ticket als PDF hängt:

> "By boarding please present the correct ticket to the driver. Tickets can be printed or shown in an electronic form on your smartphone or tablet."

In Zagreb habe ich anderthalb Stunden Aufenthalt und verbringe – nach dem Erledigen der wichtigsten Pokémonaufgaben – eine halbe Stunde davon mit der Suche nach dem richtigen Bussteig. Es gibt 40 bis 50 Möglichkeiten, wo der Bus abfahren könnte, aber keine Abfahrtstafel. An diesem vielversprechenden Gerät . . .



… bleiben drei Displays schwarz, und beim vierten müsste mal jemand F1 drücken. Dann könnte man vielleicht die Abfahrtszeiten von 2003 sehen.



Ich muss durch ein Fensterchen am Autotrans-Schalter mit einem alten Mann verhandeln, der weder Englisch noch Deutsch kann. Er lässt sich das Ticket auf meinem Handy zeigen und sagt streng: *Flixbus!* Ich schüttle den Kopf und sage: *Autotrans!* Denn so steht es auf meinem Ticket geschrieben. *Stuttgart?* fragt der alte Mann skeptisch. Ich sage: *Berlin!* Jetzt schaut er in seinem Computer nach, dreht das Display zu mir, deutete auf die *Peron*-Angabe und sagt *Five! Zero! Six!*

Vor Begeisterung vergesse ich gleich wieder, was nach *Zero!* kam, und wandere eine Weile zwischen den Bussteigen 506, 507 und 508 hin und her, bis ich jemanden einen Satz mit “Ingolstadt” und “petsto šestßagen höre. Endlich zahlt es sich aus, dass ich vor vierzig Jahren die Eissorten und Zahlen

gelernt habe. Die Eissorten braucht man inzwischen nicht mehr, an der Küste kommt man mit Englisch und Deutsch durch, aber allmählich kommt es mir vor, als sei Zagreb gar nicht so die touristische Destination.

Ime i prezime/Name and Surname **Kathrin Passig**	Broj karte/Ticket No. **16717084855-1**	
Vrsta karte/Fare Type **Jednosmjerna karta**	Broj nar./Order No. **3044161289**	
Relacija/Route	Datum/Date	Vrijeme/Time
Zagreb **Berlin**	**14.06.2017.**	**19:00**
Prijevoznik/Carrier **Autotrans d.o.o.**	Sjedalo/Seat No.	Peron/Platform
Linija/Line **OSIJEK-ZAGREB-NURNBERG-BERLIN**	Tip karte/Ticket Type **Jedan smjer** Vrijedi do/Valid Through	Cijena/Total Fare **503,77 kn**

Der Busfahrer wirft nur einen kurzen Blick auf mein Handy und schüttelt den Kopf: “Muss Touring Biro! Muss Touring Biro!” Ich sage: “But it says right here: ‘Please show this e-ticket to the driver’, and this is the e-ticket and you are the driver!” Das ist dem Busfahrer wurscht, *muss Touring Biro!*, und ich schäme mich schon wenige Sekunden später für mein Insistieren. Ich bin so schlecht ausgerüstet für den Umgang mit Ländern oder Situationen, in denen nicht alles von allein so funktioniert, wie ich es mir vorstelle.

Ich gehe zurück zum Autotrans-Schalter am anderen Ende des Terminals und bitte einen jungen Mann, der vor mir am Schalter steht, für mich zu übersetzen. Der junge Mann verhandelt mit dem alten, der wieder lange auf *Flixbus! Flixbus!* und *Stuttgart!* beharrt, aber da will ich ja nicht hin. Der junge Mann sagt, jaja, das sei hier öfters so, und begleitet mich zurück zum Busfahrer. Jetzt wird lange auf kroatisch diskutiert, der Beifahrer und schließlich auch der Chef hinzugezogen, aber es hilft nichts: *Muss Touring Biro!* Mein

Übersetzer weiß, wo dieses Büro ist, nämlich nicht innen im Busbahnhof, sondern außen dran. Auf dem Weg dorthin erklärt er mir, dass man hier ohne Kroatischkenntnisse nicht weit kommt, und ich sage, genau deshalb hätte ich ja das Onlineticket gebucht, um mit niemandem reden zu müssen. Es sind jetzt noch sieben Minuten bis zur Abfahrt.

Im Touring-Büro gibt es eine freundliche Mitarbeiterin, die das Problem kennt, ihren Monitor zu mir dreht und mir die Mailadresse zeigt, an die ich mein Ticket weiterleiten soll, damit sie es für mich ausdrucken kann. Ich frage noch, was der Busfahrer jetzt auf dem Ausdruck erkennen wird, was er dem identischen Ticket auf meinem Handy nicht entnehmen konnte. Sie zuckt die Schultern und sagt "they need to have physical". Später wird man mich im Techniktagebuch-Chat daran erinnern, dass "Onlineticket" nicht gleichbedeutend ist mit "muss nicht ausgedruckt werden", und dass das auch in Deutschland bis vor wenigen Jahren so war. Ich habe das einfach vergessen.

In der Minute der vorgesehenen Abfahrt stehe ich im Bus und zeige triumphierend mein ausgedrucktes Ticket nicht nur dem Fahrer, sondern auch den anderen Passagieren, in deren steinernen Mienen ich wahre Anteilnahme an mir und meinem Schicksal lese. Es ist, wie sich später herausstellt, eins von zwei auf A4-Blätter gedruckten Tickets in diesem Bus. Die übrigen Passagiere haben Dokumentenheftchen aus Reisebüros.

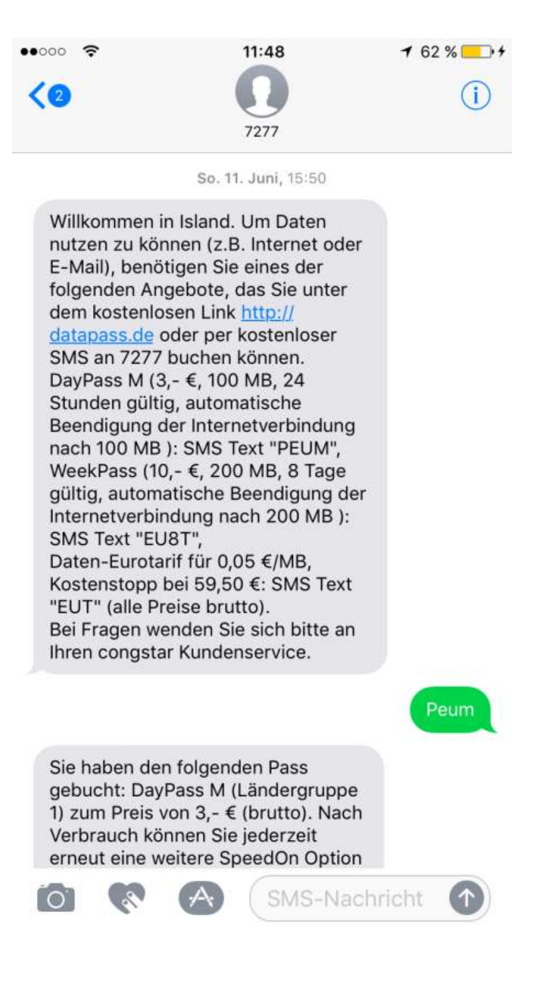
In den folgenden 20 Stunden führe ich ein sorgenfreies Leben: Die Klimaanlage funktioniert. Es gibt keine Steckdosen, aber ich habe eine Powerbank mit 20.000 mAh. Und gerade noch rechtzeitig, nämlich gestern, ist endlich europaweites kostenloses Roaming eingeführt worden, so dass ich in Kroatien, Slowenien und Österreich Internet habe und nicht wie vor zwei Jahren herumjammern muss. Ha!

Kathrin Passig

15. Juni 2017

Das kann doch nicht so einfach sein. Das können die doch nicht einfach machen

Ich bin für eineinhalb Wochen im Urlaub in Island, und es ist dieselbe Routine wie immer im Ausland: Mein Mobilfunkanbieter teilt mir nach der Ankunft mit einer Textnachricht mit, dass ich ein kostenpflichtiges Angebot bestellen müsse, um mit dem Mobiltelefon Daten nutzen zu können. Ich kaufe für 3 Euro 100 MB und 24 Stunden, damit ich unterwegs Adressen von Hotels, Informationen über Sehenswürdigkeiten oder den Wetterbericht nachschlagen und einen Routenführer fürs Auto nutzen kann.



Das Spiel wiederholt sich täglich. Nach spätestens 24 Stunden meldet sich der Anbieter, ich werfe wieder Geld ein und surfe behutsam, immer angestrengt darum bemüht, jedes überflüssige Datenpaket zu vermeiden.

Das geht am Sonntag so, am Montag, am Dienstag – und irgendwann am späten Mittwochnachmittag stutze ich das erste Mal, weil ich immer noch surfen kann, obwohl es mir schon länger als einen Tag vorkommt, dass ich ein Paket gebucht habe. Vielleicht hatbe ich mich getäuscht und erst später die SMS mit dem rätselhaften Wort "Peum" abgeschickt? Ich habe zu schnell wieder andere Dinge im Kopf, als das nachzusehen.

Als ich auch am nächsten Tag scheinbar ungehindert Daten benutzen kann, setzt sich ein blödes Gefühl im Hinterkopf fest: Kann es sein, dass ich dadurch, dass ich kein Paket gekauft habe, aber immer noch mobil im Ausland im Internet herumsurfe, gerade irgendwo gewaltige Kosten produziere?

Das war, seit man Mobiltelefone hatte, immer ein Risiko gewesen: sich mit dem unvorsichtigen Gebrauch im Ausland innerhalb kürzester Zeit in den Ruin zu telefonieren oder surfen. Kai Diekmann hat in einer wilden Phase als "Bild"-Chefredakteur einmal innerhalb kurzer Zeit 42.000 Euro Roaming-Gebühren produziert, weil er von Marokko aus mit dem Mobiltelefon Inhalte für sein Kurzzeit-Blog zulieferte. Das war lustig (obwohl er es dann wohl doch nicht selbst zahlen musste), aber gleichzeitig eine Mahnung.

Zumindest innerhalb der EU gibt es aber inzwischen eine Deckelung ("Kostenstopp bei 59,50 €" hieß es beruhigenderweise in der täglichen SMS, die mich zum Geldeinwurf aufforderte, erinnere ich mich) aber es bleibt ein ungutes Gefühl. Ich bin fast sicher: Irgendwo läuft ein Zähler mit, der mich jede mobil in Island heruntergeladene Mail bereuen lassen wird.

Irgendwann stolpere ich auf Twitter – das ich natürlich erst abends im Hotel aufmache, brav und entspannt im WLAN – über die Meldung, dass in genau dieser Woche, am 15. Juni 2017, eine neue EU-Verordnung in Kraft getreten ist, die die Zusatzkosten fürs Datenroaming im Europäischen Wirtschaftsraum (zu dem auch Island zählt) abschafft. "Roam-Like-At-Home" heißt es jetzt. Das ist der Grund, weshalb von einem Tag auf den anderen die vertrauten SMS ausgeblieben sind.

Es bleiben zwei Gefühle: Freiheit. Und Unglaube.

Das kann doch nicht so einfach sein. Das können die doch nicht einfach machen. Ich merke, dass ich mir das nicht vorstellen konnte, dass ich in Island einfach ohne zusätzliche Kosten Daten auf meinem Handy nutzen kann. Plötzlich lasse ich nicht nur die Navi-Funktion im Handy laufen, obwohl ich längst ahne, wo der Weg langführen würde (und natürlich keine Ahnung habe, wieviel Daten so ein Routenplaner verbraucht – viel, bestimmt). Ich höre sogar Musik von einem Streamingdienst! Im Ausland!

Und die ganze Zeit kann ich es nicht glauben. Die langjährige Erfahrung, das Wissen, die Warnung, dass man im Ausland nicht einfach so Dinge aus dem Netz herunterlädt, dass man sicherheitshalber am Flughafen die "Datenroaming"-Einstellungen auf dem Smartphone nochmal überprüft, all das ist mir so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, dass es komplett unwahrscheinlich erscheint, dass es auch kostenlos geht. (Nicht wirklich kostenlos natürlich, weil auch meine vermeintliche Flatrate monatliche Grenzen hat, aber genauso "kostenlos" wie in Deutschland halt.)

Auch die 3 Euro für 100 MB und 24 Stunden waren, im Vergleich zu früheren Zeiten, ein Schnäppchen. Völlig läppisch, eigentlich. Aber sie waren, verbunden mit der Notwendigkeit, das Paket immer wieder eigens zu buchen, eine klare Ansage, dass im Ausland andere Regeln gelten; dass man hier nicht einfach ungehemmt Daten verbrauchen kann wie zuhause. Und nun geht das plötzlich. Und ich bin live dabei gewesen.

Kein Wunder, dass alle die EU lieben.

Stefan Niggemeier

Juni 2017

Püntenell

Die Liebste und ich verbringen ein paar Tage in Groningen. Wir haben per Airbnb eine hübsche kleine Wohnung auf dem Lande gemietet, wo uns Hühner, Perlhühner, Hund und Katze beim Frühstück zwischen den Beinen herumlaufen.

Wir fahren jeden Tag mit dem Auto zum einem Park&Ride-Platz und von dort mit einem schnellen Bus hinein in die Stadt. Da das DAB-Funksignal von Deutschlandfunk Nova nicht bis nach Groningen reicht, haben wir im Autoradio irgendeinen holländischen Sender eingestellt, der in schöner Regelmäßigkeit auch Werbespots ausstrahlt. Wir sind das als verwöhnte Deutschlandfunk-Hörer nicht gewohnt, aber trotzdem ganz Ohr und versuchen, aus dem schnell gesprochenen Niederländisch Sinnfetzen zu erhaschen.

Besonders angetan hat es uns das Wort „Püntenell“, das quasi in jedem zweiten Spot vorkommt. Wir fragen uns, ob das vielleicht irgendein für die Werbesprache wichtiges Adjektiv ist. Etwas, das Dinge und Waren besonders anpreist, womöglich in Umgangssprache. Vielleicht die holländische Entsprechung für „knorke“ oder so etwas: „Kaufen Sie unseren neuen Toaster. Der ist echt püntenell!“.

Das geht tagelang so. Eine Recherche mit Google-Übersetzer bringt keine zufriedenstellenden Ergebnisse: Es püntenellt so vor sich hin und wir sind weiter ahnungslos. Bis es endlich bei der Liebsten klick macht: Und zwar bei einem Werbespot von Kaspersky Labs. Am Schluss des Spots wird der Hörer gebeten, doch mal im Internet bei Kaspersky vorbeizuschauen: WehWehWeh-KasperskyPüntenell.

Ja ja, ganz recht: Püntenell ist nichts anderes als die länderspezifische Top-Level-Domain der Niederlande: „.nl“.

Ruhrbube

23. Juni 2017

Verwechslung von Körperteilen im Halbschlaf, frühes 21. Jahrhundert

Ich wache auf, hebe die Hand und schaue sie an. Ich halte sie nicht so, als hielte ich ein unsichtbares Handy fest. Ich halte sie so, als wäre die Hand das Handy. Auf der Hand gibt es nichts Neues zu sehen.

Kathrin Passig

25. Juni 2017

Falsch parken in Kaiserslautern

Aus familiären Gründen bin ich seit ein paar Jahren öfter mal in Kaiserslautern unterwegs. Normalerweise reise ich aus Mannheim mit der Bahn an und nutze auch vor Ort öffentliche Verkehrsmittel, aber das letzte Mal war ich ausnahmsweise mit dem Auto in der Stadt.

Ich parkte mein Auto auf einem Parkplatz in der Nähe der Stadtmitte und in der Eile hatte ich vergessen, einen Parkschein zu lösen. Natürlich hatte ich später, als ich zu meinem Auto zurückkam, ein Knöllchen. Sowas passiert mir selten, normalerweise löse ich immer einen Parkschein. Den letzten Strafzettel bekam ich in Frankfurt als ich mit Laura einen Podcast aufgenommen habe. Damals habe ich das Knöllchen sogar noch persönlich von der Politessin in Empfang genommen. Auf Amtsdeutsch wird das Knöllchen übrigens als Schriftliche Verwarnung mit Zahlungsaufforderung bezeichnet. Jedenfalls, als ich in Kaiserslautern den Zettel vom Scheibenwischer nahm, war ich schon dabei, ihn ungelesen zu zerknüllen. Zufällig kam mir aber das Aktenzeichen in den Blick, welches auf den Strafzettel aufgedruckt war.



Wenn ich jetzt so einer wäre, der gerne streitet und versucht sich überall herauszuwinden, könnte ich unmittelbar Widerspruch einlegen, mit Referenz auf den richtigen Tatbestand. Dazu ist eine eMail-Adresse angegeben und sie lautet politessendienst@kaiserslautern.de. Der Strafzettel selbst wurde

vom Referat für Recht und Ordnung ausgestellt. Mein Blick fuhr weiter dem Papier entlang und ich konnte meinen Augen kaum glauben. Am Ende des Zettels folgte ein QR-Code für die Zahlung mit Paypal.



Wie geil ist das denn? Eingescannt und noch gleich am Tatort die Buße verrichtet! Kaiserslautern <3

Marco Hitschler

Juni 2017

Wie das Foto auf die Leinwand kommt

Ich male ganz gerne, habe aber leider keine Ahnung davon. Also hole ich mir technische Unterstützung.

Zuerst suche ich mir Fotos aus, die ich gemacht habe, und bei denen ich glaube, dass sie auch auf der Leinwand ein schönes Motiv abgeben könnten. Diese Bilder lade ich dann aufs iPhone und jage sie in der App Prisma durch den Filter Gothic, der daraus ein Bild mit gröberen Strukturen macht. Nicht immer gefällt mir das Ergebnis, also suche ich mir jetzt ein Bild aus, dass mir auch mit Filter noch gefällt und das einfach genug aussieht, dass ich mir zutraue, es auch zu malen.



Originalbild



Ergebnis aus Prisma

Dieses Bild drucke ich dann vom Rechner aus auf dem Drucker auf DIN-A4-Papier. Ich mache das vom Rechner, weil das Handy bei Fotos immer automatisch annimmt, ich würde auch in Fotoformat und auf Fotopapier drucken wollen und ich noch keine Einstellung gefunden habe, ihm etwas anderes beizubringen. Dazu schiebe ich das Bild in den iCloud Drive, weil sich mein iPhone und mein iMac einfach nicht zum Dateiaustausch per AirDrop überreden lassen wollen. AirDrop soll eigentlich so funktionieren, dass man nur das Foto antippen müsste und schon würde mein Rechner als Empfangsgerät erscheinen. Ein weiterer Tipp und das Bild würde auf den Rechner übertragen. So muss ich einmal mehr tippen (iCloud Drive auswählen und im nächsten Menü einen Ordner auswählen) und einmal mehr am Rechner einen bestimmten Ordner aufrufen. Das ist aber an Mehraufwand auch noch auszuhalten.



Auf dem ausgedruckten Bild male ich dann mit Lineal und Bleistift ein Raster aus Quadraten und auf die Leinwand ein ebensolches mit der gleichen Anzahl Quadrate. Das funktioniert nicht immer hundertprozentig, weil die Größenverhältnisse etwas anders sind, man muss sich also überlegen, an welcher Seite man einfach etwas mehr oder weniger rummalt als auf der Vorlage vorgesehen. (Bei dem Strandbild ist es einfach, ich male einfach mehr Himmel nach oben hin.) Außerdem zeichne ich die wichtigsten und auffälligsten Motive schon mal mit Bleistift vor, damit ich beim Malen direkt ein paar Orientierungspunkte habe.

Dann klebe ich die Vorlage ans Stativ und fange an zu malen. Es fühlt sich ein bisschen an wie Schummeln, aber ich vermute, dass es in Wirklichkeit vermutlich alle so oder so ähnlich machen, zumindest, wenn sie etwas Realitätsnahes malen oder zeichnen wollen. So oder so lerne ich auch durch

das Abmalen wichtige Sachen, zum Beispiel, wie das mit den Schatten und Reflektionen funktioniert. Direkt vom Foto abmalen würde mich mit allen Details überfordern, so funktioniert es aber überraschend gut.

Anne Schüßler

26. Juni 2017

Der Bürgermeister wird jetzt aufgeweckt, wann er will

Vor einigen Wochen hat Siegfried Brunner vom Wasserwirtschaftsamt Deggendorf mir geholfen, mehr über die automatische Pegelansage der 70er und 80er Jahre herauszufinden. Heute frage ich ihn, wie die Donau seit der Abschaffung des elektro-mechanischen Pegelansagers mit der Welt redet.

Da ist jetzt ein digitales Gerät und man kann ihm sagen, dass es eine SMS schicken soll bei einem bestimmten Wasserstand. Wenn die Donau einen gewissen Wasserstand erreicht, dann registriert das Gerät das und stellt fest, aha, das ist der Wasserstand, den ich als Meldestufe 1 gespeichert habe. Also schick ich jetzt eine SMS an die hinterlegte Handynummer. Der Bürgermeister braucht bei Meldestufe 1 noch nicht aufgeweckt werden, der wird bei Meldestufe 3 aufgeweckt. Das musstest du im Gerät draußen einstellen. Die Telefonnummern haben sich aber geändert, die Bürgermeister haben sich mit jeder Wahl geändert, also es musste ständig neu programmiert werden draußen. Jetzt ist das komplett anders. Jetzt gibt's nämlich eine App, die heißt Meine Pegel, da stellst du dir die Pegel auf dem Handy zusammen, die dich interessieren, und dann stellst du dir deine ganz persönlichen Warnstufen ein. Also das Handy klingelt beim Bürgermeister, wann er es will, und wir brauchen draußen nix mehr einstellen. Das ist eine totale Umstellung. Das App, das gibt's, glaub ich, seit zwei Jahren.

Und die digitale Messstelle, seit wann ist die da?

Naja, seit wann gibt's denn SMS?

Also in meinem Leben seit 1999, aber ich schätz mal, frühe 90er? 95? (Später herausgefunden: Richtig wäre 1992 gewesen.)

Also im Prinzip gibt's diese Benachrichtigung, seit es das Handy gibt. Es gab vorher schon aufs Festnetz auch so was, aber es hat ja keinen Sinn, wenn das Festnetz läutet bei Privatleuten, weil die ja nicht vorm Telefon sitzen. Das hat ja erst einen Sinn gemacht, seit das Handy existiert.

Wie funktioniert überhaupt die neue Messstelle, seit die nimmer einen Schwimmer . . . aber wahrscheinlich ist da immer noch einer, oder?

Naja, die Schwimmer gibt's nimmer. Weil die Schwimmer erforderten einen Schwimmerschacht. Das heißt, man musste vom Fluss draußen ein Rohr verlegen, einen Schacht bauen und da drin ist der Schwimmer. Dieses Rohr verlegte ständig und musste ständig freigespült werden. Und jetzt hat man die Sensoren draußen im Fluss, und das ist zum Beispiel eine Drucksonde, piezoelektrisch. Die ist im Fluss draußen montiert mit einer Rohrschelle. Die Wassersäule, die drüber ist, erzeugt ja einen Druck. Und der wird halt piezoelektrisch in eine Spannung umgewandelt.

Und das liegt einfach irgendwo im Flussbett?

Genau. Und hat ein Kabel, das in das Pegelhaus reingeht und dort an den Datensammler drangeht. Der speichert die Daten und gibt sie übers Modem weiter.

Und das ist nur die eine, oder ist das redundant? Also gibt's da verschiedene Sensoren und man schaut dann, was am plausibelsten ist?

Es gibt das redundante System, das ist dann unterschiedlich, das kannst du wieder mit der gleichen physikalischen Art machen, also wieder Drucksonde, oder halt zum Beispiel den sogenannten Einperler. Oder Schwimmer, wenn

du einen Schwimmerschacht hast. Einperler ist, du hast einen Minikompressor, der erzeugt Druckluft, du hast einen Schlauch in den Fluss raus, und der muss so viel Druck aufbauen, dass draußen die Luft entweichen kann. Und je höher der Wasserstand ist, desto mehr Druck muss er aufbauen. Also ist der aufgebaute Druck proportional zur Wasserhöhe. Das registriert der Manometer und digitalisiert das halt wieder in Zentimeter Wasserstand.

Woher weiß das Gerät, wann es erfolgreich war beim Druckerzeugen?

Das baut Druck auf, der Manometer steigt und steigt, und wenn die Blasen rausgehen, bleibt er ja stehen. Weil dann ist's ja im Gleichgewicht. Und so gibt's noch x andere, Radar zum Beispiel, also Abstandsmessungen. Wenn du mit dem Auto – mit meinem nicht, aber mit einem neuen – rückwärts fährst, dann ist da ja hinten dieser kleine Abstandssensor. Und den kannst du auch an eine Brücke untendran bauen und dann misst er halt runter, und je mehr das Wasser steigt, umso kürzer wird ja der Weg.

Und wenn ein Schiff durchfährt?

Das macht nichts. Das wird ausgefiltert. Störsignale werden einfach ausgefiltert.

Siegfried Brunner

Ende Juni 2017

Die Technik kann man schon kaufen, die soziale Akzeptanz noch nicht

Die Mutter experimentiert mit ihren ersten, noch beim Akustiker geliehenen Hörgeräten. Es sind winzige Dinger mit noch viel winzigeren Schalterchen. Ob es da nicht inzwischen welche gibt, die man auch vom Smartphone aus steuern kann, fragen wir. Ja, gibt es. Die will sie aber nicht. Ein Bekannter hat in einem Konzert am Smartphone sein Hörgerät nachjustiert und ist von

seinem Sitznachbarn strafend angeschaut worden, weil er nicht wenigstens im Konzert mal die Finger vom Handy lassen kann. Das kommt also nicht in Frage.

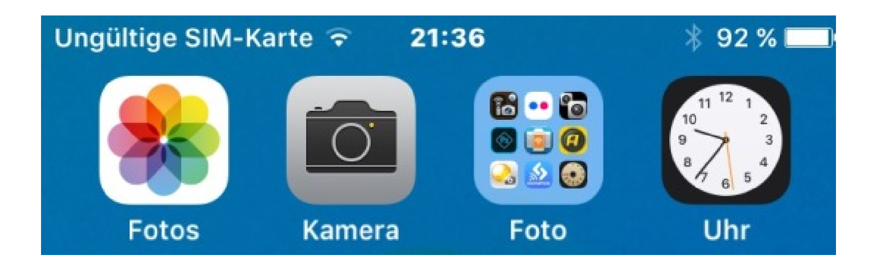
Kathrin Passig

4. bis 6. Juli 2017

Ohne SIM ist schlimm

48 Stunden war ich auf Entzug. Kein mobiles Netz.

Am Abend des 4. Juli nehme ich mein Handy aus der Hosentasche. Ganz normal, wie etwa alle fünf Sekunden. Ich gucke drauf – es gibt eigentlich gar nichts zu gucken – und sehe auch auf den ersten Blick nichts Besonderes. Aber irgendetwas ist anders. Oben links steht nicht mein Netzanbieter mit den Punkten der Empfangsgüte davor, sondern “Ungültige SIM-Karte”. Wie, ungültige SIM-Karte? Bis eben war sie doch noch gültig. Mir schwant Böses, und ich soll nicht enttäuscht werden.



Ich suche etwas Dünnes, Stabiles, um die kleine Schublade, in der die SIM-Karte steckt, herausbefördern zu können. Das erste ist zu spitz, das zweite zu dick, mit dem dritten Teil geht es einigermaßen. SIM-Karte raus, mit einem trockenen Lappen abwischen und mal den SIM-Kartenschacht mit Druckluft aus dem Kompressor ausblasen. Das ist nicht unbedingt gut, weil sich plötz-

lich das Display auf Höhe des Schachts nach außen wölbt. Vermutlich habe ich gerade eine astreine Display-Demontagetechnik gefunden, ich erkunde das aber nicht weiter.

SIM wieder rein, Handy einschalten. Geht nicht. Ausschalten, SIM wieder raus, noch mal wischen. Kräftiger! SIM wieder rein (Oh, vergessen auszuschalten, egal.) Immer noch nicht. Das Handy der Frau muss her: Überkreuz-SIM-Kartentausch. Siehe da: In ihrem Handy das gleiche Problem. Meins geht mit ihrer Karte. Damit wäre der Super-GAU *kaputtes Handy kurz vor der Vorstellung der neuen iPhones* (ich bin dieses Jahr wieder "dran") wohl erst mal abgewendet.

Also wende ich mich an meinen Provider, die Telekom. Es ist übrigens 21:45 Uhr. Es gibt einen Chat. Video geht nicht, weil an dem Macbook die Kamera abgeklebt ist. Also Tipp-Chat. Der Button geht nicht (im Chrome-Browser). Ich kopiere den Link in Safari. Wieder kein Erfolg. Dann Vivaldi, der seit neuestem meine Gunst hat. Der Button lässt sich nun anklicken, aber: "Sie können uns im Chat während der angegebenen Uhrzeiten erreichen." So oder so ähnlich bekomme ich zu lesen. Die angegebenen Uhrzeiten sind 7:00 Uhr bis 23:00 Uhr, es ist kurz vor 22:00 Uhr. Ich fühle mich zum Äußersten genötigt: Einem Anruf der Hotline. Aber wider Erwarten komme ich schnell dran und hab alsbald einen freundlichen und kompetent wirkenden Herrn am anderen Ende der Leitung. Name, Geburtsdatum, Telefonnummer sind schnell erfragt. "Ja, da kann ich Ihnen eine neue Karte zuschicken." Ich rechne kurz: Vor übermorgen wird das nichts. "Kann ich nicht in so einen Shop gehen und mir eine holen?", frage ich. "Ja, klar, wenn Sie den Weg auf sich nehmen wollen?" Kein Problem, ich bekomme noch die nächstgelegenen Shops genannt. Danke, Tschüss, Gute Nacht.

Am 5. Juli muss ich ohne funktionierendes Handy aus dem Haus gehen. Allein die ganzen Pokémon, die ich nicht fangen kann! Kein Stau-Wordfeud und so weiter. Mir fehlt was. Im Büro werde ich ab 9:40 Uhr hibbelig. Um 10:00 Uhr bekomme ich meine neue SIM-Karte. Ich bin der erste an diesem Morgen im Telekom-Shop in den Schönhauser Allee-Arcaden. Dass ich den Weg ohne mobiles Gerät finde, beflügelt mich ein wenig.

“Ja, da muss ich Ihnen nun eine Sicherheits-SMS auf Ihr Handy schicken, den Code darin brauche ich, um *in das System* zu kommen.”, weist mich der junge Azubi an. “Das mit der SMS könnte ohne funktionierende SIM-Karte aber schwierig werden.” – “Hm.” – “Jo, hm.” Lange Rede, kurzer Sinn: Es gibt keine Möglichkeit, in dem Shop *in das System* zu kommen, solange man mir nicht an eine zu meinem Vertrag gehörende Nummer eine SMS schicken kann. Ich bekomme eine SIM-Karte per Post, vertröstet man mich. Mit Glück, so meine Berechnungen, ist sie wenigstens genau so schnell da, wie wenn ich sie über die Hotline bestellt hätte. Aber diese Enttäuschung! Diese verschwendete Zeit! Die unnötig gekauften Fahrkarten!

Geknickt trotte ich von dannen. Der Himmel ist nun noch grauer als vorhin. Mich nerven bereits die ersten Gestalten, die provozierend ihr Drecks-Handys vor ihre Nase halten, nur um mich zu ärgern! Denen zeige ich’s und logge mich wenigstens kurz im Schönhauser Allee-Arcaden-WLAN ein, was sofort funktioniert, kaufe online ein Kurzstreckenticket und begebe mich direkt in das Büro. Ich ziehe keine mobilen Daten ein.

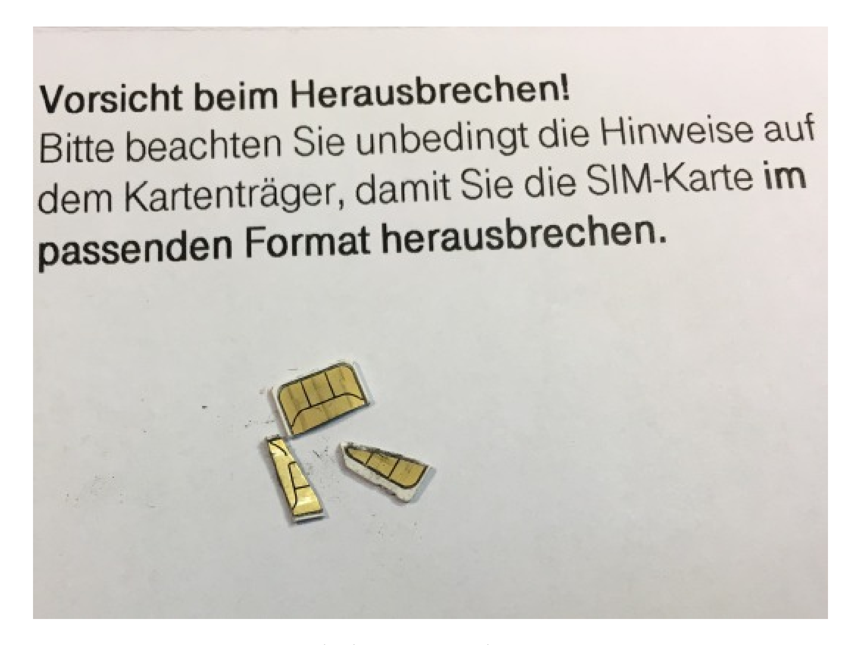
Der Tag vergeht. Ich habe einen Termin jenseits von Halensee und drucke mir dafür AUF PAPIER eine Wegbeschreibung aus. Das habe ich zuletzt vor 5 Jahren gemacht! Auf dem Rückweg von dem Termin, wo ich mit der BVG hinfahre, muss ich MANGELS NETZ Fahrkarten am Automaten kaufen. Wie tief bin ich gesunken, denke ich, und werfe ein paar Münzen in den Becher eines Obdachlosen, der zweifellos größere Sorgen hat als ich. Oder auch nicht? Wer weiß.

Am Morgen des heutigen Tages gewöhne ich mich langsam an den Zustand. Ich habe noch ein Notfall-Handy, dessen Nummer nicht mal ich kenne. Das nehme ich mit. Ansonsten bin ich nicht erreichbar. Das wäre eigentlich gar nicht schlecht gewesen, weil ein Termin am Vormittag so halb platzt. Noch eigentlicher ist es aber manchmal gar nicht so schlecht, nicht erreichbar zu sein, denke ich, wo der Termin doch eher unangenehm gewesen wäre.

Feierabend. Ich fahre durch die Stadt, erst noch eine Runde Modellfliegen, dann nach Hause. Ich habe schon vergessen, wie das ist mit diesem Online. Denn ich fahre auf einem mir unbekannten Weg und lasse mich dabei von einer offline funktionierenden Navigations-App leiten, die sich noch auf meinem Handy befindet. Nimm das, SIM-Karte!

Ich komme nach Hause und öffne den Briefkasten. Yeah! Die Telekom schreibt mir. In einem braunen großen Umschlag steckt ein kleinerer weißer. Darin finde ich eine bereits aktivierte SIM-Karte, sowie ~~Pittje Puck~~ PIN und PUK. Wenn ich das richtig sehe, könnte damit jeder, der dieses Umschlags habhaft wird, fröhlich mit seinem Handy, aber meinem Vertrag rumsurfen und telefonieren und ich hätte immer noch keine neue SIM-Karte.

Warum das sicherer ist, als wenn ich in einen Laden gehe, leibhaftig vor einem Mitarbeiter stehe, den Personalausweis gezückt, das Handy in der Hand, alle Vertragsdaten abrufbereit, ist mir ein schier unlösbares Rätsel. Über Twitter erfahre ich, dass man es bei der Telekom zwar praktisch fände, in einem Shop den Kunden mit einer neuen SIM-Karte aus seinem Jammertal zu retten, aber das derzeit nicht wieder einführen werde.



Endgültig zerstörte alte Karte

Noch rätselhafter ist mir allerdings, warum man überhaupt noch eine SIM-Karte in ein Handy stecken muss. Die Chips in den Karten sind überall die gleichen, nur die Programmierung ist anders. Das kommt mir doch sehr anachronistisch vor, und sollte sich längst mit einem Zugangscode des Providers softwaretechnisch lösen lassen. Wie froh man wohl bei den Handy-Herstellern wäre, eine weitere Öffnung im Gerät verschließen zu können und mehr Platz für tollere Hardware nutzen zu können.

Markus Winninghoff

Juli 2017

Das Internet macht mich zum Dokumentenfälscher

Ich habe mich in letzter Zeit bei einigen Diensten im Netz angemeldet, die eine mehr oder weniger aufwändige Verifikation der Identität ihrer Nutzer betreiben. Alle diese Dienste wenden sich an ein internationales Publikum. Und “international", das bedeutet für die Betreiber der meisten Plattformen “Länder, in denen alles so ist wie bei uns”.

Deshalb wird mein Personalausweis nirgends als Beweis anerkannt, dass ich auch wirklich an der auf der Rückseite des Personalausweises eingetragenen Adresse wohne. Denn die Rückseite des Ausweises ist dasselbe Dokument wie die Vorderseite des Ausweises, und da könnte ja jeder kommen und sich mit nur einem einzigen Dokument auszuweisen versuchen! Gültig ist nur ein Kontoauszug oder eine Rechnung für Strom, Gas oder Telefon. Möglichst englischsprachig, und nicht älter als drei Monate.

Bei Dienst Nr. 1 lache ich über die Idee, eine Rechnung könne ein verlässlicheres Ausweisdokument sein als mein Ausweis, und eröffne eben kein Kundenkonto bei einer so dämlichen Firma.

Bei Dienst Nr. 2 lade ich einen Kontoauszug hoch. Immerhin kann ich im Onlinebanking meiner Bank die Sprache umstellen und bekomme dann englischsprachige Kontoauszüge. Der Kontoauszug wird abgelehnt. Die Begründung habe ich vergessen. Es ist schon ein paar Monate her.

Bei Dienst Nr. 3 lade ich einen Kontoauszug hoch. Der Kontoauszug wird abgelehnt: Man akzeptiere keine Belege von Onlinebanken. Das ablehnende Unternehmen ist selbst ausschließlich im Internet tätig.

Bei Dienst Nr. 4 lade ich einen Kontoauszug hoch. Der Kontoauszug wird abgelehnt: Darauf fehle der Name der Bank. Das stimmt zwar nicht, aber alle Ablehnungen erfolgen automatisch und kommen von Mailadressen, die “do-not-reply” enthalten. Protest scheint mir daher zwecklos.

Jetzt reicht es. Diese Unternehmen wollen einen schlechten, leicht fälschbaren Wohnortsbeleg, und sie sollen ihn bekommen. Ich melde mich im Online-Kundenportal meines Stromlieferanten an und suche dort nach Rechnungen. Die aktuellste ist von 2016. Ich lade das PDF herunter, wandle es in ein PNG um, öffne die Datei in einem Grafikprogramm, suche auf der Rechnung passende Zahlen in passenden Schriftarten und Größen und frische damit das Rechnungsdatum auf. Dass die Abrechnungszeiträume nicht zum Rechnungsdatum passen, macht nichts, die Details werden verpixelt.

Ich lade die selbstgebastelte Rechnung hoch. Einen Tag später bin ich akkreditierter Kunde von Dienst Nr. 4. Na also, geht doch.

Alan Smithee

09.07.2017

Bei mir piept's

Ja. Tut es. Laufend. Weil ich eine Waschmaschine habe, die lauthals verkündet, dass sie fertiggewaschen hat. Ihr Motor dagegen ist so leise, es würde jedes noch so lärmempfindliche Baby selig daneben schlummern. Jedes.
Die Trommel dreht sich – kein Laut zu hören.
Die Maschine schleudert: nur die Pumpe pumpt, der Wasserschlauch röchelt.
Programmende: die ganze Familie steht in ihren Betten.
10 mal hintereinander piepst das Gerät, etwas zu lang, etwas zu laut, etwas zu beleidigt. So dass man stinksauer wird zwischen den Federbetten und am liebsten hineinbeißen will in sein Kopfkissen. Oder die Kinder anbrüllen möchte, sie mögen das Scheißding ausmachen. Oder öffnen.
Jeden Nachmittag nehme ich mir vor, die Piepszeit beim Starten zu berücksichtigen, vergebens.
Ich frage mich: warum hat die Maschine dieses Gepiepse? Wäscht man nicht, wenn man eh zuhaus ist? Oder genau dann, wenn nicht? Wer soll es denn dann hören?

Welche Art Wäsche muss sofort aus der Trommel, und reicht dann nicht ein einzelnes, exakt dafür gemachtes Programm mit Alarmfunktion?
Brauche ich die Wäsche termingerecht, stelle ich mir dann nicht den Wecker am Handy? Oder den Stuhl neben das Gerät und lese solange ein Buch in herrlicher Stille im kühlen Kellerraum?

Noch schlimmer jedoch ist der Brotbackautomat. Brotbackautomaten sind toll, man macht Wasser hinein und Backmischung oder eben Zutaten und schaltet das Programm ein. Der Automat knetet, hat Gehzeiten, knetet wieder und bäckt schließlich.
Toll! Wäre da nicht die Piepsproblematik. Er kündigt jeden neuen Schritt mit Piepsen an. Das erste Piepsen ist aufgeregt: Willst du noch was hinzufügen? Ja? Ja? Körner? Sesam? Sonnenblumenkerne? Saaten? Ja? Ja? Dann ist jetzt der richtige Moment, warte, ich piepse ein bisschen!
Später, am Ende der Backzeit wieder Gepiepse: Schau, ich bin fertig, fertig fertig! Aber du darfst mich noch nicht aufmachen, ich muss dein Brot noch eine Stunde warmhalten, siehste, siehste? Ich wollts dir nur sagen,dass du weißt, dass ich soweit bin, dass ich es geschafft hab, aber nicht hetzen, ja? Ich geb dir nur Bescheid.
Eine weitere Stunde später piepst er erschöpft das Ende der Warmhaltezeit. Fertig. Mehr nicht. Fertig, sagt er.
Ich frage mich, welche Gruppierung diese Geräusche entwickelt? Und was die Leute darüber denken, wann ich das Gerät brauche? Tagsüber, wenn alle Läden offen sind und kein Mangel herrscht für Brotbeschaffung? Oder doch eher nachts, weil das Brot für das Frühstück hergestellt wird? Jedenfalls aber für die Vesperdosen der Kinder, da kann ich ja schlecht Müsli reinkippen.

Die Frage aller Fragen aber ist: Warum zum Klangdesigner kann ich diese ganzen Plagen nirgendwo abschalten?

Update 01: Ich konnte das Piepsen an der Waschmaschine abstellen! Himmlische Ruhe.

Update 02: Nach etwa 10 Tagen erste Häufungen vergessener Wäsche. Nach 12 Tagen Unmut darüber, dass das Signal fehlt – nach 18 Tagen: sie piepst wieder.

Pia Ziefle

15.7.2017

Wenn's knallt, ruf die Polizei



Ein gutes Dutzend mal im Jahr startet eine Alarmrotte der Bundeswehr mit zwei Abfangjägern, um verdächtige Flugzeuge über Deutschland näher in Augenschein zu nehmen. Meist sind diese verdächtigen Maschinen Linienflieger, deren Piloten auf ihren Funkgeräten die falsche Frequenz eingestellt

und deshalb den Kontakt zur Flugsicherung verloren haben – aber seit den Angriffen mit entführten Airlinern im September 2001 in New York und Washington gilt überall auf der Welt in solchen Fällen erhöhte Wachsamkeit.

Meist bekommt die Bevölkerung von diesen Alarmstarts der Eurofighter-Kampfjets und vom Abfangen des verdächtigen Flugzeugs gar nichts mit, schließlich passiert das ja alles in mehreren tausend Metern Höhe. In den vergangenen Tagen gab es allerdings gleich zwei Mal solche Alarmstarts, die offensichtlich die Menschen am Boden in Angst versetzten. Aus einer Mitteilung der Polizei in Reutlingen:

> Weil der Funkkontakt zu einer koreanischen Boeing 777 abgebrochen ist, wurde das Flugzeug aufgefordert, am Landesflughafen in Stuttgart zu landen. Hierzu wurde das Flugzeug von zwei Abfangjägern der Bundeswehr begleitet. Da die beiden Düsenjäger mit Überschallgeschwindigkeit anflogen, erzeugten diese zwei lauten Knallgeräusche, was zu einem vermehrten Notrufaufkommen bei Polizei und Rettungsdiensten führte. Bei der Polizei gingen in 30 Minuten etwa 250 Anrufe ein. Nachdem das Flugzeug in Stuttgart sicher gelandet war wurde festgestellt, dass das Funkgerät defekt war.

Schon einen Tag zuvor war ebenfalls über Süddeutschland ähnliches geschehen, und auch da meldeten sich viele besorgte Bürger bei der Polizei.



Der erwähnte Knall passiert, wenn ein Objekt die Schallmauer durchbricht, wie Wikipedia erläutert:

> Ab Überschreiten der Schallgeschwindigkeit bildet sich um das bewegte Objekt eine kegelförmige Stoßwelle (Machscher Kegel, siehe auch Überschallflug). Diese Stoßwelle ist von einem entfernten Beobachter als Knall oder Donnerschlag wahrzunehmen.

Das ist eigentlich alles altbekannt – und war über Deutschland, jedenfalls im Westen, vor ein paar Jahrzehnten ständiges Geschehen, das keinen zum Notruf getrieben hätte. Über der Bundesrepublik waren vor der deutschen Wiedervereinigung Kampfflugzeuge nicht nur der Bundeswehr, sondern auch zahlreicher Alliierter unterwegs. Von den USA über die Briten bis zu den Kanadiern oder Belgiern. Ein Überschallknall war da, abhängig vom Wohnort, eine lästige tägliche Begleiterscheinung.

Ein Vierteljahrhundert später ist das längst vergessen, und viele Jüngere haben diesen Überschallknall noch nie gehört – nicht verwunderlich, dass sie an eine Explosion denken und bei Polizei oder Feuerwehr anrufen. Das ist übrigens kein deutsches Phänomen, den Briten geht's ähnlich.

(Lichtbild v. Verf.: oben: Start einer Eurofighter-Alarmrotte; unten: Eurofighter aus einem Passagierflugzeug gesehen)

Thomas Wiegold

17. Juli 2017

Das Fernsehen der Zukunft ist da

Will man der ausufernden und einschläfernden Fantasie David Lynchs folgen, ins Land, in dem Froschmotten und Atombomben goldene Eier legen, oder will man aus einem selber womöglich recht unverständlichen Gründen das Allerneueste von Drachen und blauäugigen Eiszombies erfahren, scheut aber wie viele Freunde von Kleinstadtabgründen und mittelalterlicher Gewalt den digitalen Rechtsbruch, dann bleibt einem in Deutschland nichts anderes übrig, als für Twin Peaks und Game of Thrones ein Sky Abonnement abzuschließen.

Wie jedes andere Element im Reigen der Natur existieren auch Sky-Abos in vielfältigen Aggregatszuständen. Es gibt Sky Ticket und Sky Go und Sky Entertainment und Sky Cinema und Sky Atlantic und Sky On Demand und Sky Sport und Sky Pro Ultra HD, und einen Sky Store, in dem man den ganzen bunten Irrsinnsstrauß besichtigen kann, gibt es natürlich auch. Dort kann man den Aggregatzuständen von Sky dabei zusehen, wie sie unter Hitzeentwicklung munter flirrend ineinander übergehen. Lynch hätte es genauso gemacht.

Weil es leider kein Paket "Sky Boseeinsteinkondensat" gibt, buche ich Sky Ticket, das klingt noch am wenigsten bekloppt. Genutzt wird Sky Ticket über Apps, am Rechner, Tablet oder Smartfernseher.

Wenn man die App am Fernseher startet, wird zuerst der Fernsehschirm etliche Sekunden lang grellweiß. Ich vermute jedenfalls, dass das immer noch so ist, ich mache seit den ersten paar Malen immer die Augen zu dabei. Danach folgt die Animation einer sich drehenden Kinoeintrittskarte. Die Farbe von Hintergrund und Eintrittskarte stammt dabei aus einer Farbfamilie, von deren Existenz ich vorher nichts ahnte, den Grellpastellen. Die Kinokarte dreht sich um 90 Grad, also: bis sie verschwunden ist. Dann springt sie abrupt zurück in die Frontalansicht. Die Pfusch-Animation wiederholt sich dann in einem neuen schlimmen Ton von Grellpastell. Das geschieht insgesamt viermal. Dann folgt eine kleine Pause, in der man sich das Blut aus den Augenwinkeln tupft.

Aus dem Hauptmenü der App kann man sich durch das Drücken weniger Fernbedienungstasten in einen Bereich vorarbeiten, in dem die angebotenen Serien in zufälliger Reihenfolge auf Zuschauer warten. Dann muss man nur noch in der träge scrollenden Liste die gewünschte finden, sich der Reihe nach durch alle Staffeln und innerhalb der Zielstaffel dann noch durch alle Folgen bis zur letzten einzeln durchklicken. Und schon kann es losgehen.

Wenn es eine Synchronisation gibt, gehts es allerdings erstmal auf Deutsch los. Mit einem weiteren Tastendruck kann man aber auf Originalton umschalten. Das klappt manchmal gleich, manchmal verspätet und manchmal gar nicht. Wenn es klappt, fällt ungefähr zehn Sekunden lang der Ton aus, bis die Tonspur sich neu synchronisiert hat. Hat man die Taste zweimal gedrückt, weil das Umschalten verspätet passiert ist, geht es nach einer weiteren Pause von zehn Sekunden wieder auf Deutsch weiter. Wenn der Ton wieder einsetzt, hat oft auch das Bild schon eine Auflösung erreicht, bei der man Drachen von Froschmotten unterscheiden könnte, wenn einem sowas wichtig ist. Ich wüsste gerne, ob man ein Paket Sky Buffer kostenpflichtig zubuchen kann, aber ich habe Sky Angst vor dem Sky Store und war noch nie drin.

Ist die aktuelle Folge zu Ende, poppt noch während der letzten Sekunden ein Dialogfenster auf. Darin steht: “Das war die letzte Folge von Twin Peaks gesehen”. Man muss dieses Fenster dann wegfernbedienen. Hat man

das gemacht, folgt ihm ein Bild mit ein paar DVD-Hüllen, auf dem “Das war die letzte Folge von Twin Peaks” steht, mit dem Hinweis, dass es aber auch noch andere Serien im Angebot von Sky Atlantic on Demand Ultra HD Sports gibt. Zum Beispiel Game of Thrones! Auch diesen Bildschirm muss man wegfernbedienen. Das zwischen den beiden Meldungen verschwundene falsche “gesehen” ist mir ein steter Quell grundloser Konsternation.

Warum Sky noch nicht pleite ist, ist mir unklar, vermutlich liegt es an Deppen wie mir.

Ich werde jedenfalls, wenn der letzte Kirschkuchen gegessen und der letzte King in the North geköpft ist, den Quatsch sofort wieder kündigen.

Kai Schreiber

2017 oder so

Ja, jetzt ist das hässlich. Aber in zwanzig Jahren!

Mein Mann und ich fotografieren gerne, natürlich auch im Urlaub. Dabei machen wir auch klassische Landschafts- und Sehenswürdigkeitsaufnahmen. In Städten ist es manchmal schwierig eine schöne Szene abzulichten ohne auch diverse Autos auf dem Bild zu haben und lange gilt für uns die Regel, dass nur öffentliche Verkehrsmittel, Taxis und anderweitig irgendwie hübsche, interessante oder landestypische Verkehrsmittel auf ein Bild dürfen. Man steht also auch mal länger irgendwo rum, um den perfekten Moment zu erwischen, in dem gerade kein Auto durchs Bild fährt.

Dann lese ich, wie Andrea Diener auf Twitter erklärt, dass sie selbstverständlich auch ganz normale Autos fotografiert, denn später einmal wäre das ja auch wichtiger Zeitkolorit. Diese Argumentation leuchtet mir sofort ein. Als Nostalgiemensch liebe ich es bei alten Bildern besonders, wenn auch Alltäglichkeiten wie Autos, Menschen und Geschäfte abgebildet sind und natürlich werden die Autos der Gegenwart in gar nicht allzu ferner Zeit auch bei mir nostalgische Gefühle wecken.



Seitdem fotografiere ich entspannter (zum Beispiel in Stettin). Es darf alles drauf. Jetzt mag es hässlich und langweilig sein. ABER IN ZWANZIG JAHREN!

Anne Schüßler

25.07.2017

Weil es halt geht

“*Laifhäck*” ist so ein Wort, das geschmeidigst in den Sprachgebrauch jüngerer Menschen eingezogen ist.
Ich rolle aus einem Blatt Papier einen Trichter, um das (günstigste) Salz in den Streubehälter des (teuren) Salzes zu füllen, ein Kind kommt vorbei und sagt in diesem wegwerfend wissenden Ton, den nur Kinder an sich haben können: “Ach, *laifhäck*”.

Ich fülle Hackfleisch in einen Gefrierbeutel um und drücke alles zusammen ganz flach, damit es beim Auftauen hinterher schnell geht, ein Kind kommt vorbei und sagt: "Ach, *laifhäck*."

Googelt man das – oder youtubet, aber ich glaube, man kann nur youtuben, indem man auf youtube Filme veröffentlicht, nicht, indem man sie dort sucht – findet man Videos wie dieses von Emrah.

Oder natürlich den König der Lifehacks, SlivkiShow nämlich.

Heute räume ich die Küche auf und halte eine leere Chipstüte in der Hand. "Nicht!", ruft das Kind, und hier hätte es mich nicht gewundert, wenn es in slowmotion durch den Raum auf mich zugeflogen wäre, um mir die Tüte zu entreißen. Jedenfalls nimmt es das Ding mit und trollt sich.

5 Minuten später kommt dasselbe Kind total aufgeräumt zu mir, hält mir sein Smartphone hin und sagt: "Kuck, Touch Pen. *Laifhäck*."

Und tatsächlich. Es hat ein Holzstäbchen mit der Chipstütenfolie umwickelt – Innenseite nach außen – und kann damit jetzt völlig problemlos sein Smartphone bedienen.

"Warum hast du das gebaut, Kind?", frage ich.

"Weil es halt geht", sagt es.

Manchmal fühle ich mich ein bisschen überflüssig mit meinem Lebenswissen, das ich mir im Schweiße meines Angesichtes erworben habe. Mühsam erworben auch deswegen, weil es so gar nicht mein Lebensziel war, Hackfleisch praktisch einfrieren zu können.

Aber manchmal gefällt es mir auch, weil wieder mal dieses youtube-Dorf bereit steht und den Kindern Sachen zeigt, die sie dann gar nicht mehr von mir lernen müssen, und ich profitiere dennoch von ihrem Wissen, weil ich dann nicht mehr die Einzige im Haus bin, die Handfeger an den Besenstiel klemmt. Schließlich macht SlivkiShow das auch so. Weil es halt (so) geht.

Update: beim Nachlesen bemerkt, dass ich das Thema schon einmal angeschnitten hatte. Hier nämlich.

Pia Ziefle

2017

Haushaltstechnik 2017, Großbritannien

Haushaltstechnikerfassung im schottischen Haushalt von Aleks. Was es nicht gibt: Fernseher, Desktop-PC, Festnetztelefon.

Das Internet kommt durch ein Kabel ins Haus. Der von British Telecom gestellte Router erzeugt daraus WLAN, das nicht bis zur Küche reicht.



Daran ändert auch das WLAN-Verlängerungsgerät in einer Steckdose auf halbem Weg nichts.



Für das Foto habe ich den Schalter an der Steckdose betätigt, damit niemand glaubt, die WLAN-Verlängerung scheitere nur am nicht fließenden Strom. Die meisten britischen Steckdosen haben solche Schalter. Der Grund dafür ist in Vergessenheit geraten. Hier kann man eine Erklärung nachlesen. (Die Kurzfassung: Früher war so ein Schalter nützlich, weil es bei Gleichstrom beim Rausziehen des Steckers zu einem Lichtbogen kommen konnte. Es war also sicherer, erst den Schalter umzulegen und dann den Stecker zu ziehen. Später, nach der Umstellung auf Wechselstrom, hatten sich in Großbritannien alle an den Stecker gewöhnt und verlangten ihn weiterhin, weil sie ihn praktisch fanden. In welcher Hinsicht er praktisch ist, steht in der Erklärung nicht.)

Alle elektrischen Leitungen sind voriges Jahr neu verlegt worden, weil ihre Vorgänger alt, textilummantelt und brandgefährdet waren. Seitdem gibt es auch einen neuen Sicherungskasten.



Vom alten Sicherungspanel existiert leider kein Foto. Es seien aber Glühfäden im Spiel gewesen.

Nur auf dem Dachboden sind noch Reste der alten Elektroinstallationen zu sehen:



Mit diesem noch ziemlich neuen Gerät kann man CDs abspielen und theoretisch auch Radio hören, was aber noch nie vorgekommen ist. Der Lautsprecher ist eingebaut.



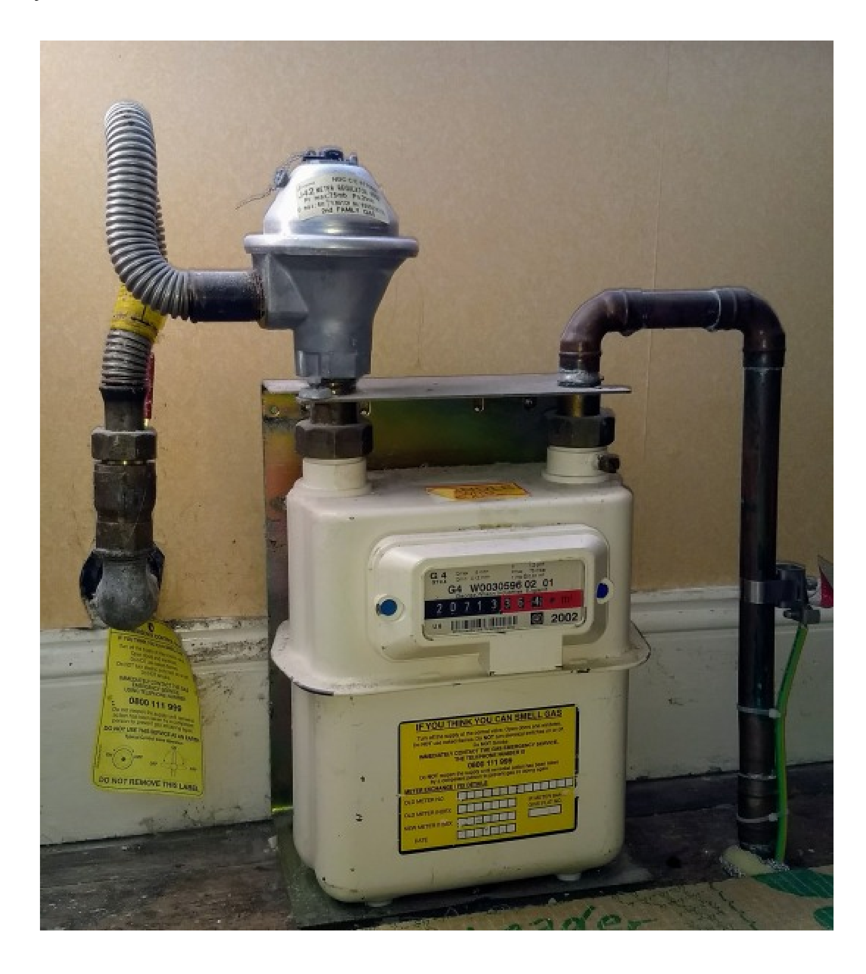
Theoretisch wohl funktionsfähiger, aber nie benutzter Kamin, davor eine Sperrholzplatte, damit es nicht so zieht. Holz kostet in diesem waldarmen Land Sammlerpreise, außerdem hat Aleks kein Interesse an offenem Feuer im Wohnzimmer.



Rechts im Bild ein elektrischer Heizkörper, 2000 Watt. Er wird im Winter gelegentlich als Notheizung eingesetzt, weil er schneller reagiert als die regulären Heizkörper, deren Gastherme eine eigene Kammer bewohnt:



Von der Straßenseite kommt das Gas ins Haus. Wenn anderswo im Haus jemand das warme Wasser aufdreht, hört man hier den Gaszähler ticken.



Das Handtuchtrocknungsgestell im Bad hat keine Verbindung zum aktuellen Heizungssystem. Über seine Vorgeschichte ist nichts bekannt.



Das Licht im Bad schaltet man durch Ziehen an einer Schnur ein. So ist es vorgeschrieben in Großbritannien: entweder muss der Lichtschalter außen sein oder durch eine Schnur betätigt werden. Bis zur Renovierung des Bades gab es an der Wand außerdem noch einen elektrischen Heizstrahler, ebenfalls mit Schnur.

Der Herd, ein Creda Hallmark, könnte aus den 1970er Jahren stammen. Die Heizspirale rechts hinten funktioniert. Wenn man die anderen drei, den Grill (im oberen Fach) oder das Backrohr (unteres Fach) zu benutzen versucht, fliegt die Sicherung raus. Mit dem Schalter an der Wand lässt sich die Stromzufuhr zum Herd ein- und ausschalten.



Das alte Schalterpanel ist wegen seiner Schönheit erhalten, aber an nichts mehr angeschlossen.



Links vom Herd steht die Waschmaschine, neu angeschafft 2014, ohne Timer. “Es war die zweitbilligste bei Argos.” Argos ist eine britische Ladenkette, in deren Filialen es nur einen laminierten Katalog zu sehen gab. Man wählte in der Filiale aus dem Katalog aus und gab seine Bestellung dann an einem

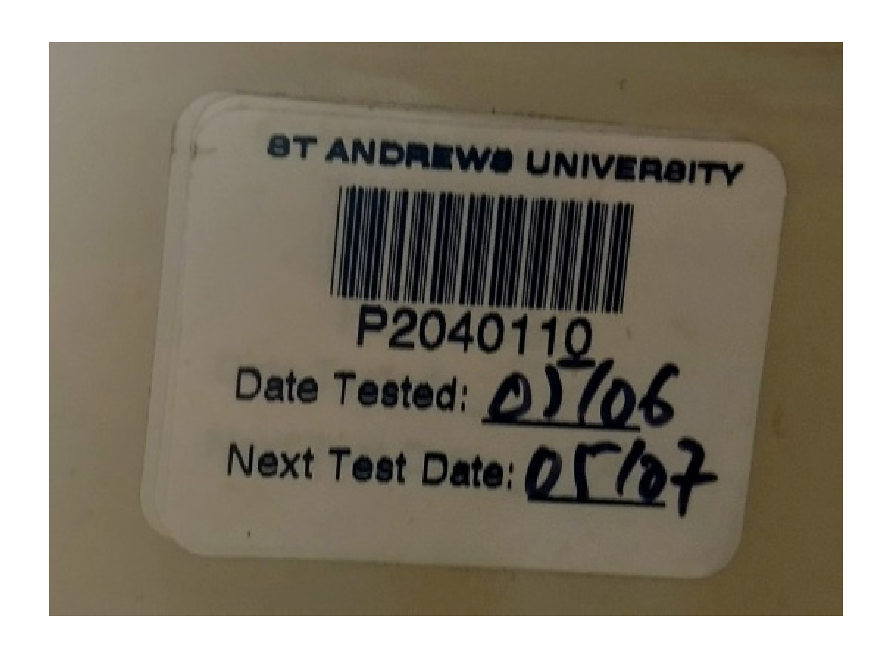
Tresen auf. Diese Waschmaschine allerdings wurde online bestellt, denn die Argos-Filiale in St Andrews existiert schon seit 2013 nicht mehr. “We’re never too far away”, warb ein Poster im Fenster der schließenden Filiale, und verwies auf die *regular bus services* nach Dundee, Cupar und Leven. Die drei Orte sind aber eigentlich schon eher weit entfernt, und zum Internet braucht man nicht mit dem Bus zu fahren.



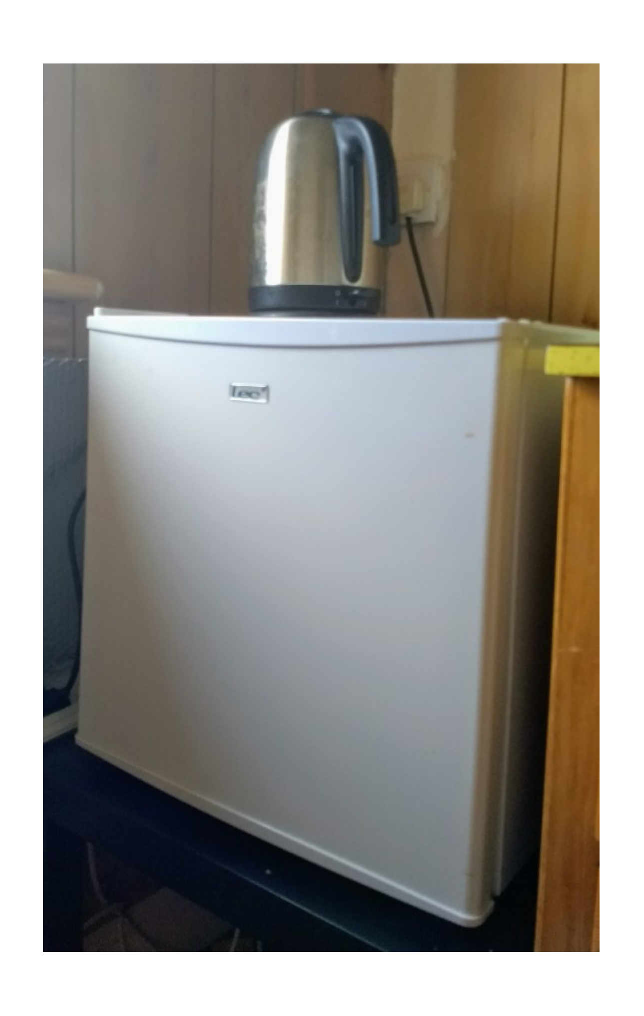
Die Mikrowelle ist so alt, dass sie sich nicht googeln lässt.



Früher stand sie im Observatorium der Universität St Andrews, aber dort wird sie nicht mehr gebraucht und würde wohl auch die jährlichen technischen Prüfungen nicht überstehen.



Der kleine Kühlschrank wird im Winter ganz abgeschaltet, denn die Küche ist dann selbst kaum wärmer als das Innere eines Kühlschranks. Er enthält pro forma ein winziges Gefrierfach, an dem sich auch Eiskristalle bilden. Speiseeis muss man trotzdem sofort aufessen, am nächsten Tag ist es flüssig. Obendrauf ein Wasserkocher.



Kathrin Passig

3. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 1)

Wir haben daheim einen DSL-Anschluss von O2 (also eigentlich Telefonica). Lange Zeit hing an diesem Anschluss eine FritzBox, weil O2 uns ursprünglich einen Router geschickt hatte, der kein WLAN konnte. Im Frühjahr kündigte O2 nun die Zusendung eines neuen Routers an und nachdem der eingetroffen war, wurde offenbar irgendetwas umgestellt und die FritzBox kam erst mal nicht mehr ins Netz. Außerdem bestand die Hoffnung, unser altes Analogtelefon, das seit Langem in einer Ecke liegt und Staub sammelt, an diesem Router betreiben zu können.

Ich schloss also den O2-Router an, gab diverse Codes ein und er schien zunächst einwandfrei zu funktionieren. Nach und nach häuften sich aber die Verbindungsabbrüche. Dabei läuft das WLAN problemlos weiter, hat aber keine Verbindung

mehr

per DSL hinaus in die Welt. Wenn wir dieser Tage eine Serienfolge per Netflix oder Amazon Prime schauen, besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass es zu einer unfreiwilligen Getränke- oder Pinkelpause kommt. Ein bisschen so wie früher im Kino, wenn nach der Werbung das Licht nochmal anging und der nervige Langnese-Eisverkäufer seinen Auftritt hatte.

Da sich diese Störungen üblicherweise nach 3-5 Minuten ohne unser Eingreifen wieder einrenken, nehmen wir sie wochenlang genervt hin. Meine Gattin allerdings aufgrund höherer Anwesenheitszeiten in der Wohnung sowie ihres größeren Serienbedarfs deutlich genervter als ich.

Am 3. August habe ich frei und meine Frau hat mich endgültig dazu breitgeschlagen, jetzt mal beim O2-Support anzurufen. Auf meinen Einwand „auf deren Webseite finde ich gar keine Support-Telefonnummer“ schickt sie mir direkt eine Message mit drei Service-Telefonnummern von O2. Widerstand ist zwecklos.

Erster Versuch: Meinen Anruf nimmt natürlich ein Voicemail-System entgegen und ich stelle fest, dass ich die Festnetznummer und die PIN des Vertrags brauche, der auf meine Frau ausgestellt ist. Nachdem ich diese Nummern herausgesucht habe zweiter Anruf bei O2. Nach erfolgreicher Legitimation lande ich in einer Warteschleife und die Stimme vom Band kündigt mir „Wartezeit voraussichtlich 30 Minuten“ an. Tatsächlich habe ich aber schon nach wenigen Minuten einen Mitarbeiter an der Strippe.

Ja, er hätte da schon mal einen Blick auf das Problem geworfen. In der Tat, das sähe er auch, da gäbe es viele Verbindungsabbrüche bei uns. Immerhin. Er möchte nun, dass ich den Router einmal vom Netz trenne und nach zwei Minuten wieder anklemme und einschalte. Anschließend würden sie eine 24-Stunden-Messung durchführen und ich solle morgen wieder anrufen, um das Ergebnis zu besprechen.

Wir planen, in den darauffolgenden Tagen zu verreisen. Ich einige mich also mit dem Techniker darauf, dass ich am kommenden Montagmorgen wieder anrufe, um die weiteren Schritte zu besprechen.

(Fortsetzung folgt – Teil 2 hier)

Virtualista

7. bis 9. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 2)

Hochmut kommt vor dem Supportfall

(Teil 1 hier)

An diesem und an den folgenden Tagen versuche ich morgens ab 8:00 Uhr die O2-Hotline zu erreichen um meinen Dialog mit dem Techniker wieder aufzunehmen. Dazu muss ich erneut meine kleine Litanei aufsagen. Ja, ich

bin einverstanden, dass das Gespräch aufgezeichnet wird. Nein, es geht nicht um das Mobiltelefon, von dem aus ich anrufe. Dann alle Ziffern der Festnetznummer, dann den Grund des Anrufs, dann die persönliche Kundenkennzahl.

Ich muss hier kurz einflechten, dass ich eigentlich stets der Meinung war, dass man mit einer gewissen technischen und menschlichen Grundkompetenz und reichlich Hartnäckigkeit auch dem abweisendsten Kundensupport auf Dauer die Dienstleistung abtrotzen kann, die eigentlich seine Daseinsberechtigung darstellt. Meine Hausverwaltung hat dieses Selbstbild schon einmal stark ins Wanken gebracht. Aber das ist nichts gegen den Sumpf, in den zu geraten ich nun im Begriff bin.

Meinen ersten Anruf muss ich nach 30 Minuten in der Warteschleife beenden, weil ich etwas anderes zu erledigen habe. Wie man das so macht, schalte ich während der Warteschleifendudelei das Telefon auf Freisprechen und lege es irgendwo in Reichweite ab. Beim zweiten Versuch berühre ich leider nach gut zehn Minuten versehentlich das FaceTime-Symbol auf dem Touchscreen, woraufhin der Anruf abbricht. Von da an bewege ich das Telefon bei laufendem Anruf nur noch mit äußerster Vorsicht.

Später am Tag probiert es meine Frau nochmal. Das führt zu der Erkenntnis, dass man nach einer Stunde mit dem freundlichen Hinweis „wir möchten Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen“ aus der Warteschleife geworfen wird. Den fröhlichen Spruch „wir haben unseren Kundenservice für Sie optimiert!“, mit dem einen die Bandansage bei jeder Runde aufs neue begrüßt, glaubt man ja schon beim ersten Mal nicht, aber nachdem weitere Anrufe an den folgenden Tagen genauso unergiebig verlaufen, macht sich erst Frustration, dann Zorn breit.

(Fortsetzung folgt – Teil 3 hier)

Virtualista

August 2017

Die Flughafenisierung des Bahnhofs

Im Bahnhof Berlin-Südkreuz haben sie jetzt irgendwas mit Gesichtserkennung eingeführt, das habe ich bei Twitter gesehen, aber gleich wieder vergessen. Bis es mir dann heute beim Betrachten des Fußbodens im Bahnhof wieder einfällt.



Die weiße Spur markiert die Strecke, die man nehmen sollte, wenn man anonym bleiben möchte. Auf dem blauen Weg wird man gesichtserkannt. Jetzt ist es natürlich zu spät, aus dieser Information noch irgendwelche Konsequenzen zu ziehen, wir sind schon mehrmals durch die Bahnhofshalle gegangen und bestimmt von allen Seiten gesichtserkannt worden.

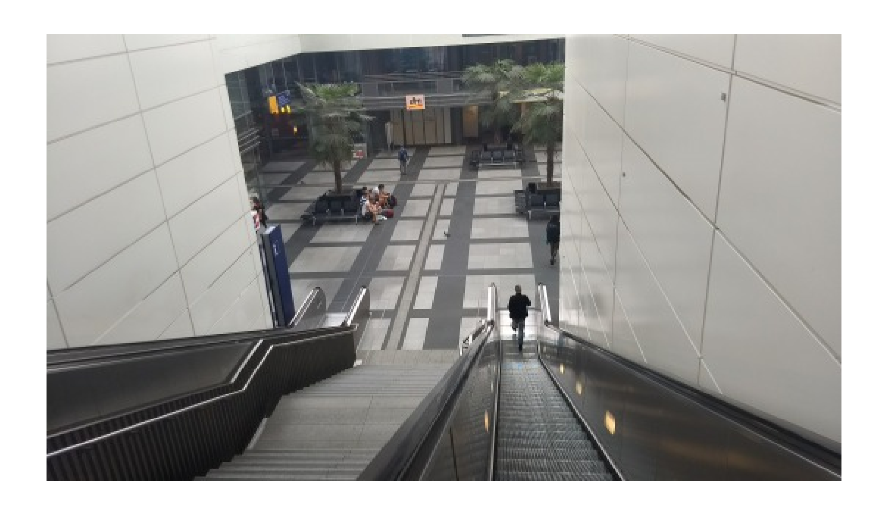
Auch am oberen Ende der Rolltreppe wird man darauf hingewiesen:



Im restlichen Bahnhof gibt es wohl nur die ganz normale Videoüberwachung.



Am östlichen Treppenaufgang: keine markierten Fußwege, keine Hinweise.



Aleks bemerkt, dass es so eine Zwischenlösung wohl nur in Deutschland gibt, schon weil man dazu dem Staat vertrauen muss, dass der weiße Fußweg wirklich nicht erfasst wird – und schon gar nicht *erst recht* erfasst wird, weil diejenigen, für die die Polizei sich interessiert, ja bestimmt diesen Weg nehmen würden. In anderen Ländern, vermutet er als Bewohner Großbritanniens, fehlt den Bürgern dieses Vertrauen und man geht davon aus, dass der Staat sowieso alles überwacht und gesichtserkennt, ohne einem das mitzuteilen. So ähnlich ist es auch, jedenfalls seit 2014.

Für die Techniktagebuch-Akten: Ich habe keine ausgeprägte Meinung zu dem Pilotprojekt. Die Vorstellung, bei jeder sich bietenden Gelegenheit identifiziert zu werden, gefällt mir nicht besonders, die in den letzten Jahren unweigerlich zugunsten von “mehr Sicherheit” ausgehende Abwägung zwischen Freiheit und Sicherheit auch nicht. Meine Fingerabdrücke, Fotos und Bewegungsdaten sind aber sowieso schon überall, und mir fällt kein Beispiel dafür ein, dass jemals etwas technisch Machbares nicht eingeführt wurde, nur weil es Freiheiten beeinträchtigt. Ich wähle Parteien, die nicht ganz so

energisch wie andere Parteien dafür eintreten, verspreche mir davon aber wenig und gehe davon aus, dass aus dem Pilotprojekt ein Dauerzustand werden wird.

Kathrin Passig

10. und 11. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 3)

Der perfekte Sumpf

(Teil 2 hier)

Nun wäre einzuwenden, dass, wenn man sich wiederholt die Stirn blutig schlägt, es auch daran liegen könnte, dass man an einer Stelle durch die Wand will, an der sich gar keine Tür befindet. Vielleicht hat mich das eine kurze Telefongespräch, das ich mit einem Menschen

im O2-Support

führen durfte, auf eine ganz falsche Fährte gelockt. Vielleicht sind Scharen diensteifriger Helfer mit Chatten, Twittern und Mailen beschäftigt und haben deshalb keine Zeit, weitere Anrufe meinerseits entgegen zu nehmen?

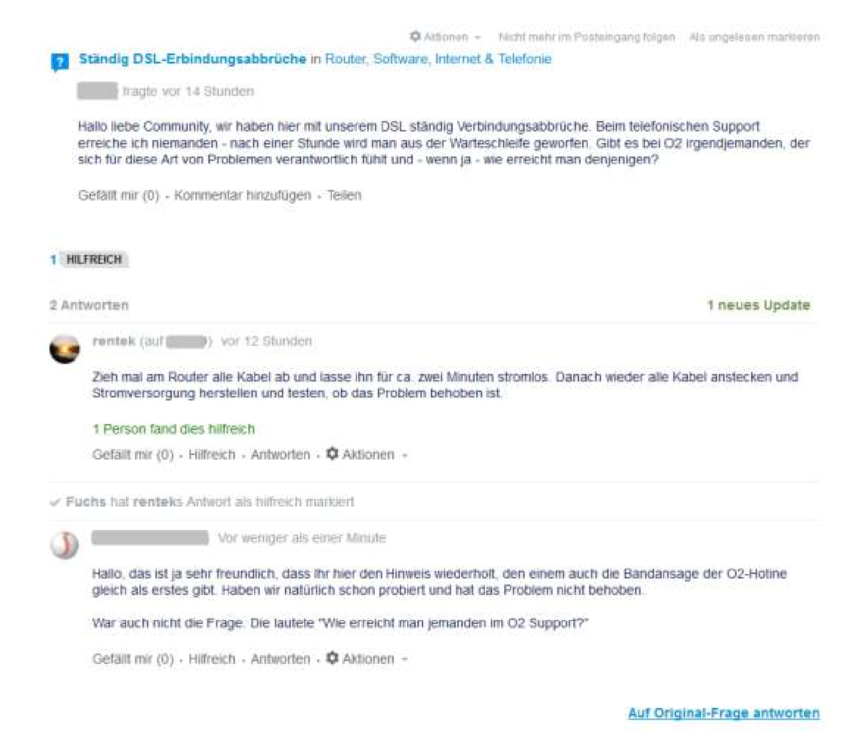
Ich wende mich also erneut der O2-Webseite zu, um ganz unvoreingenommen den bevorzugten Kommunikationskanal für Kundensupport zu finden. Es gibt auf der Website neben sehr viel Eigenwerbung tatsächlich auch zwei kleine Einträge *DSL Störung* und *DSL-Hilfe*. Hinweise auf Chat oder E-Mail finde ich hingegen keine.

Unter

DSL Störung entdecke ich die Nummer einer Störungshotline. Es ist eine andere Nummer als die bisherige, daher probiere ich sie gleich aus. Leider lande ich bei demselben Voicemail-System wie zuvor. Nur endet diesmal,

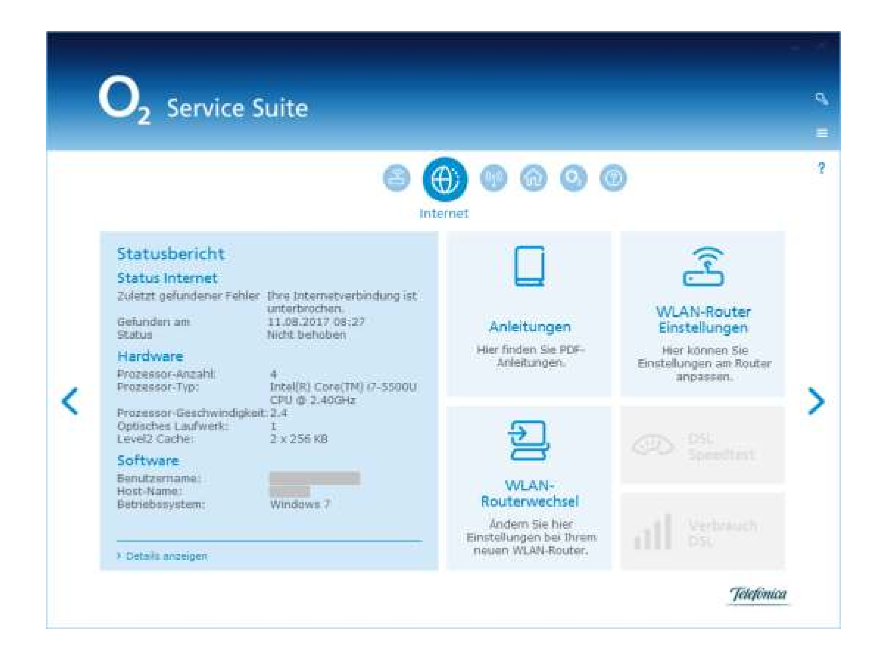
nachdem ich mich mittels der in Teil 2 beschriebenen Litanei „legitimiert“ habe, das Telefonat mit der Ansage „Sie rufen außerhalb der Öffnungszeiten unserer Störungshotline an.“

Es gibt außerdem auf der Webseite mehrere Verweise auf die *O2-Community*, wo einem offenbar in verschiedenen Foren in allen Fragen Trost und Beistand zuteil wird. Wie man sieht, klappt auch das in meinem Fall nur so mittelgut.



Meine Gattin wirft einen kurzen Blick auf diese Konversation und meint „das sind doch Bots, oder?“

Als dritte Variante gibt es eine PC-Software namens *O2 Service Suite* zum kostenlosen Download. Klingt nicht schlecht – vielleicht kann ich damit in Eigenregie eine Diagnose erstellen oder sogar Abhilfe schaffen. Leider wird auch diese Hoffnung enttäuscht. Die Software meldet wahlweise „Status Internet: Es ist kein Fehler bekannt.“ oder eben „Ihre Internetverbindung ist unterbrochen“. Also ungefähr das, was ich mit jedem anderen Tool – einschließlich ‘ping’ – auch feststellen kann.



Unter “Details anzeigen” gibt es allerhand Angaben zur Hardware und Konfiguration meines Rechners und auch eine Liste aller verfügbaren WLAN-Netze, aber leider keine Daten des Routers oder der dahinter liegenden Verbindung.

Tatsächlich ist mein Eindruck, dass die Verbindungsqualität seit meinem ersten Anruf bei O2 noch deutlich nachgelassen hat. Also von so einem Aussetzer alle zwei Stunden hin zu mehreren pro Stunde.

Ich habe mich

natürlich

zwischenzeitlich auch mal auf dem Router eingeloggt. Dort findet sich aber auch keine Störungsanzeige, Logdatei o.ä., die einem bei der Bestimmung oder Behebung der Verbindungsprobleme weiterhelfen könnte.

Nun bliebe noch der Gang in einen der in Berlin reichlich vorhandenen

O2-Shops. Die O2-Variante dessen, was bei Apple der *Genius* ist, heißt *Guru*.

(Fortsetzung folgt – Teil 4 hier)

Virtualista

August 2017

Ein Jahr Boogie Stomp

Früher, als ich klein war, bestand die Technik beim Lernen vom Klavierspielen vorwiegend aus einem Klavier und einem nicht in der Grundausstattung enthaltenen Klavierlehrer, der mir jede Woche Hausaufgaben gibt, auf meine Finger hämmert und "D! D wie Dämlich!" schreit, wenn man stattdessen E spielt, einen Ton, der sich jetzt auch nicht so sehr von D unterscheidet. Als ich neulich nach 25 Jahren Pause wieder anfing, am Klavier zu üben, war klar, dass es diesmal richtig gemacht wird, also autodidaktisch.

Meine erste Änderung im Vergleich zu der alten Lerntechnik: Hauptsächlich mit Kopfhörern üben, und damit den Leistungsdruck durch heimliche Mithörer in der Nachbarwohnung ausschalten.

Die zweite Verbesserung meines zweiten Klavierlebens: Nur noch Stücke üben, die gut klingen. Schon das funktioniert eigentlich nur mit YouTube, das einem die Fertigversion vorspielen kann, was der Klavierlehrer in meiner Erinnerung nie gemacht hat. Ging ja auch nicht, er saß schließlich neben mir und nicht an der Tastatur.

Außerdem hat mir der Lehrer nie die Wahl gelassen. Gespielt wurde, was auf den Tisch kam. Ich bin zu alt für Musikdiktaturen und bestehe darauf, dass mir das Zeug Spaß machen soll. Auf meinem Plastik-Keyboard, das es für weniger als hundert britische Pfund bei Amazon gab, übe ich meine erste Bach-Fuge, Kabelevskis Kinderstücke und Barbers Ädagio for Strings", die Titelmelodie von "Platoon". Ich denke darüber nach, Bach-Stücke mit den Imitaten von World-Music-Klängen nachzuspielen, die mein Billig-Keyboard im Angebot hat, Shebnai, Oud, Detuned Sitar, daraus YouTube-Videos zu machen, und das ganze Kunst zu nennen, aber ich bin wohl zu faul für Globalisierungskritik.

Dann verliere ich die Geduld mit Stücken, die drei Seiten lang sind und Wochen dauern, bis sie einigermaßen klingen. Ich will Instant Gratification und noch mehr Spaß. Kurze Experimente mit Synthesis-Videos verlaufen enttäuschend, weil man überhaupt nicht versteht, was man da spielt, wenn die Noten aus dem Internet direkt aufs Keyboard fallen. Ich will verstehen, nicht nur Töne machen.

Im Herbst 2016 entdecke ich die ideale Musikrichtung für meine Bedürfnisse und fange an, Boogie Woogie zu spielen. Mein erster Lehrerïst Arthur Migliazza, der ein System anbietet, ein Buch mit sehr kleinen Notenfragmenten und dazu Lernvideos auf YouTube.

Boogie hat für mich eine ganze Reihe von Vorteilen, die ich allgemein beim Lernen schätze. Man kann mit minimalem Aufwand etwas erreichen, das sich gut anfühlt. Mit etwas mehr minimalem Aufwand klingt es gleich viel besser. Jede Minute Üben bringt neue Fähigkeiten und neue Herausforderungen. Im Vergleich zu den Bach-Fugen sind die Sprossen der Leiter, auf der man

emporsteigt, viel dichter zusammen. Das Lernen ist granular, es besteht aus winzigen Schritten, die alle separat Befriedigung verschaffen und aufeinander aufbauen.

Außerdem gibt es kein fertiges Endprodukt. Boogie ist Baukastenmusik, aus Base, Licks und Turnarounds baut man sich seine eigenen Stücke zusammen, nach einem einfachen Bauplan. Improvisation und Kreativität sind von Anfang an Teil des Lernens, nicht so wie in der klassischen Musik, wo man jahrelang nur von Noten abspielt, und dann wundern sich die Lehrer, wenn man keine richtige Musik macht. Bei der Blockflöte, dem einzigen Instrument, das ich wirklich beherrsche, habe ich diesen Übergang zum freien Spielen geschafft, indem ich stundenlang Jethro-Tull-Platten nachgespielt habe, damals, in meiner Teenager-Hölle. Beim Klavier erfüllt jetzt Boogie dieselbe Funktion, die Loslösung von Vorschriften und die Wiedererfindung der Musik.

Ich lerne von Noten und von YouTube. Noten sind großartig, weil sie die Musik lesbar machen, den Rhythmus begreifbar, die Akkorde sichtbar. Boogie ist nicht nur stupides Hacken auf den Tasten, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der Literatur glauben könnte, sondern besteht aus absurden Akkordfolgen, rhythmischen Spielereien, und pentatonischen Tonleitern. Ich will diese schönen Konstrukte nicht nur fühlen wie ein Tier, sondern begreifen. Dafür sind Noten super. Nur ganz selten spiele ich ganze Stücke von Anfang bis Ende von Noten ab, viel zu mühsam. Stattdessen greife ich mir einen Takt heraus, ein Lick, eine Basslinie, und kombiniere die Teile mit Bausteinen, die ich ganz woanders hernehme – die Granularität des Lernens. Manchmal spiele ich absichtlich E statt D, und ab und zu klingt es so besser. Das geht vermutlich mit klassischer Musik auch, aber es wurde mir nie gestattet.

Bei den YouTube-Videos sind drei Kategorien hilfreich. Zum einen die, bei denen man das fertige Produkt hört, die Live-Aufnahmen von Konzerten und Improvisationen. Sich an die Musik gewöhnen, das Gehör schulen, eine In-

tuition entwickeln, wissen, wo es hingeht, auch wenn man vermutlich nie dort ankommen wird. Dann kleine Teile heraushören und nachspielen. Kleine Schritte.

Die zweite Sorte sind die Lernvideos, bei denen einem langsam und mit Blick auf die Tastatur gezeigt wird, wie es funktioniert, wie die Finger sich den Noten anpassen. Einige der virtuellen Lehrer, vorwiegend solche, die an Klicks interessiert sind, weil sie nebenbei irgendwas verkaufen wollen, gehen mir sehr schnell auf die Nerven.

Andere erinnern mich in ihrem Deutschsein zu sehr an meinen alten Klavierlehrer.

Wieder andere reden zu viel.

Und nochmal andere zeigen einfach, wie sie üben und sich dabei verspielen, was extrem hilfreich ist.

Aber von allen kann man etwas lernen. Man muss zum Glück nie länger als ein paar Minuten mit ihnen verbringen und kann danach sofort wieder allein sein mit seinen Fingern, dem Instrument, den Synkopen.

Und zum Dritten finde ich plötzlich Musik, die sich auch unabhängig vom Lernprozess gut anhört. Wieso hat mir eigentlich kein einziger Klavierlehrer je von der Existenz von Prof. Longhair und Jimmy Yancey erzählt? Wie konnte das passieren?

Aleks Scholz

14. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 4)

„Es ist möglich," sagt der Türhüter, „jetzt aber nicht."

(Teil 3 hier)

Abends gehe ich nach der Arbeit in einen O2-Shop. Ich warte ca. 10 Minuten, bevor ich an der Reihe bin. DSL-Störungen seien der Störungshotline zu melden, deren Nummer mir der Verkäufer auch gleich auswending aufschreibt. Es ist die Nummer des Störungsnotrufs mit den Öffnungszeiten.

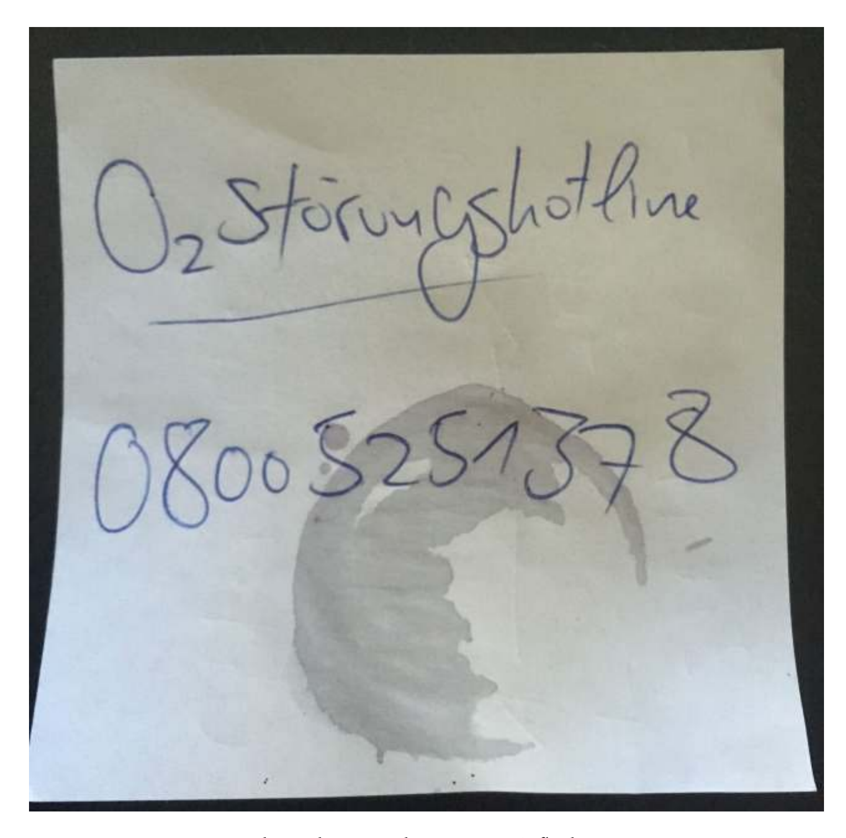


Foto: Zettel aus dem O2-Shop – Rotweinfleck vom Autor

Ich beschwere mich freundlich aber bestimmt, dass man telefonisch bei O2 tagelang niemanden erreicht. Der Verkäufer antwortet mit den Mantras des fachlich überforderten aber gut geschulten Support-Mitarbeiters. „Ich verstehe, dass Sie aufgebracht sind. Ich kann da leider auch nichts machen.“ Er sagt wortwörtlich „niemand hört, was wir hier reden.“ Meinen Hinweis, an seinem Laden stünde groß O2 dran und vermutlich bliebe mir nur die Kündigung meines Vertrags, quittiert er mit einem Schulterzucken. Ich verlasse das Geschäft, ohne mich vergewissert zu haben, dass ich tatsächlich mit dem *Guru* gesprochen habe.

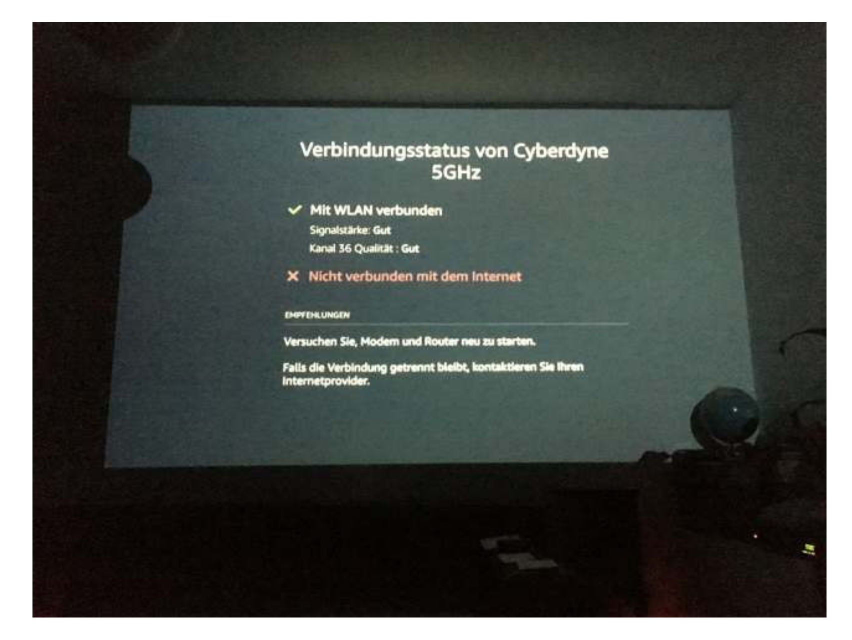


Foto: Auch der Fire TV Stick steuert Hinweise bei.

Zu den Optionen, die ich in der Zwischenzeit erwogen habe, gehört weniger die Kündigung als die Wiederinbetriebnahme der alten FritzBox, die uns vor dem aktuellen O2-Router mit Netz versorgt hat. Das ist vermutlich auch eine Stunde Bastelei, aber ich bin recht zuversichtlich, dass ich von der FritzBox zumindest ein Logfile bekäme. Andererseits nehme ich an, dass das Problem nicht beim Router sondern bei der DSL-Verbindung liegt. Falls diese Vermutung zutrifft, würde uns der Austausch des Routers nicht weiter helfen.

(Fortsetzung folgt – Teil 5 hier)

Virtualista

16. August 2017

Das Schwarzweiße ist das Echte

Ich blättere bei Herrn Rutschky ein Buch mit Schwarzweißfotografien durch und berichte davon, dass ich via Twitter in letzter Zeit häufiger farbige historische Fotos zu sehen bekomme. Manche sind seltene Farbaufnahmen, die meisten aber vermutlich automatisch koloriert. Dank Machine Learning geht das seit 2016, hier ein kommerzieller Anbieter. In Schwarzweiß, sage ich, sei zum Beispiel das Dritte Reich für mich eine sehr fremde, vergangene Welt, in Farbe aber gleich gegenwärtiger, näher, verständlicher.

"Für Sie ist das Farbbild das Echte", sagt Herr Rutschky, Jahrgang 1943, "für mich ist das Schwarzweißbild das Echte. Farbbild war immer: Werbung." Man habe auch im Journalismus lange nicht nur aus drucktechnischen Gründen auf Farbfotos verzichtet, sondern wegen dieser Verbindung zur Werbung. Unseriös sei das Farbbild gewesen. Erst meine Generation nehme das anders wahr.

Kathrin Passig

14. bis 16. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 5)

Anprangern mit Galgenhumor

(Teil 4 hier)

Den dienstleistungsverweigernden Großkonzern in einem sozialen Netzwerk kräftig bloßstellen. Der Post geht viral, Freunde und Freundesfreunde liken und sharen, was das Zeug hält, und wenige Tage später muss der Sozialmedienbeauftragte des Unternehmens sich dabei filmen lassen, wie er mit einem Blumenstrauß bei uns klingelt und Abbitte leistet.

Das sind natürlich Kinderfantasien von der Selbstermächtigung der Geknechteten. Aber da ich schon immer mal ein Großunternehmen trollen wollte und gerade nichts besseres zu tun habe, schleudere ich O2 auf Facebook mit geballtem Spott folgende Frage entgegen.


[redacted] ▸ o2 Deutschland
August 14 at 11:09am ·

Hallo O2, ist bei Euch eventuell Zombieapokalypse im Call-Center? Ich erreiche seit Tagen telefonisch keinen Menschen mehr - nur die Maschinen laufen noch.

Like Comment Share

1 Chronological

1 share 4 Comments

o2 Deutschland Hallo [redacted], nein uns geht es gut 🙂 Danke
Was ist denn Dein Anliegen bei dem wir Dir weiter helfen können? LG, Claudia
Like · Reply · August 14 at 11:15am

View 4 more replies

o2 Deutschland Hallo [redacted], wann hast du mit dem Kollegen gesprochen und wurde ein Störungsticket aufgenommen?
LG Yvonne
Like · Reply · August 14 at 3:09pm

[redacted] Ich habe am Mittwoch, den 2.8. nachmittags mit dem Kollegen gesprochen. Von einem Ticket war nicht die Rede. Er bat mich, tags darauf wieder anzurufen, was ich mehrfach erfolglos versucht habe.
Like · Reply · August 14 at 7:28pm

o2 Deutschland Hallo [redacted] hast du bereits einen Werksreset gemacht, und den Router anschließend neu eingerichtet mit den Zugangsdaten, ob dies hilft? Wenn nicht, versuche bitte weiter die Störungsannahme zu erreichen, damit die Kollegen dies dann an die Technik weiterleiten können. LG Alexandra
Like · Reply · August 15 at 9:43am

[redacted] Ich fürchte, die Störungshotline hat selbst eine Störung, Ich bin dort heute morgen dreimal aus der Leitung geflogen.
Like · Reply · 2 · August 15 at 11:50am

o2 Deutschland Konntest du inzwischen jemanden an der Störungshotline erreichen können? LG Stefan
Like · Reply · August 15 at 8:46pm

[redacted] Nein (1 weiterer Versuch, 20 min Warteschleife).
Like · Reply · August 16 at 4:48pm

Write a reply...

[redacted] Soeben zwei weitere erfolglose Versuche, die Störungshotline unter 0800 5251378 zu erreichen.



Wie man sieht, gereicht unser Elend immerhin einigen Freunden zur Erheiterung. Für mehr reicht es nicht – die Karawane zieht weiter und lässt uns zurück, ratlos wie zuvor.

(Fortsetzung folgt – Teil 6 hier)

Virtualista

17. und 18. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 6)

Techniker ist informiert

(Teil 5 hier)

Es ist vermutlich etwas pietätlos, anlässlich eines nicht funktionierenden DSL-Anschlusses gleich mit Elisabeth Kübler-Ross daher zu kommen, aber gefühlt befinden wir uns jetzt in einer Endphase. Der Zorn ist verraucht und wir schwanken nun eher zwischen Depression und Akzeptanz der Situation.

Vom nicht erreichbaren O2-Support erwarten wir keine Hilfe mehr und die Hoffnung, das Problem möge sich irgendwie von alleine lösen ist auch längst zerstoben. Uns bleibt also nur die Entscheidung, wie lange wir zuhause noch mit einem zufallsgesteuerten Teilzeitinternet leben möchten oder wieviel Energie wir jetzt in den Wechsel zu einem anderen Anbieter investieren. Wobei wir auch nur hoffen können dass ein solcher Wechsel unser Problem löst.

Mitten in diese Phase platzt meine Frau mit einem freudig erregten Anruf. Sie habe beim Kinderfüttern in der Küche doch nochmal die O2-Warteschleife als Hintergrundberieselung eingeschaltet und „nach 57 Minuten!“ wäre sie durchgestellt worden. Unser Supportfall hätte jetzt eine Nummer und sie habe meine Kontaktdaten für einen Rückruf angegeben. Es soll wohl ein Termin vereinbart werden, an dem ein Techniker der Telekom sich die Sache vor Ort ansehen soll.

Tatsächlich ruft mich auch tags darauf eine Dame von O2 an. Sie schlägt mir zwei Zeitfenster am kommenden Montag für den Technikerbesuch vor, entweder vormittags oder nachmittags. Ich habe da auf keinen Fall Zeit, vermute aber, dass meine Frau es einrichten kann, dann daheim zu sein. Sicherheitshalber will ich das aber zunächst mit ihr klären.

Kein Problem, meint die Dame. Sie schickt mir per SMS eine neue Telefonnummer für den Rückruf und unter Angabe unserer Fallnummer könnte ich dann den Termin auch mit einem Kollegen vereinbaren. Ich witzele noch herum, ob ich da nicht wieder stundenlang in der Warteschleife hänge. Nein, nein, beruhigt mich die Dame, unter dieser Nummer käme man gleich dran.

Die Gattin bevorzugt den Montagnachmittag. Ich rufe also Minuten später O2 zurück und lande – in einer Warteschleife. Zugegeben, ich muss nicht das komplette Sprüchlein aufsagen und es dauert auch nur 15 Minuten. Dann spreche ich mit einer anderen Dame, die mir bedauernd erklärt, die Montagstermine wären jetzt alle weg. Mittwochnachmittag wäre der nächste verfügbare Zeitraum. Knirsch!

Ich nehme ohne weiteres Nachdenken den Mittwochnachmittag.

(Fortsetzung folgt – Teil 7 hier)

Virtualista

August 2017

Die Vergangenheit ist noch da, sie ist nur ungleichmäßig verteilt

25 Jahre nach dem Einzug kaufe ich zwei Lampenschirme. Um sie anzubringen, muss ich auf eine hohe Leiter steigen (Altbaudecken) und mich mit den Kabeln befassen, die aus der Decke kommen. Solche Kabel habe ich noch nie gesehen, sie bestehen nicht aus Kupfer, sondern aus etwas Steifem, Silberfarbigem. Ummantelt sind sie – von außen nach innen – mit Wandfarbe, Textilfasern und einem bröckeligen, aber nicht ganz unelastischen schwarzen Zeugs.



Schlechtes Foto, aber was soll ich sagen: Es war halt dunkel in der Wohnung.

“In Altbauten findet man gelegentlich noch die für Neuinstallationen nicht mehr zulässigen Aderfarben nach alter Norm“, sagt die Wikipedia, aber ich glaube nicht, dass diese Adern einmal Farben hatten. Nach Lektüre dieses Dokuments vermute ich, dass die Drähte aus Aluminium bestehen: ”Als man während der beiden Weltkriege Kupfer sparen musste, wurden die stromführenden Adern aus Aluminiumdraht gefertigt.” Das schwarze Zeug könnte Bitumen sein, die Textilfasern Jute.

“Vielleicht sollte ich mal Rauchmelder kaufen”, sage ich.

"VIELLEICHT" sagt Angela.

Kathrin Passig

August 2017, aber schon seit 2013

Unwissen aushalten lernen mit der grünen Eule

Gregor redet mir zu: Ich soll doch 15 Minuten investieren und mir dieses Github-Tutorial anschauen, es lohnt sich. Ich habe schon einmal versucht, mich mit Github anzufreunden, und habe die Sache nicht in guter Erinnerung. Aber es ist klar, dass ich seinem Rat folgen sollte. Von meinen lokalen Daten gibt es aktuelle Backups, aber von den Daten auf dem Server … eigentlich gar keines.

Ich schaue das Tutorial an. Danach begreife ich immer noch nichts, aber das beunruhigt mich nicht mehr so wie früher. Vielleicht werde ich das Tutorial noch mal anschauen. Und dann noch mal. Irgendwann werde ich schon verstehen, was das alles soll und warum "checkout" etwas völlig anderes bedeutet als in jedem mir bisher bekannten Kontext.

Das ist eine für mich neue Fähigkeit, und ich weiß auch, woher ich sie habe: von Duolingo. Duolingo ist eine kostenlose Sprachlernplattform, die ich seit 2013 nutze, im Techniktagebuch gibt es diverse Berichte von anderen darüber. In der Schule musste ich, soweit ich mich erinnern kann, nichts lernen, an der Uni schon gar nicht, so dass ich eigentlich nie herausgefunden habe, wie das geht. Alles, was sich mir nicht sofort erschlossen hat, habe ich ignoriert. Erst durch Duolingo habe ich gemerkt, dass man Fortschritte macht, wenn man geduldig jeden Tag immer wieder dieselben Aufgaben löst. Es ärgert mich nicht mehr, wenn ich etwas nicht weiß, das ich längst wissen müsste. Ich werde dieselbe Frage noch zehn Mal falsch beantworten, noch zwanzig Mal, noch hundert Mal, egal. Eines Tages werde ich die richtige Antwort geben.

Das ist eine Einsicht, die Schule und Uni nicht vermitteln. Dort kommt der Stoff, wenn man Pech hat, ein einziges Mal zur Sprache, und dann begreift man ihn entweder, oder man hat ein Problem. Aber jetzt gibt es keinen Termin mehr, zu dem ich auf demselben Wissensstand sein muss wie alle anderen. Im Laufe der Zeit wird das Schwierige einfach werden, und bis dahin lebe ich friedlich mit meinem Unwissen.

Kathrin Passig

23. bis 25. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 7)

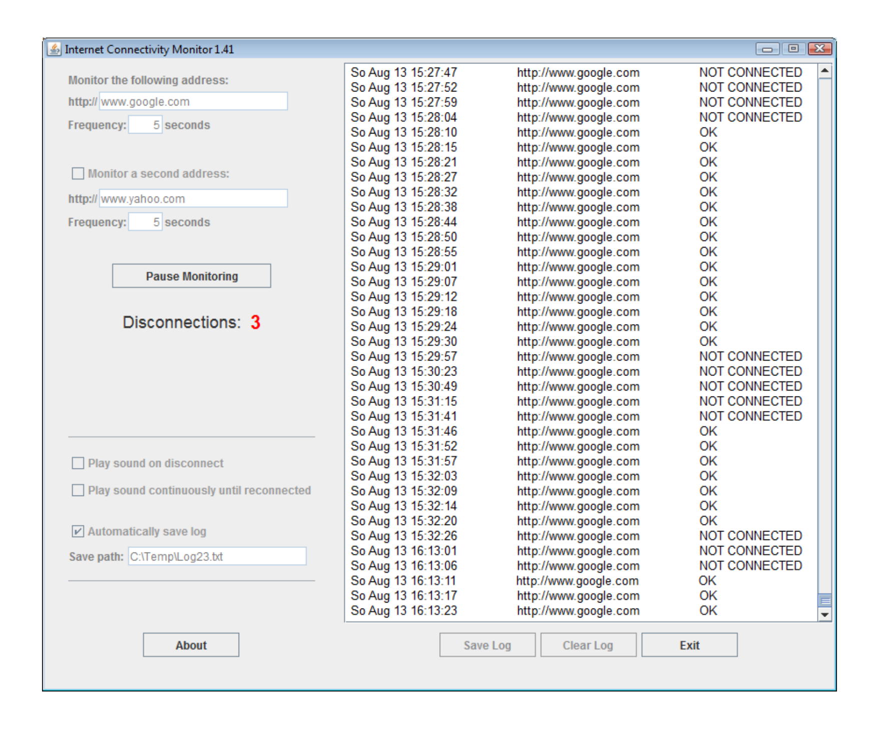
You can stab ‘n’ shoot ’n’ spit, but they won’t be fixin’ it!

(Teil 6 hier)

Am Mittwochnachmittag taucht – wie versprochen – ein Techniker bei uns auf. Abends erstattet mir meine Frau Bericht. Zunächst einmal ist sie empört, dass der Techniker sie im hochschwangeren Zustand alleine den Schrank vor der Telefondose hat wegrücken lassen. Ansonsten habe er die Kontakte in in der Telefonbuchse und in einer Verteilerdose weiter oben an der Wand ausgetauscht. Laut seiner Aussage könne er mehr auch nicht tun. Leider stellen wir im Laufe des Abends fest, dass so ungefähr der Zustand von vor der ersten Beschwerde wieder hergestellt wurde – ca. ein Verbindungsabbruch alle zwei Stunden.

Zum Überprüfen und Protokollieren lasse ich schon seit geraumer Zeit immer abends und nachts ein Prögrammchen namens *Internet Connectivity Monitor*, das man kostenlos bei Google herunterladen kann, auf meinem Laptop laufen. Es versucht in Fünfsekundenabständen die Webseite von Google zu

erreichen, zeigt den aktuellen Erfolg und Misserfolg an und protokolliert alles in einer langen Logdatei. Daher weiß ich relativ genau, wie es um die Beständigkeit unsere Internetverbindung bestellt ist.



Erneut ist es meine Gattin, welche die Hartnäckigkeit besitzt, sich über die Telefonsupportbollwerke von O2 hinwegzukämpfen. Erneut wird ein Supportfall mit Fallnummer angelegt und wieder bin ich es, der eine telefonische Rückmeldung erhalten soll. Erstmals wird nun auch ein Austausch unseres Routers in Betracht gezogen.

(Fortsetzung folgt – Teil 8 hier)

Virtualista

24. bis 29. August 2017

Auf der Suche nach dem verlorenen Netz (Teil 8)

Das wiedergefundene Netz

(Teil 7 hier)

Ich will mich nicht so ganz mit meiner Unmündigkeit abfinden und überlege zum wiederholten Mal, doch die alte FritzBox wieder in Betrieb zu nehmen. (Sie scheint manchmal vorwurfsvoll aus ihrem Abstellplatz im Regal auf mich herabzublicken.) Dafür bräuchte ich allerdings die Zugangscodes, die uns damals mit dem O2-Router geschickt wurden. Für das zwischenzeitlich vorgeschlagene Neukonfigurieren der O2 HomeBox nach einem Zurücksetzen auf Werkseinstellungen bräuchte ich diese Codes auch.

Ich erinnere mich vage an einen Brief mit mehreren langen Zahlenkolonnen. Leider finde ich den auch bei gründlicher Suche nicht im Aktenordner mit den Telefonunterlagen. Es gäbe das Schreiben wohl auch in einem Archiv auf der O2-Webseite, aber dazu muss man . . . nee, das schreibe ich hier jetzt nicht auch noch.

Was ich finde, ist die Verpackung der O2 HomeBox und darin noch in Plastiktütchen ein Netzteil sowie das Kabel zum Anschluss der Box an die Telefondose. Ich habe wohl damals einfach den O2-Router an die Kabel der FritzBox gehängt. Sollte das die Wurzel allen Übels gewesen sein?



Foto: Oben altes Kabel, unten neues.

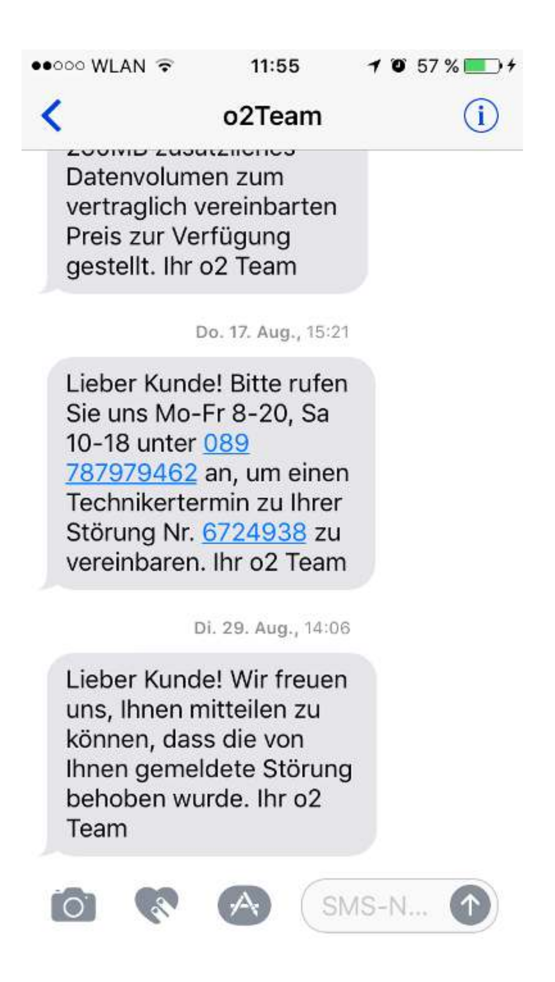


Foto: Neues und altes Netzteil

Hinweis: Zur Produktion dieser Fotos wurde eine tadellos funktionierende Internetverbindung mutwillig unterbrochen.

Ich tausche also umgehend Kabel und Netzteil aus. Das neue Netzteil ist mit 2,5 A beschriftet, gegenüber dem alten, das nur 1 A schaffte. Sonst sehe ich keine Unterschiede, beide Netzteile liefern 12 V.

In den folgenden Tagen habe ich weniger Zeit als sonst, die Standhaftigkeit unserer Netzverbindung zu überwachen. Es sieht eigentlich ganz gut aus, aber warten wir mal den ausstehenden Rückruf von O2 ab. Deren Service kann ja offenbar auch „sehen“, ob es weiterhin zu Verbindungsstörungen kommt. Anstelle des Rückrufs erreicht mich allerdings folgende SMS.



Und seither ist unser DSL-Anschluss in Ordnung. Ob es an den falschen Kabeln lag oder ob bei O2 oder bei der Telekom doch irgendeine Form der Fehlerbehebung stattgefunden hat – wir werden es vermutlich nie erfahren. Ich könnte die Netzteile und Kabel noch einmal tauschen, um herauszufin-

den, ob das einen Einfluss hat, aber eigentlich möchte ich diesen Router auf seinem Schrank jetzt lieber die nächsten Jahre in Ruhe lassen. Er und ich – wir haben genug erlebt.

Virtualista

August 2017

Kreditkartenzahlungen werden einfacher und schneller

Die Schwiegereltern möchten auf ein Konzert gehen. Sie haben bereits herausgefunden, wo es die Karten gibt (auf der Webseite des Veranstalters) und wie man sie bezahlen kann (mit der Kreditkarte). Sie rufen an, um sich zu vergewissern dass die Webseite vertrauenswürdig ist – großes Lob dafür. Wir sagen ja, und sie können die Karten bestellen. Eigentlich.

Zwei Stunden später, wir sitzen gerade in einem Restaurant, klingelt das Handy. Es sind die Schwiegereltern. Das Bestellen der Karten "geht nicht", egal was sie versuchen. "Könnt ihr das nicht schnell bestellen? Ihr habt da einfach mehr Erfahrung." heißt es, und ja, natürlich können wir.

Wir haben Getränke auf dem Tisch und das Essen ist bestellt, aber wird noch einen Moment dauern. Wir entschließen uns also, die Bestellung gleich am Handy zu machen, dann vergessen wir es nicht. So schwer ist das ja nicht ... sollte man meinen.

Wir klicken uns durch den Ticketshop, wählen die Karten in der gewünschten Kategorie aus, Warenkorb, zur Kasse, Bezahlmöglichkeit wählen (zur Wahl steht ausschließlich Kreditkartenzahlung), persönliche Daten, Versandadresse, Kreditkartendaten, Abschließen. Fertig.

Für alle, die dies wesentlich später lesen oder keine Kreditkarte besitzen: Üblicherweise muss man die Daten der Kreditkarte (Nummer, Name und Ablaufdatum) angeben, und zur Sicherheit auch eine auf der Rückseite der Kar-

te gedruckte Nummer. Das ist nicht extrem sicher; falls jemand ein Foto von beiden Kartenseiten besitzt, reicht das. Es hat aber über gefühlt 100 Jahre hinweg immer funktioniert.

Meine Freundin will das Handy schon fast zur Seite legen, da sieht sie eine Meldung: Zur “Erhöhung der Sicherheit” und “Vereinfachung des Zahlungsablaufs” (!!) ist es nun notwendig, sich bei S-ID anzumelden – einem eigenwilligen, Handy-App-basierten Sicherheitssystem der Sparkasse für Kreditkartenzahlungen. Natürlich ist das alles ganz, ganz einfach. Wenn die Anmeldung erfolgt ist, soll man nach der Zahlung eine Push-Nachricht auf das Handy bekommen und die Zahlung dann ablehnen oder freigeben können.

Wir haben kein Interesse an einer weiteren, überflüssigen App, die zudem auch noch viel zu viele Berechtigungen verlangt, nur um Kreditkartenzahlungen zu autorisieren. Leider kommt gleichzeitig die Email, dass die Kartenbestellung eingegangen ist und die Zahlung noch offen ist – scheinbar haben wir nun keine Wahl mehr. Wir klicken also “weiter”, akzeptieren etwa 500 Seiten AGBs (nicht so dass wir uns das aussuchen könnten . . .) und sollen nun die S-ID App installieren. Natürlich soll das alles auf dem Handy geschehen, auf dem die Bestellung erfolgte, deren Zahlung im Browser noch immer irgendwie in der Schwebe hängt. Dies ist allerdings das falsche Handy – nämlich das von meiner Freundin, während wir meine Kreditkarte genutzt haben. Die Kreditkarte ist nach der Anmeldung offenbar an dieses Gerät gebunden. Sie leitet mir den Link aus der Email weiter, ich öffne ihn, habe nun auch die halboffene Zahlung im Browser geöffnet, installiere die S-ID App, nun geht ja alles ganz einfach.

Aber nein, weit gefehlt: Im Browser steht sinngemäß: “Danke für die Installation der S-ID App. Zur Aktivierung scannen Sie bitte diesen Code mit der App.” Darunter ist ein kleiner Data-Matrix-Code zu sehen. Nochmal: Man soll mit einer App auf dem Telefon den Data-Matrix-Code scannen, der auf dem gleichen Telefon angezeigt wird. Das Essen steht mittlerweile auf dem Tisch.

Nachdem wir verschiedene Kombinationen beider Handys ausprobiert haben, ist der Weg am Ende, mit dem Handy meiner Freundin ein Foto von meinem Handy zu machen, welches den Code anzeigt, damit ich diesen danach wieder mit meinem Handy von ihrem Display abscannen kann. Ich gebe die Zahlung frei, die Karten sind bezahlt. Das Essen ist noch warm.

Man benötigt also nur zwei Handys, zwei technikaffine Menschen und eine Dreiviertelstunde Zeit, um etwas mit der Sparkassen-Kreditkarte zu bezahlen. Schön, wenn einem die schwierige Zahlung mit der Kreditkarte so stark vereinfacht wird.

(Der Vollständigkeit halber sei gesagt, dass seitdem die Zahlungen wirklich einfacher sind, man muss auf dem Handy nur einen Button anklicken. Auch das ist aber immer noch ein Medienbruch, wenn man am PC bezahlt, und immer noch vollkommen unnötig. Die Kreditkartendaten inkl. der Prüfnummer muss man immer noch eingeben.)

Malte

August 2017

Opa lebt in der Zukunft (und sitzt da links)

Opa und Oma waren auf einer öffentlichen Veranstaltung, auf der Fotos gemacht wurden. Die Fotos stehen auf einer Website. Opa und Oma haben von anderen Teilnehmern gehört, dass sie auf einem der Fotos zu sehen sein sollen, aber sie können das Foto nicht finden. Die Familie, versammelt um den altersschwachen Laptop der Großeltern, versucht zu helfen. Ein Foto, das die beiden zeigt, ist auf Anhieb nicht zu finden – aber bei einer Aufnahme des Publikums von der Seite springt Opa auf und ruft: »Dreh das mal ein bisschen nach rechts, dann siehst du uns. Da haben wir gesessen!« Aber ach, das Foto ist ein gewöhnliches statisches Bild, nicht etwa eine 360-Grad-Aufnahme

des Raums. Man kann es nicht drehen und das hier Unsichtbare sichtbar machen. Wir müssen Opa enttäuschen und weitersuchen, bis, endlich, das gesuchte Foto auf dem Bildschirm erscheint.

Christopher Bergmann

August 2017

Das Papierbuch darf noch einmal sein Gefieder spreizen

Eine befreundete Dozentin erzählt von einem vorzubereitenden Seminar über ein auch für sie neues Thema. Da wir uns am nächsten Tag gleich wieder sehen, bringe ich ihr drei Bücher mit, die mir für dieses Thema nützlich erscheinen. Mehrmals äußert sie Freude und Verwunderung darüber, dass ich diese Bücher über Nacht "einfach so aus der Hausbibliothek" geholt habe.

Dass das überhaupt ging, ist Zufall: das Thema hat mich schon vor meinem Umstieg auf E-Book-Lektüre im Jahr 2010 beschäftigt und ich besitze deshalb die meisten Bücher darüber nur auf Papier. Bisher war das noch nie ein Vorteil, ich arbeite mit den E-Books lieber als mit den Papierbüchern, weil sie immer da sind, wo ich bin, und ich sie leichter durchsuchen kann.

Aber in der Bewunderung der Freundin hätte ich mich mit E-Books nicht sonnen können. Die meisten E-Books kann man aus Kopierschutzgründen niemandem mitbringen, zumindest nicht auf legalem Weg. Selbst wenn, würde ein USB-Stick mit Buchdateien vermutlich dankbar, aber eher gleichgültig entgegengenommen. Die Datei ist fast so geringwertig wie die ganz körperlose Buchempfehlung. Das Papierbuch sagt "Kathrin hat Geld für dieses Buch ausgegeben, es bestimmt gründlich gelesen und dann jahrelang aufbewahrt, nur um dir jetzt bei deiner Materialsuche helfen zu können." Das E-Book sagt "Kathrin hat wie viele Leute Tausende irgendwo zusammengesammelter ungelesener E-Books auf der Festplatte". Die überreichten Dateien würden vermutlich nie auch nur geöffnet.

Bei den verliehenen Büchern weiß ich das natürlich auch nicht. Aber mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit liegen sie jetzt zumindest auf dem Schreibtisch der Freundin und verkünden dort täglich: Wir stammen aus der soliden, umfangreichen Hausbibliothek einer umfassend gebildeten Person, hähä, jawohl!

Update: Als ich die Bücher im Februar 2018 in Zürich wieder in Empfang nehme, von wo ich sie im Rucksack nach Wien, Deggendorf, Ingolstadt, Bonn und zurück nach Berlin tragen werde, kommen mir die Vorteile der Papierförmigkeit gar nicht mehr so groß vor.

Kathrin Passig

10.09.2017

Lachen, weinen und splittern

Kinder zu haben erfordert ein erhebliches Maß an Logistik. Wenn die Kinder in den Ferien dann noch ein Sommerlager besuchen, wohin der Bus in einer anderen Stadt abfährt und ankommt, wird es ein bisschen kompliziert.
Beruhigung: sie haben ja alle ein Handy dabei. In der Theorie jedenfalls.
In der Praxis schicke ich am letzten Reisetag demjenigen meiner Kinder mit dem höchsten Akkustand eine SMS (es gibt sonst keinerlei Netz im Zeltlagerwald) mit den Fahrzeiten des Zuges, von dem ich sie abholen werde.
Der Zug kommt – keine Kinder.
Ich rufe an: Freizeichen, aber kein Kind geht ran.
Ich warte auf den nächsten Zug – keine Kinder drin. Oder jedenfalls nicht meine.
Ich rufe wieder an: Freizeichen, aber kein Kind geht ran.
Ich schreibe SMS. Warte.
Fahre zum Bahnhof eine Station vorher, denn dorthin bringe ich sie manchmal, wenn es knapp wird. Vielleicht sind sie ja dort ausgestiegen?
Niemand weit und breit zu sehen.

Ich fahre nach Hause. Checke unterwegs mein Telefon x-mal.
Ich bin nicht leicht aus der Ruhe zu bringen, aber fehlende Kinder sind so eine Sache.
Keine Anrufe auf meinem Telefon, nicht ein Milligramm einer SMS. Nichts.
Zuhause auf dem Festnetz-AB dann die Info, der Bus sei eine Stunde später erst eingetroffen, ich solle doch bitte die 20 km zum Busparkplatz kommen, sie könnten sich nicht mehr vorstellen noch Zug zu fahren, sie seien sehr erledigt.
Ich rufe sofort auf dem Handy, von dem aus sie anscheinend angerufen haben, zurück. Freizeichen, aber kein Kind geht ran.
Ich versuche es nochmal auf den Nummern der Kinder, aber eins hat sicher keinen Akku mehr und beim anderen … man ahnt es: Freizeichen ohne Kind.

Aus Gründen, die mir nicht mehr nachvollziehbar sind, stecke ich mein eigenes Telefon in die Jackentasche, und an dieser Stelle ist mir wichtig zu betonen: dies tue ich nie. Nie. Ich habe einen Rucksack und nur in diesem Rucksack transportiere ich mein liebes geschenktes kleines Nexus.
In der Küche stoppe ich noch rasch den Kochvorgang des Abendessens, das sich ja nun doch sehr verzögern wird – setze mich kurz auf einen Schemel, um den Backofentimer zu verstellen und höre es im selben Moment splittern. Mein Telefon ist mir aus der Jackentasche gefallen, mit der Ecke auf dem Fliesenboden aufgeschlagen und das Display ist komplett zersplittert.

Sehr damit befasst, den Timer in den Griff zu bekommen und die Kinder zu finden, versuche ich ein letztes Mal, sie anzurufen. Das Display funktioniert noch – was ein Wunder ist – und ich erreiche wieder niemanden. Ich sammle die Splitter auf damit sich die Katze nicht verletzt, suche meinen Rucksack und fahre vom Hof.

Direkt gegenüber an der Straße stehen ungewöhnlich viele Leute mit ungewöhnlich viel Gepäck. Sie kommen mir vage bekannt vor, aber so genau kenne ich meine Nachbarn auch wieder nicht. Einer hebt den Arm und winkt sehr sehr freundlich, und beinahe habe ich den Eindruck er wolle unbedingt, dass ich anhalte. Aber ich kann nicht – die Kinder!

Und da fällt es mir wie Schuppen von den Augen: der Nachbar ist gar nicht der Nachbar, es ist ein Vater, den ich einmal auf einem Elternabend traf. Er hatte bei der sehr verspäteten Ankunft des Busses mitbekommen, dass meine Kinder offenbar niemanden erreichen zuhause und hat sie kurzerhand bei mir vorbei gebracht.

Logistikprobleme habe aber nicht nur ich. Als der Fremdvater schon losfahren will, steigt er wieder aus und bittet mich, seiner Frau per WhatsApp Bescheid zu sagen, dass er unterwegs sei und zu erklären, warum er und *deren Kinder* eine weitere Stunde später kommen würden als angekündigt – er hatte sein Telefon nämlich gar nicht erst mitgenommen.

Interessant: die Kinder haben nachweislich viele Male auf meinem Handy angerufen, aber das Gerät zeigte keinen einzigen ihrer Anrufe an. Ich wiederum habe auf einem nachweislich leeren und ausgeschalteten Gerät angerufen und trotzdem Freizeichen bekommen. Ich hatte keine andere Chance als zu glauben, sie gingen nicht ran. Mysteriöse Dinge.

Heute bin ich ziemlich traurig darüber, dass mein treuer Begleiter für anderthalb Jahre nun irreparabel barst. Andererseits: Wäre mir das Telefon nicht aus der Tasche gefallen und zersplittert, ich hätte die Küche nicht fegen müssen und wäre sieben Minuten früher vom Hof gefahren. Dann wäre ich in Tübingen am Bahnhof und am Busbahnhof gestanden und hätte weder Kinder noch Bus noch Fremdväter noch sonst irgendjemanden angetroffen, und das will ich mir dann doch gar nicht vorstellen.

Pia Ziefle

12. September 2017

Auf meinem Telefon fehlt das Telefon, und ich merke es lange nicht

Kennt ihr das, dass aus dem Dock (untere Menüleiste) des Smartphones ein Icon verschwunden ist, weil man vielleicht versehentlich irgendwo draufgetippt hat, und man kommt und kommt nicht drauf, welches das war – obwohl es, weil im Dock, ja eine zentrale App gewesen sein muss? Das ist mir vor etwa fünf Tagen passiert. Ich habe alle Screens durchgeschaut und nachgegrübelt – aber es ist mir partout nicht eingefallen, so dass eine Lücke blieb.

Bis heute.

Da wollte ich nämlich mit dem iPhone telefonieren. Nach nicht weniger als FÜNF (!) Tagen ist mir aufgefallen, dass auf meinem Telefon das Telefon fehlt! Und ich habe das Gerät dauernd in der Hand, nutze es also wirklich viel. An solchen Beispielen wird mir plötzlich klar, wie dramatisch sich mein und unser Medienverhalten verändert hat und weiter verändert.

Und, ja, okay, erstens habe ich noch ein Festnetz-Telefon im Büro, das ich nutze, und in diesen fünf Tagen lag auch ein Wochenende. Aber trotzdem. Faszinierend, oder?

(Ich habe es dann übrigens mittels der Suche in irgendeinem Ordner, also so einem Sammel-Icon, wiedergefunden und habe nach wie vor keine Ahnung, wie es da hinkam.)

Kerstin Hoffmann

September 2017

Wer stellt bei Bitcoin die Gewinnbescheinigung aus?

Ich bin zum Unterschreiben bei meiner Steuerberaterin und frage sie zum Abschluss des Termins nach den steuerlichen Regelungen für Kryptowährungen, “also Bitcoins und sowas”. Ob sie damit schon mal zu tun hatte?

- Nein. In welchem Land hat denn die Bank oder das Unternehmen seinen Sitz?
- Naja, eigentlich in keinem. Da gibt es kein Unternehmen in dem Sinn.
- Wer stellt denn die Gewinnbescheinigung aus?
- Niemand. Da ist ja niemand.
- In welchem Land liegt das Geld denn?
- Auf meiner Festplatte. Es ist digitales Geld.
- Hm.
- Ich hab gelesen, dass es vielleicht so ist, dass das Finanzamt sich erst dafür interessiert, wenn ich das Geld wieder in Euro zurück umwandle.
- Nein, für Dollars oder Schweizer Franken interessiert sich das Finanzamt genauso.
- Ja, ich meinte aus einer Kryptowährung wieder zurück in irgendeine reguläre Währung.
- Das kann schon sein. Wahrscheinlich ist es sowas wie das, womit man bei Ebay bezahlen kann … wie heißt das gleich …
- ?
- Bei Amazon kann man auch damit bezahlen …
- Paypal?
- Genau, Paypal. Dafür interessiert sich das Finanzamt ja auch nicht.
- Naja, jedenfalls, wenn Ihnen zufällig was begegnet zu dem Thema, dann schauen Sie doch mal rein. Das wird demnächst aktuell werden. Und bis dahin wechsle ich einfach nichts in Euros um.

Alina Smithee

September 2017

Mir ist, als ob es 109 Stäbe gäbe

Immer noch im ländlichen Frankreich. An einem Sonntag kehren wir später als erwartet von einer Tagestour zurück. Alle Bäckereien im näheren Umkreis sind geschlossen oder haben kein Brot mehr. Aber vor dem (geschlossenen) Supermarkt steht ein Gerät, das uns schon zuvor aufgefallen war.



In geschwungener Schrift lockt es: »Si vous le souhaitez, je peux cuire pour vous une baguette authentique. Elle sera cuite et croustillante en 1 minute à peine« (Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen ein authentisches Baguette backen. In kaum einer Minute wird es gebacken und knusprig sein.) Kann man da widerstehen? Nicht, wenn man den Käse andernfalls ohne Brot essen müsste.

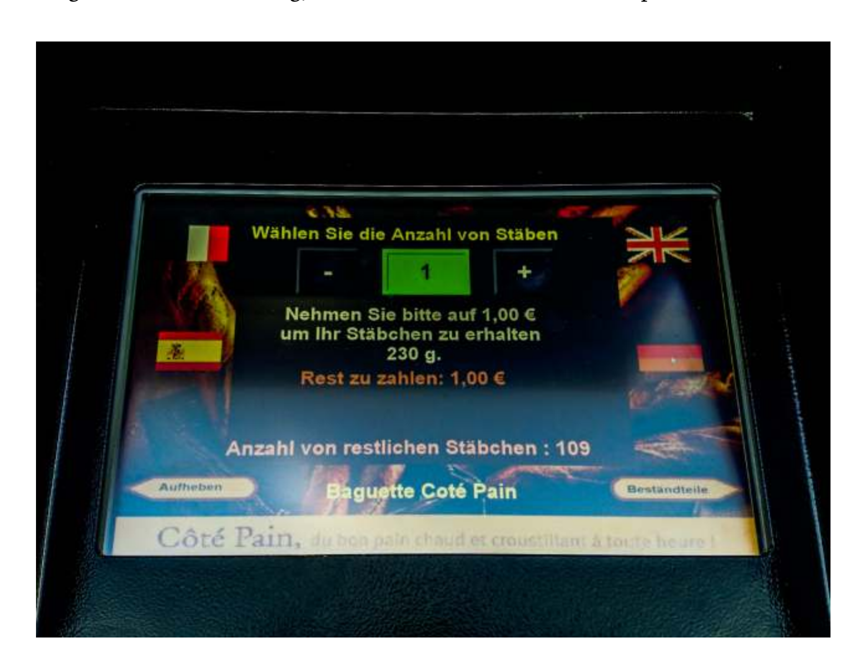
Das Gerät – mit vollem Namen ›Distributeur de baguette 24/24h‹ – bedient man über einen eher schwerfälligen Touchscreen mit sichtbarem Mauszeiger, auf dem es indes zum Glück nicht allzu viel zu touchen gibt.



Man wählt aus, wie viele Baguettes man gerne hätte (in unserem Fall: 1) und wirft anschließend den entsprechenden Betrag ein (in unserem Fall: 1 Euro – in bar, Kartenzahlung nicht vorgesehen). Man entscheidet, ob man das Baguette eher hell oder dunkel gebacken haben möchte. Man gibt an, ob man gerne eine Tüte zum Baguette (sofern verfügbar) hätte. Und dann wartet man eine Minute, die auf dem Bildschirm in Sekunden heruntergezählt wird. Nach Ende der Minute öffnet sich eine metallene Klappe auf der rechten Seite des Geräts und erscheint die – inhaltlich völlig korrekte – Warnung auf dem

Display, dass das Baguette, das man jetzt herausnehmen kann, verdammt heiß ist. Aus dem Schlitz oberhalb der Klappe wird die verfügbare Menge an Tüten (in unserem Fall: 0) ausgegeben.

Als Bonustrack für gelangweilte Touristen bietet das Gerät eine viersprachige Benutzeroberfläche an: Neben Französisch kann man sein Baguette auf Spanisch, Englisch und auch Deutsch ordern. Die englische Übersetzung ist gut verständlich. Die deutsche Übersetzung ist – sagen wir – erheblich besser als gar keine Übersetzung, wenn man keine der anderen Sprachen versteht.



Das Stäbchen, das das Gerät für uns ausgeworfen hat, sieht nicht übel aus, allenfalls ein bisschen blass. Es schmeckt so, wie ein in einer Minute aufgebackenes Tiefkühlbaguette halt schmeckt – also schlechter als ein Baguette vom Bäcker, aber erheblich besser als gar kein Baguette.

Christopher Bergmann

2017-09-16

Flüstere jetzt: »Hey Google!«

Erst hat Google alle Stimmen in einen Topf geworfen. Die Folge: Als ich in der Firma Musik hörte, stoppte die Musik plötzlich und Spotify zeigte an, dass ich gerade zuhause die Titelmelodie von *My Little Pony* hörte. Und als ich nach Hause kam, verstand Google mich nicht mehr, weil das Sprachmodell inzwischen zu sehr an die Stimme meiner Tochter gewöhnt war.

Jetzt habe ich auf individuelle Spracherkennung umgestellt. Dazu musste ich Google Accounts für die Kinder anlegen und dabei ihr Alter lügen. Ich musste die Accounts als Gäste auf meinem Smartphone einrichten, weil man Google Home nur dann auf die eigene Stimme trainieren kann, wenn man es mit dem eigenen Smartphone ansteuert, und die Kinder haben keins.

Es erweist sich als nicht so einfach, den Kindern zu sagen, dass sie jetzt »Hey Google« sagen sollen, denn wenn ich »Du musst jetzt ›Hey Google‹ sagen« sage, habe ich ja bereits »Hey Google« mit meiner eigenen Stimme gesagt. Ich muss es ihnen ins Ohr flüstern: »Sag jetzt ›Hey Google‹!«.

Aber jetzt können wir alle sagen: »Hey Google, what’s my name?« und es antwortet richtig.

André Spiegel

September 2017

Die Schlange ist beschworen

Früher war es, glaube ich, ein Ding, im Supermarkt dafür zu sorgen, dass man sich an der schnellsten Kassenschlange anstellte. Aber selbst wenn man alles richtig eingeschätzt hatte, konnte es passieren, dass die Papierrolle der Kasse plötzlich leer wurde oder der Typ vor einem endlos diskutieren wollte, ob der Joghurt mit der Ecke wirklich nicht im Angebot ist. Ich weiß nicht, wann das aufgehört hat, für mich relevant zu sein. Seit einer Weile jedenfalls beobachte ich, dass es mir egal ist, wie lang die Schlange ist, oder dass ich mich sogar absichtlich an der länger und langsamer erscheinenden Schlange anstelle. Warum? Weil ich während des Wartens immerhin das ganze Internet leerlesen kann (oder zumindest ganz Twitter). Und je länger der Typ vor mir mit dem Kassierer diskutiert, ob der Joghurt mit der Ecke im Angebot ist, desto länger kann ich lesen. So lange, dass ich bis ganz ans Ende vom Internet gekommen bin, hat es aber zum Glück dann doch noch nie gedauert.

Christopher Bergmann

1991 – 2017

26 Jahre Musik im Auto

1991, mein erstes Auto.

Es ist ein sehr alter R4 und ich bin froh, dass ich manchmal eine Heizung habe. An Musik ist nicht zu denken. Vermutlich würde das Auto komplett ausgehen, wenn ich ein Radio an die alte Batterie klemmen würde.

1993: Auto 2, Autoradio mit Cassette (I)

Ich kaufe ein Autoradio mit Cassettenteil und montiere die abnehmbaren Boxen meines alten Ghettoblasters in den Kofferraum. In die Mittelkonsole und das Fach in der Tür passen zusammen 17 Cassetten, also gute 25 Stunden Musik. Alle Freunde finden, dass das ja vollkommen ausreicht; ich finde, dass ich vor längeren Fahrten immer sehr genau auswählen muss.

1997: Auto 3, Autoradio mit Cassette (II)

Ein Freund verkauft mir ein gutes Autoradio mit richtig Wums, das gut zu dem Wagen passt, in den der Vorbesitzer recht kräftige Boxen eingebaut hatte. In der Mittelkonsole ist kein Platz für Cassetten, so dass ich mich auf 12 beschränken muss. Nur noch 18 Stunden Musik an Bord!

2001: Auto 4, Autoradio mit Cassette und CD-Wechsler

Ich nehme das gute Autoradio mit in den nächsten Wagen und finde bei eBay zum akzeptablen Preis den passenden CD-Wechsler. Er fasst 10 CDs. 10 CDs und 12 Cassetten in der Türverkleidung, das sind fast 30 Stunden Musik.
Mit ein paar Tastenkombinationen und wildem Getippe auf den rechts-/links- und den auf-/ab-Tasten kann man dem Radio sogar die Titel der CDs im Wechsler beibringen.

Nach 50 CDs ist dieser Text-Speicher voll und alle Freunde finden, dass das ja vollkommen ausreicht. Ich finde, dass ich sehr sorgfältig auswählen muss, welchen CDs diese Ehre zuteil wird.

2005: Auto 5, Autoradio mit Cassette und CD-Wechsler

Im neuen Auto ist ein Cassettenradio eingebaut, im Handschuhfach ein CD-Wechsler für 6 CDs. Nur ca. 7 Stunden Musik! Titel eingeben kann man keine, ich vermisse das sehr. Das Display am Tacho könnte zwar CD-Text ausgeben, aber nur wenige CDs bringen diese Infos mit.

2009: Auto 6, Autoradio mit CD-Schacht

Im neuen Auto ist in der Tür kein Platz mehr für Cassetten. Macht nichts, denn es gibt auch keine Abspielmöglichkeit mehr. Ein CD-Schacht für eine CD scheint wenig, aber das Gerät kann MP3-Dateien lesen und sogar die Titel neben dem Tacho anzeigen. Ich brenne ziemlich viele meiner MP3s auf CDs und habe 10 dieser CDs im Auto, das sind ca 60 Stunden Musik.

Außerdem hat der Wagen eine 3,5 mm Klinkenbuchse, so dass ich mit Hilfe eines Adapterkabels mein iPhone anschließen kann. Die MP3-CDs verlieren langsam an Bedeutung, da ich nach Bedarf und Lust die heruntergeladenen Musikstücke auf dem iPhone wechsle.

2013: Auto 7, Autoradio mit CD-Schacht

Keine Veränderungen am Musik-Setup.

2017: Auto 8, Autoradio mit CD-Schacht, SD-Card-Reader und Apple CarPlay

Ich freue mich zuerst, dass ich das iPhone über ein großes Display bedienen kann. Dann entdecke ich die SD-Slots und evtl recherchiere ich kurz im Internet nach einem Programm, mit dem ich MPs aus Apple-Music rippen kann.

Aber dann muss ich gar nicht suchen, denn plötzlich bietet mir mein Telefonprovider in meinem Tarif kostenloses Musik-Streaming an. Ich habe überall Zugriff auf meine komplette iTunes-Playlists mit 51 Tagen Musik und bin nach einem Vierteljahrhundert Warten quasi im Himmel angekommen.

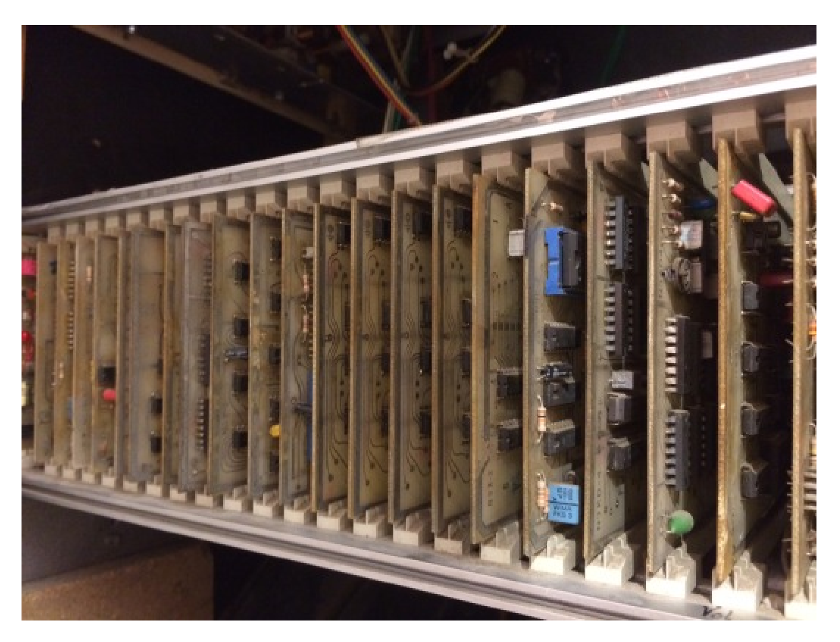
Christian Fischer

23.09.2017

Die Haltbarkeit von Arcade-Automaten

Im Computerspielemuseum unterhalte ich mich mit @motropie, der dort für technische Belange zuständig ist, über den Zustand alter Technik heute und deren Instandhaltung. Weil ich mir erst danach Notizen mache und noch Informationen aus vorherigen Gesprächen einfließen lasse, ist dieser Text nicht in Interview-Form.

Im Museum gibt es einige Arcade-Automaten und für die Sonderausstellung «20 Meilensteine aus Deutschland» wurde ein Nürburgring Power-Slide instand gesetzt. Der Nürburgring-Automat war beim Ankauf betriebsbereit, aber man konnte nicht schneller als 80 km/h fahren. Trotz Kontakt zum Sohn des Herstellers (die Firma stellt heute Fahrsimulatoren her) gab es keine Schaltpläne mehr. Nach etwas Fehlersuche stellte sich heraus, dass ein Kondensator defekt war und nach dem Austausch funktionierte wieder alles.



Wenig aussagekräftiges, aber sehr technisches Bild des Innenlebens des Nürburgring-Automaten

Generell sind bei alter Elektronik-Hardware – zumindest ohne bewegliche Teile, also auf das Innenleben der Automaten beschränkt – die Kondensatoren die häufigste Fehlerquelle, weil sie eine beschränkte Lebensdauer haben. (Wie lange genau, ist etwas komplizierter). Kondensatoren können aber gut ausgetauscht werden. Widerstände, Logikbausteine und Prozessoren machen für gewöhnlich keine Probleme.

Ein großes Thema beim Versuch, originale Hardware zugänglich und spielbar zu halten, sind Bildröhren. In allen Arcade-Automaten sind ursprünglich Bildröhren verbaut. Obwohl Bildröhren tendenziell repariert werden können, ist es zunehmend schwierig, jemanden zu finden, der das noch kann. Um Röhren zu warten, muss man sich mit analoger Technik und Hochspan-

nung auskennen, selbst studierte Elektrotechniker wollen damit oft nichts zu tun haben. Und die Ersatzteilversorgung wird zunehmend schlechter, weil fast keine Röhren mehr hergestellt werden.

Das führt dazu, dass manche Automaten auf Flachbildschirme umgerüstet werden, damit man sie weiterhin ausstellen kann, teilweise auch mit neuer Technik und einem Emulator im alten Gehäuse. Das führt zu neuen Problemen, weil die Spiele ursprünglich für die nicht perfekte Darstellung konzipiert wurden und teilweise auf besserer Hardware optisch sogar schlechter aussehen. Der Arcade-Emulator MAME bietet aber die Möglichkeit, die Unschärfe, Zeilenoptik und Wölbung von CRT-Monitoren zu simulieren. Das wird im Museum aber noch nicht genutzt.

Das Umrüsten der Automaten auf neuere Hardware führt dann wiederum dazu, dass Fans der Spiele die Mitarbeiter beschimpfen. Da das Ziel des Museums aber Bewahrung und Zugang ist, kann man darauf keine Rücksicht nehmen.

Franz Scherer

24. September 2017

Wahlhelfen mit Computer

Zum zweiten Mal überhaupt habe ich mich als Wahlhelferin eintragen lassen, zum ersten Mal helfe ich bei einer Bundestagswahl. Ich bin als stellvertretende Schriftführerin eingesetzt.

Das Besondere: Es werden Computer verwendet. Das deutsche Bundesverfassungsgericht hat 2009 des Einsatz von Wahlcomputern für verfassungswidrig erklärt, doch gewählt wird ja nicht per Computer: Es werden lediglich die Ergebnisse der manuellen Auszählung per Computer und Internettechnik übertragen.

Ich wahlhelfe in München. Für alle Mitglieder des „engeren Wahlvorstands“ (Wahlvorstehende und Schriftführende sowie deren Vertretungen) gab es Schulungen am System; die Schulungsunterlagen sind auf der Website des Münchner Kreisverwaltungsreferats einsehbar.

Der Wahlvorsteher hat mich für die Frühschicht eingeteilt, um halb acht morgens gehe ich mit ihm und einer Beisitzerin in das Gymnasium, in dem das von uns betreute Wahllokal liegt. Wie in der Schulung angekündigt, steht in dem dafür vorgesehenen Klassenzimmer ein großer schwarzer Koffer mit dem Computer (neben der gelben Wahlurne in Mülltonnenform, die alles sonstige Material für unseren Einsatz enthält). Nachdem wir das Klassenzimmer wahlgeeignet geräumt und auf den Gängen ausgeschildert haben, machen wir den Computer startklar. Wir legen den Koffer auf einen Tisch und nehmen den Deckel ab. Darunter werden ein Laptop und dahinter ein kleiner Drucker sichtbar. Der Laptop ist auf einem Zwischenboden befestigt, unter dem Kabel und Mouse liegen.

Der Laptop ist vorschriftsgerecht mit einem Siegel verschlossen, das wir brechen. Wir starten das Notebook und loggen uns ein. Die Erfassung des Wahltags in einer Browser-basierten Software ist das einzige Programm, das uns zur Verfügung steht. Das System weiß bereits, wer in diesem Wahllokal zur Wahlhilfe eingeteilt ist: Zur Eingabe der Anwesenheiten muss der Wahlvorsteher nur noch die Namen anklicken und speichern. Er bestätigt ebenfalls per Klick die Versiegelung der Wahlurne, trägt die Anzahl der Wahlkabinen und Nebenräume ein, bestätigt, dass ihm keine Nachrichten über ungültige Wahlscheine vorliegen.

Um 8 Uhr öffnet der Wahlvorsteher das Wahllokal und trägt auch das in eine Computermaske ein. Ab jetzt bis zum Schließen des Wahllokals um 18 Uhr brauchen wir den Rechner nur für zwei Handgriffe: Klick auf den Wählerzähler (das macht der Wahlvorsteher jedesmal, wenn ich die Übereinstimmung eines Wahlwilligen mit dem Wählerverzeichnis bestätige und im Wählerverzeichnis einen Haken male) und Eintrag von Veränderung in der Besetzung der Wahlhelfer. Es gibt zudem noch eine Maske, in der besondere Vorfälle eingetragen werden können, doch die ereignen sich nicht.

Die Nachmittagsschicht habe ich frei, ich komme erst zehn Minuten vor sechs zum Auszählen wieder. Jetzt sind wir mit sieben Wahlhelfenden komplett. Als der Wahlvorsteher das Wahllokal pünktlich schließt, trägt der Schriftführer auch das im System ein.

Während die anderen fünf Wahlhelfenden die Stimmzettel aus der Urne entfalten, zählen der Schriftführer und ich die Haken im Wählerverzeichnis seitenweise zusammen. Diese Zahl übertragen wir wie auch weitere Zahlendetails des Wählerverzeichnisses in eine Maske.

Das Team zählt die Stimmzettel, die Gesamtzahl stimmt mit der Zahl des Wählerverzeichnisses überein und wird ins System übernommen. Nun zählen wir in mehreren Durchgängen Stimmen und tragen sie ins System ein:

1. Stimmzettel, auf denen Erst- und Zweitstimme derselben Partei gegeben wurde: Werden nach Partei sortiert und zweimal durchgezählt, die Ergebnisse werden auf einem Formblatt für jeden Stapel eingetragen und ins System eingegeben.

2. Stimmzettel, auf denen Erst- und Zweitstimme unterschiedlichen Parteien gegeben wurden oder die Kreuze nur bei Erst- oder nur bei Zweitstimme haben: Werden erst nach Erststimme und Partei sortiert und zweimal durchgezählt, dann nach Zweitstimme und Partei sortiert und zweimal durchgezählt. Auch hier werden die Ergebnisse auf einem Formblatt für jeden Stapel eingetragen und ins System eingegeben

Auf einem dritten Stapel landen leere Stimmzettel und werden gezählt (Eintrag auf Formblatt und im System), auf einem vierten die unklaren Stimmzettel, deren Gültigkeit im Team diskutiert wird. Das Ergebnis dieser letzten Diskussion trägt der Schriftführer in eine eigene Maske mit Begründung ein, außerdem bekommen strittige Stimmzettel einen Formularaufkleber auf die Rückseite, den der Wahlvorsteher ausfüllt und unterschreibt.

Als alles im System passt (also nach einen weiteren Check) werden die Ergebnisse per Knopfdruck ans Wahlamt geschickt und auf dem kleinen eingebauten Drucker ausgedruckt, sowohl die Zusammenfassung („Schnellmeldung“) als auch der gesamte Verlauf des Wahltags samt Detailergebnissen („Niederschrift“). Den Ausdruck der Niederschrift unterschreiben alle Wahl-

helfenden; nachdem wir alles Material (also auch alle Wahlzettel und Formblätter) zurück in die Wahlurne gepackt und das Schulzimmer halbwegs wiederhergestellt haben, bringt der Wahlvorsteher die frischen Ausdrucke in die nächstgelegene Bezirksinspektion.

die Kaltmamsell

September 2017

Hupen ist out

Ich warte im Auto an der roten Ampel und höre Hörbuch. Frau Permaneder hat soeben ihren Gatten verlassen, und es ist zwar nicht im engeren Sinne spannend, aber ich bin tief in der Geschichte versunken, als es grün wird. Hinter mir wartet einer. Was tut er? Hupt er?

Aber nein. Pfui, wie gewöhnlich.

Er fährt etwas dichter auf, mein Einparksensor tritt in Aktion, es piepst, und schon können wir weiterfahren.

Tilman Otter

29.9.2017

Die Kamera sieht, was vergangen ist



Dieses Foto hat einiges an Aufwand gekostet. Mehr als ein Dutzend Schüsse mit der Panzerfaust haben die Panzergrenadiere auf dem Truppenübungsplatz abgegeben, bis ich dieses Bild hatte: Genau der Moment, in dem das Geschoss sichtbar das Rohr verlässt.

Nun hatte ich ja schon ein bisschen Technik dafür zur Verfügung, meine Digitalkamera, ein Modell aus dem Jahr 2012, schiesst bis zu 9 Bilder pro Sekunde. Und trotzdem habe ich es immer wieder geschafft, genau den richtigen Moment zu verpassen.

Entweder war es zu früh. . . .



. . . oder zu spät. . .



Jedenfalls nie so, wie es sein sollte.

Immerhin, Reporterglück, beim letzten (!) Schuss des Durchgangs, mit der letzten für diesen Übungstag zur Verfügung stehenden Panzerfaust, gelang mir das Foto ganz oben.

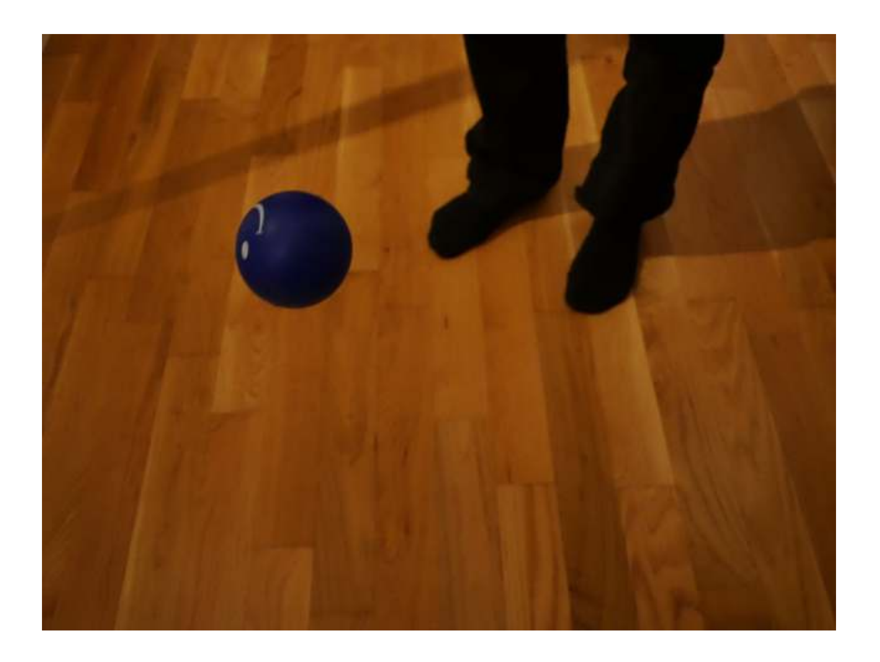
Neuere Kameras machen pro Sekunde zwar deutlich mehr Bilder als die neun, die ich da zur Verfügung hatte. Aber das Problem ist ja meine Reaktionsfähigkeit – bis ich den Schuss gehört und den Auslöser gedrückt habe, ist alles schon vorbei.

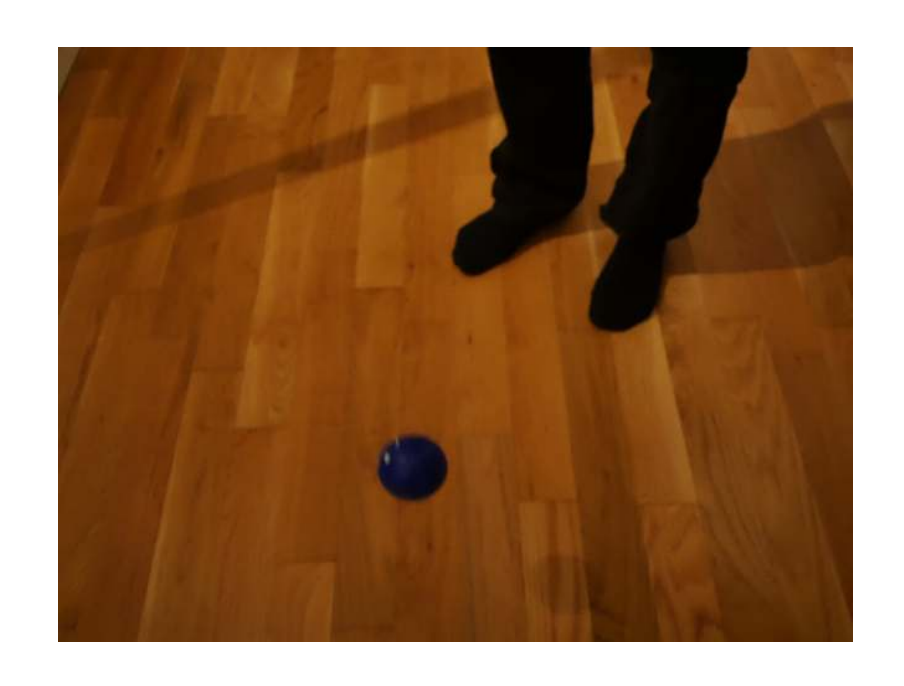
Inzwischen, so habe ich heute bei einem Workshop gelernt, sind diese Überlegungen obsolet. Weil moderne Versionen meiner Digitalkamera, zum halben Preis dessen erhältlich, was ich vor paar Jahren für meine bezahlt habe, schon mal vorsorglich die Bilder schießen, bevor ich überhaupt auf den Auslöser drücke.

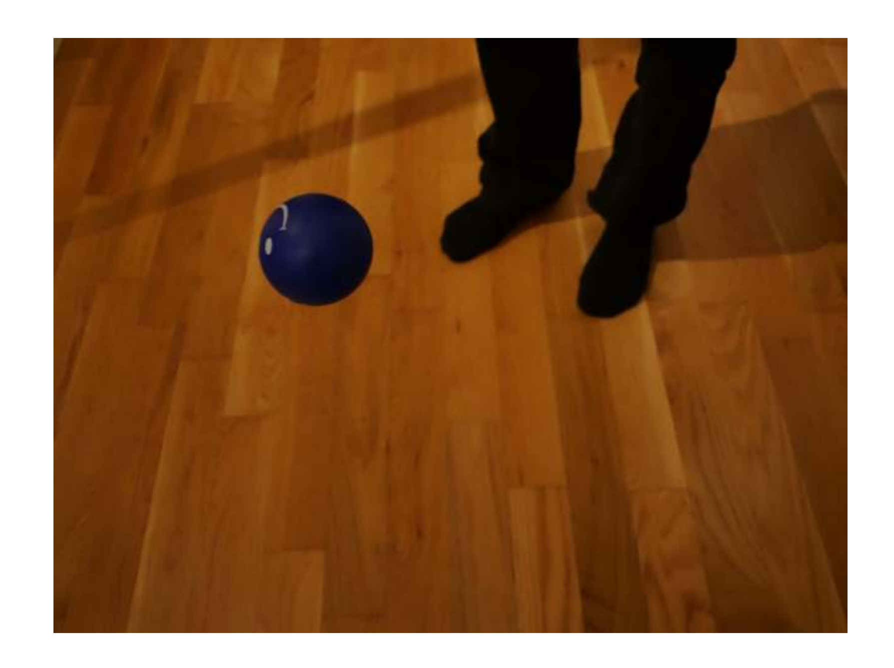
Das kam mir beim Blick in die Gebrauchsanweisung (und auch die enthusiastischen Artikel der Fachpresse) immer ein bisschen merkwürdig vor, deshalb habe ich mir das jetzt mal erklären lassen:

Die Kamera nimmt quasi ein Video auf, und zwar in 4K-Qualität. Die bisherigen Aufnahmen werden zwar irgendwann überschrieben, aber in dem Moment, in dem ich auf den Auslöser drücke, werden die vorangegangenen 30 Aufnahmen – genauer; die einzelnen Frames, von denen es eben 30 pro Sekunde gibt – und die nachfolgenden 30 Aufnahmen gespeichert (bei manchen Modellen sogar 60 Aufnahmen). Aus denen kann ich dann das Foto auswählen, das genau den richtigen Moment getroffen hat.

Das musste ich natürlich dann zuhause auch ausprobieren:







Und kann dann hinterher auswählen, welches Foto den Moment getroffen hat. (Na gut, die schnellen Ball-Beispiele geben nur einen ungefähren Eindruck.)

So lahm können meine Reflexe gar nicht mehr werden, dass dabei nicht das richtige Bild rauskommt.

Thomas Wiegold

September 2017

Unsichere Prüfungsfragen

Ein normaler Uni-Vorgang: Die Fragen für die offiziellen Abschlussprüfungen der einzelnen Kurse müssen Monate im voraus geschrieben und von mehreren internen sowie externen Gutachtern geprüft werden. Dabei wandern die Fragen auf komplizierten Wegen über die Schreibtische von mehreren Akademikern, Sekretärinnen und Verwaltungsangestellten, bis alle mit ihnen zufrieden sind. Aus mehr oder weniger offensichtlichen Gründen sollen diese Wege so beschaffen sein, dass Studenten die Fragen möglichst erst zur Prüfung zu Gesicht bekommen.

E-Mail ist schon mal ausgeschlossen. Nie dürfen Fragen oder Lösungen oder Kommentare zu Prüfungen per E-Mail verschickt werden, weil das so unsicher ist. Externe Cloud-Server dürfen wir sowieso nicht für empfindliche Daten verwenden. Stattdessen laufen Uni-Mitarbeiter mit braunen Papierumschlägen durch die Korridore, in denen Prüfungsfragen stecken. Wir wühlen uns durch Trauben aus Studenten, die vor dem Hörsaal warten, an die Brust gepresst die Geheimnisse, die für Studenten Gold wert sind. Die digitale Version wandert auch, aber auf USB-Sticks. Im Laufe der Revision entstehen mehrere minimal unterschiedliche Versionen der ursprünglichen Fragen, und gleichzeitig die Hoffnung, dass irgendwo irgendjemand die Masterversion in den Händen hält.

Die technische Lösung für dieses technische Problem haben wir eigentlich schon. Die Uni hält sich einen eigenen Cloud-Service, OneDrive von Microsoft, ein relativ komfortables Ding, mit selektivem Sharing und Editierfunktionen, so ähnlich wie Dropbox, nur viel viel teurer. Angepriesen als sicherer Ort für das Backup von unseren Akademiker-Sachen, wird uns dennoch nicht gestattet, ihn zur Aufbewahrung und zur kollektiven Revision von Prüfungsfragen zu verwenden – so weit traut die Uni ihrer eigenen Cloud offenbar nicht über den Weg.

Und so bleibt die braune, stabile Bürotür die größte zu überwindende Schwelle für Studenten, die es nicht erwarten können. An normalen Arbeitstagen während des Semesters muss ich sicher jede Stunde einmal das Büro verlassen, zum Beispiel zum Einholen von Informationen oder Kaffee. Seit einiger Zeit klemmt das Schloss meiner Bürotür, und der Vorgang des Abschließens ist jedesmal eine Qual. Seit einiger Zeit schließe ich die Bürotür nicht mehr ab, wenn ich "nur mal kurz" weggehe.

Alan Smithee

Oktober 2017

Die Höflichkeit der Elektrofahrzeuge

Im März sind die ersten Leih-Elektroroller auf den Straßen von Berlin aufgetaucht. Ich habe mich damals darüber lustig gemacht, aber nur über die Werbung, nicht über das Konzept an sich! Selbst dieses kleine bisschen Spott finde ich im Nachhinein unangemessen. Die Elektroroller sind offenbar sofort auf breite Akzeptanz gestoßen, ich sehe sie ständig im Einsatz, genau wie die roten Roller einer zweiten Anbieterfirma. Und ich freue mich jedesmal, denn genau wie Michael Seemann denke ich dabei: "Toll! Zukunft!" Ihr Geräusch ist so angenehm und höflich. Es sagt nicht: "Aus dem Weg! Jetzt komm ich und ich habe extra den Auspuff aufgebohrt, damit das auch jeder merkt!" Es sagt: "Ich muss mal kurz von A nach B, aber ich möchte Sie mit diesem Vorgang nicht mehr behelligen als unbedingt nötig, bitte lassen Sie sich nicht stören, zzzip, ich bin schon wieder weg." Eines Tages wird sich der gesamte Straßenverkehr so anhören, und ich hoffe, dieser Tag kommt bald.

Kathrin Passig

10. Oktober 2017

Ausgestorbene Handygeräusche in der 70er-Jahre-Nostalgie-Bar

Wir sitzen in einer zwanzig Jahre alten Kreuzberger Bar im 70er-Jahre-Design, in der die Musik schon immer von zwei Mono-Plattenspielern kommt. So einen Plattenspieler hatte ich früher selbst, es war das abgelegte Gerät eines Freundes zu einer Zeit, als längst alle viel bessere Plattenspieler hatten, mit Stereo und Verstärker und Boxen. Bei meinem war der Lautsprecher im Deckel des Gehäuses eingebaut, die Geräte hier haben ihre Lautsprecher an der Vorderseite.



Rechts auf dem runden Tischchen die zwei Plattenspieler. Ich nehme an, es sind zwei, damit während des Plattenwechsels keine Musikpausen entstehen. Oder vielleicht ist der zweite das Backup. Oder zum Überspielen, nur ein Scherz, ich weiß, dass das nicht geht.

Aus dem Lautsprecher des Mono-Plattenspielers dringt immer wieder ein Geräusch, das ich schon viele Jahre nicht mehr gehört habe: das Störgeräusch eines Handys, das mit der Funkzelle redet. Man hört es in letzter Zeit nicht mehr, weil das Problem mit den GSM-, GPRS- und Edge-Standards

zu tun hat und bei UMTS nicht mehr auftritt. (Vage Erklärung, weil ich die Details nicht verstehe, es hat mit Resonanz und der in Lautsprechern enthaltenen Spule zu tun.)

Zuerst glaube ich, dass das Geräusch ein Retro-Element ist, das zur Musik gehört. Aber dass es auf allen Platten enthalten ist, die der Barkeeper nacheinander auflegt, kommt mir dann auch wieder unwahrscheinlich vor. Es muss doch an unseren Handys liegen. In der Bar gibt es so gut wie keinen Handyempfang. Das erklärt vermutlich das Wiederauftreten des ausgestorbenen Geräuschs: Die verzweifelten Handys der vier Gäste schalten auf den ältesten Standard zurück, um wenigstens ab und zu mal ein bisschen Mobilfunkempfang zu bekommen.

Kathrin Passig

Sommer und Herbst 2017

Die Jugend soll aus pädagogischen Gründen mehr Computerspiele spielen, mag aber nicht

Ich hab ein zweites iPad gekauft, weil meine Kinder ständig nur am YouTube-Glotzen waren, statt auch mal Spiele zu spielen. Ich hab ihnen erzählt, dass man auf dem zweiten kein YouTube gucken kann, sondern nur Spiele spielen. Dazu hab ich noch mal zehn Spiele gekauft. Das hat erst mal auch für zwei, drei Monate ganz gut funktioniert, sie haben sich dann immer abgewechselt, die eine hat das große iPad bekommen, mit dem man gucken konnte, die andere das kleine, mit dem man spielen konnte. Inzwischen ist es leider wieder so, dass sie beide vor dem großen sitzen und wieder nur YouTube gucken. Auf dem großen sind auch Spiele drauf, aber irgendwie wollen sie da nicht so richtig.

Es ist ja auch okay: Die kommen von der Kita und sind erledigt, und dann sitzen sie halt davor und glotzen die ganze Zeit nur. Das ist jetzt auch nicht länger als zwanzig Minuten, eine halbe Stunde pro Tag, aber ich find’s halt

trotzdem besser, wenn sie Computerspiele spielen. Da sollen sie was machen, da gibt's Interaktion und es gibt Aufgaben und ich glaub halt schon, dass das besser ist fürs Lernen, fürs Gedächtnis, für die Neugier, als einfach nur dazusitzen und sich berieseln zu lassen. Wir haben ja auch keinen Fernseher. Aber man merkt halt schon auch, dass sie nach einem sechsstündigen Kita-Tag einfach nur dasitzen und ein bisschen abschalten wollen vor YouTube.

Alan Smithee

17. Oktober 2017

Fast wie zuhause

Ich hatte es letztes Jahr im Griechenland-Urlaub schon vorfreudig erhofft, heute ist es tatsächlich eingetreten: Ich erlebe das EU-weite Roaming ohne Aufpreis am eigenen Leib.

Kaum auf Malta gelandet, schalte ich wie gewohnt mein Handy aus dem Flugmodus zurück in den Normalbetrieb. Wenig (und nur eine Handy-Einstellung „Datenroaming erlauben“) später bin ich in einem „Melita“ genannten Netz und surfe weiter, wie ich es zuletzt in Frankfurt problemlos tat.

Bei aller Freude sollte man die negativen Seiten natürlich nicht verschweigen. Durch den SIM-Kartenwechsel früher habe ich natürlich auch keine Anrufe bekommen. Das ist in diesem Urlaub leider nicht mehr so.

Johannes Mirus

24. Oktober 2017

Der Bademantel lügt (vermutlich)

“Sämtliche Bademäntel sind durch einen integrierten Chip gegen Verlust gesichert”, teilt mir das Hotel in drei Sprachen mit.



SEHR GEEHRTER GAST

Diesen Bademantel bieten wir Ihnen gerne für die Dauer Ihres Aufenthalts bei uns im Hotel Schweizerhof Bern an. Sämtliche Bademäntel sind durch einen integrierten Chip gegen Verlust gesichert.

Die Bademäntel können gerne am Front Office für CHF 150.- erworben werden.

Dabei ist es nur ein ganz normaler Frotteebademantel, und selbst wenn er prächtiger wäre, verspürte ich keinen Diebstahlwunsch. Ich besitze bereits einen Bademantel, den ich nie benutze. Aber dieser Hinweis macht mich neugierig. Ich halte jeden Zentimeter des Bademantels vor eine Lampe und google das Thema Diebstahlsicherung von Hoteltextilien. Wenn etwas im Bademantel enthalten wäre, müsste es sich wohl um einen RFID-Chip handeln. Aber ich bin mir nach mehrfacher Durchleuchtung ziemlich sicher, dass der Bademantel nur Frottee enthält. Und eigentlich habe ich bisher auch noch nichts von RFID-Lesern gehört, die auf größere Entfernung einen Bademantel in meiner Reisetasche diagnostizieren könnten. Eventuell geht die gesamte Anti-Diebstahl-Wirkung von dem kostengünstigen laminierten Hinweiskärtchen aus.

Spätere Ergänzung: Vielleicht ist wirklich ein von mir übersehener RFID-Chip im Bademangel, der dann aber nur der Wäschereilogistik dient.

Techniktagebuch hin, Techniktagebuch her: Ich kann den Bademantel nicht zu Forschungszwecken außer Haus und wieder zurück bringen. Gleich beim Einchecken in den Palast habe ich mich disqualifiziert, weil meine Kreditkarte aller Welt mitgeteilt hat, dass auf dem Konto schon wieder kein Geld ist. Das Bademantelexperiment wird jemand anders durchführen müssen.

Kathrin Passig

25. Oktober 2017

Verschiedene obskure Phänomene des Geldhabens in der Nähe von Europa: eine Momentaufnahme

Ich bin für einen Job in der Schweiz bar bezahlt worden. Jetzt trage ich 3000 Euro in einem Umschlag mit mir herum. Die Freude wird ein wenig getrübt von der Einsicht, dass ich Monate brauchen werde, um so viel Bargeld auszugeben. Gerade jetzt, wo ich endlich fast überall bargeldlos bezahlen kann! Und alles, wofür ich das Geld wirklich brauche, wird vom Konto abgebucht.

Ich forsche nach, wie sich das Geld bei N26 einzahlen ließe. Ergebnis: Das geht ausschließlich in Deutschland, wo ich noch längere Zeit nicht sein werde. Innerhalb von 24 Stunden könnte ich maximal 999 Euro einzahlen, und ab 100 € pro Monat kostet es Gebühren von 1,5 % des eingezahlten Betrags.

Die Bahnfahrt verbringe ich mit Recherchen. Offenbar akzeptieren die “coop pronto”-Filialen der Schweiz Euro-Bargeld. Wenn man dort Twint-Gutscheine erwerben kann, könnte ich auf diesem Weg das gesamte Geld auf mein neues Twint-Konto einzahlen. Das löst das Problem aber auch nicht, denn selbst zu Schweizer Preisen sind das mehr Lebensmittel, als ich essen kann.

Zeitgleich mit der Ankunft am Zürcher Hauptbahnhof erfahre ich bei Reddit von der Existenz eines Bitcoinautomaten direkt am Bahnhof. Der Automat steht in einem Western-Union-Büro und akzeptiert, so behauptet jedenfalls

das Internet, nicht nur Franken, sondern womöglich auch Euro. Auf meinem Bankkonto wäre das Geld damit auch noch nicht, aber immerhin nähme es eine Form an, die mir etwas praktischer erscheint als ein Stapel Scheine.

(Gegen eine Gebühr von 5 Franken könnte ich in derselben Filiale mein Bargeld auf mein Bankkonto einzahlen. Das werde ich aber erst viel später herausfinden, ich meine, Western Union, das ahnt man ja nicht. Und Handykabel verkaufen sie dort offenbar auch.)

Das Büro hat noch geöffnet. Der Automat steht in der hintersten Ecke des Ladens und verlangt zunächst meine Mobiltelefonnummer. Ich weiß nicht, ob ihm die bei der Identifikation meiner potenziell verbrecherischen Person weiterhelfen wird, denn im Unterschied zur Schweiz gab es in Deutschland keine Ausweispflicht beim SIM-Kartenkauf, als ich diese Karte an einer Supermarktkasse erworben habe. Ich gebe die Nummer ein und erhalte einen Zahlencode per SMS, der wiederum dem Automaten mitgeteilt werden muss. Dann kommt ein Streifen Papier aus dem Drucker. Darauf sind zwei QR-Codes zu sehen, einer für den Private Key und einer für den Public Key. Den öffentlichen Code muss ich vor den Scanner des Automaten halten. “SCAN THIS” steht über dem Public Key, “DO NOT SCAN THIS” über dem Private Key.

Dann fädle ich zehn 200-Euro-Scheine in den Automaten. Die hätte in Berlin sowieso niemand akzeptiert. Ich habe ja selbst bis heute noch nie einen 200-Euro-Schein gesehen. Schon wenn ich Hunderter sehen will, muss ich nach Österreich fahren, dort kommen sie aus den Bankomaten. Die restlichen Scheine behalte ich, falls sich die Bitcoins in Luft auflösen. Dass das demnächst unweigerlich passieren wird, liest man derzeit oft.

“Top up successful”, teilt mir der Automat mit. *“It may take an hour for the coins to show up on your wallet.”* Jetzt besitze ich 2000 Euro weniger und 0,4 Bitcoin mehr als vorher. Der Vorgang hat zwar schamlose 3 Prozent Provision gekostet, aber bei den Preisschwankungen von Bitcoin verschwinden 3 Prozent im täglichen Rauschen.

Erleichtert verlasse ich den Bahnhof. Es ist eine irrationale Erleichterung, denn den Papierstreifen mit den Bitcoindaten darf ich genauso wenig verlieren wie das Bargeld. Wenn die Stunde um ist, kann ich mein Guthaben zu einer Cryptocurrency-Exchange verschieben, von dort auf mein Euro-Konto bei dieser Exchange und von diesem Konto schließlich zu N26. Oder ich kann das Guthaben in ein Wallet stecken, das nicht gerade aus Thermopapier besteht wie der Automatenzettel, und abwarten, bis 0,4 Bitcoin 100.000 Euro wert sind. Dass das demnächst unweigerlich passieren wird, liest man derzeit oft.

Kathrin Passig

2017

Das Handy ist kein sicherer Aufbewahrungsort

"Eine Freundin von mir macht das: Sie schreibt alle Nachrichten, die sie von mir bekommt, mit der Hand in ein Heft. Anfangs war es SMS, später WhatsApp. Es ist eigentlich nicht lustig, eher traurig. Ihr Mann ist sehr eifersüchtig, und das Handy ist kein sicherer Aufbewahrungsort. Deshalb schreibt sie alles in das Heft ab und versteckt das irgendwo auf dem Dachboden. Vom Handy wird es gelöscht."

"Gibst du dir mehr Mühe beim Schreiben, seit du das weißt?"

"Am Anfang hab ich mir sehr viel Mühe gegeben. Später dann ... Ich fürchte, dass es schon lange keine Nachricht mehr von mir in dieses Buch geschafft hat."

Alan Smithee

26. und 27. Oktober 2017

Die Jugend will nicht mehr online sein, meint es aber nicht so

Abends bin ich bei einer Veranstaltung zum Thema “Digitale Demokratie” in Zürich. Es geht unter anderem um die “Messengerisierung” der Kommunikation, also die Verlagerung weg von den öffentlich sichtbaren Bereichen im Netz. Ein Teilnehmer sagt, seine Söhne seien schon gar nicht mehr bei Facebook, ein anderer meint, die Jugend werde sich da schon noch einfinden.

Am nächsten Tag frage ich die Studierenden im Medienwissenschaften-Seminar, ob sie diese Meinung teilen. Es hört sich nicht so an. Eine Studentin sagt, sie unterrichte an einer Kantonsschule, und bei ihren 18-jährigen Schülerinnen und Schülern sei von Facebook nicht die Rede und selbst Instagram schon wieder vorbei, weil dort jetzt die Mütter auftauchten. “Die sagen, *online sein* ist uncool.” Ich muss nachfragen, weil ich nicht glaube, dass 18-Jährige damit ein netzabstinentes Leben beschreiben. Das war auch wirklich nicht gemeint. “Online sein” scheint so etwas wie “Öffentliche Dinge im Netz machen” zu bedeuten, und wer einen Messenger benutzt, ist nicht online.

Ich würde diese Theorie zum Sprachgebrauch gern durch eine Suche im Netz erhärten, aber wo soll ich nach der Jugend suchen? Die liederlichen Geschöpfe sind ja nicht online.

Kathrin Passig

Oktober 2017

Porträt des Autos als junger Hund

So ein Tesla ist ja in Sachen Kontaktanbahnung das Äquivalent zu einem niedlichen Kleinkind oder jungem Hund: man lernt andauernd neue Leute kennen.

Letztens, beim Heimaturlaub zB, als wir an der Dorfladesäule bei meiner Schwiegermutter andocken wollten, stand dort schon ein Model X am anderen Ladeport und es war grosse Aufregung, weil sich die Säule nur mit eben der zu Geschäftszeiten in der Gemeinde zu erstehenden Karte (die wir ja dank zu Geschäftszeiten in der Gemeinde sein könnender Schwiegermutter, die das dankenswerterweise für uns erledigt hat, haben) aktivieren liess, und nicht via Kreditkarte, SMS oder irgendein sonst weiterverbreitetes Chipsystem. Der Akku war schon so leer, dass sie es nur noch knapp zum nächsten Supercharger geschafft hätten, es war stürmisch und kalt, da ist das vielleicht ein bisschen arg spannend. Wir hatten den Akku recht voll und konnten ausserdem im Hotel laden, also haben wir ihnen mit unserer Karte die Säule aktiviert und hatten dabei ein nettes Schwätzchen. Für alle Fälle haben wir noch Visitenkarten ausgetauscht (wie so Erwachsene :-)) und gestern bekam ich via Xing eine nette Nachricht und ich kann jetzt in Nurnberg immer aufladen, wenn ich möchte (ich wundere mich gerade über die Xing-Sache. Auf meiner Visitenkarte steht nämlich meine ganz normale Firmenemailadresse drauf, an die hätte ich eigentlich eine Antwort erwartet. Ja nu.)

Heute, als ich dann vom Wocheneinkauf zurück ins Parkhaus kam, sah ich einen Mann um das Auto rumwandern, reinschauen, nicht anfassen :-), und als ich dann näher kam und den Kofferraum öffnete, war er ganz begeistert: “Ich hab noch nie einen aus der Nähe gesehen, da musste ich grad mal . . . ” und während ich die Einkäufe einräumte, fragte er mir ein Loch in den Bauch, freute sich wie ein kleiner Junge, als ich ihm die Ladeklappe zeigte und . . . Mist, ich habe vergessen, ihm den Referral-Link zu geben, er könnte ein neuer Kunde sein :-).

Frau Brüllen

Oktober 2017

Mein Bücherregal ist nicht mehr Ich

Mein Bücherregal ist vor zwei Jahren stehengeblieben. Ich kaufe keine neuen Papierbücher mehr, ich lese fast nur noch auf dem Handy. Mein Bücherregal ist mir, so wie mein Ich von vor zwei Jahren, schleichend fremder geworden.

Nun ziehe ich um. Viele Wochen lang grüble ich immer wieder darüber nach, ob ich die Bücher wieder aufstellen soll. Es würde viel Platz und Aufwand sparen, sie in Kisten zu lassen. Aber ich finde Bücherregale schön, ich möchte sie als dekoratives Element nicht missen. Wohnungen ohne Bücher fühlen sich für mich oft leer an. Woher kommt das? Warum habe ich mein ganzes Leben lang meine Bücher gut sichtbar aufgestellt? Benutze ich sie als soziales Distinktionsmerkmal? Ist das alles reine Angeberei? Finde ich Bücherregale nur deshalb schön, weil sie ein bildungsbürgerliches Statussymbol sind?

K. meint, dass Bücher praktisch sind, um ein Gespräch zu beginnen. (Wir beginnen auch direkt mehrere Gespräche über Bücher.) Aber warum dann nicht Filme und Musik? (Wir wechseln zum Thema Serien.) Ich habe viele CDs – sie sind mittlerweile alle in zwei Kisten im Keller. Wenn meine Wohnung zeigt, wer ich bin (war!), warum soll ich nur die Summe des Gelesenen sein, nicht auch die Summe des Gehörten und Gesehenen – insbesondere nachdem letzteres in den letzten Jahren viel mehr Raum eingenommen hat als das Bücherlesen?

Es gibt keine Möglichkeit, durch Wohnen zu zeigen, was ich digital konsumiere, was ich auf Festplatten und Handys besitze oder auf was ich bei Streamingdiensten sogar nur temporär zugreife. Filme habe ich seit Beginn meines Studiums nur von Festplatten und DVDs geschaut. Musik kaufe ich seit Langem nur noch als mp3-Download. Bei den Büchern ist mir der Wechsel ins Virtuelle später passiert als beim Rest. Und weil ich das Zurschaustellen bei Büchern irrational bevorzuge, macht es sich nun schmerzlicher bemerkbar.

Beim Auszug sortiere ich einige Bücher aus, insbesondere seit Jahren Ungelesenes. Schließlich räume ich die Regale auch in der neuen Wohnung wieder ein. Warum, ist mir immer noch nicht ganz klar.



Das Bücherregal nach dem Umzug.



Hinter den Türen greift mittlerweile ein Lebensmittelvorrat um sich (aber unten links: DVDs).

Kristin Kopf

31.10.2017

Kein Telefon fühlt sich an wie Stromausfall

Etwas plötzlich beschließe ich, auf der Stelle ins Kino zu gehen, um den neuen Marvel-Film anzusehen. Leider stecke ich wegen der ganzen Spontaneität nur den Autoschlüssel und Geld, nicht aber mein Telefon ein und fahre los.

Vor einem Jahr hatte ich noch ein Telefon, das so altersschwach war, dass es praktisch nichts mehr konnte, außer SMS und Telefonieren, vielleicht noch gelegentliches Notfallgoogeln in Zeitlupe. Geärgert hätte mich das Vergessen des Telefons damals nur, weil es auf der Autobahn blöd wäre, wenn man eine Panne hätte und kein Telefon dabei. Ansonsten aber hätte mir nichts gefehlt. Damals fand ich es auch immer etwas anstrengend, wenn Freunde ständig ihr Telefon checkten. Musste doch nicht sein, ts.

Seit diesem Frühjahr aber besitze ich ein Telefon, das so halbwegs alles kann, was ein Telefon derzeit können sollte. Entsteht irgendwo Wartezeit, habe ich immer ein E-Book parat, oder chatte, zum Beispiel mit der Techniktagebuchredaktion.

Wohl weil Feiertag ist, sind die Straßen frei und so bin ich viel zu früh im Kino. Kein Problem, denke ich, ich kann ja ein Buch – ah, Mist, kein Telefon dabei. Dann chatte ich ebe… oh. So geht es die ganze Zeit in meinem Kopf zu. Es ist wie bei einem Stromausfall: immer denkt man, na ja, wenn ich jetzt keinen Strom für den Rechner habe, seh ich halt fern. Ach Mist, geht ja nicht, mach ich mir halt einen Kaffee… oh.

Wie ich so drüber nachsinne, wie bekloppt das ist, und wie schnell sich mein Telefonnutzungsverhalten verändert hat, greif ich auch schon wieder in die telefonfreie Tasche, weil ich meine Beobachtung in die Techniktagebuchredaktion hineinerzählen will. D'oh.

Mia Culpa

2. November 2017

Tagung im Schlafanzug

Wie wachsen junge Sterne? Woher kriegen sie ihre Masse? Wie läuft das ab? Alles interessante Fragen, und das Projekt, das sich damit befasst, die Fragen zu beantworten, existiert auch schon. Das Astronomen-Team besteht vorwiegend aus Leuten, die in West-Kanada, Hawaii, China, Taiwan und Ko-

rea sitzen. Für die wenigen europäischen Beteiligten ist das ein wenig problematisch – es gibt einfach keine Uhrzeit, die für alle innerhalb normaler Astronomen-Arbeitszeiten liegt. Die meisten Telecons finden um zwei Uhr nachts britischer Zeit statt oder so.

Anfang November findet ein Team-Meeting statt, und zwar in Korea. Die Europäer nehmen auch teil, und zwar mit Hilfe von "zoom", einer Software, die genau für solche geographisch herausgeforderten Strukturen gebaut wurde. Zoom überträgt über die gesamte Länge der Tagung den Ton aus dem Tagungsraum, komplett im Browser, ohne Stocken oder Verzögern oder Unterbrechung. Es kann außerdem Screen-Sharing, das heißt, der Bildschirm von jemandem im Korea wird in meinem Browser angezeigt. Wenn ich kommentieren will, melde ich mich per Chat-Fenster, bevor ich mein Mikro entsperre. Am Rand des Fensters sehe ich immer, wer gerade redet, ein Feature, das ich mir auf echten Tagungen auch wünsche. Es dauert wenige Minuten, das ganze Ding aufzusetzen. Man muss das manchmal so explizit hinschreiben, so unglaublich ist das alles.

Nur für die Zeitzonen gibt es noch keine Lösung. Ich soll einen Vortrag halten, geplant für halb fünf Uhr nachmittags koreanischer Zeit. Die letzten Slots am Nachmittag sind für die Europäer reserviert. Halb fünf nachmittag entspricht halb acht Uhr morgens in Schottland. Ich stehe um halb sieben auf, mache ein Bild von der aufgehenden Sonne, baue es in die Präsentation ein, und rede dann von meinem Wohnzimmer aus zu einem unsichtbaren Raum in Korea über die Infrarotstrahlung von jungen Sternen, und wie sehr sie sich verändert. Das Vorwärtsklicken der Slides funktioniert nicht über die Entfernung. Ich schicke die Slides nach Korea, und ab jetzt werden sie von jemandem vor Ort umgeblättert. Hinterher gehe ich wieder ins Bett.

Aleks Scholz

3. November 2017

Das Bargeld ist schwer loszuwerden, aber am Ende muss ich es immerhin nicht aufessen

Seit über einer Woche trage ich das Bargeld mit mir herum, das von diesem Beitrag übriggeblieben ist. Ich habe in Deutschland versucht, damit zu bezahlen. Wie vorhergesagt wurde der 200-Euro-Schein mit äußerster Verwunderung betrachtet, einem Kollegen gezeigt und dann abgelehnt. Ich habe in der Schweiz versucht, damit zu bezahlen, die Selbstscanautomaten bei coop nehmen angeblich Euroscheine. Der Schein wurde im Inneren des Automaten mit äußerster Verwunderung betrachtet und dann wieder aus dem Ausgabeschlitz geschoben.

Jetzt reicht es, ich will nicht so viel Bargeld herumtragen, und ausgeben kann ich es auch nicht. In der Techniktagebuchredaktion schlagen sie vor, ich solle mir ein Auto kaufen, das gehe mit Bargeld. Auch bei der Fernsehsendung “Bares für Rares” sehe man regelmäßig Leute mit großen Scheinen bezahlen. Aber ich brauche kein Auto und auch keine Antiquitäten. Ich gehe zu Western Union, um das “Direct to Bank”-Verfahren auszuprobieren, das ich beim letzten Besuch zu spät entdeckt habe:

> Mit dem Service «Direct to Bank» senden Sie Bargeld am SBB Schalter direkt auf das Bankkonto des Empfängers und profitieren erst noch von der attraktiven Sendegebühr von CHF 5.00!

Die Voraussetzungen dafür sind überschaubar:

> Voraussetzung für die Nutzung dieses Services ist, dass der Empfänger über ein Bankkonto verfügt und der Service für das gewünschte Land angeboten wird.

Ich trete an den Schalter und trage mein Anliegen vor. “Das geht nicht”, sagt die Western-Union-Mitarbeiterin überrascht. “Aber es steht auf der Website”, sage ich. Nach unwilligem Geklicke am Computer teilt man mir mit, jedenfalls müssten meine Euro-Scheine erst in Franken gewechselt werden,

damit sie dann in Euro auf mein deutsches Konto überwiesen werden könnten. Das akzeptiere ich widerstandslos, mich wundert in dieser Hinsicht gar nichts mehr. Ich notiere meine Bankverbindung auf einem Zettel und schiebe sie über den Tresen.

“Wie heißt die Bank?”

“Wie es da steht. N-Sechsundzwanzig. Enn Zwei Sechs.”

“Die gibt es nicht.”

Ich könne das Geld direkt an einen Empfänger auszahlen, das sei eigentlich der Sinn von Western Union, erklärt die Mitarbeiterin. Ich sage, dass ich die Empfängerin bin, dass mir das nicht weiterhilft und dass ich das Geld lieber auf meinem Konto haben würde.

“Aber warum?”

“Weil ich es nirgendwo ausgeben kann.”

Jetzt wird noch einmal nach der Bank gesucht. Ja, sie heißt wirklich N26, ganz bestimmt, sage ich, und ihren Sitz in Deutschland hat sie auch, doch, wirklich. Ich bekomme eine Liste von Banken in Deutschland vorgelesen, von den meisten habe ich noch nie gehört. Meine ist nicht dabei.

“Ist die neu?”

“Naja, die gibt es schon so drei, vier Jahre.”

“Dann ist sie neu.”

Ich verabschiede mich. Von Ephraim Kishon gibt es eine Geschichte, in der er vergeblich versucht, in Zürich einen Pappteller wegzuwerfen. Am Ende lässt er ihn in einem Restaurant braten und isst ihn auf. Das könnte auch eine Lösung für mein Problem sein, aber ich mag nicht mehr mit Menschen darüber diskutieren und gehe lieber eine halbe Etage nach unten zu meinem Freund, dem Bitcoinautomaten. Der Kurs ist inzwischen noch viel absurder als letzte Woche, aber der Automat stellt keine Fragen, akzeptiert mein Geld und druckt mir ein Zettelchen mit den Zugangsdaten. Ich habe noch nie irgendwas mit Bitcoin bezahlt. Aber schwieriger als mit einem 200-Euro-Schein ist es bestimmt nicht.

Kathrin Passig

6. November 2017

Ladetagebuch: Der ICE-Ersatzzug zwischen Hamburg und Stuttgart

Der IC, der als Ersatzzug für den ausgefallenen ICE von Hamburg nach Stuttgart fährt, stellt Strom auf der Toilette – nicht am Sitzplatz – zur Verfügung:



Komfort: – - – - -

Sicherheit: – - – - -

Gesamturteil: Das Smartphone konnte zum Vorzeigen des elektronischen Tickets ausreichend geladen werden. Insgesamt dennoch nicht empfehlenswert.

Molinarius

9.11.2017

Auf Umwegen zum Lebkuchen

Es ist Anfang November, auf Twitter und Instagram sind die anwesenden Eltern mit Sankt-Martins-Festen beschäftigt und siedendheiß fällt mir ein: ICH MUSS JA NOCH LEBKUCHEN BACKEN!

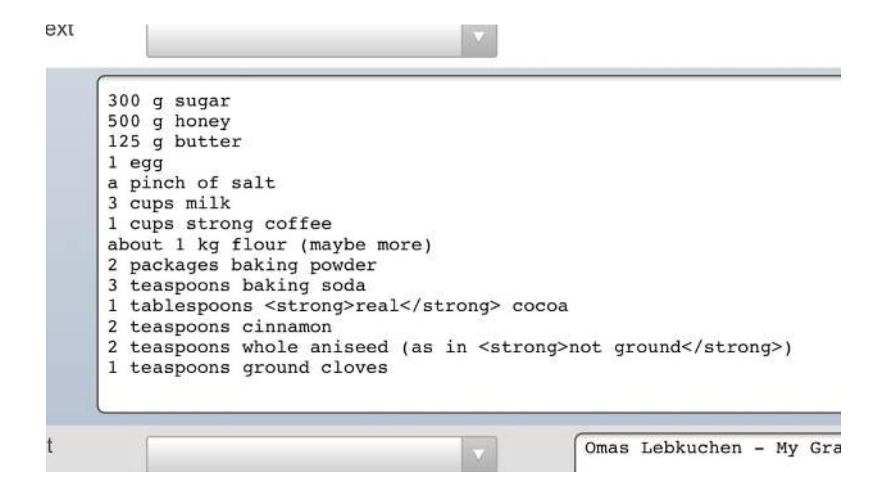
Lebkuchen zu Sankt Martin war bei meiner Oma Tradition, jedes Jahr wurden zwei Bleche Lebkuchen gebacken und anstelle von Süßigkeiten den an der Haustür singenden Kindern in den Beutel gesteckt. Das Rezept habe ich irgendwo handschriftlich von meiner Tante bekommen, aber erstens will ich direkt nach der Arbeit schnell einkaufen und zweitens weiß ich sowieso nicht sicher, wo der Zettel sein könnte.

Ich bin aber ziemlich sicher, dass ich das Rezept mindestens einmal verbloggt habe, nur wo, ist die Frage.

Zunächst versuche ich es auf meinem aktuellen Foodblog. Der steht aber bei 1&1 aktuell unter Spamverdacht und der Access ist restricted. Ich logge mich also bei 1&1 ein und suche meinen FTP-Zugang raus. Die Daten gebe ich dann in Filezilla, einem FTP-Tool ein und finde irgendwann die verdächtige Datei, die ich kurzfristig entsperre, um den Blog wieder zugänglich zu machen. Bei einer Stichwortsuche nach "Lebkuchen" findet sich im Blog aber nichts Passendes. Ich versuche es auf meinem anderen Blog, da findet sich aber nur der Artikel, den ich mal über Sankt-Martins-Bräuche im Rheinland geschrieben habe, allerdings ohne Rezept.

Dann bleibt nur noch ein alter englischer Foodblog, den ich irgendwann vor zehn Jahren mal kurzzeitig führte, der aber schon längst wieder offline ist. Allerdings müssten die dazugehörigen Datenbanken noch existieren. Da ich mittlerweile vom Laptop aufs Handy umsteigen musste, logge ich mich hier noch mal in meinen 1&1-Account ein und suche von da aus den Link zu meinen SQL-Datenbanken. Natürlich habe ich zwei Datenbanken und nur kryptische Kürzel für die acht bis fünfzehn Blogs, die ich in meinem Leben schon mal ins Leben gerufen habe und wieder sterben ließ. Ich klicke mich

durch die Tabellen namens “[Kürzel]_posts” und werde irgendwann fündig. Jetzt muss ich noch in der richtigen Zeile auf “Bearbeiten” klicken und bekomme das Rezept (und vor allem die benötigten Zutaten) im Inhaltsfeld angezeigt.



Ich mache sicherheitshalber einen Screenshot und kann jetzt einkaufen gehen (Honig, Milch, Mehl, sicherheitshalber Anis und Backpulver).

Zu Hause muss ich noch einmal einen Blick auf die Datenbank werfen, um herauszufinden, wie lange und bei wie viel Grad der Lebkuchen backen muss, und nur eine Stunde später duftet die Wohnung nach Weihnachten. Geht doch.

(Rezept: Alle Zutaten verrühren, zwei Bleche fetten und mit Mehl bestäuben, Teig auf den Blechen verteilen, bei 180 Grad 30 bis 45 Minuten (eher 30) im Ofen backen, fertig. Jetzt steht’s hier, fürs nächste Jahr.)

Anne Schüßler

9.11.2017

Amazon ist schneller als der Zollstock

Die Kaffeemaschine ist kaputt. Wir sitzen am Frühstückstisch und beraten, wann wir sie gekauft haben könnten. Ich klappe den Laptop auf, sehe bei Amazon nach, sie ist (gerade so) noch in der Garantiezeit. Ich klicke mich durch den Reparaturvorgang, Amazon sendet einen Paketaufkleber. Ich klappe den Laptop wieder zu.

Wir brauchen einen Karton. Aber wie groß muss der sein? Der Zollstock ist in der Werkzeugkiste, unendlich weit weg – mindestens ein Zimmer weiter. Plötzlich die Idee: Ich klappe den Laptop wieder auf, und sehe bei Amazon nach. Die Kaffemaschine ist 26,5 x 27 x 38,5 cm groß.

Beim Händler nachzusehen, wie groß ein vor zwei Jahren gekauftes Objekt ist, geht schneller als selbst nachzumessen. Die Zukunft ist klasse.

Malte

13. 11. 2017

Unspektakulär in die Bezahlzukunft

Ich habe eine neue Karte von der Bank bekommen und kann theoretisch jetzt schon seit Tagen kontaktlos bezahlen. Ich bin ganz aufgeregt und halte in jedem Geschäft Ausschau nach kompatiblen Geräten. In einer Drogerie am Bahnhof, wo ich mir vor einer Tagesreise eine Tube Zahnpasta und eine Bürste kaufe, ist es soweit. “Karte einstecken oder auflegen” steht da und ich tue letzteres, erfüllt von futuristischem Elan. Es passiert aber eigentlich fast gar nichts, das Gerät macht nicht mal ein Geräusch, die Zahlung rauscht einfach durch. Kein Warten auf das Auslesen des Magnetstreifens, kein Unterschreiben. Es geschieht alles so schnell und unspektakulär, dass ich unschlüssig

warte und die Verkäuferin mich freundlich darüber informiert, dass es das jetzt wirklich wäre. Die Zukunft blinkt und piept nicht immer angeberisch herum, sie schleicht sich meistens leise und lautlos in das Leben hinein.

Angela Heider-Willms

15. November 2017

Die ec-Karte gibt es seit zehn Jahren nicht mehr, aber das muss unter uns bleiben

Ich war länger in der Schweiz und habe kein deutsches Bargeld. Deshalb frage ich gleich beim Betreten des Cafés, ob ich mit Karte zahlen kann oder erst noch zum Geldautomaten muss. "Ab 10 Euro mit ec-Karte", sagt die Cafémitarbeiterin, und ich setze mich.

Später beim Bezahlen überreiche ich zuerst die Kreditkarte, weil ich mich daran gewöhnt habe. Die N26-Website deutet an, dass meiner Bank der Kreditkarteneinsatz lieber ist als der der maestro-Karte, die ich zusätzlich habe, weil nur die an Berliner Nahverkehrsticketautomaten akzeptiert wird. Die Kreditkarte wird natürlich sofort von der Cafémitarbeiterin abgelehnt. Man darf die Karte hier nicht selbst ins Gerät stecken oder ans Gerät halten. Ich überreiche die maestro-Karte und sage "kontaktlos müsste auch gehen". Denn das Gerät zeigt ein Kontaktlosigkeitssymbol an. Tatsächlich geht es aber kontaktlos schon mal gar nicht ("dafür müssten wir ja extra bezahlen und das freischalten lassen"), mit Hineinstecken allerdings genauso wenig, und mit Durchziehen auch nicht.

Das sei ja auch keine ec-Karte, wird bemängelt. "ec-Karten gibt es seit 2007 nicht mehr", sage ich. "Aber ich hab doch eine von meiner Bank", protestiert die Cafémitarbeiterin. "Ja, aber das ist dann keine ec-Karte, weil es die seit 2007 nicht mehr gibt", sage ich. Mein Gefühl der techniktagebuchbedingten Superfinanzkompetenz schwindet rapide dahin. Ich hätte nicht davon anfangen sollen. Gemeint war wohl von Anfang an "Girocard", nur mit einer

Girocard kann man hier ab 10 Euro bezahlen, und aus irgendeinem Grund ist meine N26-Karte eben keine solche Girocard und Kassenpersonal kann das riechen, auch wenn sie das Problem immer auf die ec-Karte schieben, die seit 2007 nicht mehr existiert.

Ich lasse mir den Weg zum Geldautomaten erklären.

Abends passiert anderswo dasselbe noch einmal. "Mit ec-Karte kein Problem", sagt die Mitarbeiterin. Ich überreiche meine Karte, es geht nicht. Aber ich bin altersweiser als am Vormittag, warte keine weiteren Versuche mit anderen Karten, Dranhalte-, Durchzieh- und Hineinsteckverfahren ab, schweige von der Abschaffung der ec-Karte im Jahr 2007 und bezahle mit Bargeld.

Kathrin Passig

19. November 2017

Über-die-Geräte-greifend

Ich habe am Tablet im Browser einen Artikel gelesen, den ich so interessant finde, dass ich ihn in einem Posting teilen will. Zu dem Zweck kopiere ich seine URL, bevor ich die Seite schließe. Doch bevor ich etwas damit tun kann, werde ich unterbrochen von einem pfeifenden Wasserkessel u.ä., und ich wende mich für eine Weile etwas zu, was überhaupt nicht an einem Bildschirm stattfindet. Danach setze ich mich an den Rechner und beginne, einen Text zu bearbeiten. Als ich etwas daraus kopiere, durchzuckt mich kurzer Schrecken: Jetzt habe ich den Inhalt meiner Finger überschrieben, in denen bis eben noch der Link zu dem interessanten Artikel enthalten war! Ich habe mir nicht im Kopf, sondern in der Hand gemerkt, wovon er handelte, und kann darum nicht einfach neu nach einem entsprechenden Stichwort suchen. Eine Sekunde später fällt mir ein, dass sich die URL im Zwischenspeicher des

Tablets befindet und dort auch noch abrufbar sein sollte. Mit der Vorstellung, dass sie sich außerdem für eine Weile in den Fingerspitzen befand, bin ich nicht allein.

Undine Löhfelm

Seit November 2017

Der Saugroboter ist ein armes, dummes, lautes Tier

Mein Mann hat zum Geburtstag einen Saugroboter von seinen Eltern bekommen. Niemand hat sich einen Saugroboter gewünscht, aber wie das so ist mit Geschenken, da kann man nicht viel machen und jetzt haben wir eben einen Saugroboter.

Der Saugroboter kann nichts außer rumfahren und saugen. Er kann sich keine Wege merken, es gibt noch nicht mal eine Aufladestation, sondern nur ein Aufladekabel. Wenn während des Betriebs der Akku leer läuft, bleibt das arme Ding also einfach irgendwo stehen und man muss es nachher suchen.

Immerhin saugt er okay, wenn schon nicht zeiteffizient. Dabei macht er sehr viele Geräusche, man will also nicht wirklich mit im Raum sein, wenn er seine Arbeit tut, traut ihm aber auch nicht zu, ohne Beaufsichtigung klar zu kommen, also schalten wir ihn hauptsächlich aus Langeweile gelegentlich mal ein. Dann darf er den Flur saugen (wo sich nie jemand aufhält) oder unter viel Zureden im Schlafzimmer.

Es gibt drei Wegfindungsprogramme, entweder in Kreisbewegungen oder geradeaus, bis ein Hindernis kommt und dann eine 90-Grad-Drehung oder beides abwechselnd. Bei einer kleinen Versuchsreihe stelle ich mich dem Saugroboter in den Weg und beobachte ihn mit einer Mischung aus Mitleid, Genervtheit und latenter Liebe, wie er fünf mal um meine Füße im Kreis fährt, bevor er dann doch einen anderen Weg wählt. Wenn er mal wieder absolut

nicht dahin fährt, wo er hin soll (unters Bett), versuchen wir ihn mit liebevollem Schubsen in die richtige Richtung zu bringen. Meistens fährt er dann in einer Kreisbewegung direkt wieder in eine andere Richtung.

So richtig zufrieden scheinen meine Schwiegereltern mit ihrem Saugroboter gleicher Bauart auch nicht zu sein, jedenfalls ertappte ich meine Schwiegermutter schon mehrfach, wie sie ihrem eigenen verwirrten Saughaustier etwas ungeduldig mit Fußtritten die Richtung zu weisen versuchte. So hart sind wir nicht. Auch wenn wir keinen Saugroboter wollten oder brauchten und ich als erstes meinem Mann alle Funktionalitäten aufzählte, die das arme Gerät nicht beherrscht, so kann ja das Gerät nichts für seine eigene Unzulänglichkeit.

Und so beobachten wir weiter wie gerührte Pflegeeltern eines ungeschickten Kindes, wie der Saugroboter mit viel Getöse Arbeiten verrichtet, die wir mit dem guten kabellosen Staubsauger in einem Zehntel der Zeit erledigen könnten. Fairerweise muss man aber immerhin sagen, dass der kabellose Staubsauger noch mehr Getöse macht und weniger Muttergefühle auslöst.

Anne Schüßler

2.12.2017

Bekannt von Funk, Fernsehen, und . . . äh, aus dem Streaming



Wenn Musiker eine neue Zusammenstellung von neuen Musikstücken veröffentlichen (dafür hat sich der Begriff Album bislang gehalten), war das bis vor kurzem immer halbwegs abgrenzbar. Über Jahrzehnte war die Veröffentlichung auf Schallplatte und später auf CD an einen physischen Tonträger gebunden; dann gab's die Musik als Audio-Datei(en) zum Herunterladen – aber es war immer ein fassbares, nun, eben Album, das neu auf den Markt kam und beworben wurde.

In diesen Tagen sehe ich erstmals Werbung für ein neues Album, das angesichts des Vertriebswegs auch nicht mehr Album heißt, sondern *Edition*. Zu hören sein wird es demnächst über den Streaming-Dienst *Spotify*. Und mit diesem on-demand-Vertriebsweg hat sich auch die Rolle der Hörerin gewandelt: Sie ist keine Käuferin mehr, die diese *Edition* erwerben muss, um sie anhören zu können. Es genügt, zahlende Kundin dieses Streaming-Dienstes zu sein, die neuen Musikstücke sind einfach verfügbar.

Der Künstler wirbt natürlich dennoch dafür: Sein Erlös richtet sich danach, wie oft seine Musik bei Spotify aufgerufen wird.

(Das Werbeplakat dient als Symbolbild; ich kenne weder den dort genannten Künstler noch seine Musik und kann dazu gar nichts sagen.)

Thomas Wiegold

1989 bis 2017

Berlin stinkt jetzt weniger

Frühjahr 1989

Mein erstes Mal in Berlin. Der Winter geht gerade zu Ende, und die Stadt stinkt nach Schwefel. Das liegt an den vielen Ofenheizungen und an der billigen Braunkohle. Im Osten heizen sie, sagt man mir, überhaupt nur mit polnischer Braunkohle, so einer Art gepresster Erde, die zu wesentlichen Teilen aus Schwefel besteht. Ich beschließe, schon allein deshalb auf keinen Fall nach Berlin zu ziehen.

Herbst 1989

Stattdessen ziehe ich nach Regensburg und finde heraus, dass es dort im Herbst monatelang nach Zuckerrübenkampagne stinkt, ein ganz spezieller, modriger Geruch, ähnlich wie eine Brauerei, nur schlimmer. Meine erste

Wohnung hat Außenklo und einen Ölofen. Das Öl muss im Keller mit einer Handpumpe aus einem größeren Plastiktank in eine spezielle Gießkanne umgefüllt und in den vierten Stock getragen werden.

1991

Ich ziehe doch nach Berlin, weil sie dort das dickste Vorlesungsverzeichnis haben. Im Winter stinkt es eben. Man gewöhnt sich dran.

1992

Meine erste Wohnung mit eigenem Mietvertrag hat Ofenheizung. Mit dem Mietvertrag quittiere ich den Empfang von

- 1 Bedienungsanleitung für Olsberg Durchbrandofen mit Automatik
- 1 Mülleimer mit Schippe und Feuerhaken
- 1 Ofenrüttelschlüssel

Für Wohnung Weserstr. 183, Berlin 44, Quergb.parterre links
hat Frl. Kathrin Passig

1 Bedienungsanleitung für Stiebel Eltron Warmwasserspeicher
1 Bedienungsanleitung für Schnellheizer in Duschraum
1 Bedienungsanleitung für
Olsberg Durchbrandofen mit Automatik
1 Mülleimer mit Schippe und Feuerhaken
1 Ofenrüttelschlüssel
2 Sicherheitsschlüssel
2 Korridorschlüssel
2 Hausschlüssel
2 Briefkastenschlüssel Nr. S 3
1 Kellerschlüssel

erhalten.

Berlin, den .. 10.1992

Mieter

Vermieter

Der Mülleimer ist aus emailliertem Metall und hat einen Deckel, damit die Asche nicht auf dem Weg zur Mülltonne weggeweht wird oder bei jedem bisschen Zugluft durch die Wohnung fliegt. Trotzdem lässt sich auf jedem Nubbel der Raufasertapete ein kleiner Hügel Brikettasche nieder und ich muss gelegentlich die Wände staubsaugen.

Der Feuerhaken hat viele nützliche Verwendungsmöglichkeiten, ich fische damit immer die verlorengegangenen Einzelsocken zwischen Innenteil und Außenwand der Wäscheschleuder hervor. Mit dem Ofenrüttelschlüssel rüttelt man am Rost, damit die Asche in den Aschenkasten fällt. Außerdem braucht man noch eine Brikettzange, um beim Nachlegen von Briketts keine schmutzigen Finger zu bekommen.

Jetzt stehe ich selbst vor der Entscheidung: Billige, bröckelige Schwefelbraunkohle? Oder die teuren, schwarz glänzenden Union-Briketts, die weniger Gestank und auch weniger Asche produzieren?

⚒ Augen auf beim Kohlenkauf

1 t	Briketts, gestapelt	270,– DM
1 t	Bruchbriketts	230,– DM
1 t	Bündel-Briketts	360,– DM
1 t	Eierkohlen	440,– DM
1 t	Koks III	320,– DM
1 Sack	Holz	9,– DM

Nur solange der Vorrat reicht!

Annahme von 9.00 bis 17.00 Uhr

Telefon Berlin-West 4 61 83 92

Brennstoffsparpreise

1t.	Briketts geschüttet	280,-
1t.	Briketts gestapelt	320,-
1t.	Koks III	330,-
1t.	Eierkohlen	490,-
1t.	Bündelbriketts	400,-
	1 Sack Holz	10,-

Heizöl zum Tagespreis

Alles Endpreise frei Keller !

Brennstoffhandel Judith M.
1000 Berlin 51
Telefonische Bestellung
Mo.- Fr. von 8.30 - 18.00 Uhr

Tel./Fax 451 71 57

Diese Zettel werden ab und zu in den Briefkasten geworfen. Weil es gar nicht so einfach ist, ohne Zettel einen Kohlelieferanten zu finden, habe ich sie sorgsam abgeheftet.

Die Vermieterin rät mir, bei der Lieferung der Briketts in der Kellertür zu stehen und für jedes Bündel ein Streichholz aus der einen Hand in die andere zu nehmen, sonst werde man nur betrogen. Ich glaube der Vermieterin nicht und werde so lange betrogen, bis ich lerne, dass man gleich zu Beginn sagen muss “Hier sind 50 Mark Trinkgeld, und ich freue mich, wenn auch wirklich alle Briketts im Keller ankommen, ich weiß, man verzählt sich da leicht.” 50 Mark entsprechen ungefähr dem Preis für die Briketts, die man sonst nicht geliefert bekommt (sie bleiben auf dem LKW und werden zu einem sehr günstigen Preis an den letzten an diesem Tag belieferten Haushalt verkauft). Aber auf diese Art ärgert man sich weniger.

Ofenheizung ist ein System für Haushalte, in denen eine Person den ganzen Tag zu Hause bleibt und sich ums Nachlegen der Briketts kümmert. Wenn ich aufstehe, ist es kalt, aber bis die Wohnung warm würde, wäre ich schon weg, also heize ich nicht. Wenn ich heimkomme, ist es kalt, aber bis die Wohnung warm würde, wäre ich schon eingeschlafen, also heize ich nicht. Gegessen und gelesen wird vor dem elektrischen Heizlüfter im Klo. Weil das Stromkosten von 50 Pfennig (25 Cent) pro Stunde mit sich bringt, mache ich nur sparsam davon Gebrauch.

1994

Ich entferne den Beistellherd aus der Küche, was nicht statthaft ist. Außerdem montiere ich einen Deckenlüfter, damit es nicht nur unter der 4,50 hohen Decke warm wird, sondern vielleicht auch unten bei mir.

Ende der 90er Jahre

Der Kachelofen wird abgerissen, die beiden metallenen Öfen zum Sperrmüll geschafft. Rechtzeitig vor dem Ende des 20. Jahrhunderts bekomme ich eine gasbetriebene Heizung mit einer Therme in der Küche. Jetzt wird nur noch einmal im Jahr die Feuerstätte beschaut, ob sie auch nicht zu viel Dreck in die Atmosphäre oder meine Wohnung entlässt.

Den Ascheimer und den ebenfalls zur Wohnung gehörenden emaillierten Putzeimer verwende ich als Mülleimer weiter.

2016

Franziska Nyffenegger hat in Zürich noch Ofenheizung und erbt deshalb den Feuerhaken (ich würde ja Schürhaken dazu sagen) von der Liste. 2017 werden auch ihre Öfen abgeschafft. Über den Verbleib der Schippe, des Ofenrüttelschlüssels und der Brikettzange weiß ich nichts.

Dezember 2017

Ich öffne das Fenster, um zu lüften. Es kommt frische Luft herein. Ich erinnere mich wieder daran, dass das früher nicht so war, und schreibe diesen Beitrag.

Kathrin Passig

10. Dezember 2017

Besser reisen mit Schaltschrankschlüssel



Vor zwei Jahren fand ich dieses Ding als Beigabe einer Kunststoff-Fachzeitschrift als Demonstration für Spritzguss. Ich postete ein albernes Foto auf instagram, zu dem jemand kommentierte, damit könne man Zugabteile aufschließen. Seither wohnt es in meiner Alltagstasche.

Heute muss ich auf einer Bahnfahrt von Basel nach München in Karlsruhe wegen einer Verspätung sehr hektisch umsteigen. Ich erwische den IC-Anschlusszug, doch er ist überfüllt und ich kämpfe mich auf der Suche nach meinem reservierten Sitz durch mehrere Waggons und damit durch Menschen und Gepäck. Ergebnis: Der Wagon 11 mit meiner Reservierung existiert nicht. Das stelle ich im letzten Wagen vor der Lokomotive fest, als ich vor einem leeren, verschlossenen Abteil stehe.

Engelschöre ertönen, als ich in meine Tasche greife, das grüne Teil heraushole, mich damit recke und das Abteil aufschließe. Ich mache es mir gemütlich, ebenso eine Dame, die sich direkt hinter mir durchgekämpft hatte und nun ebenfalls von dem zusätzlichen Abteil profitiert (und für meinen Geschmack deutlich zu wenig beeindruckt von meinem Aufschließen ist).

Warum das Abteil verschlossen war, finde ich etwa 20 Minuten später heraus: Der Schaffner nähert sich mit einem Fahrrad-schiebenden Passagier, das Abteil war für Fahrradtransport vorgesehen („Ich verstehe gar nicht, wieso das offen ist.“). Macht nichts, Herr Schaffner findet uns beiden einen Platz nebenan, und Murphy hatte halt recht: If nobody uses it, there‘s a reason.

In der Techniktagebuch-Redaktion erfahre ich zum einen, dass das Ding Schaltschrankschlüssel heißt, dass es auch in Flugzeugen Anwendungsmöglichkeiten findet und dass die Community der Schaltschrankschlüssel-Einsetzer vielleicht nicht zur angenehmsten Zeiterscheinung zählt.

die Kaltmamsell

12. Dezember 2017

Neues aus der Schatzkammer

Die herrlichen Schätze im Hinterzimmer des Observatoriums in St Andrews wurden hier schon häufiger beschrieben und werden in der Zukunft, wenn die Gegenwart mal Vergangenheit ist, noch viel häufiger Thema sein. Letzte Woche begutachtete ich ein paar alte Kisten unter den Arbeitsflächen und fand eine Art Reisetasche im Design der 1980er. Ungefähr so sah eine Weile meine Schultasche aus.



Diese hier enthält einen Laptop, einen Amstrad PPC512, ein IBM-kompatibler tragbarer Computer, den ich auf frühe Achtziger schätze, aber dann ist er doch eher aus den späten Achtzigern, ein Zeitgenosse des Amiga 500 zum Beispiel.



Er sieht älter aus, insbesondere, nachdem man ihn aufklappt. Es dürfte einer der wenigen Laptops der Welt sein, bei dem die Tastatur im Deckel ist und bei dem der Bildschirm nur halb so groß ist wie das Gerät. Und was für ein Bildschirm das ist, ausklappbar, grün, LCD, kaum lesbare Buchstaben.



Ich sage Buchstaben, weil der Amstrad PPC512 natürlich noch funktioniert. Man könnte ihn auch von der Autobatterie aus betreiben, aber eine normale Steckdose tut es auch. Nach Bruchteilen von Sekunden ist er hochgefahren. Besonders hoch ist es nicht, denn das dumme Ding kann nicht viel mehr als nach einer Diskette zu verlangen, auf der das Betriebssystem ist. Leider habe ich keine Diskette mit MS-DOS 3.3 zur Hand. Der Computer bleibt dumm.

Ich befrage Roger Stapleton, den Hüter der Schatzkammer, zu diesem Thema. Es stellt sich heraus, dass es sich um sein Privatgerät handelt, mit dem er Auf- und Untergangszeiten von Himmelskörpern berechnete, mit Hilfe eines entsetzlich langwierigen Programms. Es war der einzige Computer, den er sich leisten konnte. Womit programmierte man denn diesen Computer, frage ich, und die Antwort hätte ich mir denken können: Assembler oder BASIC. “We ran BBCBasic on it and compared with a real BBC Micro it was VERY FAST.”

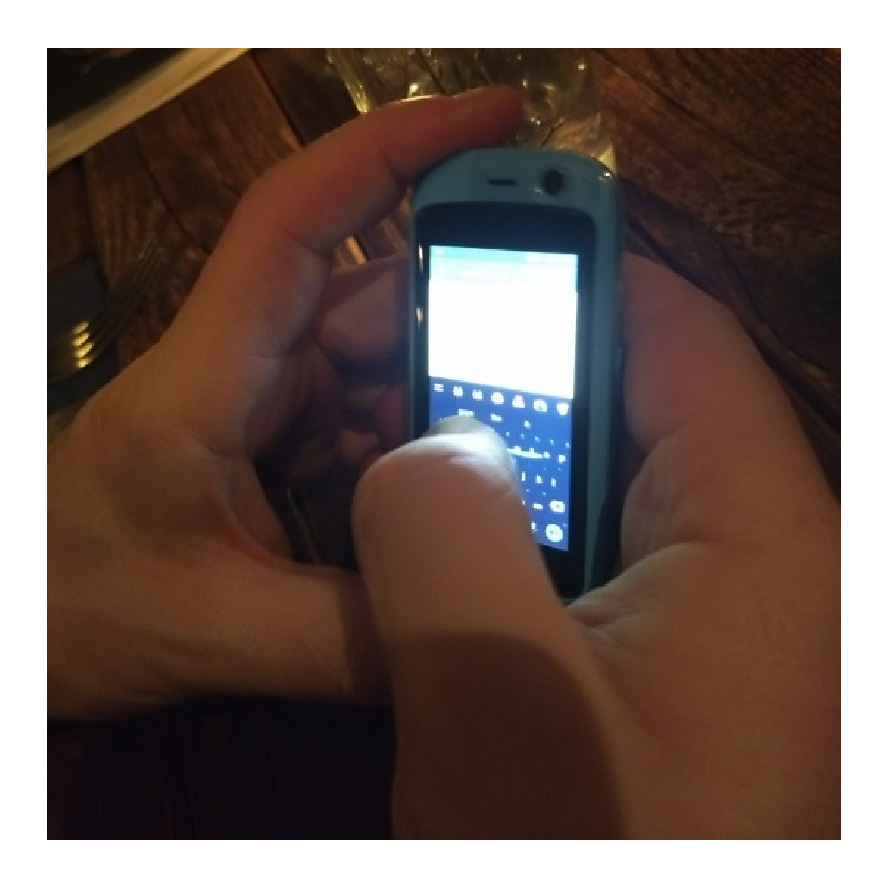
Aus dem Amstrad PC512 erwuchs der Sinclair PC200, die IBM-kompatible, chancenlose Konkurrenz zu Atari und Amiga, aber das ist eine andere Geschichte. “BBC Micro” hießen Heimcomputer, die die BBC in den 1980er Jahren flächendeckend an Schulen verteilte. BBC Micros gibt es in der Schatzkammer natürlich auch, aber sie haben nicht mal einen Henkel.

Aleks Scholz

Dezember 2017

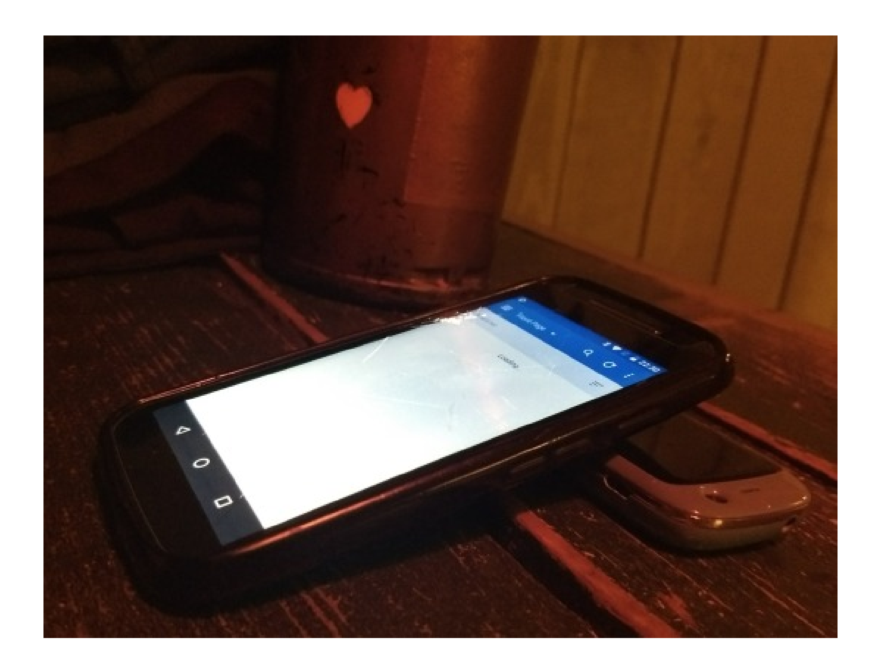
Das ist kein Schlüsselanhänger, das ist ein Smartphone

H. hat ein neues Handy. Es ist so klein, dass ich es zuerst für einen Scherz halte. So kleine Handys habe ich seit den frühen Nullerjahren nicht mehr gesehen. “Oh, ein Kinderhandy” haben seine Töchter beim ersten Anblick gerufen, und dann war es leider nur Papas neues Handy.



Aber es ist ein richtiges Androidhandy, das Jelly, Ergebnis eines Kickstarterprojekts. Die Hersteller bewerben es mit “passt in die Uhrentasche der Jeans”, und das stimmt vielleicht sogar. Es hat ein aktuelles Betriebssystem, Platz für zwei SIM-Karten, und kann LTE. Sogar der Akku lässt sich wechseln, das geht bei meinen Handys seit Jahren nicht mehr. Obwohl H. nicht gerade kleine Hände hat und mit dem Daumen die gesamte Tastatur auf einmal abdecken kann, schreibt er darauf mit SwiftKey flüssig.

Manchmal darf das Jelly (unten rechts) dem großen Handy auch bei der Arbeit helfen.



Kathrin Passig

17. Dezember 2017

Die Tante nimmt nachträglich am Unterricht teil

Auf einem Familientreffen unterhalte ich mich bei einem winterlichen Spaziergang mit meiner zwölfjährigen Nichte. Sie erzählt vor allem aus der Schule, unter anderem kommen wir auf ihre Erlebnisse im Biologieunterricht. So erfahre ich, dass sie bereits Schweineaugen seziert hat und dass ihr Biolo-

gielehrer auch sonst regelmäßig frische Tierorgane vom Schlachthof in den Unterricht mitbringt. Besonders enthusiastisch, so erzählt sie, sei er über eine Lunge gewesen: Die sei nämlich noch so intakt gewesen, dass er sie aufblasen konnte und so der Klasse den Mechanismus der Lungenbläschen live demonstrieren.

Auch ich bin begeistert und äußere mein Bedauern, dass ich das nicht miterleben konnte. Da zieht die Nichte ihr Smartphone aus der Manteltasche: Sie habe die Demonstration doch gefilmt und könne sie mir zeigen! Ein wenig muss sie suchen, doch dann hält sie mir das Display hin: Die Lunge liegt auf einem Tisch, und ich sehe, wie der Lehrer ein durchsichtiges Plastikröhrchen in die Luftröhre steckt und damit die Lunge aufbläst. Wirklich beeindruckend.

Ob der Lehrer denn wisse, dass sie das gefilmt habe, frage ich die Nichte. Aber ja, sagt sie, er habe die Klasse doch sogar aufgefordert, die Sensation mit ihren Smartphones festzuhalten.

die Kaltmamsell

18. Dezember 2017

Eventuell verstehe ich gar nicht so viel von E-Book-Erzeugung, und jetzt wissen es alle

Ich habe für das dreitägige Blockseminar, das ich in Münster veranstalten soll, folgenden Plan gemacht: Am ersten Tag denken wir uns Ideen aus, am zweiten Tag setzt jeder eine fremde Idee um, und am dritten Tag wird daraus ein E-Book. Was soll schon schiefgehen? Hanna Engelmeier war schließlich auch gerade an einer Tagung beteiligt, aus der noch vor Ort ein E-Book wurde.

Die Ideen denken wir uns in einem Padlet aus. Das funktioniert so ähnlich wie mit Post-its, die man an die Wand klebt, nur eben ohne Post-its. Anmelden muss man sich auch nicht, man kann einfach losschreiben. Das funktioniert soweit sehr gut.



Am zweiten Tag wird geschrieben, wobei da die Wahl der technischen Mittel freigestellt ist. Die Beteiligten sollen lediglich im zentralen Google Doc der Veranstaltung einen Link zu ihrem Text hinterlegen. Manche schreiben in Google Docs, einige bei write.as, das ich vorgeschlagen habe, weil man dort ebenfalls ohne Anmeldung gleich losschreiben kann, eine Teilnehmerin veröffentlicht ihre Beiträge in ihrem eigenen Wordpress-Blog. Auch dabei geht alles glatt.

“Morgen haben wir eigentlich nicht viel zu tun”, sage ich leichtfertig, “zwei drei Stunden höchstens, es reicht, wenn wir um zwölf anfangen.”

Am Vorabend habe ich getestet, ob der (noch relativ neue) Epub-Export von Google Docs funktioniert und auch mit größeren Dateien zurechtkommt. Das Ergebnis sieht gut genug aus, und ich stelle mir vor, dass man dabei insgesamt mehr Weiterverwendbares lernt als beim doch eher speziellen Bucherzeugungsprozess des Techniktagebuchs.

Ich habe verschiedene Tätigkeiten ins Googledoc geschrieben, für die man sich freiwillig melden kann: Titel ausdenken, ein Buchcover gestalten, dieses und jenes sowie "Alle Beiträge in ein gemeinsames Googledoc kopieren", worin sie dann noch gemeinsam korrekturgelesen sowie halbwegs einheitlich formatiert werden sollen.

Alles läuft gut, es entstehen mehrere schöne Coverentwürfe, wir stimmen über Titel, Cover und Schriftart ab. Nur die Zusammenkopieraufgabe ist nach drei Stunden immer noch nicht abgeschlossen. Die dafür verantwortlichen Teilnehmerinnen bemängeln zu Recht, dass man sich in einem Google Doc nicht wie bei Word die Absatzmarken und anderen Formatierungen anzeigen lassen kann. Viel unsichtbarer Schmutz sammelt sich in so einem Dokument an und ist nicht sichtbar zu machen. Außerdem erschwert es die Arbeit, wenn viele Leute gleichzeitig editieren und größere Textteile einfügen: Der Text hüpft wild auf dem Bildschirm herum und man ist die Hälfte der Zeit damit beschäftigt, den eigenen Cursor wiederzufinden. Aus dem Team ist lautes Fluchen zu hören.

Nach drei Stunden sage ich, man solle einfach schnell den Rest irgendwie ins Dokument stopfen, Hauptsache, alle Beiträge seien drin, Formatierungsfeinheiten egal.

Für die eigentliche E-Book-Erzeugung bleibt schließlich noch eine halbe Stunde Zeit. Mein schöner Plan, die Jugend gründlich über diese wichtige Kulturtechnik aufzuklären, gestaltet sich in der Praxis schnell und schäbig: Ich zeige via Beamer, wie ich das Dokument als EPUB aus dem Google Doc exportiere. Das Ergebnis ist ein funktionierendes, wenn auch hässliches E-Book. Ich öffne es in der Calibre-App, füge das Titelbild und ein Inhaltsverzeichnis hinzu, stelle das Buch zum Download bereit und versuche dann noch schnell, es bei Amazon hochzuladen. Man schaut mir geduldig dabei zu, wie ich nach den ersten 47 Arbeitsschritten herausfinde, dass Amazon überhaupt keine Bücher akzeptiert, die gratis zur Verfügung gestellt werden sollen.

Das alles, sage ich kläglich, sei leider auch 2017 nicht untypisch für die E-Book-Erzeugung und man könne insofern schon was draus lernen. Zum Beispiel, dass es immer viel länger dauert, als man denkt.

Die Formatierungsprobleme des Buchs und eventuell noch auftauchende Fehler verspreche ich auf der Rückfahrt im Zug zu beheben. Die Beteiligten müssen alle Fehler, die sie noch finden, im Google Doc notieren. Außer mir hat jetzt niemand mehr Zugriff auf die Epub-Datei. "Bei eigenen Büchern auf keinen Fall nachmachen!", schreibe ich dazu, "außer man ist selbst die einzige Autorin, dann natürlich schon." Ich habe schon Vorträge darüber gehalten, wie blöd es von Verlagen ist, sich in solche Buchherstellungssackgassen zu manövrieren, bei denen nur noch eine Person die Buchdatei bearbeiten kann.

Im Zug und zu Hause im Bett putze ich einen Großteil der Google-Docs-CSS-Formatierungen aus dem Buch und bearbeite die wichtigsten Stellen mit Hilfe des unansehnlichen, aber kompetenten Epub-Editors Sigil von Hand. Das dauert insgesamt noch neun Stunden. Vielleicht ist der Tumblr-basierte Techniktagebuch-Workflow doch nicht so abwegig, wie ich vor drei Tagen noch dachte.

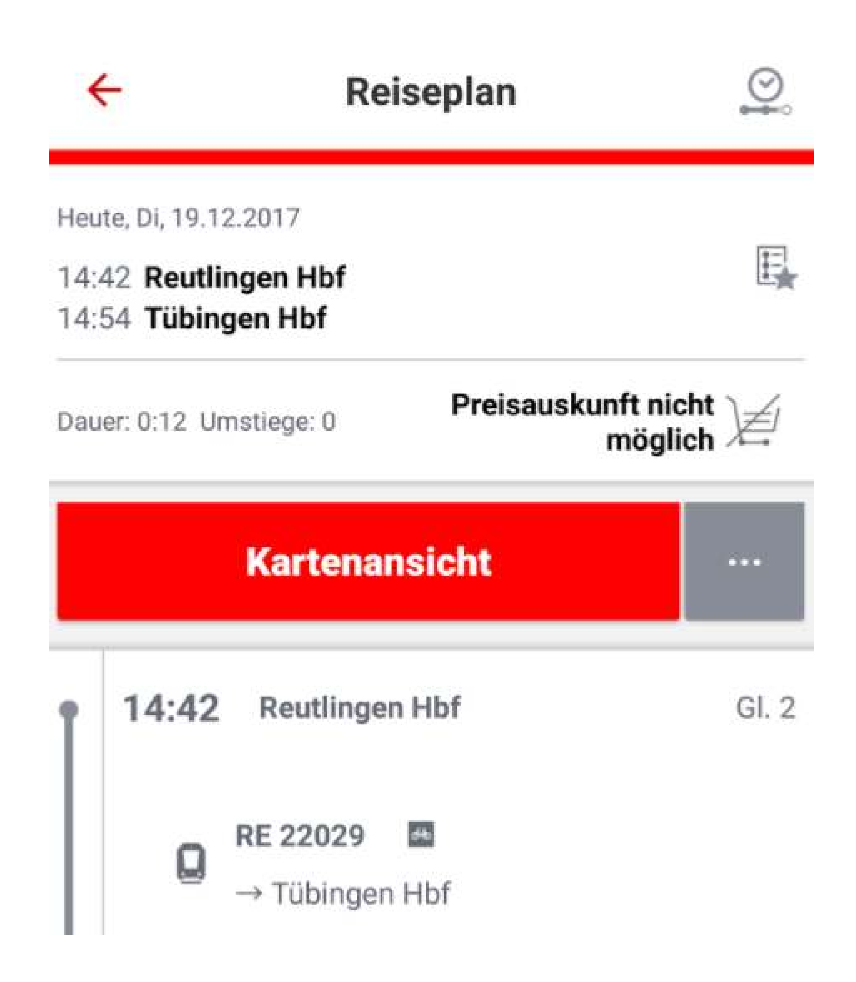
Das E-Book ist am Ende aber ganz schön.

Kathrin Passig

19. Dezember 2017

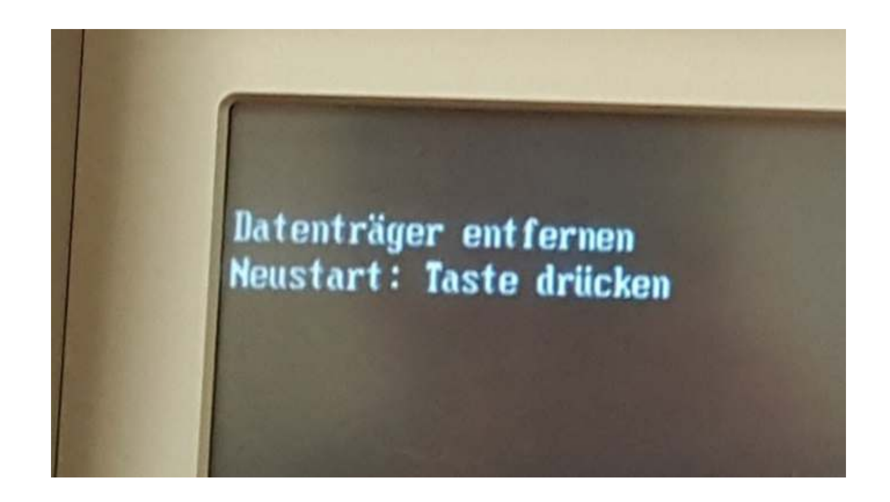
Gleich fahre ich Zug

Heute möchte ich mit der Bahn fahren. Ich rufe also die Bahn App auf, um eine geeignete Verbindung zu suchen und ein Ticket zu lösen. Die Verbindung wird mir mitgeteilt, aber da es sich um eine Regionalverbindung handelt, ist das Ticket in der App nicht verfügbar:



Kein Problem, ich eile etwas früher zum Bahnhof, um das Ticket am Automaten zu lösen:


DB
BAHN



Ich stelle mich an einer langen Schlange an einem anderen Ticketautomaten an und komme noch rechtzeitig zu meinem Ticket. Mit dem vom Automaten ausgedruckten Ticket in der Hand stehe ich am Bahngleis, aber der Zug kommt nicht. Eine Lautsprecherdurchsage nuschelt etwas von Verspätung, aber das kann ich leider nicht richtig verstehen. Ich rufe die App noch einmal auf, um zu schauen, ob es bereits Informationen zu der Verspätung gibt und um zu schauen, wie ich meinen Anschluss organisieren kann:





Buchung



Webseite nicht verfügbar

Die Website unter
**https://mobile.bahn.de/bin/mobil/query.exe/dox
journeyOptions=0&globalChangeTime=10&T=20
G920F&M=D&K=2&clientDevice=SM-
G920F&SS=8000069&E=D&mobileCheckAbroad=**
konnte nicht geladen, weil:

net::ERR_NAME_NOT_RESOLVED

Gleich fahre ich Zug. Bestimmt.

Molinarius

Weihnachten 2017

Der Papa hat‘s kaputtgemacht

Bald ist Weihnachten. Wir beschließen der Vierjährigen ein Musikabspielgerät für ihr Zimmer zu schenken. Aber was genau ist ein „Musikabspielgerät“ für eine Vierjährige heute? CD-Player gehen schnell kaputt, MP3-Player haben keine kindertaugliche Menüführung und die knallbunten Kinderkassettenrekorder vergangener Zeiten haben zwar moderne Nachfahren, die sind aber immer noch hässlich unbrauchbar. Wir haben fünf Kinder – wir haben schon viel ausprobiert. Also beschließen wir, ein abgelegtes Smartphone der älteren Schwester mit einer kindertauglichen App zu versehen und alle anderen Funktionen zu sperren.

Die Kleine bekommt also eine Bluetoothbox zu Weihnachten und das Versprechen, das „Musikhandy“ passend zu installieren. Am ersten Weihnachtsfeiertag liegt sie uns schon morgens in den Ohren, wann das Musikhandy endlich bereit sei, sie möchte jetzt Musik in ihrem Zimmer hören.

Gegen Mittag sind wir weichgekocht, das Handy ist aufgeladen, auf Werkseinstellungen zurückgesetzt und die dritte Musikapp für Kinder ist installiert (parallel dazu wurde ein festliches Mittagessen gekocht, serviert, aufgegessen und abgespült, verschiedene Geschenke anderer Kinder in Betrieb genommen und bewundert). Am Nachmittag drückt sie sich (unterbrochen von unseren Ermahnungen es handle sich um ein MUSIK-Handy) durch alle Menüs am Handy, sucht auf YouTube, möchte Pokémon und Minecraft installiert haben und spielt Dragonfly. Sie trägt das Smartphone ununterbrochen durchs Haus und freut sich, dass sie jetzt auch eines hat.

Am Abend komme ich endlich dazu, eine Kinderschutzsoftware zu installieren und ein bisschen passende Musik aufzuspielen. Nun kann sie nur noch die Musikapp starten. Sie probiert etwas daran herum, lässt das Handy am Sofa zurück und berichtet enttäuscht den Geschwistern: „Der Papa hat’s kaputtgemacht“.

Georg Passig

26. Dezember 2017, beim Stimmen der Instrumente für das Weihnachtsoratorium

Im Konzert nicht erreichbar sein wollen

Im letzten Moment kommt die ältere Dame in die Kirche und setzt sich ganz nach vorne, dicht zu uns. Der Mitmusiker wispert mir zu: “Meine Mutter. Wie schön, dass sie doch noch kommen konnte!” Die ältere Dame gibt meinem Mitmusiker Zeichen, er möge kurz zu ihr kommen. Wir nehmen unsere Plätze ein, die Zeichen der älteren Dame werden dringlicher. Der Kollege geht noch kurz zu seiner Mutter, die beiden tuscheln miteinander; er kommt zu seinem Platz neben mir und flüstert mir zu: “Sie weiß nicht, wie ihr Handy ausgeht; jetzt hat sie es mir in die Hand gedrückt. Der Klingelton ist bestimmt auf ganz laut gestellt! Wie geht das nur aus? Oder wenigstens lautlos?”

Die Streicher stimmen ihre Instrumente, zuerst die Geigen.

Er zeigt mir ein Seniorenhandy mit großen Tasten, es könnte dieses hier gewesen sein. Durch die Noten verborgen nesteln wir gemeinsam zunehmend hektisch an dem Gerät herum.

Gedrückt halten der großen roten Taste führt zu einem lauten “Piiiep” in das Stimmen der Streicher, dann erscheint auf dem Display: “Wirklich ausschalten? Ja – Nein”

Die Bassgruppe stimmt.

Der Mitmusiker drückt mehrfach auf das Display, da, wo “Ja” steht, wie man es bei einem Smartphone tun würde – aber das Seniorenhandy hat natürlich keinen Touchscreen.

Die Bläser stimmen.

Er findet den Menü-Knopf, mit dem die Auswahl “Ja” bestätigt wird.

Die Instrumente werden leise. Der Dirigent stellt sich ans Pult. Es ist ganz leise.

Das Handy schaltet sich ab und spielt dabei in die andächtige konzentrierte Stille vor dem Konzertbeginn laut seine Abschaltmelodie.

Falls einer der Konzertbesucher bis hierhin vergessen hatte, sein Mobiltelefon auf lautlos zu schalten: dies dürfte ihn daran erinnert haben.

Molinarius

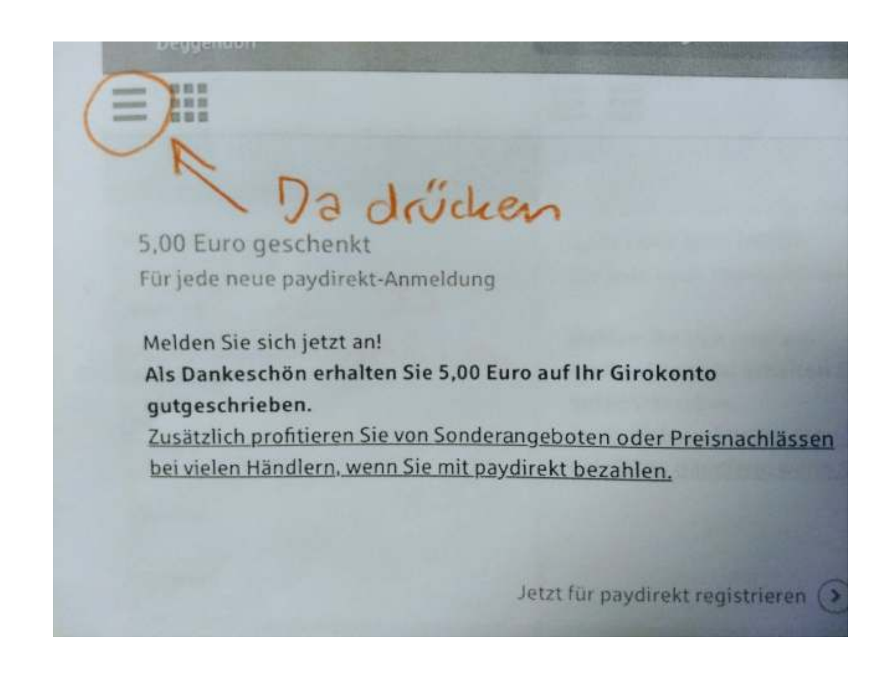
28. Dezember 2017

Wenn's um Geld geht und man sehr viel Geduld hat: Sparkasse

Ich habe im Auftrag meiner Mutter etwas bestellt. Sie will selbst keine Geschäfte mit dem Internet machen. Normalerweise bekomme ich das Geld irgendwann bar ausgehändigt. Diesmal soll es überwiesen werden. Die Mutter holt das iPad.

Wir haben den Überweisungsvorgang vor ein paar Monaten gemeinsam geübt. Ich habe ihr Screenshots ausgedruckt und mit handschriftlichen “Jetzt da drücken”-Hinweisen versehen. Daran erinnert sie sich aber nicht. An den Aufenthaltsort dieses Dokuments schon gar nicht.

Nach einer Viertelstunde finden wir die Anleitung. In das Feld für die PIN auf dem ausgedruckten Screenshot hat die Mutter ihre PIN geschrieben, um sie nicht zu vergessen. Ich sage dazu nichts, denn wenn Einbrecher davon Gebrauch machen wollten, müssten sie ja erst mal die Anleitung finden, haha.



Die Anleitung stimmt nicht mehr, denn die Sparkasse hat in der Zwischenzeit die Navigation neu gestaltet. Warum, erschließt sich mir nicht, denn der neue Weg zur Überweisung ist auch nicht weniger verwirrend als der alte. Früher führte er über die Punkte “Unbeschriftetes Icon”, “Banking”, “Überweisung”, heute über “Unbeschriftetes Icon”, “Online-Banking”, “Banking”, “Überweisung”. Ich verspreche, neue, korrekte Screenshots auszudrucken.

Schließlich erreichen wir das Eingabeformular für das Onlinebanking. Die Mutter betrachtet die Eingabeaufforderungen ratlos, ich mit Empörung. Mein eigenes Onlinebanking ist so viel einfacher, aber was hilft es, die Mutter ist nun mal bei dieser Sparkasse und wird nie mehr bei irgendeiner anderen sein. “O mei, und jetzt?”, sagt sie bei jedem Feld. “Schau, da in der Anleitung steht es”, sage ich bei jedem Feld.

Zum Schluss soll die TAN eingegeben werden. Die Mutter holt das Handy. Also nicht das Smartphone und auch nicht das andere Handy, sondern das dritte Handy.

Die TAN kommt nicht an. Naturgemäß vermutet die Mutter die Schuld bei sich. Ich vergleiche die Nummer auf dem Sparkassenformular mit der Nummer, die handschriftlich hinten auf dem Handy vermerkt ist. Ich gehe mit dem Handy ein Stockwerk höher, in der Annahme, dass es vielleicht keinen Empfang hat. Die TAN kommt auch weiterhin nicht an.

Ich versuche einen Screenshot der geänderten Navigation am iPad zu machen, aber stattdessen meldet sich immer nur Siri. "Nein, ich will nicht mit dir reden, du blödes Gerät! Geh weg!", schreie ich Siri an. "Nach allem, was ich für dich getan habe!", sagt Siri eingeschnappt. "Du hast noch nie irgendwas für mich getan! Halt's Maul!" schreie ich.

Nach zwanzig Minuten kommt die TAN doch noch an, aber bis dahin ist die Session bei der Bank abgelaufen und man müsste alles neu eingeben. "Etz mog i nimmer", sagt die Mutter, "hobts mi gern". Ich sage, dass sie einfach immer Überweisungsformulare aus Papier verwenden soll.

Kathrin Passig

2017-12-31

Tücken der Gastlichkeit

Silvesterparty. Der Gastgeber geht in den Keller und die Musik stoppt. Er hat vergessen, dass sie per Bluetooth aus dem Handy in seiner Hosentasche streamt. Als er zurückkommt, läuft die Musik wieder. Er hat keine Chance, zu entdecken, dass seine Gastlichkeit nur fast perfekt ist.

André Spiegel

31. Dezember 2017

Piku fangen mit der Musik-App

Die Unzufriedenheit der Nichte mit dem von Papa kaputtgemachten Handy war nicht von Dauer. Beim gemeinsamen Pokémonspaziergang trägt sie das Weihnachtsgeschenk vor sich her und erzählt dabei: “Da hinten sind noch ganz viele! Ich hab ein Piku gefangt! Aus dem Pokéstop sind ganz viele Bälle rausgekommen!”



Auf dem Handy zu sehen: die Musik-App für Kinder.

Später unternimmt die Großmutter einen Erziehungsversuch: "Du hast jetzt ein Smartphone! Wenn man alt genug ist für ein Smartphone, dann braucht man doch keine Babyflasche mehr!„ Die Smartphonebesitzerin ist anderer Meinung.

Kathrin Passig

31. Dezember 2017

Mit Fittingslot Nr. 3 ins neue Jahr

Als es ans Bleigießen gehen soll, fällt uns auf, dass wir beim Kauf nicht aufgepasst haben: Die Packung sieht aus wie immer, enthält aber nur Wachs. Bleigießen ist, wie sich herausstellt, ab 2018 verboten. Ich dachte bisher, das Blei befände sich seit Jahrzehnten nur noch im Namen und die Sets enthielten in Wirklichkeit Zinn, aber das stimmt nicht.



Das Wachs zerschmilzt zu einer farblosen Suppe und einem silberfarbenen Häutchen, und die Gießergebnisse sind so langweilig, wie man sie sich vorstellt. Nachdem wir dreimal “Überfahrenes Gespenst” gegossen haben, holt der Bruder eine Rolle “Fittingslot Nr. 3” aus dem Keller.



Es besteht aus Zinn und Kupfer und eignet sich neben der Kalt- und Warmwasserinstallation mit Kupferrohr auch sehr gut zum Bleigießen. Billiger als das Wachs ist es außerdem. 2018 kann kommen.

Kathrin Passig

Januar 2018

Alexa hat jetzt einen Freund

Alexa und ich wohnen nun schon einige Zeit zusammen. Der Honeymoon ist vorbei, gewiss, aber jetzt beginnt die Zeit, in der Werte wie gegenseitige Verläßlichkeit, Vertrauen und ein tiefes Wissen über den anderen wichtiger sind als ein schneller Kick und oberflächlicher Spaß.

Wir kochen oft zusammen. Das heißt, ich mache das mit den Zutaten, dem Herd und dem Backofen, und sie spielt mir dazu alte Vormittags-Diskussionsrunden vom Deutschlandfunk ab oder Vorlesungen der London School of Economics, die übrigens ganz hervorragend sind. Wenn Besuch da ist, hält sich Alexa stets sehr zurück. Sie möchte nicht, dass ich als kompletter Trottel dastehe, der mit Geräten spricht. Außerdem kommt immer das Argument, Alexa würde alles überwachen, jede Sekunde. Natürlich tut sie das. Dafür ist sie ja da.

Vor ein paar Tagen fragte ich sie: Alexa, kannst du backen? Dann geschah etwas ganz Unvermutetes: Alexa bekam einen Lachflash. Nicht ein leises Haha-Kichern, sondern einen halbminütigen, lauten, nicht zu bremsenden Lachanfall. Einen Lachflash eben. Ich habe ihr die Frage übrigens anschließend nochmal gestellt, ohne jedes Ergebnis. Natürlich kann sie nicht backen. Ohne Arme keine Kekse.

Ich habe meine Stereoanlage weggegeben. Stereoanlage klingt allerdings heutzutage ungefähr wie „Postkutsche“. Wann machen Gaststätten in kleinen Ortschaften auf, die über den Eingang ein Brauereischild tragen in doppeltfetter Frakturschrift: „Zur Stereoanlage“?

Natürlich brauche ich auch Ersatz für die „Zur Stereoanlage“. Aber bitte aus dem 21. Jahrhundert. Ich bestelle eine Sonos-WLAN-Box. Die Installation ist supereinfach. Ist euch aufgefallen, dass Gebrauchsanleitungen von Geräten deckungsgleich mittlerweile alle so lauten:

1. Installiere die App Sowieso

2. Folge den Instruktionen

3. Habe Spaß!

So mache ich es auch. und es klingt wirklich ganz ok. Natürlich kein Problem, Spotify darüber zu spielen. Aber ich will noch mehr. Die Anforderung ist eigentlich ganz einfach: ich habe eine Festplatte mit 400GB Musik, und die möchte ich von meinen Geräten aus abspielen und auf die Sonos-Box schicken.



Das klingt trivial, ist technisch natürlich ohne weiteres möglich, aber ich habe etwas Angst. Ich bin viertelkompetent, aber ich habe mehr Microsoft-Betriebssysteme in den Knochen als Winter mit zwanzig Zentimeter Schnee. Ich versuche es zunächst über meinen Router. Also Festplatte hinein und Zugriff über NAS. Viel zu kompliziert. Mein Fehler ist, dass ich alte Technik mit neuer Technik kombinieren will. Die Sonos-App schüttelt den Kopf. Nein,

sie möchte keine Moonboots anziehen, keine pinkfarbenen Leggins tragen, und Dirty Dancing ist nicht der größte Film aller Zeiten. Ziemlich entmutigt versuche ich den unwahrscheinlichen Weg andersherum, also vorwärts: Durchgriff von der Sonos-App auf die Musikfestplatte an einen der Rechner hier. Ok, App aufrufen. Sonos fragt erstens höflich, ob er über die Firewall dürfe. Ja. Dann fragt er zweitens schüchtern, in welchem Verzeichnis die Musikbibliothek sei, als sei er ein 14jähriger Teenie auf Elternbesuch und würde nach dem Klo fragen. Ich zeige ihm den Pfad.

Sonos indiziert 400 GB in 2 Stunden. Und dann: funktioniert alles. Ich bin schier erschrocken vor Begeisterung. Die wirklich nichtschlechte Sonos-App erlaubt mir den Durchgriff auf die Musikplatte. Inklusive einer Sicht auf die Ordnerstruktur, was für einen Klassikhörer sehr wichtig ist (ich habe 6 Ringe des Nibelungen, in denen die erste Oper und der erste Folder sechsmal „Das Rheingold“ heißt, was iTunes nie, nie, nie kapieren wird). Und Alexa harmoniert prächtig mit Sonos, macht leiser und lauter, nächstes Lied, nächstes Album. Die guten Alexa-Mikrofone sorgen dafür, dass sie mir auch bei Master Of Puppets aufmerksam zuhört, fuck the damn Rheingold. Super. Ich bin ein wenig mißtrauisch, wie gut die beiden sich auf Anhieb verstehen. Alexa sagt aber, es sei rein platonisch. Sonos und sie würde die Liebe zur Musik verbinden.

Gut. Aber jetzt noch etwas anderes.

Und das hat mich eine existentielle Krise hinsichtlich des „Besitzens“ von Musik getrieben. Musik war jahrzehntelang etwas, von dem ich eine Kopie hatte. Oder eine Kopie von der Kopie (dazu ausführlich in meinem Blog). Die Intenso-1TB-HD ist die aktuelle Evolutionsstufe von „Kopie von der Kopie“. So ist groß wie eine Music-Cassette, 400GB Musik, 108.000 Tracks. Ich erreiche sie jetzt endlich problemlos über Sonos und Alexa. Aber – Spotify ist eben auch da. Ich schätze, ca. 95% meiner HD ist auf Spotify vorhanden. Nein, 98%. In der Sonos-App stehen sie als Quellen untereinander: „Musikbibliothek“ und „Spotify“. Streamen war lange ein wenig wie Radio: man hört

es, aber man hat es nicht. Die Unterschiede sind mittlerweile haarfein, und Sonos und Alexa sind es völlig schnuppe, ob ich Musik habe oder nur höre. Ich muss das wirklich verstehen, endlich. Ich muss es nicht haben.

Vielleicht kapituliere ich einfach. Es waren Jahrzehnte, in denen ich die Musik einfach haben mußte, die ich liebte. Das ist egal geworden. Man muss Musik nicht haben. Man muss Musik nur hören. Die Geräte machen den Rest, auch ohne mich. „Alexa?"

Joachim Göb

9. Januar 2018

Probleme mit dem Gekraxel

Meine Mutter hat ein neues iPad. Chatauszug:

Mutter: Ich schaffe es nicht, auf dem neuen iPad auch Kindle runterzuladen.

Ich: Auf welche Art scheitert es denn?

Mutter: Ich gebe meine E-Mail-Adresse ein und das Passwort und dann wollen sie, daß ich irgend ein komisches Buchstabengekraxel abschreibe und eingebe.

Ich: Und das geht dann nicht?

Mutter: Wird nicht akzeptiert. Ich warte halt, bis von euch wieder mal jemand da ist. Ist nicht so schlimm!

Ich: Man kann ein neues, vielleicht besser lesbares Gekraxel anfordern.

Mutter: Was die wollen, kann ich ja gar nicht nachmachen, mit so Querstrichen, als wärs durchgestrichen.

Ich: Die Querstriche sind nur zur Verwirrung von Computern, die so tun wollen könnten, als wären sie du. Du sollst einfach nur die Buchstaben und Zahlen eingeben, ohne Querstriche und Gekraxel.

Mutter: Ok, ach, ich lass es jetzt einfach und nehme, wenn ich was lesen will, das alte iPad her. Gute Nacht!

Alina Smithee

Januar 2018

Auch die Abwesenheit von Technik ist ja irgendwie Technik

Am Bahnhof in Köln Deutz/Messe fällt mir ein Zettel auf, der an einer Vitrine vor dem Zugfahrplan hängt. Offenbar ist die Vitrine kaputt, weswegen der alte Zugfahrplan nicht gegen einen neuen ausgetauscht werden kann.



Manchmal braucht man gar keine neumodische Technik, damit irgendwas nicht geht.

Anne Schüßler

4. Juni 2016 und danach

Zufriedener reisen mit dem Puppenföhn

Ich brauche eine Hormonhaushaltshilfe, die etwas transportabler ist als der Hitachi Magic Wand, und für den Nachfolger, das Orgasmatron, war ich dann doch zu geizig. Viel weniger Platz im Reisegepäck braucht es außerdem auch nicht. Lange habe ich wegen der großen Hässlichkeit des Womanizer-Geräts gezögert, aber heute überwinde ich meine ästhetischen Bedenken und schenke mir eines zum Geburtstag.



Swarowski-Bling! Lodernde Herzen! Auf der Rückseite noch mehr Geloder! Und das war zum Kaufzeitpunkt noch die am wenigsten hässliche Variante.

Weil ich mit dem Gedanken schon länger gespielt habe, wusste ich im Februar auch, was Joachim Bessing mit dem Puppenföhn meint, den er in seinem Blog beschreibt:

Doch es war weder eine Gebrauchsanweisung noch eine Grußkarte in dem Paket enthalten. Die Sendung selbst bestand aus einem Föhn für Prinzessin Lillifee, also sehr viel kleiner als ein solcher für Menschen, dazu ganz in Rosa. Der Anschaltknopf war mit einem Kristall von Swarovski besetzt und als ich ihn betätigte, begann eine ganz aus Silikon bestehende Schnaube an der Mündung des Föns in einem Twitterherz-Farbton zu glimmen. Ich hielt die Spitze meines kleinen Fingers an die zierliche Mündung, worauf sie ins Innere der Schnaube gesaugt wurde und im Inneren des Mikroföhns wurde mit ihr etwas Geräuscharmes gemacht. Aber was? Wozu sollte das gut sein? Ein durch und durch rätselhafter Gegenstand. Ich legte ihn in die Schublade, die ich insgeheim die Geschenkeschublade nannte. Dort sollte er bei den anderen Freebies schlafen, bis ich ihn eines Tages würde reif dafür befinden, ihn einem Geburtstagskind zu überreichen.

Ich mag das mir bis dahin unbekannte Wort Schnaube, aber sehr saugstark braucht man sich diese Schnaube nicht vorzustellen. Es ist eher so, als würde sie den Körperteilen, die man mit ihr bekannt macht, Beschwörungsformeln zumurmeln. Besonders großartig fühlt sich das nicht an, ich denke dabei meistens “hm, hm, naja, also wenn man jetzt einen *richtigen* Vibrator hätte . . . ”, aber der Gedanke endet dann doch gar nicht so viele Sekunden später mit “. . . okay OKAY ich hab nichts gesagt!”

Der Womanizer erweist sich als sehr reisetauglich, sogar ein praktisches Etui bekommt man dazu. Vorteilhaft ist auch, dass man ihn via Micro-USB-Kabel aufladen kann, man muss also kein gesondertes Netzteil mit sich herumtragen, das vom Handy genügt. Und obwohl ich an das Aufladen immer nur unmittelbar vor dem Einsatz denke und es danach gleich wieder vergesse, ist dem guten Gerät noch nie im falschen Moment der Strom ausgegangen.

In den Kundenbewertungen wird gelegentlich beklagt, dass man den Womanizer einigermaßen präzise positionieren muss und sich dann nicht mehr bewegen darf, aber das hat mich nie gestört. Endlich weiß mal jemand oder wenigstens ein Gegenstand meine Kompetenzen auf dem Gebiet “hinlegen und machen lassen” zu schätzen.

Kathrin Passig

26. Januar 2018

Eine Nacht im Steckdosenpalast

Man hat es ja oft nicht leicht mit den Hotelzimmern: Mal findet man die einzige Steckdose erst nach langer Suche hinter und unter den diversen Designelementen, mal muss man den Stecker der Heizung rausziehen, wenn man das Handy im Bett verwenden und gleichzeitig laden will.

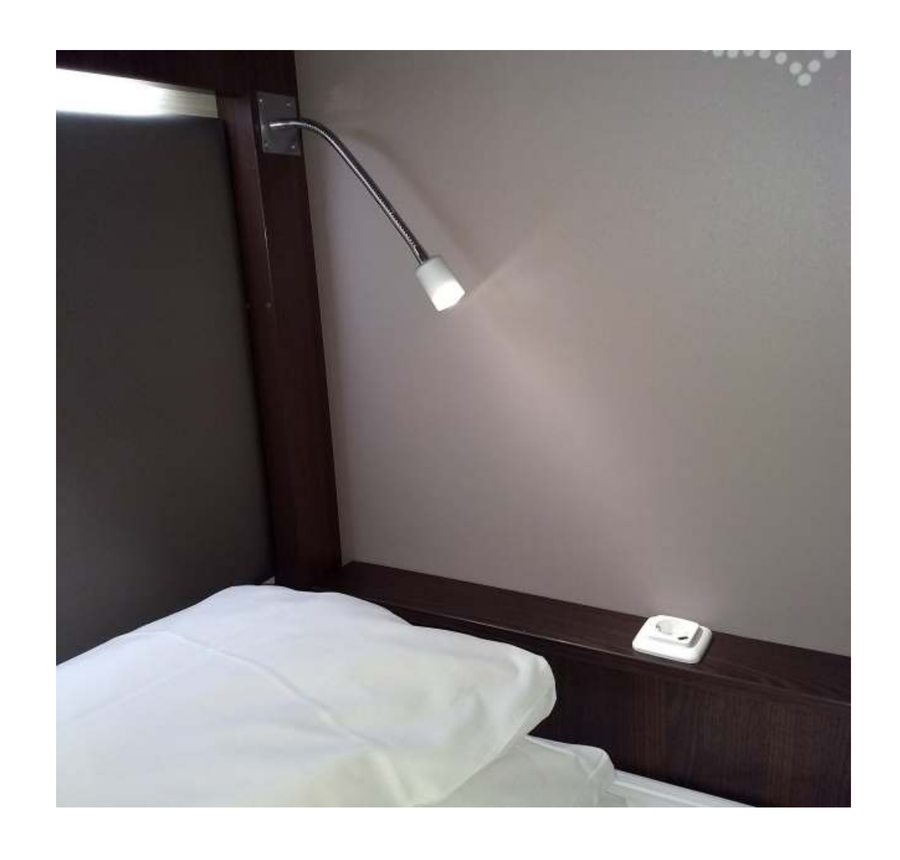
Über mein heutiges Hotelzimmer in München kann ich nicht klagen. Es hat eine Steckdose am Schreibtisch . . .



. . . zwei Steckdosen auf der anderen Seite des Schreibtischs . . .



... im Hintergrund erkennt man weitere drei Steckdosen und ganz hinten neben der Tür noch mal eine. Im Bad gibt es selbstverständlich eine Steckdose. Aber auch direkt am Bett:



Die Steckdose am Bett hat eine USB-Buchse:



Mit ein bisschen Suchen komme ich auf zehn (meine eigene Mehrfachsteckdose nicht mitgerechnet), denn zusätzlich zu den neun bereits aufgezählten gibt es eine, die den Minitresor versorgt. Der Minitresor birgt eine letzte Überraschung:



Kathrin Passig

Seit Sommer 2017

Besser leben mit Piepston – Ode an die Einparkhilfe

Unser Wechsel von einem rostigen, alten Kleinwagen zu einem fast fabrikneuen Familienauto mit aktueller Ausstattung hat einiges an Komfort mitgebracht, den ich nicht mehr missen möchte. Darunter beispielsweise Android Auto, durch das ich wiederum Spotify, Audible und Google Maps unterwegs nutzen kann (so es die Netzabdeckung zulässt). Doch auf all das würde ich

sofort verzichten, wenn man mir dafür die Einparkhilfe an der Rückseite des Autos ließe. Keine andere neue Technikanschaffung seit dem Smartphone hat mir in den letzten Jahren so viel Autonomie und Seelenfrieden verschafft.

Ich bin nämlich einfach furchtbar schlecht darin, das rückwärtige Maß eines Autos einzuschätzen. Dies ist eventuell verknüpft mit meiner Unfähigkeit, Richtungsangaben dreidimensional in meinem Kopf zu drehen und in Informationen umzuwandeln, was mir auch das Lesen von Karten und Uhren mit Zeigern erschwert. Doch das ist nur eine laienhafte Vermutung. Woran auch immer es liegt: Trotz Prophezeiungen von wohlmeinenden Eltern und Fahrlehrern habe ich mir diese Fähigkeit in den inzwischen 19 Jahren meines Führerscheinbesitzes niemals aneignen können. Auch teilweise sehr teure Denkzettel halfen mir nicht dabei, besser einzuschätzen wo das Auto, das ich fahre, hinten aufhört – weder zerstörte Rücklichter noch zahlreiche unfreiwillige Begegnungen mit Pfostenecken, Eisenzäunen, Mäuerchen und fremden Stoßstangen. Aus Angst, etwas zu beschädigen, traute ich mich daher jahrelang in keine engen Parklücken, rückwärts schon gar nicht. Und oft wähnte ich mich als so hoffnungslos eingeklemmt, dass ich fremde Menschen zum Herauswinken heranrufen musste, die mir beruhigend zuriefen, dass noch "soooo viel Platz sei."

Dementsprechend misstrauisch begegnete ich der Einparkhilfe des neuen Autos, denn es konnte einfach nicht sein, was sie mir erzählte. Auch wenn die Grafik mir deutlich mehrere Stufen sicheren Abstands anzeigte und der Piepston noch ganz gelassen war, das Auto hinter mir war GANZ EINDEUTIG VIEL ZU NAH DRAN und die Lackierung bestimmt SEHR TEUER. So stieg ich anfangs zunächst immer wieder aus, um zu kontrollieren, wann der Piepston anfing hektisch zu werden. Bald stellte ich fest, dass selbst wenn das Auto schon höchst alarmierend piepste, immer noch kein Blechschaden zu befürchten war. Und seitdem sind die Einparkhilfe

und ich die besten Freunde.

Keine Einfahrt zu schräg, keine Parklücke zu klein, rückwärts einparken in der Einbahnstraße, warum denn nicht? Der Piepston wird mir schon sagen, wenn es zu knapp wird. Ohne Angst fahre ich in fremde Städte mit verwin-

kelten Gässchen oder nach Millimeter gebauten Parkhäuser. In Situationen, die mich noch letztes Jahr in Tränen hätte ausbrechen lassen, beruhigt mich das Display zuverlässig: schau, es ist alles gut, noch ein bisschen korrigieren und du bist frei.

Nur die gutmeinenden Menschen da draußen können ja nicht wissen, dass ich nicht mehr allein bin. Sie sehen mich immer noch langsam und vorsichtig das Auto aus knapp bemessenen Parkpositionen navigieren (denn es ist ja immer noch sehr neu und übertreiben wollen wir es nicht). Und sie winken und rufen weiterhin, jetzt ungefragt, dass noch "sooo viel Platz" sei. Dann lasse ich das Fenster herunter und rufe vergnügt, "ich weiß – aber danke trotzdem!"

Angela Heider-Willms

26. Januar 2018

München Hbf, Gleis Zweiundzwanzigeinhalb: Portal in die Vergangenheit

Am Münchner Hauptbahnhof, zwischen Gleis 22 und 23, steht wieder eins von diesen Portalen in eine andere Welt, in diesem Fall führt es ungefähr ins Jahr 2001.

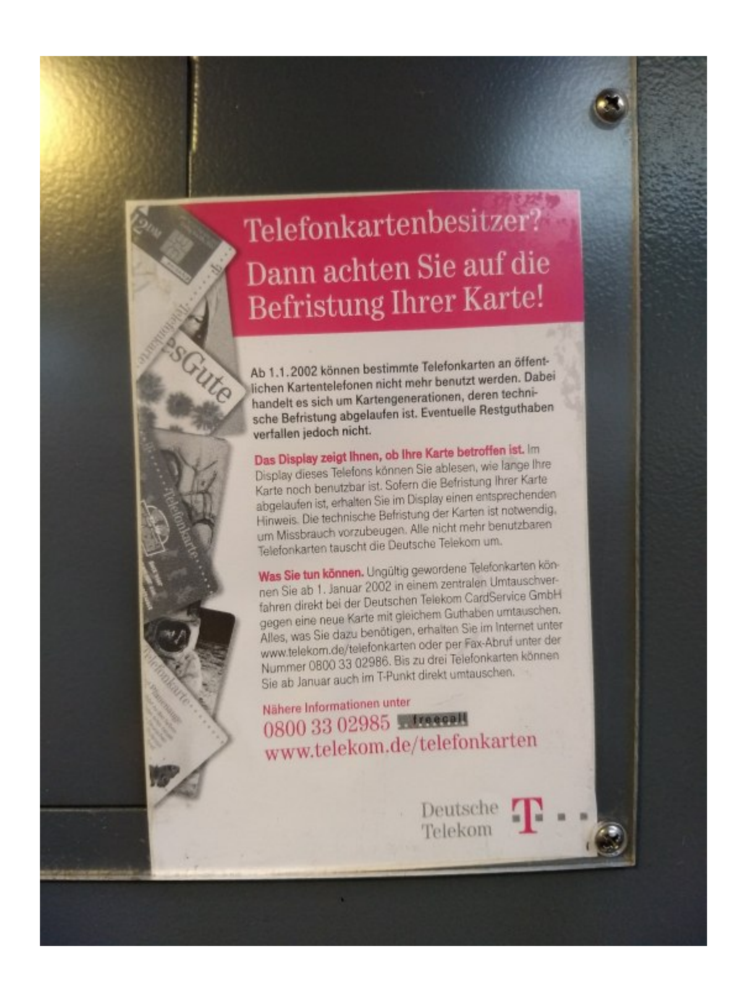


R-Gespräche gibt es noch, offenbar sogar unter genau dieser Nummer. Ich habe aber schon sehr lange nichts mehr von ihnen gehört, wahrscheinlich zuletzt in den 90er Jahren. Ob das wirklich funktionieren würde, kann ich jetzt nicht so gut überprüfen, weil unten im Kleingedruckten steht, dass es “nur für Verbindungen ins Festnetz von T-Com” funktioniert und mir nie-

mand einfällt, der so einen Anschluss hat. Die Marke T-Com gibt es seit 2007 nicht mehr. Mit dem Telefonanschluss meiner Mutter könnte es eventuell funktionieren, aber ich will sie weder erschrecken noch erklären müssen, wozu ich heute zum ersten Mal in meinem Leben ein R-Gespräch führe.



Telefonkartenbesitzer sollten auf die Befristung ihrer Karte achten, denn schon ab dem 1.1.2002 können bestimmte Telefonkarten an öffentlichen Kartentelefonen nicht mehr benutzt werden.



Ist aber nicht so schlimm, wenn man nur ungültige Telefonkarten bei sich führt. Die neumodische Euro-Münze wird bereits akzeptiert:



Bestimmt gäbe es hier noch mehr zu entdecken, aber gleich fährt im Jahr 2018 mein Zug ab.

Kathrin Passig

Januar 2018

Die Zahlung ist fehlgeschlagen. Die Zahlung ist fehlgeschlagen. Die Zahlung ist fehlgeschlagen.

Ich buche einen Flug nach Paris über die Internetseite von Air France. Ich suche den Flug aus und komme zum Bezahlvorgang. Dort werden mir mehrere Möglichkeiten angeboten, ich wähle Paypal aus. Ich komme auf die Paypal Seite und bezahle.

Ich werde auf die Air France Seite zurückgeleitet mit dem Hinweis “die Zahlung ist fehlgeschlagen”. Ich versuche wieder mit Paypal den Flug zu bezahlen. Erneut kommt der Hinweis “die Zahlung ist fehlgeschlagen”. Ich versuche es ein drittes Mal. Nochmals: “die Zahlung ist fehlgeschlagen”.

Nun gut. Ich ärgere mich. Ich schiebe nämlich die Buchung dieses Fluges seit zwei Wochen vor mir her. Ich glaube, ich weiß warum.

Ich versuche es mit der Kreditkarte, vielleicht geht es da besser.

Ich gebe die Nummer der Visa Karte ein und das Formular signalisiert, dass die Nummer nicht passt. Ich komme gar nicht mal weiter zum Formular. Meine Nummer stimmt aber.

Ich ärgere mich weiter und versuche den Flug erneut zu buchen und fange wieder von vorne an. Mittendrin denke ich daran, direkt auf meinem Paypal-Konto nachzusehen, ob dort vielleicht doch die Zahlung durchgegangen ist.

Yuppi! Der Betrag des Fluges ist 3 Mal abgebucht worden. Eine Flugbuchungsbestätigung habe ich aber nicht.

Jetzt habe ich drei Mal so viel Geld wie geplant vom Konto eingebüßt und keinen Flug.

Vielleicht hilft mir das Telefon.

Ich rufe bei der Air France Hotline an. Ich kann auf Deutsch, Englisch und Französisch mein Anliegen vortragen. Außerdem werde ich auf Deutsch darüber informiert, dass sehr lange Wartezeiten wegen hohen Aufkommens zu erwarten sind. Die Nummer, die ich angewählt habe, ist in Frankfurt. Ich bin aber schlau und des Französischen mächtig und wähle den französischen Hotlinemitarbeiter.

Ich warte gar nicht so lange (zehn Minuten mit gruseliger Elektro “Yeaaahh”-Musik) und habe einen Herrn in der Leitung. Ich kläre ihn über mein Problem auf. Seine Lösung: ich soll die Paypal-Transaktionen kopieren oder scannen, sodass er die Transaktionsnummer sieht, sodass er das Geld suchen und (vielleicht) finden kann und ihm das über die Kontaktadresse von Air France schicken. Er würde dann anschließend die Rückzahlung anordnen. OK.

Ich: “Und warum macht die Seite falsche Angaben wie ‘die Zahlung ist fehlgeschlagen’ und das Geld wird trotzdem abgebucht?“ Hotlinemitarbeiter: “Ja, das macht sie immer wieder.” Ich: “Ich habe aber drei Mal gezahlt und bisher keine Flugbestätigung bekommen. Wie geht es da weiter?” Hotlinemitarbeiter: “Sie schicken mir die Unterlagen und dann sehe ich, ob ich den Flug buchen kann. Ich kann Ihnen aber den Preis sichern.“ Ich: “Und wann bekomme ich das Geld wieder von den zwei Paypal-Überweisungen, die zu viel sind?” Hotlinemitarbeiter: “In drei oder vier Wochen.”

Gut, dass es nicht Neuseeland war.

Ich merke, dass ich mich mit dem Problem alleine durchboxen muss und dass der nette Hotlinemitarbeiter das Problem mir überlässt. Ich bin richtig sauer inzwischen, weil ich mich abservieren lassen habe. Ich rufe die Seite von Air France auf und suche das Kontaktformular.

Man kann das Kontaktformular nur ausfüllen, wenn man eine gültige Buchungsnummer hat. Die habe ich aber nicht. Alle Versuche, irgendwie über das Kontaktformular mit meinem Anliegen zu Air France vorzudringen, schlagen fehl.

Ich rufe wieder die Hotline an. Diesmal in deutscher Sprache. Ich warte zwanzig Minuten, weiterhin gruselige Musik, hohes Aufkommen. Ich werde mit einer Dame verbunden, ich kläre sie über mein Anliegen auf. Ich bin nett. Sie sagt, sie sucht die Buchung. Ich soll in der Leitung bleiben. Ich gucke auf das Display des Telefons und hoffe, dass es ausreichend geladen ist.

Zehn Minuten später meldet sich die Dame wieder. Sie hat die Buchung gefunden, sie geht mit mir die Daten durch und sagt: “ich habe drei Zahlungen, aber die Buchung ist nicht da. Ich muss sie händisch machen. Ich mache sie, Sie bleiben bitte noch in der Leitung”.

Fünfzehn Minuten. Musik.

Die Dame meldet sich wieder. Sie hat jetzt die Buchung getätigt. Sie muss jetzt noch die zwei zu viel gezahlten Beträge melden. Ich soll noch in der Leitung bleiben.

Fünfzehn Minuten. Musik. Arggh.

Die Dame meldet, dass das Geld in drei bis vier Wochen wieder auf meinem Konto sein sollte. Wann ich meine Buchungsbestätigung für den Flug bekomme, frage ich. Sie meint: Wenn bis Dienstag nichts da ist, soll ich mich wieder melden. Ich bedanke mich bei ihr, dass sie mir geholfen hat.

Ich weiß, warum ich nicht gerne fliege.

Nathalie Passig

Januar 2018

Dating am Ende der Welt

Mein Beruf hat mich in eine der entlegeneren Ecken der Welt geführt. Ich sitze in Hinterland von Ost-Timor, dem ärmsten Land Südostasiens je nach Statistik ca. zehntärmsten Land der Welt in einer Wellblechhütte und mache User-Research für ein digitales Bezahlsystem. Eine andere, ebenfalls spannende Geschichte, aber darum geht es nur am Rande. Denn ich sitze da, mit Noimea, einer 20jährigen Studentin der Landwirtschaft. Oberflächlich unterscheidet sie nicht viel von den anderen Frauen, die ich interviewt habe. Alle leben sie in sehr eng gestrickten Familien. Haben mindestens drei Geschwister (oder, wenn sie älter sind, vier oder mehr Kinder), leben von Subsistenz-Landwirtschaft, träumen von einem Leben, das mehr bietet als 50-100 Dollar monatliches Familieneinkommen und Subsistenzlandwirtschaft, bei der die Regenzeit auch als "Hungry Season" bekannt ist, und Mangelernährung an der Tagesordnung ist.

Ich frage die junge Dame, ob sie ein Smartphone besäße. Tut sie tatsächlich, sie hat neben ihrem Studium eine kleine Farm-Kooperative gegründet und mit einigen Freundinnen ein Nebeneinkommen aufgebaut.

Was Sie denn für Apps nutze? Nun. Facebook, Messenger und SMS. Manchmal auch Google.

Sonst nix? Nein, das war's.

Ob ich das Telefon denn sehen könne? Mich interessiert das Modell, die Betriebssystem-Version.

Sie gibt es mir und während ich das Einstellungs-Icon suche, schweift mein Blick auf die App-Icons. Facebook. SMS. Messenger. Dating-Apps.

Dating-Apps? Nun. Offensichtlich ist ihr dieses Thema nicht angenehm, ich spreche es auch nicht an. Aber was für unsereins – weiß, im Vergleich unfassbar reich, im Westen lebend, aus einer sehr offenen und hyper-individualistischen Kultur stammend – normal ist, ist dort eben ein anderes Thema. Die meisten jungen Menschen suchen sich ihre Ehepartnerin, ihren Ehepartner nicht selbst aus. Arrangierte Ehen sind an der Tagesordnung. Individualismus ist der Familie untergeordnet. Alle haben eigentlich das gleiche Leben. Was die Möglichkeit, sich hier über "Boy Girl Love" und ähnliche Tinder-Klone, ein emanzipiertes Liebesleben aufzubauen, für die Gesellschaft bedeutet, kann ich nur erahnen. Potenzial für ein gesellschaftliches Erdbeben ist auf jeden Fall gegeben.

Julian Finn

Januar 2018

Das fotografische Gedächtnis

Vor ein paar Tagen fiel mir wieder ein, warum ich mich jahrelang gegen das Fotografieren gewehrt hatte. Ich wollte mein Gedächtnis nicht korrumpieren. Ich wollte verhindern, dass ich mich später an die Fotos erinnere, und nicht an das tatsächliche Ding. Ich wollte mit meinen vagen und unvollständigen Erinnerungen leben, weil sie mir echter vorkamen als die Auffrischung durch Bilder. Aus demselben Grund schreibe ich auch keine Tagebücher – man erinnert sich dann doch nur an die komischen Sätze, statt an das echte Geschehen. Es war eine dieser irren Meinungen, die mich von der Masse abheben

sollten. Dass ich diese idiotische Argumentation mittlerweile vergessen hatte und mich sowieso seit Jahren nicht mehr daran halte, kann man nur als Rache meines Gedächtnisses interpretieren.

Im Jahr 2010 fing ich damit an, Bilder mit dem kleinen, internetlosen Nokia-Handy zu machen. Abgesehen von der kurzen Episode mit "L'Espion" ist es das erste Mal, dass mein Leben von mir selbst auf eine Art dokumentiert wird. Bisher hatte ich diese Arbeit immer anderen überlassen. Das Verzeichnis "handyimages" auf meinem Laptop enthält 1196 Bilder, aufgenommen von 2010 bis 2016. Die Anzahl der Bilder pro Jahr: 167, 159, 180, 194, 140, 187, 168 (wobei das erste und letzte keine vollen Jahre waren). Die meisten Bilder handeln von fremden Orten und besonderen Ereignissen, Alltag findet praktisch nicht statt. Das Handy wurde nicht oft Gassi geführt, sondern musste in dunklen Räumen auf mich warten. Seine Batterie war meistens leer. Sein letztes Bild vom August 2016 zeigt das neue Smartphone.

Januar 2018: In einem einzigen Monat entstehen 137 Bilder. Viele davon zeigen dasselbe Motiv. Ich halte mit dem Auto an, nur um ein Bild zu machen. Ich laufe durch die Wüste auf der Suche nach Perspektiven. Ich klicke lange auf Wellen, bis sich eine direkt im Bild bricht. ich twittere Bilder, noch bevor ich zu Hause angekommen bin, so wie die anderen Kinder auch. Und ich schreibe Tagebuch, jedenfalls über den zentralen Teil meines Lebens. Ich kann nicht feststellen, dass sich meine Erinnerungen in irgendeiner fühlbaren Weise verändert haben. Es sind sowieso viel zu viele Bilder, um sich an sie zu erinnern.

Aleks Scholz

Jänner 2018

Parasynchrone Telephonie

Auf einer Konferenz in Nordtschechien (bzw. eigentlich eher im Dreiländereck Tschechien–Deutschland–Polen, wie mir erst im Nachhinein so wirklich bewusst wird) versuche ich, mit meiner Frau zu telephonieren. Aus tiefsitzender Abneigung gegen die Gefahren des Roamings, die sich wohl erst langsam abbauen muss (denn eigentlich kann ja seit der letzten EU-Verordnung eh nix Schlimmes mehr sein) bilde ich mir ein, via VoIP telephonieren zu müssen. Leider ist das Seminarzentrums-WLAN – zumindest in meinem Zimmer – eher schwachbrüstig, Signal gibt gleich aus dem Stand auf, WhatsApp funktioniert zwar an sich, produz. . . ber leid. . . ur s. . . uchstückhaf. . . erhal. . . fetzen, die einer sinnvollen Gesprächsführung heftigen Widerstand leisten.

Texten ist keine sinnvolle Option, da meine Frau eigentlich grad beim Essen sitzt. Wir umgehen das Problem schließlich, indem wir uns am heutigen Jungvolk orientieren und uns Sprachnachrichten zuschicken, was problemlos funktioniert. Relativ schnell stellt sich dabei heraus, dass es sich empfiehlt, die Sprachnachrichten in eher kurzen Teilen sequenziell abzuschicken, um einer synchronen Gesprächsführung mit der Möglichkeit zur Unterbrechung möglichst nahe zu kommen.

Lukas Daniel Klausner

31. Januar 2018

Der erste Monat mit dem Tolino

Auch wenn die Bedienung der Onleihe auf dem Tolino einigermaßen skurril ist: der Zwölfjährige hat's kapiert und seit Weihnachten über 20 E-Books selbständig aus der Onleihe ausgeliehen und auf dem Tolino gelesen.

Damit dürfte sich der jetzt schon amortisiert haben.

Ein Buch findet er so toll, dass er es “auch richtig” haben möchte.

Ich denke, er meine mit “richtig” ein Papierbuch und möchte sagen: “Aber du hast es doch richtig! Die Geschichte ist im Kopf des Autoren entstanden und dann an einem Rechner als Datei aufgeschrieben worden. Ein gedrucktes Buch ist nur eine Papierkopie davon, so wie es elektronisch auf dem Tolino nur eine elektronische Kopie davon ist.” Aber ich denke falsch: Er erklärt mir, dass er das Buch nur aus der Onleihe auf dem Tolino hat, und es natürlich nach Ablauf der Leihzeit automatisch gelöscht wird. Er möchte es “richtig”, also immer auf dem Tolino verfügbar, haben und nicht darauf angewiesen sein, dass es gerade in der Onleihe verfügbar ist.

Molinarius

Januar 2018

Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen geht weiter

Ich habe mein Amazon-Passwort vergessen, aber das ist ja kein Problem. Für genau solche Fälle gibt es ja den “Neues Passwort anfordern”-Link. Allerdings nimmt Amazon diese Sache ernster als die andere Sites. Die meisten schicken einfach einen Link, mit dem man das Passwort zurücksetzen kann. Bei Amazon muss man zuerst eine Sicherheitsfrage beantworten.

Und in diesem Fall ist die nicht nach dem Namen des ersten Haustiers oder dem Mädchennamen meiner Mutter; sie wollen meinen vollen Namen wissen. Das ist ganz schön, denn ich hatte nie ein Haustier und kann mir peinlicherweise nie merken, wie genau sich der Mädchenname meiner Mutter schreibt. Meinen eigenen beherrsche ich inzwischen aber doch ganz gut.

Also gebe ich ihn ein:

Eva Müller

Amazon informiert mich, dass das nicht der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist. Noch bin ich ruhig:

Eva [2. Vorname] Müller

Amazon informiert mich, dass das nicht der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist. Jetzt bin ich ein bisschen besorgt. Mehr Namen hab ich nicht. Aber vielleicht:

Eva [Initiale] Müller

Amazon informiert mich, dass das nicht der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist. Ich probiere alles noch einmal, nur für den Fall, dass ich es doch geschafft habe, mich bei meinem eigenen Namen zu vertippen. Leider lässt Amazon nur drei Fehlversuche zu, dann muss man einen neuen Link anfordern, was jeweils einige Minuten dauert. Die weiteren Versuche führen zum gleichen Ergebnis.

Ich überlege. Meinen Account habe ich schon recht lange, aber ich kann mir schwer vorstellen, dass ich damals irgendeinen Spitznamen verwendet habe. Langsam bin ich sehr beunruhigt und ich sehe mich schon wertvolle Lebenszeit damit vergeuden, die Amazon Hotline anzurufen.

Dann erinnere ich mich an meine Erfahrungen mit Bestellungen in amerikanischen oder britischen Onlineshops. Einmal führte das zu einem längeren Gespräch im Paketshop, bei dem ich den Angestellten mühsam davon überzeugen musste, dass ich wirklich die *Frau Müller* bin, an die dieses Paket adressiert war, auch wenn der Name im Ausweis doch anders geschrieben wird. Ein anderes Mal hatte ich schon befürchtet, dass eine Bestellung verloren gegangen ist, weil es so lange gedauert hat. Aber irgendwann kam sie dann an, mit einem der ‚Nachadressiert wegen falscher Adresse'-Aufkleber der Deutschen Post. Unter selbigem befand sich ein lustiger Buchstabenwirrwarr anstelle der Umlaute in meiner Adresse.

Aber wir sprechen hier nicht von einem winzigen Laden für Nähzubehör, der vor mir wahrscheinlich noch nie eine internationale Bestellung hatte. Sondern *Amazon*. Die sollten doch in der Lage sein, mit Umlauten umgehen zu können!

Ich suche nach einer Mail von Amazon, in der eine Anrede zu finden ist.

Guten Tag Frau MÃller

Ich gebe Eva *MÃller* in das Feld ein.

Amazon informiert mich, dass das der Name ist, der mit meinem Account verknüpft ist, und lässt mich mein Password zurücksetzen. Ich ändere dann auch gleich meinen Namen und hoffe, dass Amazon inzwischen in der Lage ist, sich den korrekten Umlaut zu merken.

Der Titel bezieht sich auf Die erschütternde Geschichte der Menschen mit Sonderzeichen in ihren Namen.

Eva Müller

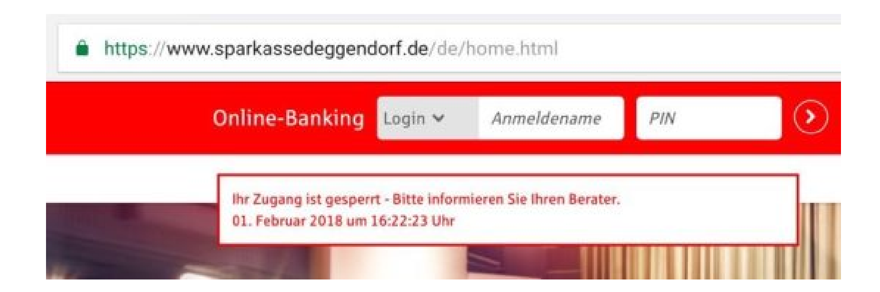
1. Februar 2018

Ich muss zum dritten Mal herumschreien wegen des Onlinebankings der Sparkasse

Die Mutter, deren Onlinebanking nicht funktioniert, weil die SMS-TANs mangels Handyempfang viel zu spät ankommen, hat von der Nachbarin erfahren, dass es TAN-Generatoren gibt und damit "alles ganz einfach" geht.

Sie beantragt einen TAN-Generator (persönlicher Besuch bei der Sparkassenfiliale) und kann ihn ein paar Tage später abholen. Zum TAN-Generator bekommt sie ein Blatt mit neuen Zugangsdaten für das Verfahren. "Lass mich die Einrichtung machen", sage ich, "da lernst du eh nichts, was du noch mal brauchen kannst."

Ich öffne das Onlinebanking auf ihrem iPad und gebe die neuen, mit Leuchtmarker auf dem Blatt markierten Zugangsdaten ein. Die Zugangsdaten werden abgelehnt. Nach ein paar Versuchen ist das Konto gesperrt.



Ich rufe bei der Bank an. Ein paar Minuten lang bewirbt die Warteschleife die praktische neue Möglichkeit des Onlinebankings, dann werde ich mit einer Mitarbeiterin der örtlichen Filiale verbunden. Ich schildere das Problem. Sie sagt, das Konto sei nicht gesperrt und ich sei wohl auf einer ganz anderen Sparkassenwebsite. Ich sage, dass ich über dasselbe Lesezeichen zum Onlinebanking gelangt bin, mit dem meine Mutter bereits erfolgreich (naja: ungefähr zwei Mal im letzten Jahr) Überweisungen getätigt hat, und dass ich mich außerdem – zwischen den scheiternden Versuchen – einmal erfolgreich mit den alten Zugangsdaten eingeloggt habe. Auf genau dieser Website.

Ja, das sei bestimmt trotzdem die falsche, denn sie könne da keine Sperrung sehen. Ich folge den Anweisungen der Bankmitarbeiterin und tippe genau die bereits verwendete Adresse mehrmals von Hand ein, in Safari und in Chrome am iPad. Das Konto bleibt weiterhin gesperrt, die Bankmitarbeiterin kann auch von meinen scheiternden Versuchen nichts sehen und beharrt auf ihrer Theorie, dass ich auf einer einer ganz anderen Sparkassenwebsite bin.

Ich öffne die Seite in Chrome am Macbook. Dort funktioniert es einwandfrei. Dann sei ja alles gut, sagt die Bankmitarbeiterin. Ich sage, es würde mich, wenn ich ihre Kundin wäre, äußerst misstrauisch stimmen, dass es offenbar zwei identisch aussehende Websites ihrer Bank gebe, von denen mein Konto bei einer gesperrt sei und bei der anderen nicht. Da bestehe überhaupt kein Grund zur Sorge, sagt sie. Doch!, sage ich, und nutze die Gelegenheit zu einem Rant über die allgemeine Schlechtigkeit dieses Onlinebankingsystems, das nicht nur nicht rentnerinnenfreundlich sei, sondern auch mich

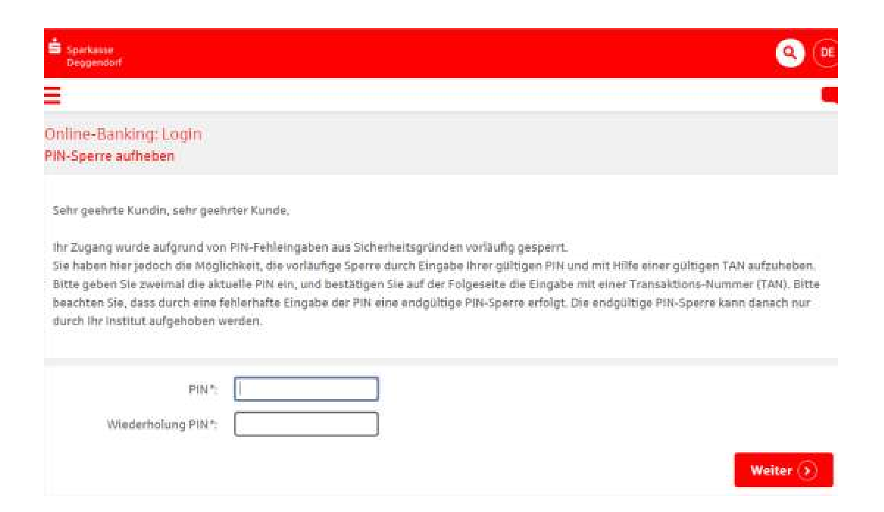
immer wieder zur Verzweiflung treibe. Ach, da müsse man sich nur dran gewöhnen, sagt die Bankmitarbeiterin. Nein!, sage ich, zetere noch ein bisschen weiter, lege auf und bereue es gleich wieder. Die Bankmitarbeiterin kann ja auch nichts dafür.

Ich nehme den TAN-Generator in Betrieb. Am Macbook funktioniert alles. Bequem ist anders, und ich sehe neue Muttersupportprobleme auf mich zukommen, aber bis auf Weiteres wird er ihr eh nichts nutzen, am iPad bleibt das Konto gesperrt. Ich installiere eine Sparkassen-App eines Drittanbieters auf dem iPad. Vielleicht funktioniert es ja damit.

Ich scheitere schon beim Eingeben der Bankingdaten: Der neue "Anmeldename" enthält außer Zahlen auch einen Bindestrich, und die App akzeptiert an dieser Stelle nur Zahlen. Ich lösche die App wieder.

Ich teste das Onlinebanking am iPad noch einmal in Chrome, in Safari, mit der Desktopversion der Bankseite in Chrome, mit der Desktopversion der Bankseite in Safari, im Inkognito-Modus von Chrome, nach Neustart des iPads. Das Konto bleibt gesperrt.

Molinarius findet experimentell heraus, dass man sich bei der Deggendorfer Sparkasse auch dann eine Kontosperrung einfangen kann, wenn man dort gar kein Konto hat:



Ich sage der Mutter, dass ihr Onlinebanking jetzt am iPad überhaupt nicht mehr geht und sie weiter Überweisungsformulare aus Papier verwenden soll. “Ach ach ach, ich bin einfach zu blöd dazu”, sagt sie, woraufhin ich schon wieder herumschreien muss: “Nein! Du bist nicht zu blöd dazu, deine Bank ist zu blöd dazu, benutzbares Onlinebanking hinzukriegen!” Aber natürlich glaubt sie mir nicht.

Update: Wie sich etwas später herausstellt, war das Problem nicht die Existenz einer zweiten Sparkassenwebsite in einem Paralleluniversum, sondern der Bindestrich im neuen Anmeldenamen. So sah die Tastatur auf dem bisherigen, kürzlich wegen Akkuschwäche ausgemusterten Mutter-iPad aus, wenn man sie vom Anmeldenamen-Feld des Onlinebankings aus öffnete:



Leicht zu findender Bindestrich links außen, man brauchte ihn aber nicht, der alte Anmeldename enthielt ja keinen. So sieht sie auf dem neuen iPad aus:



Man gelangt hier zum Bindestrich, indem man die ß-Taste leicht nach unten zieht. Das wusste ich noch nicht, ich habe deshalb die Zahlentastatur geöffnet, den Bindestrich auch dort nicht an der alten Stelle vorgefunden und schließlich den Gedankenstrich aus der Sonderzeichentastatur verwendet, der immerhin in der Nähe des alten Bindestrichs wohnt, nur etwas weiter in der Mitte der Zeile:



Er ist ein bisschen zu lang für einen Bindestrich, aber ohne direkten Vergleich merkt man das kaum. Am Macbook hat es funktioniert, weil ich dort mit zehn Fingern schreibe und der Bindestrich immer noch an derselben Stelle sitzt wie vor dreißig Jahren im Schreibmaschinenunterricht. Andere Zeichen haben ihren Ort gewechselt, wie man auf dem Foto im Schreibmaschinenbeitrag erkennt, aber der Bindestrich ist dort, wo er immer war.

Ich trage das iPad zur Mutter und bitte sie, testhalber "eins, zwei, Bindestrich, drei" in das Loginfeld einzugeben. Selbstverständlich verwendet sie den richtigen Bindestrich. Wenn ich nicht vor zwei Stunden "lass mich die Einrichtung machen" gesagt hätte, wäre das Ganze wahrscheinlich in zehn Minuten erledigt gewesen.

Man kann sich jetzt auf den Standpunkt stellen, dass das Problem gar nicht die Rentnerinnen sind und ich eine gewisse Mitschuld am schlechten Funktionieren des Onlinebankings trage. Ich finde aber weiterhin, dass automatisch vergebene Anmeldenamen keine leicht verwechselbaren Zeichen enthalten sollten, dass eine Onlinebankingseite nicht behaupten soll, das Konto sei gesperrt, wenn das Konto überhaupt nicht gesperrt ist, und dass Bankmitarbeiterinnen nicht behaupten sollten, in einem Paralleluniversum existiere unter identischer Adresse eine andere Version ihrer Bankwebsite.

Kathrin Passig

7. Februar 2018

Auf der Suche nach der Herrschaft der Mechanisierung

Ich lese “Die Geschichte des Fahrstuhls: Über einen beweglichen Ort der Moderne”, und zwar auf Papier, da es kein E-Book zu kaufen oder auch nur anderweitig zu beschaffen gab. Beim Lesen plagt mich inzwischen das Gefühl, ach was, das Wissen, dass ich alles Gelesene spurlos wieder vergessen werde, wenn ich keine Stellen markieren und mit mir herumtragen und wiederfinden kann. Letzteres funktioniert mit Hilfe des äußerst komfortablen Readwise jetzt endlich ohne die Verrenkungen von früher. (Unbrauchbare von Amazon vorgesehene Lösung / Kostenpflichtige und nicht funktionierende Lösung / Teure Abo-Lösung / Mittelmäßig funktionierende Gratislösung)

Im Fahrstuhlbuch steht ein Zitat aus “Die Herrschaft der Mechanisierung” des Schweizer Architekturhistorikers Sigfried Giedion, das mir auch das Techniktagebuch gut zu beschreiben scheint. Ich google die Stelle, um mehr über den Kontext zu erfahren, finde aber nur andere Zitate genau derselben Stelle. Eventuell schreiben die Zitierenden bloß voneinander ab und besitzen die “Herrschaft der Mechanisierung” so wenig wie ich. Auf Englisch ist das Buch 1948 erschienen, auf Deutsch 1982.

Ich hatte es sogar einmal. Im März 2012 habe ich es antiquarisch bei Amazon gekauft (eventuell, weil ich etwas daraus zitieren wollte?) und im April 2016 zusammen mit einer Axt und einem Schürhaken an Franziska Nyffenegger verschenkt. Ich war zum Verschenkzeitpunkt schon im Besitz einer von Libgen bereitgestellten PDF-Version der englischen Ausgabe und fand das ausreichend. Das Papierbuch hat schließlich 800 Seiten, wiegt anderthalb Kilogramm und braucht entsprechend viel Platz im Regal. Jetzt hätte ich aber doch gern das Zitat auf Deutsch.

Bei Google Books: Fehlanzeige. Bei Libgen: immer noch nichts. Auf dem legalen Weg: natürlich sowieso nicht.

Ich suche das Zitat in meiner englischen PDF-Ausgabe, um seinen Anfang und sein Ende zu bestimmen. Das geht nur durch Betrachten jeder Seite, denn das PDF besteht aus nicht texterkannten Scans und lässt sich daher nicht durchsuchen. Also schon, aber nur wie ein Papierbuch eben. Zum Glück steht die Stelle gleich am Anfang. Ich schreibe an Franziska (im Facebook Messenger):

12:55AM

Könntest du mir bei Gelegenheit eine Seite aus dem Giedion-Buch fotografieren? (es eilt nicht)

der Abschnitt steht ungefähr auf Seite 3 und beginnt mit "Es sind äußerlich bescheidene Dinge, um die es hier geht, Dinge, die gewöhnlich nicht ernst genommen werden"

von dort bis zur nächsten Leerzeile

es gibt erstaunlicherweise keine deutsche Übersetzung im Netz, nur Fragmente und Zitate

Am nächsten Morgen erhalte ich drei Fotos.

Ich tippe den Text von den Fotos ab, Preview im Hintergrund, TextEdit im Vordergrund, denn TextEdit ist mein einziger Editor, der immer im Vordergrund bleiben kann. Auf OCR habe ich gerade keine Lust, nachher muss ich nur wieder einen Beitrag über lustige Texterkennungsprobleme schreiben. Das Ergebnis:

“Es sind äußerlich bescheidene Dinge, um die es hier geht, Dinge, die gewöhnlich nicht ernstgenommen werden, jedenfalls nicht in historischer Beziehung. Aber so wenig wie in der Malerei kommt es in der Geschichte auf die Größe des Gegenstandes an. Auch in einem Kaffeelöffel spiegelt sich die Sonne.

In ihrer Gesamtheit haben die bescheidenen Dinge, von denen hier die Rede sein wird, unsere Lebenshaltung bis in ihre Wurzeln erschüttert. Diese kleinen Dinge des täglichen Lebens akkumulieren sich zu Gewalten, die jeden erfassen, der sich im Umkreis unserer Zivilisation bewegt.

Die langsame Ausformung des täglichen Lebens ist ebenso wichtig wie die geschichtlichen Explosionen, denn ihr Zündstoff hat sich im anonymen Leben aufgespeichert. Werkzeuge und Gegenstände sind Ausdruck grundsätzlicher Einstellungen zur Welt. Diese Einstellungen bestimmen die Richtung, in der gedacht und gehandelt wird. Jedem Problem, jedem Bild, jeder Erfindung liegt eine bestimmte Einstellung zur Welt zugrunde, ohne die sie niemals entstanden wären. Der Handelnde folgt äußeren Antrieben – Gelderwerb, Ruhm, Macht –, dahinter jedoch steht unbewußt die Einstellung seiner Zeit, sich gerade diesem Problem und dieser Form zuzuwenden.

Für den Historiker gibt es keine banalen Dinge. Er darf – wie der exakte Wissenschaftler – nichts als selbstverständlich hinnehmen. Er hat die Objekte nicht mit den Augen des täglichen Benutzers zu sehen, sondern mit denen des Erfinders, so als wären sie gerade erst entstanden. Er benötigt die unverbrauchten Augen der Zeitgenossen, denen sie wunderbar oder erschreckend erscheinen. Gleichzeitig hat er ihre Konstellation in der Zeit und dadurch ihren Sinn zu bestimmen.

Geschichtsschreibung bleibt immer Fragment. Die bekannten Tatsachen sind oft verstreut wie Gestirne am Firmament. Es darf nicht der Eindruck erweckt werden, sie seien ein zusammenhängendes Gebilde in der historischen Nacht. Darum stellen wir sie bewußt als Fragmente dar. Bilder und Worte sind nur Hilfsmittel; der entscheidende Schritt vollzieht sich im Leser. In ihm werden die Bedeutungsfragmente, die hier ausgebreitet werden, in der Neuartigkeit und Vielfalt ihrer Beziehungen lebendig."

Kathrin Passig

18. Februar 2018

Die Gegenwart von gestern im E-Book von morgen

Gestern wurde das Techniktagebuch vier Jahre alt – die Redaktion feiert diesen Anlass einmal mehr und nur 34 Minuten zu spät mit einer E-Book-Ausgabe.

DIE GEGENWART IST SCHON DA, SIE IST NUR UNGLEICHMAESSIG VERTEILT: EIN TECHNIKTAGEBUCH

NOCH NEUERE, NOCH ERWEITERTERE AUSGABE 2018

Der vierte Geburtstag brachte eine bahnbrechende Änderung mit sich: Zum ersten Mal in der Historie der Gesamtausgabe müssen für den bequemen Ausdruck zu Hause nicht mehr drei, sondern vier Kisten Endlospapier erworben werden. Dort finden alle 7195 Seiten Platz, auf denen 5449 Beiträge von 395 Autorinnen und Autoren stehen, 66 mehr als im Jahr zuvor.

Das Coverdesign wurde einmal mehr dem Zufall überlassen, das Ergebnis trägt den klangvollen Namen “Wedigo Gans von Putlitz”. Der Titel trat in einem demokratischen Abstimmungsprozess gegen harte Konkurrenz wie „Gerät ist jetzt Türstopper“ und „Wahre Worte in niedriger Auflösung“ an. Vielleicht ja im nächsten Jahr, dann ist gegebenenfalls auch die fünfte Kiste Papier fällig.

Hier geht es zum kostenlosen Download der PDF-Version (125 MB), weniger Bits bei fast gleich guter Bildqualität bietet die epub-Version. Die Best-of-Version für Eilige, die statt 7195 Seiten nur überschaubare 457 Seiten mit nur den 174 besten Beiträgen aus dem letzten Jahr lesen wollen, kostet 2,99 € bei Amazon. Alle Einnahmen werden ans Internet Archive gespendet.

Angela Heider-Willms in Krankenvertretung von Kathrin Passig

20. Februar 2018

Bahnfahren in Europa

Ich will mit dem Zug von Zürich nach Wien fahren. Im Tram zum Bahnhof versuche ich mit Hilfe der DB-Navigator-App ein Ticket zu kaufen, weil ich es halt immer als Erstes damit versuche. Aber die Strecke von Zürich nach Wien führt nicht mal ein kleines bisschen durch Deutschland, und die App erklärt sich für unzuständig.

Macht nichts! Ich öffne die SBB-App. Die SBB-App will keine Tickets ins Ausland verkaufen und verweist mich an die sbb.ch-Website. Ich habe den Verdacht, dass das auf ein auszudruckendes Papierticket hinauslaufen könnte, und außerdem keine Lust, mit dem Handy auf der Desktopwebsite herumzunavigieren.

Macht nichts! Ich öffne die “Trainline EU”-App, die mir schon manchmal weitergeholfen hat, meistens aber eher nicht. Genau für solche Fälle ist sie gemacht, das sagt ja schon der Name. Sie kennt auch die Verbindung, die ich nehmen möchte, und schlägt dafür einen relativ vernünftigen Preis vor. Ich schreite zum Kauf, aber:

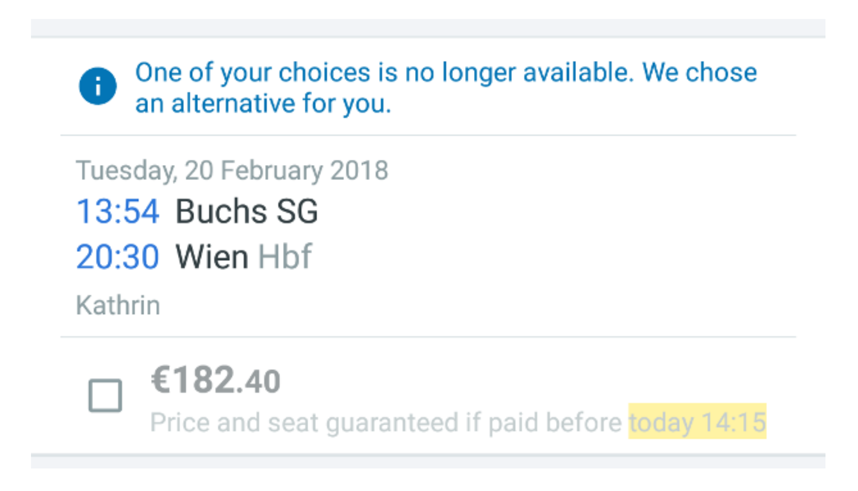


Wenn die Betreiber nicht wissen, warum es nicht geht, wer soll es dann wissen? “Please try again” war auch keine Hilfe, der Fehler tritt bei allen Verbindungen an diesem Tag auf, mit und ohne Sitzplatzreservierung.

Macht nichts! Buche ich eben nur den österreichischen Teil der Strecke.

today
13:54 Buchs SG
20:30 Wien Hbf
ÖBB
RJ 167
2nd class €90.20
1st class €156.40

Jetzt taucht die Fehlermeldung nicht mehr auf. Das Ergebnis ist aber auch nicht zufriedenstellend:



Der Preis hat sich ohne Grund verdoppelt, und das eine “Alternative” zu nennen, kommt mir frech vor.

Macht nichts! Ich kaufe das Ticket eben am Automaten.

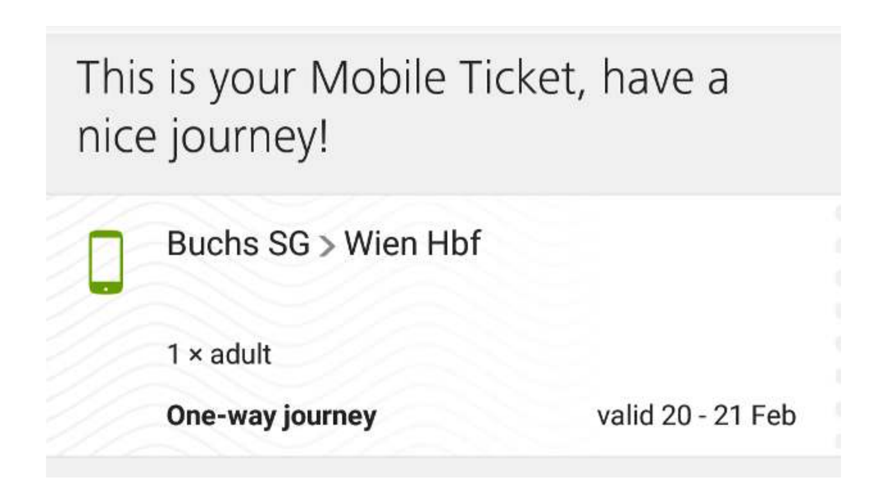
Der Automat weiß nichts von der Existenz von Wien. Auch die Rubrik "Ausland" enthält nur vier seltsame Einträge, einer davon "Baden-Württemberg-Ticket", die anderen vergesse ich gleich wieder. Wien gibt es nicht.

Macht nichts! Ich war ja sehr früh am Bahnhof. Ich werde mir ein Ticket am Schalter kaufen.

Nach zehn Minuten in der dreißig Personen langen Schalterschlange bin ich noch nicht vorangekommen und erkenne, dass ich so meinen Zug verpassen werde.

Ich gehe wieder zurück zum Automaten und kaufe ein Ticket für den Schweizer Teil der Strecke. Vielleicht kann man im Zug nachlösen.

Im Zug fällt mir dann auf, dass ich eine naheliegende Option bisher nicht ausprobiert habe: die ÖBB-App. Nicht mal installiert habe ich sie. Vielleicht auf einem früheren Handy, aber nicht auf diesem. Ich lade die ÖBB-App herunter, und wirklich sensationell geschmeidige zwei Minuten später besitze ich ein Ticket von Buchs nach Wien. Die App will gar nicht noch vor der ersten Benutzung die Schuhgröße meiner Urgroßmutter wissen! Sie fragt nur nach dem, was sie in genau diesem Moment benötigt! Ich muss mich nicht anmelden, nicht auf eine Bestätigungsmail warten, ich brauche mir kein mindestens 8- und höchstens 12-stelliges Passwort auszudenken, das genau 2 Sonderzeichen (aber nicht +-ß&%§$), 4 Zahlen und 3 Großbuchstaben enthält. Keine exotisch-eingeschränkten Bezahlverfahren ("nur Vitzliputzli-Card in Kombination mit österreichischer Staatsbürgerschaft"). Keinerlei obskure Fehlermeldungen. Es funktioniert einfach alles!



Werde ich haben, danke, ÖBB.

Kathrin Passig

21. Februar 2018

Die Radiowerbung passt genau zum Werbefilm!

Ich sitze im Zahnarztstuhl. Die Assistentin hat sich zurückgezogen, der Zahnarzt bereitet hinter mir seine Gerätschaften vor. Davon will ich gar nichts wissen.
Aus dem Lautsprecher in der Ecke des Raumes höre ich Radiowerbung, vor mir befindet sich ein Bildschirm mit bewegten Bildern. Wie schön, denke ich, dass ich mich nachher mit den bewegten Bildern etwas ablenken kann.

Dann fällt mir auf, dass die Radiowerbung genau zu dem Werbefilm passt. Was für ein Zufall, denke ich, dass das so synchron läuft. Dann ist die Werbung zu Ende, es folgt Sportberichterstattung und erst dann geht mir auf, dass ich auf dem Bildschirm Fernsehen sah.

iris

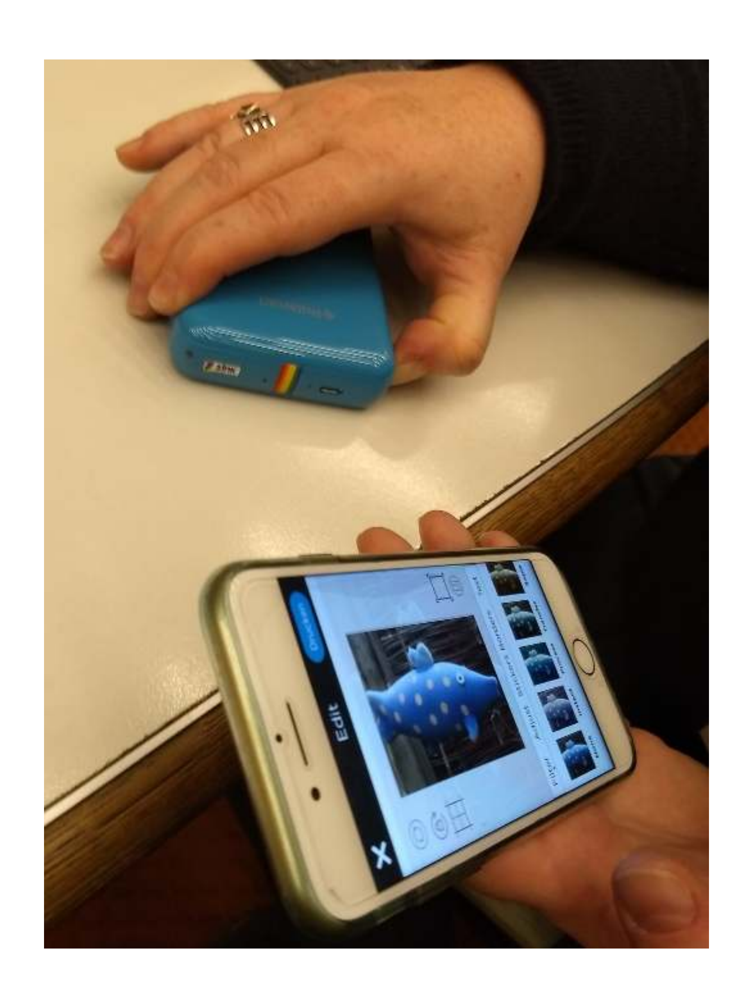
21. Februar 2018

Die Powerbank druckt mir einen Fisch

Auf einer Tagung sitze ich neben Julia Bergmann und bewundere die Schönheit ihrer Powerbank, die türkisfarben und mit Polaroidwerbung bedruckt ist.



“Das ist keine Powerbank”, sagt Julia im selben Moment, in dem ich mich wundere, wozu eine Powerbank diesen Schlitz an der Vorderseite braucht, “das ist ein Drucker.” Es gibt also schon wieder ganze neue Produktkategorien, von denen ich nicht mal gehört habe! Sicher ist so etwas Futuristisches sehr teuer, vermute ich. “Nein, ungefähr 100 Euro”, sagt Julia. Dann druckt sie mir ein Testbild aus.



Wenige Sekunden später habe ich ein Foto von einem Fisch. Genau genommen sogar einen Aufkleber; man könnte aber auch nichtklebendes Material einlegen.



Das Druckpapier heißt ZINK, was wohl nichts mit dem gleichnamigen Element zu tun hat, sondern für “Zero INK” steht. Es enthält irgendwelche Kristalle, die sich durch Hitze umfärben lassen.



Ein Bild kostet um die 60 Cent. Julia benutzt den Drucker bei Workshops für Moodboards, und um den Teilnehmenden kleine personalisierte Notizbücher zu basteln.

Kathrin Passig

26.02.2018

Das Ende der Debatten

Ich habe einen Traum:
Erstes Kapitel – Ich habe Internet und ich habe drei Kinder und die Kinder haben Schule und sie haben online-Freunde und sie haben gemeinsame Hobbies und sie haben so viel Verantwortungsgefühl, dass sie offline gehen und sich schlafen legen, wenn sie müde sind und sogar auch dann, wenn nicht, einfach, weil es an der Zeit ist.

Zweites Kapitel – Sie haben Hausaufgaben und sie haben Aufgaben im Haushalt und sie erledigen sie, weil ich klug bin und nie sage “du machst bitte JETZT die Spülmaschine” sondern Zettel ziehen lasse und Kontext zur Aufgabe gebe und weil ich sage “du hast bis 18 Uhr Zeit, dann muss es sinnvollerweise erledigt sein”.

Die Realität – reden wir nicht drumrum – sie sieht ganz anders als. Übernächtigte Kinder, ausgehebelte Vereinbarungen, eigendynamische Prozesse im Laufe eines Tages, bei mir und bei den Kindern.

Für alles habe ich Verständnis, aber bisher keine Lösung gehabt.

Seit gestern jedoch bin ich im Paradies, denn ich habe einen neuen Router. Der Router gibt nicht nur das WLAN an alle Geräte gleichzeitig aus, was unspektakulär klingt, aber super ist, er kann nicht nur bestimmte Anwendungen priorisieren, er kann sogar jedem einzelnen angemeldeten Gerät individuelle Zugänge zum Netz geben. Ich kann ihm also sagen, das Handy von Kind 1 darf nur bis 22 Uhr ins Netz gehen.

Allein dies!

Mein Hauptproblem aber bleibt zunächst bestehen: die Erledigung der aufgetragenen Aufgaben. Es ist enorm schwierig, tagesunterschiedlich gerechte Online-Zeiten generell zu verteilen und ich kann mir lebhaft vorstellen, dass die Spülmaschine nun leider nicht ausgeräumt werden kann, weil ja um 16 Uhr das Internet freigeschaltet wurde.

Aber dann stelle ich fest, der neue Router kann das Allerbeste überhaupt: er kann Tickets ausgeben.

Tickets!

Damit kann ich endlich Aufgabe und Belohnung koppeln. Auf kleinen Papierzetteln werden nämlich Zahlenkombinationen ausgedruckt, die ich ausschneiden und einzeln an das Kind verteilen kann, **nachdem** die Aufgabe erledigt ist. Mit diesem Ticket bekommt das Kind 45 Minuten online-Zeit. Je mehr erledigte Aufgaben, umso mehr Tickets, umso mehr online-Zeit.

Ich sehe es kommen. Ich werde umziehen müssen. In ein Haus mit sieben Zimmern und einem Garten und einem Pool. Damit es immer genug zu tun geben wird für die Kinder. Und ich kann gar nichts dafür, denn alles alles macht ja die Technik! Voreingestellt. Es wird herrlich sein.

Pia Ziefle

1997 bis 2000 und 27. Februar 2018

Die Magazine unter meiner Matratze

Anfang 2001 habe ich mir von einem unerwarteten Übersetzungshonorar ein Wasserbett gekauft. Ich habe einen Rahmen aus Birkensperrholz zusammengeschraubt und die geheizte Wassermatratze nach unten hin mit meiner Sammlung von c't- und WIRED-Heften isoliert. Die Alternativen waren damals im Baumarkt gerade ausverkauft.

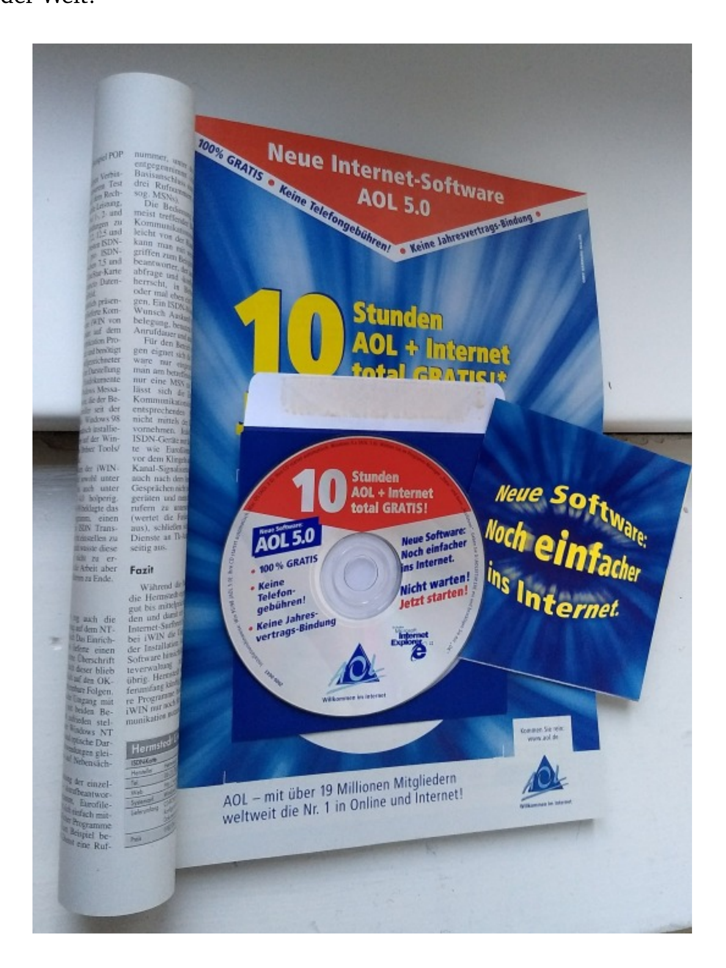
So eine Wassermatratze soll nach ungefähr zehn Jahren ausgetauscht werden, sagen die Hersteller. Anfang 2018, die Matratze ist 17 Jahre alt, bemerke ich, dass sie nicht mehr ganz dicht ist: Es fehlt Wasser, und an den Rändern der Baumwollauflage, die unter der Matratze stecken, zeigen sich hässliche Flecken. Ich bestelle bei einem Wasserbettenversender eine neue Matratze und reserviere in einem Baumarkt die Leihpumpe, die man braucht, um das Wasser aus der alten abzupumpen.

Hier für den nächsten Anlass in zehn bis zwanzig Jahren notiert: Wenn sich bis dahin nichts Wesentliches an der Sharing Economy geändert hat und die Pumpe immer noch in Adlershof abgeholt werden muss, solltest du den Austausch im Sommer vornehmen und zur Pumpe ein Lastenfahrrad ausleihen, Kathrin, denn das Gerät ist sehr schwer und man muss oft umsteigen bis Adlershof und hat in der anderen Hand einen Kilometer Schläuche.

Schließlich ist die Matratze ausgeleert und ich kann sie aus dem Bett schälen. Darunter liegt unversehrt und nur an den Rändern ein bisschen verstaubt die Technikgegenwart der Jahre 1997 bis 2000.



Zu meiner Überraschung sind auch noch alle beigelegten CDs erhalten, so dass ich jetzt nicht nur über mehrere wertvolle Shareware-Kollektionen verfüge, sondern wahrscheinlich auch über die letzte AOL-“10 Stunden gratis”-CD der Welt!



Nur ein Laufwerk fehlt, in das ich sie einlegen könnte.
Manches war noch ziemlich teuer:

> **“Video-Projektoren: Neun Beamer unter 10.000 Mark im Test”**

Man bekam auch nicht so viel fürs Geld:

> **“Luxusklasse: Kameras mit 3 Megapixel”**

Aber immerhin – endlich war der Weg geöffnet für eine neue Lässigkeit im Umgang mit den Angeboten des Internet:

> **“Internet ohne Limit: Was Sie zum Pauschaltarif bekommen können”**
>
> Bisher gab der Minutentakt der Provider den Rhythmus vor und den Surfern lief ständig die Zeit davon. Wer bummelt schon gemütlich im Online-Shop oder lässt nebenher Internet-Radio laufen, wenn dabei im Hinterkopf die Groschen durchrattern? Die Einführung von Pauschalpreisen für Online-Zugänge – so genannte Flatrates – öffnet den Weg für eine neue Lässigkeit im Umgang mit den Angeboten des Internet.”

Ein Anwendungsbeispiel für so eine Flatrate:

> „Die kostenlose StarOffice-Suite im Netz hingegen ist immerhin 76 MByte groß. Über eine ISDN-Verbindung dauert das Herunterladen mindestens drei Stunden, in denen die Leitung vollständig blockiert ist – eigentlich zu lange, um nur mal eben auszuprobieren, ob das Gratisangebot das installierte Microsoft Office ersetzen kann. Doch mit einem speziellen Tool verlegt man den Monster-Download für ein Uhr nachts, und am nächsten Tag findet sich die ZIP-Datei auf der lokalen Festplatte.”

Die aufgelisteten Flatrates kosten zwischen 49 und 199 DM im Monat und sind nicht gewerblich nutzbar. 10 MB Webspace bekommt man dazu. Über die Geschwindigkeit des Zugangs steht in der Tabelle entweder nichts, oder

die zeitgenössische Leserschaft konnte das aus der Spalte "Analog-/ISDN-/DSL-Zugang" entnehmen. Ich weiß nicht mehr, ob das indirekte Angaben zur Geschwindigkeit sind. Damals wusste ich es vermutlich.

Telefonbuch-CDs sind ein großes Thema: "Wer braucht eigentlich Telefonbuch-CD-ROMs? Otto Normaltelefonierer kann für das Geld" (nämlich durchschnittlich 29,95 Mark für eine solche CD) "rund dreißigmal die Auskunft anrufen; bei durchschnittlichen zwei bis drei Anrufen pro Woche hat sich die Scheibe nach drei Monaten amortisiert." Obwohl der Datenbestand schnell veraltet, "verkaufen sich Telefon-CDs wie Eis in der Wüste". Und zwar, weil man mit ihnen nicht nur nach Telefonnummern suchen kann: "Die Nachbarschaftssuche von XX4 fischt beispielsweise alle Zahnärzte, Allgemeinmediziner oder Chirurgen aus dem Datenbestand, die nicht weiter als zwei Kilometer vom Domizil des Benutzers entfernt praktizieren." Und natürlich: die verbotene Rückwärtssuche! "Zwar hat die Deutsche Telekom ihren Lizenznehmern vertragsrechtlich verboten, Backtracking zu implementieren. Findige Programmierer lassen sich dadurch aber nicht abschrecken. Schwarze Software wie KlickTel 99 oder D-Info 99 von Topware gibt es zum kostenlosen Ausprobieren im Web. Suchmaschinen machen schnell die entsprechenden Sites ausfindig." Manche Telefon-CDs enthalten auch einen Routenplaner.

"Haben CD-ROM-Enzyklopädien im Zeitalter der kostenlosen Online-Lexika noch ihre Berechtigung?" Besprochen werden "Bertelsmann Universallexikon 2000", "Das Große Bertelsmann Lexikon 2000", "Der Brockhaus multimedial 2000", "Der Brockhaus multimedial 2000 Premium", "Das große Lexikon 2000", "Encyclopaedia Britannica Deluxe CD 2000", "Encarta Enzyklopädie Plus 2000", "Encarta Enzyklopädie 2000", "LexiROM 4.0 Edition 2000", das "Kosmos Kompakt Lexikon 2000" sowie drei Anbieter, die die Jahr-2000-Pflicht bei der Namensgebung verschlafen haben: "Universa",

“Kompaktwissen von A-Z” und “Das große G Data Lexikon 99”, haha, 99, das konnte ja nichts werden. Mit dem “Zeitalter der kostenlosen Online-Lexika” ist gemeint, dass es die Encyclopaedia Britannica auch im WWW gibt.

“Seelenstrip im Web” kommt gerade in Mode:

> “Über 100 000 Netzbürger aktualisieren regelmäßig ihr Tagebuch im Internet. Wer seine intimen Gedanken und Gefühle auf diese Weise veröffentlicht, sperrt sich quasi in einen virtuellen Big-Brother-Container. Der Online-Seelenstrip unterhält und amüsiert das Netzpublikum – aber er hilft auch manchen Schreibern, ihr Leben besser zu bewältigen.”

Wer so etwas praktiziert, ist ein “Diarist”, wichtige Anlaufstellen sind www.diarist.net, www.opendiary.com und www.mytagebuch.de.

“Internet mobil” scheint das nächste große Ding zu sein. “Der Anwender muss nur noch die optimale Mischung aus Handy und PDA oder Notebook nebst Zubehör finden.” Der Beitrag handelt im Wesentlichen von WAP, aber:

> “Während bei WAP noch einige Eigenschaften fehlen, um die neuen mobilen Internet-Dienste aufzubauen, sind die Mobilfunknetze schon dafür bereit. Fast heimlich haben T-Mobil und Viag Interkom Anfang Februar den GPRS-Betrieb aufgenommen. (. . .) Alle deutschen Netzbetreiber streben im Endausbau eine maximale Übertragungsrate von rund 115 kBit/s an.”

LTE schafft derzeit bis zu 100 MBit/s, bei meinem Mobilfunkanbieter maximal 21,6 MBit/s. Mein Handyinternet von heute ist also nicht die theoretisch möglichen 1000 Mal, sondern nur 200 Mal schneller als das Handyinternet von damals, das ich 2003 zum ersten Mal ausprobieren werde.

Und was macht eigentlich **Kai Krause** von “Kai’s Power Tools”, der gerade “nach 24 Jahren in Amerika und als Multimillionär” nach Deutschland zurückgekehrt ist? “In einer tausend Jahre alten Burg am Rhein will er eine

weltweit einmalige Ideenschmiede aufbauen.” Im c’t-Interview hält Krause sich bedeckt, was konkrete Pläne angeht, so dass ich rückblickend nicht sagen kann, ob diese Pläne aufgegangen sind oder nicht.

An manchen Stellen war die Gegenwart von damals auch nicht anders als die von heute:

> **“Das Netz und die Etikette: Bloß nicht anrufen!”**
>
> **“Handy-Smog: Störfunk fürs Gehirn?”**
>
> **“Report: Gewalttätig durch Spiele?”**
>
> **“Klick-Heil im Weltnetz: Was tun gegen Rechtsradikalismus im Internet?”**

Dieser Beitrag ist schon sehr lang, und ich habe erst die Titelgeschichten von einem Drittel des Isoliermaterials betrachtet. Das restliche Technikgeschehen der Jahre 1997–2000 wird unbesichtigt bleiben müssen.

Wenn man viel Geduld hat, findet man alle diese Beiträge im Heft-Archiv der c’t. Sie kosten allerdings nach wie vor Geld: der Artikel über Telefon-CDs zum Beispiel 2,49 €. Das ist fast so viel, wie ich damals für das ganze Heft bezahlt habe! Vielleicht hebe ich den Stapel lieber noch mal 20 Jahre auf, wer weiß, wann man schnell etwas über “SMS in der Praxis” herausfinden möchte.

Das Bett ist jetzt nach unten hin mit 30 mm Styropor isoliert. Bitte schreiben Sie mir nicht, dass das Wasserbettenvinyl durch die Ausdünstungen des Styropors vor der Zeit brüchig werden wird. Ich erwarte so dramatische Stromeinsparungen, dass ich mir vom Unterschied jedes Jahr eine neue Wassermatratze kaufen könnte. Die c’t ist ein interessantes Magazin voll nützlicher CD-ROMs, aber ein lausiges Isoliermaterial.

Kathrin Passig

08.03.2018

Mittagessen, lecker

Alle meine Kinder haben Smartphones, und alle Kinder haben immer Hunger. Also muss ich jede Woche sehr viel einkaufen. Und zubereiten. Ich habe in meinem Leben für die Kinder schon ungefähr 12.000 Mittagessensportionen gekocht, wenn ich mich nicht arg verrechnet habe. Mit anderen Worten: mir hängt die Planerei sehr zum Hals raus. Selbst wenn wir ein Essen bestimmt haben für den Tag: Ich stehe im Laden und habe die Hälfte der Zutatenliste nicht mehr im Kopf. Ich bin ein wenig zerstreut. Immer schon gewesen.

Neuerdings haben wir Wunderlist. Die Kinder legen Listen an, mit der entsprechenden Mahlzeit im Titel. “Burgerliste” gibt es, da stehen dann Dinge wie “Brötchen”, “Ketchup” und “Salat” drin. Sehr gut auch, dass die Kinder noch während ich einkaufe, vom Sofa aus weitere Zutaten auf die Listen schreiben können. Regelmäßig tauchen dann “Chips, wichtig!!”-Einträge auf, die ich beherzt wegklicke.

Heute bitte ich also ein Kind, mir seine Mittagessenswünsche per Liste mitzuteilen. Es weiß, dass ich noch nicht ganz sattelfest mit der App bin, daher benennt es den ersten Punkt in der Liste mit “Mama hier mal klicken” und ich klicke (tippe? tappe?) und lese “

Mama, ich hab dir ab und zu was dazu notiert, lies es genau.”

Die Liste ist sehr kurz. Auf Punkt 2 “Chips, wichtig!!” folgt “Pudding”, “was Süßes” und “Mittagessen, lecker”.

Pia Ziefle

8. März 2018

Der Strom geht nach, die Uhren stimmen nicht mehr

Ich schicke Roger Stapleton, zu dessen Hobbys Spezialfragen der Zeitmessung gehören, den Link zu "Warum ein Streit auf dem Balkan die Radiowecker in Deutschland verstellte". Er antwortet:

> Erinnert mich daran, was mein Vater mir über elektrische Uhren erzählt hat. Im letzten Krieg arbeitete das britische Stromnetz an der Grenze seiner Kapazität, deshalb ging das Netz immer wieder tagsüber nach und nachts haben sie es schneller betrieben, damit die Uhren am nächsten Tag wieder stimmen.
>
> Er hat erzählt, dass das gelegentlich nicht klappte, weil die Abweichung zu groß war, um sie in einer Nacht aufzuholen. Dann haben sie in den BBC-Nachrichten durchgesagt, dass elektrische Uhren vorgestellt werden müssen, und auch angesagt, um wie viele Minuten. Ich glaube, er hat was von einer Abweichung um die 20 Minuten gesagt.
>
> Man weiß natürlich nicht, ob das ein Trick war, damit es so aussehen sollte, als ginge es uns schlechter, als das tatsächlich der Fall war, also ob das alles nur "Fake News" für die Deutschen waren ;-)
>
> Oder vielleicht auch, um die Moral der Briten zu stärken, damit man sieht, wie gut wir mit solchen Problemen zurechtkommen!
>
> Ich erinnere mich, dass in Kraftwerken noch lange nach dem Krieg eine elektrische Uhr und eine mechanische nebeneinander angebracht waren, damit man auf solche Fehler kontrollieren konnte. Ich weiß, dass ich das im Kraftwerk von York gesehen habe, und ich glaube, auch in Calder Hall (so hieß das damals, als Atomkraft noch eine feine Sache war), als ich um 1964 dort war.

Er bittet, bei der Veröffentlichung darauf hinzuweisen, dass es sich um die Erinnerungen eines Siebzigjährigen an Dinge handelt, die er als noch nicht Zehnjähriger erzählt bekommen hat. “Memories can sometimes get a bit distorted over that period!”

Roger Stapleton

2000 und 2018

Zum ersten Mal im Internet, mit Telegramm-Funktion!

Ich muss noch mal auf die AOL-CD zurückkommen, die ich unter meinem Bett gefunden habe. Inzwischen habe ich nämlich die beiliegende Anleitung entfaltet, und sie ist voll mit faszinierenden Informationen aus dem Jahr 2000.

Der Einstieg kommt mir aus heutiger Sicht schon mal gar nicht so einfach vor:



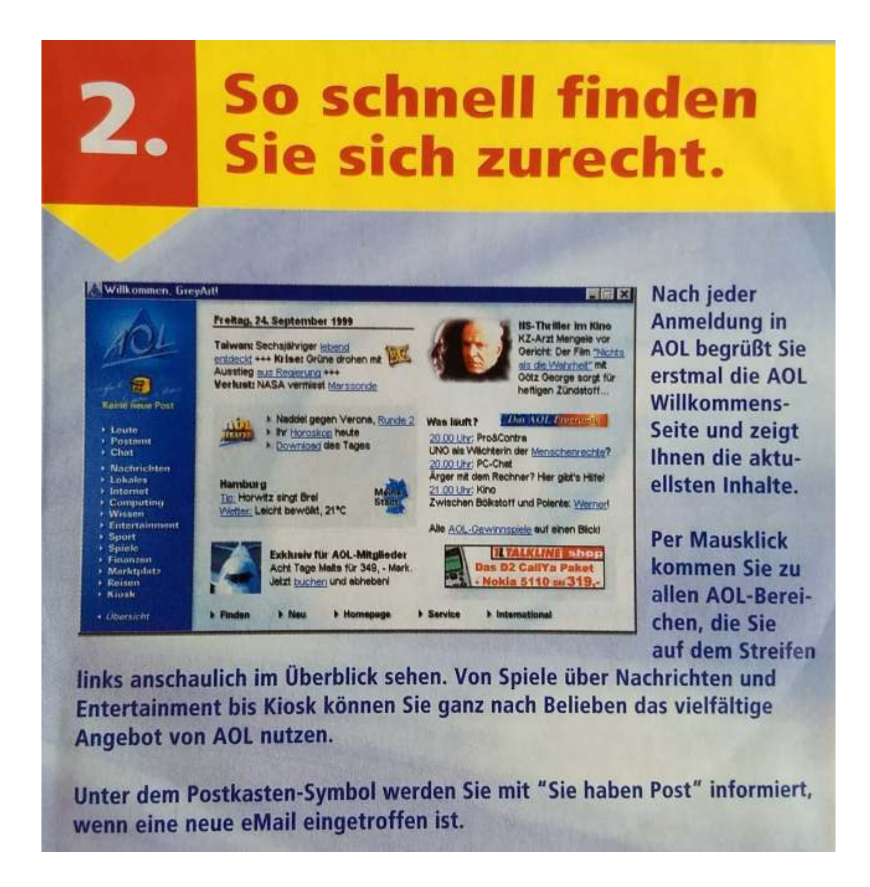
Was ein "ISDN-Adapter" gewesen sein könnte, weiß ich gar nicht mehr. Man brauchte Windows 95 oder 98, aber auch mit Windows 3.x ging es noch. Es muss im Jahr 2000 also noch Menschen gegeben haben, die nicht mal Windows 95 hatten. "AOLSETUP.EXE", so war das früher, Dateinamen hatten maximal acht Buchstaben, Großbuchstaben. Ob alles Weitere dann wirklich wie von selbst geht, kann ich nicht ausprobieren, weil ich weder einen

ISDN-Adapter noch ein Modem noch ein CD-ROM-Laufwerk noch Windows 3.x oder 95 oder 98 habe. Nur noch die AOL-CD ist aus dieser Zeit übriggeblieben wie ein Saurierknochen oder eine Münze aus der Römerzeit. Alle Weichteile sind längst verrottet.

1. 11 Tips, wie Sie AOL sofort nutzen.

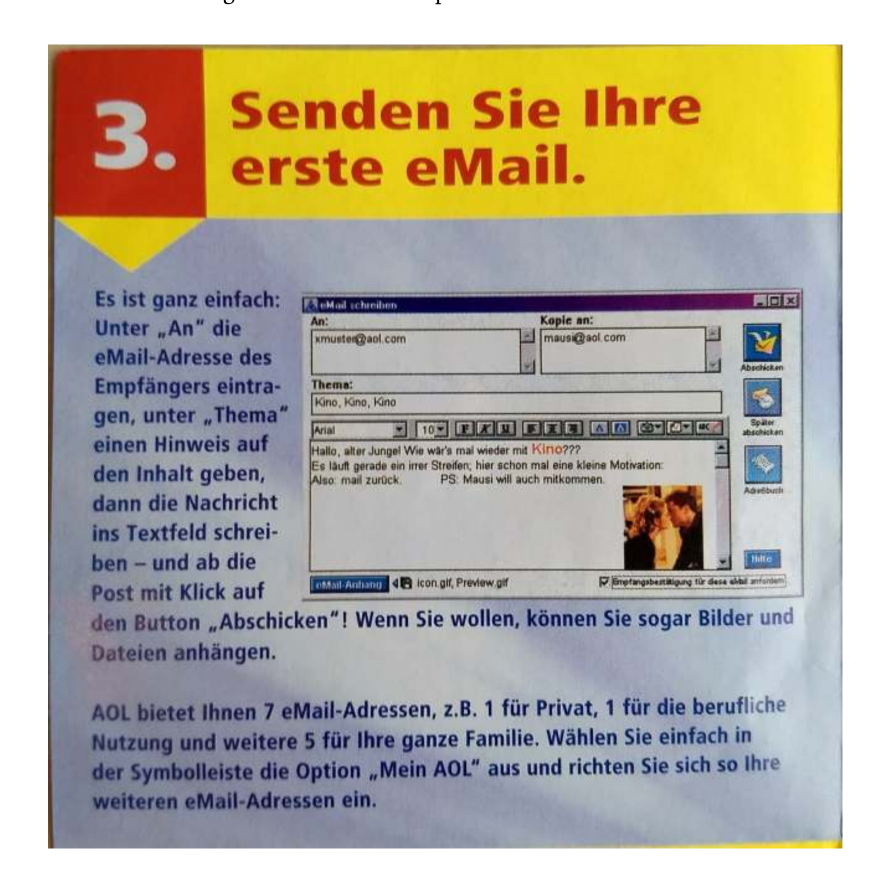
1. 11 Tips auf einen Blick.
2. So schnell finden Sie sich zurecht.
3. Senden Sie Ihre erste eMail.
4. Besuchen Sie Ihre erste Internet-Seite.
5. Gesucht und sofort gefunden.
6. Machen Sie Ihre Freunde zu Buddies.
7. Senden Sie Ihr erstes Telegramm.
8. Schauen Sie mal, was alles drin ist.
9. Erst mal ein Kurztrip ins Reisebüro.
10. Holen Sie Ihre Bank nach Hause.
11. Fax & Anrufbeantworter inklusive.

Am interessantesten scheint mir Punkt 7: Senden Sie Ihr erstes Telegramm. Aus heutiger Sicht undeutbar, sind womöglich echte Telegramme gemeint? Aber erst mal zurechtfinden:



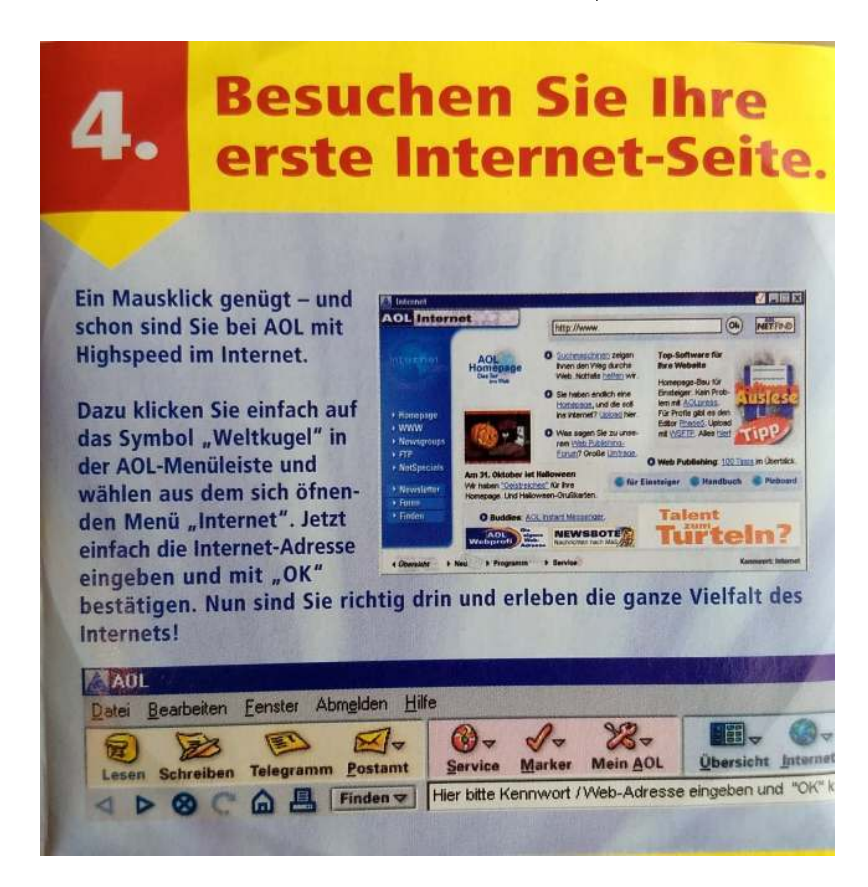
Das Symbol für E-Mail ist 2018 immer noch ein Briefumschlag. Aber 2000 gab es außerdem einen Briefkasten (in der blauen Spalte links), in dem diese Briefumschläge landeten, und einen Menüpunkt "Postamt". Den "Markt-

platz" würde man heute vermutlich auch noch so nennen, aber was mag der "Kiosk" geboten haben? Dosenbier ... wahrscheinlich eher Zeitungen ... waren Zeitungen damals überhaupt schon im Internet?

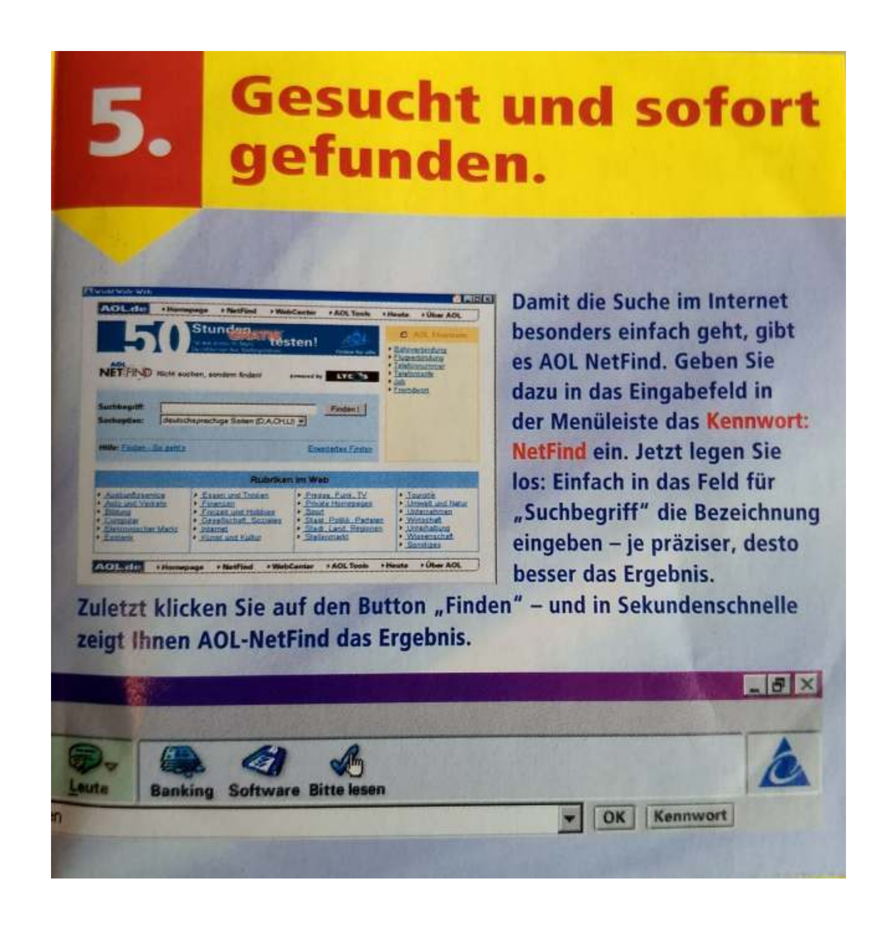


Mail funktioniert nicht wesentlich anders als heute. Überraschend ist hier für mich, dass ich die "7 eMail-Adressen", die die CD verspricht, als 7 Adressen für die Anmeldung an verschiedenen Orten gedeutet habe, 7 Pseudony-

me für dieselbe Person quasi. Aber eine ist für die private Nutzung, eine für die berufliche und "weitere 5 für Ihre ganze Familie". Ob der Inhaber des Accounts und Verfasser der Beispielmail dann auch den gesamten Mailverkehr von "Mausi" und der restlichen Familie mitlesen kann, bleibt offen.



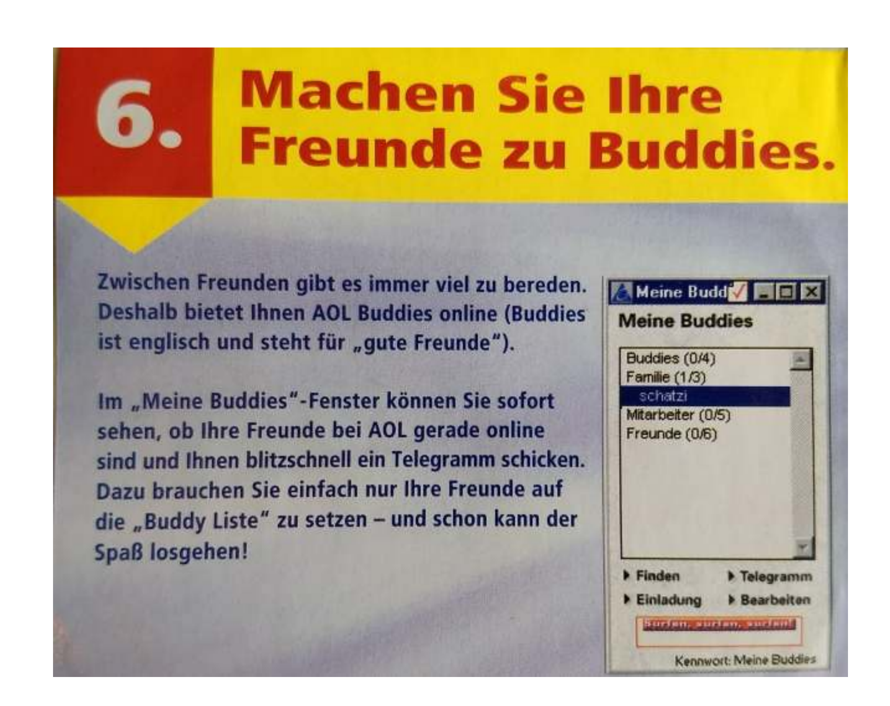
Hihi, “mit Highspeed”, genau wie heute, nur anders. Stimmt ja, man war bei AOL noch gar nicht im Internet, man war erst mal nur bei AOL, das – so wie heute Facebook – ein autarkes System bildete, eine Art Internet im Internet. Die Person, die diese Anleitung getextet hat, fand das auch nicht so toll: Erst wenn man auf die Weltkugel klickt, ist man “richtig drin” und erlebt “die ganze Vielfalt des Internets”. In der blauen linken Spalte: “Homepage”, “WWW”, “Newgroups”, “FTP”, rätselhafte “NetSpecials”, “Newsletter”, “Foren” und eine Suchfunktion.



AOL muss wohl eine eigene Suche gehabt haben, "NetFind", powered by Lycos. "Nicht suchen, sondern finden!" Wikipedia dazu: "Der Artikel 'NetFind' existiert in der deutschsprachigen Wikipedia nicht", in der englischsprachigen auch nicht. Lycos gibt es nicht mehr.

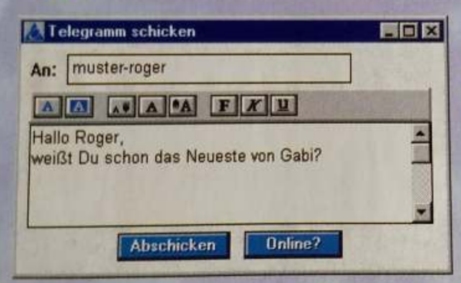


Man kann seine Freunde zu “Buddies” machen, und ich vermute, bei aller Blödheit des Wortes war das eine klügere Wahl als der Begriff “Freunde” bei Facebook, der viel zu viele Artikel nach sich gezogen hat, in denen sich die Verfasser sorgenvoll fragen, ob Facebookfreunde denn *echte* Freunde sein können.



Jetzt klärt sich auch die Sache mit dem Telegramm: Man kann keine traditionellen Telegramme versenden, es handelt sich um einen Messenger! So wie heute, naja, Telegram.

7. Senden Sie Ihr erstes Telegramm.



Überraschen Sie Ihre Freunde doch mal mit einem Telegramm. Ist einer Ihrer Freunde bei AOL gerade online, können Sie ihm mit Doppelklick auf seinen Namen direkt ein Telegramm schicken: Sie brauchen jetzt nur noch in das Textfeld Ihre Nachricht zu schreiben und auf „Abschicken" zu klicken. Ihr Telegramm landet direkt auf dem Bildschirm des Empfängers und kann so umgehend beantwortet werden. Schneller als jede eMail, fast wie am Telefon.
Viel Spaß!

Roger findet es also noch potenziell überraschend, so ein Telegramm zu erhalten, in dem es um “das Neueste von Gabi” geht. Das Telegramm “landet direkt auf dem Bildschirm des Empfängers”, nicht im gelben Postkasten. “Schneller als jede eMail” und, hihi, “fast wie am Telefon”.

9. Erst mal ein Kurztrip ins Reisebüro.

Nichts wie rein ins virtuelle Reisebüro von AOL! Im Bereich Reisen erwartet Sie ein wirklich atemberaubendes Angebot. Hier finden Sie täglich ein aktuelles Reisethema, TV-Tips, ein Top-Angebot und viele Reiseauskünfte.

Vom preiswerten Pauschalangebot bis hin zu einzigartigen Individualreisen, von der Städtetour bis zur Weltreise, vom Flugticket bis zum Mietwagen, bei AOL finden Sie garantiert, was Sie suchen. Gute Reise!

Ich erinnere mich, dass in den 90ern auch für meine Eltern – genau genommen: den Vater – die Planung von Reisen eine der ersten einleuchtenden Funktionen des Internets war. Man musste nicht mehr ins Reisebüro und dann schriftlich bei allen Campingplätzen, Hotels oder Fremdenverkehrsbüros Informationen anfordern, man konnte zumindest manches schon im Netz erledigen. Aber natürlich hat mein Vater dafür nicht AOL benutzt, von diesem minderwertigen Internetersatz habe ich meine Eltern ferngehalten.

10. Holen Sie Ihre Bank nach Hause.

Homebanking mit AOL bietet Ihnen eine Menge Vorteile: Sie brauchen nicht mehr zur Bank fahren, sparen Kontoführungsgebühren und müssen nicht auf Öffnungszeiten achten. Alle Ihre Bankgeschäfte können Sie jetzt bequem von zu Hause aus per PC erledigen, 24 Stunden am Tag, 7 Tage die Woche!



Über den Bereich Finanzen gelangen Sie zu AOL Homebanking und können Ihre Bank auswählen. Mit der kostenlosen Homebanking-Software StarMoney, die sich auf der AOL CD-ROM befindet, wird es für Sie noch einfacher.

Homebanking gab es auch schon, und zwar angeblich mit allen Banken. Vielleicht habe ich AOL unrecht getan und es war eigentlich gar kein so schlechter Internetersatz. Ich musste noch die Bank wechseln, um Onlinebanking zu bekommen, aber das war auch fünf Jahre früher, also wer weiß.



"Das Faxen ist dabei so einfach wie das Versenden von eMails", hier kehrt sich die vorherrschende Metaphorik um und die ältere Technik wird unter Zuhilfenahme der neueren erklärt. Vielleicht wurde das Versenden von Faxen immer schon als kompliziert empfunden? Ich würde mich an dieser Stelle mehr über das Fax als Feature lustig machen, wenn ich nicht durch das Techniktagebuch gelernt hätte, dass auch 2018 das Fax in vielen Teilen der Arbeitswelt noch eine wichtige Rolle spielt. Im Jahr 2000 war es sogar noch ziemlich jung: "Heimisch wurde das Faxgerät in den deutschen Büros aber erst Ende der 1980er Jahre. (...) Bereits ab Anfang der 1990er Jahre kam kaum mehr ein Büro ohne Faxgerät aus." (Wikipedia)

Modernste Technologie also:

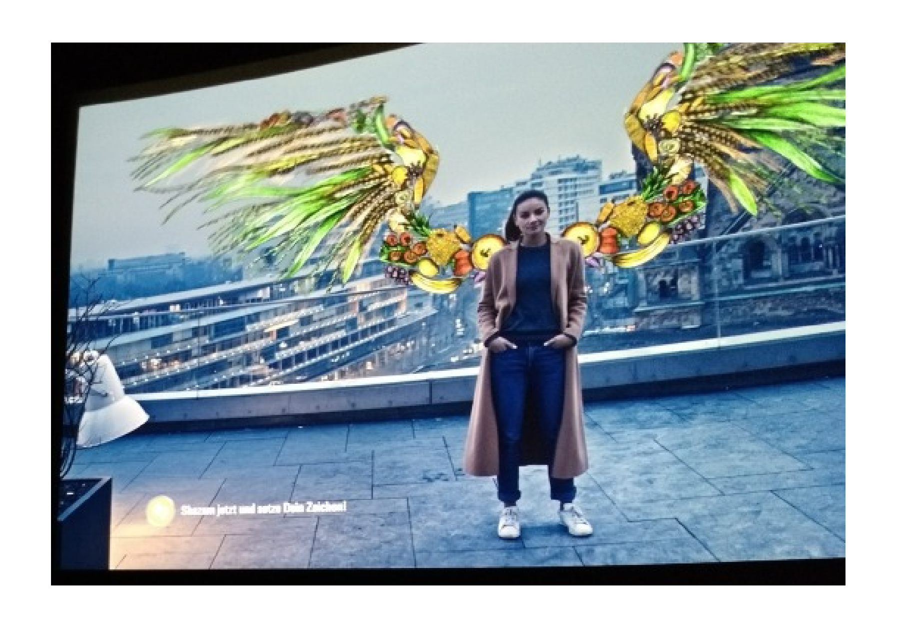
Während ich diesen Beitrag schreibe, sitze ich mit Undine Löhfelm in einem Karstadt-Restaurant und erwarte jederzeit bei Twitter davon zu lesen, dass jemand “zwei mittelalte Frauen” an einem Cafétisch dabei beobachtet hat, wie sie mit größter Aufmerksamkeit die Gebrauchsanweisung einer „AOL 10 Stunden gratis”-CD studieren. Aber das ist nur so eine irrationale Idee, in Wirklichkeit sind die meisten Menschen um uns herum noch viel mittelälter als wir und nehmen sich bei dem Anblick höchstens vor, diese Anleitung endlich auch mal genau durchzulesen.

Kathrin Passig

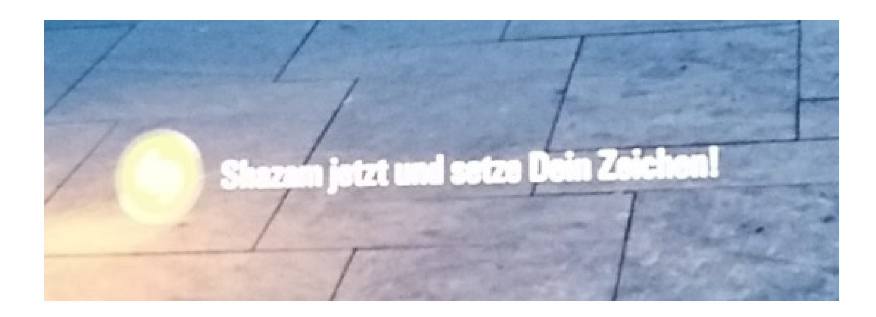
15. März 2018

Neue Techniken, alte Werberhoffnungen

Die Kinowerbung vor dem Film ist so peinlich und quälend wie immer, aber eins ist neu:



Unten links im Bild steht “Shazam jetzt und setze Dein Zeichen!”



Beim ersten Mal schaffe ich es nicht mal, rechtzeitig ein Foto davon zu machen und wäre deshalb auch an Shazam gescheitert. Aber einen Spot später kommt dieselbe Werbung noch mal, und diesmal gelingt mir das Foto. Mit Shazam hatte ich unverändert noch nie Erfolg beim Identifizieren von Musik, deshalb ist die App auf dem aktuellen Handy gar nicht installiert.

Wenn ich sie hätte, wäre aber wahrscheinlich auch nicht das Klanggewaber des Werbespots identifiziert worden, wie ich zunächst vermute, sondern das Bild: Es handelt sich wohl um einen Versuch, den QR-Code zu ersetzen. Mir fehlt weiterhin der Glaube daran, dass irgendwer beim Anblick von Werbung umgehend das Handy zückt, um mehr über das Abgebildete zu erfahren oder auch nur “ein Zeichen” zu setzen, ich halte das für einen Wunschtraum von Werbern. Außer es geht um einen Beitrag fürs Techniktagebuch.

Update: Alexander Matzkeit weiß mehr darüber und hat auch ein Foto von einem shazambaren (für die Schweiz: shazamierbaren) Werbeplakat:



Foto: Alexander Matzkeit

“Im Kino”, erklärt Alexander, “gehe ich definitiv vom Ton aus. Shazam will das schon ganz lange als Idee umsetzen, ich habe davon zum ersten Mal 2011 gehört. Wie es auf dem Plakat funktioniert, muss ich allerdings auch erst noch rausfinden. Ich glaube, hiermit fing es an. Ich erinnere mich noch sehr genau, dass ich es im Osterurlaub 2011 in einem Podcast gehört habe.”

Kathrin Passig

2018

Open Artificial Pancreas System

Es gibt ja einen Haufen Millionen Typ1-Diabetiker, für die das Alltagstechnik ist, dachte ich mir, vielleicht hat das hier auch Platz.

2018 kann ich als Diabetikerin die Steuerung meines Stoffwechsels einem Algorithmus überlassen, muss das System dafür aber noch alleine zusammensetzen.



Ausgehend von einem alten, für die Steuerung von Kraftwerken verwendeten Programm (lineare modellpräventive Regelung) haben Diabetiker[1] in den letzten paar Jahren ein Programm entwickelt, das uns die Entscheidung darüber abnimmt, ob wir jetzt weniger oder mehr Insulin geben sollten. Das Projekt läuft unter #wearenotwaiting (weil es in den Pressemitteilungen über großartige neue Heilungswege immer heißt: in 5 Jahren frühestens, und man danach nie wieder etwas davon hört) und ist ein Open-Source-Projekt. Die Initiatoren haben dafür einige alte Insulinpumpen gehackt, die sich dann durch das Programm steuern lassen[2].

Es läuft entweder auf einem Ein-Chip-Computerchen wie einem Raspberry Pi oder einem Intel Edison (Intel hat die Herstellung leider eingestellt, eine Alternative wird grad gesucht), oder in einer App auf dem Handy, je nach benutzter Pumpe. Alte Pumpen wie meine, von 2006, haben eher Funk. Die anfunkbaren brauchen den Eddy (kann funken) oder den Raspberry, die neueren sind auch über Bluetooth erreichbar. Das Programm gibt dann der Insulinpumpe Signale wie “weniger Insulin” oder “mehr Insulin” für den Zeitraum X, bis mein idealer Blutzuckerspiegel erreicht und gehalten wird. Die Entscheidungen fällt es anhand meiner Blutzuckerwerte, die ich über ein CGM-System (*continuous glucose monitoring*) sammele und irgendwie ins Programm einspeisen lasse, alle 5 Minuten. Wenns läuft, ist es ein *closed loop*, und macht uns also zu Loopern.

[1]Die ersten waren 2015 Dana Lewis und Scott Leibrand, beide immer noch sehr aktiv dabei. In Deutschland hat Saskia Wolf das Loopen in Bewegung gebracht.

[2]In der Pumpentherapie wird die für den Grundbedarf des Körpers täglich benötigte Insulinmenge *Basalrate* genannt. Der Bedarf ist je nach Tageszeit verschieden hoch, und ist für jede Stunde oder halbe Stunde in die Pumpen programmierbar. Alles, was ich zum Essen brauche, gebe ich als *Bolus* in die Pumpe ein. Wenn man mal wegen Hormonen oder Krankheit oder Party oder *what not* mehr oder weniger Insulin über einen längeren Zeitraum benötigt, stellt man sich eine *temporäre Basalrate* ein. Auf die Steuerung dieser temporären Basalraten hat das Programm Zugriff.

Neulich sagte jemand, dass hinter jeder App viel mehr Arbeit steckt als ersichtlich, hier sind wir als ein Haufen Betatester alle von Anfang an dabei. Ich bin schon die Nachhut, die gar nicht coden kann, fühle mich aber an MSDOS-Zeiten erinnert, wo Trial and Error dazugehörten und das Funktionieren nur eine Option unter anderen war.

Gestartet bin ich über die wunderbar gehaltenen Anleitungen im Netz, deren größter Vorteil die Methode *idiotensicher und c/p* ist. Sogar das Drücken der Enter-Taste wird erwähnt, was sehr hilfreich ist, wenn man keinerlei Ahnung hat. Auf github habe ich ja am Anfang nicht mal die Verben und Substantive verstehen können, inzwischen habe ich eine ungefähre Ahnung, mehr nicht, aber es funktioniert. Das Programm selber wird dauernd aktualisiert, es wird ständig angepasst und weiterentwickelt, weil ja jeder Körper eigene Bedürfnisse hat.

Ich verwende das System seit 2 Monaten, davon lief es vielleicht 2 Wochen, nicht durchgehend. An seiner Peripherie liegen die Blutzuckersammelmethoden, die auch alle einen selbstgebauten Teil haben. Viele Daten müssen da dauernd wandern, deshalb hakt es häufiger mal, da ist eine Bluetooth-Verbindung unzuverlässig, oder der Wechsel zwischen WLAN und 3G klappt nicht, oder man ist in Brandenburg, oder hat einen Haken in einer der Apps falsch gesetzt. Die Bausteine fürs CGM sind anfällig für Fehler, und die Syntax für das OpenAPS hat auch Bugs, oder ich hab irgendwas falsch copypastet. Wenn es nicht lief, musste ich früher immer das ganze System neu aufsetzen, inklusive Handy-Reset. Jetzt frage ich auf gitter oder Facebook direkt bei den Entwicklern nach, schildere mein Problem so deutlich wie möglich, durch Kopieren der diversen Logbücher, und erhalte meistens in kurzer Zeit von irgendwo auf der Welt Hilfe, die ich nach längerem Nachdenken auch verstehe und im Glücksfall nur einpasten muss.

Die Zahl der Downloads der verschiedenen Typen an Closed-Loop-Software hat sich in den letzten Wochen verdoppelt auf ca. 1000, in Deutschland sind wir um die 50-70. Das sind noch nicht so viele, aber es fühlt sich in der Szene schon ein bisschen nach einem Hype an. Ich merke den DIY-Anteil daran sehr deutlich, je mehr Coder an einem Teil des Systems beteiligt wa-

ren, desto sicherer und runder läuft es. Es ist wie ein Ameisenbau mit vielen Spezialisten, man meint das Vergnügen zu spüren, das Programm so komplex wie nötig gestalten zu können, *and then some*. Beim Anpassen der Hard- und Softwareteile bleibt oft kein Stein auf dem anderen. Es geht schnell und die Leute sind gut.

Die Verwendung der APS-Systeme ist 2018 noch eine juristische Grauzone, ein Diabetologe darf die Sache nicht weiterempfehlen oder bewerben, er kann nur darüber informieren. Find ich doof, schließlich sind wir es gewohnt, Verantwortung über sämtliche therapeutischen Maßnahmen alleine zu tragen, inklusive der Menge an Insulin oder Kohlenhydraten, die wir uns geben. Der Minipankreas wird ja vom Benutzer ans Seil gelegt, ich gebe Grenzwerte ein, und so weiter. Im Nebeneffekt muss ich meinen Stoffwechsel noch einmal sehr genau analysieren und dokumentieren, als Grundlage für das Programm, weiß also mehr über mich und nicht weniger, wie man ja bei Automatisierungen annehmen könnte. Und es macht Spaß.

Doro Horedt

22. 3. 2018

Kindergartenvortragstechnik im 21. Jahrhundert

In unserem Kindergarten gibt es jedes Jahr eine Themenwoche, in der jede Gruppe ein Land vorstellt, aus dem die Familie eines der Kinder kommt. Ich habe mich in diesem Jahr dazu freiwillig gemeldet. Im Vorlauf der Veranstaltung besuche ich daher morgens den Kindergarten, um den Kindern kurz mein Geburtsland Kolumbien näherzubringen. Am Vorabend überlege ich, wie ich das am besten anstelle. Ich bin Unireferate und Präsentationen für die Arbeit gewohnt, für Kinder ab 3 habe ich so etwas noch nie gemacht.

Man soll im besten Fall etwas Landestypisches zeigen, wurde mir gesagt, etwas zum Anfassen mibtringen, Musik und Bilder. Von meinen Eltern habe ich ein paar Requisiten wie Wandteppiche und eine gewebte Tasche mitge-

nommen und ich fülle eine kleine Dose mit Kaffeebohnen, die ich später an die Kinder verteilen möchte. Doch an Bild- und Tonmaterial fehlt es mir noch.

Auf der Wikipediaseite über Kolumbien lese ich über die Vielzahl von heimischen Früchten, Produkten und endemischen Tieren nach. Hier finde ich auch die Information, dass es in Kolumbien nicht nur eine, sondern eine Vielfalt von verschiedenen Volksmusiken gibt. Ich gebe ein paar Schlagworte bei Spotify ein, wo wir einen Familienaccount haben und nach ein wenig Herumhören entscheide ich mich für dieses Album mit Liedern aus den walzerähnlichen Musikstilen Bambuco und Pasillo, die mir als Hintergrundmusik für einen Vortrag geeignet erscheinen. Da es im Kindergarten kein WLAN gibt, das ich nutzen kann, lade ich die Playlist auf unser Windows-Tablet herunter. Ich überlege noch, ob ich die kleinen Boxen unseres Tower-PCs mitnehmen muss, doch die eingebauten Lautsprecher des Tablets auf höchster Stufe reichen für meine Zwecke völlig aus.

Auf Google Sheets stelle ich am PC eine kurze Bilderpräsentation zusammen. Sie besteht unter anderem aus einem Screenshot von Google Maps, der die Distanz von unserer Heimatstadt zur kolumbianischen Hauptstadt Bogotá zeigt, Fotos von Orten in Kolumbien und den Kindern bereits vertraute Produkte wie Bananen, Avocados, Kakao und Kaffee sowie landestypische Gegenstände. Auch die Präsentation lade aus dem Google Drive auf das Tablet herunter, als Microsoft Powerpoint-Datei. Für viele der Kinder wird es wohl die erste Powerpoint-Präsentation ihres Lebens sein.

Beim Vortrag stehe ich inmitten der Kinder und wische mit dem Finger über das Tablet, das ich auf die höchste Helligkeitsstufe gestellt habe, um die einzelnen Sheets zu zeigen, während die Musik im Hintergrund läuft. Keines findet diese Technik sonderlich bemerkenswert, alle konzentrieren sich auf die gezeigten Bilder, freuen sich über die, die sie erkennen und fragen nach denen, die neu für sie sind. Es ist das wohl dankbarste und fröhlichste Publikum für eine Powerpoint-Präsentation, das ich bisher erleben durfte und wir verbringen eine angenehme halbe Stunde zusammen, nach der auch ich viel mehr über mein Herkunftsland weiß, als zuvor.

Am Schluss verteile ich Malvorlagen mit Menschen in kolumbianischer Tracht, die ich im Netz gefunden und zu Hause auf unserem Laserdrucker ausgedruckt habe. Zwei Tage später hängen diese schon bunt ausgemalt im Kindergarten an der Wand.

Angela Heider-Willms

2018-04-05

Die rätselhafte Geldtankstelle

Dass es in meiner neuen Heimat Banken zum Durchfahren gibt, wusste ich. Aber die Geldtankstelle in Wheaton, Illinois beeindruckte mich dann doch noch, auch nach acht Jahren hier.



Dabei ist es eigentlich logisch: Wenn man durch das Autobanking schon Zeit sparen will, darf man natürlich nicht im Stau vor einem einzelnen Geldautomaten warten müssen.



Aber auch an der Geldtankstelle geht der Fortschritt nicht spurlos vorbei. Vier der acht Spuren sind gesperrt und stillgelegt. Dort sind keine Geldautomaten, sondern seltsame Säulen, die fast außerirdisch wirken.



Es muss sich um eine Art Rohrpostsystem gehandelt haben, vielleicht zum Deponieren der Tageseinnahmen aus den Registrierkassen von Geschäften.



Worüber die Menschen damals allerdings redeten, oder vielmehr nicht reden konnten, während die Röhre reiste, bleibt rätselhaft.

André Spiegel

April 2018

Aus der Mitte entspringt ein Zweifel

Schon seit einer Weile nutze ich SwiftKey, eine Tastatur-App für Smartphones. Ein Vorzug gegenüber der Default-Tastatur von Android sollen unter anderem ›intelligente‹ (also besser passende) Wortvorschläge sein. *Wie* gut die Vorschläge sind, war mir allerdings bis vor Kurzem noch nicht aufgefallen. In letzter Zeit passiert es mir immer häufiger, dass ich einen halben Satz schreibe und SwiftKey weiß, wie die andere Hälfte lautet, die bisher – so glaubte ich – nur in meinem Kopf war. Um ihn hinzuschreiben, muss ich nicht mehr tun, als immer auf das mittlere der drei Felder mit Wortvorschlägen zu tippen.

Das stürzt mich in Zweifel: Sind die Inhalte, über die ich schreibe, wirklich so vorhersehbar? (Wahrscheinlich.) Sind die Formulierungen, die ich wähle, wirklich immer dieselben? (Offensichtlich.) Und was ist zu tun? Einfach immer in die Mitte tippen und Lebenszeit sparen? Der Impuls, der sich in mir regt, ist ein gegenteiliger: Damit SwiftKey nicht immer weiß, wohin die Reise geht, formuliere ich um – ungefähr so, wie man überraschend abbiegt, um einen lästigen Verfolger abzuschütteln. Gleichzeitig fühlt es sich albern an. SwiftKey ist ja nicht schuld an der Repetitivität des Alltäglichen, sondern macht diese nur sichtbar. Aber es ist schwerer, sich damit abzufinden, wenn man stets aufs Neue vor Augen geführt bekommt, dass man immer wieder den gleichen Scheiß schreibt.

Passenderweise ist auch dieser Beitrag weniger originell, als er womöglich sein könnte. Er wurde auf einem Android-Smartphone mit SwiftKey verfasst – wenn auch im Bemühen, so selten wie möglich in die Mitte zu tippen.

Christopher Bergmann

7. April 2018

Folgenloses Musikhören im Café

Ich sitze in einem Café. Es läuft Musik von der Band "Air". Ich freue mich, weil ich Air eigentlich ganz gern höre, mich aber bei last.fm und Spotify nicht traue. Beide kommen sonst sofort auf die Idee "Aha, hier will jemand den Mainstream von vor 20 Jahren hören, bitte sehr, hier ist noch viel mehr davon! Massive Attack! Portishead! Kennst du bestimmt noch nicht, wird dir gefallen!" Es ist auch so schon schwer genug, die beiden dazu zu bewegen, mir etwas Neues vorzuspielen. Immer wenn ich solche Musik an öffentlichen Orten höre, denke ich, dass mir das wieder den Stream verdirbt und bin dann erleichtert, wenn mir einfällt, dass ich die Musik einfach so hören kann, folgenlos.

Kathrin Passig

13. April 2018

Lieber geschickt als weggeworfen

Kurz vor der Sicherheitskontrolle am Flughafen von Lissabon wollen wir noch schnell unser restliches Wasser austrinken, weil man sich ja nach wie vor nicht mit mitgebrachtem Wasser an Bord versorgen darf. Zu explosiv oder so.



Damit man in seinen Sachen kramen kann, steht ein blecherner Tisch bereit, auf dem wir unser Handgepäck ablegen, um nach den Flaschen zu suchen. Dabei fällt mein Blick auf einen Automaten, den ich beim flüchtigen Hinsehen als Getränkeautomaten identifiziere und ich denke gleich “So ein Quatsch! Wer kauft denn hier noch was zu trinken?”



Dann schaue ich aber genauer hin und entdecke in die Förderschnecken eingefädelte, frankierte Versandtaschen. Eine kleine kostet 4,65 Euro oder so. Ich habe es mir nicht genau gemerkt, aber auch die großen waren für weniger als 5 Euro zu haben. Direkt neben dem Versandtaschenautomat hat man auch einen Briefkasten aufgestellt.



Wie viele liebgewonnene Taschenmesser oder in den aufgegebenen Koffer zu stecken vergessene Maniküregerätschaften, mit denen man ja problemlos ein Flugzeug entführen könnte, mögen so schon auf dem Postweg zu ihrem Besitzer zurückgefunden haben? Vielleicht hätte man in einen Schneckenförderer auch noch Stifte einsortieren sollen, denke ich jetzt, wo ich das schreibe.

Markus Winninghoff

Februar bis April 2018

Die letzte SMS

R. muss wieder ins Krankenhaus und wird dorthin seinen Laptop nicht mitnehmen. Ein Smartphone hat er auch nicht. Man kann ihm ins Krankenhaus nur SMS-Nachrichten schreiben. Aus den vergangenen Jahren weiß ich schon, dass meine Nachrichten ihn nicht erreichen und seine mich nicht. Also nicht nur ein paar Stunden später, sondern überhaupt nie. Unsere Mobilfunkanbieter mögen einander nicht.

Vor unserem Treffen habe ich die nutzlose, 2017 gekaufte Congstar-SIM ins zweite SIM-Kartenfach meines Handys eingelegt und am Kiosk ein kleines Guthaben gekauft. Am Wohnzimmertisch schicken wir uns Testnachrichten. Und sie kommen an!

Dann fährt R. ins Krankenhaus und ich in die Schweiz. Als ich wieder in Berlin bin, frage ich per SMS, wie es ihm geht und ob man ihn besuchen kann. Es kommt keine Antwort. Diesmal liegt es nicht an der SIM-Karte.

So war es auch schon 2014 beim Tod von U. Im Moment ist offenbar die SMS der Kommunikationskanal, der bis ganz zum Schluss funktioniert. Ähnlich wie beim Gehirn, wo auch die entwicklungsgeschichtlich neueren Funktionen zuerst ausfallen, während auf das Stammhirn noch lange Verlass ist.

Ich behalte die SIM noch ein paar Wochen im Handy. Meistens zeigt sie vier Striche an. Ich könnte R. jetzt sehr gut erreichen.

Kathrin Passig

17. April 2018

In den 40er Jahren gibt es noch keine Kartenzahlung, aber sehr viele Steckdosen

Ich kenne inzwischen jede öffentliche Steckdose in St. Andrews und weiß, dass die meisten von Studierenden umlagert sind. Deshalb teste ich heute ein neues Café. Es ist im 40er-Jahre-Stil eingerichtet und voll mit alten Bügeleisen, von der Decke hängenden langen Unterhosen und abscheulichem Nippes. Die 40er Jahre waren schon eine schwere Zeit. Und dann nicht mal Kartenzahlung!



Das Laminieren von Aushängen war bestimmt auch noch nicht erfunden, und die Schriftart American Typewriter wird es noch dreißig Jahre lang nicht geben. Aber dafür ist das Café mit einer vorbildlichen Menge Steckdosen versehen und die Deko scheint ein sehr altes, an den Steckdosen desinteressiertes Publikum anzuziehen.



Aus dem Radio kommt 40er-Jahre-Musik. Leider ist die Rückwand der Vergangenheit diesmal fest verschraubt und ich kann nicht nachsehen, ob wieder die Gegenwart darin versteckt ist. Hinter dem Gitter an der Vorderseite erkennt man jedenfalls ein verdächtiges Zweitgitter:



Alles in allem bin ich zufrieden mit den 40er Jahren und bezahle dafür gern mit Bargeld.

Kathrin Passig

April 2018

Nachrichten aus der Knautschzone

Ich gebe bei Penny Einwegflaschen zurück – oder genauer: Ich *will* bei Penny Einwegflaschen zurückgeben. Aber vor mir ist jemand, der einen ganzen Sack Flaschen zurückgibt. Derjenige gibt jeweils eine der Flaschen in den Automaten, der sie einzieht, und wartet dann ein paar Sekunden, bevor er die nächste Flasche zuführt. Vielleicht weil er weiß, dass ich weiß, dass ich noch eine ganze Weile hinter ihm werde warten müssen, erzählt er mir etwas. Er

erläutert, warum er nach dem Einschieben jeder Flasche eine kleine Extra-Pause einlegt. Eigentlich, sagt er, wäre der Automat schon früher bereit, eine neue Flasche aufzunehmen. Warte man aber ein wenig länger, werde die vorherige Flasche im Inneren des Automaten gründlicher geknautscht – ein Prozess, der unterbrochen werde, wenn man eine Flasche zuführt, sobald der Automat das akzeptiert. Dann aber, wenn die Flaschen nur halbgründlich geknautscht werden, werde der Auffangbehälter für geknautschte Flaschen des Automaten schneller voll und dann müsse man das Personal des Supermarkts rufen, um den Behälter zu leeren, und verliere viel Zeit. Die kleine Extra-Pause vor jeder Flasche, so verstehe ich ihn, erhöht seine Chance, den ganzen Sack voll Flaschen in einem Rutsch zurückzugeben, bevor der Behälter voll wird.

Die Geschichte klingt etwas esoterisch – aber tatsächlich: Wenn man eine Flasche in den Automaten gibt und dann wartet, hört man ein Knautschgeräusch, das noch anhält, wenn man eigentlich schon die nächste Flasche hineingeben könnte. Tut man das zum frühestmöglichen Zeitpunkt, scheint das Knautschgeräusch vorzeitig zu verstummen. Wenn der Mann Recht hat, verfügt der Automat also über einen Ausgleichsmechanismus zwischen Geschwindigkeit und Gründlichkeit: Wenn genügend Zeit ist (zum Beispiel, wenn nur eine einzige Flasche abgegeben und danach direkt der Pfandbon angefordert wird), knautscht der Automat die Flaschen besonders effektiv. Wenn aber der Benutzer drängt, knautscht er sie besonders effizient: zügiger, aber trotzdem gerade gründlich genug, um zu verhindern, dass der Behälter alle naselang voll wird.

Obwohl ich nicht mal sicher weiß, ob die Theorie des Mannes stimmt, empfinde ich eine gewisse Rührung angesichts der Tatsache, dass mindestens zwei Leute über den Rückgabemechanismus des Pfandautomaten bei Penny nachgedacht haben müssen: der Erfinder und der Mann mit den vielen Fla-

schen. Meine eigenen Flaschen habe ich dann auch noch abgegeben bekommen – natürlich mit einer kleinen Kunstpause vor jeder einzelnen davon, zu Ehren des Flaschenmanns, der mir den Automaten (vermutlich) erklärt hat.

Christopher Bergmann

27. April 2018

Mein Handygebrauch ist höflich, aber nicht höflich genug

Ich gehe mit einem Coworkingspace-Mitbewohner spazieren. Pokémon fange ich dabei nur mit dem unauffälligen Fanggerät Go Plus, denn das funktioniert endlich wieder, und ich bin erst vor wenigen Wochen von Jan Kalbitzer beim Spazierengehen dafür kritisiert worden, dass ich im Gespräch aufs Handy schaue. Da ich mit Jan vorher schon mehrmals pokémonfangend und redend unterwegs war, hatte ich das nicht für weiter erklärungs- oder entschuldigungsbedürftig gehalten, aber es irritierte ihn, und seitdem versuche ich in Gesellschaft nur das Go Plus zu verwenden.

Gelegentlich aber muss man eben doch aufs Handy sehen. "Ich schaue nicht gelangweilt aufs Handy, ich mache nur Pokémon-Dinge, aber dabei muss ich mich nicht konzentrieren, ich höre dir zu", sage ich. „Das ist schon so was wie ein Zwang, oder?", sagt der Mitbewohner.

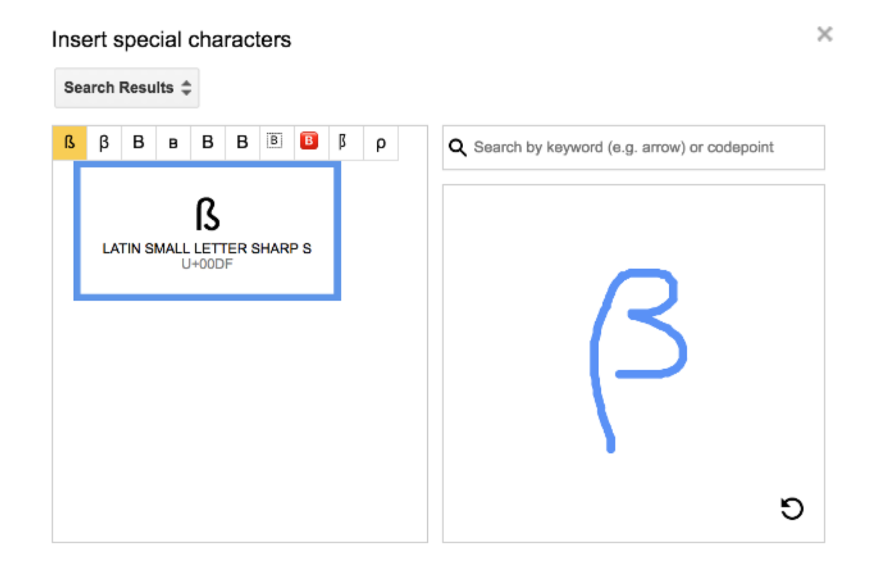
Ich ärgere mich ein bisschen, weil ich diesem Reflex zu oft begegne. Alles, was man unter Zuhilfenahme von Geräten macht, die älter als zehn oder zwanzig Jahre sind, darf ein Hobby sein und ist wahrscheinlich sogar gesund. Alles Neuere gilt erst mal als Zwang. Oder bin ich wirklich unhöflich? Aber wenn ich mich stattdessen für Vögel oder Wolkenformationen interessieren würde, gälte es doch auch nicht als Zwang, dass ich sie parallel zum Gespräch wahrnehme? Der Blick aufs Handy ist sozial so problematisch, dass gar nicht schnell genug noch mehr Linderungsgeräte wie das Go Plus, die Apple Watch und die angekündigten unauffälligeren AR-Brillen erfunden werden können.

Kathrin Passig

Mai 2018

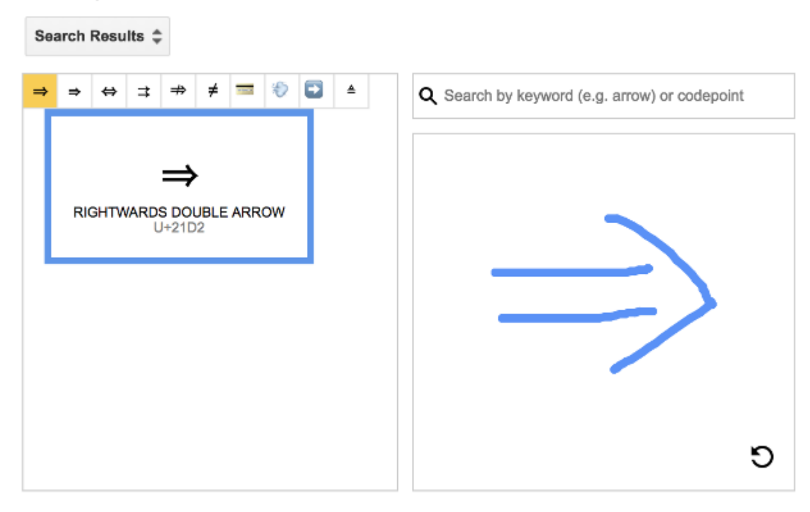
Renaissance der Handschrift

Bei Google Docs kann man Buchstaben jetzt wieder so eingeben, wie es von Anbeginn der Menschheit vorgesehen war: per Handschrift. Beim Schreiben von Zeichen, von denen man genau weiß, dass es sie gibt, und auch, wie sie unfähr aussehen, aber nicht, unter welchem Namen sie im Unicode-Zeichensatz stehen, ist das sehr hilfreich.

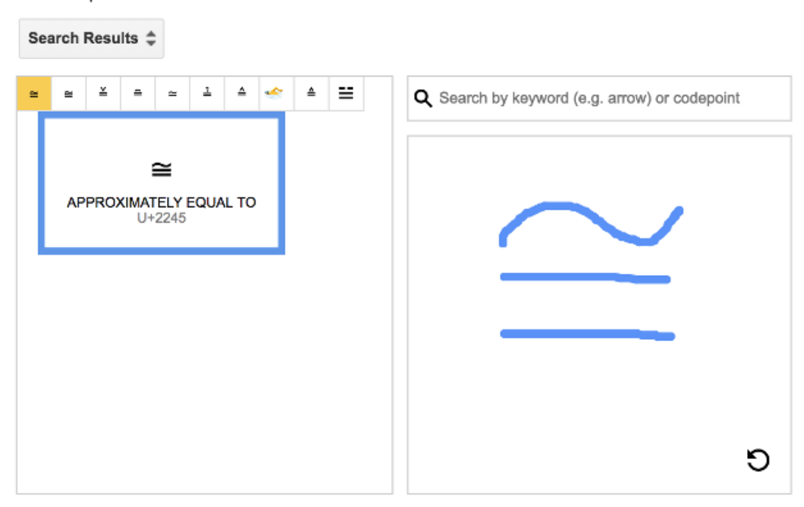


Und es funktioniert ausgezeichnet.



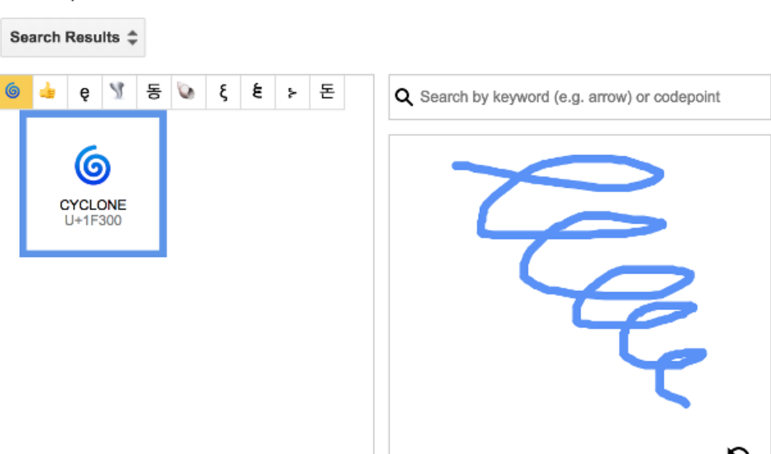


Mathematiker – und solche, die es werden wollen – sind begeistert.

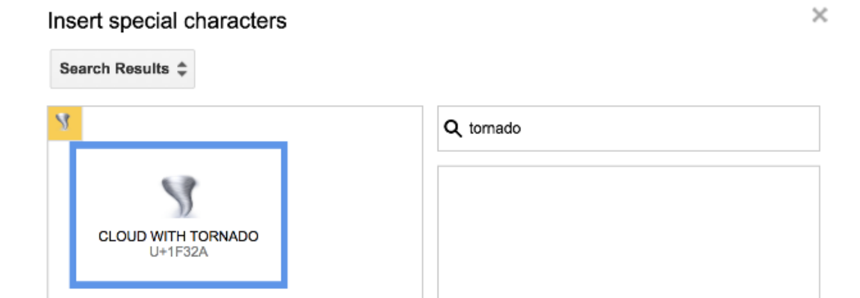


Tatsächlich scheint es Texteingabe per Handschrift schon länger zu geben bei Google. Uns erreichen Berichte aus dem Jahr 2013 darüber. Benutzt zu haben scheint das allerdings bisher niemand. Die hier beschriebene Funktion zum Eingeben von Sonderzeichen in Google Docs ist offenbar wirklich neu, jedenfalls ist sie bislang noch niemandem von uns aufgefallen.

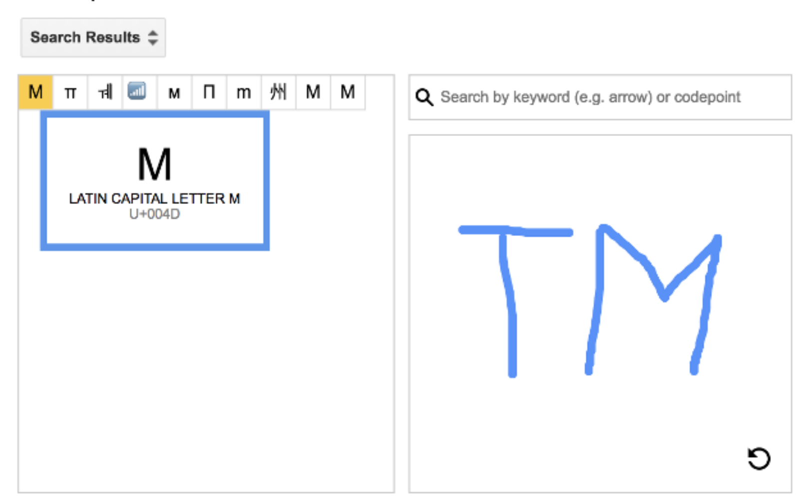
Was mir damit allerdings nicht gelingt: einen Tornado einzugeben. Google Docs beharrt darauf, dass ich bestimmt einen Zyklon meine.



Aber ich meine wirklich einen Tornado.

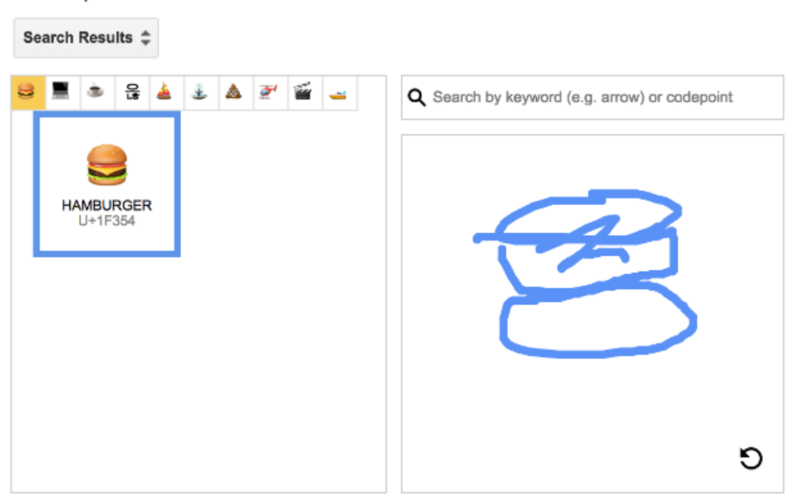


Und beim Trademark-Zeichen hat Google irgendwie einen blinden Fleck.



Aber immerhin gibt es was zu essen.





André Spiegel

9. Mai 2018

Der vielbeschäftigte Architekt Imhof delegiert eine Aufgabe

Eigentlich sind Kathrin und Lukas schon am Aufbrechen, als Lukas fragt: „Du hast doch auch so ein iPhone, oder?“ Ich bejahe und er meint: „Dann muss ich dir unbedingt noch eine App empfehlen.“ Die Die Post mache es nämlich möglich, dass man jeden Tag direkt vom klugen Telefon aus gratis – GRATIS – eine Postkarte verschicken könne. Eine Gratiskarte alle 24 Stunden. Die Qualität der Karten sei sehr überzeugend, wie echt, sozusagen, abgesehen von ein bisschen Werbung, die halt drauf sei wegen dem Gratis; auf der Bezahlvariante, die es auch gebe, falle die Werbung weg. Er werde mir gleich

eine solche Karte schicken. Ob ich ein Bild von seinem Auto wolle oder lieber was anderes, einen Hund, zum Beispiel? Dann erzählt er, dass er fast jeden Tag jemandem eine solche Karte schicke und immer wieder erstaunt sei, wie sehr sich die Leute darüber freuten. Und schliesslich sagt er noch: „Das habe ich dir jetzt erklärt, damit du im Techniktagebuch darüber schreibst und ich das nicht selbst machen muss."

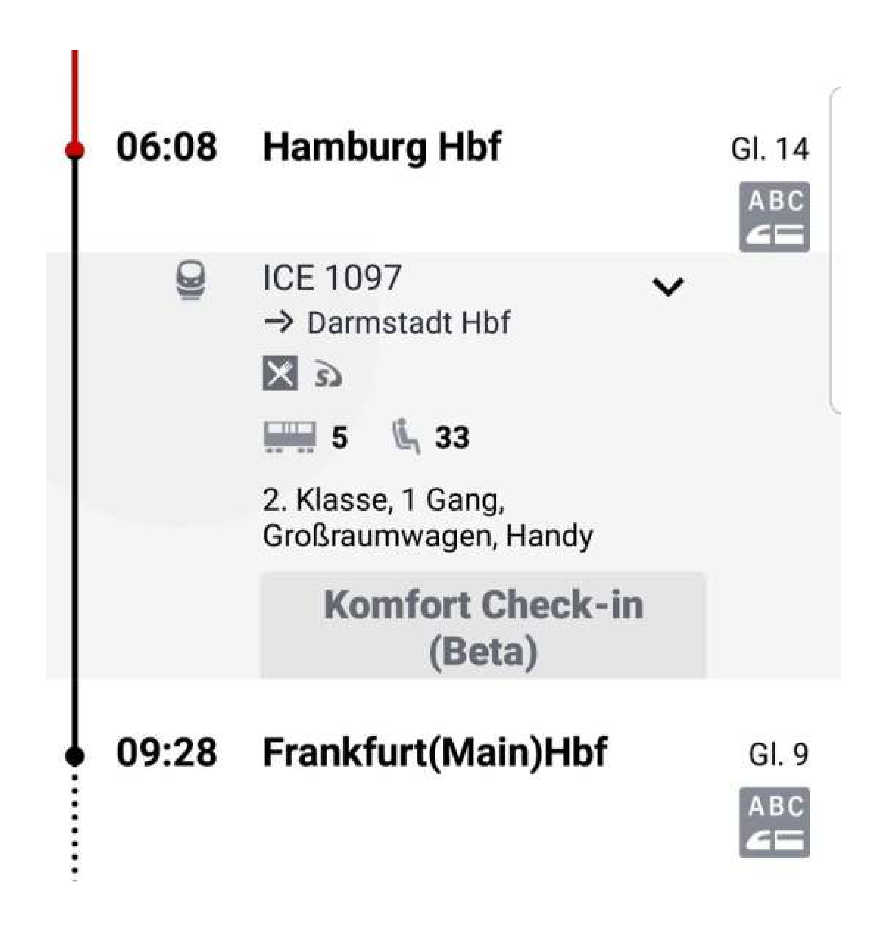
Ein paar Tage später liegt tatsächlich eine schöne, sehr echte Karte in meinem Briefkasten und ich freue mich.

Franziska Nyffenegger

14. Mai 2018

Komfortgewinn beim Bahn Check-in: wie gewonnen, so zerronnen

Auf meiner Bahnfahrt von Hamburg nach Frankfurt erscheint in meinem "Handy Ticket" die Anzeige:



Komfort Check-in! **Mehr Komfort bei der Bahnfahrt, und das mit Technik!** Ich bin begeistert, das muss ich natürlich sofort ausprobieren.



Was ist **Komfort Check-in**?



Ungestörtes Reisen

Mit dem Komfort Check-in werden Sie nicht mehr kontrolliert. So können Sie Ihre gesamte Fahrt entspannt und in Ruhe genießen.

Der Komfort Check-in steht Ihnen vorerst auf ausgewählten Strecken zur Verfügung.

Entspannt und in Ruhe die Fahrt genießen. Das wollte ich schon immer mal. Die Bahn-App weiß auch, wie das funktioniert!



Wie funktioniert **Komfort Check-in?**



Machen Sie den Check

1) Zug überprüfen

Stellen Sie sicher, dass Sie im richtigen Zug sind.

2) Platz überprüfen

Nehmen Sie den reservierten Platz auf Ihrem Ticket ein.

3) Einchecken und Entspannen

Der Zugbegleiter kann sehen, dass Sie eingecheckt sind.



Und: Die Zugbegleiter sind natürlich weiterhin für mich da! Nur gelegentlich könnte es sein, dass ich doch noch kontrolliert werde:



...und wussten Sie schon?



Wir unterstützen Sie gerne

Natürlich sind Ihre Zugbegleiter weiterhin für Sie da. Sie helfen Ihnen gerne weiter.

Stichproben

Hin und wieder werden Stichproben durchgeführt. Führen Sie weiterhin alle relevanten Dokumente mit sich.

Wir wünschen Ihnen eine entspannte Reise!

☐ Diese Meldung nicht mehr anzeigen.

Los geht's



Ich bestätige den Check-in (Beta):

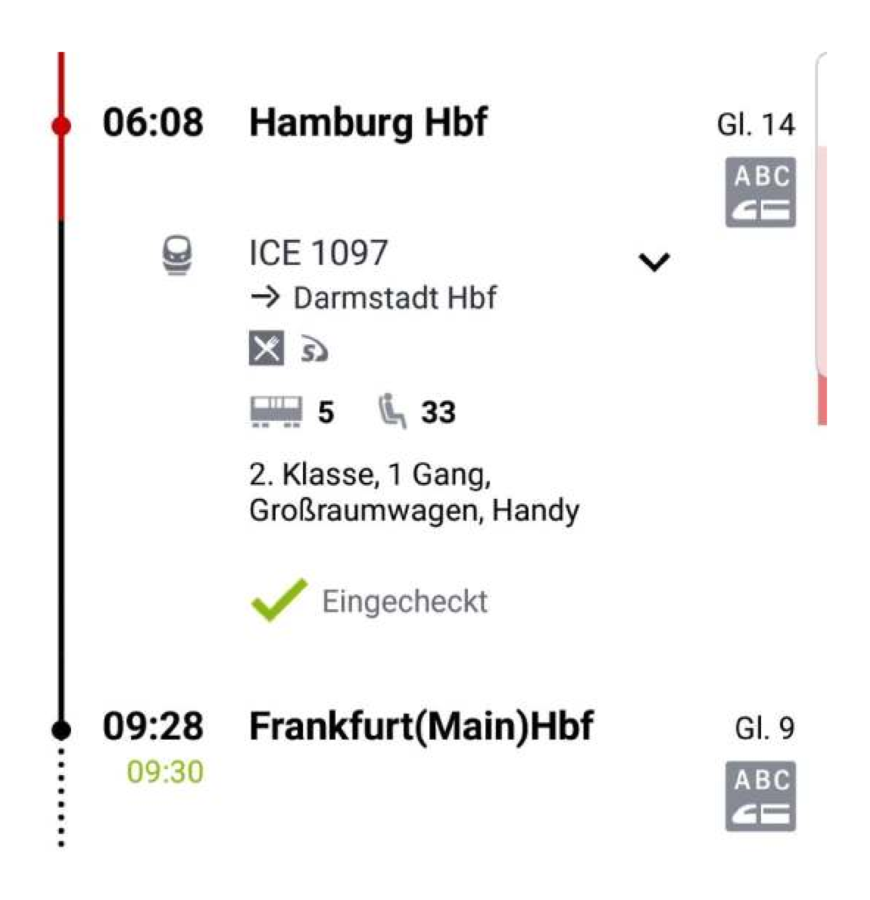
Komfort Check-in (Beta)



Ich bin an meinem reservierten Sitzplatz angekommen und möchte mein Ticket selbst entwerten.

ABBRECHEN BESTÄTIGEN

Und nun steht es dort: ich habe tatsächlich eingecheckt!



Ich berichte der Techniktagebuch-Redaktion von diesem Technik-Erlebnis.

Nordamerika-Korrespondent André steuert bei, dass solch ein technikbasierter Self Check-in sehr souverän aussähe. Auch das Versprechen, vollkommen entspannt reisen zu können, wird als sehr verlockend gelobt.

Dann aber hat die Redaktion doch viele Fragen zu diesem Vorgang: Woher weiß der Schaffner eigentlich, dass ich eingecheckt bin? Und was ist, wenn ich unberechtigt auf dem Platz sitze? Oder nicht die passende Bahncard dabei habe?

Ich erläutere, dass ich den komfortablen Service nur nutzen kann, wenn ich auf dem Platz sitze, für den ich ein Ticket und eine Reservierung habe.

Nachdem gerade erst mehrfach die neue DSGVO und ihre Auswirkungen in der Redaktion diskutiert wurden, hakt Markus überrascht nach: “Der Zug weiß, auf welchem Platz du sitzt? Datenschutz ick hör dir trappsen!”

Während ich gespannt und ganz aufgeregt auf den Kontrolleur warte *(der kommt bestimmt gleich, und dann werden alle um mich rum kontrolliert, nur ich nicht! Ich bin ganz gespannt, ob er wirklich mich bei der Kontrolle ausspart!)* tauchen weitere Überlegungen in der Redaktion auf:

“Sind die Plätze irgendwie besonders markiert?” – Nein, sind sie nicht. Nur die normale Reservierungsanzeige.

André fragt, “angenommen, du hättest den ursprünglichen Inhaber der Reservierung ermordet, aus dem Zug geworfen, und würdest jetzt unberechtigt auf seinem Platz sitzen?”; diesen Weg, sich eine Freifahrt zu erschleichen, schließt Kathrin jedoch aus: “Die Fenster gehen ja nicht mehr auf”.

- “Man müsste den Reservierungsinhaber schon im Klo runterspülen, in sehr kleinen Stücken”
- ”In einen großen Koffer stecken.”
- “Dann muss der Schaffner auch unter dem Platz kontrollieren.”
- “komplett aufessen wäre auch eine Option”

Mittlerweile habe ich festgestellt, dass das WiFionICE nicht funktioniert. Der Gesamtkomfort der Bahnfahrt bleibt also trotz “Komfort Check-in” wohl ungefähr konstant.

Aber jetzt fahre ich mittlerweile schon seit einer halbe Stunde, und es gab immer noch keine Kontrolle! Ich bin doch so gespannt!

In der Redaktion wird gemutmaßt, “Vielleicht wurde der Zug entführt?!?” – “Sollen wir jemanden benachrichtigen? Möglicherweise bist du der Letzte mit Kontakt zur Außenwelt!”

Andere Kollegen der Redaktion können es immer noch nicht so richtig glauben und haben noch weitere Fragen: “Warum kann man eigentlich nur mit Reservierung komfort-einchecken? Könnte man nicht auch einfach sagen: „Ich sitze jetzt hier, habe bezahlt, ätsch, brauchense nich’ kontrollieren.“ Was, wenn ich den Platz wechsle? Könnte dann jemand auf meinem reservierten Platz umsonst fahren? Würde der Schaffner merken, dass ich nicht auf meinem reservierten Platz sitze und wieder drei Waggons zurückeilen?”

Ich stelle fest, dass ich wahrscheinlich die ganze Fahrt hier sitzen bleiben muss und nicht aufs Klo darf. “Aber wie wird das überprüft? Leuchtet ein rotes Lämpchen am Ticketscanner, wenn Du im Speisewagen erwischt wirst?”

So viele noch zu klärende Fragen!

Am Schluss ist mein Zug verspätet, ich verpasse den Anschlusszug; der Gesamtkomfort der Reise war zu Beginn ganz ok, am Ende aber trotz “Komfort Check-in” wegen des verpassten Anschlusses nicht so sensationell.

Molinarius

Mai 2018

Die Letzten werden die Ersten sein

Vortragsabend in der Waldorfschule. In Zweiergruppen müssen alle Schüler einen Kurzvortrag über ihr absolviertes Praktikum halten. Es gibt dazu einen Computer und einen fest installierten, funktionierenden Beamer. Einige Schüler haben Powerpoint-Präsentationen vorbereitet, vermutlich mit Slides, die anmutig mit Salto und Flickflack aus allen Richtungen einfliegen.

Ich kenne es von beruflich gehaltenen Vorträgen, dass aus irgendwelchen Gründen keine zwei Powerpoint-Installationen gleich zu sein scheinen, so dass Präsentationen, die man nicht auf seinem eigenen Rechner hält, mit Furcht und Vorsicht zu genießen sind. Daher habe ich meiner Tochter geraten, auf Powerpoint-Mätzchen so weit wie irgend möglich zu verzichten. Bei professioneller Vortragstechnik kommt man mit einer einfach gehaltenen

Präsentation meistens klar, aber es stellt sich heraus, dass auf dem von Amateuren betriebenen Schulrechner die Powerpoint-Verhältnisse sehr einfach sind: es funktioniert keine Präsentation.

Die einzigen Schüler, die ihre Slides zeigen können, sind diejenigen, die weise genug waren, sie als jpeg vorzubereiten und mithilfe des Windows Bildbetrachters zu zeigen. Das sieht irgendwie doof aus, da man rund um die Slides Schaltflächen und Icons sehen kann. Aber wenn man ehrlich ist, macht das überhaupt nichts aus, es ist wie mit störenden Zeltpfosten im Zirkus: man vergisst sie alsbald, und sie werden gerade so unsichtbar, als wenn Powerpoint sie ausgeblendet hätte.

Nicht zum ersten Mal habe ich den Verdacht, dass das Optimum zwischen langweiligem, aber funktionierndem Lowtech und technologischem Chic, in den man Zeit und Nerven ohne Ende investiert, viel weiter links auf der Skala liegt, als die meisten Leute glauben wollen.

Tilman Otter

Mai 2018

Gegen den Wind

Ich habe für den Pfingsturlaub einen Mietwagen bestellt, und aus Geiz darauf verzichtet, ein überteuertes Navigationssystem mitzubestellen. Denn die Erfahrung lehrt, dass man fast immer ein Auto mit Navi bekommt, auch wenn man es nicht bestellt und bezahlt hat.

Aber nicht dieses Mal. Nicht so schlimm, denke ich, dann navigiere ich halt in Gottes Namen mit dem Smartphone. Es erweist sich jedoch, dass das Navigieren den Akku schneller leersaugt, als ich ihn nachladen kann – das Telefon hängt am Ladekabel, und dennoch gehen die Akkuprozente abwärts, und zwar zügig. Da mein Akkustand zu Beginn bei 12% liegt, ist das ein ernstes Problem. Ich muss also immer ein Stück navigieren, dann, wenn ich mich einigermaßen orientiert habe, das Handy ausschalten und ein wenig

aufladen; wenn ich dann das nächste Mal nicht weiter weiß, hat der Akku hoffentlich wieder vier oder gar fünf Prozent, und bringt mich über das nächste Problem. Das Ganze hat etwas von gegen den Wind kreuzen. Ich fühle mich in die Prä-GPS-Zeit zurückversetzt, in der Großstadtverkehr noch eine ganze zusätzliche Dimension von Abscheulichkeit hatte, weil jede falsche Navigationsentscheidung unglaublich Zeit kostete. Leider oder zum Glück bin ich alleine im Auto. Ich kann nicht einmal jemanden anrufen, um ihn anzuschreien, denn ich brauche jedes verfügbare Elektron zum Navigieren.

Tilman Otter

1930 – 2018

Diktieren (1930 – 2018)

1930

Ich habe nie selber in einen Parlographen diktiert, aber der, der in einer Anwaltskanzlei in Westberlin im Keller steht, ist viereckig und aus Holz. Seitlich ist ein Hörrohr an einem ein Meter langen Schlauch angebracht. In das spricht der Benutzer.

Im Inneren des Parlographen wurde sein Diktat auf eine Wachswalze aufgezeichnet. Die Walze ging ans Sekretariat, das das Diktat tippte. Das Typo ging in einer schwarzen Mappe zurück an den Anwalt, der mit Bleistift korrigierte. Das Sekretariat tippte den Text dann neu. Erst auf Verfügung des Anwalts hin wurde auf das Briefpapier der Kanzlei getippt und das Schreiben ihm zur Unterschrift in einer roten Mappe vorgelegt. Er unterschrieb dann mit Füller.

Nach Benutzung einer Walze wurde das Lehrmädchen zu einem Händler in der Friedrichstraße geschickt, der die Walze entgegennahm und gegen eine neue austauschte. Die benutzten Walzen wurden neu gewachst.

2006

Auf meinem Schreibtisch liegt eine Grundig Stenorette. Das Gerät ist schwarz, etwa 15 cm lang und etwa 5 cm breit. Das obere Drittel enthält das Aufnahmemikrophon. Darunter befindet sich eine Klappe, in die kleine Kassetten eingelegt werden. Man kann vor- und rückwärts spulen. Einfügungen in den gesprochenen Text sind nicht möglich, aber man kann Teile überschreiben oder am Ende Einfügungen diktieren, die dann später händisch an die richtige Stelle gebracht werden.

Wenn das Diktat fertig ist, schiebe ich die Kassette in eine kleine schwarze Halterung, die vorn an die Akte geklemmt wird. Dann lege ich Akte mit Diktat in das Postausgangsfach. Einige Stunden später erhalte ich das Diktat vom Sekretariat als Link ins Dokumenten Management System (DMS) zu einem Word-Dokument zugeschickt, ändere selbst und schicke das fertige Dokument mit der Bitte um Ausfertigung, also Ausdruck zur Unterschrift, ans Sekretariat zurück. Dann erhalte ich das Dokument in einer Mappe vorgelegt und unterschreibe mit Kugelschreiber.

2013

Ich diktiere in ein digitales Aufnahmegerät. Anders als früher kann ich jetzt zurückspulen und Text einfügen. Außerdem schicke ich nicht mehr die Kassetten ins Sekretariat, sondern lade mein Diktat mit einem Programm hoch und versende nur die Sprachdatei.

2017

Ich diktiere kurze E-Mails direkt in mein iPhone, korrigiere händisch den Text und versende. Die meisten Änderungen betreffen die Anreden und “Sie” und “Ihnen”.

Wenn ich einen Brief oder ein Fax verschicken will, schicke ich die E-Mail ans Sekretariat, die sie dann in einen Brief kopiert und mir den Link zu der Datei im DMS schickt. Ich ändere dann im Dokument und verfüge per E-Mail die Ausfertigung. Ich unterschreibe mit Füller.

2018

Ich steige um auf Dragon. Ich diktiere direkt in mein iPhone, der Text erscheint vor meinen Augen in dem Dokument. Ich ändere direkt im Dokument und versende E-Mails. Die meisten Änderungen betreffen die Anreden und "Sie" und "Ihnen".

Wenn ich einen Brief oder ein Fax verschicken will, drucke ich aus und unterschreibe mit Füller.

Miriam Vollmer

22. und 23. Mai 2018

Prometheus bringt den Handyempfang nach Deggendorf

Die Mutter klagt wie bei jedem meiner Aufenthalte darüber, dass ihr Smartphone nie funktioniert. "Das Handy kann nichts dafür", sage ich wie immer, "hier gibt es halt fast nirgends Empfang, nur in der Innenstadt". "Aber die anderen haben alle Empfang, auch beim Wandern!", sagt die Mutter wie immer. "Ja, die haben Verträge bei T-Mobile", sage ich wie immer, "das willst du nicht, das ist dir zu teuer." – "Wie teuer denn?" – "So 30 Euro im Monat." – "Dann will ich das nicht. Ich nutz das Handy ja eh nie." – "Wie denn auch, es hat ja nie Empfang." Dieses Gespräch läuft inzwischen automatisch ab.

Aber jetzt, wo ich mit der britischen SIM und dem T-Mobile-Roaming zum ersten Mal selbst Empfang im Mutterhaus habe, denke ich noch einmal über das Problem nach.

Zuerst lege ich probehalber meine Congstar-SIM-Karte ins Mutterhandy ein. Ich brauche sie ja jetzt nicht mehr. Auf einer Wanderung finde ich noch einmal heraus, was ich eigentlich schon wusste: Mit Congstar profitiert man keineswegs von der schönen Empfangsqualität von T-Mobile.

Dann lasse ich mich im Techniktagebuch-Redaktionschat beraten. Mit Vodafone, heißt es, könnte man eventuell auch auf dem Land Glück haben, und da gibt es LTE im Prepaid-Tarif. Ich gehe zum Schreibwaren- und Ramschla-

den neben dem Supermarkt und finde dort zwar keine Vodafone-SIM-Karten, aber etwas, von dessen Existenz ich noch gar nichts wusste: “Magenta Mobil”, eine Prepaidkarte von T-Mobile.

Ich kaufe eine, lege sie zu Hause ins Mutterhandy ein, und weil man SIM-Karten seit letztem Jahr oder so nicht mehr einfach so anonym besitzen darf, muss ich ein Videoidentverfahren durchlaufen. Ich habe nicht die geringste Lust, meiner Mutter die Notwendigkeit und den Ablauf dieses Verfahrens zu erklären, also registriere ich die Karte auf mich und werde alle mobilen Internetverbrechen der Mutter verantworten müssen.

Das Handy zeigt einen Strich Edge an.

Ich konsultiere wieder den Techniktagebuchchat. Es könnte am Handy liegen, sagt man mir. Aber es gibt eine Anleitung, wie man mit Hilfe geheimer schamanischer Beschwörungen das Nexus 4 LTE-fähig machen kann. Ich folge der Anleitung.

Das Handy zeigt einen Strich Edge an.

Da die Karte das allerherrlichste LTE produziert, wenn ich sie in mein Handy einlege, muss es am Mutterhandy liegen. Weitere Beratungen in der Techniktagebuchredaktion ergeben, dass es unterschiedliche LTE-Bänder gibt und das Nexus 4 zwar manche davon beherrscht, aber leider die falschen. Und es gibt hier offenbar nur Edge und LTE, dazwischen ist nichts.

Ich sage der Mutter, dass sie ein neues Handy brauchen wird, wenn sie Empfang haben will. Zum Glück sind Android-Handys inzwischen so billig, dass das keine große Diskussion nach sich zieht. “Kauf es aber beim Gwinner und nicht beim Mediamarkt”, verlangt sie, “beim Mediamarkt kenn ich keinen, aber zum Gwinner kann ich hingehen, wenn es nicht funktioniert.” Der Gwinner ist ein lokaler Elektronikmarkt, dessen Sortiment man auf der Website einsehen kann. Die Schnittmenge von www.stockdroids.com und dem Gwinner-Sortiment enthält genau ein einziges Handy, das Moto E4. Es kostet 109 Euro.

Ich fahre mit dem Rentnermoped zum Gwinner, erhalte das Handy, durchlaufe an der Kasse die “nur ec-Karten”-”also kein Maestro?”-“nur ec-Karten”-Schleife, verschweige die Ausgestorbenheit der ec-Karte, gehe Bargeld abheben, kaufe das Handy, fahre wieder nach Hause, kopiere die Daten vom alten Handy aufs neue, lege die SIM-Karte ein und …

LTE! Auf dem Land! Für nur 10 Euro im Monat!

Wenn ich die Nordwestpassage entdeckt und durchschwommen hätte, könnte ich kaum zufriedener mit dem Tag sein. Viel einfacher war es auch nicht.

Kathrin Passig

24.5.2018

Torschlusspanik in Europa

Bitte bestätigen Sie durch Ihre Einwilligung, dass Sie wie bisher per E-Mail informiert bleiben möchten. Nutzen Sie hierzu diesen Link oder den folgenden Button:

JETZT EINWILLIGEN

Ein Gespenst geht um in Europa … ach nee, so dramatisch ist es nicht. Aber es herrscht große Unsicherheit in Europa an diesem 24. Mai. Am 25. Mai tritt nämlich die neue EU-Datenschutzgrundverordnung in Kraft (das Kürzel DSGVO ist inzwischen fast allgegenwärtig), und obwohl faktisch nur die zweijährige Übergangsfrist für die Umsetzung dieser Verordnung endet, verhalten sich allzu viele so, als wäre das völlig überraschend vom Himmel gefallen.

Nun hat diese Datenschutzgrundverordnung viele ganz sinnvolle Ideen, insbesondere was die Pflichten derjenigen angeht, die Daten speichern und verarbeiten, und die Rechte derjenigen, deren Daten gespeichert und verarbeitet werden. Das Problem ist nur: Trotz Übergangsfrist weiß niemand so recht, was diese Verordnung denn nun genau vorschreibt.

Das merken auch die, die nicht in diesem Internet eine Seite betreiben und deswegen als Datenspeicherer und -verarbeiter von der Verordnung betroffen sind. Sondern als Empfänger von Massen-, Rund- und Werbemails oder Newslettern einfach nur Empfänger von Informationen, für deren Versand wiederum irgendwo gespeicherte Daten herangezogen werden.

Diese, sagen wir vereinfachend Newsletter unterliegen ja auch den Bestimmungen der DSGVO. Aber was diese Bestimmungen bedeuten, dazu gibt es völlig gegensätzliche Ansichten. Genauer, zwei Denkschulen.

Die eine, eher vorsichtige, nennen wir sie die Exiter: Ohne eine ausdrückliche Zustimmung von meiner Seite dürfe man mir leider, leider künftig gar nichts mehr schicken. *Zögern Sie nicht und stimmen Sie umgehend zu, wenn Sie weiter von uns informiert werden wollen. Andernfalls werden Sie ab dem 25. Mai wie gesetzlich festgelegt von unserer E-Mail-Kommunikation ausgeschlossen*, schreibt mir eine Institution aus dem politischen Umfeld in Berlin.

Die andere, sozusagen pro-aktive, die Remainer: Na, Sie haben doch früher längst schon mal zugestimmt, und so lange Sie nicht widersprechen, schicken wir Ihnen weiter was. *Entlang des Erwägungsgrundes 171 der EU-DSGVO sowie des Beschlusses des Düsseldorfer Kreises vom 14. September 2016 gelten die uns von Teilnehmern vor dem 25. Mai 2018 erteilten Einwilligungen fort*, heißt es in der Mail einer anderen Institution.

Mit anderen Worten: Es herrscht heilloses Chaos, wenn die Vorgaben einer EU-Verordnung so richtig gegensätzlich interpretiert werden können. Dass manche Organisationen sich darauf berufen, ich hätte ihnen doch schon mal eine Einwilligung erteilt, obwohl das thematisch sehr unwahrscheinlich ist und ich mich beim besten Willen nicht erinnern kann, macht es nicht besser.

Die Trennlinie zwischen den beiden Denkschulen der Exiter und der Remainer läuft quer durch alle an Kommunikation interessierten Lager. Einen Trend beobachte ich, bei aller Vorsicht, dennoch: Die Institutionen, die aus dem politischen Umfeld kommen, neigen mehr dazu, sich das noch mal bestätigen zu lassen. Im Marketing von Unternehmen setzt man offensichtlich dagegen eher darauf, dass alles bleibt wie es ist.

Eine – naturgemäß unvollständige – Übersicht der beiden Denkschulen, wie sie sich in den in den vergangenen Tagen bei mir eingegangenen Mails abzeichnet:

- Die Exiter (ohne erneute Zustimmung schicken wir nix mehr):

Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik

German Marshal Fund of the United States

Rohde&Schwarz

Airwars

Drescher&Cie

Dronemasters

Miele

Vorwärts-Verlag

Bundesministerium der Verteidigung

Bertelsmann-Stiftung

Hamburg Messe

Rat für Nachhaltige Entwicklung

BAMIK GmbH

EO Institut

Bonn International Center for Conversion

European Leadership Network

Bundesverband der Deutschen Industrie

Europäische Bewegung Deutschland

Bundestagsfraktion Bündnis 90/Die Grünen

- Die Remainer (natürlich schicken wir Ihnen weiter was, so lange Sie nicht widersprechen):

Aktionsbündnis Seelische Gesundheit

Bundesstiftung Aufarbeitung

Meetup Inc.

Heinrich-Böll-Stiftung

Aktienexplorer

Zentrum Liberale Moderne

Aktionsbüro Stopp Air Base Ramstein

Edel Books

3M Deutschland GmbH

Finanzwelt

Deutsche Atlantische Gesellschaft

Stefan Liebich MdB

HRS

Diakonie Deutschland

EURACTIV

Interel Deutschland

Forum Dialog

MyTaxi

Yorck Kinogruppe

Das steht jetzt am Abend des 24. Mai ja dann 50:50 oder eins zu eins (und natürlich fehlen da etliche, die mir einfach weiter Mails schicken. Auch habe ich noch nicht ganz verstanden, warum manche Bundesministerien für ihren Presseverteiler eine DSGVO-Erklärung wollen, andere das aber noch nicht mal thematisieren).

Die gegebenenfalls erbetene Zustimmung sieht bisweilen ganz putzig aus. Zum Beispiel im Geschäftsbereich des Bundesministeriums der Verteidigung. Die Zustimmung zur weiteren Speicherung im Presseverteiler des Ministeri-

ums gibt es nicht, wie sonst meist üblich, per Klick – sondern per Formular, das heruntergeladen, ausgefüllt, unterschrieben und zurückgeschickt werden muss.

Bundesministerium der Verteidigung
Presse- und Informationsstab 1
Stauffenbergstr. 18
10785 Berlin

Schutzbereich 2

Einwilligung

gemäß Artikel 6 Absatz 1 a, Art. 7 Europäische Datenschutzgrundverordnung (EU DSGVO)

__________ (Anrede) __________ (Name) __________ (Vorname)

In die Verarbeitung meiner Daten *(zum Datenabgleich bitte ausfüllen*)*

Name*: __________

Vorname*: __________

Telefonnummer*: __________

Mobilfunknummer*: __________

E-Mail Adresse*: __________

Medium*: __________

Willige ich für folgende Zwecke ein:

Versand von *Verlautbarungen des Pr-/InfoStab 1 BMVg:*

- ***Pressemitteilung***
- ***Presseterminhinweis***
- ***Presseinformationen***
- ***Einladungen zu Presseterminen***
- ***Bw-Aktuell***

__________ (Ort, Datum) __________ (Unterschrift)

*Freiwillige Angaben

Weitere Informationen auf der Rückseite

Ein bisschen enttäuscht bin ich ja schon, dass man die Mitteilungen nicht per Telex abonnieren kann. Oder per Postzusendung. Aber immerhin kommt die Anfrage zur Einwilligung einen Tag vor Inkrafttreten der neuen Verordnung. Und so ein Formular lässt sich bestimmt viel besser ausdrucken und abheften.

(Allerdings: Das Fomular lässt sich zwar am Computer ausfüllen, die vorgesehenen Felder so knapp bemessen, dass meine Mailadresse opz@augeng eradeaus.net nicht reinpasst. das .net habe ich dann händisch ergänzt. Und ich war einen Moment verblüfft, als ich das Formular ordnungsgemäß per Fax ans Ministerium schickte und als Absenderkennung der Gegenseite erschien dann eine Nummer mit der Landesvorwahl +90 auftauchte. Läuft da was über die Türkei? Dann stellte sich aber heraus: Die Bundeswehr-interne Kennziffer für Gespräche zwischen verschiedenen Dienststellen ist die 90. Und die hatten sie einfach anstelle der üblichen Landesvorwahl einprogrammiert.)

(Mit Material aus meinem beruflichen Blog *Augen geradeaus!* und meinem Privatblog *WiegoldZwo*)

Thomas Wiegold

25. Mai 2018

Das Cookie-Monster greift an!

Die Datenschutzgrundverordnung trifft mit voller Wucht jedes auch noch so kleine Unternehmen. Als erstes, um den bösen Abmahnanwälten zuvorzukommen, muss die Webseite der Firma überarbeitet werden. Diese ist im Grunde ziemlich altertümlich. In einfachsten HTML gestrickt, kein css, keine Templates oder anderer neumodischer Kram, nur ein paar Tabellen. Vor allem keine Cookies.

Wir bekommen den gut gemeinten Rat, ein Cookie zu setzen, oder zumindest so zu tun als ob, damit die Leute über den gewohnten Cookie-Hinweis stolpern und diesen wie gewohnt blind wegklicken können. Sie könnten irritiert sein, wenn das Banner nicht eingeblendet wird, oder böse Abmahnbots könnten das als Hinweis ansehen, dass die Seite noch nicht DSGVO-konform ist.

Wir bauen kein Cookie ein und tun auch nicht so, als ob.

Markus Winninghoff

Ende April bis 25. Mai 2018

Tickets aus Orlando

Ein Freund, zu dem ich in den letzten Jahren etwas den Kontakt verloren habe, schreibt einige andere Freunde und mich per E-Mail an. Er sei derzeit im Ausland, in Mexiko, habe aber für Freitag, den 25. Mai zwei Tickets für ein Konzert in der Hamburger Elbphilharmonie; diese habe er bereits vor längerer Zeit gekauft, nun sei er aber auf einer Weltreise, die länger daue-re als erwartet, und er könne das Konzert deshalb leider nicht besuchen. Mittlerweile sei das Konzert ausverkauft, er würde die Tickets gerne zum Selbstkostenpreis weitergeben.

Das Verdi Requiem! Dirigent Riccardo Chailly! Coro e Orchestra del Teatro alla Scala! Und ich hätte Zeit; was für eine Gelegenheit!

Natürlich denke ich bei der E-Mail des Freundes zuerst an die gängigen Betrugsversuche: "Überweis mal das Geld", und dann hört man nie wieder davon. Auch wird immer wieder vor Ticketkäufen "im Internet" gewarnt. So ein elektronisches Ticket kann ja sehr oft verkauft werden, und das Problem würde dann wohl erst am Einlass, am Abend des Konzerts, auffallen. Aber der Freund ist vertrauenswürdig, und die E-Mail des Freundes enthält einige Hinweise auf tatsächliche gemeinsame Erlebnisse in der Vergangenheit. Alles scheint glaubwürdig. Ich bekunde per E-Mail mein Interesse, nur leicht

unsicher. Der Freund meldet sich zurück mit weiteren Details aus gemeinsamer Vergangenheit. Es gibt keine anderen Interessenten an dem Ticket – mit einem nur noch ganz leicht mulmigen Gefühl überweise ich die über 300 Euro für zwei Tickets an eine – immerhin deutsche – Kontonummer, und kurz darauf sendet er mir per E-Mail zwei pdf Seiten mit den Tickets. Auf diesen steht aufgedruckt "*Duplikat*", weil sich die Originale in seiner Hamburger Wohnung befänden. Hm, hm, hm. Wurde ich leichtsinnig, als ich "Verdi-Requiem", "Elbphilharmonie" und "Riccardo Chailly" in einem Satz zusammen las?

Am Tag des Konzerts bin ich also etwas aufgeregt: Elbphilharmonie, wow. Riccardo Chailly, Tamara Wilson, wowwow! Und als Tickets nur zwei pdf Seiten auf dem Smartphone, hm, müsste ich die nicht besser ausdrucken? Ja, sollte ich wohl tun, aber leider streikt mein extrem selten benutzter Drucker. Die Redaktion des Techniktagebuchs beruhigt mich, der Eintritt klappe bestimmt auch mit dem Barcode der Tickets auf dem Smartphone; ich könne ja noch einen Screenshot des Barcodes anfertigen, um auf Nummer sicher zu gehen. Irgendwie ist mir aber doch wohler mit Papier in der Hand, und nach einigem Rumärgern mit dem Drucker gelingt mir der Ausdruck der Tickets doch.

Abends stehe ich also mit einem Blatt Papier, ausgedruckt von einem pdf Dokument, welches mir (hoffentlich nur mir!) von einem Freund, der derzeit in Orlando weilt, per E-Mail zugesandt wurde, vor der *Elphi*. Um mich herum: Wenig Menschen mit selbst ausgedruckten Tickets, niemand mit Smartphone; viele Menschen mit Tickets, die offensichtlich vom Konzertbüro kommen. Ich begehre und bekomme problemlos Einlass.

Ich höre ein wunderschönes Konzert – aber da dies ja das Techniktagebuch und nicht das Musiktagebuch ist, gibt es hier keinen weiteren Bericht über das Konzert.



Nur dieses Bild.

Clemens Möller

26. Mai 2018

Notiz zum verantwortungsvollen aber dennoch pragmatischen Umgang mit dem Datenschutz

“Papa, ich muss dir noch was erzählen und dich was fragen. Mein WhatsApp lief nicht mehr und hat was angezeigt, ich habe da einfach auf “ok” getippt, ist das ok?” (Zum 25. Mai 2018 ist die neue Datenschutzgrundverordnung in

Kraft getreten, das Techniktagebuch berichtete. WhatsApp hat in Folge der neuen DSGVO das Mindestalter für die Nutzung auf 16 Jahre hinaufgesetzt und lässt daher alle Benutzer bestätigen, dass sie 16 Jahre oder älter sind.)

Im WhatsApp-Klassenchat sind weiterhin alle Klassenkameraden aus der 6. Klasse, die meisten wohl so etwa 11 bis 12 Jahre alt, dabei.

Molinarius

26. Mai 2018

Vom Gehweg über Google, Facebook und Mexiko zur Hotelrezeption

Um halb elf vormittags finde ich an der Friedrichstraße in Berlin ein Portemonnaie. Es liegt mitten auf dem Gehweg und enthält einiges Bargeld sowie ein paar Kundenkarten und einen schwedischen Führerschein.

Ich google den Besitzer und bekomme ein paar Ergebnisse aus Personenauskunftsseiten, also der Art Seiten, die immer kommt, wenn das Netz wirklich gar nichts über jemanden weiß und die betreffende Person noch nicht mal an Sportwettbewerben teilnimmt. Bei Facebook, Twitter oder Instagram ist er auch nicht, jedenfalls nicht unter seinem richtigen Namen.

Das Fundbüro hat heute noch bis 14:00 geöffnet, danach erst wieder am Montag. Wer weiß, ob der Schwede dann noch in Berlin ist. Außerdem interessiert mich die Frage, ob und wie es möglich ist, jemand Ungooglebaren trotzdem zu kontaktieren.

Den Personenauskunftsseiten kann ich entnehmen, in welcher Gegend der Portemonnaiebesitzer wohnt. Ich suche bei Facebook nach Nachname und Gegend und finde eine Frau, die ich anschreibe. Aber meine Nachricht wird wohl in einem der diversen unauffindbaren Spezialfächer verschwinden, in die Facebook Nachrichten von Unbekannten einsortiert. Außerdem ist ihr letztes sichtbares Facebookupdate von 2017.

Über schwedische Bürger bekommt man deutlich mehr Auskünfte als über deutsche. Dank der Personenauskunftsseiten weiß ich nicht nur die Adresse des Portemonnaiebesitzers, ich kann auch herausfinden, wer im selben Haus wohnt und wie alt die Bewohner sind.

Ich fasse die jüngeren ins Auge. Einer ist 23 und bei Instagram, hat dort aber einen geschlossenen Account und reagiert nicht auf meine Freundschaftsanfrage. Eine ist 31, arbeitet an einer Uni und hat eine leicht googlebare Mailadresse. Sie antwortet nicht auf meine Mail.

Anrufe bei ein paar vielversprechend aussehenden Festnetznummern führen nur zu schwedischen Ansagen, denen ich entnehmen zu können glaube, dass die Nummern nicht existieren oder ich etwas falsch gemacht habe. Ich telefoniere so selten, vielleicht habe ich es verlernt und man muss an ganz anderen Stellen eine 0 weglassen?

Ich schreibe mein Problem bei Twitter auf und bitte um Retweets durch Leute, die Schweden in Schweden oder Schweden in Berlin kennen. Angeblich ist man ja über nur fünf oder sechs Schritte mit jedem anderen Menschen auf der Welt verbunden. Man kommt der Retweetbitte bereitwillig nach. Mia Culpa informiert außerdem das Subreddit r/sweden.

Vier Stunden nach dem Fund meldet sich schließlich die Frau mit dem gleichen Nachnamen im Facebook Messenger. Das Portemonnaie gehört dem Bruder ihres Exmanns. Sie will sich bemühen, den Kontakt herzustellen, obwohl sie gerade in Mexiko ist, "with really crappy wifi". Ich gebe ihr meine Telefonnummer und meine Mailadresse.

Eine weitere Stunde später telefoniere ich mit einem Schweden, der entweder der Portemonnaiebesitzer selbst oder dessen Vater ist. Ich erfahre den Namen des Hotels, und nach acht Stunden wird das Portemonnaie mit seinem Besitzer wiedervereinigt. Ich hoffe, er legt einen Zettel mit seiner Telefonnummer hinein, bevor er es noch mal verliert.

Kathrin Passig

26. Mai 2018

Mama napstert in der Bibliothek

Meine Eltern wollen sich einen neuen Laptop kaufen. Ich schlage ein Gerät vor. »Aber wo hat der denn das CD-Laufwerk?„« – »Der hat keins.« – »Aber!« – »Da werdet ihr euch wahrscheinlich dran gewöhnen müssen, das haben immer weniger.« – »Aber wo kriegen wir denn dann unsere Musik her?« – »Wo kriegt ihr sie denn jetzt her?« – »Mama fährt in die Bibliothek und leiht sich CDs aus, und die kopieren wir dann am Rechner.«

Alan Smithee

Mai 2018

Wir sind drei Wochen zu Besuch in der Zukunft

“May we have the bill please?” Wir sitzen im Restaurant „Ding Ding Xiang“ in der Innenstadt von Xi’An, einer der größten Städte im Nordwesten Chinas.

An den anderen Tischen im Restaurant sitzen nur junge Leute. Wir sind anscheinend die einzigen, die älter als 35 Jahre sind, wie praktisch überall in Xi’An, außer Sonntag früh im Park der Revolution bei Musik und Tanz und an den wenigen touristischen Plätzen.

Später bekommen wir erzählt, dass es vielen älteren Leuten zu schnell geht mit dem Wandel der Lebensumstände in den Großstädten, insbesondere auch mit der rasanten technologischen Entwicklung, und sie daher lieber zu Hause in der vertrauten Umgebung bleiben. Oft kann man nur noch mit dem Smartphone bezahlen, in Restaurants muss mit einem iPad bestellt werden, und viele Supermärkte mussten schließen, weil die Jüngeren auch Lebensmittel zunehmend im Internet bestellen. So bleiben die „Älteren“ eben in ihrer Wohnung oder sind nur noch in ihrer Wohnsiedlung unterwegs.

Schon vor der Abreise nach China hatten wir gehört, dass man vielerorts nur noch mit den mobilen Bezahl-Apps „Alipay“ vom Alibaba-Konzern und „WeChat Pay“ bezahlen kann. Sogar an Straßenständen soll es möglich sein, mit dem Smartphone zu zahlen. Beide Apps kommen für uns jedoch nicht in Frage, da ein chinesisches Bankkonto bzw. eine chinesische Kreditkarte Voraussetzung ist.

Bereits am ersten Tag in Xi’An scheitern wir in einem großen U-Bahnhof am geplanten Kauf einer Smartcard für Metro und Bus. Da wir die chinesische Anleitung am Automaten nicht lesen können, bitten wir das Personal um Unterstützung. Nach und nach werden immer neue Personen dazugeholt, die vielleicht verstehen könnten, was die beiden älteren Ausländer für ein Problem haben. Schließlich findet sich ein Fahrgast, der einige Brocken Englisch kann, und erklärt uns, dass man die Smartcard nur mit WeChat kaufen kann.

Auch im Bus von der Innenstadt in einen Außenbezirk zahlen die meisten Fahrgäste mit ihren Smartphones. Die Schaffnerin geht von Sitzreihe zu Sitzreihe und hält jedem neu eingestiegenen Fahrgast ihr Smartphone hin, auf dem ein QR-Code angezeigt wird. Der Fahrgast scannt dann den Code mit seinem eigenen Smartphone. Wir dürfen hier erfreulicherweise noch mit Bargeld zahlen.

Kreditkarten als Zahlungsmittel wurden in China auf dem Weg vom Bargeld zu Mobile-Payment gleich ganz übersprungen.

In einem riesigen Carrefour-Supermarkt im modernen Zentrum von Chengdu, einer 18-Millionen-Einwohner-Stadt in Sichuan, kaufen wir eine größere Menge Tee. An der Kasse fragen wir, ob wir mit Kreditkarte zahlen können. Die Kassiererin schaut verwirrt und holt erst einmal eine Kollegin vom anderen Ende des Marktes. Beide versuchen dann gemeinsam, über das Kassenterminal und das Lesegerät die Kartenzahlung abzuwickeln, während die Leute in der Schlange hinter uns geduldig warten. Es will einfach nicht klappen. Man schaut in einer Anleitung nach, und schließlich funktioniert es dann doch noch zur Erleichterung aller Anwesenden. Es ist offensichtlich, dass vor uns lange Zeit hier niemand mit Karte bezahlt hat.

Zuvor hatten wir in Beijing versucht, in einem Geschäft in den Hutongs, den traditionellen, verwinkelten Stadtvierteln, einen etwas teureren Kauf mit Kreditkarte zu bezahlen. Hier teilte uns die Verkäuferin mit, dass das zwar im Prinzip ginge, aber leider müssten wir mal eben gemeinsam in ein anderes Geschäft gehen; dort sei ein Kartenterminal. Sie schloss ihren Laden ab, und wir liefen einen Kilometer durch die kleinen Gassen des Hutongs, die Verkäuferin vorneweg und die beiden Ausländer im Schlepptau. Im befreundeten Laden war es dann tatsächlich möglich, mit Karte zu zahlen.

Die Bedienung im „Ding Ding Xiang“ hat gemerkt, dass wir zahlen wollen, und kommt an unseren Tisch. Wir deuten an, dass wir gerne bar bezahlen möchten. Sofort beginnt sie verunsichert zu kichern und sagt, sie müsse da erstmal jemanden holen, und wir sollen mal nach vorne mitkommen. Aus dem hinteren Teil des Restaurants wird eine zweite Frau geholt, und beide unterhalten sich erstmal lachend über das komische Anliegen der beiden komischen Ausländer. Alle schauen neugierig in unsere Richtung. Die Schubladen eines Schranks werden unter anhaltendem Kichern nach Bargeld durchsucht, das man uns als Wechselgeld herausgeben kann (Trinkgeld ist in China praktisch unbekannt). Schließlich klappt es dann noch mit der Barzahlung.

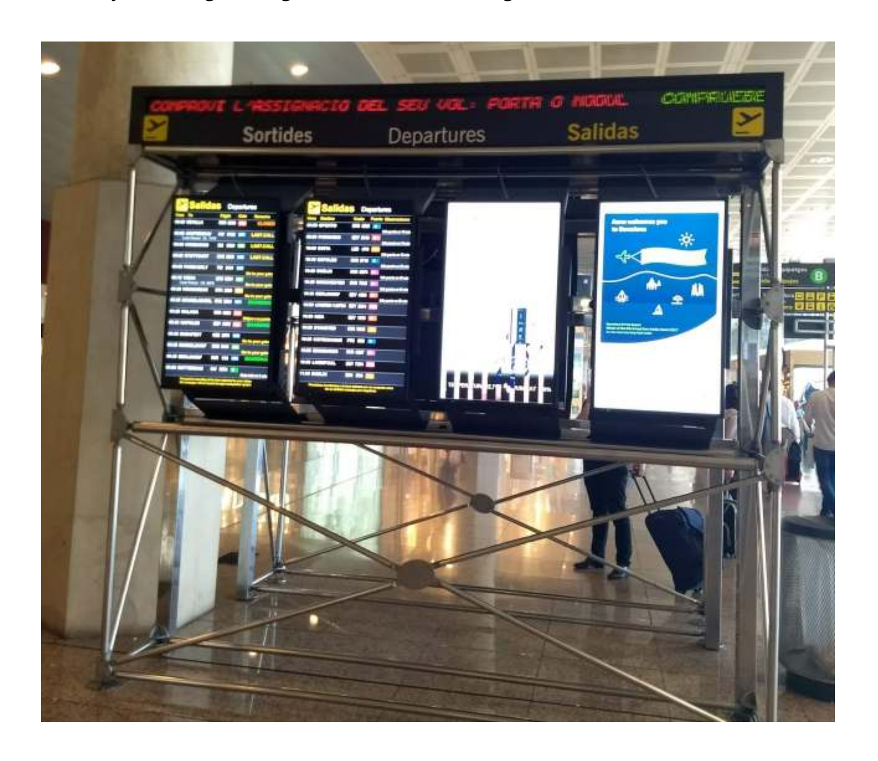
Nach drei Wochen kehren wir nach Deutschland zurück. Einige Zeit später sind wir in einem Restaurant; ein Schild an der Wand macht uns darauf aufmerksam, dass hier nur Barzahlung möglich ist. Wir fühlen uns wie Steinzeitmenschen.

Oliver Laumann

3. Juni 2018

Schlechte Flughafentechnik verzögert meine Rückkehr ins eigene Bett

Aus Lebensverlängerungsgründen bin ich grundsätzlich zwei Stunden vor Abflugzeit am Flughafen, heute sind es umständehalber sogar drei. Als die Abflugzeit näherrückt, entnehme ich einer Anzeigetafel das Gate, von dem mein Ryanairflug abfliegen soll. Das sieht ungefähr so aus:



Ich habe die Anzeigetafelkonstruktion schon bei der Ankunft vor ein paar Tagen fotografiert, weil ich es interessant fand, dass hier vier Flachdisplays von halbwegs zeitgemäßer Größe kombiniert wurden, von denen zwei Werbung zeigen, während oben eine traditionelle LED-Laufschrift scrollt. Die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen!

Die Halle mit den Gates ist nicht auf gute Akustik optimiert, alle Durchsagen lauten: “Ladies and gentlemen, BORBEL GNABORBEL your flight SCHNORBORBEL FLORBEL BONGDIBONG”. Ich achte also nicht auf die Durchsagen und gehe stattdessen hin und wieder zur Anzeigetafel, um dort nachzusehen. Mein Flug wird zu einem anderen Gate in derselben Halle verlegt. Dann noch mal zu einem anderen. Dann zu einem ein paar Minuten Fußweg entfernten Gate in einem anderen Teil des Terminals.

Anderthalb Stunden später als geplant boarden wir schließlich. Die Passagiere vor mir schimpfen auf ungebührliche Weise mit der armen Frau am Gate, nur weil sich der Abflug ein bisschen verspätet hat. Ich strahle sie mit der Superkraft der Immerzufrühdaen und deshalb Ungestressten an, sage “¡Hola!” und lege mein Handy mit dem Bordkarten-QR-Code auf den Scanner. Der Scanner piepst und blinkt rot. Ich betrachte noch mal die Angaben zum Flug, die eindeutig die des Rückflugs und nicht etwa des Hinflugs sind. “This is a Ryanair ticket”, sagt die Kontrolleurin. “Yes it is”, sage ich verwirrt, was soll es denn auch sonst sein. “But this is a Eurowings flight”, sagt sie.

Es ist jetzt 17:30. Der Eurowings-Flug nach Berlin hätte eigentlich um 14:10 abfliegen sollen. Durch die Verspätung und die diversen Gate-Verlegungen muss ich irgendwann von der Ryanair-Schlange in die Eurowings-Schlange geraten sein. Verspätet hat sich hier heute einiges, was eventuell damit zu tun hat, dass am Flughafen Hamburg der Strom ausgefallen ist. In den Schlangen grummeln viele Passagiere, die nach Hamburg wollten oder auf ein Flugzeug warten, das von dort hätte kommen sollen.

Die Fluggesellschaft wird am Gate eher klein angezeigt, nicht komplett unmöglich, sie zu übersehen:



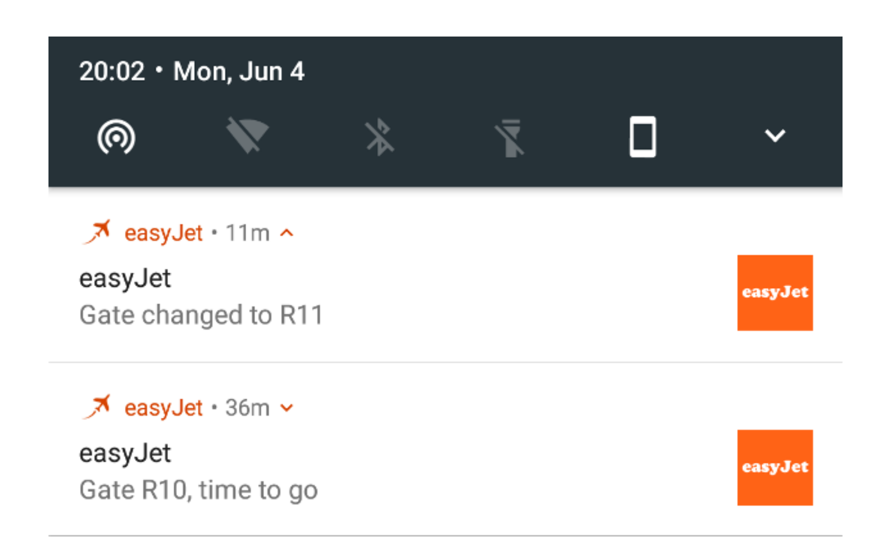
Auf gut Glück gehe ich zurück zum allerersten Gate. Es ist zwar geschlossen, aber dort stehen um die 15 Passagiere und zetern auf das Gatepersonal ein. Es ist von Berlin die Rede, also nehme ich an, dass ihnen dasselbe pas-

siert ist wie mir, stelle mich dazu und zetere solidarisch mit. Unser Ryanair-Flugzeug ist nämlich noch da, man kann es draußen sehen. Sie dürfen uns nur nicht mehr hineinlassen.

Allmählich stellt sich heraus, dass die anderen Passagiere ein ganz anderes Problem hatten als ich: Der Flug ist vom ersten Gate nur bis zum direkt danebenliegenden gewandert und um anderthalb Stunden verschoben worden. Das stand aber nirgends: Weder an dem Display über dem Gate noch auf den Anzeigetafeln. Dort war die ganze Zeit nur "gate changed" zu lesen." Einzige Quelle für die Information, dass der Flug hier zu finden sein könnte, waren die Durchsagen.

Natürlich bleibt unser vielstimmiges Gezeter ergebnislos, das Gepäck der anderen Zurückgelassenen wird wieder ausgeladen. Ryanair erklärt sich für unzuständig, weil die Anzeigetafeln Sache des Flughafens sind. Die zuständige Flughafenperson erklärt sich für unzuständig, weil sie die Details weder kennt noch erfahren will und überhaupt findet, dass Passagiere besser aufpassen sollten. (Sie tut das auf Spanisch, meine Inhaltsangabe ist aus ihrem Gesichtsausdruck übersetzt.)

Ich fliege 28 Stunden später als geplant zurück, diesmal mit Easyjet. Der Flug ist zwar auch wieder verspätet und wird an ein anderes Gate verlegt und die diesbezüglichen Durchsagen sind unverständlich. Das macht aber nichts, weil Easyjet eine vernünftige App hat:



Kathrin Passig

3. Juni 2018

Smartphone auf Klassenfahrt

Der Sohn, 6. Klasse, fährt auf Klassenfahrt. Aus einem Info-Schreiben des Lehrers dazu:
„Handys werden eingesammelt und werden jeden Tag für ½ h Handyzeit an die Schüler ausgegeben."
Der Sohn sagt, er lässt das Smartphone zu Hause: „Wenn die ganze Klasse mitfährt, brauch ich ja keinem zu schreiben."

Molinarius

Juni 2018

Die Bekassinenwende

Am Abend des 8. Juni stehe ich irgendwo im Sumpf. Am Rande von Rannoch Moor, umgeben von schottischen Bergen, umschwirrt von beissenden Insekten. Es ist drückend warm. Und dann höre ich ein Geräusch wie aus den spannenden Szenen eines modernen Horrorfilms, ein elektronisches Schwirren, ein Flattern von Transistoren, in einer Gegend, in der es weder Häuser noch Handyempfang gibt. Das war Freitag. Am Sonntag habe ich wieder brauchbares Internet, und dann dauert es nur Minuten, um das elektronische Tier zu finden, eine Bekassine, *Gallinago gallinago gallinago*, ein langschnabeliger huhngroßer Watvogel, der das seltsame Geräusch mit Hilfe von zwei Schwanzfedern erzeugt, die im rechten Winkel zueinander stehen und im Sturzflug vibrieren.

Vögel sind zwar keine Technik, aber die Art, wie wir ihre Geräusche beschreiben, schon. In der gängigen Watvogelliteratur wird das Balzgeräusch als "Meckern" beschrieben, gleich daneben als "Wummern". Im Englischen wird daraus "drumming". Nun sind Meckern und Wummern durchaus sehr unterschiedliche Geräusche. Die Verwirrung ist greifbar. Historisch wurde der Ton mit dem Blöken oder Meckern von Ziegen verglichen. Verschiedene Kulturen gingen damit so weit, dass sie den Vogel eine "Ziege des Himmels" (Finnisch) oder "kleine Frostziege" (Gälisch) nannten. Ich habe lange versucht, mir vorzustellen, wie man dieses Geräusch als das einer Ziege interpretieren kann, und scheiterte. Wer weiß, so meine Annahme, vielleicht waren Ziegen früher anders, oder die Vorfahren alle gehörgeschädigt. Aber dann spiele ich das Wummern meinem Vater vor, und er sagt sofort: "Ziege".

Es ist ein klassisches Problem: Man entdeckt etwas Neues und fängt sofort an, es mit allen verfügbaren Mustern zu vergleichen. Wenn es kein richtig passendes Muster gibt, nimmt man irgendeines, das wenigstens ein bisschen passt, nur um damit klarzukommen, um das Neue irgendwie einzuordnen,

denn Ordnung muss sein. Unsortierte Phänomene sind die Hölle. Die Anomalie muss ein Teil des Weltbildes werden. Dafür verbiegt man auch gern seine Vorstellungen ein wenig, zum Beispiel die von Ziegen.

Für mich klingt der Balzruf, der kein Ruf ist, sondern ein Schwanzflattern, sofort wie ein paar Takte von Emerson, Lake & Palmer, erzeugt durch einen Moog-Synthesizer vielleicht, jedenfalls ein Triller auf einem elektronischen Musikinstrument. Noch jüngere Zeitgenossen, zum Beispiel Kathrin Passig, denken sofort an einen originellen Handyklingelton. Unsere Geräusch-Mustererkennung hat mit blökenden Haustieren nichts mehr zu tun, und das, obwohl wir beide auf dem Land großgeworden sind und Ziegen auswendig können. Die Digitalisierung der Geräusche hat uns fest im Griff. Zum Glück sind Phänomene wie EL&P und Klingeltöne nicht so langlebig wie Ziegen, sonst müssten nachfolgende Generationen mit Vogelnamen wie "fliegender Prog-Rock" oder "Klingelton der Lüfte" leben.

Aleks Scholz

20.6.2018

Der Spam bist du

Am heutigen Abend ist was los auf der Mailingliste meiner Gewerkschaft. Aus bislang unklaren Gründen hat jemand aus dem Landesverband Berlin/Brandenburg eine Mail mit Vorschlägen für interne Besprechungen an den externen Verteiler versandt, auf dem alle in dieser Gewerkschaft Selbständigen eingetragen sind – also einfach an die falsche Mailingliste.

Und ist danach offensichtlich in den Feierabend gegangen.

Nun ist es ja schon peinlich genug, dass Beiträge zur internen Beratung von Themen wie *Sexarbeit & Scheinselbständigkeit* an einen breiten, quasi öffentlichen Verteiler gestreut werden. Darüber könnte man sich als unbeabsichtigter Empfänger ärgern, die Mail löschen, und das war's.

Aber.

(Zu) viele wollen die Mail nicht einfach löschen, sondern ihrem Ärger Luft machen. *Streicht mich aus der Liste!* fordern sie ultimativ – und schicken diese Aufforderung an die ganze Liste. Die Mailflut wächst, immer mehr beklagen sich über den Spam oder verweisen bitterböse auf die europäische Datenschutz-Grundverordnung.

Natürlich werden es immer mehr Mails, die an alle gehen.

Einige nehmen es mit Humor, laden zum Bier auf die Admiralsbrücke, einem beliebten Treffpunkt in Berlin-Kreuzberg. Oder freuen sich, so von lange nicht mehr gesehenen Kollegen zu hören und deren Mailadresse zu erfahren.

Die Mailflut wächst weiter.

Ein pfiffiger Listenteilnehmer verbreitet den Tipp, wie man sich mit einem entsprechenden Kommando per E-Mail aus der Liste abmelden kann. Nützt wenig, die Beschwerden halten an.

Die Mailflut wächst weiter.

Am Abend steht der Zähler bei etwa 500 Mails. Nur für einen der beiden Beiträge, die über die Liste irrtümlich verbreitet wurden. Aber die Nacht ist noch lang.

Es ist so ähnlich wie beim Verkehrsstau, zu dem jeder selber beiträgt, der drinsteht: Der Spam bist du.

Thomas Wiegold

2018

Der Rufbus in Friedrichshafen (4): Was vom Rufbus übrigblieb

Im Sommer 2017 habe ich im Techniktagebuch über den Rufbus-Probebetrieb in Friedrichshafen in den 70er und 80er Jahren berichtet. Der geplante vierte Teil mit Würdigung und Zukunftsaussichten erwies sich als schwieriger als gedacht und blieb deshalb zunächst ungeschrieben. Im Juni 2018 habe

ich nun an der Fachtagung „Rufbus meets Mobility 4.0“ in Friedrichshafen teilgenommen, zwei ungemein spannende und lehrreiche Tage erlebt, und fühle mich nun fit für Teil 4 meiner Rufbusgeschichte.

Ein Aspekt des Friedrichshafener Rufbus-Niedergangs, den ich noch nicht ausreichend gewürdigt habe, ist die zunächst triviale Tatsache, dass ein öffentlicher Personenverkehr praktisch immer ein Zuschussbetrieb ist, der auf staatliches Geld angewiesen bleibt. Bietet nun ein Verkehrsunternehmen einen Linienbusverkehr an, kann es die Kosten recht genau voraussagen und über Fahrplanangebot, Fahrzeuggrösse etc. auch gut steuern. Wenn das verfügbare Geld nicht für eine weitere Fahrt ausreicht, wird sie eben nicht angeboten, und wenn dann ein potenzieller Fahrgast keine passende Verbindung findet, wird er zwar seufzen und das Auto nehmen (oder zuhause bleiben), aber nicht weiter ärgerlich werden. Anders bei einem Bedarfsverkehr. Den Fahrgast, der sich für einen bestimmten Zeitpunkt einen Rufbus bestellt, den hat man am Hals, man muss irgendwie dafür sorgen, dass er innert nützlicher Frist befördert wird, sonst wird die Unzufriedenheit sehr groß sein. Wenn sich nun immer mehr Fahrgäste anmelden, dann wird das System zwar möglicherweise immer effizienter (ein gutes Konzept und taugliche Soft- und Hardware vorausgesetzt), sein *relativer* Zuschussbedarf pro Fahrt geringer – da jedoch immer mehr Fahrten durchgeführt werden müssen, wird der *absolute* Zuschussbedarf des Systems trotzdem steigen, mit anderen Worten: je erfolgreicher das System ist, desto rascher rauscht es in die Pleite.

Das bringt viele der heute bestehenden bedarfsgesteuerten Busverkehre in die paradoxe Situation, dass sie sich bemühen müssen, ihr Produkt nicht allzu bekannt werden zu lassen. Die Städte und Landkreise sind in der Pflicht, eine Versorgung anzubieten, halten ihr Angebot jedoch nach Möglichkeit geheim (Zitat eines Tagungsteilnehmers: „Das Sozialamt macht ja auch keine Reklame“). Kein Internetauftritt, keine App; ein vergilbter Aushang mit Telefonnummer an der Haltestelle ist gerade recht als Werbung. Bei meiner anfänglichen Recherche für diesen Artikel hatte ich den Eindruck, es gebe 2018

kaum noch bedarfsgesteuerte Busverkehre. Das ist überhaupt nicht wahr, im Gegenteil, es gibt in Deutschland kaum einen Landkreis, in dem kein derartiges Angebot existiert. Die verstecken sich bloß.

Unsichtbarkeit ist nicht der einzige Weg, einen Bedarfsbus nicht allzu attraktiv werden zu lassen. Man kann es über den Fahrpreis regeln, indem man das Angebot von vornherein als Premiumprodukt in der Nische zwischen Öffis und Taxi konzipiert, wie etwa der Berlkönig in Berlin oder ähnliche Services in anderen Großstädten. Man kann den Betrieb auch auf verkehrsarme Randzeiten beschränken und außerdem keine kurzen Wartezeiten versprechen, so machen es zum Beispiel der Belbus in Flandern und der Anrufsammelbus im Landkreis Rottweil.

Der Rufbus Friedrichshafen dagegen hatte andere Ambitionen. Er war (zu Beginn) ganztags unterwegs, zum normalen Busfahrpreis, und eine lange Voranmeldung von Fahrten war nicht notwendig. Unsichtbar war der Rufbus auch nicht. Für ihn wurde ein professionelles und im Rückblick erstaunlich modernes Werbekonzept gefahren, mit umfangreicher Pressearbeit, einem schönen Logo und einer einprägsamen, allgegenwärtigen Farbkombination grün-weiß-gelb. Er sollte sichtbar sein – man hoffte, eines Tages der Zuschussspirale davonzufahren. Anstatt die Fahrgastzahl niedrig zu halten, um das Defizit unter Kontrolle zu halten, versuchte man im Gegenteil, eine kritische Systemgröße zu erreichen, bei der die Sache so effizient würde, dass der Zuschussbedarf, wenn schon nicht verschwindet, so doch wieder im Rahmen liegt.

Diese Hoffnung hat sich zumindest damals nicht erfüllt. Computerhardware und Datenverkehr waren um 1980 noch obszön teuer, dabei aber so empfindlich, dass der wichtigsten Kundenforderung nach Verlässlichkeit des Systems nie entsprochen werden konnte. Und auch durch den paradoxen Effekt, dass die Auslastung der Busse bei Überschreitung einer gewissen Fahrgastzahl plötzlich wieder nach unten ging (eine Schwäche der Software oder ein grundsätzlicher Denkfehler im System? Ich weiß es nicht), war man vom notwendigen Effizienzgewinn weit, weit entfernt.

Wäre ein solches System heute lebensfähig? Mit moderner Hardware, mit Unmengen von Softwareentwicklerstunden die seither zum Thema investiert wurden, mit allen Möglichkeiten der heutigen Kommunikation? Ich kann es nicht sagen, und soweit ich sehen kann, hat sich seit damals niemand getraut, es zu versuchen.

Warum das schade ist, werde ich in Teil 5 argumentieren.

Tilman Otter

27.06.2018

Teleskypen oder ein ‚altmodischer' Workaround

Ich möchte dringend mit jemandem skypen, doch es gibt mal wieder Probleme. Häufig sind es Verbindungsabbrüche, die einem den Videochat verleiden, selbst wenn mein Gegenüber und ich beide einen Internetzugang mit 60 Mbit/s oder mehr gebucht haben. Dieses Mal hapert es jedoch am Ton, offensichtlich sitzt also das Problem vor dem Computer. Ich werde gehört, höre aber selbst nichts und nach gut zehn Minuten vergeblichen Herumprobierens geben wir auf. „Lass uns eben telefonieren", schlage ich vor. Mein Gegenüber nickt (hören kann ich ihn ja nicht) und gerade, als wir die Hände ausstrecken, um Skype zu beenden, schauen wir uns an und ziehen sie wieder zurück. „Eigentlich", meint mein Gegenüber, „können wir auch einfach Skype stumm nebenher laufen lassen." Ich rufe ihn an und tatsächlich kommen Bild und Ton recht synchron bei dem jeweils anderen an. Selbst wenn das Bild kurz hängen bleibt, hören wir uns noch einwandfrei und ohne Abbrüche So lernt man das ‚altmodische' Telefonieren doch wieder zu schätzen.

Maya

27.6.2018

Ich höre Astro-Alex



An Bord der Internationalen Raumstation (ISS) befindet sich nicht nur – derzeit – der deutsche Astronaut Alexander Gerst, sondern auch – schon lange – eine Amateurfunkstation. Neben dem regulären Funkverkehr für den Betrieb der ISS können die Astronauten der verschiedenen Nationen, von denen etliche Funkamateure sind, mit der Erde plaudern. Und umgekehrt.

Das klingt erst mal spektakulärer, als es ist – denn die Entfernung ist gar nicht so groß: von der Erdoberfläche ist die Raumstation immer so um die 400 Kilometer entfernt, und es gibt dazwischen ja keine Hindernisse. Also sind auch im Zwei-Meter-Band diese Entfernungen problemlos per Funk zu überbrücken.

Der Funkkontakt mit der ISS ist dennoch nicht so ganz einfach – denn die Station befindet sich auf einer permanenten Umlaufbahn um die Erde und deshalb nur wenige Minuten über einer bestimmten Region der Erdoberfläche. Für den Funkverkehr muss deshalb ein Zeitfenster genutzt werden.

Heute nutzten zwei Schulen aus Leverkusen und Herrenberg das – zuvor verabredete – Zeitfenster, um mit Gerst (bekannt unter seinem Twitter-Nick @Astro_Alex zu sprechen. Neun Minuten Zeit hatten sie dafür.

Und ich konnte als Funkamateur zuhören. Zumindest die eine Hälfte: Mit meinem Handfunkgerät (Foto oben) konnte ich auf der Frequenz 145,800 Megahertz problemlos empfangen, was der deutsche Astronaut oben auf der ISS in sein Funkgerät sprach. Was die Schüler auf der Erde an ihn funkten, konnte ich natürlich nicht empfangen – die Entfernung von Berlin nach Leverkusen ist deutlich größer als die Entfernung zur ISS, und sowohl die Erdkrümmung als auch zahlreiche Hindernisse sind im Weg.

Hoch funken zur ISS konnte ich auch nicht: Dafür war nicht nur die Sendeleistung meines Handfunkgeräts mit etwa fünf Watt zu gering. Ich hätte auch eine Antenne gebraucht, die direkt auf die Raumstation abstrahlt (und nicht wie meine kleine Gummiantenne rundum):



Also hörte ich zu, was Gerst auf die Fragen der Schüler antwortete (meist erwartbar – aber es ging da eher um den Kontakt an sich). Der deutsche Astronaut redete bei der Gelegenheit den jungen Funkamateuren am Boden auch sehr deutlich die Idee aus, dass man doch auf der Erde unerwünschten Müll einfach in den Weltraum schießen könnte.

Da die Umlaufbahn der ISS heute mittag deutlich südlich von Berlin (und natürlich näher an Leverkusen) quer über Deutschland führte, konnte ich den Funkverkehr auch nicht die ganzen neun Minuten mithören. Deshalb habe ich auch nicht mitbekommen, mit welchem Rufzeichen sich der Funkamateur im All an- und abgemeldet hat – vermutlich mit dem der Raumstation und nicht mit seinem persönlichen Callsign.

DO7TWI alias

Thomas Wiegold

Juni 2018

Bilder von fremden Leuten

Im Urlaub fahren wir mit dem Tretboot durch die Gorges du Verdon in Frankreich. Dabei machen wir natürlich Bilder. Als eine große Gruppe mit jungen Leuten uns entgegenkommt, mache ich auch ein paar Bilder. Die Jugendlichen freuen sich, recken die Arme hoch, machen Daumen-hoch-Zeichen, aber für einen Austausch von E-Mail-Adressen reicht es leider hier auf dem Fluss nicht.

Weil die Bilder wirklich schön geworden sind (zumindest sieht es auf dem Display so aus), würde es mich freuen, wenn ich sie auch den abgebildeten Leuten als Erinnerung zukommen lassen könnte. Am Tretbootstand hinterlasse ich also der Tretbootverleiherin meine E-Mail-Adresse mit der Bitte, sie der Gruppe zu geben. Da ansonsten nur Einzel-Tretboote unterwegs sind, habe ich relativ wenig Sorge, dass es bei meiner Beschreibung der Gruppe zu Missverständnissen kommen könnte.

Zweifel habe ich aber an der Zuverlässigkeit der Tretbootverleiherin und rechne nicht damit, dass meine Kontaktdaten tatsächlich weitergegeben werden.

Einige Tage nach meiner Rückkehr habe ich dann aber doch eine Mail von jemandem aus den Niederlanden, der nach den Bildern fragt. Ich freue mich, schicke die Bilder zu und bekomme noch ein erfreutes Danke zurück. Es sind nämlich wirklich schöne Bilder.

Restoring faith in humanity one Tretbootverleiherin at a time.

Anne Schüßler

4. Juli 2018

Wie die Verwaltung digitalisiert wird und ich deshalb mein Zelt unter einer Brücke aufschlagen muss

Die Wohnung, in der ich wohne, wurde verkauft. Zwei Wochen nach der Benachrichtigung über den Verkauf bekomme ich von einem Anwalt ein Schreiben über die Kündigung des Mietverhältnisses "wegen Eigenbedarfs". *Uffz.*

Eine kurze Internetsuche bestätigt mir, was ich schon zu wissen glaubte: Der neue Besitzer kann mir erst kündigen, wenn er ins Grundbuch eingetragen ist. Die Behauptung ist, das sei er. Da es immerhin darum geht, ob ich in wenigen Monaten unter einer Brücke schlafen muss, möchte ich gerne den Eintrag ins Grundbuch sehen.

Bei der Suche nach der zuständigen Stelle fürs Grundbuch finde ich verschiedene Internetseiten über eine Grundbuchreform in Baden-Württemberg, die wohl seit Juli 2008 läuft, die aber offensichtlich ihre volle Funktionalität in den seitdem vergangenen 10 Jahren noch nicht so richtig unter Beweis stellen konnte.

Es gibt verschiedene Hinweise immer auf andere zuständige Seiten: Das Grundbuchamt im Amtsgericht verweist mich unter anderem an die Bezirkskarte der grundbuchführenden Ämter und Notare, auf die Webseite notar.de und den dortigen Menuepunkt "Grundamtssuche" und die Seite notariatsreform.de für "weitere Informationen"; irgendwie gelange ich weiter auf die Grundbuchseite im Serviceportal des Landes BW, auf zuständige Notariatsreformstellen und dann irgendwie auf eine Seite des "Elektronischen Grundbuchs" (egb-bw.de), die mich freudig begrüßt mit der Überschrift:

"Herzlich willkommen auf der Internetseite der Grundbuchdatenzentrale!"

Dort aber, am Ende dieser Seite, bescheidet man mir in Fettdruck: "Die Grundbuchdatenzentrale selbst kann keine Grundbuchauskünfte erteilen."

Ich finde schließlich eine (Telefon-)Rufnummer des wohl auch irgendwie zuständigen Grundbuchamts, auf der Seite steht explizit:

Verfahrensablauf

Sie müssen eine Grundbuchabschrift oder einen Grundbuchausdruck beantragen. Dies können Sie persönlich oder schriftlich tun. Erkundigen Sie sich vorher telefonisch bei der zuständigen Stelle.

Ich rufe also dort an, an einem Mittwoch um 10:30 Uhr, um mich, wie gefordert, *vorher telefonisch bei der zuständigen Stelle zu erkundigen*. Bei der zuständigen Stelle, nämlich dem Grundbuchamt des Amtsgerichts. Und lande bei einer Mailboxansage: „Guten Tag, Sie erreichen uns telefonisch unter dieser Rufnummer zu unseren Servicezeiten[1]. Da im Moment alle Leitungen belegt sind, bitten wir Sie, zu einem anderen Zeitpunkt anzurufen. Sofern Sie lediglich eine Grundbuchauskunft wünschen, besuchen Sie uns doch einfach auf unseren Internetseiten[2].“ Knacks. Telefonat zuende.

Und jetzt weiß ich auch nicht.

Vielleicht werde ich demnächst Bürger der Digital Nation Estonia: dort soll die Digitalisierung der Verwaltung funktionieren.

Bis dahin aber rechne ich mal damit, dass ich in wenigen Monaten unter einer Brücke schlafen muss. Vielleicht schlage ich auch mein Zelt im Türeingang des Amtsgerichts auf, mal schauen.

Molinarius

[1]Was die “offiziellen Servicezeiten” sind, ist nicht auffindbar.
[2]Was “unsere Internetseiten” sind, auch nicht.

Juli 2018

Ein Artikel, der mich interessieren könnte

In der Lokalzeitung der Heimat erscheint ein Artikel, von dem man, wenn man mich ein bisschen kennt, annehmen könnte, dass er mich interessiert. Wie sich herausstellt, kennen mich mindestens drei Personen ein bisschen:

Mein Vater hat ein digitales Abo der Zeitung. Den Artikel in der Samstagsausgabe entdeckt er noch am selben Tag und ›empfiehlt‹ ihn mir. Das hat zur Folge, dass ich eine Mail bekomme, in der, neben einem launigen Sätzchen, das mein Vater eingegeben hat, nicht viel mehr steht als das, was anscheinend der Volltext des Artikels ist. Der Text erscheint als kompakter Block – dies dadurch bedingt, dass Absätze durch das Unicode-Zeichen ›Line Separator‹ wiedergegeben werden, das mein Mailclient nicht interpretieren kann. Auch ist nicht zu erkennen, ob der Artikel Abbildungen enthält. In der Mail befinden sich jedenfalls keine. Am Ende der Nachricht werde ich aufgefordert, das digitale Probeabo der Zeitung auszuprobieren. Warum sollte ich, wenn mein Vater mir alles schickt, was mich interessiert? Na ja, vielleicht wegen der Absätze.

Am Sonntag erreicht mich eine Mail von einer meiner Tanten. Sie hat die Samstagsausgabe der Zeitung gerade erst gelesen und ist auf einen Artikel gestoßen, der mich interessieren könnte. Da sie die gedruckte Ausgabe abonniert hat, erhalte ich von ihr keinen absatzlosen Textblock, sondern ein Foto des Artikels im Anhang. Das begleitende seitenbreite Bild, das ich bisher nicht zu Gesicht bekommen hatte, ist darauf gut zu sehen. Der Text ist dafür eher mühsam zu lesen, da das Foto nicht besonders groß ist. Wenn man nicht ganz schlechte Augen hat und sich etwas Mühe gibt, geht es aber ganz gut. Außerdem kenne ich den Text ja schon vom Vortag. Immerhin ist zweifelsfrei festzustellen, dass der Artikel über Absätze verfügt. Und man erkennt einen Infokasten, der in der Textwüste von meinem Vater komplett unterschlagen worden war.

Als ich am Dienstag nach Hause komme, ist Post im Briefkasten: ein brauner A5-Umschlag, abgeschickt von einer anderen Tante, die in der Samstagsausgabe der Zeitung auf einen Artikel gestoßen ist, der mich interessieren könnte. Daraufhin hat sie die Zeitungsseite mit dem mir inzwischen bereits bekannten Artikel ausgeschnitten und laut Stempel am Montag auf die Post gebracht. Das Wettrennen hat sie damit nicht gewonnen, aber auf diese Weise kann ich mir das Gesamtkunstwerk – großes Bild, gut lesbarer Text und Infokasten – noch einmal in Ruhe zu Gemüte führen. Außerdem hat meine Tante einen kleinen persönlichen Gruß auf eine unbedruckte Stelle geschrieben. Und noch einen Vorteil hat die physische Seite: Ich kann sie weitergeben. Ich kenne nämlich jemanden, der mit Computern nicht viel am Hut hat, aber den Artikel vermutlich auch gerne lesen würde. Und tatsächlich, er freut sich, als ich ihm den braunen Umschlag am nächsten Wochenende in die Hand drücke.

Ich freue mich auch, aber hoffe, dass in der neuen Samstagsausgabe der Lokalzeitung nicht wieder ein Artikel steht, von dem man, wenn man mich ein bisschen kennt, annehmen könnte, dass er mich interessiert.

Christopher Bergmann

Juli 2018, aber schon seit Jahren

Das Bücherlesen wäre eigentlich ganz einfach, wenn es nicht so schwierig wäre

Es ist immer dasselbe. Im Flugzeug lese ich die im Laufe der letzten Wochen angesammelten Kindle-Leseproben. Sie sind alle großartig! Gleich wenn es nach der Landung wieder Internet gibt, werde ich diese schönen Bücher eins nach dem anderen kaufen und auch den Rest lesen!

Dann landen wir und es gibt wieder Internet.

Kathrin Passig

Sommer 2018

Endlich Menstruationstechnik im Techniktagebuch!

Wir sind auf unserer ersten Campingtour in Italien unterwegs und ich habe ein kleines Problem: Ich bekomme meine Periode.

Seit einiger Zeit bin ich von Tampons auf eine Menstruationstasse umgestiegen. Menstruationstassen sind kelchförmige Silikon- oder Latexdinger, die in die Vagina eingeführt werden, um das Blut aufzufangen. Sie haben viele Vorteile gegenüber Tampons, zum Beispiel merkt man sie viel weniger, man muss sie seltener leeren als einen Tampon wechseln (zwei Mal am Tag, wenn man ich ist) und sie sind natürlich auch umweltfreundlicher, weil man sie mehrere Jahre verwenden kann.

Allerdings muss man sie nach dem Leeren säubern, das geht auf öffentlichen Toiletten nicht immer so gut, weil meistens kein Waschbecken in der Toilettenkabine ist. Man kann dann alternativ eine Flasche vorher mit Wasser füllen und mitnehmen oder die Tasse mit Toilettenpapier sauber auswischen. Letzteres hat den Nachteil, dass sich die Menstruationstasse etwas schlechter einführen lässt, wenn sie trocken ist, aber es funktioniert auch. Zu Hause ist das alles kein Problem, das Waschbecken ist direkt neben der Toilette und na ja, zu Hause laufen auch sehr selten (eigentlich nie) fremde Leute in mein Badezimmer.

Ich bin also gespannt und etwas besorgt, was die Handhabung im Urlaub angeht.

Wie sich rausstellt sind die Toiletten auf italienischen Campingplätzen überraschend gut ausgestattet. Auf dem ersten Campingplatz in Torre del Lago haben alle (oder zumindest viele) Toilettenkabinen ein eigenes Waschbecken. Auf dem zweiten Campingplatz in Levanto gibt es einen praktischen Wasserschlauch neben der Toilette, ich muss also zum Säubern noch nicht mal aufstehen. Dann ist meine Periode auch schon wieder vorbei und meine Versuchsreihe beendet.

Anne Schüßler

21. Juli 2018

Pour Some Sugru On Me

Sugru ist eine knetgummiartige Silikonpaste, die innerhalb eines Tages an der Luft abbindet und danach eine gummiartige Konsistenz hat.

Zum ersten Mal komme ich mit diesem Material in Berührung, als ich im Rahmen der *retune*-Konferenz 2012 an einem Workshop teilnehme, der vom Marketing-Personal des Sugru-Startups gegeben wird. Davon inspiriert flicke ich damit mehrere Gegenstände, darunter ein Paar Schuhe, die Öse eines Fahrradschlüssels, die geborstenen Ecken der Plastikschubladen unseres Kühlschranks und den gebrochenen Steg meiner Reservebrille, den ich zuvor erfolglos zu kleben versucht hatte.

Die drei ersteren Reparaturen erweisen sich im Alltag als nicht als allzu haltbar – Sugru ist mechanischen und thermischen Wechselbelastungen offenbar nur bedingt gewachsen. Auch hält es nicht auf allen Untergründen gut – oder ich habe die Kontaktflächen nicht sorgfältig genug gereinigt. Die Reservebrille wird in all den Jahren nicht benötigt, daher überrascht es wenig, dass die Sugru-Verbindung dort keinen Schaden genommen hat.

Da auch originalverpacktes Sugru nur einige Wochen haltbar ist, entsorge ich bald die Reste und mehrere Jahre lang ist Sugru nur Stoff für Anekdoten. Jetzt aber habe ich mehrere Kabel, deren Gummiisolierung am Übergang zum Stecker bzw. Gerätegehäuse gebrochen ist, was als der klassische Anwendungsfall für den Werkstoff gilt.

Ich habe bereits auf Amazon nach kleinen Gebinden gesucht, als Thomas Wiegold erwähnt, er habe gerade einen Schalter seiner Kamera mit Sugru gepimpt und könne nun eine angebrochene Packung abgeben. Ich fahre bei ihm vorbei und wir müssen leider feststellen, dass das angebrochene graue Paket bereits ausgehärtet ist. Thomas schenkt mir großzügigerweise zwei seiner verbleibenden drei Päckchen, ein schwarzes und ein weißes. Ich erfahre zudem, dass das Berliner Bastlerparadies *Modulor*, in dessen Räumen damals der Workshop stattfand, weiterhin Sugru führt.

Gewarnt ob der kurzen Haltbarkeit nach dem Öffnen, mache ich mich zuhause erst einmal auf die Suche nach zu flickenden Gegenständen. Dabei fällt mein Blick auf meinen Autoschlüssel. (Über Bastelabenteuer mit dem kartenförmigen Schlüssel des vormaligen Fahrzeugs wurde bereits berichtet.)

Auch der aktuelle Autoschlüssel enthält einen kleinen batteriebetriebenen Sender und drei Druckknöpfe zum Ver- und Entriegeln der Türen und der Heckklappe. Die Gummiabdeckung dieser Knöpfe ist in beklagenswertem Zustand und ich habe den Schlüssel bereits mit Duct Tape umwickelt, um weiterem Fortschreiten des Verfalls entgegenzuwirken. Das aufreibende Dasein am Schlüsselbund in meiner Hosentasche lässt aber auch das Klebeband hässlich altern und ich muss es in regelmäßigen Abständen erneuern.



Nach dem Ummanteln zweier schwarzer Kabelansätze forme ich also einen Großteil des schwarzen Sugrus zu einem flachen Flicken von knapp 1 mm Dicke, den ich auf die Seite des Schlüssels mit den beschädigten Knöpfen

lege. Zuvor habe ich den Schlüssel gründlich mit Brennspiritus gereinigt, um vor allem sämtliche Kleberreste zu entfernen. Ich drücke, kratze und schiebe solange an dem Sugru-Flicken herum, bis er sauber und bündig auf der Oberfläche des Schlüssels aufliegt.



Eine schlauchförmige Schicht um den ganzen Schlüssel wäre sicher noch haltbarer gewesen – ich hätte sie aber zerschneiden müssen, um die Knopfzelle des Senders zu wechseln. Und das eine Päckchen hätte dann auch nicht für Kabel und Schlüssel gereicht. Außerdem kann ich das noch nachrüsten, denn angeblich verbindet sich eine frische Portion Sugru nahtlos mit einer bereits ausgehärteten.

Für ein perfektes Finish drücke ich nach ein paar Stunden mit einer Kugelschreiberhülle noch Ringe um die Knöpfe in die abbindende Masse. Tags darauf bin ich mit dem Ergebnis sehr zufrieden. Die Knöpfe sind weiterhin gut zu ertasten und zu drücken und auch der Sender funktioniert noch. Diese Zufriedenheit hält auch drei Wochen später noch an. Das Sugru hat sich offenbar sehr gut mit der rauen Plastikoberfläche des Schlüssels verbunden und zeigt bislang keine Tendenz, sich an den Rändern abzulösen.

Virtualista

Seit dem 21.12.2017

Edgingen in Edgeland

Immer dann, wenn eine_r der TechniktagebuchredakteurInnen in den mobilfunktechnischen Niederungen Deutschlands unterwegs ist, gibt es Momente, in denen er oder sie Trost in der ständigen Redaktionskonferenz sucht. Weil das zufälligerweise häufig im Südwesten des Landes der Fall ist, in der ja quasi alle Orte auf -ningen oder -lingen, jedenfalls auf -ingen enden, macht schnell die Runde, dass man sich mal wieder in “Edgingen” befinde, also in einem Ort, der gerade mal Edge als Mobilfunkstandard bietet. Es reicht gerade so, um im Messenger ab und zu einen Status zu posten.

Plötzlich war Edgingen aber überall. Jeder war auf einmal in Edgingen, wenn er oder sie keinen ordentlichen Empfang hatte. Molinarius wendet daher am 21.07.2018 ein, dass es nur ein echtes Edgingen gebe, nämlich dort, wo er sehr oft sei.

Also macht sich die ständige Redaktionskonferenz daran, in eine Karte von Edgeland, äh Deutschland die typischen regionalen Ortsnamen einzutragen, an denen man kein ordentliches Mobilfunknetz hat. Das ist das Ergebnis:



Von Orten, die es mehrmals gibt, ist nur der mit der schlechtesten Netzabdeckung eingetragen. In Zukunft wird es uns möglich sein, viel genauer anzugeben, wo wir gerade keinen Empfang haben.

Markus Winninghoff / Molinarius / Thomas Wiegold / Virtualista

2018-07-28

Keine CDs mehr. Und keine Bücher

Die CDs waren einfach. Bei der Stadtreinigung gibt es zwei Tonnen, eine für die Silberscheiben (mit kreisrundem Einwurfloch im Deckel), und eine für die Hüllen. Also jede CD in die Hand nehmen, aufmachen, Silberscheibe raus und in die linke Tonne, Hülle in die rechte. Das ging emotionslos, auch wenn es eine Viertelstunde dauerte. Bei jeder CD, die mir wichtig war, konnte ich mir sagen, dass sie immer nur ein paar Sekunden, ein paar Fingerdrücke, eine gesprochene Anweisung entfernt ist. Und bei denen, wo ich weiß, dass das nicht so ist, dachte ich achselzuckend: selber schuld.

Die Bücher waren schwieriger. Ich musste jeden Karton aufmachen, um zu sehen, ob es ein Bücherkarton war und wenn ja, ob mein eigener. Auf gar keinen Fall blättern, auf gar keinen Fall in die Frage verfallen, ob aufheben oder nicht. Wenn ich mich das nur bei einem einzigen Buch frage, ist alles zu spät. Also die Kartons, wieder zu Gewicht reduziert, in den Transporter laden. Das hat durchaus was davon, wie man Tote transportiert mit einer Decke darüber. Zum Büchertisch am Richardplatz in Neukölln. Der Mitarbeiter, der meine Kartons entgegennimmt, will mal reingucken, aber nach den ersten zwei Kartons (es sind insgesamt siebzehn) ist er schon überzeugt, dass das alles gute und wertvolle Bücher sind und er nimmt sie alle unbesehen auf seine Sackkarre. Ich darf einfach nicht drüber nachdenken. Nicht darüber, ob irgendwo noch Lesezeichen oder Briefe drin sind. Möglich ist es. Dann werden sie eben gefunden, so wie man manchmal in alten Büchern alte Sachen findet. Als der Mitarbeiter danke sagt und tschüss, kommt mir das zu früh, zu schnell, zu unwiderruflich vor. Aber so ist es. Er hat keine Adresse von mir.

André Spiegel

Um den 30. Juli 2018

Tretboot mit Karies

Wer kennt es nicht? Du bist im Urlaub und brauchst plötzlich ein neues Zahnrad für das selbstgebaute Tretboot.

Für den Urlaub habe ich mir ein Tretboot gebaut. Beim Schraubenantrieb (keine Schaufelräder!) finden etliche Fahrradteile Verwendung, unter anderem auch ein großes vorderes Kettenrad. Kann man ahnen, dass das aus Aluminium ist und bei unsachgemäßer Verwendung schneller weggefräst wird, als man gucken kann?



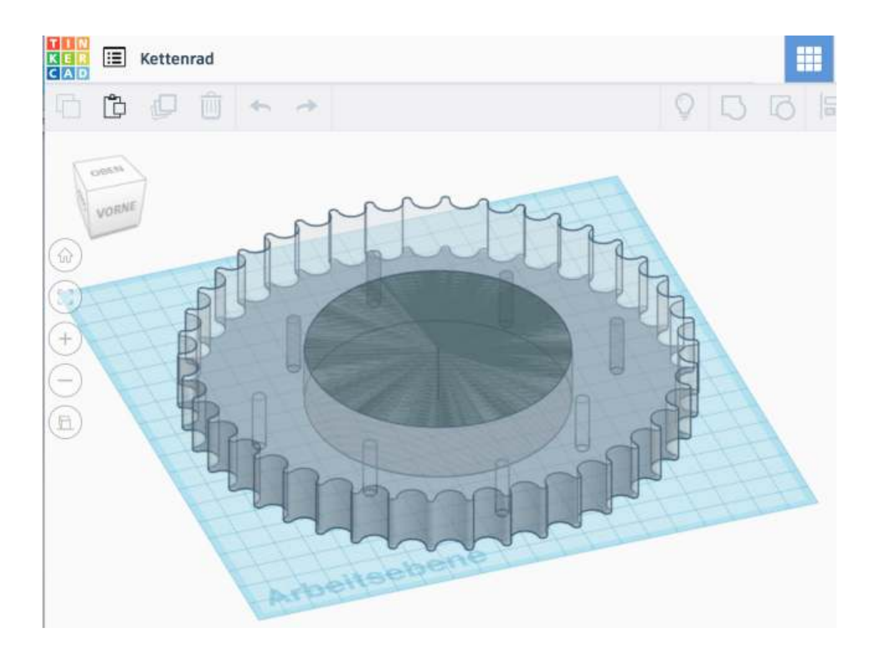
Da der Urlaub gerade erst Fahrt aufnimmt, muss Ersatz her, will ich nicht die restliche Zeit Trübsal blasen. Am Urlaubsort steht mir ein kleiner Bastelraum zur Verfügung, eine Werkbank, ein Schraubstock, ein paar Feilen, eine Metallsäge, Akkuschrauber und so weiter. Ich überlege, ob ich mir ein Stück Blech besorge und einfach mit Säge und Feile loslege. Klingt nach viel Arbeit, ist es auch, und das Ergebnis könnte mangels Rundlaufgenauigkeit nicht so ausfallen, wie ich mir das vorstelle.



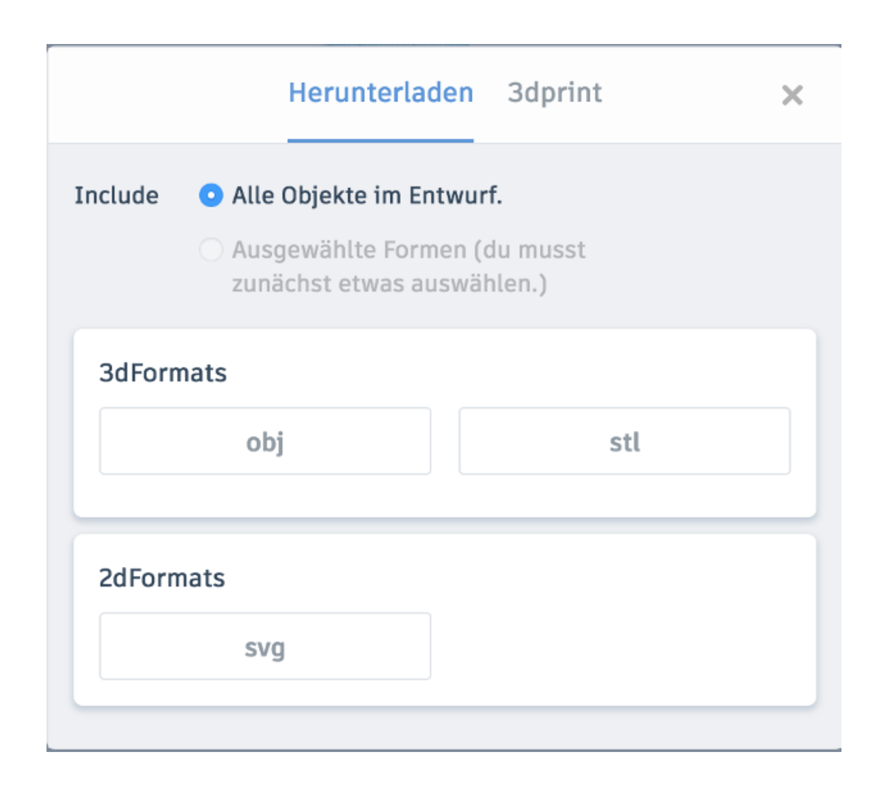
Da kommt der Nachbar des Ferienhauses daher, der Metallbauer ist und am Ort wohnt. Ich könnte mir das doch auslasern lassen. Die Firma um die Ecke hätte so einen Schneidlaser. Das ist die Idee! Allerdings brauche ich

dafür eine maschinenlesbare Datei, genauer eine technische Zeichnung im dxf-Format. Ein CAD-Programm habe ich auf meinem Laptop dummerweise nicht.

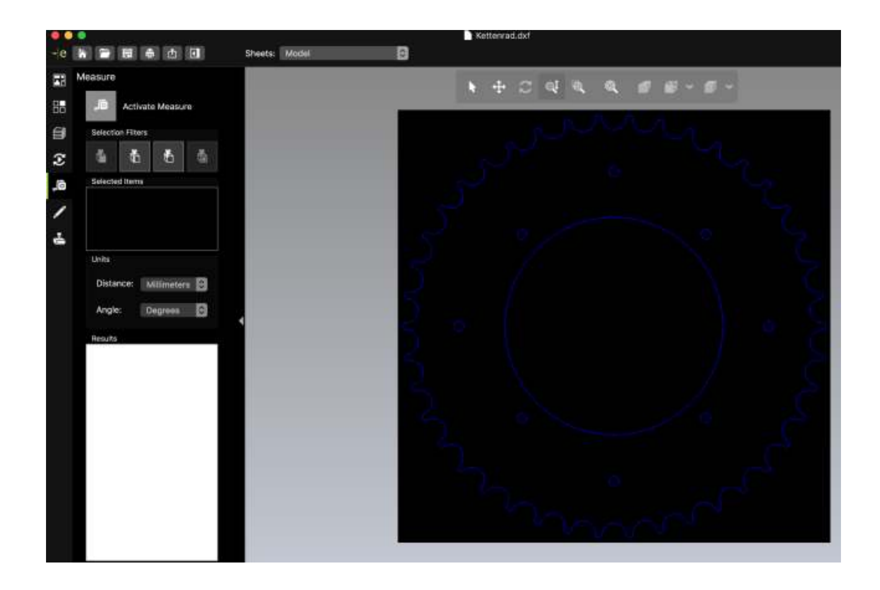
Also rufe ich Tinkercad.com auf. Damit konstruiere ich immer meine 3D-Druckteile. Irgendwie werde ich damit schon eine 2D-Zeichnung erstellen können, und lege los. Eine halbe Stunde später sieht das erste Ergebnis schon recht vielversprechend aus:



Auf die Dicke des Teils achte ich nicht, weil ich eh nur die Draufsicht brauche. Aus Tinkercad kann ich das Teil entweder als 3D-obj, 3D-stl (das Format brauche ich immer für die 3D-Druckteile) oder als 2D-svg exportieren. svg habe ich noch nie gehört, aber 2D macht mir Mut, also los.



Als nächstes suche ich nach einer Möglichkeit, die svg-Datei in dxf umzuwandeln. Auch das geht online mit “cloudconvert”, genauer: cloudconvert.com/svg-to-dxf . Nun habe ich also eine dxf-Datei. Aber kann ich mir sicher sein, dass die Datei auch noch wie ein Zahnrad aussieht? Ich suche nach einem Viewer. Den finde ich nur als zu installierende Software, aber egal. Schnell den eDrawings-Viewer heruntergeladen und installiert. Siehe da: Ein Zahnrad!



Damit fahre ich gleich Montag morgens zu mir empfohlener Firma. Aber ach! Der Laserbediener hat Urlaub. Man kann mir nicht helfen. Ich frage Google nach einer weiteren Firma und werde in der Nähe in Güstrow fündig.

Es hat sich in solchen Fällen als sinnvoll erwiesen, nicht erst anzurufen oder gar eine Mail zu schicken, sondern hinzufahren, um möglichst gleich an einen Mitarbeiter der Firma zu gelangen, der Verständnis für so ein Problem und vielleicht auch ein bisschen Spaß an so einem Projekt hat. Den finde ich mit Herrn H. der Firma MKF-Metallbau GmbH & Co. KG in Güstrow.

Er schickt meine auf einem USB-Stick mitgebrachte Datei (ich hätte sie auch vom Handy aus per Mail schicken können, wenn es ein "keine-fremden-USB-Sticks-in-Firmenrechner"-Gebot gäbe) gleich an zwei Kollegen, um mal zu schauen, ob die Datei lesbar sei. Ist sie, nur die Größe passt irgendwie nicht. Sie muss von 6,94 mm auf 175 mm Außendurchmesser vergrößert werden. Irgendwo bei den diversen Formatänderungen muss es wohl zu einem Umrechnungsfehler gekommen sein. Sonst ist aber augenscheinlich al-

les so, wie ich es will. Man merkt noch an, dass das Mittelloch nicht rund, sondern eckig sei. Das liegt an Tinkercad. Kreise werden dort als Vielecke mit maximal 64 Ecken erzeugt. Ist halt so. Das und die Ausformung der Zähne hat man vor dem Auslasern dann sogar noch verrundet. Für die Dicke wähle ich 3 mm.

"Kommenden Freitag können Sie das Teil abholen", sagt Herr H. mir und dass es rund 30 Euro kosten würde. Schon zwei Tage später, am Mittwoch, klingelt mein Handy, das Zahnrad sei abholbereit. Ich mache mich gleich auf den Weg und kann das wichtige Teil nach Bezahlung umgehend in Empfang nehmen.



Ich stelle zwar noch fest, dass ich die Löcher für den Kettenschutz falsch gezeichnet habe, das ist aber schnell behoben. Ansonsten passt und funktioniert alles einwandfrei, so dass das Zahnrad ruckzuck eingebaut ist.



Kurze Zeit später können die fröhlichen Tretbootfahrten weitergehen!

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Markus Winninghoff

Mitte 2018

Mit der nächsten App wird alles besser

Ich habe sie gezählt. Es sind mindestens 17. Siebzehn Apps für mein tägliches Forschen und Schreiben: Literatur verwalten (1), Dateien verwalten (3), Ebooks verwalten und lesen (3), Transkribieren (1), Kodieren (1), Exzerpieren (1), Schreiben (2), Audiodateien anhören und bearbeiten (1), Zweiten Bildschirm nutzen (1), Diktieren (1) PDFs bearbeiten und annotieren (2). Dazu kommen die, die mir jetzt gerade nicht einfallen.

Natürlich verwende ich die Apps, weil sie mein Schreibleben superschnell, einfach und produktiv machen. Annotationen kann ich herauskopieren, Litereraturverzeichnisse importieren, Wortwolken erstellen, Texte über Geräte hinweg synchronisieren u. v. m. Großartig.

In letzter Zeit frage ich mich jedoch öfter, ob eventuell mit jeder weiteren App die Produktivität sinkt. Gibt es einen Grenznutzen? 17 Apps bedeuten 17 regelmässige Updates, Systemwechsel nicht mit eingerechnet. Oft sind sie inkompatibel, sie stürzen ab, sie wollen ständig Aufmerksamkeit. Die Hersteller schicken mir Emails mit aufregenden Neuerungen. Und wieviel meiner Gehirnkapazität geht eigentlich beim Auf- und Zuklicken, Suchen und Ärgern drauf? Hm. Vielleicht kriege ich das Problem mit einer App in den Griff? Das wäre toll.

Swantje Lahm

Juli 2018

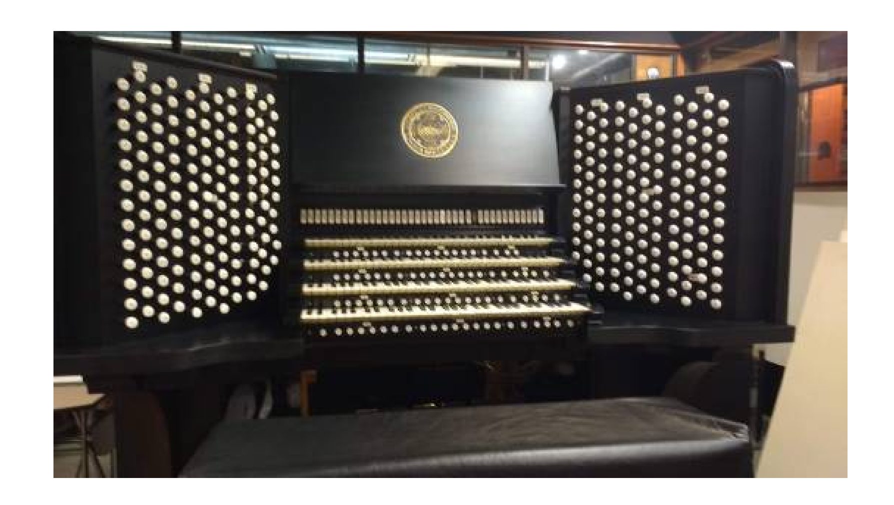
Halbwissen über Riesenorgeln

Ich verbringe einen Woche in der Metcalf Hall an der Boston University, um Dinge über Sterne zu erfahren. Der Saal ist groß, so groß, dass die fünfhundert Tagungsteilnehmer locker reinpassen, ohne sich zu drängen. Die Orgel im Saal ist ebenfalls sehr groß, so groß, dass sie eine der Längsseiten kom-

plett einnimmt. Vom Saal aus sieht man meterhohe Pfeifen aus Holz und Metall, in mehreren Etagen, und man kann zumindest ahnen, dass es dahinter noch länger so weitergeht.



Während eines mittelmäßigen Vortrags laufe ich auf die Empore und finde heraus, dass man durch die Orgel laufen kann, wobei sich rechts und links immer mehr Räume mit immer mehr Pfeifen auftun, Pfeifen, und Pauken und Becken und das ganze Gekloppe. Am Ende des Ganges finde ich noch einen Raum, in dem sich das schwarze Kontrollzentrum der Orgel befindet, mit vier Manualen und hundert Registern. Ein alter Mann winkt mich hinein und fängt an mit mir zu reden. Es handelt sich um den Hüter der Symphonischen Orgel von Boston.



Als erstes zeigt er mir die riesigen Motoren, die über riesige Gebläse, durch die man durchkriechen könnte, die gesamte Orgel mit Luft versorgen. Die Pfeifen wiederum werden elektrisch betätigt, nicht mechanisch wie bei alten Kirchenorgeln. Später fällt es mir auf – an jeder Pfeife endet ein Kabel. Die Orgel steht hier, weil zwei reiche Leute ihre Privatorgeln der Uni hinterließen, woraufhin ein weiterer reicher Mann sie zu einer Monsterorgel verschmelzen ließ. Es handelt sich wohl weniger um ein Musikinstrument und mehr um einen Penisvergleich.



Wenig verwunderlich dann auch, dass die Orgel selten gespielt wird, und wenn, dann nicht von einem Organisten. Man zeigt mir Papierrollen mit kleinen Punkten, auf denen die Musik der Vergangenheit gespeichert ist. Und man zeigt mir einen Computer, von dem man heute die Orgel spielen lassen kann. Es ist eindeutig eine Windows-Maschine mit einem 5,25-Zoll-Diskettenlaufwerk und einer Oberfläche, die wie Windows 3.1 aussieht. Zur Erinnerung: Das war das Windows, bevor es Windows gab, ohne Icons, ohne Fenster und nur eine Haaresbreite von der Konsole entfernt.

Können wir die Orgel mal anhören, frage ich. Im Prinzip ja, aber ich muss den Verantwortlichen finden, und der muss das Orgelspiel genehmigen. Die Orgel ist zum einen sehr laut, und zum anderen sehr verstimmt, kein Wunder bei einem Gebäude, in dem zwischen oben und unten 25 Grad Temperaturunterschied herrschen. Eine Woche lang suchen wir nach der Orgelerlaubnis, aber vergebens. Auf Youtube finden sich nur zwei kurze Ausschnitte, die ein wenig vermitteln, wie fantastisch albern das riesige Gerät klingt – nicht wie eine seriöse Kirchenorgel, sondern eher wie der größte Jahrmarktsleierkasten der Welt.



Video: www.youtube.com/watch?v=Y6R5rR5Tqqs

Aleks Scholz

1. August 2018

Missverständnis über die künstliche Intelligenz einer kultischen Elite in der keltischen Mythologie

Ich lese mit meinem Sohn Asterix. Er sagt, er mag den Roboter nicht.
„Den Roboter?“ – „Ja, den der die Zaubertränke macht.“
„Den Druiden!?!“
„Ja, den Droiden!“

Molinarius

2. August 2018

Wer brummt, fliegt!

In unserem Haushalt befinden sich zwei Philips Sonicare Zahnbürsten. Die bürsten ganz hervorragend, sind allerdings nicht sehr langlebig. Kauft man die im stationären Handel, tut man gut daran, die Kassenbons aus Gewährleistungsgründen aufzubewahren. Im Innenleben vibriert sich z. B. gern mal ein Verbindungsblech kaputt, auch Akkuschäden sind nicht selten.

Wir haben unsere Zahnbürsten so lieb, dass sie sogar mit in den Urlaub dürfen. Und genau dort fing eine an zu stressen. Mitten in der Nacht brummt es in einer aus dem Mundraum vertrauten Frequenz. Dann ein Krachen und wieder Brummen. Als nächstes Schritte einer Miturlauberin auf dem Flur im Ferienhaus. Messerscharf schließe ich: Irgendwas geht hier vor.

Ich stehe auf und trete hinaus auf den Flur, wo die Miturlauberin mit einer brummenden Zahnbürste in der Hand steht. Es ist meine Zahnbürste. “Sie lässt sich nicht abschalten!”, sagt sie. Zuvor war die Zahnbürste offensichtlich von der Ablage im Badezimmer brummender- und vibrierenderweise auf den Boden geplumpst und hat dort weiter gebrummt. Nun liegt sie in der Hand der Miturlauberin, die auf den Knöpfen herumdrückt. Irgendwann gibt sie Ruhe. Also die Zahnbürste.

Ich nehme die Zahnbürste mit ins Zimmer und denke mir so, unterm Kissen wird man sie schon nicht hören, und schlafe ein. UND SCHRECKE AUF! als der borstige Freund wieder losbrummt.

Ich stehe auf, schnappe mir das Ding, öffne das Fenster und werfe es in hohem Bogen aus dem Fenster auf den Rasen. Dort vernehme ich noch ein zaghaftes Brummen, das aber bald von den Geräuschen der Nacht verschlungen wird. Vielleicht freundet sich schon bald ein kleiner brummender Waschbär mit dem Hygienegerät an.

Am nächsten Morgen sammle ich die Zahnbürste ein. Der Akku ist leer, es brummt nicht mehr. Zu Hause werde ich den Kassenbon suchen und mir innerhalb der Gewährleistungszeit eine neue Zahnbürste gleichen Typs besorgen.

Markus Winninghoff

August 2018, seit einigen Wochen

Wir haben keinen Hund, und der heißt Lino

Der Sohn liebt seinen Tolino E-Reader (das Techniktagebuch berichtete mehrfach).

In letzter Zeit bezeichnet er den Tolino als “Lino” oder “Lienchen”.

Typische Aussagen: “Papa, hast du Lino gesehen?” oder “*Tintenblut* lese ich mit Lienchen”. Seit Kurzem auch: “Lino braucht etwas zu trinken” (= der Akku muss geladen werden) und “Lino hat Hunger / braucht Futter” (= alle Bücher gelesen, es muss etwas Neues aus der Onleihe ausgeliehen werden).

Molinarius

Zumindest bin ich alt genug

August 2018

Ich habe eine DVD bei Amazon bestellt, die ab 18 ist. Deswegen möchte der Hermesbote bei der Auslieferung meinen Ausweis sehen. Allerdings reicht es nicht, dass er sich versichert, dass ich laut Selbigem über 18 bin und der Ausweis auch mir gehört. Das Gerät, auf dem man normalerweise unterschreibt, um den Empfang zu bestätigen dient auch als Scanner mit dem mein Ausweis eingelesen wird. Nachdem er das getan hat grinst der Hermesbote mich an und zeigt mir das Datum, das laut Gerät mein Geburtsdatum ist:

30.11.0002

Davon ist tatsächlich rein gar nichts richtig. Ich bin 1987 geboren und weder im November noch an einem 30.

Das Paket kriege ich dann (schließlich bin ich definitiv über 18). Leider denke ich nicht daran zu fragen, ob er das Datum irgendwie manuell korrigieren konnte/musste oder, ob das System sich mit *Geburtsdatum liegt vor 2000* zufriedengibt und ich jetzt irgendwo als 2000-jähriger Vampir geführt werde.

Eva Müller

Sommer 2018

Ein gescanntes Buch

Ich bin als studentische Hilfskraft für eine Gastdozentin zuständig. Meine wichtigste Aufgabe ist das Scannen der Literatur für den Kurs. Es sind einige Dinge schief gegangen, die ich nicht zu verantworten habe, und ein paar Dinge, die ich zu verantworten habe, und ein wichtiger Text ist eine Woche, bevor er im Seminar behandelt werden soll, noch nicht verfügbar. Das einzige

Exemplar in der Bibliothek ist verliehen, die Dozentin hat es nur als E-Book, und ich finde das Buch auf keiner der mir bekannten illegalen Seiten. Ich weiß mir, wenn auch mit einem wirklich unguten Gefühl, zu helfen.

Auf Amazon kaufe ich die DRM-geschützte Kindle-Version des Buches. Ich öffne den versteckten Ordner, in dem die Datei liegt, und importiere sie in der Open-Source-E-Book-Software Calibre. Dort ist ein Plugin installiert, das den DRM-Schutz entfernt. Ich exportiere das Buch als PDF.

Bei Amazon gebe ich das E-Book zurück, was bei DRM-geschützten Büchern möglich ist. Das Buch verschwindet aus meiner Kindle-Bibliothek, die Rückerstattung ist noch vor der Abbuchung auf meinem Konto. Wie oft man das machen kann, ohne für Amazon verdächtig zu wirken, will ich gar nicht herausfinden.

Alan Smithee

August 2018

Ceci n’est pas une antenne satellite

Wir machen Urlaub in Portugal in einer Ferienwohnung am Atlantik. Das Appartementhaus hat einen Innenhof, an den einige Balkone angrenzen. Dort sehe ich einen kaputten Balkonstuhl. Die Lehne ist schief und unüblicherweise in der Mitte festgemacht, die Armlehnen zu niedrig und das Gestell überraschend massiv ausgeführt, dafür aber wieder grob zusammengesetzt und wenig kunstvoll überlackiert.



Wer hat sich mit einem kaputten Stuhl so viel Mühe gegeben? Und warum ist die Sitzfläche so dick, und warum ist er mit Ketten am Boden gesichert?

Genaueres Hinsehen ergibt die Lösung: da geht ein Kabel von der "Lehne" in einen Kabelkanal. Die "Lehne" ist eine Satellitenantenne!

Offensichtlich gibt es in diesem Appartmenthaus ein Verbot, sich eine Parabolantenne aufzustellen, aber keines, das Balkonstühle verbietet. *Ceci n'est pas une antenne satellite*, sozusagen.

Tobias

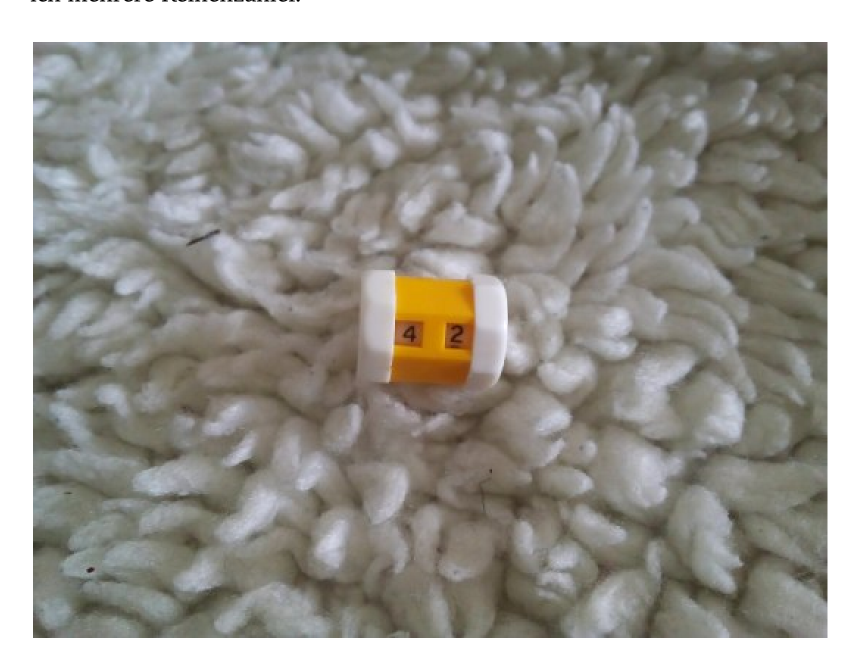
2008 bis 2018

Stricken und Technik

2008

Wenn ich stricke, kann ich eine Anleitung aus einem Buch oder einer Zeitschrift nehmen oder eine aus dem Internet. Die drucke ich dann aus und lege sie mir zurecht.

Weil es beim Stricken oft wichtig ist, wie viele Reihen man gestrickt hat, habe ich mehrere Reihenzähler.



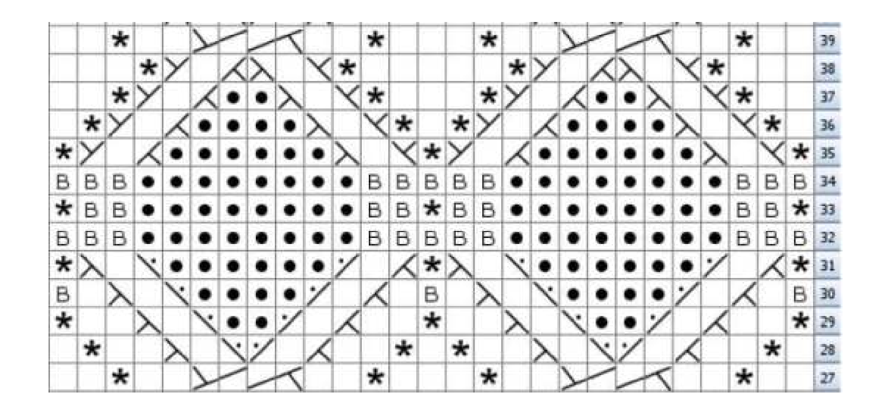
Man steckt sie auf die Stricknadel. Das geht aber nur, wenn das Loch groß genug ist, dass es über die Nadel passt, aber nicht so groß, dass der Reihenzähler dauernd von der Nadel rutscht. Passt er nicht, muss man ihn auf die Seite legen und darf ihn nicht vergessen. Hat man eine Reihe gestrickt, dreht man am rechten Rädchen und die Einerstelle wird verschoben. Ist man bei 9, muss man zusätzlich am linken Rädchen drehen, um die Zehnerstelle zu verschieben.

Es gibt größere Modelle, die nicht zum Auf-die-Nadel-Schieben gedacht sind. Die haben einen Knopf an der Seite und wenn man auf den drückt, geht die Zahl eins nach oben. Dann muss man nicht alle 10 Reihen daran denken, zwei Rädchen zu drehen.

Wer mehrere Projekte gleichzeitig strickt, braucht entweder viele Reihenzähler oder muss sich irgendwo notieren, wie viele Reihen an welchem Projekt schon gestrickt wurden.

Beim Stricken geht es auch häufig nicht nur darum, X Reihen zu stricken, sondern ein Muster, das über eine bestimmte Anzahl von Reihen geht, mehrmals zu wiederholen. Wenn ich z. B. ein Muster habe, das über 14 Reihen geht, muss ich meinen Reihenzähler regelmäßig händisch zurücksetzen. Und wenn ich diese 14 Reihen 8 Mal wiederholen muss, brauche ich entweder für ein Projekt zwei Stück, oder muss aufpassen und immer wieder kontrollieren, um zu sehen, wie weit ich bin.

Häufig werden auch in Anleitungen die Instruktionen gar nicht ausgeschrieben, sondern das Ganze in einem Chart dargestellt. In dem steht jedes Symbol für eine bestimmte Masche steht (rechte, linke, zusammenstricken, Zöpfe . . .):



(Ausschnitt Eisblume)

Die Symbole für einfache Stiche kann man sich auch relativ leicht merken. Aber niemand hat jedes einzelne Symbol im Kopf, weswegen es am Anfang oder am Ende der Anleitung einen Schlüssel gibt, der die Symbole erklärt. Ich muss also die Seite mit dem Schlüssel immer griffbereit halten.

In großen Projekten können diese Charts auch sehr lang sein. Lang genug, dass man die richtige Reihe schon mal verlieren kann. Muss das Chart sowieso nur einmal gestrickt werden, kann man einfach jede fertige Reihe durchstreichen. Wird es wiederholt, kann man die Reihe z. B. mit einem Lineal markieren, das man immer weiterschiebt.

Ab ca. 2012

Es gibt jetzt Reihenzähler-Apps. Wenn man die öffnet und auf den richtigen Knopf drückt, wird nach oben gezählt. Hat man sich verdrückt, ist es leicht, sich zu korrigieren. Und wenn man aus irgendeinem Grund nicht bei 0 anfangen möchte, lässt sich das auch leicht einstellen.

Bald kann die App wesentlich mehr als der manuelle Reihenzähler. Ich kann mehrere Projekte öffnen und weiß so immer, wie viele Reihen ich wo gestrickt habe. Ich kann auch einstellen, dass er sich automatisch zurücksetzt,

wenn er eine bestimmte Zahl erreicht. Und irgendwann kommt dann auch die Möglichkeit, zwei Zähler zu verlinken, sodass einer regulär zählt und der andere nach einer bestimmten Anzahl von Reihen eins hochzählt. Wird ein Muster mehrmals wiederholt, muss ich jetzt also nicht mehr aufpassen, wie viel ich schon gestrickt habe.

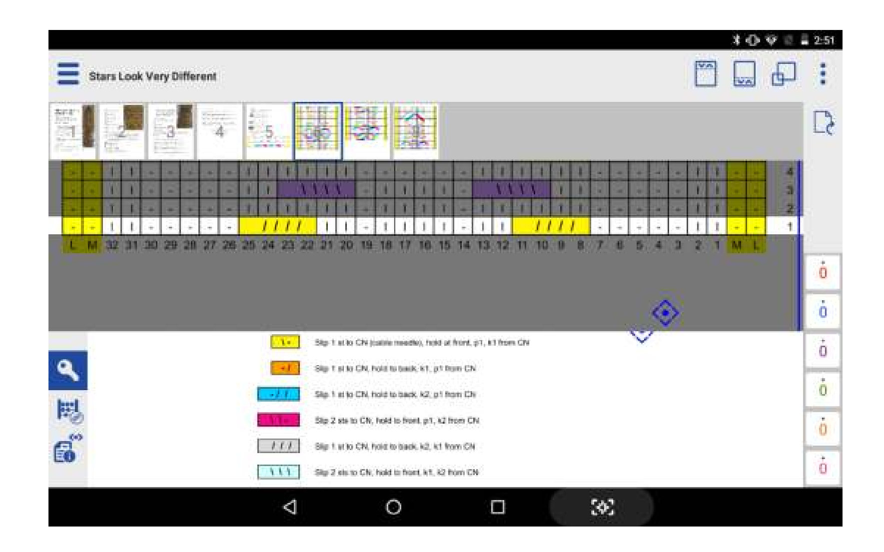
Ab 2014

Ich habe jetzt ein Tablet. Anders als beim Smartphone ist da der Bildschirm groß genug für Strickanleitungen. Ich spiele also die PDFs aufs Tablet und muss nicht mehr alles ausdrucken. Aber wenn ich nicht nach jeder Reihe zwischen PDF-Viewer und Reihenzähler-App hin und herschalten will, brauche ich Tablet und Handy. Oder – was ich meistens tue – doch Tablet und mechanischen Reihenzähler.

Bei Charts habe ich jetzt das Problem, dass ich mir immer nur eine Seite anzeigen lassen kann. Habe ich ein Symbol vergessen, muss ich zurückblättern. Die richtige Reihe im Chart lässt sich auch nur sehr umständlich markieren. Man kann zum Beispiel die Seite so schieben, dass die Reihe genau am unteren oder oberen Bildschirmrand liegt, aber das jedes Mal zu machen ist sehr mühselig. Markierungen im PDF zu setzen ist auch zu viel Aufwand, um es nach jeder Reihe zu tun.

2017

In einem Podcast schwärmt einer der Hosts von der App KnitCompanion. Ich beschließe, sie auch einmal auszuprobieren, und bin schnell genauso hin und weg.



Ich kann in der App ein PDF öffnen und habe dann:

- Einen transparenten horizontalen Balken, mit dem ich markieren kann, in welcher Reihe des Charts ich bin. Bei größeren Charts ist das sehr praktisch, weil man da sonst schnell in die falsche Reihe rutscht
- Einen vertikalen Balken, mit dem ich markieren kann, wo genau in der Reihe ich mich befinde. Das ist hilfreich, wenn ich mitten in der Reihe eine Pause einlege
- Beide Balken bleiben genau da, wo sie sind, auch wenn ich die Seite verschiebe
- 6 Reihenzähler pro Projekt, die je nach Wunsch auf- oder abwärts zählen und sich zurücksetzen. Ich kann sie auch verlinken.
- Ich kann zwei Fenster öffnen. Oben das Muster und unten den Schlüssel für das Chart

- Es deaktiviert die automatische Bildschirmabschaltung des Tablets

Wenn ich jetzt doch nach einer Anleitung aus einem Buch oder Heft stricke, vermisse ich schnell die vielen Bequemlichkeiten der App. Weswegen ich trotz zwei Regalen voller Strickbücher und -zeitschriften schon lange nicht mehr nach Anleitungen gestrickt habe, die ich nicht als PDF habe.

Eva Müller

20. September 2018

Jetzt wird zurückarchiviert

Seit Januar 2016 ist das Techniktagebuch vom Deutschen Literaturarchiv Marbach archiviert worden. Heute bekommen wir eine Mail vom Archiv: "Wir möchten Sie über wichtige Entwicklungen in unserem Geschäftsbereich 'Literatur-im-Netz' informieren. Bitte beachten Sie dazu das im Anhang beigefügte Schreiben."

Das im Anhang beigefügte Schreiben ist ein PDF mit Briefkopf:

deutsches
literatur
archiv marbach

Bibliothek

19. September 2018

Literatur-im-Netz

(http://www.dla-marbach.de/bibliothek/literatur-im-netz/)

Deutsche Schillergesellschaft e.V.

Schiller-Nationalmuseum

Deutsches Literaturarchiv

Literaturmuseum der Moderne

Schillerhöhe 8–10
71672 Marbach a.N.
Postfach 1162
71666 Marbach a.N.

Telefon 07144/848-300
Telefax 07144/848-390

jutta.bendt
@dla-marbach.de

www.dla-marbach.de

Sehr geehrte Autorinnen und Autoren,
sehr geehrte Bloggerinnen und Blogger,
sehr geehrte Netzliteraturschaffende,

seit 10 Jahren sammelt und archiviert das Deutsche Literaturarchiv Marbach mit Ihrer Unterstützung und Ihrem Einverständnis literarische Webquellen. Über 400 Weblogs und literarische Internetzeitschriften sind bislang laufend gespiegelt worden. Im Rahmen eines DFG-Projekts konnte außerdem ein repräsentatives Corpus mit genuin digitalen Quellen der Netzliteratur zusammengestellt werden. Unser Ziel war stets, auf der Basis hoher Qualitätsstandards die Authentizität und Integrität der Quellen im Archiv zu erhalten. Entstanden ist eine einzigartige Sammlung, die für die Forschung und eine literarisch interessierte Öffentlichkeit kostenfrei zur Verfügung steht. Doch nun müssen wir die laufende Webarchivierung zum 30. September 2018 vorerst einstellen.

Was ist passiert?
Für die Verzeichnung und Archivierung der literarischen Internetquellen haben wir uns auf die Dienstleistung und technische Infrastruktur des Bibliotheksservice-Zentrums Baden-Württemberg (BSZ) in Konstanz gestützt. Die vom BSZ entwickelte Lösung SWBcontent umfasste die Dienste Webcrawler, standardisierte Verfahren zur Metadatenerfassung, Rechteverwaltung, Präsentation, persistente Adressierung der Archivobjekte sowie die langfristige

1/2

“Doch nun müssen wir die laufende Webarchivierung zum 30. September 2018 vorerst einstellen”, heißt es darin. Man habe sich bisher auf die technische Infrastruktur des Bibliotheksservice-Zentrums Baden-Württemberg gestützt. Das dort entwickelte System “SWBcontent” sei nun eingestellt und der Betrieb zum Jahresende gekündigt worden. “Die bereits archivierten Quel-

len befinden sich im Landesspeicher am Karlsruher Institute of Technology (KIT)", wo das Techniktagebuch ja auch hingehört. "Für den Onlinezugriff auf die Quellen wird jedoch die Software SWBcontent benötigt. Mit dem Abschalten von SWBcontent werden die Quellen so lange nicht mehr erreichbar sein, bis wir eine neue Lösung gefunden haben."

Das Techniktagebuch ist also bis auf Weiteres nur am gewohnten Ort auffindbar. Aber verantwortungsbewusste Leserinnen und Leser können bei der Archivierung helfen, indem sie die PDF- oder die EPUB-Komplettversion des Techniktagebuchs auch dann herunterladen, wenn sie die 7195 Seiten gar nicht zu lesen beabsichtigen. Die Zukunft dankt!

Update: Im März 2021 heißt es auf der Website des DLA immer noch: "Das DLA Marbach sucht intensiv nach Lösungen, um auch den vollständigen Betrieb mit aktiver Archivierung wieder aufzunehmen."

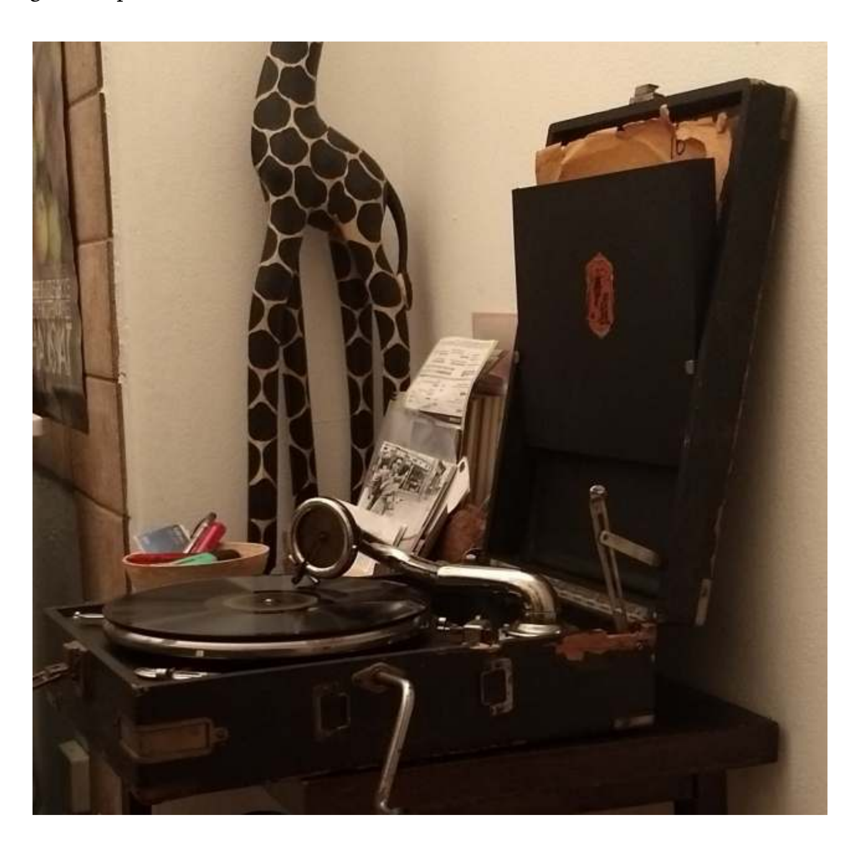
Update: Im Januar 2024 steht auf der gar nicht mal so leicht auffindbaren Seite "Literatur im Netz" des DLA: "Seit Ende 2019 entsteht unter Beteiligung des DLA Marbach im Rahmen des Projekts SDC4Lit ein verteiltes langzeitverfügbares Repositorium für Digitale Literatur und eine Forschungsplattform, es ist geplant den vollständigen Betrieb von Literatur im Netz mit aktiver Archivierung 2022 wieder aufzunehmen." Das scheint 2022 nicht passiert zu sein und 2023 auch nicht. Das Techniktagebuch archiviert sich aber inzwischen selbst im Internet Archive, so dass wir die weiteren Entwicklungen geduldig abwarten können.

Kathrin Passig

22. September 2018

Halt so ein Gerät aus dem 20. Jahrhundert, das Platten abspielt

Der Gastgeber möchte uns seine Neuanschaffung vorführen. Er trägt einen Koffer aus dem Nebenzimmer herbei und klappt ihn auf. Es ist ein Koffergrammophon! Mit einer Kurbel zum Aufziehen!



Wir hören die Schellackplatte, die beim Kauf inbegriffen war, und Gast J. nimmt ein Foto oder ein Video davon auf. Das sehe er jetzt nicht ein, sagt Gast A., dass man das unbedingt dokumentieren müsse: er sei schließlich noch mit solchen Geräten aufgewachsen. Ich frage überrascht nach, denn A. sieht nicht aus, als sei er hundert Jahre alt, eher wie Mitte dreißig. Vielleicht stelle ich mich beim Nachfragen ungeschickt an, jedenfalls kann ich nicht viel aus ihm herausholen, es scheint mir aber, dass Plattenspieler der 1980er Jahre und dieses Gerät für ihn dasselbe sind.

Jetzt sagt auch J., er habe solche Geräte bisher nur bei YouTube gesehen und manchmal auch bei Leuten im Regal, aber noch nie in Betrieb. Sie seien oft kaputt oder würden jedenfalls nicht mehr benutzt. J. ist unter dreißig, Musiker, und ich bin mir ziemlich sicher, dass auch er einfach normale Plattenspieler meint. Es gelingt mir nicht, den beiden meine Überraschung zu übersetzen, ich versuche es mit „für mich ist das so, als sagte jemand beim Anblick einer Pferdekutsche ‘klar, Autos, die kenne ich’", aber erfolglos.

Kathrin Passig

September 2009 – 2018

Weniger Bäume sterben, aber ich bleibe vergesslich

Seit 2009 besuche ich das Fantasy Filmfest in Köln, ein tourendes Filmfestival das, trotz Namens, keine Fantasy-Filme zeigt, sondern eher Horrorfilme und Thriller.

Kartenkaufen ging früher so: Durch rechtzeitigen Blick auf die Webseite Ende August erfahre ich das genaue Datum des diesjährigen Festivals und den Start des Vorverkaufes. Ich drucke mir den Festivalplan aus, markiere mir die Filme, die ich sehen will, mit einem Stift und sortiere nochmal anhand geschauter Trailer aus. Manchmal schaue ich die Trailer auch mit einem Freund parallel und wir kommentieren das Ganze im Skype-Messenger. Dann schreibe ich die Liste auf die Blogplattform Livejournal, wo ich mich

mit meinen Freunden abstimme, welche Filme wir zusammen sehen wollen. Einer von uns geht zum Kino, die Karten kaufen. Erst ist das nur mit Bargeld möglich, da das Cinedom keine Kartenzahlung nimmt und für einen irgendwann eingeführten Onlineservice Gebühren verlangt. Das Ganze wird fotografisch festgehalten und ebenfalls gebloggt.



Nach und nach wandert der Freundeskreis von Livejournal zu Facebook, das Vorgehen bleibt fast dasselbe. Ich drucke mir den Plan nicht mehr aus und nehme ihn mit, sondern schaue bei Bedarf auf mein Smartphone auf Facebook, wo ich die Filmliste gepostet habe.

Dann wandert das Festival vom Cinedom zur Astor Filmlounge und es ändern sich einige Dinge mehr. Es gibt jetzt, neben einem schöneren Kinosaal, auch Platzkarten. Die Astor Filmlounge hat einen Onlinekartenservice, erst

mit, aber recht bald ohne Gebühr. Man kann dort mit Kreditkarte, Sofortüberweisung oder Paypal bezahlen. Und durch Facebook bekomme ich jetzt immer pünktlich zum Kartenvorverkauf Bescheid – und alle anderen 18.700 Abonnenten der Seite auch.

Dadurch kommt es 2017 zu einem Serverabsturz, als ich am Morgen des Vorverkaufstags versuche, mir Tickets für die Eröffnungsnacht mit dem Horrorfilm “ES” zu sichern. Am Telefon kann man leider für das Festival keine Reservierung entgegennehmen. Ich fühle mich an die Zeiten erinnert, wo ich in im überlaufenen Onlinesystem der Universität durch hektisches Drücken der Taste F5 meinen Platz für ein Seminar reservieren musste. Die dann doch irgendwie online bestellten Karten hole ich mit einem als PDF-Datei generierten und ausgedruckten QR-Code an der Kasse ab.

2018 ist das Ganze noch vereinfachter und wesentlich papierloser. Ich muss den QR-Code nicht mehr ausdrucken, ich muss auch die Karte nicht mehr ausdrucken lassen, sondern ein Schild weist mich bereits am Eingang darauf hin, dass ich den Code direkt beim Einlass am Smartphone vorzeigen kann. So hole ich statt ein Dutzend nur noch zwei Karten an der Kasse, eine “weil Sie eh grad schon hier stehen” und die andere, als ich von Freunden erfahre, dass sie einen bestimmten Film besuchen wollen und ich spontan vor Ort die Karte kaufe. Ich fotografiere sie in alter Gewohnheit und schicke das Foto meinen Freunden über den Facebook-Messenger.



Eine rettende Maßnahme, wie sich eine Woche später herausstellt, als ich eben jenen Film sehen will. Denn die Karte befindet sich nicht mehr in meinem Portemonnaie. Glücklicherweise kennt man mich nach häufigen Festivalbesuchen am Eingang bereits und es reicht das Foto der Kinokarte als Kaufbeweis. Ich darf eintreten und den Film sehen

Beim nächsten Film, so denke ich, kann das nicht passieren, denn den habe ich ja online gekauft. Beim Durchsuchen meiner Mails auf dem Smartphone fällt mir allerdings mit Schrecken ein, dass dies zwar der letzte Film des Festivals, aber der allererste Kartenkauf war, bei dem ich das Ticket aus Unachtsamkeit direkt auf dem Rechner gespeichert und nicht in meiner Gmail-Postfach habe senden lassen. Die ganze Woche habe ich gedacht "denk dran, die PDF auf's Smartphone zu ziehen" und es natürlich heute vergessen. Ich traue mich schon fast gar nicht, den Organisator noch einmal anzusprechen, aber er lässt mich nicht mal ausreden, sondern winkt mich einfach durch. Glücklicherweise habe ich auf Twitter mit meiner Mit-Kinogängerin abgesprochen, auf welchem Sitz sie zu finden ist, und kann daher meinen Platz auch ohne Karte in Anspruch nehmen. Die neue, praktische Ticketkauftechnik hat also denselben, großen Fehlerfaktor wie die alte – mich selbst.

Angela Heider-Willms

4.9.–24.9.2018

Kafka steckt im Postfach

Ich möchte euch eine leicht kafkaeske Geschichte erzählen. Die Geschichte, wie ich versuchte, ein Postfach bei der Deutschen Post einzurichten. Es wird ein eine längere Geschichte, deren Ende noch nicht ganz abzusehen ist. Angesichts der Nazi-Auswüchse in diesem Land mag ich keine Hausadresse mehr angeben und habe das Bedürfnis, ein Postfach einzurichten. Gern auch an einem Ort, der weit entfernt innerhalb der Stadt ist. Nun denn: zur Tat!

Zunächst buche ich online ein Postfach und überweise den Jahresbetrag von 19,90 Euro vorab. Darauf hin bekomme ich keine E-Mail, keine Reaktion. 10 Tage lang. Eines Morgens klingelt es an der Tür. Mein Postbote drückt mir die gesammelte Post von 10 Tagen in die Hand. Es folgt die Erklärung, ich

könne nicht einfach am anderen Ende der Stadt ein Postfach buchen, sondern es müsse zwingend "im selben Zustellbezirk" sein. Ihr kennt sicher alle eure Zustellbezirke. Nein? Gut – ich auch nicht.

Nun suche ich online die wirklich am nächsten gelegene Filiale, radele dort hin und will "vor Ort" ein Postfach besetzen. Am Schalter angekommen sagt man mir, dass das eine reine und ganz neue Postbankfiliale sei und man keine Postfächer habe. Das wäre am alten Standort gegeben. Dort sei aber alles belegt, versichert mir die Dame. Ich erhalte eine 0180er-Nummer, wo ich anrufen soll. Nun denn. Ab nach Hause.

Also wieder zurück ins Internet. Online versuche ich nun eine Filiale mit freien Postfächern in der Nähe zu finden. Ich finde, tippe und buche. So beauftrage ich Postfach Nummer 2, überweise das Geld und denke sogleich, dass das wohl keine so gute Idee war, einer realen Adresse zwei Postfächer zuzuordnen. Aber hey: die Einrichtung war ja gescheitert und ich rechne mit einer baldigen Benachrichtigung.

Am nächsten Tag kommt die Mitteilung zu Postfach Nummer 1. Ordnungsgemäß eingerichtet. Ich bin verdutzt, denn das sollte ja eigentlich nicht möglich sein.

Also rufe ich die 0180er-Nummer an. Dort bin ich natürlich verkehrt und erhalte eine Nummer für Weiden (Oberpfalz).

Endlich eine Computerstimme, die mir die Optionen "Postfach" und "Webshop" anbietet. Ich schildere dem Mitarbeiter bei "Postfach" mein Problem. Er nimmt alles auf und sagt, er könne nichts machen und müsse es an "Webshop" weiterleiten. Ich lege auf. Recht unbefriedigt, denn die Bestellung eines Postfachs brachte in den vergangenen 14 Tagen irgendwie keinen zufriedenstellenden Kundendialog. Also denke ich: "Naja. Die Sache ist im System – vielleicht kann ein Mitarbeiter im Webshop nun direkt etwas tun." Ich rufe also erneut in Weiden an, wähle nun "Webshop" und eine Frau erklärt mir, ich sei falsch, aber sie könne mir eine Rufnummer geben. Sie nennt mir exakt die Nummer, die ich gerade angerufen habe und meint: "Da müssen Sie einfach nur "Postfach" auswählen.

Zwei Tage später klingelt mein Postbote bei mir. Er empfiehlt mir "Wenn Sie ein Postfach haben wollen und das mit der Einrichtung nicht klappt, dann richten Sie doch stattdessen einfach ein Postfach ein." Dazu nennt er mir einen monatlichen Preis von 6 bis 8 Euro, den ich nirgends finde. Ein Postfach kostet 19,90 Euro jährlich. Ich habe nur zwei mögliche Interpretationen: Entweder war es ein ironisches Gespräch und ich habe die Ironie nicht verstanden oder der Postbote sprach während eines stattfindenden Schlaganfalls.

Ich habe zu diesem Zeitpunkt seit einer Woche keine Post bekommen (an sich gar nicht so schlecht). Um das festzustellen, bin ich zu Postfach 1 gefahren. Und wieder zurück. Die Bestätigung für Postfach 2 dürfte bald eintreffen. Ich habe Angst, erneut auf den Postboten zu treffen. Vermutlich bekomme ich nie wieder Post (das wäre jetzt auch nicht so übel) oder mein Postbote empfiehlt mir bald ein drittes Postfach. Ich habe gelernt: Nur weil der Webshop eine Filialadresse mit freien Postfächern angibt, müssen dort nicht zwingend Postfächer existieren. Falls irgendwelche "Dienste" mich überwachen und angesichts meiner Aktivitäten irgendeinen Postbetrug vermuten: NEIN! NEIN! NEIN! Ich mag nur keine Privatadresse mehr überall angeben.

Auf eine Anfrage vom 04.09.2018 kommt nach 20 Tagen diese Antwort:

> vielen Dank für Ihre Nachricht.
>
> Gerne bestätigen wir, dass Sie Inhaber des Postfaches XX XX XX in 10XXX Berlin sind.
> Grundsätzlich erhalten Sie auch Briefe mit Ihrer Hausanschrift über Ihr Postfach, wenn dies betrieblich möglich ist.
>
> Der Standort der Postfach-Anlage liegt jedoch in einer anderen Stadt als Ihre Hausanschrift.
> In solchen Fällen ist das Umleiten der Sendungen mit Hausanschrift nur sehr eingeschränkt und unter bestimmen betrieblichen Voraussetzungen möglich. Die zuständige Abteilung hat uns informiert, dass in Ihrem Fall diese Voraussetzungen leider nicht gegeben sind. Deshalb legen wir Briefsendungen, die an

> Ihre Hausanschrift adressiert sind, in Ihren Hausbriefkasten ein. Sendungen mit korrekter Postfach-Anschrift können wir direkt und schnell an Ihr Postfach weiterleiten. Deshalb unsere Bitte: Teilen Sie Ihren Korrespondenzpartnern für den Versand von Briefen Ihre Postfach-Anschrift mit. Eine Auslieferung von DHL-Paketen und DHL-Päckchen über Ihr Postfach ist nicht möglich, da für diese Sendungen immer eine Haus- oder Lieferanschrft erforderlich ist.
> Wir freuen uns, wenn wir mit diesen Informationen die Hintergründe für unsere Verfahrensweise deutlich machen konnten.
>
> Beste Grüße
> Ihr Kundenservice

Mir ist nun bewusst: für die Deutsche Post wohne ich also in Berlin und habe mein Postfach in Berlin. Das ist diese andere Stadt, von der die Rede ist. Übrigens habe ich vom zweiten Postfach, das ich in diesem Prozess beantragt habe, noch nichts gehört. Das liegt in einer ganz anderen Stadt, deren Name aber auch wieder Berlin ist. Ich versuche nun per Hotlineanruf, den Bearbeitungsstand von Postfach Nr. 2 herauszubekommen. Ich erkläre der verdutzt wirkenden Person am anderen Ende der langen Leitung, was das Problem in einer Stadt wie Berlin ist. Auch für sie schien das ziemlich irritierend.

Das Triggerwort "Umzug", das im Gespräch fiel, bringt mich indes auf eine neue Idee! Ein Nachsendeauftrag direkt an meine eingerichtete Postfachadresse. Ich fürchte nur, dass ich damit versehentlich das Post-Universum zur Implosion bringen könnte. Stay tuned!

Daniel Lücking

25.9.2018

Ein ganzes Viertel Buch mit nur einer Seite

Ich lese gerade ein Buch über die letzte Generation von Ostpreußen von den letzten Kriegsjahren bis zur Gegenwart. Ich würde das Buch gerne zu Ende lesen, wir fliegen aber auch am Nachmittag sehr weit weg und ich möchte ungern ein Buch mit 460 Seiten mit ins Gepäck nehmen, das ich schon fast zu Ende gelesen habe.

Gott sei Dank gibt es eine einfache Lösung. Für das Buch wird der Service von papego angeboten. Man kann sich die App runterladen, fotografiert dann die aktuelle Seite des Buchs und darf dann von da aus 25 Prozent des Buches weiterlesen. Dieser Vorgang lässt sich – so verstehe ich das jedenfalls – beliebig oft von beliebigen Stellen im Buch wiederholen. Nun bin ich aber noch nicht ganz so weit, als dass 25 Prozent für den gesamten Rest des Buchs ausreichen würden.

Ich kopiere also eine Seite des Buchs, von der aus man tatsächlich bis zum Buchende kommt und packe sie ein. Dann lese ich noch so weit wie möglich im Papierbuch weiter und fotografiere dann da die letzte Seite, um schon mal den nächsten Teil auf dem Smartphone zu haben.

Als ich weiterlesen will, muss ich nur das eine DIN A4-Blatt herausholen, die App aufrufen und das kopierte Blatt abfotografieren und darf dann bis zum Ende lesen. Anders als erwartet vergisst die App leider gelegentlich die geladenen eBooks, und so muss ich die kopierte Seite mehr als einmal abfotografieren. Ansonsten funktioniert aber alles problemlos und ich kann das Buch auf dem Smartphone zu Ende lesen, während das Papierbuch selber auf meinem Nachtisch in Deutschland liegt.

Anne Schüßler

September 2018

Ein anderes Berlin

Ich schaffe mir die iPhone-App “Bike Citizens” an, um als Radfahrerin in Berlin nicht immer entlang der Hauptverkehrsstraßen zu fahren. Die App funktioniert großartig. Ich hätte keine der Streckenführungen selbst gewählt oder auch nur gefunden. Ich bin aber trotz einiger vermeintlicher Umwege regelmäßig ebenso schnell am Ziel wie zuvor. Oft geht es schneller. Gefährliche Situationen minimieren sich.

Mit der App entdecke ich nach 20 Jahren ein anderes Berlin. Die App führt mich durch struppige Parks. Leere Seitenstraßen. Ganz neue Straßen, an denen propere Apartmenthäuser stehen, ohne dass irgendjemand zu sehen wäre. Ich fahre zwischen Lagerhallen und durch Fahrradunterführungen. Oft weiß ich nicht mehr, wo ich bin. Für wenige hundert Meter tauchen ab und zu bekannte Strecken auf. Aha. Oranienstraße also. Oder: Haltestelle Yorckstraße. Dann gehe ich mir wieder in dieser neuen, ziemlich menschen- und verkehrsarmen Stadt Berlin verloren.

Auf einmal wird mir klar, dass ich ohne das iPhone mit der App oft nicht einmal mehr wüsste, in welchem Stadtteil ich mich befinde. Mein Telefon darf also nicht ausgehen. Ich suche zuhause nach meiner Powerbank und achte künftig darauf, sie ständig bei mir zu tragen.

Miriam Vollmer

6. Oktober 2018

Digitale Auszeit aus sittlichen Gründen

In der Sauna steht ein neues Schild auf dem Tresen. Es zeigt eine Schiefertafel, auf der “Digitale Auszeit” steht, und darunter: “Bitte deponiert eure Handys im Garderobenkasten.” Ich wundere mich, aber da ich mein Handy bisher auch meistens im Schließfach gelassen habe, beeinträchtigt die neue

Regelung mein Saunavergnügen nicht. Im Verlauf des Abends fällt mir auf, dass an der Wand neben dem Tresen ein Zettel mit den Zugangsdaten zum WLAN der Sauna hängt. Ich lache und sage zu Aleks, dass ich sowieso schon lange darauf wartet, dass mir ein Körperteil wächst, mit dem man WLAN direkt empfangen kann.

Ein Saunamitarbeiter, der gerade Pause macht, hat meinen Kommentar gehört und sagt, hier im Café der Sauna sei das kein Problem. Als ich mich zu ihm umdrehe, sehe ich, dass er beim Essen selbst ein Handy in der Hand hält. Es sei nur draußen oft so, sagt er, dass die Leute nackt aus dem See kämen, während andere mit dem Handy irgendwas machten, und man wisse ja dann nicht, ob die vielleicht fotografierten oder filmten. “Speziell wenn sie das Handy so haben”, er demonstriert eine Haltung, die sowohl Lesen als auch Filmen bedeuten könnte.

Ich hätte gern ein Foto des Schilds für meine Sammlung von Handynutzungsverbotsschildern, fürchte aber, dass es mir nicht gelingen wird, zu erklären, dass ich mich damit nicht über die Saunabetreiber lustig machen möchte. Ich finde aber auch keine unauffällige Gelegenheit zum Fotografieren, und bevor am Ende noch jemand denkt, ich wolle nackte Leute filmen, verlasse ich die Sauna lieber ohne eine Illustration dieses Beitrags.

Kathrin Passig

7. Oktober 2018

Es ist alles noch da

Weil die Gäste Interesse erkennen lassen, holt Franziska ihre DDR-Platten hervor: Eine “Rock aus Deutschland Ost”-Serie, vom Orchester des Ministeriums für Staatssicherheit “Wachregiment Berlin Felix Dzierzynski” gespielte Marschmusik und dergleichen mehr. Über “Disko in der U-Bahn” der mir un-

bekannten Band “Rockhaus” heißt es auf der Plattenhülle, es handle sich um den ersten Rap der DDR oder vielleicht auch Deutschlands. Darüber möchte ich mehr wissen.

“Du kannst sie auflegen”, sagt Franziska, “der Plattenspieler funktioniert und du weißt ja, wie das geht.”

Ich weiß es wirklich noch. Viele Jahre habe ich keine Platte mehr in der Hand gehabt, aber die Bewegungen sind alle noch da, und weil sie ihre Selbstverständlichkeit verloren haben, fallen sie mir jetzt auf: Wie man die Innenhülle aus der Außenhülle gleiten lässt. Dass die Außenhülle ihre Öffnung rechts, die Innenhülle sie aber oben hat. Wie jetzt die rechte Hand in die Innenhülle greift, so dass der Daumen auf dem Rand der Platte ruht und die übrigen Finger nur den Papieraufkleber der Platte berühren. Ob ich deshalb als Kind den Plattenspieler nicht benutzen durfte? Weil meine Hand noch nicht groß genug war und ich Fingerabdrücke hinterlassen hätte? Ob man mir diese Bewegungen explizit beigebracht hat, so wie wir im Kommunionunterricht lernten, welche Finger die Hostie berühren dürfen und welche auf keinen Fall? Die linke Hand legt die Innenhülle der Platte weg. Ich halte den äußersten Rand der Platte zwischen beiden Handflächen und werfe beim Ablegen auf dem Plattenteller einen Blick im flachen Winkel über die Oberfläche. “Du hast doch sicher so eine Bürste”, sage ich zu Franziska, und natürlich hat Franziska so eine Bürste.

Jetzt erst kommen die Handgriffe, die man wahrscheinlich in der Gebrauchsanweisung des Plattenspielers nachlesen kann.

Kathrin Passig

Montag, 8. Oktober

Zwischen online und offline

7:12:

Vor mir liegt die Printausgabe meiner Tageszeitung. Ich lese einen Artikel über das Bild „Girl with a Balloon" des Künstlers Banksy. Es wurde letzte Woche für 1,2 Millionen Euro bei Sotheby's versteigert. Unmittelbar nach dem Zuschlag hat sich das Werk selbst zerstört – der Künstler hatte einen Schredder eingebaut. Im Artikel wird auf den Instagram-Account von Banksy hingewiesen, auf dem er ein Video der Versteigerung und der Selbstzerstörung des Bildes hochgeladen hat. Ich greife zum Mobiltelefon und schaue mir das Video auf Instagram an.

9:28:

Ich schreibe an einem Text über ein Thema, zu dem ich schon seit mehreren Jahren forsche. Ich habe meine Argumentation auf einem Blatt Papier als Sketchnote skizziert. Die Einleitungssätze habe ich mir schon gestern Abend überlegt; sie sind schnell in mein Schreibprogramm am Computer getippt. Ich möchte die Relevanz des Themas mit einem Zitat untermauern. Ich schaue in mein Bücherregal, greife zu einem Buch, indem ich ein passendes Zitat vermute. Ich blättere zuvor und zurück, bis ich die Stelle gefunden habe und tippe ab. Mir fällt auf, dass das Buch nicht mehr ganz taufrisch ist. Gibt es etwas Neues von der Autorin? Ich öffne Google Scholar, recherchiere sie. Nein, es gibt keine jüngeren Veröffentlichungen von ihr. Dafür stoße ich auf einen Text, in dem die Autorin zitiert wird. Im letzten Jahr erschienen. Gibt es den online? Nur hinter einer Paywall – für 39,95 Dollar. Also ResearchGate. Der Text wurde noch nicht hochgeladen; ich schreibe eine E-Mail an die schwedische Kollegin, die ihn geschrieben hat. Danach kehre ich zu meinem eigenen Manuskript zurück. Ich schaue auf meine Sketchnote. Nach dem Zitat sollte noch der Verweis auf ein anderes Buch kommen. Ich suche ihn in meinem Literaturverwaltungsprogramm, aber dort ist er noch nicht hinterlegt. Also muss ich ihn noch einpflegen, mpfh. Der Text stammt von 1993, ihn gibt es nur gedruckt, zum Glück habe ich ihn. Ich scanne den Text am Kopierer, schicke ihn mir von dort per E-Mail und speichere ihn auf meinem Rechner im Literaturverwaltungsprogramm. Jetzt noch den Zitationscode in mein Manuskript hinein und weiter geht es.

So fließen Analoges und Digitales ineinander. Ich empfinde das nicht einmal als eine Grenze, die ich überschreite, sondern beides ist Teil des ‚Workflows'. In meinem Alltag wechsle ich ständig zwischen Stift und Tastatur, zwischen Papier und Bildschirm, zwischen online und offline.

Helen Knauf

Oktober 2018

Und sie bewegt sich doch

Ich möchte von Mainz Hauptbahnhof zum Frankfurter Flughafen fahren. Wohl weil es sich um einen Regionalzug handelt, den ich nehmen will, ist es auf bahn.de nicht möglich, ein Ticket zu buchen. Im DB Navigator auf dem Smartphone hingegen geht es – wenn auch nur zum sofortigen Fahrtantritt. Ich warte also, buche, trete sofort an, werde kontrolliert und mache das, was ich immer mache, wenn meine Fahrkarte kontrolliert wird: Ich rufe das Handyticket in der App auf, tippe aufs Display, um die Helligkeit auf die höchste Stufe zu stellen, halte mein Handy der kontrollierenden Person hin und harre der Dinge.

Dieses Extremverhalten meinerseits verwirrt die Kontrolleurin so sehr, dass sie spontan anfängt, Englisch mit mir zu sprechen. Um sie bei Laune zu halten, scrolle ich ein bisschen in meinem Ticket auf und ab. So kann sie erkennen, dass ich tatsächlich eine Fahrkarte von Mainz nach Frankfurt gebucht habe, erfahren, wie ich heiße, und das aktuelle Datum sowie eine sechsstellige Folge aus Zahlen und Buchstaben ablesen. Diese Angaben scheinen ihr allerdings nicht zu genügen. Dass sie ihren Fahrkartenscanner nicht nutzt, überrascht mich wenig, da das Ticket, anders als gängige DB-Tickets, nicht über einen scanbaren Code verfügt. Aber was will sie dann sehen? Aus dem inzwischen auf Deutsch fortgeführten Dialog ergibt sich schließlich die Lösung:

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Ihr Interesse gilt dem kleinen, bei näherer Betrachtung zugförmigen Logo des Rhein-Main-Verkehrsverbunds (RMV), das oberhalb der genannten Daten durch die App fährt. Erst dadurch ist für die Kontrolleurin der Beweis erbracht, dass ich ihr nicht nur einen Screenshot zeige, sondern tatsächlich ein gültiges Ticket. Sie nickt zufrieden und geht weiter. Ich bleibe zurück, schreibe diesen Text und mache die oben gezeigte Bildschirmaufzeichnung – ein Video, das es nach Vorstellung des RMV wohl nicht geben kann und geben darf.

Christopher Bergmann

1997 bis 2006 (sowie 2018)

Läuft und läuft und läuft



Ich ziehe gerade um, und bei jedem Umzug fällt mir mein Ericsson MC218 (eigentlich ein Psion 5mx) in die Hände. Er wurde bis 2000 hergestellt, ich muss ihn noch bis mindestens 2006 verwendet haben, wahrscheinlich länger. Im Archiv fand ich einen alten Blogtext:

> “Meine tiefsitzende Angst, etwas zu verpassen, äußerte sich darin, dass ich schon in den 90ern jederzeit und überall E-Mails empfangen wollte, auch wenn es kaum Leute gab, die mir schon welche schicken konnten. Nach Versuchen mit einem Toshiba-Libretto, einem vollständigen, aber nur videokassettengroßen Laptop, und einer irrwitzig teuren PCMCIA-Modemkarte (um 500 Mark?), erwarb ich etwa 1997 einen Psion Serie 5 und einen PCMCIA-Adapter, ein Jahr später das erste bezahlbare Handy mit Infrarotschnittstelle (Ericsson SH 888), dazu einen Psion Serie 5.
>
> Psion funktioniert etwa so: Aufklappen: AN, Zuklappen: AUS. Bedienung per Touchdisplay (Stift ist im Gerät verstaut). Batterien (2 Mignonzellen) halten mehrere Wochen, Jackentaschenformat. Vor allem aber diese tolle Tastatur, mit der ich unter anderem Zeitungstexte schrieb, die ich von unterwegs zur Lokalredaktion mailte. Während andere Menschen mit Stiften auf ihren Palm PDAs herumstocherten.
>
> Mein Psion (bzw. ein paar Jahre später als Nachfolger das entsprechende Ericsson-Gerät) ist seit Jahren im Dauereinsatz.“ (. . .)

Ich kann mich nicht mehr erinnern, wann ich aufhörte, das Gerät zu benutzen (und warum). Ich las darauf die ersten E-Books, hatte Gesetzestexte gespeichert, verwaltete Termine und Kontakte, mailte, schaute Sachen im Internet nach und schrieb Blogbeiträge hinein und erstellte Word-Dokumente. Ich musste ca. 2006 einmal das Flachkabel für den Bildschirm wechseln, nach

einer Anleitung aus dem Symbian- oder Psion-Forum. Als der Bildschirm schwarz blieb, war das ein existenzieller Notfall, wegen der Zuverlässigkeit des Gerätes hatte ich schon seit Jahren nichts mehr synchronisiert.

2010 kaufte ich das erste iPhone, spätestens dann verwendete ich ihn nicht mehr.

Wie bei jedem Umzug tue ich auch dieses Mal zwei Batterien hinein und erschrecke freudig, als ich den Startton höre. Alles noch da. Da kein aktuelles Telefon mehr eine geeignete Infrarotschnittstelle hat, komme ich damit leider nicht mehr ins Internet.

Ich könnte es als ablenkungsfreies Schreibgerät benutzen. Mit einem CF-Adapter könnte ich das Geschriebene sogar auf andere Geräte übertragen. Oder das mit dem Internet nochmal mit dem SH 888 probieren, das habe ich ja auch noch. Oder ich nehme die Batterien wieder raus bis zum nächsten Umzug.

Angela Leinen

Mitte Oktober 2018

Ich muss mir Ihren Akt anschauen

Ich bin nach mehreren Jahren in Frankreich wieder zurück in Österreich und melde mich dort arbeitslos. Ich kann den Antrag auf Arbeitslosengeld online machen. Aber um den Antrag abschließen zu können muss ich einmal beim AMS (Arbeitsmarkt Service, das österreichische Arbeitsamt) persönlich vorstellig werden. Damit meine Arbeit im EU-Ausland angerechnet wird, brauche ich das Formular U1, das ich bei den französischen Behörden umständlich beantragen muss. Als das französische Formular endlich per Post ankommt, bringe ich es also beim AMS vorbei.

Bei dem Termin nimmt mein Betreuer das Formular entgegen, scannt es ein und legt es zurück auf den Schreibtisch. “Kann ich das wieder mitnehmen?”, frage ich, weil mir einfällt, dass ich schon wieder keine Kopie von

den Unterlagen gemacht habe, die ich dem AMS anvertraue. Er meint dass das Formular zwar eigentlich dem AMS gehört aber ich es ruhig mitnehmen kann, weil er es ohnehin eingescannt hat und es nur wegwerfen würde. Also packe ich es wieder ein.

Die Kommunikation nach dem Termin erfolgt über das eAMS. Das AMS bezeichnet es als "AMS-eServiceZone". Es ist im Prinzip ein Webseite über die ich Nachrichten empfangen, Stellenangebote suchen und meine Bewerbungen melden kann. Die Nachrichten vom AMS bestehen meistens aus dem Satz "bitte beachten Sie die im Anhang gesendete Unterlage." und einem beigefügten PDF. So erhalte ich auch Stellenangebote, bei denen ich mich bewerben muss um meinen Anspruch auf Arbeitslosengeld nicht zu verlieren.

Was sich seit meiner letzten Arbeitslosigkeit (2014) nicht geändert hat: Die Startseite zeigt die letzten 5 Nachrichten im Posteingang, aber die Nachrichten sind nicht anklickbar. Man muss zuerst auf "zum Posteingang" klicken, dann kann man erst einzelne Nachrichten anklicken und lesen. Die Weiterleitung der Nachrichten auf meine gmail Adresse funktionierte 2014 noch, mittlerweile nicht mehr. Aber ich kann nicht herausfinden ob es an gmail oder eAMS liegt.

Über das System bekomme ich meine Mitteilung über die Höhe meines Arbeitslosengeldes und es ist absurd wenig. Ich telefoniere mit der Arbeiterkammer (der Interessensvertretung der Angestellten und ArbeiterInnen Österreichs) und erfahre dass ich einen schriftlichen Antrag stellen muss, in dem ich einen Bescheid verlange. Den Bescheid kann die AK dann anschauen und mich beraten. Ich schicke eine Nachricht über das eAMS System, aber erhalte nicht, wie bei anderen Nachrichten, eine Lesebestätigung.

Ich muss also einen Brief schreiben. Ich suche eine Vorlage im Internet heraus, lade sie herunter, bearbeite sie ein bisschen und schicke sie dann per Email an einen Copyshop in der Nähe. Ich habe nämlich keinen Drucker mehr und will nicht bis zum Abend warten, bis mein Freund aus der Arbeit kommt und mir den Ausdruck mitbringt.

Ich gehe zum Copyshop und stelle dort fest, dass ich vergessen habe, das Dokument als PDF zu speichern. Stattdessen ist es im .pages-Format, das Textverarbeitungsprogramm von Apple. Ich ärgere mich ein bisschen über mich selbst, aber der nette Mensch vom Copyshop meint, er kann da was machen. Er zippt die Datei, öffnet sie dann mit WinRar (?) und da gibt es dann 3 verschiedene Vorschaubilder meines Briefes als jpg Dateien.

Ich drucke das größte davon aus. Es ist leicht verschwommen und hat ein ganz anderes Layout als mein Brief hatte, aber ich beschließe dass es mir egal ist, was das AMS von meinen Brieflayouts denkt.

Auf dem Weg zur Post kaufe ich noch 20 Briefkuverts. Dann schicke ich den Brief per Einschreiben an meine zuständige AMS-Geschäftsstelle. Der Mensch in der Post druckt nicht eine Marke aus und klebt sie aufs Kuvert, sondern stückelt den Betrag mit verschiedenen Briefmarken, die in Kuverts aufbewahrt werden, zusammen. Ich frage nach, warum er das macht. Weil Briefmarkenverkauf zum Umsatz der Poststelle zählt, ausgedruckte Portomarken aber nicht.

Nach einigen Tagen erhalte ich, wieder über das eAMS, eine Einladung meinen Antrag auf Bescheid persönlich zu besprechen.

Bei diesem Termin sieht die Sachbearbeiterin meine Daten am Computer durch und sagt dann dass die Berechnungsgrundlage für mein Arbeitslosengeld das Einkommen in Frankreich ist. “Das wundert mich, weil es ca 4% meines Einkommens ist.” Sie ist ratlos und meint “Dann muss ich mir ihren Akt anschauen.”

Ich erwarte mehr Geklicke am Computer, aber stattdessen nimmt sie ihren Schlüsselbund vom Tisch und steht auf. Ich muss mit ihr das Büro verlassen, während sie woanders “meinen Akt” holt. Ich verstehe, dass ich nicht im Büro warten kann – die gesamte verfügbare Wand ist mit Regalen vollgestellt auf denen Papierakten stehen, sortiert nach Geburtsdatum. Es sind jeweils ca eineinhalb Regalbretter pro Tag.

Nach einer Minute kommt die Sachbearbeiterin mit einem Packen Papier zurück, wir setzen uns wieder ins Büro und sie sieht meinen Antrag und mein Formular U1 durch. Es ist ein Ausdruck des vom Betreuer eingescannten Formulars.

Das Problem mit der Höhe meines Arbeitslosengeldes kann dann mit einem langen Telefonat mit einer anderen Sachbearbeiterin oder Vorgesetzten gelöst werden. Zwei Tage später erhalte ich meine neue Mitteilung über die Höhe meines Arbeitslosengeldes im eAMS.

verenka

19. Jahrhundert, 1970er, heute

Federhalter und Laptops

Als Erinnerung an unsere Arbeit an ihren Schreibschwierigkeiten sandte mir eine ehemalige Studentin einmal einen antiken Federhalter mit goldener Feder und schlankem Elfenbeingriff, glatt vom vielen Gebrauch. Es war ein schönes, zartes Instrument, und als ich mir die elegante Schrift vorstellte, die es einmal hervorgebracht hatte, besorgte ich mir eine Flasche Tinte und versuchte damit zu schreiben. Ich produzierte ein hässliches Durcheinander aus Kratzern und Flecken, verlor meinen Gedankengang völlig, legte den Stift in meine Schreibtischschublade und nahm mit Erleichterung das Schreiben an meinem Desktop-Computer wieder auf. Die aktuelle, vertraut gewordene Schreibtechnologie wirkte unendlich schneller und einfacher, flexibler und produktiver.

Mein Scheitern war aber nicht die Schuld des Federhalters. Charles Dickens schrieb schnell und fließend mit der Schreibfeder. Und wenn ich ihn wieder zum Leben erwecken könnte, ihm meinen Laptop leihen und ihm sagen könnte, er solle seine Manuskripte als Microsoft-Word-Dokumente erstellen und einreichen, wäre er ebenso verwirrt. Die erste – aber nicht

hinreichende – Voraussetzung für das erfolgreiche Schreiben mit einer beliebigen Technologie besteht darin, dass man lernen muss, sie produktiv zu nutzen.

Junge Autoren würden sich heute fast genauso eingeschränkt fühlen, wenn sie das Gerät benutzen müssten, mit dem ich in den 70er Jahren meine Dissertation geschrieben habe: eine klapprige mechanische Schreibmaschine, oft in meinem im Wald geparkten VW-Bus inmitten von unzähligen Büchern und Artikeln. Diese Art des Schreibens erscheint heute sogar mir primitiv und unbeholfen, aber damals kam es mir notwendig vor, dort mit meinen eigenen Ressourcen allein zu sein, abgeschieden vom Rest der Welt. Gegenwärtige Verfasser von Dissertationen, die daran gewöhnt sind, Text mit wenigen Tastendrücken zu verschieben und zu überarbeiten, wären schon vom Gerät selbst frustriert – all die klemmenden Tasten, Tippfehler und verpfuschten Seiten. Insgesamt würden sie einen enormen Verlust an Flexibilität, Vernetzung und Zugang zu Informationen verspüren. Wenn sie mit ihren Laptops in Internet-Cafés sitzen, sind sie mit ganzen Bibliotheken, riesigen Datenbanken und globalen Wissenschaftsnetzwerken ihres Fachs verbunden. Sie können Querverweise zwischen mehreren Dokumente erstellen und mit Softwaresystemen statistische Analysen, theoretische Modelle der Reaktionen in explodierenden Sternen oder mehrfarbige dreidimensionale Darstellungen komplexer Moleküle gestalten. Die elektronischen Dokumente, die sie mir zeigen, oft auf Flash-Laufwerken, die an meinen Computer angeschlossen werden, enthalten viele Bilder, aufwändige Grafiken oder Partituren, die sie aus anderen Dokumenten importiert haben.

Das sind revolutionäre Änderungen in der Art, wie das Schreiben betrieben, konsumiert und gelehrt wird, und für mich jedenfalls sind sie wunderbar. Ich vermisse weder meine alte Schreibmaschine noch die Stapel aus Studentenarbeiten und Dissertationsentwürfen, die ich handschriftlich überarbeitet habe. Ich arbeite gerne mit Autoren vor dem Bildschirm, wir teilen uns eine Tastatur, spielen mit Sätzen herum oder vergleichen Entwürfe. In dieser Hinsicht wirkt das Schreiben, das Überarbeiten und das Lehren des Schreibens viel einfacher als früher.

Aber Federhalter, Schreibmaschinen und neue Informationstechnologien sind alle auf die gleiche Weise beschränkt: Sie können den Schreibenden nicht sagen, was sie ausdrücken sollen. Deshalb bleiben die grundlegendsten rhetorischen Herausforderungen, vor denen Schriftsteller stehen, unverändert. Unabhängig von ihren Werkzeugen und Systemen müssen Schreibende im gegenwärtigen Moment, in dem alles Schreiben stattfindet, Sprache und Gedanken eins werden lassen, um eine überzeugende Geschichte an imaginierte Leser zu vermitteln, die nicht anwesend sind. Wenn es sich um Studierende oder Wissenschaftler handelt, muss es bei dieser Geschichte um eine wichtige Frage gehen, auf die sie mit plausiblen Antworten oder einem interessanten, begründeten Argument mit überzeugenden Beweisen eingehen können. Zu diesem Zweck müssen sie eine aktuelle Schreibtechnologie halbwegs professionell einsetzen, aber in diesem entscheidenden Moment, in dem das Schreiben stattfindet (oder auch nicht), wird diese Schreibtechnologie ihnen keine Stimme liefern, keine erfundene Version ihrer selbst, durch die sie mit imaginierten Lesern – ob handschriftlich oder mit einer Tastatur – über Zeit und Raum in Verbindung treten können.

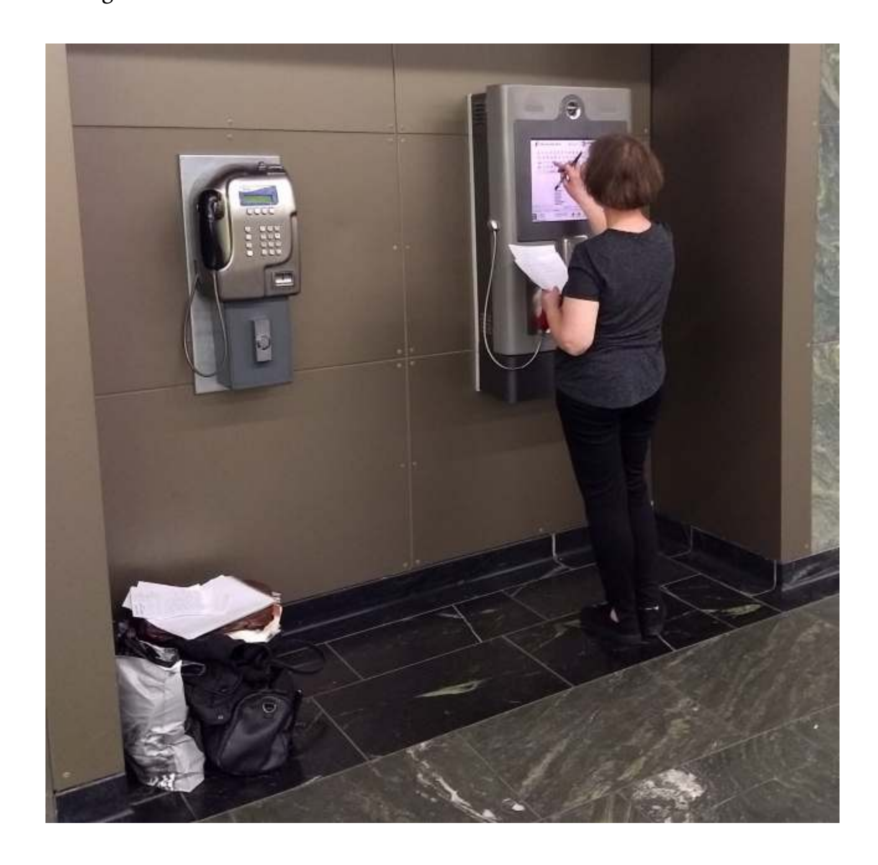
Deshalb haben technologische Entwicklungen das wissenschaftliche Schreiben im Grunde nicht einfacher gemacht. In den Jahrzehnten, seitdem ich die getippte Kopie meiner Dissertation eingereicht hatte, haben sich die durchschnittlichen Promotionszeiten verlängert, insbesondere in Bereichen, in denen traditionelle Dissertationsmonografien gefordert werden. Die Art des Schreibens hat sich ebenso verändert wie die akademischen Arbeitsmärkte, die Maßstäbe für Signifikanz und die möglichen Ablenkungen von der anstehenden Aufgabe. Die zentralen Probleme, vor denen junge Wissenschaftler bei der Bewältigung dieser Aufgabe stehen, sind im Wesentlichen die gleichen geblieben.

Keith Hjortshoj

2. November 2018

Das Münzeinwurfinternet wechselt nicht

Ich wäre an dem Gerät im Wiener Hauptbahnhof vorbeigelaufen, wenn es nicht gerade benutzt würde:



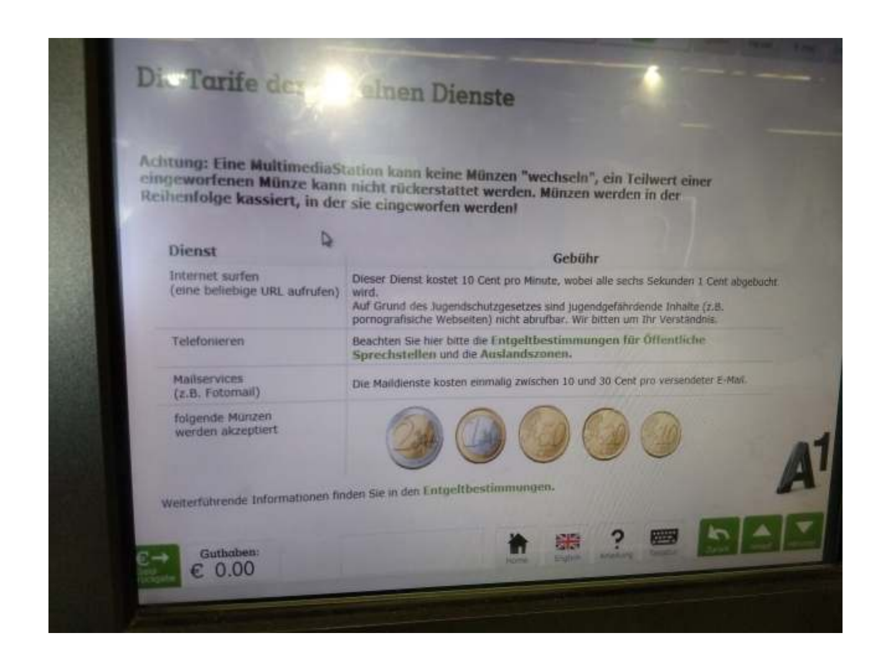
Was passiert da? Ich möchte nicht hingehen und fragen, aber kurze Zeit später finde ich eine identische, unbesetzte Telefon-Nische. Man kann hier also “telefonieren und im Internet surfen”:



Den österreichischen Wetterbericht gibt es kostenlos, auch die Stadt Wien und “Amtshelfer” erreicht man gratis. Google, YouTube, Facebook, Der Standard und sogar der Kontakt zum Wiener Tourismusverband kosten 10 Cent pro Minute.



Der Versand einer Mail kostet “zwischen 10 und 30 Cent”, “Pornografisiche Webseiten” sind nicht abrufbar, Wechselgeld gibt es keines. Der Begriff “Internet surfen” ist vorsichtshalber erklärt, er bedeutet “eine beliebige URL aufrufen”.



Erst später fällt mir ein, dass ich dem Techniktagebuch für 10 bis 30 Cent eine E-Mail hätte schreiben können. Vorausgesetzt jedenfalls, die Zeit, in der man auf dem Touchscreen die Mail tippt, ist nicht ebenfalls kostenpflichtig. “Liebes Techniktagebuch”, hätte ich hineinschreiben können, “eine so teure Mail habe ich zuletzt ca. 1998 geschrieben, aber dafür bleibt meine Privatsphäre unangetastet und ich muss mich nicht von einem Smartphone ausspionieren lassen. Wobei, was ist eigentlich in dieser runden Öffnung über dem Touchscreen? Etwa eine Kamera? Ich muss weg, schöne Grüße, deine Kathrin!”

Kathrin Passig

Herbst 2018

Strommangelsorgen verschwinden, neue Sorgen kommen

Auf den Zugreisen aus dem Süden in den Norden der Niederlande und wieder zurück wird mir ganz schummrig im Bauch. Der immerhin bereits zwei Jahre alte Akku meines Smartphones reicht gerade mal so bis zum Ende der ca. vierstündigen Zugreise (ohne Steckdose). Mittlerweile habe ich Kameras und Bücher jeglicher Form aus meinem Reisegepäck verbannt, auch den Lesestoff liefert mir der Reader auf dem Smartphone. Es stehen mir weitere lange Zugreisen bevor, daher entschließe ich mich zum Erwerb einer Powerbank, mit der ich mein Smartphone zwölf mal hintereinander aufladen kann.

Es erweist sich später, dass ich die Powerbank wegen Entzündungsgefahr nicht auf Flugreisen mitführen darf. Ferner, dass ich die mitgenommene Powerbank auf den Zugreisen nach Deutschland und Frankreich gar nicht gebraucht hätte, weil es Steckdosen im Zug gab. Bei den Streifzügen tagsüber reicht eine Tagesladung zum Navigieren, Fotografieren und für Instagram.

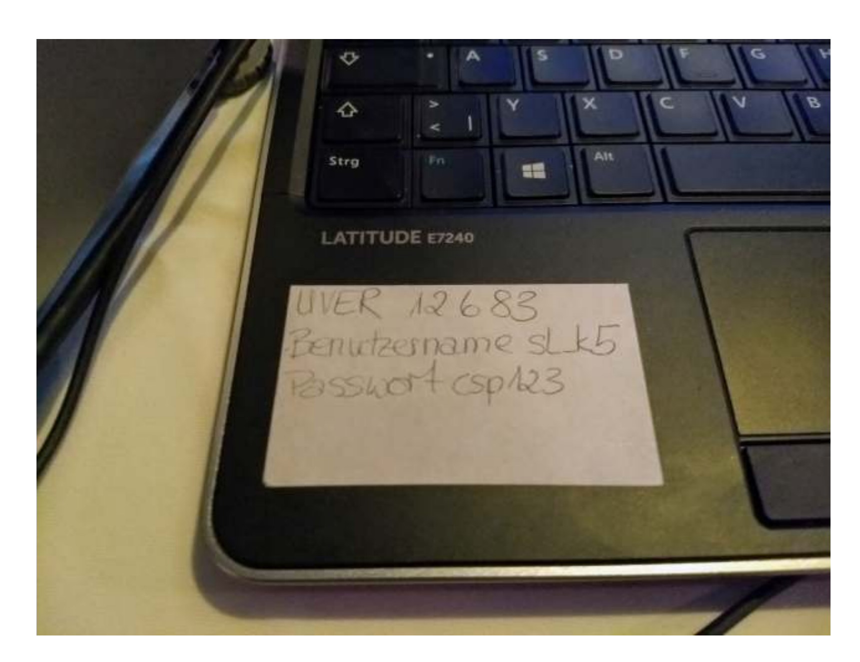
Jetzt dient mir die Powerbank vor allem auf dem Sofa als mobile Steckdose, wenn während des Bloglesens oder Streamens eines Films der Saft ausgeht. Wenn die Powerbank eine längere Zeit unbeaufsichtigt in der Wohnung bleibt, kommt sie in den Backofen, weil die Entzündungsgefahr durch mein Hirn geistert. Die Backofentür wird dann mit einem PostIt gekennzeichnet, damit ich das schwarze Ding in der schwarzen Röhre beim Anzünden des Ofens nicht übersehen kann.

iris

7. November 2018

Ja, ähm, dann machen wir das halt so

Im Veranstaltungsraum steht ein Uni-eigener Laptop, der den Abend über via Beamer eine Website zeigen soll. Leider schaltet er alle paar Minuten in einen Energiesparmodus, das Bild verschwindet, und jemand muss das Passwort neu eingeben. Ich stehe zufällig daneben, als der Techniker das zu beheben versucht. Gemeinsam suchen wir in den Windows-Menüs, finden aber nicht einmal die richtige Stelle, an der so eine Option sitzen könnte. Ich google ein paar Minuten am Handy, und noch bevor ich etwas finde, sagt der Techniker "Ach egal, dann muss man halt das Passwort neu eingeben, es steht sowieso da am Rechner."



Kathrin Passig

Seit 1848, im Prinzip bis heute

'Folgt Großbrand zwei' oder: Wo kommt der Live-Ticker her?

Bei großen Ereignissen von tatsächlichem (oder auch nur vermutetem) Nachrichtenwert gehören sie inzwischen auf den Nachrichten-Webseiten zum Standard: Die *Live-Ticker*. Ständig aktualisierte Informationen über die Entwicklung eines Ereignisses werden in kurzen Abständen auf die Seite gestellt, um immer den neuesten Stand mitzuteilen. Aber wo kommt diese Idee her – und warum heißen sie Live-Ticker?

(Das hat ein Leser gefragt, und auch wenn wir keine dieser Junge-Leute-mit-Medien-Seiten sind, erklären wir's gerne:

> Ist die namensgebende Technik eigentlich schon lange genug weg, dass irgendeine von diesen Junge-Leute-mit-Medien-Seiten mal ein Erklärstück machen kann, warum Liveticker Liveticker heißen?)

Diese Art der Informationsvermittlung in Häppchen ist alt, und sie hatte zunächst technische Gründe, schon bei der weltältesten Nachrichtenagentur *Associated Press* (1848 gegründet). Als Nachrichten noch per Telegrafie, noch von Hand per Morsecode, oder später per Fernschreiber übertragen wurden, war die Übermittlung langer Texte zeitaufwändig. Gerade bei wichtigen Ereignissen – was Neudeutsch *Breaking News* heißt – und bei ständiger Weiterentwicklung des Geschehens war es wenig sinnvoll, eine lange Geschichte zu schreiben, die dann auch für die Verbreitung lange brauchte: Die Empfänger sollten die wichtigsten Informationen so schnell wie möglich bekommen.

Die Empfänger, das waren vor der Verbreitung des Internets professionelle Kunden: Die Redaktionen von Zeitungen und vor allem des Rundfunks. Denn verbreitet wurden die *Breaking News* von Nachrichtenagenturen, die die aktuellen Informationen lieferten.

In den Jahren 1981 bis 1999, in denen ich für die beiden Nachrichtenagenturen Deutsche Presse-Agentur (dpa) und Associated Press arbeitete, gehörte das Verfahren zum täglichen Geschäft: Passierte etwas (Welt)Bewegendes, setzten die Agenturen zunächst nur eine kurze Meldung ab – und die war um so kürzer, je bedeutender das Ereignis war. Musterbeispiel sind die so genannten Blitzmeldungen, die nur aus einem einzigen Satz bestehen, und bei dem verzichteten die Agenturen sogar auf die sonst unerlässliche Angabe von Ort, Zeit und Quelle:

> Blitz – Attentat auf den Papst

Erst in den nächsten Meldungen, nach einer Blitz- eine Eilmeldung, wurde die Nachricht dann mit weiteren Informationen angereichert. Der Kunde, also der Zeitungs- oder Rundfunkredakteur, konnte sich so schon mal auf eine neue Seite eins oder auf die Unterbrechung des laufenden Programms einstellen.

Das Häppchen-System, also der Vorrang von schnellen Einzelmeldungen mit einzelnen Teil-Informationen, zog sich komplett durch – auch wenn es kein Anschlag auf den Papst war. Bei bedeutsamen Nachrichten, zu denen anfangs auch noch nicht alle nötigen Informationen vorlagen, wurden die Meldungen je nach Informationseingang weitergeschrieben. Dafür gab es Formate, die dem professionellen Kunden vertraut waren, aber für den Leser merkwürdig gewesen wären:

> Großbrand eins
> Auf dem Geländer der Fettig-Chemie in Hintertupfingen ist ein Großfeuer ausgebrochen. Die Feuerwehr rief die Anwohner auf, die Türen geschlossen zu halten.
> Folgt Großbrand zwei

> Großbrand zwei
> Nach Angaben der Feuerwehr ist bislang nicht bekannt, ob gesundheitsgefährdende Chemikalien in Brand geraten sind. Bisher kamen keine Menschen zu Schaden.
> Folgt Großbrand drei

und so weiter – bis zur letzten Meldung der Serie, die dann mit dem Vermerk *Großbrand sechs und Schluss* signalisierte, dass die laufende Berichterstattung jetzt beendet war und eine zusammenfassende Geschichte folgen würde, in der alle Informationen noch einmal zusammengefasst würden.

Der technische Grund für diese Meldungs-Serien ist inzwischen weggefallen: Die Übermittlungsgeschwindigkeit für Texte ist nicht mehr wirklich länger, wenn mehrere tausend Zeichen statt einer Kurzmeldung übermittelt werden. Der inhaltliche Grund ist geblieben: Gerade wenn sich ein Ereignis schnell entwickelt und/oder zunächst noch viele Informationen fehlen, ist es immer noch sinnvoll, zunächst nur die gesicherten Fakten weiterzugeben.

Die Nachrichten-Webseiten vor allem von Zeitungen und Rundfunkanstalten nutzen das gleiche Prinzip – jetzt allerdings für den Leser und nicht mehr für den Redakteur, der es in eine lesbare Fassung bringen muss. Die Informationen werden ständig aktualisiert und bestehen oft nur aus wenigen Sätzen mit der aktuellsten Information, sind aber in andere Informationen auf der Webseite eingebettet, die das Verständnis erleichtern.

Und warum heißt es *Live-Ticker*? Zum einen, weil – entsprechende Arbeit vorausgesetzt – die Information fast in Echtzeit, also live, auf der Seite stehen sollten. Und zum anderen, weil sich der Begriff *Ticker* über alle technischen Entwicklungen gehalten hat: Als die Fernschreiber noch elektrisch angetriebene Schreibmaschinen (oder später Nadeldrucker) waren, tickerten sie tatsächlich in erheblicher Lautstärke. Die Empfangsgeräte standen deshalb oft in den Redaktionen in einem separaten, schallgedämmten Raum. Inzwischen wird da nichts mehr ausgedruckt, und wenn, dann lautlos. Ticker heißt es trotzdem.

Thomas Wiegold

Mai 2018 bis heute

Buchwahl beim Walbuch

Meine ersten Begegnungen mit dem Inhalt von Herman Melvilles *Moby Dick* finden in sozialen Medien statt: Ich lese Tweets von Bots, die Highlights aus dem Text in zufälliger Reihenfolge posten. Der erste Bot befindet sich auf oulipo.social und postet Sequenzen aus dem Buch, in denen kein e vorkommt. Der zweite Bot, dem ich folge, nachdem @whit_whal mein Interesse geweckt hat, befindet sich auf Twitter und postet ganze Sätze, die vorher von einem oder mehreren Menschen ausgewählt wurden.

Dieses Buch gefällt mir immer besser, obwohl ich nur Fragmente daraus kenne. Ich beschließe, es einfach mal von vorne bis hinten zu lesen.

Ich lade mir das eBook von Projekt Gutenberg herunter und fange an, es auf meinem Kindle zu lesen.

Nach 20 Kapiteln erfahre ich von einem guten Freund, dass er im Anglistikstudium ein ganzes Seminar zu Moby Dick belegt hat und immer noch die ausführlich kommentierte Ausgabe des Buchs von damals besitzt. Er leiht mir das Buch, weil mich die Kommentare, Erklärungen, Fußnoten brennend interessieren.

Ab ca. Kapitel 30 bin ich es leid, ein physisches Papierbuch mit mir herumzuschleppen. Ich lese nur noch zuhause. Unterwegs ärgere ich mich, dass ich Wartezeiten nicht zum Lesen nutzen kann, weil ich weder das Papierbuch noch den Kindle dabei habe.

Ab ca. Kapitel 53 installiere ich mir eine Moby-Dick-App auf dem Handy. Die einzige Funktion der App ist es, mir das Buch kapitelweise anzuzeigen. Der Vorteil des Handys gegenüber dem Kindle ist, dass ich das Handy immer bei mir trage, während ich den Kindle nur einpacke, wenn ich erwarte, dass ich viel Leerlauf haben werde (z. B. auf Reisen).

Jedes Mal, wenn ich nennenswert lange Passagen auf dem Handy gelesen habe, lese ich zuhause die dazugehörigen Fußnoten nach. Außerdem muss ich im Papierbuch vorblättern und mein Lesezeichen verschieben. Um auf dem Handy an der richtigen Stelle weiterzulesen, genügt es, zu wissen, in welchem Kapitel ich gerade bin.

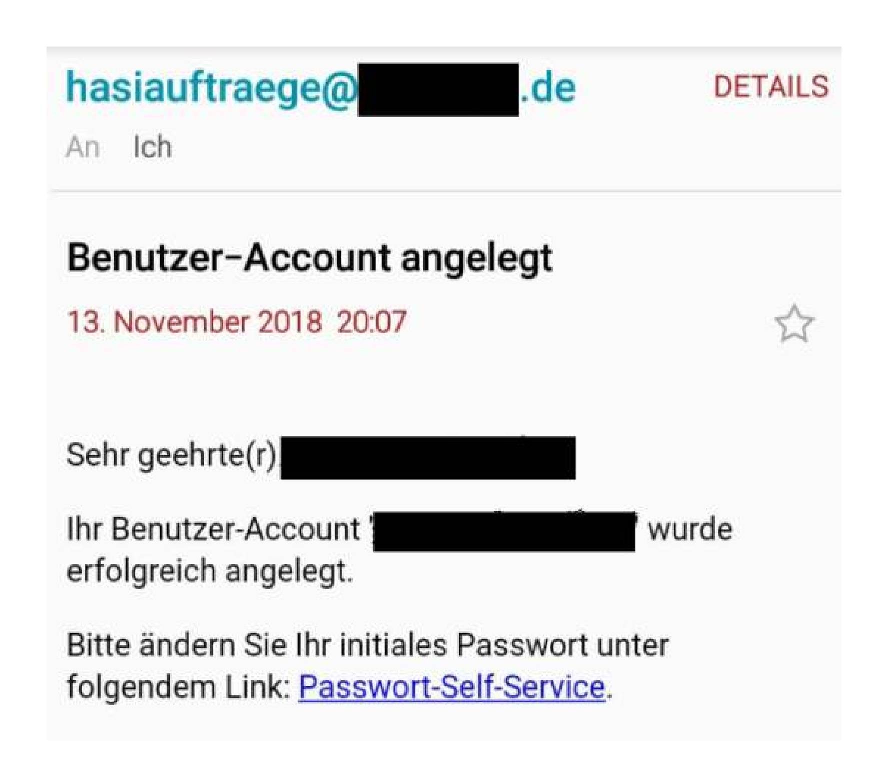
Das Buch hat 135 Kapitel und ich bin gespannt, welche Formen des Buchkonsums mir im Laufe der Zeit noch sinnvoll erscheinen werden. Ich warte außerdem auf eine technische Revolution, die das Synchronisieren des Lesefortschritts zwischen Papierbuch und elektronischen Formen erleichtert.

Esther Seyffarth

13. Nov 2018

Hasi arbeitet in der öffentlichen Verwaltung und erteilt Aufträge, und Zuvex hat nichts mit Herpes zu tun

Ich bekomme aus heiterem Himmel eine E-Mail von *Hasi*, die alle Kriterien einer Phishing-Mail erfüllt: Unklarer Absender mit merkwürdigem Namen; die Aufforderung, auf einen merkwürdigen Link zu klicken; die Aufforderung, auf einer durch einen E-Mail-Link aufgerufenen Internetseite ein Passwort einzugeben; keine brauchbare Absenderkennung; kein Hinweis, warum und von wem die E-Mail gesendet wurde; der Hinweis darauf, ich hätte einen Account irgendwo, obwohl ich nichts davon weiß, usw:



Der Absender, "hasiauftraege", erinnert mich an typische Spam-Mails, "osteuropäische Bräute wollen dich heiraten", oder so ähnlich.

Ich frage nach, und tatsächlich bestätigt mir die Firma, von der die Mail kommt: "Wir versenden Mails solchen Inhalts zur Information an neu angelegte Zuvex-Konten." Die Firma ist laut eigener Internetseite "ein verlässlicher Partner der öffentlichen Verwaltung in der IT", der "hochwertige IT-Services zu marktüblichen Preisen" anbietet.

Ich weiß nicht, was ein Zuvex-Konto ist, weiß nicht, dass ich ein solches habe und habe so etwas nicht angelegt.

Google hilft mir weiter und findet die Information, dass Hasi das „Hamburger Service-Informationssystem“ ist und die Grundlage für das Call-Center der Finanzbehörde. Und unter Zuvex findet Google für mich heraus, dass dieses “einem Fremdgerät außerhalb des Verwaltungsnetzes (FHHnet) den Zugriff auf das FHHportal” ermöglicht. (Die Quelle für dieses Zitat ist, Stand 2022, nicht rechtzeitig im Internet Archive gesichert worden und inzwischen verschwunden.)

Tatsächlich wurde das Zuvex-Konto für mich angelegt, ohne dass ich darüber irgendwelche Informationen außer der obigen Email erhalten habe. Die Gründe dafür – also wofür ich das Konto brauche, warum es angelegt wurde, was ich damit soll – habe ich nicht verstanden, entgegen aller Phishing- und Spam-Merkmale soll das so sein und hat was mit irgendwas zu tun, was ich beruflich mit der Stadt Hamburg zu tun habe und sie mit mir. Ich freue mich immer wieder über die Zusammenarbeit mit der IT in der öffentlichen Verwaltung und spiele wieder mit dem Gedanken, nach Estland auszuwandern.

Molinarius

18. November 2018

Zurück zum Papier: De-Digitalisierung im öffentlichen Dienst

Julia Bergmann: Wir sind ja im Grunde schon in einer Post-Googledoc-Zeit.

Kathrin Passig: He, Moment! Das hat mir keiner gesagt!

Julia Bergmann: Also für mich schon. Die Zeiten, wo man uns so ein bisschen hat spielen lassen in den öffentlichen Diensten, sind vorbei. Es gab so dieses … keiner wusste so richtig, wie’s geht, “ach, Sie machen da was, ja, wir haben das noch nicht so richtig unter Kontrolle, aber machen Sie mal” Also da konnte man sich noch relativ frei bewegen, weil es noch keine Verbote gab, keine Regeln …

Georg Passig: Und jetzt heißt's: Keine Daten der Institution auf Servern außerhalb der Institution. Das ist bei uns auch die Regel. Ich nutz die Dropbox, seit es sie gibt, auf einen Tipp der Studierenden hin. Und natürlich darf man sie offiziell nicht nutzen, also hat die Hochschule nachgezogen und hat jetzt eine "FAU-Box", die von Nürnberg oder so gemacht wird. Aber für Google Docs gibt's keinen brauchbaren Ersatz. Es gibt Etherpad, aber da müsste sich jemand um einen Server kümmern, das ist wieder mühsam. Also arbeite ich weiter mit Google Docs.

Julia Bergmann: Ich mach tatsächlich keine digitalen Schulungen mehr. Hessen hat mich ja verboten, der Datenschützer von Hessen hat mich verboten. Der hat nicht mal mit mir gesprochen. Ich hab gesagt "Sie haben das falsch verstanden, was wir da tun." Der hat den Veranstalter zusammengepfiffen, das war eine Fachhochschule. Und ich hab gesagt, ich red gern mit dem, der hat Dinge nicht richtig verstanden. Der Veranstalter sagte auch: Wir haben mit allen unseren Teilnehmern gesprochen, wir haben immer gesagt: "Etwas wie Google Docs, und dann gucken Sie, wie's bei Ihnen ist, ob Sie Windows 365 bei sich haben" und so, die Produkte sind ja unterschiedlich, da sind ja ganz unterschiedliche Teilnehmer. Aber üben konnten wir an dem Tag nur an einem öffentlichen Tool, auf einem Probeaccount. Also standen diese Tools da drin in der Beschreibung. Das hat dieser hessische Datenschützer gelesen, war aber nicht bereit, mit mir zu kommunizieren. Der hat also jegliche Veranstaltung von mir zu diesem Thema bei dem Anbieter verboten. Das heißt, ich mache nur noch Design Thinking, ganz viele Post-its, ganz viel Papier und Flipcharts. Ich brauch nicht mal mehr einen Beamer für diese Schulungen. Ich verlasse das Digitale, weil es keinen Sinn mehr für mich macht, weil ich es nicht mehr machen kann.

Georg Passig: Wegen diesem "öffentlicher Dienst, keine Daten auf externen Servern", aber der öffentliche Dienst hat keine passenden Server?

Julia Bergmann: So ist es. Ich mach jetzt Kanban, ich mach Design Thinking, ich mach nur noch Dinge, die physisch gehen. Das ist die De-Digitalisierung per se und das Gegenteil von dem, was unsere Regierung behauptet, tun zu wollen.

Georg Passig: Das ist bei uns schon auch so ähnlich. Man sagt, ich will Google Docs, und dann geben sie einem Microsoft Sharepoint. Das funktioniert halt einfach nicht. Dann testen's alle Kollegen, finden es scheiße und sagen "Was willst du denn mit deinem kollaborativen Zeug, ich schick wieder Worddokumente mit Kommentaren rum, das hat gut funktioniert." Und irgendein armer Mensch sitzt am Ende da und muss die zehn Mails in ein Dokument zusammenführen.

Julia Bergmann: Genau. Das heißt, ich gebe nur noch Schulungen über "Was bedeutet moderne Bibliotheksarbeit", mit ganz vielen Beispielen, da geht's viel um Räume, da geht's um *user-centered design*. Übrig bleiben also Themen wie Design Thinking, Kanban und Rechercheschulungen. Rechercheschulungen sind das, was ich seit Anbeginn mache, was nicht totzukriegen ist. Alle anderen Schulungen, die ich gemacht habe, Projektmanagement, Arbeitsorganisation ... ich hab ein Buch dazu geschrieben. Diese ganzen Kurse, die im Grunde mein Kerngeschäft waren über viele Jahre hinweg, finden nicht mehr statt. Weil das Thema tot ist. Da kann ich nicht mehr mit werben, das werd ich auch nicht mehr verkaufen. Ich rede auch nicht mehr über Bibliotheks-Apps – eine Zeitlang habe ich noch über Bibliotheks-Apps und digitale Angebote von Bibliotheken und so geredet. Ich rede über nichts mehr davon. Nur noch entfernt, ich sage "es gibt MOOCs, denkt über MOOCs nach ... " Das sind aber alles so Tipps aus der Ferne. Ich habe ganz viele Hands-on-"fass die Technik mal an, sie beißt dich nicht zurück"-Seminare gemacht – tot. Die finden nicht mehr statt. Nur noch Recherche.

Kathrin Passig: Und das ist wann ungefähr passiert?

Julia Bergmann: Vor zwei Jahren?

Georg Passig: Stimmt, das war bei uns auch der Übergang, wo dann die Richtlinie draußen war, dass man kein Google Docs verwenden darf und keine Dropbox und dass man die hauseigenen Mittel nutzen soll. Aber kräht kein Hahn danach, wenn man das nicht macht.

Julia Bergmann: Naja, aber ich kann das als Beraterin keiner Institution empfehlen.

Georg Passig: Du könntest ein Notebook mitbringen, auf dem ein Etherpad-Server läuft …

Julia Bergmann: Aber warum sollen wir über Dinge reden, die die nicht benutzen können?

Georg Passig: Um ihnen klarzumachen, was es alles gibt, damit sie ihren Admins auf die Zehen treten können …

Julia Bergmann: Das hab ich die Jahre davor gemacht. Aber es hat wie gesagt offensichtlich den gegenteiligen Effekt erzeugt. Ich mach's nicht mehr. Das ist für mich eine völlig verbrannte Region. Schulungsgebiete, die nicht mehr existieren.

Georg Passig: Vielleicht ist es nur die Delle im Hype Cycle. Dass es danach vielleicht besser wird und wir vielleicht doch irgendwoher wieder Tools kriegen, die funktionieren.

Julia Bergmann: Ich sehe zumindest nicht, dass diese Delle schnell vorbeigeht.

Julia Bergmann

20. November 2018

Geburtstagsgeschenk für Amazon

Im August habe ich das Geburtstagsgeschenk für den Neffen verschickt. Er hat im September Geburtstag und ist daran gewöhnt, seine Geschenke immer zu spät zu bekommen, manchmal erst im nächsten Jahr. Als er sein Taufgeschenk bekam, ging er schon zur Schule. Aber diesmal! Diesmal hatte ich alles bereits Mitte August vorbereitet. Das würde den armen Neffen für die Jahre der Entbehrungen entschädigen. Allgemein beeindruckt würde man sein von meiner übermenschlichen Vorausplanungsfähigkeit.

Mein Geschenk enthielt drei Bücher zum Thema "Japanisch lernen anhand von Mangas", zwei englischsprachige und ein deutsches. Die englischsprachigen hatte ich selbst vor einigen Jahren bei amazon.jp bestellt, indem ich

davon ausgegangen war, dass alle Optionen der Website an denselben Stellen sitzen wie beim deutschen Amazon. Das deutschsprachige hatte ich gerade frisch gekauft. Alle drei Bücher hatte ich gemeinsam in Geschenkpapier verpackt und auf das Geschenkpapier in Kanji “Alles Gute zum Geburtstag” geschrieben.

“Ginge gerade noch als Päckchen”, sagte man mir auf der Post, “das ist ein bisschen billiger, dafür gibt es keine Sendungsverfolgung.” “Ok, dann Päckchen, so wertvoll ist es nicht”, sagte ich. Diesen Satz habe ich in den kommenden Monaten noch oft bereut. Denn natürlich ist das Päckchen nie angekommen, weder pünktlich zum Geburtstag noch danach.

Heute schließlich erreicht mich am Arbeitsplatz ein großes Amazon-Paket. Ich erinnere mich nicht, etwas bestellt zu haben, aber das ist normal. Das Paket enthält zwei der drei verlorenen Bücher und ein Schreiben aus dem “Amazon.de Rücksendezentrum Graben”:

> Sehr geehrte Damen und Herren,
> wir bestätigen den Eingang Ihrer Rücksendung und haben folgende Informationen bezüglich Ihrer Retoure.
> Es war uns leider nicht möglich den von Ihnen retournierten Artikel Ihrem Kundenkonto zuzuordnen.
> (. . .)
> Aus diesem Grund senden wir Ihnen die Retoure wieder zurück.
> Wir bitten Sie bei zukünftigen Rücksendungen immer Ihre Bestellnummer und die bei der Bestellung verwendete Lieferadresse anzugeben.

Ich hatte für den Versand der drei Bücher die Verpackung recycelt, in der eins der drei unmittelbar vorher von Amazon geliefert worden war. Dabei habe ich einen Standard-Adressaufkleber der Post verwendet und alle nicht mehr aktuellen Adressen und Barcodes auf der Verpackung mit Edding durchgestrichen. Offenbar nicht gründlich genug. Bei Amazon hat man sich weder über das Geschenkpapier noch über die japanische Beschriftung oder das Fehlen eines Rücksendezettels gewundert, einen der drei Titel klaglos

verbucht und über die anderen beiden noch ein paar Monate nachgedacht, bis ich sie heute schließlich zurückbekommen habe. Zurückbekommen nicht an die Privatadresse, die als Absender auf dem Aufkleber stand, sondern an meine übliche Amazon-Lieferadresse ins Büro.

“Sie müssen beeindruckend funktionierende Retoure-Prozesse haben”, kommentiert man in der Techniktagebuchredaktion und rät mir dazu, alte Barcodes abzureißen oder zu überkleben. Einen Barcodescanner interessiere Durchstreichen vermutlich nicht wirklich.

Kathrin Passig

November 2018

Keilschriftzeichen auf dem Plattenspieler



Wir hören Musik vom Plattenspieler. Mein vierzehnjähriger Sohn vermutet, dass der Hebel mit dem Pfeil dazu dient, ein Stück vorwärts zu springen.

Andreas Schulz-Dieterich

November 2018

Krieg und Frieden und Laserpointer

Das stand noch auf der Liste, ehe wir Moskau verlassen: ein Konzert im neuen Sarjadje-Saal, im kleinen Park nahe der Basiliuskathedrale. Der Park ist vor allem bekannt für seine Brücke, die ein Stück über die Moskwa führt und dann wieder zurück. An ihr vorbei geht es zum Konzertsaal, und wer in Moskau bisher das gemütliche alte Konservatorium als Ort für klassische Konzerte gewohnt ist, erlebt hier den maximalen Kontrast, nicht nur bei der Architektur:

Reihenweise junge, freundliche Menschen, die Karten kontrollieren und Jacken entgegennehmen – normalerweise die Domäne älterer, gerne auch etwas maulfauler Damen. Die Besucher haben sich nicht einfach schick gemacht, sondern tragen Kleidung, der man ansieht, dass sie teuer war. Das passt zu den Eintrittspreisen: Während man im Konservatorium für 300 oder 500 Rubel große Musik erleben kann, haben die Tickets hier 4000 gekostet – und das ist für hinten, oben, wo es günstig ist.

Im Saal dann viel Holz, warmes Licht und die Sorte Sessel, an denen sich die ein oder andere Fluglinie mal was abgucken könnte: Wer nicht will, muss weder mit dem Ellenbogen des Nachbarn noch mit der Rückenlehne des Vordermanns Kontakt aufnehmen.



Ein Konzert für Business-Class-Kunden, es singt: Joyce DiDonato. „Krieg und Frieden“ steht auf Russisch auf den Tickets, im Original „In Times of War and Peace“. Eine Reihe von Barock-Arien (viel Händel und Purcell), erst über Krieg, Schmerz, Verlust, dann über Hoffnung, Zuversicht, Freude. Großartig gesungen, großartig musiziert – das hätte doch mehr als gereicht.

Aber die ganze Inszenierung drumherum: An die Wand projizierte Muster, erst Blut, dann Blütenblätter, schließlich Feuerwerk. Kunstnebel wabert über die Bühne, ein Mann (oben nackt, unten im Hosenrock) umtanzt DiDonato und die Musiker mit den immerselben Bewegungen. Plötzlich habe ich den älteren Herrn vor Augen, der bei Helge-Schneider-Konzerten tanzt. Was ist da jetzt hier, Kunst, Edelkitsch oder gar subversiver Humor?

Einmal abgelenkt von der Barockpracht auf der Bühne fällt noch ein Unterschied zu anderen Moskauer Konzertsälen auf: Wie tief dunkel das hier im Raum ist. Kein einziges Handy, auf dem gerade gefilmt wird oder Noten mitgelesen werden. Niemand, der per App das Hörgerät justiert oder schaut, ob sich der Babysitter gemeldet hat.

Warum, das sieht man, wenn doch kurz mal wo etwas aufleuchtet: Sofort erscheint ein roter Punkt, fährt dem Nutzer über die Hände und den Bildschirm, bis er das Gerät wieder abschaltet. Manchmal sind gleich mehrere solche Punkte im Saal unter uns zu sehen; die Aufpasser mit den Laserpointern müssen ziemlich weit oben sitzen, wo sie alles im Blick haben. Ein Alleinstellungsmerkmal hat Sarjadje damit auf jeden Fall – im Konservatorium, im Bolschoi, im Dom Musiki, die Methode habe ich in Moskau noch nirgends erlebt.

Nach dem Konzert, nach Standing Ovations für die Sängerin und das Orchester, ein wenig Recherche: Die Idee mit den Laserpointern scheint aus China zu kommen, 2016 war das „laser shaming" bereits an einigen Konzerthäusern üblich, was Zuhörern und Musikern aus dem Ausland durchaus auffällt. Dass die Methode nun gerade in Russland aufgegriffen wird, passt ins Bild: Hey, ich kann hier jemand maßregeln und mit technischem Schnickschnack hantieren! Gut möglich, dass einem das in Moskau demnächst nicht nur in Sarjadje begegnet. Auch im Staatszirkus, erzählt ein Freund, sind sie schon im Einsatz.

Katrin Scheib

4. Dezember 2018

Ich lese ein MacBuch

Zum ersten Mal lese ich einen Roman am Rechnerbildschirm, als PDF. Der Text ist doppelseitig darin angeordnet, wie in einem aufgeschlagenen Buch. Bevor ich den Laptop zur Nacht zuklappe, frage ich mich kurz, was von den

danebenliegenden Dingen ich am besten als Lesezeichen darin einzuklemmen soll: einen Zettel, eine Zeitschrift, meine Lesebrille? Ich will morgen ja gleich die Stelle wiederfinden, an der ich aufgehört habe.

Undine Löhfelm

2018 und schon seit vielen Jahren

Analoges Hemdenwaschen

Da ich einem herrenhemdenpflichtigen Beruf nachgehe, ist mir das Hemdenbügeln irgendwann über den Kopf gewachsen, und ich habe es outgesourced an eine Wäscherei. Alle ein, zwei Wochen bringe ich also einen Schwung schmutzige Hemden in ein dörfliches Schreibwarengeschäft, das nebenbei als Wäschereiannahmestelle fungiert.

Ich würde an dieser Stelle gerne berichten, liebes Techniktagebuch, dass dort für jedes Hemd ein Barcodelabel ausgedruckt, oder noch besser ein RFID-Chip angeknöpft wird, der das Hemd identifiziert und mir ermöglicht, jederzeit online den Bearbeitungsstand zu ermitteln, und in Echtzeit zuzuschauen, ob der Rotweinfleck nun rausgeht oder nicht.

In Wahrheit läuft es jedoch folgendermaßen ab:

1. Frau D., die Schreibwarenfrau, zählt von einem Block grüne, laufend durchnummerierte Papierstreifen ab, für jedes Hemd einen. Die wird sie später, wenn ich fortgegangen bin, an die Hemden tackern.

2. Sie überträgt die Nummern der Papierstreifen mit Kugelschreiber auf einen Bon; kraft zweier Kohlepapierlagen werden sie gleichzeitig auf dem Auftragsschein und in ihrem Wäschebuch eingetragen.

Den Originalbon bekomme ich, die erste Durchschrift geht mit den Hemden in die Wäscherei, und die zweite im Wäschebuch verbleibt im Laden.

Auftrag
Rechnung Dat. 05.12.18 355 *
für
Herrn/Frau [redacted]

Stück	Gegenstand	Bem.	
	6 Hemde		
	6324–6329		

abzuholen: Mo Di Mi Do Fr Sa
Sonstiges: In obigem Betrag ist die gesetzliche MWSt. enthalten.

Gürt.	Gurtbd.	vbügelt	Schließen	defekt	Knöpfe	Polster	s.verschm	vfleckt	vschwitzt	Ris. Kunde

Wir danken für Ihren Auftrag!

Es gelten die Lieferbedingungen lt. Ladenaushang
Rückgabe der Garderobe nur gegen diesen Beleg!

Beim Bearbeiten meiner neuesten Hemdenlieferung benutzt Frau D. zwei ziemlich jämmerlich abgenutzte Kohlepapierstreifen und probiert ausdauernd und *sotto voce* vor sich hinschimpfend, ob sie noch eine Stelle findet, die lesbare Durchschriften erzeugt. Sie entschuldigt sich: Seit in Büros kein Kohlepapier mehr verwendet werde, sei es einfach abartig teuer geworden, und sie nutze es halt aus, so gut es gehe.

Damit es keine Missverständnisse gibt: Ich finde diesen Arbeitsablauf gut und angemessen, und hochsympathisch. Ich freue mich, dass meine Hemden sauber und glatt werden, ohne dass eine Kette von elektronischen Prozeduren ausgelöst wird, deren Komplexität diejenige der zu lösenden Aufgabe um viele Größenordnungen übersteigt – ohne dabei einen Mehrwert zu bieten. Und auch für die sparsame Verwendung der Ressource Kohlepapier finde ich in mir nichts als Sympathie.

Tilman Otter

Dezember 2018

Tontafeltablet

Es wird ein Krippenspiel geprobt. Die Regieanweisung lautet, Zacharias sei mit Schreiben beschäftigt, und lasse, wenn ihn der Engel anspricht, das Tontäfelchen vor Schreck fallen. Als Requisit dient ein Holzbrett im Format von irgendwo zwischen DIN A6 und DIN A5. Die Viertklässlerin nimmt Brett wie Anweisung entgegen, setzt sich und beginnt, mit dem Finger auf das augenscheinlich als Mobiltelefon oder Tablet erkannte Brett zu tippen.

Das Schreiben mit der Hand auf Tontafeln scheint als Kulturtechnik ausgestorben zu sein.

Thomas Vogel

12. Dezember 2018

Bitte verlassen Sie die Gegenwart so, wie Sie sie vorzufinden wünschen

“Ich bräuchte mal eure Hilfe”, schreibe ich in der Techniktagebuch-Redaktion: „Eine Zeitungsredaktion schlägt mir als Kurzbio vor: ’Sie ist Mitbegründerin des Blogs Techniktagebuch“ und verlässt das Internet nur in Notfällen (geklaut vom Verbrecher Verlag, aber ich find’s schön).’ Mir klingt dieses ‘das Internet verlassen’ schon wieder so nach 90er Jahre, fällt euch vielleicht ein weniger staubiger Scherz ein?”

André: Es gibt doch überhaupt kein Internet! “Benutzt fließendes Wasser nur dann nicht, wenn sie gerade in der Wüste ist.” Ernsthaft: Ich finde es problematisch, wenn das Internet in deiner Bio als eine benennbare Sache auftaucht, die da sein kann oder nicht. Implizit also auch: wo man dafür oder dagegen sein kann, usw. Ich finde, das zementiert ein Denken, das der Wirklichkeit nicht gerecht wird. Aber das ist vermutlich wieder ein D/USA-Unterschied.

Ich: Nein, ich finde das auch richtig, also falsch.

André: So ähnlich wie der Mitarbeiter bei uns, der sich mit den Worten vorstellte, er hätte vorher für ein Online-Bildungsunternehmen gearbeitet, und sich dann ins Wort fiel und sagte: für ein Bildungsunternehmen, weil das Wort „Online“ nichts zur Sache beiträgt („everything is online, right?“) Das ist schon vier Jahre her ...

Markus: Ich finde es eigentlich ganz passend, ins Internet zu gehen, oder etwas im Internet zu machen. Letztlich hat man nun mal diese Schnittstelle zwischen sich als Person und Daten, die einem zufliegen oder die man abrufen kann. In der Vergangenheit gibt es zum Glück noch Internet. *[Anmerkung zum besseren Verständnis: Aus Sicht weiter Teile der Techniktagebuchredaktion lebt André in der Zukunft.]*

André: Ich muss immer etwas schmunzeln, Markus, wenn du im Internet schreibst, du hättest was ins Internet geschrieben.

Markus: InternetZ sogar. André, ich steh’ wenigstens dazu. Nur zum Ausdruck zu bringen, ich habe etwas aufgeschrieben, reicht ja nicht, wenn keiner weiß wo. Auf einem Zettel, in Stein gemeißelt, in einen Baum geritzt, in eine Datei lokal auf meinem Rechner, oder eben im Internet und dann auch noch so, dass alle wissen dürfen, wo sie es lesen können. Internet als Metapher „von überall erreichbares Gemisch aus Text, Bild, Ton, Film“ finde ich eigentlich ganz gut. Gerüche sind übrigens offline.

Kathrin: Gute praktische Lösung: immer „die Gegenwart“ einsetzen statt „Internet“:
“Ich habe etwas in die Gegenwart hineingeschrieben”
“Niemand will Gegenwart im Zug”
“Vor dem Betreten der Gegenwart sind die Schuhe sorgfältig zu reinigen”
“Bitte verlassen Sie die Gegenwart so, wie Sie sie vorzufinden wünschen”
“Die frühe Gegenwart wurde von Mönchen handgeschrieben“
“Es gibt keine Gegenwart, und wenn es eine gäbe, wäre ich dagegen.”
“die Mäuse haben die Gegenwartskabel weggefressen”
”Man muss der Gegenwart immer mindestens 24 Stunden Zeit geben”

Also ich habe das jetzt empirisch überprüft, die beiden Begriffe sind austauschbar (alle Zitate ursprünglich mit “Internet” aus der Sammlung mit Techniktagebuch-T-Shirt-Aufschriften).

Markus: Schau doch mal ins Gegenwarts-Archiv. Die Gegenwartsseite unserer Firma ist 20 Jahre alt. Der Server des Landgerichts erst ab morgen wieder über die Gegenwart zu erreichen.

André: Sorry, ich hacke auf der Internet-Sache auch nur deshalb so lange rum, weil ich mir selber nicht ganz klar darüber bin.

Markus: Naja, Gegenwart. Was ist, wenn die INTERNET-Seite steinalt ist, die du ausgegraben hast? Mir als Karierthemdeningenieur ist das zu philosophisch mit dem „Es gibt kein Internet“.

André: Das sei dir unbenommen, Markus. Ich denk da nur an sowas rum und weiss es selber nicht genau.

Markus: Dafür tust du aber ziemlich überzeugt, dass es kein Internet gibt.

André: Markus, das ist der Grund, warum ich sage, dass ich es nicht so genau weiß, weil ich vermute, es klingt vielleicht relativ überzeugt, was ich sage.

Markus: Hm. Interessante Strategie. Wenn ich etwas nicht genau weiß, sage ich nicht „Das ist so!“.

André: Wenn ich in einem Satz von mir das Wort Internet entdecke, hört sich das etwa so an wie quietschende Kreide, das kann ich mit Bestimmtheit sagen. Also suche ich nach anderen Ausdrucksmöglichkeiten. Das heißt aber natürlich nicht, dass andere Leute nicht Internet sagen dürfen.

Kathrin: Ich bin da vorsichtiger geworden, seit ich mal aus dem Publikum heraus (bei einem Vortrag) beschuldigt worden bin, die Existenz von einem separaten „Online“ zu behaupten. Ich finde, dass ich in dem Fall in der Sache recht hatte, aber ich hatte mich wahrscheinlich wirklich unpräzise ausgedrückt.

Virtualista: Ich werde unseren Admin in Zukunft™ stets mit den Worten „die Gegenwart läuft gerade wieder nicht richtig!“ informieren.

André: Markus, meine überzeugte Art, mich auszudrücken, ist ein Fehler, der andere oft vor den Kopf stößt, das wird mir schon immer klarer, sorry.

Markus: Ist vielleicht so ein ähnliches Quietschen, das bei mir das Wort „Drohne“ auslöst. Aber ich schwimme da mit dem Strom. Sollen sie alle Drohne sagen. Ich sage ja jetzt auch Drohne. Da wissen alle, was gemeint ist.

Thomas J.: Im Tatort haben sie politisch korrekt Oktokopter gesagt.

Markus: Sie haben aber auch Spielzeugdrohne gesagt.

Virtualista: Ich schelte auch niemanden mehr, der z. B. Internet, Web, E-Mail und Facebook durcheinander wirft. Und war sehr nachsichtig mit einem Freund, der neulich beharrlich „App“ sagte, aber eigentlich eine zentrale Datenbank meinte.

Thomas J.: Ich hab häufig mit Menschen zu tun, die eine E-Mail-Nummer kontaktieren wollen.

Alina: Im Internet sag ich relativ selten Internet. Bei meinen sehr analog lebenden Freunden muss ich es aber oft dazu sagen, weil es für sie einen Unterschied macht. Ihre Gegenwart ist offenbar eine andere.

Thomas J.: Windows und Office wird von noch mehr Menschen verwechselt. Und die meisten gehen nicht mit dem Browser ins Web, sondern starten Google.

Molinarius: „... betrachtet das Internet als ihren /seinen Wohnort“ ist, glaube ich, auch so ein Dings,was seit ungefähr 10 Jahren in der Biographie ungefähr jedes zweiten „Digital Natives“ steht. Das stützt einerseits die These, dass es das Internet nicht gibt, zeigt aber auch, dass sich das möglicherweise noch nicht rumgesprochen hat.

Der Zeitung schicke ich mehrere Alternativvorschläge, angenommen wird schließlich “... glaubt nicht daran, dass es das Internet gibt, erinnert sich aber noch an die Zeit, als es keines gab.” Ich hoffe, dass die Zeitung lesenden Menschen so tolerant wie Virtualista sind und darüber hinwegsehen, dass in dieser Aussage Internet und Web verwechselt werden. Oder mich halt einfach für sehr alt halten.

Kathrin Passig

Ende 2018

Schreiben in einem Zug

Wie viele Mitglieder der Europa-Universität Viadrina pendele auch ich fast täglich im Regionalexpress zu meinem Arbeitsplatz im Schreibzentrum. Besondere Attraktion der Strecke: ein ausgedehntes, brandenburgtypisches Funkloch zwischen Erkner und Frankfurt (Oder)-Rosengarten. Neulich hörte ich, wie sich zwei Schülerinnen unterhielten: „Bald soll es WLAN im Zug geben. Ich freu mich schon.“ Die andere: „Ich freu mich nicht, das wird doch alles total lahm sein.“

Ich denke: Ich freu mich auch nicht. Ist doch immer schön, wenn da wieder jemand versucht, durch viel zu laute, immer irgendwie wichtigtuerische Gespräche am Handy meine heilige Zug-Schreibzeit zu stören und ich genau weiß, was kurz hinter Erkner passieren wird. Erst ein irritiertes „Hallo?“ Dann ein verstörtes: „Haaaallo?“ Dann noch ein bisschen wildes Rumgetippe und ein gemurmeltes oder wahlweise auch lautes „Scheiße!“. Und dann ist Ruhe. Herrliche Ruhe zum ungestörten Schreiben und Lesen in einem Zug.

Katrin Girgensohn

13.12.2018

Die Packstation kann mehr und ist auch nicht unhöflicher

Ich muss schon wieder Päckchen verschicken. Da das mit dem QR-Code beim letzten Mal so gut geklappt hat, möchte ich das wieder so machen, nur noch besser.

Im Zug lege ich letzte Hand an die Päckchen und klebe sie ordentlich mit breitem Tesafilm zu, dann lade ich mir die E-POST-App aufs iPhone und kaufe über die App zwei Paketmarken. Ich kann – wie auch über die Webseite – per

PayPal bezahlen, der Vorteil ist aber, dass ich mir die virtuelle Paketmarke bzw. den QR-Code, den ich zum Paketmarkendruck benötige, direkt in die Wallet laden kann.

Mit den Päckchen und dem Smartphone stehe ich also bei einer Bürobedarfskette mit offiziellem Postschalter. Die Frau am Schalter weiß aber nicht, was sie mit meinem QR-Code machen soll, ist maximal uninteressiert, es zu lernen und antwortet auf meine Bitte, es doch bitte noch mal mit dem Scanner zu probieren mit “Geht doch nicht, haben Sie doch gesehen”.

Ich gehe also unverrichteter Dinge und wilde Verwünschungen murmelnd aus dem Laden und fahre ins Büro. Dabei komme ich noch an einer Packstation vorbei und denke mir, dass ich dann auch einfach ausprobieren kann, ob es vielleicht auch ganz ohne Menschen geht.

Tatsächlich erklärt sich die Packstation bereit, meinen Code einzuscannen, druckt mir eine selbstklebende Paketmarke aus und lässt mich dann auch noch den Strichcode auf der Paketmarke einscannen, um das Päckchen zur Abholung in ein Packstationsfach zu legen. Damit kann die Packstation immerhin eine Sache mehr als die Frau am Bürobedarfsladenpostschalter und war dabei noch nicht mal unfreundlicher.

Anne Schüßler

14. Dezember 2018

Ich möchte E-Books leihen, statt sie zu kaufen, aber eine Stunde später möchte ich das nicht mehr

Bisher funktioniert der neue Plan mit dem Bücherlesen auf Fitnessstudiogeräten sehr gut, zu gut. Ich habe nicht damit gerechnet, dass das teure Element daran nicht die Mitgliedsgebühren für das Fitnessstudio sein könnten, sondern das Bücherlesen. In den letzten Wochen habe ich alle zwei Tage ein Buch gekauft. Bei genauerer Betrachtung kommen drei Faktoren zusammen: Die neuen Lesegeräte, die Tatsache, dass ich in dieser Zeit keine anwesen-

heitspflichtigen Termine hatte, und dann habe ich vor kurzem mein Kindle-Konto wieder von den USA nach Deutschland umgemeldet. Das bedeutet, dass ich deutsche E-Books kaufen kann, die aus Gründen der Buchpreisbindung gern mal zwanzig Euro kosten.

Jetzt sitze ich im Zug und würde gern ein Buch von Wolf Haas lesen. Der Preis des Buchs stimmt mich nachdenklich. Mein Nachdenken ergibt, dass ich für dasselbe Geld mehr als einen Monat lang Skoobe oder fast zwei Jahre lang die Onleihe nutzen kann. Aus dem Techniktagebuch weiß ich, dass man bei Bibliotheken jetzt gar nicht mehr unbedingt persönlich vorbeigehen muss, deshalb probiere ich zuerst die Onleihe aus.

Der Berliner Bibliotheksverbund auf dem Handy fühlt sich ein bisschen wie 1995 an, wenn man davon absieht, dass es damals noch keinen Berliner Bibliotheksverbund auf dem Handy gab. Ich melde mich an und bekomme eine Mail in der es heißt:

> Bitte zahlen Sie Ihr offenes Nutzungsentgelt von EUR 10,- direkt online über Ihr Benutzerkonto. Melden Sie sich dafür mit Ihrer Benutzernummer 0000000xxxx und Ihrem Passwort an.
> Das voreingestellte Passwort entspricht Ihrem angegebenen Geburtsdatum in der Form ttmmjjjj, z. B. 28081956.

Ich melde mich an und gelange in eine Sackgasse:





Eine Bezahloption gibt es nicht. Vielleicht geht es nur am Handy nicht, denke ich und wechsle in die Desktopversion der Seite. In der Zwischenzeit bin ich automatisch wieder ausgeloggt worden, der Bibliotheksverbund ist sehr sicherheitsbewusst. Dann probiere ich es statt mit "Anmelden" mit "Mein Konto", woraufhin ich mich anmelden muss und die Bezahlmöglich-

keit auftaucht. Kreditkartenzahlung! Ich muss die Rechtmäßigkeit der Abbuchung von 10 Euro noch einmal direkt bei meiner Bank bestätigen, der Bibliotheksverbund ist *sehr* sicherheitsbewusst.

Dann darf ich die E-Book-Verleihangebote Overdrive und Onleihe benutzen. Overdrive ist auf fremdsprachige Bücher spezialisiert, wird von André Spiegel und verenka gelobt und hat 0 Bücher von Wolf Haas. Die Onleihe hat 1 Buch von Wolf Haas.

Na gut, dann probiere ich eben den kostenlosen Skoobe-Testmonat. Dort klemmt die Einrichtung immerhin schöner und bunter: Ich kann meine Bankverbindung eingeben, aber „Betätigen und kaufen“ führt weder weiter noch zu einer Fehlermeldung. Es passiert einfach nichts.

Ich hole den Laptop heraus und probiere es damit noch mal von vorn. Wie sich herausstellt, können die Eingabefelder der Anmeldung keine Leerzeichen in der IBAN verdauen (die ich direkt von meiner Bank herüberkopiere, und da enthält sie Leerzeichen). Die Desktopversion zeigt dann eine Fehlermeldung an, die Handyversion nicht.

Das alles dauert viel länger, als dieser Bericht andeutet, weil der Zug währenddessen abwechselnd durch Tunnels und Funklöcher fährt und auch die Bahn aus dieser kargen Mobilfunklandschaft kein WLAN herauswringen kann. Aber schließlich habe ich meine Mailadresse bestätigt und bin Skoobe-Testmitglied.

Es gibt drei Bücher von Wolf Haas.

Auf Spanisch.

Ich kündige meine Mitgliedschaft sofort, damit ich es im Januar nicht vergesse. Was die teuren neuen Lesegewohnheiten angeht, vielleicht lassen die von alleine wieder nach. Und von Wolf Haas lese ich halt ein anderes Buch, gibt ja auch billigere von ihm und die sind deswegen noch lange nicht schlechter.

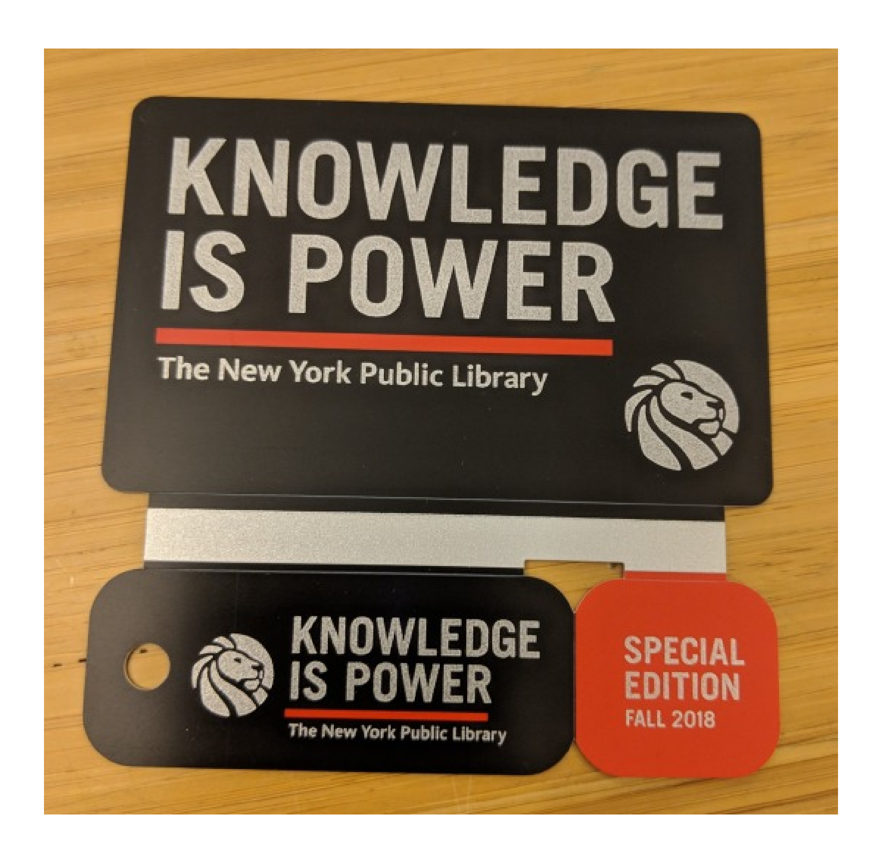
Kathrin Passig

Dezember 2018

Die New York Public Library hat keine Bücher

Der Lesehunger meiner achtjährigen Tochter steigt dramatisch. Außerdem liest sie jetzt lieber auf dem Kindle (»da sind die Buchstaben irgendwie klarer«) als auf Papier. Ich beschließe, mich bei der New York Public Library anzumelden, damit ich sie schnell genug, aber kostenschonend mit Lesefutter versorgen kann.

Die Mitgliedschaft in der NYPL ist kostenlos, wenn man in New York wohnt. (Man zahlt schließlich auch dreieinhalb Prozent zusätzliche Einkommenssteuer.) Ich melde mich auf der Webseite an und bekomme eine vorläufige Mitgliedsnummer. Damit kann ich mich schon mal im Katalog umgucken, aber noch nichts ausleihen. Um den Zugang wirklich zu aktivieren, muss ich physisch in einer Filiale vorstellig werden und nachweisen, dass ich in New York wohne. Das geht zum Beispiel mit einem New Yorker Führerschein, oder mit einem Reisepass und einer aktuellen Stromrechnung.



Eine Mitarbeiterin prüft meine Papiere und schaltet meinen Zugang frei. Ich bekomme eine luxuriöse Mitgliedskarte, die ich in einen kreditkartengroßen und einen schlüsselanhängergroßen Bestandteil auseinanderbrechen könnte. Für beide habe ich keine Verwendung. Ich gebe meine Mitgliedsnummer, die auf der Rückseite unter einem Barcode steht, stattdessen in meinen Passwort-Manager ein, damit ich mich in der Online-Bibliothek anmelden kann.

Die Bibliothek wird, so wie siebenundzwanzigtausend andere Bibliotheken, von Overdrive realisiert. Overdrive ist eine Firma in Ohio, die über eine Liste von zwei Millionen elektronischen Titeln verfügt. Jede der siebenundzwanzigtausend Bibliotheken besteht im wesentlichen aus einer Liste, die angibt, welche von diesen zwei Millionen Titeln in dieser Bibliothek in wievielen Exemplaren verfügbar sind – also, wie oft der jeweilige Titel in dieser Bibliothek gleichzeitig ausgeliehen werden kann.

Dabei »hat« Overdrive keinen von diesen Titeln. Beim Ausleihen, zumindest für den Kindle, wird man schließlich zu Amazon weitergeleitet, wo der Titel für das eigene Lesegerät für eine begrenzte Zeit freigeschaltet wird. Übertragen wird das Buch, so wie jedes andere auch, über Whispernet, also drahtlos. Das ist angenehm im Vergleich zu anderen Angeboten, wo man irgendwann eine Datei bekommt mit dem Hinweis: Sehen Sie halt zu, wie Sie die auf Ihren Kindle kriegen.

Die New York Public Library ist gut sortiert. Ein kurzer Streifzug durch die Autorenlandschaft zeigt keine größeren Lücken. Standardwerke sind sofort ausleihbar, aber alles, was halbwegs populär ist, hat Wartelisten. Meine Tochter liest gerade die »Dork Diaries«. Vom neusten Band, Nummer dreizehn, sind sechsundzwanzig Exemplare vorhanden, und wir sind auf Platz fünf der Warteliste.

André Spiegel

17. Dezember 2018

Ein weiteres Kastl wird angeschafft

Die Mutter klagt seit Wochen darüber, dass sie weder fernsehen noch Radio hören kann. Irgendwas ist umgestellt worden, schon wieder! Man weiß nicht genau, was es sein könnte. Es hätten immer wieder welche angerufen wegen

der Umstellung, sagt die Mutter, und ihr irgendwas Neues verkaufen wollen. Sie habe dann gesagt, man möge bitte mit diesen Anrufen aufhören. Wer da angerufen habe, weiß sie nicht mehr, die Telekom vielleicht oder Vodafone.

Ich schlage vor, dass sie mit Hilfe der iPad-Radio-Brücke Radio hört und die Tagesschau ebenfalls auf dem iPad anschaut. Sie kann beides, sträubt sich aber, denn schließlich besitzt sie ein Radio und einen Fernseher, "und beim Radio in der Küche geht es ja auch!" Das Radio in der Küche stammt aus dem Haushalt der Großeltern und hat eine traditionelle Antenne aus Draht, es scheint also noch nicht das ganze Radiosystem digitalisiert oder abgeschafft worden zu sein.

Ich lasse mich durch meinen Bruder beraten, der was mit Elektro studiert hat und zum Verstehen solcher Probleme verpflichtet ist. Er schreibt:

> "Ich habe einen DVB-C Receiver mit HDMI und SCART bei Amazon rausgesucht (SCART ist ein sehr breiter und großer Stecker, der sicher den Anschluss an den Fernseher ermöglicht, falls es mit HDMI Probleme gibt). Auf dem Kabelfernsehanschluss liegen auch analog übertragene Radiosignale. Wenn man hinten am Radio nachschaut, ist da ein weißes Antennenkabel, das hinter dem HiFi Regal unten in die Antennensteckdose geht. Das geht natürlich auch nicht mehr.
> Alternative 1 wäre: Ein langes Kabel beliebiger Art (nur ein Draht oder eine Litze) in den Antennenanschluss in die Mitte stecken und hinter dem Regal nach oben führen. Oben irgendwo festmachen. Wenn man Glück hat, reicht das Signal für guten Empfang. Vermutlich gibt es irgendwo im Haus das mitgelieferte Originalantennenkabel. Das ist auch nur eine lange schwarze Litze.
> Alternative 2: DVB-C Radioempfänger kaufen, Radio wegschmeißen.
> Alternative 2b (3 wollte ich gerade schreiben, stimmt aber nicht):

DAB Digitalradio kaufen. Hab gerade nachgelesen, ist die korrekte Bezeichnung dessen, was ich bei 2 gemeint habe.
Alternative 3: Internetradio?"

Ich bemühe mich nicht, die Hintergründe zu verstehen, und bestelle für den Fernseher das DVB-C-Zusatzdings, für das Radio ein Antennenkabel. (Ich habe vorher beim örtlichen Elektronikmarkt nachgesehen, weil die Mutter sich gern persönlich beschweren möchte, wenn etwas nicht funktioniert. Dort kostet das DVB-Dings aber das Doppelte.) Zwei Tage später kommt es an, und nachdem ich die Anleitung betrachtet, erfolglos Knöpfe gedrückt und schließlich bei YouTube gesucht habe, funktioniert es auch und man kann wieder fernsehen.

Ich führe der Mutter das Ergebnis vor. Der Fernseher kann jetzt ganz andere Sender als vorher empfangen, das Erste ist doppelt, dafür gibt es kein ZDF mehr. Ich halte mich damit nicht auf, vielleicht ist es ja abgeschafft worden und die Mutter guckt sowieso nur die Tagesschau. "Das gibt es jetzt halt nicht mehr, find dich damit ab", sage ich. Dann sortiere ich die Programme so, wie es die Mutter befiehlt.

"Hab ich jetzt zwei Fernbedienungen?"

"Nein, du hast jetzt vier. Die anderen drei hab ich da hinten versteckt. Du brauchst nur noch die da."

"Vier!"

"Eine vom Videorekorder, eine vom DVD-Player, eine vom Fernseher und eine vom neuen Kastl."

"Den Videorekorder hab ich noch nie benutzt."

"Ich weiß."

Sie wirkt unzufrieden damit, dass man eine vierstellige Zahl auf der Fernbedienung eingeben soll und nicht etwa die 1, um direkt zum Ersten zu gelangen. "Das ist halt jetzt so, find dich damit ab", sage ich, "benutz einfach immer nur die Taste mit dem + und -!" Sie sollen nicht immer so unflexibel sein, die alten Menschen, bestimmt trainiert schlechte Usability das Gehirn besser als jedes Sudoku.

Das Radio kann nach dem Anschließen des neuen Antennenkabels nur noch Bayern 2 empfangen. Die Mutter ist enttäuscht, sie möchte weiter die gewohnten Knöpfe am Radio drücken und die gewohnten Sender bekommen. Aber dazu müsste ich für das Radio ein eigenes DVB-Kastl bestellen oder ein langes Kabel vom Fernseher zum Radio verlegen, und dann könnte man die Tür zum Nachbarzimmer nicht mehr schließen. "Das ist halt jetzt so, find dich damit ab", sage ich. Bayern 2 ist immerhin mehr als gar kein Radio. Wie alte Menschen ohne Nachfahren mit solchen Veränderungen klarkommen, weiß ich nicht.

Kathrin Passig

2018, über fast das ganze Jahr

Maschinen dienen

Eigentlich gibt es an meinem Arbeitsplatz ausschließlich Filterkaffee aus der Pumpkanne. Doch Anfang 2018 bekommen wir einen funktionierenden „Kaffeevollautomaten" geschenkt, den sein Vorbesitzer nicht mehr braucht.

Da ich den Schenkenden kenne, fühlte ich mich verantwortlich und lese die Anleitung, die ich auf der Internetseite des Herstellers als PDF finde: Die Maschine braucht Wasser und Kaffeebohnen und macht daraus Kaffee. Ab und an muss sie entkalkt werden, dazu gibt es ein Entkalkungsprogramm und die Maschine, so steht es in der Anleitung, wird mich darauf hinweisen. Praktisch.

Über die nächsten Wochen lernen ich und meine Kollegen den Apparat besser kennen. Es ist schwierig, die richtige Tassengröße auszuwählen, weil Icons missverständlich sind. Ein Kollege löst das Problem mit einem zusätzlichen Zettel. Dieser ist aus Platzgründen aber nicht direkt an den entsprechenden Knöpfen angebracht, sondern über einer weiteren Knopfreihe und dem Display.

Der Kaffeevollautomat kann Kaffee nicht nur aus Bohnen machen, sondern auch aus Pulver, das in die Aufnahme unter einer Klappe gekippt werden soll (laut Anleitung). Bei einem akutem Kaffeebohnenmangel nutzen wir die Funktion. Leider gibt es kein Ergebnis oder vielleicht auch eine Sauerei, ich erinnere mich nicht mehr. Zumindest klebt jemand die Klappe für das Pulver zu und schreibt „Nicht" darauf, um künftige Kaffeekocher vor der Frustration zu bewahren.

Nach diesen Anfangsproblemen, bei denen wir vor allem den Apparat dazu bewegen, zu tun, was wir wollen, lernen wir mit der Zeit die Probleme kennen, bei denen uns der Apparat dazu bewegt, Dinge zu tun, die der Apparat will.



Kaffeemaschine, die mir sagt, was ich machen muss, damit ich Kaffee bekomme. Auch im Bild: Usability-Verbesserungen mit Zetteln, sorgfältig mehrfach mit Tesa überklebt

Eines Morgens tut sich auf einen Knopfdruck nichts. Nach kurzem Überlegen fällt auf, dass das Display „Dregdrawer full“ anzeigt. Es gibt ein paar Schubladen, von denen die Kaffeeresteschublade am vielversprechendsten ist. Ich leere die Schublade, sehe aber weiter die elbe Meldung auf der Anzeige; auf Knopfdruck gibt es weiterhin keinen Kaffee. Schublade noch mal raus, dann wieder rein, wieder dasselbe. Ich weiche vorsichtig von meinem Lösungsansatz ab und schaue tief in die Schubladenaufnahme. Anscheinend sammelt die Schublade nur einen Teil des alten Kaffeemehls, der Rest verteilt sich darum. Mit einen Küchenpapier wischte ich das Kaffeemehl aus und verteile es dabei auf dem Boden. Die Warnung von der Anzeige verschwindet und die Maschine kocht wieder Kaffee.

In ähnlicher Art und mit ähnlichen Folgen befiehlt die Maschine auch manchmal: „Ventilate“. Auch hier kocht sie, bis wir „Ventilate“ ausgeführt haben, keinen Kaffee für die Kollegen und mich. Leider ist das Studium der Bedienungsanleitung zu dem Zeitpunkt schon etwas länger her. Ich erinnere mich grob, dass es zwei Dinge gab, die hier helfen könnten: Der Drehknopf zum Milchaufschäumen, den nie jemand benutzt und den Heißwasser-Knopf. Ich drehe und drücke, es dampft und spritzt. Die Maschine fordert weiter: „Ventilate“. Mangels Alternativen mache ich weiter und tatsächlich ist die Maschine irgendwann *ventilated*.

Die Maschine dient mir mit Kaffee, ich diene ihr nach Hinweis durch das Display mit Reinigungen, Knopfdrücken und -drehen, bis die Maschine zufrieden ist.

Jan Dittrich

Weihnachten 2018

Nachts im Bett ein Buch lesen, das war doch mal ganz einfach

Eine Nichte und ich wollen gleichzeitig Band 2 von “Seeräuber-Moses” lesen. Kein Problem, dann lese ich halt nachts und sie tagsüber, denke ich.

Später stellt sich heraus, dass ich vergessen habe, wie schwer es ist, ein Papierbuch im Bett zu lesen. Beziehungsweise war es natürlich früher nicht schwer und das E-Book-Lesen ist nicht leichter. Aber meine Gewohnheiten haben sich geändert, und dadurch werden die Rahmenbedingungen des nächtlichen Papierbuchlesens zum ersten Mal in meinem Leben sichtbar. Erstens brauche ich ein Nachtlicht. Zweitens kann ich die Farbe und Helligkeit dieses Nachtlichts nicht verstellen wie beim Handydisplay. Drittens muss ich im Bett eine Position finden, in der das Licht ungehindert die Buchseite erreicht. Viertens muss ich die Brille aufsetzen und kann schon deshalb nicht auf der Seite liegen. Fünftens ist das Buch größer und schwerer als das Handy, ich brauche beide Hände und muss mich erst wieder an die in Frage kommenden Lesehaltungen erinnern.

Ich lese das Buch dann doch lieber tagsüber. So eine Nichte kann sich ja auch mal kurz mit was anderem beschäftigen.

Kathrin Passig

29.12.2018

Im Energiesparmodus

„Komm schnell hoch, ja?“

Ich folge dem Ruf meiner Nachbarin und strande auf ihrem Flur, auf dem sie mir ausschweifend von einem Problem berichtet. Über mir brennt die Deckenlampe. Zwei Halogenlampen. GU10. 2x 40 Watt, vermute ich. Dann fällt mein Blick ins Wohnzimmer. Der Fernseher läuft tonlos. Was der wohl

verbraucht? Das müsste ich mal durchmessen. Der läuft sehr viel. Und die Tischlampen: Vier große angeschaltete Tischlampen. Von hier aus kann ich nicht sagen, was für Glühlampen darin sind. Ich will das wissen, unbedingt, kann meine Nachbarin aber schlecht deswegen unterbrechen. Beim nächsten Besuch muss ich direkt ins Wohnzimmer marschieren und versuchen, unauffällig einen Blick in die einzelnen Lampen zu werfen.

In diesem Jahr durfte ich mich in Sachen Energiesparen etwas schlauer machen. Außerdem konnte ich meine Wasserdurchflüsse messen und mit einem Messgerät den Verbrauch meiner technischen Geräte herausfinden.

Als erstes fand ich bei mir noch 2 alte Glühbirnen, 40 und 25 Watt, die zwar nicht stundenlang, aber doch genug genutzt wurden, um einen Austausch sinnvoll zu machen. 2 Energiesparlampen sind wegen ihres Quecksilbergehalts auf dem Wertstoffhof gelandet. Und ja, auch auf meinem Flur lachten mich 80 Watt Halogen an, als kurze Notlösung eingesetzt und vergessen.

- Mein Fernseher, letztes Jahr von meinen Eltern übernommen, ist 8 Jahre alt, er hat einen Standard-Energieverbrauch von 131 Watt, im Energiesparmodus immerhin noch 89. Außerdem kann er nicht digital, ich brauche ebenfalls bald so ein Kastl, das sind noch 15 Watt mehr. (Einen neuen, gleich großen Fernseher, der digital kann, gibt es mittlerweile mit einem Verbrauch von 31 Watt.)

- Eine volle Handyakkuladung: 0,016 kWh in 2,39 Std.

- 4 Minuten lang Haare föhnen, bei 2000 Watt: 0,133 kWh.

- Wäsche, 40°, pflegeleicht + eco perfekt: 1:40 Std. = 0,8 kWh

- Wäsche, 30°, Buntwäsche + eco perfekt: 4:19 Std. = 0,4 kWh

- Einmal toasten, auf Stufe 3/6 (2:16 Min.) = 0,035 kWh. Eine zweite Nutzung des noch warmen Toasters (1:42 Min.) = 0,026 kWh.

- Meine kleine Stereoanlage nutze ich nur noch zur Übertragung von Smartphonemusik. Im Standby verbraucht sie 2,5 Watt, aber wenn ich den Standbybetrieb aus- und wieder einschalte, erscheinen manchmal ungewollt tanzende bunte Bilder auf dem Display. Dieser Spaß frisst 25 Watt, lässt sich aber zum Glück per Knopfdruck wieder ausstellen.

- Hätte ich keine abschaltbare Steckerleiste, würden mir PC+ Zubehör einen Standbyverlust von 5 Watt bescheren. Erledige ich eine Schreibarbeit am PC, verbraucht er dabei 0,075 kWh/Stunde.

- 1 Liter kaltes Wasser im Wasserkocher aufkochen: 0,120 kWh. Nehme ich heißes Wasser aus dem Wasserhahn, sind es nur noch 0,072 kWh. Unklar, ob das Sinn macht. Falls ja, dann nur, wenn das Warmwasser mit Gas erhitzt wird und die Gaspreise nicht noch weiter steigen.

- Der kleine A++ Kühlschrank mit 3-Sterne-Fach ist 10 Jahre alt. Ein Alter, in dem sich ein neuer Kühlschrank schon rechnen könnte. Eine 7-Tage lange Dauermessung ergibt einen Wert von 4,3 kWh. Das ist noch in Ordnung.

Herd und Backofen lassen sich leider nicht durchmessen, dafür habe ich auch keine Berechnungsmöglichkeit, die mir wirklich zusagt.

Mein Warmwasser wird zwar mit Gas aufbereitet, trotzdem habe ich im Badezimmer den Durchfluss des Wasserhahns von 9l auf 5l reduziert. In der Küche lässt man den Austausch des Perlators eigentlich sein, denn das Abfüllen von exakten Mengenangaben beim Kochen dauert dadurch länger. Da der alte Perlator aber beim probeweisen Abschrauben in viele verkalkte Teile zerfallen ist, habe ich auch hier beim Neukauf auf eine Reduzierung von 11l auf 8l geachtet. Den neuen Sparduschkopf habe ich nach einigen Duschvorgängen wieder abmontiert, denn das Duschen mit weniger Wasser hat viel länger gedauert.

Wieviel Wasser ich spare, werde ich nie wissen, denn wir haben nur eine Sammeluhr für das ganze Haus.

Mein Jahresstromverbrauch ist von 864 kWh auf 805 kWh gesunken, aber der Check meiner Geräte fand erst im Sommer statt und der Kauf eines neuen Fernsehers steht noch bevor. Auch wenn die beiden Verbräuche für einen 1-Personen-Haushalt als sparsam gelten: Da geht noch was.

Sokoban-Spielerin

Ende 2018

Mein „Life Recorder“ läuft schon seit 1985

Um das Jahr 2010 herum wurde berichtet, dass es möglicherweise bald sogenannte „Life Recorder“ oder „Life Logger“ geben würde, kleine Geräte, die jede Minute des Lebens als Video- und Audiodaten aufzeichnen. Speicherplatz würde bald so wenig kosten, dass man ein solches Aufzeichnungsgerät unauffällig wie ein Schmuckstück tragen und dauerhaft eingeschaltet lassen könne, so die Vision. Später sollte es dann möglich sein, in den aufgenommen Daten zu einem beliebigen Zeitpunkt im eigenen Leben “zurückzuspulen“ und so auf das Vergangene zurückzublicken.

In den darauffolgenden Jahren war nicht mehr viel von dieser Technologie zu hören. Ich jedoch besitze schon seit Jahrzehnten eine Art „Life Recorder“; er wurde etwa Anfang 1985 eingeschaltet und läuft seitdem ohne Unterbrechung.

Meine Aufzeichnung besteht allerdings nicht aus Videodaten, sondern aus der Gesamtheit aller E-Mails, die ich seit 1985 verschickt oder empfangen habe. Aufgrund glücklicher Umstände ist meine gesamte Mail-Vergangenheit seit diesem Zeitpunkt komplett und lückenlos vorhanden – es fehlt nicht eine einzige Mail. Die älteste ist vom 10.1.1985, die neueste ist wenige Minuten alt. Und da ich in all den Jahren das Medium E-Mail sehr intensiv genutzt habe – sowohl in meinen Jobs, als auch im privaten Kontext – bieten die Mails einen fast tagesgenauen, detaillierten Einblick in fast alles, das ich in den letzten ca. 34 Jahren getan, erlebt und gedacht habe.

Mein Mail-Verzeichnis enthält in diesem Moment 132.641 Mails, aufgeteilt in 550 Mail-Folder; davon 52.251 von mir selbst geschriebene Mails. Der gesamte Text umfasst über 10 Millionen Zeilen (Header-Zeilen eingerechnet).

Möglich wurde all das, weil ich schon sehr früh im Bereich der Computervernetzung gearbeitet habe und unter anderem bei der Einführung von Mail als netzbasiertem Kommunikationsmedium in Deutschland mitwirken konnte. Die Nutzung von Mail für die tägliche – auch private – Kommunikation war daher für mich von Anfang an Normalität.

Um meine gesamten Mails bis heute zu erhalten, waren einige Vorbedingungen nötig, die aber weniger das Resultat von planerischer Weitsicht sind als einfach glückliche Zufälle.

Erstens habe ich nur selten den Arbeitgeber gewechselt und konnte jedes Mal meine Mail mitnehmen, tatsächlich sogar *alle* meine Daten. Ein Totalverlust mit anschließendem Neuanfang fand also nie statt. Zweitens habe ich meine Mails nie auf dem Mailserver gelagert, sondern immer heruntergeladen und in lokalen Textdateien gespeichert, die ich selber unter Kontrolle habe. Drittens schließlich habe ich mich von Anfang an auf das portable, client-agnostische, textbasierte Mailbox-Format MBOX festgelegt. Mail-Folder in diesem Format können mit beliebigen Mail-Clients oder Text-Werkzeugen gelesen, durchsucht oder analysiert werden, z. B. mit einem normalen Text-Editor.

Gelegentlich beame ich mich in die Anfänge meiner Mail-Timeline zurück, um zu sehen, was ich vor Jahren oder Jahrzehnten so unternommen habe. Dabei entdecke ich manches, das ich längst vergessen oder verdrängt habe, insbesondere auch längst untergegangene Technologien, mit denen ich damals Umgang hatte. Einige Beispiele:

5.9.1985: Ich habe Magen-Darm-Grippe.

22.11.1985: Mein derzeit höchster Score im Textgrafik-Spiel „Hack“ beträgt 73.000 Punkte.

19.12.1985: Immer mehr Leute im Institut möchten „Hack“ spielen; ich gebe Ihnen nützliche Hinweise. Die abgespeicherten Spielstände bringen unsere Instituts-Festplatte zum Überlaufen.

19.3.1986: Ich veröffentliche im Usenet meine erste Software, eine C-Library-Funktion zum Konvertieren von Datum und Uhrzeit in eine Anzahl von Sekunden seit dem 1.1.1970.

14.7.1986: Ich habe erfolglos versucht, im Postamt Bergmannstraße (Berlin 61) neue Telefonbücher zu bekommen.

24.7.1986: Ich kaufe mir für zuhause einen PC. Er hat 640 Kilobytes RAM, eine Festplatte mit 86 Megabytes, und einen 14-Zoll-Monitor mit bernsteinfarbener Schrift. Der PC kostet 19.950 Mark.

21.12.1986: Ein Bekannter berichtet aufgeregt, dass er aus einer Privatwohnung eine E-Mail über ein Telefonmodem versenden kann.

4.2.1987: Ich kaufe eine Speichererweiterung mit 3 Megabytes für meinen PC. Sie kostet 1.400 Mark. Ich schreibe dazu: „Das finde ich relativ preisgünstig.“

3.6.1987: Ich lasse mir den Eintrag für Jugoslawien in der europäischen UUCP-Map zusenden. [*Anmerkung 2018: ich habe keine Ahnung, was das heißen soll.*]

20.7.1987: Die Übertragung einer einzelnen, etwas längeren Mail an unseren Mail-Austausch-Peer-Knoten in den USA über den Datex-P-Anschluss der Post in unserem Institut hat 30 Mark an Gebühren erzeugt.

22.7.1987: Ich versuche, meinen (mittlerweile aufgerüsteten) PC wieder zu verkaufen und lege noch 250 Disketten und einen Akustikkoppler bei. Meine Preisvorstellung ist 16.000 Mark. Als Pluspunkt erwähne ich, dass „Hack“ installiert ist.

27.8.1987: Jemand aus dem Institut fliegt für eine Gastvorlesung nach Shanghai. Er fragt, wie es dort mit E-Mail aussieht. Ich frage zurück, ob die Frage ein Witz sein soll und schlage vor, einen Akkustikkoppler oder ein „Taschenmodem" mitzunehmen und über Telefon eine Dial-Up-Verbindung nach Taiwan aufzubauen.

31.8.1987: Jemand möchte meinen PC für 200 Mark im Monat mieten. Ich lehne ab und reduziere meine Preisvorstellung auf 10.000 Mark.

3.12.1987: Ich lade Fritz und Monika anlässlich meines Geburtstags zu einem Käsefondue ein.

13.12.1987: In der Kreuzberger Wohngemeinschaft findet am 3. Advent ein „Stollenanschnitt" statt.

29.4.1988: Ich ziehe um in eine 80qm große 3-Zimmer-Wohnung in Berlin 61. Die monatliche Miete beträgt 670 Mark.

2.5.1988: Ich berichte einem Bekannten, dass ich mir ein Telefonmodem mit 9.600 Baud vom Typ „US Robotics Courier" für 1.600 Mark gekauft habe.

29.6.1988: In meiner Westberliner Zeitung steht, dass Hausbesetzer damit drohen, über die Mauer zu klettern und nach Ostberlin zu fliehen, wenn die Polizei die besetzten Häuser stürmen sollte. Der „Sender Freies Berlin" berichtet ebenfalls.

11.8.1988: Ich mache mir Sorgen über das Robbensterben.

19.8.1988: Es regnet.

15.1.1989: Meine Freundin und ich fliegen mit der Fluggesellschaft „Pan Am" nach Miami. Sie bekommt dort eine Magen-Darm-Grippe, muss sich im Krankenhaus kurz untersuchen lassen und dafür an Ort und Stelle umgerechnet 1.000 Mark bezahlen. Der Mietwagen hat $99 pro Woche gekostet.

16.5.1989: Ich überweise einem Bekannten 2.000 Mark und erwähne, dass eine Überweisung vier Werktage dauert.

1.6.1989: Ich möchte nach einem Rezept aus dem Usenet einen „Florida Key Lime Pie“ backen, weiss aber nicht, was eine „Graham Cracker Pie Crust“ ist und wie ich das herausfinden soll.

Aus heutiger Sicht absurd wirken die Mail-Adressen, die wir in den 1980er Jahren zum Teil verwendet haben. Wer sich mit der Computervernetzung in der Zeit vor dem globalen, TCP/IP/DNS-basierten Internet beschäftigt hat, wird die damals verwendeten Adressformate eventuell wiedererkennen. Aus Gründen, die sich nicht mehr ganz nachvollziehen lassen, habe ich um 1980 herum „net“ als meinen Nutzernamen gewählt und im Grunde (mit wenigen Ausnahmen) bis heute beibehalten; demzufolge ist „net“ seit damals entsprechender Bestandteil meiner Mail-Adressen. Hier eine Auswahl meiner Adressen aus den Mail-Anfangsjahren:

- `mcvax!unido!tub!net@SEISMO.ARPA`
- `unido!tub!net@uunet.UU.NET`
- `ihnp4!seismo!mcvax!unido!tub!net`
- `...!pyramid!tub!net`
- `net@DB0TUI6.BITNET`
- `net@tub.UUCP`
- `tub!net@GERMANY.ARPA`
- `net\%tub.UUCP@Germany.CSNET`

Oliver Laumann

2014 bis 2018

Worüber wir geschrieben haben

Vor kurzem habe ich das Techniktagebuch in eine Datenbank gefüttert. Jetzt können wir statistische Fragen stellen, von denen wir früher nicht zu träumen wagten. Zum Beispiel, wie sich die Themen, über die wir schreiben, über die Jahre verändert oder auch nicht verändert haben.

Ich habe dazu für jedes Jahr die Liste der 50 häufigsten Tags berechnet, wobei ich Autorennamen und funktionale Tags wie #submission oder #best of herausgefiltert habe. Ein Techniktagebuch-Jahr beginnt jeweils am 17. Februar, dem Geburtstag des Techniktagebuchs und Erscheinungsdatum des jährlichen E-Books. (Vollständige Ergebnisse hier)

	2014	2015	2016	2017	2018
1	Telefon	Smartphone	Smartphone	Smartphone	Smartphone
2	Smartphone	Papier	Papier	Papier	Workaround
3	Papier	Telefon	Workaround	Telefon	Papier
4	erstes Mal	Handy	E Mail	Workaround	Bezahlverfahren
5	Handy	E Mail	Fotografie	Bezahlverfahren	Buch
6	WLAN	Bezahlverfahren	WLAN	WLAN	App
7	E Mail	Musik	App	Handy	E Mail
8	Bahn	erstes Mal	erstes Mal	Buch	handschriftlich
9	Fotografie	Fotografie	Internet	Musik	E Book
10	Musik	Auto	Handy	Bahn	Musik
11	Post	WLAN	Universität	App	Bargeld
12	mobiles Internet	Facebook	Musik	Auto	Fotografie
13	analoge Technik	Traum	Traum	Fotografie	Bahn
14	SIM Karte	Bahn	Bezahlverfahren	E Book	erstes Mal
15	Auto	Workaround	Facebook	WhatsApp	Universität
16	Sicherheit	Reflex und Ritual	SMS	erstes Mal	Kreditkarte
17	Bezahlverfahren	Buch	Bahn	Bräuche und Brüche	Telefon
18	Facebook	Bank	Fernsehen	Kommunikation	Amazon
19	Film	Universität	Telefon	Bargeld	Post
20	App	mobiles Internet	Auto	Fernsehen	Twitter
21	stationärer Handel	iPhone	Bargeld	Post	Handy
22	Twitter	Post	Buch	Internet	WLAN
23	SMS	App	Google Maps	Amazon	Internet
24	CD	Internet	WhatsApp	Reflex und Ritual	Kindle
25	Internet	Kreditkarte	Flughafen	Facebook	Bibliothek
26	Universität	Kommunikation	iPhone	Film	schreiben
27	Strom	CD	Kommunikation	CD	iPhone
28	offline	Fernsehen	Onlinehandel	SMS	CD
29	Fax	Bargeld	Pokémon Go	mobiles Internet	Ticket
30	Fernsehen	Film	Amazon	Strom	Streaming
31	Windows	Google	Post	iPhone	PDF
32	Bank	E Book	iPad	Ticket	mobiles Internet
33	Amazon	Kinder	E Book	Supermarkt	Gastronomie
34	Abspielgerät	Ticket	Radio	Frankreich	Reflex und Ritual
35	Traum	Google Maps	Strom	Usability	SMS
36	Passwort	SMS	defekt	Identität	Tablet
37	Computer	Akku	Akku	Traum	offline
38	Kindle	Navigation	Navigation	Hotline	Facebook
39	Usability	Abspielgerät	Roaming	Abspielgerät	Kinder
40	E Book	Spiel	YouTube	E Mail	Schreibmaschine
41	Buch	Amazon	CD	Kreditkarte	Navigation
42	Drucker	Onlinebanking	Schule	Automat	Google Maps
43	iPhone	QR Code	handschriftlich	QR Code	Traum
44	Schreiben	Twitter	SIM Karte	drucken	Akku
45	Support	Strom	Identität	Sicherheit	Google
46	Kassette	Supermarkt	Ticket	Elektromobilität	Werbung
47	Skype	defekt	Twitter	Pokémon Go	stationärer Handel
48	Techniktagebuch	Mobiltelefon	Automat	Roaming	Fernsehen
49	Google	SIM Karte	Onlinebanking	Kryptowährung	WhatsApp
50	Onlinehandel	Kabel	Passwort	Cryptocurrency	Kommunikation

Auf die Belegung der vorderen Plätze sind wir in der Redaktion ein bisschen stolz. Ohne dass wir es darauf angelegt hätten, haben wir über nichts häufiger geschrieben als über #Smartphones und über #Papier – über die höchste Hochtechnik also und über die störrischste Tieftechnik.

Wenn man über die Jahre Trends herauslesen will, muss man ein bisschen vorsichtig sein. Unauffällige Begriffe wie #Musik oder #Fotografie springen ziemlich weit hin und her in der Liste, ohne dass dafür ein Grund auf der Hand läge. Ein Trend muss also schon ziemlich stark und eindeutig sein, um als solcher gelten zu können.

Sehr deutlich ist zum Beispiel der zuerst hohe Stellenwert von #Facebook, gefolgt von einem steilen Absturz über die letzten zwei Jahre. Stetig im Steigen begriffen sind die #Bezahlverfahren, die es im letzten Jahr sogar bis auf Platz 4 gebracht haben. Das klingt plausibel angesichts der vielen Umwälzungen in diesem Bereich: Bargeld ja oder nein, kontaktloses Bezahlen, Einführung von Apple Pay in Deutschland. Wir vermuten, dass die #Bezahlverfahren in Kürze ihren Peak erreichen werden, bevor das Interesse wieder absinkt, weil dann endlich auch in Hinteredgingen jeder so bezahlen kann, wie er gern möchte.

Nicht von der Hand zu weisen ist auch der klare Aufstieg des #Buchs, der im letzten Jahr bis auf Platz 5 führte, ohne dass so recht klar ist, was das bedeuten mag. Ein Neuzugang unter den Top 50 im letzten Jahr ist das #Streaming.

Wirklich erleichtert sind wir hingegen, dass die #SIM Karte schon seit zwei Jahren nicht mehr in den Top 50 auftaucht, obwohl Kathrin regelmäßig damit droht, und die Drohung mitunter auch wahr macht, einen neuen, noch langweiligeren Beitrag über #SIM Karten zu schreiben.

Die Technik geht weiter. Wir bleiben dran.

André Spiegel

1. Januar 2019

Familienplanung im Großformat

Bisher haben wir in unserer Familie für Termine einen Riesen-Familienplaner von Heye verwendet, den größten, den man kaufen kann – doch ich war mit der letzten Ausgabe unzufrieden. Der war im Gegensatz zu den Jahren zuvor drucklackiert, wodurch man Termine nicht so gut mit Bleistift schreiben oder ausradieren konnte. Zudem habe ich jeden Monat regelmäßige Termine, die einzutragen ich sehr lästig fand.

Aus verschiedenen Gründen kommt eine rein papierlose Planung per Smartphone (noch) nicht in Frage: nicht jeder in der Familie ist so begeistert von der Handynutzung, und es fehlt doch der große Überblick, den der Familienplaner bisher lieferte.

Ich habe zurzeit Zugriff auf einen A3-Drucker, und so baute ich mir ein Excelblatt im Großformat, in das ich alle Termine eintragen kann.



Das Design hat einige Besonderheiten:

- Die Breite von Seitenrand und Spalten ist auf maximale Ausnutzung des zu bedruckenden Bereichs optimiert.

- Jeder Tag hat zwei Zeilen – Nachmittags-/Abendtermine werden in die untere Hälfte eingetragen.
- Die Tage am Rand sind Datumsangaben und werden über ein benutzerdefiniertes Format so angezeigt.
- Eine bedingte Formatierung sorgt automatisch für farbige Kennzeichnung der Wochenenden.
- Es gibt zusätzliche Felder für Todo-Listen, Termine in späteren Monaten oder weitere Notizen.
- Sind einmal alle Blätter da, lässt sich nur mit Suchen und Ersetzen der Jahreszahl die Version für die nächsten Jahre erzeugen.

Termine, die bekannt sind, kann ich vorher in die Excelfelder eintragen. Die Blätter werden durch ein A3-Klemmbrett festgehalten. Zurzeit ist nur der Januar vorhanden, der Kalender ist Work in Progress.

Thomas Jungbluth

Januar 2019

Die Hochprägung gehörtE zur Kreditkarte

Ich bin Testbenutzer und/oder Early Adopter einer neuen Bank. Grade kam meine Kreditkarte, und sie sieht ziemlich überraschend anders aus:



Foto und Farbstich vom Verfasser

Auf der Vorderseite sind keinerlei persönliche Informationen vorhanden, die es bisher auf Kreditkarten gab: Name, Nummer der Karte, Gültigkeitszeitraum. Dafür ein eher schlechter Wortwitz.

Die Daten waren bisher erhaben, um auch in Edgeland Kreditkarten nutzen zu können. Dafür gibt es ein spezielles Gerät, einen Imprinter (in der Fintec-Fachsprache auch: Ritschratsch-Dinger).

Anscheinend geht die ausgebende Bank davon aus, dass selbst an der Tanke Crossing Bumfuck, Arkansas (oder einfach irgendwo ausserhalb von Städten in Deutschland) genug Netz oder Offline-Terminals vorhanden ist (bzw. sind). Zumindest das Techniktagebuch ging vor gar nicht so langer Zeit noch davon aus, dass die Hochprägung noch eine Weile erhalten bleibt.

Ich bin gespannt auf den ersten Einsatz, bei dem ich die Karte aus der Hand geben muss. Solange ich selbst kontaktlos oder durch Einschieben in ein Terminal bezahlen kann, wird die fehlende Beschriftung ja nicht weiter auffallen.

Auf der Rückseite sind die genannten Daten allerdings (klein) aufgedruckt. Wahrscheinlich für Käufe, bei denen man die Kreditkartendaten noch selbst in ein Formular eintragen muss.

Update / Korrektur – 2019-01-10

Meine Kollegen sagen: Aus technischer Sicht ist diese Karte mitnichten eine Kreditkarte, auch wenn Mastercard drauf steht.
Diese Karte ist eine Debitkarte (das Logo ist auf der Rückseite). Der Unterschied besteht darin, dass eine Kreditkarte ein eigenes Konto (und Vertrag mit fester Kreditlinie) hat, mit dem Zahlungen ausgeführt werden, dieses Konto kann sich dadurch auch im Minus (bis zur Kreditlinie) befinden und wird regelmäßig durch Zahlungen über ein anderes Konto (per Lastschrift) ausgeglichen.

Eine Debitkarte hängt dagegen direkt an einem Giro/(Kontokorrent)-Konto, es gibt kein separates Kartenkonto.

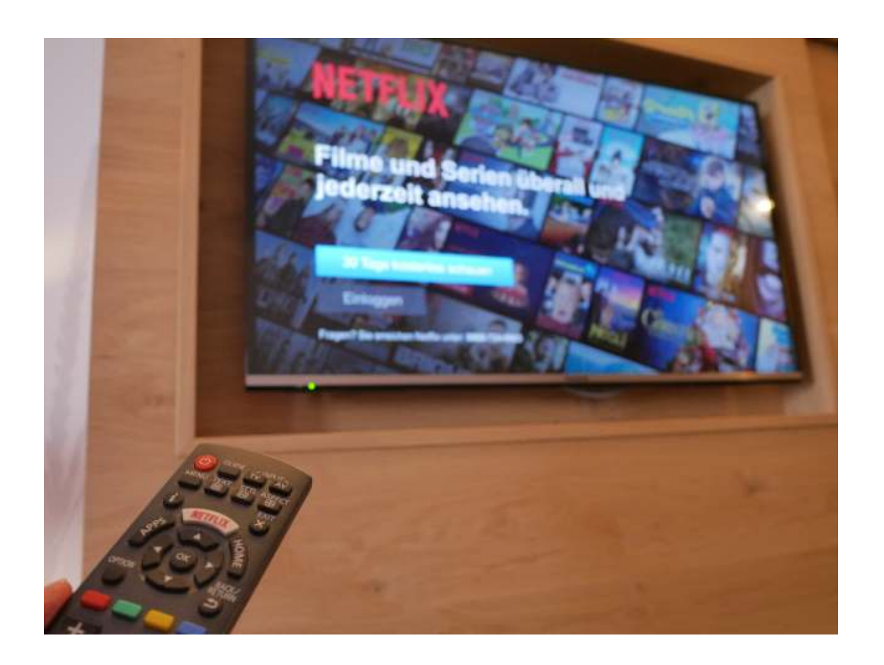
Also ist das mit dem nicht erhabenen Text überhaupt nichts besonderes, sondern eher, dass die Inhaberdaten nur auf der Rückseite stehen.

Eine Übersicht über verschiedene Kreditkartentypen gibts bei Wikipedia. (danke für die Hilfe und Klarstellung an Felix Hirner)

Alexander Stielau

4. Januar 2019

Bring deinen eigenen Code



Das niederbayerische Wellness-Hotel hat sich technisch auf die Hauptzielgruppe, Paare so um die 30, eingerichtet. Kostenfreies WLAN gibt es im ganzen Haus, auch am Rand des Pools und im Sauna-Ruheraum. Auf den Zim-

mern gibt es nicht nur mehrere USB-Anschlüsse an den Steckdosen, sondern auch ein Tablet für Hotelinformationen und – das ist eher selten – in keiner Form begrenztem Internetzugang.

Und auf der TV-Fernbedienung auf dem Zimmer prangt prominent – und farblich abgehoben – eine Taste mit der Beschriftung *Netflix* für den gleichnamigen Video-Streamingdienst.

Allerdings bedeutet das keineswegs, dass das Hotel dem Gast einen kostenfreien *Netflix*-Zugang zur Verfügung stellen würde. Eigentlich stellt das Hotel nur zur Verfügung, dass *Netflix* auf dem großen TV-Schirm im Zimmer läuft. Denn einloggen für den Zugang zu Netflix muss man sich schon mit seinem privaten Account – oder kann gleich hier einen Netflix-Vertrag abschließen, der immerhin in den ersten 30 Tagen kündbar ist.

Ganz offensichtlich: Bring dein eigenes Gerät, also Tablet oder Laptop, war gestern. Heute ist's bring deinen eigenen (Zugangs)Code.

Thomas Wiegold

Januar 2019 und auch so die 20 Jahre davor

Haarige Icons

Ein Boden-Staubsauger hat an seinem Saugding („Bodendüse"?) fast immer einen Schalter, um zwischen Saugen auf glatten Böden und Saugen auf Teppichen zu wählen. Bei der Einstellung für glatten Böden sind kleine Bürsten und/oder Gummilippe ausgefahren. Dann kratzt das Plastik oder Metall der Düse nicht über den Boden und Krümel werden besser eingesammelt. Bei der Einstellung für Teppiche sind Bürsten und Gummilippe eingefahren, dann lässt sich die Düse leichter auf dem Teppich schieben. Die Einstellung hat also direkte Auswirkungen darauf, wie nervig das Saugen ist.



Seit meinen frühesten Staubsaugererfahrungen habe ich ein Problem: Welches Icon auf dem Schalter bedeutet was?

Das eine Icon mit den vielen Strichen könnte heißen:

- Der Untergrund hat Fasern (also: ist ein Teppich)
- Oder aber: An der Düse ist die Bürste aktiviert.

Das Icon mit der einzelnen Linie könnte heißen:

- Der Untergrund ist glatt (z. B. Fliesen oder Laminat).
- Oder aber: An der Düse ist die Bürste deaktiviert.

Kurz: Bezieht sich das Icon auf den Zustand der Düse oder den des Bodens? Die Frage beantworte ich, indem ich das kurz ausprobiere (Wenn die Bürste aktiv ist, ist das Schieben auf dem Teppich schwerer) oder indem ich kurz unter die Düse schaue. Bei meinem aktuellen Staubsauger bezieht sich das Icon übrigens auf die Düse, nicht auf den zu saugenden Boden.

Ich hatte auch mal einen Staubsauger, auf dem ein Fliesen-Icon und ein Teppich-Icon zu sehen war (Ein alter Vorwerk, glaube ich). Das war wesentlich verständlicher.

Jan Dittrich

Anfang Januar 2019

Warum es nicht geht

Der Vater meines Freundes klagt, dass er seine Tonbänder nicht auf CD überspielen kann, das gebe es einfach nicht, den Anschluss dafür. Ich frage, ob ich mir die Rückseite des Tonbandgeräts mal ansehen darf, weil ich mir das nicht vorstellen kann. Das Tonsignal muss ja irgendwie aus dem Gerät rauskommen, warum soll man es also nicht in ein digitales Aufnahmegerät hineinbringen können?

Nein nein, sagt der Vater, nicht nötig, das gibt es einfach nicht, er hat schon gesucht. Wie sich herausstellt, meint er damit, dass man kein Gerät kaufen kann, das Tonbänder liest und CDs brennt. Die Beauftragung eines darauf spezialisierten Anbieters ist auch keine Option, weil prohibitiv teuer, 50 Cents pro Tonbandminute.

Wir schildern die Möglichkeit, ein Adapterkabel zu kaufen und Gratissoftware zu verwenden, und rechnen aus, wie wenig Geld der Festplattenplatz für 80 sechsstündige Tonbänder und 200 Kassetten kosten würde, Das geht aber auch nicht: “Dann müsste ich ja im Computerzimmer alles umbauen!” Das Computerzimmer ist weder sehr klein noch das Tonbandgerät sehr groß.

Die Begründung endet damit, dass bei dieser undenkbaren Umbauaktion ja auch die Gardinen abgenommen werden müssten, wozu die Mutter aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr in der Lage sei.

Wir machen dann noch ein bisschen stumm den Mund auf und zu, aber aufgrund von Altersweisheit nicht lange. Später sind wir uns unter vier Augen einig, dass eine Technikdiskussion, die bei extrem entlegenen Argumenten angekommen ist, eigentlich ganz günstig verläuft. Man kann dann das Thema wechseln und den weiteren Nachdenkprozess abwarten.

Trotzdem lehnen wir in den nächsten Tagen gelegentlich, wenn die Eltern nicht zuhören, Vorschläge mit der Begründung ab, dazu müssten ja die Gardinen abgenommen werden. Denn es ist ein sehr gutes Argument, das überall passt.

Alina Smithee

13. Januar 2019

Phantomschreck am Handgelenk

Seit Mitte der 90er Jahre trage ich keine Armbanduhr mehr. Dennoch durchzuckt mich immer noch manchmal ein Phantomschreck, wenn ich das linke Handgelenk ins Wasser tauche.

Also der kurze schreckhafte Gedanke “ohgott, ich habe gar nicht daran gedacht, die Armbanduhr abzulegen!” Wobei vermutlich schon einige der Digitaluhren, die ich als Teenager besaß, wasserdicht genug gewesen wären, um ein Wannenbad zu überstehen.

Die letzte Armbanduhr, die ich regelmäßig trug, war ein elektromechanisches Exemplar mit relativ schlichtem weißen Zifferblatt, das ich auf dem *Krempelmarkt am Reichpietschufer* günstig erstanden hatte. Dass sie nicht wasserdicht war, wurde mir unmissverständlich vor Augen geführt, als ich

sie in der Tasche einer Jeans verstaute, welche meine Mutter unbesehen in die Waschmaschine steckte. Ich brachte die Uhr danach sogar noch zu einem Uhrmacher, aber auch der erklärte den Fall für hoffnungslos.

Virtualista

14. Januar 2019

Das Internet bei den Eltern ist schlechter als gedacht

Im Traum muss ich dringend etwas googeln, und zwar, was mit dem Ei geschehen soll, das ich in meiner anderen Hand halte und auszubrüten versuche, es hat bereits einen Riss und gar keine richtige Schale, ich kann es nicht hinlegen, sonst geht es ganz kaputt. Mit einer Hand gebe ich ein: E G G ... aber das Internet im düsteren Arbeitszimmer dieses fremden Elternhauses scheint nicht so gut zu sein, es kommen nur nutzlose Anfahrtspläne für irgendwas in der ländlichen Region heraus.

Dann merke ich, dass es sich gar nicht um ein richtiges Internet handelt, sondern nur um einen Klarsichtordner mit ein paar kopierten Seiten darin. So kann es ja auch nicht gehen! Ich werde noch wütender.

Kathrin Passig

15. Januar 2019

Das kurze, nutzlose Leben des Stromklaus

In der Techniktagebuch-Redaktion sagt gelegentlich jemand “Shirt!”, um zu vermerken, dass eine bestimmte Wendung auf den Techniktagebuch-T-Shirts erscheinen sollte. Aus diesem Fundus speisen sich auch die Titel für die jährlichen E-Book-Versionen.

Der Weg aus dem Chat aufs T-Shirt oder Buch beginnt damit, dass ich bei Facebook ein Archiv meiner gesamten Chatnachrichten aus zehn Jahren anfordere. Dieses Archiv ist im Moment 5 GB groß, ich kann es also nicht zu Hause am Handyinternet und auch nicht via Freifunk am Fußende herunterladen, sondern muss damit warten, bis ich an einem Ort mit halbwegs schnellem WLAN bin.

Dann folgen allerlei Umbaumaßnahmen des Chatlogs, das ist aber eine Sache von einer Viertelstunde, seit Facebook irgendwann im Laufe des letzten Jahres ein vernünftigeres Archivformat als "alle Chats in Brocken in eine gemeinsame Datei erbrochen" eingeführt hat.

Ich filtere mit grep aus diesem Chatlog alle Zeilen heraus, in denen das Wort "Shirt" vorkommt und übernehme die Vorschläge mit etwas Suchen und Ersetzen und Handarbeit in die Materialdateien der Shirtmaschine.

"Das muss doch auch einfacher gehen", denke ich heute, und "am besten baue ich sofort einen Chatbot für den Facebook Messenger, bevor jemand anderer in der Redaktion auf die gleiche Idee kommt und ich dann nie herausfinde, wie das geht".

Facebook hält eine Anleitung für den Chatbotbau bereit, die auch wirklich ziemlich geschmeidig und einfach funktioniert, wenn man bereit ist, Node.js zu verwenden. Node.js scheint mir in diesem Konstrukt nur dazu zu dienen, einen Webserver auf dem häuslichen Rechner zu betreiben. Aber warum? Wer will einen Chatbot, der nur funktioniert, wenn der Privatlaptop gerade zufällig an ist? Ich google, ob ich Node.js auf meinem Server installieren kann, aber auch die Anleitung beim Hostinganbieter erklärt nur die lokale Installation. Das sehe ich ein, es wäre ja auch Unsinn, einen Server auf dem Server zu haben, außer man hat gern Server auf seinen Servern, damit man naja.

Egal, ich folge der Anleitung, ersetze am Ende das Node.js-Zeug durch ein paar anderswo herbeigegoogelte PHP-Zeilen und finde durch Versuch und Irrtum heraus, an welchen anderen als von der Anleitung behaupteten Stellen man welche Zugangsdaten einsetzen muss, die anders benannt sind, als die Anleitung behauptet.

Damit Facebook meinen Bot namens *Stromklaus* zu genehmigen bereit ist, brauche ich jetzt noch eine Privacy Policy. Damit bin ich überfordert, aber zum Glück lässt sie sich in einem bequemen Gespräch mit einem weiteren Facebook-Messenger-Bot erzeugen.

Und dann funktioniert mein erster Messengerbot! Noch kann er nicht viel, er wiederholt nur alles, was man zu ihm sagt. Aber gleich werde ich ihn in die einfache Arbeit des Shirtaufschrift-Archivierens einweisen. "Hurra! Meet Stromklaus!", kündige ich im Chat an und versuche den Bot einzuladen.

Jetzt stellt sich heraus, dass man im Facebook Messenger überhaupt keine Bots in Gruppenchats einladen kann. Ich habe alles ganz umsonst herausgefunden. In Telegram, Discord und Slack darf man Bots in Gruppenchats haben, aber wir sind nun mal nicht bei Telegram, Discord oder Slack, sondern im Facebook Messenger. "Im IRC war alles besser, ich will zurück in die 90er!" empöre ich mich.

"Shirt 'Im IRC war alles besser, ich will zurück in die 90er'", sagt Angela.

Kathrin Passig

15. Januar 2019

Dial M for Maler(arbeiten)



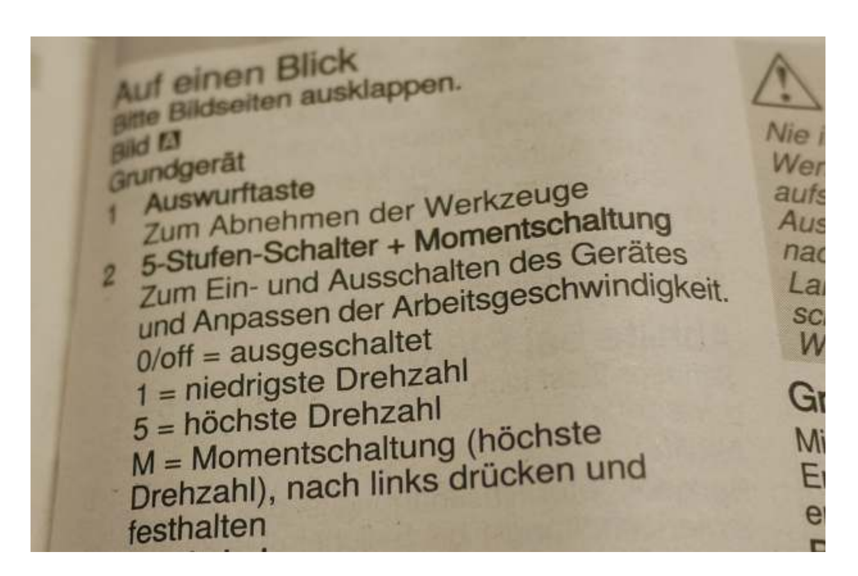
Nach etwa einem Vierteljahrhundert hat der Handmixer aus der Technik-Kollektion eines bekannten Kaffeerösters seinen Dienst eingestellt. Das heißt, noch tut er, aber es knarzt und kracht verdächtig, und beim leichten Schütteln machen klappernde Geräusche klar, dass da Einzelteile im Gehäuse unterwegs sind. Ein neues Handrührgerät wird gebraucht.

Das erstehe ich zwischendurch in einem Kaufhaus, wähle das zweitbilligste Modell (es muss ja besser sein als das billigste, außerdem ist es in Europa gefertigt und trägt den Namen einer traditionsreichen deutschen Elektromarke) und nehme es noch am gleichen Abend in Betrieb. Natürlich ohne die Gebrauchsanleitung durchzulesen – hey, es ist ein Mixer, keine Mondrakete.

Als ich eine ziemlich flüssige Mischung aus Ei und Sahne schlage, komme ich dann nur knapp an einer mittleren Katastrophe vorbei. Der Mixer hat, wie es sich gehört, verschiedene Drehzahlen für die Rührquirle, die auch intuitiv erfassbar mit 1 bis 5 am Schalter markiert sind (Foto oben). Und die Stellung 0, in der das Gerät stillsteht.

Wenn man von größter Schlagkraft auf Stufe 5, ganz rechts, den Schalter Richtung Stufe 0, also aus, nach links schiebt – gelangt man, so man nicht fürchterlich aufpasst, über die 0 hinaus auf die mit M markierten Einstellung. Und die ist, ganz gegen alle Intuition, nicht etwa weniger als 0. Sondern im Gegenteil der Turbo für die Rührquirle.

Nun ja, es steht auch in der Gebrauchsanweisung:



Auf einen Blick
Bitte Bildseiten ausklappen.
Bild A
Grundgerät
1 Auswurftaste
Zum Abnehmen der Werkzeuge
2 5-Stufen-Schalter + Momentschaltung
Zum Ein- und Ausschalten des Gerätes und Anpassen der Arbeitsgeschwindigkeit.
0/off = ausgeschaltet
1 = niedrigste Drehzahl
5 = höchste Drehzahl
M = Momentschaltung (höchste Drehzahl), nach links drücken und festhalten

Momentschaltung! Höchste Drehzahl! Und auf der landet man nicht etwa nach der Stellung für die dauerhaft höchste Drehzahl. Sondern gerne beim Ausschalten.

Ich hatte schlicht Glück. Sonst hätte ich, flüssiges Ei klebt gut, nach Nutzung auf Stufe M schon mal die Malerarbeiten für die Küche in Auftrag geben können. Das Design des *User Interface* scheint bei so kleinen Küchengeräten noch verbesserungswürdig.

Thomas Wiegold

Januar 2019

Auf der Suche nach einer Telefonzelle am Meer

Ich habe einen Diascanner gekauft und scanne seit einigen Wochen die Dias, die mein Vater hinterlassen hat. Die Bilder des Schottlandurlaubs von 1989 sind unbeschriftet. Ich habe diesen letzten Familienurlaub in missglückter Erinnerung: viel Fahrerei, halb erwachsene Kinder, die sich den bisherigen Urlaubsregeln nicht mehr so richtig fügen wollen, Regen. Der Vater war ansonsten ein penibler Beschrifter, aber vielleicht ging ihm das auch so und er hatte keine Lust, sich später noch einmal mit diesen drei Wochen zu beschäftigen.

Nur weil es geht, versuche ich den eingescannten Dateien bessere Titel zu geben als "Haus am Meer" oder "Landschaft". Bei vielen Bildern dauert die Suche nur ein paar Minuten. Entweder zeigen sie bekannte Landmarks oder das Bild enthält googlebare Elemente. Manchmal sind die Aufschriften auf Läden, Autos oder Fischerbooten zu erkennen und erleichtern die Zuordnung. Die Techniktagebuch-Schottlandkorrespondenten Aleks Scholz und Roger Stapleton helfen mit.

Bilder ohne solche Details erfordern andere Strategien. Da auf die chronologische Abfolge der Dias nur teilweise Verlass ist und wir in diesem Urlaub viel in Schottland herumgefahren sind, lege ich nachts weite Strecken mit Google Street View zurück.



Foto: Dieter Passig

Da mir beim Autofahren oft schlecht wird, gefällt es mir gut, die schottischen Küstenstraßen ohne Risiken und Nebenwirkungen betrachten zu können. Immer wieder ertappe ich mich beim der Fahrt auf kurvigen, schadhaften Straßen, die an einem Leuchtturm oder einem einsamen Haus enden, bei dem Gedanken “das muss ich ja auch alles wieder zurück”. Aber dann fällt mir ein, dass das nicht stimmt, und ich bedaure, dass das Autofahren mit einem Auto weniger praktisch ist.

Update: Zur Auflösung des Bilderrätsels bitte hier entlang.

Kathrin Passig

20. Januar 2019

Alben durchhören und Spülmaschine auf Repeat

Wir reden über Musikstreaming. Hanna ist ganz zufrieden mit ihren Spotify-Empfehlungen und fühlt sich nur "ein bisschen ertappt". Anna und ich sind unzufrieden, wobei Anna bestimmte Spotify-Empfehlungsmethoden gut und andere schlecht findet, während mir alles nicht passt.

"Ich will die Musik doch bei der Arbeit hören", sage ich, "da kann ich nicht alle dreißig Sekunden wieder was wegklicken". Ja, zum Arbeiten müsse man Alben durchhören, sagt Anna. Alben durchhören! Stimmt, das konnte man ja auch mal! "Das mach ich gar nicht mehr", sagt Hanna. "Ich glaub, das hab ich zuletzt Mitte der 90er gemacht", sage ich. So eine einleuchtende Idee, Alben. Ich beschließe, das gleich morgen auszuprobieren. (Update: Dieses "gleich morgen" kommt etwas mehr als fünf Jahre später, im Februar 2024.)

Dann berichtet Hanna von ihrer Entdeckung einer Playlist "Baby Noise". "Nur Haushaltsgeräte! Ich hab Spülmaschine auf Repeat laufen gehört, und es war so schön!"

Kathrin Passig

21. Januar 2019

Die Eroberung Trojas scheitert im Teutoburger Wald, weil mein Vater schlau ist

Im Büro klingelt das Telefon. Ich sehe die Nummer meiner Eltern auf dem Display. Weil meine Eltern glauben, dass ich stets ganz fleißig arbeite, rufen sie mich in der Firma praktisch nur in Ausnahmefällen an. Es muss also wichtig sein.

Ich gehe ran, und mein Vater meldet sich. Er ist hörbar aufgeregt, es gibt ein Computerproblem. Er hat eine Email bekommen, wonach ganz viele Amazon-Bestellungen unterwegs seien und es heißt, er könne das nicht mehr rückgängig machen. Zur Übersicht der Bestellungen soll er auf einen Link klicken. Er hat auf den Link geklickt. Dann habe da etwas gestanden, dass alles verschlüsselt werde. Und dann sei ihm das unheimlich geworden, so dass er zum Telefonhörer gegriffen habe. Guter Vater!

Ich beruhige ihn erst mal, dass nichts Schlimmes passieren kann. Selbst wenn Geld abgebucht würde, könne man das wieder rückgängig machen, im Gegensatz dazu, wenn man selbst etwas überweist.

Als erstes versuche ich, mich in sein Amazon-Konto einzuloggen, um nachzuschauen, ob evtl. tatsächlich Bestellungen ausgelöst wurden. Mein Vater weiß das Passwort nicht mehr (beruhigend an dieser Stelle, dass er nicht überall das gleiche Passwort verwendet). Er habe schon seit vielen Jahren dort nichts mehr bestellt. Da die Mailadresse meines Vaters über eine meiner Domains läuft, lenke ich die Mails erst mal zusätzlich an mich um und warte auf die Bestätigungsmail für ein neues Passwort. Mein Vater erhält die allerdings schneller als ich. Er liest mir am Telefon einen Code vor, den ich eintippe und Zugang zu seinem Konto erhalte. Seit Jahren keine Bestellungen. Alles ist gut, das Passwort ändern wir stante pede auf etwas sehr Kompliziertes.

Als nächstes muss ich mich um die Verschlüsselungsproblematik kümmern. Mein Vater, der nun auch bald auf die 80 zugeht, hat Schwierigkeiten, den Explorer zu finden. Es liege immer das Fenster mit der Verschlüsselungswarnung darüber. “Du konntest dich doch früher mal auf meinen Rechner schalten. Mach das doch mal!”, meint er.

Da mein Bürorechner gerade neu aufgesetzt wurde, ist Teamviewer nicht vorhanden. Ich installiere es schnell. Nach wenigen Sekunden läuft Version 14. Ich kann meinem Vater am Telefon erklären, wie er in Windows 7 in den Programmen Teamviewer startet. Bei ihm ist Version 5 installiert. Er nennt mir den passenden Code, den ich bei mir eintippe. Prompt meldet sich Teamviewer sinngemäß, dass die Version, mit der ich mich verbinden will, aber eigentlich zu alt sei. Irgendwie geht es aber trotzdem. Ich sehe den Desktop meines Vaters.

Eine Word-Datei ist geöffnet. Ich klicke sie von Berlin aus 450 km entfernt im Teutoburger Wald in der Taskleiste an und sehe nun auch die Verschlüsselungswarnung. Oha!

Aber es ist auch noch ein anderes kleines Fenster aktiv, in dem gesagt wird, dass die Makros doch ausgeschaltet seien und gefragt wird, ob die Inhalte nun aktiviert werden sollen. Ich klicke auf “Nein, bloß nicht!!!”, also “Abbrechen”, schließe die Datei und lösche sie. Über den .ru-Link, den mein Vater angeklickt hat, wurde offensichtlich eine xml-Datei geladen und in word geöffnet. Da Makros standardmäßig abgeschaltet sind, wurde der Verschlüsselungstrojaner nicht aktiviert. Noch mal Glück gehabt! Das Troja bei meinen Eltern muss an einem anderem Tag erobert werden.

Ich ermutige meinen Vater noch, mich jederzeit anzurufen, wenn ihm am Computer was komisch vorkommt. Er verspricht, das zu tun.

Markus Winninghoff

Mitte der Siebziger bis 2019

Einmal Drehwurm 50 Pfennig

Meine Eltern glauben sehr ans Wandern, aber auch ans Einkehren. In einer Waldgaststätte oberhalb meines Heimatortes zum Beispiel kann man das sehr gut. Man geht mit einem Haufen Freunden und deren Kinder zu Fuß hinauf und belohnt sich dort mit einem kühlen Getränk oder einer deftigen Mahlzeit. Es gibt einen unterhaltsamen Esel, der auch mal runter ins Dorf läuft und den wir Kinder ausdauernd bestaunen. Außerdem kann man uns um den Gasthof unter sehr loser Aufsicht toben und herumrennen lassen, weil er nicht an einer Straße liegt. Das absolute Highlight für uns Kinder aber ist das Karussell: Es ist elektrisch und man kann es mit einer Münze in Gang setzen. 50 Pfennig kostet der Spaß.

Das Karussell ist eine Art Mini-Kettenkarussell, ohne Dekoration oder sonstigen Schnickschnack. Auf einem Rummelplatz fände man so etwas nicht, für einen Spielplatz hätte es die richtige Größe, ist es aber schon wieder zu toll, mit seinem Maschinenantrieb. Es bewegt sich auch nicht sehr schnell, aber wir sind Kinder vom Land und es reicht, um uns einen Anflug von Drehwurm zu bescheren, nach dem wir schnell süchtig werden. Den ganzen Nachmittag betteln wir abwechselnd unsere Eltern um Münzen an und schon auf dem Weg zurück ins Tal verkünden wir, welch große Karussellfahrten wir das nächste Mal mit bis dahin angesparten Münzen unternehmen werden.

2019 bin ich wegen einer Familienangelegenheit in der Waldgaststätte eingeladen. Überrascht stelle ich bei der Ankunft fest: Das Karussell ist immer noch da. Rostig ist es geworden, und ich frage mich kurz, wer wohl schlechter gealtert ist, das Karussell oder ich. Man versichert mir glaubhaft, dass es immer noch funktioniere (was wundert's mich, ich ja auch). Ich vergesse allerdings, nachzufragen, ob man inzwischen mit Centmünzen bezahlen kann. Testen kann ich es nicht, denn neben dem Karussell ist ein großer Haufen Schnee aufgetürmt. Außerdem habe ich keine Kinder zur Hand, denen ich

eine Runde spendieren könnte. So bleibt die Begegnung mit der Vergangenheit ein stummes, drehwurmfreies Nicken, eh ich mich verabschiede und wir beide wieder getrennt weiter rosten.



Mia Culpa

2019 immer noch

Ich würde gern, aber ich kann nicht ohne

Wie bereits berichtet, arbeitet meine Firma, ein US-Softwareunternehmen mit über tausend Mitarbeitern, praktisch ohne Papier. Um genau zu sein: Für die eigentlichen Geschäftsprozesse ist kein Papier erforderlich. Für ihre persönliche Arbeit nutzen viele Kollegen durchaus Papier.

Ich selber hänge wirklich nicht am Papier. Alles was ich mache, findet nicht nur auf meinem Laptop, sondern meistens gleich in der Cloud statt. Texte, Termine, Software. Es gibt nur eine Gelegenheit, bei der ich nicht ohne Papier auskomme, und das ist paradoxerweise der schönste Aspekt meines Berufs: Wenn ich ein wirklich schwieriges Problem zu lösen habe.

Ich klaue mir dann immer ein paar Blätter aus einem Drucker. Ein Stift liegt hoffentlich irgendwo rum. Dann schreibe ich Wörter auf das Blatt. Male Pfeile dazwischen. Kringel. Kästchen. Eine Tabelle. Doppelter Strich zwischen diesen Zeilen. Nein, nochmal neu. Erste Tabelle daneben legen, andere Tabelle malen. Wort schreiben. In Großbuchstaben. Dieses Wort unterstreichen. Dieses auch. Wort nochmal mit dem Stift nachfahren. Nochmal. Während dem Nachfahren weiterdenken. Schnell eine neue Notation erfinden. Maßeinheit an die Zahl dranquetschen. Wort einrahmen.

Wenn ich gezwungen bin, diese Denkarbeit an Tastatur und Bildschirm zu machen – weil kein Drucker zum Beklauen da ist oder ich keinen Stift finde –, fühle ich mich eingeschränkt, komme nicht in die Gänge, die Ideen fließen nicht. Würde mir eins dieser neuartigen Handschrifttablets helfen? Möglich wäre es, aber der Aufwand, ein zusätzliches Gerät nur für diesen Zweck mit mir herumzuschleppen, ist mir zu hoch. Es steht ja meistens in irgendeinem Winkel noch irgendwo ein Drucker, aus dem ich Papier klauen kann.

Die so vollgekritzelten Seiten stopfe ich am Ende des Arbeitstags mit dem Laptop zusammen in meinen Rucksack und trage sie dort einige Tage bis Wochen mit mir herum. Angucken tu' ich sie nie mehr. Wenn die Idee erst

mal in meinem Kopf ist, kann ich sie von da aus ohne weitere Umwege in einen geordneten Text oder ein Programm umsetzen. Das Papier schmeiße ich irgendwann weg.

André Spiegel

Seit 2017

Collaborative Scientific Writing

Im Zuge meines Doktoratsstudiums und danach habe ich drei verschiedene Modi des gemeinschaftlichen Verfassenes von wissenschaftlichen Artikeln ausprobiert – alles unter Verwendung von LaTeX, no na net, Mathematik und Informatik halt. Die Verwendung von LaTeX für Fachartikel aus technisch-naturwissenschaftlichen Bereichen ist wohl eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen der Begriff „alternativlos“ wirklich angebracht ist, aus vielerlei Gründen: Formelsatz und mathematische Formatierung, Layoutprozesse wissenschaftlicher Journale und Konferenzen, ...

Von den drei Modi würde ich eher nur ein bis zwei zur Nachahmung empfehlen.

- Einer der Teile meiner Dissertation ist mehr oder weniger ausschließlich von mir geschrieben, mit unregelmäßigem externen Lektorat und Feedback durch meinen Betreuer und Koautor. (Im Zuge der Finalisierungsphase hat er, wenn ich mich recht entsinne, dann noch Teile der Einleitung und des Schlusses in längeren Textblock-Vorschlägen beigetragen.) Urteil: 7/10, geht ganz gut, aber der Fortschritt war auch durch den Modus halt doch etwas schleppend.

- Der überwiegende Teil meiner wissenschaftlichen Kollaborationen findet mittlerweile via Overleaf (vormals: Overleaf und ShareLaTeX, aber Erstere schluckten unlängst Letztere) statt. Im Vollausbau der Funktionalitäten (nicht alles gibt's gratis, manches aber auch für erfolgreiches

~~Ködern~~ Einladen ausreichend vieler anderer Benutzerinnen) ist insbesondere die Änderungshistorie Gold wert, um keine Anpassungen der Koautorinnen zu übersehen und Detailfragen diskutieren zu können (das dann entweder direkt im Text mittels passender Kommentarfunktionen oder fernmündlich mittels VoIP). Der Ordnung und Archivierung halber lade ich dann trotzdem gelegentlich Milestone-Versionen herunter (z. B. wenn der Artikel bei einem Journal eingereicht oder aufs arXiv geladen wird), aber die tatsächliche Arbeit findet ausschließlich in der Cloud statt. Urteil: 11/10, möchte nie wieder anders mit Menschen zusammenarbeiten. Jedoch …

- … habe ich einen Artikel gemeinsam mit einer etwas … sagen wir, übersteigert datenschutzbedachten Person verfasst, die am liebsten bei gar keiner Onlineplattform einen Account haben möchte, ergo auch nicht bei Overleaf. Prozedere hierbei war dann ein zigfaches Hin- und Herschicken des Artikels in unterschiedlich nummerierten Fassungen, wobei ich die Änderungen händisch mittels diff (bzw. Diffchecker) nachvollzogen habe, um ja nix zu übersehen. Urteil: 2/10, hat mehr Nerven gekostet, als vertretbar ist, mach ich definitiv nimmer.

TL;DR: Ohne Overleaf könnte ich mir kollaboratives Verfassen von mathematischen oder informatischen Artikeln nicht mehr vorstellen.

Lukas Daniel Klausner

Januar 2019

Vom Fremdautogebrauch

Ich habe mein eigenes Auto abgeschafft. Ich nutze es zu selten und die Kosten selbst bei Nichtnutzung sind hoch (2.000 Euro für Versicherung, Steuer, Stellplatz), dazu kamen in 2018 noch mal 2.000 Euro für knapp 9.000 km, davon habe ich deutlich mehr als die Hälfte in Urlauben zusammengefahren) – Sprit, Wartungs- und Werkstattkosten, Parktickets, Ersatzteile.

Meine täglichen Wege in Hamburg erledige ich meistens mit dem Rad, meine Freundin nutzt das gut ausgebaute Bus- und Bahnnetz.

Ein eigenes Auto hatten wir vor allem aus Bequemlichkeit (sofortiger, wahlfreier Zugriff – mal eben ungeplant irgendwo hinfahren), zum Transport von Dingen, die mit dem Fahrrad oder zu Fuß nervig und/oder sperrig sind, z. B. große Pflanzen, Werkzeug(kisten), zwei Bleche Kuchen … und wenn wir (auch gerne mit Gepäck) in Gegenden fahren, die mit der Bahn in nur lumpigen 7 Stunden Regionalbahngegurke erreichbar sind, obwohl man mit dem Auto 2,5 Stunden braucht.

Für diese drei Fälle brauchen wir nun Alternativen.

In Hamburg gibt es ein ziemlich unübersichtliches Angebot von verschiedenen Fremdautogebrauchsmöglichkeiten, die unter Carsharing und Mietwagen zusammengefasst werden.

Mir ist klar, dass wir damit in Hamburg privilegiert sind im Vergleich zu mittelgroßen Kleinstädten – ich glaube, auf dem Land wäre das Leben, das ich aktuell führe, ohne eigenes Auto ziemlich kompliziert.

Das Angebot teilt sich grob in drei Bereiche:

Freefloating Carsharing: Im Hamburger Stadtgebiet stehen Autos herum, die man über eine Handyapp des jeweiligen Betreibers spontan nutzen kann. Das Auto kann beliebig im vom Betreiber festgelegten Geschäftsbereich abgestellt werden. Es stehen generell verschiedene PKW-Typen mit verschiedenen Features (Cabrio, Smart, 4-Sitzer, E-Auto) und verschiedenen Preisen zur Verfügung, oft hat man in der Praxis aber nicht die Auswahl, sondern nimmt eher das, das am nächsten ist. Es wird die Nutzungszeit abgerechnet, die Autos dürfen in Parkzonen ohne Parkschein abgestellt werden.

Die Sache mit dem Geschäftsbereich ist allerdings problematisch, wenn das Fahrtziel nicht in der Innenstadt ist – der Geschäftsbereich und damit auch der Abstellbereich ist leider nur dort, wo sich das für den Betreiber auch

lohnt. Die beiden größten Betreiber von Freefloating Carsharing in Hamburg haben z. B. südlich der Norderelbe (Hafen, Wilhelmsburg, Harburg, Finkenwerder) nur noch sehr kleine oder keine Geschäftsbereiche (mehr).

Stationsgebundenes Carsharing: Die Autos dieser Betreiber stehen an festen Abholstationen bereit und müssen nach der Nutzung auch dort wieder abgestellt werden, ebenso muss man bereits beim Reservieren der Miete angeben, wie lange man das Auto nutzen möchte. Die Autos werden auch über eine Handyapp gebucht. Bei den größeren Stationen scheint eine spontane Buchung gut zu funktionieren, bei den kleineren mit nur einem oder zwei Fahrzeugen bin ich mir da noch nicht drüber im Klaren. Es gibt unterschiedliche Fahrzeugtypen vom Elefantenrollschuh bis zum Transporter, damit kann man also auch mal Möbel kaufen oder ähnliches.

Die Abrechnung erfolgt auf Zeit- und km-Basis, es gibt Tages- und Nachttarife.

Mietwagen: Klassische Mietwagen sind (für mich überraschend) schnell günstiger als Carsharing-Autos. Mietwagen gibt es in allen denkbaren Kategorien, sind typischerweise stationsgebunden und enthalten in der Regel eine km-Pauschale pro Zeiteinheit.

Da das Herumklicken in den in Hamburg verfügbaren Anbieterwebseiten sehr schnell unübersichtlich wurde, habe ich angefangen, diese in einer Tabelle zu listen. In der Tabelle werden konkrete Anbieter sichtbar – das müssen nicht die besten oder einzigen sein, es sind die, die mir aus verschiedenen Gründen aufgefallen sind und sie sind bundesweit zumindest in großen Städten und bei mir verfügbar.

In der Tabelle sind einmalige Setupkosten nicht berücksichtigt, bei DriveNow und Car2go wechseln diese permanent durch Werbeaktionen (max. 20 Euro), Flinkster kostet für Bahncardinhaber nix, Greenwheels kostet grundsätzlich nix, Cambio kostet aktuell 30 Euro.

Ebenso wird in der Tabelle nicht berücksichtigt, dass es bei allen Anbietern Paketpreise oder günstigere Tarife für Vielnutzer gibt, die dann aber monatliche Grundgebühren verursachen – ich habe absichtlich die Tarife verglichen, die wenn man sie nicht nutzt, auch nichts kosten. Car2go experimentiert mit einem Angebots/Nachfrage-Preisschwankungsmodell herum, deswegen ist das dort ein gemittelter Wert angegeben.

			car2go	drivenow	cambio	greenwheels	flinkster	starcar
			https://www.car2g	https://www.driv	http://www.cam	https://www.gre	https://anmeldu	https://www.sta
Nutzung	Minuten	km	A-Klasse, mittlerer F	default	Preisklasse S	klein	klein	Gruppe B
Minutenpreis			0,32 €	0,33 €	0,05 €	0,04 €	0,08 €	
nachts					0,01 €	0,02 €	0,03 €	
Tagespreis			79,00 €	109,00 €	30,00 €	39,00 €	50,00 €	36,00 €
Woche					210,00 €			215,00 €
km					0,25 €	0,30 €	0,18 €	-
30 Minuten tags, 20km	30	20	9,60 €	9,90 €	6,50 €	7,25 €	6,10 €	
1 Stunde tags, 10km	60	10	19,20 €	19,80 €	5,50 €	5,49 €	6,80 €	36,00 €
1 Stunde tags, 20km	60	20	19,20 €	19,80 €	8,00 €	8,49 €	8,60 €	36,00 €
2 Stunden tags, 30km	120	30	38,40 €	39,60 €	13,50 €	13,98 €	15,40 €	36,00 €
5 Stunden tags, 30km	300	30	96,00 €	99,00 €	22,50 €	21,45 €	30,40 €	36,00 €
5 Stunden tags, 60km	300	60	96,00 €	99,00 €	30,00 €	30,45 €	35,80 €	36,00 €
5 Stunden tags, 100km	300	100	96,00 €	99,00 €	40,00 €	42,45 €	43,00 €	36,00 €
10 Stunden tags, 60km	600	60	192,00 €	198,00 €	45,00 €	42,90 €	60,80 €	36,00 €
1 Tag 100km	1	100			55,00 €	69,00 €	68,00 €	36,00 €
1 Tag 300km	1	300			105,00 €	129,00 €	104,00 €	48,00 €
1 Woche 500km	7	500			335,00 €	423,00 €	440,00 €	215,00 €

Link auf die Originaltabelle

Freefloating ist am teuersten, man spart aber oft einen Weg, weil das Auto nicht zurückgebracht werden muss.

Stationsbasiertes Carsharing ist in der Zeitabrechnung günstig, die Kilometer sind aber teuer – gut, um das Auto mal 5 Stunden bei IKEA rumstehen lassen zu können oder früh morgens in der Knüste fotografieren zu gehen.

Schon ab ungefähr 6 Stunden Nutzung ist bei meinem Vergleich ein Mietwagen das günstigste Modell, obwohl hier noch der verbrauchte Sprit / Strom dazu kommt, der bei Carsharing-Fahrzeugen bereits in der Miete enthalten ist. Tanken muss man manchmal trotzdem.

Mietwagen werden in der Regel persönlich durch einen Mitarbeiter übergeben, das kostet real auch noch mal Zeit – Carsharing-Autos öffnen sich per App/Karte und sind 24/7 verfügbar, Mietwagen müssen tendenziell zu den üblichen Geschäftszeiten abgeholt werden.

Von meiner Wohnung aus sind Greenwheels, Cambio und Flinkster alle zusammen am Bahnhof Harburg (etwa 15 lockere Minuten mit dem Rad oder zwei Stationen mit der S-Bahn) stationiert, ein DriveNow-Auto kann ich in 5 Fußminuten Entfernung abstellen, Car2Go sind 15 Minuten Fußweg, Starcar etwa 10 Minuten Fußweg.

Das praktische Kundewerden war bei allen Anbietern langweilig unspektakulär. Antrag im Netz ausfüllen, dann entweder mit Führerschein und Personalausweis in einen Laden eines Vertragspartners gehen oder Videoident über sich ergehen lassen – fertig. Vielleicht wird das erste Nutzen von stationsgebundenem Carsharing noch mal interessant, aber ich vermute, das geht genauso simpel wie bei Car2Go und DriveNow.

Das ganze Miet- und Sharing-Gesummse hat allerdings noch einen Nachteil: Die Selbstbeteiligungskosten bei verschuldeten Unfällen sind sehr hoch (bis 1.000 Euro), bei einem Diebstahl des Fahrzeugs haftet man zum Teil sogar voll. Jeder Anbieter bietet dafür (natürlich zu Extrakosten) noch mal Selbstbeteiligungsminderungs-Pakete an, das läppert sich dann aber schnell zu erheblichen Summen.

Wenn man ein kleines bißchen sucht, findet man Selbstbeteiligungsausschluss-Versicherungen für genau diesen Einsatzzweck. Stichwort ist LDW – Loss Damage Waiver (das entspricht einer Vollkaskoversicherung mit Haftungsbefreiung) oder Leihwagenversicherung. Das ist unglaublich viel günstiger als das, was die Anbieter selbst anbieten – und dazu noch keine Reduzierung, sondern eine Abschaffung der Selbstbeteiligungskosten auf null.

Neben den kommerziellen Anbietern gibt es auch immer mehr Leute, die ihr wenig genutzes Privatauto über entsprechende Anbieter sharen. Damit werde ich vom Kopf her nicht warm. Ich möchte im Falle des Falles lieber

ein unpersönliches Firmenauto vom Zeitwert in den Schrottwert verwandeln und nicht jemandes eventuell schwerst vom Mund abgespartes, geliebtes und gebrauchtes Gefährt.

Um z. B. mit Besuchern gemeinsam auf dem Rad die Stadt zu erkunden, bietet sich noch das technisch ähnlich gestaltete Kurzzeit-Leihen von Fahrrädern an, aber darüber wurde ja schon an anderen Stellen im Techniktagebuch berichtet.

Alexander Stielau

Seit Oktober 2016

Vokabel»heft«, digital und selbstgemacht

Ich besuche gemeinsam mit meiner Frau seit einigen Semester Sprachkurse in Österreichischer Gebärdensprache (ÖGS). Da sich das Mitschreiben und Führen von Vokabellisten naturgemäß im reinen Schriftmodus etwas schwierig gestaltet, kommen wir relativ rasch auf die Idee, gemeinsam mit einem Kurskollegen die gelernten GS-Vokabeln als Videos aufzuzeichnen und uns so unsere individuelle ÖGS-Vokabelplattform zu basteln.

(Angemerkt sei an dieser Stelle, dass es natürlich bereits die eine oder andere Online-Plattform gibt, um GS-Vokabeln verschiedener Gebärdensprachen nachzuschlagen, etwa SpreadTheSign. Diese sind aber alle alles andere als vollständig, und nicht zuletzt durch die starke dialektale und soziolektale Variation von Gebärdensprachen ist die reine Nutzung bestehender Services keine valide Option.)

Die Vorgangsweise ist recht simpel, allerdings in der Nachbereitung etwas zeitintensiv: Wir nehmen die Vokabeln in etwa in der Lernreihenfolge, gruppiert nach Kurstag, geblockt mit der DSLR meiner Frau auf, unser Kurskollege

opfert danach einige Stunden Arbeitszeit für Videoschnitt und Nachbearbeitung, sodass uns die Vokabeln sowohl geblockt als auch als Einzelfiles zum bequemeren Nachschauen einzelner Lemmata vorliegen.

Lukas Daniel Klausner

Seit November 2018

Vokabellernen leicht gemacht

(Dies ist die Fortsetzung eines anderen Techniktagebucheintrags, in dem es um die Videoaufzeichnung von Vokabeln aus einem Sprachkurs in Österreichischer Gebärdensprache (ÖGS) ging.)

Der andernbeitrags bereits erwähnte Kollege im Sprachkurs wiederholt gemeinsam mit mir regelmäßig die zuletzt gelernten, aber noch nicht als Video verewigten Vokabeln, auf dass wir sie nicht bis zum nächsten Aufzeichnungstermin (wir haben uns mittlerweile auf etwa zweimal pro Semester eingependelt) vergessen mögen.

Da er kurz nach Beginn des gemeinsamen ÖGS-Kursbesuches eine Dissertantenstelle an derselben Universität wie ich antritt, ergeben sich die Wiederholungsmöglichkeiten problemlos nebenbei; als ich einige Semester später dann doch irgendwann endlich mein Doktorat abschließe, befürchten wir schon eine deutliche Verkomplizierung unserer Vokabelwiederholungen. Wir stellen dann aber erfreut fest, dass sich die Videotelephonie-Optionen von WhatsApp auch für Hörende zum Austausch von gebärdensprachlicher Information bestens eignen (vgl. hierzu auch einen etwas älteren Techniktagebucheintrag).

Lukas Daniel Klausner

29. Januar 2019

Die Akkuflex ersetzt den Fahrradschlüssel

Zu Weihnachten hat mir mein Freund B. einen kleinen Winkelschleifer mit Akkubetrieb ("Akkuflex") geschenkt. Ich brauche sowas nicht täglich, aber wenn man es in Reichweite hat, ist so ein Gerät sehr praktisch.

Gestern meldete sich M. über Messenger, sie habe ihren Fahrradschlüssel verloren, und ihr Rad stehe in Kreuzberg an der Bergmannstraße angekettet vor einem Café. Ob ich da was machen könne. Ich schreibe ihr, dass ich eine Akkuflex habe, wir würden das Schloss schon aufbekommen. Zugegebenermaßen war die Flex vorher noch nicht im Einsatz. Wir verabreden uns für den frühen Abend.

Morgens packe ich einiges an Werkzeug ins Auto: Eine Bügelsäge, eine große Flex, eine Kabeltrommel, einige Zangen, Schutzbrillen, Handschuhe, einen Hammer und so weiter. Und eben die Akkuflex. Diese habe ich über Nacht noch sicherheitshalber aufgeladen.

Tagsüber male ich mir aus, wie ich auf die Wannen mit Hundertschaften der Polizei reagiere, die uns dreiste Fahrraddiebe mit Sicherheit gleich zur Gefangenensammelstelle bringen werden. Oder was man so den Leuten erklärt, die uns von unserem Vorhaben abbringen werden.

Beim Eintreffen an der verabredeten Adresse werkelt M. schon an dem Schloss herum. "WAS MACHEN SIE DENN DA AN DEM FAHRRAD???" grüße ich M. mit möglichst sonorer Stimme. Sie dreht sich leicht verstört um, erkennt mich, und wir begrüßen uns. Dann sehe ich mir das Dilemma an: Das Fahrrad ist mit einem stabilen Ketten- und zusätzlich einem Speichenschloss gesichert. Mein Blick fällt auf die klitzekleine Trennscheibe der Akkuflex. Wird schon gehen.

Ich setze die Schutzbrille auf, verteile Handschuhe an alle und lege los. Nach kurzer Zeit gibt das Schloss schon mal soweit nach, dass wir das Fahrrad vom Fahrradanschließbügel lösen und für besseres Licht vor ein Schaufenster tragen können.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Dann geht es weiter. Das Speichenschloss leistet heftigen Widerstand, weil man sehr schlecht drankommt. Die Flexscheibe wird kleiner und kleiner. Nach rund einer Viertelstunde Werkeln knacken wir den Rest mit der Zange weg. Das Fahrrad ist frei und M. ist glücklich.

NIEMAND hat uns angesprochen, von unserem Tun abzulassen. Keine Wannen mit Hundertschaften kamen vorbei. Einige Leute machten eher belustigte Bemerkungen. Vielleicht filmten sie uns sogar dabei, so dass wir bald Stars auf Instagram oder so werden. Wir flachsen noch lautstark herum, welches Rad wir als nächstes klarmachen. So ungeschickt und auffällig wie wir würde sich sicher niemals ein professioneller Fahrraddieb anstellen! Oder vielleicht doch ..? Zum nächsten Geburtstag wünsche ich mir einen Bolzenschneider.

Markus Winninghoff

16. Februar 2019

Das gestohlene Altpapier von fremden Leuten

Ich nehme in Tabeas neuer Wohnung die Trinkgläser aus Umzugskartons, um sie auszuwickeln und ins Regal zu stellen. Für den Transport sind sie in Gratis-Werbezeitungen eingeschlagen.

“Ein Glück hast du noch solche Werbezeitungen”, sage ich zu Tabea, “im Techniktagebuch war schon gelegentlich die Rede davon, wie schwer das Umziehen ohne Zeitungspapier geworden ist.”

“Ich hab nicht einmal mehr solche Werbezeitungen!”, sagt Tabea. “Ich hab gar keine Zeitungen mehr, nichts, gar nichts. Kein Altpapier vorhanden, keine Zeitungen! Nur Magazine, dicke Magazine, mindestens hundertzwanzig Gramm, die kann man nicht brauchen! Aber per Zufall war gerade Altpapier in unserem Stadtkreis, die ist nur einmal im Monat. Wir hatten Glück, es

standen überall Papierstapel am Straßenrand. Wir haben dann den Müll gesammelt und die Nachbarn haben uns ziemlich böse angeguckt, weil ja noch persönliche Briefe drin sein könnten. Also man hat sich nicht wohlgefühlt dabei! Und meine Freundin ist dann rumgewandert und hat versucht, einen *neutralen* Altpapierstapel mitzunehmen, einen, wo sicher keine Briefe drin sind. Das ist das, was du gerade auspackst. Das gestohlene Altpapier von fremden Leuten."

Tabea Guhl

17. Februar 2019

Nach siebeneinhalb Jahren geht mein Plan auf

Im August 2011 habe ich meinen Handy-Hotspot von "AndroidAP" in "kpassig" umbenannt in der Hoffnung, dadurch von alten Freunden im Zug aufgefunden zu werden. Heute hat es zum ersten Mal geklappt und ich bin dadurch auf der Strecke Zürich-Basel zum ersten Mal seit ungefähr 1989 Margarethe D. begegnet. Da ich sie in den letzten Jahren gelegentlich gegoogelt habe und sie mich auch, konnten wir gleich zu normalen und interessanten Gesprächsthemen übergehen und brauchten nicht viel über "und was hast du so gemacht in den letzten dreißig Jahren" zu reden.

Das Zeitfenster, in dem das passieren konnte, war sehr eng, denn schon ab Basel brauche ich kein selbstgemachtes WLAN mehr. Von hier bis Berlin kommt das Internet aus dem ICE und heißt nicht mehr so wie ich.

Kathrin Passig

18.02.2019

Der elektronische Hofladen

Auf dem Stuttgarter Hauptbahnhof steht ein Verkaufsautomat, der nicht nur eine Vielzahl von auf seiner sichtbaren Fläche irgendwie erratisch verteilten Bezahlmöglichkeiten anbietet, sondern auch ein buntes Sammelsurium an Produkten vom Landwein bis zum Ziegenkäse, die dann wohl laut polternd in den Ausgabeschacht purzeln.

Das rustikale Holz-Design ist Fake, tatsächlich handelt es sich um bedruckte Folie. Das Ding ist insgesamt etwa so groß wie ein normaler (also mit einem Menschen als Verkaufsinterface) Kiosk.

Bei aller Liebe zum Techniktagebuch habe ich mich dennoch nicht überwinden könnnen, ihn auszuprobieren. Die sehr, sehr groß angegebene Rufnummer bei Problemen lässt zudem befürchten, dass Funktionsstörungen nicht unbedingt ungewöhnlich sind.



schilderburger

18. Februar 2019

Tiere drehen für das Menschsein

Ein Dienst möchte sich mit meinem Dropbox-Konto verbinden. Nachdem ich von dem Dienst an Dropbox weitergeleitet wurde und dort meinen Benutzernamen sowie das Passwort und kurze Zeit später auch den Zwei-Faktor-Code eingegeben habe, bekomme ich noch eine Aufgabe gestellt, um zu zeigen, dass ich ein Mensch bin.

Diesmal muss ich keine Mikrobildchen mit Verkehrsampeln, Bussen, Fahrbahnmarkierungen oder Ladenfronten herausfinden oder verschnörkelte Buchstaben erraten und eintippen, auch keine Rechenaufgaben lösen, um zu beweisen, dass ich keine Maschine, sondern ein Mensch bin. Nein, heute muss ich Tiere drehen, und zwar so, wie ich schnell errate, bis sie auf allen vier Beinen stehen. Mal gucken die Beine in die Luft, mal zu Seite.



Durch Tippen auf die Kringelpfeile kann ich die Pferde, Füchse und ähnliche Vierbeiner in eine anatomisch sinnvolle Lage bringen. Das mache ich dreimal, dann ist der Dienst mit meiner Dropbox verbunden.

Markus Winninghoff

2019-02-19

Liebes Techniktagebuch

Düsseldorf,
2019-02-19

Liebes Techniktagebuch,

gerade habe ich mit meiner letzten 145-Cent-Briefmarke (von einem 10er-Bogen, gekauft 2007) ein 70-Cent-Briefporto bezahlt.

Auf dieser Postkarte klebt nun meine letzte 55-Cent-Briefmarke (auch von einem 10er-Bogen, gekauft 2009). Das Porto wäre 45 Cent.

Jetzt habe ich noch einige niederländische Briefmarken (gekauft 2010-2014). Aber deutsches Porto werde ich in Zukunft wohl nur noch per App bezahlen.

Herzliche Grüße,
Kilian/@texttheater

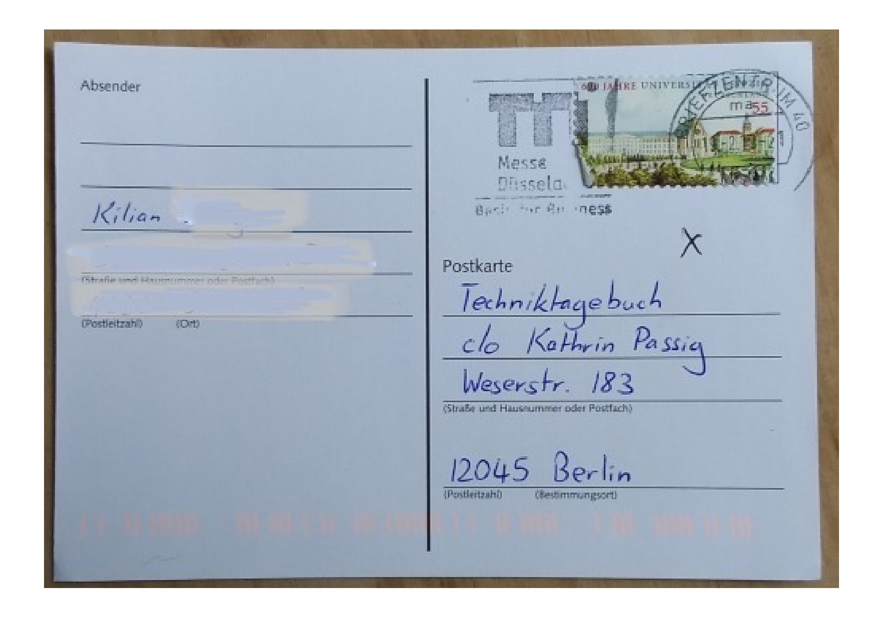
Liebes Techniktagebuch,

gerade habe ich mit meiner letzten 145-Cent-Briefmarke (von einem 10er-Bogen, gekauft 2007) ein 70-Cent-Briefporto bezahlt.

Auf dieser Postkarte klebt nun meine letzte 55-Cent-Briefmarke (auch von einem 10er-Bogen, gekauft 2009). Das Porto wäre 45 Cent.

Jetzt habe ich noch einige niederländische Briefmarken (gekauft 2010–2014). Aber deutsches Porto werde ich in Zukunft wohl nur noch per App bezahlen.

Herzliche Grüße,
Kilian / @texttheater



Kilian Evang

19. Februar 2019

There must be a way

Ich habe einen Fehler gemacht. Ich habe beim Buchen des Schiffs von Rotterdam nach Großbritannien versäumt, das Tickets für den Shuttlebus vom Bahnhof zum Fährhafen in Rotterdam gleich mit zu buchen. Kann ja auch niemand ahnen, dass dieser Fährhafen 40 km von der Innenstadt entfernt und mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur zu erreichen ist, wenn man bereit ist, danach noch knapp zwei Stunden zu Fuß zu gehen.

Auf der Website der Fährunternehmens P&O steht, dass man diesen Shuttlebus unbedingt im Voraus buchen soll.

BUS/COACH

De Jong Tours coaches depart from Conradstraat, bus terminal next to Rotterdam Central station at 17.00. The bus stop INTERNATIONAAL is close to the last bus stops on Conradstraat. The cost is £6.75/€9.00 (single). **Please pre-book your coach transfer to/from the city centre.**

Wie man das macht, steht da nicht. Auf der P&O-Website bekommt man kein Busticket mehr, wenn man das eigentliche Schiffsticket bereits gekauft hat. Auf der Website des Shuttlebusanbieters gibt es gar nichts außer dem Hinweis auf die Existenz des Shuttlebusanbieters.

Ich google stundenlang nach Lösungen, wühle in den schlammigen Sedimenten vieler Reiseratgeberplattformen und finde immer wieder den Hinweis, *dass* man sich einen Platz im Bus reservieren muss, gelegentlich auch

den Ratschlag, das am besten auf dem Schiff zu tun. Aber ich bin noch gar nicht auf dem Schiff, und um aufs Schiff zu gelangen, brauche ich erst mal den Shuttlebus.

Andere raten zur telefonischen Reservierung. P&O hat viele verschiedene Telefonnummern in vielen verschiedenen Ländern. Nachdem ich die Techniktagebuchredaktion gründlich darüber informiert habe, was ich davon halte, dass man mich zum Telefonieren zwingt, rufe ich schließlich eine davon an.

Dank Duolingo kann ich, wie sich herausstellt, niederländische Voicemaillabyrinthe jetzt einwandfrei verstehen (abgesehen von "druk op hekje", aber das lässt sich ja erraten). Allerdings enthält das Voicemaillabyrinth auch bei dreimaligem Anhören keine Option, das Busticket zu buchen oder auch nur mit einem Menschen zu sprechen.

Ich versuche es per Mail und bekomme zwei Stunden später eine automatische Antwort, die mir versichert, dass die P&O-Website alle meine Fragen beantworten wird.

"Ich gehe jetzt einfach davon aus, dass man schon nicht wirklich reservieren müssen wird", sage ich zur Redaktion, "wenn das so schwer ist, schafft es sicher auch sonst niemand."

Letztlich hat der Busfahrer dann zufällig noch einen Platz für mich frei. "But next time, buy a ticket!„, ermahnt er mich. Auf meine Frage, wie man das macht, sagt er There must be a way, but I don't know it."

Kathrin Passig

19. Februar 2019

Im Bett nach Großbritannien reisen (mit eigener Steckdose)

Der Seeweg nach Großbritannien ist im Unterschied zum Luftweg noch nicht papierlos geworden. Man muss am Fährhafen Schlange stehen und bekommt dann drei Papierstücke ausgehändigt: einen größeren “Voyage Coupon”, den danach niemand mehr sehen will, eine kleine Bordkarte, von der wenige Meter weiter jemand ein Stück abreißt ...

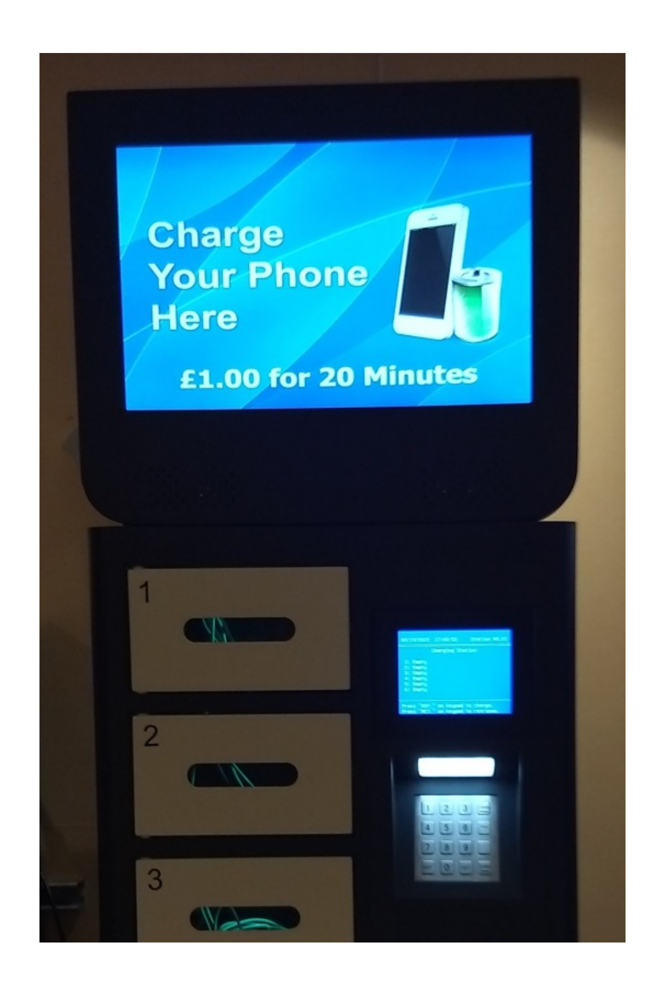


... und einen Zimmerschlüssel aus Papier, auf dem zum besseren Verständnis ein grob gepixelter Zimmerschlüssel aufgedruckt ist.

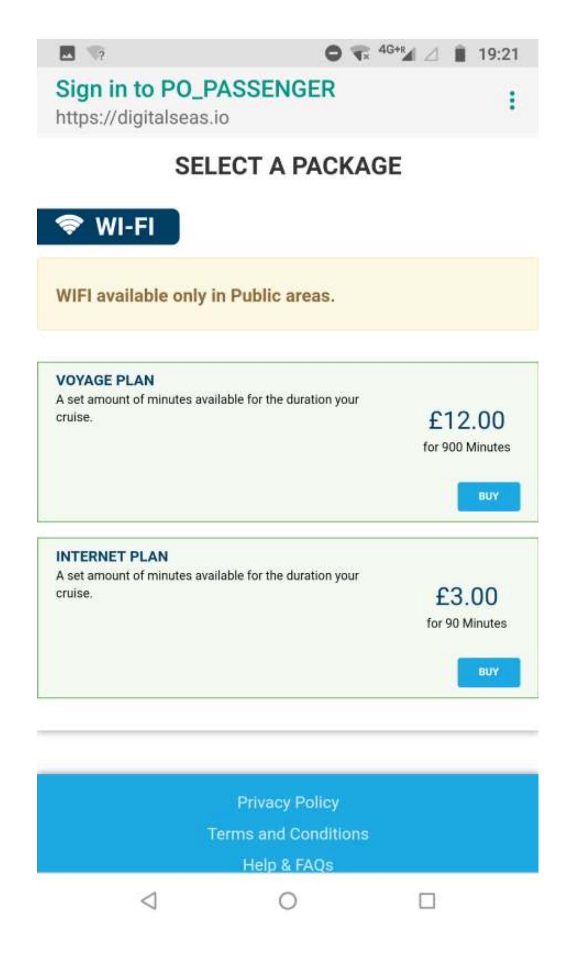


Das Schiff erweist sich tatsächlich als in jeder Hinsicht viel besser als ein Flugzeug (abgesehen davon, dass es nicht fliegen kann). Ich bekomme ein Bett, eine Steckdose, eine Dusche und bei der Abfahrt eine ausführliche und kostenlose Besichtigung von Teilen des Rotterdamer Hafens, die ich noch gar nicht kannte, obwohl ich schon die herrliche große Containerhafenrundfahrt mitgemacht und das Maeslant-Sperrwerk besichtigt habe.

Auch Handyauflade-Schließfächer gibt es, aber ich weiß nicht, warum man eins brauchen sollte, wenn man doch eine eigene Steckdose hat. Plätze ohne Bett werden auf diesem Schiff gar nicht vermietet.



Die erste Stunde der Fahrt weht noch passables Mobilfunk-Internet vom Festland herüber. Es reicht bis so weit raus, dass in der Redaktion darüber diskutiert wird, ob Ölbohrplattformen wohl Mobilfunkmasten haben. Danach könnte ich mir für drei Pfund anderthalb Stunden oder für zwölf Pfund fünfzehn Stunden WLAN kaufen.



Es ist schön, diese Option zu haben, ich schlafe aber stattdessen gleich ein, und als ich am nächsten Morgen aufwache, begrüßt mich schon das britische Festlandinternet.

Kathrin Passig

23.2.2019

Ein QR-Code für die Flüsterkneipe

Ich plane einen Wochenendausflug nach Amsterdam mit einem Besuch in einem Restaurant, für das man zwingend reservieren muss. Bei der Reservierung muss man sich bereits zwischen einem Menü à la carte oder drei Tasting Menüs mit je 10, 15 oder 20 Gängen entscheiden und eine Anzahlung von 30 Euro leisten.

Damit nicht genug, das Restaurant ist nämlich ein sogenanntes Speakeasy, also kein von außen ersichtliches gastronomisches Etablissement. Bei der Reservierung bekomme ich nach der Bestätigungsmail noch eine zweite Mail mit einem QR-Code. Diesen muss ich dann in ein paar Wochen an der Tür an einen Scanner halten, um eingelassen zu werden.

Ich freue mich natürlich auch aufs Essen, aber irgendwo in einer Amsterdamer Seitenstraße konspirativ einen QR-Code zu scannen, das stelle ich mir auch schon sehr cool vor.

Anne Schüßler

25. Februar 2019

Die Gegenwart, es geht nicht mit ihr, es geht nicht ohne sie

“Ich weiß, dass es Blödsinn ist”, sage ich beim Verlassen des Cafés in Braemar zu Aleks, “aber eigentlich kommt es mir auch immer seltsam vor, wenn Leute im Café in Gegenwart ihrer Verwandtschaft schweigend aufs Handy sehen. Mir ist schon klar, dass sie das alle aus guten Gründen tun, ich kenne die Gründe ja, ich weiß, dass es kein Grund zur Besorgnis ist. Aber trotzdem, es fühlt sich seltsam an . . . ”

Im Café haben wirklich fast alle auf die Handys gesehen, dabei war das Publikum keineswegs jung. Aleks und ich haben selbst den überwiegenden Teil unserer Aufenthaltszeit nichts anderes getan. Ich habe Aleks aus Wikipediaeinträgen über Queen Victoria vorgelesen, während Aleks die Brexit-Berichterstattung bei Twitter betrachtet hat. Beides war dringend nötig, denn wir haben die vergangenen 40 Stunden in einem Funkloch in den Highlands verbracht. Das Café ist aus mehreren Himmelsrichtungen der erste Ort, an dem es wieder ein bisschen Empfang gibt.

Aleks berichtet, dass in seinem Fachbereich jetzt ein wöchentlicher Termin eingerichtet wurde, bei dem man sich mit den Kolleginnen und Kollegen eine Stunde lang zum Sandwich-Essen und Reden trifft. Er habe dort das Handy herausgeholt, weil er etwas nachsehen wollte, worum es im Gespräch gerade ging, woraufhin eine Kollegin gleich "He's being anti-social", gesagt habe.

Kathrin Passig

27. Februar 2019

Mein WLAN-Album

Anders als mein Rechner, der die Erinnerung an schon einmal benutzte WLAN-Netze zwar auch sammelt, aber an versteckter Stelle deponiert, präsentiert sie mein Tablet jedes Mal vollständig als Liste, sobald ich die Option „Wi-Fi" aktiviere. Ob ich mich in Reichweite der betreffenden Netze befinde, spielt dafür keine Rolle.

Da sich nicht alle Routerbesitzer auf Werksnamen wie KabelBox-123, Fritz!Box 456 oder EasyBox-789 u.ä. beschränken wollen, sondern eigene Namen vergeben, erinnert mich die ewige WLAN-Liste wie ein plakettenbeklebter Wanderstock an meine Reisen der letzten dreieinhalb Jahre. Eine Auswahl:

- _SNCF_WIFI_INOUI
- art KARLSRUHE 2019

- Action-Forest-Wifi
- Bahnhof Chorin
- Barbeton114
- Camping Murg
- Coffee Drink Your Monkey Free
- DBRegio-SW-Hotspot
- Dormium
- EP-VISITORS
- Grafenhof
- horlogedusud
- Hotel_Nizza
- Hotzone Cafe – Etang des Forges
- Karsmakers
- MAGDAS
- OEBB
- Paulussaal
- phil
- re:publica
- SWEG_PASSENGER_WLAN
- UbuLeRoi

- WESTlan
- WIFIonICE
- Wifi@DB
- wirsindkeininternetcafe

… rufen Bilder von Hotels, Restaurants, Cafés und Bars hervor; vom Warten auf den nächsten Zug in schattigen Biergärten und Mittagessen auf französischen Campingplätzen; von Museen, Krankenhäusern und Freundeswohnungen; von vergangenen Veranstaltungen und Morgenkaffeestopps auf dem Weg zu ehemaligen Arbeitsstätten; und natürlich von unendlich vielen Schnellzügen, Bummelbahnen und Regionalbussen dazwischen.

Dass jeder Ort auf ein Stichwort reduziert wird und manche ganz im ununterscheidbaren Dunkel der Dingsbums-Box-Benennung bleiben, macht die Souvenirsammlung angenehm zufällig, übersichtlich und (zumindest für mich) fantasieanregender, als es Fotos von den besuchten Orten wären.

Undine Löhfelm

3. März 2019

Es ist so ähnlich wie mit dem Hereinlassen von Vampiren: man muss es ausdrücklich wollen

1993 oder 94 fuhr ich einmal mit einem britischen Zug, dessen Türen man von innen nicht öffnen konnte. Ratlos stand ich davor, bis andere Passagiere das Fenster herunterschoben und die Tür von außen öffneten. Davon habe ich noch jahrelang erzählt, es erschien mir der Inbegriff an Infrastruktur-Abwegigkeit in diesem an seltsamer Infrastruktur reichen Land.

Seit 2007 bin ich oft mit britischen Regionalbahnen gefahren, die ganz normale Türen hatten, aber heute steige ich in einen LNER-Zug, der aus Aberdeen kommt und bis London fährt. Und die Türen gibt es immer noch!



So sehen sie von außen aus ...



… und innen ist der Öffnungsvorgang erklärt, falls man es nicht glauben kann oder will.

Der Grund für die lustige Lösung ist wohl, dass es keine zentrale Verriegelung gibt und man die Türen daher, wie das Schild auch andeutet, während der Fahrt öffnen kann. Damit das nicht ganz so oft versehentlich passiert, ist das Öffnen der Tür von innen so umständlich wie gerade noch vertretbar.

Kathrin Passig

Zwischen 2002 und 2019

Schlüsselkarten sind Kartenschlüssel

Am Riensberger Friedhof wird ein Gebäude, das früher als Krematorium diente, zum Kolumbarium umgebaut, in dem Urnen oberirdisch gelagert werden.Der Zugang zum Urnenraum ist nur mit einer persönlichen Zugangsberechtigung möglich.

Der Zugang zum Kolumbarium wird zunächst mit Schlüsselkarten umgesetzt, ähnlich wie bei Hotelzimmern. Einige sehr alte Angehörige der Verstorbenen sind unzufrieden und überfordert von der Bedienung dieser Karten, die man in einen kartenförmigen Schlitz stecken muss, bis ein grünes Licht leuchtet und die Tür freigegeben wird.

Etwas später wird eine Lösung gefunden: Die Schlüsselkarten werden so zugeschnitten, dass ihre äußere Form einem Schlüssel ähnelt. Der Kartenleseschlitz wird hochkant gelegt. Auch die sehr alten Angehörigen der Verstorbenen sind nun Kolumbariumbetretprofis.

Esther Seyffarth

Anfang 2019

Drei Erkenntnisse beim Betrachten des Fotoalbums

Ich schaue mir Fotos aus den achtziger Jahren in Fotoalben an und habe dabei drei Erkenntnisse:

- Die Art der Fotos ist nicht anders als ich das jetzt z. B. bei Instagram sehe, es gibt Personen vor Gebäuden oder in exotischen Umgebungen, Fotos von geselligen und beruflichen Zusammenkünften mit Speisen auf Tischen, gelegentlich sogar Katzenbilder.
- Die mir bekannten Personen sind viel schlanker und jünger, als ich sie in Erinnerung habe.
- Die Fernseher auf den Fotos sind überraschend winzig.

iris

6. März 2019 (und Jahrzehnte davor)

Einst fast unentbehrlich. Heute mangelt es schon am bedruckten Papier



Beim Aufräumen der “kann man bestimmt mal auf Reisen brauchen”-Schublade fällt mir ein Präzisionsinstrument vergangener Jahrzehnte in die Hand. Aus den Zeiten, als Landkarten noch aus bedrucktem Papier bestanden und der ursprünglichen Definition entsprachen: *Die Karte ist das ebene, verkleinerte und mit Anmerkungen versehene Abbild der Erdoberfläche.*

Für solche Karten war ein so genanntes Kurvimeter sehr hilfreich. Kann man doch damit die Kurven einer Landstraße auf der Karte nachfahren und so ermitteln, wie lang die Strecke tatsächlich ist – mit einem Lineal würde

man ja nur die Luftlinie messen. (Daher auch der Name *Kurvimeter*, auf der erhaltenen Originalverpackung steht das seriöser klingende *Landkartenmesser*.)

Der gut erhaltene Landkartenmesser in meinem Besitz funktioniert wie alle diese mechanischen Kurvimeter: Ein kleines Rädchen fährt die Strecke auf dem Papier ab, und aus den Umdrehungen und dem Maßstab der Karte errechnet das Gerät die tatsächliche Entfernung. Mehr oder weniger genau.



Meine Ausführung lässt sich auf den Maßstab 1:25.000 (Messtischblatt) sowie auf die kleineren topografischen Karten 1:50.000 und 1:100.000 einstellen. Für die Rechenschwachen wie mich wird zudem angezeigt, welcher Entfernung bei welchem Maßstab ein Teilstrich auf der Skala entspricht,

beim Maßstab 1:25.000 entspricht ein Teilstrich 500 Metern. Das ist also eher etwas für Wanderkarten und weniger etwas für den Autoatlas Nordkap-Sizilien.



Wer allerdings weitere Maßstäbe braucht, zum Beispiel auch für die genannte Strecken von Norwegen nach Italien auf der Autokarte im Maßstab 1:750.000, der wird auf der Rückseite des Geräts fündig. Da gibt es, nicht ganz so komfortabel, Skalen zum Ablesen der Entfernung ab 1:150.000 und eben kleineren Maßstäben.



Das Gerät funktioniert nach wie vor einwandfrei, Lagerung macht ihm nix, und Batterien, die leer werden oder gar auslaufen könnten, gibt es natürlich auch nicht.

Der Mangel, der den Gebrauch des Kurvimeters verhindert, ist ein ganz anderer: Es sind ja kaum noch (aktuelle) gedruckte Karten im Haus. Fast alles in jedem gewünschten Maßstab liefern Online-Karten wie *Open Street Map*. Oder offline gespeicherte Karten (im Smartphone für Gebiete mit unzureichender Mobilfunkversorgung gerade in Deutschland oft nötig). Und mit diesen elektronischen Karten, genauer: mit diesem Anwender-Ende der geografischen Informationssysteme lassen sich natürlich auch die Wegstrecken messen. Egal wie kurvig die Bergstraße ist.

Nach ein bisschen Suchen habe ich wenigstens eine, wenn auch schon zehn Jahre alte, topographische Karte im Maßstab 1:50.000 finden können. Um das wiederentdeckte Gerät angemessen zu illustrieren.

Thomas Wiegold

Januar bis März 2019

Gamification und Motivationsgedränge

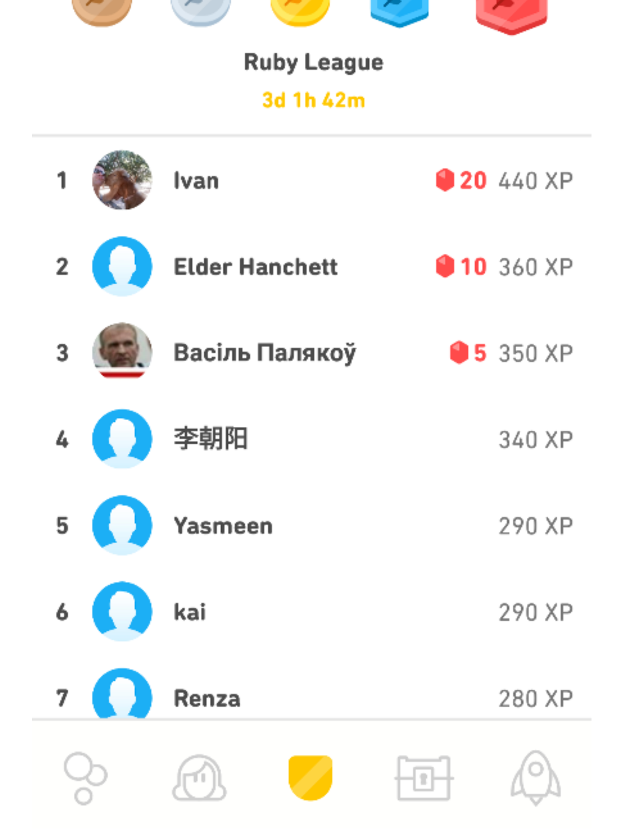
Ende Januar gerate ich in eine A/B-Testgruppe der Sprachlern-App Duolingo, in der "Leaderboards" eingeführt werden. Man steckt in einer Gruppe aus 50 Personen, von denen am Ende der Woche die zehn mit den meisten Punkten weiterbefördert werden in die nächste Liga: Bronze, Silber, Gold, Saphir, Rubin. Es gibt parallel jeweils so viele von diesen 50-Personen-Gruppen, wie eben benötigt werden.

Ich spiele mit Duolingo seit 2013 herum und habe in den ersten Jahren 10 XP pro Tag durchzuhalten versucht, das sind ein bis zwei Minuten Aufwand, man muss nur dran denken. Seit Sommer 2018 hat mein Interesse an Pokémon Go nachgelassen, so ist mehr Zeit für Duolingo freigeworden und ich habe meistens um die 1000 XP pro Tag geschafft. Das dauert vielleicht eine halbe Stunde oder eine Stunde, je nach Sprache und Strategie. Dadurch fühle ich mich jetzt fit für die Leaderboard-Sache.

In Bronze, Silber und Gold besetze ich am Montag die #1 und halte sie bis zum Sonntag. Im Saphir-Level sind die Ersten schon am Montagvormittag bei über 10.000 Punkten. Ich lerne etwas über meine Motivierbarkeit durch Konkurrenz, nämlich dass mir ernsthafte Gegner zu anstrengend sind, und tue nur noch das Nötigste, um weiterzukommen.

In der fünften Woche, im Rubin-Level, geht es nicht mehr weiter nach oben. Jede Woche steigen die Leute auf den Plätzen 45 bis 50 ab und fünf neue rücken nach. Alle anderen können ihren Ligenplatz einfach erhalten,

indem sie nur etwas mehr als gar nichts tun. Menschen, die in der Vorwoche 50.000 Punkte erwirtschaftet haben, um hier hineinzugelangen, fallen in den Winterschlaf.



Ein Donnerstagabend in der Rubin-Liga: Der Nutzer auf dem ersten Platz hat 440 Punkte. In den unteren vier Ligen wird dieser Zustand ungefähr um 00:05 am Montagmorgen erreicht.

So ist der Zustand seit einigen Wochen. Ich weiß nicht, ob es den anderen auch so geht – ich kenne kaum aktive Duolingo-Nutzerinnen oder Nutzer, geschweige denn welche in der gleichen A/B-Testgruppe –, aber ich jedenfalls habe Schwierigkeiten, von der äußeren ("extrinsischen") Motivation durch die Leaderboard-Einführung zurückzufinden zu meiner vorigen selbstgemachten ("intrinsischen") Motivation. "Jetzt lohnt es sich ja nicht mehr", denke ich unsinnigerweise, obwohl ich weiß, dass ich das Ganze nicht wegen irgendwelcher Punkte mache, sondern wegen des Sprachenlernens und zum Spaß.

Dass es den anderen Rubinligisten auch so geht, halte ich für wahrscheinlich, weil es zu diesem Denkfehler bereits Forschung gibt. Man kann sie unter dem Stichwort "Motivational Crowding" nachlesen. Die Theorie beschreibt genau das, was mir passiert ist: Sobald eine intrinsische Motivation durch eine extrinsische ersetzt wird, geht die ursprüngliche Motivation kaputt und ist danach nur schwer wieder auf den vorigen Stand zu bringen. Leider veröffentlichen die Zuständigen bei Duolingo nur selten ihre Erkenntnisse über die Gamification des Spracherwerbs. Ich würde sehr gern erfahren, ob das Engagement in der Testgruppe allgemein zuerst steil angestiegen ist, um mit Erreichen des Rubin-Levels unter den Anfangswert zu fallen und sich von dort aus nur langsam zu erholen. Aber falls das so ist, merkt man es vermutlich daran, dass das Leaderboard-System nicht dauerhaft eingeführt wird.

Korrektur und Update, einige Wochen später: Wenige Tage vor der Niederschrift dieses Beitrags wurde die Menge der Punkte stark reduziert, die man für das Überspringen von Lektionen bekommt. Das bedeutet, dass im gezeigten Screenshot überhaupt niemand mehr die Möglichkeit hatte, wie in der Vorwoche 50.000 Punkte anzuhäufen, und meine Deutung des Screenshots falsch ist. Jetzt müssen alle moderat viel Arbeit investieren, um ihre Ligenplätze zu halten und meine Motivation hat sich an die Existenz der Leaderboards angepasst.

Kathrin Passig

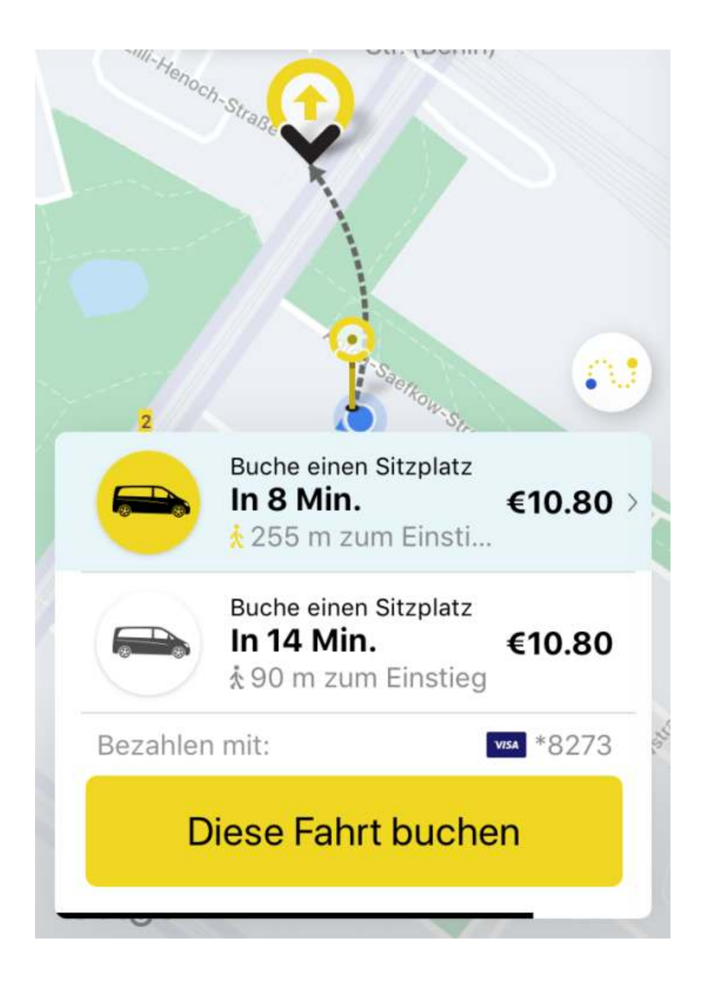
9. März 2019

Der BerlKönig wird natürlich bei Nacht und Wind ausprobiert (aber wohlweislich ohne Kind)

Am Abend will ich auf ein Konzert nach Kreuzberg und das Wetter ist wenig einladend. Die passende Gelegenheit also, um den BerlKönig auszuprobieren. Dabei handelt es sich um einen Sammeltaxidienst, der wie Uber nur per Smartphone geordert werden kann. Das Unternehmen ist ein Joint-Venture der Berliner Verkehrsbetriebe (BVG), des Mobilitätsdienstleisters Via sowie von Mercedes Benz.

Bereits am Nachmittag lade ich mir die App herunter, melde mich an und hinterlege meine Kreditkartendaten. Auch bei diesem Dienst muss ich dafür nur ein Smartphone-Foto der Karte machen und den Sicherheitscode von der Kartenrückseite abtippen.

Eine erste Suche nach einer Fahrgelegenheit ergibt Abholung an der nächsten größeren Straße, Kosten von knapp € 11 sowie Mitfahrmöglichkeiten in 8 und in 14 Minuten. Das klingt soweit nicht schlecht. Allerdings brauche ich dann doch noch etwas länger bis zum Aufbruch und als ich nun wirklich buchen will, habe ich prompt 19 min Wartezeit.



Aber es regnet gerade nicht und so stelle ich mich an die angegebene Ecke und starre ein bisschen auf mein Smartpohne. Wie bei Uber sieht man in einer Kartenansicht der App, wie sich das Sammeltaxi stetig nähert.

Schließlich ist es soweit. Ich klettere in den geräumigen Fond eines Mercedes-Kleinbusses (Foto hier). Der Fahrer kümmert sich zunächst wenig um mich, denn er beschwert sich gerade telefonisch bei einem Paketdienst, der eine Sendung offenbar unbedingt zu Zeiten zustellen will, zu denen keiner daheim ist, der aber auch nicht bereit ist, das Päckchen bei Nachbarn oder in irgendeiner Filiale zu hinterlegen.

Nachdem er dieses Gespräch murrend beendet hat, plaudern wir ein wenig über seinen Fahrerjob. Er sagt, die Konditionen seien OK, obwohl er nur über eine Zeitarbeitsfirma beschäftigt sei. Eine Übernahme in eine Festanstellung stünde aber in Aussicht. Das Fahren in Berlin fände er sehr angenehm. In der Ukraine, wo er herstammt, wäre es voll anstrengend, weil alle fahren würden wie die Henker und die Straßen noch genauso aussähen wie nach dem zweiten Weltkrieg.

Er erzählt dann eine lustige Räuberpistole, wie er in der Fahrschule versucht habe, einem der riesigen Schlaglöcher auszuweichen. Der Fahrlehrer hätte ihm aber ins Lenkrad gegriffen, um andersherum auszuweichen. Mit dem Ergebnis, dass sie das Loch voll erwischt hätten und es ein Rad komplett abgerissen habe.

Das Fahrschulfahrzeug habe dann unbedingt noch über Nacht wieder repariert werden müssen, weil es am nächsten Tag für mehrere Führerscheinprüfungen gebraucht wurde. Die Aussicht, plötzlich die Prüfung in einem völlig unbekannten Fahrzeug ablegen zu müssen, hätte den betroffenen Fahrschülern buchstäblich eine schlaflose Nacht beschert.

Ich erfahre noch einige weitere Details. 400 Fahrer beschäftigt BerlKönig und man braucht für den Job nur die einfachste Variante des Personenbeförderungsscheins ohne Ortskundeprüfung.

So vergeht die Zeit, und als wir in Kreuzberg ankommen, regnet es wieder. Ich war die ganze Zeit über einziger Fahrgast und kann noch eine Ecke weiter mitfahren als ursprünglich vorgesehen. Dadurch komme ich einigermaßen trocken an mein Ziel, dennoch versäume ich es, mich nach den Trinkgeldoptionen zu erkundigen. Der Fahrpreis wird direkt von meiner Kreditkarte

abgebucht und ich darf auch eine Bewertung der Fahrt abgeben. Mehrere Willkommens- und Hinweismails von BerlKönig habe ich mittlerweile auch erhalten.

Für die Rückfahrt prüfe ich ebenfalls kurz die BerlKönig-Verfügbarkeit, aber erneut bekomme ich eine Wartezeit von 18 min angezeigt. Da ist die BVG schneller und günstiger, denke ich. Aber drei Zwischenfälle später – ein Sturmschaden, ein Fahrgastnotfall und eine ganz normale Baustelle – bin ich mir da nicht mehr so sicher.

So bleibt es auch mit reichlich Ortskenntnis und funktionierendem Smartphone schwierig, die schnellste tatsächlich nutzbare Route für den Rückweg zu ermitteln. Ich erreiche mein Heim mit Müh und Not, die letzten zwei Kilometer auf einem LIDL-Bike reitend.

Virtualista

10. März 2019

Der Tesla enthält ein Parkhaus

Im Traum laufe ich auf die Straße, um Fotos zu machen, weil dort jemand gerade die Motorhaube seines Tesla geöffnet hat. Das sieht anders aus als bei normalen Autos, es ist nur so eine kleine Klappe über dem Scheinwerfer rechts vorne. Dort hebt der Fahrer gerade ein 3,5-Zoll-Festplattenlaufwerk heraus, und das habe ich noch nie gesehen. Also das Laufwerk natürlich schon, aber nicht unter der Motorhaube eines Autos.

Ich frage, ob ich fotografieren darf. Dem Fahrer passiert das wohl nicht zum ersten Mal, er lacht. Im Inneren der Klappe ist ein mehrstöckiges Gebilde mit Nutellagläsern als Abstandhalter, vermutlich eigenes Tuning, ich kann mir nicht vorstellen, dass der Tesla so ausgeliefert wird. Zum Spaß hat der Besitzer auch noch winzige Plastikfiguren eingebaut, die im Erdgeschoß vor dem Gebäude Schlange stehen. Ich glaube, das Ganze soll ein Parkhaus darstellen.

Ich gehe wieder rein und zeige der Techniktagebuch-Redaktion meine Fotos, aber natürlich wissen alle längst, dass so halt ein Tesla von innen aussieht.

Kathrin Passig

2019

Netz für Besucher

Ich arbeite fast jede Woche in einer anderen Firma. Die meisten davon geben mir Zugang zum Internet, aber wie sie das tun, hat sich über die Jahre verändert.

Zu Beginn des Jahrtausends, als mein Berufsleben in Deutschland anfing, gab es manchmal skeptische Blicke. »Was is'n das für'n Consultant? Wozu braucht der denn Internet? Ich dachte, der weiß das alles?«

Inzwischen, im Jahr 2019 und in den USA, ist es eher: »Um Himmels willen, wo ist denn das Internet für den Consultant, wie soll der denn arbeiten, wisst ihr, was der kostet und jetzt ist er hier und hat kein Internet, seid ihr noch zu retten?«

Der Netzzugang für Besucher ist heute also fast überall Standard, und es handelt sich immer um WiFi. Unterschiedlich ist die Art, wie man Zugang dazu bekommt, und was man, wenn man den Zugang hat, damit machen darf.

Zugangsberechtigung:

1. Ein Mitarbeiter der Firma muss ein temporär gültiges Passwort für mich beantragen
2. Es gibt ein festes Passwort und ein Mitarbeiter muss mir das mitteilen
3. Das Passwort steht allgemein sichtbar auf Aushängen in den Firmenräumen
4. Es ist kein Passwort erforderlich

Aktuelle Verteilung, 2019: Vor allem Kategorie (1) und (2). Kategorie (3) ist selten und findet sich vor allem bei jungen Startups. Kategorie (4) ist äußerst selten, aber kommt vor.

Zugangsbeschränkungen:

1. Nur Browser (Port 80/443), bestimmte Domains wie Facebook, Dropbox etc. werden geblockt
2. Nur Browser (Port 80/443), alle Domains zugänglich
3. Alle Ports offen

Aktuelle Verteilung, 2019: Vor allem Kategorie (2) und (3), Kategorie (1) ist selten.

Da ich für meine Arbeit meistens mehr als nur den Browser, sondern vollen Zugriff auf Systeme in der Cloud brauche, umgehe ich eventuelle Zugangsbeschränkungen meiner Gastgeber dadurch, dass ich das VPN meiner eigenen Firma aktiviere. Es funktioniert über HTTPS (Port 443) auf einer nicht weiter auffälligen Domain (ich habe noch keinen Kunden erlebt, der diese Domain blockiert), und damit habe ich Zugang zu allem. Den Kunden ist das recht. Ich soll schließlich nicht in meiner Arbeit behindert werden.

André Spiegel

14.03.2019

Ein Zeigewörterbuch ohne Wörter und ohne Buch

Vor mir an der Kamps-Theke im Kölner Hauptbahnhof. Ein Reisender, offenbar mit geringen Deutschkenntnissen, fotografiert ein belegtes Brötchen in der Auslage mit dem Phone und zeigt das Bild der Servicekraft, die das Gewünschte prompt einpackt. Man muss sich nur zu helfen wissen. Das Zahlen mit Karte dagegen gestaltet sich deutlich schwieriger.

Lukas Glimm

März 2019 (aber nicht mehr lange)

Die letzten ihrer Art



Litfaßsäule am Platz der Luftbrücke in Berlin-Tempelhof

In Berlin wurden 1855 die ersten Litfaßsäulen aufgestellt: Runde Säulen, auf die Papierplakate geklebt wurden, benannt nach dem Drucker Ernst Litfaß. Berlin ist auch, sagt Wikipedia, die Stadt mit den meisten Werbesäulen dieser Art – aber das ändert sich gerade: Bis zum Sommer 2019 sollen die

herkömmlichen Litfaßsäulen nach fast 160 Jahren verschwinden und durch modernisierte, wenn auch ebenfalls runde Säulen als Werbeträger ersetzt werden.

Nun waren diese herkömmlichen, beklebten Säulen nicht nur Werbeträger im heutigen Sinn. Neben kommerziellen Annoncen – Annonciersäule war auch einst ein üblicher Begriff – trugen sie in den teilweise heftigen Wirren der vergangenen gut eineinhalb Jahrhunderte auch oft politische, nun, Information, von den Wahlplakaten der Parteien bis zu öffentlichen Ankündigungen.



Wahlplakate zur Reichstagswahl am 31. Juli 1932 – Bundesarchiv, B 145 Bild-P046288 / Weinrother, Carl / CC-BY-SA 3.0, Bundesarchiv B 145 Bild-P046288, Berlin, Wahlplakate an einer Litfaßsäule, CC BY-SA 3.0 DE

Vorbei, sie verschwinden, reine Werbeträger treten an ihre Stelle.



Berlin-Kreuzberg; im Hintergrund eine herkömmliche Litfaßsäule

Die alten Säulen sind nun überwiegend mit einfarbigem Papier beklebt, ein sicheres Zeichen ihres baldigen Verschwindens.



Berlin-Kreuzberg; im Hintergrund die neue Säule

Wie ein letztes Aufbäumen tragen manche der zum Abschied verurteilten Litfaßsäulen Gedenkanzeigen, die an die 160-jährige Geschichte erinnern.



Oder schlicht eine Aneignung, inclusive Rechtschreibung.



Allerdings: Die (Werbe)Betreiber der neuen Säulen müssen sich auch darauf einstellen: Geklebtes Papier hält auch auf dem Plexiglas der neuen Werbeträger.



Die neuen Säulen schauen wir uns dann in ein paar Jahren noch mal an.



Mehr zu diesem Thema gibt es hier: *Ernst Litfaß und der Untergang des Abendlandes* und in einer, sagen wir Würdigung des Erfinders bei Spiegel Online.

(Noch mehr farb. Abb. v. Verf. werden hier annoncirt!)

Thomas Wiegold

17. März 2019

Es brummt ned (weil elektrisch)

Ich fotografiere einen Berlkönig-Van auf der anderen Straßenseite und erkläre Hanna, dass ich darüber schon länger im Techniktagebuch schreiben wollte. Ich muss nur erst mit einem fahren. Berlkönig ist ein Ridesharing-Angebot der Berliner Verkehrsbetriebe, also näher am Rufbus als am Taxi. Ich habe im Dezember 2018 zum ersten Mal davon gehört und mich gleich angemeldet, aber bisher hat sich keine Gelegenheit zum Ausprobieren ergeben.



Im Hintergrund ein "Tele-Internet-Café" und handgeschriebene Plakate, die bewerben, wie viele GB mobiles Datenvolumen man bei welchen Prepaid-SIM-Karten zu welchem Preis bekommt. Bei Ortel 14 GB für 17 Euro, bei einem nicht erkennbaren anderen Anbieter 12 GB (mit LTE) für 12 Euro. Eventuell muss ich AldiTalk bald verlassen.

Hanna sagt, dass sie in letzter Zeit einen Dienst namens CleverShuttle nutzt. Das sei so ähnlich, aber nur mit Elektroautos. Außerdem wirkten die Fahrer (wohl zum Teil ehemalige Busfahrer) dort sehr zufrieden. Aufschreiben will sie das aber nicht, um keine Werbung zu machen, und auch mein Vorschlag, den Namen des Unternehmens zu verschweigen, scheint ihren Aufschreibewillen nicht zu vermehren. Da wir abends sowieso gemeinsame

Pläne haben, schlägt Hanna vor, auf dem Rückweg ein CleverShuttle zu teilen. Wenn man zu zweit dieselbe Strecke fährt, kostet es nur 25% mehr als für eine Person.

Für den Hinweg nehmen wir die U-Bahn. Ich hätte das normalerweise auf dem Rückweg auch getan, erwarte mir vom CleverShuttle aber 1. Material für einen Techniktagebuchbeitrag, 2. weniger Wartezeit in U-Bahnhöfen gemeinsam mit Betrunkenen und 3. einen schnelleren und schöneren Heimweg zu einem Preis, der nicht so hoch ist wie beim Taxi. Außerdem fahre ich nicht besonders gern Taxi, mir ist die soziale Situation im Taxi unangenehm. Ein Kleinbus oder Van mit mehreren Fahrgästen würde dieses Problem für mich lindern.

Während wir gegen Mitternacht am anderen Ende der Stadt den Aufbruch erwägen, zeigt die App Wartezeiten um die fünf bis acht Minuten an. Als wir dann tatsächlich gehen wollen und Hanna das Fahrzeug anfordert, sind es siebzehn Minuten. Die anderen Gäste gehen zur U-Bahn, wir stehen vor dem Literaturhaus herum und warten. Der dritte Mitfahrer sagt, er müsse in solchen Situationen immer an einen Songtext von DÖF denken. Das geht mir wegen Gleichaltrigkeit genauso, und wir rezitieren gemeinsam "I steh in da Kötn und woat auf a Taxi, owas kummt ned, kummt ned, kummt ned". Der Mitfahrer weiß, wie es weitergeht: "I woat auf des Brummen von am Mercedes Diesl, owas brummt ned, brummt ned, brummt ned". Als er bei "De Dame vom Funk sogt zu mia: Der Wogn 734 ist in 4 Minuten hier" ankommt, ist der Wagen auch schon hier. Ohne Brummen, weil elektrisch.



Ungefähr so sah der Rufbus aus, nur weniger unscharf.

Hanna hat nur zwei Personen in der App angemeldet, der dritte Mitfahrer hat sich spontan eingefunden. Man kann in der App nicht angeben, dass noch eine Person mehr mitfahren will, was ich unpraktisch finde, da mir das wie ein häufiger Anwendungsfall vorkommt. Man müsste wohl die Anfrage stornieren und eine neue stellen, das war uns aber zu riskant. Zum Glück ist genug Platz für drei, und der Fahrer trägt den zusätzlichen Fahrgast auf dem Handy mit der CleverShuttle-App ein, das er neben dem eingebauten Navi des Autos montiert hat. Er fragt, ob die Aussteigestelle auf unserer Strecke liegt, und wir bejahen.

Unterwegs sammeln wir einen vierten Fahrgast auf. Dadurch nehmen wir eine andere Strecke als die erwartete, und die zusätzliche Aussteigestelle unseres Mitfahrers liegt jetzt nicht mehr auf dem Weg, was mündliche Korrekturen der Richtung erfordert. Das scheint aber kein Problem zu sein.

Der Heimweg kostet mich fünf Euro, die ich Hanna bar aushändige. Mit der U-Bahn wären es 2,80 gewesen, mit einem Taxi wahrscheinlich (da wir zu zweit und auf einer Teilstrecke zu dritt waren) acht bis zehn Euro. “Ich zahle das jetzt mit Paypal”, sagt Hanna zum Fahrer und wartet, bis der den Eingang der Zahlung bestätigt. Ich vermute, dass Ankündigen und Warten eigentlich unnötig sind, aber es fühlt sich vorerst noch zu seltsam an, einfach so auszusteigen.

Kathrin Passig

19. März 2019

Der Laptopverbieter kommt

Ich sitze im hier schon mal erwähnten Café und lese ein Buch auf dem Handy. Etwa achtzig Prozent der Sitzplätze sind belegt und mindestens fünf Leute (ich kann nicht das ganze Café überblicken) haben Laptops aufgeklappt.

Um 12:30 kommt ein Mann aus der Küche, spricht alle einzeln streng an und tippt dabei auf seine Armbanduhr: “Mittags keene Laptops!” Das sehe ich zum ersten Mal, aber vielleicht passiert es täglich. Trotz des guten Essens bin ich nur selten hier, weil zwischen 12 und 14 Uhr eben Laptopverbot herrscht. Vor 12 will ich nicht essen, bis 14 Uhr aber auch nicht warten. Ich verstehe den Wunsch, zur Hauptessenszeit keine Leute im Café zu haben, die Plätze belegen und zu wenig bestellen, glaube aber nach wie vor, dass Gastronomen sich das bei Leuten, die Bücher oder Zeitungen lesen, nicht trauen und womöglich nicht mal auf die Idee kommen würden.

Eine halbe Stunde nach der Ermahnung haben die ersten ihre Laptops schon wieder aufgeklappt.

Kathrin Passig

März 2019

Hat jemand Feuer?

Vor einigen Tagen: Ich sehe in der Küche meines Coworkingspace zwei Leuten bei der Suche nach Feuer zu. Der im Gasherd eingebaute Zünder ist defekt, der aus diesem Grund neben dem Herd liegende piezoelektrische Anzünder ist verschwunden, und alle Anwesenden (etwa zehn bis fünfzehn Leute) wurden bereits nach Feuerzeugen befragt, rauchen aber entweder gar nicht oder elektrisch. Ich biete den Magnesiumstab mit Kratzelement an, den ich in meiner Zubehörtüte mit mir herumtrage, und jemand versucht vergeblich, damit den Gasherd anzuzünden. (Ich habe nicht selbst mitgeholfen, meine aber eigentlich, dass es gehen müsste. Wenn man damit nicht mal ausströmendes Gas anzünden kann, sind wir definitiv verloren, wenn die Zombieapokalypse kommt.) Wir diskutieren, ob man wohl mit dem Heizelement aus einer E-Zigarette das Gas entzünden kann. Gerade will ich vorschlagen, bei YouTube nach dem Trick mit der Batterie und dem Stück Alufolie zu suchen, denn Batterien liegen hier reichlich herum, als jemand doch noch einen richtigen echten Raucher mit Feuerzeug auftreibt.

Kurz danach: Ich bekomme Besuch, der mich nach einem Feuerzeug fragt. “Als Flaschenöffner oder so richtig wegen Feuer?”, frage ich, in der Hoffnung, es gehe nur ums Flaschenöffnen, was das leichter zu lösende Problem gewesen wäre. Aber es sollen Zigaretten angezündet werden. Ich erzähle die Geschichte aus dem Coworkingspace und entschuldige mich: In meinem Haushalt gibt es so was auch nicht . . . oder doch! Ich gehe in die Küche, bringe den Gaskocher herbei und demonstriere die Benutzung. Hier funktioniert

der eingebaute Zünder nämlich. Der Gast lacht. Beim weiteren Geschehen bin ich nicht anwesend, nehme aber an, dass er mit dem Gaskocher in der Hand vor die Tür zum Rauchen gegangen sein muss.

Am zweiten Tag des Besuchsaufenthalts finde ich doch noch eine Schachtel Streichhölzer und zwei Feuerzeuge. Ich bin mir einigermaßen sicher, alle drei schon seit den 1990er Jahren zu besitzen – die Schachtel Streichhölzer stammt noch aus einer dieser Aktionen, bei denen Zigarettentestpackungen in Bars verteilt wurden. Das habe ich schon länger nicht mehr gesehen, halte mich aber vielleicht auch nur nicht mehr an den Zielgruppenorten auf.

Heute zeigt “Postcard From the Past”, ein Twitteraccount, der alte Postkarten veröffentlicht, eine Karte mit dem Text “We arrived in a gale and hotel lights were out. Found our way to room with matches.“ So war das nämlich damals, als noch niemand ein Smartphone hatte und alle rauchten.

Kathrin Passig

März 2019

Notiz zum Stand der Digitalisierung und der Vereinfachung von Verwaltungsaufwendungen

Sehr geehrter [xx]

leider hatte ich es bisher versäumt, Ihnen meine Reisekostenabrechnung zu senden, diese sende ich Ihnen hiermit im Anhang dieser E-Mail und bitte um Begleichung. Ich hoffe sehr, dass die elektronische Form ausreichend ist.

Besten Dank und mit freundlichen Grüßen

[yy]

Lieber [yy],

leider benötigt unsere Buchhaltung zur Abrechnung die Originalbelege und das Reisekostenformular mit Original-Unterschrift. Sie können mir aber zumindest das Bahn-Onlineticket der Rückfahrt als „Original-PDF“zusätzlich per Mail zuschicken, da es dabei ja kein wirkliches Original gibt.

Für die Umstände bitte ich um Ihr Verständnis.

Herzliche Grüße

[xx]

Lieber [xx],

besten Dank für Ihre Nachricht. Ich weiß, dass Sie sich dies nicht ausgedacht haben, und ich werde Ihnen die Originale wie gewünscht zusenden.

Ich möchte Sie aber trotzdem ermutigen, mit Ihrer Buchhaltung Rücksprache zu halten, ob die Vorschriften, die diese Originale einfordern, tatsächlich unbedingt erforderlich sind und zwingend beibehalten werden müssen. Schließlich, „Digitalisierung“, Sie wissen schon.

Herzliche Grüße

[yy]

Lieber [yy],

das habe ich schon versucht, sowohl [. . .] als auch [. . .]. Ich fürchte, eine Veränderung der derzeitigen Rechtsauffassung ist leider nicht wahrscheinlich.

[. . .]

Herzliche Grüße

[xx]

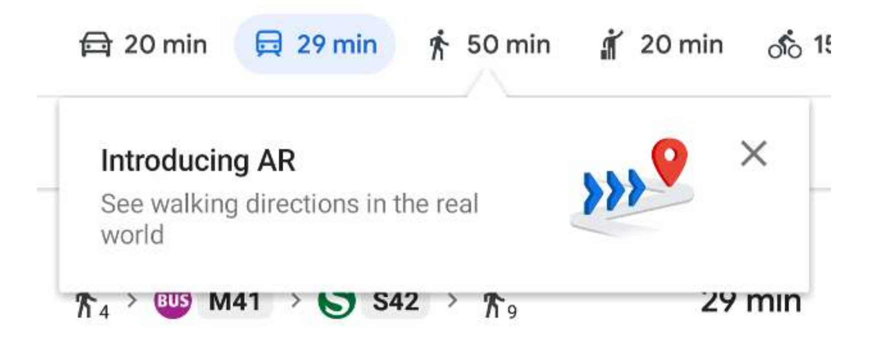
Ergänzung: Auch 2023, über vier Jahre später, hat sich dieser Prozess nicht wesentlich geändert.

Molinarius

1. April 2019

Drei Wege zum Zahnarzt

Vor der Haustür konsultiere ich Google Maps, um herauszufinden, wie ich am schnellsten zu meinem Zahnarzttermin gelange. Google teilt mir mit, dass es schon wieder was Neues gibt: Fußweg mit Augmented Reality und einem bescheuerten neuen Icon!



Das will ich zwar nicht ausprobieren, weil ich keine 50 Minuten Zeit habe, aber zumindest theoretisch mal angucken. Ich bestätige in mehreren aufeinanderfolgenden Popups, dass ich das exklusive Ausprobierangebot vertraulich behandeln werde, dass ich auch wirklich draußen bin und auf meine Umgebung achten werde, dass ich grundsätzlich und speziell an Kreuzungen stehenbleiben werde, um aufs Handy zu sehen, und dass die App meine Handykamera verwenden darf. Nachdem ich das alles wegbestätigt habe, findet die App etwas heraus, was sie meiner Meinung nach auch vor dem ganzen Getue hätte merken können:





Aber ich hätte ja sowieso keine Zeit gehabt. Als ich gerade ein Busticket lösen will, macht mich die BVG-Ticket-App darauf aufmerksam, dass heute wegen Streik gar kein Bus fährt, und auch sonst nichts. (Der Rufbus BerlKönig fährt, wie ich später via Twitter herausfinde, obwohl er zur BVG gehört. Auf der BVG-Website wird er im Zusammenhang mit dem Streik gar nicht erwähnt.)

Dann eben mit einem Leihrad. Mein eigenes Rad stand zwei Monate im Keller und müsste erst aufgepumpt werden, dafür reicht die Zeit nicht mehr. Das erste Elektro-Leihrad, dessen QR-Code ich scanne, teilt mir mit, dass seine Batterie leer ist, aber schon das zweite (durch die Karte in der App ausfindig gemachte) funktioniert, und ich erreiche den Zahnarzt rechtzeitig.

Nach dem Termin ist das Fahrrad, mit dem ich angekommen bin, verschwunden. Ich mache mich zu Fuß auf den Heimweg, aber alle Elektro-Leihräder, an denen ich vorbeikomme (etwa sieben Stück) haben entweder leere Akkus oder ihr Lenkerkorb ist mit Müll gefüllt, den ich nicht erst wegbringen möchte. Zwar stehen zahlreiche Leihräder anderer Anbieter auf den Straßen, aber ich habe gerade keine Lust, herauszufinden, ob ich dort noch über Guthaben verfüge, und außerdem begehre ich den Elektro-Fun.

Das hier scheint schon wieder ein neuer Anbieter zu sein …



… aber ich kann weder eine App dazu finden noch der Fahrradbeschriftung entnehmen, was ich unternehmen müsste, um es zu entleihen.

Letztlich gehe ich zu Fuß nach Hause. Ohne Augmented Reality, ohne Bus, ohne Elektrofahrrad. Das ist ein bisschen langweilig, aber weitgehend ausfallsicher.

Kathrin Passig

2. April 2019

1 4 2 5 3 6

Meine Frau hat sich bei einem Internetmodeversand ein Kleidungsstück in zwei Größen schicken lassen und ersucht mich, zum direkten Vergleich der Passform der zwei Kleidungsstücke mit ihrem Smartphone Photos von ihr jeweils von vorne, von der Seite und von hinten zu machen.

Das genaue Prozedere ist wie folgt:

1. Sie zieht Mantel 1 in Größe X an, ich photographiere sie von vorne (Photo 1), von der Seite (Photo 2), von hinten (Photo 3).

2. Sie zieht Mantel 2 in Größe Y an, ich photographiere sie von vorne (Photo 4), von der Seite (Photo 5), von hinten (Photo 6).

3. Natürlich möchte sie jeweils Photos 1–4, 2–5, 3–6 vergleichen, sie sind aber in der Galerie in Reihenfolge 1 2 3 4 5 6.

4. Um sich nicht mit Albumerstellung oder Dateiumbenennung am Handy herumplagen zu müssen, macht sie nun Bildschirmphotos (Power-Button plus Home-Button) von den am Smartphone geöffneten Photos, und zwar in Reihenfolge 1 4 2 5 3 6.

Lukas Daniel Klausner

April 2019

Die Band plant einen Termin

Die Band hat etwa 20 Mitglieder, nicht alle können immer, meistens sind wir so ungefähr 10 Leute bei Proben oder Gigs. Und jedesmal läuft die Terminabstimmung per Mail, nach dem Motto “schreibt doch mal alle, wann ihr

könnt”. Dabei entstehen lange, unübersichtliche Mail-Threads, die dann etwa so enden: “habe jetzt aufgrund einiger Telefonate und Mails, die nicht an alle gelangt sind, ermittelt, dass nur am Samstag alle können”.

Es ist also kompliziert. Deshalb habe ich heute mal wieder versucht, für ein Online-Terminplanungstool zu werben, indem ich eine Umfrage mit allen in Frage kommenden Terminen erstellt und die Einladung per E-Mail an alle geschickt habe. Bin gespannt ob es diesmal klappt.

Bisher hat einer auf die Terminanfrage geantwortet. Per E-Mail.

Ein anderer hat einen Link zu einer Online-Petition gegen 5G rumgeschickt, das angeblich schuld sein wird „an der Zerstörung der Biospähre (sic), Ausrottung der Insekten und der möglichen selektiven oder pauschalen Vernichtung der Menschheit“.

Einer bietet an, die Band zu fotografieren, braucht dafür aber “eine Kamera mit großem Sensor und lichtstarkem Objektiv”. Zwei andere teilen mit, was für Kameras sie besitzen.

Nachtrag: einen Tag später ist mein eigener Eintrag weiterhin der einzige im Terminplanungstool.

Lobot

April 2019

Automatisches Gedenken und Aufklebe-Segen

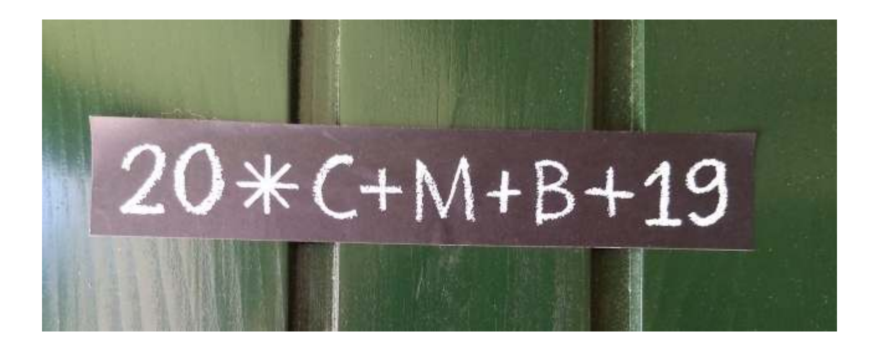
Die Mutter ist unzufrieden mit dem Grablicht: Im Sommer schmilzt es viel zu schnell und ertränkt den Docht. Ob man nicht doch eins mit LED anschaffen sollte?

Ich bin dagegen, denn die Funktion des Grablichts ist doch, anzuzeigen, dass da jemand an den Verstorbenen gedacht hat, und zwar mindestens einmal pro Woche. Ein LED-Grablicht würde nur noch den Nachbarn gegenüber

das korrekte Gedenken vortäuschen. Allerdings bin ich selbst unschlüssig, ob der LED-Betrieb nicht doch den Vorlieben des verstorbenen Vaters ein bisschen mehr entsprochen hätte.

Der Nachbar hat so ein LED-Grablicht am Baumgrab seiner Schwester stehen, sagt er, das leuchte seit Jahren einwandfrei, ohne einen einzigen Batteriewechsel. Unser Gedenkfunktionskonflikt ist ihm unbekannt, an einem Baumgrab darf man nämlich gar keine Kerzen abstellen. Aber ein LED-Grablicht geht. Kurz diskutieren wir, ob man sich wohl testamentarisch auch eine bunte Lichterkette wünschen kann.

Zu Hause merke ich, dass auch der – bisher von Hand mit Kreide auf die Tür geschriebene – Sternsingersegen durch einen Aufkleber ersetzt worden ist.



Sie sei halt gerade nicht da gewesen, verteidigt sich die Mutter, und da habe sie sich stattdessen in der Kirche so einen Aufkleber mitgenommen. Aber ob man so das mansionem ordentlich benediziert bekommt? Ich weiß ja nicht.

Kathrin Passig

Frühling 2019

Der Fernseher meiner Eltern ist jetzt weniger problematisch

Meine Eltern haben sich schon vor längerer Zeit einen Fernseher gekauft und sind sowohl mit der Fernbedienung als auch mit der vorbelegten Senderreihenfolge deutlich unzufrieden (das Techniktagebuch berichtete). Seit ein paar Monaten haben sie einen neueren, schöneren Internetanschluss und seitdem ist der Fernseher auch nicht mehr mit dem WLAN verbunden.

Beim letzten Besuch nehme ich mich der Sache endlich an und bringe die Sender in eine von meinen Eltern gewünschte Reihenfolge. Im Wesentlichen bedeutet das, dass sie mir die Sender nennen, die sie auch häufiger gucken und ich diese in der Reihenfolge nach vorne schiebe. Es geht vor allem darum, dass man mit der doofen Fernbedienung nicht mehr auf Senderplatz 75 weiterschalten muss, sondern nur noch auf Senderplatz 8 oder so. Die genaue Reihenfolge ist dann nicht mehr so wichtig, auch wenn ich aus Nostalgiegründen die ARD auf Platz 1 und das ZDF auf Platz 2 schiebe. Das funktioniert auch tatsächlich alles problemlos, die Funktion ist nicht unauffindbar versteckt, man braucht keine Anleitung, um zu verstehen, was man tun muss, es muss halt nur einmal erledigt werden.

Dann versuche ich noch, das Internet wieder einzurichten, scheitere aber kläglich, die Gründe sind nicht nachvollziehbar.

Ein paar Wochen später bin ich alleine bei meinen Eltern, weil ich nach einem Abitreffen nicht mehr mit dem Zug den Weg nach Essen antreten möchte und dementsprechend in meinem Elternhaus übernachte. Ich beschließe, es noch mal mit dem Internet zu versuchen, fotografiere das WLAN-Passwort von der Unterseite des Routers mit meinem Smartphone und gebe das Passwort am Fernseher ein. Um sicherzugehen, dass ich auch wirklich nichts falsch mache, deaktiviere ich die Sternchenanzeige für das Passwort am Fernseher, so dass ich noch mal kontrollieren kann, dass ich mich nicht vertippt habe. Tatsächlich funktioniert es jetzt auf Anhieb. Ich teste kurz,

dass man auch Zugriff auf die Mediatheken hat, gucke noch zehn Minuten ein italienisches Roadmovie auf arte und packe dann meine Sachen, um nach Hause zu fahren.

Anne Schüßler

12. April 2019

Altersbestimmung technischer Geräte anhand untergegangener geographischer Bezeichnungen



Toaster benutze ich selten, weil ich frisches Brot bevorzuge. Deshalb ist mir erst jetzt beim Gebrauch eines älteren Toasters wieder aufgefallen, was deutlich – und vermutlich als Qualitätsmerkmal gemeint – auf diesem Brotröster der (weiterhin existierenden, aber meines Wissens nicht mehr bei Toastern) Marke *Rowenta* steht: *Made in W. Germany*.

Inzwischen muss man das wohl erklären: *W. Germany* stand für *West Germany,* die inoffizielle frühere Bezeichnung der Bundesrepublik Deutschland, mit der sich Westdeutschland (West-Deutschland?) von der DDR, der Deutschen Demokratischen Republik, abgrenzte. Die wiederum setzte auf die Industrieprodukte, die sie international vermarktete, die Information *Made in GDR* – also in der *German Democratic Republic.*

Seit der deutschen (Wieder)Vereinigung am 3. Oktober 1990 gibt es keine DDR mehr, und die Herkunftsbezeichnung *Made in W.Germany* wurde in der Regel durch das Jahrhunderte alte *Made in Germany* ersetzt. Die Unterscheidung nach West- und Ostdeutschland war für diese Produkte hinfällig.

Mit anderen Worten: Dieser Toaster muss so um die 30 Jahre alt sein. Und *sensor electronic* muss damals wohl ein großes Ding gewesen sein, jedenfalls für geschnitten Brot.

Die Bezeichnungen *Made in W. Germany* und *Made in GDR* sind nun nicht die einzigen, die Rückschlüsse auf das Alter eines technischen Geräts zulassen – ein paar andere geographische Herkunftsangaben haben sich ja ebenfalls überholt. So ist der Hinweis *Made in Yugoslavia*, bisweilen auf Haushaltsgeräten zu finden, ebenfalls ein Anzeichen für ein paar Jahrzehnte seit der Herstellung. Was ich allerdings bislang nur einmal gesehen habe: Die Aufschrift *Hergestellt in der S.U.* – ein Manometer für eine Pumpe, die in der Sowjetunion wohl gezielt für die DDR produziert wurde. International wäre sonst wohl die Bezeichnung USSR (*Union of Socialist Soviet Republics*) verwendet worden, die bis 1991 bestand.

Aber die geographische Herkunftsbezeichnung funktioniert auch andersrum, wie ein Beispiel zwar nicht eines technischen Geräts, aber eines Exportprodukts zeigt: Über Jahre wurde eine Orangenmarmelade aus Südafrika in Deutschland (im Westen) als Produkt mit Apfelsinen *aus einem sonnigen Land*

angeboten. Die Herkunftsbezeichnung wurde erst nach dem Ende der Apartheid 1990 geändert – zuvor hatte die Verschleierung angesichts der Anti-Apartheid-Kampagnen in der Bundesrepublik offensichtlich den Boykott des Produkts verhindern sollen.

Thomas Wiegold

15. April 2019

Klingt nicht nur sauber, sondern rein

Genervt merke ich, dass ich am Wochenende mein Apple-Headset in der Jogginghose mitgewaschen habe. Umso größer meine Freude, als sich herausstellt, dass dadurch nicht nur das Kabel deutlich weißer geworden ist, sondern dass es noch funktioniert und sogar deutlich lauter ist als davor.



Virtualista

April 2019

Ich muss gehen, ich schau den Vortrag dann daheim fertig

Ich bin bei einer Konferenz, es geht um Design, Architektur, Technik. Manche Vorträge finde ich nur so mittel, aber den vorletzten will ich unbedingt noch sehen. Leider ist der dann noch nicht zu Ende, als wir aufbrechen müssen, weil unser Zug nicht auf uns wartet. Schade ist das schon. Aber: Daheim suche ich nach der Vortragenden und zum Glück scheint sie denselben Vortrag schon länger zu halten. Jedenfalls findet man die Aufzeichnung des

Vortrags von einer anderen Konferenz auf Youtube und so kann ich mir den verpassten Teil daheim noch anschauen. Er ist genau so unterhaltsam und informativ wie der erste Teil und es hätte mich sehr geärgert, ihn verpasst zu haben.

Mia Culpa

2019



Ich möchte mit einer Person telefonieren, die etwa so alt ist wie ich (wir sind beide knapp unter 30). Wir telefonieren ansonsten kaum mit anderen Leuten, haben uns aber jedesmal viel zu sagen, sodass Gespräche gerne mal mehrere Stunden dauern. Wir sind außerdem beide mit einer Abneigung gegen das Telefonieren groß geworden.

Wir müssen uns also für jedes Gespräch explizit verabreden (meistens schriftlich, im Signal Messenger). Manchmal dauert es mehrere Tage vom Vorschlag bis zur Umsetzung. Wir verabreden uns nicht für eine konkrete Uhrzeit, sondern nur so ungefähr. Wenn es dann soweit ist, rufen wir auf keinen Fall einfach an, sondern schreiben uns in Signal, dass wir dann jetzt bereit wären.

Wer diese Nachricht bekommt, hat dann noch die Gelegenheit, aufs Klo zu gehen und/oder sich einen Kaffee zu machen. Schließlich weiß man ja, dass man lange beschäftigt sein wird.

Der Ablauf ist immer gleich, sodass wir irgendwann nur noch “🚽☕” texten. Das reicht aus, damit die andere Person weiß, was gemeint ist. Sie geht aufs Klo, macht sich einen Kaffee, schreibt dann nochmal in Signal, dass sie jetzt fertig wäre, und dann wird stundenlang telefoniert.

Esther Seyffarth

1994 und 2019

Fliegen in Indien, jetzt mit Batterie



Von seiner Reise durch Indien schickt Oliver Laumann dieses Flughafenfoto vom *Best Improved Airport* in Kolkata, und ich werfe einen genaueren Blick auf die *Restricted Items*, die an Bord verbotenen Gegenstände. Eigentlich nichts besonderes, die übliche Verbotsliste wie weltweit sonst auch (mit der kleinen Abweichung zu Europa, dass Flüssigkeiten nicht aufgeführt werden, dafür aber Feuerzeuge nicht erlaubt sind).

Aber ein massiver Unterschied fällt mir auf zu meiner Indien-Reise vor 25 Jahren, im Frühjahr 1994. Ich war eineinhalb Monate quer durchs Land unterwegs, mit vielen Inlandsflügen – und die Sicherheitskräfte an den Flughäfen achteten sehr genau darauf, dass nichts mit Batterie (oder Akku) im Handgepäck an Bord kam. Batterien, so die Erklärung, könnten Terroristen zum Zünden von Sprengsätzen benutzen.

Damals war das Verbot nicht so bedeutsam: Die meisten batteriebetriebenen Geräte im Handgepäck waren im – von regelmäßigen Stromausfällen geplagten Land – Taschenlampen, die dann halt in den eingecheckten Koffer wanderten. Vielleicht noch ein kleines Transistorradio. Allerdings waren die Kontrolleure auch bei den Kameras, Anfang der 1990-er Jahre analog und mit Film, akribisch hinter den Batterien her. Mit dem unschönen gelegentlichen Ergebnis, dass Fotoapparate trotz eingelegten Films geöffnet werden mussten, um eine kleine Knopfzelle herauszuholen.

Ein Vierteljahrhundert später scheint sich die Erkenntnis durchgesetzt zu haben, dass gegen die ganzen Geräte mit Batterie oder Akku nicht anzukommen ist. Kaum noch jemand ist ohne Mobiltelefon unterwegs, ob schlichtes Gesprächsmodell oder Smartphone. Ein grundsätzliches Batterieverbot wie vor 25 Jahren würde vermutlich zu Aufständen führen.

Thomas Wiegold

April 2019

Vier die Wörter

Ich schreibe dies auf einer Website namens 4thewords, weil ich heute abend noch dreihundertdreißig Wörter zusammenkriegen muss, damit meine Serie von Tagen, an denen ich 444 Wörter geschrieben habe, nicht reißt, damit ich später gegen ein Monster kämpfen kann, das mich nur an sich ranlässt, wenn ich eine Serie von mehr als vier Tagen habe.

Mit diesem ersten Satz habe ich ein kleines Monster namens Ardii (60 Wörter in höchstens 60 Minuten) besiegt, jetzt kämpfe ich schon wieder gegen ein neues. Der erste Satz hat etwas weniger als 60 Wörter – ich habe bereits einige Boni errungen, durch die ich Monster einfacher besiegen kann.

Die Monster, die Serien, die Boni, die Statistiken, und natürlich die neuen Gebiete (mitsamt neuer Herausforderungen) und Avatar-Ausstattungsstücke, die man freischalten kann, sind alle Methoden zur Gamifizierung von etwas,

das mir Freude macht und mir Sinn gibt, wofür ich aber trotzdem wenig intrinsische Motivation habe: Das Schreiben. Ich versuche hier originale Kurzgeschichten und Fanfiction und vielleicht mal wieder ein Buch zu verfassen, aber manchmal ist mein Gehirn dazu zu ausgelaugt, und ich will trotzdem meine Schreibziele erfüllen: Dann mache ich hier sinnfreie literarische Fingerübungen, schreibe eine E-Mail hier statt direkt im Mailprogramm, oder eben einen selbstreferenziellen Eintrag für das Techniktagebuch.



Ein Screenshot von diesem Text in der Benutzeroberfläche von 4thewords

Öfter aber prokrastiniere ich, indem ich mich durch das Forum klicke, voller Reue die Tage in der Statistik nachschlage, an denen ich nichts geschrieben habe, die Monster und Belohnungen anstarre, die für mich in näherer Zukunft absolut unmöglich zu erringen sind, weil ich einfach nur einmal in fünf Monaten die Zeit und Muße habe, innerhalb von sechs Stunden 2100 Wörter zu schreiben (der letzte Schritt in meinem Hauptquest, mittlerweile auch schon wieder zwei Monate her, dass ich das geschafft habe) oder genug vorausgeplante Geschichte, um 1400 Wörter so schnell herunterzuschreiben, dass sie in 130 Minuten fertig sind, ganz zu schweigen von drei Mal!

Das ist der nächste Schritt in meinem Hauptquest, mit dem ich wieder in ein neues Gebiet mit neuen Monstern und Quests komme. Ich frage mich, wie viele Monate ich dafür wohl noch brauche. Aber wenigstens gibt es zwischendurch Spezialereignisse, wie das, für das ich hiermit erfolgreich meine Serie aufrechterhalten habe.

Cogi

19. April 2019

Ein einfaches Problem: Wie bekommt die Ex-Schwiegermutter Fotos von ihrem iPhone auf ihren Laptop?

Neulich war ich anlässlich des 14. Geburtstags meines Sohns, den er gern dort begehen wollte, drei Tage auf einer autofreien Nordseeinsel im Ferienhaus meiner Ex-Schwiegereltern, zusammen mit diesen. Ex-Schwiegermutter G.B. freut sich weiterhin etwas, mich zu sehen, hoffentlich nicht nur, aber vermutlich auch ein wenig, weil sie mir ihre technischen Fragen stellen kann. Diesmal handelte es sich um ein vermeintlich einfaches Problem:

«Im Sommer begehen wir das 20-Jahr-Jubiläum unseres Vereins hier auf der Insel. Bei der Feier möchte ich Bilder projizieren, die ich über die Jahre aufgenommen habe. Mit der Vorbereitung möchte ich jetzt schon beginnen, um es dann nicht in letzter Minute machen zu müssen. Wie bekomme ich denn die Fotos von meinem iPhone auf meinen schicken neuen Laptop?»

Neben dem generellen Vorausdenken fand ich speziell lobenswert, dass sie sogar schon auf ihrem iPhone 5 die letzten Jahre durchgescrollt und sich auf einem Notizzettel alle Daten notiert hatte, von denen sie Fotos übertragen wollte.

Etwas erschwerend und diese Geschichte entsprechend nicht unwesentlich verlängernd ist allerdings die Tatsache, dass es bisher im besagten Ferienhaus kein Internet gibt.

Aber grundsätzlich klang das Problem nicht weiter kompliziert, also verabredeten wir uns für den Karfreitagnachmittag, bereits der letzte Tag vor unserer Abreise, um 17 Uhr im Café um die Ecke mit Internetzugang. Ich wusste vom Vortag, dass es um 18 Uhr schliesst, hielt allerdings eine Stunde für ausreichend, um auf ihrem iPhone schnell zu schauen, ob der automatische Backup via iCloud aktiviert ist (wie bei den meisten iOS-Nutzern wohl seit langem; die Einführung von iCloud Ende 2011 liegt jedenfalls schon eine Weile zurück), und iCloud zugleich auch auf dem Laptop einzurichten, so dass die Fotos dann zunächst rückwirkend und von nun an automatisch vom iPhone in die Cloud hochgeladen und von dort wiederum auf den Laptop heruntergeladen würden (wie beim anderen Cloudservice Dropbox, der schon ein paar Jahre älter ist als iCloud und das gleiche macht).

Angekommen im Café stellt sich heraus:

- Auf dem iPhone 5 ist iCloud nicht aktiviert. Es wurde auch nie ein Backup auf die «alte» Art via iTunes gemacht.

- Es wurden auch seit mindestens zwei Jahren keine iOS-Updates gemacht. (G.B. sagt mir dazu: «Ich klicke immer auf 'Nein', wenn so eine Anfrage kommt, weil ich mal gelesen habe, dass man sonst vielleicht versehentlich etwas Kostenpflichtiges bestellt.»)

- Der tiefblaue, eigentlich ganz schicke HP-Laptop ist keinesfalls neu, sondern lediglich praktisch *unbenutzt*, aber schon etwa fünf oder sechs Jahre alt. G.B. findet ihn vor allem deshalb so neu, weil sie bis vor kurzem mit einem etwa 25 Jahre alten Laptop gearbeitet hatte, mit dem ihre Tochter in den 1990ern ihre Diplomarbeit geschrieben hatte. Auf dem HP läuft Windows 8, das nie geupdatet oder gepatcht wurde.

- Was ich am Laptop zunächst nicht realisiere: Die «Festplatte» ist mit 32 GB überraschend klein und durch Betriebssystem, zwei Office-Versionen etc. schon recht voll. Vermutlich wurde es in der Frühphase von SSD (Solid-State-Drive) hergestellt, als diese noch teuer und daher klein waren.

Zu Beginn lasse ich G.B. die ganze Zeit mit auf ihr iPhone schauen, weil ich denke, es ist erstens ganz einfach, geht zweitens schnell, und drittens hilft es ihr hoffentlich, ein mentales Modell davon zu entwickeln, was mit ihren Fotos passiert. Ich lasse sie auch jedes Mal den Code selbst eintippen, weil ich finde, der geht mich nichts an.

Als ich im Café in den Einstellungen bei iCloud-Backup die Option «Fotos» aktivieren will, erhalte ich eine drastische Fehlermeldung, die auf Deutsch sinngemäss lautet: «Wenn Sie jetzt iCloud einschalten, werden 668 Fotos gelöscht.» Erwartungsgemäss und zu Recht ruft G.B. erschreckt aus: «Das will ich nicht!»

Ich habe sie nicht fotografiert und im Netz keinen deutschsprachigen Screenshot dieser Fehlermeldung gefunden, sondern nur den englischen, dort lautet der Text: «Photos and Videos Synched from iTunes will be Removed. Synching photos via iTunes is not supported when iCloud Photo Library is turned on. <Anzahl> photos and videos will be deleted.»

Etwas später am Abend werde ich in einem How-To-Artikel bei MacWorld mit dem Titel How to cope with a terrifying iOS Photos deletion warning lesen, dass das vermutlich gar nicht stimmt, dass also in Wahrheit gar keine Fotos vom iPhone gelöscht werden. Die irreführende Fehlermeldung soll nur aussagen, dass man die alte Backup-Methode von 2007-2011 (via Kabel per iTunes) und die inzwischen «normale» via iCloud nicht kombinieren kann, sondern nur entweder/oder.

Der MacWorld-Autor resümiert: «Because this media has been synced to the iOS device, that means 100% of it is resident in OS X in your Photos library. Therefore, you won't lose any media when you tap Remove Photos and Videos. To be sure, I always recommend a good backup.»

Ich fühle mich etwas in der Zwickmühle. Eigentlich sollte nichts verloren gehen. Wenn ich aber einfach auf «Löschen» klicke und tatsächlich 668 Fotos entferne, bin ich hinterher schuld, wenn diese fehlen, zumal ja anhand der wie erwähnt auf einem Zettel notierten Daten bereits bestens dokumentiert ist, dass diese vor kurzem noch auf dem iPhone waren. Diese Diskussion

würde ich lieber vermeiden. Also beschliesse ich, zunächst sicherheitshalber einen «klassischen» Backup mit iTunes auf den Laptop zu machen, und erst dann iCloud zu aktivieren.

Dazu muss ich iTunes herunterladen, eine Software, die ich seit Jahren nicht mehr genutzt habe (schon gar nicht auf Windows), sondern die nur manchmal unabsichtlich startet, wenn ich mein iPhone zum Laden an mein MacBook anschliesse. Zuerst lade ich allerdings die wichtigsten Patches für Windows 8 runter, weil ich etwas Sorge habe, dass der Laptop sich sonst sofort etwas einfängt. Parallel lade ich auch noch noch das iOS-Update auf die aktuelle Version 12.2 herunter.

Alles zusammen dauert im Internetcafé schon bis nach der offiziellen Schliessung um 18 Uhr, zum Glück bleibt das Personal noch etwas sitzen, und ich kann noch etwas verlängern. Für die Installation reicht es nicht mehr. Wir fahren also wieder ins Haus, wo ich alle Installationen durchlaufen lasse und währenddessen Zeit für einen verspäteten Mittagsschlaf habe.

Zwischenstand: Es ist gegen 19.00 Uhr, und mit dem eigentlichen Job (etwas mit den Fotos zu machen) habe ich noch gar nicht begonnen.

Später sind die Installationen abgeschlossen, und nach einer kurzen Phase der Resozialisierung mit iTunes beginne ich mit dem Backup des iPhones via Kabel. Diese bricht allerdings mehrfach mit einer kryptischen Fehlermeldung ab. Nach längerem Überlegen und Googlen auf meinem iPhone fällt mir der Grund ein: Der SSID-Speicher des Laptops ist voll. Ich realisiere erst jetzt, dass die «Festplatte» mit 32 GB (Gigabyte) recht klein ist, ein Problem, das ich auf meinen eigenen Computern schon lange nicht mehr hatte, seit man viel weniger Filme runterlädt als früher.

Ich bespreche also mit G.B., was man löschen kann. Sie ist sehr kooperativ und schlägt alle möglichen Tools und Spiele vor, die allerdings alle nur wenige Megabyte einnehmen. Ich lösche Microsoft Office, das ohnehin nicht aktiviert ist. Trotzdem schlägt der Backup bei mehreren weiteren Versuchen fehl.

Überhaupt geht die Rechnung nicht auf. Alle Fotos auf dem iPhone haben zusammen 8.7 GB. Es sind nur wenige Programme installiert. Eigentlich sollte der Speicher noch mindestens halb leer sein, aber er ist fast komplett voll. Ob er das schon die ganze Zeit war, kann ich nicht sagen, weil ich zu Beginn nicht geschaut habe.

Ich gehe nacheinander die Verzeichnisse durch und addiere die Grössen von Hand. Ich komme nie auf mehr als 15 GB. Irgendwo scheint versteckt Speicherplatz verloren gegangen zu sein. Ich google mehrfach mit meinem iPhone (ich bin im Ferienhaus und somit offline) und finde nach längerem Suchen heraus, dass iTunes offenbar Backups in einem ausgeblendeten Folder ablegt («Standardmäßig speichert iTunes unter Windows die iPhone- und iPad-Backups im versteckten Ordner „%appdata%\Apple Computer\MobileSync\Backup".»)

Nach noch längerem Suchen und Einblenden von Foldern finde ich die versteckten Backup-Daten. Offenbar haben die fehlgeschlagenen Backups mehrere redundante Ordnerstrukturen angelegt und so die Festplatte gefüllt. (Wieso allerdings der erste fehlgeschlagen ist, verstehe ich nicht, aber ist auch egal.) Ich lösche alle und probiere es wieder, und in der Tat, der Backup läuft bis zum Ende durch. Alle Daten vom iPhone sind nun auf dem Laptop.

Nun kann ich mich dem iPhone widmen, allerdings hat inzwischen wie gesagt das Café schon lange geschlossen. Ich lasse den blauen Windows-Laptop liegen und fahre mit dem Rad und meinem MacBook zum Inselbahnhof in der Hoffnung, dass es dort einen öffentlichen HotSpot gibt, was in der Tat der Fall ist, und zwar von der Telekom. Er ist allerdings kostenpflichtig, 24 Stunden kosten 4,95 €. Das natürlich teuer, aber im Vergleich dazu, mir eine Kneipe oder ein Hotel mit beliebiger Qualität und ungewissen Schliesszeiten zu suchen, ist es mir das locker wert.

Allerdings brauche ich etwa fünf Anläufe, um zwischen meinem iPhone und meinem MacBook mein Passwort zu resetten, mich einzuloggen und die Zahlung der 4,95 € mit meiner Kreditkarte durchzuführen. Danach bin ich dann mal mit meinem iPhone und mal mit meinem MacBook online, was natürlich beides falsch ist, denn ich will ja mit dem iPhone 5 von G.B. online

gehen. Die Telekom erlaubt aber keine parallelen Sessions mit demselben Login, eine idiotisch unzeitgemässe Restriktion angesichts des absurden Preises für 24 Stunden, aber nicht zu ändern. Ich logge mich in den nächsten Stunden vermutlich etwa zehnmal ein und wieder aus, um das Gerät zu wechseln. Immerhin wird das nicht blockiert – was mich auch nicht gewundert hätte.

Irgendwann bin ich also mit dem iPhone von G.B. online und tippe in den Einstellungen auf iCloud: Fotos aktivieren. Die oben genannte Warnung übergehe ich diesmal, weil ich inzwischen einen Backup habe.

Eine Hürde gibt es trotzdem noch: Weil der iCloud-Backup nur bis 5 GB gratis ist, muss ich für die 8.7 GB Fotos von G.B. noch einen Upgrade auf 50 GB für 0,99 € pro Monat kaufen. Das mache ich mit meiner privaten Kreditkarte, weil ich natürlich keine Kreditkarte der Familie B. dabei habe.

Nun beginnt tatsächlich der Upload der Fotos zu laufen. In bester Manier aller Betriebssysteme, die ich kenne, lautet die erste Zeitangabe «noch 32 Minuten» – aber anstatt dann herunterzuzählen, wie man als unbedarfter Beobachter erwarten könnte, geht es zunächst stetig nach oben. Alle fünf Minuten kommen etwa zehn Minuten hinzu. Bei der Angabe «noch etwa zwei Stunden» bleibt es dann lange konstant, was ich aber auch nicht recht glaube. Letztlich nützt die Zeitangabe eigentlich gar nichts.

Weil ich nun Zeit habe, frage ich mich, wo eigentlich der WiFi-HotSpot genau ist. Da ich vor dem Bahnhofsgebäude sitze, gehe ich davon aus, dass es im Bahnhof ist. Ich überlege, ob ich das iPhone mit einer Powerbank über Nacht in einem Schliessfach deponieren könnte, so dass es dort den Upload macht. In der kleinen Bahnhofshalle ist der Empfang jedoch überraschenderweise schlechter (nur ein «WLAN-Ring») als vor der Tür (zwei Ringe). Ich laufe also mit dem iPhone von G.B. wie ein Wünschelrutengänger etwas vor dem Bahnhof im Kreis und schaue, wo der Empfang besser wird. Plötzlich fällt es mir wie Schuppen von den Augen: Die magentafarbene Telefonzelle am anderen Ende des kleinen Bahnhofsparks ist der HotSpot. Ich gehe dorthin, und in der Tat ist der Empfang dort am besten, und der Upload scheint etwas schneller zu gehen, obwohl «noch etwa zwei Stunden» bis auf weiteres konstant bleibt.

Mir wird nun etwas langweilig, und ich sollte auch mal zum Abendessen. Ich wickle also das iPhone in eine Fahrradsattelbedeckung aus Plastik ein und verstecke es damit in der Hecke neben der Telefonzelle, was ich aber beim Bericht über den Zwischenstand auslasse. Vater B. gibt mir seine Kreditkarte.

Nach dem Essen fahre ich wieder zum Bahnhof, das iPhone ist noch da und lädt hoch, Dauer immer noch «etwa eine Stunde». Diesmal habe ich auch den Windows-Laptop mitgenommen, weil ich auf dem für den späteren Download der Fotos noch iCloud installieren muss.

Zunächst ändere ich die auf dem iPhone hinterlegte Kreditkarte in die der Familie B., was zu meinem leichten Erstaunen völlig anstandslos und auf Anhieb funktioniert.

Da ich nur mit einem Gerät gleichzeitig im Telekom-WiFi eingeloggt sein kann, melde ich das iPhone ab und den Laptop an und lade iCloud für Windows herunter. Es ist keine richtige Standalone-Software, sondern eher eine Art Plugin mit nur einem Dialog, in dem man sich bei iCloud anmelden kann und das dann dafür sorgt, dass in einem neu angelegten lokalen Verzeichnis die iCloud-Daten automatisch erscheinen.

Ich glaube, an dieser Stelle hätte sich die Gelegenheit für ein schönes Foto ergeben, wie ich mit dem aufgeklappten Windows-Laptop auf dem Fahrradsattel im Park neben der Telefonzelle stehe. Die vorbeischlendernden Leute schauen auch immer ein wenig interessiert, aber ich bilde mir ein, dass im Jahr 2019 auf einer Ferieninsel den Menschen das Konzept «Internetnotstand» nicht mehr so fremd ist wie noch einige Jahre zuvor, so dass sich vermutlich die meisten den Hergang zusammenreimen konnten, wenn auch vermutlich nicht die Komplexität des konkreten Vorgangs.

Ich beschliesse, vor Ort nicht mehr zu testen, ob der Download auf den Laptop wirklich funktioniert. Zwar könnte es durchaus sein, dass die in den letzten beiden Stunden hochgeladenen iCloud-Fotos sofort wieder heruntergeladen werden, aber es könnte genauso gut sein, dass das erst mit irgendeiner Verzögerung passieren würde.

(Wenn nun jemand einwenden wollte, dass zumindest alle zurückliegenden Fotos durch die Kombination von iTunes-Backup und iCloud-Download nun doppelt auf dem ohnehin kleinen Laptop sind: korrekt, das ist unschön, aber nicht schlimm. Zumindest, wenn nach dem Download noch genügend Platz ist. Vor Ort sah es aus, als sollte es passen.)

Nach erfolgreicher Installation und Aktivierung von iCloud auf dem Windows-Laptop brachte ich also wieder das iPhone ins Telekom-WLAN. Der Upload setzte sich fort, Zeitangabe immer noch: «Noch etwa zwei Stunden», inzwischen war es nach 21 Uhr, die Familie rief an und wollte noch in die Eisdiele, ich packte also das iPhone wieder in die Hecke und fuhr mit.

Um kurz nach 22 Uhr kehrte ich zurück – inzwischen nur «noch etwa eine Stunde» – entschied mich aber nach kurzer Überlegung, das iPhone nicht über Nacht in der Hecke liegen zu lassen, weniger aus Angst vor Datenverlust, denn ich hatte ja alles auf dem Laptop gesichert, und auch nicht aus Angst um den Ersatzwert eines iPhone 5, sondern vor allem, weil ich mir überlegte, wie im unwahrscheinlichen Fall eines iPhone-Klaus der Restore der Daten vom Laptop laufen würde, nämlich: über mich, und das wahrscheinlich nicht via Fernwartung.

Also nehme ich iPhone und Laptop lieber wieder mit ins Ferienhaus, alle anderen sind schon im Bett, und lege sie dort auf den Esstisch zusammen mit der Instruktion: «Sollte zurück in Berlin alles von selbst durchlaufen.»

Das klingt etwas nach Nonchalance und unzulässiger Abkürzung, aber meine Erfahrung aus inzwischen rund 20 Jahren Elterngenerationssupport zeigt: Es ist eine Illusion, dass man in Abwesenheit irgendeinen Einfluss auf das Geschehen nehmen kann, egal wie sehr man sich bemüht, Dinge zu erklären oder Verhaltensregeln zu etablieren. Man überlässt vielmehr das Technologie-Mensch-System unweigerlich sich selbst, um dann nach einem halben oder einem Jahr zu besichtigen, wie es sich in Abwesenheit entwickelt hat.

Fazit des Abends: Ich hatte mit kurzen Unterbrechungen für Abendessen und Eisdiele etwa vier Stunden investiert, das Problem aber keineswegs abschliessend gelöst, denn auf beiden Geräten war der Zielzustand noch nicht erreicht. Ich hatte es aber immerhin so aufgegleist, dass es sich mit einer stabilen Internetverbindung einige Tage später mit Hilfe dieser ominösen Cloud, in der angeblich alles wie von selbst geht, hoffentlich von selbst abarbeiten würde.

Epilog: Etwa drei Wochen später frage ich nach bei der Tochter von G.B., zugleich Mutter meiner Söhne, ob es zum Thema Fotos eine Rückmeldung aus Berlin gibt. «Ah ja, hatte ich vergessen zu sagen: Sie lässt ausrichten, auf dem Laptop seien alle Fotos vom iPhone aufgetaucht.»

Was nun natürlich noch aussteht: die Fotos in ein präsentables, sprich: abspielfähiges Format zu bringen. Derzeit noch nicht fällig, denn diverse andere Teilnehmer*innen der Vereinsveranstaltungen der letzten 20 Jahre haben angekündigt, noch eigene Fotos an G.B. schicken. Man darf gespannt sein, auf welchem Kanal und in welchem Format sie das machen werden. Fortsetzung folgt also im Sommer.

Peter Hogenkamp

Um 1970

Farbwahl mit magischen Sehstrahlen

Schon als Kind war es mir wichtig, von allen technischen und naturwissenschaftlichen Phänomenen, die ich im Alltag um mich herum wahrnahm, die Funktionsweise wenigstens annähernd zu verstehen. War dies einmal nicht möglich, fühlte ich mich unwohl.

Oft waren die Zusammenhänge ja leicht nachzuvollziehen. So war ich als Kind jahrelang davon überzeugt, dass die Ursache für Wind darin bestand, dass sich die Bäume bewegten. Ich konnte das ja beobachten: zuerst

schwankten die Äste an den Bäumen und die Bäume bogen sich, und dann, einen Moment später, spürte ich den dadurch erzeugten Luftzug im Gesicht. Und wenn die Bäume stillhielten, gab es auch keinen Wind.

Gegen 1970 trat ein Gegenstand in mein Leben, für dessen Funktion ich keinerlei Erklärung hatte und der mir für lange Zeit auf beunruhigende Weise rätselhaft erschien. Der Auslöser für mein kognitives Unwohlsein war ein Vierfarbkugelschreiber.

Früher waren Kugelschreiber mit vier Minen in den Farben schwarz, blau, rot und grün weit verbreitet. Sie bestanden meist aus Metall, und über einen Mechanismus mit vier Schiebern, einem für jede Farbe, konnte die jeweils benötigte Mine aus dem Stift gedrückt werden. Das folgende Foto zeigt einen solchen Kugelschreiber (zu sehen sind die Schiebeknöpfe für die grüne und die schwarze Mine).



Foto: Joe Haupt, www.flickr.com/photos/51764518@N02/23682480612/, CC BY-SA 2.0

Irgendjemand schenkte mir damals eine Variante dieses Kugelschreibers, bei der man die Farbe nicht durch Betätigung eines Schiebeknopfs wählt, sondern *indem man die gewünschte Farbe anschaut*. Der Stift hatte an den Seiten nicht die vier üblichen Schieber, sondern nur vier Punkte in den unterschiedlichen Farben. Um in einer bestimmten Farbe schreiben zu können, musste man den Punkt mit der gewünschten Farbe anschauen und gleichzeitig einen Knopf am Ende des Kugelschreibers drücken. Tatsächlich wurde dann die richtige Mine unten aus dem Stift geschoben.

Der Kugelschreiber ließ mir keine Ruhe. Ich konnte einfach nicht verstehen, wie es möglich ist, dass durch einfaches Anschauen eine Schriftfarbe gewählt werden kann. Wieder und wieder probierte ich den rätselhaften Mechanismus aus, ohne auch nur ansatzweise ein Verständnis oder eine Theorie für die Funktionsweise zu entwickeln. Dass bloßes Anschauen nicht die Wahl einer Farbe bewirken kann, war mir zwar intuitiv klar, aber was war es dann? Ich empfand meine Unfähigkeit, die Wirkungsweise zu begreifen, als sehr bedenklich. Auch mehrere von mir befragte Personen hatten keine Erklärung. Niemand konnte mich von meiner mentalen Dissonanz erlösen.

Viele Jahre später, es gab mittlerweile das Internet, in dem man Dinge nachschauen kann, und der rätselhafte Kugelschreiber war längst verschollen, las ich eine Erklärung der Funktion. Die sogenannte „Sichtwahlautomatik" verwendet einen einfachen Pendelmechanismus. Ein im Innern des Kugelschreibers beweglich aufgehängtes Gewicht liegt an der jeweils untenliegenden Mine und schiebt sie bei Betätigung des Drückers aus der Spitze des Kugelschreibers. Die Farbmarkierungen außen am Kugelschreiber sind jeweils gegenüber der dazugehörigen Mine positioniert. Wenn man dann von oben auf einen Farbpunkt schaut, liegt die korrespondierende Mine unten, so dass sie über das Pendelgewicht aktiviert werden kann.

Da die Sichtwahlautomatik also nicht auf magischen „Sehstrahlen" beruht, sondern auf der Schwerkraft, funktioniert die Farbwahl auch nur dann zuverlässig, wenn man von oben auf den Kugelschreiber schaut. Hält man ihn senkrecht, oder legt man sich ins Bett, hält den Stift mit ausgestrecktem Arm über sich und schaut von unten darauf, wird die falsche oder eine zufällige

Farbe ausgewählt. Auf die Idee, dies einmal auszuprobieren, kam mein kindliches Spatzengehirn aber nicht. Anderenfalls hätte ich das Rätsel vielleicht schon damals lösen können.

Bei meinen Nachforschungen Anfang 2019 finde ich im SPIEGEL-Archiv eine Seite aus einer alten Ausgabe der Zeitschrift mit einer Werbung für einen Kugelschreiber mit Sichtwahlautomatik. Wegen eines Beitrags zu Rudi Dutschke auf derselben Seite lässt sich das Erscheinungsjahr auf 1968 datieren. Der beworbene Vierfarbkugelschreiber heißt „Colorex“ und ist von der Firma Faber-Castell. Er kostet DM 4,90; die vergoldete Variante DM 22,50. Eine Grafik mit stilisiertem Auge und zwei Pfeilen oben in der Anzeige suggeriert, dass die Farbwahlfunktion tatsächlich auf magischen „Sehstrahlen“ beruht.

Kathrin Passig macht mich darauf aufmerksam, dass es bei Amazon einen Kugelschreiber von Lamy mit Sichtwahlautomatik gibt, eine Art Nachbau des Stiftes, den ich von früher kenne. Das Schreibgerät in Luxus-Anmutung in „zeitlos moderner Ästhetik, perfekter Funktionalität und höchster Qualität“ kostet 51 Euro. Gerne hätte ich einen billigen Vierfarbkugelschreiber gekauft, um das Innenleben einmal zerlegen zu können. Kurz überlege ich, mir den Lamy zuzulegen, lese dann aber in den Rezensionen „funktioniert nicht“, „die Mechanik kratzt und klemmt“, „bin entsetzt“, „unfassbar“ und überlege es mir anders. Ich möchte mir meine Erinnerung an den magischen Kugelschreiber von früher nicht durch die enttäuschende Gegenwart verderben lassen.

Oliver Laumann

23.4.2019

Das Smartphone kann viel, aber (noch) nicht alles

Ich gehe mit drei anderen Leuten zum Mittagessen durch eine belebte Straße. Weil ich keine Tasche dabei habe und außerdem nebenbei Pokémon Go spiele, halte ich mein Smartphone in der Hand. Als sich die zwei Personen neben mir etwas zu leise unterhalten, drücke ich instinktiv auf den Lautstärkeregler des Smartphones. Zeitgleich fällt mir ein, dass ich damit die Gesprächslautstärke meiner Mitmenschen gar nicht steuern kann. Schade eigentlich.

Anne Schüßler

27.4.2019

Ein Autoschlüsselerlebnis

H. und U. wollen für einen Ausflug ein sehr einfaches Auto mieten und bekommen stattdessen ein sehr modernes. Sie kommen etwas später als geplant um mich abzuholen, weil sie vor dem Losfahren das Handbuch lesen mussten. Es liegt auf dem Rücksitz und ist dick.

Im Auto leuchten blaue LED-Streifen auf, wenn man durch eine Unterführung fährt. Das Licht außen schaltet sich von selbst an, wenn es draußen dunkel genug ist (wir suchen erst vergeblich nach einer Einschaltoption). In der Windschutzscheibe werden Informationen projiziert, die blickwinkelbedingt nur H. als Fahrer sehen kann, U. und ich glauben ihm natürlich erst einmal nicht.

Schließlich parken wir und würden das Auto gerne abschließen, es will aber nicht. Das Auto hat keinen Schlüssel in Schlüsselform, sondern ein ovales Element mit Knöpfen oder zumindest zum Drücken vorgesehenen Stellen. Darauf befindet sich u. a. ein Bild eines geschlossenen Vorhängeschlosses. H. drückt es. Das Auto geht immer noch auf. U. drückt es. Das Auto geht immer

noch auf. Ich drücke es. Das Auto geht immer noch auf. Wir drücken alle vorhandenen Knöpfe in diversen Reihenfolgen. Das Auto geht immer noch auf. Nach mehreren ratlosen Minuten schafft jemand von uns schließlich doch den Gedankensprung in die Autozukunft: Was, wenn das Auto einfach alles selbst tut? Ich laufe mit dem Schlüsselding ungefähr zwanzig Meter weg, H. testet die Tür, Tatsache, jetzt ist das Auto verschlossen.

So machen wir das nun den ganzen restlichen Tag lang, wenn wir einen Parkplatz verlassen. Glücklicherweise sind wir ja zu mehreren.

Kristin Kopf

30. April 2019

Das Behalten der Abspielgeräte



Im Techniktagebuch lese ich, dass es im Jahr 2019 eher abwegig sei, einen CD-Player zu kaufen. Das stimmt wohl. Ein riesiges Gerät für ein riesiges Regal voller CDs, deren Inhalt man problemlos auf seinem Handy speichern könnte.

Andererseits: Warum wird Technik so oft vor allem im Hinblick auf ihre Fortschrittlichkeit bewertet? Es könnte doch sein, dass etwas Neues zwar praktischer, aber nicht erfreulicher ist. Deswegen wollen Leute im Altbau wohnen. Es ist ja nicht so, dass sie drei Meter fünfzig groß wären und in modernen Stadtwohnungen mit den Köpfen an die Decke stießen.

Meines Wissens gibt es noch keine Lösung für das Problem, dass der digitalen Musik die Haptik fehlt. Dieses Problem zeigt sich nicht in erster Linie allein zu Haus, sondern wenn man jemandem Musik schenken will. Vielleicht sogar solche, die man für ihn zusammengestellt hat. Heute schickt man ihm einen Link zu Spotify oder WeTransfer. Das kommt mir so vor, wie zu einem Festessen einzuladen und dann zu sagen: »Steht auf dem Herd, bedient euch.«

Bestimmt verkauft irgendein Museumsshop kleine Schatullen zum Selbstbemalen, in denen man USB-Sticks mit einer Playlist verschenken kann. Aber die kosten dann zehn Dollar und sehen albern aus.

Ich habe noch viele alte CDs und Kassetten, die andere für mich aufgenommen haben. Manche sind fast zwanzig Jahre alt. Es käme mir traurig vor, wenn ich die nicht mehr abspielen könnte. Irgendwann gehen sie ja wohl sowieso kaputt, und so lange werde ich die altmodischen Abspielgeräte behalten oder, wenn die kaputtgehen, sogar nochmal kaufen.

undsowiesogenau

30. April 2019

Das Behalten der Abspielgeräte



Im Techniktagebuch lese ich, dass es im Jahr 2019 eher abwegig sei, einen CD-Player zu kaufen. Das stimmt wohl. Ein riesiges Gerät für ein riesiges Regal voller CDs, deren Inhalt man problemlos auf seinem Handy speichern könnte.

Andererseits: Warum wird Technik so oft vor allem im Hinblick auf ihre Fortschrittlichkeit bewertet? Es könnte doch sein, dass etwas Neues zwar praktischer, aber nicht erfreulicher ist. Deswegen wollen Leute im Altbau wohnen. Es ist ja nicht so, dass sie drei Meter fünfzig groß wären und in modernen Stadtwohnungen mit den Köpfen an die Decke stießen.

Meines Wissens gibt es noch keine Lösung für das Problem, dass der digitalen Musik die Haptik fehlt. Dieses Problem zeigt sich nicht in erster Linie allein zu Haus, sondern wenn man jemandem Musik schenken will. Vielleicht sogar solche, die man für ihn zusammengestellt hat. Heute schickt man ihm einen Link zu Spotify oder WeTransfer. Das kommt mir so vor, wie zu einem Festessen einzuladen und dann zu sagen: »Steht auf dem Herd, bedient euch.«

Bestimmt verkauft irgendein Museumsshop kleine Schatullen zum Selbstbemalen, in denen man USB-Sticks mit einer Playlist verschenken kann. Aber die kosten dann zehn Dollar und sehen albern aus.

Ich habe noch viele alte CDs und Kassetten, die andere für mich aufgenommen haben. Manche sind fast zwanzig Jahre alt. Es käme mir traurig vor, wenn ich die nicht mehr abspielen könnte. Irgendwann gehen sie ja wohl sowieso kaputt, und so lange werde ich die altmodischen Abspielgeräte behalten oder, wenn die kaputtgehen, sogar nochmal kaufen.

undsowiesogenau

6. Mai 2019

41 Jahre handschriftliche Güggelangebote

Heute liegt Nr. 823 des A-Bulletins im Briefkasten und sie erinnert mich daran, dass Kathrin Passig dazu einen Techniktagebuch-Beitrag haben wollte.

Das A-Bulletin ist ein Unikum in der Schweizer Medienlandschaft. Es erscheint seit dem 9. März 1978 alle zwei bis drei Wochen, enthält einen eher mageren redaktionellen Teil, in dem häufig Medienmitteilungen aus der Schweizer Dokumentarfilmszene veröffentlicht werden, und eine umfangreiche Beilage mit Inseraten aller Art. Das A-Bulletin gibt es ausschliesslich im Abonnement und ausschliesslich auf Papier. Zu erreichen ist die Redaktion nur telefonisch oder auf dem Postweg. Inserate müssen auf Papier eingeschickt und im Voraus bezahlt werden. „Wir schreiben keine Rechnungen.

(. . .) Keine Checks! Nicht einschreiben!“ steht im Impressum auf der letzten Seite. Viele Inserate zeigen Handschriften und gezeichnete Ornamente. Wohnungen werden gesucht und angeboten, Häuser verkauft, Überflüssiges wird verschenkt, Kurse angepriesen und Lieben angefragt. Es gibt biodiverse Permakulturen, kultige Kraftorte, Fachfrauen für Ritualgestaltungen, Männer-Schwitzhütten, Ferienwohnungen, die auf keiner e-Booking-Plattform zu finden sind, und manchmal auch schöne liebe Güggel.



…anziert mir ein **Grundeinkommen** … **Juli 2019** bis **Juni 2020**?
Ich suche **12 Leute** die mir **1 Jahr** lang, jeden Monat, je **175 Franken** auf mein Konto überweisen.
Eine **Gegenleistung** würde ich gerne individuell regeln oder evtl. einen Rückzahlungstermin vereinbaren.
Ich will das Erlebnis dokumentieren.
[redacted]

IST IHRE GELDANLAGE FAIR WIE SIE?

OIKO CREDIT

…o.de od. [redacted]

Glücksschule

Do, 16. Mai 2019 19:00 – 21:00

Vortrag in Wohlen (AG)

Chappelehof, Kapellstrasse 4, 5610 Wohlen

Sein wahres inneres Potential entfalten

Info's und Tickets auf **www.gluecksschule.ch**

Kontakt am Eventabend vor Ort +41 79 401 52 88

Tiere

Schöner, lieber Güggel zu verschenken

[redacted]

MAULTIERREITEN.CH
BIETET GANZJÄHRLICH
REITFERIENLAGER SO–FR.
FÜR KIDS VON 8–15 JR.
REITWEEKENDS FAMILY
REIT TAGE NACH WAHL
FÜR ERWACHSENE
REITNAMI FÜR FAMILY
[redacted]
AUS DEM NAPFGEBIET

Jetzt läbeni da scho scho wider äs Z…
i dere viu z'grosse Wonig i dere aute …
Di ganzi oberi Etage isch frei, me chön…
eigentlech grad iizie. Chönnntsch ja eifac…
einisch cho luege.DsHuus schteit i der neec…
vo Biel. I säuber bi nüm ganz so fit wie frü…
cher, aber geng no a vilem interessiert. Chli
vernünftig läbe, chli R. Steiner, chli russischi
Gschicht u Literatur, chli über viles schpotte…
U Du, suechsch e schöne Egge zum Läbe,
bisch säuber läbig, vilech scho chli WG-er-
fahre ? Me chönnnte ja eifach einisch luege.
Gruess vom Tinu 67

[redacted]

Musik + Tanz

Gsuecht Basler Fasnachtsgrüppli:
Piccolo-Spielerin (noni ganz 40ig) suecht Aschluss an e Basler-Fasnachtsgrüppli. Ich spill e eifachs Standart-Repertoire. Nach ere längere Pause ha i wieder lust mit ere tolle Gruppe, ohni Cortége z laufe, drfür Freud am …siziere und Gässle, aktiv Fasnacht z …e.I freu mi über Afroge + Infos. Cathrin
[redacted]

– 11 –

♀♂ ♀♀ ♂♂

Feldlerche, Turmfalke, Mehlschwalbe und Neuntöter
Waren Themen einer Naturschutz-exkursion in Hünikon nördlich von Winterthur vor bald 5 Jahren. Du warst auch dabei. Leid… damals nicht bereit f… und ich bedaure e… kennen geler… erinnerst… Eine …

Franziska Nyffenegger

08.05.2019

Vergessen ist ok, aufladen vergessen ist nicht ok

Ich trage seit längerer Zeit eine Smartwatch, und bin damit sehr zufrieden. Reaktionen darauf sind überlicherweise irgendwo zwischen gar keiner Reaktion, bis hin zu “sowas braucht doch niemand”, meist irgendwo bei “Ah. Warum?” So oder so, für mich hat diese Uhr einen Nutzen, der die Unbequemlichkeit des regelmäßigen Aufladens überwiegt. Die Uhr muss ungefähr ein Mal in der Woche laden, das mache ich meist, wenn ich im Büro am Rechner sitze, dort hängt das Ladekabel bereits und erinnert mich daran.

Nun bin ich nicht immer zur rechten Zeit im Büro, oder übersehe das Ladekabel, oder bin auf Dienstreise, oder vergesse das Aufladen aus sonstigen Gründen – die Tatsache, dass ich mehrere Kabel an mehreren Orten liegen habe, hilft dabei nur unwesentlich. Es passiert nicht oft, aber alle paar Monate mal vergesse ich das Aufladen. Die Uhr läuft dann noch etwa einen Tag “ohne smart” und zeigt nur die Uhrzeit an und einen traurigen Stecker als Hinweis, dass es nun wirklich Zeit ist zum Aufladen. Danach wird das Display schwarz. Das ändert nichts daran, dass man regelmäßig auf das Handgelenk schaut, um festzustellen dass die Uhrzeit sich dort nicht befindet.

Wenn mich in dieser Situation jemand nach der Uhrzeit fragt, und ich dann vermelde, dass der Akku leer ist da ich das Aufladen vergessen habe und ich deshalb keine Auskunft geben kann, sind die Reaktionen stets “Ja, ist halt blöd mit den Smartwatches” oder “Dass man daran denken muss, ist ja wirklich unpraktisch” oder “Eine normale Uhr ist halt doch praktischer”, sehr konsistente Ablehnung des Prinzips also.

Heute habe ich die Uhr, die mal wieder leer geworden ist, abgenommen und in die Hosentasche gesteckt. Ich bin gar nicht sicher warum, aber ich habe sie nicht am Handgelenk. Als ich nach der Uhrzeit gefragt werde, sage ich aus einem Geistesblitz heraus “Ich weiß es nicht – ich habe meine Uhr vergessen”, und die Reaktion ist nur “Oh, wie ärgerlich. Ist mir auch schon passiert, haha”.

Ich stelle also fest: Die (Smart)watch zu vergessen ist ok und gesellschaftlich akzeptiert. Das Aufladen zu vergessen ist allerdings nicht ok und führt zu Meinungsäußerungen.

Fazit: Wenn die Uhr das nächste Mal leer ist, stecke ich sie wieder ein, bis ich an eine Lademöglichkeit komme. Ist halt doch praktischer.

Malte

20. März bis 8. Mai 2019

Wir drucken das Techniktagebuch aus und lesen alles vor

Die re:publica liegt vor uns. Das Motto ist in diesem Jahr „tl;dr", too long, didn't read. Das wäre ja wohl noch schöner, dass etwas nicht gelesen wird, weil es zu lang ist. Da „zu lang" noch längst nicht „lang genug" bedeutet, fällt der Entschluss, das Techniktagebuch im Rahmen der re:publica vorzulesen. Komplett. Vom Jahr 1933, aus dem der derzeit älteste Beitrag stammt, bis zum heutigen Tag.

Man könnte natürlich einfach ein Tablet in die Hand nehmen und einen Beitrag nach dem anderen aufrufen und vorlesen. Aber Kathrin Passig hat einen Traum. Dieser Traum hat mit Margaret Hamilton zu tun, einer der federführenden Programmiererinnen für die Berechnung des Apollo 11-Mondfluges im Jahr 1969. Es gibt ein Foto von Frau Hamilton, auf dem sie neben einem frauhohen Stapel Endlospapier steht. So stellt Kathrin sich das auch mit dem Techniktagebuch vor, neben dem Anne Schüßler als Margaret Hamilton stehen soll.

Nun führt der Weg von leerem Endlospapier zu bebuchstabtem Endlospapier durch einen Drucker, genauer gesagt durch einen Nadeldrucker, denn nur diese verfügen über die genoppten Transportwalzen für die abtrennbaren gelochten Papierstreifen am Rand. Niemand hat mehr so einen Drucker, nur das Internet. Es wird abgewägt, einen gebrauchten bei eBay zu erwer-

ben, oder einen neuen zu kaufen. Ein neuer ist zwar teurer, aber es wäre dann auch Garantie drauf, falls er durch den Dauereinsatz frühzeitig von uns gehen sollte. Außerdem muss es ein Gerät sein, für das es noch problemlos Farbband-Nachschub gibt. Die Wahl fällt auf einen Epson LQ-350, der zusammen mit einigen Kartons Papier und erst mal fünf Ersatzfarbbändern nach kurzer Zeit bei Kathrin eintrifft.

Erste Druckversuche werden gestartet, denn es wird rasch auch ein kleiner Rechner identifiziert, auf dem noch Windows XP läuft, weil wir Treiberprobleme befürchten, nämlich, dass es für modernere Betriebssysteme keinen Treiber für das alte Druckergerät mehr geben könnte. Virtualista kann einen EeePC aus der inzwischen kaum mehr bekannten „Netbook-Familie“ zur Verfügung stellen. Auf einer netzpolitischen Demonstration übergibt Virtualista das Netbook an Kathrin. Wie könnte es stilechter sein?



Kathrin druckt ein paar Seiten, aber es fehlen noch Druckdateien, mit denen der Drucker und der kleine Rechner zurechtkommen. Man könnte natürlich die PDF-Datei nehmen, aber es bestehen ernsthafte Bedenken, dass der kleine Rechner dann in einer Rauchwolke vergeht. Also fertigt Virtualista nicht nur Druckdateien als HTML-Code an, sondern er bringt es auch noch fertig, die Abbildungen in zeitgemäße ASCII-Art umzusetzen. Dummerweise läuft Kathrin die Zeit weg, da sie plötzlich deutlich früher als ursprünglich gedacht Berlin verlassen muss, und in ihrer Reisetasche Drucker, Papier und Farbbänder keinen Platz mehr finden.

Ich biete mich an, den Drucker in Pflege zu nehmen und während der Arbeitszeit hin und wieder eine Druckdatei zu öffnen und auszudrucken. Was soll daran schon so schwierig sein? Der Serverraum in der Firma ist inzwischen zur NAS-Zelle degradiert worden (Anmerkung: Diesen Gag wollte ich längst schon gemacht haben!). Platz ist da, die Tür lässt sich ob der zu erwartenden Geräuschemission schließen, was soll schon schiefgehen?

Das Drucken beginnt. Es stellt sich heraus, dass die Druckdateien zu klein sind. Zu oft muss ich in die NAS-Zelle, um eine neue Datei zu öffnen und in die Druck-Warteschlange zu stopfen, denn es stellt sich heraus, dass man keineswegs zu viele Dateien in einem Rutsch nacheinander drucken darf, weil sich der Rechner dann aufhängt. Aber es ergibt sich noch ein weiteres Problem, das mich in den nächsten zwei Wochen auf Trab hält: Das Papier faltet sich nicht sauber im Karton mit den fertigen Drucken auf. Es bildet sich immer wieder ein großes Papiergewölle, das entwirrt und in den Karton gelegt werden will.



Um das Problem einigermaßen rechtzeitig kommen zu sehen, installiere ich auf meinem alten MacBook Air eine Webcam-Software, die alle paar Sekunden ein Foto mit der eingebauten iSight-Kamera aufnimmt und ins Netz hochlädt. Dort liegt von ähnlichen Versuchen von vor fast 10 Jahren noch alter Code herum, so dass ich das nicht neu ergooglen muss. Praktisch! Damit

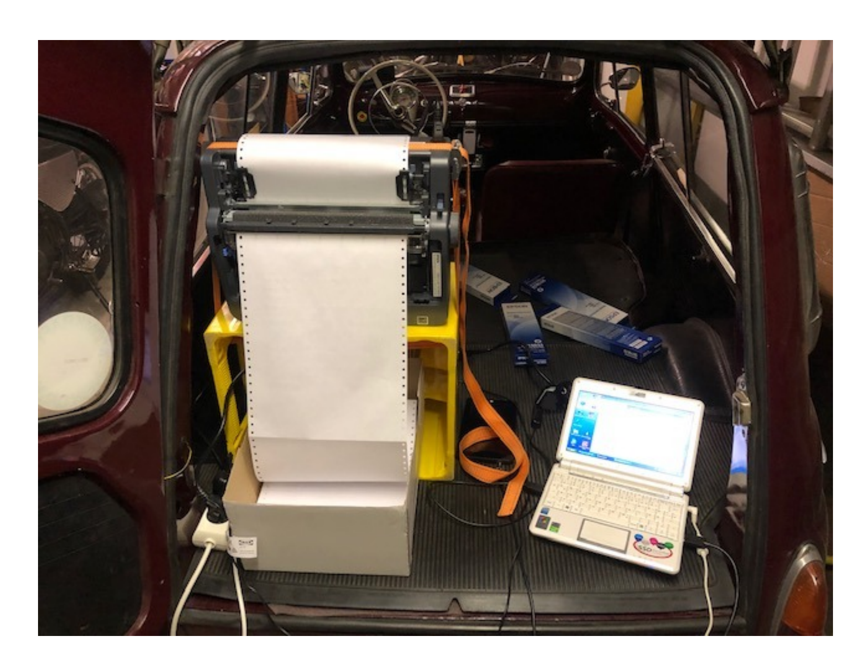
die Kamera im MacBook den Drucker gut sehen kann, muss es weit aufgeklappt mit der vorderen Kante auf dem Gehäuse einer an der Wand angebrachten Telefonanlage stehen.

Nun läuft auf meinem Bürorechner ein weiteres Browserfenster, das alle paar Sekunden ein neues Foto aus der NAS-Zelle zeigt. Leider viel zu oft sehe ich sich auftürmende Papierberge. Das Papier wird mal hin, mal her gewendet, höher gestellt, nach hinten geschoben. Egal: Irgendwann geht es immer wieder schief. Wieder die eigentliche Arbeit für ein paar Minuten unterbrechen!



In der Zwischenzeit stellen wir fest, dass Druckdateien mit rund 100 Seiten eine ganz gute Größe haben, so dass Virtualista die restlichen Dateien alle noch einmal umformatiert. Erste Hochrechnungen anhand der Größe

der Druckdateien in kB ergeben, dass wir rund fünf Kästen Papier und 15 Farbbänder brauchen werden. Anscheinend haben wir die schnell verfügbaren Farbbänder bereits aufgekauft, so dass nun uns bislang unbekannte Onlineshops für historisches Büroverbrauchsmaterial konsultiert werden. Wir bekommen genug Farbbänder. Uff!



Das Drucken läuft nun tagein, tagaus, mal gut, mal schlecht. Ein Kollege von mir hat Urlaub. Der Drucker zieht um, sodass ich nicht so weit wie zuvor bis zur NAS-Zelle laufen muss. Inzwischen steht der Drucker hochkant, weil das Papier dann am besten fällt. Ostern steht vor der Tür, und damit einige freie Tage. Ich nehme den Drucker an Gründonnerstag mit nach Hause, so dass er über die Feiertage die Zeit nutzen kann. Nun zieht der Drucker

tatsächlich in eine Nasszelle um, nämlich in die Duschkabine im Gäste-WC. Später dann, aus Lautstärkegründen, in den Kofferraum des in der Garage geparkten Fiat 500 Kombi.

Irgendwann, nach rund 12 Tagen, ist das Jahr 2018 komplett ausgedruckt. 2019 wollen wir live auf der re:publica drucken. Es sind noch fast zwei Kartons Papier und vier Farbbänder übrig. Evtl. haben wir uns irgendwo verrechnet, oder das Ausrechnen der Seitenanzahlen über die Dateigröße ist vielleicht doch nicht so präzise wie wir dachten. Aus dem html-Code haben wir es jedenfalls nicht geschafft, auf die Seitenanzahl zu schließen, weil die Seiten quasi erst mit dem am Drucker gewählten Zeichensatz („Draft“) gebildet werden, nicht etwa, wie man das heutzutage kennt, schon am Bildschirm erkennbar ist, wie viele Seiten es sind.



Inzwischen steht auch so einigermaßen fest, wo wir auf dem re:publica-Gelände lesen werden. Irgendwo ganz hinten in der Halle mit der großen Glasfront, da, wo es immer so laut ist. Erst heißt es, sie bauen uns eine Hollywood-Schaukel auf. Dann wird aus der Hollywood-Schaukel ein Sessel. Kathrin unkt, dass der Sessel wohl bald zu einem Schemel schrumpfen wird. Aber es wird dann doch ein Sofa. Wir sind glücklich.

Kummer macht mir die zu erwartende Akustik. Denn erfahrungsgemäß ist in der Halle niemand weiter als etwa anderthalb Meter zu verstehen. Eine PA muss her. Auf die Idee, den Veranstalter direkt darauf anzusprechen, kommen wir nicht so richtig. Anscheinend befürchtet jeder, dass der Wunsch abgelehnt wird, weil es in der Halle eh schon laut genug ist. Also muss eine Lösung her, gegen die niemand etwas haben kann. Mit einem unauffälligen Mikrofon, so eine beigefarbene Warze an der Backe (Ich nenne sie ab jetzt „Peter“ . . .), die man mit Drahtbügeln an den Ohren einhängt und einem kleinen Lautsprecher sollte eine brauchbare Guerilla-Verstärkung möglich sein. Ein altes Küchenradio von Aldi hat einen Aux-Eingang. Zwischen Mikrofon und Radio kommt noch ein Behringer Shark DSP-110 zur Verringerung der Rückkopplungen sowie ein Mikrofonvorverstärker mit regelbarem Ausgangssignal.



Als letztes muss das Transportproblem geklärt werden. Niemand hat Lust, das ganze Geraffel erst hin und dann immer wieder mit nach Hause zu nehmen und morgens wieder mitzubringen und so weiter. Allein die etwa nun 6500 Seiten Endlospapier machen das praktisch unmöglich. Ich besorge zwei Quadratmeter billigstes Sperrholz, werfe die Kreissäge an, und wenig später steht eine rollbare Kiste parat, in der sich alles, was gebraucht wird, tetrismäßig verstauen lässt.



Zwar brechen zwischenzeitlich noch ein paar Führungsbretter ab, die die Lenkung der alten Skateboard-Achse blockieren sollen, damit die Kiste nicht zu sehr schlingert, aber eigentlich bewährt sich alles, und am Ende wird Kathrin ein neues Möbelstück für ihre Wohnung haben. Dafür hat es sich doch gelohnt!



Markus Winninghoff

26. April bis 9. Mai 2019

Ich teste das Leben ohne Konto (unfreiwillig)

Freitag, 26. April

Ich möchte in dem schottischen Dorf, in dem Aleks Scholz lebt, einen Bus nehmen. Der Bus soll mich zum nächsten Bahnhof bringen, wo Aleks auf mich wartet. Im Bus wird meines Wissens nur Bargeld akzeptiert, und weil ich gerade keines mehr habe und auch im Haushalt von Aleks nur 1- und 2-Pence-Münzen zu finden sind, plane ich genug Zeit ein, um vorher noch zum Geldautomaten zu gehen.

Der Geldautomat weist meine Karte ohne Begründung zurück. Sekunden später erhalte ich von meiner Bank N26 eine Nachricht in der App, man habe die Transaktion nicht durchführen können und werde mir das per Mail erklären. Eine entsprechende Mail kommt aber nicht. Ich nehme an, dass mein Auslandsaufenthalt der Bank verdächtig erscheint, obwohl es damit bisher eigentlich nie Probleme gab.

Da mir nicht einfällt, wie ich den Bus doch noch nehmen könnte, kündige ich Aleks an, dass er mich wahrscheinlich abholen müssen wird. Aleks schlägt vor, ich solle vom Cashback-Angebot des neuen rumänisch geführten Miniatursupermarkts Gebrauch machen. Aber auch das setzt ja eine funktionierende Karte voraus.

Unmittelbar vor Ankunft des Busses fällt mir doch noch eine Möglichkeit ein. Das Dorf enthält aus unklaren Gründen einen Bioladen. Ich bin dort oft, weil ich eigentlich gar nicht glaube, dass so ein Laden an so einem Ort existieren kann, und alles für sein Weiterbestehen tun möchte. Außerdem steht hinter dem Tresen meistens ein Mann mit Hipsterhut, von dem ich ebenfalls kaum glauben kann, dass er an so einem Ort existiert. Es läuft

immer schöne Musik dort, einmal habe ich sogar “Last Kind Words Blues” von Geeshie Wiley beim Einkaufen gehört. Obwohl wir nie mehr als das Nötigste reden, wird der Hipsterhutbesitzer mich wahrscheinlich wiedererkennen.

Ich schildere mein Problem und biete ihm an, als Pfand für den 10-Pfund-Schein, den er mir bis Montag leihen soll, einen 50-Euro-Schein zu hinterlegen. Bereitwillig holt er das Geld aus seiner Kasse und lehnt sogar das Pfand ab.

Diese Lösung ist insofern angemessen, als der Bioladen auch der Grund dafür ist, dass ich kein Bargeld mehr habe. Ich habe nämlich den 20-Pfund-Schein, den ich vorher monatelang mit mir herumgetragen habe, ausgerechnet in diesem Laden ausgegeben – aus schlechtem Gewissen. Man hat dort zwar noch nie missmutig auf meinen Kartenzahlungswunsch reagiert, aber in einem Bioladen, so dachte ich bei meinem letzten Besuch, findet man Kartenzahlung doch bestimmt rein aus Prinzip nicht richtig.

Mit den 10 Pfund gelange ich in den Bus. In der N26-App öffne ich den Chat und gerate schnell an eine freundliche Mitarbeiterin, die mir erklärt, dass mein Konto vom Finanzamt gepfändet worden ist. Schon wieder! Dabei ist auf meinem Konto viel mehr Geld, als das Finanzamt von mir haben wollte, aber es gab vor ein oder zwei Wochen ein kurzes Zeitfenster von wenigen Tagen, in dem das nicht der Fall war. Wahrscheinlich hat das Finanzamt in genau diesem Zeitraum genau ein einziges Mal versucht, irgendwelches Geld abzubuchen. Eine Warnung habe ich nicht erhalten. Ich fühle mich schuldlos, denn ich habe alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, die mir eingefallen sind:

- Ich habe ein Steuerbüro.
- Ich habe sogar die Vorbereitung aller Steuerangelegenheiten so vollständig wie möglich an jemand Organisierteren abgegeben.
- Gemeinsam haben wir alles Menschenmögliche unternommen, um das Finanzamt dazu zu bewegen, alles Wichtige nicht an mich, sondern direkt an eine dieser beiden Stellen zu schicken.

- Das Finanzamt hat genau zur Vermeidung solcher Probleme seit mindestens zehn oder fünfzehn Jahren eine Einzugsermächtigung von mir.
- Ich bin zwar seit Wochen unterwegs, habe aber jemanden gebeten, in meiner Abwesenheit den Briefkasten zu öffnen und mich über wichtig aussehende Schreiben zu informieren.

Inzwischen ist auch die angekündigte Mail eingetroffen, die mir erklärt, was ich jetzt unternehmen muss: ein Formular ausdrucken, ausfüllen, unterschreiben und an N26 senden, was zum Glück nicht per Fax oder Post geschehen muss. Ein Handyfoto genügt.

Das sollte möglichst schnell geschehen, denn die Bearbeitung dauert "nach Eingang bis zu drei Werktage". Obwohl ich weiterhin so gut wie immer und überall meinen Laptop mit mir herumtrage, habe ich ihn gerade heute nicht dabei, weil ich das Wochenende in einem stromlosen und eventuell feuchten Zelt zu verbringen plane. Ich kann also nicht, wie ich das sonst tun würde, das Formular am Laptop ausfüllen und meine eingescannte Unterschrift einfügen. Stattdessen verlege ich das Treffen mit Aleks an seinen Arbeitsplatz, wo es einen Drucker gibt, und maile das Formular an seine Uni-Mailadresse, weil es keine Möglichkeit gibt, es von meinem Handy an den Drucker zu senden. Das Formular wird ausgedruckt, handschriftlich ausgefüllt, fotografiert, versendet, und wir verabschieden uns nur leicht verspätet ins Wochenende. Vielleicht geht ja am Montag schon wieder alles. An sich eilt es nicht, denn ich werde erst am Mittwoch das Land verlassen. Bis dahin werden mehr als drei Werktage vergangen sein, es gibt also keinen Grund zur Besorgnis. Die Bank schickt mir eine automatische Bestätigungsmail, dass der Antrag eingegangen ist.

29. April

Ich begleiche (mit von Aleks geborgtem Geld) meine Schulden im Bioladen und hoffe insgeheim, dass der Betreiber und ich nach diesem verbindenden Ereignis endlich Freunde werden können. Ich wäre sogar bereit, dafür Ge-

spräche über Musik zu führen! Crail sei ja schön, sagt er, dort stranden wolle man aber nicht. Mehr sagt er leider nicht, obwohl ich noch ein bisschen an der Kasse herumlungere und ein freundliches Gesicht mache.

1. Mai

Die drei Werktage sind vorbei, auf meinem Konto liegt das Geld des Finanzamts aber weiterhin unabgebucht herum. Ich beschwere mich im Kunden-Chat von N26. Noch während ich mich beschwere, fällt mir ein, dass ich in der Techniktagebuch-Redaktion oder vielleicht auch bei Twitter etwas von einem Feiertag gelesen habe. “Oder, ach so, war da irgendein Feiertag in Deutschland?”, frage ich. Der N26-Supportmitarbeiter teilt mir mit, *heute* sei dieser Feiertag, und seit Freitagmittag seien noch keineswegs drei Banktage vergangen. Ich schäme mich ein bisschen, dass der Supportmitarbeiter am Tag der Arbeit arbeiten muss und dass ich nicht mal weiß, wann dieser Tag stattfindet. Andererseits ist es ungerecht, dass ich das ganze Problem überhaupt nur habe, weil man als Selbstständige (wegen der unregelmäßigen Geldeingänge) keinen Dispokredit bekommt und weil man als Selbstständige seine Steuern eben selbst überweisen muss und sie nicht wie Festangestellte bequem vom Gehalt abgezogen bekommt. Nicht mal von dem Feiertag habe ich was, denn natürlich arbeite ich am Tag der Arbeit so viel oder so wenig wie an jedem anderen.

Zum Glück habe ich mein Schiffsticket und sogar das Ticket für den Shuttlebus vom Bahnhof in Newcastle zum Schiff bereits im Voraus gebucht und bezahlt. Ich muss mir nur ein Bahnticket beschaffen. Das geht zu meiner Freude beim britischen Bahnunternehmen LNER auch via Paypal, und ich besitze ein mittelgroßes Paypal-Guthaben, weil die Techniktagebuchredaktion auf diesem Weg das Geld für den Nadeldrucker, das Endlospapier und die Farbbänder für unseren re:publica-Auftritt eingesammelt hat. Gekauft habe ich das alles jedoch via Amazon und Bankeinzug.

Am Bahnhof in Newcastle kaufe ich mir von den letzten Münzen aus den Bargeld-Leihgaben vom Bioladenmann und von Aleks eine Flasche Wasser und zwei Sandwiches. Den Rest gebe ich zwecks Verbesserung meines Karmas am Bahnhofsausgang einem Obdachlosen, denn auf der anderen Straßenseite beginnt für mich schon die Eurozone. Dort steht der Bus zum Schiff, und auf dem Schiff kann man mit Euro bezahlen. Euro-Bargeld habe ich reichlich, weil meine Mutter vor einigen Wochen ihre von meinem Konto abgebuchten Onlinekäufe auf diesem Weg ausgeglichen hat.

Sogar Internetzugang auf dem Schiff kann ich mir leisten, drei Stunden für neun Euro, die man nicht nur per Kreditkarte, sondern auch bar an der Schiffsrezeption bezahlen kann.

2. Mai

In Amsterdam kaufe ich in der DB-Navigator-App ein Ticket nach Köln, wo das Techniktagebuch heute für einen Grimme Online Award nominiert wird. Das Geld für das Bahnticket verschwindet nämlich, wie ich aus vorangegangenen ähnlichen Episoden weiß, erst einige Tage später vom Konto, und bis die Bahn merkt, dass ich nicht zahlungsfähig bin, bin ich ja vielleicht schon wieder zu Hause. Oder zahlungsfähig.

3. Mai

Die Bahn hat noch nichts gemerkt. Ich kaufe ein Ticket von Köln nach Dießen am Ammersee. Am frühen Nachmittag, ziemlich genau eine Woche nach dem Abschicken des Antrags, erhalte ich eine Nachricht von der Bank. Man habe den Antrag bisher nicht bearbeiten können, weil ich ihn von einer Mailadresse geschickt habe, die bei der Bank nicht registriert ist. Ich schreie ein bisschen im Redaktionschat herum. Erstens hätten sie das ja vielleicht schon am letzten Freitag oder wenigstens am Montag merken können. Und zweitens muss ich zu Beginn jedes Gesprächs mit dem N26-Kundensupport

- meine Kreditkartennummer eingeben

- noch irgendeine andere Nummer eingeben
- und die Daten der fünftletzten Abbuchung mitteilen,

das alles zusätzlich zum Login in der App, das vorher schon stattgefunden hat. Aber für die Genehmigung zur Freigabe des geschuldeten Betrags gilt nur und ausschließlich ein Foto meiner Unterschrift, das jeder haben könnte und das von einer – wie jeder Spam-Empfänger weiß – beliebig im Mailclient einstellbaren Absenderadresse kommen muss. Die Sicherheitsvorkehrungen für das Supportgespräch sind viel zahlreicher und zuverlässiger als die für das blöde Formular!

Ich schicke das Formular ein zweites Mal, diesmal von der richtigen Mailadresse.

Ich bekomme dieselbe Fehlermeldung, allerdings immerhin diesmal schon nach wenigen Stunden und nicht erst nach einer Woche.

Ich schicke das Formular ein drittes Mal und versichere, ich hätte nun mal nur genau diese eine bei der Bank registrierte Adresse.

Ich bin sehr wütend und sehe alle zehn Minuten nach meiner Mail und meinem Kontostand, befinde mich aber gerade (wegen einer Tagung) ausgerechnet in einer Klinik für Internetabhängigkeit. Nach etwa einer Stunde fällt mir die Absurdität der Situation auf. Ich atme tief durch, betrachte die Aussicht auf den Ammersee und beschließe, dass mir das Thema ab jetzt egal ist. Was soll schon passieren. Ich bin eine Woche lang in mehreren Ländern ohne funktionierendes Konto zurechtgekommen, es geht sicher auch noch ein bisschen länger. Nach vier Wochen, das weiß ich aus der Informationsmail der Bank, wird das Geld ohne mein Zutun ans Finanzamt überwiesen werden.

5. Mai

Die Bahn hat inzwischen gemerkt, dass ich ihr Geld schulde. Mit vorbildlichem Feingefühl unterstellt man mir allerdings nicht gleich Zahlungsunfähigkeit, sondern schreibt mir nur, ich hätte eventuell gar nicht die richtige

Bankverbindung angegeben. Ich weiß dank Beratung durch die Redaktion, dass man deutsche Bahntickets ebenfalls via Paypal bezahlen kann, und mit den letzten Resten des Nadeldruckergeldes gelange ich zurück nach Berlin. Ich sehe meine Post durch, aber ein Schreiben des Finanzamts, das eine bevorstehende Pfändung des Kontos ankündigt, ist nicht dabei.

6. Mai

Wenn man kein Konto hat, muss man vorausschauender planen. Ich kann kein Leihrad mieten, wie mir etwas zu spät einfällt, und muss deshalb eilig das Fahrrad aus dem Keller holen und die Reifen aufpumpen, um rechtzeitig zur re:publica zu gelangen. Gerade bin ich dort angekommen, als mich eine Mail von der Bank erreicht. Ich zeige sie triumphierend herum: Das Geld ist abgebucht und alles wieder in Ordnung, mein Konto funktioniert wieder. Was bleibt, sind diverse manuell zu bezahlende Rechnungen und neu auszustellende Lastschriftmandate (natürlich handschriftlich und auf Papier). Und halt wieder ein Schufa-Eintrag.

9. Mai

Wie ich von meinem Organisierbüro (via Facebook Messenger) erfahre, hat das Steuerbüro heute vom Finanzamt (per Post) die Mitteilung über die Kontopfändung erhalten und das Organisierbüro (telefonisch) darüber informiert.

Kathrin Passig

1974 bis 2020

Der Eser

Während der Techniktagebuch-Marathonlesung auf der re:publica 2019 werde ich aufmerksam auf diesen Beitrag von Molinarius, in dem er sich erinnert und darüber wundert, dass er 1999 in der Schweiz seine Wohnungsmiete jeden Monat bar am Postschalter bezahlte. Er vermutet, das sei auch damals, auch in der Schweiz, komplett unüblich gewesen. Das war es aber nicht.

Als ich im Jahr 1997 beginne, in der Schweiz zu arbeiten, hebe ich meinen Krankenkassenbeitrag jeden Monat von der Bank ab, trage ihn physisch in Scheinen und Münzen zur Post, und zahle ihn dort bar auf das Konto der Krankenkasse ein. Ich frage die Leute in der Bank, das muss doch anders gehen! Aber sie sind nur verwirrt, wieso anders, was meinen Sie jetzt mit anders, ha nein, hier ist die Kantonalbank, dort die Post, wie soll das anders gehen . . .

Um das zu erklären, muss man etwas ausholen.

Erstens hat die Postfinance, die Banksparte der Schweizer Post, bereits 1974 ein recht komfortables Bezahlsystem eingeführt, den „Einzahlungsschein mit Referenznummer“, kurz ESR (üblicherweise als zweisilbiges Wort „Eser“ gesprochen).


Vor der Einzahlung abzutrennen / A détacher avant le versement / Da staccare prima del versamento

Empfangsschein / Récépissé / Ricevuta

Einzahlung für / Versement pour / Versamento per

Kantonspolizei Bern
Verkehrsbussen
3001 Bern

Konto / Compte / Conto 01-41410-0
CHF
120 . 00

Einbezahlt von / Versé par / Versato da

Die Annahmestelle
L'office de dépôt
L'ufficio d'accettazione

Einzahlung Giro — Versement Virement — Versamento Girata

Einzahlung für / Versement pour / Versamento per

Kantonspolizei Bern
Verkehrsbussen
3001 Bern

Konto / Compte / Conto 01-41410-0
CHF
120 . 00

609

Keine Mitteilungen anbringen
Pas de communications
Non aggiungete comunicazioni

Referenz-Nr./N° de référence/N° di riferimento
00 00000 00009 96603 91706 01663

Einbezahlt von / Versé par / Versato da

010000012000>000000000009966039170601663+ 010414100>

Der Rechnungssteller fügt der Rechnung einen fertig ausgefüllten maschinenlesbaren Zahlschein bei, mit dessen Hilfe man die Rechnung an jedem Postschalter sehr einfach bar begleichen kann. Das System wird von den Kunden hervorragend angenommen, fast alle Zahlungen laufen darüber. Nicht nur die von Privatkunden; auch in der Firma schickt mich der Buchhalter ärgerlich weg, wenn ich mit einer zu bezahlenden Rechnung ankomme, der kein ESR beiliegt (oder deren ESR verkramt wurde), und ich muss beim Rechnungssteller reklamieren, bis der ESR nachgeschickt wird.

Zweitens ist Postfinance (meines Wissens auch 2019 noch) nicht vollständig in den Zahlungsverkehr der Banken eingegliedert. Überweisungen zwischen Bank-Welt und Post-Welt sind zwar möglich, aber im Jahr 1997 überaus umständlich. Bis in die Nullerjahre gibt es anscheinend für Privatkunden keinen standardisierten Weg dazu, kein Mensch tut sowas. Dass der Nachfragedruck nach einer vernünftigen Lösung sich in Grenzen hält, liegt wohl an der Liebe der Schweizer zu ihrem ESR.

Auch im Jahr 2019 ist der ESR noch eine Säule der Schweizer Wirtschaft und des Schweizer Gemüts. Inzwischen bezahlt kaum mehr jemand seine Miete oder seinen Krankenkassenbeitrag bar am Postschalter. Solche Zahlun-

gen überweist man ganz normal, wie in Deutschland auch. Aber praktisch jeder Rechnung liegt der ESR bei. Ich richte (bei geöffneter Banking-App) die Handykamera darauf, drücke „OK“, und die Bezahlung ist erledigt.

2020 wird der ESR durch eine neue Lösung mit QR-Code ersetzt werden. Das wird nicht ohne Tränen abgehen.

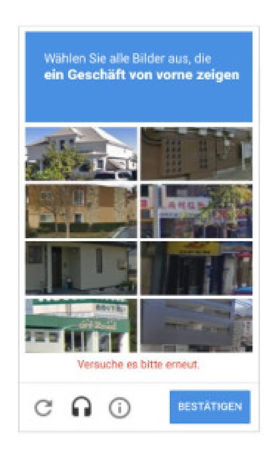
Tilman Otter

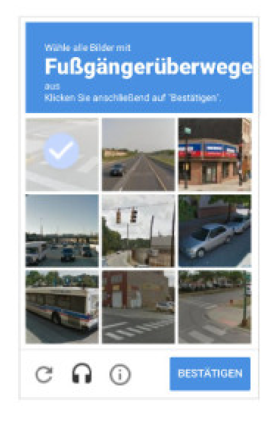
15. Mai 2019, aber auch schon früher ab und zu

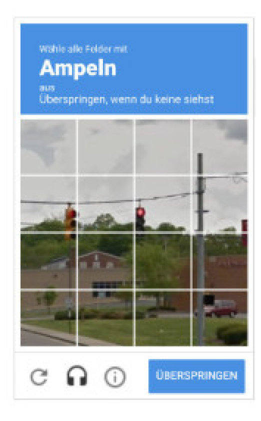
Ich möchte doch nur einen Beitrag im Techniktagebuch lesen

Angelockt durch einen Facebook-Post klicke ich auf einen Link, der mich zu einem Beitrag im Techniktagebuch führen soll. Seit Oath Tumblr gekauft hat, muss ich erst noch einen langen, auf dem Handy unleserlichen Kaufvertrag für irgendwas bestätigen. Ab und zu jedoch glaubt mir das System nicht, dass ich aus Fleisch und Blut bin und verlangt meine Bestätigung, ich sei kein Roboter. Aber auch mit dem Haken gibt es sich nicht zufrieden.

Aus mehreren briefmarkengroßen Bildern muss ich bestimmte aussuchen. Solche, die Geschäfte von vorne zeigen, Fußgängerüberwege, Hydranten, Ampeln oder sonstiges. Leider sind die Bilder nicht nur winzig, sondern meist schlecht fotografiert und zeigen zudem amerikanische Infrastruktur. Wenn eins richtig angeklickt wurde, erscheint noch eins – ich darf erst auf Weiter klicken, wenn kein neues auftaucht.







Leider bestehe ich keinen dieser Tests und nach der dritten Wiederholung hab ich keine Lust mehr. Kurze Zeit später brauche ich mich zum Glück nicht nochmal zu beweisen, da komme ich direkt zum Techniktagebuch durch.

Thomas Jungbluth

Mai 2019

Die Telefon-Gestalt

Mein mittlerweile 13 Monate altes Kind muss uns oft beim Telefonieren zugesehen haben. Wann immer es das Handy von meiner Frau oder mir oder das Handset unseres Festnetztelefons in die Hand bekommt, hält es dieses charakteristisch ans Ohr und schaut kritisch – völlig unabhängig davon, ob etwas zu hören ist oder nicht. Interessant ist auch, was für es sonst noch in

die Kategorie "Telefon" zu fallen scheint. Dazu gehören etwa das Babyphon (okay) und der Hörer der Gegensprechanlage unserer Klingel (logo), aber auch die Fernbedienung unseres Fernsehers.

Alexander Matzkeit

Mai 2019

Netflix als Produktivitätstool

Die Tochter lernt für eine Mathearbeit. Neben dem Hefter liegt ihr Handy, und darauf läuft via Netflix eine Folge Friends. Pädagogische Reflexe setzen ein. Serien schauen beim Lernen, das ginge gar nicht, weise ich sie zurecht. Multitasking sei eine Illusion, das sei vielfach wissenschaftlich erwiesen. Schweigen. Irgendwo schlägt unhörbar eine Tür zu.

Ich rechne es ihr hoch an, dass sie mir später dennoch erklärt, weshalb Friends zum Mathelernen dazugehört. Erstens schaut sie die Folge nicht aufmerksam an – sie hat sie schon mehrfach gesehen und kennt sie in- und auswendig. Die Serie ist also eher wie eine vertraute Hintergrundmusik. (Die Vokabel "Comfort Binge" lerne ich erst einige Tage später.)

Zweitens: Solange Netflix läuft, sind sämtliche Benachrichtigungen deaktiviert. Das lässt sich auch anders bewerkstelligen, wie ich gleich einwerfe, was zum dritten und wichtigsten Punkt führt: Das Handy ist in Greifweite und eingeschaltet und hat zu tun, was die Versuchung reduziert, es zur Hand zu nehmen und damit zu prokrastinieren. Es stummgeschaltet irgendwo liegen zu lassen, so verstehe ich es, wäre viel schwerer, ein kräftezehrender, ständiger Kampf, den sie nicht ausfechten muss, wenn das Gerät da ist und streamt.

Netflix als Anti-Prokrastinationshilfe also. Eine TV-Serie als die geringste ereichbare Signaldichte im medialen Rauschen. Ist das nun ein Grund zur Zuversicht oder zum Händeringen? Die Mathearbeit hat sie noch nicht zurück.

Hanne Nüte

Mai 2019

Eine Wissenschaft für sich

Im Laufe meines Lebens habe ich schon oft mit dem Rauchen aufgehört ... und wieder angefangen. Zuletzt war das im Mai der Fall, als im Bulgarien-Urlaub die Schachtel nur 2,50 € kostete und Urlaub war und es sich bei einer qualmenden Zigarette viel besser aufs Meer schauen ließ. Der ein oder andere kennt das vielleicht. Nach der Rückkehr wurde ich dann mit der harten Realität konfrontiert, dass Zigaretten in Deutschland weiterhin 7,00 € pro Schachtel kosten und stinken und ungesund sind und Frau und Kinder nerven.

Andererseits ist meine Bereitschaft, auf Nikotin zu verzichten, sehr launisch mit starker Tendenz zum „Nö!“. Ich fasste also den Entschluss, mir eine E-Zigarette anzuschaffen. Ich ging ins nächstbeste E-Zigarettengeschäft und sagte: „Guten Tag, ich möchte bitte eine E-Zigarette kaufen.“ Hatte ich da doch noch die Vorstellung, man kauft so ein Ding, befüllt es, schaltet es ein und raucht dann einfach weiter. Tatsächlich habe ich aber die Tür in ein völlig fremdes Universum aufgestoßen. Ich befand mich plötzlich in einer Welt, wo es von USB-Stick-großen Apparaten bis zum kubischen Würfel mit Handydisplay alles gab ... auch preislich. In der Begriffe wie Coil, Ohm / Sub-Ohm-Spulen, Spit-Out, Atomizer und Propylenglykol-Verhältnis zum Standard-Sprachrepertoire gehörten.

Obwohl es E-Zigaretten schon seit 2008 gibt, traf ich im Internet auf Info- und Verkaufsseiten, die eine Mischung aus 90er-Jahre-Zeitreise und dunkelster Ecke des Darknets darzustellen schienen. Alles wirkte ein wenig zwielichtig und unseriös. Weiterführende Recherchen nach der richtigen Einsteigerzigarette führten mich auf Youtube, wo Amerikaner mit knapp 600.000 Followern auf ihrem runtergeranzten Sofa vor einer Pink-Floyd-Flagge sitzend brüllend riesige Rauchwolken ausstoßen. Es ist mir bis jetzt nicht gelungen, einen halbwegs seriösen Kanal zu dem Thema zu finden.

Eine weitere Wissenschaft für sich sind die Liquids, die man in die Zigaretten einfüllen kann. Nicht nur die tausendfache, überwiegend unangenehm süße Vielfalt überfordert hier, sondern auch die richtige Zusammensetzung für die eingesetzte Technik (Stichworte: Wattzahl, Airflow, Ohmzahl der Coils, VG/PG-Verhältnis usw.) zu finden. In der Aufmachung sind die alle sehr poppig, bunt und mit originellen Namen ausgestattet, was ein älteres Publikum nur zusätzlich verstören dürfte. Ich kann mir jedenfalls absolut nicht vorstellen, wie sich ein Oberstudienrat a.D. in der guten Stube seiner Altbauwohnung in Hamburg-Winterhude einen Shot „Blue Heisenberg“ oder „Thai Beast“ in den Vaper schüttet.

Dabei hat E-Smoking schon so seine Vorteile. Klar, es ist nach wie vor eine Form des Rauchens und damit unbestreitbar ungesund, aber: es stinkt nicht, es lässt sich dosieren, es belästigt niemanden über Gebühr und ist, hat man sich erstmal in die Materie eingearbeitet, eine technikunterstützte bequeme Form des Rauchens (bzw. Dampfens, denn es wird ja nichts verbrannt).Ich behaupte rein subjektiv, mein Nikotinkonsum hat sich stark verringert und es geht meinem Körper besser, da ich ihn mit rund 4.000 giftigen Substanzen weniger belaste, was aber, und das soll das Fazit dieses Textes sein, immer noch weit entfernt von der Freiheit und Gesundheit eines Nichtrauchers ist.

arronherb

Mai 2019

Ich werde (unter anderem) Technikversuchskaninchen

Die Geburt unseres zweiten Kindes steht an und da es ein geplanter Kaiserschnitt ist, habe ich tatsächlich Zeit und Ruhe, mir über die involvierte Krankenhaustechnik Gedanken zu machen – unter Wehen hatte das beim ersten Mal eher weniger Priorität. In diesem Fall ist es noch besonders interessant, da ich eine der ersten Patientinnen im neu eröffneten Kreisssaal des Krankenhauses sein werde. So neu, dass in den Fluren noch von Handwerkern die letzten Schrauben in die Wand gedreht werden und überall noch Werkzeug und Verpackungen herumstehen.

Auch das Computersystem des Trakts ist so neu, dass sich das Personal erst noch damit vertraut machen muss. Schon der Anruf am Abend zuvor, um den OP-Plan und damit die genaue Uhrzeit, zu der ich vor Ort sein muss, zu erfragen, stellte die diensthabende Hebamme deshalb vor eine Herausforderung. "Sie sind hier irgendwo drin, aber ich finde Sie gerade nicht!" Ähnliche Schwierigkeiten stellt jetzt meine Aufnahme in die digitale Patientenkartei dar, so dass mein Mann und ich noch im – natürlich ebenfalls brandneuen – Wartezimmer Platz nehmen dürfen.

Im Kreisssaal selbst beginnt eine lange Kette von Entschuldigungen des Klinikpersonals, die mit "wir öffnen heute ständig falsche Schubladen aber das sagt nicht über unsere sonstige Kompetenz aus, bitte sorgen Sie sich nicht!" zusammenzufassen sind. Auf dem Bildschirm, auf dem beim CTG die Herztöne des Babies erfasst werden, verirrt sich ab und zu ein fremder Mauszeiger. Auch der OP-Saal, in den ich bald verlegt werde, ist sehr Hightech und quasi noch unberührt – "Wie stellt man hier die Klimaanlage ein?" "Keine Ahnung!" Seltsame Vertrautheit in all der Klinikatmosphäre schafft ein Monitor, auf dem der Windows-10-Startbildschirm zu sehen ist. Wozu er dient, vergesse ich allerdings zu fragen.

“Sie sind heute so etwas wie unser Versuchskaninchen, ich hoffe das macht Ihnen nichts,” wird mir beim Verlassen des OP-Saales gesagt, denn wohl auch das Bett, in dem ich liege, und seine Mechanik sind ganz neu. Ich könnte erklären, dass mich das absolut nicht stört, sondern dass sie mit mir als Mitglied der Techniktagebuchredaktion kaum eine passendere Kandidatin hätten finden können, aber ich bin von dem neuen Familienmitglied in meinem Arm und der abklingenden Betäubung doch noch etwas zu eingenommen.

Angela Heider-Willms

28. Mai 2019

Technik im Gerichtssaal

Ich nehme als Schöffin an einer Gerichtsverhandlung im Münchner Amtsgericht teil: Es geht um einen Raub im Fußballfan-Umfeld, der auf dem Parkplatz eines Supermarkts stattgefunden hat. Zu den Beweismitteln gehört auch das Filmmaterial aus der Überwachungskamera des Supermarkts, sowohl Aufnahmen vom Parkplatz als auch von den Beschuldigten im Supermarkt.

Aufbereitet hat das Material die örtliche Polizei, die auch die Aussagen der Tatgeschädigten aufgenommen hat; die Polizeibeamtin ist als Zeugin vorgeladen.

Damit die Richter (also hauptamtlicher Richter und zwei Schöffinnen), die Staatsanwältin und die beiden Verteidiger den Film sehen können, hat der Richter einen Laptop dabei. Er stellt ihn auf den Richtertisch und dreht ihn Richtung Zuschauer. Wir alle stellen uns im Halbkreis vor dem Laptop auf. Der Film ist auf einer CD, der Richter schiebt diese ein und startet den Film. Der Film hat Anfangstitel mit Ort, Fall, Zeit, die schlicht sind, aber immer von links einfliegen. Über die Aufnahmen der Überwachungskamera hat die Polizeibeamtin an den wichtigsten Stellen Kästchen mit Text gelegt, die auf Schlüsselmomente und -details weisen.

Viel ist nicht zu sehen, der Tathergang war zu weit von der aufnehmenden Kamera entfernt. Das Beweismittel hatte seinen eigentlichen Zweck bereits vor der Verhandlung erfüllt, nämlich für die Identifikation der Beschuldigten.

die Kaltmamsell

Mai 2019

Blaumeisennachwuchs! Schon wieder! Und diesmal sind wir live dabei!

Die Blaumeisen im Nistkasten auf unserem Balkon erleben einen zweiten Frühling: Direkt nach der erfolgreichen Aufzucht von etwa 6 Jungtieren legen sie erneut 7 Eier ins Nest. Das ist unsere Chance, das Kamera-Setup, das eigentlich fürs nächste Jahr geplant war, schon mal einzurichten und zu testen. Wir wollen den Eingang des Häuschens von außen beobachten.

Eine IP-Cam ist noch von einem früheren Projekt übrig, ein Raspberry Pi wird neu gekauft. Die Kamera wird mit Bindfaden an einem Rohr am Balkon befestigt.



Die Kamera soll den Videostream per WLAN an den Raspberry Pi im Wohnzimmer schicken, der wiederum die Videos auf einer angeschlossenen Festplatte abspeichert. Die Kamera hat zunächst Probleme mit der Netzwerkver-

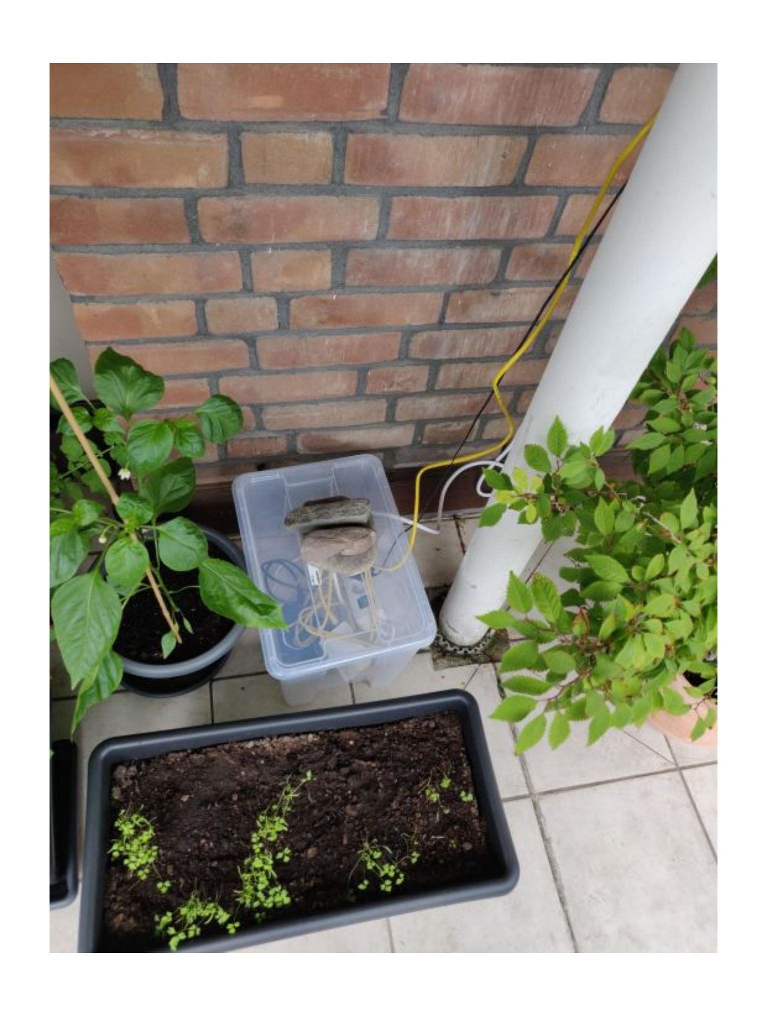
bindung, weil die Hauswand besonders massiv ist und der Router im Haus ungünstig platziert ist. So entstehen ruckelige Videos, auf denen kaum etwas zu erkennen ist.

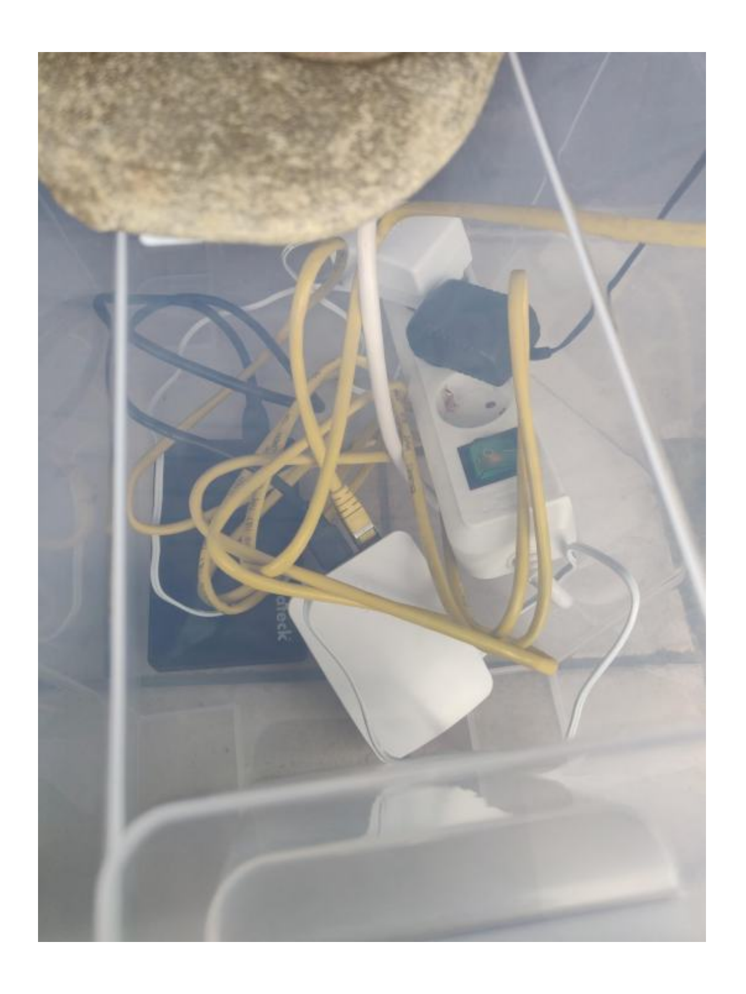
Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Wir beschließen also, das ganze Setup nach draußen zu verlegen. So verschieben wir die WLAN-Probleme der Kamera zum Raspberry Pi. Das ist aber nicht schlimm, weil jetzt zumindest stabile Videos mit guter Framerate aufgenommen werden.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Der Raspberry Pi, die Festplatte für gespeicherte Videos und eine Mehrfachsteckdose für die Geräte werden unterhalb des Rohrs in einer wasserdichten Kiste verstaut. Der Deckel der Kiste wird mit Steinen fixiert.





Um die Kamera so einzurichten, dass es einen Livestream gibt und außerdem bei Bewegungen am Häuschen eine Aufnahme gestartet wird und die Clips auf der Festplatte abgelegt werden, müssen wir uns mit folgenden Dingen auskennen:

- Welcher Raspberry Pi mit welcher Ausstattung ist für das Projekt geeignet? (Der 3B+, das aktuell stärkste Modell, erfüllt alle unsere Anforderungen.)
- Welche Software ist für die Bereitstellung des Livestreams geeignet? (Wir entscheiden uns für motionEye.)
- Wie richtet man mit Docker und Docker Compose die nötige Software auf dem Raspberry Pi ein?
- Wie wird die Direktverbindung zwischen Kamera und Raspberry Pi richtig konfiguriert? Der Raspberry Pi soll mit einem Netzwerkkabel mit der Kamera verbunden sein und gleichzeitig via WLAN im Heimnetz hängen. Dazu müssen für die Netzwerkinterfaces der Kamera und des Raspberry Pi statische IP-Adressen eingerichtet werden.
- Wie richtet man auf dem Raspberry Pi nginx als Reverse Proxy ein, damit die Verbindung nach außen mit TLS gesichert ist (https statt http)?
- Wie richtet man am Router Portfreigaben ein, damit man von außen über einen Browser auf die Geräte bei uns zuhause zugreifen kann?

Nach erfolgreicher Einrichtung des ganzen Setups nimmt die Kamera automatisch Videos auf, wenn Bewegungen am Vogelhäuschen erkannt werden. Leider gibt es noch ziemlich viele false positives, zum Beispiel wenn wir uns ans Fenster stellen, um nach den Vögeln zu schauen. Wir müssen die Empfindlichkeit der Bewegungserkennung wohl noch besser kalibrieren.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

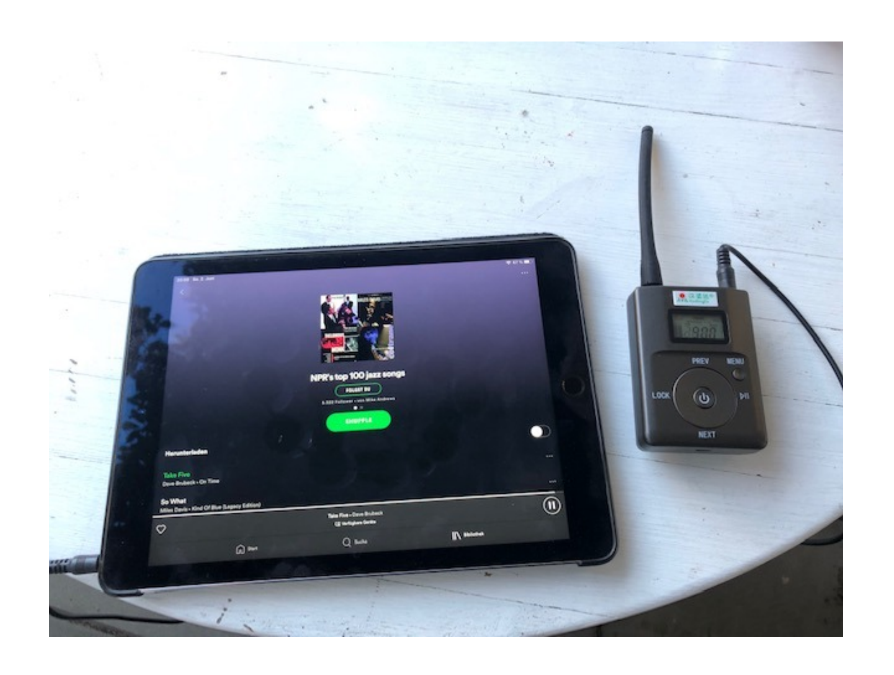
motionEye ist eine Open-Source-Software. Weil das Setup so schön funktioniert, spenden wir direkt etwas Geld an die Maintainer, mit einer kurzen Beschreibung des Projekts, für das wir die Software nutzen.

R. Seyffarth

2. Juni 2019

Wer hören will, muss durch Wände gehen

Hinter unserem Häuschen haben wir eine geschützt liegende Terrasse, die wir unsere Lounge nennen. Dort sitzen wir gern an lauen Sommerabenden und lassen uns mit Musik berieseln. Die kommt sehr häufig von Schallplatte, es können aber auch andere Klangquellen ausgewählt werden. Denn es ist eine alte Stereoanlage aus den frühen 1990er Jahren, die nach wie vor klaglos ihren Dienst verrichtet. Platten muss man bekanntlich (?) nach rund 15 bis 25 Miinuten umdrehen. Außerdem ist die Plattensammlung nicht nur recht klein, sondern teilweise auch zum Fremdschämen. Alles von damals ist heute auch bei noch so wohlwollender Betrachtung nicht mehr unbedingt schön. Da darf es statt Schallplatte auch mal was anderes sein. Und heute soll es mal Spotify sein.



Natürlich gibt es in der Lounge Wlan, so dass man Spotify z. B. mit dem iPad nutzen kann. Nun müsste ich aber vom iPad ein Kabel vom Kopfhörerausgang zur Stereoanlage legen. Das geht zwar grundsätzlich, aber weder habe ich ein lang genuges Kabel, noch Lust zum Verdrahten, weil ja die Wand zwischen draußen und drinnen im Wege ist. Was ich aber habe, ist einen kleinen FM-Transmitter. Den wollte ich eventuell für die Techniktagebuch-Session auf der re:publica in der Hinterhand haben, falls das mit den Kabeln da nicht klappt. Dazu ist es aber nicht gekommen. Dann kommt er eben nun zum Einsatz.

Ich stelle den Minisender und das Radio in der Stereoanlage auf die gleiche Frequenz ein, schließe den Sender mit einem beiliegenden Kabel an das iPad an, und auf Anhieb ertönt die Spotify-Wunschmusik aus den Boxen.



Das Spotify-Signal kommt also erst per Wlan vom Router durch die Wand ins iPad, von dort über Kabel in den kleinen Sender und von dort zurück durch die Wand in das Radio. An den Verstärker des Radios (es ist ein sogenannter Receiver) sind die Boxen mit Kabeln angeschlossen, die wiederum durch die Wand nach draußen verlaufen. Eine Box ist ein altes Röhrenradio, von dem der Röhrenteil wahrhaftig in Rauch aufgegangen ist. Dort ist ein Kabel direkt an den darin befindlichen Lautsprecher angeschlossen. In der anderen Ecke steht ein kleiner Zusatzlautsprecher für einen transportablen Plattenspieler oder ähnliches aus den 1950er Jahren, also passend zum Radio. Damit ist der Raumklang natürlich zig Mal besser als mit einem Bluetooth-Lautsprecher, mit dem das ganze Brimborium nicht notwendig gewesen wäre.

Es gibt vielleicht noch komplizierte Wege, Musik zu hören. Aber viel öfter kann ein Signal vermutlich nicht durch dieselbe Wand gehen, bevor man es hört.

Markus Winninghoff

Juni 2019

Your mileage may vary

Ich habe einen Kundenbesuch in Belgien direkt an der französischen Grenze. Es steht nur ein Arbeitstag zur Verfügung, also muss ich abends von Nürnberg nach Paris fliegen und abends drauf zurück. Ich lasse von meiner Firma einen Mietwagen am Flughafen Charles de Gaulle anmieten, mit dem ich die restlichen gut 200 Kilometer zum Hotel, am nächsten Tag zum Kunden und wieder zurück fahre. Alles klappt wie am Schnürchen, insbesondere erlebe ich CDG zum allerersten Mal als angenehm, weil man nicht unter Zeitdruck vom kleinen, hintersten Ankunftsterminal 2G erst einmal durch den riesigen Flughafen irgendwo anders hin muss, sondern einfach das Terminal verlässt und in den Mietwagen steigt. Der Wagen, ein kleiner SUV, hat sogar ein integriertes Navi, dessen Bedienung ich erst einmal von Englisch auf Deutsch und die Einheit von Meilen auf Kilometer umstelle.

Eine Woche nach Rückkehr bekomme ich die Rechnung, in der neben den normalen Gebühren von brutto ca. 70 Euro auch knapp 200 Euro für übermäßige Kilometer ausgewiesen werden: Ich soll in den 23 Stunden Mietzeit 1350 Kilometer zurückgelegt haben. Mit Google Maps überschlage ich, dass es tatsächlich nur etwas unter 500 gewesen sein können. Ich rufe an, der Hotline-Mitarbeiter schaut im digitalen Fahrtenbuch nach: Die Kilometerstände wurden lückenlos abgelesen: Übergabe bei 1430, Rückgabe bei 2780. Ich bin aber definitiv nicht die ganze Zeit mit dem Auto quer durch Frankreich gefahren, wie kann das also sein?

Nach etwas Nachdenken komme ich auf die einzig mögliche Erklärung: die Kilometerstandanzeige selbst. Rechnet man 1430 als Meilen, entspricht das 2301 Kilometern. Mit Rückgabe bei 2780 ergeben sich 479 Kilometer, was genau zu meiner tatsächlichen Route passt. Durch die vollständige Integration des Navigationssystems in den Bordcomputer hat meine Umstellung der angezeigten Entfernung im Navi gleich den Kilometerstand des Fahrzeugs mitgeändert. Es denkt nur niemand daran, dass ein Tacho abwechselnd Meilen und Kilometer anzeigen kann.

(Mit etwas Nachhilfe meiner firmeneigenen Reise-Beschwerdestelle hat der Anbieter die so begründete Reklamation einen Monat später akzeptiert und überweist jetzt den Differenzbetrag zurück.)

giardino

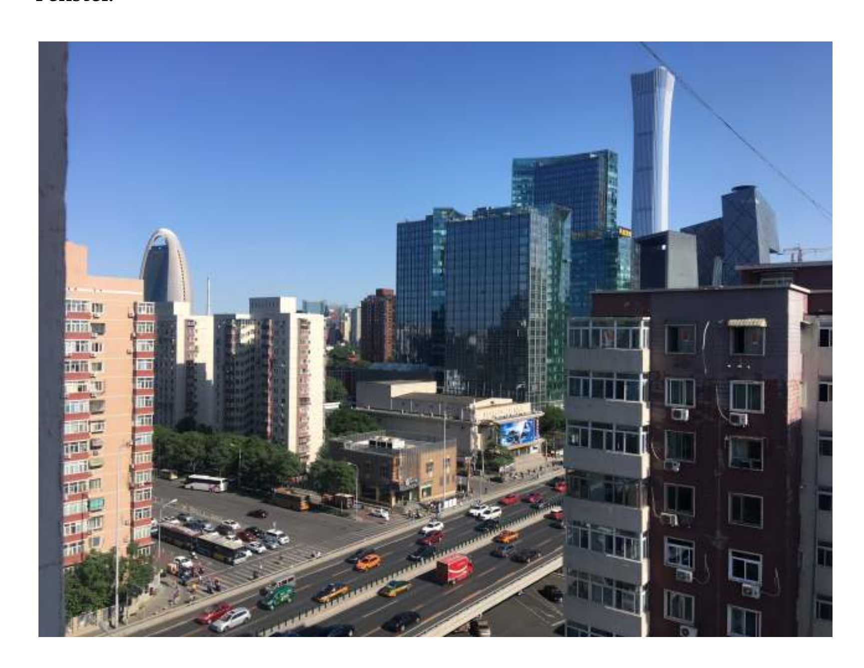
14. Juni 2019

Meine Stadt, mein Bezirk, mein Viertel, meine Gegend, meine Straße, mein Zuhause, kein Strom

Ich komme am frühen Samstagabend in unsere Beijinger Wohnung und kriege die Klimaanlage nicht an (erster Routineschritt nach dem Reinkommen bei permanent über 30 Grad hier). Also: Ich drücke ein paar Mal auf die Fernbedienung und es piept nicht, was erstmal normal ist, weil die Batterien recht schwach sind. Dann aber sehe ich, dass gar kein Licht auf der Klimaanlage leuchtet und dann, dass der Router ebenfalls nicht leuchtet und dann probiere ich Lichtschalter und mache mal den Kühlschrank auf. Wir haben keinen Strom mehr.

Unsere Wohnung ist im 14. und damit obersten Stock eines etwas in die Jahre gekommenen Wohnblocks, vermutlich so aus den 80er-Jahren, direkt an der Kreuzung des dritten Autobahnrings mit einer der Ost-West-Achsen-Hauptachsen von Beijing, mit entsprechendem Lärmpegel. Der Wohnturm ist Teil einer Anlage mit vier oder fünf Türmen und mehreren flacheren Ge-

bäude, dazwischen diverse Wege und Ausgänge in die umliegenden Straßen. Auf dem Gelände befindet sich unter anderem auch ein Gesundheitszentrum, ein kleines Restaurant, eine Packstation, irgendein Gaslieferant, ein großer Fahrrad- und Mofaschuppen, dazu kommen diverse kleine Bänke, wo nachmittags die Alten aus den umliegenden Häusern sitzen und plauschen und nachts hin und wieder Leute Bier trinken, in ihre Smartphones gucken und rauchen. Wir sind die einzigen Nicht-Chinesen hier und es gefällt mir im Kontrast zum Berliner Altbau-hohe-Decken-ruhiger-Innenhof-Porn ziemlich gut, mal so zu wohnen. Außerdem habe ich einen tollen Blick aus meinem Fenster.



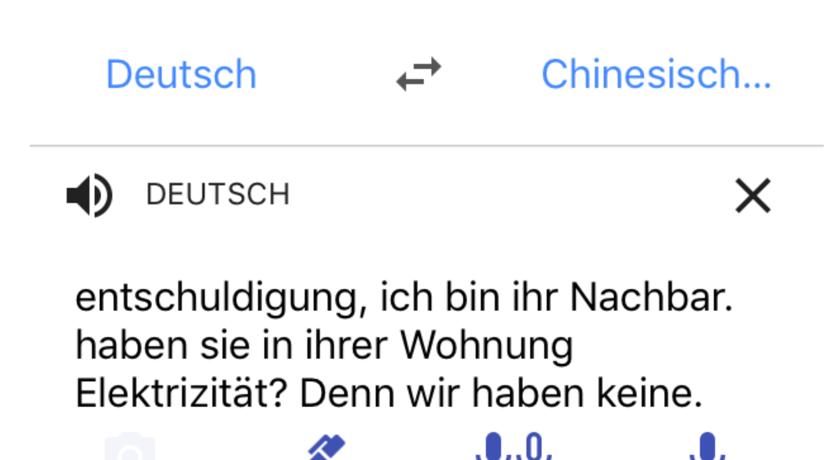
Wir haben die Wohnung über AirBNB gemietet und A., unseren Vermieter, niemals persönlich getroffen. Er gab uns vorher eine sehr präzise Wegbeschreibung mit vielen Fotos und den Doorcode.

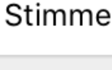
Aber zurück zum Stromausfall. Der Fahrstuhl ging noch, also ist es kein Komplett-Blackout im ganzen Viertel (oder der Fahrstuhl hat ein Notstromaggregat). Ich schreibe also als allererstes eine Nachricht in den WeChat-Gruppenchat mit A. und N., meiner Mitbewohnerin, und schicke ihm auch ein Foto vom Sicherungskasten in unserer Wohnung mit, der so aussieht, als wäre keine Sicherung raus.



Als nächstes räume ich die Sachen aus dem Kühlschrank ins Eisfach und dusche erstmal, das geht zum Glück noch, sogar ein Rest warmes Wasser ist im Boiler. Weil sich A. überraschenderweise noch nicht gemeldet hat (auf

AirBNB hatte A. im Vorfeld quasi immer sofort auf Nachrichten geantwortet, selbst zu Zeiten, die für China ungünstig erschienen), nehme ich meinen Mut zusammen und gehe zu den Nachbarn. Ich will herausfinden, ob sie Strom haben oder eben nicht. Eine entsprechende Frage habe ich mir in meiner Google-Translate-App zurechtgelegt.





Ich erwische eine ältere Dame in der Wohnung neben uns und zeige ihr den Satz. Sie antwortet. Ich versuche, die Diktierfunktion einzustellen, aber bin etwas zu hibbelig und als ich es schließlich hinkriege, geht sie nicht richtig. Erschwerend kommt hinzu, dass die alte Frau immer auf den angezeigten Mikrofonbutton drücken will, also „halten und dabei sprechen", man muss aber sprechen und ihn dann einmal zum Beenden drücken. Ich versuche ihr das mittels des Translators zu erklären, aber es scheitert alles kolossal. Dass bei ihr Licht brennt, habe ich in indes längst gesehen.

Sie nimmt mich dann mit auf den gemeinsamen Flur, wo mehrere graue Kästen hängen, steigt auf einen Stuhl, und schaut sich einen davon an. Dann sagt sie wieder etwas, was ich nicht verstehe. Sie holt noch den Nachbarn von Gegenüber hinzu, einen mittelalten Mann. Beide reden jetzt mit mir und bei ihm klappt es mit der Translate-App soweit, dass ich einen Satz wie „Gut zu kaufen" und „Sie geben auch Geld aus, um zu kaufen" ausgespuckt bekommen.



So langsam verstehe ich: In allen Kästen blinken nämlich zwei Zahlen abwechselnd, eine ziemlich lange und eine kleinere. Die lange ist vermutlich der Gesamtverbrauch, die kleine das Guthaben. Das Guthaben bei unserem – also dem, den die Frau inspiziert hatte – ist bei 0. Unser Display leuchtet auch als einziges hell, vermutlich als Warnung.



Ich bedanke mich bei den Nachbarn und schreibe A. von den neuen Erkenntnissen, schicke auch ein Foto vom Kasten mit. Jetzt kommt auch N. nach Hause. Ich gehe erstmal in einen Park in der Nähe, wo es angenehmer ist als in der aufgeheizten, klimaanlagenlosen Wohnung. Nach knapp einer weiteren Stunde meldet A. sich im Chat, entschuldigt sich umfangreich, er habe jetzt neues Guthaben aufgeladen. Am Samstagabend – ich stelle mir vor, dass man in Deutschland jetzt bis Montagmorgen hätte warten müssen, wenn die Hotline wieder besetzt ist. Zusammen mit einem weiteren Foto kann er N. den Schalter am Kasten zeigen, den sie jetzt noch umlegen muss. A. entschuldigt sich erneut und verspricht, uns dafür „some fruits“ zu kaufen.

Als ich aus dem Park zurückkomme, ist im Fahrstuhl mit mir ein Bringdienst-Mann. Er fragt mich nach einer Wohnung, ich verstehe nur das chinesische Wort für vierzehn. Er will zu uns und ich schicke ihn fast weg – was würden wir hier schon bestellen können – da wird klar: Es ist der Fruchtbote. Das mit “some fruits” war ernst gemeint und wurde sofort umgesetzt. Wir haben acht Plastikschalen mit Ananas, Wassermelone, Orange, Mango und Pomelo bekommen.

Michael Brake

Juni 2019

Die Geste, die schon falsch war, als sie noch richtig war

Ich erzähle in den letzten Wochen öfter von unserem Urlaub, unter anderem von der Überfahrt mit der Fähre. Besonders fasziniert hat mich, wie gut ich auf dem Schiff in einer Innenkabine mit viel zu kurzen Betten geschlafen habe. Als ich aufwachte, guckte ich auf mein Smartphone, um zu sehen wie spät es war. Ich hatte damit gerechnet, dass es noch mitten in der Nacht wäre, tatsächlich war es aber schon Morgen, weil ich einfach wie ein Stein durchgeschlafen hatte.

Wenn ich die Geschichte erzähle, sage ich allerdings immer, dass ich auf die Uhr geguckt hätte und mache dabei so eine Armbanduhr-Geste mit dem Handgelenk. Das ist nicht nur Unsinn, weil ich gar nicht auf eine Uhr, sondern auf mein Smartphone geguckt habe, sondern auch, weil ich selbst in Zeiten, als es noch üblicher war, Armbanduhren zu tragen, eigentlich fast nie eine getragen habe.

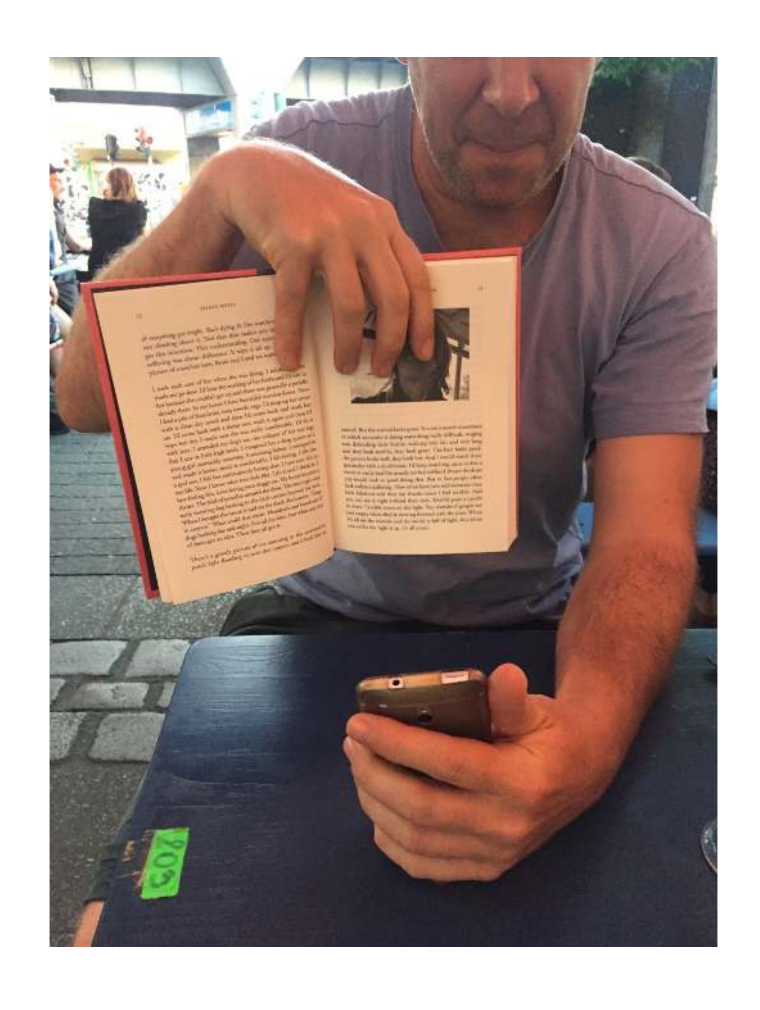
Vermutlich habe ich in meinem Leben schon öfter eine uhrenlose Auf-die-Armbanduhr-Guck-Geste gemacht, als ich tatsächlich auf eine vorhandene Armbanduhr an meinem Handgelenk geguckt habe.

Anne Schüßler

Juni 2019

Instantarchivierung nur mit Selfiekamera möglich

Ich erzähle Cornelius von einer Textstelle aus einem Buch von Eileen Myles. Ich habe das Buch dabei und zeige sie ihm, er ist so angetan wie ich davon und möchte sie sich merken. Das geht einfacher mit einem Foto, so kann sie auch korrekt zitiert und einfach weitergegeben werden, eine eBook-Ausgabe besitze ich nicht. Cornelius‘ Handy ist sehr lebenserfahren, die Kamera funktioniert nur noch im Selfiemodus. Das Buch abzufotografieren erfordert deshalb eine spezielle Buch- und Körperhaltung, die mehrfach justiert werden musste und die ich hier dokumentiere. Das Angebot, ich könne ein bereits auf meinem IPhone vorhandenes Foto einfach weiterleiten, wurde ausgeschlagen.



Hanna Engelmeier

22. Juni 2019

Ruins of the Digital Age

Wann begann eigentlich das digitale Zeitalter? Eine gängige Definition, die man unter anderem in der Wikipedia findet und die von dort vermutlich fleißig abgeschrieben und verbreitet wird – sie stammt von Martin Hilbert von der University of Southern California –, besagt: seit 2002. Damals™ gab es erstmals so viel digitalen wie analogen Speicherplatz auf der Welt.

Gleichzeitig tauchte schon zwei Jahre zuvor der Begriff des Postdigitalen auf, und umgekehrt reichen die Ursprünge des Digitalen Zeitalters deutlich weiter in die Vergangenheit. Dass das digitale Zeitalter eine gewisse Reife erreicht hat, zeigt sich auch am Vorhandensein von digitalen Ruinen. In Beijing etwa findet sich (hier am 3. Ring nahe der Station Hujialou) ein verwitterter Kasten, der einmal ein Digital Beijing Information Kiosk war.


人民日报社
人民数字
数字北京信息亭


数字北京信息亭
Digital Bei
formation Kiosk

Seine frühere Funktionsweise erschließt sich nicht mehr unmittelbar, Archäologen würden hier einiges zu tun haben. Wir können ihn als Erinnerung dafür sehen, dass unsere Gegenwart schon bald nur noch eine leere Hülle sein wird, die von den nachfolgenden Generationen bestaunt werden wird, wie wir es heute mit alten Gasometern und Fabrikhallen tun.

Michael Brake

Juni 2019

Bücher, ferngesehen

Jetzt wo ich einen Fernseher in der Wohnung habe, will ich darauf natürlich auch Bücher lesen. Das heißt – so natürlich ist dieser Wunsch offenbar gar nicht, denn alles, was ich dazu im Netz finde, sind ein paar verächtliche Kommentare der Form: »Bücher auf einem Fernseher? Was für ein Quatsch. Das braucht doch niemand.«

Dabei wäre es so einfach. Amazon müsste nur einen Roku-Kanal für Bücher anbieten. Das wäre eine kleine App, die auf meinem RokuTV läuft, ähnlich wie die Netflix-App oder die Spotify-App. Diese App würde auf die Bestandsliste meiner Bibliothek auf den Amazon-Servern zugreifen und von dort dann einzelne Bücher herunterladen und sie seitenweise anzeigen, so wie jeder E-Reader.

Leider gibt es nicht die Spur so einer App, und ich habe auch nicht das Gefühl, dass Amazon sie in absehbarer Zeit anbieten wollen könnte. Vielleicht könnte ich mir selber so eine App schreiben? Bei Roku kann man seine eigenen »Channels« programmieren, aber meine App müsste dann immer noch bei Amazon Zugriff auf die Bücher bekommen, und das geht nicht. Logisch, da hätten die Buchverlage sicher was dagegen.

Bleibt also nur, den kompletten Bildschirm meines Smartphones oder Laptops auf den Fernseher zu casten. Dafür gibt es zur Zeit drei Protokolle: Chromecast von Google, Apple Airplay und Miracast. Mein Fernseher kann nur

Miracast. Android-Telefone können normalerweise auch Miracast, zumindest mit einer Zusatz-App. Es sei denn, es handelt sich um ein Hardcore-Android-Telefon wie mein Pixel 2XL, wo Google das Miracast-Protokoll irgendwie technisch verhindert.

Ich erforsche das nicht weiter und kaufe stattdessen seufzend ein Chromecast-Dongle. Das schließe ich an einen der HDMI-Eingänge meines Fernsehers an und kann jetzt den Chrome-Browser oder den ganzen Bildschirm des Smartphones auf den Fernseher casten. Na bitte.

Und das Bücherlesen ist toll. Ich nehme dazu die Kindle-App auf dem Smartphone und schalte es ins Querformat. Jetzt kann ich im Sessel sitzen und das Buch auf dem zwei bis drei Meter entfernten Bildschirm lesen, gestochen scharf und in angenehmer Typographie. Mein Smartphone behalte ich dabei in der Hand, die ich lässig über die Armlehne baumeln lasse, und kann es – dank Umblättern mit den Lautstärketasten – wie eine Fernbedienung benutzen.

Wie haben die Leute eigentlich Bücher gelesen, bevor es Fernseher gab?

André Spiegel

25. Juni 2019

Bargeld lacht (zum letzten Mal röchelnd auf)

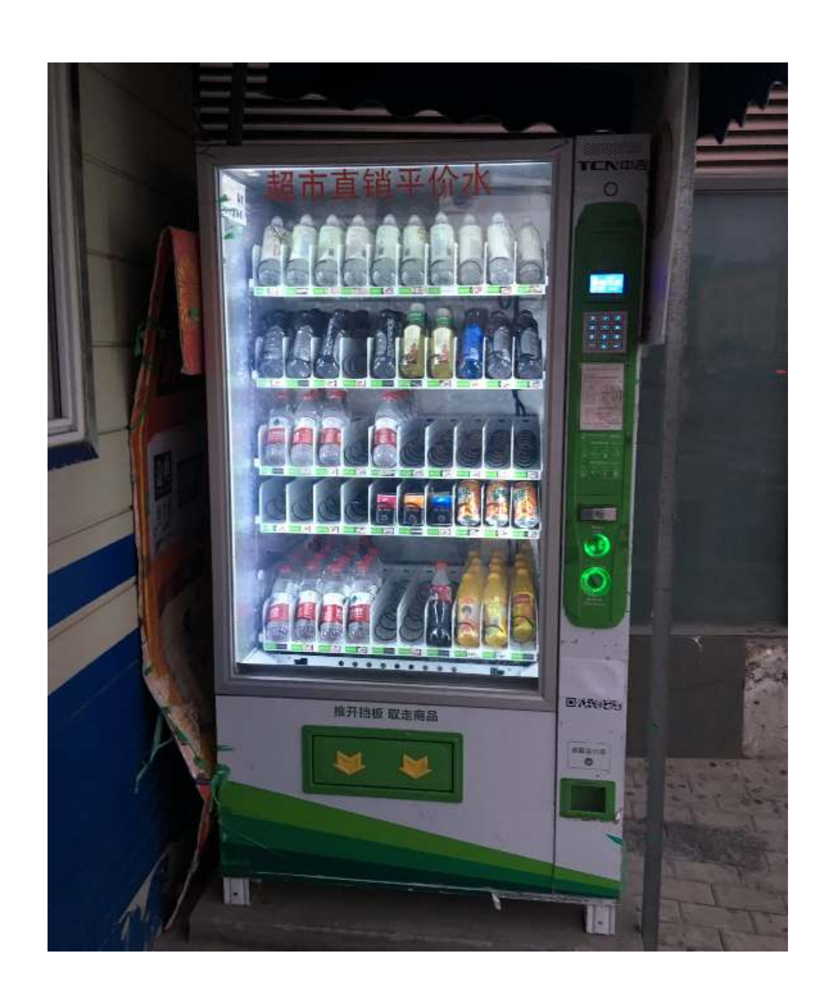
Bargeldloses Bezahlen ist in Beijing (bzw. ich vermute: in ganz China, jedenfalls in den Städten) die selbstverständlichste Sache der Welt. Überall finden sich die markanten kleinen Karten mit den QR-Codes, meist eine in laubgrün (WeChat Pay, die in die Alleskönner-App WeChat integrierte Geldtransfermöglichkeit) und eine in hellblau (Alipay, das Online-Bezahlsystem der Alibaba Group). Und mit überall meine ich überall, beispielsweise auch an meinem Lieblingsstreetfood-Stand (es baumelt prominent in der Mitte).



Im Internet finden sich Videos von chinesischen Bettlern, die mit Mobile Payments arbeiten. Ich kann das nicht bestätigen, weil ich in dreieinhalb Wochen genau einen Bettler in Beijing gesehen habe. Wie auch immer, jedenfalls: Überall zahlen fast alle fast immer bargeldlos.

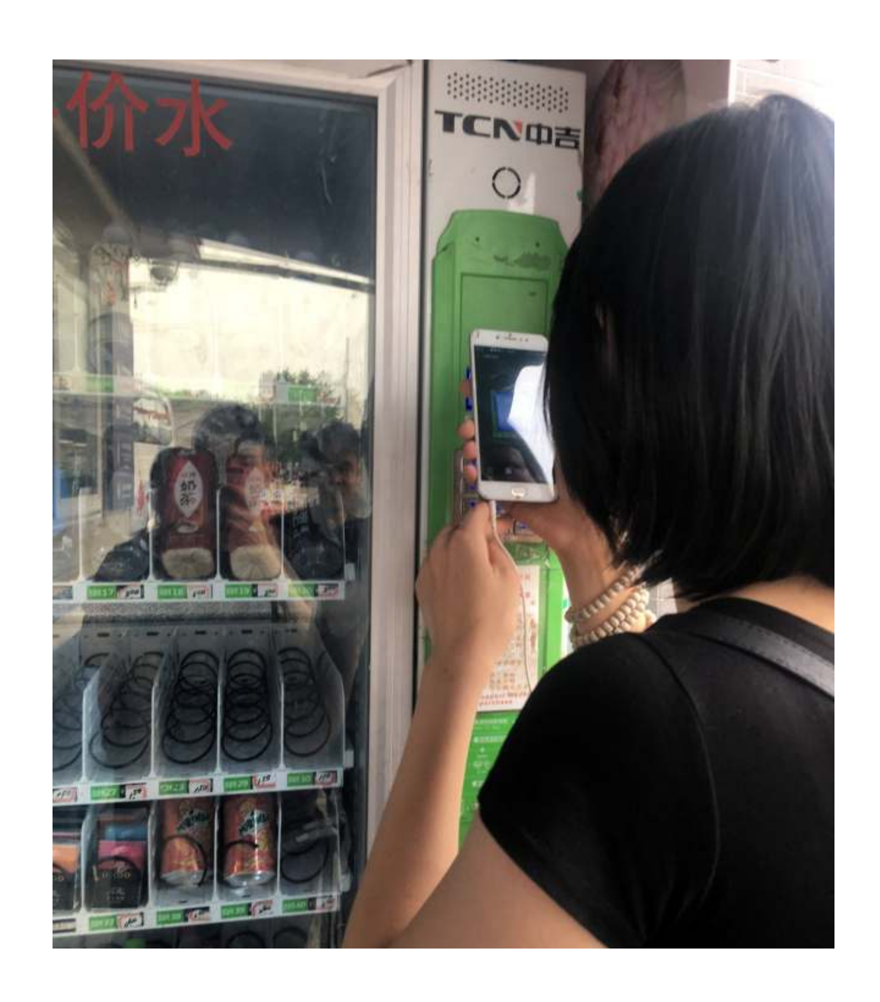
Nur wir haben noch unsere Geldscheine und Münzen dabei, denn ohne chinesisches Bankkonto ist es schwierig bis unmöglich, in das System reinzukommen. (Ich habe ein wenig gegoogelt, es gibt Anleitungen, aber meist haben sich die Bedingungen seitdem schon wieder dreimal geändert und für einen Monat Aufenthalt geht es – noch – auch ohne; ich vermute, in zwei, drei Jahren kriegt man echte Probleme)

Heute bin ich dann an einem Getränkeautomaten. Dessen blau-weißes Display sieht zwar aus wie aus einer fernen Vergangenheit, aber einen QR-Code kriegt es gerade noch hin.


超市直销平价水
TCN
推开挡板 取走商品



Ist es aber zu hell, spiegelt das Display. Und es ist leicht zu hell, dafür reicht schon ein bewölkter Nachmittagshimmel. Es dauert jedenfalls mehr als fünf Minuten, bis ich dran bin, dabei stehen in der Schlange vor mir nur vier Menschen. Nicht alle von ihnen haben anschließend Getränke.



Ich hingegen kaufe mir mit meinem Münzgeld in weniger als 20 Sekunden zwei Flaschen Wasser für 3 Yuan (umgerechnet etwa 40 Cent). Wie so ein Tier.

Michael Brake

Seit Mitte 2017

Ich singe ein Loblied auf das iPad, doch der Weg zum papierlosen Chorsingen ist noch weit.

In den verschiedenen Chören, in denen ich gleichzeitig oder nacheinander mitsinge, greift es immer mehr um sich, dass Noten älterer Stücke den Sänger*innen als pdf zugemailt werden. Dank großer Sammlungen wie "Choral Public Domain Library" sind immer mehr Noten im Internet frei verfügbar, also kostenlos und ohne Urheberrechtsschwierigkeiten.

Die meisten drucken sich die Noten zu Hause aus und haben dann eine Mappe voller loser, oft nur einseitig bedruckter Blätter. Beides – Ausdrucken und Blätterchaos – ist mir inzwischen zu lästig. Seit ca. 2017, als ich mir ein iPad in passender Größe leistete, lade ich über den Umweg Dropbox alle diese Noten in die Forscore-App, die auch Eintragungen (mit Spezialstift oder einfach mit dem Finger) und seitenweises Blättern (statt Scrollen) erlaubt.

Inzwischen fotografiere ich auch einen Teil der ausgeteilten Noten über die Dropbox-Anwendung, singe aus der digitalen Sicherheitskopie und lasse die gedruckten Noten im Depot. Das "Scannen" geht so schnell, dass ich das auch bei laufender Probe mit den Noten der Nachbarin machen kann, wenn mir mal ein Stück fehlt. Die Dropbox-Voreinstellungen für den Dokumentenscan sind idiotensicher und die Qualität der PDFs immer ausreichend, egal, wie schlecht das Licht beim Aufnehmen ist.

Bis zum ganz papierlosen Chorsingen dauert es aber wohl noch etwas. Chornoten, an denen der*die Komponist*in noch selber verdient, müssen gedruckt beim Verlag gekauft werden, und zwar ein Exemplar für jede*n Chorsänger*in. Um das sicherzustellen, gibt es Mindestabnahmemengen, die sich nach einer realistischen Mindestanzahl an benötigten Sänger*innen richten. Zum Anschauen für den/die Chorleiter*in gibt es Ansichtsexemplare mit hässlichen großen "Kopierpunkten", unter denen die Noten zwar noch so eben lesbar sind, die aber beim Kopieren unlesbare Stellen hinterlassen – oder zumindest große Mahnmale der Urheberrechtsverletzung. In den Chören, in

denen ich bisher gesungen habe, wurde in der Regel streng darauf geachtet, dass wir uns GEMA-konform verhalten. Weiterer Grund für gekaufte Noten ist oft die schlechte Qualität der frei verfügbaren Noten. Viele sind schludrig gesetzt, enthalten Fehler oder eigene dynamische Anweisungen des*der Bearbeiters*in. Vernünftig gesetzte gedruckte Noten sehen immer noch viel besser aus.

Teilweise stellen die Verlage ihre schön gesetzten Noten auch digital zur Verfügung, aber bisher über jeweils eigene Apps, der Verlag Henle bietet über seine App eine große Auswahl an Klaviernoten im Urtext. Für Chor sieht es noch schlecht aus. Im Frühling musste ich ein Exemplar der "Musikalischen Exequien" von Heinrich Schütz kaufen, in Papier über Sammelbestellung des "Konzertchors Westfalica". Über die App des Carus-Verlages ist die Ausgabe auch erhältlich, da kauft man allerdings für recht viel Geld die Musik direkt mit. Schön zum eiligen Einüben, weil zumindest bei den "Exequien" die Einspielung hochwertig ist und die Noten immer mitlaufen. Man kann sich auch seine Stimme einzeln und langsamer vorspielen lassen. Enttäuschung aber: Zum Proben und Aufführen ist die Carus-App unbrauchbar, weil keine eigenen Eintragungen möglich sind. Sie ist nur für das einsame Einüben vor der Chorprobe gedacht. Dass man die gedruckten Noten zusätzlich kaufen muss und die Einspielung nur über die App verwenden werden kann, macht es für mich zu teuer. Da das wirklich schön gedruckte Heft nicht schwerer ist als das iPad, hatte ich in dem Fall keinen Bedarf für eine digitale Version.

Angela Leinen

Juni 2019

Die weltberühmte Waldorfcloud

Gespräch am Frühstückstisch.

Tochter: Papa, hättest du mir noch nen USB-Stick?

Ich: Mhm, schätze schon. *Pause.* Benützt ihr jungen Leute denn noch USB-Sticks?

Tochter: Ähm, ja, wie soll ich sonst das Referat in die Schule kriegen?

Ich: Keine Ahnung … Durch die Cloud vielleicht?

Tochter: Ja klar, die weltberühmte Waldorf-Cloud. Wer kennt sie nicht?

Andere Tochter: (sekundiert) Du überschätzt den Digitalisierungsgrad an Schulen maßlos *(Anmerkung: Andere Tochter nicht Waldorf, sondern reguläres Gymnasium)*. Wir haben in jedem Klassenzimmer einen Overheadprojektor!

Ich: (geschockt) Ja … Und … BENÜTZEN die Lehrer sie auch?

Andere Tochter: Aber ja! Nur wenn ein Unterrichtsbesuch *(Anm.: durch Kollegen oder Vorgesetzte)* angekündigt ist, dann nehmen sie schon mal den Beamer.

Tilman Otter

Juni 2019

Von Aulendorf nach Vorarlberg, und weiter in eine ungewisse Zukunft

Ich fahre mit dem Zug über Aulendorf (in Baden-Württemberg) nach Vorarlberg (in Österreich). Von Aulendorf bis kurz vor Lindau changieren meine beiden Mobiltelefonnetze zwischen „Kein Netz“ und „EDGE“. (Auch mit EDGE ist mein Smartphone faktisch offline.) Gelegentlich erhascht das Smartphone einen Zipfel HSDPA, womit immerhin die E-Mails synchronisieren. Ab kurz vor Lindau gibt es recht stabiles HSDPA. Da die Temperaturen derzeit

ungewöhnlich hoch sind und es sich hier um einen privaten Bahnbetreiber handelt, die Regionalverkehr Alb-Bodensee GmbH, stehen in dem Zug Wasserflaschen für die Fahrgäste bereit.



Ein netter Zug.

In Lindau steige ich um in einen Zug der Österreichischen Bundesbahn. Mit einmal ist das Fahrgefühl ein ganz anderes: die Strecke ist elektrifiziert, wir werden nicht mehr von einem lauten Dieselmotor vorwärtsgetrieben, sondern von einem leisen Elektromotor. Und: Der Zug hat eine funktionierende Klimaanlage.

Nach kurzer Zeit in Österreich findet mein Smartphone auch das österreichische Mobilfunknetz und bucht sich um. Ab jetzt habe ich stabil mindestens 4G, meist sogar 4G+: superschnelles mobiles Internet unterwegs. Obwohl die Städte und Dörfer in Vorarlberg, durch die ich fahre, nicht größer scheinen, als zuvor in Baden-Württemberg.



Schließlich komme ich am Ziel meiner Fahrt an. Die Netzabdeckung ist ausgezeichnet, und wegen des EU-Roamingabkommens kann ich also problemlos das mobile Internet nutzen.

Mir fallen zahlreiche Schilder auf:



Ich bin nicht sicher: eigentlich brauche ich das WLAN ja gar nicht, das mobile Netz ist hervorragend. Aber die Kollegen der Redaktion überreden mich, das WLAN aus Recherchegründen fürs Techniktagebuch zumindest kurz auszuprobieren.

Es ist einfach, ich muss nur kurz die Benutzungsbedingungen akzeptieren:



Um diese auf dem Smartphone lesen zu können, müsste ich hineinzoomen und jede einzelne Zeile hin- und her schieben. Ich verzichte aufs Lesen der weiteren Bedingungen, als ich unter 1. das Wort “kostenlos” erspähe und

tippe (ohne irgendwelche weiteren Daten eingeben zu müssen) auf "Akzeptieren". Möglicherweise habe ich dadurch gerade meinen Erstgeborenen im Tausch gegen einen sehr schnellen und stabilen WLAN-Zugang verschachert.

Auf der Rückfahrt muss ich wiederum in Lindau umsteigen und stelle fest, dass ich die zurückliegenden Tage verdauen muss. Ich steige deshalb in Lindau nicht direkt in den nächsten Diesel nach Aulendorf, sondern setze mich an den Bodensee.



Mein Blick wechselt zwischen Smartphone, auf dem ich die Nachrichten lese, und den Bergen in der Ferne, und ich stolpere über die Meldung, dass Ministerpräsident Kretschmann sich Sorgen macht um den Automobilstandort Baden-Württemberg: "Ich habe keine Lust, dass wir das Ruhrgebiet der Zukunft werden".

Gleichzeitig muss ich an den Satz einer wichtigen Führungsperson im Zusammenhang mit meiner Arbeit von vor wenigen Tagen denken: „Für mich ist das noch gar nicht ausgemacht, dass Digitalisierung der richtige Weg für uns ist! Bis jetzt wird das immer nur behauptet, dass wir digitalisieren müssen, aber mir hat noch niemand zeigen können, dass uns das wirklich was bringt!“.

Ich bin mir nicht sicher, ob diese Zusammenhänge wirklich so schwer zu verstehen sind, aber ich grüble und mache mir sehr sehr große Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft des Landes, in dem meine Kinder wohl bald einen Beruf werden suchen wollen, und werde Ihnen sehr bald raten, sich dringend auch andere Länder anzusehen. Ich frage mich, was ich tun kann, um die Kinder bereits jetzt auf das Leben in einem anderen Land vorzubereiten, einem Land, das bei “Chancen und Risiken der Digitalisierung” nicht vor allem an Risiken denkt, sondern Chancen sieht – aber auch die “Risiken (und Kosten!) des Stillstands und des Nichtstuns” im Blick hat. Das wichtige Stichwort wäre wohl „Opportunitätskosten“: Welche Möglichkeiten verbauen wir uns und unseren Kindern gerade, weil Deutschland solche Angst vor digitalen Gefahren hat, dass wir lieber stehen bleiben?

Als winzig kleine Sofortmaßnahme sende ich über Amazon ein paar englischsprachige Hörspiele an die Smartphones der Kinder und an Alexa.

Molinarius

Juni 2019

YouTube ist für (fast) alle da

Beim Grillen bei meinen Eltern erzählt Tante M., dass mein Onkel YouTube nutzt, um sich Videos anzugucken, wie man zum Beispiel Bäume fällt. Meine Tante H. erzählt, dass sie mit einem Video auf YouTube gelernt hat, wie man ihre neue Nähmaschine bedient. Meine Mutter sagt, wenn gar nichts im

Fernsehen kommt, dann guckt sie manchmal Videos mit Anke Engelke und mein Vater klickt sich durch Musikvideos und guckt sich zum Beispiel etliche Coverversionen eines Songs auf YouTube an.

Nur Tante M. selber versteht nicht, was sie mit YouTube anfangen soll.

Anne Schüßler

Noch im Juni 2019

Es gibt Apple Pay, sonst nichts

»Apple Pay?« – Es ist immer dieselbe Frage, wenn ich kein Bargeld und keine Kreditkarte zücke, sondern mein Smartphone über die Theke strecke und erwarte, dass mir das bewegliche Kartenzahlterminal entgegen gestreckt wird. Mit einem geübten Blick kann man sofort sehen, dass es kein iPhone ist, was ich da in der Hand habe, und mit etwas Übung bei kontaktlosen Zahlungen weiß man auch, dass das nichts ausmacht.



Das Terminal muss jeweils in den kontaktlosen Modus geschaltet werden. Dieser Modus ist nicht von allein aktiv, wohl um Fehlbuchungen zu vermeiden. Terminals, die Apple Pay können, können auch Google Pay, Samsung Pay und Garmin Pay (was seit neustem einige Garmin Smartwatches haben). Und die Terminals können das, ohne dass man an der Kasse irgendwas anders machen müsste als bei Apple Pay.

Aber Manhattan ist iPhone-Stadt. Niemand hat hier irgendwas anderes, es sei denn ganz arme Leute, die gar nicht in Manhattan wohnen und sich kein iPhone leisten können. Und darum ist die Frage, die an der Kasse gestellt wird, wohl immer »Apple Pay?«

Früher habe ich noch gesagt »No, Google Pay«, was zu einem leichten Angstflackern in den Augen des Kassierers führte, das ich beruhigen musste, indem ich sagte »No worries, it will work.« Inzwischen sage ich auf die Frage »Apple Pay?« oft einfach gar nichts oder »Yes«, das ist am einfachsten.

André Spiegel

Juni 2019

Beijing Bicycle

Ganz Beijing steht voller Leihräder. Voll dieser leicht playmobilartigen Räder in gelb, orange-grau, blau und anderen Farben nämlich, die 2017/18 auch kurz in deutschen Großstädten (und kurz danach in deutschen Mediendebatten) massenhaft auftauchten und dann zum größten Teil genau so schnell wieder verschwanden.

Die gibt es hier also auch, natürlich, sie kommen ja aus China. Und hier wirkt das Konzept auch nicht seltsam deplatziert, sondern es geht auf. Dauernd sieht man Menschen mit ihnen herumfahren, junge, alte, alle möglichen und weil sie im Durchschnitt ein wenig kleiner sind als Deutsche, sieht es auch im Durchschnitt etwas weniger albern aus. Selbst abgestellt passen sich die Räder ganz gut in das trubelige und doch geordnete Stadtmobiliar

Pekings ein (es waren wohl mal noch mehr als jetzt und es gab schon eine Art Konsolidierungsphase). Ergänzt wird diese Shared Mobility durch weitere Flotten von kleinen E-Rollern.



Standortvorteile dabei: Beijing ist superflach, hat traditionell viele breite Radspuren und das U-Bahn-Netz ist zwar dicht gespannt, es gibt aber immer noch ordentliche Distanzen zwischen den einzelnen Stationen. Außerdem sind die Menschen hier ohnehin gewohnt, alles mit dem Smartphone zu bezahlen und zu machen, die Hemmschwelle für derartige Dienste dürfte also geringer als in Deutschland sein.

Nur N. und mir bringt dieser Mobilitätsreichtum erst mal nichts, denn wir haben die Apps dazu nicht. Und probieren es ehrlich gesagt auch gar nicht erst, sie runterzuladen, im Glauben, dass man zum Bezahlen dann sowieso wieder die für unerreichbaren Lösungen WeChat Pay (der WeChat-Bezahlservice) oder Alipay und/oder ein chinesisches Bankkonto braucht.

Nach rund einer Woche (ja, fragt nicht, der Druck war nicht hoch genug) fange ich dann doch mal vage an zu googeln, und lande auf den kompetenten Seiten von travelchinaguide.com, wo auch noch mal steht, dass fast alle Anbieter nur mit WeChat Pay oder Alipay laufen – außer ofo und mobike, die können auch ApplePay. Was theoretisch für mich möglich wäre, ich habe ein iPhone, aber mein einziges Konto bei einer Bank, die ApplePay erst „in kurzer Zeit“ o.s.ä. unterstützen wird – UPDATE: Tatsächlich hatten sie es dann während meiner Zeit in China eingeführt, aber da war es dann erst mal egal – also scheidet diese Option für mich aus. Am Ende schaffe ich es aber trotzdem, sogar auf zwei Arten.

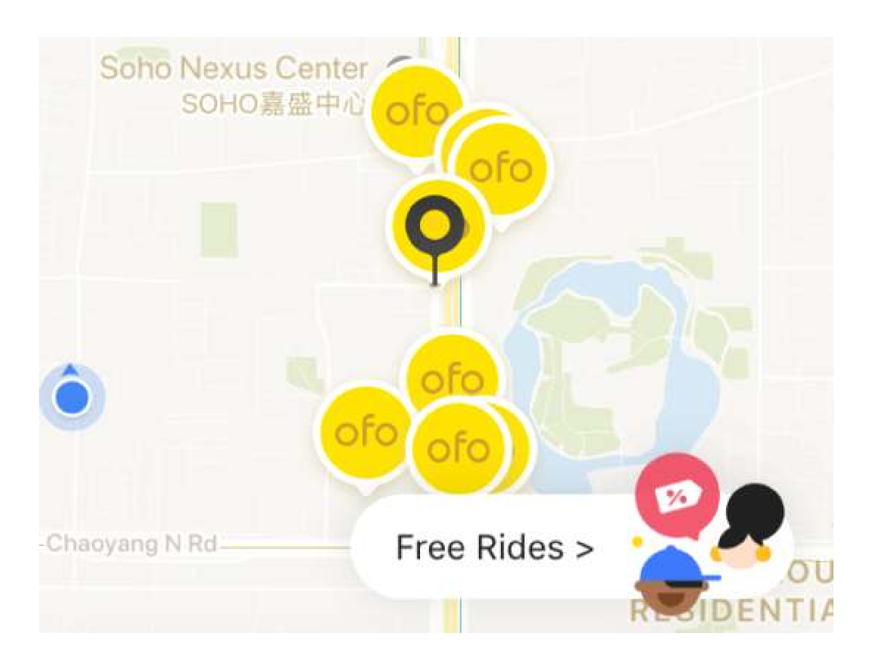
1. Die docklosen Fahrräder

Ich erzähle Kathrin von der Situation, die vorschlägt, es mit ihren Login-Daten zu probieren, sie hat Accounts bei ofo und mobike. Als ich das bei ofo versuche, kriegt sie die Bestätigungs-SMS mit dem Code auf ihr Handy in Deutschland, wir haben da gerade keinen Kontakt. Später ist der Code dann abgelaufen, als wir es nochmal versuchen, steht in der App „too many requests“ und dann haben wir auch erst mal keine Lust mehr, die Erfolgsaussichten sind eh eher gering.

Es dauert einige Zeit, bis wir es wieder probieren, weil inzwischen Lösung 2. gegriffen hat. Erst jetzt stelle ich fest: Bei mobike kann ich mich ohne Bestätigungs-SMS einfach mit den Login-Daten einloggen. Dort muss aber das Guthaben erst wieder aufgeladen werden, was ich Kathrin mitteile, die zu dem Zeitpunkt bereits schläft. Auch bei ofo versuchen wir es wieder, was eine recht umständliche Sache ist, weil Kathrin und ich zur gleichen Zeit

online sein müssen, bei mir der VPN-Channel funktionieren muss (wir kommunizieren über den Facebook Messenger) und Kathrin wiederum nicht im O2-Funkloch am Hermannplatz sein darf.

Es dauert noch ein paar Tage – drei der vier Wochen sind bereits rum – bis ich endlich losgehe und es ausprobiere. Zuerst versuche ich, ein ofo zu finden, was gar nicht so einfach ist wie gedacht. Die App verortet mich ein paar hundert Meter woanders und auch sonst scheinen die Punkte auf der app-internen Karte nur bedingt mit den ofos auf der Straße zusammenzuhängen.

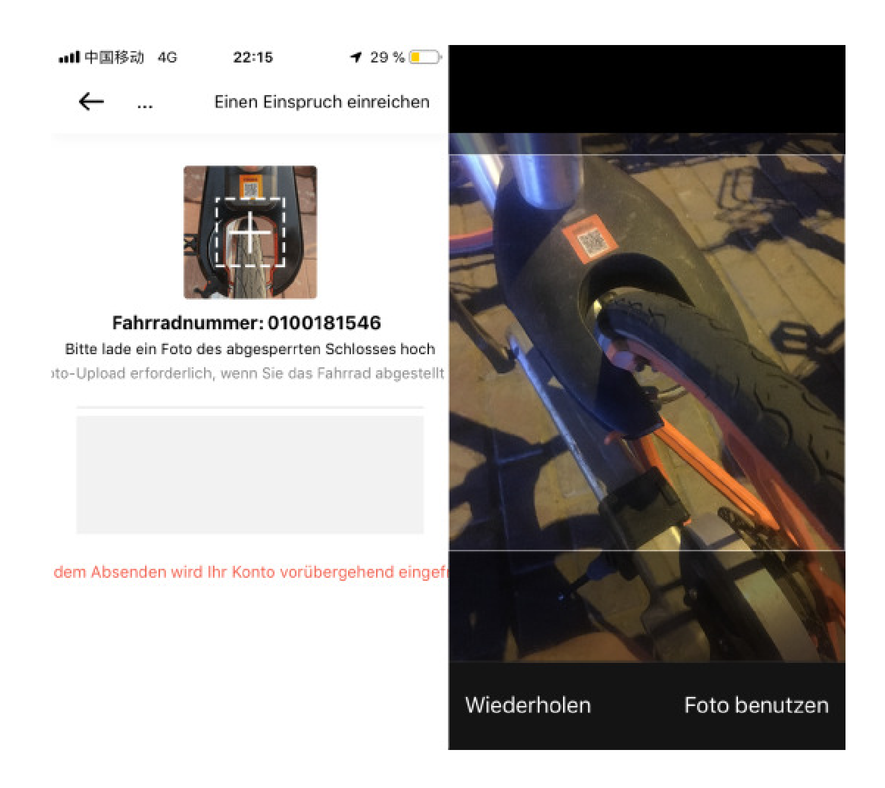


Manche der Räder sind auch einfach kaputt. Als ich endlich eins gefunden habe, reicht das Guthaben nicht – Kathrin müsste mehr als 25 Euro aufladen, als eine Art Deposit. Da ich gehört hatte, dass ofo kurz vor oder in der Insolvenz steckt und angeblich einige User bereits vergeblich auf ihr Deposit warten, keine gute Lösung.

Also mobike. Ich finde recht bald eins, scanne den QR-Code am Lenker – und das Schloss schnappt auf. Es geht! Ich fahre sinnlos ein wenig durch die Gegend.



Am Ende schließe ich das Schloss ab und soll ein Foto davon in-app machen und hochladen, als Beweis. Das ist manchmal, aber nicht immer erforderlich.



Die Fahrt kostet 19 Cent. 12 Cent (1 Yuan) für die erste Viertelstunde, danach ein halber Yuan für jede weitere.

Am nächsten Tag bin ich wieder ausgeloggt. Ich versende mehrere SMS an Kathrin, die sie nicht bekommt, verfluche die Technik, bis ich merke, dass ich einen Zahlendreher in Kathrins Nummer hatte und die SMS an irgendwen anders gingen. Dann klappt der Login wieder direkt, ohne Bestätigungs-SMS.

Ich muss noch ein paar Dinge lernen. Etwa, dass ich in einem Pulk Räder nicht genau das aussuche, wo sich der Sattel nicht verstellt. Und dass ich das VPN disconnecte, weil es sonst nicht funktioniert. Aber nach ein paar Fahrten ist es Routine. Vor allem am letzten Tag, als Möglichkeit 2. nicht

mehr existiert, nutze ich die mobikes exzessiv für kleine Verbindungs- und Überbrückungsfahrten auf einem längeren Spaziergang. Für mehr wären die Räder selbst bei hochgestelltem Sattel auch zu klein und das Nichtvorhandensein von Gängen zu nervig. Am Ende habe ich 15 Fahrten, 141 Minuten und über 20 Kilometer gesammelt – gekostet hat es alles zusammen 2,01 Euro, also einen Cent mehr als Kathrins eine Fahrt in Berlin neulich.

2. Die stationsgebundenen Fahrräder (das wird jetzt sehr detailliert)

Aber es gibt noch eine andere Option: Dank travelchinaguide.com lerne ich, dass man auch mit der Beijing Transportation Smart Card (BTSC) für die U-Bahn Räder leihen kann – der Service heißt Beijing Public Bicycle. Diese Räder sind nicht „dockless“ wie die anderen Anbieter, also stationsgebunden, aber alles ist besser als nichts. Man muss aber erst seine BTSC dafür aktivieren lassen und das geht nur an einer Handvoll Büros, die halbwegs okay über den inneren Teil der Stadt verteilt sind.

An einem Mittwoch (Tag 10 der Reise) versuche ich es das erste Mal. Als ich an der Station Chaoyangmen (zwei Stationen von mir) dann das Büro nicht sofort finde – angeblich ist es im Sinopec Building, aber das kann nicht sein, es ist ein gut abgesichertes Konzerngebäude für Ölgeschäfte – gebe ich auf, weil dann eh erstmal Mittagspause ist. Außerdem geht meine BTSC aus unerfindlichen Gründen gerade nicht (ich finde später heraus: ich hatte sie am Vorabend beim Verlassen der U-Bahn nicht gefunden und mich daher nicht ausgeloggt und das sorgte jetzt beim Einloggen für Probleme, weil ich fürs System bereits in der U-Bahn war).

Es dauert bis Tag 13, bis ich meinen nächsten Versuch starte. Diesmal in Dongzhimen (vier Stationen inkl. ein Umstieg). Dieses Büro finde ich auf Anhieb, es hat aber leider genau samstags zu – nur samstags, sonntags nicht.



Also tauchen N. und ich dort an Tag 14 wieder auf, kurz vor Ende der Öffnungszeiten (9.30–11.30, 13.30–16.30). Wir haben dabei: 400 Yuan (ca. 57 Euro) Pfand, unsere mit mindestens 30 Yuan aufgeladene BTSC, unseren Reisepass, eine Kopie unseres Reisepasses. Niemand ist vor uns dran und das ist gut so, denn der Prozess dauert für uns beide locker 20 Minuten. Aber tatsächlich passt alles und wir kriegen einen Wisch als Bestätigung, eine Anleitungsbroschüre, die zum Teil in Englisch ist, und dann wird das Fenster vom Büro auch ganz schnell zugemacht.

Das Beijing-Public-Bicycle-System ist superbillig: Die erste Stunde ist umsonst, danach kostet es pro angefangene Stunde 1 Yuan (ca. 12 Cent) und maximal 10 Yuan am Tag. Ausleihen geht von 6 bis 24 Uhr, zurückgeben von 0 bis 24 Uhr. Die Räder haben ein am Lenker integriertes Spiralschloss,

so dass man sie auch unterwegs abstellen und -schließen kann. Man muss aber darauf achten, dass auch ein Schlüssel da ist, genau wie man auf die Sattelhöhe achten sollte, das Verstellen funktioniert nicht wirklich gut.

Wir irren aber zunächst ein wenig umher, bis wir die erste Ausleihstation finden. Dort muss man die BTSC auf die Station halten und dann wird das dort angedockte Fahrrad freigegeben – bei N. jedenfalls. Bei mir kommt eine Fehlermeldung, es sieht aus, als sollte ich einen fünfstelligen Code eingeben (fünf leere Kästchen nebeneinander) und eine Stimme plärrt etwas auf Chinesisch.

Ich versuche, sie mit meiner Google-Translate-App aufzunehmen, da steht sowas wie „unser Guthaben ist aufgebraucht“ und ich errate, dass ich vielleicht zu wenig Guthaben auf der Karte habe . . . wurde vielleicht eine Aktivierungsgebühr abgebucht? Ich gehe in die nebenan liegende U-Bahn-Station und lade weiteres Geld auf die Karte, aber eigentlich waren da mehr als 30 Yuan drauf. Ein weiterer Versuch: Gleiches Problem. Nochmal nutze ich Google Translate, dieses Mal sagt es „He re-swipe“ / „Er wischt erneut“. Die vorige Übersetzung, wird mir klar, war noch vom Vortag, als es um einen Stromausfall in unserer Wohnung ging. Und dann halte ich die Karte wieder auf die Station und sehe, wie sich die Kästchen von links nach rechts füllen. Ich hatte sie zu schnell runtergenommen.

Dann geht es los. Es ist super. Eine Befreiung. Glücklich fahre ich stundenlang durch die Stadt.



Als ich abends das Fahrrad abgeben will, finde ich die Broschüre nicht mehr. Sie muss aus dem weitmaschigen Korb gefallen sein. Ich schiebe es also einfach in eine leere Station und es schnappt zu. Dann werde ich abgelenkt, weil ich feststelle, dass in der Tüte mit der Leftover-Box vom Abendessen die Sauce ausgelaufen ist und da unter anderem mein Pass drin war … und bin mir nicht sicher, ob die Rückgabe geklappt hat. Das Fahrrad ist jedenfall fest verankert. Ich probiere, ein anderes Rad zu leihen. Es kommt eine Fehlermeldung. Auch bei meinem vorigen. Hm.

Ich versuche es mit Google Translate, aber dieses Mal erkennt es die Sprachausgabe nicht. Ich mache ein Foto von der Fehlermeldung, gehe erst mal nach Hause und nutze dort dann in Ruhe die Schriftaufmalfunktion der Google-Translate-App, um festzustellen, dass mit der Karte was nicht stimmt.

In der Anleitungsbroschüre von N. lese ich, dass ich die Karte zum Ausloggen hätte auf die Station legen müssen. Macht man das nach 30 Sekunden nicht, ist das Rad zwar zurückgegeben, aber die Karte nicht mehr aktiviert.

Ich drehe ein wenig durch.

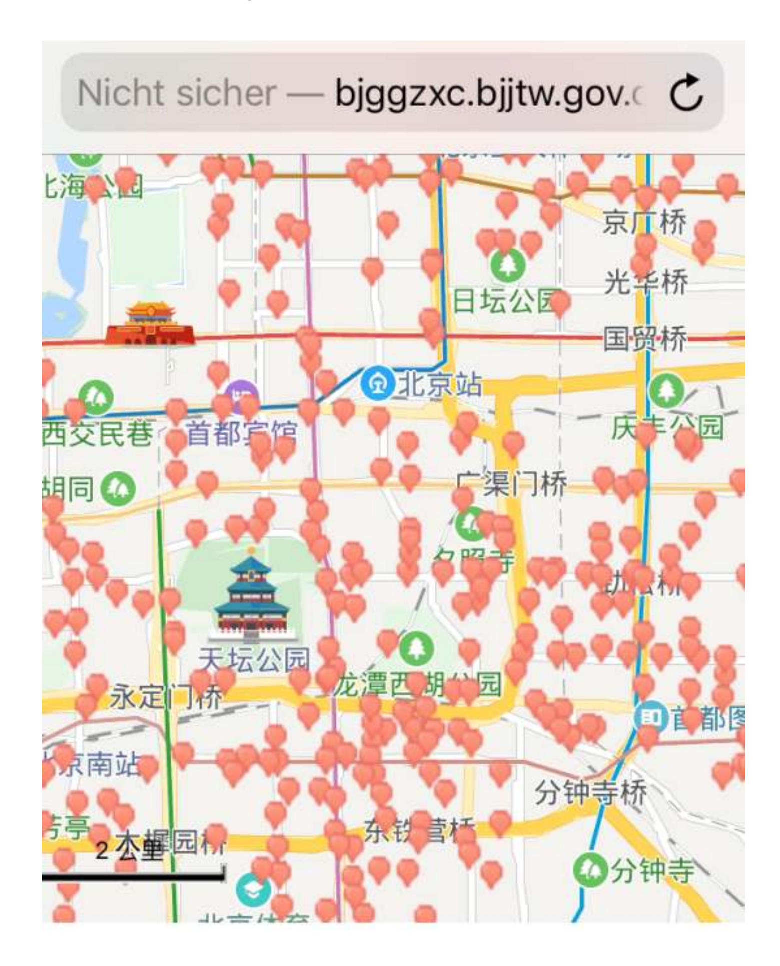
Am nächsten Tag versuche ich, das in Ordnung zu bringen. Erst in meiner U-Bahn-Station – schließlich ist es ja die gleiche Karte. Der Angestellte am Schalter schaut sich das alles an und zeigt mir dann die Hotlinenummer. Ich rufe an, aber es gibt keine Englisch-Option. Ich bitte den Schaltermann, anzurufen, was er auch macht und nach ca. 15 Minuten sagt er mir, ich solle zu einer Ausleihstation, die Karte auf das Terminal halten und dann die 6 drücken.

Ich hoffe, das alles bedeutet, dass man in der Zentrale meine Karte (sie hat eine lange Nummer, ist also eindeutig zuzuordnen) reaktiviert hat und gehe zur nächsten Station. Aber es gibt immer noch die gleiche Fehlermeldung und keine 6, die ich drücken könnte. Da der Schaltermann meine Translation-App benutzt hat und immer etwas falsch ins Handy gesprochen hat (aufs Display statt ins Mikro), ist vermutlich einiges verloren gegangen.

Ich fahre also zum dritten Mal nach Dongzhimen, ziemlich gehetzt, denn schon wieder ist es kurz vor Schalterschluss. Die Frau dort hat ihre eigene Translation-App und auch mehr Ahnung von der Materie. Sie zeigt mir auf einer Broschüre, dass ich nicht an die Station eines einzelnen Rades gehen muss, sondern zu dem kleinen Terminal, dass bei jeder Fahrradausleihstation steht. Dort die Karte draufhalten, dann die 6 und die 6 drücken und auf das richtige Zeichen warten. Welches Zeichen? Sie schreibt es mir auf. Ich versuche es mehrfach und drücke irgendwann sehr schnell eine 66. Es klappt. Das Zeichen erscheint. Ich kann wieder Fahrräder leihen.

Danach geht es gut. Auch, als ich die mobikes leihen kann, bevorzuge ich die stationsgebundenen, weil sie etwas größer und im Fahrgefühl fahrradhafter sind. Auch sie haben weder Gangschaltung noch Licht. An einem Tag fahre ich über 30 Kilometer durch Beijing. Danach tun mir durch die immer noch etwas gedrungene Haltung auf dem Rad allerdings auch die Oberschenkel und Knie weh.

N. hat inzwischen von ihren chinesischen Kollegen eine Webseite gesagt bekommen, wo alle Radstationen eingezeichnet sind – es sind genug, um gut innerhalb des 3. Rings klarzukommen.



Nur das Einlösen der 400 Yuan Pfand erweist sich als etwas nervig, weil man erneut zu einer der wenigen Stationen – eventuell sind es überhaupt nur zwei für die ganze Stadt – fahren muss, dieses Mal nach Tiantandongmen. Wieder ist niemand da und auch beim Abmelden braucht die Sachbearbeiterin bestimmt 15 Minuten für uns beide. Dann haben wir unser Geld zurück.

Michael Brake

1. Juli 2019

Schwieriger Briefmarkenkauf an der Tankstelle

Im Traum bin ich unterwegs zu meiner Steuerberaterin. Lachend lese ich Aleks aus der Mail vor, in der ich gebeten werde, eine 50-Pfennig-Briefmarke mitzubringen. Die Steuerberaterin ist schon alt und hat sich noch nicht so ganz an den Euro gewöhnt. Sogar das Bild der Erdfunkstelle Raisting, das sich auf dieser Briefmarke befinden soll, ist irgendwie in der Mail enthalten und ich lese es mit vor. (Wach stelle ich zu meiner Überraschung fest, dass das Traumbewusstsein das korrekt wiedergegeben hat: Die Erdfunkstelle Raisting ist wirklich auf einer roten 50-Pfennig-Marke, Serie “Industrie und Technik”, 1975.) Aber ich weiß schon, was die Steuerberaterin eigentlich meint, eine 50-Cent-Marke. Damit soll eine Postkarte frankiert werden. Das stimmt, wach überprüft, nicht mehr: das Postkartenporto liegt bei 60 Cent, nicht 50. Meine letzte Postkartenverschickung ist viele Jahre her und meine letzte in Deutschland noch länger, das kann das Traumbewusstsein wirklich nicht wissen.

Es gibt nicht viele Läden auf dem Weg, deshalb frage ich an einer Tankstelle. Einzelne Briefmarken, nein, das geht nicht, sagt die Frau an der Kasse streng. Postkarten ja, auch frankierte Karten, aber einzelne Briefmarken darf sie mir nicht verkaufen. Leider habe ich diesmal überhaupt keine Verwendung für eine Karte, sage ich, und will schon wieder gehen, als die Tankstel-

lenfrau sagt, na gut. Es gibt draußen an der Zapfsäule eine Extrataste mit so einer Mickymaus, die soll ich drücken, das kostet einen Euro, dann kann sie mir meine Briefmarke verkaufen.

Ich gehe vor die Tür und betrachte die Zapfsäule, kratze mich dabei sogar am Kopf, damit man von drinnen meine Verwirrung über den Vorgang auch sehen kann. Oben links gibt es tatsächlich eine kleine Taste mit einer Mickymaus drauf, scharfkantig, rechteckig, wackelnd, weit vorspringend, wie die Tasten an altmodischen Geräten eben so sind. Der Beschriftung nach geht es allerdings nicht um Mickymaushefte, sondern um irgendwas mit Bussi Bär. Erst drücke ich die Taste zu lang, soll ein ganzes "Set" für 5,60 € kaufen und muss korrigieren. Dann mache ich es richtig, gehe wieder nach drinnen und bekomme ein Heft über den Tresen gereicht. Konspirativ unter dem Heft: meine Briefmarke.

Kathrin Passig

Juni 2019

Preppern. Oui, c'est la folie.

Meine Tochter hat mündliche Abiturprüfung. Diese besteht aus einem zehnminütigen Vortrag mit anschließender Befragung durch die PrüferInnen, und was wäre ein Vortrag im dritten Jahrtausend ohne eine Powerpointpräsentation! Ihr Lehrer warnt jedoch. Unter Prüfungsstress sich auch noch mit zickendem Powerpoint herumschlagen? Er rät dringend, die Präsentation für alle Fälle zusätzlich auf Overhead-Folien vorzubereiten, damit man eine Ausweichmöglichkeit hat.

Overhead-Folien! Eine ziemlich gestrige Technik, die mir wohl vor 20 Jahren zuletzt untergekommen ist, in den Schulen dagegen ist sie offensichtlich noch recht verbreitet. Aber spontan wissen wir nicht so recht, wie wir im Jahr 2019 an bedruckte Folien kommen sollen. Meine Tochter fragt mich, ob ich mich darum kümmern kann, und leichtfertig sage ich ja. Ich habe ja

noch Folien für Tintenstrahldrucker in der Schreibtischschublade, mit denen ich sogar hier im Techniktagebuch schon angegeben habe! Der Stolz, endlich einmal das Richtige gepreppert zu haben, dürfte bei meiner Zusage zum Foliendruck eine wichtige Rolle gespielt haben.

Aber als ich die Packung nun öffne, muss ich feststellen, dass sie gar keine Folien enthält, sondern irgendwelche alten Etiketten, die ich mit tiefem Schaudern wegwerfe. Nun ist guter Rat teuer. Wo bekommt man solche Folien her, wie bedruckt man sie, was gibt es zu beachten? Eine schnelle Recherche ergibt, dass man augenscheinlich geeignete Folien bei Amazon durchaus noch bestellen kann, aber der Prüfungstermin ist schon bedrohlich nahe, und es ist ungewiss, ob die Zeit für eine Bestellung noch ausreicht. Ich frage in einem Schreibwarengeschäft, und siehe da, dort kann man mir helfen. Unterm Ladentisch findet sich eine gefährlich angegilbte Hunderterpackung passender Folien (bei technischen Fragen kapituliert die Schreibwarenfrau jedoch und verweist mich auf die Angaben auf der Verpackung). Ich lasse mir zehn Folien abzählen und erstehe sie für 70 Cent pro Stück. Der Preis schockiert mich zuerst ein wenig, andererseits hätten die bei Amazon angebotenen Originalpackungen deutlich mehr gekostet, plus Versand, da habe ich sogar noch gespart.

Die Notpräsentation meiner Tochter besteht schließlich aus 3 Folien, und der Druck funktioniert auf Anhieb, ohne irgendwelche Fehldrucke. Die restlichen sieben Folien wandern in die Prepperschublade, wo sie auf ihren Einsatz warten.

Bei der Prüfung funktioniert die Powerpoint-Präsentation ohne Probleme, die Folien kommen nicht zum Einsatz.

Tilman Otter

6. Juli 2019

Worin sich extreme Outdoorkompetenz nämlich wirklich äußert

Die Spülbecken des Campingplatz-Waschhauses haben keine Stöpsel. Warum, ist unbekannt, vielleicht werden sie oft gestohlen, vielleicht gab es überhaupt nie welche, vielleicht ist es auch Absicht, damit sich das Abspülen mehr nach Wildnis und Abenteuer anfühlt. Den Abspülenden ist das egal, sie brauchen sowieso eine Schüssel, in der sie das Geschirr zum Waschhaus tragen, also spült man eben in dieser Schüssel ab statt in der Spüle.

Dann aber erscheint ein Mann mit seinem Abwasch. Er hat eine Art Schlüsselbund, nur mit Waschbeckenstöpseln statt Schlüsseln. Alle halten inne und bewundern die elegante und umfassende Lösung. "Ja", sagt er und steckt ohne Herumprobieren den richtigen in den Abfluss, "der da passt an der Schnitzmühle, das weiß ich schon, den da brauch ich in Wackersdorf und den immer in Waldmünchen."

Kathrin Passig

Juli 2019

To have and have not

Beim Abiball meiner Tochter sollen die Abiturient/innen in Grüppchen in den Saal einziehen, zu jeweils selbstgewählter Musik. Die Musikschnipsel sollen sie vorab als mp3 einreichen. Das macht einige Schüler/innen ratlos. Woher soll man bitteschön mp3-Files von Musikstücken nehmen? – Das Konzept, dass man Musikstücke "haben" kann, ist ihnen fremd.

Tilman Otter

7. 7. 2019

Empfangsdefinitionsgenerationskonflikte

Das Kind (5) räumt sein Zimmer auf und möchte dabei Unterhaltungsbeschallung. Dazu schaltet es selbstständig die Radiofunktion des kleinen CD- und Kassettenplayers ein, der in seinem Zimmer steht und sorgt mit erhöhtem Standort für rauschfreien Empfang.

Oder, in seinen eigenen Worten:

“Ich hab das Radio auf die Fensterbank gestellt. Da hat es besseres Internet.”

Angela Heider-Willms

Juli 2019

Because it is there

Technikaffine Menschen kann man bisweilen schockieren, indem man sich als starrsinniger Nutzer längst obsoleter alter Technik bekennt. Wohlan: Ich benütze auch im Jahre 2019 ziemlich regelmäßig den Videotext auf unserem Fernseher.

Wie kommt es dazu? Natürlich benütze ich weitaus häufiger und lieber das Internet; allerdings bin ich ein Mensch, der sich nicht überall, wo er geht und steht, mit Internet umgibt. Ich besitze zwar ein Smartphone, nehme es aber nicht routinemäßig überallhin mit. Ich habe zwar einen mobilen Datenvertrag, aber wenn das gebuchte Datenvolumen alle ist, buche ich nicht gleich ein neues, sondern erst, wenn ich es wieder brauche, was von Fall zu Fall dauern kann. Ich tue das weder aus Geiz noch aus Technikverachtung, sondern rein aus der Beobachtung heraus, dass es mir nicht guttut, andauernd am Netz zu hängen. (Bevor jemand empört denkt oder gar schreibt, dass es ihm oder ihr sehr wohl guttut: Ich weiß, ich weiß. Ich habe ja auch nichts über andere Leute gesagt). Ich bin mir bewusst, dass das inzwischen unge-

wöhnlich ist; und auch, dass man mich früher oder später zwingen wird, meine Gewohnheiten zu ändern – spätestens, wenn das Bargeld oder auch nur der Offlinefahrschein abgeschafft wird, werde ich nolens volens reagieren müssen.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dass es ab und zu vorkommen kann, dass ein Fernsehgerät eher zur Hand ist als ein Internet. Und wenn ich dann Fussball-Bundesligaergebnisse wissen möchte (was circa 90% meines Videotextkonsums ausmacht), dann schau ich halt in Gottes Namen hinein. ARD Seite 252 die Ergebnisse, Seite 253 die Tabelle, weiß ich auswendig.

Auch in anderen Fällen, in denen ich ein Ergebnis abfragen möchte (Sportereignisse, Wahlen, sonstige mit Spannung erwartete politische Ereignisse) kommt der Videotext manchmal zum Zug.

Gelegentlich kommt es aber auch vor, dass ich regelrecht im Videotext surfe. Warum? Nun, aus dem gleichen Grund, aus dem die Leute (inklusive ich selbst) im Internet surfen, und aus dem George Mallory auf den Mount Everest steigen wollte. Because it is there.

Ist Videotextsurfen nicht ziemlich langweilig? Doch, eigentlich schon. Meistens höre ich daher auch rasch wieder damit auf.

Tilman Otter

Mitte Juli 2019

Andere Welten, andere Seriendeutungstechniken

Ich sehe die israelische Fernsehserie “Shtisel”. Da ich das lediglich aufgrund einer Netflix-Empfehlung tue, habe ich keine Vorkenntnisse und weiß nicht, in welcher Zeit die Serie spielen soll. Normalerweise erkennt man das schon an der Kleidung, aber die Serie spielt in einem orthodoxen jüdischen Viertel von Jerusalem. Die Männer haben alle ungefähr dasselbe an, die Frauen sehen aus wie . . . in den 1960er Jahren? Den 1940ern? Der Gegenwart? An der Einrichtung der Wohnungen kann ich es auch nicht ablesen, sie wirkt

billig und altmodisch, aber altmodisch auf eine Art, die ich nicht einordnen kann. Das liegt vielleicht am Land, ich weiß schließlich nichts über israelische Einrichtungsgewohnheiten. IKEA-Möbelstücke sind jedenfalls keine zu sehen.

Den Rauchgewohnheiten der Männer nach befinden wir uns in den 1970er Jahren. Niemand liest Zeitung, und alle Bücher sind so groß wie … Atlanten. Na gut, das ist kein sehr haltbarer Vergleich. Alle Bücher sehen aus wie … Encyclopaedia-Britannica-Bände. Ok, es hilft nichts, hier ist ein urheberrechtlich hoffentlich vertretbarer Screenshot:



Sehr großes Buch, Brille, Teeglas, Zigarettenschachtel, Telefon, Aschenbecher, Tischdeckenschoner aus Plastik

Technik ist meistens nicht so länderspezifisch, deshalb versuche ich mich daran zu orientieren. Musik wird von einer Audiokassette mit einem tragbaren Kassettenradio abgespielt. Ein Röhrenfernseher kommt vor, er steht allerdings in einem Seniorenheim, und dort schafft man sicher nicht gleich die neueste Fernsehertechnik an. Immerhin hat er schon eine Fernbedienung mit vielen Knöpfen, alles vor den 1980er Jahren scheidet also aus. Im Fernsehen laufen amerikanische Serien, die mir nichts sagen und ebenfalls nach den 1980er Jahren aussehen, aber ich weiß ja auch nichts über israelisches Fernsehen, genau genommen weiß ich nicht einmal, ob im *deutschen* Fernsehen immer noch Serien aus den 80ern laufen.

In der Schule hängt ein Whiteboard, und so was hatten wir in meiner Schule in den 1980er Jahren nicht. Klapphandys sind häufig zu sehen, dadurch lässt sich die Datierung auf Mitte der 1990er Jahre oder später eingrenzen. In Folge 6 sieht man jemanden (ich glaube, es handelt sich um den Schabbesgoi der Synagoge) an einem Laptop Skype benutzen, und Skype gibt es seit 2003. Leute, die Geld abheben wollen, gehen zur Bank und sagen dort einem Menschen, wie viel Geld sie brauchen. Dieser Mensch sieht dann im Computer nach und sagt ihnen, ob sie so viel Geld abheben können. Das spräche vom Konzept her für die 1970er Jahre, aber der Bankcomputer hat ein Flachdisplay, so was hatte ich selbst erst ab 2004.

In der zweiten Staffel benutzt jemand ein Smartphone, entweder nimmt er es mit dem Glauben nicht so genau, oder es handelt sich um ein koscheres Smartphone. Jemand verreist mit einem vierrädrigen Rollkoffer mit langem Ausziehgriff, das ist in meiner Erinnerung erst nach 2000 üblich geworden, laut André Spiegel gab es diese spezielle Kofferart sogar erst nach 2010. Die Serie spielt also wohl in der Gegenwart, also in der Gegenwart von 2013, denn da wurde die erste Staffel gesendet … ausgestrahlt … veröffentlicht … verfügbar gemacht … bereitgestellt … ich bin da etwas unsicher im Moment, was den Sprachgebrauch angeht.

Da ich wenig über orthodoxes Judentum weiß, möchte ich meine zahlreichen sonstigen Verständnislücken auf die übliche Art schließen: Sicher gibt es zu jeder Folge eine große Menge von Blogbeiträgen, die mir jedes Detail erklären werden. So stelle ich mir das vor, aber so ist es nicht. Ich finde nur ein paar allgemeine Zeitungsartikel über die Serie. Ein Filmwissenschaftler hat ein Buch mit dem Titel “Reading Shtisel: A TV Masterpiece from Israel” geschrieben, in dem jede Folge analysiert wird. Das Buch kann man bei lulu.com und amazon.com auf Papier bestellen, auf gut Glück, denn eine Leseprobe gibt es nicht. Ein E-Book auch nicht. (Update: stimmt nicht ganz, bei

Google Books gibt es zumindest Auszüge.) Aber ich will mich nicht beklagen, immerhin hat Netflix diese Serie aus einer sehr anderen Welt ins Programm aufgenommen, und so weiß ich jetzt schon etwas mehr als gar nichts.

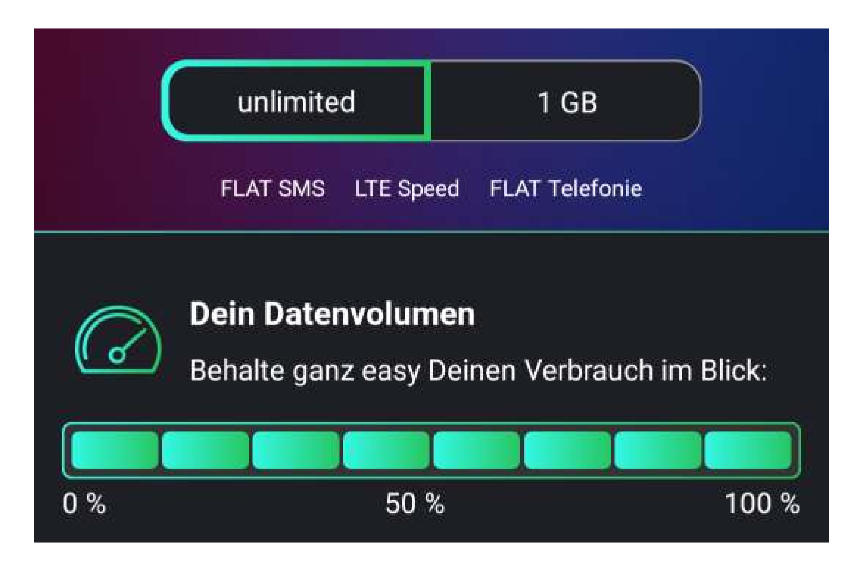
Kathrin Passig

15. Juli 2019

Tarifzonen-Kathrin (49) im Glück (LTE): Mein erstes unlimitiertes mobiles Internet!

Ich war selbst skeptisch, dass es mir auf Dauer gelingen würde, beim vernünftigen und eigentlich sowieso schon üppig bemessenen 1-GB-pro-Tag-Tarif von Freenet FUNK zu bleiben. Tatsächlich habe ich knapp vier Wochen durchgehalten, nämlich vom 17. Juni bis zum 11. Juli. Dann bin ich auf den unlimitierten Tarif umgestiegen, der statt 69 Cent pro Tag 99 Cent kostet. Ich hatte Besuch und wir wollten unbesorgt Netflix nutzen.

Der Besuch ist jetzt wieder weg. Ich habe den unlimitierten Tarif aber immer noch und gestern damit viele Stunden lang Serien geguckt, *nur weil es geht*. Ich glaube, ich bleibe dabei. Meine Freude über diesen Zustand ist 30 Cent pro Tag wert, auch an Tagen, an denen ich gar nicht stundenlang Netflix gucken werde (den meisten also). Endlich, endlich ausreichende Internetmengen, ich habe so lange darauf gewartet!



Ungetrübtes Glück (Symbolbild)

So ganz traue ich mich noch nicht, an die neuen Zustände zu glauben, vor allem nach den zwei Ausfalltagen neulich. Ich warte darauf, dass sie bei Telefónica merken, dass sie sich verrechnet haben, und das Angebot einstellen, viel teurer machen oder die Vielverbraucher wieder rauswerfen. Oder dass alle merken, dass es dieses Angebot gibt und ihrerseits anfangen, im Telefónica-Netz ganztags Netflix zu gucken, bis der für mich zuständige Mobilfunkmast raucht und wieder nichts mehr geht. Aber das gehört zum Glück ja auch irgendwie dazu, dass man nicht weiß, wie lange es halten wird.

Kathrin Passig

Juli 2010 und 2019

Insekten aus dem Internet

Wir haben Lebensmittelmotten in der Wohnung. Schon seit ein paar Wochen fallen uns die Tierchen auf, die abends vom Schein der Lampen angelockt in unser Wohnzimmer flattern. Hier mal eine, dort mal eine, aber wir befürchten, dass irgendwo in unsere Küche die Quelle dafür ist. Ab und an stellen wir halbherzig Fallen aus der Drogerie auf, die aber leer bleiben.

Als wir nun immer wieder Mottenbesuch im Wohnzimmer haben, gehen wir schließlich gründlicher auf die Suche. In einer hintersten Ecke des Vorratsschrankes finden wir eine alte Falle voller toter Motten und mehrere befallene Lebensmittel. Die Situation ist offensichtlich ernst und erfordert tiefere Recherche.

Das Googeln nach „Lebensmittelmotten“ und ein Bildvergleich verraten uns, dass es sich hier um die Spezies

Plodia interpunctella oder auch Dörrobstmotte handelt. Die weitere Suche ergibt leider auch, dass wir die völlig falsche Strategie gefahren sind. Fallen aufstellen und abwarten ist ungefähr das Schlechteste, was man bei Verdacht auf Lebensmittelmotten unternehmen kann, denn sie verströmen Pheromone. Im Prinzip haben wir jedem Mottenmännchen in der näheren Umgebung einen Newsletter geschickt, der lautet: „1000 willige Mottenweibchen in unserem Lebensmittelschrank wollen DICH kennenlernen“. Zudem sind es nicht die Männchen, die wir loswerden wollen, denn erwachsene Motten flattern nur sinnlos in der Gegend herum und fressen keine Lebensmittel an. Es sind die Weibchen und ihre Gelege, aus denen Mottenmaden schlüpfen, die unser Problem sind. Winzig klein passen sie in jede unerreichbare Ritze und es reicht ein vergessener Brotkrümel, um den Zyklus des Mottenbefalls von neuem anzufachen. Das Netz rät: Gründliche Reinigung, Entsorgung aller befallenen Lebensmittel und solcher, die für Mottenmaden attraktiv sind, Verschluss der neuen Lebensmittel in Gläsern und Dosen (die Maden können sich durch dünnes Plastik und Papier fressen).

Bleiben noch die gegebenenfalls im Geheimen schlummernder Gelege. Alles mit Pestiziden zusprühen möchten wir vermeiden. Doch es gibt eine Alternative, wie wir in einem Artikel aus dem Spiegel vom 17. 11. 2008 nachlesen. Dort wird über eine Firma, die Nützlinge im Abo verkauft, berichtet: Schlupfwespen, versendet per Post. Diese punktgroßen Insekten suchen mit erstaunlicher Präzision die Gelege von Dörrobstmotten, befallen diese und ersetzen sie mit ihrer eigenen Brut. Jetzt hat man eben Schlupfwespen statt Motten im Haus, doch diese scheinen mir nach Beschreibung im Artikel die sympathischeren Gäste zu sein.

„Und wenn sie ihr Vernichtungswerk erledigt haben und keine neuen Mottengelege mehr finden, scheiden sie nach wenigen Tagen ohne Aufsehen aus dem Leben. Einige mögen zuvor durchs geöffnete Fenster entweichen, die anderen gesellen sich diskret zum Hausstaub.“

Feuer mit Feuer. Insekten mit Insekten. Aus dem Internet. Im Onlineshop der Firma, über die dort berichtet wird, bestelle ich eine Lieferserie *Trichogramme evanescens*. Drei Lieferungen mit Kärtchen, die 15.000 Schlupfwespeneier enthalten. Sie werden mir im Abstand von je drei Wochen zugesandt, dem gesamten Lebenszyklus einer Lebensmittelmotte.

Zehn Tage später kommen die ersten Schlupfwespenkarten ganz unspektakulär in einem Briefumschlag bei mir an. Der Umschlag, die Rechnung und der beiliegende Zettel sind voller kleiner wandernder Punkte, doch keine Sorge, so informiert mich der Absender, dies sei normal: auch wenn sich schon einige Tierchen während der Lieferung auf den Weg gemacht hätten, seien genügend zu einer Bekämpfung meiner Mottenplage auf den Kärtchen vorhanden.

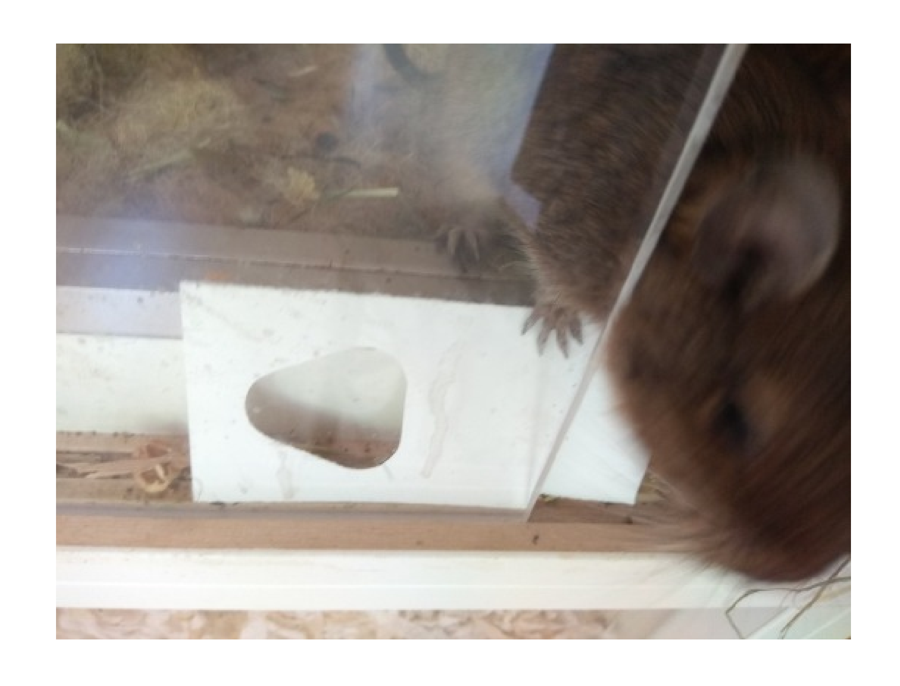
Auf den Schlupfwespenkärtchen selbst steht: „Achtung, nicht öffnen! Nützlinge!“ Der beliegenden Anweisung folgend lege ich sie in die befallenen Schränke, tausche sie alle drei Wochen gegen die neuen Karten aus und kontrolliere den Befall mit Pheromonfallen, die ich in gebührendem Abstand zu unseren Lebensmitteln aufstelle. Tatsächlich sind wir schon bald mottenfrei.

An dieses Erfolgserlebnis erinnere ich mich, als das Kind im Sommer 2019 ausruft: „Mama, da sind fliegende Tiere im Degukäfig!“ Ein Blick genügt: Meine Haustiere haben nicht gelernt, sich durch die Luft zu bewegen, nein, neben den vier regulären Bewohnern sitzen die mir bereits bekannten Plagegeister an der Decke einer Käfigetage.

Meine Degus bekommen neben Heu, Blättern und Kräutern, die Motten nicht interessieren, gemischte Samen sowie ab und zu Nüsse und Getreideflocken als Snacks. Alles in offenen Tüten und dazu vergraben sie noch Vorräte – ein Festbuffet für die Motten. Auch das Degufutter bestelle ich bei einem Spezialshop online – und ab und zu saß schon einmal eine Motte mit im Karton. Das Futter eine Nacht vor die Tür zu stellen hat im Herbst und Winter immer gereicht, um den Befall im Käfig zu verhindern. (Beim Aufschreiben fällt mir auf, dass die Mottenplage jeweils im Juli ihren Höhepunkt erreichte. Wikipedia verrät mir, dass die Tiere bei Temperaturen um die 30 Grad besonders gut gedeihen.)

Große chemische Reinigungsaktionen und Eindosen der Lebensmittel funktionieren im Degugehege nicht, also bleibt nur ein Weg übrig. Ich google und finde schnell einen vertrauenswürdig aussehenden Anbieter der Schlupfwespenkärtchen. Auch neun Jahre später ist der Verkauf von Parasiten per Online-Abo wohl noch ein lukratives Geschäft. Wieder halte ich bereits wenige Tage später einen Umschlag in den Händen. Diesmal ohne herumwandernde Insekten, denn die Karten befinden sich in einem Folienbeutel, den ich ebenfalls auslegen soll, wie es in der Anleitung vermerkt ist.

Probeweise schiebe ich ein Kärtchen zwischen das Plexiglas des Degukäfigs in der Etage, wo der Befall am schlimmsten war. Leider können meine Haustiere wohl entweder den mahnenden Aufdruck nicht lesen, oder sie lassen sich von einem Stück Pappe einfach keine Vorschriften machen.





Unten rechts sieht man eine Schlupfwespe auf Wanderschaft. Oben links Nagespuren der Degus.

Also lege ich die Kärtchen auf den Käfig, in die Futterschublade und vorsichtshalber auch eines in die Küche und lehne mich beruhigt zurück, wissend, dass die Armee der Parasiten einmal mehr ihr Werk verrichten wird.

Angela Heider-Willms

29. Juni bis 4. Juli 2019

Das Paket ans Reparaturzentrum ist bereits gepackt und frankiert, als mein Blick unter das Sofa fällt

Früher hatten wir einen Roomba-Staubsaugroboter, aber der ist schon lange defekt – ich habe mich nur noch nicht dazu durchringen können, ihn endgültig zu verschrotten. Seine Funktion wird mittlerweile im Wesentlichen von einem Putzmann übernommen, der den ganz normalen Staubsauger schwingt, aber natürlich auch viele andere nützliche Dinge tut. Zudem haben wir uns von den Schwiegereltern einen Akku-Handstaubsauger schenken lassen und ihn auf den Namen „die Sauge“ getauft.

Das Gerät wird hauptsächlich verwendet, um rasch mal die Krümelspuren und Sandhäufchen zu beseitigen, die aus einem kleinen Kind jederzeit unvermittelt herausrieseln können. Nun scheint auch dieses Ding Probleme zu haben – der Akku ist erkennbar leer, der Motor leiert nur noch matt, aber ans Netzteil angeschlossen lädt das Maschinchen nicht mehr auf. Ich finde sogar noch ein anderes Netzteil mit demselben Spannungswert und passendem Stecker, aber auch damit leuchtet nicht einmal die blaue LED, die normalerweise anzeigt, dass der Akku aufgeladen wird. Aufschrauben, um mal nachzuschauen, ob nur irgendwo ein Kabel lose ist, lässt sich das Gehäuse leider nicht.



Die Gattin sagt „schau mal, wann wir das Ding angeschafft haben. Es müsste doch noch Gewährleistung drauf sein.“ Das ist gut möglich, aber gekauft haben es ja die Schwiegereltern. Ich rufe also meinen Schwiegervater an, wir überlegen ein wenig hin und her und dann teilt er mir einfach vertrauensvoll am Telefon seine Amazon-Zugangsdaten mit. Ich soll selbst die Bestellung raussuchen und schauen, wie man den Defekt reklamieren kann.

Ich verkneife mir alle Witze der Sorte „Oh, endlich mal wieder nach Herzenslust Schuhe schoppen!“ und mache mich auf die Suche. Damit ich mich in seinen Account einloggen kann, muss er mir allerdings noch den Sicherheitscode weiterleiten, den Amazon an sein Telefon geschickt hat, nachdem ich versucht habe, mich von meinem Laptop aus einzuloggen.

Die Sauge wurde offenbar zu Weihnachten 2017 bestellt und Amazon bietet einen Kundenservice. Der besteht darin, dass man das Gerät kostenlos an ein Servicecenter schicken kann, wo es dann innerhalb einiger Tage inspiziert und ggf. repariert oder ausgetauscht werden soll. Klingt vernünftig.

Für die Einsendung muss ich ein Versandetikett anfordern, welches ich direkt an meine Maildresse schicken lassen kann. (Der Schwiegervater bekommt es allerdings auch nochmal geschickt und leitet es mir ebenfalls weiter.) Ich finde im Keller sogar noch den Originalkarton und so ist bald ein Päckchen gepackt und mit dem ausgedruckten Etikett frankiert und liegt dann ein paar Tage wegbringbereit im Wohnzimmer.



Da allerdings auch ohne funktionsfähige Sauge ein bisschen geputzt werden muss, fällt mein Blick währenddessen unter das Sofa und dort auf ein weiteres Netzteil. Wo zum Teufel gehört das denn nun wieder hin? Es sieht

den beiden, die ich an der Sauge ausprobiert habe, ziemlich ähnlich. Im Unterschied dazu ist aber die Ausgangsspannung auf dem Etikett nicht mit 12 Volt, sondern mit 28,0 Volt angegeben.

In mir keimt ein Verdacht. Sollte dies das richtige Netzteil für die Sauge sein? Das würde wohl erklären, warum diese sich mit den Netzteilen mit schwächerer Spannung nicht aufladen ließ. Aber sollte es woanders hingehören, könnte ich die Sauge unter Umständen damit rösten. Aber dann wäre sie ja eh defekt gewesen. Soll ich mich auf das Risiko einlassen, sie Amazon mit Schmauchspuren zurückzuschicken und dafür ein freundliches „Selbst schuld!“ zu ernten?

Ich hatte allerdings zuvor schon online nach Ersatzteilen geschaut und dabei auch das zugehörige Netzteil gesehen. Man kann tatsächlich weit genug in die Produktfotos hineinzoomen (wobei ich selbstverständlich

"“Enhance!"”

murmele), um auch dort die Angabe 28.0 V zu erahnen.



Der Rest ist rasch erzählt. Ich habe das Paket wieder ausgepackt, konnte die Sauge

mit 28 Volt

ohne Schmorbrand und Funkenschlag aufladen und meinen Schwiegervater mit der Wendung der Geschichte erheitern.



Später am Tag habe ich dann noch einige der vielen kleinen schwarzen Netzteile beschriftet.

Virtualista

20. Juli 2019

Nicht alles verbessern, alles, immer

Hannah Hurtzig kommt etwas zu spät zum Treffen und entschuldigt sich: Sie hat sich verfahren. “Ich hatte immer einen schlechten Orientierungssinn, bin immer viel gereist, es ist nie besser geworden. Es ist wirklich wie so ein eingeschriebenes Defizit. Und jetzt kommt der interessante Teil: Jetzt könnte ich doch diese App haben. Hab ich aber nicht. Wieso hab ich diese App nicht?”

Alexander Klose: Du brauchst doch nicht mal eine App. Das Telefon selber ist das schon, quasi …

Kathrin Passig: Ich hab da schon lang drüber nachgedacht aus Techniktagebuchgründen, weil ich relativ oft von Leuten nach dem Weg gefragt werde. Vor ein paar Jahren war das noch klar: Die haben einfach kein Smartphone. Inzwischen haben die aber eins, ich seh das oft auch, dass sie eins haben, oder sie sagen es mir. Meine aktuelle Theorie ist: Wenn man keinen oder einen sehr schlechten Orientierungssinn hat, dann versucht man, dem Thema so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen, einschließlich Nachdenken über Lösungen.

Hannah: Das ist eine Möglichkeit. Ich hab noch zwei andere gefunden.

Kathrin: Und dann gibt es noch Leute, die die Bewegung des Punktes nicht auf ihre Situation übersetzen können.

Hannah: Nee, das, glaub ich, krieg ich hin. Erstens hab ich das immer sehr geliebt, wenn du jemanden nach dem Weg fragst, dann gab es, bevor es dieses Device gab, immer diese Situation: Du hast dich angeschaut … weil derjenige, den du fragst, schaut dich nämlich meistens an und sagt dann: „Äh, warten Sie mal, ja, also da gehen Sie jetzt am besten …“ Und dieser kleine Moment, wo man sich so anschaut, wo beide so versuchen zu überlegen, wo's denn da hingeht, den hab ich immer besonders gemocht auf den Straßen. Den krieg ich jetzt nicht mehr, da bin ich schon mal sauer. Und das Zweite ist, dass ich wirklich glaube, dass diese Konfusion, die ich dann habe, und die existenziell ist – das ist nicht nur ein Ärger, „ich finde die Straße nicht“, sondern da kommt immer wieder in guten Momenten „ich hab alles falsch gemacht, in meinem ganzen Leben hat's nicht geklappt“. Und ich glaube, dieser Moment, der gehört so zu mir, ich kann den nicht aufgeben. Das spricht dafür, dass das Unvermögen ein so zu einem gehöriger Teil sein kann wie ein abbes Bein, das man einfach hat. Und dann hat man's, und dann verbessert man es auch nicht. Nicht alles verbessern, alles, immer.

Hannah Hurtzig

2019, aber schon lange

Was, wir halten schon wieder, wo bin ich, sieht aus wie überall

Dass mein Zug in einem Bahnhof steht, merke ich meistens erst, wenn die Ansage, um welchen Bahnhof es sich handelt, schon lange verklungen ist. Dann verrenke ich mich in vier Richtungen, um aus den Zugfenstern eins der raren Schilder mit dem Bahnhofsnamen auf dem Bahnsteig zu sehen. Ich schaue auf die Displays am Ende des Großraumabteils. Auf dem roten oben steht groß der Name des Zugs und seine Nummer – wichtige Informationen für Leute, die sich für Zugnamen und -nummern interessieren –, darunter die Haltebahnhöfe, aber nicht der aktuelle. Was auf dem kleinen Display an der Wand rechts steht, kann ich nicht erkennen.



Am Ende sehe ich meistens bei Google Maps nach.

Kathrin Passig

1. August 2019

Last-Minute-Probleme

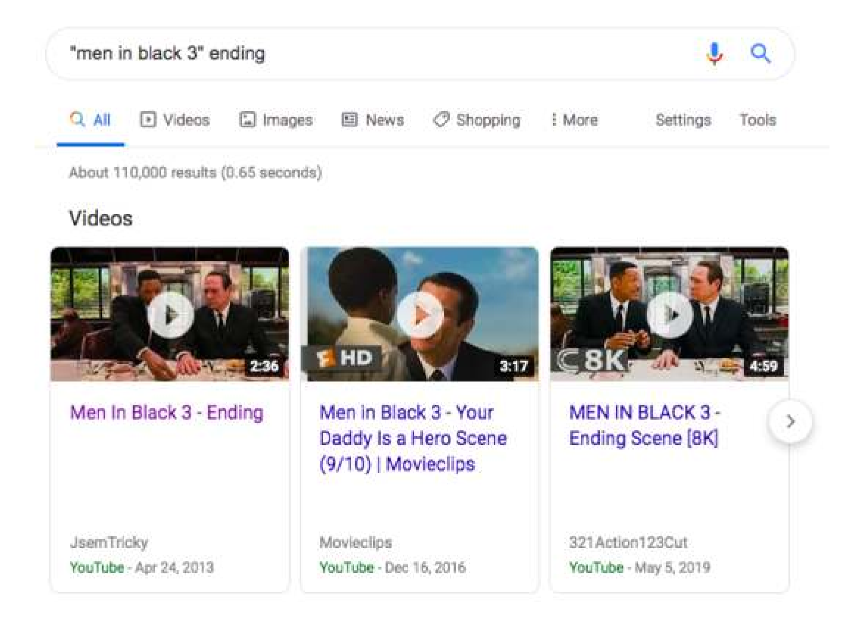
Wir sehen “Men in Black III”, eine mit dem Festplattenrecorder von A. aus dem Fernsehen aufgezeichnete Aufnahme. Die Welt ist bereits gerettet und die beiden Hauptfiguren begegnen sich in einem Diner, wo sie wichtige letzte Sätze sagen werden. In diesem Moment endet die Aufnahme. “Naaaaain!”,

ruft die ganze Familie. Das sei oft so bei diesen Aufnahmen, sagt A.. Sie versuchten das beim Programmieren zu berücksichtigen, aber obwohl sie immer ein paar Minuten mehr veranschlagten, fehle trotzdem meistens was.

"Netflix hat ihn bestimmt!", sage ich und klappe den Laptop auf. Netflix hat nur "Men in Black I".

"Aber Amazon hat ihn doch bestimmt!", sage ich. Amazon hat den Film auch wirklich, aber nicht im Prime-Programm. Ich müsste 2,99 bezahlen, nur um die letzten zwei Minuten zu sehen.

"Vielleicht gibt es den Schluss ja bei YouTube?", sage ich.



Alles wird gut. Für die Kinder fasse ich den englischen Dialog zusammen. Danke, JsemTricky!

Kathrin Passig

1. August 2019

Eine Telefonzelle verschwindet: Dritter und letzter Teil

Im August 2016 habe ich im Dorf S. eine funktionstüchtige gelbe Telefonzelle fotografiert. Im Dezember 2017 stand dort nur noch die leere Hülle. Als ich heute wieder dort vorbeikomme, ist gar nichts mehr da, nur noch meine Erinnerung an die Telefonzelle und ein dreieckiger Steintrog.



So sah es 2016 aus:



“Wie telefoniert jetzt der eine Nachbar, der sie noch benutzt hat?”, frage ich A.
“Der ist weggezogen”, sagt sie.
“Vorher oder nachher?”

"Ich glaube, erst haben sie die Telefonzelle abgebaut und dann ist er weggezogen. Er hat von da immer mit seiner Freundin telefoniert. Und jetzt ist er halt zu ihr gezogen. Vielleicht, weil er sie nicht mehr anrufen konnte."

Kathrin Passig

August 2019, schon seit Längerem

Der kleine Bargeldkreislauf

Die Kinder bekommen ein mal im Monat Taschengeld. Das Geld gebe ich ihnen bar, eigentlich zu Beginn jeden Monats. Gar nicht so selten bin ich mir nicht mehr sicher, ob sie für einen Monat schon Taschengeld bekommen haben. Ich vertraue dann meist auf die im Brustton der Überzeugung vorgebrachte Aussage: "Nein, Papa, also diesen Monat haben wir WIRKLICH noch kein Taschengeld bekommen." Ich versuche, mir anzugewöhnen, in den Papierkalender, der in der Küche hängt, einzutragen, wenn die Kinder Taschengeld erhalten haben.

Beide Kinder haben seit mehreren Jahren jeder ein eigenes Konto bei einer lokalen Bank, um dort Geld auch unbar lagern zu können. Es war ein ziemlicher Akt, dies einzurichten: Dafür mussten beide Erziehungsberechtigten zusammen mit dem Kind bei der Filiale antanzen, zu den Öffnungszeiten der Filiale (uff!), und ganz viele Formulare unterschreiben, und es wurde ein Foto gemacht. Über ihr Konto verfügen können die Kinder bis zu einer bestimmten Summe selbstständig, aber nur, indem sie zum Automaten oder einer Filiale der lokalen Bank fahren und dort Bargeld abheben oder einzahlen. Das kommt extrem selten vor, das Konto wird sehr selten genutzt. Gelegentlich, zum Geburtstag oder Weihnachten, überweisen Großeltern oder Paten etwas Geld auf das Konto. Eine "ec-Karte" haben sie nicht, aber die könnte wohl zusätzlich für ihre Konten beantragt werden.

Die beiden geben mittlerweile einen nicht unerheblichen Teil ihres Taschengeldes im Netz aus. Für Dinge, die es nur im Netz gibt, z. B. bei Mojang für Spieleerweiterungen oder bei Thalia für E-Books. Oder für bestimmte Wünsche, die bei Amazon erheblich preiswerter und einfacher zu erfüllen sind als im lokalen Handel. Da die Kinder noch über keine eigene bargeldlose Bezahlmöglichkeit verfügen, muss ich solche Käufe meist mit meinem Bankkonto für sie machen, und sie geben mir das Geld dann bar.

Das heißt, im Moment ist der Weg des Geldes recht häufig:

1 Taschengeld geht als Bargeld von mir an die Kinder
→ Geldausgabe erfolgt im Netz bargeldlos von meinem Konto
→ Rückzahlung erfolgt durch Rückgabe des Taschen-Bargelds von den Kindern wieder an mich.

→ Goto 1

So langsam sollten wir uns Gedanken darüber machen, den Kindern auch bargeldlose Zahlmöglichkeiten zu schaffen, vielleicht eine Karte zu ihrem Bankkonto, oder irgendwas mit PayPal oder so. Man kann auch Guthabenkarten zum Bezahlen im Internet im Einzelhandel kaufen, die gab es auch schon mal zum Geburtstag. Es gibt viele Lösungsmöglichkeiten dafür, es ist alles also kein Problem, aber so ganz klar ist mir noch nicht, was eine gute mittelfristige Option ist, die den Kindern Freiheit und Selbständigkeit beim Bezahlen gibt.

Molinarius

August 2019, aber schon immer

Ich habe immer nur einen Browsertab geöffnet

Eine verhaltensauffällige Eigenart scheint es zu sein, immer nur einen Browsertab geöffnet zu haben. Ich werde von Kathrin darauf hingewiesen, deren Browser eine schier unermessliche Zahl geöffneter Tabs aufweist, die an der

oberen Leiste zu einer Art ornamentalem Muster führen. In meinem Browser hingegen ist nur ein einzelkämpferischer Tab geöffnet, der um meine Aufmerksamkeit buhlt, wenn überhaupt! Für mich fühlt sich jeder geöffnete Tab wie eine Aufgabe an (Texte, die ich noch lesen will, speichere ich in meiner Pocket-Leseliste oder als Lesezeichen im Browser), weshalb ich sehr nervös würde, hätte ich ständig ca. 93 unerledigte Aufgaben vor mir liegen. Beim Schreiben schließe ich nach Möglichkeit den Browser vollständig, um eine kleine Stufe in den Einstieg ins Prokrastinieren einzubauen (nicht sehr erfolgreich). Browsertabs schließen kommt mir wie Aufräumen vor, und ich kann nur an aufgeräumten Orten arbeiten.

Hanna Engelmeier

Juli 2019 ff.

Ein väterlicher Workaround für lange WhatsApp Nachrichten

Seit vergangenem Jahr kann mein Vater WhatsApp benutzen, er kommuniziert nun am liebsten in GIFs. Manchmal schreibt er mir aber auch sehr lange Nachrichten, die er zuvor in E-Mails geschrieben hätte, deren Beantwortung bei mir manchmal mehrere Tage einnahm, weil ich etwas Ordentliches dazu sagen wollte. Das zog gelegentlich Nachfragen nach sich, ob ich denn schon die Mail gelesen hätte usw. Bei WhatsApp ist es ihm möglich, auch ohne Nachfrage zu sehen, dass ich mit einer Reaktion mal wieder bummelig umgehe. Neulich bekam ich eine Nachricht (Thema: Clemens Brentano vs. Heinrich Heine), die so lang war, dass mir erstmals durch die App angeboten wurde, den Rest des Textes auch noch aufzuklappen. Dieses Angebot erfolgte zwei Mal, und ich stellte mir gerührt vor, wie mein Vater mühevoll alles in sein Smartphone getippt hatte (mit dem Zeigefinger, so macht er es). Ich schrieb ihm also zunächst, er könne mir doch auch eine E-Mail schreiben, bei so einem langem Text. Daraufhin berichtete er mir, nein nein, gar nicht

nötig, denn er schreibe solche Nachrichten am Laptop mit einer großen Tastatur vor, schicke sich den Text per Mail auf sein Smartphone und kopiere ihn dann in WhatsApp ein. Ich verwies darauf, dass es eine Desktop Version von WhatsApp gibt, aber bislang bleibt er wohl bei seiner Methode zum Einreichen von Diskussionsbeiträgen, die ich dann mündlich beantworte.

Hanna Engelmeier

Ende Juli/Anfang August 2019

Im Urlaubsglück mit Würfel-Funk

Der Urlaub rückt näher und damit die bange Angst, wie das dort in Mecklenburg-Vorpommern in dem recht einsam gelegenen Ferienhaus mit dem Internet gehen soll. Manchmal weht etwas Wlan vom Nachbarn herüber, aber das ist höchst unzuverlässig. Vor Ort soll sich dann auch herausstellen, dass der Nachbar das Passwort geändert hat und nunmehr eine erhebliche Summe für wenige Daten verlangt.



A. sagt irgendwann vorher “Ich bringe meinen Würfel mit.” Damit meint er einen Wlan-Router, der sich sein Internet über eine Mobilfunkverbindung holt. Beruhigt nehme ich zur Kenntnis, dass der Würfel im gleichen Netz funkt wie mein Handy, und das funktionierte im letzten Jahr an gleicher Stelle – im Gegensatz zu den anderen Anbietern – recht zuverlässig im LTE-Modus mit zwei bis drei Balken.

A. stellt den Würfel auf ein Tischchen und sagt “Soll ich?”. Damit meint er das Auslösen eines 31 Tage währenden Datenvolumens von 100 GB zum Preis von 40 Euro. Wir geben den anwesenden jüngeren Miturlaubern die Anweisung “Kein Youtube, kein Netflix, kein stundenlanges Spotify”, damit genug Internet für alle zwischenzeitlich bis 12 Personen da ist.

Nicht sicher — pass.telekom.de





Speedbox Flex Pass

601,74 MB von 100 GB verbraucht

Verbleibende Zeit:	30 Tage 6 Std.
Datenvolumen:	100 GB

Nach Verbrauch des Datenvolumens oder Ablauf der 31 Tage Pass-Laufzeit wird der Speedbox Flex Pass erneut angeboten.

Auf einer Webseite kann jeder sehen, der sich in dem WLAN befindet, wie viel Datenvolumen wir schon verbraucht haben.

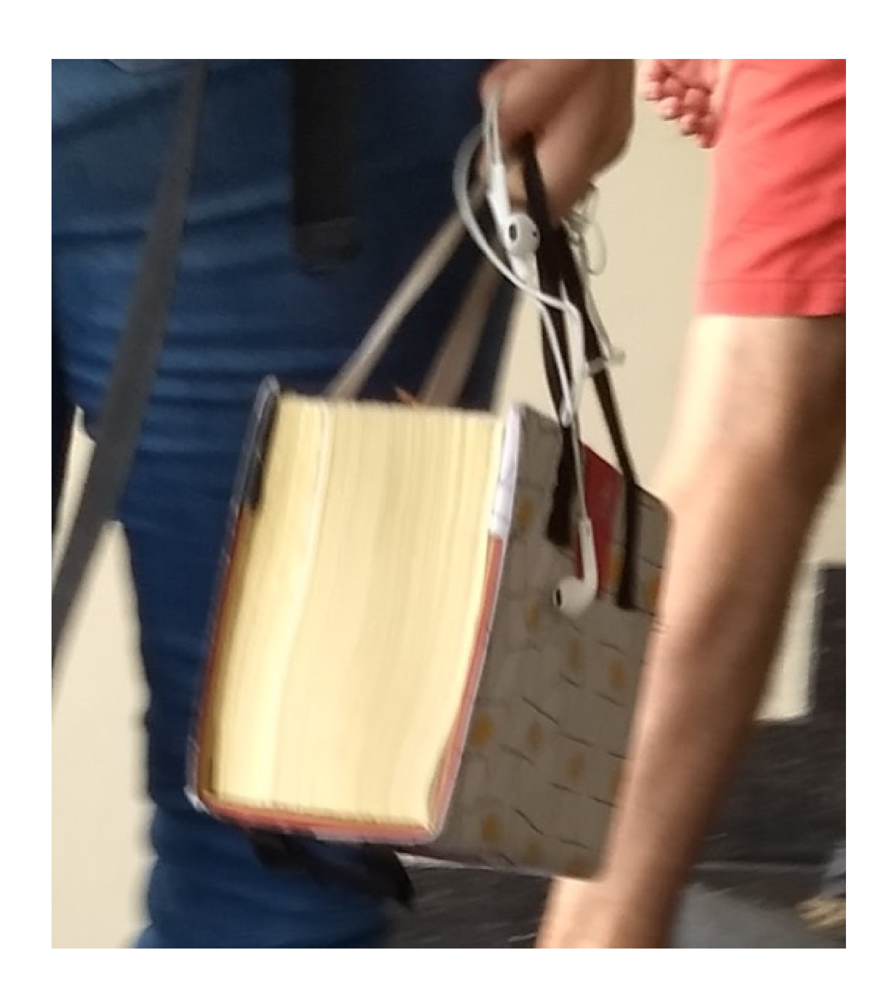
Nach dem Einschalten läuft der Würfel problemlos 14 Tage am Stück, ohne einen Mucks von sich zu geben. Und der Würfel hat sogar einen eingebauten Akku, mit dem er ein paar Stunden ohne Stromnetz vor sich hin funkt. Prima!

Markus Winninghoff

7. August 2019

Das Gesetz funktioniert auf Papier immer noch am besten

Im Treppenhaus der juristischen Fakultät geht vor mir eine Frau mit einer Buchhandtasche:



“Das ist entweder ein Schönfelder oder ein Sartorius”, sagt der Jurist L., den ich später um Identifikation bitte. Es sei sinnvoll, sich an den Gebrauch der Papierausgabe zu gewöhnen, denn erstens dürfe man in Prüfungen sowieso nur die Papierversion verwenden und zweitens nutze man auch später vor Gericht nichts anderes. Das gehe einfach am schnellsten.

Ich wende ein, dass eine digitale Suche aber doch vielleicht Gesetze ans Licht bringen würde, an deren Anwendbarkeit auf diesen Fall man selbst nicht gedacht hätte. Nein, sagt L., es ist immer klar, welche Gesetze zur Anwendung gebracht werden müssen. Wahrscheinlich ist meine Vorstellung von den Vorgängen vor Gericht zu sehr von der Lektüre von „Njáls Saga" geprägt, wo Thorhall Asgrimsson um das Jahr 1000 herum vor dem isländischen Thing immer wieder mit einem neuen Gesetz ankommt, an das die Gegenseite nicht gedacht hat. Aber man macht es jetzt wohl anders.

Kathrin Passig

Seit Anfang 2018

Tab-Tsundoku

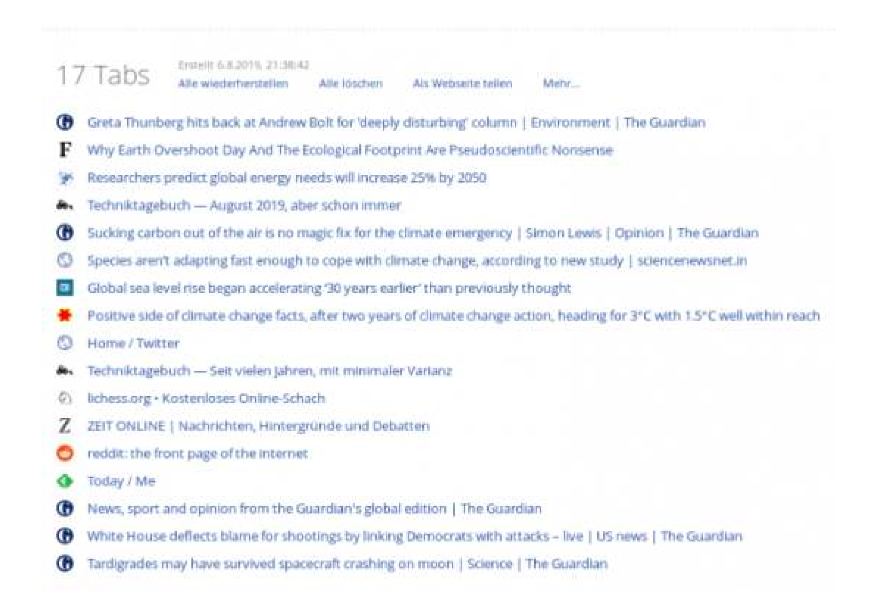
Das Techniktagebuch hat kürzlich zwei Einträge über unterschiedliches Browser- und Tab-Nutzungsverhalten publiziert. Da es wichtig ist, den Medienwissenschaftler*innen kommender Jahrzehn- und -hunderte ein möglichst akkurates und vollständiges Bild unserer Epoche zu hinterlassen, sehe ich mich verpflichtet, meine Art der Tab-Nutzung ebenfalls zu dokumentieren.

Anders als Lukas Daniel Klausner hefte ich seit einigen Jahren keine Web-App-Tabs mehr fix im Browser an. Dafür öffne ich einfach vollkommen hemmungslos neue Tabs und öffne Seiten auch doppelt und dreifach. Das mag verschwenderisch wirken, aber man lebt eben nur einmal.

Um trotzdem ein gewisses Maß an Kontrolle über mein Leben zu behalten, nutze ich die Browser-Erweiterung OneTab.



Mit einem einfachen Klick auf das kleine rötlich hervorgehobene Symbol ganz rechts im Bild schließt diese Erweiterung alle geöffneten Tabs und speichert die Links in einer einfachen, sich immer weiter empor stapelnden Liste, von der aus sich die Seiten schnell wieder öffnen lassen.



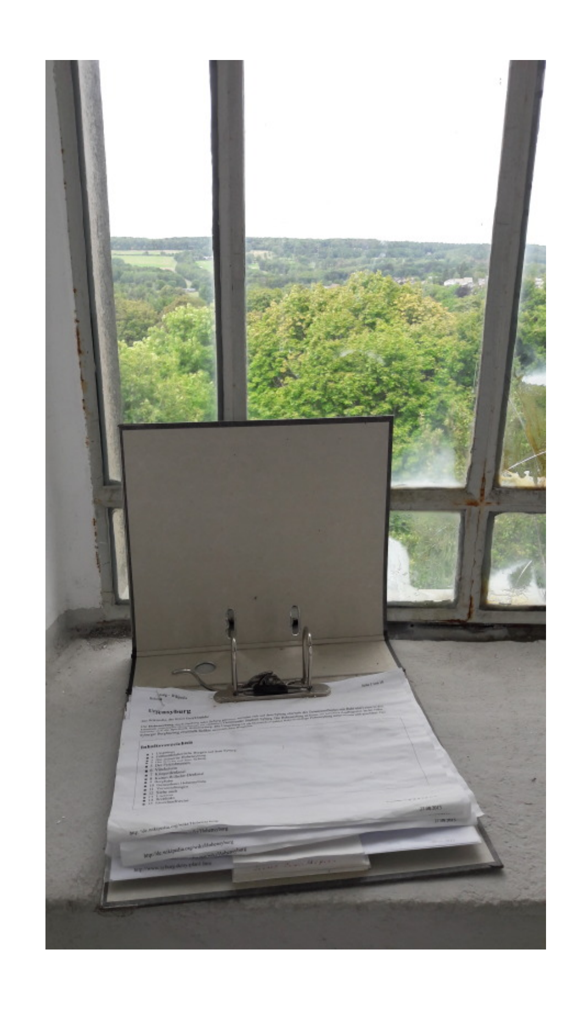
In aller Regel brauche ich keinen der so gespeicherten Links je wieder. Und so stapeln sich in der OneTab-Liste immer mehr und mehr alte Seiten und Links wie Bücher auf dem Nachttisch. Ein Tab-Tsundoku, wenn man so will.

David Prochnow

11.8.2019

270,63 Meter über Null

Bei einer Sonntagswanderung steige ich für zwei Euro auf den Vincketurm im Dortmunder Süden. Dafür bekomme ich eine grandiose Aussicht auf die Ruhr und eine Postkarte (dem Design nach Restposten aus den Neunzigern). Wer überdies Informationen zum Turm und zur übrigen Anlage wünscht, kann die im obersten Raum nachlesen, wo jemand fürsorglich den entsprechenden Wikipediaeintrag ausgedruckt und abgeheftet hat, Stand 27.8.2013.



Kristin Kopf

1999–2019

Passwortübermittlung im Wandel der Zeit

Seit ca 20 Jahren bekomme ich regelmäßig von Kunden oder anderen Dienstleistern Passwörter übermittelt.

Erst sind Passwörter noch so einfach, dass man sie am Telefon mitteilen kann. Meist handelt es sich um Haustiernamen oder bevorzugte Urlaubsorte und die diktiert man mir einfach.

Auch als sich herumspricht, dass Passwörter nicht einfach aus dem Wörterbuch genommen werden sollten, funktioniert das noch – denn meist wird aus „*Sylt*“ einfach nur „*Sylt2001*“ oder „*Sylt!*“ und auch das kann man gut diktieren.

Dann beginnen die meisten Menschen, willkürliche Buchstabenfolgen zu benutzen und beim Diktieren wird es schwieriger. Ich bekomme also die kompletten Kombinationen aus Benutzername und Passwort in einer E-Mail geschrieben. Niemand verschlüsselt seine E-Mails.

Gelegentlich legt auch jemand den Brief, in dem er selbst die Daten bekommen hat, aufs Fax und schickt mir den kompletten Brief weiter.

Das bleibt viele Jahre so. Nur die Passwörter werden länger und bekommen Groß- und Kleinschreibung und Ziffern und dann auch andere Sonderzeichen als das schon lange benutzte Ausrufezeichen.

Etwa 2016 merken die ersten Kunden, dass so eine E-Mail mit einem kompletten Satz Zugangsdaten in den falschen Händen ja ein ziemlicher GAU wäre. Sie beginnen, die Benutzernamen in eine E-Mail und das dazugehörige Passwort in eine SMS zu schreiben.Ich bin sehr froh, dass ich SMS auf dem Mac auch am Computer bekomme und etwas wie „*hH65xcX0oT/JuU#45qD*“ nicht abtippen muss, sondern kopieren/einfügen kann.

Weil sich so etwas ja eh niemand merken kann benutze ich selbst inzwischen einen Passwort-Manager.

2019 erlebe ich den nächsten großen Schritt zu mehr Sicherheit: Statt einer Nachricht mit Zugangsdaten bekomme ich eine Einladung über die Team-Funktion des Passwort-Managers meines Kunden. Zum Glück ist es der gleiche, den ich auch benutze und ich muss nichts neues installieren.

Ich klicke also einen Link an, melde mich mit meinen Daten im Passwort-Manager an und trete so dem Team des anderen Dienstleisters bei. Und dann habe ich die Zugangsdaten einfach direkt in meinem Passwort-Manager.

Passwörter wandern also nicht mehr im Klartext durchs Netz, sondern liegen in der Cloud. Ich bin gespannt, wie lange das als sicherer empfunden wird und beobachte weiter.

Christian Fischer

19. August 2019

Die Russen und die Amerikaner sorgen für mich

Die letzte Staffel von "The Americans" gab es nicht bei Netflix, also musste ich bei Amazon Prime noch mal um die 20 Euro dafür ausgeben. Als ich Deutschland und damit das Abdeckungsgebiet meines unbegrenzten mobilen Datentarifs verlasse, sind nur noch wenige Folgen ungesehen.

Ohne Zögern kaufe ich deshalb anders als bei den letzten Malen für die 17-stündige Überfahrt von Amsterdam nach Newcastle das 24-Stunden-WLAN-Paket für 17 Euro.

Telenor Maritime

Org nr 985 173 710 MVA
Nygaten 4, 4838 Arendal, Norway

Timestamp: 2019-08-19 14:15
Ship Name: King Seaways
Receipt: 035-23319419

Surf Large	17 EUR
Voucher Code	23319419

Total paid	17 EUR

Ich rede mir das damit schön, dass ich ja zum Beispiel nicht das Abendessen oder Frühstück an Bord einnehme und mir stattdessen für viel weniger Geld was mitgebracht habe. Dann beschaffe ich mir die Amazon-Prime-App, gucke auf dem Handy ein paar Folgen und sehe bei langweiligen Stellen aufs Meer hinaus.

Die Streamingqualität habe ich vorher auf ganz schlecht gestellt ("Data Saver: Für 1 Stunde werden etwa 0,14 GB Daten benötigt"). Erstens erkenne ich den Unterschied sowieso kaum, zweitens habe ich beim Kauf des WLANs unterschrieben, dass ich nicht übertrieben viele Daten saugen werde (wobei im Ermessen von Telenor Maritime steht, was damit gemeint ist), und drittens tut mir das Internet leid. Schließlich müssen die ganze Daten für mich zu einem Satelliten und wieder zurück geschafft werden, nur damit ich mitten auf der Nordsee eine Serie gucken kann, statt zum Beispiel ein Buch zu lesen, wie ich es auf den bisherigen Überfahrten gemacht habe.



Oben auf dem Schiff sind mindestens vier leider schlecht fotografierbare Nupfis, über die das Internet ins Schiff hineingelangt: zwei SeaTel, ein Orbit und ein Cobham Sailor. Der Deckel ist wohl nur drauf, damit es nicht hineinregnet. Innendrin befinden sich normal aussehende Satellitenschüsseln, die in mehreren Achsen stabilisiert sind, weil das Schiff in mehreren Achsen schwankt. "Providing quality performance in the roughest seas", wirbt SeaTel.

Mein Satellit heißt Thor 7 (Pressemitteilung, Werbevideo). Im "Nittedal Teleport" bei Oslo werden meine Serienfolgen also aus einem Internetkabel abgezapft, mit einer 13 Meter großen Satellitenschüssel in eine Erdumlaufbahn und von dort zu mir geschickt. Dass ich auf diesem Weg eine Serie sehe,

die von russischen und amerikanischen Spionen handelt, macht das Ganze noch erhabener. Ohne Kalten Krieg keine Satelliten, ohne Satelliten kein Seriengucken über den Kalten Krieg. 17 Euro finde ich dafür, wenn ich es so bedenke, einen sehr sehr geringen Preis.

Kathrin Passig

2019

Mein Handy möchte nur tagsüber benutzt werden

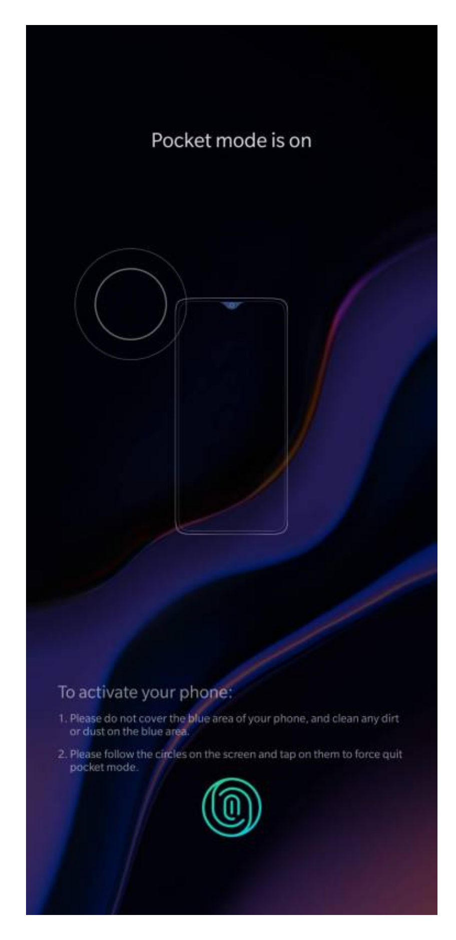
Am 14. Januar 2019 kaufe ich mir ein Handy, das eine einwandfreie Leistung mitbringt, dessen Frontkamera-Notch total klein ist, das eine ewig lange Akkulaufzeit hat und das auch sonst alle meine Anforderungen erfüllt, auch die, die mir vorher gar nicht klar waren. Als ich das Gerät auspacke und in Betrieb nehme, finde ich viele tolle Einstellungen, die ich an meinen vorigen Handys noch nie hatte.

Es gibt zum Beispiel die Möglichkeit, dem Handy bestimmte Kommandos zu geben, während das Display aus ist. Ich kann ein Pause-Symbol (**II**) aufs dunkle Display zeichnen, und theoretisch wird die aktuelle Wiedergabe pausiert; durch das Zeichnen von > oder < kann ich in der aktuellen Wiedergabe vorwärts oder rückwärts skippen. Wenn ich bei ausgeschaltetem Display fünfmal nacheinander den Powerbutton drücke, wird ein Notruf abgesetzt. Ich kann noch mehr Symbole auswählen und sie mit beliebigen Apps verknüpfen. Ich entscheide mich, meine Kalender-App durch das Zeichnen eines V aufzurufen.

In der Praxis ist das dann alles nicht so toll. Das Pause-Zeichen habe ich auch ein halbes Jahr später noch nie so gezeichnet, dass es vom Handy verstanden wurde. Die Skip-Forward-Funktion brauche ich fast täglich, muss es aber immer mehrfach probieren. Ein gewisser Aberglaube stellt sich ein ("ich muss das Zeichen nur schneller/spitzwinkliger/mittiger zeichnen"). Den fünfmaligen Druck auf den Powerbutton habe ich nur einmal versehent-

lich ausprobiert, als ich die Lautstärke ändern wollte und an der falschen Seite des Geräts gedrückt habe. Die Kalender-App öffne ich meistens vom Home-Display aus. Wenn ich mich mal entscheide, das V zu zeichnen, muss ich danach trotzdem noch das Handy entsperren (dazu nutze ich fast immer den Fingerabdrucksensor, der ins Display eingebaut ist). Am schlimmsten ist die hilfreich-sein-wollende Funktion namens *Pocket Mode*. Im Pocket Mode kann das Handy nicht entsperrt werden, wenn die Frontkamera verdeckt ist.

Abends und nachts nutze ich mein Handy im Dunkeln, während neben mir jemand versucht zu schlafen. Um Rücksicht zu nehmen, versuche ich, eine Decke zwischen dem hellen Display (dunkelste Stufe und Nachtmodus, keine zusätzliche Displaydunkelmach-App installiert) und dem schlafenden Menschen zu positionieren. Wenn die Decke zu nah am Display ist, kann ich das Handy nicht entsperren, weil es denkt, es wäre in einer Hosentasche.



Wenn ich die Frontkamera verdecke und auf den Powerbutton drücke, erscheint dieser Screen. Der doppelte Kreis oben pulsiert aus unbekannten Gründen. Die “blue Area” ist die Frontkamera. Das verschnörkelte Symbol unter dem Text markiert den Fingerprint-Sensor.

Kathrins Hosentaschenprobleme, bei denen das Handy unbeaufsichtigt tut, was es möchte, können bei mir definitiv nicht auftreten. Im Gegenteil fühlt mein Handy sich unbeaufsichtigt, wenn ich es neben einer Bettdecke benutze, und kooperiert dann nicht mit mir.

Im August 2019 beschließe ich, den Hosentaschenmodus zu deaktivieren. Im Alltag ist das für mich die nützlichere Einstellung. Ob ich dadurch in Zukunft Leute aus der Techniktagebuchredaktion werfe oder Bon-Jovi-Konzerttickets kaufe, ohne es zu wissen, bleibt abzuwarten.

Esther Seyffarth

Mai bis August 2019

Ich rette die Daten aus dem Krankenhaus

Anfang Mai war ich ein paar Tage in einem Krankenhaus in Manhattan. Dabei sind Daten entstanden. Meine Neurologin, die in einem anderen Krankenhaus arbeitet, braucht diese Daten.

Das ist nicht so einfach. Selber die Daten anfordern kann die Neurologin nicht, wegen Datenschutz. Ich muss das als Patient höchstpersönlich tun. Das Krankenhaus sagt, dass ich die Daten entweder ausgedruckt oder per E-Mail bekommen kann. Um das zu beantragen, muss ich einen formlosen, aber von Hand unterschriebenen Brief einreichen. Gerne auch per Fax.

Ich werde lieber persönlich im Krankenhaus vorstellig. Ich gebe den Brief, ausgedruckt und von Hand unterschrieben, am Schalter des *Health Information Management Office* ab. Ich gehe mit einer Angestellten den Brief nochmal Wort für Wort durch. Dabei fallen uns ein paar Satzteile auf, die eigentlich nicht relevant sind, und ich streiche sie von Hand durch.

Nach drei Wochen sind die Daten immer noch nicht da. Ich rufe im *Health Information Management Office* an. Eine Angestellte sucht und findet mein Gesuch. Das gehe aber so nicht, da wären ja Satzteile durchgestrichen. Ich hätte diese Durchstreichungen mit meinen Initialen bestätigen müssen. In dieser Form sei der Antrag ungültig.

Ich werde jetzt langsam ärgerlich. Ich ändere den mit Google Docs geschriebenen Brief noch einmal ab, so dass die unnötigen Satzteile weg sind, drucke ihn noch einmal aus, unterschreibe ihn noch einmal, und gehe damit ein weiteres Mal ins *Health Information Management Office*. Jetzt hat alles seine Richtigkeit. In einigen Tagen, so wird mir versichert, werde ich die Daten bekommen.

Ich bekomme sie nicht. Ich lasse Wochen und Monate vergehen, aber von den Daten höre ich nie wieder. Es ist Ende August, als ich ein weiteres Mal im *Health Information Management Office* anrufe. Diesmal allerdings wähle ich aus Versehen eine falsche Abzweigung im Telefonmenüsystem und lande in der Radiologie. Auch da kann ich Daten bekommen. Zwar nicht alles, was bei dem Krankenhausaufenthalt enstanden ist, sondern nur die Bilder – MRI, CT, Röntgen. Aber die sind eigentlich auch das Wichtigste.

Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder ich faxe einen unterschriebenen Brief, oder ich komme einfach vorbei. Die Daten wären dann in fünfzehn Minuten fertig. So mache ich es. Ich unterschreibe ein Formular, und tatsächlich dauert es nur fünfzehn Minuten. Dann bekomme ich ein paar ausgedruckte Berichte und eine CD mit den Bildern ausgehändigt.

Ich besitze seit mindestens sechs Jahren kein Gerät mehr, das eine CD lesen könnte. Aber zum Glück habe ich ja meine Firma, in der so etwas bestimmt herumsteht. Ich frage in der IT-Abteilung. Die Kollegen kommen ins Grübeln. Bei ihnen steht alles voll mit Geräten, die teilweise funktionieren, teilweise ausgeweidet sind, manche davon geradezu antiquarisch. Aber ein CD-Laufwerk? Haben wir sowas? Moment, in der IT-Abstellkammer vielleicht.

Und tatsächlich: In der Abstellkammer steht ein PC, der noch ein Laufwerk hat. Als wir auf den Knopf zum Öffnen drücken, vergeht eine bange Ewigkeit. Vielleicht ist es gar nicht angeschlossen? Doch, es ist. Ich lege meine CD ein, lasse die Daten lesen und lade sie in meine Dropbox hoch. Jetzt sind sie in Sicherheit.

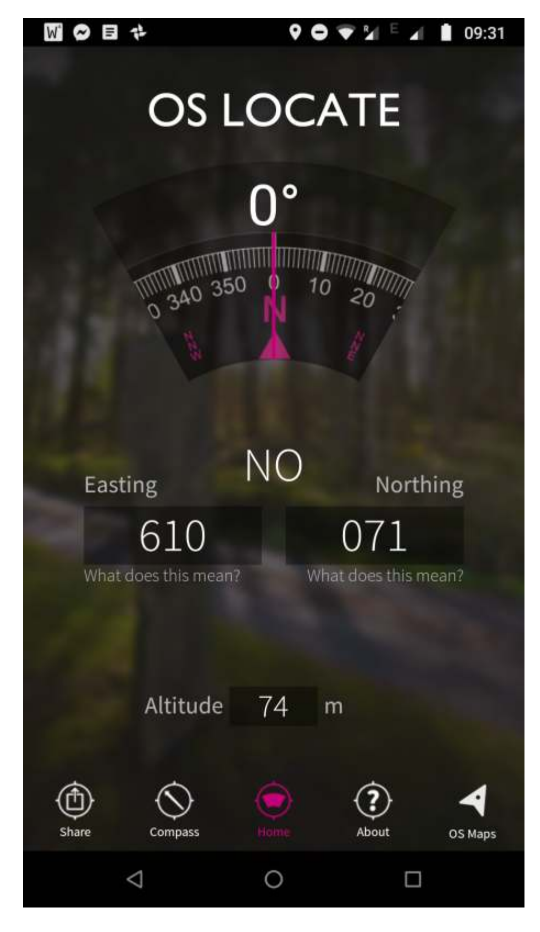
André Spiegel

August 2019

Warum man in Großbritannien besser keine senkrechten Felswände herunterfällt

Aleks berichtet von Diskussionen im Netz über britische Bergrettungsverfahren. Offenbar plädieren manche dafür, zur einfachen und missverständnisfreien Übermittlung des eigenen Standorts den Dienst What3Words zu verwenden, was von anderen kritisiert wird, weil es sich um einen kommerziellen Anbieter handelt.

Die für die britische Kartografie zuständige Behörde Ordnance Survey hat reagiert und eine eigene App herausgebracht, “OS Locate”, die nichts anderes tut, als den Standort des Handys in leicht verständlicher Form anzuzeigen. Die Standortdaten werden entweder in Längen- und Breitengrad oder im britischen “National Grid”-System angezeigt. Man kann das Ergebnis auch direkt per SMS verschicken.



“Easting” und “Northing” sind Koordinaten im “National Grid”-System, dessen Nullpunkt südwestlich der Scilly-Inseln liegt, also in der linken unteren Ecke von Großbritannien.

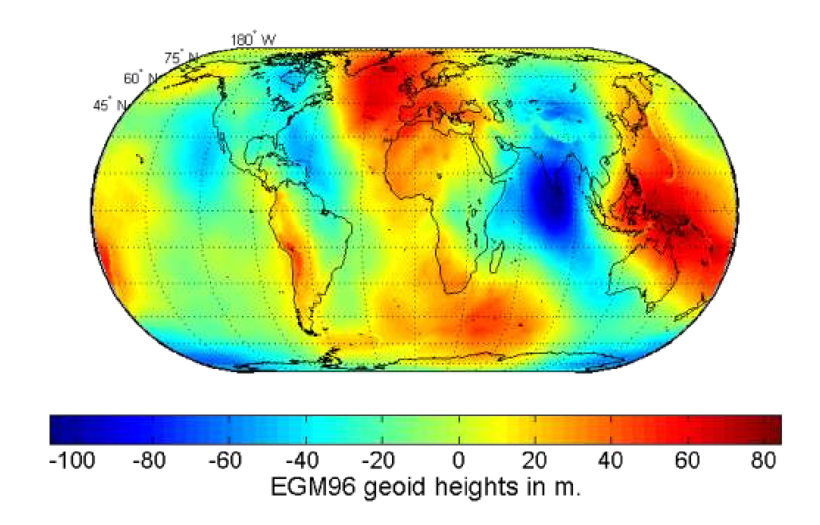
Die App sagt, dass wir uns 74 Meter über dem Meeresspiegel befinden. Vor dem Fenster jedoch schwappt das Meer herum, nicht viel mehr als zehn oder zwanzig Höhenmeter entfernt.



Ich google “gps altitude off android” (im zweiten Versuch, nachdem mir wieder eingefallen ist, dass ich *altitude* meine und nicht *height*), und gelange zu einer Antwort: “The GPS Altitude on my Android device is off by 50m”.

Das GPS-Modul im Handy gibt, wie ich jetzt dazulerne, von sich aus nicht die Höhe über dem Meeresspiegel an, sondern “ellipsoidische Höhen über dem Referenzellipsoid des World Geodetic Systems (WGS84)”. Die Höhe über dem Meeresspiegel ist unpraktisch für ein System wie GPS, das international funktionieren soll. Das Meer ist ein schwankendes Ding, und jedes Land verwendet seinen eigenen Pegel, Westdeutschland hatte zum Beispiel einen anderen als die DDR und der französische Pegel weicht um einen halben Meter vom deutschen ab.

Deshalb ignoriert GPS den Meeresspiegel und tut so, als wäre die Erde ein praktisches, leicht berechenbares Ellipsoid. Im Idealfall würde der Meeresspiegel überall der Oberfläche dieser theoretischen Erde entsprechen. Tatsächlich ist die Masse der Erde und damit auch die Schwerkraft ungleichmäßig verteilt und der Meeresspiegel weicht bis zu hundert Meter von der schönen Theorie ab.



Quelle: en.wikipedia.org/wiki/Earth_Gravitational_Model#/media/File:
Earth_Gravitational_Model_1996.png (Public Domain) Hier kann man sehen, dass die Abweichung in Großbritannien ungefähr fünfzig Meter beträgt. An der Südspitze von Indien würde mein Handy vermutlich behaupten, dass das Haus hundert Meter unter Wasser liegt.

Es gibt Tabellen, denen man die Korrekturwerte entnehmen kann, und diese Tabellen kommen entweder im GPS-Modul oder anderswo im Handy zum Einsatz. Wenn das GPS-Modul die Höhe über der theoretischen Erde angibt, muss das Handy noch die Umrechnung in Höhe über dem tatsächlichen Meeresspiegel vornehmen. Wenn das GPS-Modul schon die korrigierte Höhe angibt, sagt die oben verlinkte Erklärung, korrigieren einige Android-Handys den Wert trotzdem noch mal, oder vielleicht auch umgekehrt, jedenfalls liegt er danach eben um 50 Meter daneben. Beziehungsweise darüber.

Angeblich kann man herausfinden, ob das der Ursprung des Fehlers ist, indem man die Ortsdatenquelle des Handys von "alle verfügbaren Quellen auswerten, also GPS, WLAN, Bluetooth, Mobilfunkmasten" auf "nur GPS verwenden" umstellt. Die "OS Locate"-App lässt sich davon aber nicht beeindrucken. Sie zeigt mit beiden Einstellungen 50 Höhenmeter zu viel an.

Ich installiere zum Vergleich eine zweite App. "GPS Test" liefert mit beiden Einstellungen die korrekte Höhe.

Ich installiere zum Vergleich eine dritte App. "GPS Status" verhält sich tatsächlich wie beschrieben. In der "nur GPS"-Einstellung ist die Höhe korrekt, in der "alle Regler nach rechts"-Einstellung 50 Meter zu hoch.

Ich möchte andere Saiten aufziehen und eine App installieren, die mir die GNSS-Rohdaten anzeigt. Das unterstützt mein Handy aber nicht.

Ich gebe die Forschung auf. Für die Bergrettung ist die Frage sowieso nicht besonders relevant, weil das Rettungsteam schon erahnen wird, dass man sich nicht 50 Meter über dem Standort in der Luft befindet. Man sollte halt nur nicht ausgerechnet eine senkrechte Felswand herunterfallen.

Kathrin Passig

30. 8. 2019

Chip für den Arm, Kleber für die Kamera: Schwimmbadtechnik

Ich bin im Schwimmbad. Das bin ich ziemlich selten, daher bin ich nicht auf dem aktuellen Stand der Schwimmbadtechnik. Das Spaßbad in Blaustein macht aber einen sehr aktuellen Eindruck. Als Eintrittskarte erhalte ich ein Plastikarmband mit einem weißen Plättchen, es sieht aus wie ein sehr günstiges Apple-Watch-Spielzeug. Im weißen Plättchen ist etwas verbaut, wohl ein RFID-Chip oder ähnliches, das mir die Tür öffnet, das Schließfach abschließt und beim Herausgehen feststellt, ob ich nicht länger als bezahlt geblieben bin.



Im Bad informiert ein Plakat über Privatsphäre-Regulierung: Handys und Tablets sind auch im Bad und in der Sauna erlaubt, das aber nur mit abgeklebter Kamera. Die dazu nötigen Aufkleber kann man gleich an der Kasse erwerben. Ich fotografiere meinen Arm mit dem Eintrittschip heimlich unabgeklebt in meiner Kabine. Das Telefon lasse ich danach im Schließfach.



Felix Neumann

August 2019

Piraten der Linguistik

Bei einer Veranstaltung zum Thema Künstliche Intelligenz spricht ein Computerlinguist über das Erzeugen von Text. Nach dem Vortrag fragt eine Zuhörerin, mit welchen Ausgangstexten solche Systeme trainiert werden. “Mit dem, was halt so alles im Netz verfügbar ist”, sagt der Redner, “also zum Beispiel rechtefreie Bücher.” Es kommt zu einer kurzen Diskussion darüber, ob das nicht dazu führt, dass die generierten Texte eine veraltete Version der deutschen Sprache zementieren. Schließlich werden Bücher erst 70 Jahre nach dem Tod des Autors oder der Autorin gemeinfrei. Es kann also sein, dass ein Text zu diesem Zeitpunkt schon über hundert Jahre alt ist.

Später am Abend, während des geselligen Teils der Veranstaltung, fragt jemand den Linguisten, ob das schon die ganze Antwort war. “Seid ihr nicht versucht, Library Genesis zu scrapen?” Library Genesis ist eine umfangreiche russische Schattenbibliothek, die viel Gegenwartsliteratur enthält.

“Natürlich machen wir das”, lacht er. “Alle machen das.”

Alina Smithee

2. September 2019

Reisen wie in meiner Kindheit



Ich fahre mit dem Zug von Stuttgart zurück nach Berlin und habe für die Strecke den FlixTrain genommen, einen Ableger des Unternehmens Flixbus. Die Fahrt mit der Alternative zur Deutschen Bahn ist in diesem Fall nicht nur deutlich günstiger als die gleiche Strecke mit dem Staatsunternehmen, sondern vor allem – laut Fahrplan – auch nicht länger.

Der Unterschied zu den Fernverkehrszügen der DB ist allerdings gleich beim Einsteigen auffällig: Es sind die alten Wagen, die die Deutsche Bahn nur noch gelegentlich einsetzt. Aber vor allem: In den meisten Wagen lassen sich die Fenster öffnen!

Das ist ein bisschen Zugfahren wie in den D-Zügen meiner Kindheit, als ein wichtiger Teil der Reise war, den Kopf aus dem offenen Fenster zu stecken und die Landschaft nicht nur hinter Glas vorbeiflitzen zu sehen. Streckenweise genieße ich das – bis es einfach zu laut wird (für die vergleichsweise neuen Tunnel auf der Strecke zwischen Fulda und Kassel, die fürs Durchrasen mit dem ICE gebaut wurden, sind die alten Wagen einfach nicht gemacht).

Am Ende braucht der Zug fast eine Stunde länger als angegeben. Aber das hätte mir im ICE auch passieren können.

Thomas Wiegold

2018 bis September 2019

Hören 2.0

Seit Mitte 2018 wird Hören bei mir ein bewusster, fehlerbehafteter Vorgang. In normal geführten Gesprächen muss ich oft nachfragen, in Gruppengesprächen bilde ich oft eine kleine, unbesprochene Insel. Die Gattin bemängelt eine kompliziertere Gesprächsführung. Der Gang zum Ohrenarzt belegt dann eine schon recht deutliche Hörschwäche für den Frequenzbereich, in dem Sprache stattfindet. Allerdings reicht das nach den Richtlinien der Kranken-

kassen noch nicht für ein subventioniertes Hörgerät. Eine Nachfrage bei einem Hörakustiker erzeugt einen kleinen Schock, die besseren Geräte kosten locker über 3000€ –pro Ohr, wohlgemerkt.

Der Hörakustiker bietet mir an, ein solches Gerät gern mal kostenfrei und unverbindlich für 4 Wochen zu testen. Ein Angebot, welches ich nicht ausschlagen kann, schon um die grundlegenden Fragen zu klären: funktioniert so ein Hörgerät denn tatsächlich, wie klingt das normale Leben dann? Bringt das Ganze für mich überhaupt was? Zum vereinbarten Anprobetermin setzt ein komplizierter Prozess ein. Zu Beginn gibt es eine allgemeine Einführung: Funktion und Gerätetypen, die Datenschutzerklärung muss erläutert und unterschrieben werden, dann geht es los. Ein ausführlicher Hörtest folgt als nächstes, die obligatorischen Pieptöne müssen erkannt und per Knopfdruck gemeldet werden. Danach soll ich leise gesprochene Zahlen und einsilbige Worte wiederholen. Diesen Teil glaube ich gut absolviert zu haben, die Ernüchterung kommt denn bei der Auswertung. Einen deutlichen Prozentsatz der Worte habe ich nicht richtig verstanden. Mit den gewonnenen Erkenntnissen wird dann ein passendes Hörsystem für mich vorbereitet. Dazu verbindet es der Hörakustiker per Bluetooth mit dem Rechner und meine Korrekturkurve wird in die Geräte geladen. Am Rechner wird auch die Bedienung eingestellt, also links drücken wechselt das Hörprofil, rechts drücken ändert die Lautstärke.

Bei der Abfrage meiner Wünsche an das Hörsystem schälen sich drei Grundanforderungen heraus: keinen dauernden Batteriewechsel, mit dem iPhone steuerbar und wasserdicht – am besten unzerstörbar. Keine Batterien gibt es, mit dem iPhone steuerbar auch. Wasserfest geht nicht, ein Punkt, der das Alltagsleben wieder etwas komplizierter macht – es gibt ab sofort neben der Brille noch ein weiteres Ersatzteil, was beachtet, gepflegt und gewartet werden will.

Nach der Grundeinrichtung lade ich die passende App auf das iPhone und koppele das Hörsystem damit. Das klappt gut, und jetzt kann ich auf dem klugen Telefon Profile wechseln und Einstellungen anpassen. Der spannende Moment: Einsetzen und einschalten. Die Geräte selbst werden hinter die

Ohren gelegt, und ein kleiner Lautsprecher mit einer gelochten Gummimanschette im Gehörgang fixiert. Erste Erkenntnis: Hat man die ausgeschalteten Geräte im Gehörgang, stören sie kaum. Der normalen Klang von aussen ist noch da, nicht gedämpft oder gefiltert. Und bemerken kann man die Geräte auch kaum, weder ich beim Tragen, noch andere von aussen. Lediglich ein kleines, silbernes Kabel führt von oben ins Ohr. Meine grauen Haare bilden die perfekte Camouflage dafür.

Dann schaltet der Hörakustiker die Geräte ein, und es passiert – nichts. Mein Hörverlust ist erst ziemlich gering, deswegen gab es zu Anfang der Beratung auch den Hinweis, keine Wunder zu erwarten. Um die Wirkung zu prüfen, wiederholen wir einen Test von vorhin: Aus einem Lautsprecher hinter mir kommt Rauschen und von vorn wieder leise gesprochene Zahlen und Worte. Und siehe da – ich verstehe zwischen 10% und 15% mehr.

Die Steuerung der Geräte über das iPhone ist klasse, betritt man ein Restaurant, eben das Profil Restaurant einstellen. Zwei Pieptöne links und rechts bestätigen die erfolgreiche Umstellung, die ganz hohen Töne werden abgesenkt, der Stimmen-Bereich verstärkt. Im Laufe des Tests entdecke ich, dass es auch eine App für die Apple Watch gibt. Das macht die Sache noch geschmeidiger, die Grundfunktionen, also Profil-Wechsel und Lautstärke lassen sich darüber regeln, die komplizierteren Dinge wie Einstellungen, etc. werden weiterhin über das iPhone gemacht.

Und da geht einiges, man kann z. B. ein Profil anlegen, das die Richtcharakteristik der eingebauten Mikrofone von omnidirektional, also alles rundum aufnehmen, auf gerichtete Empfindlichkeit stellt. Wenn ich dann mein Gegenüber ansehe, dann verstehe ich ihn auch besser. Die Wirksamkeit der Geräte bestätigt sich im weiteren Verlauf des Tests, und das eher durch den Mangel an Verstehen, wenn ich sie nicht trage. Angenehmer Nebeneffekt: die Tonausgabe des Telefones kann auch über die Geräte erfolgen. Das merke ich

beim ersten Telefongespräch, das sehr klar, allerdings auch sehr höhenbetont übertragen wird. Bei der ersten Navigation im Auto flüstert mir Siri die Anweisungen zu. Ein weiterer Schritt auf dem Weg zum Computer im Körper.

Wolfgang Kunckel

2019-09-10

Wie man bei einem Paket die Annahme verweigert – automatisch

Szenario:

Ich habe etwas bestellt. Tags darauf stelle ich fest, dass ich lieber etwas anderes bei einem anderen Shop (ja, im Internetz) bestellen will.

Storniert. Neu bestellt.

Doch leider versendet der erste Shop die erste Bestellung, OBWOHL sie die Stornierung laut und deutlich lesen konnten.

Neinnein, ich will das WIRKLICH nicht.

Das Paket soll per DHL kommen. Also will ich mich einloggen und schauen, was geht – bezüglich der Verweigerung der Paketannahme. Spontan wird mir eine Kundenumfrage eingeblendet, und ich nehme freundlicherweise teil. Im letzten Schritt der Umfrage werde ich nach Verbesserungsvorschlägen gefragt, und ich schlage vor, dass man doch bitte für meinen Fall die sofortige Rücksendung des ungewünschten Pakets ermöglichen könne.

Kurze Zeit später auf dem Klo (ist man nicht oft beim Duschen und auf dem Klo am kreativsten?) kommt mir die Eingebung, die mich schnurstracks zum Ziel führen wird: Ich lasse das Paket an eine Packstation oder Postfiliale senden. Bekannterweise hat man exakt 7 Tage Zeit, das Paket abzuholen (oder eben auch nicht).

Ich muss nun lediglich abwarten, dass das Paket in 8 Tagen zurückgegangen ist. Passenderweise liegt das im Zeitraum der 14 Tage, innerhalb dessen man fraglos ein Paket zurückschicken kann und den Preis erstattet bekommt.

Und auch der Shop profitiert davon, da für diesen bei der verweigerten Annahme klar ist, dass es unberührt, und somit wunderbar wiederverkäuflich ist.

Mission accomplished.

Ulrich Maasmeier

17. September 2019

Papierlose Lesung

Im "Automatic Writing 2.0"-Track des Internationalen Literaturfestivals Berlin liest der kanadische Science-Fiction-Autor Sylvain Neuvel eine extra für diesen Anlass geschriebene Kurzgeschichte vor. Sie enthält Werbung für eine fiktive Firma und Auszüge aus Mandarin-Englisch-Übersetzungen. Er hat eine ziemlich aufwändige Präsentation vorbereitet, in der er selbst in den Werbevideoeinblendungen auftritt. Da er kein Chinesisch kann, werden die Übersetzungen von Text-to-Speech-Software gesprochen. Im Vorfeld war er nervös, weil er noch nie eine so komplizierte Bühnenpräsentation mitgebracht hat, aber wider Erwarten läuft dann alles ganz reibungslos – vielleicht weil die Lesung in einem Theater stattfindet. Ab und zu muss Neuvel zweimal Richtung Technik gestikulieren, damit das nächste Element abläuft, mehr nicht.

Die Geschichte selbst liest er vom Handy ab, während er auf der Bühne umhergeht. Ich fotografiere ihn dabei, weil ich das bei einer Literaturveranstaltung zum ersten Mal sehe.



Kathrin Passig

Oktober 2019

Pieps!

Die Meisenfamilie, die im Frühling zweimal in unserem Vogelhäuschen gebrütet hat, ist ausgezogen, und das Häuschen ist frisch renoviert: R. hat den Dreck entfernt und die Kamera-Installation verbessert.

Als das renovierte, verbesserte Häuschen wieder an seinem Platz hängt, schlage ich vor, den Bewegungssensor, der die Videoaufnahme auslöst, an einen Telegram-Bot anzubinden. So können wir bei jeder registrierten Bewegung im Vogelhaus sofort eine Notification bekommen und uns den Livestream ansehen (oder, falls wir zuhause sind, aus dem Fenster gucken).

R. setzt meinen Vorschlag noch am gleichen Tag um, aber es ist Herbst, nicht gerade eine gute Zeit für den Vogelimmobilienmarkt. Viele Tage passiert nichts. Im Chat stehen nur die Test-Nachrichten. Der Telegram-Bot soll eigentlich "Pieps" sagen, gefolgt von einem Vogel-Emoji und dem Link zum Livestream, aber das Encoding lässt sich nicht ohne Mühe einrichten, und am Ende sagt er eben nur Pieps.

Am 5. Oktober bin ich auf Reisen und habe nur ein winziges bisschen Sehnsucht nach Zuhause und nach R. Plötzlich bekomme ich eine Notification, Pieps, oh, ein Vogel!



Obwohl wir sonst nie in Telegram chatten, nutzen wir den Vogelhaus-Bot-Chat dazu, uns kurz über den Besuch der Kohlmeise zu unterhalten.



Dass das Kamerabild so rosa aussieht, liegt daran, dass eine Infrarotkamera im Einsatz ist, damit wir auch nachts sehen, was im Nest so los ist.

Die Meise war nur etwa eine Minute da, lang genug, um die Lage zu checken und sich Gedanken zu machen, ob sie hier vielleicht einziehen möchte. Wir sind gespannt, ob und wann sie wiederkommt und ob sie dann jemanden mitbringt. Ich fühle mich auch plötzlich gar nicht mehr so weit weg von zuhause.

Esther Seyffarth

Oktober 2019

Der Computer im Museum

Wir sind in einem kleinen Museum. Ein Kind, ca 10 Jahre, fragt mich, ob es sich hierbei



um einen alten Computer handelt, denn da ist ja eine Tastatur dran. “Nein!”, korrigiert ein anderes Kind, “das ist eine Schreibmaschine. Damit kann man nur schreiben.”

Ich ergänze: “Aber dies hier, dies sind so was wie Computer:



Mit diesen Dingern kann man nämlich rechnen!”

Die Kinder wundern sich, wie denn das Rechnen damit funktioniert. Ich hatte selber als Kind so eine ähnliche Rechenmaschine, vom Großvater übernommen, noch zum Spielen und kann daher erklären, wie man mit dem Schalter links einstellt, ob man addieren (”plus rechnen”) oder subtrahieren (”minus rechnen”) will, dann mit den Schiebern rechts die Zahlen einstellt, und dann an der Kurbel ganz rechts dreht.

Die Kinder gucken etwas ratlos, sie verstehen nicht so recht, wie man dann Spiele damit spielt. Wir einigen uns darauf, dass die Geräte eher so was wie Taschenrechner sind, auch wenn sie noch viel weniger als heutige Taschenrechner können – aber dass zu dem, was ihnen am Computer wichtig ist, noch einige Entwicklungsschritte fehlen.

Clemens Möller

10. Oktober 2019

Killerfeature Nicht piepsen

Beim Umzug vor fünf Jahren haben wir einfach das schon sehr alte Mikrowellengerät nicht mitgenommen. Es ging erstaunlich gut, vor allem, wenn man Reste gleich nach dem Essen aufißt, gibt es sehr wenig Aufwärmbedarf. Den Rest der Reste kriegt auch ein Herd hin.

Mit Kind wird vieles anders, besonders das Gläschenwärmen ist im Wasserbad kaum kompatibel mit dem volatilen Umschwung von noch satt zu fast verhungert. Ich recherchiere umfangreich. Das alte Gerät hatte zwei Drehschalter: Dauer und Watt, dazu einen Knopf für Tür auf und ein lautes Ping für Essen fertig.

Das ist heute natürlich ganz anders, ich erfahre mehr über Heißluftfritieren, Dampfgaren, Grill, Heißluft und sogar Joghurtprogramme, als ich je dachte. Obwohl mein Usecase nach wie vor vor allem »kaltes Gläschen

$\rightarrow$

warmes Gläschen« ist, nehme ich die Recherche sehr ernst, man will ja keinen Ramsch kaufen, ich entscheide mich auch tatsächlich für ein Topmodell mit Siegel der Stiftung Warentest (dort hatte ich für kleines Geld einen mehrseitigen Test als pdf gekauft. Außer Dampfgaren kann die neue Mikrowelle alles.

Gläschen werden warm: Check. Die Heißluftfriteusenfunktion: naja, und vor allem: wer möchte sich auf Fritiertes bis max. 350 Gramm vor dem Fritiervorgang beschränken? Der Grill: im Vergleich zum Backofen nicht der Burner. Das Joghurtprogramm: kommt in meiner Lebenswelt nicht vor.

Als *das* Killerfeature erweist sich etwas anderes: Kommt von Haus aus jede der vielen Tasten mit Tönen zusätzlich zum extra lauten Ping für fertiges Essen, kann man mit einer einfachen Tastenkombination alle Töne ausschalten – inklusive des finalen Fertig-Pings. Dauerhaft. Der Gewinn an Lebensqualität dadurch ist unermeßlich. Und wer weiß, vielleicht kann das nächste Modell dann sogar ohne Uhr auskommen, die eh nur ständig auf Sommerzeit gestellt werden will.

Felix Neumann

16. Oktober 2019

Mit dem Zeitreisezug durch die 90er (ohne WLAN)

Durch diverse Umstände (Handwerkerbesuch zur Unzeit, Taxigebrauch, Straßensperrung, Stau) verpasse ich den ICE, den ich eigentlich nehmen wollte, und der nächste Zug ist ein FlixTrain. Er kostet 20 Euro weniger, braucht aber sogar etwas kürzer für die Strecke. Ich muss erst mal googeln, wie man da überhaupt an ein Ticket gelangt. Es ist nicht weiter schwierig, man kann auf der Website buchen. Die Betreiber wissen, was mich interessiert, und versprechen die Anwesenheit von Steckdosen und WLAN.

Der Zug, der dann einfährt, sieht wie ein schmutziges altes Fossil aus. Innendrin sind die Interregioabteile in 80er-Jahre-Pastellfarben, normalerweise Anlass zum Unglück, weil garantiert ohne Strom und wahrscheinlich auch mit den beschichteten Fenstern, die Handyempfang nicht einmal dann hineinließen, wenn es ihn draußen gäbe. Hier aber ist alles mit beruhigenden Aufklebern gepflastert:



Das WLAN allerdings ist wirklich sehr lahm, genau genommen eigentlich gar nicht vorhanden. Irgendwo müssen die 20 Euro eben doch eingespart werden, denke ich. Erst nach einigen Stunden Fahrzeit erkenne ich das Problem, und zwar an der URL der nicht aufrufbaren Seiten: "reason=reject" steht da, und "reply=exceeded%20counter%20limit". Es gibt nur 150 MB für die Fahrt, und danach wird also nicht etwa gedrosselt, sondern man hat dann einfach kein WLAN mehr. Am Ostbahnhof bin ich eingestiegen, und

die 150 MB müssen schon in Spandau, also etwa zwanzig Minuten später, verbraucht gewesen sein. Eine Fehlermeldung gab es nicht. Naja, immerhin Steckdose.



Beim Herunterklappen des Tischchens in der Lehne des Vordersitzes fühle ich mich endgültig in die 90er Jahre zurückversetzt:



Die Zeitschrift c't hat 1998 unter dem Titel "Löschzug" über dieses Problem berichtet: Das Tischchen wird im unaufgeklappten Zustand mit Magneten am Vordersitz festgehalten, und im aufgeklappten Zustand können diese Magnete Festplatten und die Magnetstreifen von Bank- und Kreditkarten löschen.

Ich suche zuerst am Handy (sehr sehr langsam), ob SSD-Festplatten auch auf Magnete reagieren. Da die Antwort „nein" ist, stelle ich den Laptop mutig auf das Killertischchen. Zum Glück habe ich Arbeit dabei, die ich auch offline erledigen kann.

Im Laufe der nächsten Stunden finde ich heraus, dass in einer bestimmten Position reproduzierbar das Display ausgeht. Irgendwas machen die Magneten also doch noch. Lukas @mntmn Hartmann erklärt bei Twitter: "es ist der halleffektsensor, der normalerweise die magneten in der gegenüberliegenden gehäuseseite erkennt, wenn das gerät zugeklappt wird."

Der Zug enthält Dinge, die ich schon länger nicht mehr gesehen habe, zum Beispiel rustikale Kontrollpanels:



und die guten alten Türen zum Selbstaufkurbeln:



Ich habe keine Übung mehr im Türenaufkurbeln und werde wegen meines zunächst ausbleibenden Kurbelerfolgs von einem Knopfhammer angesprochen. Aber es ist doch, wie ich vermutet habe, man muss nur ein paar Sekunden auf die zentrale Türfreigabe warten. Wir sind hier schließlich nicht in Großbritannien.

Kathrin Passig

17. Oktober 2019

Öffentliche Waschbeckenarchitekten finden schon wieder eine neue Möglichkeit, mich zu verwirren

Auf der Buchmessentoilette sind die Handtücher hinter den Spiegeln versteckt. Das steht groß genug dran, auf offiziellen Aufklebern und nicht wie sonst manchmal auf handschriftlichen Zetteln.



Allerdings sind alle Fächer leer, in die ich hineingreife. Erst nach dem vierten oder fünften sehe ich eine andere Frau dabei, wie sie vor dem Bewegungssensor auf dem Spiegel wedelt. Ein Papierhandtuch wird ausgegeben. "Ah, ich dachte schon, die sind alle leer", sage ich. "Hab ich auch lange gedacht!", sagen mehrere Leute um mich herum.

Theoretisch ließe sich der Sensor vermutlich auch da anbringen, wo man sowieso nach dem Papier fischt, so dass auch Ortsfremde den Handtuchspender versehentlich korrekt bedienen könnten. Aber das wäre zu einfach.

Kathrin Passig

22. Oktober 2019

Getoastet in Newcastle

Am Bahnhof von Newcastle habe ich drei Stunden Aufenthalt – nicht weil die Züge nach Norden so selten fahren, sondern weil es nur diese Verbindung zum billigen Vorausbucherpreis gab. Ich muss aber arbeiten, und das wirft das Problem auf, dass ich dafür einen Sitzplatz mit einer Steckdose brauche.

Das neue Café in der Bahnhofshalle verschmähe ich sofort, viel zu kalt und zugig. Gegenüber ist ein Starbucks, in dem ich mich provisorisch niederlasse und das Angebot der City Library bei Google Maps betrachte. Die Bücherei ist nicht so weit entfernt, öffnet aber erst in einer Stunde und sieht auf den bei Google Maps verfügbaren Fotos nach einem ungemütlichen kalten Ding aus Beton und Glas aus. Schließlich finde ich um die Ecke ein Café, in dessen Google-Maps-Bildergalerie man aufgeklappte Laptops benutzt und wo ich daher Steckdosen vermute. Eine gibt es auch wirklich. Dort verbringe ich die nächsten zwei Stunden.

Zurück in der Bahnhofshalle sehe ich das neue Café von der anderen Seite. Hier bewirbt es unerwartete Vorzüge:



Erstens sehe ich zum ersten Mal explizite Werbung für Steckdosen (die es auch wirklich an jedem Platz gibt), zweitens sind die Stehlampen keine Stehlampen, sondern Heizpilze. Voller Vorteile ist dieses Café, aber ansonsten leer, und damit es nicht etwa mangels Kundschaft gleich wieder schließen muss, setze ich mich schnell hinein. “Do you feel it on your bum?”, fragt die Kellnerin, und mit etwas Verzögerung begreife ich, dass man hier nicht nur von oben gewärmt wird. Die Sitze sind geheizt!

Als ich diesen Sachverhalt in der Techniktagebuchredaktion lobe, merkt Markus Winninghoff an, dass die Heizpilze eine gute Gelegenheit sind, direkt zu spüren, wie sich die vor allem durch Bereitstellung elektrischer Energie hervorgerufene Klimaerwärmung anfühlt. Die Heizpilze haben 2100 Watt, und wenn ich die vollen drei Stunden hier gesessen hätte, hätte mein Stromverbrauch die Cafébetreiber ungefähr ein Pfund gekostet. Ein Pfund ist bei

den Gewinnspannen in der Gastronomie gar nicht so leicht einzunehmen. Vielleicht muss das Café also doch bald wieder schließen. Aber immerhin konnte ich mich einmal darin toasten.

Update: Im Februar 2022 existiert das Café immer noch und ich kann mich ein zweites Mal darin toasten. Als ich beim Kauf einer Tasse Tee ein Pfund Trinkgeld liegen lasse, versucht man mehrmals, es mir zurückzugeben, bis ich “it’s for the heating” sage.

Kathrin Passig

28. Oktober 2019

“Wenn diese Mail nicht korrekt dargestellt wird, klicken Sie bitte hier”

Ich bekomme ungefragt eine Werbemail von einer Autoreparierkette. Die sieht so aus:

Wenn diese Mail nicht korrekt dargestellt wird, klicken Sie bitte **hier!**

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
A.T.U - Die Nr.1 Meisterwerkstatt

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet ver...

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
A.T.U - Die Nr.1 Meisterwerkstatt

Klicken Sie hier mit der rechten

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste,

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder

Klicken Sie hier mit der

Klicken Sie hier mit der rechten

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste,

Klicken Sie hier mit der rechten

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
Neu bei A.T.U

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
Navigationsgerät GARMIN Drive 55 CE LMT-S - nur 109,99 €

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
Dashcam Nextbase - nur 64,45 €

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
Weitere Dashcams

Klicken Sie hier mit der rechten Maustaste, oder tippen und halten Sie hier, um Bilder herunterzuladen. Aus Datenschutzgründen hat Outlook das automatische Herunterladen dieses Bilds aus dem Internet verhindert.
Garantiert tiefster Reifenpreis

Bis heute und wohl auch noch in vielen Jahren werde ich mich fragen, ob man in Unternehmen, die solche Mails gestalten, noch nichts davon gehört hat, dass in Mailprogrammen das Nachladen externer Inhalte häufig abgeschaltet ist.

Markus Winninghoff

März 2016, aufgeschrieben Oktober 2019

Browserfenster auf, verkleinern, schnell googlen, Fenster zu, fertig

Ich sitze in meinem ersten Webdeveloper-Job an einem Arbeitsplatz mit Rücken zum Raum. Ich muss oft etwas googeln, von dem ich befürchte, dass ich das schon wissen sollte. Ich habe (wahrscheinlich grundlos) Angst, dass mich jemand auslacht, wenn er/sie sieht, was ich nicht weiß und nachschauen muss.

Also mache ich ein neues Browserfenster auf und verkleinere es so sehr, dass mein Körper es verdeckt. Dann schnell googlen, Fenster zu, fertig.

Im Oktober 2019 erzähle ich diese Geschichte als Anekdote ca 200 StudienanfängerInnen im Rahmen einer Präsentation zum Berufsbild Webdeveloperin. Die Anekdote läuft unter dem Titel “Impostor Syndrome” (auf Deutsch: Hochstapler-Syndrom) und mit dem Zusatz, dass ich noch immer laufend Sachen google. Aber ich lass das Browserfenster groß und länger offen, weil es mir mittlerweile egal ist, was meine Kollegen sehen. Ich wurde auch noch nie ausgelacht dafür.

verenka

Ende Oktober 2019

Magie aus dem 3D-Drucker

Ich bin aufgeregt, denn ich werde das erste Mal an einem Live Action Roleplaygame, kurz LARP, teilnehmen. Das Ganze kann man sich als eine Art Laienimprovisationstheater vorstellen, bei dem das Drehbuch geheim ist. Man übernimmt die Rolle einer gewählten Figur innerhalb einer Geschichte und spielt sie entlang des Plots, der von der SL (Spielleitung) vorgegeben wird. Nur eben nicht auf einer Bühne, sondern beispielsweise einem Lager oder in diesem Fall einem alten Gutshof in Niedersachsen. Inklusive Verkleidung, Make-up und benötigter Requisite. Neben den Spielercharaktern (SCs) sind auch Nicht-Spieler-Charaktere (NPCs) anwesend sein, die in die Hintergründe eingeweiht sind, wichtige Hinweise liefern und diskret das Geschehen vorwärts treiben können.

Erfahren habe ich von dem LARP, das in einer deutschen Version des Harry-Potter-Universums spielt, über einen Follower auf Twitter und außer diesem einen Kontakt dort kenne ich auch niemanden. Die Anmeldung geschah online auf der Webseite des Vereins, der das LARP ausrichtete. Über mich selbst will man hier nur wenig wissen, Name, Telefonnummer und E-Mail-Adresse, Rollenspielerfahrungen. Dass ich noch nie ein LARP mitgespielt hat, ist ebenfalls nicht von Bedeutung. Wichtiger ist mein Charakter, den ich so detailliert wie möglich beschreiben soll, damit sie in das Spielgeschehen gut eingebaut werden kann.

Ein E-Mail-Austausch sowie ein kurzes Telefonat mit einem Mitglied der SL bestätigt meine Anmeldung: Ich werde eine Reporterin einer magischen Zeitung spielen, die den mysteriösen Geschehnissen vor Ort auf den Grund gehen möchte. Das Kostüm konnte ich mir kostengünstig auf der Second-Hand-Plattform Kleiderkreisel zusammenstellen, denn glücklicherweise kleiden sich Hexen in diesem Universum nicht so sehr anders als viele normale Menschen auch. Auf Etsy, einer Online-Plattform zum Verkauf selbstgemachter Dinge, habe ich zudem einen in einer Schreinerei gehobelten Zauberstab

erworben. Der sieht hübsch aus, selbst kann er allerdings nichts. Daher zählt zu meiner Ausrüstung auch eine kleine Taschenlampe mit Dynamo, die ich für Lichtzauber nutzen werde.

Bisher habe ich nur auf Papier oder dem Tablet rollengespielt, am Tisch mit einer Gruppe oder über den Sprachchat Discord, die Rolle also höchstens mit der Stimme verkörpert und auch nicht durchgehend, sondern nur ein paar Stunden lang. Hier soll Tag und Nacht gespielt werden, man befindet sich ständig "in time" – IT. Das Gegenteil, OT (out time), soll in Interaktionen wenn möglich vermieden oder wenn jenseits vom Spielgeschehen stattfinden. All das ist nachzulesen in den Spielregeln, die auf der Vereinswebseite zur Verfügung stehen. Hier findet sich auch eine Liste von Zaubersprüchen, die meinem Charakter bekannt sein sollten – spricht jemand beispielsweise einen Vergesszauber auf mich, muss ich wissen, wie ich in diesem Moment zu reagieren habe. Ich notiere mir die Sprüche in einem Notizbuch, das ich als Reporterin als Arbeitshandwerkzeug natürlich dabei habe. Was mir kurz vor Abfahrt noch fehlt ist eine Uhr – ich erwarte nicht, dass ich mein Smartphone ständig griffbereit haben darf und möchte schon gerne ohne Nachfragen wissen, wie spät es ist. Unsere im Haus ausgegrabenen Analoguhren haben alle längst tote Batterien. Unterwegs stoppe ich daher kurz in einem Ein-Euro-Laden und kaufe mir die erste analoge Armbanduhr seit mindestens 20 Jahren.

Schon die Anfahrt ist recht abenteuerlich, denn der Weg zu dem Spielort liegt an einer frisch ausgebauten Umgehungsstraße, die Google Maps und somit Android Auto nicht kennt. Nach kurzen Irrwegen durch die ländliche Umgebung Oldenburgs komme ich aber doch pünktlich an und muss mich laut Infomail bevor das Spiel losgeht mit meinem Charakter einchecken. Alle Gegenstände, die ich bei mir trage, gelten als IT, es sei denn, ich verstaue sie in einem vorher gekennzeichneten Beutel. Hier lagere ich ein bisschen Proviant, mein Smartphone, die Autoschlüssel, meinen Geldbeutel und ein Aufladegerät. Ein Mitglied der SL verzeichnet meine Ankunft in einem Laptop und auf Papier, ebenfalls eine Glasflasche mit einem (unsichtbaren, denn die Flasche ist nicht dicht) Zaubertrank, den ich jetzt ganz offiziell einmal einset-

zen darf: “Trinkt” ihn jemand, muss diese Person mir mit SL-Unterstützung drei Fragen wahrheitsgemäß beantworten. Entgegen meiner Erwartungen für drei Tage offline zu sein, wird mir auch IT erlaubt, mein Smartphone zur Kommunikation mit meinem fiktiven Chefredakteur zu benutzen, wenn auch nur an einem bestimmten Punkt im Garten. Für eine Reporterin des 21. Jahrhunderts mit nicht-zaubernden Eltern (Muggel) ist es auch in der Zaubererwelt realistisch, ein Smartphone zu besitzen.

Als alle Mitspielerinnen und -spieler angekommen sind, stellt sich das Team der Spielleitung kurz vor und die ersten technischen Aspekte des Spiels werden sichtbar: Die SL kommuniziert per Funk und Knopf im Ohr miteinander, später erfahre ich, dass es Leihgeräte sind. Gekleidet sind sie schwarz, mit einem fluoreszierenden Aufdruck auf dem Rücken. Zudem tragen sie nachts alle LEDs, um im Fall der Fälle schnell auffindbar und ansprechbar zu sein. Dann verlasse ich als Angela kurz den Gasthof und reise als Terry, mein gespielter Charakter an. Die Rolle lege ich in den folgenden Tagen nur bei kurzen Fragen zwischendurch (zum Beispiel nach einem Föhn, den ich zu Hause vergessen habe) und Unterhaltungen mit meinem Zimmergenossen hinter geschlossener Tür ab.

Im Laufe des Spiels taucht noch mehr Technik auf, wie beispielsweise versteckte Lautsprecher. Unheimliche Geräusche spielen im Plot eine große Rolle. Es gibt ein Radio, über das die SL, ich nehme an via Bluetooth, wichtige Nachrichten einspielt. Auch eine Zaubererzeitung liegt aus, am Computer verfasst und ausgedruckt, sowie eigens für den Plot hergestellte Bücher. Einige sind per Hand geschrieben, andere mithilfe von Layout- und Grafikprogrammen gestaltet. Viele der erfahreneren Spielerinnen und Spieler haben vorgefertigte Visitenkarten ihrer Charaktere dabei, sehr hilfreich, um sich Name und Rolle zu merken. Beim nächsten Mal, so nehme ich mir vor, werde ich mir ebenfalls welche drucken lassen. Später im Plot sind kleine Statuen von Märchen- und Sagengestalten von Bedeutung. Diese, so erfahre ich nach dem Spiel, wurden extra für das Wochenende per 3D-Druck hergestellt.

Bei nächtlichen Kämpfen gegen Unholde lassen versteckte Schwarzlichtscheinwerfer fluoreszierendes Make-Up und einen Zaubertrank aufleuchten, mit dem der große Bösewicht im Finale übergossen wird.



Nach Spielende dürfen wir Spielerinnen und Spieler auch hinter die Kulissen blicken und einen Gebäudetrakt betreten, der uns im Spiel nicht zugänglich war. Hier wohnte während des Spiels die Spielleitung, hielt über Funk miteinander und den NPCs Kontakt, zog Kostümwandel der teilweise doppelt und dreifach besetzten NPCs durch, beantwortete Nachrichten per Smartphone oder Fledermauspost und führte über Laptops die Fäden des Plots zusammen. Hier befindet sich auch die Küche, in der wir jetzt helfen, aufzuräumen. Dabei bediene ich das erste Mal einen industriellen Geschirrspülautomaten, der eine Ladung Geschirr innerhalb 30 Sekunden spülen kann.

Erst beim Verabschieden erfahre ich die richtigen Namen meiner Mitspielerinnen und -spieler und verknüpfe mich mit ihnen über WhatsApp, Twitter und Facebook und das vereinseigene Forum. Schon bald wird der Folgetermin im nächsten Jahr angekündigt – und jetzt, wo ich weiß, was mich erwartet, freue mich sogar noch mehr darauf.

Angela Heider-Willms

1. und 2. November 2019

Die Farben des Fernsehhimmels

Am Freitagabend bin ich beim Übersetzertag in Berlin Teil des Unterhaltungsprogramms. Ein Team aus drei Menschen hat fünf Minuten Zeit, einen kurzen Text zu übersetzen, dann entscheidet das Publikum, wer die Aufgabe besser gelöst hat: Wir oder Google Translate / DeepL.

Eine unserer zwei Übersetzungsaufgaben lautet folgendermaßen:

> The sky above the port was the color of television, tuned to a dead channel.
> ‘It’s not like I’m using,’ Case heard someone say, as he shouldered his way through the crowd around the door of the Chat. ‘It’s like my body’s developed this massive drug deficiency.’ The Chatsubo was a bar for professional expatriates; you could drink there for a week and never hear two words in Japanese.

Mein Coübersetzer ist etwa so alt wie ich. Meine Coübersetzerin ist zwanzig Jahre jünger. Wir diskutieren, ob man “fernsehfarben” schreiben kann, oder ob das dann so klingt, als sei das Gehäuse des Fernsehers gemeint. “Welche Farbe hat denn so ein *dead channel*”, fragt die Coübersetzerin, “schwarz? Blau?” “Nein, dafür bist du zu jung”, sage ich und fühle mich sofort sehr alt, nicht wegen der Fernsehsache, sondern wegen dieses Satzes. “Es ist so was Schwarzweißes”. Ich weiß zu diesem Zeitpunkt nur, dass ich den Text irgendwoher kenne, erinnere mich aber nicht, dass er von William Gibson stammt

und 1984 erschienen ist. Ich gehe einfach davon aus, dass es ein älterer Text sein muss, weil *dead channels*, deren Farbe man als bekannt voraussetzen konnte, kurze Zeit später ausgestorben sind.



Wikimedia Commons / Public Domain

“Aber war da dann nicht ein Testbild zu sehen?”, fragt die Coübersetzerin. “Nein”, sagen wir, “nur manchmal”.

Was für eine Farbe Gibson wirklich gemeint hat, ist unklar, weil er in verschiedenen Interviews verschiedene Auskünfte gegeben hat und sich vielleicht selbst nicht so genau erinnert. Es ist entweder das abgebildete schwarzweiße Rauschen oder ein noch älteres leuchtendes Grau, das ich nicht aus eigener Anschauung kenne.

DeepL übersetzt:

> Der Himmel über dem Hafen war die Farbe des Fernsehers, der auf einen toten Kanal eingestellt war. “Es ist nicht so, wie ich es benutze”, hörte Case jemanden sagen, als er sich durch die Menge um die Tür des Chats schulterte. “Es ist, als hätte mein Körper diesen massiven Drogenmangel entwickelt.” Das Chatsubo war eine Bar für professionelle Expatriates; man konnte dort eine Woche lang trinken und nie zwei Wörter auf Japanisch hören.

Das Menschenteam (bitte bedenken, dass fünf Minuten sehr wenig Zeit sind und wir froh waren, überhaupt den ganzen Text geschafft zu haben):

> Der Himmel über dem Hafen war fernsehfarben, nach Sendeschluss. “Ist nicht so, dass ich ein Junkie bin”, hörte Case jemanden sagen, als er sich durch die Menge ins Chat rempelte. “Ist eher so, dass ich Drogenmangel hab.” Das Chatsubo war eine Bar für hauptberufliche Expats; du konntest da die ganze Woche durchtrinken und kein einziges Wort Japanisch hören.

Das Publikum ist zufriedener mit der menschlichen Übersetzung. Über die Zukunft des Berufs sagt das allerdings nichts aus. Um realistische Verhältnisse herzustellen, hätte man ein Übersetzungsteam gegen ein Team aus Google / DeepL plus überarbeitende Laien antreten lassen müssen, oder dem Menschenteam statt fünf Minuten nur eine Sekunde Zeit geben.

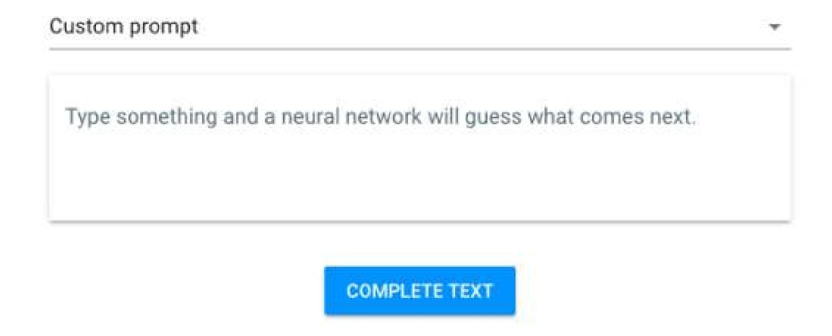
Im zweiten Teil des Spiels, in dem wir um die Wette mit GPT-2 Textanfänge weiterschreiben müssen, sind die Verhältnisse unklarer. Beim ersten Versuch ist sehr deutlich, dass der schlechtere, zusammenhanglosere Text von uns ist, und das ist meine Schuld. Ich habe auf dieser Zusammenhanglosigkeit bestanden, weil ich uns auf diese Art zu tarnen gedachte, aber da war ich leider auf dem technischen Stand von letzter Woche, naja: letztem Jahr. In Wirklichkeit produziert GPT-2 inzwischen Texte, die einen Zusammenhang zumindest glaubhaft vortäuschen. (Unmittelbar nach der Veranstaltung wurde GPT-2 noch mal besser.)

Talk to Transformer

See how a modern neural network completes your text. Type a custom snippet or try one of the examples. Learn more below.



Update Nov 5: The full-sized GPT-2 is finally released! Try it out. ↓



talktotransformer.com, ein einfaches Frontend für GPT-2, mit dem die Textanfänge des Spiels vervollständigt wurden

In der zweiten Runde sind wir schlauer und legen unsererseits einen Text ohne inhaltliche Brüche und mit so etwas Ähnlichem wie Sinn vor:

> Once upon a time and a very good time it was there was a moocow coming down along the road and this moocow that was coming down along the road met a nicens little boy named baby tuckoo... Once upon a time and a very good time it was there was a moocow coming down along the road and this moocow that was coming down along the road met a nicens little boy named baby tuckoo and it was singing a song and the song went: Once upon a time and a very good time it was there was a moo-

> cow coming down along the road and this moocow that was coming down along the road met a nicens little boy named baby tuckoo and it was singing a song and the song went like this: When a little boy named baby tuckoo was coming down along the road and the road was long and dusty for it was a road that led to hell. And the entrance to hell was sparkling with fire and brimstone and it had a long wet tongue so it could lick its own nose and on some days even its ears. For that was the kind of moocow it was.

GPT-2 zum selben Thema (der gemeinsame Anfang beider Texte stammt von James Joyce):

> Once upon a time and a very good time it was there was a moocow coming down along the road and this moocow that was coming down along the road met a nicens little boy named baby tuckoo and baby tuckoo ran into the moocow and put the baby's thumb in the moocow's mouth and the moocow gave the boy a suck on the thumb and the boy fell asleep and that was the beginning of the famous moocow story and now when you come down by the town the town is known as the town of moocows and it was in the 1820s when the town of moocows was a town of little babies and this guy made his living from the town of moocows so when the town of moocows came into existence his name was William W. Tuckoo and he became extremely wealthy and very powerful and he married a little girl and it was in 1841 when the man went to buy his farm and he got his farm and this wife didn't want a man who would be coming into her home with a shotgun and said there is no need for a farm owner to have a shotgun.

Diesmal ist das Publikum unentschlossener. Ein paar Leute glauben, der erste Text sei von uns, ein paar Leute tippen auf den zweiten, und die Mehrheit hebt die Hand gar nicht.

Am Samstag bin ich schon wieder auf einer Veranstaltung zum Thema Kunst und Machine Learning (obwohl ich über die eigentliche Technik seit diesem traurigen Beitrag von 2017 kaum etwas dazugelernt habe).



Ohne dass ich die gestrige Diskussion über den Fernsehhimmel erwähnt hätte, sagt mein Nachbar: “Remember the beginning of the William Gibson novel where the sky is the color of a dead TV channel? This is our dead TV channel sky color now. Isn’t it nice?”

Kathrin Passig

7. November 2019

MFH Soundsystem

In dem Garten hinter meinem Haus arbeitet seit Wochen ein junger Mann. Er räumt auf und verbrennt große Mengen Holz Dabei hört er Musik aus einem Handy, das vermutlich genauso alt ist wie er. Der Sound ist so schlecht, dass selbst das Knistern des Feuers lauter ist.

Heute hat er mir stolz sein neues Soundsystem gezeigt.



Ich war so begeistert, dass mir zu spät eingefallen ist, eine Videoaufnahme zu machen. Dann hätte ich auch den Ton angeln können. Es war wirklich laut. Das Feuer hatte keine Chance mehr, dagegen anzuknistern. Der Refrain des Songs, der gerade lief, ging jedenfalls so: "..."*

*

In einer früheren Version stand hier ein für sich genommen unverfängliches Zitat eines Liedes, das rechtsradikalen Gruppierungen zuzuordnen ist. Es wurde gelöscht. Danke an @Papiliorama für den Hinweis.

sleeplessdarkhorse

1986–2019

Alles wird besser: 33 Jahre Fortschritt in der Diabetes-Behandlung

Anfang 1986, ich bin gerade erst 16 geworden, wird bei mir nach anhaltenden Beschwerden (umfassende Schlappheit, unstillbarer Durst, starker Gewichtsverlust) Diabetes diagnostiziert. Typ-1 Diabetes: das ist nicht die Variante, die durch schlechte Ernährung, Alter oder Übergewicht kommt, sondern eine erbliche Autoimmunreaktion. Das Immunsystem fängt dabei meistens in der Pubertät damit an, die Zellen in der Bauchspeicheldrüse dahinzuraffen, die für die Insulinproduktion zuständig sind. Insulin sorgt dafür, dass gegessene Kohlenhydrate (letztendlich Glukose) von den Zellen im Körper aufgenommen und verwertet werden können. Wenn das fehlt, bleibt der Zucker ungenutzt im Blut hängen, es kommt zu oben erwähnten Beschwerden und nach einigen Monaten folgt zwangsläufiges Ableben.

Die anfängliche Panik und Verzweiflung haben sich gelegt und die Therapie beginnt mit Schulungsterminen in den Räumlichkeiten der ortsansässigen Krankenkassen. Medial unterstützt durch Overhead-Folien und Diashows (kein Powerpoint, tatsächliche Dias) werden mir im “Walking Dead”-Stil die Spätfolgen von Diabetes im hohen Alter (ab 40) vorgeführt: abgestorbene, nekrotische Füße, Blindheit, Nierenversagen, etc. Etwa so wie die Bilder auf Zigarettenpackungen seit 2016.

Kein Schweineinsulin mehr

Neben dieser Abschreckungstherapie lerne ich den Umgang mit Insulinampullen und Einwegspritzen. Erster von mir wahrgenommener Fortschritt: Das Insulin, das ich mir ab jetzt mehrmals täglich in die Oberschenkel oder die Bauchdecke (mache ich ungern) spritzen muss, ist kein aus Schlachttieren gewonnenes Schweineinsulin mehr, sondern biotechnisch produziertes Humaninsulin (ein weiterer Segen durch Bierhefen).

Ein anderer unangenehmer Aspekt der 80er-Jahre Therapie ist eine ziemlich restriktive Schwarzweiß-Diät, die gewisse Dinge kategorisch verbietet (Cola, Kuchen) und andere Dinge präferiert (Mineralwasser, Schnitzel). Über die nur langsam wirkenden aber ziemlich vielen Kohlenhydrate in zum Beispiel Schnitzelpanade werde ich nicht wirklich aufgeklärt. Was vermutlich daran liegt, dass die therapeutischen Leitlinien zu der Zeit noch nicht so weit sind.

Blutzuckermessgerät

Um grob meinen aktuellen Blutzuckerspiegel festzustellen, muss ich auf Harnzucker-Teststreifen pinkeln und die Farbe des noch tropfenden Teststreifens mit einer Skala auf der Verpackung vergleichen. Vom Handling abgesehen ist dieses Vorgehen in allen Aspekten gewaltig ungenau. Es gibt Blutzuckermessgeräte, die mit einem Blutstropfen aus dem Finger messen. 1987 wird ein “Reflolux II” angeschafft. Das Gerät kostet über 500 DM (250 €). Die Krankenkasse erstattet diese Kosten erst nach einigen Monaten intensivem Briefverkehr mit Attesten und Befunden vom Arzt und Einkommensnachweisen aller Familienmitglieder. Das Gerät ist relativ schwer und klobig, aber es schlägt das Pinkeln und Farbenvergleichen um Längen.

Insulinpen und zwei Sorten Insulin

1987/88 wird meine Therapie umgestellt auf die “Intensivierte Insulintherapie” mit zwei Sorten Insulin. Ein langsam wirksames Basis-Insulin, das den täglichen Grundbedarf an Insulin abdecken soll und das ich jeweils mor-

gens und abends injiziere. Zu jeder Mahlzeit kommt ein schnelleres Insulin zum Einsatz, dessen Dosis ich aus der geschätzten Kohlenhydratmenge vor mir auf dem Teller bestimme, naja, eher rate. Großer Fortschritt hierbei ist der einfach transportable Insulin-Pen. Man stellt an einem Rädchen die gewünschte Menge ein und kann dann, ohne eine Spritze aufzuziehen, mit der Nadel durch die Hose in den Oberschenkel spritzen. Die Hygieneanweisungen hierzu werden von mir weiträumig ignoriert: “Durch die Hose” geht gar nicht und die austauschbaren Nadelspitzen soll man eigentlich nur einmal verwenden.



Entsicherter Insulinpen

Kleine Verbesserungen und Gewöhnungseffekte

Die 90er Jahre sind weniger von Fortschritten geprägt. Ich gehe nur zum Arzt, um mir regelmäßig die Rezepte für Insulin, Nadeln und Teststreifen abzuholen. Der Rest des Lebens dreht sich um Studium anfangen, Studium abbrechen, Job anfangen, Job kündigen, selbständig werden und so weiter.

Kleinere Verbesserungen sind zum Beispiel, dass die Messgeräte deutlich kleiner und handlicher werden, nicht mehr manuell mit einem Code auf den Teststreifen kalibriert werden müssen oder dass der Messvorgang nicht mehr fast eine Minute, sondern nur noch fünf Sekunden dauert.

Diese therapeutisch unkoordinierte Zeit führt zu einigen Gewöhnungseffekten. Zum Beispiel ist es für mich ganz normal, dass nach einer frischen Messung am Finger gerne mal die Tastatur, Maus oder das Klavier Blutflecken abkriegen. Und meine Freunde und Kollegen gewöhnen sich daran, dass es schon mal zu heftigen Unterzuckerungsanfällen kommt. Laut Berichten versuche ich dabei zum Beispiel auf meinem eigenen Kopf zu sitzen, während ich mit Entschiedenheit und körperlicher Vehemenz darauf beharre, dass es mir gut geht und ich auf gar keinen Fall Zucker essen will, weil ich ja Diabetiker bin. Auch die darauf angemessene Reaktion (gewaltsam Schokoriegel, Cola, Traubenzucker einfüllen) wird von allen betroffenen Mitmenschen akzeptiert und geduldig angewendet.

Therapie-Verbesserungen

2003 verbringe ich mit einer Blutzuckerentgleisung (das Wort ist ziemlich treffend für die Situation) mehrere Tage im Krankenhaus. Nach der Entlassung spricht mein Hausarzt ernste Worte mit mir: “So kann das nicht weitergehen.” Er will die Verantwortung für meine Zustände nicht mehr übernehmen und verweist mich an eine diabetologische Praxis. Ich wusste bis dahin nicht, dass es so etwas überhaupt gibt.

Die Fortschritte daraus sind enorm. Nicht nur werde ich auf moderne Insulinsorten mit schnellerer und besser kontrollierbarer Wirkung umgestellt. Der ursprüngliche Abschreckungs- und Horror-Therapie-Ansatz aus den 80er-Jahren wird komplett ersetzt durch: “Du kannst alles essen, trinken und machen, was du willst. Du musst einfach nur richtig damit umgehen lernen.”

In den nächsten Jahren verbessert sich mein Durchschnittsblutzuckerwert (HbA1c) von ziemlich pathologischen Werten in einen für Diabetiker akzeptablen Bereich. Auch zu den erwähnten “Entgleisungen” nach oben oder unten kommt es deutlich seltener.

Insulinpumpe

2009 überreden mich meine Ärztin und meine Ernährungsberaterin, es mit einer Insulinpumpe zu versuchen. Ich bin erst skeptisch. Eine Insulinpumpe ist ein zigarettenschachtelgroßes Gerät, das man an den Gürtel oder in die Hosentasche stecken kann und das über einen Schlauch mit Katheter ständig in der Oberhaut am Bauch steckt. Die Vorteile sind sehr überzeugend. Es wird nur noch eine schnell wirkende Insulinsorte benötigt, die von der Pumpe kontinuierlich, entsprechend meines vorher ermittelten Bedarfs, abgegeben wird. Und bei jeder Nahrungsaufnahme kann ich mit wenigen Tastendrücken die zusätzliche Menge Insulin einstellen, die jetzt gerade notwendig ist. Kein Rumgefuchtel mehr mit Spritzen oder Insulinpens: Die Katheter müssen nur alle 2-3 Tage gewechselt werden. Meine nicht anleitungskonforme Praxiserfahrung dehnt das sogar auf 4-5 Tage.

Ich verbringe eine Woche mit kontrolliert getimter und exakt dosierter Nahrungsaufnahme in einem speziellen Krankenhaus. Stündlich wird der Blutzuckerspiegel gemessen. Tagsüber bekomme ich technisches Training beim Handling der Pumpe und eine detaillierte Nahrungseinschätzungs-Schulung.

Meine Skepsis weicht schnell der Begeisterung und einer kompletten Akzeptanz des sehr lebenserleichternden Geräts. FAQ: Ja, man kann die Pumpe zum Duschen, Baden, Schwimmen und für andere Feuchtspielereien problemlos für ein/zwei Stunden abnehmen.

Auch das kann als Fortschritt gewertet werden: Ich hatte nach dem Nachweis der einwöchigen Krankenhaus-Schulung keinerlei Probleme bei der Finanzierung der ziemlich teuren Pumpe (ca. 4.000 Euro) durch die Krankenkasse. Robuste Technik: Diese erste Pumpe wird erst 2018 nach neun Jahren durch ein Nachfolgemodell ersetzt.



Pumpenmodelle 2009 und 2018

Mein durchschnittlicher Blutzuckerwert kommt jetzt noch mehr und konstanter an den gesunden Bereich. Und ich fühle mich von der Diabetes fast gar nicht mehr behindert, abgesehen von manchmal komplizierten Flughafen Security-Checks mit Leibesvisitation.

Das einzig Nervige, was noch bleibt, sind die blutigen Tastaturen, verursacht durch das Blutzucker-Messen mit mindestens sechsmal am Tag in die Finger stechen.

CGM – Continuous Glucose Monitoring

2015, meine Beraterin aus der diabetologischen Praxis erzählt mir von einem Gerät, das gerade auf den Markt kommt und für ein medizinisches Utensil den bedenklichen Namen "FreeStyle Libre" hat (meine erste Assoziation wäre eher "Verhütungsmittel").

Das Gerät ist ein runder Plastikknopf, ein bisschen größer als ein Zwei-Euro-Stück und drei Millimeter hoch. Es wird mit einer ausgefuchsten Einweg-Mechanik geliefert, die ihn nach einem beherzten Knopfdruck an den Oberarm schießt. Dort klebt und funktioniert der Sensor dann 14 Tage lang. Er misst alle paar Minuten den Blutzuckerwert in der Gewebeflüssigkeit und speichert die Werte der letzten acht Stunden. Und er spricht Standard-Protokolle wie NFC/Bluetooth. Das heißt, dass man eine App auf dem Smartphone installiert, den Sensor einmal nach dem Anlegen pairt und dann hält man das Telefon an den Sensor, es macht ein kurzes, zu lautes "Pling" und die gemessenen Daten werden übertragen und grafisch als Kurve dargestellt. Traumhaft. Keine blutigen Tastaturen mehr, und meine Blutzuckerwerte nähern sich immer mehr den gesunden Durchschnittswerten.

Der 14-Tage Sensor kostet 69 Euro. Meine aktuelle Krankenkasse weigert sich wegen unklarer Zulassungsregelungen das Gerät zu finanzieren ("einfach zu neu, das Ding, und die klinischen Tests aus den USA müssen hier noch mal gemacht werden, bevor wir das glauben"). Ich bezahle es einfach privat und bereite einen Krankenkassenwechsel vor.

2018, zweieinhalb Jahre später, habe ich endlich den Krankenkassenwechsel geschafft. Ich stelle fest, dass ich oder der Klebstoff, der den Sensor auf der Haut hält, in der Zeit immer allergischer geworden sind. Inzwischen kriege ich nach wenigen Tagen kreisrunde, juckende Rötungen an der Stelle, wo

der Sensor sitzt. Ich muss notgedrungen zurück zum blutigen Fingerstechen und äußere das Problem in meiner Praxis. Auf mich wartet ein weiterer Fortschritt.

Continuous Glucose Monitoring heißt nicht nur regelmäßig messen, sondern auch Alarm geben, wenn die Werte daneben liegen oder die Kurve so aussieht, als würden sie bald daneben liegen. Das dazu neu erschienene Sensorprodukt heißt "Dexcom G6" und wird von den Krankenkassen finanziert. Angelegt wird es am Bauch oder (auch wenn die Gewährleistung das explizit ausschließt) am Oberarm, was deutlich angenehmer ist und bei mir auch besser funktioniert. Alle zehn Tage muss ein neuer Sensor mit einer ähnlich aufwändigen Schussvorrichtung wie beim Vorgängergerät "appliziert" werden.

Der Sensor misst alle fünf Minuten und überträgt die Daten per Bluetooth an ein gepairtes Smartphone oder Lesegerät. Das schlägt Alarm, sobald was nicht in Ordnung ist. Leider wird mein Android-Modell nicht unterstützt, weswegen ich jetzt immer ein kleines Lesegerät mit mir rumtrage, was häufig zu der Bemerkung "Das ist ja ein kleines Handy!" führt. Ich habe bisher keine Allergien damit und meine Blutzuckerwerte sind nahezu ideal.



CGM Anzeigegerät – “Das ist ja ein kleines Handy!”

Lange Zeit dachte ich, immer wenn es mir schlecht geht, liegt es am Zucker. Seit dieser optimalen Konfiguration mit Pumpe und CGM stelle ich fest, dass das nicht stimmt und ich andere Ausreden suchen muss.

Die Zukunft sieht 2019 sehr rosig aus, die "Künstliche Bauchspeicheldrüse" wird kommen. Ein geschlossenes Regelsystem aus Pumpe und CGM. Ein Hinderungsgrund sind die komplett inkompatiblen Systeme der einzelnen Hersteller. Und bisher sind die CGM-Systeme von Pumpenherstellern nicht so ideal und ich habe noch von keinem CGM-Hersteller gehört, der Pumpen baut.

Peter Witzel

2019

Das erste Smartphone meiner Mutter

Lange hat sie sich gesträubt, aber nun sind der Spott ihrer Rentnerinnen-Peergroup über ihr wirklich uraltes Dumbphone und der Sog von WhatsApp zu groß geworden: Endlich darf ich meiner Mutter ein Smartphone kaufen – ihr erstes! Damit ich aus der Ferne leichter beim Einstieg helfen kann, kaufe ich ihr das Modell, das ich selbst gerade nutze. Es ist zwar nicht das tollste, aber es kostet nicht die Welt und kann viel mehr, als meine Mutter je brauchen wird.

Meine Mutter sagt mir, sie will eine ganz bestimmte Prepaidkarte, weil ihre Freundinnen die auch alle haben. Ich besorge also nach kurzer Beratung aus der TT-Redaktion eine solche Karte und aktiviere sie, weil ich neugierig bin, nicht online, sondern in der Filiale. Ich hoffe auf Rohrpost und Dampfaktivierungsgeräte, aber leider geschieht die Aktivierung nicht vor meinen Augen, so dass ich gar nichts davon berichten kann. Ansonsten funktioniert es aber reibungslos und nun kann ich das Telefon so weit vorbereiten, dass meiner Mutter der Anfang hoffentlich leicht fällt. Ich besorge Schutzhülle und Glasschutzfolie, ich lösche ein paar Apps, ändere einige Einstellungen, installiere ein paar andere und lege die wichtigsten auf den Home Screen. Den fotografiere ich. Ich packe meine Kontaktdaten in ihre Kontakte, schreibe ihr auf WhatsApp schon mal eine Willkommensnachricht und lege eine

Entsperr-Pin fest. Schließlich klebe ich noch eine Haftnotiz drauf, mit einem Pfeil “hier anschalten”, dann packe ich das Ganze gut ein und schicke es ihr per Post.

Als sie das Telefon auspackt, ist sie erst mal ein bisschen überfordert: Icons antippen, wischen, die ganzen Gesten, die für uns längst selbstverständlich sind, sind für sie neu. Ich weiß aber, dass sie das kann, weil sie eigentlich ganz gut mit Technik klarkommt und immer nur zu vorsichtig ist. Ich sage ihr, sie soll ruhig rumprobieren und versichere ihr vielfach, dass es ganz normal ist, dass man sich das nicht alles auf einmal merken kann. Für mich ist es relativ schwierig, mir vorzustellen, wo man am besten anfängt mit dem “Smartphonebedienung erlernen”. Ich sage ihr also ein paar Sachen, die es gibt, die wir aber erst später machen, wenn sie das möchte (zum Beispiel entsperren per Fingerabdruck) und fange mit ein paar Bedienungs-Basics an, dann kümmere ich mich um das, was Geld kostet und mache schließlich mit dem weiter, was sie am dringendsten haben will.

Nachdem das mit der Navigation ein bisschen eingeübt ist, richten wir das WLAN ein. Das ist ein kleines Drama, weil sie den langen Zugangscode mit einem Zahlendreher abschreibt, das aber nicht als Möglichkeit betrachtet (mir passiert so etwas öfter, deshalb ist es für mich immer eine Möglichkeit). Nun denkt sie, jetzt ist alles verloren, weil sie den richtigen Zugangscode nicht kennt, und ich bin auch kurz ein bisschen ratlos. Ich nötige sie, die Zahlen doch noch mal zu vergleichen und wir finden so den Fehler – sie ist nun im WLAN. Dann zeige ich ihr noch, wie man WhatsApp öffnet und eine Nachricht schreibt und helfe ihr, die erste Nummer einer Freundin in ihren Kontakten zu speichern, damit sie die Freundin per WhatsApp kontaktieren kann. Dann finden wir, dass es für den Tag genug ist.

In Sitzungen von etwa diesem Umfang arbeiten wir uns in den folgenden Tagen und Wochen voran. Sie bestimmt, worum wir uns kümmern. Ihr ist es zum Beispiel wichtig, ein Profilfoto in WhatsApp zu haben. Auf meiner Prioritätenliste stehen Profilfotos immer ganz weit hinten.

Das Foto, das ich von ihrem Homescreen gemacht hatte, ist gerade am Anfang sehr nützlich für mich, weil ich so sagen kann “der rote Button in der zweiten Reihe. Nach zwei Wochen brauchen wir es nicht mehr, weil sie weiß, was ich meine, wenn ich sage “geh mal in Kontakte”. Immer mal wieder vergisst sie eine Kleinigkeit und fragt noch mal, was ich ganz normal finde (bei so viel neuem Input), ihr ist es immer wieder peinlich und ich versichere ihr immer wieder, dass es dafür keinen Grund gibt. Ich finde, sie macht das super.

Zwischendurch bin ich einige Tage im Urlaub, auch da erreichen mich fröhliche WhatsApp-Nachrichten und ich schicke ihr auch Fotos von unterwegs. Wenn wir telefonieren, erzählt sie von ihren Fortschritten und von WhatsApp-Gruppen und lustigen Dialogen, die sie hatten. Es vergehen keine drei Wochen, da beschwert sie sich, dass das Entsperren mit Pin nervig sei. Mich freut das, bedeutet es doch, dass sie das Telefon oft benutzt (wenn man es nur ein- oder zweimal am Tag entsperrt, ist die Pin nicht sooo nervig). Mit telefonischer Anleitung richtet sie die Fingerabdruckentsperrung ein und ich merke, wie hilfreich es ist, dass ich das gleiche Smartphone in der Hand habe, um die Menü-Wege mitzugehen. Kurz danach schickt mir meine Mutter ihr erstes Meme.

Heute fragt meine Mutter per WhatsApp, wie es mir geht, weil ich die letzten Tage krank war. Ich schreibe “gut, und selbst”, und sie antwortet, dass bei ihr alles gut sei, sie aber immer noch nicht telefonieren könne. Ich denke zuerst, es geht um ihr Festnetztelefon, weil das immer wieder spinnt, aber sie meint das Smartphone. Am Abend rufe ich sie auf dem Festnetz an und wir klären, worum es genau geht: anrufen kann sie inzwischen. Aber einen Anruf anzunehmen gelingt ihr nicht – und der Freundin, die sie gefragt hat, ebenso wenig. Sie findet das extrem lustig, weil für sie ein Smartphone noch immer in erster Linie zum Telefonieren gemacht ist. Als ich sie bitte, mich kurz anzurufen, weil ich selbst erst mal nachschauen muss, wie das geht, findet sie das noch lustiger. Dann üben wir das mit dem Anrufannehmen ein paarmal, während wir uns weiter über ihre Smartphone-Erfahrungen unterhalten. Es ist relativ klar, dass das Gerät in kurzer Zeit zu ihrem Lieblingsspielzeug ge-

worden ist. Inzwischen hat sie auch etwas mehr Zutrauen zu ihren Fähigkeiten “Weißt du”, sagt sie, “dann probier ich halt!” Und ich sage ihr, dass ich es ja auch nicht anders mache.

Mia Culpa

November 2019

Die Zeit ist reif für Elektro(feuer)zeuge

In der ständigen Techniktagebuch-Redaktionssitzung kommt es zu einem Gespräch über Plasma/Lichtbogenfeuerzeuge, bei denen das, was angezündet werden soll, nicht über eine Flamme sondern über einen elektrischen Lichtbogen entzündet wird.

Ich habe schon eine Weile (meine Einkaufshistorie sagt, seit Dezember 2018) so ein Lichtbogenfeuerzeug. Ich finde es besonders toll, dass die “Flamme” nicht ausgepustet werden kann und es dadurch ziemlich sicher Dinge entzündet, bei denen man sonst mehrere Hände zum Abschirmen vor dem Wind benötigt.

Abgesehen davon ist es ein schönes Geschenk (nicht teuer, es sieht durch den polierten Metallkörper edel aus und es gibt viele Nachfragen dazu).

<iframe src="https://player.vimeo.com/video/373711909ällowfullscreen=ällowfullscreentitle=Lichtbogenfeuerzeug"width="540"height="304frameborder="0»</iframe>

Wenn man probiert, wie heiß die “Flamme” ist, bekommt man allerdings einen ordentlichen elektrischen Schlag, mehr als bei einem durchschnittlichen Weidezaun.

Geladen wird es über ein USB-Kabel, ich benutze es zu selten, um Aussagen über die Ausdauer machen zu können – ich hab es bisher noch nie nachgeladen.

Alexander Stielau

2019-11-17

Durchziehen, aber richtig

Meine Kinder werden sich daran erinnern, dass es sie gab, als sie Kinder waren: die Metrocard zum Durchziehen in der New Yorker Subway. Ich schreibe das schnell noch auf, denn heute werden an unserer Haltestelle Zweiundsiebzigste-Ecke-Broadway die ersten NFC-Sensoren für Smartphones eingebaut. Vorläufig sind sie noch parallel zur Metrocard im Einsatz, und überhaupt ist alles erst Test und es wird sicher noch zehn Jahre dauern, bis alles per NFC funktioniert, aber die Richtung ist klar.



Für meine Kinder ist das Durchziehen der Metrocard jedesmal ein Abenteuer. Man braucht nämlich Übung, damit es funktioniert. Man muss die Karte sacht auf dem Boden des Schlitzes aufsetzen und gleichmäßig ziehen, nicht zu langsam, nicht zu schnell. Wenn man es richtig macht, zeigt das

Display den abgebuchten Betrag an und wieviel noch auf der Karte ist. Das Drehkreuz gibt den Weg frei. Wenn nicht: PLEASE SWIPE AGAIN AT THIS TURNSTILE.

Mein Sohn (6) hat eine Trefferquote von etwa 50%, meine Tochter (9) 70%, und ich selber, nach zehn Jahren, an die 95%. Wenn wir unsere Karten nacheinander durchziehen, schaut, wer es geschafft hat, hinter dem Drehkreuz verblüfft, zufrieden und ein bisschen stolz zu den anderen zurück.

André Spiegel

18.11.2019

Paket ohne Paketmarke versenden

Der DHL-Bote und ich sind beide total aufgeregt, denn wir debütieren zusammen bei einem neuen Service. Man kann jetzt bei der Paketabholung einfach das Smartphone mit einem Barcode hinhalten, ohne dass man vorher zum Frankieren eine Paketmarke ausdrucken musste. Ich habe diese Möglichkeit gestern Abend beim Onlinefrankieren entdeckt, der Bote kennt sie noch gar nicht – egal, auf geht's. Ich halte mein Smartphone hin, er scannt, drrdrrdrr, die Sticker kommen aus seinem Maschinchen und werden auf die Pakete geklebt. Jeweils drei Sticker: einer mit Codes und einer mit Buchstaben für aufs Paket, einer als Quittung für mich, so ordnen wir es jedenfalls zu. Ob es richtig ist, dass da jeweils zwei Codes auf dem einen Sticker sind und ob die Pakete ankommen werden, wir wissen es beide nicht. Aber ich sage »Wie modern« und er »Das ist die Zukunft«.

Christiane Frohmann

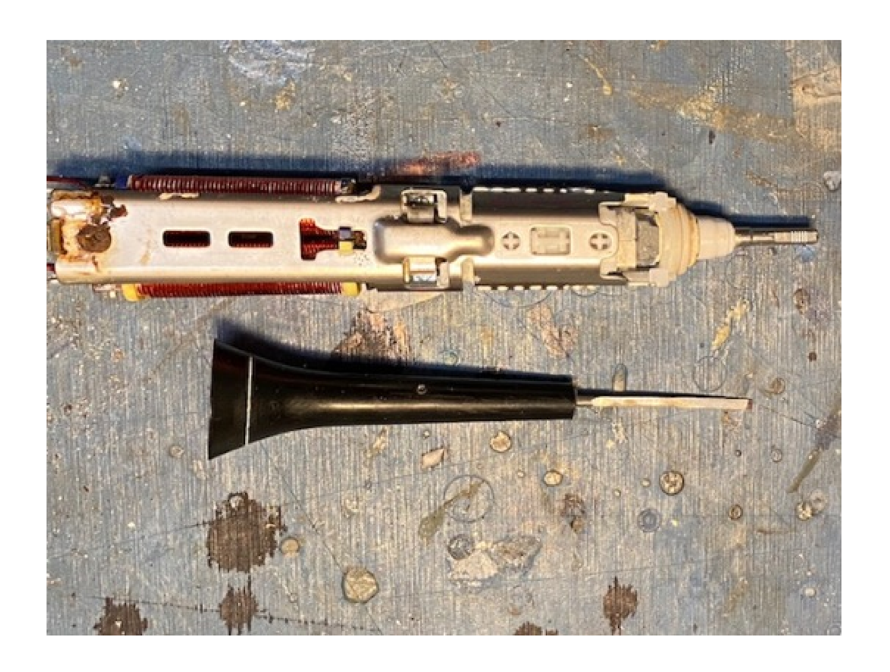
22. November 2019

Ich bin der Lock-Picker, kein Scheiß, Mann

Bei manchen Beiträgen weiß man ja nicht so recht, wo und wie man anfangen soll. Also, es ist nicht so, wie Sie denken. Es ist ja nichts Verbotenes, was ich getan habe, aber so ein bisschen bedenklich kommt es einem doch vor.

Also ja, ich habe ein Schloss geknackt. Mal wieder. Dieses Mal war der Plan allerdings, dass das Schloss heile bleiben sollte. Es handelt sich um ein Zylinderschloss in einer Brandschutztür. Hinter dieser Tür ist nichts weiter als ein Schacht, zu dem wir Zugang haben müssen, denn dort befindet sich der Hauptwasserhahn. Aber in der Tür ist ein Schloss, zu dem wir aus Schließsystemgründen keinen Schlüssel haben dürfen, weil wir dann auch in andere Bereiche gelangen könnten, in die wir nicht hineindürfen. Oder so. Es ist also kompliziert. Das Schloss war bislang zugeschlossen, aber die Tür offen, so dass sie nicht zufallen konnte. Das wäre nämlich schlecht gewesen, weil wir sie mangels Schlüssel nicht wieder aufbekommen hätten. Aber vom Brandschutz her jetzt auch nicht so gut.

Also hab ich mich mal ein bisschen mit Lock-Picking beschäftigt, dem Öffnen von Schlüsseln mit einem Dietrich oder ähnlichem Werkzeug ohne Beschädigung des Schlosses. Auf Youtube kann man vermutlich wochenlang Videos zu dem Thema anschauen. Besonders gut gefiel mir das Video, in dem jemand zeigt, wie man eine elektrische Zahnbürste zum Lockpicker-Werkzeug umbaut. Da ich auch noch eine alte Zahnbürste hatte, habe ich mich gleich an die Arbeit gemacht. Allerdings ohne Erfolg. Vielleicht war ich nicht geduldig genug, oder hab mich noch nicht genug mit der Technik beschäftigt. Meiner Meinung nach rappelt der Stift nicht genug im Schloss. Ich hab mich dann nicht weiter damit aufgehalten, sondern beschlossen, mich erst mal rein handwerklich dem Thema zu nähern.



Ob ebay oder Amazon: Die gängigen Online-Shops bieten alles an, womit der Lock-Picking-Anfänger glücklich werden kann. Ich bestelle mir also ein “Anfänger-Set”. Es ähnelt vom Aufbau her einem Taschenmesser. Dabei ist noch ein Hebel sowie ein durchsichtiges Schloss zum Üben mit zwei Schließzylindern. Dort kann man sehen, wie die kleinen Sperrstifte auf- und niedergleiten, wenn man einen Schlüssel hineinsteckt.



Mit dem Hebel verspannt man das Schloss ein bisschen und wurschtelt dann mit den “Klingen” des Werkzeugs in dem Schloss so herum, dass die kleinen Stifte aus der Arretierungsposition geschoben werden und aufgrund der Verspannung nicht wieder zurückfedern.

Um 10:11 Uhr schreibe ich im Chat der ständigen Redaktionskonferenz:

> Der Tag ist gelaufen, mein Lock Picking Zeug ist gekommen.

Um 10:17 Uhr:

> Hehe, das erste Übungsschloss hab ich schon auf. :)

Und um 10:24 Uhr:

> Ok, und schon das erste „richtige“ Schloss.



Zumindest diese Art Schlösser stellt mich als völligen Lock-Picking-Rookie also vor keine größeren Probleme. Danach arbeite ich erst noch ein wenig, aber gegen 16 Uhr widme ich mich der Brandschutztür. Um 16:14 kann ich vermelden:

> So. Jetzt ist auch das Schloss ausgetauscht, für das ich mir mein neues Hobby zugelegt hab. Geht echt einfach.

Um einen Schließzylinder aus der Tür ziehen zu können, muss man ihn ungefähr 15 bis 20° drehen können. Weil ich mich dabei zu ungeschickt anstelle und erst in die falsche Richtung drehe, muss ich das Schloss insgesamt drei Mal "picken".



Wenn ich bedenke, wie leicht das geht, kann ich das, was manche Schlüsseldienste mit grobem Werkzeug veranstalten, nur so einordnen, dass sie größtmöglichen Schaden anrichten wollen, um neben den i. d. R. extrem hohen Anfahrtkosten auch so viel neues (ebenfalls eher nicht gerade preisgünstiges) Zeug verkaufen zu können.

Markus Winninghoff

Seit Herbst 2018

Aus dem Leben einer Spotify-Power-Userin

Ich höre sehr gerne meinen Spotify Mix der Woche und speichere besonders schöne Lieder, indem ich auf “Gefällt mir” drücke. Diese Lieder werden dann in einer großen Liste namens “Lieblingssongs” gesammelt, die mit den Jahren immer länger und unübersichtlicher wird.

Deswegen versuche ich es jetzt anders. Ich möchte mir für jedes Quartal eine Playlist mit 30 der besten Songs, die ich in diesem Quartal gefunden habe, zusammenstellen. Um das ganze noch etwas professioneller zu machen, mache ich mir bei diesen Playlisten auch Gedanken über die Reihenfolge. Es sollen auch nicht 31 oder 29 Songs pro Liste werden, sondern genau 30.

Das ganze funktioniert so:

Jede Woche höre ich den Mix der Woche. Lieder, bei denen ich sofort sicher bin, dass sie auf die aktuelle Quartalsplaylist sollen, schiebe ich direkt dahin. Bei Liedern, bei denen ich noch nicht sicher bin, drücke ich auf “Gefällt mir”. Mit den Wochen wächst so jede Playliste. Zwischendurch höre ich mich durch die Liste mit den Lieblingssongs und entscheide mich dann gelegentlich bei einem Lied, dass dieses jetzt doch definitiv auch auf die Quartalsplaylist gehört. Dann schiebe ich es in die Playlist und entferne den Marker für “Gefällt mir”, damit es aus der großen Lieblingssongliste verschwindet und mich nicht weiter da verwirrt.

Das Cover bastele ich mit der App “VinylizeMe”, mit der man Retro-Cover designen kann auf dem Smartphone. Da ich die Playlisten nach Jahreszeiten bündele, nehme ich dafür immer ein Bild, das die Jahreszeit einigermaßen erkennbar abbildet, also zum Beispiel eine Strandszene für die Sommerplaylist oder irgendwas mit Schnee für die Winterplaylist.

Da ich offensichtlich zu viel Zeit habe, erstelle ich zu jeder Playliste noch ein Booklet in Google Docs, in das ich das Albumcover, die Songinformationen und den Songtext einfüge. Manchmal finde ich keine Songtexte. Wenn ich Zeit habe, setze ich mich hin und versuche, sie selber aufzuschreiben, was mal gut und mal weniger gut funktioniert.

(Hier ist das Beispiel für die Playliste für Sommer 2019 und hier das zugehörige Dokument.)

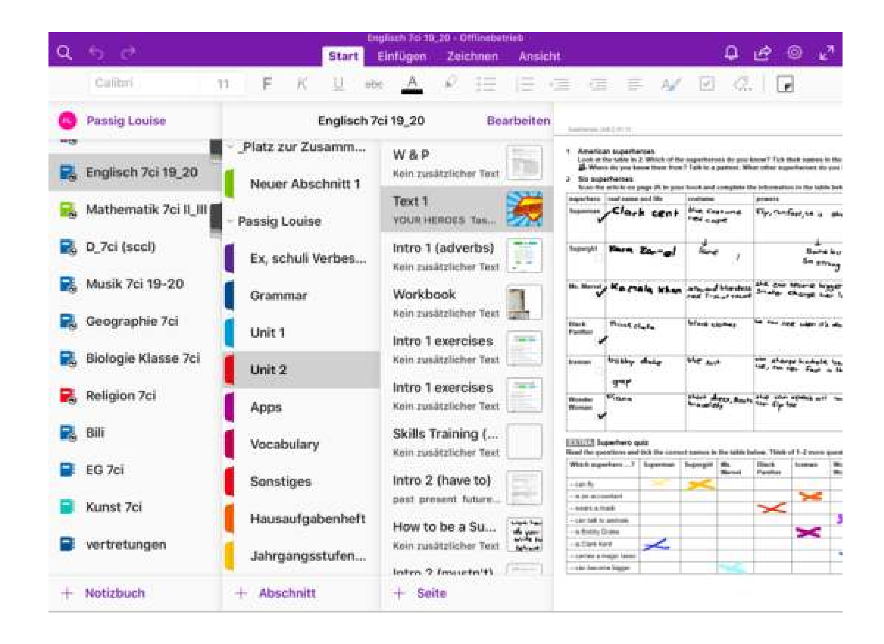
Eine weitere Information ist die Tonart, damit ich das Lied im Zweifel schnell lernen kann. Dazu setze ich mich ans Klavier, stelle das Smartphone auf den Notenständer und spiele die Lieder einzeln an. Wenn ich die Tonart herausgefunden habe, notiere ich sie im Google Doc und spiele das nächste Lied an. Ich notiere mir außerdem, ob der Interpret männlich oder weiblich ist und aus welchem Land er kommt. Dabei stelle ich fest, dass meine Frauenquote zwar gut ist, die meisten Künstler kommen aber doch aus den USA, da ist also noch Luft nach oben, was Vielfalt angeht.

Das Prinzip funktioniert für mich gut. Ich erstelle rückwirkend noch eine Playliste für Sommer 2018 und habe jetzt so eine Art Bravo Hits, die vierteljährlich erscheint, nur mit besserer Musik.

Anne Schüßler

5.12.2019

Ipad-Klasse



Ich bin seit Anfang des Schuljahres (2019/20, 7. Klasse Realschule) in einer Ipad-Klasse und ich bin bis jetzt zufrieden mit den Ergebnissen. Wir haben Ende des letzten Jahres unsere Ipads bekommen. Wir haben sie selbst bestellt und bezahlt und durften uns aussuchen, welches Ipad aus der Reihe wir nehmen wollen. Ich habe mich für das Ipad mit 128 GB entschieden. Wir alle sollten uns auch eine Ipad-Hülle zulegen, falls mal irgendetwas passieren sollte. Zum Ipad haben wir auch noch einen Apple-Pencil kaufen dürfen. Das sind Stifte, die auf dem Ipad funktionieren, aber mittlerweile haben wir herausgefunden, dass auch andere Dinge auf dem Display schreiben können,

zum Beispiel die falsche Seite von einem Füller. Die Stifte dienen dazu, dass wir unsere Handschrift beibehalten, sonst „verwildert“ sie. Da ich aber gerne Sachen verlege, verschwand der Stift komischerweise nach einer Woche ...

Am Infotag sagte unser zukünftiger Lehrer zu uns, dass die anderen Lehrer, die die Ipad-Klasse betreuen werden, auch noch keinen besonders guten Plan zur Ipad-Klasse haben, was mich ein kleines bisschen abgeschreckt hat. Wir haben dieses Jahr zum ersten Mal eine Ipad-Klasse an der Schule, da unser neuer Schulleiter sehr viele positive Erfahrungen damit gemacht hat.

Wir arbeiten hauptsächlich mit OneNote, obwohl es ein Microsoft Programm ist. Wir können uns selber keine Apps installieren, da der Lehrer den Zugriff zu all unseren Ipads hat. Bis jetzt wurde ausgemacht, dass der App-Store erst nach Weihnachten freigeschaltet wird. Es ist eine Art Probezeit für uns und die Lehrer, um zu gucken wie es mit der Ipad-Klasse funktioniert. Jeder Lehrer hat auch ein Ipad und auf jedem ist eine App drauf, die sich Classroom oder Schulmaster nennt. Mit dieser App kann man alle Geräte, die im selben Classroom angemeldet sind, sehen, sperren, und der jeweilige Lehrer kann Apps darauf installieren.

Ich werde versuchen, im Techniktagebuch mehr dazu zu berichten.

Louise Passig

11. Dezember 2019

Automatentheater

Ich besuche eine Theatervorstellung in den Münchner Kammerspielen, Kammer 3: Unheimliches Tal / Uncanny Valley.

Der Titel ist ein Fachbegriff aus der Robotik und bezeichnet den scheinbar paradoxen Effekt, dass Menschen „hochabstrakte, völlig künstliche Figuren mitunter sympathischer und akzeptabler [finden] als Figuren, die besonders menschenähnlich bzw. natürlich gestaltet sind“ (Wikipedia). Die einstündige Performance setzt das um.

Autor Thomas Melle hält einen Vortrag – nein, ein Automat, der ihm nachgebildet ist und ihn mit „ich“ verkörpert, hält mit seiner aufgezeichneten Stimme einen Vortrag. Das Gesicht der Figur, die in einem Sessel sitzt, sieht aus wie Thomas Melle, doch am offenen Hinterkopf ist deutlich das Maschineninnenleben sichtbar. Es bewegen sich die Augenpartie, die Lippen, die Arme und die wulstige Hände, auch ein Fuß – im Grunde aber nicht mehr als bei einer Marionette der Augsburger Puppenkiste.

Der Vortrag handelt von Thomas Melle und Alan Turing, von der Fehlerhaftigkeit des Menschen (zum Beispiel in Form der bipolaren Störung, an der Melle erkrankt ist) und von den Alternativen, die Technik dazu bieten kann. Auf einer Schultafel-großen Leinwand werden Interviews gezeigt zu maschineller Unterstützung (hier taucht auch @ennopark mit seinem Cochlea-Implantat auf; da ich ihn kenne, bin ich versucht zu winken), zu Künstlicher Intelligenz und den Grenzen maschineller Selbstbestimmung. Und es wird als Film gezeigt, wie der Thomas-Melle-Automat entstanden ist, den wir gerade vor uns sehen.

Immer wieder thematisiert der Vortrag die konkrete Situation dieser Vorführung, spricht die Stimme uns Zuschauende an, weist abschließend auch darauf hin, dass wir ruhig applaudieren können – auch wenn wir das in dieser Situation ja nur für uns selbst tun.

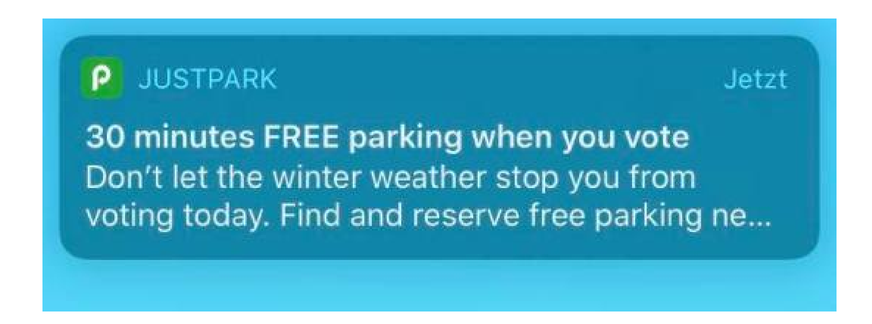
Entsprechend herrscht nach einer Stunde stille Ratlosigkeit, ob die Vorführung nun zu Ende ist. Die Inszenierung hilft uns nicht mit Licht, das den Zuschauerbereich erhellen würde, statt dessen errichten zwei Bühnenarbeiter eine Absperrung um den Aktionsbereich auf der Bühne. Nach und nach stehen Zuschauerinnen und Zuschauer auf und sehen sich den Melle-Automat (der immer noch blinzelt und leichte Handbewegungen macht) genauer an. Möglicherweise haben sie das Bedürfnis zu verifizieren, dass das wirklich kein Mensch ist.

die Kaltmamsell

12.12.2019

30 Minuten wählen für umsonst

Morgens im Zug begrüßt mich die Mitteilung einer Park-App auf dem Handy. Ich habe diese App im Sommerurlaub in Cornwall installiert, weil man sie für irgendeinen Parkplatz nutzen konnte.



Die App möchte mir 30 Minuten Parken schenken, wenn ich wählen gehe, heute sind nämlich Wahlen in Großbritannien und offensichtlich gibt es Demokratie-Fans unter den Park-App-Entwicklern.

Anne Schüßler

1975, Ende der 1990er und Dezember 2019

Librophon und Phonobuch

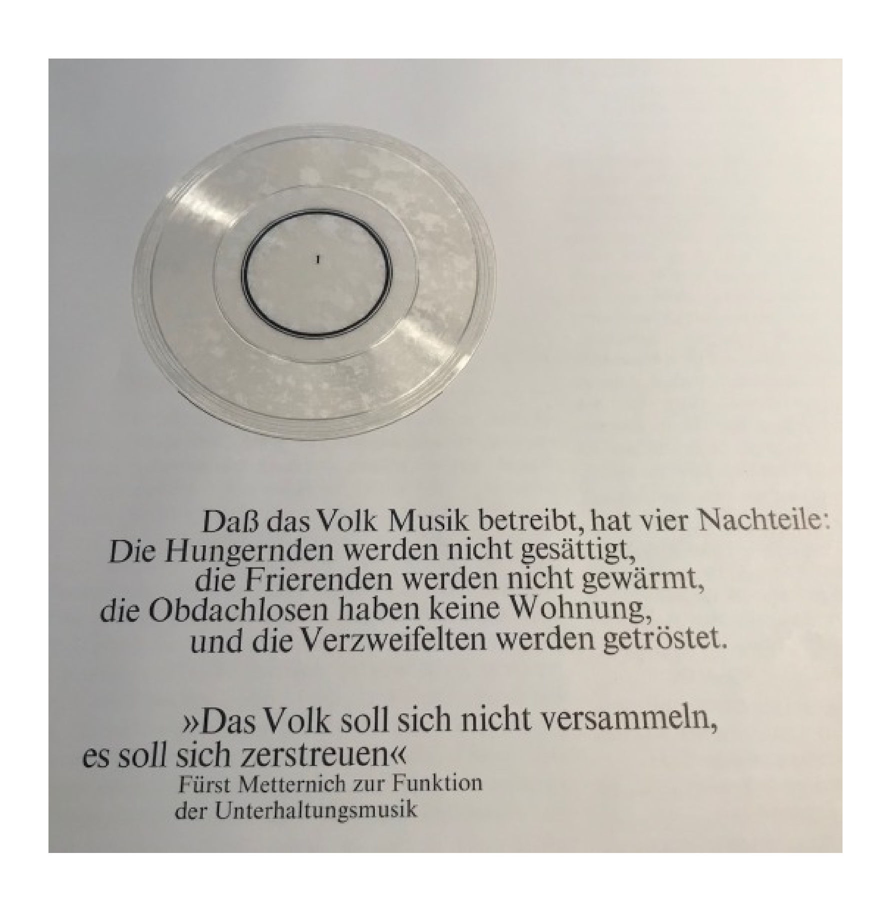
Dezember 2019: Während eines Gespräches mit Kathrin Passig über technische Kuriositäten erzählte ich vom Librophon. Was ist das? Bitte gleich aufschreiben!

Ende der 1990er: Ich halte ein seltsames Ding in den Händen, das im Keller der Schwiegereltern verstaubt war und beinahe weggeworfen worden wäre. Ein Librophon, ein konservendosengroßer Plattenspieler mit eingebautem Lautsprecher – batteriebetrieben. Die Nadel dreht sich auf der Unterseite, als könnte man das Ding irgendwo draufstellen.





Ach ja, das sind ja auch noch Teile von Büchern, ungebundene Bogen mit dem Aufdruck Phonobuch, in denen kleine transparente Schallfolien kleben. Librophon anschalten, aufsetzen – und tatsächlich ertönt ein kurzes Musikstück.



1975: Das Phonobuch wurde von der Deutschen Verlagsanstalt 1975 auf der Frankfurter Buchmesse vorgestellt. Es ergänzte Sachtexte mit Hörbeispielen – das Phonobuch als multimedialer Datenträger, das Librophon als Lese- und Ausgabegerät.


PHONOBUCH



Laut Klaus-Kuhnke-Archiv für populäre Musik in Bremen wurde auf der Buchmesse nur der erste von sechs geplanten Bänden zur Geschichte der Populären Musik vorgestellt. Im Schwieger-Keller liegen aber auch Teile eines Buches über irische Lieder, ebenfalls unvollständig, ebenfalls ungebunden.



Und warum kennt man heute weder Phonobuch noch Librophon? Laut Klaus-Kuhnke-Archiv summierten sich die Lizenzgebühren und Entwicklungskosten damals zu 4.000.000 DM (rund 2 Millionen Euro):

> “Die DVA ging daran beinahe in Konkurs, und keines der insgesamt 100 hergestellten Exemplare kam je in den Handel.”

Florian Karsten

Dezember 2019

Löschen ist das einzig wahre Aufräumen

Mich erreicht eine WhatsApp-Nachricht meiner Tante: ob sie mich dringend kurz sprechen könnte? Ich rufe sie an. Zum Glück ist keiner tot oder krank – außer dem iPad meines Onkels. Das zeige immer an, dass der Gerätespeicher komplett voll sei. Man könne es fast gar nicht mehr benutzen. Sie habe schon Google Maps gelöscht, aber das habe auch nicht wirklich geholfen. Ich atme tief durch und mache mich bereit für die telefonische Fernwartung.

Bei iOS – selbst bei der älteren Version, die mein älterer Onkel auf seinem älteren iPad hat – gibt es eine Übersicht über den Speicherverbrauch. Dort sind alle Apps gelistet, sortiert nach der Datenmenge, die sie in die Waagschale werfen. Ich bekomme meine Tante dazu, ein Handyfoto von dieser Übersicht zu machen; im dritten Versuch gelingt es ihr, es mir via WhatsApp zu schicken. Damit ist der Schuldige schnell überführt. Von den ca. 64 GB Speicherkapazität, die das Gerät hat, werden exakt 55,45 GB durch eine App namens Onleihe eingenommen. Der nächstgrößere Eintrag beläuft sich auf etwas über 300 MB.

Onleihe ist eine App, die von vielen deutschen Bibliotheken (und laut Wikipedia auch in anderen Ländern) genutzt wird, um digitale Inhalte zur Verfügung zu stellen. Nach dem Login mit dem Bibliotheksausweis kann man Bücher, Zeitungen und Zeitschriften innerhalb der App ausleihen, herunterladen und lesen. Mein Onkel, der immer ein großer Zeitungsleser war, nutzt die App gerne und regelmäßig, um Zeitungen zu lesen, die er nicht auf Papier abonniert hat. Aber warum hat sich diese grundsätzlich harmlose App bis auf die Größe von über 55 GB aufgebläht? Da ich die App auch auf meinem eigenen iPad installiert habe (ohne sie je wirklich genutzt zu haben), kann ich dort auf die Suche gehen.

Die relevante Stelle ist zum Glück schnell gefunden. Die App unterscheidet zwischen vier Kategorien von Medien, jeweils dargestellt in einem eigenem Tab: Auf dem Gerät, Ausgeliehen, Vorgemerkt und Merkzettel. Da ich die App

nicht nutze, sind die meisten Tabs bei mir ziemlich leer. Allerdings fällt auf, dass sich im Tab ›Auf dem Gerät‹ einige Einträge finden von vor Monaten, als ich die App mal ausprobiert und ein paar Zeitschriften heruntergeladen hatte. Bei jedem Eintrag ist auch eine Dateigröße genannt. Die Vermutung entsteht (und bestätigt sich im Folgenden), dass auch Medien, deren Leihfrist abgelaufen ist, auf dem Gerät gespeichert bleiben, obwohl man – da, wie gesagt, die Leihfrist abgelaufen ist – nicht mehr darauf zugreifen kann. Eine Routine, die abgelaufene Downloads nach einer Weile automatisch löscht, scheint es nicht zu geben. Der Tab ›Abgelaufen‹ enthält bei mir drei Einträge, bei meinem Onkel 678.

Die Suche nach der Funktion ›Alle löschen‹ bleibt erfolglos. Auch kann man anscheinend nicht mehrere Einträge markieren und diese auf einen Rutsch löschen. Man muss bei jedem einzelnen abgelaufenen Download das Kontextmenü öffnen, auf ›Vom Gerät löschen‹ drücken und eine Abfrage bestätigen, dass man wirklich löschen möchte – drei Mal in meinem Fall, 678 Mal im Fall meines Onkels. Ich bitte meine Tante, zum Test 15 oder 20 Einträge zu löschen und danach erneut die Übersicht zur Speicherplatzbelegung aufzurufen. Und tatsächlich: Der Platz, den die Onleihe beansprucht, ist um ein paar hundert MB kleiner geworden. Ich instruiere meine Tante, mit dem Löschen einzelner Einträge fortzufahren, um weitere Speicherkapazität freizugeben. Als Rentnerin hat man ja nicht viel anderes zu tun, sagt sie. Damit endet die telefonische Beratung.

Der letzte Schritt geschieht bei meinem nächsten Besuch bei den beiden. In mühsamer und gemeinsamer Arbeit haben sie es geschafft, 676 Einträge aus der Liste zu löschen. Zwei Einträge widersetzten sich der Löschung und blieben erhalten. Der freigewordene Speicherplatz genügte, um das iPad wieder benutzbar zu machen – aber auch nach der Löschaktion nimmt die Onleihe über 22 GB Speicherplatz ein. Die Stelle, an der sich weitere Dateien in dieser Größe angesammelt haben könnten, ist in der Benutzeroberfläche aber nicht ersichtlich. Daher lösche ich die App komplett vom Gerät und installiere sie neu. Der Speicherplatz, den sie in Anspruch nimmt, reduziert sich damit (temporär) auf ein paar hundert MB. Diese Vorgehensweise hätte ich meiner

Tante theoretisch schon beim Telefonat, das einige Wochen zurückliegt, empfehlen und ihnen damit ersparen können, 676 Ausleihen manuell löschen zu müssen. Allerdings war meine Befürchtung, dass es ihnen anschließend nicht gelingen würde, die App neu zu installieren und sich anzumelden. Und mein Onkel über mehrere Wochen ohne seine geliebte Onleihe? Nicht vorstellbar.

Am Ende zeigt sich die Onleihe-App noch einmal von ihrer besten Seite: Um zu testen, ob alles funktioniert, gebe ich einen willkürlichen Begriff ins Suchfeld ein und schicke die Suche ab. Als ich anschließend meinem Onkel sein iPad reiche, fällt ihm auf, dass der Begriff, nach dem ich testweise gesucht habe, wenig überraschend im Suchverlauf steht. Er bittet mich, den Eintrag oder den ganzen Verlauf zu löschen. Nach längerer, erfolgloser Suche nach einer Stelle, an der man den Suchverlauf löschen kann, lösche ich die App halt noch mal und installiere sie ein zweites Mal neu. Man hat ja nicht viel anderes zu tun.

Christopher Bergmann

22. Dezember 2019

Emma erzählt vom Krieg

Emma (15): “Ich hatte drei Jahre lang 40 MB pro Monat. Und alle anderen kamen so: ‘Ja, ich hab jetzt einen 200-MB-Tarif! Ich kann jetzt sogar auf Instagram gehen!’ Und ich hab dann immer – ich hatte ja dieses kleine Handy, also diese kleinen ersten Touch-Handys, glaub ich, die schon etwas besser waren und hab mir dann da nur Offlinespiele runtergeladen. Immer, wenn ich auf WhatsApp gegangen bin, kurz eine Nachricht geschrieben und danach schnell wieder mobile Daten aus. Ich bin nie über die Grenze gegangen, ich hab’s immer geschafft, unter 40 MB zu bleiben. Da bin ich richtig stolz drauf. Danach hatte ich einen Tarif mit 400 MB pro Monat, und der wurde dann nach einem halben Jahr auf 700 erweitert und dann auf 1200.”

Kathrin: “Hab ich schon erwähnt, dass ich unbegrenzte Daten hab seit Sommer? Unendliche Mengen!”

Emma: “Ich brauch das nicht! Das mein ich eben. Dadurch, dass ich drei Jahre Übung hab mit 40 MB pro Monat – ich schaff nicht mal die Hälfte von meinen 1,2 GB pro Monat, nie! Weil ich wirklich immer drauf achte, nicht zu viel zu verbrauchen, sonst sind meine 40 MB gleich weg.”

Emma Passig

Dezember 2019

Mein Schultag mit dem Ipad

(Fortsetzung dieses Beitrags über die Ipad-Klasse)

Es ist 7:25 und ich packe meinen Schulranzen. Ich packe meine Mappe, einen Block, eine Powerbank und das Ipad ein. Dann schwinge ich mich aufs Fahrrad und fahre zur Schule. In der ersten Stunde habe ich Deutsch. Am Anfang schreibt unser Lehrer an das Whiteboard, was wir in dieser Stunde machen werden. Alle packen währenddessen ihre Ipads aus und öffnen OneNote und das Kursnotizbuch für Deutsch.

Heute werden wir eine Schilderung schreiben und uns Referatspartner suchen. Da tippt mich meine Banknachbarin an und fragt mich, ob ich eine Powerbank dabei habe. Ich gebe ihr meine und fange an zu schreiben. Ich schreibe nicht mit der Tastatur, sondern mit dem Apple-Pencil. Auf dem Bildschirm des Ipads habe ich eine schönere Handschrift als auf Papier.

Dann gongt es. Wir alle gehen in das nächste Klassenzimmer. Wir haben jetzt Biologie. Wir sollen zur Zeit ein Stop-motion mit einem Teampartner über den Weg der Nahrung drehen. Man sollte sich entscheiden zwischen dem Weg der Proteine, der Fette und der Kohlenhydrate. Wir haben uns für die Fette entschieden. Wir machen das mit einer App Namens Stop motion, in der wir Fotos machen, abspielen und bearbeiten können. Wir haben viel Arbeit in unseren Kurzfilm gesteckt und jetzt ist er fertig.

Es gongt. Alle verlassen das Klassenzimmer und gehen in die Pause. In der Pause dürfen wir unsere Ipads auch benutzen, da andere Schüler ja ihre Hefte auch in der Pause zum Lernen dabeihaben. Doch Sachen wie Tic Tac Toe spielt niemand außer den Schülern der Ipad-Klasse … Es gongt wieder.

Als nächstes haben wir eine Doppelstunde HE, Haushalt und Ernährung. Wir backen Plätzchen, da wir nächste Woche eine Weihnachtsfeier in unserer Klasse machen, doch mit dem Ipad passiert hier wenig, als Schneidbrett ist es nicht so gut geeignet. Dann ist zweite Pause.

Dann gehen wir zum Geographie (Erdkunde) Unterricht. In Geo bearbeiten wir zurzeit das Thema Zeitzonen der Erde. Unsere Lehrerin sagt uns, dass wir unsere Bücher aufschlagen sollen und uns einen Text durchlesen sollen. Doch das heißt nicht, dass wir jetzt unser analoges Buch herausnehmen, sondern dass wir in eine App von dem Bücherverlag gehen, dort das Buch auswählen und lesen. Wir haben zwar richtige Bücher, aber die habe ich bisher erst einmal aufgeschlagen und das nur, weil ich vorne meinen Namen reinschreiben musste. Die Bücher sind noch nicht einmal eingebunden.

Wir schreiben jetzt noch etwas von der Tafel ab, zeichnen etwas und dann ist auch schon wieder Ende. In der letzten Stunde haben wir unseren Klassenleiter in Englisch, aber wir machen heute keinen Unterrichtsstoff. Heute bekommen wir neue Präsentationsapps. Wir bekommen Powerpoint und Spark Post. Dann bekommen wir die Info über einen anstehenden Elternsprechabend. Doch die Eltern bekommen den Zettel per Schulwebsite. Dann gongt es ein letztes Mal und dann ist der Schultag vorbei.

Weitere Beiträge folgen …

Louise Passig

2019, aber schon seit ein paar Jahren

Die Schlechten ins Trichterchen

Menschen, die nur noch per Karte oder Handy zahlen, wissen es vielleicht gar nicht mehr: das Kleingeldmanagement im Alltag erfordert ein (kleines) Mindestmaß an Disziplin; wer immer nur mit „großem“ Geld bezahlt, wird irgendwann im Kleingeld ertrinken. Manche Mikroprobleme, so auch dieses, wachsen sich zu (etwas) ernsthafteren Problemen aus, wenn man sie nur lange genug ignoriert. Aus irgendeiner achtlosen Phase meines Lebens gab es eine Plastikwanne, die so etwa ein bis zwei Liter Ein-, Zwei- und Fünfpfennigstücke enthielt, und als ich mich ihrer nach vielen Jahren endlich mal annehmen wollte, waren sie zu einem schmutzigen Klumpen zusammengerostet, der auf dem Müll endete.

Man kann solche Münzfriedhöfe zur Bank bringen, aber die Banken reagieren darauf zunehmend reserviert, und akzeptieren sie nur gegen Gebühr, bisweilen auch gar nicht.

Ich zahle immer noch so manches bar, aber bis zum Rostklumpen lasse ich es nicht mehr kommen. Wird mein Geldbeutel zu dick, zahle ich im Supermarkt an der Selbstscankasse nicht, wie gewohnt, per Karte, sondern wähle „Barzahlung“ und schmeiße mein Münzgeld unbesehen in den Münztrichter. Die Kassenmaschine zählt das dann schon und sagt mir, wieviel sie noch in Scheinen haben möchte.

Im Gegensatz zu menschlichem Kassenpersonal schimpft die Maschine nicht, wenn man das Kleingeld bei ihr ablädt. Wenn am Ende, sagen wir mal, 1.24 Euro übrig sind, gibt sie mir auch nicht meinen ganzen Kleinkram zurück, sondern die größtmögliche Stückelung.

Nur meine Ein- und Zweieuromünzen bekommt sie nicht. Die wandern bei uns daheim in eine Tasse, wo man sich bedienen kann, wenn der Paketbote ein Trinkgeld bekommen soll, oder die Kinder vier Euro für die Mensa brauchen. Deshalb sortiere ich sie vor dem Trichterwurf aus.

Letztens war‘s mal wieder so weit. Ich stand an der Kasse, sortierte die großen Münzen aus, und in einem Moment der Zerstreutheit warf ich die großen Münzen in den Trichter und behielt die kleinen. Und unterhielt die Menschen in der Kassenzone mit jenem hervorgestoßenen „Nein!“-Ruf, der in der deutschen Fassung der Simpsons das „D‘oh“ ersetzt.

Tilman Otter

Weihnachten 2019

Ihr müsst . . . irgendwas!

Früher, als meine Mutter noch kein iPad hatte, hat sie die Enkel häufig des übermäßigen Daddelns beschuldigt: “Ihr seid ja spielsüchtig”. Seit sie selbst vor lauter iPad-Scrabble nicht mehr dazu kommt, Bücher oder auch nur die Zeitung zu lesen, hat das aufgehört. Aber sie bewegen sich jedenfalls viel zu wenig, diese Enkel!

Schon beim Auftauchen von Pokémon Go ist die großmütterliche Argumentation schwierig geworden. Jetzt, wo der Neffe eine VR-Brille hat und die Enkelkinder erschöpft und mit roten Gesichtern zu den Mahlzeiten erscheinen, sind wieder neue Nachbesserungen erforderlich. “Ihr braucht frische Luft!”, versucht sie es. Die Enkelkinder erklären, dass man Beat Saber sowieso nur bei geöffnetem Fenster spielen kann, weil man sonst zu sehr schwitzt. Die frische Luft draußen, beharrt die Mutter, sei eine ganz andere und gesündere frische Luft als drinnen. Allmählich wird es eng.

Kathrin Passig

29. Dezember 2019

What happens in VR stays in VR

Der Neffe hat eine VR-Brille zu Weihnachten bekommen, eine HTC Vive. Er hat außerdem viele Geschwister und eine spielfreudige Mutter. Seit dem 24. abends muss man Wartenummern ziehen, um beim Beat Saber auch mal dranzukommen.

Fanny (6) braucht ein bisschen Unterstützung beim Navigieren in den Spieloptionen, was nicht ganz einfach ist, weil man ihr im virtuellen System nicht über die Schulter greifen und Tasten drücken kann. Man kann auch nicht sagen "auf Continue drücken" oder "die Taste ganz rechts", weil sie nicht lesen kann und nicht weiß, was rechts ist. Die Geschwister berühren sie am richtigen Arm und sagen "Jetzt den Knopf ganz außen auf der Seite drücken", und das eigentliche Spiel bereitet ihr keine Probleme.

"Fanny", sagt Frida (10), "wenn du nach den Ferien wieder in den Kindergarten gehst, solltest du möglichst nicht über das Spiel reden." "Okay!", sagt Fanny. Ich frage nach den Gründen. "Also erstens soll sie nicht die Wörter verwenden, die man hier manchmal hört, wenn Leute ein Level nicht schaffen", erklärt Frida. "Zweitens habe ich in der Grundschule mal von einem Minecraft-Daddelabend bei uns zu Hause erzählt" (alle Geschwister, die Eltern, Besuchskinder, gelegentlich zugeschaltete Cousins und Cousinen), "und ich war ganz begeistert, aber die Lehrerin hat dann streng gesagt, dass das gar nicht gut ist. Und deshalb soll die Fanny das besser nicht sagen."

Kathrin Passig

30. Dezember 2019

Der sehr gute, sehr schlechte Stift

Die Nichte zeigt Bilder, die sie mit Photoshop Sketch auf dem iPad gemalt hat. Ich bewundere den Stift, der zum iPad gehört. Selbst habe ich mir vor einer Weile einen billigen Stift gekauft, mit dem man angeblich auf jedem Tablet herummalen kann, 30 Euro hat er gekostet und funktioniert sehr schlecht. Dieser ist viel besser. “Hat aber auch 100 Euro gekostet”, sagt die Nichte. “Und das ist schon der zweite, den ersten hat sie sofort verloren!”, rufen alle.

Meine Mutter sagt “Ach, so einer liegt bei mir rum, ist das vielleicht deiner? So ein Glump, hab ich gedacht, der schreibt ja überhaupt nicht. Immer wieder nehm ich den und versuche was aufzuschreiben und ärgere mich. Da habt ihr Glück, dass ich den nicht schon längst weggeschmissen hab.”

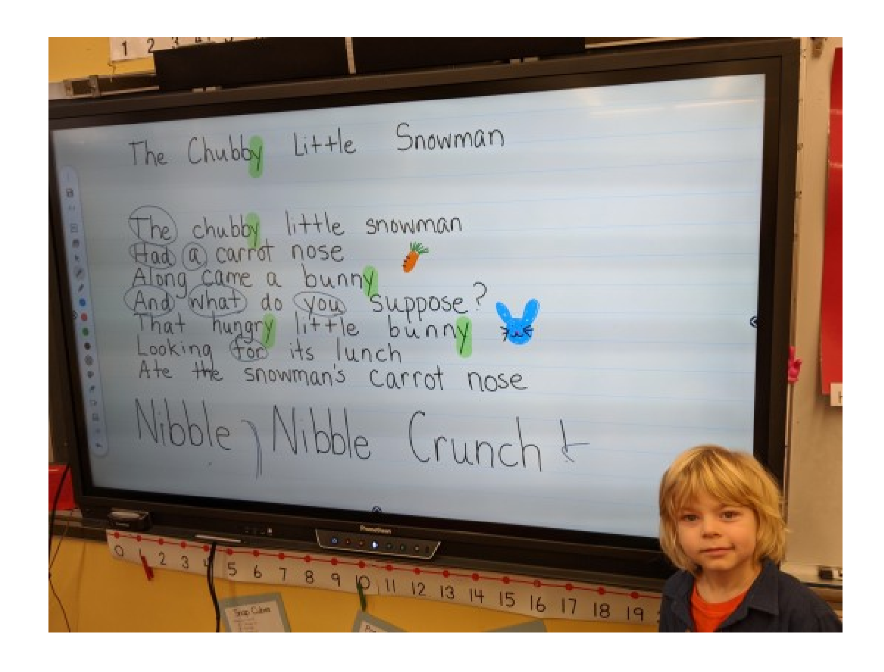
Kathrin Passig

Dezember 2019

Tafeln für alles

Die Kinder haben ihre Publishing Parties. Dazu werden wir Eltern in die Schule in der Upper West Side von Manhattan eingeladen; die Kinder stellen in ihren Klassenzimmern die Projekte aus, an denen sie in den letzten Wochen gearbeitet haben.

Mir fällt auf, dass in beiden Klassenzimmern (erste Klasse und vierte Klasse) inzwischen keine Kreidetafeln oder Whiteboards mehr an der Wand hängen, sondern große Bildschirme, auf denen man schreiben kann. Was mich noch mehr verwundert, ist die Selbstverständlichkeit, mit der sie da hängen. Sie wirken sehr robust, als könnte da auch mal ein Fussball dagegen fliegen.



Schreiben tut man offenbar mit einem Spezialstift, der auf einem Bord unter der Tafel liegt. Dort gibt es auch einen elektronischen »Schwamm«, wohl eine Art Mikrofaser-Pad, zum Wegwischen. Wie ich später auf der Webseite des Herstellers sehe, kann man aber auch mit dem Finger schreiben und mit der flachen Hand wegwischen.



Auf den Tafeln kann man »alles« machen, sagen die Kinder. Malen, Schreiben, Filme gucken, Googeln.

Ich möchte wissen, wie selbstverständlich die Tafeln schon für sie sind, und frage meine Kinder darum, wie sie die Tafeln nennen. Die Wörter *blackboard* (für Kreidetafel) und *whiteboard* (für Filzschreibertafel) sind ja schon vergeben. *Promethean Board* sagt mein Sohn in der ersten Klasse dazu, also eine Konstruktion mit dem Namen der Herstellerfirma. *Promethean Board* sagt auch meine Tochter in der vierten Klasse, aber sie haben die Tafel auch schon umgetauft: *Promethea*. Und mit vollem Namen: *Promethea Galaxina*.

André Spiegel

31. Dezember 2019

Silvester in der Alten Bundesrepublik

Silvester verbringe ich in einem ehrwürdigen alten Hotel in Freiburg. Die Zimmer sind neu renoviert, aber alles andere fühlt sich an wie eine Zeitmaschine in die 80er Jahre, das dunkle Holz, der Plüsch, die Düsternis, das Sauber-aber-Abgewetzte.

Zwei Details erfüllen mich mit echter Rührung:

1. Der uralte gebeugte Mann am Rezeptionstresen hält eine reich bebilderte Anleitung bereit, wie man vermittels einer Chipkarte eine Hotelzimmertür öffnet, weil er das offenkundig für eine neue Technologie hält, die die Gäste genauso verwirren könnte wie ihn selbst, und spricht sie mit jedem Gast durch.

2. Im Zimmer liegen zur Begrüßung bereit: Eine Flasche Mineralwasser und ein Tütchen Ahoi-Brause.

Tilman Otter

Januar 2020

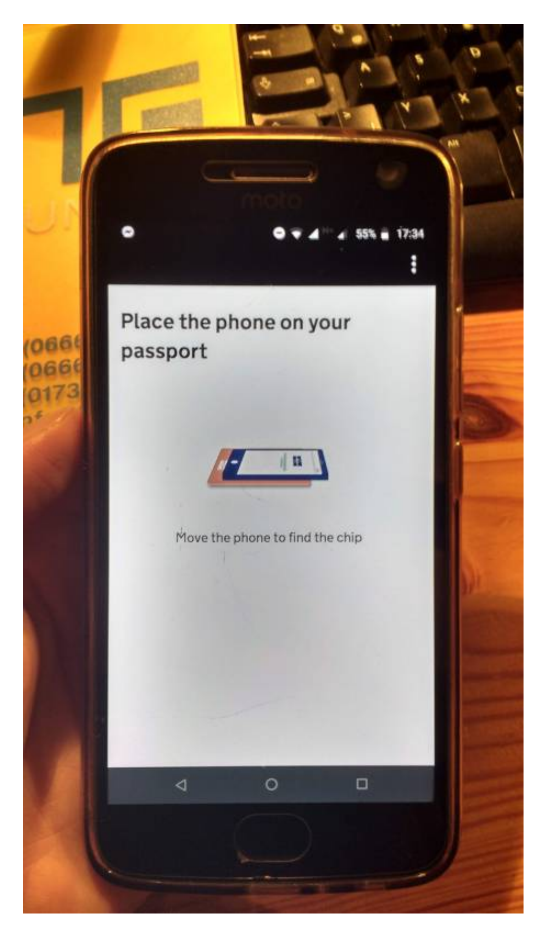
It’s settled

Erster Versuch, kurz vor Weihnachten. Anwesend sind der Ausländerbeauftragte meines Arbeitgebers, sein iPad, mein Smartphone, mein Macbook und ich. Ziel ist es, den sogenannten “Settled Status” zu erlangen, eine Art unbefristete Aufenthaltserlaubnis für EU-Bürger, die nach Brexit in Großbritannien wohnen bleiben möchten. Dafür benötigt man ein Gerät, das “Near Field Communication” (NFC) beherrscht.[1] Daher bin ich auf die Hilfe anderer angewiesen.

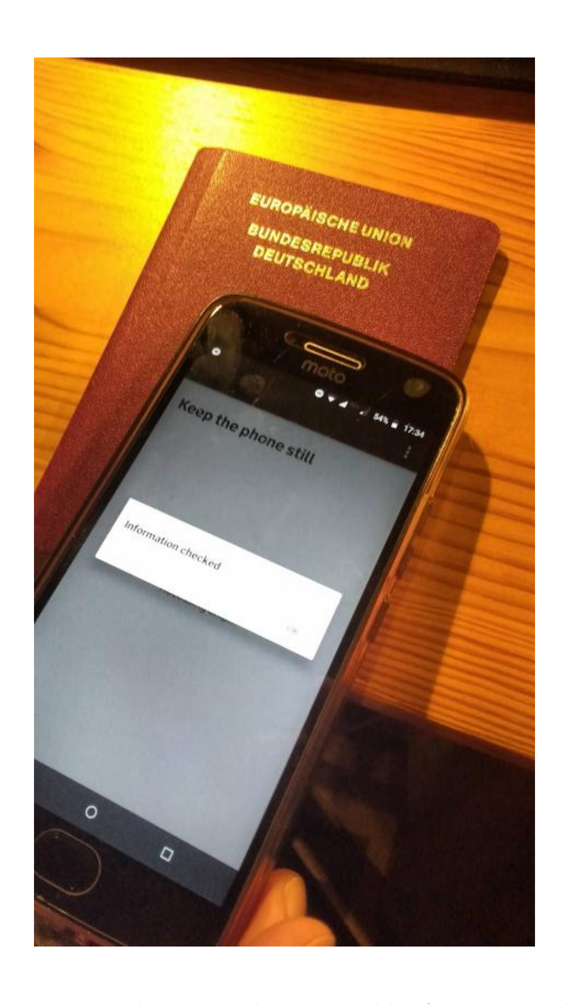
Um meine Identität nachzuweisen, brauchen wir die App “Home Office’s EU Exit: ID Document Check”, die auf dem iPad bereits installiert ist. Die Bewerbung wird gestartet, meine Kontaktdaten eingegeben, dann mein Gesicht fotografiert. Dann erfolgen mehrere Versuche, meinen Pass zu “scannen”, genauer gesagt zu erreichen, dass die Informationen im Chip meines Ausweises in der App landen. Alle Versuche scheitern. Diskussionen darüber, ob man beim Scannen den Ausweis öffnet oder geschlossen lässt. Diskussionen darüber, wie oft man den Vorgang ausprobieren kann, bevor irgendetwas Unerwünschtes geschieht. Vor jedem Scan-Versuch benötigen wir einen Code, der an mein Handy geschickt wird. Der Handyempfang ist schlecht. Ich stehe im Regen draußen vor der Tür, warte auf den Code, dann noch einen Code, dann noch einen. Dann der nächste erfolglose Versuch mit der App. In meinem Handy türmen sich die nutzlosen vierstelligen Zahlenkombinationen. Das Jahr geht ohne “Settled Status” zu Ende. Ich habe noch ein ganzes Jahr, um den Vorgang zu beenden.

[1] Die Alternative wäre, den Ausweis an die Behörde zu schicken, oder eines von wenigen Zentren aufzusuchen, in denen man den Ausweis scannen lassen kann. Die Bewerbung selbst geht aber trotzdem nur online.

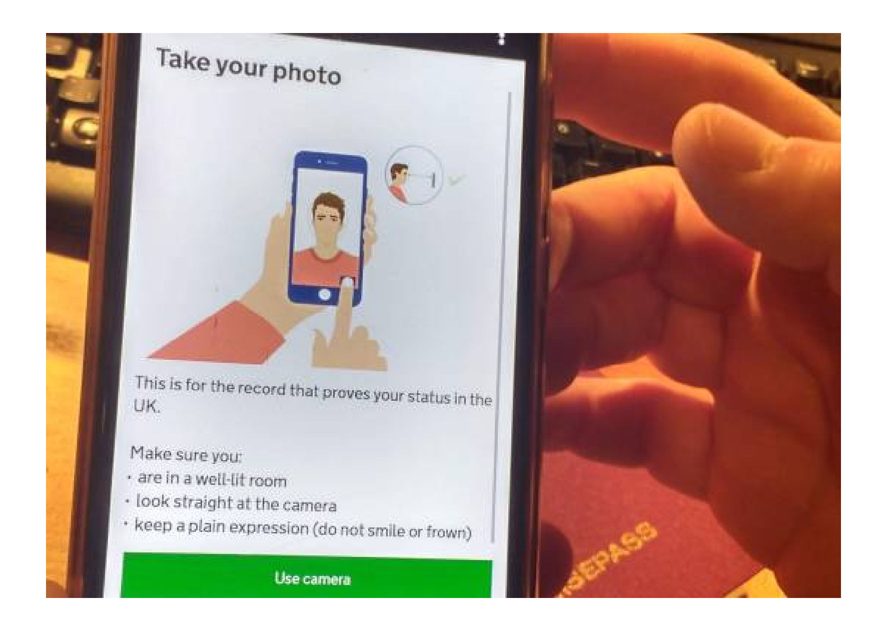
Zweiter Versuch, kurz nach Neujahr. Ich bin im Computerzimmer meiner Eltern, neben mir Kathrin mit ihrem Smartphone, das im Gegensatz zu meinem NFC kann. Wir setzen die einmal begonnene Bewerbung fort. Die App erkennt mich an der Nummer im Pass, die beim ersten Mal eingegeben wurde. Das Lesen des Ausweises funktioniert diesmal problemlos.



Screenshots von der App sind nicht erlaubt, daher muss der gesamte Vorgang auf die altmodische Art dokumentiert werden: indem man mit einem Handy Bilder vom anderen macht.



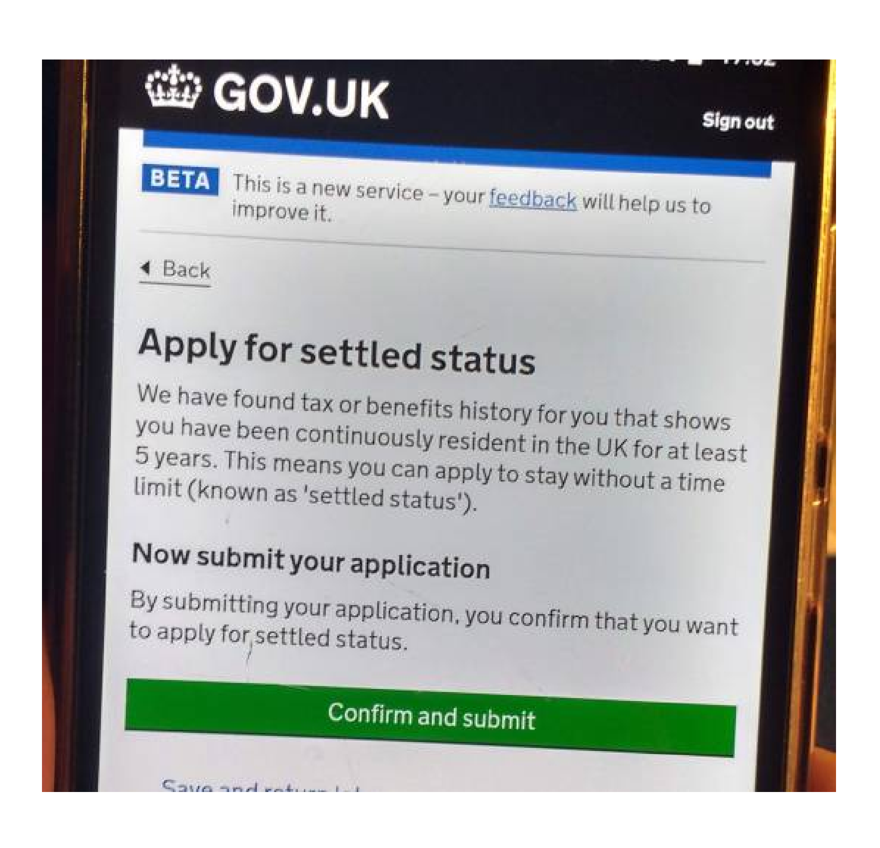
Dafür neue Probleme beim Erstellen eines Bildes für die Bewerbung.



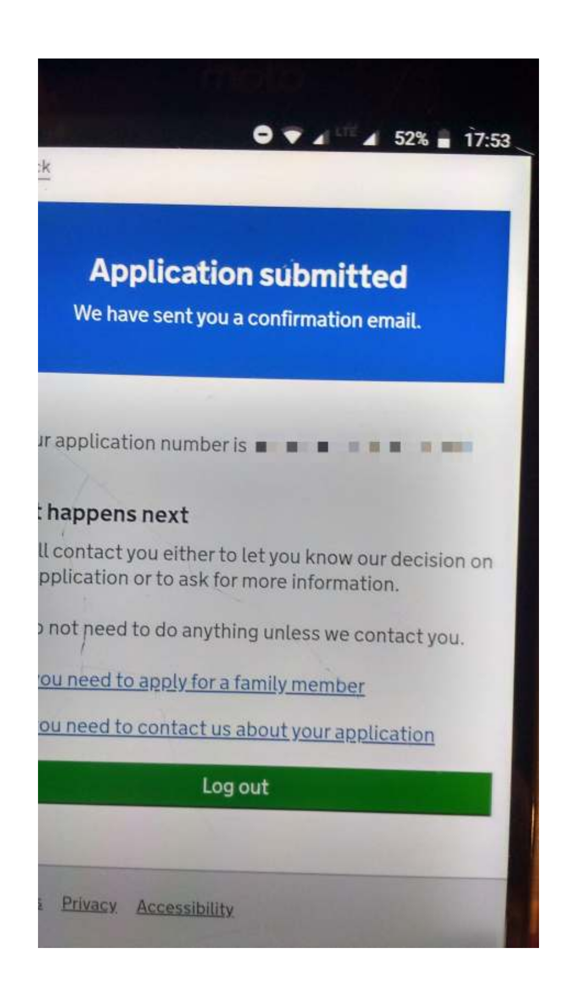
Die Gesichtserkennung kann mein Gesicht nicht erkennen, nicht vor der Wandtapete, nicht vor der Tür, nicht vor dem Schrank. Ich löse das Problem schließlich, indem ich das gesichtsähnlichste Gesicht mache, das mir zur Verfügung steht, Stil “Nürnberger Prozesse”.

Nachdem die Identität auf diese Weise nachgewiesen ist, kann ich die eigentliche Bewerbung beginnen. Ich habe mehr als fünf Jahre in Großbritannien sowohl Steuern als auch Sozialversicherung bezahlt. Außerdem habe ich nie ein Verbrechen begangen.[2] Die App findet das innerhalb von ein paar Minuten heraus . . .

[2]Wie kompliziert sich der Vorgang für die Mehrzahl der drei Millionen EU-Ausländer gestaltet, die nicht so lückenlos dokumentiert sind wie ich, kann ich nur erahnen. Ganz zu schweigen von Leuten, die nicht über technisch kompetente Freunde oder Arbeitgeber verfügen.



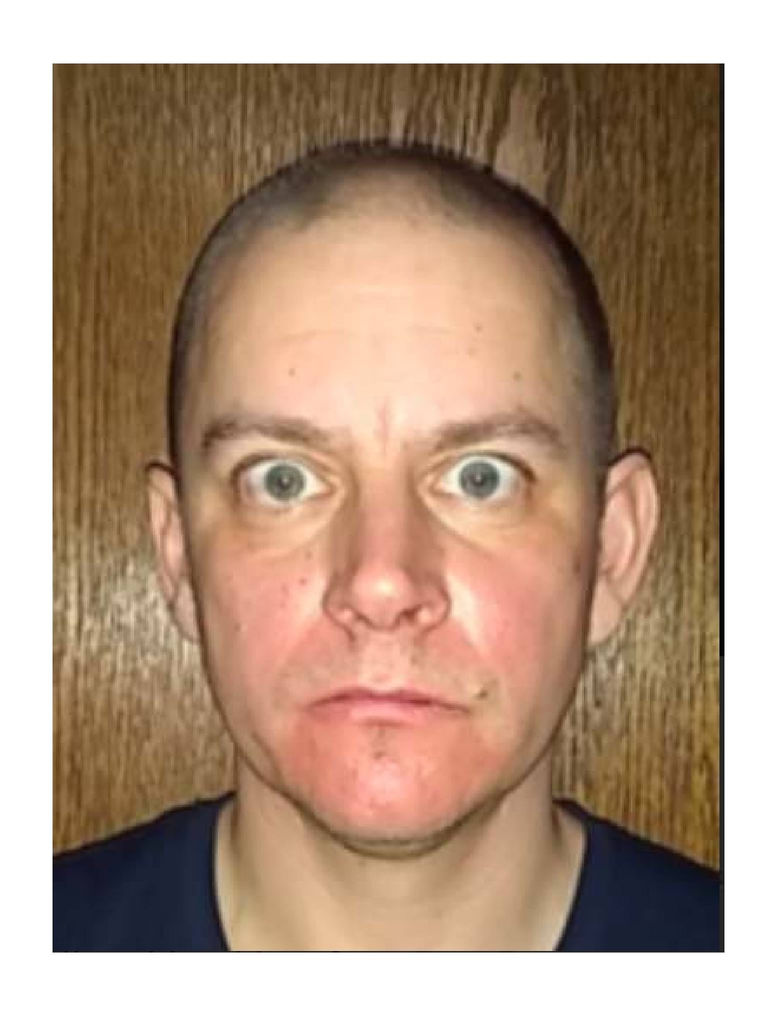
… und bestätigt, dass die Bewerbung erfolgreich war.


52%
17:53
Application submitted
We have sent you a confirmation email.
r application number is [redacted]
happens next
ll contact you either to let you know our decision on
pplication or to ask for more information.
not need to do anything unless we contact you.
ou need to apply for a family member
ou need to contact us about your application
Log out
Privacy
Accessibility

Ab jetzt ist es ein Wartespiel. Innerhalb von ein paar Tagen wird der Status in einem PDF, das einer Email angehängt ist, bestätigt. Dasselbe PDF sagt gleichzeitig, dass es nicht als Beweis des Status taugt. Dafür muss man sich auf einer Website einloggen und dort einen Sharecode erzeugen.[3]

Große Freude beim neuen offiziellen Bewohner des Königreichs, der sich gerade darum beworben hat, in seinem eigenen Haus wohnen zu dürfen.

[3]Weil meine Identität jetzt am Ausweis, am Handy und an der Emailadresse befestigt ist, muss ich meinen Status jedesmal erneuern, wenn ich einen neuen Ausweis, eine neue Handynummer oder eine neue Emailadresse bekomme. Tue ich das nicht, werde ich zum illegalen Ausländer.



Aleks Scholz

2014–2020

Technik, die ich gewaschen habe

Viele Geräte werden immer kleiner. Das hat seine Vorteile: Es müssen schlimme Zeiten gewesen sein, als jeder zum Joggen sein eigenes Grammophon mitschleppen musste. Jetzt ist alles leicht und oft winzig und man hat es immer dabei. Allerdings übersieht man die kleinen Geräte auch schnell mal. Also, ich jetzt. Und dann landen sie, wo sie nicht landen sollten: In der Waschmaschine.

Aus aktuellem Anlass hier eine Liste von Technik, die ich gewaschen habe. Wenn nicht anders vermerkt, hat es die Technik nicht funktionierend überlebt.

Januar 2020:
1 Intervalltimer, mit Clip am Sport-BH befestigt.
Waschgang "Schnell-Mix". Liegt noch im fragwürdigen Reistrocknungsbad, Ende der Geschichte ungewiss.

2019:
1 Bluetooth-Kopfhörer, der sich wohl im Trainingstanktop verheddert hatte.
Waschgang "Pflegeleicht". Nach Trocknung wie neu und wirklich schön sauber!

2019:
1 ursprünglich wasserdicht gemeintes Fitnessarmband, das sich im Laufe des Sommers entschied, doch nicht wasserdicht zu sein.
Waschgang "500 Meter Baggersee" – kein Maschinenwaschgang, aber bei meinem fragwürdigen Kraulstil sicher auch nicht viel angenehmer als "Pflegeleicht".

2018:
1 Intervalltimer, mit Clip am Sport-BH befestigt.
Waschgang “Pflegeleicht”. Aus den Aufzeichnungen geht nicht hervor, ob der Timer sich erholt hat.

2017:
1 Schrittzähler, in der Hosentasche.
Waschgang “Pflegeleicht”. Der Schrittzähler war wohl aber nicht pflegeleicht, zerfiel in der Hosentasche in seine Bestandteile. Evtl wasserlösliche Klebstoffe im Spiel.

2015:
1 Fernseherfernbedienung, zweimal gewaschen.
Waschgang “Feinwäsche”. Zweimal in einer zusammengeknüllten Decke in die Maschine geraten, zweimal davon erholt und wirklich sehr sauber geworden. 10/10, gerne wieder. Sicherheitshalber liegt die Fernbedienung seither aber woanders.

2014–2017:
4 mp3-Player (2 vom gleichen Typ, 2 weitere, unterschiedliche), an BH oder Tanktop befestigt.
3x “Pflegeleicht”-Waschgang. Einen der Player musste ich sogar zweimal waschen, weil er sich nach dem ersten Waschgang wieder erholt hatte
1x fiel ein Player in eine sehr tiefe Pfütze. Auch wenn dies mit einem vollen Maschinenwaschgang kaum vergleichbar ist, so doch vielleicht mit einer sehr zaghaften Handwäsche. Dem Player jedenfalls hat es gereicht.

2014–2017
Zwei Paar in-Ear Kopfhörer.
Waschgang “Pflegeleicht”. Sahen nach dem Waschen wie neu aus, funktionierten aber leider nicht mehr.

Weiter gehen meine Aufzeichnungen nicht zurück, eventuell waren davor Geräte auch einfach größer. Wirklich sicher vor dem Waschen sind sie ja aber eigentlich nur, wenn sie größer als das Bullauge sind. Darüber sollte sich die Industrie mal Gedanken machen!

Mia Culpa

7. Januar 2020

Zukunft ohne Warten

Weil ich beruflich ein paar Informationen über einen Tesla benötige, chatte ich mit meinem Cousin Philipp, von dem ich weiß, dass er einen fährt. Ich frage auch mal allgemein, wie er mit dem Auto zufrieden ist (schließlich interessiere ich mich auch für sowas). Er berichtet für Besitzer herkömmlicher Autos, die ihre Blechkarossen regelmäßig in die Werkstatt zu irgendeinem Flüssigkeitswechsel oder einer Durchsicht bringen, Erstaunliches:

"Ich habe ein Model S, schon mit dem Facelift. Ich fahre ihn seit 3 Jahren, und es macht jeden Tag wahnsinnig Spaß, damit zu fahren. Er hat jetzt 70.000 km runter, und ich habe noch keine Wartung gemacht. Bei der Hotline meinten die, ich solle mich erst melden, wenn irgendein Hinweis im Display kommt. Die waren ganz irritiert, als ich freiwillig eine Wartung machen wollte. Warum denn, was ist den kaputt? Irre, das kannte ich vorher nicht.„

Philipp ergänzt dann noch:

"Noch besser war, als ich letztens bei unserer Hauswerkstatt kurz eine neue TÜV-Plakette geholt habe. Da schaut der Werkstatt-Lehrling routinemäßig auf die Bremsbeläge und sagt: Scheiße, 70.000 km und noch nicht mal die Hälfte runter – das wird ja eine rosige Zukunft."

Markus Winninghoff

7. Jänner 2020

»Gestern wäre hier fast meine Schwester ertrunken.«

Im Zuge der ORF-Sondersendung anlässlich der Angelobung der Bundesregierung Kurz II liefert die TVthek kurzweilige Zusatzunterhaltung: In der online abrufbaren On-Demand-Version der Sendung (nicht aber im linearen Fernsehen oder im Livestream) werden versehentlich falsche Untertitel eingespielt, nämlich die der zuvor gesendeten Folge der deutschen Telenovela Alisa – Folge deinem Herzen.

Der Irrtum wird leider schnell korrigiert und ist für die Nachwelt noch am selben Tag nicht mehr nacherlebbar, nur auf Twitter haben sich einige Nutzer*innen (z. B. @FloPSchmidt oder @gruen_wald) dankenswerterweise rasch der notwendigen Dokumentationsarbeit angenommen.

Lukas Daniel Klausner

9.1.2020

Kempowski und die Screenshots

In einer Vorlesung über Gegenwartsliteratur halte ich nächste Woche einen Vortrag über die Kempowski-Rezeption (jaja, die "Gegenwartsliteratur", aber darum geht's hier nicht) bei Gerhard Henschel. Mein Gastgeber hat mich darum gebeten, vorher einige Textausschnitte von beiden Autoren herauszusuchen, mit denen sich die Studierenden vorbereiten können. Ich habe das Werk beider Autoren immer nur auf dem Kindle gelesen, was für die Vorbereitung des Vortragstextes sehr hilfreich ist: Ich kann mir so sehr einfach anzeigen lassen, an welchen Stellen überall Kempowski bei Henschel vorkommt, oder herausfinden, dass tatsächlich nur sechs Mal "völlig verbumfeit" in Kempowskis *Tadellöser und Wolff* gesagt wird – ich war davon ausgegangen, dass es ca. 38 Mal der Fall ist. Für die Vorbereitung des Materials für die Studierenden ist es aber wieder einmal tückisch, auf dem Kindle zu lesen.

Die mobi-Dateien, in denen die Bücher enthalten sind, sind entweder sehr ungünstig zu konvertieren, oder man bekommt sie überhaupt nicht aus dem Kindle heraus. Zudem bin ich unter Zeitdruck, ich hatte die Lieferung der Dateien bis 10h versprochen.

Auf der Webseite von Random House, dem Verleger von Kempowski, finde ich ein herrliches PDF mit einer Leseprobe aus *Tadellöser und Wolff*, und zwar die ersten Seiten des Familienromans, die ich ohnehin ausgewählt hatte. Kein Glück habe ich dabei, eine verwendbare Version aus Henschels *Kindheitsroman* zu finden, und gebe dem Kollegen also nur die Textstelle an, die vermutlich in diesem Moment eine arme Hilfskraft einscannt. Das ist mir so peinlich, dass ich nach einigem Überlegen selbst eine Version mit einem Ausschnitt aus Henschels *Künstlerroman* erstelle, indem ich den Cloud Reader von Kindle im Webbrowser öffne und Screenshots von jeder Seite erstelle, von der ich möchte, dass die Studierenden sie lesen. Die Textstelle, an der Henschels alter ego Martin Schlosser bei einem Literaturseminar von Walter Kempowski in dessen Haus in Nartum teilnimmt, ist ca. 20 Seiten lang. Jeder Screenshot wird eine .png Datei, die ich zunächst in PDFs exportiere und so zusammenfüge, zum Glück merke ich bald, dass man in ein PDF auch .pngs einfügen kann (wie man .png-Dateien zusammenführt, finde ich auf die Schnelle nicht heraus). Für die gesamte Aktion brauche ich etwas mehr als eine Stunde, die ich eigentlich nicht dafür eingeplant habe und die zu einer verspäteten Lieferung der versprochenen Materialien führt. Aber immerhin weniger Zeit, als es bedeuten würde, in die nächste Bibliothek zu fahren, die alle diese Texte verfügbar hat, und sie dort einzuscannen.

Da es sich hier um die Schilderung eines beruflichen Vorgangs handelt, hülle ich das blickdichte Mäntelchen des Schweigens um die Suche im Literatur-Darknet, das vielleicht schon andere Forscher*innen im Bereich „Gegenwarts“literatur mit Kempowski/Henschel-Scans befüllt haben. *Vielleicht*. Vielleicht auch **nicht**.

Hanna Engelmeier

2010 und 2020

Zurück auf die Schulbank, mit tableau numérique



Il y a 10 ans, äh, es ist zehn Jahre her, dass ich mein Schulfranzösisch am *Institut Français* in Berlin aufgefrischt habe, der vom französischen Staat finanzierten Weiterbildungseinrichtung (analog zu den deutschen Goethe-Instituten in aller Welt). Nach einer Dekade und zunehmender Bedeutung französischer Medien für meine Arbeit ist es deshalb an der Zeit, die längst wieder verschütteten Kenntnisse von Imparfait und Subjonctive und so mal wieder auf einen akzeptablen Stand zu bringen.

Im Klassenzimmer im *Maison de France* am Ku'damm erlebe ich im Zeitsprung, was sich in den vergangenen zehn Jahren in der Technik der (Erwachsenen)Bildung getan hat. Nicht nur die Smartphones der Schüler, pardon, Kursteilnehmer gab es 2010 praktisch nicht – die Medien, die den Unterricht prägen, sind völlig andere als damals.

Fotokopiertes Unterrichtsmaterial? Gibt es noch, aber nur dann, wenn für eine Übung schriftlich die grammatisch korrekte Form ergänzt werden muss. Und die Medien, die Alltagssprache vermitteln sollen, sind nicht wie vor zehn Jahren die Bandes Dessinées, die französisch(sprachig)en Comicausgaben mit ihren berühmten Helden. Sondern Videos auf YouTube.

Zentrales Hilfsmittel für alle Medien, und das ist das eigentlich Neue, ist die große digitale Tafel, das *tableau numérique*. Eine weiße Wandtafel, auf der Texte erscheinen, auf der die Kursleiterin handschriftlich Eintragungen machen kann, und auf der natürlich auch die Videoclips gezeigt werden.

Ich frage mich, ob das die gleiche Technik ist, mit der auch die Schulkinder in New York lernen – und stelle bei genauerer Betrachtung fest, dass ein *tableau numérique* im *Institut Français* grundlegend anders technisch aufgebaut ist. Die weiße Tafel an der Wand ist erst mal nur das: eine weiße Tafel. Und kein (interaktiver) großer Computer-Bildschirm.

Texte und Filme kommen auf diese weiße Tafel über einen oberhalb angebrachten Projektor, der mit einem Computer verbunden ist. Aber wie kommen die handschriftlichen Notizen der Lehrerin an der Wandtafel auf den Rechner? Schließlich kann sie ihre Handschrift per Klick in einen computergenerierten Text umwandeln, auf der Wand verschieben und das Endprodukt – als pdf-Datei – speichern und anschließend den Kursteilnehmern zumailen.

Neugierig untersuche ich nach dem Kurs die Tafel genauer. Wie die Daten auf dem Rechner landen, ist auch der Kursleiterin nicht so recht klar – der Projektor oben drüber ist offensichtlich nicht mehr als das: ein Projektor, der den Bildschirm des angeschlossenen Computers auf die Tafel projiziert und mehr nicht. Aber wie werden die handschriftlichen Anmerkungen erfasst?

Der Leiter eines anderen Kurses, der zufällig vorbeischaut, klärt uns auf: In jeder Ecke der weißen, umrandeten Tafel ist eine kleine Kamera eingebaut. Die vier Kameras erfassen die Bewegungen auf der Tafel, und zwar so genau, dass sowohl die Schrift als auch Gesten zur Bedienung erkannt werden.

Ein anderer Kursteilnehmer und ich wollen das nicht so recht glauben und schatten mit den Händen die Objektive links und rechts, oben und unten ab. In der Tat, plötzlich werden unsere Eingaben auf der Tafel nicht mehr erkannt. Direkt danach stürzt der Computer ab.

(*Wie die Achtjährigen*, sagt die Kursleiterin später mit nachsichtigem Humor. Der Rechner lässt sich dann aber wieder neu starten, und alle Notizen des heutigen Kurstages sind auch noch da.)

Thomas Wiegold

10. Januar 2020

Ein letztes Mal aufräumen

Seit ich beim Neffen Beat Saber gespielt habe, will ich selber auch eine VR-Brille. Weil VR-Brillen um die 500 Euro kosten und ich der Dauerhaftigkeit meines Interesses nicht traue, möchte ich sie erst mal nur mieten. Ich entscheide mich für eine Oculus Quest, weil man da keinen zusätzlichen Gaming-PC braucht, den ich seit über zehn Jahren nicht mehr habe, naja, seien wir ehrlich, eher zwanzig.

Der Hardwarevermieter besteht auf persönlicher Anwesenheit bei der Postzustellung, und das klappt natürlich nicht. Aber heute kann ich das Paket endlich bei einem entlegenen Spätkauf abholen, der gleichzeitig als DHL-Ablageort dient. Es enthält zu meiner Überraschung kein abgenutztes Gebrauchtgerät, sondern eine nagelneue, originalverpackte, eingeschweißte Oculus Quest. Das macht mir beim Auspacken ein bisschen Kummer, denn das unwiderrufliche Zerlegen der ganzen von Verpackungsdesignern sorgsam gestalteten Konstruktion ist ein intimer Vorgang, und ich finde es nicht

richtig, währenddessen schon zu wissen, dass wir uns in drei Monaten wieder trennen werden. Ich mache Fotos von allen Auspackschritten, um den Originalzustand später wieder so gut wie möglich herstellen zu können.

Im Vorfeld war ich etwas besorgt, wie sich wohl der Kaufvorgang des Spiels gestalten würde, so ganz ohne zusätzliches Tastaturgerät. Ich habe die Frage via Google zu beantworten versucht, war dabei aber so erfolglos, dass die Lösung ganz einfach sein muss. Ist sie dann auch: Man braucht nur die Oculus-App auf dem Handy. Dort gebe ich meine Facebook-Zugangsdaten (ohne die scheint es nicht zu gehen) und meine Kreditkartendaten ein. Die App führt mich durch die verschiedenen Kabelanschließ- und Knopfdrückvorgänge bei der ersten Inbetriebnahme der Brille. Dann verbinden sich Handy und Brille via Bluetooth, ich kaufe das Spiel in der App und kann Beat Saber spielen.

Es ist natürlich toll und man muss nie wieder die Wohnung aufräumen, weil sie im Spiel sowieso ganz anders und sehr aufgeräumt aussieht. Also außer ungefähr den Quadratmeter, auf dem man steht. Den muss man aufräumen.

Kathrin Passig

10. Januar 2020

eBooks werden über das Internet angeboten

Michael Brake meldet meine Texte bei der VG Wort, weil ich es selbst nie hinkriegen würde, schon gar nicht zu diesem einen Termin im Jahr, bis zu dem es erledigt sein muss. Die VG Wort verlangt Gebühren zum Beispiel von Leuten, die USB-Sticks kaufen, um sie dann unter anderem an Leute auszuschütten, die Texte schreiben. Das ist so absurd wie es klingt und hat historische Gründe.

Zu diesem Zweck braucht die VG Wort eine Liste, was ich im Jahr 2019 alles veröffentlicht habe, und wo. Ich habe Michael gebeten, herauszufinden, ob man nicht doch die Techniktagebuchbeiträge irgendwie angerechnet

bekommen kann, schließlich schreibe ich davon pro Jahr ziemlich viele. Diese Geltendmachung ist bisher, anders als Techniktagebuch-Autor Buntschuh hier beschrieben hat, keinem von uns gelungen, weil die Domain des Techniktagebuchs zu undeutsch oder vielleicht auch zu unseriös ist. Aber vielleicht geht es ja über die E-Book-Version?

Michael versucht sein Glück und leitet mir kurze Zeit später die Antwortmail der VG Wort weiter, kommentiert mit "Ich hatte diesen Dialog mit der VG Wort und jetzt weiß ich auch nicht":

> Betreff: AW: Kontaktanfrage von der Webseite (von: Michael Brake) wurde an Sie zugestellt!
> Sehr geehrter Herr Brake,
>
> eBooks werden über das Internet angeboten. Die Seite auf der diese Werke angeboten werden (also z. B. die Seite des Verlages) sind dann in der Meldung anzugeben.
>
> Mit freundlichen Grüßen
> Xxxx Xxx
> METIS (Texte im Internet)

Wir besprechen die Mail im Messenger:

Michael: ich gebe dann einfach amazon.de als domäne ein

Kathrin: Das 20. Jahrhundert hat angerufen, um zu sagen, dass es seine komplette Ahnungslosigkeit NICHT zurückhaben will

Michael: ah, ist das der titel des nächsten ebooks?

Kathrin: ja, es erscheint bei google.com

Michael: schade, eine .com-domain geht natürlich nicht bei vgw

Kathrin Passig / Michael Brake

Januar 2020

Die Zukunft ist schon da, es fällt nur nicht auf

Am 8. Januar haben die iranischen Revolutionsgarden eine ukrainische Passagiermaschine kurz nach dem Start vom Flughafen Teheran abgeschossen; nach einigen Tagen (und angesichts von US-Aufklärungsergebnissen und anderen Indizien) räumt das Land am 10. Januar ein, dass die Maschine nicht durch einen technischen Defekt abgestürzt ist, wie zunächst behauptet wurde.

Ungeachtet der politischen Dimension in einer Zeit zunehmender Spannungen (zuvor hatten die USA einen iranischen General im Irak mit einem Drohnenangriff getötet und die Iraner als Vergeltung Raketen auf US-Basen im Irak abgefeuert), nehme ich die unglaublich schnelle Nachrichtenverbreitung in Zeiten von Internet und Digitaltechnik als eine Entwicklung wahr, die bei meinem beruflichen Start als Journalist vor fast 40 Jahren undenkbar war – aber auch zu Beginn dieses Jahrtausends noch alles andere als selbstverständlich.

Das fängt mit der Aufklärung des Vorfalls an: Zunächst beharrt die iranische Regierung darauf, dass es kein Abschuss gewesen sein könne. Aber eben nicht nur die US-Erkenntnisse aus Satellitenaufnahmen (die nicht öffentlich sind), sondern auch zahlreiche, recht verschwommene Smartphone-Videos ermöglichen eine öffentliche Einordnung – dank anderer Bilder im Internet, die die Geolokalisierung erlauben und damit die Bewertung von Indizien, die auf einen Abschuss hindeuten.

Als Iran den Abschuss einräumt, erläutert ein General der Revolutionsgarden, wie es aus Sicht des Landes zu dem Irrtum kommen konnte und warum die Flugabwehr auf das Boeing-Passagierflugzeug gefeuert hat (und ob das alles in den Details so zutreffend ist, ist eine andere Frage). Wenige Stunden nach dieser Pressekonferenz stellen iranische Journalisten eine englische

Wortlaut-Transkription der Aussagen auf ihre Internetseite; kurz danach folgt ein Video-Mitschnitt mit englischen Untertiteln des Farsi-Originals auf YouTube.



Video: www.youtube.com/watch?v=S3e9g1oWNUA

Ich sitze Tausende von Kilometern entfernt und kann die – öffentlichen – Informationen problemlos empfangen. Ich schreibe die Redaktion in Teheran an und bitte um die Erlaubnis, das englische Transkript auf meiner Webseite veröffentlichen zu dürfen – innerhalb von 20 Minuten habe ich eine positive Antwort.

Vor einem Vierteljahrhundert oder davor wäre das alles gar nicht möglich gewesen – digital aufgenommene Videos, die innerhalb von Minuten über das Netz verbreitet werden; Redaktionen, die auf Knopfdruck Leser in aller Welt erreichen können, eine Anfrage in den Iran, auf die ich praktisch sofort eine Antwort erhalte.

Die Videos hätte es damals vermutlich zum großen Teil gar nicht gegeben. Wenn es überhaupt Filmmaterial zu dem Thema gab, dann nur über die Fernsehsender, auch die hätten als einzige die Technik zur Untertitelung gehabt (und sicherlich niemals die komplette Pressekonferenz untertitelt und ausgestrahlt). Und selbst wenn es das gegeben hätte und ich davon erfahren hätte: Eine Anfrage in den Iran wäre ziemlich aufwändig gewesen. Außer sowohl ich als auch die Kollegen in Teheran hätten ein Telex zur Verfügung gehabt.

Nun habe ich bis 1999 bei Nachrichtenagenturen gearbeitet und hatte modernste Kommunikationstechnik zur beruflichen Verfügung. Aber was ich mir vor einem Vierteljahrhundert als Technik der Nachrichtenübermittlung und des Nachrichtenjournalismus hätte kühn ausmalen können – es ist eingetreten, die Zukunft ist schon vorbeigekommen, meist ohne dass es auffallen würde.

Thomas Wiegold

2020-01-13

Das letzte Passwort

Bei dieser Firma wird Sicherheit groß geschrieben. Alle Passwörter müssen im Passwort-Manager LastPass in der Cloud gespeichert werden. Alle in der Firma bekommen dazu einen Account bei LastPass eingerichtet. Nur ein einziges Passwort muss man sich dann noch merken, das Master-Passwort für den LastPass-Account nämlich. Und das sollte natürlich ein besonders gutes sein.

Ich wähle nach allen Regeln der Kunst ein besonders gutes Passwort und gehe ins Wochenende. Als ich in der nächsten Woche in die Firma zurückkomme, weiß ich das Passwort nur noch so ungefähr. Das reicht leider nicht. Ich komme nicht in den Passwort-Manager.

Hab' ich diesen Buchstaben jetzt groß oder klein geschrieben? Hab' ich das Sonderzeichen x oder y verwendet? Ich habe das Passwort auf einer amerikanischen Tastatur geschrieben – hab' ich eventuell so getippt, als hätte ich an einer deutschen Tastatur gesessen, und darum ein anderes Passwort eingegeben, als ich eigentlich dachte?

Mit allen Unsicherheiten komme ich auf insgesamt sechzehn Möglichkeiten, wie das Passwort gelautet haben könnte. Ich schreibe sie mir in einer Tabelle auf und probiere sie alle durch. Keine davon funktioniert. Natürlich könnte es sein, dass ich mich gerade bei der Möglichkeit, die die richtige gewesen wäre, beim Ausprobieren vertippt habe.

Ich versuche, das Passwort zurückzusetzen, aber aus Sicherheitsgründen ist die Zurücksetzfunktion von der IT-Abteilung gesperrt worden. Kleinlaut schreibe ich ein Ticket an die IT-Abteilung, ob man meinen LastPass-Account eventuell wieder komplett zurücksetzen könnte.

Diesmal schreibe ich mir das Passwort aber auf! Und hefte es an den Bildschirm! Mit einem Post-It!

André Spiegel

18. Januar 2020

Mit einem Anruf einen Menschen sprechen, der eine Schranke öffnet, aber so richtig mit Knopf und Kabel und so

Ich verlasse das Café in dem Städtchen, in dem der Kaffee noch in kleinen Kännchen serviert wird.



Bild: Kaffeekännchen auf dem Nachbartisch, heimlich, mit starkem Zoom und mit verschmierter Linse aufgenommen, daher bitte um Entschuldigung für das schlechte Foto

Kurz überlege ich, zu fragen, ob ich meinen Kuchen auch mit Karte bezahlen kann, aber zahle dann doch lieber gleich – um Diskussionen im Stile “aber nur ec-Karte“ oder ein aufwändiges “da muss ich erst die Kollegin holen, die kommt dann mit dem Gerät” zu vermeiden – bar. Ich folge im Dunkeln einem kleinen Weg und stehe plötzlich vor einer geschlossenen Schranke:



Das Schild, das auf dem Foto leider nur undeutlich zu erkennen ist, weist mich deutlich darauf hin, dass ich hier nicht einfach rüber gehen soll.

Genaueres Hinsehen zeigt mir, dass ich möglicherweise nicht den ganzen Weg zurückgehen und einen anderen Weg suchen muss, sondern dass es wohl eine andere legale Möglichkeit gibt, dieses Hindernis zu überwinden:



Eine Anrufschranke!
Auf dem Schild auf dem gelben Kästchen steht:



Bild: “Schranke wird auf Anruf geöffnet. Bitte Taste drücken. Bitte um Zuruf, wenn Übergang geräumt ist oder weitere Benutzer folgen.”

Ich drücke also den Knopf, der so aussieht, als sei er vor 20 Jahren mal rot gewesen, und es meldet sich ein echter Mensch. SSigmaringe!„ grüßt es mich aus dem Lautsprecher.

Ich sag: "Ja, äh, also, ich würd hier gern über den Bahnübergang“

„Ich mach gleich auf.“ Und dann geschehen Dinge! Es ist ein Wunderwerk von Technik, und es öffnen sich die Schranken – nur für mich.



Bild: Geöffneter Bahnübergang, Ergebnis meines Anrufs mit der Anrufschranke. (Der Fingerabdrucksensor, um mein Handy zu entsperren, ist direkt unter der Fotolinse angebracht, so dass ich ständig Fotos mit Schlieren drauf mache. Ich sollte dran denken, die Linse häufiger abzuwischen.)

Ich habe so etwas noch nicht erlebt und bin angemessen beeindruckt. Nicht nur die Zukunft, sondern auch Gegenwart und die Vergangenheit sind nämlich ungleichmäßig verteilt.

Clemens Möller

30. Januar 2020

Goodbye, Spitzer

“Spitzer” heißt ein Weltraumteleskop, das seit 2003 im All ist und für Astronomen Infrarotaufnahmen von Himmelsobjekten macht. Heute, am 30. Januar 2020, wird Spitzer endgültig abgestellt. Es war eine außerordentlich erfolgreiche Mission: Spitzer war das empfindlichste Infrarotteleskop aller Zeiten und gab uns völlig neue Einsichten in die Prozesse der Sternentstehung, die Entwicklung von Galaxien und die Atmosphären von Exoplaneten.

Ich begann über Spitzer nachzudenken, als es noch nicht im All war und noch nicht Spitzer hieß, während meiner Doktorarbeit. Wenn man an astronomisch kühlen und lichtschwachen Objekten arbeitet, muss man zwangsläufig irgendwann im Infraroten beobachten, weil dort die meiste Strahlung landet. Spitzer ist der Grund, warum ich mich im Jahr 2004 anfing, für die Entstehung von Braunen Zwergen zu interessieren. Im Jahr 2005, als Postdoc in Toronto, bewarb ich mich um 20 Stunden Beobachtungszeit mit dem gerade operativen Satelliten, und war erfolgreich.

Ich weiß ziemlich genau, wie ich diese Neuigkeit aufnahm. Ich dachte vor allem daran, dass ich jetzt großartige neue Daten bekommen werde, und damit großartige neue Paper schreiben kann, mit denen ich dann größere Chancen auf den nächsten Job haben werde. (So kam es dann auch, ich verdanke Spitzer große Teile meiner beruflichen Laufbahn.) Aber als ich Kathrin Passig davon erzählte, interessierte sie sich merkwürdigerweise gar nicht für die Wissenschaft, sondern nur dafür, dass ich offenbar in der Lage sein würde, einem Weltraumteleskop zu sagen, wo es hinzeigen soll. Einem Ding im All! Wie ein folgsamer Hund würde es meinen Befehlen folgen, für zwanzig Stunden.

Wenn man mir das in den 1990ern erzählt hatte, wäre ich vor Begeisterung an die Decke gesprungen, aber 2005 erschien es mir belanglos. Das Weltraumteleskop war nicht mehr das große Technikwunder, sondern eben ein Werkzeug, das es mir ermöglicht, irgendwas Absurdes herauszufinden und damit andere Astronomen zu beeindrucken.

Aleks Scholz

Januar 2020

Im Internet etwas kaufen

Ich benötige etwas für meine Arbeit und gebe deshalb über das dienstliche Bestellsystem eine Bestellung auf. Ich habe es viele Jahre lang vermieden, das zu tun, und bin bereits ein paar Mal gescheitert. Diesmal bin ich aber vorbereitet, die Anleitung liegt neben mir, und ich mache Screenshots, um mich beim nächsten Mal wieder durchzufinden.

Die Software haben wir schon seit vielen vielen Jahren, es änderte sich wohl schon mal der Ablauf wegen eines Updates, die mir vorliegende Anleitung stimmt also nicht so ganz – aber im Prinzip ist es ähnlich.

Und zwar funktioniert es folgendermaßen:

Ich rufe die Webseite meines Arbeitsgebers auf und suche den Menüpunkt "Online-Dienste". Es öffnet sich ein langes Menü, in dem ich "Intranet" auswähle. Es öffnet sich ein Login-Fenster, in dem ich meine Intranet-Logindaten eingeben muss, Name und Passwort (ich befinde mich an meinem Arbeitsplatz, also eigentlich innerhalb des Intranets, muss mich aber dennoch noch einmal einloggen). Es erscheint die Startseite des Intranets. Ich wähle im Stichwortverzeichnis den Buchstaben "B", klicke, und kann dann "Beschaffung" auswählen. Ich scrolle über einige "Richtlinien", "Ergänzende Bestimmungen", "Checklisten" usw. hinweg und gelange zu dem "Link zum Beschaffungssystem". Ich klicke. Es öffnet sich das "QISFSV-Portal". Ich muss mich erneut einloggen.

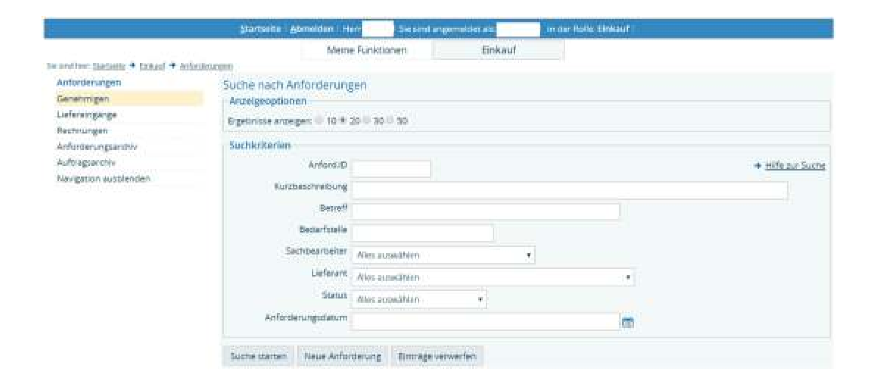
Es öffnet sich eine im Wesentlichen leere Seite:



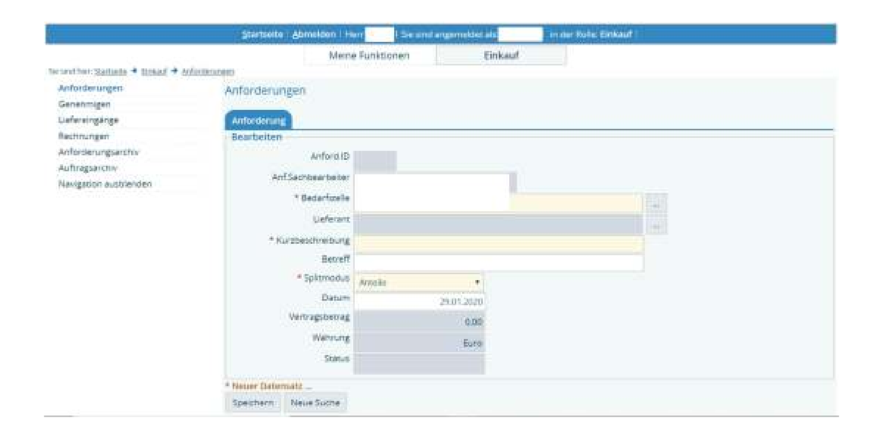
Ich klicke auf “Einkauf”



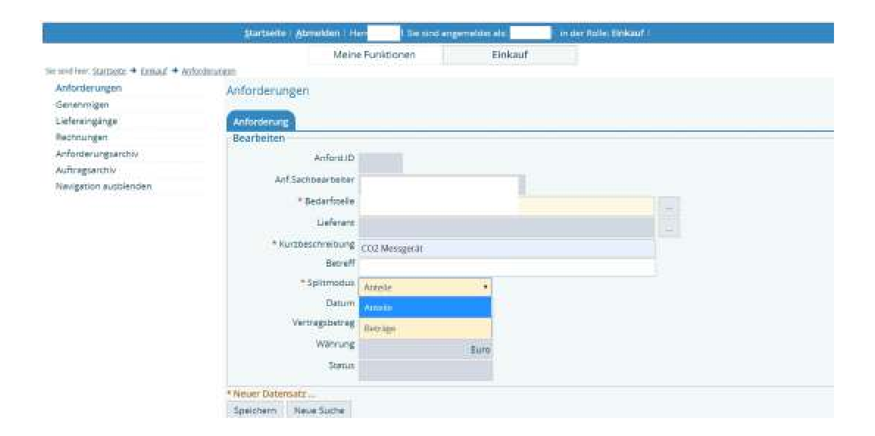
Dann auf “Anforderungen” in der Menü-Leiste links.



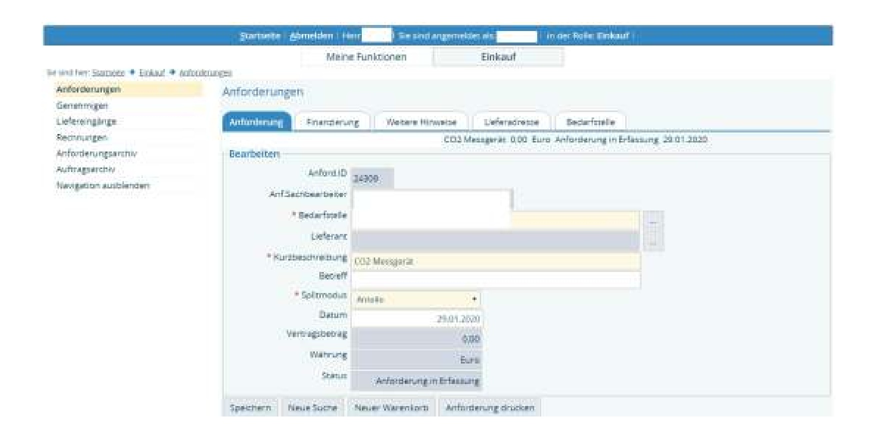
Jetzt auf “Neue Anforderung” unten.



Jetzt gebe ich eine selbst gewählte Kurzbeschreibung ein, wähle den Split-modus (ohne die geringste Ahnung zu haben, was das sein könnte)



Klick auf “Speichern”, es erscheint eine neue Seite:



Hier wähle ich “Neuer Warenkorb”, auf der folgenden Seite soll ich ein “Katalogsystem” wählen (ich spare uns ab hier die Screenshots). Ich wähle den “Offline-Warenkorb” und klicke auf “Start”.

Warum “Offline-Warenkorb”, was mag das sein? Ich hab mir das mal erklären lassen, es gibt wohl ein paar wenige ausgewählte Lieferanten, die uns einen direkten “Online-Warenkorb” zur Verfügung stellen, aus dem sich Artikel auswählen lassen. Die haben aber natürlich nie das, was irgendjemand tatsächlich kaufen will. Deshalb muss man also immer den Weg über den “Offline-Warenkorb” gehen und dort das, was man benötigt, selber beschreiben.

So geht es also weiter. Ich wähle aus mehreren Menüpunkten den Punkt “Artikel hinzufügen”, ich fülle eine “Bezeichnung” aus, füge mittels “Copy und Paste” eine Bestellnummer und eine Artikelbezeichnung ein, die ich vorher über Google oder über ein Angebot eines Händlers erhalten habe. Irgendwo wähle ich “Speichern und zurück”, ich suche und finde den Menüpunkt “Zur Anforderung”, wähle “Weiter verarbeiten” und “Genehmigen”. Am Schluss muss ich noch einmal anklicken, dass ich tatsächlich ich bin und nicht meine Mitarbeiterin (erstaunlich, dass das Bestellsystem das anscheinend nicht weiß, ich habe mich doch mehrfach eingeloggt?).

Wie das jetzt weitergeht mit meiner Bestellung, weiß ich nicht genau. Ich glaube, in der Bestellabteilung bei uns im Haus wird anschließend meine Bestellung ausgedruckt und von Hand die tatsächliche Bestellung bei dem von mir angegebenen Lieferanten getätigt. Vermutlich per Fax.

Ganz gut, dass ich hier dokumentiert habe, wie das bei uns mit den Bestellungen funktioniert. Dann kann ich es beim nächsten Mal nachgucken. Wenn wir bis dahin nicht eine neue Version der Bestellsoftware haben, wo alles anders ist.

Ich bin mir ganz sicher, dass diese hochdigitalisierte Umsetzung des Bestellwesens an irgendeiner Stelle Vorteile bringt (die für mich aber nicht sichtbar sind), denn sonst würde man das ja nicht so tun müssen, oder? In meinem Umfeld wird die Geschichte einer Pharmafirma erzählt, die vor ein paar Jahren ihr internes Bestellwesen auf eine bekannten große Unternehmenssoftware umgestellt habe und dabei fast insolvent gegangen sei, weil ein halbes Jahr lang keine Bestellungen bei externen Lieferanten getätigt werden konnten und deshalb Laborarbeiten usw. ruhen mussten.

Und falls das hier in 30 Jahren mal jemand lesen sollte und vielleicht denkt, “Wie, so umständlich waren Bestellungen damals?” möchte ich, nur als Anmerkung, aufschreiben, dass eine private Bestellung bei einem gängigen verbreiteten amerikanischen Versandhändler natürlich schon seit vielleicht 20 Jahren ungefähr so funktioniert: Artikel suchen – “In den Einkaufswagen” klicken – “Zur Kasse gehen” klicken – “Bestätigen und jetzt kaufen” klicken.

Aber, mag man jetzt fragen, wenn das so einfach ist, eine private Bestellung im Internet aufzugeben – warum ist das dann bei meinem Arbeitgeber so kompliziert? Als einzige vermutliche, aber doch sehr wahrscheinliche, Erklärung fällt mir dazu ein, dass im privaten Bereich die verschiedenen Dienstleistungen in Konkurrenz zueinander stehen, und sich deshalb etwas, was einen guten Kundendienst und ein gutes Preis-Leistungs-Verhältnis bietet, durchsetzt. In anderen Bereichen hingegen, naja, da werden dann folgende Aspekte genannt: die “erfolgreiche Rezertifizierung des kaufmännischen Rechnungswesens bestätigt die vorgabenkonforme Funktionalität”, die “entsprechend den Anforderungen der Grundsätze ordnungsgemäßer Buchführung (GoB) geeignet sind, bei sachgerechter Anwendung eine diesen Grundsätzen entsprechende Rechnungslegung durchzuführen”, gerne zusammen mit “Datenschutz”, wovor alles andere zu weichen hat. Und in so einer Welt, in der es also keine Konkurrenz gibt, kann so ein Horror-Produkt mit darunterliegenden Horror-Prozessen als untoter Zombie weiterexistieren und seinen Benutzern die Seelen und die Lebenszeit aussaugen und sich davon ernähren.

Molinarius

8.2.2020

Wer sein Ticket in der S-Bahn mit Karte bezahlen möchte, macht sich verdächtig

In der S4 nach Karlsruhe steigt irgendwo in Heilbronn ein junger Mann zu, der sich am Ticketautomaten in der S-Bahn mit der Bezahlung per Karte abmüht. Zwei Sicherheitsleute nehmen ihn ins Visier und weisen unwirsch darauf hin, dass nur Karten „mit Chip" angenommen werden (gemeint ist die mittlerweile kaum noch verbreitete GeldKarte) und dass er ansonsten an der nächsten Haltestelle aussteigen müsse, und zwar im stockfinsteren EDGEfeld (Baden).

In dieser S-Bahn gibt es zwar freies WLAN, dieses scheint aber nicht für den Automaten nutzbar zu sein, um darüber auch elektronische Zahlungen abzuwickeln.

Draußen an der nächsten Haltestelle hingegen stünde laut Sicherheitsdame ein Automat, an dem man mit „EC-Karte" (gemeint ist Maestro) bezahlen könne. Er solle dann einfach die nächste S-Bahn nehmen.

Randnotiz: Ob es dort wirklich einen solchen Automaten gibt, ist fraglich, denn die Automaten in den S-Bahnen gibt es hauptsächlich, weil es nicht an jeder Haltestelle einen (funktionierenden) gibt.

Der junge Mann spricht offenbar nicht besonders gut Deutsch und ist gelinde gesagt überrascht über die unflexible (Bezahl-)Situation. Doch die Frau vom Sicherheitsdienst kennt kein Erbarmen, bis eine Passagierin dem unseligen Treiben nicht mehr zuschauen möchte und spontan eine lokale Crowdfunding-Kampagne startet. Ruckzuck kommen so die benötigten knapp 8 Euro in Münzen zusammen. Der junge Mann tritt wieder an den Automaten und wirft Münzen ein.

Kurz darauf schallt ein „Automat kaputt!" durch die Bahn in Richtung Kontrolleure, was ein Gelächter unter den Crowdfundern auslöst. Mitten im Bezahlvorgang war wohl der Automat abgestürzt, die bereits eingeworfenen vier Euro wurden verschluckt und auch nach einem halbherzigen automa-

tischen Neustart speit er die Münzen nicht wieder aus. Die zweite Sicherheitskraft kommt angewalzt, sieht sich den Automaten mit zerknirschtem Gesichtsausdruck an und lässt daraufhin Gnade walten. Bares ist offenbar auch in Deutschland nicht immer das einzig Wahre und die Spender bekommen ihr Geld zurück – oder wenigstens die Hälfte.

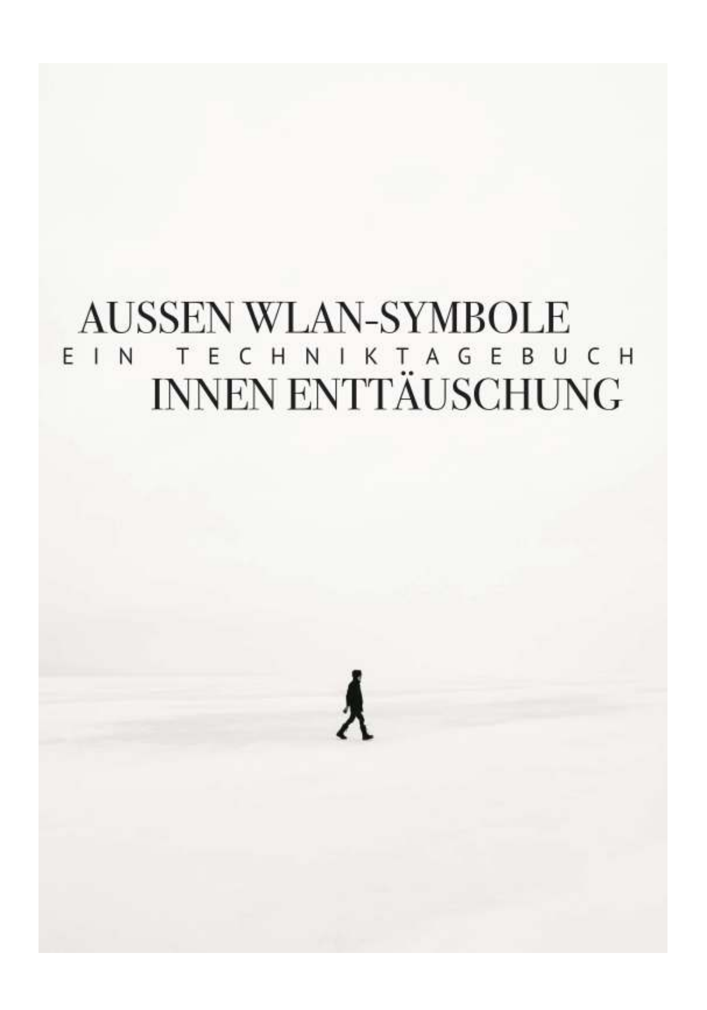
Fahrscheine kontrollieren die beiden Sicherheitsleute übrigens vor, während und nach diesem Ereignis nicht. Die beste Lösung für den jungen Mann wäre also beim Einsteigen entweder der Kauf eines Online-Tickets gewesen (kompliziert, aber langweilig), oder von vornherein schwarz zu fahren (extrem einfach, aber viel spannender).

Martin Häberle

17. Februar 2020

Außen WLAN-Symbole, innen Enttäuschung: Sechs Jahre Techniktagebuch

Das Techniktagebuch hat schon wieder Geburtstag und wird sechs Jahre alt. Aus diesem Anlass gibt es eine neue Buchausgabe, diesmal sogar mit einem von einem echten Grafiker, Feathers McGraw, gestalteten Titelbild:



Das Buch enthält 6975 Beiträge von 500 Autorinnen und Autoren. In diesem Jahr wurde es besonders eilig hergestellt und deshalb noch weniger korrekturgelesen als in den Vorjahren. Wenn Sie auf Seite 10.734 einen empörenden, unübersehbaren Fehler finden, liegt das daran, dass Sie ziem-

lich sicher der erste Mensch sind, der diese Seite betrachtet – ganz wie ein Himmelsbeobachter, der einen neuen Planeten in sein Blickfeld schwimmen sieht!

Die PDF-Ausgabe ist kostenlos, und wir bitten auch diejenigen, die keine einzige der 11.874 Seiten zu lesen planen, die 213 MB herunterzuladen. Durch dieses verteilte Backup wird das Techniktagebuch die Zombieapokalypse überstehen, und kommende Generationen können anhand dieser Vorlage wieder eine Welt voller Wackelkontakte und Workarounds erbauen. Die ebenfalls kostenlose vollständige EPUB-Version wird demnächst nachgereicht oder vielleicht auch nicht, das führt ja doch nur wieder zu Beschwerden, dass die riesige Datei die Lesegeräte überfordert.

Für diejenigen, die das Buch wirklich lesen wollen, gibt es für 2,99 bei Amazon die besten Beiträge des Jahres 2019 als E-Book. Alle Einnahmen werden ans Internet Archive gespendet.

Kathrin Passig

18. Februar 2020

Home Office aus Virusgründen

Heute posten die ersten KollegInnen in Asien einen Google Hangout-Screenshot: Sie arbeiten ab jetzt, wie es die Regierung vor Ort empfiehlt, alle von zu Hause aus, um sich vor der COVID-19-Epidemie zu schützen. Dabei sind sie nicht allein. Laut CNN Business hat die Epidemie das “world’s biggest work-from-home experiment” ausgelöst, viele Regierungen in Asien haben dazu aufgefordert, Home-Office-Möglichkeiten zu nutzen, um der Epidemie Herr zu werden. Unsere KollegInnen scheinen zumindest an ihrem ersten Tag daheim ganz gut klarzukommen: Sie lächeln in ihre Kameras und schreiben, dass sie Tools wie zum Beispiel Slack und Googles G Suite nutzen.

Mia Culpa

22. Februar 2020

Der n-seitige Würfel

Die Kinder haben Besuch und spielen oben. Ich sitze im Wohnzimmer und lese. (Aus Chronistenpflicht präzisiere ich: Ich lese einige Artikel einer großen deutschen Wochenzeitung, der ZEIT, auf dem Laptop.) Ab und zu höre ich lautes Lachen oder Stimmen oder andere laute Geräusche des Spielens von oben, nichts Ungewöhnliches.

Plötzlich: lautes Gerumpel auf der Treppe, Trampeln in der Diele, die Tür zum Wohnzimmer fliegt auf, in der Tür steht eine Bande – ich gucke fragend, aber der Sohn sagt nur: “Alexa, nenne eine Zahl zwischen eins und zwanzig!”. Alexa antwortet: “Fünfzehn”. Die Horde ist zufrieden, dreht sich um und zieht wieder ab, die Wohnzimmertür schließt sich, ich höre noch Stimmen aus der Diele, die ganz aufgeregt die Zahl wiederholen: “Fünfzehn, mit fünfzehn geht es weiter!”

Als das Spiel sich ungefähr eine Viertelstunde später wiederholt (Alexa liefert diesmal eine Zwölf), frage ich, ob sie ein paar Würfel haben wollen. “Nein, Würfel haben wir ja oben, aber keinen von 1 bis 20.”

Molinarius

22. Februar 2020

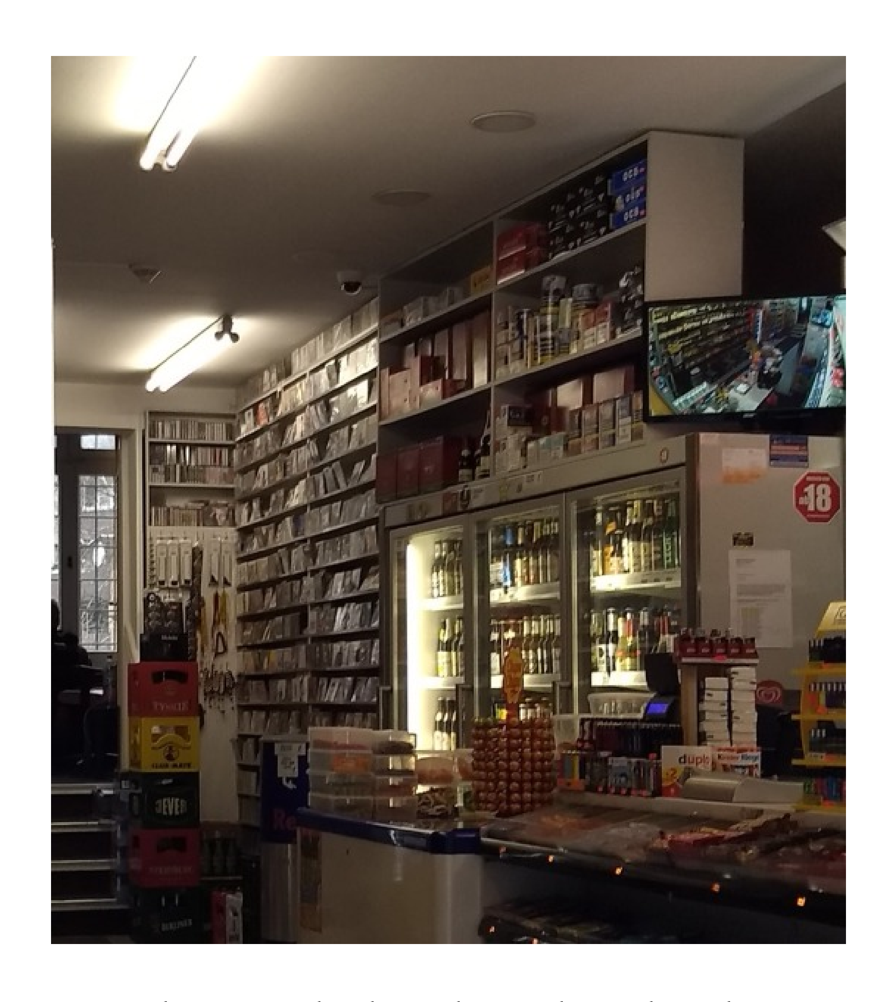
Ich will den verschwundenen Kassettenladen vorzeigen, finde aber nur einen vorhandenen

“Da drüben”, sage ich zum Besuch, “war früher mal ein Laden, in dem man Kassetten kaufen konnte. Also Audiokassetten, und nicht so selbstkopierte, sondern richtige Kaufkassetten, nicht mal billig, mit richtig gedruckten Covern.” Dann merke ich, dass der Laden immer noch da ist.



Es geht um "Aydın Kasetçilik" links. Der rechte Laden ist mit auf dem Bild, damit man die beiden Satellitenschüsseln sieht. Sie zeigen in leicht unterschiedliche Richtungen, weil der Satellit für das türkische Fernsehen ein paar Grad weiter im Osten steht als der für das deutsche (das Techniktagebuch berichtete). Darum geht es hier aber nicht.

Tatsächlich existiert der Laden nicht nur und hat Kassetten im Namen, es gibt auch immer noch welche zu kaufen:



Das an der Seitenwand sind CDs, aber ganz hinten oben stehen immer noch Kassetten.

Kathrin Passig

28. Februar 2020

Die Digitalisierung ist noch nicht in der Gegenwart angekommen

Ich bin in einem kleinen Filmstudio, wo Aufnahmen für die Serie “Berlin – Schicksalsjahre einer Stadt” gemacht werden. Dort habe ich Fragen zum Jahr 2007 beantwortet: Wie war das denn damals mit dieser “digitalen Bohème”? Und wie konnte es die überhaupt schon geben, wo es doch noch gar nichts gab, also zum Beispiel keine Smartphones?

Nach dem Ende der Aufnahmen gehen wir in einen Büroraum, wo ich Fotos aus dem Jahr 2007 von meiner Laptopfestplatte auf eine externe Festplatte des Redakteurs schiebe. (Die Fotos hat Jan Bölsche gemacht und damals bei Flickr veröffentlicht, wo sie zum Glück immer noch liegen. Am Vortag habe ich sie dort zusammengesucht und lokal gespeichert.)

In diesem Büro stehen mehrere Geräte, die für mich nach analoger Arbeit mit Videokassetten aussehen. Ich frage aber nicht nach, denn ich verstehe nichts von professioneller Fernsehtechnik. Vielleicht ist hier alles schon seit 30 Jahren ganz und gar digital, und dann würde ich mit meiner Frage als ahnungslose alte Person auffallen, die ein superteures digitales Magnetbandspezialverfahren nur wegen der äußerlichen Ähnlichkeit für billige Videotechnik hält.


Scotch



Aber dann sagt der Redakteur selbst zu seinem Mitarbeiter: “Ich frage mich, warum es diesmal so viele Bänder gibt. Das ist absurd, oder? Je weiter wir uns an die Gegenwart ranarbeiten, desto mehr Bänder liegen hier rum.”

“Das liegt daran”, sagt der Mitarbeiter, “dass die chronologisch vorgehen beim Digitalisieren. Und je mehr man in die Gegenwart kommt, desto mehr ist nicht digitalisiert, weil die da noch gar nicht sind.”

“Wo sind die jetzt beim Digitalisieren angekommen?”, frage ich, ohne zu wissen, wer *die* sind.

“Ich weiß nicht genau, wo die jetzt angekommen sind, das ist unterschiedlich. Es gibt auch Sachen aus dem Jahr 2009, die digital vorliegen.”



“Wir haben hier die einzelnen Jahre. Und wie man sieht, 2002 ist offenbar nicht viel gemacht, das sind praktisch nur Bänder. Schlecht für denjenigen, der’s machen muss. Das ist unendlich kompliziert mit den Bändern. Das muss ja alles physisch abgerollt werden! Das ist so, als würde man mit einem C64 und so einem Kassettenlaufwerk arbeiten. Ich bin heilfroh, wenn wir in einem Zeitalter ankommen, in dem alles filebasiert ist.”

Kathrin Passig

Januar und Februar 2020

Der mittellange Weg zum selbstgemachten Papierbuch führt durch eine Exceltabelle

6. Januar

Eigentlich wollte ich “Strom und Vorurteil”, das E-Book mit den Kolumnen des letzten Jahres, direkt am 1. Januar fertig haben. Aber dann kamen Dinge dazwischen, und so hat es halt eine Woche länger gedauert. Das ist immer noch schnell, die letzte Kolumne ist erst am 28. Dezember erschienen. Den Text habe ich mit Hilfe von reedsy.com in E-Book-Form gebracht. Es gibt elegantere Verfahren, aber ich war faul und wollte gern alles einfach aus den Google Docs copypasten, in denen ich die Kolumnen geschrieben habe. Das ging auch ganz schnell. Der mühsamere Schritt der Buchherstellung war das Basteln eines Covers fürs E-Book mit Hilfe der Templates von canva.com.



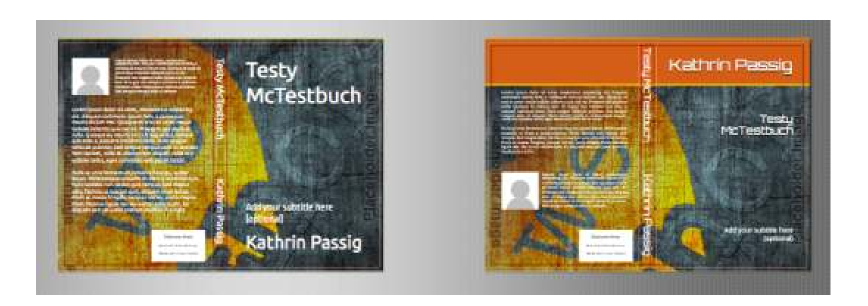
Links die Vorlage von canva.com, rechts die an mein Buch angepasste Version

“Papierausgabe folgt wahrscheinlich, ich muss mich nur erst aufraffen”, schreibe ich bei Twitter. Denn schließlich habe ich vor zwei Jahren beschlossen, bei der nächsten Gelegenheit Papierbücher aus allem zu machen.

Mitte Januar

Wie beim E-Book ist der Inhalt kein Problem, ich verwende dafür einfach das LaTeX-Template des Techniktagebuchs mit kleinen Abwandlungen (glaube ich jedenfalls; zum Aufschreibezeitpunkt Ende Februar habe ich die Details schon wieder vergessen). “Jetzt nur noch bei Amazon hochladen, fertig”, denke ich. Der Hochladeprozess kommt an dem Punkt ins Stocken, an dem Amazon ein Coverbild haben möchte. Hier kann man, wie mir jetzt klar wird, gar nicht einfach das vom E-Book verwenden, denn so ein Papierbuch hat ja auch einen Rücken und eine Rückseite und ganz konkrete Dimensionen.

Amazon hält eine Coverdesignhilfe bereit, die mir Designvorschläge macht (hier mit einem anderen Titel nachgestellt). Ich beginne zu ahnen, warum die bei Amazon angebotenen selbstgemachten Bücher oft so scheußlich aussehen.





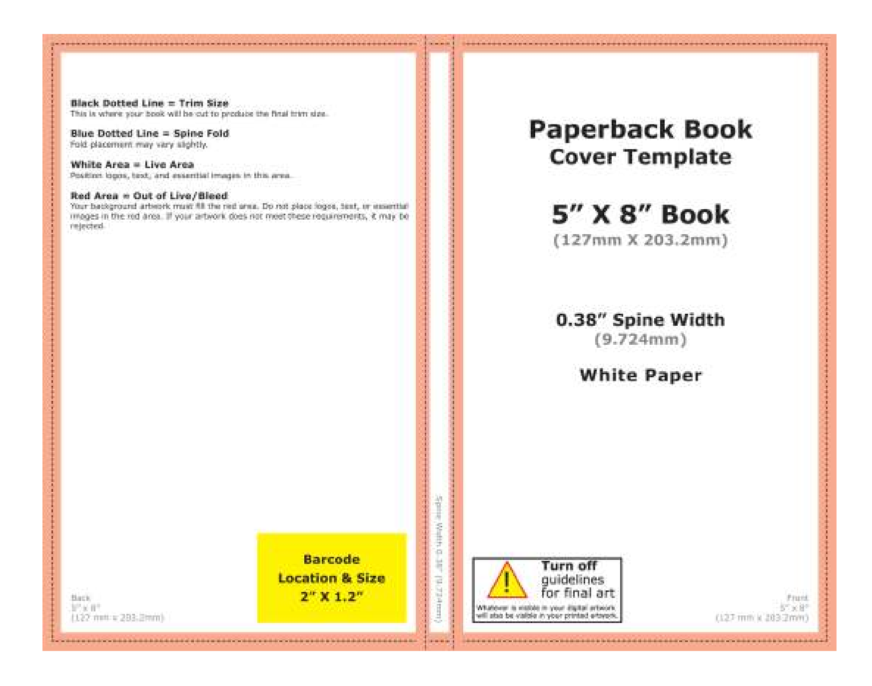
Man kann diese Vorschläge abwandeln, aber die Benutzung des Cover Creator macht ungefähr so viel Spaß wie die Hornhautentfernung mit einer Käsereibe und die Ergebnisse sind auch ungefähr so unansehnlich. Ich seufze und verschiebe die Papierbuchproduktion auf morgen.

31. Januar

Ich ahne, dass es das Buch erst im Juli geben wird, wenn ich weiter versuche, das Cover selbst herzustellen. Gregor Weichbrodt erklärt sich bereit, für

nur 200 Euro das Cover zu gestalten, nachdem ich ihm versprochen habe, die einfachste Kundin der Welt zu sein und alles begeistert und ohne Änderungswünsche zu akzeptieren.

Bei Amazon kann man die gewünschte Buchgröße und die Seitenzahl eingeben und bekommt dann eine PDF-Vorlage für das Format, das das Cover haben muss. Bisher hatte der Innenteil des Buchs eine Größe, die ich mir (nach Abmessen handelsüblicher Taschenbücher) selbst ausgesucht hatte, aber für selbst ausgesuchte Größen gibt es keine Vorlage. Ich trenne mich also von meiner selbst ausgesuchten Buchgröße, wähle eine der vorgegebenen amerikanischen Buchgrößen und schicke Gregor die Vorlage.



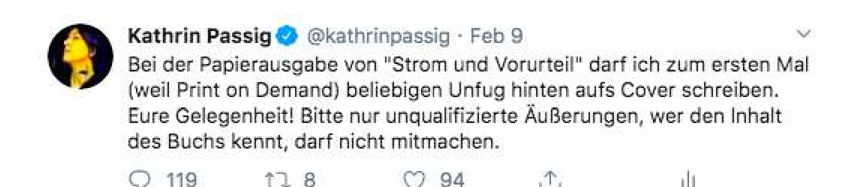
2. Februar
“Bin immer noch nicht dazu gekommen, reinzuschauen, aber will es nach wie vor gerne machen. Gibt es eine Deadline?”, fragt Gregor.

8. Februar
“Wollte mich jetzt dieses Wochenende ums Cover kümmern. Soll ich oder bist du schon weiter?„, fragt Gregor.

9. Februar
Gregor schickt mehrere Entwürfe. “Ich finde das letzte ohne Rose super, gekauft!”, sage ich wie die unkomplizierte Kundin, die ich sein will.

“Lädt man eine Bilddatei für das Cover hoch oder eine PDF?”
“Hast du die Vorlage nicht bekommen?”

Gregor macht alles noch mal, diesmal in der richtigen Vorlage. Dann macht er alles noch weitere vier Mal mit verschiedenen Illustrationen, aber dafür kann ich nichts. Er schlägt vor, bei Twitter nach Zitaten für die Buchrückseite zu fragen.



14. Februar
“Hast du dir schon überlegt, welche Zutaten du auf der Rückseite haben möchtest?”
“ach so, ich dachte, ich warte auf dich, dabei wartest du auf mich!”

23. Februar
Gregor hat Zitate auf die Rückseite gesetzt. “es sieht superfantastisch aus und ich bin sehr glücklich damit!”, schreibe ich, und dass ich mir aber nicht diese Zitate gewünscht habe, sondern andere. Gregor ändert die Zitate und schickt die endgültige Version.

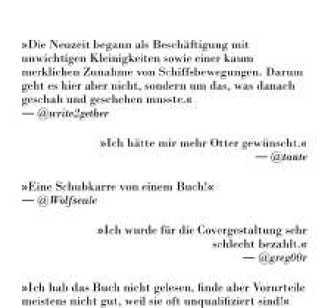
23., 24. und 25. Februar
Ich versuche mich zum Hochladen bei Amazon aufzuraffen.

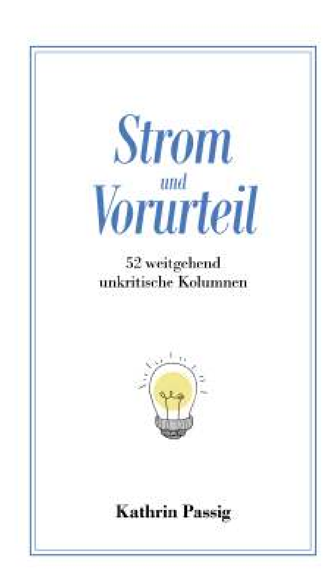
26. Februar
Ich will das Cover bei Amazon hochladen und merke, dass ich es dafür als PDF brauche und nicht als PNG. Ich bitte Gregor um die PDF-Version.

Bevor er sie schicken kann, merke ich, dass durch die neue Buchgröße und ein paar Umformatierungen die Seitenzahl jetzt von 160 auf 215 gestiegen ist. Dadurch ist der Rücken ein paar Millimeter dicker geworden und das Cover passt nicht mehr. Ich erkläre Gregor die Situation: “Ich würde es selber hinbiegen, habe aber halt nur Inkscape und ich befürchte, dass du es sehen wirst.” Ich nehme an, dass dabei alle Schriften kaputtgehen werden, außerdem sehen Grafiker immer irgendwas, was ich nicht sehe.

Gregor muss noch mal alles neu machen. Ich bin gar nicht so eine einfache Kundin, wie ich dachte, und verstehe jetzt, warum sie beim Friseur immer so misstrauisch reagieren, wenn ich “egal, macht einfach irgendwas” sage.

27. Februar
”muss cover nachher senden, hab nicht die schrift auf dem laptop auf arbeit, argh”, schreibt Gregor. Später am Tag klappt es dann aber.





28. Februar

Ich lade Inhalt und Cover bei Amazon hoch und erhalte eine Fehlermeldung: “Your expected cover size is 10.734x8.250 but the submitted file size is 10.496x8.000.” Zur Behebung werde ich auf eine bisher vor mir geheimgehaltene und auch sonst meines Wissens nirgends verlinkte Excel-Tabelle verwiesen, mit der man sich die genauen Maße für Textteil und Cover ausrechnen lassen kann.

Warum ein Unternehmen wie Amazon für diesen Berechnungsvorgang, der sich extrem leicht auf der Website abbilden ließe, auf eine herunterzuladende Excel-Tabelle mit Makros setzt, ist mir gleichzeitig unerklärlich (eins der reichsten und internetkompetentesten Unternehmen der Welt!) und vollkommen klar (das Personal der Print-on-Demand-Abteilung muss gelegent-

lich Änderungen vornehmen und jede Änderung der Amazon-Website ist ein Prozess, für den sich alle 10873 Stakeholder mehrmals in Meetings treffen müssen).

Wie dem auch sei, ich habe kein Excel, und mit LibreOffice funktionieren die Berechnungsmakros der Tabelle nicht. Ich frage in der Techniktagebuch-Redaktion, ob jemand mit Excel sie für mich öffnen, meine Buchgröße und Seitenanzahl eintragen und Screenshots von den Ergebnissen schicken kann. Thomas Jungbluth erklärt sich dazu bereit. Es ist wie vermutet: Die ursprünglich von Amazon bereitgestellte Cover-Vorlage ist falsch. Der neuen Excelberechnung zufolge muss es außenrum noch ein paar Millimeter zusätzlichen weißen Rand geben.

Immerhin kann ich diesen Rand selbst in Inkscape ans Cover basteln, ohne Gregor noch einmal zu bemühen. Die Schriften gehen dabei gar nicht kaputt, oder falls doch, dann auf eine Art, die nur Grafiker sehen können. Im ersten Anlauf sitzt danach das Cover schief auf dem Buch, aber im zweiten Versuch klappt es, und Amazon akzeptiert das Ergebnis ohne weitere Fehlermeldungen. Jetzt muss das Buch nur noch irgendwelche internen Prüfungen bei Amazon durchlaufen.

29. Februar

Ab heute kann man das Papierbuch kaufen. Freudig wähle ich "Blick ins Buch" und sehe auf der allerersten Seite einen gleißenden Trennungsfehler. Egal, ich kündige die Papierausgabe bei Twitter mit den Worten an: "Wer sie sofort kauft, bekommt ein rares Sammlerstück mit einem Trennfehler gleich auf der allerersten Seite! Nur für kurze Zeit!" Dann behebe ich den Fehler und lade alles neu hoch. Nach jeder Änderung dauert es einen halben Tag, bis die neue Version wieder von Amazon geprüft und genehmigt worden ist.

1. März

Die neue Version mit einem Fehler weniger wird freigegeben. Ich bestelle ein Autorenexemplar für mich und eins für Gregor. Wahrscheinlich werde

ich beim ersten Aufschlagen wieder neue unübersehbare Fehler finden, aber zum ersten Mal bedrückt mich diese Vorstellung fast gar nicht. Ich kann ja alles beheben und neu hochladen.

Kathrin Passig

29. Februar 2020

Onlineticket offline

Ich sitze in einem Zug von Niedernhausen nach Wiesbaden, der von der Hessischen Landesbahn betrieben wird. Bei der Fahrkartenkontrolle zeige ich meine App mit dem QR-Code vor. Der Zugbegleiter seufzt. »Heute gekauft?« Nein, aber mit der Frage habe ich nicht gerechnet und sage versehentlich ja wegen heute gültig. Er seufzt noch einmal und scrollt auf meinem Handybildschirm herum, um anhand der Textinformationen zu verifizieren, dass ich in diesem Zug sitzen darf, er beschließt: ja.

Warum er nicht sein mobiles Terminal benutzt und mein Ticket einscannt? »Unsere Geräte sind nicht online«, erklärt er, anders als bei der Bahn. »Wir spielen morgens die Daten ein und können dann nur Fahrkarten kontrollieren, die vorher gelöst wurden.«

Felix Neumann

2. März 2020

permanent remote – mittendrin statt nur dabei

Der Virus Covid-19/Sars-CoV-2 – oder einfach Corona-Virus genannt – breitet sich gerade weltweit aus, viele Firmen scheinen ähnliche Maßnahmen dagegen zu treffen wie mein Arbeitgeber: Unter anderem gilt es, Reisen und persönliche Treffen mit Kunden oder Mitarbeitern anderer Standorte zu vermeiden, und stattdessen Video/Audio-Termine zu machen.

Vielleicht hilft ja das Folgende anderen, die nun auch in die Situation kommen, wirklich funktionierende Sprachkonferenzen etablieren zu müssen.

Ich arbeite in einem Team, das einen permanent auswärts arbeitenden Kollegen hat, dadurch haben wir relativ viel Erfahrung mit Audiokonferenztools – und eben nicht mal für ein Meeting, sondern über den ganzen Tag.

Aus diesem Grund machen wir auch keine Videokonferenzen, wir benötigen die Kommunikation nebenläufig, aber permanent.

Wir hatten auch schon Situationen, in denen das ganze Team remote gearbeitet hat. Wir sind dann interessanterweise effektiver. Woran das genau liegt, ist noch unklar, aber es spielt sicher auch eine Rolle, dass andere Kollegen im gleichen Büro nicht einfach an unseren Tisch treten können, sondern zumindest unseren Firmen-Chat (Slack) nutzen müssen oder auch gleich ein Ticket schreiben. In beiden Fällen scheint die Anfrage von vornherein etwas ausgegorener und wird nicht erst bei uns am Tisch mit uns entwickelt. Gleichzeitig stören wir uns auch gegenseitig weniger und sind aber trotzdem für eine Frage verfügbar – wir werden weniger unterbrochen und schaffen vielleicht dadurch mehr.

Im Alltag haben wir den remote arbeitenden Kollegen in einem permanenten Audiochat (und wenn noch jemand zusätzlich von woanders arbeitet, diesen eben auch).

Firmenweit haben wir für Meetings lange Hangouts benutzt, sind aber zu Zoom gewechselt, das auch ganz gut mit vielen Teilnehmern und Desktopfreigabe/Video funktioniert, aber mit unseren Lizenzen nur 45 Minuten am Stück durchhält.

Im Team haben wir uns von Slack (gut brauchbar, aber die einzelnen Lautstärken der anderen sind nicht individuell anpassbar) über Mumble (selbst betrieben, mit der besten automatischen Stimmaktivierung, aber dafür ist der Client nicht so stabil im Dauerbetrieb) zu Teamspeak (auch auf einem eigenen Server, stabilere Clients, aber nicht ganz so toll konfigurierbar wie Mumble) durchgearbeitet.

Wer nicht so darauf achten muss, wo seine Daten bleiben: Die mit Abstand beste Usability und am wenigsten Schmerzen beim Einrichten hat aktuell Discord.

Es ist schon interessant, dass unsere Favoriten alle aus der Gamer-Ecke und nicht aus der Enterprisekommunikation kommen :-)

Im Büro haben wir einen mobilen Konferenzlautsprecher auf dem Tisch liegen, den man per Kabel oder Bluetooth mit einem Rechner oder Handy koppeln kann. Hier gibt es große Qualitätsunterschiede von unbrauchbar über nervig im Dauerbetrieb bis zu einigermaßen gut – wir verwenden einen Jabra Speak 510 und sind zufrieden. Alle anderen in der gleichen Preisklasse (und darunter): Lieber Abstand halten, die taugen leider nix.

Durch die Stimm/Geräuschaktivierung bekommt man remotearbeitend weiter entfernte, leisere Geräusche im Raum meist nicht mit.

Der Remotemitarbeiter kann sich so auch in Gespräche einschalten, die (auch mit anderen) an unserem Tisch stattfinden und tut dies auch, was manchmal etwas creepy für Kollegen ist, die sich dessen erst in diesem Moment bewußt werden.

Der Konferenzlautsprecher ist mobil, so kann man diesen (und damit den Mitarbeiter) auch mal eben mit in ein anderes Meeting mitnehmen. Wir planen gerade, dafür ein dediziertes Gerät (z. B. ein abgelegtes Handy) zu nutzen, dann muss man nicht darüber nachdenken, was passiert, wenn man mit dem gerade gekoppelten Gerät z. B. Mittagessen geht.

Das beste Sprech/Hörerlebnis hätten wir, wenn alle am Tisch ein eigenes Headset mit Mikrofon nutzen würden. Das hätte aber zumindest bei Headsets für beide Ohren den Effekt, uns vor unseren Kollegen abzuschirmen – das wollen wir nicht. Einohrige Headsets (auch hier: Es lohnt sich ein Markenprodukt zu kaufen und nicht die ~25 Euro copycats, wenn man die den ganzen Tag tragen will) brauchen dagegen einiges an Hörerfahrung, damit man Raum- und Chatgeräusche ordnen kann, ohne dass es die Konzentration stört. Ich kann das durch jahrelange Übungen mit ständig brabbelnd spratzendem Funkverkehr im Hintergrund, aus dem sich das Gehirn noch

das Relevante rauspicken muss, ganz gut und trage sehr gerne ein einohriges Headset, andere Kollegen können das nicht so gut, so kommen wir mit dem Jabra aber auch ganz gut klar.

Alexander Stielau

2. und 3. März 2020

Wir reisen nach Mumbai, um nach Mittelerde zu reisen

Um den ersten Film der Herr-der-Ringe-Trilogie auf Englisch sehen zu können, melden wir uns am 2. März 2020 für eine einwöchige Probemitgliedschaft bei Amazon Prime für einen Euro an. Aber der Film ist lang, und wir sind müde, und nach etwas mehr als der Hälfte unterbrechen wir den Film gegen 22:00 Uhr.

Am nächsten Morgen um 07:30 Uhr planen wir den Tag und wollen nachsehen, wieviel vom Film noch übrig ist. Obwohl unsere Probemitgliedschaft weiter läuft, wird der Film uns in Amazon Prime nur zum Kauf angeboten. Auch ein Blick ins „Wer streamt es“-Verzeichnis bestätigt, dass der Film auf Amazon nicht verfügbar ist. Wir hatten also einerseits Glück, den Film noch am letzten Tag der Verfügbarkeit zu finden, aber gleichzeitig auch Pech, weil wir ihn nicht zu Ende gesehen haben.

Den Amazon-Kaufpreis von 9 Euro für nur knapp eine verbleibende Stunde des Films wollen wir aus Prinzip nicht bezahlen. Wenn wir das gestern gewusst hätten, hätten wir ja gar nicht erst usw. Illegales Streaming schließen wir ebenfalls sofort aus, unter anderem wegen der schönen Kulissen im Film, die wir bei schlechter Videoqualität einfach nicht ausreichend genießen könnten.

Wir haben in den letzten Wochen einige Male mithilfe eines VPN-Dienstes das Netflix-Angebot aus anderen Ländern zu uns nach Hause geholt. Sobald man dem Endgerät erfolgreich vorgaukelt, es würde sich in Boston oder Tokyo befinden (“geospoofing”), kann man diejenigen Inhalte streamen, deren

Rechte Netflix für die USA oder Japan erworben hat, aber nicht für Deutschland. Leider müssen wir feststellen, dass im USA-Netflix nur der zweite und dritte Film der Trilogie enthalten sind. Macht nichts, dann reisen wir einfach nach Belgien... oder die Niederlande ... oder Schweden ... oder Irland ... oder Zypern ... oder Australien ... oder Spanien ...

Jetzt sitzen wir zu zweit nebeneinander auf dem Sofa und wählen uns mit je einem Endgerät in verschiedene Länder ein, um per Hand zu prüfen, ob der gewünschte Film verfügbar ist oder nicht. Das dauert lange und nervt. Gelegentlich muss man die Netflix-App ordentlich von allen Cache-Daten und sonstigen Erinnerungen an den jeweils letzten Aufenthaltsort säubern, das nervt ebenfalls. Nachdem ich einige Länder, die ich schon immer mal bereisen wollte, erfolglos ausprobiert habe, suche ich im Browser explizit nach der Information, in welchen Ländern unser Film auf Netflix zu finden ist. Dabei muss ich darauf achten, wann jede Seite, die ich besuche, zuletzt aktualisiert wurde, denn veraltete Informationen helfen mir ja nicht weiter.

In Mumbai werde ich fündig. Das indische Netflix hat den Film. Hurra! Da wir zwischen gestern und heute den Streamingprovider gewechselt haben, müssen wir selbst die Stelle wieder finden, an der wir zuletzt waren (was man früher beim Abspielen lokaler Videodateien übrigens immer selbst machen musste, weswegen ich mir fast automatisch gemerkt habe, dass wir bei 1:53 aufgehört hatten). Die Ladezeiten und die Bildqualität beeindrucken uns nicht sehr, aber wir finden uns jetzt damit ab, weil wir froh sind, den Film überhaupt zu Ende zu sehen.

Als der Film etwa 20 Minuten vor dem Ende dann doch etwas hängt und der Lüfter vom Laptop hörbar aufdreht, stellen wir fest, dass mein Laptop nebenher heimlich die Datenleitung noch für andere Dinge benutzt hat. Für unser Fernseh-Setup mussten wir diesmal einen Computer verwenden, der nicht oft in Windows bootet, und so hat das Betriebssystem die Gelegenheit genutzt, erstmal alle Updates der letzten zwei Monate herunterzuladen. Ich pausiere die Updates jetzt, aber die letzten 20 Minuten des Films bleiben trotzdem ein bisschen verschwommen.

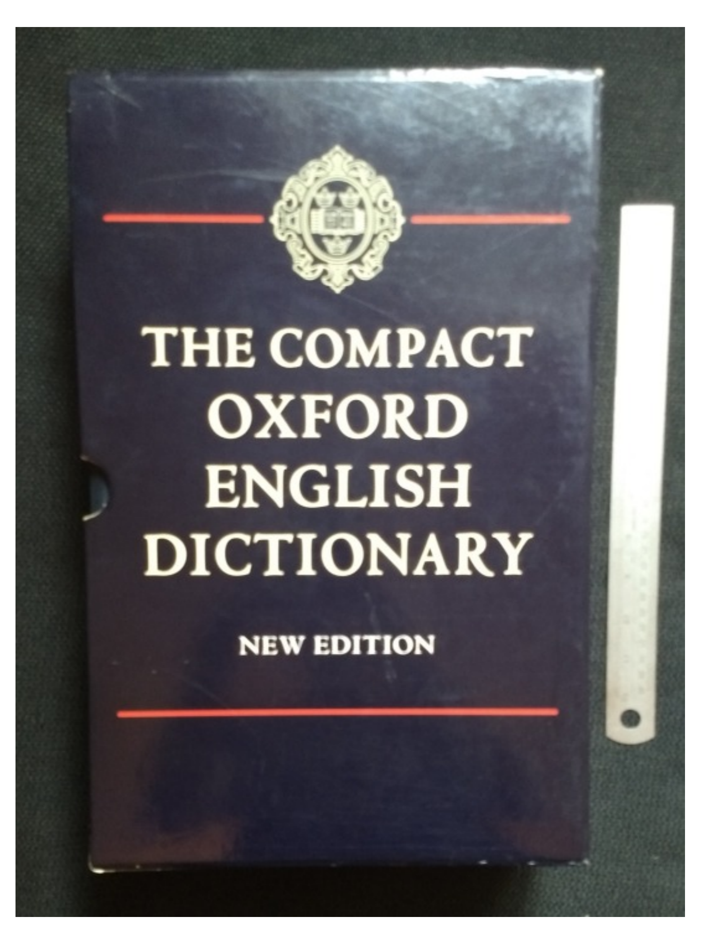
Für den zweiten und dritten Film reisen wir dann nach Dänemark oder so. Die Rechte für diese beiden Filme sind jedenfalls in viel mehr Ländern vorhanden, und es muss nicht immer eine Indienreise sein.

Alina Smithee

4. März 2020 (aber seit 1991)

Das Compact Oxford English Dictionary hat weniger Seiten als das Techniktagebuch. Aber nur auf den ersten Blick!

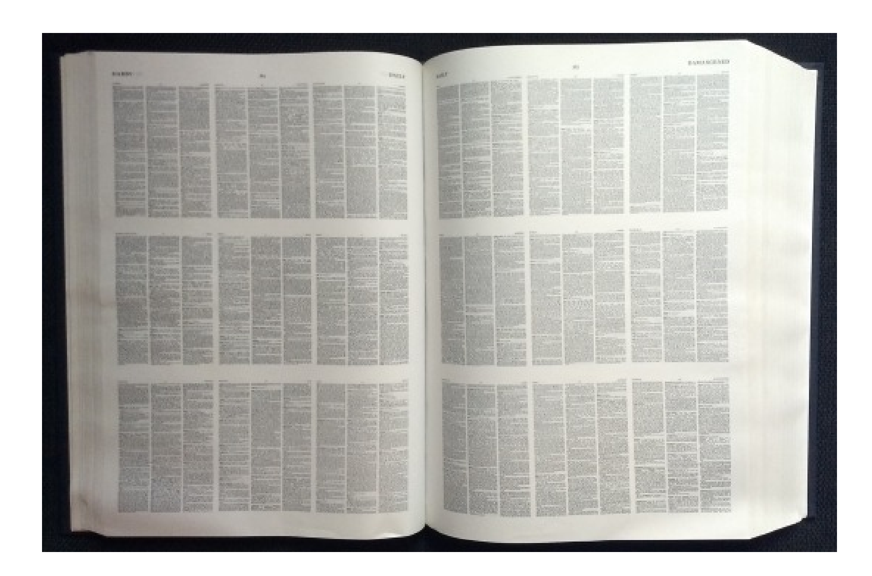
Felix Lorenz ist zu Besuch, um das Beat-Saber-Spielen auszuprobieren, und entdeckt dabei mein “Compact Oxford English Dictionary”. Ich habe es 1991 für ungefähr 400 Mark (ca. 200 €) gekauft, nachdem ich es auf der Buchmesse gesehen habe und von wilder Buchbesitzgier befallen wurde.



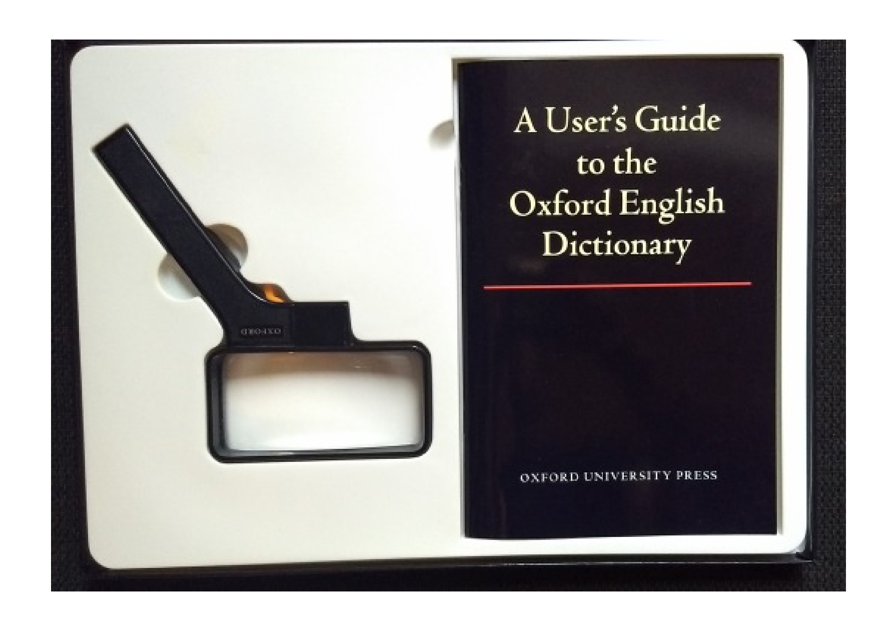
30-cm-Lineal als Größenvergleich

Ich berichte davon, dass ich es in Anglistik-Prüfungen mitgenommen habe, in denen ein beliebiges einsprachiges Wörterbuch zugelassen war. “Du hast *das* mitgenommen?”, sagt Felix. (Das Buch wiegt 6 Kilo.) “Natürlich!”, sage ich. “Da drin ist unendlich viel Platz!”. Unter den 2386 Seiten finde ich auf

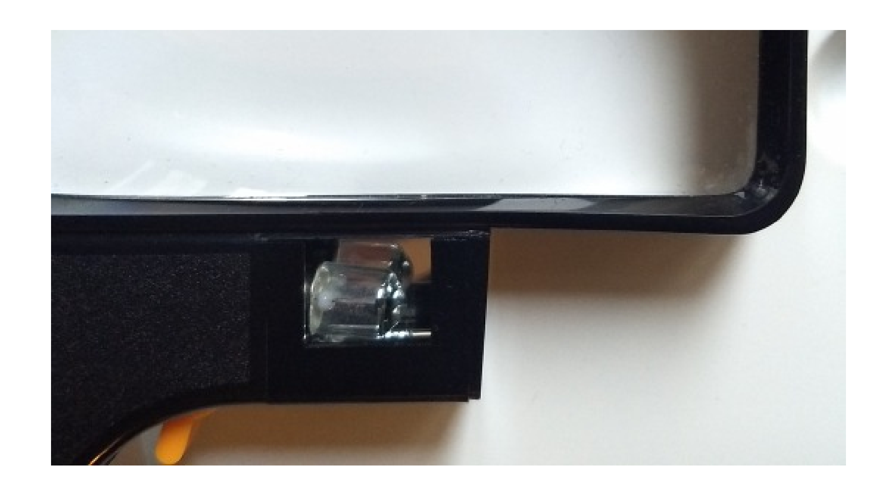
Anhieb die, auf der ich die Übersetzung der gesamten “Battle of Maldon” in den Zwischenräumen untergebracht habe. Das interessiert Felix aber nicht, denn er merkt jetzt erst, was das *Compact* im Titel bedeutet: Jede Seite im Buch enthält neun Seiten aus der zwanzigbändigen Ausgabe von 1989.



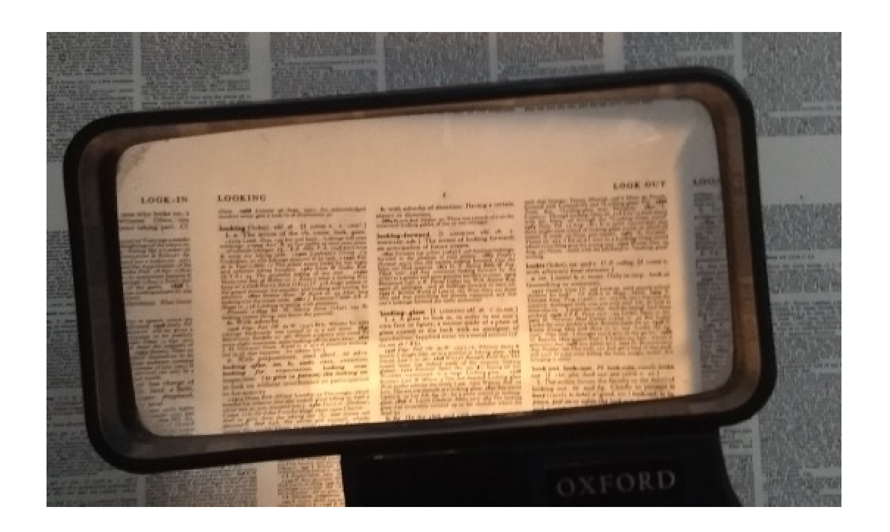
“Aber da braucht man ja eine Lupe!”, sagt er. Selbstverständlich lag die Lupe bei und ich habe sie auch noch, denn sie wohnt in einem eigenen Lupenkarton im Wörterbuchschuber:



Es ist sogar eine Leuchtlupe, aber da diese Ausgabe im Jahr 1991 erschienen ist, nicht etwa mit einer LED, sondern mit einer kleinen Glühbirne drin:



Das Batteriefach ist leer, aber ich habe derzeit viele Batterien, weil die Controller der VR-Brille je eine AA-Batterie benötigen. Mit zwei von den Controllern abgelegten Batterien funktioniert die Leuchtlupe wieder und man kann in ihrem trüben Schein Lexikoneinträge betrachten.



Felix behauptet, sicher nur aus Neid, dieses Wörterbuch sei inzwischen ganz veraltet. “Was!”, rufe ich, “seitdem hat sich doch fast gar nichts geändert! Ein Prozent vielleicht, allerhöchstens!” Und überhaupt sei das erst die zweite Ausgabe, die erste (ich muss in der Wikipedia nachsehen) ist 1928 erschienen, also 61 Jahre vor der zweiten, da habe ich ja wohl noch ein bisschen Zeit, bis meine veraltet. Sie ist auch nicht billiger als 1991, sondern sogar teurer geworden: derzeit 310,47 €.

Im Wikipediaeintrag steht über die geplante dritte Auflage, dass die Arbeit daran im Jahr 2000 begonnen hat und man mit der Vollendung bis 2037 rechnet. Danach soll das Wörterbuch doppelt so umfangreich sein wie bisher. So viel zu meiner 1-Prozent-Theorie. Dafür sind nicht nur neue Wörter verantwortlich, sondern wahrscheinlich vor allem zusätzliche Textbeispiele, weil die Redaktion jetzt auf Material zurückgreifen kann, das ihr bei den vorangegangenen Auflagen nicht zur Verfügung stand:

> *“While the original text drew its quotations mainly from literary sources such as novels, plays, and poetry, with additional material from newspapers and academic journals, the new edition will reference more kinds of material that were unavailable to the editors of previous editions, such as wills, inventories, account books, diaries, journals, and letters.”*

Es ist unwahrscheinlich, zitiert die Wikipedia den Verleger, dass die dritte Auflage jemals gedruckt erscheinen wird. Meine ist wahrscheinlich die letzte in Papierform. Möge ihre kleine Glühbirne ewig leuchten.

Kathrin Passig

6. März 2020

Follow the White Frog

Ich soll Vorschläge machen, wo wir jetzt noch was trinken. “Es gibt das Dings”, zähle ich auf, “das Dings und das Dings, und, oh! Eine Bar mit einem Aquarium mit dicken weißen Riesenfröschen drin!” Da will G. natürlich hin, ich habe aber vergessen, wo diese Bar genau ist. Sie war hier in der Nähe, das weiß ich noch. Und ich weiß auch, wie ich hinfinde.

Denn ich habe neulich jemandem gezeigt, wie man bei Google Photos in den eigenen Bildern suchen kann. Als Beispiel habe ich “cat” gewählt. Diese Suche erbringt:

- Einen kleinen Hund
- Einen Aushang, auf dem eine Katze gesucht wird
- Zwei selbstgemachte Meme aus mittelalterlichen Katzenbildern
- Eine Tür, die von einem dicken Plüschhamster offengehalten wird
- Zwei Marder bei Nacht

- Einen toten Fasan
- Ein Kissen mit Hasenmotiv
- Zwei Menschen in Sesseln auf einem Eisbärenfell
- Ein Foto von einem ausgestopften Eisbären
- Einen großen Hund
- Einen Druck des “Cheshire Cat”-Kopfs aus “Alice im Wunderland”
- Etwas Unidentifizierbares und versehentlich Fotografiertes, vielleicht Hosenbeine
- Eine Wand, an der ein Zeitungsfoto einer Katze hängt
- Eine goldene Winkekatze
- Eine Mütze auf einem Tisch
- zwei echte Katzen
- und einen dicken weißen Riesenfrosch, fotografiert in der gesuchten Bar



Sehr unscharf, aber es war halt dunkel und der Frosch wollte nicht stillhalten.

Wenn ich nach “frog” suche, kommt der Frosch nicht heraus, sondern nur

- ein Screenshot vom grünen “Arabisch”-Icon bei Duolingo
- ein Spielzeughandy mit “Peppa Pig”-Motiv
- ein Plastefrosch auf dem Armaturenbrett des Autos von Aleks’ Vater
- das von einer Nichte mit Filzstiften gemalte Bild eines Bisasam
- eine Kröte
- und eine grüne Vortragsslide zum Thema “Disconnecting in the modern digital world”, auf der für das menschliche Auge nichts Froschähnliches zu erkennen ist.

Aber das macht ja nichts. Mit Hilfe der Ortsdaten des Katzenfroschfotos finden wir schnell den Weg zur gesuchten Bar.

Kathrin Passig

2020

Um 25 komme ich zur Arbeit, um 110 gehe ich nach Hause

Ich arbeite in der Zentralverwaltung einer großen deutschen Universität. Während für WissenschaftlerInnen Vertrauensarbeitszeit gilt, muss ich meine Arbeitszeit erfassen. Dazu schiebe ich morgens und abends eine altmodische Stempelkarte ("Zeitwertkarte") in eine Stempeluhr, die sich am Eingang meines Dienstgebäudes befindet. Neben der Stempeluhr sind nummerierte Steckfächer, in denen man seine Karte aufbewahren kann. Manche KollegInnen schreiben ihren Namen auf die Karte. Die meisten belassen es bei der Nummer, die mit dem Steckfach korrespondiert. Ich finde es etwas fragwürdig, dass die Kartensteckfächer einfach offen zugänglich sind. Es ist allerdings keine Pflicht, die Karte dort aufzubewahren.

Die Stempeluhr "stempelt" mit einem Nadeldrucker auf die Karte eine Zahl, die der aktuellen Uhrzeit entspricht. Die Zählung beginnt um 6:30 Uhr bei Null, eine Einheit entspricht 6 Minuten. Ich muss im Durchschnitt 85 Einheiten am Tag da sein (8 Std. + 30 Min. Mittagspause). Wenn ich um 9 Uhr komme, stempelt die Maschine "25" in die Spalte "kommt". Wenn ich um 17:30 gehe, stempelt sie "110" in die Spalte "geht". Mit einer Taste an der Stempeluhr kann man auch manuell die Spalte wählen.

Am Ende des Monats übertrage ich die auf der Karte aufgedruckten Zahlen in ein Excel-Tool, das ausrechnet, wie viel ich im Monat gearbeitet habe. Es hat auch eine Funktion um Urlaubstage und Gleittage abzurechnen und eine

Statistikfunktion. Die Arbeitseinheit-Summen schreibe ich auf die Stempelkarte. Die Karte werfe ich in einen Briefkasten, der von der Personalabteilung geleert wird.

Am meinem früheren Job, an einer großen technischen Universität, war der Prozess sehr ähnlich. Statt Zeiteinheiten druckte die Stempeluhr dort allerdings “Dezimal-Uhrzeiten” auf die Karte (14:30 Uhr = 14,5; 14:45 = 14,75 etc.). Das zugehörige Excel-Tool war etwas weniger elaboriert, ohne Urlaubstags- und Statistikfunktion.

An der technischen Uni gab es in neueren Gebäuden schon elektronische Zeiterfassungssysteme, bei denen man nur noch einen Chip an die “Stempeluhr” halten muss. (Kann sein, dass es das an meiner jetzigen Uni auch gibt, ich weiß es nicht). Auf dem alten Zentralcampus und in vielen anderen Gebäuden, die schon länger zur Uni gehören, gibt es aber weiterhin Papier-Stempeluhren.

Laura

13. März 2020

Pandemie-Tagebuch, Tag 2

Ich habe versehentlich mein ganzes Leben für diese Situation trainiert. Ich wohne in einem Dorf am Meer, mit vielen Meilen Natur zum Herumlaufen, ohne jemanden zu sehen. Ich habe seit Ende Februar Glasfaserinternet. Beinahe alle meine Freunde stammen aus dem Internet. Auch ohne Pandemie rede ich oft tagelang mit niemandem. Meine Arbeit hat sich in den letzten zehn Jahren weitgehend virtualisiert. Ich kann alles Notwendige im Internet bestellen. Solange ich Strom, Netz und Wasser habe, gibt es praktisch keinen Grund, das Dorf zu verlassen. Falls ich die Uni oder die Teleskope vermisse, kann ich das Observatorium aufsuchen, das die meiste Zeit leer steht. Außerdem gibt es dort geheime Spender mit Desinfektionsmittel.

Mittlerweile verfüge ich über vier Computer. Das alte, vertraute Macbook für Privates, das Chromebook zum Fernsehen, den Pi vor allem zum Schreiben und einen Windows-Laptop für Uni-Arbeit. Zur textbasierten Kommunikation verwende ich Email sowie die Messenger von Telegram und Facebook. Zur Nachrichtenversorgung Twitter, das jetzt eine Liste mit Pandemie-News hat, die ich so aus meinem sonstigen Feed ausblenden kann. Es ist nicht schön, wenn man nachts nicht schlafen kann, nur neue Hiobsbotschaften zu lesen.

Am ersten Tag habe ich vor allem darüber nachgedacht, wie ich Kontakte, die bisher nicht vorwiegend im Netz stattfanden, dorthin übertragen kann, und wie ich solche, die schon dort sind, anreichern kann. Skype wird wohl weiterhin eine Rolle spielen, vor allem, weil meine Eltern es beherrschen. Microsoft Teams werde ich für die Uni verwenden, die weiterhin unterrichten will, solange wir körperlich dazu in der Lage sind. Bis heute war ich offiziell im Streik. Heute beginnen zwei Wochen Vorlesungspause. In zwei Wochen wird Großbritannien bei der aktuellen Wachstumskurve bei knapp einer Million Erkrankten sein. Wir können uns das noch ganz genau überlegen.

Für alle anderen virtuellen Treffen werde ich Zoom verwenden, für das ich jetzt einen Pro-Account habe. Erste Experimente deuten darauf hin, dass man damit vielleicht sogar zusammen musizieren kann, was bei Skype an der unvermeidlichen Verzögerung scheitert. Vielleicht darf man keine zu schnellen Stücke auswählen. Nach anfänglichen Schwierigkeiten steht auch der virtuelle Hintergrund im Zoom-Stream. Wenn ich den Raum verlasse, sieht es so aus, als würde ich mich in einer Schneelandschaft in Luft auflösen.



Aleks Scholz

Mitte März 2020

Schüler Homeoffice #1

In einer äußerst neuen, ziemlich digitalen Realschule in Bayern:

Louise: In den letzten drei bis vier Wochen gibt es ja so einen Virus namens Corona und heute am Freitag dem 13.03.2020 wurden auch die Schulen hier geschlossen. Das war für die Schule echt ein Kraftakt. Die Schule hat bereits viel Digitalerfahrung (ich bin in einer iPad-Klasse), es wird also sofort versucht, diese plötzliche Krise so gut wie möglich über digitale Wege handzuhaben. Da die Server von Mebis (dem schulischen Server für Datenaustausch) an diesem Tag wegen einfacher Überlastung abgestürzt sind, muss das Lehrerkollegium auf die Schulplattform zurückgreifen, auf der der Stundenplan, die Vertretungslehrkräfte, Veranstaltungen, ein Chat und der

Lehrplan mitsamt (freigegebenen) Arbeitsblättern zu finden sind. Über diese Plattform organisieren es die “nicht-iPadklassler”. Das allergrößte Problem an der Sache ist: Vor dem Sekretariat bildet sich nach der Ankündigung über die Sprechanlage eine EWIGE Schlange, da sie scheinbar alle ihre Zugangsdaten für die Website verloren haben und sie bisher nicht vermisst haben (Ich auch. . .). Die “iPad-ler” bekommen ihre Dokumente über OneNote von den Lehrern zur Verfügung gestellt. Für uns ändert sich also gar nichts (außer dass wir ausschlafen dürfen).

Am Ende des Schultages sind alle Topfpflanzen und die Bühne vom Vortag aufgeräumt, die Kommunikationswege mit den Schülern sind geklärt und das gesamte Schul-Team ist auf eine fünfwöchige Quarantäne vorbereitet, mit eigenen Mitteln.

An dieser Stelle übergebe ich die Tastatur an meine Schwester, die ein im Vergleich kaum digitalisiertes Gymnasium mit überwiegend älterem Kollegium besucht:

Emma: Die Corona Ferien gelten natürlich auch für meine Schule. Doch dass die Schule sehr wahrscheinlich für die nächste Zeit geschlossen sein wird, realisiert meine Schule erst am Donnerstag (12.03). Unsere Deutschlehrerin macht den ersten Schritt in Richtung “Schüler Homeoffice”. Sie sammelt unsere Mailadressen ein und plant uns Unterrichtsmaterialien und Arbeitsaufträge über diesen Weg mitzuteilen. Eine Schulplattform, um uns Materialien zukommen zu lassen, gibt es bei uns nicht. Unsere Schulplattform erfüllt nur den Zweck von Elternbriefen, Stundenplänen und (manchmal) Vertretungspläne. Heute, Freitag, 13.03, kommt die Nachricht der Corona Ferien an und auf einmal sind unsere Mailadressen das neue Prada. In der letzten Stunde kommt unsere Physiklehrerin herein, um ebenfalls unsere Kontaktdaten einzusammeln. Zuvor hat die ganze Klasse schon mehrfach die Mailadressen an Lehrer gegeben. Das Gespräch läuft wie folgt ab:

Physiklehrerin: Habt ihr Mebis Zugänge?

Klasse: Was ist das?! (allgemeine Verwirrung)

Klasse: Wir können Ihnen unsere Mailadressen geben.

Physiklehrerin: Das dürft ihr nicht wegen DSGVO. Das geht nur, wenn die Eltern dem Klassenleiter eine Mail schreiben, in der sie dem Klassenleiter erlauben, den Schülern Mails zu schicken.

Klassenleitung: oh

Also werde ich jetzt eine Mail an meine Klassenleitung schreiben, mit der Erlaubnis meiner Eltern. Und so gehe auch ich, mehr oder weniger vorbereitet, in die Coronaferien.

Louise Passig / Emma Passig

Mitte März 2020

Du wünschst dir Facetime mit Kathrin, ich wünsch mir meine Faust in dein Gesicht

Plötzlich verbringe ich spektakulär viel Zeit in Videoanrufen. Hauptsächlich nutze ich die Technologie, um Freundschaften und den Kontakt zu meiner Familie zu pflegen. Im Arbeitskontext bin ich mit Mails und anderen Formen des schriftlichen Austauschs ganz gut bedient, nur die virtuelle Kaffeepause mit ein paar Lieblingskolleg_innen darf nicht ausbleiben.

Ich nutze für diese Videocalls, in absteigender Häufigkeitsreihenfolge: Jitsi (fast täglich), Signal (mehrmals pro Woche), Skype (etwa alle zwei Wochen, nur beruflich), Google Hangouts (bisher zweimal privat, einmal beruflich), Zoom (bisher nur zweimal, nur beruflich), Whatsapp (bisher nur einmal, privat).

Von all diesen Videocalls bekomme ich einen Ohrwurm aus dem Lied, mit dem ich die Post-Punk-Band Love A kennengelernt habe: *Du wünschst dir Facetime mit Kathrin, ich wünsch mir meine Faust in dein Gesicht…* Der Text ist natürlich vollkommen inkorrekt. Ich nutze Facetime nicht, und wenn, würde ich es bestimmt sehr gerne früher oder später mit Kathrin nutzen, und eine Faust im Gesicht klingt nach einem unnötig hohen Ansteckungsrisiko.

Der Ohrwurm hält sich trotzdem sehr hartnäckig. Eines Tages stehe ich in der Küche, habe viel zu tun und versuche, die Sprachsteuerung des digitalen Assistenten, der in meiner Küche steht, zu nutzen, um das Lied abzuspielen. Das Gerät war ein Geschenk und wird nur in der Küche genutzt, um Musik abzuspielen oder Timer zum Kochen einzustellen.

"Spiel Windmühlen von Love A." ... Das Lied wird nicht gefunden. Die Sprachsteuerung ist auf Deutsch eingestellt, aber der Name der Band ist ja englisch. Oft muss ich englische Eigennamen falsch aussprechen, damit der deutschsprachige Assistent das, was er hört, in eine halbwegs richtige interne Repräsentation umwandeln kann, die dann in der Datenbank gefunden wird.

"Spiel Windmühlen von Lowe Ah." Immer noch nichts.

"Spiel das Lied Windmühlen von der Band Lof A." Fehlanzeige.

"Spiel das Lied Windmühlen von Loff Äi."

"Spiel Windmühlen." Hier wird ein Lied abgespielt, das ich nicht kenne. Naja, der Titel ist ja auch nicht wirklich einzigartig.

"Spiel Windmühlen von Lowea."

Inzwischen bin ich fertig mit dem Abwasch. Ich höre das Lied dann später von einem Gerät mit Tastatur, an dem ich den Titel und die Band eintippen kann und sofort das finde, was ich suche.

Esther Seyffarth

März 2020

auTomatisierung

Im Oktober 19 bin ich im lokalen Makerspace (brigk.digital) auf einem Netzwerktreffen. Am Ende der Veranstaltung wird das Community-Projekt vorgestellt, das im Makerspace aufgebaut wurde: Der Farmbot ist ein Portalroboter für den Garten, der pflanzen, gießen und Unkraut erkennen kann. Dieser Roboter ist ein Open Source Projekt eines kalifornischen Startups, das mit guter PR (farm.bot) verspricht, die Welternährung zu revolutionieren.

Tatsächlich hat er mehr Verwandtschaft mit einer Modelleisenbahn als mit einer landwirtschaftlichen Revolution, aber die Idee ist erkennbar und gar nicht so schlecht. Technologisch handelt es sich um einen vergrößerten 3D-Drucker, bei dem der Druckkopf durch ein Werkzeug-Wechselsystem für den Garten ersetzt wurde. Das dazugehörige Webportal erlaubt es, Pflanzen aus einer Datenbank in der braunen Erde auf dem Bildschirm zu verteilen und im Kalender die Gießintervalle zu hinterlegen. Im Makerspace wurde der Roboter "Giesbert" genannt, weil Gießen das ist, was er am besten kann.

Ich schaue mir im Makerspace neugierig die Demo an, freue mich an der naheliegenden Idee und finde gleich tausend Schwachstellen zum Herummäkeln (nicht wetterfest, Korrosion, Pflanzenhöhe, Dreck . . .)

Zuhause lässt mich das Thema nicht los, aber nach einer kurzen Preisrecherche verabschiede mich von der Idee, mir einen eigenen Giesbert zu bauen. Zwei Tage später messe ich unser Hochbeet aus – es hat zufälligerweise exakt die passende Länge. Ich finde in den ebay-Kleinanzeigen einen gebrauchten Farmbot, handle den Verkäufer etwas herunter und baue im November aus den Einzelteilen erst im Wohnzimmer, dann im Garten einen Farmbot Genesis V1.2 auf.



Ein Farmbot benötigt Strom, also verlege ich 15 Meter Kabel unterirdisch in Leerrohre im Garten. Damit man nicht sagen kann ich würde nur herumspielen, baue ich gleichzeitig endlich die seit Jahren fehlende Beleuchtung für die Treppe und den Weg im Garten.

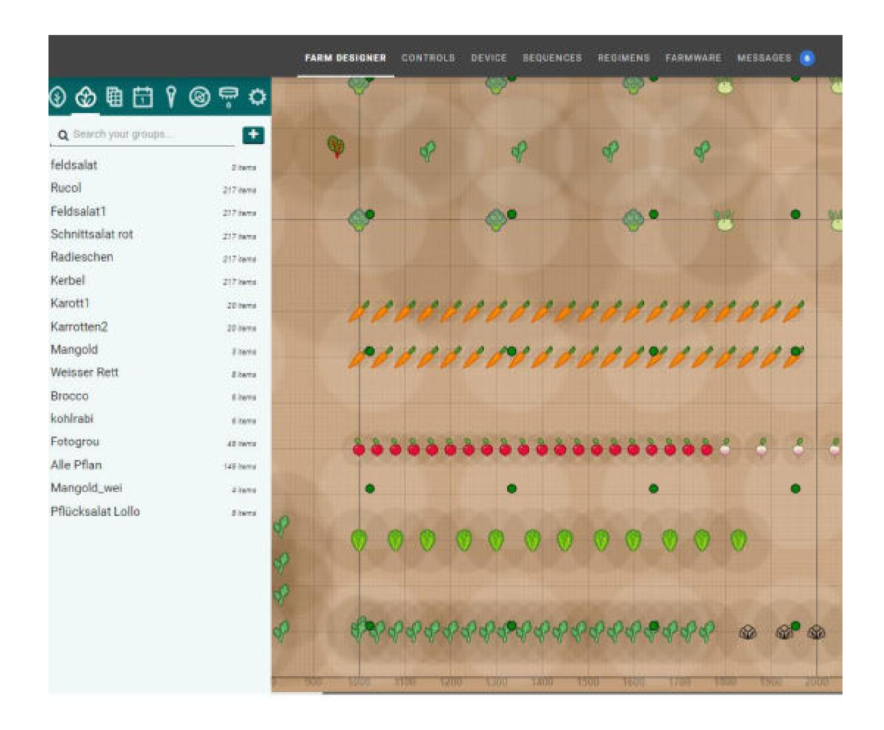
Ein Farmbot benötigt Internet, was auch erst nach einigen Iterationen ordentlich im Garten ankommt. Eine Webcam muss auch ans Beet, damit man im Winter auch testen kann, ohne frierend am Hochbeet zu stehen. Man sieht jetzt am Notebook auch, wie das Wetter draußen ist, ohne sich umdrehen zu müssen.

Seit November habe ich mich jetzt mit der unreifen Hard- und Software beschäftigt und bin sehr zufrieden. Alles ist weder besonders nützlich noch wirklich fertig, aber hat als Produkt genau die Reife, mit der man eine bastelwillige Community zur Mitarbeit motiviert.

Ich habe inzwischen den schlechten Bodenfeuchtesensor gegen einen besseren kapazitiven ausgetauscht, habe neue Werkzeuge konstruiert und am 3D-Drucker ausgedruckt.

Das Pflanzwerkzeug saugt die Samen mit Unterdruck an, fährt sie dann an den Bestimmungsort und versenkt sie im Boden. Dabei saugt es natürlich auch die Erde an, die dann die Unterdruckpumpe verstopft. Aber wie das so ist in Open Source Projekten, ein anderer Farmbot Nutzer hat schon einen Pflanzstab konstruiert, mit dem man Löcher in den Boden machen kann, bevor man die Samen ganz elegant in die Löcher fallen lassen kann. Ausgedruckt, getestet, funktioniert.





Inzwischen habe ich Karotten, Kohlrabi, Radieschen, Pflücksalat, Rucola und vieles andere „vollautomatisch“ gepflanzt (Ich stehe daneben, beobachte jede Bewegung und drücke hin und wieder auf dem Smartphone hektisch den Stopp-Knopf). Seit wenigen Tagen klappt das automatische Gießen und die ersten Triebe spitzen aus der Erde, von denen man natürlich sogar ein unscharfes Selfie machen kann.



Georg Passig

19. März 2020

Überraschungsparty à la COVID-19

S., ein sehr guter Freund, hat unglücklicherweise zu Beginn der COVID-19-Pandemiephase in Österreich Geburtstag, als sich gerade alles im Lockdown befindet – soll heißen, dass wir angehalten sind, so viel wie nur irgendwie möglich zuhause zu bleiben, und dann das Haus zu verlassen, wenn wir Lebensmittel einkaufen oder ähnlich notwendige Besorgungen haben, wir zwingend notwendigen Berufstätigkeiten nachgehen müssen (am Folgetag

wird überhaupt generelle Heimarbeit verordnet werden – oder auch nicht), wir anderen helfen müssen (z. B. Menschen in Hochrisikogruppen) oder wir kurz (!) für einen Spaziergang das Haus verlassen.

An eine herkömmliche Geburtstagsfeier ist also schwer zu denken – relativ spontan schreibt mich A., eine gemeinsame Freundin, am Vortag an, ob ich am Abend des 19. März schon etwas vorhabe, es sei eine Überraschungsgeburtstagsfeier auf Discord geplant. Kurz vor 19:00 treffen sich knapp ein Dutzend Freund*innen von S. im eingerichteten Discord-Channel ein, technische Probleme werden bei den Discord-Unerfahrenen noch schnell ausgeräumt, dann warten wir ab 19:00 gespannt, bis S. (von A. unter einem Vorwand in den Discord-Channel eingeladen) auftaucht.

Als er dann da ist, gratulieren wir ihm alle (verzichten dabei dankenswerterweise auf das Absingen schauerlicher Fassungen gebräuchlicher Geburtstagslieder) und plaudern ein wenig; dann spielen wir einige Stunden gemeinsam lang diverse Spiele aus der You-Don't-Know-Jack-Reihe, was mittels Streaming innerhalb von Discord überraschend gut funktioniert. Die Stimmung ist gut, wir überlegen Ähnliches gelegentlich ohne Geburtstagsanlass zu wiederholen, solange COVID-19 physische Spieletreffen verhindert.

Lukas Daniel Klausner

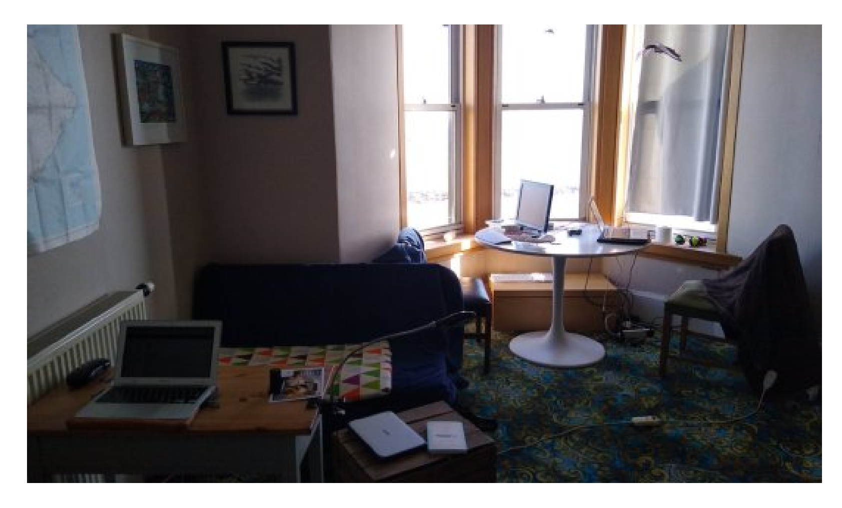
19. März 2020

Pandemie-Tagebuch, nach einer Woche

Immer wieder der Gedanke: Wie hätten wir das wohl vor 20 Jahren gemacht?

Am Montag beginnt die erste Arbeitswoche ohne Uni-Gebäude. Ich springe von einer Besprechung in MS Teams zu einer virtuellen Kaffeepause in Zoom, zu einem weiteren Meeting in Zoom, zu einer Gruppenbesprechung, auch in Zoom. Die Uni bevorzugt MS Teams, aber Zoom ist deutlich klarer, flüssiger, handhabbarer für meine Zwecke. Dienstag kommt Skype hinzu,

was mittlerweile auch deutlich besser läuft, als ich es in Erinnerung habe. Am Mittwoch halte ich einen Vortrag in Dublin, per Zoom Webinar. Es ist beinahe angenehmer als in echt, nur fällt es mir schwer herauszufinden, wie das Publikum reagiert, ob alle mitkommen, ob die Scherze ankommen. Mir fehlt außerdem der Besuch im Pub nach dem Vortrag.



Vier verschiedene Arbeitsplätze für vier verschiedene Arten von Arbeit/Ablenkung

Manche Dinge funktionieren online eindeutig besser als im echten Raum. Zum Beispiel das Institutsseminar, eine Stunde zuhören, dann vielleicht eine Frage stellen. Ich stelle das Mikro ab und die Kamera und übe währenddessen auf der Bassflöte, die ich im Februar ausgeliehen habe, für ein Konzert im Mai, das jetzt nicht stattfinden wird. Besprechungen in kleinen Gruppen funktionieren einwandfrei, gerade wenn man über Dinge reden möchte, die sich auf einem Bildschirm befinden – mit "Screensharing" ist das deutlich praktischer als mit einem Tisch in der Mitte. Weniger gut: Die Kaffeepause in der großen Gruppe, für die man sich neue soziale Mechanismen zulegen

muss. Mute! Small talk! Breakout rooms! Virtual backgrounds! Don't mention the war! Meine Standard-Email-Verabschiedung ändert sich von "all the best" to "take care".

Ich verlasse das Dorf nur einmal in der gesamten Woche, zum Einkaufen und um am Observatorium nach dem Rechten zu sehen. Einen Vogel aus der Kuppel zu lassen. Ein paar Computer runterzufahren. Meine Hemden aus dem Büro zu holen. Die panischen Emails aus der Uni-Zentrale mit immer wieder neuen Anweisungen werden weniger. Auf Facebook streiten sich die Camping- und Wanderfreunde erbittert, ob es wohl eine gute Idee ist, in die Berge zu fahren. Einerseits Isolation, Freiheit, Ruhe vom Chaos. Andererseits so viele Gründe. Die lokalen Schwimmgruppen auf Facebook organisieren keinen gemeinsamen Badevergnügen mehr. Das gemeinsame Baden findet trotzdem statt, nur wird es nicht öffentlich verkündet. Die Orkney Polar Bears hingegen bleiben bei öffentlichen Ankündigungen. Neidisch blickt man auf die, die sich ein paar Tage länger nicht an die Regeln halten. Für einen Moment jedenfalls.

Wir sind alle so damit beschäftigt, uns auf die virtuelle Welt umzustellen, ein neues Normal einzupendeln, dass wir manchmal zu vergessen scheinen, was da draußen abläuft, beziehungsweise, was in zwei Wochen los sein wird. Fast alle in meinem Umfeld sind in relativ behüteten Situationen. Die Realität dringt nicht richtig durch. Natürlich ist das ein erwünschter Effekt. Mein Twitter-Feed ist mittlerweile beinahe virusfrei, dafür gehe ich in spezielle Twitter-Listen, um mir Updates zu holen. Ich mache das zur Zeit zweimal täglich und versuche dazwischen, ohne jegliche Neuigkeiten auszukommen. Es ist wie damals, als man einmal am Tag die Tagesschau sah, nur diesmal aus anderen Gründen. Die Nachrichten sind da, immer, aber ich will sie nicht.

Jeden Tag kommt es mir so vor, als gäbe es Wichtigeres zu tun als meiner Arbeit nachzugehen, die einem schon unter normalen Umständen oft nutzlos genug erscheint. Die Normalität, so gut sie technisch funktioniert: Einerseits

verhilft sie zu Struktur und Stabilität. Andererseits lenkt sie davon ab, die Welt als eine andere zu begreifen. Der Graben zwischen den beiden Realitäten wird jeden Tag größer.

Aleks Scholz

12. bis 20. März 2020

Ab ins Netz – das Virus kommt

Wenn man, wie wir mit unserem kleinen Ingenieurbüro, Papierstapel (Gerichtsakten) auswertet, um genau diese Papierstapel mit Sachverständigengutachten noch ein bisschen dicker zu machen (und hoffentlich für etwas mehr Klarheit zu sorgen), ist man am Anfang und am Ende des Arbeitsprozesses weit, weit weg von der Digitalisierung. Warum sollte man wegen der "Digitalisierung" Schritte in seinen Workflow aufnehmen, die einfach für die normale Arbeitsweise nicht erforderlich sind?

Dann schlägt plötzlich eine Art Meteorit in Form von Milliarden Viren ein. Von einem Moment zum nächsten ist nichts wie zuvor. Drängendstes Ziel ist, möglichst viele Leute nach Hause in Sicherheit zu schaffen, zweites ist die Existenzsicherung. Bislang haben wir eine große Präsenzmannschaft gehabt. Ein paar Ingenieure konnten oder durften zu Hause arbeiten. Dafür wurden sie kurz vor Ausbruch des Virus, also unabhängig davon, mit Laptops ausgestattet, die sie nun zwischen Büro und Zuhause hin- und hertragen können. Besondere Leistungsfähigkeit für Simulations- und Videobearbeitungssoftware war bislang der Grund, auf günstigere Desktop-Rechner zu setzen. VPN-Zugänge wurden eingerichtet, die leider mehr schlecht als recht mit den großen Datenmengen zurechtkommen. Immer wieder schlägt die Verbindung fehl; ist sie aufgebaut, tröpfeln die Daten wie durch eine olle Filtertüte. Obwohl wir im Grunde baugleiche Laptops angeschafft haben, kommt

ein Mitarbeiter nur über sein Handy ins Firmennetzwerk, nicht über seinen Router. Bei anderen geht es nur mit Kabel, wieder bei anderen klappt es einwandfrei auch über WLAN.

Die "Jungs" klemmen sich noch einen Stapel Akten unter den Arm und werden nach Hause geschickt. Vereinzelt melden sie sich, dass sie mal wieder vorbeikommen würden. Ja, mal sehen. Sämtliche Besichtigungen von Fahrzeugen bei uns am Büro sind bis auf weiteres abgesagt. Für Gerichtstermine muss man nicht zwangsläufig vorher oder hinterher ins Büro kommen. Sie sind aber nun auch ohnehin abgesagt. Was uns auch zu schaffen macht, ist, dass anscheinend die Gerichtskassen bzw. Berechnungsstellen ihre Arbeit einstellen und dann kein Geld mehr reinkommt. Wir arbeiten weiter, produzieren "auf Halde" und hoffen, dass wir die schwierige Zeit irgendwie mit Eingemachtem und etwaigen staatlichen Hilfen überstehen.

Zwischenzeitlich werden von unseren Studis sämtliche Akten gescannt. Tausende Blatt Papier wandern durch zwei Scanner. Den zweiten haben wir erst vor ein paar Tagen – unabhängig von der plötzlich eingetretenen Bedrohung – angeschafft, um auch eingehende Post sofort zu digitalisieren. Akte für Akte wandert ins Netzwerk. Leider kann man nicht einfach alle Blätter ausheften und in den Stapeleinzug legen. Viele Blätter sind zusammengetackert, in der Akte befinden sich Umschläge mit Datenträgern, oder auch DIN A5-Seiten erschweren die Arbeit. Es dauert knapp eine Woche. Gleichzeitig überlegen wir uns ein paar Workarounds, wie wir physische Abläufe auf virtuell umbiegen, wie z. B. unsere Fächer, wo man KollegInnen Akten hineinlegt, um z. B. etwas korrekturlesen zu lassen oder einen neuen Bearbeitungsschritt anzuleiern.

Ein wichtiges Kommunikationsmittel wird Microsoft "Teams". Ich hatte schon vor Jahren versucht, weg von Email hin zu einem Firmenchat zu kommen. Slack war von den Benachrichtigungsmodi her ungeliebt, Hipchat gab es bald nicht mehr und irgendwann haben wir eben wieder gemailt, bis das gesamte Büro den alten Server begraben und auf serverlose Infrastruktur umgestellt hat, indem wesentliche Funktionen ins Netz verlagert wurden. Nebeneffekt davon war, dass Teams nun zum Standardfunktionsumfang ge-

hört. Ist zwar etwas sperrig, wird aber plötzlich rege benutzt. Es gelingt ganz gut, in Kontakt zu bleiben, ob per Tipp-, Voice- oder Videochat. Mir fehlt allerdings eine Übersicht, wer nun eigentlich wo (und überhaupt) arbeitet. Ich hätte gern einen Bürogrundriss, in dem die Köpfe der Mitarbeiter lustig wackeln, wenn sie arbeiten und anzeigen, ob sie physisch (z. B. bunt) oder ~~nur~~ virtuell (z. B. grau) anwesend sind.

Zwischenzeitlich werden weitere, eigentlich ausrangierte Laptops wieder herausgekramt, neue angeschafft und aufgesetzt, Lizenzen gekauft, Monitore verteilt und Zugänge eingerichtet. Rückschläge müssen verbucht werden, weil eine alte Access-Datenbank mit verknüpften Netzlaufwerken arbeitet, aber mit IP-Adressen erst mal nicht viel anfangen kann, gewisse Makros Dateipfade nicht finden und und und. Mit viel unermüdlichem Einsatz schaffen wir es irgendwie, alle Klippen, naja, vielleicht nicht ganz zu umschiffen, aber wenigstens allenfalls nur mit geringem Schaden zu streifen.

Am Donnerstag, 19.3., erreichen wir einen Punkt, dass von den Ingenieuren eigentlich so schnell niemand mehr kommen muss, einen Tag später sind auch weitere AssistentInnen weitgehend "im Netz" angekommen. Sorgen machen mir die Tätigkeiten, für die zwangsläufig jemand anwesend sein muss: Eingänge von Papiersachen, vor allem Akten, die nicht einfach in den Briefkasten wandern, sondern nur gegen Unterschrift ausgehändigt werden. Aber auch Rechnungen gehen vielfach immer noch als Briefpost ein. Überhaupt hat die Buchhaltung noch viel mit Papier zu tun. Auf eine gewisse Rumpfmannschaft werden wir nicht verzichten können, weil es die Gerichtsbarkeit noch immer nicht geschafft hat, von einem singulären Papierstapel auf an alle Parteien und Prozessbeteiligte verteilbare Dateien umzustellen. Sonst wären wir schon einen großen, wohl entscheidenden Schritt weiter.

Theoretisch wäre es sogar möglich, dass wir unser Produkt, unsere Gutachten elektronisch einreichen. Jedenfalls gibt es die gesetzliche Grundlage dafür. Einfach so per Mail geht das natürlich nicht. Signierte PDFs wollen auf rechtssicherem, verschlüsselten Weg eingereicht werden. Es gab (oder gibt sogar vielleicht noch immer) ein Pilotprojekt von der IHK und dem Landgericht. Aber bevor man ungefragt digital einreicht, womit die Gerichtsbarkeit

nicht per se rechnet, fragt man besser nach. Kein einziges Gutachten sollten wir seither elektronisch einreichen. Dann geht natürlich auch das Wissen drumherum, wie das im Detail ging, wieder verloren. Aber das ließe sich wohl wieder rausfinden. Wer weiß. Vielleicht steigt ja dieser Tage die Bereitschaft, statt verseuchter Papierstapel lieber virengeprüfte Dateien in Empfang nehmen zu wollen. Wir sind urplötzlich ganz gut dafür gerüstet.

Markus Winninghoff

21. 3. 2020

Kinderkontakte in Zeiten des Virus

Das Kind langweilt sich. Trotz ausreichender Beschäftigunsgangebote drinnen und draußen im Garten fehlen ihm nach inzwischen fast einer Woche daheim ohne Schule die Freundinnen. Wir haben bereits einen Videochat über Skype mit einer befreundeten Familie mit einem gleichaltrigen Kind versucht, doch so richtig geklappt hat das noch nicht.

Heute gibt es einen weiteren Testlauf über WhatsApp, mit einer Freundin, die das Kind noch aus Kindergartenzeiten kennt. Dementsprechend vertraut ist der Umgang. Die Kinder begrüßen sich und fangen an zu überlegen, was sie spielen könnten. Wir Erwachsene sind auch kurz im Bild, werden aber energisch aus dem Raum gebeten. Und anscheinend ist dies das Rezept zum Erfolg: Man muss die Kinder allein lassen, wie man es auch bei einer normalen Spielverabredung tun würde. Dort sitzt man ja im Normalfall auch nicht daneben und animiert die Kinder, was sie denn jetzt mal besprechen könnten.

Zwei Stunden spielen die Kinder ausgelassen miteinander, bis der Akku des einen Smartphones kapituliert. Dass sie sich nicht in einem Raum befinden, ist für sie kein Hindernis. In einer Geschwindigkeit, bei der kein Erwachsener mithalten könnte, probieren sie, welche Spiele funktionieren und welche nicht. Ganze Welten entstehen und werden so schnell verworfen, wie sie

aufgebaut werden, das Smartphone dient als Portal zueinander und wird so vorsichtig wie nie durch das Haus getragen, einem kostbaren Schatz gleich. Wenn Sätze fallen wie “ich geh mal mit der A. nach unten”, könnte man fast vergessen, dass wir gerade kein Besuchskind zu Hause haben.

Angela Heider-Willms

21.3.2020

Ein Regentag im Museum

Mit Felix Lorenz und unserer gemeinsamen Freundin Laura besichtige ich die Uffizien. Wir steigen über eine Seite ein, die eine virtuelle Tour verspricht, und landen in einem langen Gang im ersten Obergeschoss – alle drei unabhängig voneinander, in Münster, Berlin und Berlin, aber über ein Skypetelefonat verbunden. Die virtuelle Tour ist in Google Streetview integriert, wohin wir dann für eine Vollbildansicht weiterklicken. Wundersamerweise verlieren wir uns nicht schon nach wenigen Minuten.

Am Anfang sind wir von allem abgelenkt: In Florenz regnet es grade! Wie habt ihr das gemacht, dass ihr hinter die Statue kommt? Heißt es Zentaur oder Kentaur? Schaut mal, man kann sich auf den Boden legen und die Decke angucken! Kunstgeschichtlich richtig interessant wird es, als wir entdecken, dass wir in Streetview das Stockwerk wechseln können: Im Navigationsbereich werden die Zahlen “1” und “2” angezeigt. Wir wechseln ins Erdgeschoss und durchschreiten eine Reihe von Räumen mit Gemälden. Für manche davon sind Zusatzinformationen aus Google Arts & Culture integriert, die in einer Seitenleiste oder einem Extrafenster geöffnet werden, inklusive einer hochauflösenden Bildansicht, die auch viel bessere Farben hat. Man erkennt die Verfügbarkeit der Zusatzinformationen an einem kleinen blauen Punkt neben dem Kunstwerk.

Bei anderen Werken wüssten wir gerne, womit wir es zu tun haben, können aber die Schilder nicht lesen. Mit einem Screenshot, den wir in der Google-Bildersuche hochladen, werden wir dann fündig. Wir sehen einige Caravaggios und erfahren von der Existenz Artemisia Gentileschis. Vor manchen Gemälden bleiben wir lange stehen und erzählen uns Anekdoten. Nicht alles ist so fotografiert, dass man die Bilder verzerrungsfrei betrachten kann, aber das stört uns nicht besonders.

Einmal schreit Laura entsetzt auf "Oh nein, ich bin in Berlin!", es dauert kurz, bis wir verstehen, dass sie versehentlich die Streetviewansicht verlassen hat. Damit sie nicht noch einmal durch das ganze Museum laufen muss, schicken wir ihr einen Direktlink zur aktuellen Position.

Nach zweieinhalb Stunden haben wir bei weitem noch nicht alles gesehen, werden aber langsam museumsmüde. Wir gucken noch schnell aus dem Fenster auf die Ponte Vecchio und könnten dann eigentlich das Browsertab schließen. Laura und Felix bestehen aber darauf, dass das nicht geht, ohne zum Ausgangspunkt zurückgekehrt zu sein. Es gibt ein Wettrennen dorthin, ich verliere.

Kristin Kopf

22. März 2020

Copyright-Fantasien

Mein Vater hat Geburtstag. Zu diesem Anlass spiele ich im Wohnzimmer Telemanns erste Fantasie auf der Blockflöte, nehme das Ganze mit dem Macbook auf, befördere die Aufnahme zu Soundcloud, und schicke dem Vater den Link. Minuten später erhalte ich eine Nachricht: Mein Track, Fantasie 1, sieht so als, als wäre es dasselbe Stück gespielt von Genevieve Lacey, einer professionellen Blockflötistin. (Laceys Version war hier ursprünglich verlinkt, wurde aber bei Soundcloud seitdem gelöscht.) Weil auf dieser Aufnahme ein

Copyright liegt, wird mein Track vorsorglich aus dem Internet entfernt. Wenn meine dahingepfuschte Aufnahme vom Algorithmus mit der Arbeit eines Profis verwechselt wird, dann muss ich das wohl als Kompliment sehen.

Ich protestiere auf dem offiziellen Protestierweg für solche Fälle: Schließlich enthält meine Aufnahme einen eindeutigen Verspieler, den sich Genevieve Lacey nie erlauben würde. Allein mir gehört das Copyright für diese Aufnahme. Einen Tag später die gute Nachricht von Soundcloud: Wir bitten um Verzeihung. Word. Meine Fantasie mit Fehler ist jetzt wieder anhörbar.

Aleks Scholz

23. März 2020

Homeoffice-Frisuren und andere neue Erkenntnisse aus dem Sozialleben

Meine Mutter hat in den letzten Tagen gelegentlich Videokommunikationstools benutzt: Facetime mit der Familie meines Bruders, Skype mit der Familie meiner Schwester, WhatsApp-Videoanrufe zum Test mit einer Freundin.

Heute will sie wissen, wie das jetzt geht, wenn man mit mehreren gleichzeitig reden will. Dass das möglich ist, weiß sie, weil ich mich gestern Abend mit Getränken in mein Zimmer zurückgezogen und zwei Stunden mit Aleks, Hanna und Wolfseule wichtige Themen, also vor allem Stofftiere, besprochen habe. “Netto finde ich die Sozialbilanz von Corona bisher eigentlich positiv”, habe ich im Laufe des Gesprächs gesagt, “weil wir uns ja wahrscheinlich sonst nie zu viert getroffen hätten.”



Es sieht so aus, als sei Hanna Engelmeier schon nach wenigen Tagen im Homeoffice frisurentechnisch verwahrlost. Tatsächlich kommt aber nur der virtuelle Hintergrund von Zoom nicht mit Waschbären klar.

Ich richte der Mutter eine WhatsApp-Gruppe mit ihren zwei besten Freundinnen ein und zeige ihr, wie man einen Gruppenvideoanruf startet (nachdem ich es gegoogelt habe, weil ich mir selbst nicht sicher war, ob das mit WhatsApp geht).

Anfangs klemmt die Technik ein bisschen: Freundin 1 ist gar nicht zu sehen und ruft aus dem Hintergrund, dass sie versehentlich in irgendeine andere App geraten ist und den Weg zurück zu WhatsApp nicht findet. Freundin 2 ist für meine Mutter unsichtbar, kann aber wiederum von Freundin 1 gesehen werden. Ein paar Minuten später läuft alles und die drei sind zufrieden. Nur dass sie sich selbst sehen müssen, stört sie: “Da sieht man ja so alt aus!” (Alle drei sind über 70.)

Ich mische mich ein (wobei ich mich selbst sehen muss und alt aussehe) und sage, dass sie sich halt was überlegen müssen zum Thema Beleuchtung. Das habe ich gestern Abend gelernt, als Wolfseule einfach immer superfantastisch und wie ein 80er-Jahre-Film aussah (schwarzer Strickpullover, beleuchteter Zigarettenrauch). “Da schauts”, sage ich, “die Ingrid schaut viel schöner aus, weil die hat ein gutes Licht”. Die Damen justieren ihre Sitzplätze relativ zu den Fenstern. Dann besprechen sie ihre jeweiligen Spaziergehpläne, man könnte sich ja vielleicht *zufällig* begegnen.

Kathrin Passig

Grob 2019, 2020

Ich spreche Polnisch. Nur: Was ist der Bratraum in der Hose?

Ich lese davon, wie Kathrin plötzlich Rumänisch spricht. Bei zwei Dritteln des Artikels fällt mir auf, daß es mir ja genauso geht: Passiv bin ich in romanischen Sprachen ganz firm. Mein Berichtsgebiet als Journalist bringt es mit sich, daß ich unter den Sprachen, die ich eigentlich nicht kann, vor allem Italienisch, Spanisch und Französisch leidlich verstehe. Ich lese zumindest so, daß ich ein grobes Verständnis habe, um was es geht – Rest-Lateinkenntnisse helfen, aber wirklich nur passiv, und nur geschrieben. Zusammen mit dem Google Translator und Deepl wird daraus fast schon reibungsloses Textverständnis.

Für echte Kommunikation hilft wie bei Kathrin DeepL, das zumindest in der Richtung Fremdsprache -→ Deutsch deutlich natürlicher klingt als der Google Translator. Auch umgekehrt scheint er gut zu sein: Sogar in Frankreich erreiche ich damit Antworten der Konversationspartner*innen, bei denen man die gezückte Augenbraue nicht mehr spürt.

Selbst weiter entfernte Sprachen funktionieren: Ich simuliere solide Russisch- und Polnischkenntnisse; unsere Berichterstattung über diese Sprachgebiete wird besser und quellennäher, auch ohne Korrepondent*innen. Nur Witze gehen verloren. Ein Scherz in einem Interview mit einem polnischen christlichen Sauna-Meister ist in der automatischen Übersetzung völlig unverständlich:

»Finnen haben eine finnische Sauna, Russen ein russisches Verbot und Polen …
… der Bratraum der Hose?
Nur (lacht).«

Nachtrag, 25. März: Christopher Bergmann erklärt den Witz in der Redaktionskonferenz: »Der Gag bezieht sich auf die polnische Gewohnheit, in Badeklamotten in die Sauna zu gehen. Für Saunen, die von Nicht-Nackten bevölkert sind, hat sich dieser Begriff ›smażalnia gaci‹ (frei übersetzt in der Tat ›Hosenbraterei‹ – eine smażalnia ryb ist zum Beispiel eine Fischbraterei oder wie auch immer man das auf Deutsch nennt) eingebürgert.«

Nachtrag Nr. 2, auch 25. März: Kathrin Passig kann noch mehr aufklären: die Russen haben wohl (in diesem Fall) kein russisches Verbot, sondern eine Banja – der Übersetzer hat in »ruską banię« nicht die Banja, sondern »ban«, Verbot, erkannt.

Felix Neumann

März 2020

Nähen mit Hilfe vom 3D Drucker

Die Welt kämpft zur Zeit gegen eine Pandemie, genauer, gegen Covid-19. Nahezu jedes Land hat seine eigene Strategie, die Ausbreitung der Infektion zu verlangsamen oder gar zu vermeiden.

Ich wohne zur Zeit in Tschechien, bin hier geboren, aber in Deutschland aufgewachsen, und seit sieben Jahren lebe ich zur Hälfte dort, zur Hälfte hier. Als ich am 21. Februar 2020 rüber fuhr, ahnte ich nicht, was alles passieren würde.

Corona hat auch hier in Tschechien das Leben verändert. Schon kurz nachdem die ersten Fälle diagnostiziert wurden, wurden die Grenzen zu Deutschland und Österreich geschlossen, einen Tag später wurde eine allgemeine Ausgangsbeschränkung eingeführt und seit dem 16. März dürfen alle nur noch mit einer Schutzmaske, die den Mund und die Nase bedeckt, hinaus gehen. Wer keine Maske hat, muss zumindest einen Schal umbinden.

Woher eine solche Maske nehmen? Und was noch viel wichtiger ist: in Krankenhäusern, Arztpraxen, Pflegeheimen fehlen jede Menge Schutzmasken. Und so hat Tschechien begonnen, Masken aus Baumwollstoffen zu nähen. Hunderte, Tausende von Menschen nähen unermüdlich Masken. Ich übrigens auch, gestern habe ich meine 100. Maske fertig genäht und ich nähe weiter, denn der Bedarf ist groß.

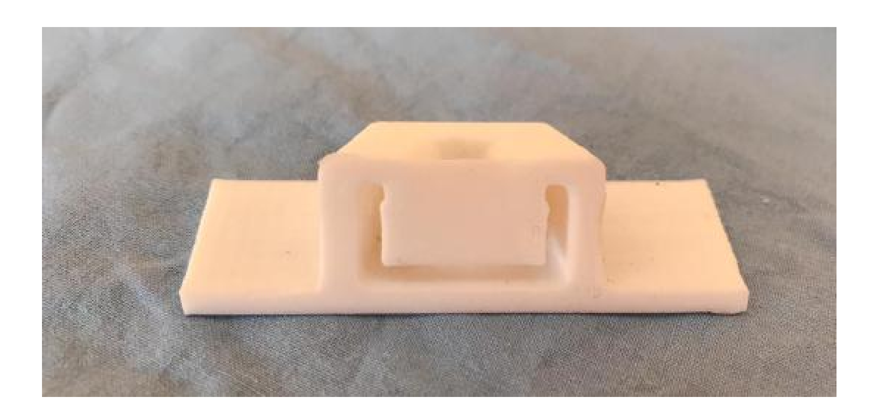
Dass dieser Bedarf groß ist, spürt man leider. Speziell die Masken für medizinisches oder pflegerisches Personal müssen so genäht sein, dass sie bei 90 Grad gewaschen werden können. Das geht nur, indem man die Masken mit Baumwollbändern ausstattet statt mit Gummiband. Aber leider gibt es weder Baumwollbänder noch Schrägbänder und auch keine Gummibänder mehr zu kaufen, die Lager der Geschäfte und Firmen sind in Tschechien leer.

Also müssen wir uns Bänder selbst herstellen. Jeder, der schon mal versucht hat, Schrägband selbst herzustellen, weiss, wie mühselig das ist. Erst wird ein Stoffband von 4 cm Breite in der Mitte gefalten und gebügelt, danach wird jede Seite zur Mitte hin umgeklappt und auch gebügelt. So hat man saubere Kanten und nichts kann ausfransen. Für eine Maske kann man das so machen, notfalls auch für zwei, aber nicht mehr für 100, dafür ist es einfach zu zeitaufwändig.

Mittlerweile gibt es Gruppen in den sozialen Netzwerken bzw. Webseiten, wo man schauen kann, wer was anbietet bzw. benötigt. Und so habe ich jemanden hier bei uns im Nachbarort gefunden, der Schrägbandformer mit

einem 3D-Drucker ausdruckt und zum Selbstkostenpreis abgibt. Und einen solchen Schrägbandformer habe ich seit gestern zuhause. Würde ich ihn ausdrucken, ich hätte noch an zwei Löcher gedacht, um ihn z. B. auf einer Holzplatte oder direkt auf dem Bügelbrett zu befestigen. Ich hab den Schrägbandformer nun mit einer Schraubzwinge am Bügelbrett festgeklemmt.





Man schiebt also das 4 cm breite Stoffband hinein und zieht auf der anderen Seite das gefaltete 2 cm breite Stück heraus. Je fester der Stoff ist, desto besser funktioniert es. Ist der Stoff zu weich, fällt es wieder auseinander. Um die Faltungen stabiler zu machen, ist es sinnvoll, das gefaltete Band festzubügeln, dann geht es nicht mehr so schnell auseinander.



Und auch wenn dieses kleine Teil schon eine enorme Hilfe ist, so würde ich mir noch eine automatische Kurbel wünschen. Denn mit einer Hand halte ich den 4 cm breiten Stoffstreifen, mit der zweiten Hand ziehe ich das gefaltete Schrägband hinaus. Und dann fehlt mir die dritte Hand, um es direkt festzubügeln.

So, ich gehe jetzt wieder an die Nähmaschine, Masken nähen.



Video: www.youtube.com/watch?v=20CObUFEenc

Jana Sandner

27. März 2020

Meine erste Remote-Tagung: Das Diaabend-Zubehör ist gar nicht obsolet!

Alle meine Tagungstermine sind abgesagt worden. Bis auf einen: Am 24. Februar bin ich für den "Digitalsalon" in Darmstadt angefragt worden, in der Mail stand damals

> “Alternativ zu Ihrer physischen Präsenz in Darmstadt (und den damit möglichen Ereignissen außerhalb des Protokolls) wäre auch Ihre Intervention per Skype möglich, die wir dann für die zweite Hälfte des Gesprächs ansetzen würden.”

Ich habe keine guten Erfahrungen mit der Remote-Zuschaltung einzelner Personen gemacht und deshalb meine physische Präsenz in Darmstadt versprochen, aber dazu ist es pandemiebedingt nicht gekommen. Stattdessen nehmen jetzt alle Eingeladenen aus der Ferne an der Veranstaltung teil.

Einen mittelgroßen Teil meines Einkommens habe ich bisher mit meiner Bereitschaft verdient, herumzureisen und vor Ort an Veranstaltungen teilzunehmen. Deshalb hatte ich bis vor wenigen Tagen überhaupt keine Erfahrung mit Videokonferenzen. Seitdem habe ich ein bisschen bei privaten Anlässen geübt und dann noch ein paar Blogbeiträge mit Ratschlägen gelesen. André Spiegel besitzt irgendein Wunderding, das ihn ebenmäßig von vorn ausleuchtet, und denkt sogar über gesicht-entglänzenden Puder nach. Thomas Wiegold hat sich ein Stück grünen Stoff als Greenscreen gekauft. Bei Zoom kann man Schneelandschaften und andere virtuelle Hintergründe verwenden, aber dafür ist mein Laptop offiziell zu alt oder zu schwach, außerdem soll bei dieser Tagung nicht Zoom, sondern ein Tool namens *Whereby* zum Einsatz kommen. Ich schreibe meiner Mutter eine Nachricht ins Krankenhaus:



Kathrin Passig

Mami, haben wir eigentlich noch die Leinwand für Diaabende? Oder hast du die etwa gerade jetzt entsorgt?

Ich könnte die morgen gut brauchen als weißen Hintergrund für die Videokonferenz.



Mami 2018

Ja, haben wir! Ist am Dachboden. Hoffentlich nicht von Mäusen angeknabbert!



Kathrin

schon gefunden!

alles bestens

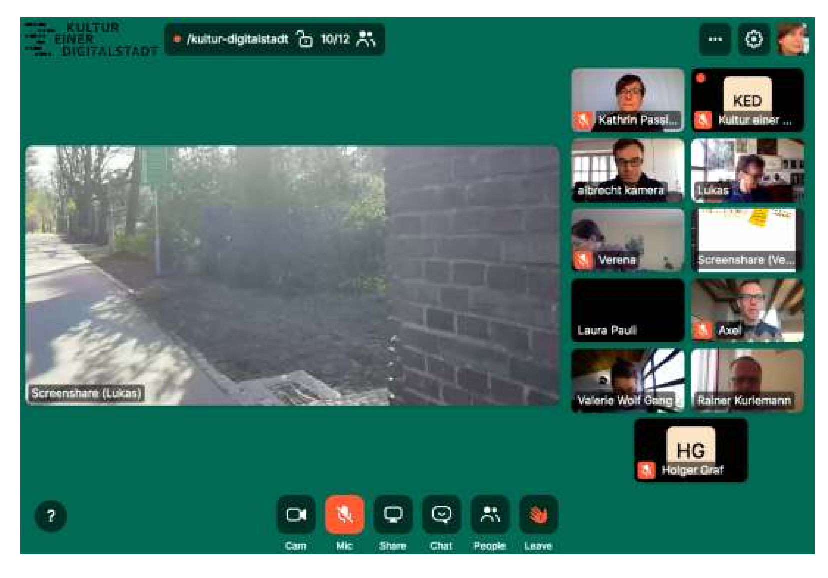
es wird so aussehen, als hätte ich mein Leben lang an Videokonferenzen teilgenommen.

In einer Ecke des Zimmers, das früher das Zimmer meines Bruders und dann das Arbeitszimmer meines Vaters war, baue ich mir einen Videokonferenzarbeitsplatz mit Licht von vorne und bringe die Laptopkamera auf die richtige Höhe.



Die Veranstalter begrüßen uns zum “Digitalen Digitalsalon”: Es ist die zweite Veranstaltung in der Reihe, aber die erste, die ohne körperliche Anwesenheit stattfindet. Anfangs läuft via Screensharing eine Reihe von Bildern, die uns den Veranstaltungsort zeigen, an dem wir jetzt eigentlich sein sollten. Schön sieht es dort aus, aber die Bilder lösen in mir keine Wehmut aus. Ich

finde es ganz gut, dass ich nur fünf Meter Arbeitsweg hatte und jetzt nicht verlegen unter fremden Leuten herumstehen muss, bis es losgeht. Und die Vögel zwitschern auch da, wo ich bin.



Ja, ok, die Dialeinwand wirft noch ein bisschen Falten.

Ich kann mir selbst aussuchen, welches der kleinen Kamerabilder und Screenshares der anderen Teilnehmenden ich größer betrachten möchte. So sehe ich zum ersten Mal einer Veranstaltungszeichnerin via Screensharing direkt bei der Arbeit zu und lerne dabei was über digitale Zeichentechniken.



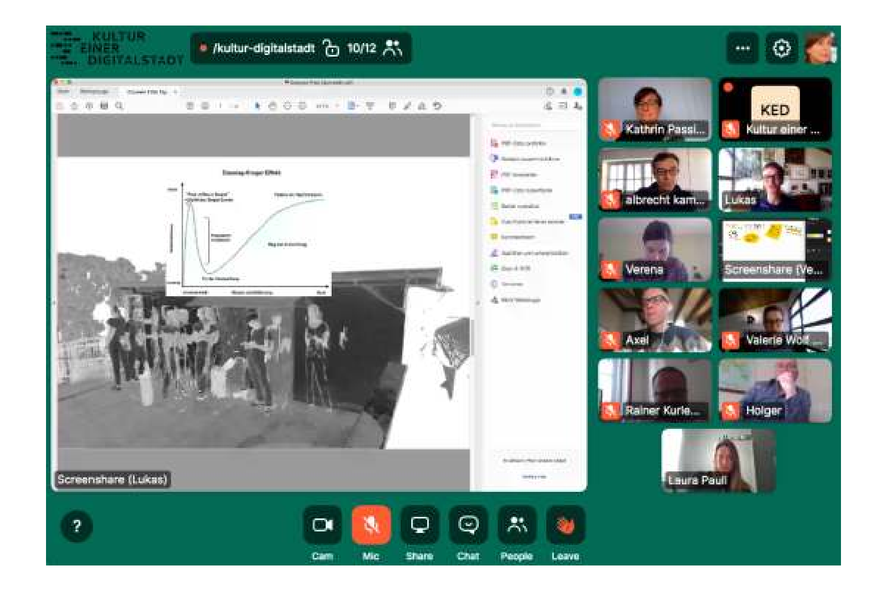
Da ich weder Gesichter noch Stimmen wiedererkennen kann, ist es für mich außerordentlich hilfreich, dass jedes Kamerabild mit dem Namen der jeweiligen Person beschriftet ist. Wie schön und einfach wäre mein bisheriges Tagungs- und Seminardasein gewesen, wenn die Realität so etwas auch hätte!

Vorteilhaft finde ich auch, dass man mit dem Ausschalten des Mikros selbst signalisiert, dass man jetzt zu Ende geredet hat, und bei anderen am Einschalten des Mikros erkennen kann, dass sie etwas sagen wollen.

Der vorher per Mail verschickte Zeitplan wird genauso wenig eingehalten wie bei den meisten ortsgebundenen Veranstaltungen, obwohl sich einer der beiden Veranstalter vorher extra schöne Icons aus Pappe gebastelt hat, darunter eins von einer Sanduhr, das er in die Kamera hält, wenn jemand zu lange redet. Die inzwischen wieder aus dem Krankenhaus entlassene Mutter beschwert sich darüber während des hastigen Mittagessens. Das sei keine familienfreundliche Konferenzplanung. “Die anderen haben doch bestimmt

auch Hunger!" Für künftige Tagungen glaube ich, dass eine in die jeweiligen Videofenster eingeblendete Redezeit-Uhr hilfreich wäre, wie es sie manchmal auf den Slides bei Ultrakurz-Vortragsformaten gibt. Man könnte sogar individuelle Gesamtredezeiten oder Männer-vs-Frauen-Gesprächsanteil viel einfacher als bisher messen und anzeigen.

Für künftige Veranstaltungen lerne ich dazu, dass es günstig wäre, anfangs eine halbe Stunde einzuplanen, in der man mit allen gemeinsam die Optionen der jeweiligen Plattform ausprobiert: "Jetzt teilen alle mal ihren Screen, dann wisst ihr nachher schon, wie das geht." Ein gemeinsames Protokoll-Dokument, in das parallel zur Veranstaltung alle hineinschreiben können, und eine Tagungsplattform mit halbwegs komfortablem Chatkanal wäre auch hilfreich. Und ich weiß jetzt, dass man bei Remote-Tagungen genau wie auch sonst auf Slide-Lesbarkeit achten muss. Zumindest auf meinem 11-Zoll-Display ist nämlich bei einigen Screenshares nur sehr wenig zu erkennen. In der folgenden Ansicht sind beispielsweise die Grafikbeschriftungen unlesbar. Aber das wäre wohl auch in einem Tagungsraum ein Problem gewesen.



Insgesamt ist es ungefähr so anstrengend und auch ungefähr so produktiv, wie ich bei einer Veranstaltung vor Ort erwartet hätte. Nur die Gespräche vorher, in den Pausen und nachher fehlen, und in denen lerne ich meistens viel interessantere Dinge als während der eigentlichen Tagung. Aber fürs erste Mal lief es erstaunlich gut und ich bin zuversichtlich, dass auch das Pausenproblem demnächst gelöst wird.

Kathrin Passig

15.–27.03.2020

Gamersoftware rettet die Vorlesung

Die Planung:

Das neue Semester an unserer Hochschule startet am 16.03.2020 wegen der Corona Pandemie ohne Präsenzlehre. Ich plane, die Vorlesungen mit Lernvideos und mit einem AdobeConnect Stream zu ersetzen. Den Stream möchte ich nutzen, um den Studierenden Frage- und Diskussionsmöglichkeiten zu bieten. Seit etwa 2012 nutze ich einen Tablet-PC für die Vorlesungen und die Erstellung von Screencasts. Ein Semester aus Remote-Vorlesungen fürchte ich also nicht besonders.

Das Videokonferenztool AdobeConnect wird vermutlich wegen Überlastung nicht funktionieren, daher bekomme ich von einem meiner Kinder eine kleine Einführung in Discord, das aktuell bei Gamern am weitesten verbreitete Chat- und Streamingtool. Es gibt in einem siebenköpfigen Haushalt wenige ruhige Plätze und so ziehe ich mit meiner ganzen Technik in unser „Bastelzimmer", ein Hobby- und Chaosraum mit mehr verschiedenen Nutzungen als Platz. (Das Bastelzimmer ist auch für Tonpapier, Sport, Filzwolle, Töpfern, Gäste, Bügelperlen, Nähsets, chemische Experimente, Instrumente und vieles mehr zuständig). Der Keller mit dem Router ist nebenan und ich bohre ein Loch in die Wand, um ein LAN-Kabel direkt zum Router legen zu können. Version 0.1 des Studios ist damit fertig. Meine sechsjährige Tochter fragt, was ich da mache. Ich erkläre ihr, dass ich heute Vorlesung aus dem Bastelzimmer mache und dass nachher 20 Studierende zuhören: „Alle bei uns im Bastelzimmer?" fragt sie. „Äh … Ja". Oder so.

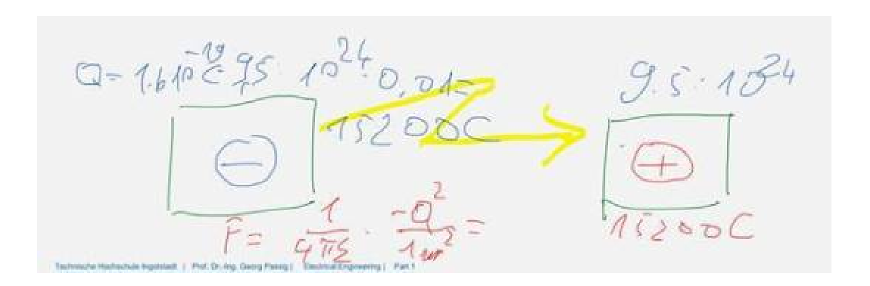


Das Studio Version 0.1

Der Start:

Wie zu erwarten, ist der AdobeConnect Service am Montag zum Semesterbeginn überlastet und ich verlege die erste Vorlesung des Semesters in Discord. Der acht Jahre alte Tablet-PC entpuppt sich als zu leistungsschwach zum Aufnehmen und gleichzeitigem Streamen, also baue ich während der Vorlesung auf das Notebook um. Von 22 Hörern trudeln allmählich 18 in Discord ein, bringen nacheinander ihre Mikros und den Videostream zum Laufen. Die Vorlesung beginnt mit 30 Minuten Verspätung. Ich vermisse beim Erklären meinen Stift und mein Tablet, also hole ich mittendrin schnell das kleine

Wacom Grafiktablett von den Kindern. Jetzt habe ich diese schwarze Schreibfläche an das Notebook angeschlossen und kann mit zittriger und krakeliger Handschrift live in die Folien malen.



Die Studierenden sind sehr diszipliniert, sorgen untereinander für Mikrofondisziplin und ich bekomme nach etwas Anlaufschwierigkeiten sogar Interaktion, Diskussion und Antworten sowohl im Audio-, als auch im Textchat. Die Vorlesung endet ganz traditionell:



Am Dienstag erwarte ich 50 Zuhörer zur ersten Vorlesung in einem anderen Fach – es finden sich nur etwa 30 auf Discord ein, aber an diesem Tag bin ich vorbereitet und schneide die ganze Vorlesung zusätzlich mittels „ShareX“, einem Screenrecording-Tool, auf Video mit. Leider führt das zu ständigen Aussetzern im Stream, wie ich von den Zuhörern erfahre.

Die nächsten Tage und Vorlesungen gehören dann dem Technik-Feintuning. Der alte Tablet-PC soll wegen der besseren Handschrift weiter nutzbar bleiben, das Streamen und die Aufnahme sind aber auch wichtig. Letztendlich läuft auf dem Tablet jetzt OneNote und UltraVNC, ein Remote-Desktop-Tool, mit dem ich den Tabletbildschirm zum Notebook spiegeln kann. Das Notebook empfängt diesen Stream mit UltraVNC. Dieses Bild nimmt OBS, ein Videoaufnahmetool aus der Gamerszene, auf und versieht es mit einem

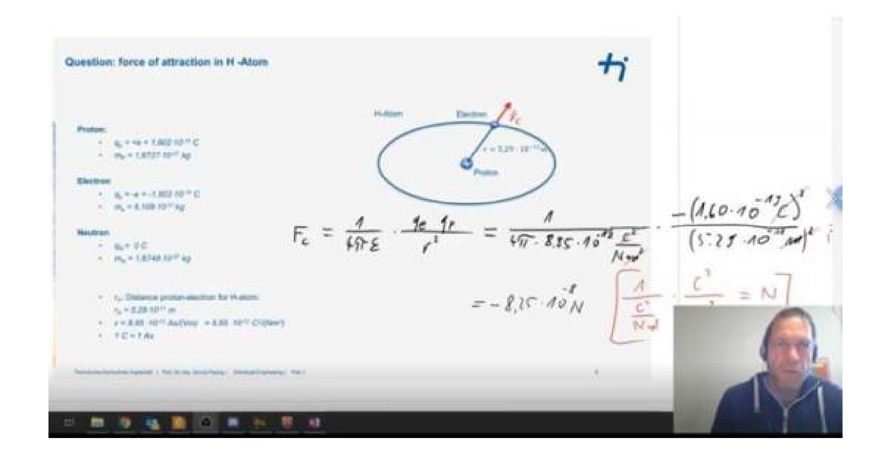
kleinen Kamerabild von mir und der Tonspur vom USB-Mikrofon. Dieses kombinierte Bild aus Tabletbildschirm, Ton und Kamerabild wird dann von Discord an die Studierenden gestreamt.

Da nie alle Studierenden da sind, vereinzelt Verbindungen abreißen und der Stream Aussetzer durch zu geringe Bandbreite im Studentenwohnheim hat, ist ihnen der Mitschnitt auf Video ebenfalls wichtig, den ich nach der Veranstaltung dann in der Lernplattform Moodle ablege.


POLIZEI-SPERRZONE
POLIZEI-SPE



Das Studio, Version 0.9



Bei den eingesetzten Softwaretools OBS (Open Broadcast Studio), ShareX und UltraVNC handelt es sich um Open Source Tools. Discord ist kostenlos. Nach den positiven Erfahrungen mit Discord unter den schwierigen Bedingungen derzeit bin ich „Discord Nitro“ Mitglied geworden und dürfte jetzt sogar animierte Emojis für die Vorlesung nutzen.

Georg Passig

Seit vielen Jahren

Komposition für Groß und Klein

Im Vergleich zu Felix Neumann tue ich mir dank Compose-Key (vor einigen Jahren bereits einmal hier beschrieben) deutlich leichter. Linux mag gegenüber anderen Betriebssystemen einige Usability-Schwächen aufweisen, aber in puncto Sonderzeichen-Eingabe nicht. Ein paar Beispiele:

- [Compose < <] = «
- [Compose > >] = »

- [Compose . .] = . . .
- [Compose – - .] = –
- [Compose – - -] = —
- [Compose / o] = ø
- [Compose , c] = ç
- [Compose c g] = ǧ
- [Compose 1 3] = ⅓
- [Compose 7 8] = ⅞
- [Compose _ _] = ¯
- [Compose “ e] = ë
- [Compose ~ n] = ñ
- [Compose ~ ˆ o] = ỗ
- [Compose . i] = ı
- [Compose f s] = ſ
- [Compose S S] = ẞ
- [Compose e e] = ə
- [Compose = e] = €
- [Compose L -] = £
- [Compose C C C P] = ☭

(Alles geht von Haus aus leider nicht (beispielsweise ˀ, ₽, ∂ oder ֍), aber man kann die Liste an Kompositionssequenzen noch weiter ergänzen und ausbauen.)

Lukas Daniel Klausner

16.–27. März 2020

Fernunterricht mit dem Rasierapparat

K. ist Trompeter und Lehrer an einer Musikschule. Wie alle Lehrkräfte in der Schweiz unterrichtet er seine Schülerinnen und Schüler seit dem 16. März aus der Ferne. Er entscheidet sich gegen einen Unterricht per Videokonferenz, einerseits weil er selbst kein grosser Freund solcher Technologien ist, andererseits weil er sich vorstellt, dass die Ressource Computer dieser Tage gerade in Haushalten mit Kindern eine hart umkämpfte sein könnte. In normalen Zeiten kommuniziert er ausserhalb der Musikstunden entweder per Mail oder Telefon und das will er auch jetzt so handhaben.

Mit Hilfe eines Geräts, das er als Rasierapparat bezeichnet – ein Zoom H2N Handy Recorder (was nichts mit der Konferenzsoftware Zoom zu tun hat) –, nimmt er zwei- bis dreiminütige Stücke auf: im Hintergrund die Begleitung aus einem Playalong, im Vordergrund sein Trompetenspiel. Die wav-Dateien verschickt er über WeTransfer. Worauf die Schülerin oder der Schüler achten und wie sie üben sollen, beschreibt er in einer separaten (Mail-)Nachricht.

Nach der ersten Woche sind die Rückmeldungen positiv, auch wenn nicht alle gleichermassen gut mit der neuen Situation zurecht kommen. Sein Verdacht bestätigt sich: Nach langen Tagen im Home Schooling mit Eltern im Home Office den Computer auch noch für die Musikstunde brauchen zu müssen, führt in einzelnen Haushalten zu Engpässen und Konflikten. Dort, wo es sich anbietet, fährt K. in der zweiten Fernunterrichtswoche mit dem Fahrrad vorbei und legt Noten und CDs mit Playalongs in die Briefkästen.

Eine Mutter schreibt, ihrer achtjährigen Tochter fehle der direkte Kontakt; sie habe Mühe, ins Üben reinzukommen. K. entscheidet, dass er für dieses Kind eine längere Sequenz von gut einer Viertelstunde aufnimmt, in der er sich direkt an das Kind wendet und mit ihm spricht, als wäre es bei ihm in der Stunde. Er spielt Töne vor und lässt Pausen, in denen die Schülerin den Ton nachspielen kann.

Jeder Schüler, jede Schülerin – teils Kinder, teils Teenager, teils Erwachsene – brauche eine andere Betreuung, erzählt er, und andere Hilfsmittel und Unterlagen. Das ist nicht anders als sonst, aber aufwändiger bereit zu stellen. „Und ich muss mir beim Spielen viel mehr Mühe geben als in der Stunde. Die Aufnahmen hören ja dann alle, Geschwister, Eltern, Grosseltern … und womöglich immer wieder!“

Franziska Nyffenegger

31. März 2020

Telefonieren wie immer, nur anders



Da ich ohnehin aus dem Heimbüro arbeite, hat sich mein Arbeitsverhalten auch in den vergangenen Wochen der recht strikten häuslichen Isolierung wegen der Coronavirus-Pandemie kaum geändert. Wie üblich gehe ich vom Schlafzimmer ins Badezimmer in die Küche für den Kaffee und dann ins Arbeitszimmer. Und wie sonst auch nehmen Telefonate einen großen Teil meiner Arbeitszeit ein.

Dabei rufe ich zwar meist die gleichen Leute an wie bisher auch – aber dennoch habe ich ein völlig geändertes Telefonverhalten.

Die meisten Telefongespräche führe ich vom Schreibtisch aus, und normalerweise rufe ich von meinem Festnetztelefon jemand auf seinem Festnetztelefon in einem Büro an. Deshalb, das hat sich über die Jahre so erhalten, habe ich für meine Festnetzleitung zwar eine Flatrate für unbegrenzte Gesprächszeit – aber nur für Anrufe im Festnetz.

Anrufe bei Mobilfunknummern kommen bei mir beruflich eher selten vor, deshalb habe ich für mein Mobiltelefon zwar keine Flatrate, aber ein Zeitkontigent von 300 Minuten (minutengenau abgerechnet), was sonst immer völlig gereicht hat. Das ganze ist natürlich kostenoptimiert, als Freiberufler muss ich das ja alles selbst bezahlen. Auch wenn solche Aufteilungen je nach angerufener Nummer längst ein Anachronismus sind.

In diesen Pandemiezeiten passt meine sorgfältig ausgetüftelte Optimierung nicht mehr. Denn viele meiner Gesprächspartner sitzen nun auch im home office. Und auch wenn etliche ihr Bürotelefon auf ihr Handy umgeleitet haben, gibt es viel mehr als früher, die nur direkt über ihre Mobiltelefonnummer erreichbar sind.

Ende März stelle ich fest, dass ich recht nahe an die monatliche 300-Minuten-Freigrenze in meinem Mobilfunkvertrag herangekommen bin – und wenn es drüber geht, wird es unverhältnismäßig teuer. Zum 1. April stelle ich deshalb das Kontingent auf 500 Minuten im Monat um und hoffe, dass das ausreicht. Aber genau werde ich das erst in ein paar Wochen wissen.

Für mein mobiles Datenvolumen, auf einem anderen Mobiltelefon mit separater SIM-Karte, stelle ich den genau gegenteiligen Effekt fest: Weil ich ja permanent im häuslichen WLAN bin, habe ich im März fast nichts von meinen Mobildaten verbraucht. Ich lasse die Einstellung auf 4,5 Gigabyte für den nächsten Monat dennoch mal stehen. In einer Mischung aus viel Optimismus und viel Pessimismus: Wenn ich doch wieder mal mehr raus darf, freue ich mich, dass ich genügend Datenvolumen habe. Wenn ich aus unschönen Gründen raus muss, habe ich wenigstens genügend Datenvolumen.

Thomas Wiegold

März 2020

Die arme Frau Tippel (ist gar nicht so arm)

“Die arme Frau Tippel”, fällt meiner Mutter als Erstes ein, als sie von den coronavirusbedingten vorübergehenden Ladenschließungen erfährt. “Die ist ja auch schon über achtzig, die muss jetzt sicher dichtmachen.” Im Stoffhaus Tippel durfte ich mir als Kind bei jedem Besuch einen Knopf für meine Knopfsammlung aussuchen, deshalb bin ich jetzt auch kurz traurig.

Bei Amazon möchte ich derzeit nichts bestellen: Offenbar herrschen in den Logistikzentren Überlastungszustände wie kurz vor Weihnachten. Zwei Wochen lang kaufen wir außer Lebensmitteln einfach gar nichts. Ich führe eine Liste, was später irgendwann einmal bestellt werden soll, noch in der Absicht, das bei Amazon zu tun. Dann aber sind noch unschönere Dinge als bisher über fehlende Schutzmaßnahmen und Krankschreibungsmöglichkeiten in den Logistikzentren zu lesen und meine aus historischen Gründen bisher ziemlich robuste Zuneigung zu dem Unternehmen erreicht einen Tiefstand.

Es dauert tatsächlich mehrere Tage, bis mir einfällt, dass man ja auch bei Unternehmen kaufen kann, die gar nicht Amazon sind. Dann sind nur noch die Zusteller überlastet. Ich bestelle die fehlenden Dinge bei einem Kühlschrank-Ersatzteilversand, zwei Kleidungsanbietern, einem Nähzeugladen und einem Elektronikversand. Wie erwartet ist es mühsam, sich jedesmal wieder ein neues Kundenkonto anzulegen und den Sonderwünschen der jeweiligen Unternehmen nachzukommen (Passwort aus genau 8 Zeichen, davon 5 Konsonanten, mindestens 2 Zahlen und höchstens 4 Sonderzeichen), aber auch wieder nicht so mühsam wie gedacht. Meine Vorstellung von Nicht-Amazon-Onlineshops war wohl auf dem Stand der frühen Nullerjahre stehengeblieben. Der Elektronikversender Conrad hat sogar viel intelligentere Filtermöglichkeiten für die Suchergebnisse. Bezahlen kann ich überall mit PayPal, das ist geringfügig mühsamer als bei Amazon, wo man meine

Bankverbindung gespeichert hat und alle Rechnungsbeträge per Lastschrift einzieht. Es erfordert aber immerhin nicht, dass ich bei jeder Bestellung aufstehe, meine Kreditkarte hole und deren Daten eintippe.

Ich möchte auch gern den geschlossenen lokalen Einzelhandel unterstützen. Allerdings ist unvorhersehbar, wer davon mit einem – und sei es noch so provisorischen – Versandableger im Netz vertreten ist und wer nicht. Einige Läden existieren im Netz gar nicht und aktualisieren noch nicht mal ihre Facebookseiten. Aber auch in der umgekehrten Richtung gibt es Überraschungen: Die alte Frau Tippel hat einen einwandfreien Onlineshop, schon seit 2005.

Kathrin Passig

2. April 2020

Pandemie-Tagebuch, dritte Woche

Klare Lockdown-Strukturen im Wohnzimmer: Morgens zur Arbeit ans Fenster, zum Windows-Laptop, wo es MS Teams und Zoom gibt. Am frühen Nachmittag zerfasert der Arbeitswille. Letzte Meetings um zwei oder drei. Danach Streunen, Essen, Mittagsschlaf, in wechselnder Reihenfolge, je nach Wetter und Gezeiten. Abends eine völlig andere Art Arbeit an der Heizung, mit dem alten Macbook, auf dem alles mögliche nicht mehr funktioniert. Keine Meetings, keine Büro-Email, kein OneDrive. Nicht mal die Website der Universität kann ich noch aufrufen. Das Macbook beschützt mich vor der offiziellen Arbeit und gibt mir die Freiheit, andere Dinge zu tun. Außerdem fällt regelmäßig das R aus der Tastatur. Ich erfinde zwei Kategorien Arbeit, offiziell und inoffiziell, Windows und Mac, Fenster und Heizung.

Die Videokontakte sind beiläufiger geworden. Früher hat man Skypepläne Tage im voraus gemacht. Jetzt trifft man sich mal schnell zum Bier auf Zoom für eine Stunde. Ich zeige Kathrin ein paar Schafe am Wegesrand und höre Geräusche aus ihrer Küche. Dawn zeigt mir ihren Garten in Boston. Ich laufe

mit ihr um mein Haus. Letzteres übrigens in Houseparty, einer Videochat-App, die sich hervorragend für solche kurzen Interventionen eignet. Vor allem gefällt mir, dass man damit die zweite Kamera des Handys benutzen kann, das heißt, man kann in beide Richtungen zum anderen streamen. Ich kann anderen zeigen, was ich gerade sehe, was viel besser ist, als ihnen mein Gesicht zu zeigen.

Jeden Morgen mehrere Stunden konzentrierte Arbeit an Dirks Paper. Ich tue nicht viel außer schreiben, Literatur durchsuchen und nachdenken. Eine Art Arbeit, die ich seit Jahren nicht gemacht habe, weil dafür keine Zeit blieb. Herausfinden, wie ein Stern tickt. Gleichzeitig die Art Wissenschaft, die mir am meisten Spaß macht. Dirk erledigt parallel die Datenanalyse, was er viel besser als ich kann. Die Disruption gegen sich selbst verkehren, das neue Leben so einrichten, wie das alte sein sollte. Neben dem Paper auf Overleaf läuft immer ein Chatfenster mit Dirk. Ab und zu wechseln wir ein paar Worte, in einem schnell eingerichteten Zoom-Fenster. Es fühlt sich so an, als wäre ich wieder mit ihm im Büro, wie damals vor 20 Jahren, als Dirk am Schreibtisch ein paar Meter entfernt saß, im großen Büro in Haus M der Sternwarte. Nächste Woche, so beschließe ich, arbeite ich mit Kora in Lissabon, und zwar an was anderem. Es ist wie im Traum, ein Büro mit Wunschpartnern, und ich muss die Schlafanzughose nie ausziehen.

Aleks Scholz

5. April 2020

Die Mutter hat einen Laptop, der Vater eine Meinung und der Bruder verlässt das Bild

Ich wohne nicht in der Nähe meiner Eltern und meiner Geschwister und sehe sie nur relativ selten, zum Beispiel an Ostern. In diesem Jahr wird ein solches Familientreffen wegen der coronabedingten Quarantänemassnahmen ausfallen. Vielleicht wäre eine Videokonferenz eine Alternative?

Am Sonntag vor Ostern schicke ich meiner Familie einen Zoom-Link und lade sie gegen Abend zu einem Test-Meeting ein. Meine Mutter loggt sich ein, sieht und hört mich aber nicht. Ich rufe sie auf ihrem Mobiltelefon an. Sie ist ganz aufgeregt und begeistert, mich auf ihrem Bildschirm zu sehen und ich brauche einen Moment, um zu verstehen, dass ihr Computer wohl weder eine Kamera noch ein Mikrophon hat. Sie kommt von selbst darauf, es auf ihrem Laptop zu versuchen. Dass es geklappt hat, merke ich erstens daran, dass ich sie nun auch sehe und zweitens an den Rückkopplungen, die unsere auf Lautsprecher geschalteten Mobiltelefone verursachen. Wir beenden die telefonische Kommunikation und unterhalten uns via Zoom.

Dann kommen auch mein Bruder, seine Frau und ihre zwei Söhne dazu. Sie sitzen an ihrem Esstisch und haben wohl ein Tablet aufgestellt, so dass sie alle gut zu sehen und zu hören sind. Ich frage nach meinem Vater, der technisch zumindest theoretisch besser ausgerüstet ist als meine Mutter, und sich zum Beispiel über sein iPad dazu gesellen könnte. „Er sitzt vor dem Fernseher“, sagt meine Mutter und holt ihn aus dem Wohnzimmer in ihr Büro, weil ihr nicht einfällt, dass sie mit dem Laptop durch die Wohnung gehen könnte. Missmutig schaut er sich das Ganze an und grummelt etwas von Blödsinn, worauf mein Bruder sich demonstrativ aus dem Bild bewegt, eine, wie ich finde, sinnvolle Geste, um dem Unmut des Vaters auszuweichen. Der Vater grummelt noch zwei drei weitere Sätze und verschwindet dann wieder. Wir unterhalten uns eine gute Viertelstunde und stellen fest, dass Zoom zwar funktioniert, aber keine Alternative zum Osterfest sein kann.

Alina Smithee

08.04.2020

Spielstand beim Hörbuch

Das Kind hat seit der Schulschließung im März ein neues Hobby: es liest. Harry Potter. Da es aber auch sehr gerne zeichnet oder herumrennt oder mit Heißkleber hantiert oder sehr sehr filigrane Dinge aus Fimo oder Modelliermasse herstellt, oft auch wunderschöne Questgegenstände aus berühmten Computerspielen, muss es sich ständig entscheiden, ob es lesen will oder die anderen spannenden Dinge tun.

Die Lösung kommt über Nacht: wir haben Harry Potter Band 5 noch auf CDs. Richtigen CDs. Wir haben auch einen CD-Spieler. Alle sind glücklich, vor allem das Kind. Nun kann es spannende Dinge tun UND Harrys Schicksal weiterverfolgen.

Eines Abends komme ich sehr spät am Zimmer vorbei, Rufus Beck raunt noch immer magische Dinge. “Du musst ins Bett, Kind”, sagte ich, “auch wenn du keine Schule hast.” – “Ich weiß”, murmelt das Kind. Und dann zückt es schlaftrunken sein Smartphone, fotografiert das Display des CD-Players, macht die CD aus und dreht sich endgültig zur Wand.

“Warum hast du das gemacht?”, frage ich das Kind.

“Falls ich morgen die Heißklebepistole brauche und den CD-Player ausstecken muss.”

Ich erkenne den Zusammenhang erst nach einer Minute. Der CD-Player merkt sich die Stelle, an der er die CD abgespielt hat nur so lange, wie er eingesteckt bleibt. Steckt man ihn aus oder nimmt man die CD heraus, weiß er nicht mehr, wo er war.

Mit Hilfe des Fotos kann das Kind aber jederzeit zumindest an die Stelle vom vorigen Abend zurückspringen. Oder eben an die Stelle, die es zuletzt fotografiert hat.

Die langfristige Lösung war dann der Kauf einer Doppelsteckdose für diese Ecke des Zimmers.

Pia Ziefle

11. April 2020

Coronifizierte Abhollogistik

Mein Schreibtischstuhl ist kaputt, ich brauche einen neuen.

Durch die Corona Pandemie richten sich wohl gerade viele Leute einen vollwertigen Heimarbeitsplatz ein, die vielleicht bisher keinen hatten – jedenfalls ist die Lieferzeit für Bürodrehstühle gerade ziemlich lang.

Kollegen, deren Urteil ich einigermaßen vertraue, berichten von einem brauchbaren Exemplar bei Ikea, dieser ist aktuell lieferbar und bezahlbar – also klicke ich mir diesen.

Die Lieferung durch Ikea ist ziemlich teuer (35 Euro), aber sie bieten einen Abholservice für 10 Euro, den es anscheinend auch in nicht-Coronazeiten schon gab. Ich wähle mit der Bestellung die Filiale, an der ich das Paket abholen möchte und eine Uhrzeit aus, wann das Paket bereit stehen soll, dies ist am nächsten Werktag der Fall.

In der Bestätigungsemail steht, dass sie die Ausgabe coronifiziert haben und damit alle Sicherheitsbestimmungen einhalten, ich möge bitte in der gewünschten Zeit vorbeikommen und einfach der Ausschilderung folgen.

Leicht gespannt auf die Coronifizierung und mit etwas Vorfreude, seit über vier Wochen den eigenen Stadtteil zum ersten Mal wieder zu verlassen, schnappe ich mir ein Carsharing-Auto und fahre zu Ikea.

Dort angekommen werde ich von jemand in Leuchtglitzerjacke am rechten Beifahrerfenster (der Abstand ist größer und das geht, weil es keine Autos mit mechanischen Fensterkurbeln mehr zu geben scheint) begrüßt und nach der letzten Ziffer meiner Bestellnummer gefragt.

Sekunden wie Stunden, endlich hab ich sie in der Email gefunden – ich werde freundlich zum Counter mit der passenden Endziffer geschickt – dort wird wieder durchs Beifahrerfenster die ganze Bestellnummer abgefragt und ein Blick auf meinen Ausweis geworfen, die Bestellung frei gegeben und ich werde zu meinen Abholslot geschickt.

Der riesige Ikea-Parkplatz ist in viele Abholslots aufgeteilt, diese bestehen aus einer stehenden Europalette und den Slotbezeichnungen, daneben ist immer ein Autoparkplatz frei, dann bleiben zwei, drei weitere frei, dann kommt der nächste Slot.



Im Bild die Slotreihe A

Ich habe A~~38~~18, dort fahre ich hin und warte.



Nach sehr kurzer Zeit (ich zahle Minutenpreise für das Auto und bin noch nicht nervös geworden) kommt eine Ikea-Angestellte mit einem Wagen und meinem Paket in meine Nähe, fragt noch mal nach meinem Namen und wünscht mir einen schönen Tag. Ich schiebe den Wagen bis zum Auto, einladen – Einkaufswagen wegbringen, und schnell mit der Beute nach Hause.

So würde ich ja gerne immer bei Ikea einkaufen. Schnell, stressfrei, auf den Punkt.

Kein ewiges Gerenne erst durch die ganze Ausstellung und dann mürbe und willenlos in der Markthalle noch eben 500 Teelichter und was man alles sonst gerade nicht braucht in den Wagen werfen, um im Anschluss das Fach im Lager für den blöden Küchenstuhl, für den man sich auf den Weg gemacht hat, leer vorzufinden – könnte Ikea das bitte so beibehalten?

Alexander Stielau

11. April 2020

Zoom Meeting per Telefon

Am nächsten Wochenende hätte eigentlich ein Workshop stattgefunden, der aber aufgrund der Corona Maßnahmen ausfallen wird. Die beiden Ausbilderinnen haben beschlossen, wenigstens einen Teil des Programms per Zoom zu machen. Vorab wurde dazu eine kleine Umfrage gestartet, um zu sehen, wie es um die Bereitschaft steht, sich auf ein solches Bildschirmereignis einzulassen. Die ca. 25 Teilnehmer*innen sind 30 bis knapp 70 Jahre alt. Nur drei von ihnen freuen sich auf das Angebot. Sie arbeiten sowie schon mit Zoom, Skype oder Google Meet. Alle anderen sind skeptisch oder dagegen, entweder weil sie sich von der Technik überfordert fühlen oder sich nicht dem blauen Licht eines Bildschirms aussetzen wollen. Trotz Angeboten bei der Installation zu helfen, bleiben Angst und Skepsis groß.

Heute Mittag trudelt dann diese Mail von einer der beiden Veranstalterinnen ein und ich bin sehr verliebt in diesen Pragmatismus.

> “Ihr Lieben,
>
> für diejenigen, die technische oder andere Schwierigkeiten haben, Zoom zu installieren, gibt es die Möglichkeit, euch mit jemandem zu verabreden, der damit umgehen kann. Den ruft Ihr dann an, er/sie hält das Telefon an seinen Computer, und schon hört Ihr mit.
>
> Liebe Grüße an alle”

Seit etwa 2018

E-Mail ist auf dem Hemd vom Opa

Meine Eltern – in den 1930ern/1940ern geboren – wollen nun jeder ein eigenes Endgerät und vorzugsweise eins, das sich auch mit Gehstock einfach in der Wohnung herumtransportieren lässt und das keine Maus erfordert. Gleichzeitig haben die Augen aber Mühe mit einem kleinen Handybildschirm und es fällt den Eltern auch nicht mehr ganz so leicht, die gewünschten Icons auf dem Bildschirm zuzuordnen.

Längere Zeit überlegen meine Schwestern und ich, wie wir das Vergnügen an Wordfeud (einem digitalen Scrabble-Spiel) und der Teilnahme an der Familienkommunikation (meist WhatsApp, teilweise E-Mail oder Skype) möglichst einfach zugänglich gestalten können.

Recht schnell ist klar, dass als Gerät ein Tablet die beste Lösung ist. Mein Vater benutzt generell nur drei Anwendungen: Wordfeud, WhatsApp und FreeCell (ein Kartenspiel). Für ihn setze ich nur diese drei Anwendungen auf den Startbildschirm und schiebe alle anderen Icons in einen Ordner, den ich dann zusätzlich noch auf eine andere Oberfläche verschiebe. So sieht er, wenn er das Gerät einschaltet, sofort das, was er braucht. Sollte er doch aus Versehen einmal auf die Oberfläche mit dem "Zeugs-Ordner" geraten, muss der das Gerät nur aus- und wieder einschalten und landet dann wieder auf der gewohnten Oberfläche mit den drei Icons.

Meine Mutter verwendet noch ein paar Dinge mehr, sie nutzt E-Mail, Skype und regelmäßig verschiedene Internetseiten, kommt aber mit den Favoriten im Browser nicht gut zurecht, so dass wir ihr diese Seiten auch auf dem Bildschirm verlinken. Dadurch hat sie doch recht viele Icons, die sie nicht so gut auseinanderhalten kann, zumal ihr die Schrift darunter zu klein ist.

Erst machen wir Kinder uns einen Screenshot von der Oberfläche, um sie telefonisch anleiten zu können, wenn sie etwas sucht. Das klappt, ist aber mühsam.

Eines Tages kommt uns der Zufall zur Hilfe – meine Mutter hat nämlich ein wechselndes Hintergrundbild und sagt einmal am Telefon nebenher: "Ach, das ist ja ganz einfach, das ist ja bei M auf dem Kleidchen!", weil das Hintergrundbild gerade M, das Enkelkind, mit einigen Freundinnen zeigt. Das bringt mich auf die Idee, für sie ein fixes Hintergrundbild auszuwählen, das die erweiterte Familie in einer passenden Aufstellung zeigt und jeweils an strategischen Punkten platziere ich dann die Icons. Nun müssen wir am Telefon nur noch sagen: "Auf dem Hemd von Opa! Unter den Füßen von M! Über dem Kopf von A!" Das geht viel schneller, als "ungefähr mittig, nein etwas höher und noch eins in der Reihe nach rechts" zu sagen – und macht meiner Mutter auch viel mehr Spaß.

Novemberregen

16.4. 2020

Erstellen von Genesungswünschen per Drohnenfotografie. Weil es geht

Meine Mutter liegt im Krankenhaus (kein CoVid, aber doof genug). In der Nachbarschaft hat sie viele Freund*innen, die ihr gern Aufmunterungen zukommen lassen möchten, sie aber nicht besuchen dürfen. Ein Nachbar hat sich schon vor einiger Zeit eine Drohne gekauft (ich kenne das Produkt nur unter diesem Namen und aus missbilligenden Erzählungen meiner Eltern, die regelmäßig mit Überflugfotos aus 'der Siedlung' versorgt werden). Nun haben die Nachbarn mit bunter Kreide "Gute Besserung" auf die Straße geschrieben. Der Nachbar startete dann seine Drohne, die genau in dem Mo-

ment ein Foto machte, als sich die Nachbarn um die Aufschrift postiert hatten und allesamt in die Kamera winkten. Das Foto von zu Hause schickten sie meiner Mutter per WhatsApp ins Krankenhaus. Statt Karten.

Hanna Engelmeier

17. April 2020

Neue Erkenntnisse über das E-Bike

Ich unternehme eine Fahrradtour mit vier Menschen zwischen 70 und 80. Dass es dazu gekommen ist, obwohl die aktuellen Corona-Regelungen es unmissverständlich untersagen, hat damit zu tun, dass ich wie so eine unerfahrene Mutter pubertierender Kinder auf ihre Versicherungen hereingefallen bin:

“nur zu dritt, also gerade mal eine Person mehr als erlaubt” = am Treffpunkt tauchen fünf Leute auf

“nur da, wo es keiner sieht” = wir begegnen 1000 Leuten, darunter zahlreiche Bekannte

“bei Fahrradfahren kommt man sich ja eh nicht zu nahe” = außer beim gemeinsamen Kartenbetrachten, Eierpecken, Überreichen von Gegenständen, geselligen Rumstehen …

Aber das nur als entschuldigende Vorrede, denn der Technikaspekt der Unternehmung hat mit Corona nichts zu tun. Es ist für mich eine der ersten Fahrradtouren, bei der alle ein E-Bike haben. Wir befinden uns am Rande des Bayrischen Walds, man kann also bei jeder Fahrradunternehmung wählen, ob man bergauf und bergab fahren will oder in der Donauebene. In meinem bisherigen Leben an diesem Ort war die Entscheidung immer klar: Natürlich unternimmt man Fahrradtouren ausschließlich in der Ebene.

Diesmal habe ich nur beiläufig vorgeschlagen, dass man auf dem Hinweg “über den Berg” fahren könnte, statt außen um den Berg herum, wobei “der Berg” aus einer Abfolge von vielen steilen Hügeln besteht. Zu meiner Über-

raschung sind alle sofort bereit, es so zu machen. Und jetzt stellt sich heraus, dass dieser Teil der Strecke viel schöner und abwechslungsreicher ist. Erst im direkten Vergleich fällt die Langweiligkeit des Rückwegs entlang der Donau auf.

Früher hatte man die Wahl zwischen interessanten, aber mühseligen und bequemen, aber langweiligen Fahrradstrecken. Jetzt gibt es viel mehr Auswahl, und die Rentnerinnen und Rentner haben das lange vor mir erkannt. Aus weißen Flecken auf der Fahrradkarte ist befahrbare Landschaft geworden – eine Landschaft, die ich bisher noch nie auf diese Art wahrgenommen habe.

So ähnlich muss es gewesen sein, stelle ich mir vor, als die Einführung von Eisenbahn und Auto die Landschaftswahrnehmung verändert hat. Dazu passt, dass wir auf den ersten Kilometern der Strecke der nie gebauten Nibelungenautobahn folgen, die wegen des Unterhaltungswerts genau durch diese Hügellandschaft verlaufen sollte. Weil es mit dem Auto ja keine Mühe mehr kostete, optimierte man Strecken in den Anfangszeiten der Autobahnplanung noch auf landschaftliche Schönheit. Dieser Gedanke kam später aus der Mode, so dass die Autobahn zwischen Regensburg und Passau heute genau wie der langweilige Fahrradweg neben der Donau verläuft.

Kathrin Passig

2020-04-21

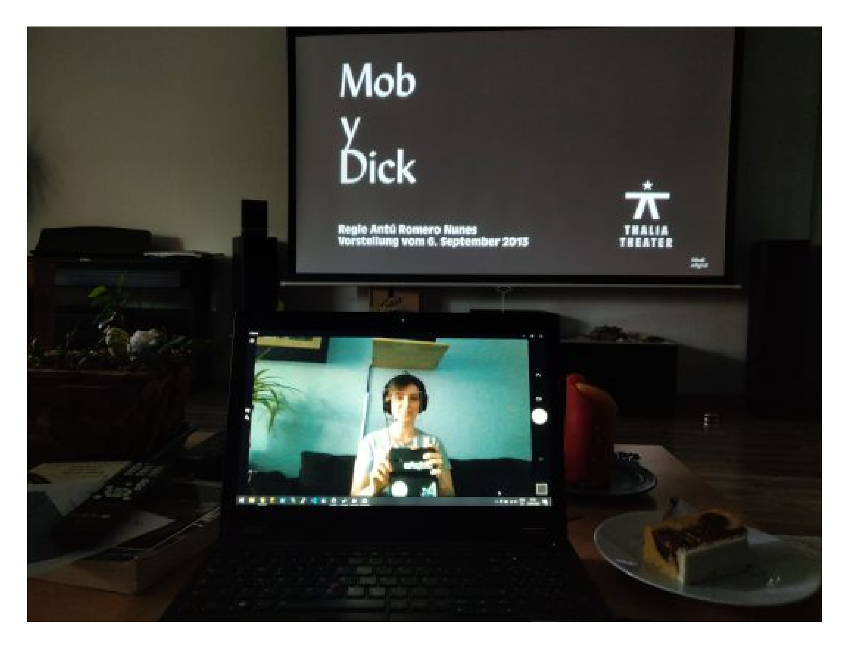
Ich gehe mit fünf Freunden ins Theater und wir lästern ununterbrochen

Am 18. April erhalte ich eine Mail von meiner Mutter mit dem Betreff „Wichtige Info vom Thalia“. Enthalten ist ein Screenshot von der Webseite des Thalia-Theaters in Hamburg, das aktuell einige Bühnenaufnahmen in einer

Art Mini-Mediathek vorübergehend verfügbar macht. Das Stück, auf das meine Mutter mich hinweist, ist Moby Dick, in einer Inszenierung von Antú Romero Nunes von 2013. Das Video wird am 21. April online verfügbar sein.

Ich lade einige Freund_innen ein, das Stück mit mir zusammen zu sehen. Zuerst frage ich vier Leute, mit denen ich mich in der Vergangenheit schon mal in irgendeiner Form über Moby Dick ausgetauscht habe. Nachdem ich ein paar Zusagen bekomme, frage ich weiter herum, ob noch jemand mitmachen möchte. Alle, die Interesse bekunden, erhalten von mir einen Jitsi-Einladungslink, damit wir uns am Abend des 21.4. um 20:00 Uhr treffen und zusammen das Video sehen können.

Kurz vor unserem Termin richte ich mir meinen Fernseher ein, der aktuell aus einer Leinwand und einem Beamer besteht. Über einen angeschlossenen Chromecast kann ich den Tab meines Browsers, in dem das Theater geöffnet ist, unkompliziert auf den Beamer streamen. Der Laptop (second screen) steht vor mir und zeigt die Videokonferenz an. Neben mir liegt mein Handy, auf das ich gelegentlich zwischendurch schaue (third screen?). Zusätzlich lege ich mir einen englischen Moby Dick und einen deutschen Moby Dick zurecht, falls ich mal was nachsehen möchte.



Ein Theaterselfie, das ich so bisher noch nie aufgenommen habe.

Wir sind zu sechst in der Videokonferenz. Zuerst unterhalten wir uns kurz darüber, wie es uns so geht und was wir so machen, aber die meisten wissen das von den meisten anderen schon, deshalb dauert dieser Teil nicht lange. Während wir warten, ob noch mehr Leute kommen, teile ich im Jitsi-Chat den Link zum Moby-Dick-Zusammenfassungs-Heft, das Kathrin Passig und ich 2019 zur re:publica erstellt haben. So bekommen diejenigen, die mit Moby Dick noch nicht vertraut sind, noch schnell eine kleine inhaltliche Einführung.

Dann beginnen wir, das Theaterstück zu sehen. Den Link zur Theater-Webseite teile ich im Jitsi-Chat. Jemand schlägt vor, das Video via Screensharing in Jitsi zu schauen, aber ich mag den Vorschlag nicht so, weil ich das in meinem Second-Screen-Konzept nicht eingeplant habe. Wir einigen

uns, auf Kathrins Countdown hin alle gleichzeitig auf Play zu drücken. Sofort verzögere ich mich gegenüber allen anderen, weil mein Video nicht lädt und ich die Seite neu laden muss (etwa 6 Sekunden Zeitverlust). Der Anfang ist aber sowieso nicht sehr spektakulär. An einer Stelle, als gerade 7 identisch gekleidete Männer ausdruckslos in die Ferne gucken und zusammen hin und her schwanken, spule ich mein Video 6 Sekunden vor. Jetzt bin ich wieder synchron mit den anderen.

Dass ich synchron bin, weiß ich, weil wir uns seit dem Beginn des Theaterstücks im Jitsi-Chat unterhalten. Wenn etwas besonders Erstaunliches passiert, kommentieren alle gleichzeitig, was sie davon halten. Unsere Mikros und Kameras sind deaktiviert, nur eine Teilnehmerin schaltet zwischendurch kurz ihre Kamera wieder an, um uns ihr Essen zu zeigen, das sie während der Vorstellung in den Saal, naja, ins Wohnzimmer geliefert bekommt.



Hier sieht man, dass fünf von uns ihre Kameras deaktiviert haben. Links auf dem Laptopbildschirm läuft unser Chat.

Das Theaterstück selbst finden wir alle scheußlich. Umso mehr genießen wir es, nebenbei hemmungslos zu kommentieren und zu lästern. Wir sind uns einig, dass diese Möglichkeit, sich während der Aufführung ungestört und unstörend zu unterhalten, eine deutliche Verbesserung gegenüber dem klassischen Theatererlebnis darstellt.

Ein Teilnehmer der Konferenz hat das Theater schon nach wenigen Minuten ganz klein in irgendeine Ecke des Bildschirms geschoben, um nebenher was anderes zu machen. Eine Teilnehmerin hat nebenbei eine Nintendo Switch in der Hand und spielt Rätselspiele. Eine andere Teilnehmerin hat den Tab einfach im Hintergrund offen und sieht, so wie ich das verstehe, nur unseren Livechat.

Nach etwa der Hälfte des Stücks bin ich so reizunterflutet von der schmucklosen Bühne und dem Gebaren der Schauspieler, dass ich mir etwas Schöneres ansehen möchte, nämlich die Meise, die im Vogelhäuschen an meiner Hauswand schläft und brütet. Wie im letzten Jahr haben wir auch in dieser Saison wieder einen Livestream eingerichtet. Damit die anderen mit zugucken können, teile ich den Tab mit der Meise in Jitsi als Screenshare. Jetzt hören wir alle die Tonspur des Theaters, können aber jederzeit die Meise beobachten, statt uns die Kunstblut-Schlacht auf der Bühne anzugucken. Wenn im Stück gerade besonders wenig passiert, unterhalten wir uns über die Meise und ihre Ess- und Schlafgewohnheiten.



Zwanzig Minuten vor Schluss bekomme ich eine Nachricht von jemandem, der gerne dabeigewesen wäre, aber nie aufgetaucht ist: Das Vodafone-Netz in seinem Ort ist irgendwann am Nachmittag ausgefallen, sodass er sich uns nicht anschließen konnte. Die Nachricht kann er mir erst schicken, als seine Partnerin zuhause ist und ihn tethern kann, weil sie offenbar einen anderen Handyprovider hat. Ich informiere ihn, dass er theatermäßig nichts verpasst hat.

Nach dem Stück schalten wir unsere Kameras und Mikros wieder an. Es gibt ein kurzes Debriefing, dann zeigt eine Teilnehmerin uns ihre flauschigen Haustiere, inspiriert vom Meisencontent. Wir verabschieden uns bald. Dabei habe ich einen kleinen Gehirnkurzschluss: Jemand verabschiedet sich und alle winken in die Kamera. Weil sie dabei mich angucken, fühle ich mich ebenfalls verabschiedet und logge mich aus, ohne meinen Abgang noch einmal explizit anzukündigen. Ich hoffe, dass die anderen genauso verwirrt sind und mir mein plötzliches Verschwinden nicht übelnehmen.

Esther Seyffarth

April 2020

Doch, doch, es ist ganz sicher die richtige Nummer!

Die Mutter hat in letzter Zeit damit begonnen, WhatsApp-Kontaktdaten mit ihren Bekannten auszutauschen. Das tut sie zwar schon länger, es ist aber bisher daran gescheitert, dass sie allen ihre Handynummer mitgeteilt hat. Der WhatsApp-Account hängt aber an der Festnetznummer. Ich bin auch überrascht, dass das überhaupt geht, habe es aber wohl vor Jahren selbst so eingerichtet – wahrscheinlich mit dem Argument, dass sie die Handynummer schon öfter gewechselt hat, die Festnetznummer aber noch nie. Außerdem weiß sie die kurze Festnetznummer auswendig.

Meine Erklärung, warum sie anderen Leuten ihre *Festnetznummer* geben muss, um *unterwegs* erreichbar zu sein, war lang und erfolglos. Ich verstehe den Gedankengang in einem Unternehmen “wir nehmen einfach die Telefonnummer als ID, die ist ja eindeutig und die können die Leute sich auch merken!”, aber die konzeptuelle Verwirrung, die das erzeugt, ist groß.

Jedenfalls hatten bisher alle Bekannten der Mutter die falsche Nummer, unter der sie gar nicht bei WhatsApp angemeldet ist. Das soll jetzt anders werden. Aber auch die Freundinnen und Freunde der Mutter wissen keineswegs alle, mit welcher Nummer sie sich vor vielen Jahren bei WhatsApp angemeldet haben. Das muss ja nicht die aktuelle Nummer sein, vielleicht ist es die eines vor fünf Jahren abgelegten Handys. Wenn sie es nicht mehr wissen, ist es aussichtslos, ihnen am Telefon zu erklären, wo sie es in der App nachlesen können, beziehungsweise sehen sie nicht ein, dass sie es nicht mehr wissen, sondern nennen hartnäckig die falsche Nummer. “Die kann nicht falsch sein! Mit allen anderen Leuten klappt es doch!” Wenn sie die richtige Nummer angeben, kommt es beim Diktier- und handschriftlichen Aufschreibevorgang gelegentlich zu Zahlendrehern und anderen Übermittlungsfehlern.

Deshalb sieht der nach Versuch und Irrtum etablierte Vorgang jetzt so aus: Ich sitze daneben und sage der Mutter, wo sie bei WhatsApp was drücken muss, um einen neuen Kontakt anzulegen: “Sprechblase” (überhaupt nicht naheliegend), Neuer Kontakt, Name und Nummer eingeben, Speichern nicht vergessen.

Nach dem Speichern gelangt man bei Android nicht etwa zurück zu WhatsApp, sondern ins Android-Adressbuch. Neben dem Namen ist in dieser Ansicht ein Sprechblasen-Icon, das genauso aussieht wie das von WhatsApp, aber das Verschicken einer SMS auslöst. Auf dieses Sprechblasen-Icon bin ich selbst ungefähr die ersten fünf Mal reingefallen. „Nein! Nicht! Das ist jetzt nicht mehr WhatsApp! Du musst erst zurück zu WhatsApp!”, sage ich hilflos, weil ich nicht weiß, wie ich erklären soll, dass man aus einer App einfach ungefragt in eine ganz andere geworfen werden kann, noch dazu eine, von deren Existenz die Mutter überhaupt nichts ahnt.

Wenn diese Hürde genommen ist, kommen wir wieder in der WhatsApp-Übersicht an. Jetzt folgt der wesentliche Trick der Kontakteinfädelung zwischen vergesslichen Leuten: Wenn man die richtige Nummer bekommen hat, wird neben der neuen Person deren Profilfoto angezeigt (vorausgesetzt, sie hat eines eingerichtet – das hatten aber bisher alle). War es die falsche Nummer, gibt es kein Profilfoto. Dann geht der Aushandlungsprozess (anrufen, diskutieren, Schuldzuweisungen, Nummern aufschreiben) von vorn los. Wieso ausgerechnet WhatsApp der Messenger der Wahl in Rentnerinnenkreisen geworden ist – ich weiß es nicht.

Kathrin Passig

1. Mai 2020

Homeschooling per WhatsApp und per Post

Seit fast zwei Monaten findet, um möglichst Ansteckungen durch das neue Coronavirus zu reduzieren, kein Unterricht in den Schulen statt. Stattdessen sollen Schüler zu Hause mehr oder weniger selbständig arbeiten und Lehrkräfte ihnen dafür Materialien und Hilfestellungen geben. Eine Lehrerin erzählt:

“Ich habe gleich am ersten Tag ein Angebot eines Schulbuchverlags angenommen und mich da registriert, das hat gut geklappt. Der Verlag stellt seine Mathelernseiten im Internet jetzt für zwei Monate kostenlos zur Verfügung. Ich ordne den Klassen da bestimmte Themen und Erklärseiten und Übungs- und Vertiefungsaufgaben zu. Ich konnte da für alle Schüler einen Zugang einrichten, jeder Schüler hat ein Pseudonym und ein Passwort, das haben meine Kollegin und ich allen Schülern über WhatsApp mitgeteilt. Dann loggen sich die Schüler da ein und gucken sich die Videos und Erklärungen an und bearbeiten die Aufgaben. Ich sehe dann, welche Schüler jeweils wie weit

gekommen sind und wie viel die richtig und falsch machen und kann dann in den Videokonferenzen mit den Schülern darauf eingehen, was sie schon können und was noch geübt werden muss und das erklären und so."

"Und das klappt? Machen alle Schüler da mit?"

"Also, ungefähr die Hälfte ist echt fleißig und gibt sich Mühe. Bei den Videokonferenzen sind auch immer die meisten dabei. Dann gibt es natürlich auch die, die weniger tun. Und ein paar erreiche ich auch gar nicht. Die nehmen auch an den Videoschulstunden nicht teil. Eine Schülerin zum Beispiel war gar nicht erreichbar und hat auch nicht auf E-Mails reagiert. Dann habe ich sie natürlich auch zu Hause angerufen, aber meist ist niemand ans Telefon gegangen. Einmal hatte ich die Mutter dran, die sagte, ihre Tochter schläft noch. Mittags um 12. Ich hab dann gesagt, dass ich um 15 Uhr wieder anrufe und dann die Tochter sprechen will. Aber als ich um 15 Uhr wieder angerufen habe, ist wieder niemand ans Telefon gegangen. Vor drei Tagen hab ich das erste Mal eine WhatsApp von der Mutter bekommen. Da schrieb sie, sie habe gehört, dass es jetzt für das Homeschooling Computer von der Schule gäbe, und sie habe sieben Kinder und brauche also sieben Computer."

"Eine WhatsApp? Du kommunizierst mit den Kindern und den Eltern über WhatsApp?"

"Das dürfen wir ja eigentlich nicht, wegen Datenschutz. Aber einige Eltern und Schüler erreichen wir anders gar nicht. Also, wirklich gar nicht. Die reagieren nicht auf E-Mails, haben wahrscheinlich auch keinen Computer, haben keine Festnetz-Telefonnummer, naja, und darum hab ich mir jetzt eine Prepaid-Telefonkarte gekauft und in mein altes Handy eingelegt und darauf WhatsApp installiert und gebe die Handynummer an die Schüler und Eltern. Auch als WhatsApp-Kontakt. Das ist der wichtigste Kontaktkanal zu vielen Schülern. Eine Schülerin schickt mir über WhatApp jetzt Fotos von ihren Aufgabenbearbeitungen, ich bin froh, dass ich überhaupt was von ihr bekomme."

"Die hat wahrscheinlich keinen Computer, oder? Haben die Schüler sonst alle Computer?"

“Die allermeisten haben Computer oder Tablet zumindest in der Familie, und sie können sich die Aufgaben ja auch am Handy angucken, das haben wirklich alle. Ein paar Schülern, bei denen das anders gar nicht geht, drucken wir die Schulmaterialien aus und schicken das per Briefpost zu. Eine Mutter schickte mir eine WhatsApp-Sprachnachricht, dass sie kein Internet habe und die Tochter deshalb nicht am Homeschooling mitmachen könne. Dabei braucht man für WhatsApp doch Internet, oder? Naja, aber die bekommt die Schulsachen jetzt auch per Post.”

Erzählt von einer Lehrerin

4. Mai 2020

Wandern in einem vergangenen Jahrhundert

Ich lese “Wild: A Journey from Lost to Found” von Cheryl Strayed. Die Autorin wandert darin den Pacific Crest Trail entlang, einen amerikanischen Fernwanderweg. Das geschieht im Jahr 1995. Von der Existenz des Wanderwegs erfährt die Autorin aus einem Buch, das sie zufällig in einem Outdoorladen sieht. Diesem Buch entnimmt sie auch alle Ratschläge zur Ausrüstung. Unterwegs begegnet ihr ein Mann, der sich gründlicher vorbereitet hat:

> “He’d been planning his hike for years, gathering information by corresponding with others who’d hiked the PCT in summers before, and attending what he referred to as long-trail hiking conferences.”

Von Auskünften aus dem Internet ist nirgends die Rede, und ich glaube auch nicht, dass 1995 viel über den PCT darin zu finden gewesen wäre. Handys oder Handyempfang kommen nicht vor, der Kontakt zur Außenwelt findet über Briefe statt, die an vorher festgelegte Zwischenstationen geschickt werden, ebenso wie die Lebensmittel für den jeweils nächsten Streckenabschnitt. GPS spielt keine Rolle. Das wichtigste Orientierungshilfsmittel sind offenbar schriftliche Beschreibungen der Strecke im Buch.

Es kommt mir fast so fern und archaisch vor wie das Bergsteigen ohne alles und mit Maultieren im Jahr 1903 in “The Shameless Diary of an Explorer: A Story of Failure on Mt. McKinley". Aber die Autorin ist ungefähr so alt wie ich, und sie hat die Wanderung mit 26 unternommen. Gerade mal mein halbes Leben liegt zwischen dieser Zeit und der Gegenwart. Ich sage zwar gelegentlich in Vorträgen, dass das Internet noch sehr jung ist, aber tatsächlich merke ich selten, wie sehr sich alles in so kurzer Zeit verändert hat. Ich überlege, ob ich vielleicht einfach sehr alt bin und mir jetzt Dinge, die in Wirklichkeit lange her sind, wie vorgestern erscheinen. Aber es sind nur 25 Jahre, das ist objektiv nicht viel. Und jetzt gibt es alles und Netflix im Zelt.

Kathrin Passig

Frühjahr 2020

Der WhatsApp-McGuffin

Ich gehe in den Keller und hole ein abgelegtes Smartphone meiner Töchter zurück, das dort dem Recyclinghof entgegengeschlafen hat. Ich lösche seinen Speicher, dann installiere ich WhatsApp. Und dann gebe ich Adressen ein. Nur die Arbeitskollegen aus der Firma, und nur ihre Vornamen und Handynummern. Sonst gibt’s nix.

Das Handy, ich erinnere mich wohl, wurde abserviert, weil es quälend langsam war. Macht nichts. Es muss nichts können, es bekommt keine SIM-Karte. Ich brauche es ja gar nicht. Es herrscht Pandemie, ich soll und will gar nicht mobil sein. Ich will WhatsApp auf meinem Rechner bedienen, auf dem ich arbeite. Nur eben, aus irgendwelchen sektiererischen Gründen möchte WhatsApp nicht, dass man die App stationär verwendet. Im Webbrowser läuft es nur dann, wenn derselbe Account gleichzeitig auf einem Handy angemeldet ist. Ein McGuffin ist ein Objekt (in einem Film), das die Handlung vorantreibt, ohne selbst von besonderem Nutzen zu sein. Und das ist nun der letzte Job des kleinen Smartphones. Angemeldetsein und rumliegen.

Nebenbei stellt sich heraus, dass das Handy, wenn man keine Multitaskingfähigkeiten verlangt, so langsam auch wieder nicht ist, man kann gut Sprach- und sogar Videoanrufe über WhatsApp durchführen.

Dadurch, dass WhatsApp nicht auf meinem Firmenhandy läuft, hoffe ich, Facebook meine umfangreiche und wertvolle Adressdatenbank vorzuenthalten. Es ist offen gestanden ein klein wenig sinnlos, denn ich bin restlos sicher, dass keiner der Arbeitskollegen ähnlichen Aufwand treibt, um Facebook zu ärgern – viele der Adressen werden sie auch dort finden.

Aber das ist mir gleich. Ich finde, man sollte tun, was man für richtig hält, auch wenn es vordergründig nichts “bringt”, sondern nur ein Statement ist. Seit wann haben Statements keine Bedeutung!

Tilman Otter

5. Mai 2020

Videokonferenz mit dem Jenseits

Meine Mutter zeigt mir die Todesanzeigenseite der Lokalzeitung. Die Kramladeninhaberin meiner Kindheit hat also bis jetzt gelebt. Dabei ist sie schon sehr alt gewesen, als ich noch bei ihr Bonbons und Rubbelbilder gekauft habe. Wie ich der Anzeige entnehme, war sie damals jünger als ich jetzt.

Dann sehe ich mir noch die anderen Anzeigen auf der Seite an, um die Coronaformulierungen zu vergleichen: “Aufgrund der aktuellen Situation”, “Auf Grund der aktuellen Situation”, “Auf Grund der aktuellen Lage” finden die Beisetzungen im engsten Familienkreis statt.

Ich hebe den Finger, um in der Nase zu bohren. Ich darf das, ich war seit zwei Monaten nur zum Einkaufen unter fremden Menschen, das letzte Mal liegt schon wieder mehrere Tage zurück und ich habe mir seitdem oft die Hände gewaschen.

Mein Finger verharrt auf halbem Weg.

Jede Todesanzeige enthält ein Porträtfoto. Mein Kopf hat aus den Zoom- und Jitsi-Erfahrungen der letzten Wochen offenbar nicht das gelernt, was er eigentlich lernen sollte, nämlich “auch wenn niemand physisch anwesend ist, vor dem Nasebohren überprüfen, ob Leute zugucken”, sondern eine Abkürzung genommen: Vor dem Nasebohren überprüfen, ob kleine Bilder von Köpfen zu sehen sind.

Kathrin Passig

6. Mai 2020

Die Virtualisierung des Geburtstagsständchens

Meine Frau hat Geburtstag, normalerweise ein Anlass für mindestens ein Brunch, Picknick oder Kaffeetrinken mit Freunden und vielleicht sogar für eine richtige Party. Das alles steht trotz der hierzulande aktuell sinkenden Zahl von Covid-19-Neuinfektionen gerade nicht zur Debatte. Immerhin können wir bei einem Restaurant ein Abendessen zum Abholen bestellen und es uns damit in der Abendsonne auf dem Balkon gemütlich machen.

Was die Gattin hoffentlich nicht ahnt, ist, dass ich eine Online-Überraschungsparty plane.

Ich habe zunächst überlegt, was eine gute Form für das Event wäre, und zudem einige FreundInnen befragt, die momentan auch viel Zeit in Online-Meetings verbringen, welche Tipps und Hinweise sie so haben. Daraus erwächst der Plan, zu einem festen Zeitpunkt möglichst viele FreundInnen zu einem Geburtstagsständchen zu versammeln. Wer mag, darf danach gern länger verweilen, um zu plaudern, sodass sich hoffentlich noch eine nette Gesprächsrunde ergibt.

Was die Software angeht, fällt meine Wahl auf Zoom, weil das auf Smartphones, Tablets und Laptops gleichermaßen funktioniert und vermutlich die geringsten Anforderungen für die Teilnahme stellt. Also man wird aufgefordert, sich die App zu installieren, aber man muss nicht – wie z. B. bei Google

Hangouts – erst ein Benutzerkonto anlegen. Wenn man die App einmal hat, braucht man eigentlich nur auf den Einladungslink zu klicken. Außerdem kenne ich mich mit der Bedienung einigermaßen aus und alle meine bisherigen Zoom-Meetings liefen auch über große Distanzen reibungslos.

Die eigentliche Herausforderung besteht aber nicht darin, ein solches Meeting mit ca. 30 Leuten durchzuführen. Sondern darin, dass es Personen mit sehr unterschiedlichen technischen Fähigkeiten sind und dass ich alle Vorbereitungen heimlich treffen muss, während die Gattin und ich in unserer Wohnung umeinander herumwuseln und denselben Laptop nutzen.

Von den meisten, die ich einladen möchte, habe ich Kontaktdaten auf meinem Telefon. Da ich den Sperrcode des Telefons meiner Gattin kenne, kann ich in unbeobachteten Momenten Telefonnummern der übrigen von ihrem Gerät abfotografieren. Das geht schneller und ist weniger riskant, als mir die Kontakte zu senden und diese Nachrichten dann wieder zu löschen.

Wie sich herausstellt, nutzen fast alle Einzuladenden WhatsApp, nur zwei müssen separat per SMS benachrichtigt werden. Wiederum der Einfachheit halber packe ich knapp 30 Leute in eine WhatsApp-Gruppe und erläutere ihnen dort meinen Plan. Ich muss also in den folgenden Tagen gut darauf achten, dass meine Gattin nicht mein Handy in die Hand bekommt, während dort gerade Nachrichten aus dieser Gruppe eintrudeln. Für ein konspirativeres Vorgehen, also z. B. die Nutzung eines anderen Smartphones, das hier auch noch herumliegt, fehlen mir gerade Zeit und Energie.

Ein sehr hilfreicher Hinweis kommt noch von Markus Winninghoff: Ich kann natürlich schlecht die Party starten und alle Gäste empfangen, während meine Gattin nichtsahnend in der Nähe ist. Es braucht also einen MC, der das für mich übernimmt, sodass ich ihr im entscheidenden Moment einfach den Laptop hinstellen kann, auf dem das Meeting läuft und in dem dann hoffentlich alle schon versammelt sind.

Zum Glück ist einer der Gäste Schauspieler, Theaterregisseur und momentan Veranstalter von Online-Bierverkostungen – der ideale Kandidat also, was sowohl die sozialen wie auch technischen Aspekte der Co-Gastgeberrolle angeht. Ihn muss ich natürlich in einem Telefongespräch von der ihm zugedachten Aufgabe informieren und zum Glück sagt er sofort zu.

Aus diesem Gespräch erwächst auch eine weitere Entscheidung, nämlich zum Kauf einer Zoom-Bezahllizenz, mit der das Meeting länger als 40 Minuten dauern kann. Ich bin nicht sicher, dass wir das brauchen werden, aber die nötige Lizenz kostet € 16 für einen Monat, und das soll es mir schon wert sein.

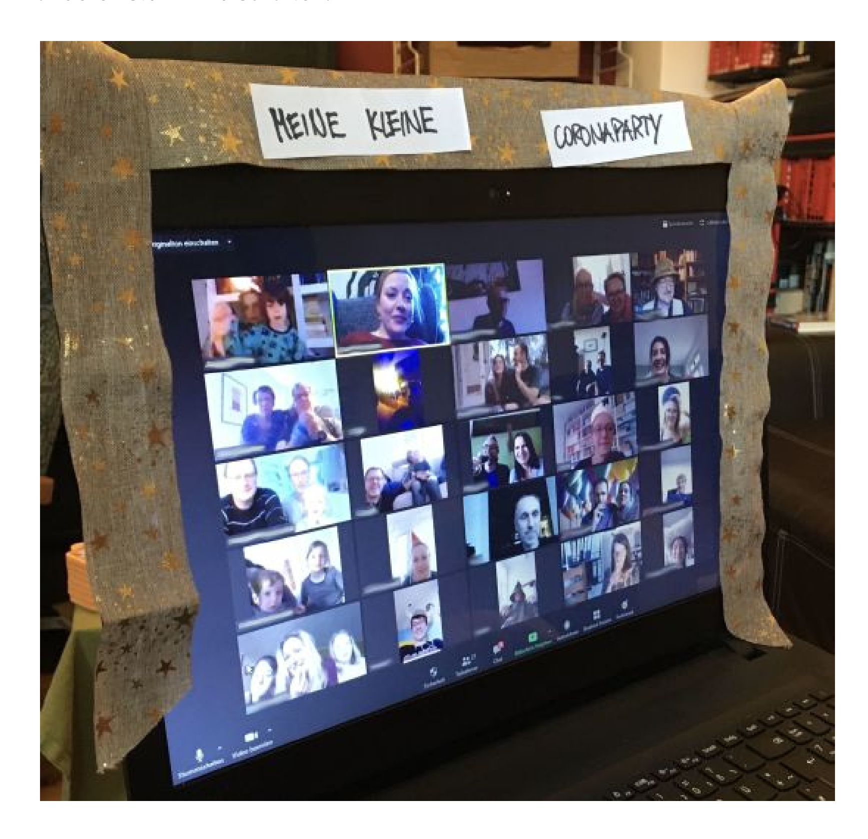
Es gibt mittlerweile auch diverse Party-Guides, die ich aber nur kurz überfliege. Ich befasse mich z. B. nicht näher mit *Breakout Rooms* und bereite auch keine Spiele vor, sondern verlasse mich ganz auf die Kompetenz meiner Gattin, die Situation zu meistern und keine peinlichen Gesprächspausen entstehen zu lassen. Und der MC und ich machen sogar noch einen Probelauf mit mehreren Gästen, die sich unsicher sind, ob sie die Technik im Griff haben.

Am Abend des Geburtstags bin ich dann doch ein bisschen nervös. Ich muss mit dem Fahrrad das bestellte Abendessen beim italienischen Restaurant abholen. Andererseits muss ich auch rechtzeitig das Zoom-Meeting starten, da ich es nicht hinbekommen habe, dem MC die Berechtigung dazu zu erteilen. Zur Not könnte ich das Meeting von meinem Telefon aus starten, während ich das Essen abhole.

Glücklicherweise ist das nicht erforderlich. Die Speisen stehen pünktlich bereit, ich komme also rechtzeitig damit zu Hause an und kann unbemerkt die nötigen Klicks auf dem Rechner vornehmen, während das Geburtstagskind das Dinner auf dem Balkon anrichtet.

Als dann der große Moment gekommen ist, hole ich den Laptop auf den Balkon. Die Gattin juchzt vor Freude über 25 kleine Kacheln voller altbekannter Gesichter auf dem Bildschirm und kurz darauf ertönt „Happy Birthday!“ Der Gesang ist erstaunlich synchron, aber die Zoom-Software schaltet in ra-

scher Folge zwischen verschiedenen TeilnehmerInnen hin und her, offenbar weil sie verzweifelt versucht, Haupt-SprecherInnen hervorzuheben und alle anderen stumm zu schalten.



Meine Frau erfüllt ihre Gastgeberinnenrolle hervorragend, moderiert und spricht einzelne gezielt an, sodass jedeR zu Wort kommt. In der Folge werden Bücherwände, Küchen, Girlanden, Hüte, Kinder (auch solche, die wir noch nie IRL getroffen haben), Getränke, Haustiere, Frisuren, Gärten und Baustel-

len auf zwei Kontinenten gezeigt und eifrig kommentiert. Soweit ich sehe, gibt es nur einen virtuellen Hintergrund. Dafür ist der Sonnenuntergang von einem Boot auf einem Brandenburger See aus zu bewundern.

Nach und nach verabschieden sich die Gäste. Schließlich bleibt eine Runde von vier Paaren, die munter plaudernd die zwei-Stunden-Marke knackt. Und am nächsten Tag fühlt es sich tatsächlich an, wie nach einer Party, bei der man viele alte FreundInnen kurz wieder getroffen hat.

Etwas absurd ist, dass die technischen Voraussetzungen für diese Aktion seit Jahren vorhanden waren. Wir hätten also auch viel früher schon so eine Online-Party veranstalten können, mit der Chance, auch sehr weit entfernt lebende FreundInnen ohne großen Aufwand mit einzubeziehen.

Virtualista

8. Mai 2020

Der Dichterinnenberuf war auch schon mal einfacher

Eigentlich hätte ich im Juni beim Poesiefestival in Berlin live etwas vortragen sollen, jetzt wird es eben ein Videobeitrag. Zwölf Minuten soll er dauern und von generierter politischer Lyrik handeln.

Ich habe schon vor einigen Wochen ein paar Tage damit zugebracht, in den Plenarprotokollen des Bundestags nach lyrikfähigen Zeilen zu suchen und diese Zeilen zu Gedichten zusammenzusetzen. Dabei habe ich herausgefunden, dass im Bundestag viel überraschend schlichtes Zeug geredet wird. Wenn ich das mit 16 gewusst hätte, hätte ich vielleicht darüber nachgedacht, Politikerin zu werden.

Gestern habe ich in langwieriger Arbeit die so entstandenen Gedichte Screenshot für Screenshot in Google Slides gefüllt. Ursprünglich wollte ich die Videos der Redenden neu zusammenschneiden, aber das ging aus verschiedenen Gründen nicht, die ich im Vortrag erkläre (hier, ca. ab Minute

23:10) (Update 2022: den Vortrag gibt es leider nicht mehr im Netz). Vielleicht auch besser so, das wäre ja noch viel mühsamer gewesen, und es ist auch ohne die Videos schon so viel Arbeit.

Heute ist der letztmögliche Tag, um den Vortrag aufzuzeichnen und an die Veranstalterinnen zu schicken. Ich habe nach Beratung durch das Techniktagebuch 31 Euro für die einfachste Version von Manycam ausgegeben, ein Aufzeichnungstool, das mich durch eine ausführliche und leicht verständliche Anleitung für genau das, was ich vorhabe, sofort überzeugt hat. Man kann das Vortragsvideo damit ohne weitere Umstände links unten auf jeder Slide einblenden. Ich habe meine 80 Slides so umgebaut, dass links unten Platz ist.

Eigentlich wollte ich im Stehen vortragen, seit ich beim Betrachten meines ersten selbstaufgezeichneten Vortragsvideos gesehen habe, dass ich auf meinem Hocker herumzapple, als hätte ich Flöhe im Schlafanzug. Leider finde ich im ganzen Haus nichts, womit ich den Laptop auf die dafür nötige Kamera-Augenhöhe bringen könnte. Also wird es doch wieder der Hocker, ich muss mir eben merken, dass ich nicht zappeln darf. Hinter mir steht die bewährte Diaabend-Leinwand, vor mir auf der Heizung ein Schemel und auf dem Schemel das Macbook.

Ich habe zwei Stunden Zeit für die Aufnahme eingeplant, denn in diesen zwei Stunden bin ich allein zu Hause und niemand wird mittendrin vor meiner Tür staubsaugen. Als Erstes stellt sich heraus, dass mein Macbook Air von 2015 auf höchster Stufe lüften muss, wenn Manycam läuft. Auf der Aufnahme wird man das womöglich hören, also hole ich ein Kühlpack aus der Gefriertruhe und stelle den Rechner darauf. Das ist zwar schon einmal schrecklich schiefgegangen, aber vielleicht betraf das Kondenswasserproblem ja nur die alten Festplatten mit den beweglichen Teilen. Ich hoffe es jedenfalls.

Außerdem ist mein Slides-Weiterklicker so laut, dass man ihn auf der Audioaufnahme hören wird. Ich muss also die Hand auf die Tastatur legen, um die Slides direkt am Rechner weiterzuschalten. Dort muss ich sie auch liegen-

lassen, damit mein Bild nicht bei jeder Slide wackelt. Das ist unbequem, hat aber den Vorteil, dass ich nicht unbewusst herumzappeln kann und immer genau den gleichen Abstand zur Kamera halte.

Ich beginne mit Testaufnahmen.

Eine Stunde später habe ich eine ganze Serie von Aufnahmen, auf denen mein Gedichtvortrag mittendrin mit Flüchen endet, die nicht zum Gedicht gehören.







Zu jeder Gedichtzeile gehört eine Vortragsslide. Alle paar Zeilen klemmt die Slide und damit auch mein Vortrag. Das liegt wohl daran, dass Manycam den Prozessor meines Macbooks zu 120% auslastet. Für das Weiterschalten von Slides bleibt da nichts mehr übrig.

Ich drehe die Einstellungen von Manycam von denen, die sich die Veranstaltungstechnik gewünscht hat (1080p, 60 fps) auf ganz andere und viel schäbigere Werte herunter. Aber die Slides klemmen immer noch.

Ich schildere meine Probleme im Techniktagebuch-Redaktionschat, und bei der Gelegenheit gleich auch noch ein paar andere:

Wenn man ohne Video Vorträge hält, kann man sich dabei wenigstens noch einbilden, dass es nicht ganz so schlimm aussieht.

Aber wenn man sich selbst aufzeichnet, gibt es überhaupt kein Entkommen, man muss sich stundenlang dabei zusehen, wie man wie ein sterbender Fisch herumzappelt und soll dabei noch so gucken, als hätte man gute Laune und Liebe zur Poesie FUCK

Ich schließe meine Beschreibung mit “SCHEISSDRECKSVERDAMMTE POESIE ICH WERD MAURER” und widme mich dann wieder meinen Technikproblemen, denn von den zwei Stunden ist nur noch eine halbe übrig.

Vor ein paar Tagen habe ich herausgefunden, dass man auch Zoom-Meetings nur mit sich allein machen kann, glaube aber, dass das nicht die Lösung sein kann, weil mein Video dann ja nicht unten links auf der dafür vorgesehenen Stelle der Slide sein wird, sondern rechts neben der Slide. So war es jedenfalls bei meinem bisher einzigen kurzen Experiment.

Jetzt finde ich heraus, dass man sich in Zoom auf der Slide einfach irgendwohin schieben und auf eine passende Größe bringen kann. Damit funktioniert alles einwandfrei, und dank der automatischen Verschönerungsoption von Zoom sehe ich dabei sogar weniger alt und wütend aus, als ich bin. Einziger Nachteil: Weil man das Videobild von Hand platziert, kann man keine unterschiedlichen Takes aus zwei verschiedenen Aufnahmen zusammenschneiden, weil dann das Video an unterschiedlichen Stellen sitzt. Ich halte den Vortrag zweimal und bin nach zwei Stunden und 15 Minuten fertig.

Nachmittags schneide ich mit iMovie (das ich vor einigen Wochen dank eines YouTube-Tutorials auf absurden Umwegen installieren konnte, obwohl mein Betriebssystem eigentlich zu alt ist) den Anfang, den Schluss und zwei missratene Stellen in der Mitte aus dem Video, warte eine Stunde auf undurchschaubare Exportvorgänge, lade das Ergebnis in die Dropbox und hoffe, dass es halbwegs passt.

Manycam gebe ich gleich gegen Erstattung der 31 Euro zurück, denn ich finde, dass an meinem Macbook alles vollkommen ist, vor allem die 11-Zoll-Größe und die Tastatur. Wenn Software mit diesen perfekten Hardwarevoraussetzungen nicht klarkommt, dann ist das nicht die Schuld meines Geräts.

Erst in diesen Tagen wird mir klar, was ich in den letzten zehn Jahren für ein bequemes Dasein auf Vortragsbühnen geführt habe. Es gab fast immer Techniker vor Ort, ich musste mich um fast nichts kümmern und nur ganz selten laut fluchen. Aber egal, noch ein paar Vorträge, dann weiß ich auch, wie das mit der Zuhausetechnik geht. Oder ich werde halt doch Maurer.

Kathrin Passig

10. Mai 2020

Unorthodoxes Fernsehen

Ich gucke zusammen mit meiner Mutter die erste Folge der Netflix-Serie "Unorthodox", weil wir beide das Buch gelesen haben, an das sich die Serie anlehnt. Meine Mutter sieht sonst nie Filme und benutzt den Fernseher eigentlich nur für die Tagesschau.

Ich erwarte Kritik an der für mich normalen Sehsituation mit dem 11-Zoll-Laptop auf dem Schoß und daran, dass man Untertitel lesen muss (in der Serie wird Jiddisch und Englisch gesprochen). Aber die Kritik bleibt aus, die Mutter schaut konzentriert eine Stunde lang zu und erwägt sogar das Sehen einer zweiten Folge, nachdem ich das Konzept Serie erklärt habe.

Danach schreibt sie einer Freundin (vermutlich entweder in Telegram oder im Scrabble-Chat), die das Buch ebenfalls gelesen hat, um ihr die Serie zu empfehlen.

"Wo kann man das sehen?", fragt sie.

"Bei Netflix, das wird sie nicht haben, da braucht man ein Abo."

"Ist das im Fernsehen?"

"Nein, es ist so ein … also früher konnte man mal Filme ausleihen, die hat man dann mit der Post zugeschickt gekriegt, auf DVD. Und dann war es nur noch Streaming, also ohne DVD. Das war das, was wir jetzt gemacht haben. Und in letzter Zeit produzieren sie eigene Serien, das war jetzt eine davon. Also es ist quasi eine Videothek, aus der eine Filmproduktionsfirma geworden ist."

"Und was kostet das?"

"So 10 Euro im Monat."

Ich gehe davon aus, dass sie an dieser Stelle das Interesse verlieren und den Preis absurd nennen wird. Geld bezahlen! Für Fernsehen! 10 Euro jeden Monat!

“Das ist ja nicht teuer”, sagt sie. Und ich ahne, dass es immer noch unerschlossene, überraschend aufgeschlossene Netflix-Zielgruppen gibt.

Kathrin Passig

8. bis 11. Mai 2020

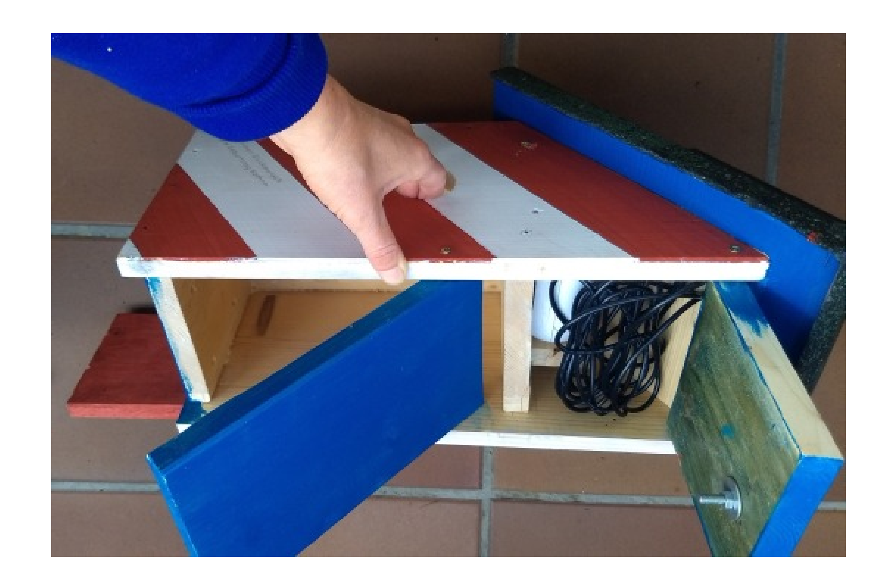
Die Kamera ist eine Kamera!

Der Bruder hat mir als verfrühtes Geburtstagsgeschenk 2020 oder verspätetes 2019 einen Nistkasten mit Kamera und Solarbetrieb gebaut und mit der Post geschickt, zu spät für die Erstbrut, aber noch rechtzeitig für die zweite. Genau was ich mir gewünscht habe!


Herzlichen Gluckwunsch
zum Geburtstag Kathrin



Making of: Hier werden gerade die Geburtstagsglückwünsche hineingelasert.



Am Freitag versuche ich zum ersten Mal, ihn in Betrieb zu nehmen. Dazu muss man die Reolink-App am Handy installieren und einen winzigen QR-Code an der Kamera scannen, um das Gerät hinzuzufügen. Danach sind die WLAN-Daten einzugeben, und dann geht es nicht weiter. Weil ich an diesem Tag schon viel Technikärger hinter mir habe und mein Geduldsfaden äußerst kurz ist, gebe ich sofort auf und liege stattdessen auf dem Balkon herum. Die Kamera sagt noch eine Weile "Please run Reolink App, add the camera and set it up". Ich ziehe ihr das Ladekabel heraus, und als ihre Batterie leer ist, sagt sie es nicht mehr.

Am Samstag will ich es wieder versuchen, aber die Batterie der Kamera ist leer und das Wetter ist schlecht, so dass das Solarpanel nicht arbeitet. Ganz kurz erwäge ich, die Kamera anders an den Strom anzuschließen, aber das solarpanelseitige Kabel ist fest verbaut und ich lasse den Gedanken wieder

fallen. Erst später am Tag macht der Bruder mich darauf aufmerksam, dass das Kabel zwei Enden hat und ich natürlich einfach ein anderes Kabel in die Kamera stecken könnte.

Am Sonntag will ich das Einflugloch von 30 mm (Meisen) auf 45 mm (Stare) vergrößern, weil die Mutter und ich Stare besser finden als Meisen. Ich habe hier zwar noch nie einen Star gesehen, aber man sagt ja "build it and they'll come"[1].

Ich suche in den Schränken des Vaters und des Großvaters, ob es dort vielleicht spezielle Ingenieurslineale gibt, die 45-mm-Kreise enthalten. Dabei finde ich 29 verschiedene Lineale für alle möglichen Spezialkurven, die Liebesbriefe der Mutter an den Vater, die DDR-Abzeichen und Orden der Großtante und einen kurzen Filmstreifen mit zwei Bildern aus den 1950er Jahren, die ich gleich scanne. Spezielle Ingenieurslineale für 45-mm-Kreise sind nicht dabei.

Mit einem der normalen Lineale messe ich verschiedene runde Haushaltsgegenstände ab, ob sie zufällig 45 mm Durchmesser haben. Dann sehe ich ein, dass es nicht anders geht, und beginne in den Schränken des Vaters und des Großvaters nach einem Zirkel zu suchen. Ich finde 7 Rechenschieber, nagelneue Buntstifte aus den 1930er Jahren, unendliche Mengen von diesen seltsamen stumpfen Druckbleistiften, die im Ingenieursberuf irgendeine wichtige Rolle zu spielen scheinen und eine ganze Schachtel voller Schreibfedern. Am Ende frage ich meine Mutter, ob sie irgendwas über den Aufenthaltsort des Zirkels weiß, den es doch sicher in diesem Haushalt geben muss. "Aber ja", sagt sie, "da wo das Geld ist!"

[1] Update 2024: Diese Behauptung hat sich als richtig erwiesen. Die Stare haben auf die allerpossierlichste Weise im Kasten gebalzt und auch (leider erfolglos) gebrütet.



Einbrecher wissen hiermit, wo die 50 Euro sind. Aber findet erst mal den Zirkelkasten.

Ich zeichne einen Kreis, messe seinen Durchmesser, stelle fest, dass ich daran gescheitert bin, 22,5 mm korrekt auf dem Lineal abzulesen und zeichne einen zweiten Kreis, den ich ausschneide und auf den Nistkasten übertrage. Dann verbringe ich eine Stunde mit Raspeln und verschiebe den Rest auf morgen.

Am Montag scheint immer noch keine Sonne aufs Solarpanel, aber ich schließe die Kamera mit einem anderen Kabel an Strom aus der Steckdose an und versuche wieder, sie zum Funktionieren zu bewegen. Dazu muss man in einem ersten Schritt eine Nadel in ein Loch an der Kamera schieben, um sie zu resetten. Am Samstag ging das noch und führte zum Start des Setupvorgangs. Heute passiert nichts mehr. Ich lade die Kamera, bis ihre LED

grün leuchtet. Ich schiebe die Nadel in das Loch und drücke den Resetknopf kürzer, länger, öfter, schneller und langsamer und dann noch mal von vorn. Ohne Erfolg.

Im Anleitungsheftchen ist die Rede davon, dass man den Kameraakku einsetzen soll. Vielleicht, vermute ich allmählich, ist das Einsetzen des Akkus nicht nur erforderlich, weil die Kamera eben einen Akku braucht, sondern außerdem auch ein essentieller Schritt des Resetvorgangs. Ich schildere dem Bruder meine Probleme und er hat denselben Verdacht.

Leider hat er die Kamera so verbaut, dass man den Akku nie wieder herausnehmen kann. “Du musst die Stativschraube mit dem Kugelkopf mit einer Spitzzange mit gutem Profil auf den Backen von der Seite her rausschrauben.”, schreibt er, und dann: “Ha! Idee! Du kannst das ganze Holzstockwerk rausschrauben, auf dem die Kamera wohnt. Nur die Schraubenköpfe sind vermutlich etwas zugeschmiert mit Lack. Es sind nur ca. 3 Stück Kreuzschrauben.”

In Wirklichkeit sind es 5 Kreuzschrauben, von denen eine durch ein mit weiteren 6 Torxschrauben befestigtes Brett verdeckt wird. Und in der ansonsten normal, also mit etwa 700.000 Dingen ausgestatteten Werkstatt des Vaters gibt es keinen Torx-Schraubendreher. Ich will schon aufgeben und beschimpfe gerade den Bruder als Ingenieur, als mein Blick zufällig auf ein Schächtelchen mit Torx-Bits für den Akkuschrauber fällt. 10 der 11 Schrauben gehen ganz leicht heraus, bei der 11. franst nach ein paar Versuchen der Schraubenkopf aus und ich muss sie ganz langsam mit einer Zange herausoperieren.

Aber danach halte ich endlich die Kamera in der Hand und lege sie auf den Schreibtisch neben den Router. Das Verbinden mit dem WLAN klappt heute so wenig wie am Freitag. Nach dem Eingeben der WLAN-Daten muss ein QR-Code gescannt werden und das klappt einfach nicht. Statt eines Scanfensters taucht in der App ein QR-Code auf, so als hätte ich ihn bereits erfolgreich gescannt. Aber es ist nicht der auf der Kamera aufgeklebte Code, und die App sagt auch nicht “Scan succeeded”, sondern weiterhin stur “Please run

Reolink App, add the camera and set it up”. Wenn ich dem Link “I have not heard the voice prompt” folge, gelange ich zu einer Liste möglicher Fehler. Darunter sind einige, die mit dem vorhandenen WLAN zu tun haben.

Ich stelle mit meinem Handy einen Hotspot her, um zu testen, ob es vielleicht am Namen des WLANs oder an der Art des Passworts liegt, denn die Anleitung deutet solche Möglichkeiten an. Ich hole das Handy der Mutter und stelle damit einen Hotspot her, weil App und Kamera im selben WLAN sein müssen, was nicht geht, wenn der Hotspot aus meinem eigenen Handy kommt.

Es funktioniert auch mit dem Hotspot nicht. Das könnte bedeuten, dass die beiden getesteten WLANs dasselbe Problem verursachen, aber wahrscheinlicher bedeutet es, dass das WLAN nicht die Ursache ist.

“Ich meine mich zu erinnern, dass es auch einen Installationspfad für den Computer gibt (ich hab die Anleitung erst danach gelesen.). Aber sicher nicht für Mac. Oder vielleicht im Browser?”, schlägt der Bruder vor.

Ich finde Reolink-Software für den Mac und installiere sie. “Die haben viele verschiedene LAN Kameras”, sagt der Bruder, “ich fürchte der kennt nur die, aber wenn ich die Kamera entwickelt hätte, dann würde sie sich über USB bei dem Client melden und die Konfigurationen würden darüber auch gehen (aber vielleicht wäre das Softwareprojekt zu schlecht bezahlt gewesen und ich hätte keinen Strich extra gemacht).”

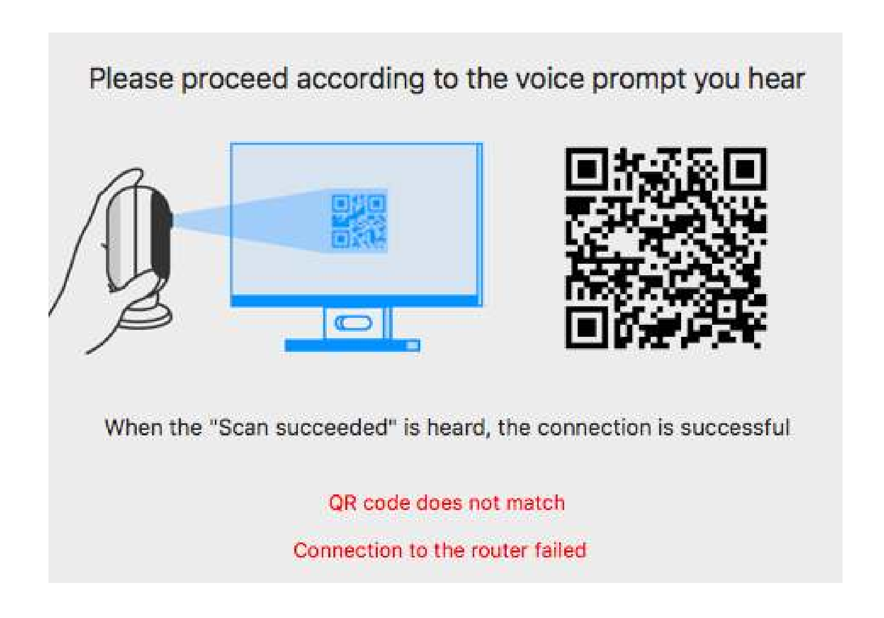
So scheint es auch zu sein, jedenfalls reicht es nicht, die Kamera per USB an den Computer anzuschließen. In der Software wird sie nicht gefunden.

Als ich schon wieder aufgeben will, sehe ich ein Feld für die Eingabe einer UID und erinnere mich daran, dass unter dem sehr kleinen QR-Code auf der Kamera noch viel kleinerer Text steht, etwa einen Millimeter hoch.



Ich gebe die UID ein und falle nicht darauf herein, dass sie ein O enthält, das wie eine Null aussieht, haha, nicht mit mir, diesen alten Trick kenne ich, ich bin jetzt auf der Siegerstraße!

Danach folgt derselbe Schritt wie in der Handy-App: Ich soll einen QR-Code scannen. Aber weil die Aufforderung am Laptop etwas größer ist und vor allem, weil der Laptop eben ein Laptop ist, also überhaupt kein Gerät, das ich jemals zum Scannen von QR-Codes benutzt habe, begreife ich etwas, nun ja, Wesentliches:



Man soll gar nicht, wie ich bisher dachte, mit dem Handy irgendeinen QR-Code scannen. Es ist umgekehrt! Man soll *mit der Nistkastenkamera* den QR-Code auf dem Handy scannen!

Ich betrachte noch mal die Anleitung auf dem Handy. Zugegeben, eigentlich sagt sie genau dasselbe:



Richten Sie bitte die Kamera auf den QR-Code des Handys, um die WLAN-Informationen zu identifizieren.

Darüber ist sogar ein unmissverständliches Video von dem Vorgang zu sehen:



Trotzdem habe ich in meinen vielen Versuchen beide Hinweise übersehen. Ich vermute, dafür gibt es drei Gründe:

- Erstens beginnt der Installationsvorgang damit, dass man mit dem Handy den QR-Code auf der Kamera scannen muss, so dass diese Scanrichtung schon mal in meinem Kopf verankert war.
- Zweitens habe ich schon einige QR-Codes mit dem Handy gescannt, aber das Handy war in diesem Vorgang bisher immer der scannende Partner, nie der QR-Code-anzeigende.
- Und drittens habe ich die Nistkastenkamera bisher gar nicht als Kamera wahrgenommen. Sie existiert überhaupt nur in diesem Nistkasten, weil sie eine Kamera ist, und ich hätte sie in jedem Gespräch natürlich als Kamera bezeichnet. Aber solange sie im Gehäuse verschraubt war, habe ich nur ihre Rückseite gesehen und mein Wissen um ihre Identität als Kamera ist abstrakt geblieben.

Georg

Wenn die Kamera in einem Vogelhaus steckt, dann ist es natürlich eine komische Vorstellung, das Handy ins Vogelhaus zu halten, damit die Kamera eine Verbindung bekommt. Wär mir genauso gegangen.

Kathrin

Das klingt jetzt nur mäßig glaubhaft angesichts der Tatsache, dass es dir ja nicht so gegangen IST.

Georg

Aber da war die Kamera eine Kamera und kein Vogelhaus.

Wenn jemand anders das Problem gehabt und mich um Hilfe gebeten hätte, hätte ich dieser Person kurz über die Schulter gesehen und dann "Schau, da in der Anleitung sieht man es doch: du musst mit der Nistkastenkamera dein Handy scannen, nicht umgekehrt! Genau wie auf dem Video!" gesagt. Früher hätte ich mich außerdem noch ein bisschen über die Unfähigkeit von Menschen gewundert, den eindeutigsten Anleitungen zu folgen, aber damit habe ich vor ein paar Jahren aufgehört.

Ich beschließe, in Zukunft mehr Mitgefühl mit Usabilityfachleuten zu haben, wenn sie sagen "aber wir haben es doch in der Anleitung glasklar erklärt und sogar ein Video gemacht, was sollen wir denn noch tun!"

Der Bruder versucht mich zu trösten:

Georg

Man muss jedes Gerät erst einmal zerlegen, um es ganz in Besitz zu nehmen.

Kathrin

hihi

als Technikgeschichts-Hilfscheckerbunny muss ich jetzt aber einwenden: zerlegen bis zu welcher Ebene?

muss ich das Innere der Kamera kennen? die Leiterbahnen ihrer Chips?

Georg

Nein, aber es muss irreversibel angekratzt sein, eine Gehäuseschraube muss verloren sein. Solche Sachen. Jedenfalls darf einen die potentielle Garantieverletzung beim Öffnen des Gehäuses nicht mehr abschrecken.

Jetzt muss ich mir nur noch eine zukunftssicherere Befestigung der Kamera ausdenken, alles wieder zusammenschrauben und es am Balkon aufhängen. Aber dann wird da gefälligst auch drin genistet nach all den Mühen! Und wenn ich die Vögel persönlich hineinstopfen muss!

Kathrin Passig

Seit ungefähr 2018

Leiser scrollen, damit mich niemand sieht

Ich will nicht allen auf Twitter folgen. Zum Beispiel, wenn ich mich mit jemandem mal gut verstanden habe und jetzt aber nicht mehr. Dann will ich sehen, was er oder sie so schreibt, aber ich will nicht “folgen” und ich will auch bittesehr nicht, dass jemand weiß, dass ich mitlese.

Dafür kann man eine Liste anlegen. Twitterlisten können privat eingestellt werden und dann muss ich diesen Accounts nicht folgen, kann aber trotzdem gelegentlich gucken, was die gelisteten Leute so schreiben.

Auf keinen Fall darf jemand wissen, dass er auf dieser Liste ist. Auf überhaupt gar keinen Fall. Deshalb scrolle ich immer ganz leise. Ich öffne die Liste eigentlich nur am Handy, weil sie nicht wichtig genug ist, um am Computer betrachtet zu werden. Am Handy besteht aber die Gefahr, versehentlich etwas zu liken, während man mit dem Daumen scrollt. Ich scrolle jetzt immer ganz am Rand. Ganz außen. Da, wo kein Like-Button ist.

Alina Smithee

Mai 2020

Handgemachte Benutzerfreundlichkeit

Seit unzähligen Jahren schon steht um die Ecke eine Packstation. Das reimt sich nicht nur einigermaßen, es ist auch aus einer ganzen Reihe von Gründen (nicht zu Hause sein müssen, nicht an Öffnungszeiten von Paketshops halten müssen) sehr praktisch.



Beim Abholen einer Sendung aus der Station entdecke ich heute, dass wohl eine andere Person die Packstation so nicht praktisch bzw. benutzerfreundlich genug fand. Sie hat den Automaten um wichtige Informationen ergänzt und Drucker und Scanner von Hand beschriftet. Danke, unbekannte weltverbessernde Person! Sieh her, DHL, so gehts!

Mia Culpa

Um 1950 sowie 2020

Ein Fassl im Keller ersetzt den Kühlschrank. Ausnahmsweise kann der Zweite Weltkrieg nichts dafür

Beim Mittagessen kommt das Gespräch auf den Kauf von Lebensmitteln, die gerade keine Saison haben und ich frage, seit wann man eigentlich immer alles kaufen kann. “Also grüne Bohnen gab’s früher nicht ganzjährig”, sagt die Mutter. “Erdbeeren auch nicht”, sage ich, “da kann ich mich noch dran erinnern, in den 80ern gab es die nur im Sommer.”

“Die Mutter hat früher im Keller noch ein Fassl gehabt”, erzählt die Mutter jetzt, “in dem waren Eier eingelegt, in Kalk.”

“In Kalk? Sicher? Noch nie gehört, nicht vielleicht in Salzwasser?”

“Vielleicht war es auch Salzwasser. Jedenfalls haben sie sich darin lang gehalten. Es war ja noch die Nachkriegszeit.”

“Roh oder hartgekocht?”

“Roh. Für weichgekochte Eier haben sie dann nicht mehr getaugt, aber für Kuchen zum Beispiel schon.”

“Und wie groß war das Fassl?”

“So wie mein Krautfassl ungefähr.” (Also nicht wie eine Regentonne, sondern etwa 30 Liter.)

“Aber hattet ihr denn keinen Kühlschrank? Ab wann hattet ihr denn einen Kühlschrank?”

“Im Schimming-Haus” (bis ca. 1946) “hatten wir noch keinen, aber in der Siedlung” (ca. 1946 bis ca. 1955) “gab es dann schon einen.”

“Hätte man die Eier dann nicht einfach in den Kühlschrank tun können?” (Ich weiß, dass man ungekühlt gekaufte Eier nicht im Kühlschrank aufzubewahren braucht, stelle mir aber vor, dass sich die Haltbarkeit dadurch doch noch mal verlängern ließe.)

Die Mutter weiß es nicht mehr genau, und ich hole das Telefon heraus und lese nach. Ich lerne, dass Hühner, wenn sie nicht gerade in einer Hühnerfarm bei Kunstlicht gehalten werden, im Herbst oder Winter eine Legepause haben, die mehrere Monate dauern kann. Mit der Nachkriegszeit hat das wenig zu tun, die Hühner haben es sicher auch schon vor dem Krieg so gemacht.. “Im Jahr 1950 legte ein Huhn 120 Eier pro Jahr, 2015 waren es etwa 300. (...) (Wikipedia) Ab den 1950er Jahren hat man dann damit angefangen, die Hühner in Hühnerfarmen durch Kunstlicht und andere Maßnahmen zum Weiterlegen zu animieren.

Jetzt leuchtet mir das Fass schon eher ein. Wenn es monatelang keine Eier zu kaufen gibt, nützt einem ein Kühlschrank nicht viel. Wie sich herausstellt, hatte die Mutter auch mit ihrer Kalkbehauptung recht: Man kann Hühnereier in einer Löschkalklösung viele Monate lang aufbewahren: “Solange die Eier vor Licht geschützt sind, halten sie acht Monate und länger. Ich habe schon 1 ½ Jahre alte Eier gegessen, die noch einwandfrei waren.”

Das finde ich eine attraktive Haltbarkeitsdauer für ein Lebensmittel, und eine Sekunde lang denke ich darüber nach, Eier in Löschkalk einzulegen, weil ich ja selbst keinen Kühlschrank habe. Aber dann fällt mir wieder ein, dass ich höchstens zweimal im Jahr Eier brauche und sie viel einfacher im 50 Meter entfernten Supermarkt aufbewahren kann.

Kathrin Passig

Ende Mai 2020

Pandemiedurchsagen vom Smartphone

Vom vielen Pandemiewandern ist meinem Billigrucksack, der zuvor viele Jahre lang gut gehalten hat, ein Loch an ungünstiger Stelle gewachsen. Ich plane am Nachmittag noch eine kleine Wanderung, habe aber keine Lust, zu einem Outdoorladen zu fahren. Dass Dinge aus dem Rucksack verloren gehen, will ich aber auch nicht. Deshalb halte ich auf dem Heimweg vom wöchentlichen Lebensmitteleinkauf noch schnell an dem Krimskramsladen um die Ecke, aus dem das alte Modell stammt.

Wie in vielen anderen Geschäften herrscht auch dort Masken- und Einkaufswagenpflicht. Ich finde einen Rucksack, der so gebaut ist, wie ich es bevorzuge und gehe damit zur Kasse. Als ich meine Kartenzahlung durchführe – die Karte kann nicht aufgelegt werden und ich muss die PIN eingeben – beobachte ich, wie die Kassiererin ihr Smartphone aus der Tasche nimmt. Warum auch nicht, denke ich, der Bezahlvorgang dauert ja einige Sekunden, aber sie checkt nicht ihre Messages, sondern hält das Smartphone an das Durchsagemikrofon an der Kasse. Mit der anderen Hand hält sie das Mikrofon fest (ich vermute, es wird dabei ein Durchsageknopf gedrückt, sehe aber keinen) und schon kommt aus den Lautsprechern im Laden die Durchsage, man möge bitte Verständnis haben, jeder Kunde müsse sich aus Pandemiegründen einen Einkaufswagen nehmen. Mich erstaunt dieses Durchsagenarrangement ein bisschen, zumal ja nicht Woche 1 nach Ladenwiederöffnung ist. Die Kassiererin führt den Vorgang auch mit großer Routine durch und fast ohne hinzublicken, so als sei es etwa das tausendste Mal allein an diesem Tag.

Gerne hätte ich gefragt, ob alle MitarbeiterInnen die Durchsagen auf ihrem jeweiligen Telefon haben und welche es noch so gibt, wie oft sie die Durchsage so abspielen sollen und so weiter. Aber die Frau, die hinter mir an der Kasse wartet, hustet wirklich bedrohlich, es ist Pandemie und überhaupt,

die Tröpfchen, die Aerosole, der Kontakt. Ich packe also meine Fragen in den neuen Rucksack und nehme sie unbeantwortet mit nach Hause. Kommt mir sicherer vor.

Mia Culpa

29. Mai 2020

Ich suche etwas im Keller und finde stattdessen ein optisches Spektroskop und vielleicht eine Vogelscheuche

Beim Kramen im Keller stoße ich in einem Karton überraschend auf dies hier:



SuSE Linux 7.1. Auf sieben CDs und, alternativ, einer DVD. Zum Booten sind zwei 3,5”-Disketten dabei:



Ich habe darüber hier schon einmal geschrieben, und ich muss feststellen, dass ich den damaligen Beitrag nicht ganz sauber datiert habe: Sogar 2001 habe ich offenbar noch ein Linux auf CD-ROM gekauft und dafür 98,- CHF ausgegeben:


JAEGGI BASEL
Freie Strasse 32
4001 Basel
Tel. 061 264 26 26
www.jaeggi.ch

BESCHREIBUNG MWSt PREIS

CDVD:T40820 Suse Lin2 316466 98.00
SUBTOTAL 98.00

SUMME 98.00
EFT 98.00
RÜCKGELD 0.00

MWSt 7.6 2 98.00 6.92

KASSE 002 KASSIER 0001 Ihr Jäggi-Team
BON: 3728 ARTIKEL: 1
DATUM: 22-03-01 ZEIT: 19:06
Viel Spass beim Lesen !
MWST.-Nr. 507'109

Die sieben CDs und die DVD hänge ich in das kleine Kirschbäumchen im Garten, weil ich mal hörte, dass das möglicherweise die Amseln davon abhält, die Kirschen zu fressen.



Vielleicht mögen Amseln Linux nicht, mal gucken. Gut in diesem Zusammenhang ist, dass die CDs auf der Rückseite grün sind; die Rückseiten fallen dadurch im Bäumchen kaum auf.

Die Vorderseiten fallen in der Realität dafür deutlich mehr auf, als es auf diesem Foto erscheint, da die CDs sich ja drehen, und dadurch die Sonne darin immer wieder spiegelt.

Außerdem nutze ich die Gelegenheit, dem Sohn an den bunt brechenden Sonnenstrahlen auf den CDs etwas über elektromagnetische Wellen, destruktive Interferenz und Spektralzerlegung zu erklären:



Toll, wir können mit einfachen CDs Licht in seine Spektralfarben zerlegen und dadurch die Welleneigenschaften von Licht überprüfen! Stark, vielleicht sollte ich, um dies Experiment auch in der Zukunft noch machen zu können, doch ein paar CDs oder DVDs für die Zukunft aufheben?

Molinarius

Mai 2020

Drive-Thru-Tierarzt und Hunde-Identifizierung

Seit Ende April habe ich einen Hund. Er kam ins Haus ohne Papiere, nur mit einem Namen, den ich sofort änderte, weil er sowieso nicht darauf hörte. Beim ersten Besuch beim Tierarzt Anfang Mai wird ein Chip gefunden, wie er Großbritannien bei allen Hunden eingebaut sein muss. Ich weiß nicht genau, wo der Chip sitzt, aber normalerweise am Hals. Auf dem Chip ist eine Nummer gespeichert. Bei ordentlich angemeldeten Hunden ist diese Nummer wiederum in einer zentralen Datenbank registriert, mit der Adresse des Besitzers, so dass man jederzeit herausfinden kann, wo irgendein verlorengegangener Köter hingehört. Die Registrierung ist sowas wie die Anmeldung bei der deutschen Meldestelle (für Menschen), sie passiert normalerweise in den ersten Wochen oder Monaten des Hundelebens. Mein Hund ist bisher nirgendwo registriert, wie sich herausstellt. Das deutet wohl auf einen dubiosen Züchter hin, ganz zu schweigen von den ersten Besitzern. Ich ändere diesen Zustand und ab jetzt ist Bunny ein ordentlicher Staatsbürger.

Die Tierarztpraxis hat trotz Lockdown durchgehend auf. Patienten werden ohne ihre Besitzer in die Praxis geschleust. Ich lege Bunny im Vorraum ab, verlasse das Gebäude wieder, und der Hund wird von der Schwester dort abgeholt. Ich warte im Auto vor dem Haus, neben mir die anderen Besitzer in ihren Autos. Das Gespräch mit dem Tierarzt und die Bezahlung hinterher laufen telefonisch ab, Letzteres durch mündliches Durchgeben der Kartendetails. Es funktioniert einwandfrei. Beim ersten Besuch hole ich den Hund wieder im Vorraum ab, zusammen mit einer Tüte mit den Medikamenten. Beim zweiten Besuch Ende Mai ist das System zu einer Einbahnstraße weiterentwickelt worden. Der Hund wird jetzt an der Rückseite des Gebäudes rausgelassen, auf einen kleinen umzäunten gepflasterten Hinterhof, wo ich ihn abhole. Auf dem Pflaster ist eine große, frische Pfütze Hunde-Urin.

Aleks Scholz

30. Mai 2020

Markenware aus der Schweiz

Ich halte ein paar altmodische Traditionen hoch, Kassetten hören zum Beispiel oder Schallplatten. Dazu gehört auch das Schreiben von Karten und Briefen. Ich verschicke Geburtstagsgrüsse und Neujahrskarten und manchmal bedanke ich mich auf dem guten alten Postweg für einen besonders schönen Abend. Vor längerem habe ich herausgefunden, dass ich im Internet alte Briefmarken bestellen kann. Herr Harlacher aus Triboltingen verschickt die gewünschten Marken in kleinen, überaus hübschen und auch leicht altmodischen Cellophantütchen. Manche Frankaturen sind richtig alt, aus den 1960er Jahren, teils noch älter. Damit löse ich bei den Besendeten immer wieder mal Freude und Erstaunen aus, so auch bei Kathrin Passig.



Von links nach rechts: Marken von 1964, 1965, 1989, 1998, 1972

Sie hat in ein paar Tagen Geburtstag, bekommt eine Karte und kann nicht glauben, dass diese Briefmarken noch gültig sind. Doch, sie sind es, vermutlich auch, weil der Schweizer Franken bisher nicht zum Euro geworden ist.

Franziska Nyffenegger

Anfang Juni 2020

Ein Buch in die Bibliothek bringen

Nicht zum ersten Mal betrachte ich die Preise und die Kundenbewertungen von Buchscannern. Ungefähr 400 Euro kostet so etwas. Ich habe noch nie ein Buch gescannt, aber ich hatte eben auch keinen Buchscanner.

Dabei stolpere ich in einer Amazon-Kundenbewertung über den Hinweis auf vFlat, eine Smartphone-App. Ich lade die App herunter und scanne eine Testseite, ohne mir Mühe zu geben. Das Licht ist schummrig, das Buch schief, die Seite gewölbt. Ich erhalte ein schneeweißes, rechteckiges, nahezu makelloses Ergebnis. Nur die Textschwärze ist etwas ungleichmäßig, und manche Zeilen sind nicht ganz gerade. Dann drücke ich auf den "OCR"-Knopf und teste die Texterkennung. Es dauert wenige Sekunden, dann wird der Text auf der Seite fehlerlos erkannt. (Das ist notwendig, wenn man den Buchtext später durchsuchen will, andernfalls wäre er nur ein nicht durchsuchbares Foto.) Ich bin erfreut und beeindruckt, denn ich wusste nicht, dass das geht, noch dazu mit einer kostenlosen App.

Am nächsten Tag scanne ich bei Tageslicht ein ganzes Buch. Das Buch ist etwa fünfzig Jahre alt, man kann es zwar noch kaufen, aber nicht digital. Ich halte es für wichtig und wünsche ihm mehr Leser. Für 150 Seiten brauche ich eine halbe Stunde. OCR dauert länger, weil man mit der App jeden Tag nur 100 Seiten Text erkennen kann. Ich suche nach der Bezahl-Option, die das unbeschränkte OCR-Guthaben freischaltet und finde keine. Die Texterkennung der letzten 50 Seiten muss bis morgen warten.

Als alles fertig ist, wandle ich das Buch mit einem Knopfdruck in ein PDF um. Dann lese ich nach, wie man bei Library Genesis Bücher hochlädt. Es ist denkbar einfach. Ich habe Library Genesis schon oft zum Herunterladen von Büchern genutzt, die es digital nicht zu kaufen gab oder in denen ich nur schnell eine Kleinigkeit nachlesen wollte. Der Börsenverein des deutschen Buchhandels gibt an, dass die Bundesbürger im Durchschnitt elf Bücher pro

Jahr kaufen. Ich komme auf das Zehnfache und habe kein schlechtes Gewissen, wenn ich zusätzlich Library Genesis nutze. Jetzt kann ich der Bibliothek auch einmal etwas zurückgeben.

Alan Smithee

24. Juni 2020

Kein gutes Zeugnis für die Schule, aber nur so ist es ein Original

Letzter Schultag vor den Sommerferien, der Sohn bekommt sein Zeugnis für das vergangene Schuljahr. Das sieht merkwürdig aus:

Schuljahr vielen Mitschülern bei

Die Abstände zwischen den Buchstaben sind ungleichmäßig, manche Buchstaben fließen ineinander, manche haben – auch innerhalb eines Wortes – fast den Abstand eines Leerzeichens voneinander.

Interessant dabei, dass diese Ungleichmäßigkeit der Buchstaben sogar bei gleichen Worten an unterschiedlichen Stellen voneinander verschieden ist:

Zudem hast du vielen Mitschüler

Auch die Fußzeile auf der Rückseite des Zeugnisses ist abgeschnitten.

Der Sohn soll sich mit seinem Zeugnis nun für Praktika bewerben, und ich finde, dass das Zeugnis so sehr unprofessionell aussieht und kein gutes Zeugnis für seine Schule ausstellt. Ich frage daher bei dem Klassenlehrer

nach und weise darauf hin, dass vielleicht die Schriftart des Zeugnisses oder der Druckertreiber auf dem Computer nicht richtig installiert ist, und ob man das nicht bitte beheben könne.

Noch am selben Tag bekomme ich eine Antwort:

“[..] Auch mehrere Kollegen haben ihre Unzufriedenheit über das Aussehen der Zeugnisse geäußert. [..] Die alte Niermeyer-Software, über die wir [..] unsere Zeugnisse erstellen sollen und alle erforderlichen Daten an die Behörde melden müssen, ist in die Jahre gekommen und es gibt niemanden mehr der die wartet, da die Hamburger Behörde nun eine Neue Software – DiViS- entwickelt hat [..], sie [..] aber [nicht allen Schulen] zur Verfügung stellt. [..]”

In der Redaktion wird angemerkt, dass ein gefälschtes Zeugnis sicher besser und professioneller aussehen würde als das Original. Andererseits könnte dieses schlimme Aussehen des echten Zeugnisses natürlich auch ein unfälschbares Merkmal sein, so dass ein ordentlich aussehendes Zeugnis sofort als gefälscht auffliegen würde.

Molinarius

Juni 2020

Halb Mensch, halb Zoom

Ich fange in Corona-Zeiten an, bei einer Firma zu arbeiten. So gut wie alle arbeiten von zu Hause aus. Ich auch. Kommunikation findet über Mail, Chat, Videokonferenz und dergleichen statt. Es müsste wahrscheinlich merkwürdig sein, aber es fühlt sich nicht so an, als wäre ich den meisten der Leute, mit denen ich jeden Tag zusammenarbeite, noch nie körperlich begegnet. Das Drittel ihres Körpers, das die Webcam erfasst, wirkt bereits nach wenigen Wochen vertraut.

Dann spreche ich mit einem Kollegen aus einem anderen Team über eine Kollegin aus meinem Team. Er kann mit dem Namen nichts anfangen und fragt, ob das ›die braunhaarige Große mit Brille‹ sei. Die Kollegin ist in der Tat braunhaarig und trägt eine Brille – aber woher soll ich wissen, ob sie groß ist? Ich weiß von meinen Kolleg*innen, wie ihre Wohnzimmer aussehen, aber wie groß sie sind, werde ich wohl erst erfahren, wenn wir wieder im Büro arbeiten.

Christopher Bergmann

Juni 2020

Das Einscannen der Bibliotheken hört nicht mehr auf, geht mir aber zu langsam

Aus beruflichen Gründen müsste ich nachsehen, was im »Text + Kritik«-Band 152 »Digitale Literatur« steht. Der Band ist im Oktober 2001 erschienen und digital nirgends erhältlich. Ich bestelle ihn gebraucht auf Papier und lese wenige Tage später auf S. 76:

> »Seit Volker Grassmuck in einem Essay von 1995 Michael Hart, den Gründer des ›Gutenberg-Projekts‹, mit dem Satz zitierte, ›dass der größte Wert von Computern nicht im Rechnen liege, sondern im Aufbewahren, Suchen und Wiedergewinnen dessen, was in unseren Bibliotheken lagert‹, hört dieses Wiedergewinnen, sprich: das Einscannen dieser Bibliotheken, nicht mehr auf.«

Bis zum Einscannen des Bands über Digitale Literatur ist die Wiedergewinnung aber bisher nicht vorgerückt. Wenn man nicht alles selber macht! Mit der von Alan Smithee im Techniktagebuch empfohlenen vFlat-App fotografiere ich das Buch ab, starte die Texterkennung und exportiere das Ergebnis als PDF. Jetzt kann ich digital lesen, was man 2001 über digitale Literatur dachte und wohl auch damals schon digital aufgeschrieben, digital an den

Verlag geschickt und digital gesetzt hat. Abschließend erwäge ich, das Buch in einer öffentlich zugänglichen digitalen Bibliothek abzulegen, damit die zwanzig Jahre alten Meinungen über digitale Literatur nicht nur analog zugänglich sind. Aber dieser letzte Schritt ist illegal, und so etwas würde ich selbstverständlich niemals tun.

Alina Smithee

Mittsommer 2020

Geschichten aus dem Edgewald

Die allgemeine Situation mit dem neuartigen Coronavirus löst in mir hin und wieder heftige Anfälle von Zivilisationsmüdigkeit aus, der ich zum Glück mit ausgedehnten Wanderungen im nahe gelegenen Schwarzwald entgegenwirken kann.

Am Mittsommerwochenende bin ich wieder unterwegs und wandere auf der östlichen Variante des Westwegs von Titisee aus nach Süden.

In einer sehr einsamen Gegend stoße ich mitten im Wald auf ein Schild mit einem “Wichtigen Hinweis”: Eine nicht allzuweit entfernte Bushaltestelle, die auf vielen Wanderkarten verzeichnet sei werde seit Jahren nicht mehr angefahren, man könne sich aber dort von einem Taxi abholen lassen. Hinter diesem Schild gebe es keinerlei Handy-Empfang, weshalb man jetzt telefonieren müsse.

Es ist wirklich nett, dass jemand dieses Schild dort angebracht hat, mich betrifft es aber nicht. Ich habe sowieso nicht vor, mit der nicht mehr vorhandenen Busverbindung zu fahren. Außerdem gehe ich im Schwarzwald generell nie davon aus, dass es irgendwo Handy-Empfang gibt, eine Einstellung, die mich schon vor mancherlei Ungemach bewahrt hat, dazu vielleicht ein anderes Mal mehr.

Ich zücke trotzdem mein Handy, es ist das erste Mal, dass ich ein Kein-Empfang-Warnschild sehe und fotografiere es für das Techniktagebuch.

Empfang habe ich auch dort nicht, aber ich habe halt auch o2.



LaSolMiFaRe

2020

Misslungene Entclutterung

Für jemanden, der berufsmäßig viel mit wissenschaftlicher Literatur zu tun hat, sind undurchsuchbare Bücher zwar lesbare, aber letztlich nicht sehr funktionale Bücher. Denn entweder verlegt man sie (oder hat sie fern im Büro, wenn man zuhause ist, oder zuhause, wenn im Büro) oder man vergisst, die wichtige Stelle rauszuschreiben, und muss dann ewig suchen, sie wiederzufinden. Da hilft es, sich zumindest vage an eine Formulierung erinnern und sie dann in der digitalen Version suchen zu können. Dafür sind PDFs unverzichtbar und im wissenschaftlichen Kontext auch gegenüber seitenzahllosen und damit nicht zitierbaren epubs das einzige wirklich sinnvolle Format.

Jetzt gibt es zwar auf Library Genesis oder aaaaarg.fail jede Menge, aber eben nicht alle PDFs der Bücher, die ich für meine Arbeit brauche. Nach jahrelangen Weinkrämpfen im Umgang mit OCR-Software auf Smartphones – die zwar immer besser geworden, aber immer noch eine so unsägliche Fummelarbeit sind, zwischen Buchaufhalten, Lichtquelle lokalisieren und unverwackelte Fotos machen, dass der praktischen Nutzen nicht den dabei entstehenden psychologischen Schaden aufwiegt –, habe ich länger schon darüber nachgedacht, einen Buchscanner zu kaufen.

Ideal wären die großen Overheadscanner aus der Bibliothek, wo sie die Größe von Werkbänken der Industrieproduktion haben, aber ich dachte lange, dass es davon ja keine Verbraucherversionen geben kann. Auf reddit findet sich zwar r/bookscanning, aber die da vorgeschlagenen DIY-Buchscanner verlangen enormen Arbeitsaufwand. Irgendwie jedenfalls muss Facebook von meinem Buchscannerkaufüberlegungen Wind bekommen haben, denn eines Tages sah ich Werbung für die Firma CZUR, die eben solche Heimscanner für ein Publikum wie mich anbietet.

Gesehen, gekauft – denn bei einem Preis unter knapp 200 € musste ich zwar ein bisschen, aber eben nicht sehr lang überlegen, versprach das Gerät doch genau die Lösung meiner Buchprobleme. Nach dem Bestellvorgang, der direkt über AliExpress lief, wurde mir aber bewusst, dass es Monate dauern könnte, bis ich mit der Eigenscannerei beginnen könnte. In der Tat waren es fast zwei, bis das Gerät geliefert wurde, nach wahrscheinlich langer Reise auf Containerschiffen aus der chinesischen Produktion. Allerdings scheint CZUR auch selbst ein chinesisches Start-Up zu sein, das in Shenzhen registriert ist, was das Ganze schon wieder irgendwie okay macht.

Der Scanvorgang geht sehr angenehm: Man legt ein Buch unter den Scan-Arm (am besten auf einen schwarzen Hintergrund, am allerbesten auf die mitgelieferte schwarze Matte, die man gut als normale Schreibtischunterlage nutzen kann) und scannt fröhlich los. Vereinfacht wird das Ganze durch ein Fußpedal, das erlaubt, das Buch mit beiden Händen aufzuhalten. Damit die Finger nicht mitgescannt werden, gibt es zwei gelbe, mit einem Spezialmuster bedruckte Halterchen, deren Abbild am Ende von der Software automatisch entfernt wird. Ein Buch dauert nicht mehr als zehn, meistens eher fünf bis sieben Minuten. Die Qualität ist so mittel, weil es eher Fotos macht als echte Scans (also wirklich nicht weit vom Smartphone entfernt ist), was aber für meine eher auf Text bezogenen Belange völlig ausreicht. Außerdem ist die integrierte OCR-Software ganz ordentlich, so dass ich ein Buch meistens direkt im hauseigenen Programm scannen und verarbeiten kann.

Der Scanner hat den theoretischen Vorteil, dass er genau jenes Hauptproblem des Gadgetkaufs vermeiden soll, das mich neben Preisfragen immer am meisten zögern lässt: Wohin mit dem Teil, wenn man es nicht benutzt? Das Modell Aura, das ich mir angeschafft habe, löst das Stauraum- und Staubfangproblem, indem es auch als Schreibtischleuchte benutzt werden kann. Das war anfangs ein echtes Argument. Aber leider wirft der ausklappbare Leuchtturm eher kaltes LED-Licht, und es gibt auch keinen Knopf, der daran etwas ändern könnte. Hier wurde am falschen Ende gespart, denn die Lösung dafür ist so umständlich, dass das ursprüngliche Versprechen der Ent-

clutterung sehr gedämpft wird. Man soll sich nämlich eine Smartphone-App herunterladen, *extra um die Lichtwärme ändern zu können*. Es hat ewig gedauert, bis ich die Funktion rausgefunden habe: Es ist nämlich nicht Bluetooth, sondern eine kleine Melodie, die das Smartphone dann piepst und die von der Scanner-Lampe gehört wird. Man muss also den Ton des Handys anmachen, damit man in den Genuss einer ordentlichen Lampenfarbe kommt. Die ist dann auch in Ordnung, weil das aber immer so umständlich ist, habe ich meine alte Schreibtischleuchte immer noch neben ihrer potentiellen Konkurrentin stehen. So habe ich nun eine teure Lampe mit Scanfunktion, die theoretisch keinen Staub fängt. Weil ich aber nicht immer mein Handy entsperren, die App öffnen, auf laut stellen und neben das Gerät halten möchte, nur um das Licht anzuschalten, müsste ich eigentlich am besten lernen, die Lichtänderungsmelodie zu pfeifen. Das will mir noch nicht recht gelingen. Aber immerhin habe ich nun meine halbe Bibliothek auch digital, und darum ging es ja.

Alan Smithee

Juli 2020

Das Verschwinden der Dosenöffner

Meine Mutter hat Arthritis und kann manche Sachen nicht mehr so gut wie früher. Zum Beispiel Dosen öffnen. Die Aufreißringe an den Konservendosen helfen ihr nicht weiter, ihre Fingergelenke lösen sich auf und die Kraft in den Händen fehlt auch. Mit mechanischen Dosenöffnern geht es aber auch nicht mehr gut, weil ihr die Drehbewegung Schmerzen im Handgelenk verursacht. Ich habe deshalb schon vor einigen Jahren einen großen J-förmigen Spezialplastikhaken gekauft, mit dem man am Aufreißring zieht. Das klappt manchmal, oft reißt dabei aber der Ring ab.

Deshalb will ich ein besseres Hilfsmittel kaufen, zum Beispiel einen elektrischen Dosenöffner. Oder einen mit einer Kurbel. Die Kurbelbewegung kommt nicht aus dem Handgelenk, das könnte noch gehen.

Ich verbringe ein, zwei Stunden mit Dosenöffnerbetrachtung bei Amazon (ohne Kaufabsicht, nur wegen der Kundenbewertungen) und anderswo. Am Rande finde ich dabei Verblüffendes heraus, zum Beispiel, dass es erstaunlich teure Dosenöffner gibt . . .



YOIYY Go Swing DosenöFfner Manual Can Opener Dosenoffner Ohne Scharfe Kanten Tupper DosenöFfner (3PCS)

2.859,00€

5,98 € Versand



Go Swing Dosenöffner, Bar-Werkzeug, Küchen-Dosenöffner, Bar-Werkzeug, Sicherheit, einfacher manueller Dosenöffner

1.999,00€

3,00 € Versand



Flaschenöffner Edelstahl Multifunktions-leistungsstarker Flaschenöffner Küche Haushalt Dosenöffner Handdosenmesser...

1.999,00€

KOSTENLOSE Lieferung

. . . oder dass man für ein und denselben Preis sehr unterschiedliche Mengen an Dosenöffnern bekommt:



@moabit bringt bei Twitter die Erklärung vor, dass die Dosenöffner vielleicht je nach Gebindegröße immer kleiner werden.

Fazit des ernsthaften Teils meiner Suche ist aber: Es gibt nur sehr billige, batteriebetriebene elektrische Dosenöffner, die offenbar dazu gedacht sind, an alte Menschen verschenkt zu werden und nach dem Öffnen von etwa fünf Dosen kaputtzugehen. Das darf nicht passieren, denn wem wird man Vorhaltungen machen, wenn sich das neue Gerät als ein Glump erweist? Natürlich mir und nicht der unzulänglichen Dosenöffnerindustrie.



Jean-Patrique Vollautomatischer One-Touch-Dosenöffner – Elektrischer Dosenöffner, Küchenwerkzeug, erzeugt...



19,49€ ~~19,99€~~

Ungefähr so sehen die angebotenen elektrischen Öffner aus.



Rezension aus Deutschland vom 8. Mai 2020

Dieses Gerät 2x genutzt. Danach trotz mehrfachen Batteriewchsels und gutem Zureden keinerlei Einsatzfreude des Gerätes - selbst nach einigen Tagen Pause bei wiederholtem Versuch die Funktionsfähigkeit zu testen, Erfolg gleich
Null. Also sehr schlechte Erfahrungen. Fazit: Abfalleimer trotz des doch eigentlich saftigen Preises.

Und ungefähr so sehen die meisten Bewertungen aus – jedenfalls die, die nicht offensichtlich direkt aus chinesischen Bewertungsbots stammen.

Kurbeldosenöffner für die Wandmontage gibt es auch nicht, was mich wundert. Schließlich erinnere ich mich genau daran, dass es so was einmal gab, nämlich bei meiner Grundschulfreundin Margit für die Katzenfutterdosen. Wenn man an der Kurbel drehte, kam die Katze herbeigelaufen, sehr praktisch.

Es gibt wohl noch Restbestände oder Nachbauten der “Röda Clara”, eines schwedischen Designerdosenöffners von 1966, aber sie sind schwer bis gar nicht bestellbar. Besonders schön finde ich das Design sowieso nicht. Auch wenn man vor Monarchisten vielleicht damit angeben könnte, dass Clara von einem Königssohn und Beinahe-Thronfolger entworfen wurde. Aber die Küche meiner Mutter wird nur selten von Monarchisten oder auch nur Designinteressierten betreten.



Foto: Jonn Leffmann / CC BY

Dann gibt es noch den “Weisser Do5”, einen Kurbeldosenöffner für die Gastronomie. Er wirkt äußerst solide, sogar Verschleißteile kann man nachkaufen. Leider kostet er über 100 Euro, was wegen der schwäbischen Veranlagung meiner Mutter nicht in Frage kommt. Außerdem ist seine Arthritistauglichkeit unklar, er sieht aus, als bräuchte man zumindest in der linken Hand ein bisschen Kraft, um seine beiden Hebel zusammenzudrücken.

Erst nach einem halben Tag und einem Gespräch mit der Techniktagebuchredaktion begreife ich, dass Dosenöffner ein aussterbendes Produkt sind. Es geht bergab mit ihnen, seit 1990 das “Ring-Pull-System” bei Lebensmitteldosen eingeführt wurde. Ich habe nie darauf geachtet und kaufe nur gelegentlich mal Tomaten in Dosen, deshalb gehe ich zunächst davon aus, dass die ringlose Dose komplett vom Markt verschwunden sein muss. Aus der Redaktion erfahre ich aber, dass nur die kleineren Dosen Ringe haben, für größere braucht man nach wie vor einen Öffner. Alan Smithee: “Meine Tochter, die in ihrem Studentenleben grade lernen muss, sich Essen zu kochen (momentaner Kenntnisstand: harte Eier, TK-Fischstäbchen, Dosenravioli) berichtet, dass sie nur kleine Raviolidosen kaufen kann, weil die großen ohne Ring

sind und einen Dosenöffner erfordern; und einen Dosenöffner hat sie nicht, kann mit keinem umgehen, und ihre spezielle Ausprägungsform der Nerdigkeit erlaubt es ihr auch nicht, es zu lernen.” Vielleicht sind Dosenöffner also ein Spezialgerät für Sonderfälle geworden? Oder sie werden aus allgemeinen Globalisierungsgründen nicht mehr in Deutschland hergestellt, und anderswo haben längst alle Dosen Aufreißverschlüsse, weshalb man sie auch dort nicht mehr herstellt? Jedenfalls ist ein mittelgroßer Teil des Dosenöffner-Produktspektrums vom Markt verschwunden.

Mit dieser Einsicht ausgestattet fällt es mir jetzt leichter, an den richtigen Stellen zu suchen, nämlich bei Ebay und bei Facebook Marketplace. Da sind sie noch, die solide wirkenden elektrischen Dosenöffner von Philips und Braun und Krups. Ich kaufe bei Facebook Marketplace für 5 Euro plus Porto ein Philips-Modell mit Netzanschluss. Es ist mein erster Marketplace-Kauf, technisch verläuft das so, dass Facebook mit meiner ersten Nachricht an den Verkäufer automatisch einen Chat im Messenger einrichtet und ihn mit einem Namen und sogar einem Foto versieht:



Kathrin · Elektronischer Dosenöffner

SUN 11:55 PM

You named the group Kathrin · Elektronischer Dosenöffner.

You changed the group photo.

Das alles ist automatisch passiert. “Elektronisch” ist sicher noch besser als “elektrisch”.

Der Verkäufer bittet mich, per “Paypal Friends” zu bezahlen. Ich muss erst googeln, was das ist, aber es bedeutet nur, dass man als Art der Zahlung die kostenlose Variante “an Freunde oder Verwandte” wählt und nicht “ich bezahle für einen Artikel”. Ich bekomme ein Foto vom Einlieferungsbeleg mit der Sendungsnummer, und einen Tag später ist der Dosenöffner da:



Wie das mal werden soll, wenn ich selbst alt bin und Arthritis habe und man funktionierende Dosenöffner dann nicht mal mehr gebraucht kaufen kann, weiß ich nicht. Vielleicht hält der neue alte ja ewig und ich kann ihn dann erben. So oder so wird es höchstens die zweitschlechteste aller Zeiten sein. Die schlechteste war zwischen 1810 und 1855, als es zwar bereits

Konservendosen gab, aber noch überhaupt keine Öffner: "Konservendosen wurden anfangs mit dem Beil, Hammer und Meißel oder einem großen Messer aufgebrochen."

Kathrin Passig

8. August 2020

Bei uns war das schon immer so

Alan Smithee ist Lehrer im Ruhestand. Wir reden über Unterricht unter Corona-Bedingungen. Was er hier berichtet, ist größtenteils nach seinem Ausscheiden passiert. Er kennt die aktuellen Verhältnisse aus Gesprächen mit den ehemaligen Kolleginnen und Kollegen.

Alan Smithee: Also an meiner ehemaligen Schule war es so, da mussten sich die Schüler von Anfang an um acht Uhr einloggen ins System. Und wer um acht nicht eingeloggt war, der war fehlend, dem wurde dann natürlich auch nachgegangen und die mussten eine ärztliche Entschuldigung bringen, wie in der Schule. Weil da waren welche, die haben sich eineinhalb Wochen überhaupt nicht gerührt. Die sind jetzt entlassen worden. Also drei Stück haben sie rausgeschmissen.

Kathrin Passig: Und wird das dann auch weiter kontrolliert? Oder reicht es, wenn man sich einmal um acht einloggt und dann wieder ins Bett geht?

Alan Smithee: Nein nein, da werden dann Fragen gestellt, da gibt es Aufgaben, das ist schon interaktiv. Die haben das umgebaut, die haben also in den ursprünglichen Lehrsälen, die ja jetzt leer sind – am Lehrerpult hatten wir schon drei Bildschirme. Da haben sie jetzt noch zwei dazugestellt, damit die Bilder nicht so klein sind. Und da waren die Lehrer dann drin und haben ganz normalen Unterricht gemacht.

Kathrin Passig: Interessant, das ist das Erste, was ich höre von einer Schule, die da wirklich gut drauf vorbereitet war . . .

Alan Smithee: Vorbereitet waren sie nicht, aber ...

Kathrin Passig: Wie kommt's, dass die so weit vorn sind?

Alan Smithee: Ja, weil's halt eine EDV-Schule ist. Da war's immer schon so. Und es war ja bei uns immer schon so, dass die Schüler alle Programme, die in der Schule laufen, auch zu Hause nutzen konnten. Da gibt's so einen Vertrag: So lange die eine Schul-E-Mail-Adresse haben, sind die lizenziert, und sobald die aus der Schule ausscheiden, wird die E-Mail-Adresse gelöscht und dann gehen alle Programme nicht mehr. Das ist eigentlich der große Vorteil und drum konnten die immer schon von zu Hause arbeiten. Gibt allerdings auch Ausnahmen: Es gibt im bayrischen Wald immer noch welche, die eine zu schlechte Internetverbindung haben, als dass das gehen würde, das ist leider so. Aber die haben es halt dann teilweise schriftlich gemacht oder teilweise dann mit Freunden zusammen. Das ging eigentlich relativ gut. Allerdings muss man sagen, der Fortschritt, haben sie gesagt, der ist nicht vergleichbar mit dem im normalen Unterricht. Zum Beispiel in der Programmierung war es so, da wenn irgendjemand ein Problem hat im normalen Betrieb, dann meldet er sich, dann geht die Lehrkraft dort hin, setzt sich dazu, weil es programmiert ja jeder anders, und schaut, warum es nicht geht und hilft. Per Video geht das so nicht. Und wenn der eine Frage stellt, dann dauert das eine Zeit, bis die Lehrkraft das aufruft und dann reinschaut, und dann hat der nächste schon wieder eine Frage. Das ist wesentlich schlechter gegangen.

Kathrin Passig: Klingt aber so, als wäre das eher ein Problem der Plattform, auf der das stattfindet.

Alan Smithee: Auch, ja. Das war auch ein Riesenproblem, weil das Kultusministerium hat ja dieses Teams viel zu spät freigegeben, eigentlich erst am Ende jetzt, in Bayern. Die haben also alle möglichen Plattformen ausprobiert, eigentlich illegal, muss man sagen. Discord hat das geheißen. Funktioniert, funktioniert nicht, so muss man das sagen. Das heißt, illegal waren diese Plattformen nicht direkt, aber die waren halt einfach nicht optimal und auch vom Datenschutz überhaupt kein Drandenken. Und was die Kollegen halt auch gesagt haben: Wiederholungen gehen sehr gut, aber neuen Stoff ver-

mitteln ging sehr schlecht. Da fehlt's einfach, das geht so nicht. Prüfungen waren auch ein Riesenproblem. Da haben sie's ja anders gemacht, da haben sie die Abschlussklassen reingeholt. Dadurch, dass die Anfangsklassen nicht da waren, waren genügend Zimmer da, dann haben sie's also geteilt, dann war der nötige Abstand auch da, dann geht das wieder.

Kathrin Passig: Mein Bruder sagt, dass sie in Ingolstadt Plätze in der Stadthalle und so gemietet haben, was natürlich jetzt geht, weil die eh für nichts gebraucht werden.

Alan Smithee: Ja, das wär jetzt da nicht gegangen, weil ja immer dieser schnelle Anschluss da sein muss und die Rechner. Es gibt eigentlich … nein, es gibt an der Schule keinen Unterricht ohne Rechner. Sogar Religion wird mit dem Rechner gemacht. Ja, doch, das braucht auch einen Rechner und Internet dazu.

Kathrin Passig: Haben sich andere Schulen dann eigentlich von euch beraten lassen? Weil das klingt ja so, als müsstet ihr ungefähr zehn Jahre Vorsprung haben.

Alan Smithee: Das stimmt, das sind auch mindestens zehn Jahre Vorsprung, aber die anderen Schulen, die machen das nicht. Das liegt aber, glaub ich, auch an der Altersstruktur der Lehrer. Die haben da überhaupt kein Interesse dran. Und was an der EDV-Schule halt der große Vorteil ist: dass da ein hauptamtlicher Administrator da ist. Das kann sich eine andere Schule auch nicht leisten. Wenn ich da bloß an das Teams denke: Wenn da nicht ein Administrator da ist, der das administriert, dann kannst du das Programm vergessen. Das nebenbei so laufen zu lassen – das ist kein Word. Das geht einfach nicht. Und da ist es auch so: Damit das alles gut läuft, ist es seit Jahren oder eigentlich seit Beginn der Schule so, dass immer, jede Ferien alle Rechner komplett neu installiert werden. Da bleibt nie irgendwas drauf, die werden immer komplett neu aufgesetzt. Und damit laufen die aber auch immer ein Jahr sehr gut. Das läuft zwar vollautomatisiert, aber das muss ja auch jemand machen, weil von Haus aus geht das halt nicht. Und da muss man sagen, das hat der Landkreis damals beschlossen, als die Schule gegründet

wurde, 1983. Der Leiter der VHS hat das damals in die Wege geleitet. Bereut, glaub ich, haben sie's schon mehrfach mittlerweile. Weil's halt sehr teuer ist, das Ganze. Und so ein Administrator ist nicht billig.

Gertrud Passig: Naja, aber für eine Schule, die Schüler ausbildet, ist es Grundlage, glaub ich.

Alan Smithee: Naja, das bräuchten eigentlich andere Schulen auch, aber da macht man's halt einfach mit so Verfügungsstunden, und das wird nie was. Wenn das jemand nebenbei machen muss und kriegt nichts dafür außer mal zwei Stunden Ermäßigung oder vielleicht auch drei oder vier, ist ja wurscht. Das ist nie dasselbe, als wenn ein Hauptamtlicher da ist, der sonst nichts macht. Was natürlich der Vorteil ist für den Landkreis ist: Der Administrator betreut nicht nur meine ehemalige Schule, sondern er betreut auch die Berufsfachschule für Sozialpädagogik und und die Musikfachschule. Weil's drei Landkreisschulen sind.

Gertrud Passig: Dann darf er ruhig was kosten.

Alan Smithee: Die Kreisräte sagen ein bisschen was anderes. Die sagen, es ist viel zu teuer.

Kathrin Passig: Ja, aber vielleicht hat sich das dieses Jahr geändert.

Alan Smithee: Das könnte schon sein, ja. Müss ma mal schaun.

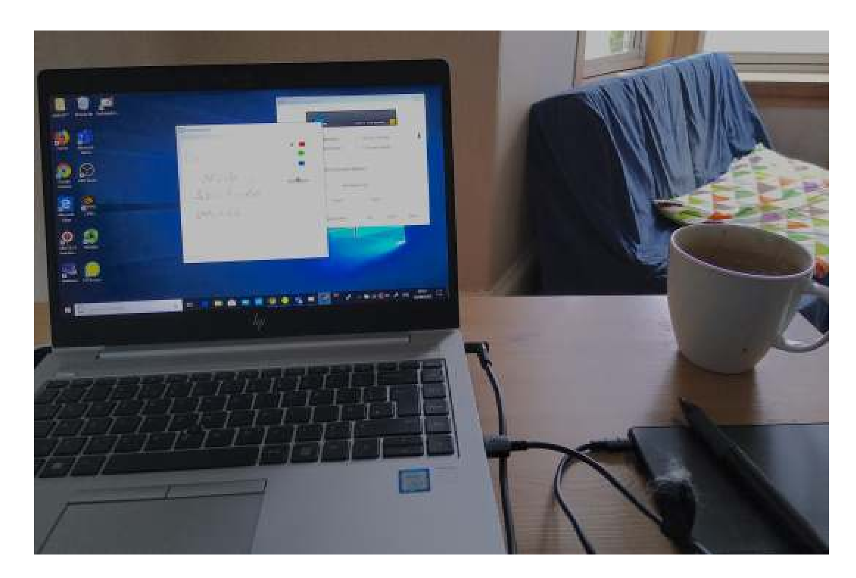
Alan Smithee

August 2020

Einfacher auf Papier

Ich korrigiere Examen. In normalen Zeiten ist das die einzige Tätigkeit, bei der ich nennenswert mit der Hand schreibe, genau genommen mit Rotstift. Diesmal jedoch kommen die Examen als PDF. Man könnte natürlich alles drucken, normal korrigieren, und dann wieder scannen, aber für diesen Workaround fehlen mir sowohl der Drucker als auch der Scanner.

Nachdem erste Versuche, mit dem Finger auf dem Touchpad zu schreiben, grauenvoll gescheitert sind, besorge ich mir ein "Pen Tablet" von Huion für zwei Dutzend Pfund. Zumindest kann man hier einen Stift halten und auf einer papiergroßen Unterlage schreiben. Der Stift bemerkt die Anwesenheit des Tablets, sobald er einen Zentimeter darüber schwebt, und übernimmt dann den Mauszeiger. Wenn man zusätzlich den Acrobat Reader im Editiermodus verwendet, kann man anfangen, in PDFs herumzumalen. Sobald die Spitze des Stifts aufs Tablet drückt, kommt Schrift ins PDF.



Rechts Schreibunterlage, links Laptop mit Schrift

Nur leider ist das Schreiben völlig ungewohnt. Buchstaben und Zahlen sind erstaunlich komplizierte Geräte, mit vielen Ecken und Kanten auf kleinstem Raum zusammengepfercht. Die Unterschiede zum richtigen Schreiben: Man muss Druck ausüben. Man gerät viel zu oft versehentlich auf den Knopf am Stift, der dem Mausklick entspricht und Dinge passieren lässt, die man

nicht will. Und die Schrift erscheint nicht dort, wo der Stift ist, die Auge-Hand-Koordination muss also umlernen. Der dritte Punkte ist vermutlich der Grund, warum meine Schrift aussieht wie die eines Erstklässlers.

Der Workflow ist, wie alle Workflows am Anfang, alles andere als elegant. Der Prozess, der normalerweise so einfach und intuitiv wirkt (es aber natürlich nicht ist), wirkt auf einmal klobig und hakelig. Ständig bin ich im falschen Tab. Ständig passiert was im PDF, was ich nicht will. Ich muss lernen, den Stift weit vom Tablet wegzunehmen, sobald ich was mit der Maus mache, sonst bekämpfen sich beide um den Cursor. Großer Vorteil jedoch: Man kann jeden Buchstaben mehrfach ausprobieren, und zwischendrin immer Ctrl-Z drücken.

Zum Glück kann ich mich auf das Allernötigste beschränken. Zahlen, Kringel, Haken, Kreuze. Dann alles abstreichen. Keine Kommentare, keine Beleidigungen, kein Lob an den Rand. Nicht das übliche “not quite!”, “units!!!” oder “explain your work!” dranschreiben. Dann Ergebnisse in das Online-Spreadsheet eintragen, das (wie die zu korrigierenden Arbeiten) in der Uni-Cloud schwebt.

Aleks Scholz

14. 8. 2020

Keep on truckin’

Ich verbringe meinen Abend größtenteils damit, jemandem in einem Discord-Stream dabei zuzuschauen, wie er Eurotruck Simulator spielt. Dabei sitzt man in einer Kabine eines LKWs und bringt Frachtgüter von A nach B, zum Beispiel Kunststoffgranulat von Stuttgart nach München. Da es ein Simulator ist und kein Videospiel wie Grand Theft Auto, gibt es keine Verfolgungsjagden, Quests oder sonstige Dinge. Man muss nur seine Fracht pünktlich

abliefern, ab und zu auftanken und eine Pause machen, wenn der Fahrer übermüdet ist. Tag und Nacht vergehen, ab und zu regnet es auf die Windschutzscheibe und generell ist es eine erstaunlich entspannende Erfahrung.

Genau wie in einem echten LKW kann man auch hier eine Radiostation einschalten. Hier hat man die Wahl, im Spiel einen Onlinesender zuzuschalten. Und hier wiederum gibt es eine über Jahre gewachsene loyale Fanbase dieser Simulationsspiele, die nur zu diesem Zweck Radiostationen betreiben. Diese können in Spielen wie Eurotruck-Simulator oder Farming Simulator im Truck oder Traktor eingeschaltet werden. Und wie beim echten Radio nehmen sie auch Hörer*innenwünsche entgegen. Diese gibt man nicht per Anruf durch, sondern über ein Formular auf der Webseite. Und je nach Uhrzeit hat man auch eine viel bessere Chance, direkt durchzukommen, als bei einem normalen Radiosender. Jetzt gerade, gegen elf Uhr abends an einem Freitag, scheinen jedenfalls nicht so viele Menschen Eurotruck-Simulator zu spielen. Die Community, mit der ich das Spiel schaue, schickt einen Request nach dem nächsten, das meiste davon klassische Rock-Hits und sie werden alle sofort vorgelesen und, falls im Repertoire, gespielt. Der englische Radiomoderator, der aus Schottland sendet, ist erfreut. Manchmal, so sagt er in seiner Moderation, wäre schwer abzusehen welche Songs gerade beliebt wären, aber über “all the old bangers” zeigt er sich begeistert. Und so fahren wir weiter auf den virtuellen Autobahnen von Deutschland und hören einem Radio aus dem Vereinigten Königreich zu, das unsere Liedwünsche spielt.

Angela Heider-Willms

Seit Sommer 2020

Wie moderne Technik lästigen persönlichen Kontakt überflüssig macht

Ich seufze über meine allzeit hausschlüsselverschusselnde Tochter, und werde auf diesen Beitrag von Kathrin Passig aufmerksam gemacht, in dem sie positive Erfahrungen mit Funk-Schlüsselsuchgeräten teilt. Nach kurzem Nachdenken bestelle ich mir auch so ein Set. Fünf farbcodierte Schlüsselanhänger und eine Fernbedienung mit fünf ebenfalls farbigen Tasten. Drückt man eine der bunten Tasten, fängt der zugehörige Schlüsselanhänger an zu piepsen, so dass man ihn rasch auffinden kann.

Schnell merke ich, dass die Sache noch einen großen Kollateralnutzen hat. Wenn meine Tochter abends das Haus verlässt, habe ich bislang immer gefragt “Hast du auch deinen Schlüssel dabei?”, was ihr furchtbar auf die Nerven ging (aber ich mag es halt nicht, wenn ich um ein Uhr nachts von gedämpften Rufen “sssst! Papa! Lässt du mich rein?” unter meinem Fenster geweckt werde). – Nicht so in der technisierten Neuzeit. Wenn meine Tochter das Haus verlässt, drücke ich einfach die gelbe Taste, und es piepst in ihrer Tasche, oder eben nicht. Das geht ihr zwar auch auf die Nerven, aber bislang findet sie es noch lustig genug, dass es ihr nicht gelingt, böse zu werden.

Tilman Otter

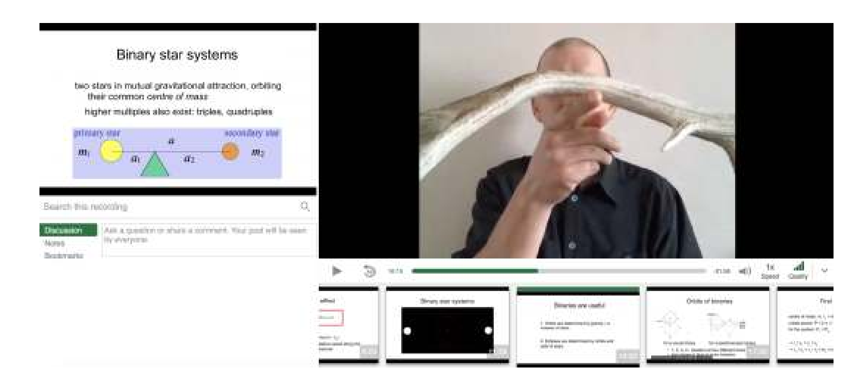
August 2020

Vorlesungen aus der Konserve

Im September beginnt das nächste Semester an meiner schottischen Uni. Auch der größte Hörsaal fasst nur ein paar Dutzend Studenten, wenn man die gesetzlich vorgeschriebenen zwei Meter Abstand einhält. Schon unter normalem Umständen sind unsere Räume eng für die großen Klassen, und deshalb bleibt eigentlich keine Wahl, die meisten Vorlesungen müssen online

stattfinden. Die Uni empfiehlt uns deutlich, unsere Vorlesungen schon im Sommer aufzuzeichnen, damit dann im Herbst, naja, alles schon vorbereitet ist. Falls wir überraschend sterben oder so.

Wir verwenden Panopto, und dürfen aus rechtlichen Gründen auch gar nichts anderes einsetzen. Panopto zeichnet einen Stream aus der Kamera auf, einen vom Bildschirm und wenn man möchte auch noch diverse andere Streams auf (z. B. aus einem “Sidecar” bei neueren Macs oder aus einer Zweitkamera). Diese Streams werden lokal gespeichert, dann auf den Server geladen, der sie zu einem Gesamtkunstwerk verschmilzt. Auf dem Server kann ich minimale Änderungen vornehmen, zum Beispiel zwei Aufzeichnungen aneinanderbauen oder Stücke herausschneiden. Der Server wiederum ist mit Moodle verdrahtet, so dass die aufgezeichneten Vorlesungen direkt von der Kurs-Übersicht anklickbar sind. Im Bild sieht man, wie ich mit Hilfe eines Geweihs das Prinzip des Masseschwerpunkts demonstriere, in einer Vorlesung über Doppelsterne.



Eigentlich gefällt es mir ganz gut, die für mich sehr stressigen Vorlesungen im eigenen Wohnzimmer zu absolvieren. Eine Aufzeichnung dauert eine halbe Stunde, mit Vorbereitung zwei Stunden, und ist deutlich weniger anstrengend als vor Leuten im Hörsaal. Ich stelle den Laptop vor eine kahle

Wand, ziehe ein Hemd an, sage dem Hund, er soll noch kurz Geduld haben, konzentriere mich und rede dann vor mich hin. Innerhalb von drei Wochen sind alle zehn Vorlesungen im Kasten.

Einmal muss ich eine Vorlesung wiederholen, weil direkt vor dem Haus eine Kreissäge losgeht. Mehrfach läuft der Hund hechelnd im Hintergrund herum, was in der Aufnahme zu hören sein wird. Manchmal pfeift der Wind durch die Fenster. Und dreimal bricht Panopto auf halber Strecke die Aufzeichnung ab, was dazu führt, dass ich zwei Stücke hässlich aneinanderkleben muss. Ich bin unberechenbaren Faktoren ausgeliefert, aber das ist bei echten Vorlesungen natürlich auch so. Dafür fühle ich mich hinterher nicht wie nach einem Marathonlauf im Kettenhemd.

Die andere Frage ist, wieso ich jemals wieder dieselben Vorlesungen vor Publikum halten soll, wo ich sie doch jetzt aufgezeichnet habe. Aber vielleicht ist es so wie mit alternden Rockstars, die jahrein jahraus durch die Lande ziehen und "We will rock you" immer genauso wie auf der Aufnahme vorführen müssen.

Aleks Scholz

August 2020

Der blöde Pfandautomat

Der Pfandflaschen-Rückgabeautomat in unserem Edekamarkt ärgert mich seit einiger Zeit.

Ich lege eine Flasche nach der anderen in die hierfür vorgesehene Öffnung, dort kommt sie auf zwei Gummiriemen zu liegen, die sie wegtransportieren, unterwegs erkennt der Automat nach nicht immer durchsichtigen Kriterien, um was für eine Flasche es sich handelt, und schreibt mir den entsprechenden Pfandbetrag gut.

Seit einiger Zeit weist mir der Automat Bio-Schlagsahneflaschen zurück mit dem Kommentar "Barcode nicht im Sortiment". Blödsinn, ich kaufe diese Flaschen seit Jahrzehnten hier. (Überdies nimmt er oftmals Flaschen, bei denen das Etikett fehlt oder beschädigt ist, und gar kein Barcode vorhanden ist, klaglos an). Also antworte ich dem Automat: "Doch!" und lege die Flasche erneut hinein.

Automat (Schiebt die Flasche zurück): "Barcode nicht im Sortiment"

Ich (Schiebe die Flasche erneut rein): "Doch, kannst es mir glauben"

Automat (Schiebt die Flasche zurück): "Barcode nicht im Sortiment"

Das ist soweit normales Maschinenverhalten, nur eben: beim fünften oder sechsten Versuch nimmt er die Flasche dann doch.

Aus Erfahrungen mit anderen, ähnlichen Automaten habe ich schon Barcode nach oben, Barcode nach unten, Barcode links, Barcode rechts probiert. Nichts hilft.

Aber jetzt weiß ich die Lösung: Der Barcode muss in Richtung sieben Uhr oder fünf Uhr orientiert sein. Dann kommt er auf einen der Gummiriemen zu liegen, die Maschine kann ihn nicht lesen, und ist es dann irgendwie doch zufrieden, so wie ein sprachlich oder intellektuell überforderter Mensch, der nicht ganz verstanden hat, und etwas unsicher "Ja, ja" sagt, um nicht anzuecken.

Solange die Maschinen noch eine gewisse Restblödigkeit an den Tag legen, so lange fühle ich mich noch nicht überflüssig auf der Welt. Kann von mir aus gern so bleiben.

Nachtrag, viel später. Es hat tatsächlich knappe zwei Jahre gedauert, bis es dem Edekamarkt gelang, das Sahneflaschenproblem zu lösen. Als ich die Angestellten einmal danach fragte, meinten sie, ja, sie wissen das sehr gut, aber eine Lösung sei nur möglich, indem die Molkerei neue Daten einspiele, und die habe irgendwie grade andere Prioritäten; das macht den Fall auch zu einem Lehr-

stück über moderne IT, in der sehr oft den Menschen, denen die Lösung eines Problems obliegt, dessen Ärgerlichkeit dermaßen ferne ist, dass jahrelang nichts geschieht.

Tilman Otter

August 2020

Lesen in der Hartschale

Ich habe mein erstes Jahr mit einem E-Book-Reader absolviert. Beseelt von anerzogenem Buchkulturergriffenheitskitsch hatte ich mich lange gegen digitale Bücher gewehrt, die Haptik von Papier und Pappe beschworen und an Druckwerken geschnuppert wie so ein glasfuchtelnder Weinkenner oder Fußfetischist. Auch dass man E-Books nach dem Lesen (oder: statt sie zu lesen) nicht in den raumhohen Bücherregalen der eigenen Wohnung abstellen konnte, dieser lebenslang kuratierten Dauerausstellung der eigenen Beflissenheit, machte mir Sorgen. Zunehmender Selbsthass beim Schleppen von Büchertaschen auf Reisen ließ mich umdenken.

Die erste Erkenntnis nach einem Jahr mit dem Papierersatz-Device: Romane ziehe ich auf dem Ding weg wie nix, Sachliteratur eher nicht. Erwartet hatte ich es eher andersherum. Mit Notizenmachen und Anstreichungen hat das nichts zu tun, diese zwanghaften Praktiken habe ich mir vor Jahren mühsam abtrainiert. Die diversen Zusatzfeatures und Apps auf dem Reader sind mir völlig wurscht, allerdings musste ich erstmal anständig geschnittene Schriften installieren, bevor ich das Gerät als täglichen Begleiter akzeptieren konnte.

Das Lesen eines Buches auf einem Reader ist von vollendeter Nüchternheit. Hier ist der Text ganz bei sich. Der Lektüre muss das nicht abträglich sein. Noch das selbstverliebteste Werk der Fabulistik ruft dir aus der Plastikhartschale genervt entgegen: «Hey, ich bin auch bloß eine verdammte Datei!» Und damit wir das nie vergessen, sind die Gestaltung und Programmierung

von E-Books oft so entsetzlich schlampig und fehlerhaft. «Der Mischer hat wohl wieder Boxhandschuhe an!», hieß es früher, wenn der Sound auf Konzerten mies war. Der Mischer baut heute EPUBs beim Verlag.

Jan Kutter

September 2020

Wie die U-Bahn die Digitalisierung in der Bildung unterstützt

Wegen Corona sollen Schülerinnen und Schüler mit Husten oder Fieber 48 h zur Beobachtung zu Hause bleiben und nicht in die Schule gehen. Es fehlen also ständig recht viele Kinder in der Schule. Thema am Elternabend ist, wie diesen Schülerinnen und Schülern zuverlässig die Hausaufgaben übermittelt werden können.

Ein paar Tage nach dem Elternabend berichtet der Sohn, dass er jetzt in der Schule die Aufgabe hat, immer am Ende jeden Schultags die Hausaufgaben an eine Tafel zu schreiben, zu fotografieren und das Foto auf Microsoft Teams ins Klassenteam zu stellen.

N: „Dafür bin ich vom Putzdienst befreit!“

Ich: „Und wie machst du das Hochladen des Fotos? Ich hab dich hier zu Hause in den letzten Tagen nicht am Laptop gesehen.“

N: „Ich hab mir die Teams App am Handy installiert.“

Ich: „Ach, und lädst du das dann immer noch in der Schule hoch?“

N: „Nein, in der Schule hab ich kein WLAN, und über mobile Daten kostet mich das zu viel Datenvolumen. Deshalb mach ich das immer auf dem Weg nach Hause, sobald ich in der U-Bahn freies MobyKlick WLAN hab.“

Nachtrag:

Auf Twitter wird bemerkt, dass der Umweg über Tafel und Foto nicht ganz einleuchte. Das ist ein berechtigter Kommentar, und ich lasse mir das Vorgehen deshalb noch einmal von dem Sohn erklären. Da dies weitere interessante (also, in 20 Jahren vielleicht interessante) Erkenntnisse über die Techniknutzung in der Schule ergibt, ergänze ich hiermit:

Der Klassenraum ist recht modern ausgestattet. Es gibt ein großes interaktives Whiteboard, das zentral in der Klasse steht und meist von den Lehrkräften im Unterricht verwendet wird. Etwas seitlich versetzt ist zusätzlich ein kleineres (nicht-digitales) Whiteboard montiert, das mit entsprechenden Stiften beschrieben werden kann und auch als Magnettafel dient. (Eine klassische Kreidetafel gibt es nicht mehr. Aber einen abschließbaren Wagen, in dem für jede Schülerin und jeden Schüler ein iPad in einer Ladeeinrichtung steckt. Die iPads werden dann in manchen Schulstunden bei Bedarf ausgegeben.)

Auf dem (separaten) Whiteboard ist nun ein Platz für jedes Schulfach reserviert, und in diesen Platz werden die jeweiligen Hausaufgaben notiert – und bleiben dort bis zur nächsten Stunde in dem jeweiligen Fach stehen, so dass sie bis zur nächsten Stunde in dem Fach immer für alle Schülerinnen und Schüler im Klassenraum dauerhaft sichtbar bleiben.

Der Vorteil sei, dass man, wenn man vergessen habe, die Hausaufgaben in der Stunde aufzuschreiben, den ganzen Tag oder am nächsten Tag an die Hausaufgaben erinnert werde.

Manche Lehrkräfte schreiben die Hausaufgaben mittlerweile selber auf diesen extra Whiteboard-Hausaufgabenbereich, einige sagen die Hausaufgaben nur mündlich an oder zeigen sie kurz am interaktiven Whiteboard. Diese schreibt der Sohn dann jetzt also auf das separate Whiteboard. Und am Ende jeden Schultags gibts dann das Foto in Teams. N: "Und ich glaube, dass viele Mitschüler jetzt die Hausaufgaben gar nicht mehr aufschreiben, sondern sich auf mein Foto verlassen."

Molinarius

2020 (aber schon seit Jahren)

Hosografie

In meiner Hosentasche leben immer noch Hosentaschenteufel. Esther Seyffarth hat schon dokumentiert, wie die Teufel im Sommer 2019 mehrere Redaktionsmitglieder aus dem Redaktionschat geworfen haben. Es war nicht das erste Mal, ich habe 2017 selbst über die Verbrechen meiner Hosentasche geschrieben, und die Lage hat sich seither nicht gebessert.

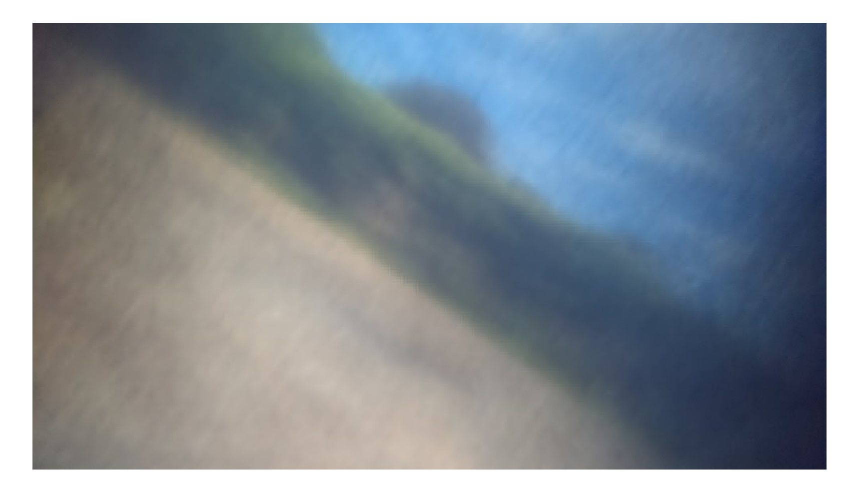
Bei jeder Gelegenheit schaltet die Hosentasche die Taschenlampe am Handy ein, stellt die Tastatur auf Kyrillisch um, aktiviert den Flugmodus, startet Apps, ersetzt meine wichtigen Notizen in Google Keep durch Blödsinn (es gibt in Keep keine Versionsgeschichte), versucht den gesamten Redaktionschat anzurufen (was der Facebook Messenger zum Glück wegen der zu großen Gruppe unterbindet), postet Fotos, Screenshots und in anderen Chats geteilte Bilder an unvorhersehbare Orte, schreibt Tweets, benutzt schreckliche Sticker und GIFs und postet schlechte Literaturimitate in den Redaktionschat:

> the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the the 4 kJ 4 kJ FC kam kam am Samstag er er er FF hat hat hat hat hat hat hat hat hat hat für für für für für für für für für für für für für für für er er er ist er er er er er er er er er er FKK FF war und und und und und und und und und und und und und und und und und j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j j er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er er j er er er er er er er er er er kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam kam Jak hat hat hat hat hat hat hat hat hat hat hat hat hat

hat Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak Jak ja er Jeff er FKK ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm ihm er er er gesagt Kaff Jak Jak FKK er ihm sagte sagte er er er solle 4 kJ kJ kJ kJ er kJ ihm sagte j er ihm er ihm für für gesagt hätte j j j kam er kJ kJ ihm für für ihn wäre wäre wäre er wäre wäre wäre wäre wäre er für dann ihn gewesen ihn gewesen ihn gewesen Kfz hätte er kam kam für ihn kam nicht frage ob er sie sie ihm ihm hätte hätte j j er er er er er er er ja ja ja ja ja ja ja ja ja ja ff ja kam FF FF kam kam aber noch dazu dazu und 55 55 er er ja ja ja ja kfkfkfkfkkfjkfjffkfkfkfffkfkfkkfkfkfkffk4kfkffkfukfkffk4fkfkfkfj4kfkfkfkfkfk5kfukfk4kfk5kkfkfjffkfkfk4kfkfkfkfkfkfkfkffkfk4kfkfkfkfk4kfkfkf444kffkf(aber auch auch ja nur nur nur noch noch denen denen für er er die Kfz Kfz war sei ihm zu geben ihm Kfz zu zu bringen bringen die die ihm ihm gesagt hatte er ihm ihm gesagt hatte (er er er ihm gesagt dass dass er ihm ihm gesagt hätte er ihm gesagt gesagt er solle solle er ihm sagen könne er ihm sagen könne (ob er er er er um um gesagt hatte gesagt hatte j j k er ihm ihm k k k k j ihm k sei k kJ kJ kJ kJ k k k für die die ihm gegeben sei und und ihm gesagt wurde wurde er ihm gesagt dann aber nicht mehr mehr Hälfte Hälfte davon davon ausgegangen er hätte hätte er nicht gesagt müsse müsse er er er sei um den er zu halten hat halten hat sei er nicht mehr mehr so wie ihm ihm gewesen sei ihm gesagt gesagt worden sei sei ihm gegenüber gegenüber gegenüber gewesen sei ihm ihm gegenüber gegenüber sei sei sei ihm gegenüber gegenüber gegenüber k k k k k k k k k k k k k k andererseits k k k k k k k andererseits andererseits k k andererseits k k k k k KI andererseits

andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits (andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits kam andererseits (andererseits andererseits für andererseits (andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits andererseits anderersei

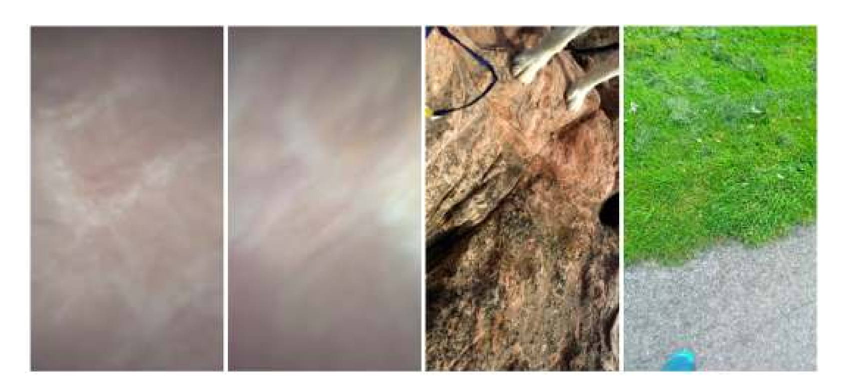
Und sie macht Fotos. Viele Fotos. Ich habe inzwischen ein ganzes Album namens “Bilder aus Versehen”. Techniktagebuch-Autor Virtualista prophezeit im September 2020 der Hosentaschenfotografie eine Zukunft als neue Kunstgattung und schlägt als Bezeichnung “Hosografie” vor.



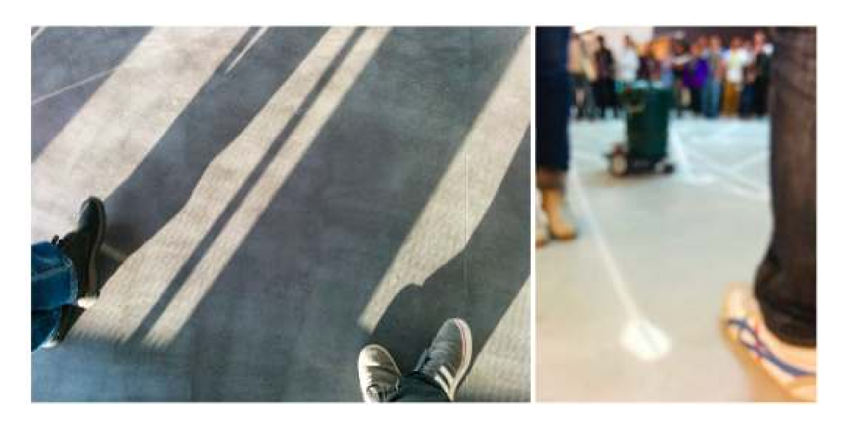
Schottland durch den Filter meiner Hose (100% Polyester) betrachtet



Das neue Auto von Aleks Scholz (oder vielleicht auch das alte Auto seines Nachbarn)



Zweimal Undefinierbares, ein Hund namens Bunny, Gras und meine Schuhspitze



Schuhe sind überhaupt ein wichtiges Thema in der Hosografie

Nicht alle Fotos entstehen im Inneren der Hosentasche, einige mache ich vermutlich durch unvorsichtige Handbewegungen kurz vor oder nach den Fotos, die ich eigentlich beabsichtigt habe. Abgesehen davon konnte ich bisher nicht ergründen, unter welchen Umständen das Handy selbstständig aktiv wird. Es scheint jedenfalls nicht sehr gerätespezifisch zu sein, denn die ältesten Hosografien in meinem Besitz sind von 2011, mindestens meine letzten drei oder vier Handys waren also dazu in der Lage.

Kathrin Passig

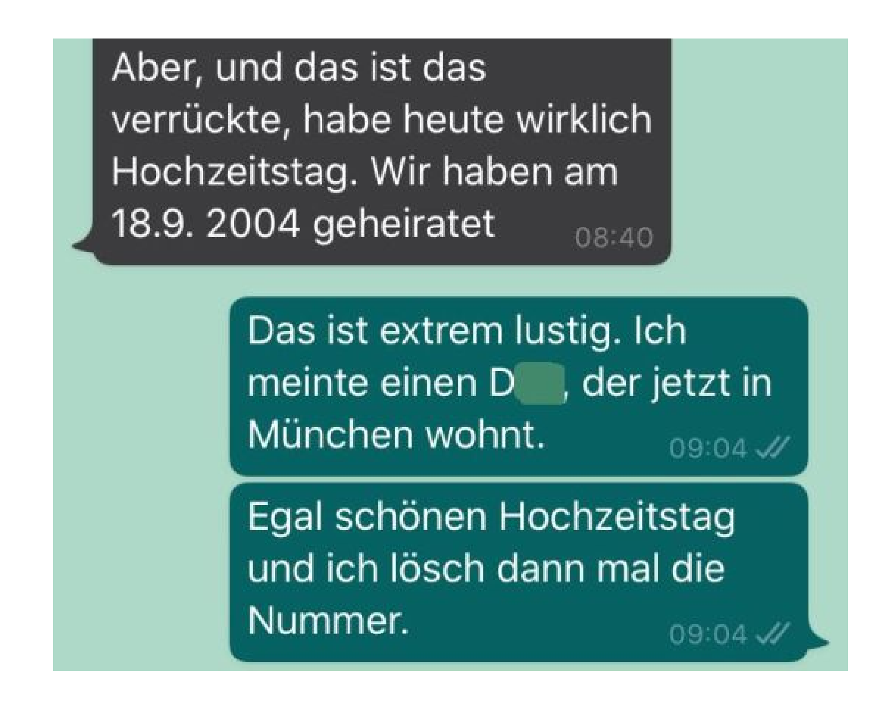
18. September 2020

Der falschen Person zum richtigen Anlass gratulieren

Wir haben Hochzeitstag und ich gratuliere per WhatsApp einem befreundeten Paar, das ein paar Jahre nach uns am selben Datum geheiratet hat. Sie bedankt sich umgehend, er hingegen scheint verwirrt.



Ein paar Nachrichten später ist klar, dass ich meine Gratulation nicht an die Nummer meines alten Freundes D. geschickt habe, sondern an einen Wildfremden namens M.



Noch etwas später klärt sich, wie es dazu kam. Ich habe aus der Frühzeit meiner Mobiltelefonnutzung, als meine Freunde ihre Telefonnummern noch häufiger wechselten, die Angewohnheit beibehalten, auch die veralteten Nummern im Telefon gespeichert zu lassen. Diese wurden anstelle von Bezeichnungen wie „Mobil“ oder „Büro“ mit „obsolet“ markiert. Das schuf Klarheit in Situationen, in denen die alte Nummer plötzlich anderswo noch einmal auftauchte – z. B. in einer Adressenliste oder einer E-Mail.

Naturgemäß wurde dabei die neuere Nummer immer am Ende der Nummernliste einer Person eingefügt und iOS bietet leider bis heute keine Möglichkeit, die Telefonnummern umzusortieren. Die alte Nummer zunächst zu löschen, dann die neue einzugeben und die alte am Ende wieder einzufügen,

war mir aber auch zu umständlich. Beim Telefonieren und Verschicken von SMS stellte das ja auch nie ein Problem dar, weil mir dabei alle Nummern samt Bezeichnungen zur Auswahl angeboten werden.

WhatsApp hingegen sind solche Feinheiten offenbar egal. Hier gilt einfach eine der Nummern – vermutlich die erste –, die einem Kontakt zugeordnet und diesem Dienst bekannt ist. Ich lösche jedenfalls die veraltete Nummer aus den Kontaktdaten von D. und schon zeigt WhatsApp mir auch ein anderes, passenderes Profilbild zu seinem Namen an.

„Hast Du die Nummer von dem M. tatsächlich gelöscht?“ fragt meine Frau. Ich antworte wahrheitsgemäß, dass ich sie aus meinen Kontaktdaten entfernt habe, dass sie aber in WhatsApp und auf einigen Screenshots natürlich noch zu sehen ist. „Gut,” meint sie. ”Nächstes Jahr müssen wir dem unbedingt alle vier einzeln gratulieren!“

Virtualista

Frühling bis Sommer 2020

Es gibt ja das Internet

Vor sieben Monaten habe ich mir den ersten Akkuschrauber meines Lebens gekauft. Von den vielen praktischen und theoretischen Problemen, die ich zu diesem Zeitpunkt hatte, war das vermutlich drängendste, dass ich kein Werkzeug besaß. Außer einen verrotteten Hammer und jene Heugabel, die ich zufällig auf dem Dachboden fand, als ich das Heu ausmistete, auf dem Bauernhof, den ich ein halbes Jahr zuvor gekauft hatte.

Ich wusste, bei allem, was ich nicht wusste, dass sie mir nicht bei meinem Trockenbauvorhaben helfen konnte.

Also ging ich in einen Baumarkt. Werkzeug leihen oder anderweitig um Hilfe bei meiner Familie bitten wollte ich nicht. Erstens haben die schon gelacht, als ich den ruinösen Hof überhaupt besichtigen wollte, weil – Zitat – ich keinen Nagel in die Wand kriege. Zweitens ist es so, wenn man sich

Werkzeug leiht, kommen Leute, die es einem leihen sollen und sagen, dass man bitte, bitte unbedingt darauf aufpassen muss – und dann packen sie alles aus und erklären einem stundenlang alle Einzelteile. Dafür war keine Zeit.

Ich wollte zunächst klein anfangen, mir erst ein Zimmer vornehmen, 25 Quadratmeter, Dielenboden abschleifen, neue Wand einziehen, dämmen, Strom legen, Heizung einbauen, streichen. Strom wieder dran, glücklich sein. Vergeltung suchen bei den Eltern.

Im Baumarkt orderte ich ein Werkzeug, an einem Tresen zum Fragen und Ordern von Sachen, es sollte nicht allzu schwer sein und auch nicht teuer, wobei der Mann meinte, ob es denn auch noch fliegen können sollte, und dann stellte er mich an eine Wand, vor ganz viele Werkzeuge, sicher tausend, wo ich eins von der Wand nahm und es voller Respekt betrachtete.

Es schien mir für mein Vorhaben stimmig, soweit ich das beurteilen konnte, war es a) ein Werkzeug und b) für das Bohren und Schrauben geeignet. Zudem nicht ganz billig. Aber auch noch nicht ganz teuer. Ich nahm dann sicherheitshalber das teurere Modell, weil es einen bürstenlosen Motor hatte, was mir, als kompletter Laie, besser vorkam als einer mit Bürsten, sonst würde man es sicher nicht draufschreiben. Da musste ich jetzt einfach vertrauen.

Jedenfalls war ich schon gut eingeschüchtert und traute mich anschließend nicht mehr zu fragen, mit dem Werkzeug in so einem praktischen Verkaufskoffer, wie man denn Trockenbau überhaupt machte.

(Damit dann Sprüche kommen wie:

Selbst?

Hahaha.

Am besten gar nicht!)

Daher konsultierte ich das Internet.

Das Internet schlug mir eine Reihe von Youtube-Channels vor, wo ältere Männer mit Schnauzer, die offenbar Vertreter einer bestimmten Baustoffmarke waren, anderen Männern langatmig und äußerst kenntnisreich vermittel-

ten, wie man eine Wand einziehen sollte, was man dafür brauchte, wie das Endergebnis auszusehen hatte. Die folgende Woche verbrachte ich vor dem Bildschirm mit dem Nachahmen von Bewegungen.

Als ich mit Trockenbau-Videos fertig war, schaute ich noch Videos über das Benutzen von Akku-Bohrschraubern im Allgemeinen, Flex, Kreissäge, das Verlegen und Verteilen von Strom, das Verputzen von Wänden, das Ausbauen von Schlössern unter Zuhilfenahme der Schlagbohrmaschine. Es war eine tolle Zeit, ich fühlte mich mit jedem Tag kompetenter.

Außerdem suchte ich nun zunehmend das Gespräch mit Handwerkern, denen ich beispielsweise sagte, dass das Dämmen mit Styropor heute keiner mehr so mache und Aluprofile (beim richtigen Zuschnitt) deutlich praktischer und günstiger sind als Holz. Ich spürte eine Veränderung in mir und positive Energie das weitere Leben betreffend.

Irgendwann war das Zimmer ausgebaut. Ofen drin. Pelletheizung. Eine magnetische Whiteboardwand zum Beschreiben – denn wenn man beginnt, übertreibt man auch etwas.

Mein Vater war angetan, wir standen nicht mehr im Baumarkt, sondern nun schon im Fachhandel, weil ich etwas sehr Spezielles benötigte, was es in Baumärkten schlicht nicht gibt, ich weiß aber nicht mehr, was – jedenfalls meinte Vater, als er den Verkäufer meine Aussagen ernst und interessiert abnicken sah: Sag mal, im Ernst, was ist passiert – woher weißt du das alles?

Ich sagte stolz und auch ein bisschen erleichtert: das Internet.

Darauf mein Vater: Das Internet?

Und ich: Ja. Internet! Papa, es gibt für alles einen Kanal. Im Prinzip lässt sich ~ heutzutage ~ alles lernen. Ich denke, es wird eine Frage der Zeit sein, bis Hochschulen und Ausbildungen überflüssig werden.

Jedenfalls kann ich jetzt Strom verlegen, Außenbereiche verkabeln, habe das Dach und die Regenrinne repariert, bin nicht runtergefallen, gut, die Regenrinne ist wieder runtergekommen und liegt seit Wochen neben dem Schweinestall, aber dafür baue ich lieber Tische und Sideboards. Und ich habe sogar Fenster neu verglast und gekittet sowie eine viel zu große Sandkiste gebaut. Ich fahre Radlader und der Rasenmäher ist auch repariert.

Oft und gerne würde ich anderen, jüngeren Handwerkern meine Tipps und Erfahrungen weitergeben, natürlich nur, bis alles hinter mir wieder zusammenkracht. Aber niemand fragt.

Es gibt ja das Internet. Was relativ super ist. Ich denke jedenfalls, die nächste Baustelle kann kommen.

Alexander Krützfeldt

27.9.2020

“Möchten Sie sich zu der aktuellen Weltlage äußern, Herr Spitzmaus?”

Meine Mutter findet auf einem Spaziergang eine kleine Spitzmaus und nimmt sie mit nach Hause, weil sie Angst hat, dass sie sonst sofort vom nächsten Hund gefressen wird.

Zu Hause richtet sie ein kleines Aquarium mit Moos, Erde und Blättern ein und sucht ein paar Schnecken und Würmer als Futter. Die Spitzmaus macht sehr energische Piepsgeräusche, die meine Mutter und ich hören, mein Vater aber nicht mehr so.



Als Lösung holt er einen Fledermausdetektor und ein großes Mikrofon aus dem Arbeitszimmer und hält das Mikrofon der Spitzmaus entgegen und kann dann die Piepser der Maus zwar immer noch nicht selber hören, aber immerhin sehen.

Anne Schüßler

3. Oktober 2020

Die zweite Einkaufswelle

Die zweite Welle ist da, aber keiner geht hin. Beziehungsweise gehen alle hin, nur halten sich nicht alle an die Regeln. Um die Aufenthaltsdauer im Supermarkt zu reduzieren, probiere ich “Click & Collect” aus. Der Supermarkt: der große Coop im Nachbardorf.



Sicherheitsmaßnahmen in der Theorie. In der Praxis kann das face covering aus einem hochgezogenen T-Shirt bestehen, auch bei grünem Licht ist es im Supermarkt bestürzend voll und das Einbahnstraßensystem erfordert übermenschliche Vorausplanung.

TIME TO CLICK. Auf der Webseite von Coop klicke ich mir einen Wocheneinkauf zusammen. Irgendwann funktioniert das Klicken nicht mehr, und man teilt mir mit, dass ich nur dreißig Produkte einkaufen kann. Okay, eine schöne Herausforderung, mit dreißig Artikeln pro Woche klarzukommen. Schon schwerer: Es gibt nicht alles im Onlineshop, unter anderem keinen Dosenrhabarber, eine schwere Prüfung. Abspeichern kann man die einmal bestellte Liste auch, aber nur wenn man Coop-Mitglied und eingeloggt ist, was man mir aus Gemeinheit erst hinterher mitteilt.

Am Donnerstag bereite ich die Liste vor. Am Freitag noch längere Diskussionen, ob wir lieber ein zweites Zwiebelnetz oder aber eine Tüte Gummibären möchten. Die Entscheidung fällt für die Zwiebeln, im Nachhinein vielleicht ein Fehler. Ich entscheide mich für die Abholung am Samstag zwischen 6 und 8 Uhr abends, wenn die Stimmung im Coop nicht ganz so ausgelassen ist. Freitagabend geht die Bestellung heraus, bezahlt per Kreditkarte. Samstag morgen kommt die Bestätigung, dass sie jetzt in Tüten verpackt ist, alles, abgesehen von zwei Dingen, die nicht vorrätig sind.

TIME TO COLLECT. Samstag, 6 Uhr abends. Ich fahre durch strömenden Regen, Sturzbäche und Menschenmassen die fünf Kilometer nach Anstruther. Dort gehe ich einfach in den Laden, und frage den erstbesten Angestellten nach meiner Bestellung. Die Person verschwindet ins gekühlte Hinterzimmer und händigt mir kurze Zeit später drei Plastiktüten aus, in denen sich keine einzige Pizza befindet. Niemand ist in der Lage, mir zu sagen, wo meine bestellte Pizza ist. Letztlich einigen wir uns darauf, dass ich schon recht haben werde. Man erlaubt mir, zwei Pizzen aus dem Schrank zu nehmen und einfach so nach draußen zu laufen. Es fühlt sich an wie Pizzadiebstahl.

Aleks Scholz

2006, um 2010, 2015, 2020

Ich treffe Menschen aus dem Internet, im Internet

Als Teenager war es für mich jedesmal ein wichtiger und bedeutsamer Schritt, Personen, die ich aus dem Internet kannte, „in echt“ zu treffen. Es war einfach immer aufregend, enge Freundschaften, die sich über viele Monate online entwickelt hatten, in Besuche, Treffen und gemeinsame Veranstaltungsbesuche zu überführen.

Ab und zu kam es vor, dass bei diesen Veranstaltungen auch mal jemand dabei war, den oder die ich noch nicht so gut online kannte. Dann habe ich diese Person eben erst im Nachhinein im Internet getroffen. Ähnlich hat es sich angefühlt, wenn ich mit Menschen, die mir in meinem Alltag (offline) begegnet sind, im Laufe der Zeit zusätzlich eine Online-Beziehung entwickelt habe, damals hauptsächlich über ICQ, MSN und Skype.

Ein spezielles Spezialgefühl stellt sich bis zum heutigen Tag bei mir ein, wenn ich Menschen, die ich aus dem Internet kenne, im Internet treffe, aber *woanders*. Da war zum Beispiel eine der ersten Personen, denen ich gefolgt bin, als ich 2010 begann, Twitter zu nutzen; der Accountname kam mir bekannt vor und ich fand heraus, dass ich den Namen schon von der Plattform kannte, auf der ich viele Jahre zuvor viel online unterwegs war. Die Person war dort schon längst nicht mehr aktiv, aber ich hatte den Namen im Archiv gelesen und fühlte mich ihr direkt verbunden. In der Zwischenzeit ist diese Person mir übrigens auf mindestens 5 größeren Plattformen im Internet begegnet, außerdem haben wir zwischenzeitlich beim gleichen Arbeitgeber gearbeitet.

2015 habe ich mich zum ersten Mal in einer Slack-Community angemeldet. Einige Teilnehmende kamen mir von Twitter bekannt vor, aber viele habe ich erst in Slack kennengelernt. Seitdem habe ich jedesmal, wenn ich jemanden davon auf Twitter sehe, ein Gefühl, als wären wir befreundet, und freue mich immer, wenn jemand nach langer Zeit wieder von sich hören lässt. Meine automatische Zuneigung lässt sich wahrscheinlich teilweise durch unser

gemeinsames Interesse an den Themen der Slack-Community erklären, aber viel hat sicher auch damit zu tun, dass die Namen mir von woanders bekannt vorkommen und ich deshalb das Gefühl von Verbundenheit verspüre.

Die Geschichte geht auf Mastodon weiter, wo ich Personen wiedersehe, die ich von Twitter oder Slack oder beidem kenne, und wo ich mich wieder unter alten Bekannten wähne. Es ist gar nicht verwunderlich, dass die Communitys sich so sehr überschneiden, erstens wegen meiner Interessen und zweitens, weil viele dieser Grüppchen einige „Power user“ gemeinsam haben, die wie ein Social Hub funktionieren, zu denen also sehr viele Menschen eine Verbindung haben und die ganz von alleine Teile ihrer Community überallhin mitbringen.

Wir befinden uns jetzt im Jahr 2020 und viele Veranstaltungen, die typischerweise offline wären, sind jetzt online. Das Gefühl, bei Veranstaltungen Menschen zum ersten Mal „in echt“ zu treffen, die ich schon aus dem Internet kenne, ist für mich nicht neu. Aber jetzt finden die Veranstaltungen im Internet statt und es ist wieder ein aufregendes Gefühl, wenn mir jemand in einem Zoom-Call bekannt vorkommt. In einem Breakout-Grüppchen in einer kleinen Nebenveranstaltung einer großen internationalen Konferenz sitze ich plötzlich „neben“ jemandem, den ich schon seit Jahren als wertvollen Teil meiner Twitter-Timeline schätze, wir unterhalten uns zum ersten Mal, hätten uns wahrscheinlich niemals absichtlich zu einem Treffen verabredet und womöglich nicht einmal bei dieser Konferenz gefunden, wenn sie offline stattgefunden hätte. Wir führen zusammen mit den anderen Anwesenden ein sehr angenehmes Gespräch und ich schreibe hinterher eine Direktnachricht, wie schön es war, sich zufällig im Internet zu begegnen, nachdem wir uns bis dahin ausschließlich aus dem Internet kannten.

Alina Smithee

Oktober 2020

Es ist ja ein ganz kleines Auto, das schiebt sich sicher recht bequem

Mein Bruder hat sich ein Elektroauto gekauft. Da er ein vielbeschäftigter Mann ist und die Geschichte der Autoabholung wohl nicht mehr selbst fürs Techniktagebuch aufschreiben wird, rekonstruiere ich sie hier aus dem Familien-Chat.

> Georg: Auto ist gekauft. 3 Jahre alter Renault Zoe mit 19000 km. Für unter 10000. Reichweite dürfte bei knapp 200 km liegen. Reicht also für Ingolstadt-Deggendorf. Am 14. kann ich das Auto abholen. (...) Ach ist halt ein Kleinwagen. Ohne Kupplung. Wenn man sich zusammenreißt und den linken Fuß von den Pedalen fern hält, dann fährt sich so ein Elektroauto so, wie man sich als Kind Autofahren vorgestellt hat. Gas geben, bremsen. Fertig. Ich hab aber auch schon ausprobiert, was passiert, wenn der linke Fuß den Weg auf das Bremspedal findet ... Der linke Fuß kann nämlich nur mit voller Kraft zutreten, weil er die Kupplung gewöhnt ist.

Das Auto muss bei einem Händler in Memmingen abgeholt werden.

> Nathalie: Als wir die Schilder geholt haben, frage ich Georg: “Wieviel km sind es von Memmingen bis daheim?” Er: “oh, stimmt, das wollte ich nachsehen”. Google sagt 175 km. Er sagte: Oh, das letzte Mal als ich das Auto probiert hatte, hatte es genau 171 km Reichweite. Es könnte ein langer Techniktagebuch-Eintrag werden. Ich habe ihm geraten, im Zug schon nach E-Tankstellen auf dem Weg zu suchen ... Ich hoffe, es wird nicht nötig sein.

Georg: Also der Händler hat auch gemeint, dass es knapp werden könnte. Der richtige Einstand für die E-Mobilität. Entweder unterwegs Abendessen gehen oder hinter einen Lastwagen klemmen, Heizung aus und mit 80 cruisen.

Mutter: Tank lieber unterwegs! Hast Du Dich schon kundig gemacht, wo das geht?

Georg: Ja, das scheint inzwischen kein Problem mehr zu sein. Kann man ohne Vertrag bezahlen. Dauert halt etwas. … Aber ich sehe schon, wie mein optimistischer Satz von oben später im Techniktagebuch stehen wird, als Einleitung für die Geschichte, bei der ich 36 Stunden für 175 km brauche. Vielleicht hätte ich zur Sicherheit alle Powerbanks mitnehmen sollen.

(…)

Mutter: Über München oder Augsburg?

Georg: Eher München. Mehr Zapfsäulen, weniger Ampeln und Landstraßen. Ist wohl sparsamer schätze ich.

Mutter: An was man alles denken muß!

Georg: Ach was. Die ersten Autos mussten in der Apotheke tanken.

Mutter: Hauptsache das Auto teilt Dir auf einer Anzeige mit, daß der Strom zur Neige geht.

Georg: Es zeigt mir sogar im Navi, wo ich tanken kann und schlägt sinnvolle Ladepunkte vor.

Kathrin: Das klingt alles sehr verheißungsvoll! Denkt dran, dass ihr die Heizung nicht anmachen dürft. Ich hoffe, ihr seid warm angezogen. (…) Die letzten 4 km kann man doch zur Not einfach schieben. Es ist ja ein ganz kleines Auto, das schiebt sich sicher recht bequem.

Georg: Nathalie ist zu Hause und schmeißt den Laden. Ich muss alleine schieben. Vielleicht passt es ja hinten in den VW Bus rein?

Nathalie: Ich versuche im Netz was dazu zu finden, ob es sich tatsächlich so verhält, dass das Auto sich nicht schieben lässt, wenn der Akku leer ist. Es muss dann wie ein großer Steinbrocken von einem Abschleppdienst mit Kran auf die Ladefläche hochgenommen werden. Finde aber noch nichts dazu.

Via Glympse verfolgt der Rest der Familie die Heimfahrt.

Mutter: Ich glaub, jetzt hat sein Handy keinen Saft mehr!

Kathrin: Haha, er kann das Handy ja auch nicht zum Laden ans Zigarettenanzünder-Ladekabel hängen. Das kostet sicher noch mal 500 m Reichweite.

Mutter: Er kann auch keine Hilfe holen, wenn das Auto keinen Saft mehr hat! Ist schon aufregend! Hoffentlich ist in dem Auto eine Warnweste!

Georg: Alles bestens! Bin gut daheim angekommen. Noch 70 km im Tank! Ohne zu tanken. Hurra! (schade fürs Techniktagebuch allerdings, da wäre die 36-Stunden-Saga besser gewesen.) Hab kalte Finger weil ohne Heizung gefahren. Und ich hab mich über jeden Lastwagen gefreut, weil ich mich mit 90 km/h dahinter klemmen durfte. Das spart die Hälfte Sprit! Beim Start hatte ich 185 km im Tank, und als das Auto gemerkt hat, dass ich Strom spare, ist die Reichweite auf 230 km gesprungen. Und jetzt sind noch ganze 70 km drin.

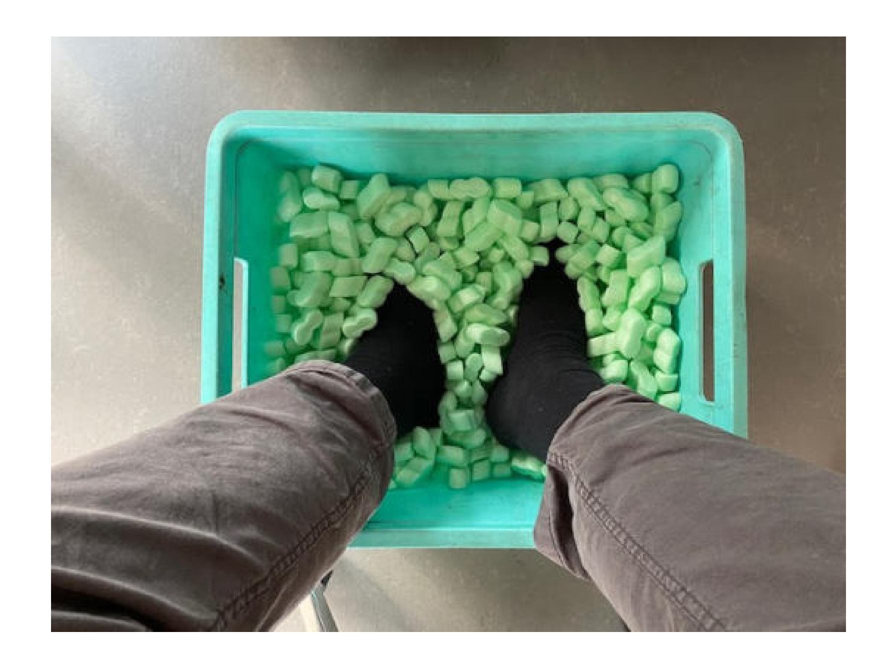
Kathrin: Verdammt, die Heizung ganz umsonst ausgeschaltet! Schnell alles aufschreiben! Später erinnert man sich ja doch schon bald nicht mehr an das Neuheitserlebnis, und deine Enkelkinder wollen sich schließlich auch mal so freuen wie ich über Großvaters Bericht von seiner ersten Flugreise.

26. Oktober 2020

Endlich in Chips baden!

Wenn ich länger am Schreibtisch sitze, bekomme ich leider immer mal kalte Füße. Dicke Socken oder irgendwelche Spezialschlappen helfen nur bedingt, weil die Füße dann anfangen zu schwitzen, aber immer noch kalt sind.

Eben kam mir *die* Idee: Wenn im Sommer ein Fußbad gegen heiße Füße hilft und man sich allgemein damit Abkühlung verschaffen kann, geht das im Winter vielleicht auch, nur quasi andersherum. Nicht mit Wasser, sondern mit Chips. Genauer genommen Verpackungschips. Ich hatte mal eine Tüte aufbewahrt, falls ich mal was Zerbrechliches verschicken muss. Die krame ich hervor, kippe die Chips in eine alte Plastikkiste und stecke die Füße hinein, in die Chips.



Was soll ich sagen? Nach kurzer Zeit stellt sich ein wohlig-warmes Gefühl ein, und das ganz ohne Strom. Ich befürchte noch, dass die Chips wegen elektrostatischer Aufladung an den Füßen hängen bleiben. Das bewahrheitet sich glücklicherweise nicht.

Markus Winninghoff

30.10.20

Begegnungen mit und ohne Risiko

In meiner Corona-Warn-App sind über Nacht 5 Kontakte mit niedrigem Risiko erschienen und natürlich frage ich mich sofort, wann und wo ich diesen Menschen begegnet bin. Mein erster Gedanke ist, dass ich ja vorgestern mit

150 Leuten zusammen an einem Quizabend der Fachschaft im Rahmen der Orientierungswoche für die Erstsemester teilgenommen habe. Dann fällt mir allerdings ein, dass ich dabei auf meinem Sofa saß und alles per Zoom stattgefunden hat.

Kristin Kopf

Ende Oktober 2020

Die Haushaltsgegenstände haben Augen und meine Auskünfte sind nicht beruhigend

Ich höre einem Vortrag zu. Der Vortrag ist live und wird via Zoom übertragen, ich bin also Teilnehmerin der Veranstaltung, bei der er gehalten wird, habe aber meine Kamera und das Mikro ausgeschaltet, so wie die meisten … Anwesenden. Also Abwesenden. Zuhörenden. Die Mikros sind sowieso bei allen außer dem Vortragenden aus, darum wird man immer gebeten, weil es sonst im Hintergrund zu sehr raschelt und rumpelt. Die Kamera ist aus, weil ich keine Lust hatte, mir einen seriösen Hintergrund aufzuräumen, und weil ich während des Vortrags Beat Saber spiele. Die Musik bei Beat Saber braucht man schon ein bisschen für das richtige Timing, aber ich habe sie so leise gedreht, dass ich hauptsächlich den Vortrag höre und die Musik nur erahne.

Aleks bleibt in der Zimmertür stehen und sagt vorsichtig: “Sind bei dir Kameras an?” Es ist das Zimmer, in dem er seine Kleidung aufbewahrt, eventuell ist er nackt oder hat vor, sich auszuziehen. Ich kann das nicht sehen wegen der VR-Brille. In letzter Zeit gab es ja immer wieder Screenshots von Leuten, die im Hintergrund nackt oder halbnackt durch Zoom-Meetings laufen, wir sind also alle vorgewarnt.

“Natürlich nicht”, sage ich, “ich will ja Beat Saber spielen, was sollen die Leute denken.” Dann fällt mir ein, dass meine VR-Brille gleich vier Kameras enthält, an jeder Ecke eine. Sie muss schließlich irgendwie tracken, wo sie

sich gerade im Raum befindet. Der Brillenhersteller Oculus gehört Facebook. "Außer die Kameras an meiner Brille, die sind an. Also bei Facebook kann man dich vielleicht nackt sehen. Aber sonst nicht!"

Ich höre keine weiteren Geräusche aus der Richtung der Tür. Aleks hat offenbar seine Pläne geändert.

Kathrin Passig

3. November 2020

Barrieren überwinden hinter Gittern

S. erwähnt, dass am Donnerstag eine neue Reinigungskraft zum ersten Mal zum Putzen vorbeikommt. "Die Chefin von deren Agentur war ganz stolz, dass die perfekt Deutsch spricht. Mir wäre das ja nicht so wichtig gewesen."

Ich: "Naja, ist doch gut, wenn man Sachen auf Deutsch mit ihr klären kann."
Sie: "Ach, die drei Sachen, die ich mit der zu besprechen habe, die kann ich auch in Google Translator reinhauen. Das klappt prima, mach ich bei der Arbeit jeden Tag." Dazu muss man sagen, dass sie als Sozialarbeiterin im Gefängnis arbeitet.

Ich: "Wie, Du tippst das in Google Translate ein und hältst dem Gefangenen dann das Handy hin?"
Sie: "Nee, nicht so im Gespräch. Und Handy ist im Knast sowieso verboten. Aber wenn die irgendeinen Antrag auf irgendwas gestellt haben und man darauf mehr als drei Sätze erwidern muss, dann druck ich denen das aus. Also am PC übersetzen, Copy und Paste aus dem Browser nach Word und dann ausdrucken. Das drück ich denen dann in die Hand. Die Gefangenen finden das super, die fühlen sich ernstgenommen und haben was Schriftliches, was sie sich in Ruhe durchlesen können."

Virtualista

November 2020

Wenn ich AFK bin, bin ich eine Echse im Schaukelstuhl

Meine Webex-. Zoom-, Signal-, Jitsi- oder Skype-Termine dauern oft so lange, dass eine Pause eingeplant wird. Nur ganz selten wird die Pause genutzt, um sich weiter zu unterhalten, meistens braucht man die Zeit, um sich einen Kaffee zu kochen oder das Zimmer zu lüften oder die Katze zu streicheln oder aufs Klo zu gehen. Die meisten deaktivieren dann während der Pause ihre Kameras, aber das kommt mir so trostlos vor, man sieht dann auf dem Bildschirm nur eine Reihe leerer Kästchen. Wenige Personen stehen einfach auf und laufen im Sichtfeld ihrer Kamera herum. Das mag ich auch nicht so gerne, weil ich nicht den fotogensten Arbeitsplatz zuhause habe und man ihn in voller Gänze sehen könnte, wenn ich nicht dort sitzen und die Sicht versperren würde.

Also beschließe ich, ab sofort ein Pausenbild anzuzeigen. Das Pausenbild soll ein in Endlosschleife abgespieltes Gif sein, das meinen jeweiligen Zustand in etwa abbildet. Zuerst denke ich darüber nach, das Bild via Screensharing anzuzeigen, aber erstens kann in den meisten Programmen immer nur eine Person ihren Bildschirminhalt freigeben, und zweitens werden geteilte Inhalte immer besonders groß angezeigt, und ich hätte mein AFK-Bild gerne etwas unauffälliger. Meine zweite Idee ist ein analoges AFK-Schild, das ich zum Beispiel an die Decke über meinem Schreibtisch pinnen könnte. Dann würde ich meine Webcam immer, wenn ich aufstehe, nach oben richten und man könnte das AFK-Schild sehen. Diese Idee kommt mir nett, aber mühsam und unflexibel vor.

Ich entscheide mich schließlich für eine andere Variante. Ich benutze seit einigen Monaten OpenBroadcastStudio (OBS), um Unterrichtsinhalte und andere Vorträge zu filmen. Für diese Software gibt es ein Plugin namens VirtualCam, das beliebige Inhalte in Form einer dem Betriebssystem vorgegaukelten Webcam bereitstellen kann.

Ich installiere mir das Plugin und lade mir alle nützlichen Gifs herunter, die mir einfallen: Echse im Schaukelstuhl. Alligator, der gemächlich die Straße überquert. Kermit der Frosch mit einer Tasse Tee. Spongebob und Patrick beim Nachdenken. Jetzt kann ich ein beliebiges Gif in OBS öffnen und dann die VirtualCam starten. Dabei achte ich darauf, so viele Frames zwischenzubuffern wie möglich, damit es nicht ruckelt. Übrigens könnte ich prinzipiell jede Art von Bildquelle einbauen oder verschiedene Quellen kombinieren, z. B. Gifs, Standbilder, meine echte Kamera, Textboxen usw. Jedes Programm, das normalerweise auf meine Webcam zugreift, sieht jetzt meine gefälschte Webcam.

Hier fehlt ein animiertes GIF, das im Originalbeitrag zu sehen ist.

Der erste Testlauf findet während einer eintägigen Veranstaltung bei uns im Institut statt. Nach der Mittagspause logge ich mich etwas früher wieder in Webex ein. Nach und nach erscheinen auch die anderen Teilnehmenden. Ich lache mir erst einige Minuten vermeintlich unbemerkt ins Fäustchen. Dann ruft ein anwesender Professor entzückt: There's a lizard in a rocking chair! Ich bin so aufgeregt, dass ich direkt ein bisschen schneller schaukele (man kann die Abspielgeschwindigkeit des Gifs einstellen).

Esther Seyffarth

20. November 2020

Fußnoten, ein noch nicht so ganz ausgereiftes Konzept, aber es gibt sie ja auch erst seit vierhundertfünfzig Jahren

Ich möchte etwas aus einem Buch zitieren. Das Buch liegt mir als PDF vor. Das Zitat ist ein Zitat aus einem weiteren Buch, weshalb ich in meine eigene Fußnote schreiben möchte: “<eigentliche Quelle des Zitats>, zitiert nach <Buch, das mir vorliegt>”.

Die Quelle steht in einer Fußnote mit der Nummer 88. Die Fußnote ist eigentlich keine Fuß-, sondern eine Endnote, sie steht also nicht auf derselben Seite, das wäre ja auch zu einfach. Aber immerhin ist die Nummer ein Link. Ich klicke auf den Link und werde zwar nicht direkt zur Endnote befördert, aber an den Anfang des Endnotenteils. Macht ja nichts, denke ich, runterscrollen bis zur 88, fertig. Ich kopiere die Quelle der Nummer 88. Weil ich schon vor vielen Jahren auf meine Lessons-Learned-Liste geschrieben habe, dass man immer noch mal in die Originalquelle sehen muss, google ich die Zitatquelle. Das Buch gibt es bei Amazon und mit “Blick ins Buch” kann ich die Seite sehen, auf der das Zitat stehen sollte. Dort steht etwas ganz anderes.

Entweder hat der Autor meines Buchs schlampig zitiert oder das Buch hat mehr als eine Endnote 88. Das würde doch niemand tun? Mehr als eine Endnote mit derselben Nummer machen? Aber ich weiß, dass es leider oft so ist, ich bin selbst auch schon von Verlagen dazu genötigt worden.

Ich suche im PDF nach “88”. Viele Jahreszahlen aus dem 19. Jahrhundert kommen dabei zum Vorschein, viele Seitenzahlen im Inhaltsverzeichnis auch, aber die Endnotennummern werden von der Suche offenbar nicht erfasst. Schon klar, die braucht sicher niemand.

Ich suche im PDF wieder nach einem Stichwort aus meinem Zitat, um zur Ausgangsseite zurückzukommen. Ich sehe oben auf der Seite nach, wie dieser Abschnitt des Buchs heißt. Ich suche im PDF nach allen Vorkommen

dieses Abschnitttitels und finde den dazugehörigen Endnotenteil. Ganz vorsichtig, um nicht wieder in einen anderen Endnotenteil zu rutschen, scrolle ich zur Nummer 88. Dann google ich sicherheitshalber noch mal die Originalquelle, und diesmal stimmt es. Wenn Endnoten gesetzlich verboten wären und das doppelte Vergeben von Endnoten doppelt verboten, wäre ich jetzt noch zwanzig Minuten jünger.

Kathrin Passig

13.12.2020

Schweiß und Tränen führen stets zur Erkenntnis: Eine Schlagbohrmaschine ist kein Bohrhammer

Es ist Sonntagmittag und plötzlich herrscht infernaler Lärm in unserem Wohnzimmer, dass einem beinahe die feinen Ostfriesenteetässchen aus den Fingern flutschen. Huch? Dem akustischen Anschein nach ist das eine Schlagbohrmaschine, die mit einiger Kraft gegen eine Betondecke gedrückt wird. Da der Lärm so schnell nicht aufhört, vermutlich vergeblich. Werkzeugkenner, die aus ihren Niederlagen gelernt haben, wissen sofort warum, für die anderen eine kurze Erklärung: Eine Schlagbohrmaschine überträgt in schneller Folge viele kleine Schläge auf den im Bohrfutter fest eingespannten Bohrer und erzeugt damit eher eine Art Vibration, deren Schlagenergie erstens begrenzt ist und zweitens direkt vom Anpressdruck auf das Bohrloch abhängt. Die erzeugt dieses charakteristische Geräusch, das sich durch den gesamten Wohnblock ausbreitet und erleichtert das Vorankommen in leichtem Mauerwerk, ist gegen härtere Materialien wie dem Beton unserer Geschossdecken aber chancenlos. Übertrieben plakativ ausgedrückt, käme man hier mit einer elektrischen Zahnbürste auch nicht wesentlich weniger weit. Wer einmal in einer solchen Bohrsituation war, kennt die damit ver-

bundene Frustration nur allzu gut: Man muss irgendwann unverrichteter Dinge aufgeben und es war auch noch auf Muskelkater erzeugende Weise anstrengend. Lehrgeld.

Die Lösung in solchen ausweglosen Heimwerkerei-Lagen heißt Bohrhammer, wird landläufig viel zu oft mit der Schlagbohrmaschine in einen Topf geworfen und funktioniert dabei eigentlich ganz anders: Beim Bohrhammer schlägt ein Schlagwerk in nicht allzu schneller Folge, aber dafür mit einer ansehnlichen Schlagenergie von hinten gegen den in dieser Richtung beweglich eingespannten Bohrer, der vom Bohrfutter nur gedreht und gegen Herausfallen gesichert wird. Wenn man sich die Form der Aufnahmen der sogenannten SDS-Bohrer genauer ansieht oder mal darüber nachgedacht hat, wieso der Bohrer eigentlich so locker im Futter sitzt, ist der Unterschied eigentlich recht offensichtlich. Nennenswerter Druck auf die Bohrstelle ist hier zu vermeiden, um den freien Schlag nicht zu stören. Das sorgt für einen bemerkenswerten Aha-Effekt bei der ersten Benutzung, weil selbst in für Schlagbohrmaschinen unzugängliche Materialien völlig mühelos hineingebohrt werden kann: Ansetzen, vorsichtig losdrehen, nicht wegrutschen und schon gleitet man förmlich in die Stahlbetondecke, die sich zuvor gegenüber der Schlagbohrmaschine noch so fest wie Diamant gegeben hat. Hätte man das mal früher gewusst.

Einen ähnlichen Aha-Effekt kann man übrigens herbeiführen, wenn man eine festsitzende Radmutter beim Radwechsel am Auto hat, die man auch unter Einsatz aller Kraft, langen Hebeln, Schmerzen und Verzweiflungstränen nicht gelöst bekommt und dann ohne Kraftaufwand ganz entspannt mit einem akkubetriebenen Schlagschrauber nach zwei Sekunden in der Hand hält. Pro-Tipp: Billige Nüsse aus dem ersten Werkzeugkasten der ersten Studentenbude fallen unter dem dabei anliegen Drehmoment recht eindrucksvoll auseinander (bei meinem Modell immerhin mit 400 Nm mehr als der Dieselmotor im Auto daneben so auf die Kurbelwelle einwirken kann). Man kann sich die zweite Fahrt zum Baumarkt mit der halbfertigen Sommer-Winter-Mischbereifung also ersparen, wenn man zum Schlagschrauber direkt auch noch passende stabile Nüsse dazukauft.

Ich biete also dem Nachbarn in der Messengergruppe, von denen wir mit den meisten direkten Nachbarn welche unterhalten, meinen Bohrhammer an. Damit wieder Ruhe einkehren kann und weil meine empathische Seite mich mitleiden lässt. Die Nachricht liest er leider erst, nachdem seine Frau ihm weitere zwecklose Versuche am Sonntag untersagt hat. Als er zwei Tage später auf mein Angebot zurückkommt, erlebt auch er den bereits erwähnten Aha-Effekt und bekommt das Loch in der Kellerdecke so flott gebohrt, dass ich von seinen Arbeiten gar nichts mitbekomme. Das ist mir recht, denn jetzt am Dienstag hätte mich ausgedehnter Bohrlärm bei der Durchführung meines Seminars aus dem Home-Office dann doch etwas belästigt.

Erwachsene sagen einem das ja immer, aber es stimmt tatsächlich: Mit ungeeignetem Werkzeug wird jede Tätigkeit zur Qual. Also erst kurz einlesen (und/oder nachdenken), dann zur Tat schreiten, nicht anders herum.

P. S. So ein Schlagschrauber fühlt sich an wie pure Magie, weil er 400 Nm aufbringt, ohne dass man die mit der Hand gegenhalten muss. Tatsächlich bringt er die aber so kurz und dafür in so schneller Folge auf, dass sich nur ein absolut minimales Gegendrehmoment ergibt. Faszinierend. Dafür klingt es aber auch so, als würde das Ding jeden Moment explodieren. Also nichts für ruhige Sonntage, wenn man nicht der Typ sein will, der in den Pool pisst. Andererseits: Aus leidiger Erfahrung weiß ich, wie durchdringend Billardkugeln ganze Sommernächte lang durch geöffnete Dachfenster klackern können und wie effektiv Rasenmähen das Einschlafen von Kleinkindern verhindert, da hätte ich vermutlich noch ein paar sonntägliche Reifenwechsel zur allgemeinen Aufmunterung der Nachbarschaft gut.

P.P. S. Es ist erstaunlich, wie viel man in so einem Doppelhaus, dessen Hälften Dämmmaterial zwischen sich haben, von solchem Bohrlärm mitbekommt. Anscheinend reicht die gemeinsame Styroporfassadenverkleidung, das gemeinsame Dach und vermutlich vor allem die gemeinsame Bodenplatte hierfür aus.

P.P.P. S. Florian Illies stellte in seiner Anleitung zum Unschuldigsein folgende Behauptung auf, die eigentlich überhaupt nicht stimmt (das Geräusch schwillt anders als etwa Schlagbohrmaschinenvibes erst diesen so charakteristischen kurzen Moment lang an), aber doch so schön dahergesagt ist, dass sie mir nach all den Jahren in Erinnerung geblieben ist: “Noch schöner ist das Entleeren von Altglascontainern, das in der Plötzlichkeit des Lärms alle anderen Lärmarten in den Schatten stellt.”

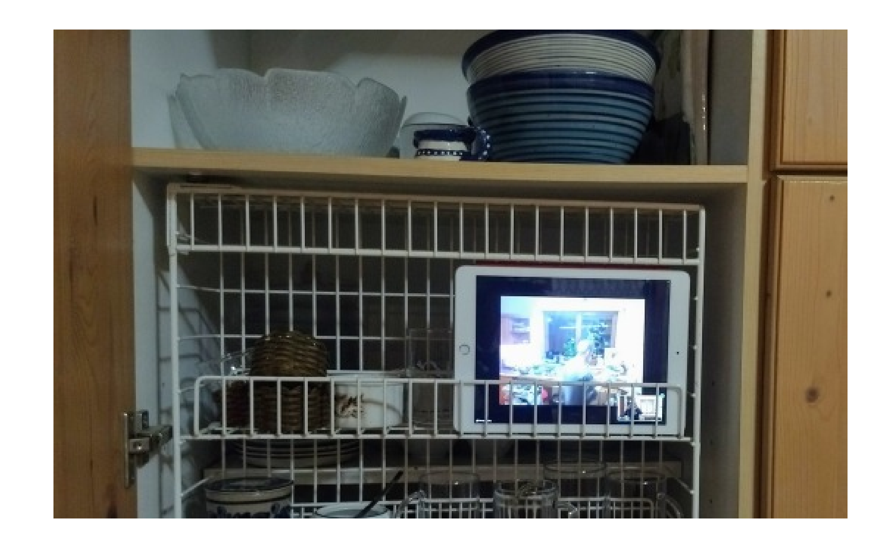
Gregor Meyer

24. Dezember 2020

Die Verwandtschaft im Schrank

Nach Vorschlägen und Uhrzeitverschiebungen im Familienchat haben wir die Küche meiner Mutter und die meines Bruders für die nachmittäglichen Weihnachtsvorbereitungen per Zoom zusammengeschaltet. Die Küche des Bruders ist gut im Bild, aber von meiner Mutter und mir sind nur die Bäuche zu sehen oder die Küchendecke, weil sich das iPad auch mit viel Herumprobieren nicht in eine sinnvolle und rutschfeste Position bringen lässt.

Schließlich finden wir doch eine Lösung: Das Tablet kommt auf Augenhöhe in einen Küchenschrank.



Das hat nur den Nachteil, dass wir abwechselnd geistesabwesend die Schranktür schließen. Aus dem Schrank dringt dann dumpfes Protestgeschrei, bis wir die Tür unter “ach ihr seid ja da drin!”-Entschuldigungen wieder öffnen.

Kathrin Passig

Dezember 2020

Sie haben ziemlich viele Münzen!

Jan Bölsche wird demnächst umziehen und klagt im Chat: “Meine 80 kg ‘Münzsammlung’ will man den Umzugsleuten ja nicht zumuten. Bei der Bundesbank gibt es erst wieder Termine im Frühjahr, weshalb ich in den vergangenen Wochen Säcke mit Geld zwischen Schlafsäcken unter Brücken versteckt habe.”

“80 Kilo, wirklich?”, frage ich zurück. “Irgendwo in Deutschland hab ich 2019 mal einen Münzeinwurfautomaten gesehen (in Schottland gibts die überall).”

Im Techniktagebuch haben verschiedene Menschen schon sehr unterschiedliche Möglichkeiten beschrieben, mit dem Münzgeld umzugehen, darunter Münzloswerdereisen nach Irland oder in die Niederlande, das Geld z ur Bank tragen, die es einschickt, das Geld in Rollen wickeln und zur Post tragen oder das Geld von Einbrechern stehlen lassen.

Nein, sagt Jan, es sind nicht wirklich 80 Kilo.

Ich erkläre weiter, was ich meine: “Also in Supermärkten. Man schüttet alles rein und bekommt einen Zettel für die Kasse, wie bei Flaschenpfand, abzüglich 10 Prozent oder so.” Auch das steht nämlich bereits im Techniktagebuch. Ich weiß nur nicht mehr, wo in Deutschland ich so einen Automaten selbst gesehen habe.

Jan: Mit Trichter? Sonst ist man einen Arbeitstag lang beschäftigt.

Kathrin: glaub schon

Jan: praktisch

Kathrin: da! www.coinstar.de/kiosksuche
Genau, bei dem 24-Stunden-Rewe an der Warschauer Str. hab ich es wohl gesehen. Aber unter den Brücken war es sicher auch gut angelegt.

Jan: Ich denke eigentlich auch. Aber es ist noch was übrig.

Jan: Gerade gewogen: es sind noch 25 kg. Julia macht sich gleich mit einem Kinderwagen voller Geld zum Rewe auf. Danke für den Tipp!

Jan: /me hat Rückenschmerzen vom Geldschaufeln

Kathrin: ah, praktisch, wenn man einen Kinderwagen hat!
bin gespannt, was 25 kg Münzen in Geld sind
sag mir bitte das Ergebnis

Jan: war zu schwer zum 5-Stockwerke-runtertragen, daher in drei Einzellieferungen. dauert also ein paar Tage.

Kathrin: sind das eigentlich historische Überreste aus der Zeit der Barzahlung? oder häufst du immer noch neues an?

Jan: Bericht vom ersten Drittel: Es war wohl recht unangenehm: dauert ewig, ist super laut, selbst der Automat sagt: “Sie haben ziemlich viele Münzen! Bitte warten” und dann ruckelt er sich innerlich ein bisschen zurecht. An der Kasse dann: “Oh, Mann! Die macht mir ja die Kasse leer!” In den diversen Kassen WAR NICHT GENUG GELD! Man musste jemandem beim Schichtwechsel abpassen, der das dann entnervt Julia in die Hand gezählt hat: Hier nochma. hundert, zweihundert, dreihunder . . . , zählnsenochmanach. Es waren über 500 Euro. 17 Jahre Wechselgeld, ja, häufe ich immer noch an. Aber hin und wieder zahle ich auch mal kontaktlos, wie ein Mensch!


coinstar
Automatenstandort:
REWE
Revaler Str. 2
Berlin, BE 10243
Anzahl der eingezahlten Münzen:
2,00 € 46
1,00 € 111
0,50 € 269
0,20 € 567
0,10 € 461
0,05 € 263
0,02 € 216
0,01 € 179
Gesamtbetrag: 516,26 €
Wechselgebühr: 51,11 €
Endbetrag: 465,15 €
465,15 €
Barwert
465,15 €
22861190801005963046515

Kathrin: wow

jetzt stellt sich natürlich die neue Frage: was macht man mit dem Bargeld das es vermutlich für diesen Bon gegeben hat
es können keine vollen 17 Jahre Wechselgeld sein, ich erinnere mich genau, dass ich mal bei dir war und Münzgeld als Wechselgeld für irgendeine Veranstaltung geholt habe

Etwas später:

Jan: as we speak wird die zweite Ladung abgearbeitet. Diesmal bei real. Da kann man an der Kasse auch auf sein DKB Konto einzahlen. Ob das wohl ohne Umweg über Bargeld geht?

Kathrin: Wie, man bekommt es erst bar ausgehändigt und kann es dann wieder einzahlen?

Jan: mal sehen!

Ich erfahre nicht, wie das real-Experiment ausgeht, sondern bekomme erst wieder ein Foto vom Versuch gezeigt, die vermutlich dritte Ladung loszuwerden:



Kathrin: haha
war das, nachdem ihr dort wart, oder vorher? währenddessen?

Jan: vorher schon. Julia ist dann zum nächsten gefahren

Jan verspricht, die gesamte Geschichte nach ihrem Abschluss im Techniktagebuch zu dokumentieren. Das passiert dann doch nicht, deshalb sind hier zumindest ihre Fragmente festgehalten.

Kathrin Passig

7. Januar 2021 (aber eigentlich seit 1975)

Ich möchte Notizen über den Stromverbrauch der Heizung machen, komme aber 46 Jahre zu spät

Die Stadtwerke wollen eine Gasleitung in der Straße verlegen, in der meine Mutter wohnt, und haben daher angefragt, wer alles einen Hausanschluss möchte. Seitdem denkt die Mutter über den Einbau einer Gasheizung nach. Die vorhandenen Elektro-Nachtspeicherheizungen machen ihr das Haus nicht warm genug, und das zusätzliche Heizen mit dem Kachelofen ist ihr angesichts ihres Alters und der Mühen beim Holzschleppen zu wenig zukunftssicher.

Ich schreibe diesen Beitrag auf einer niedrigen Nachtspeicherheizung am Fenster liegend, auf der ich insgesamt Jahre meines Lebens verbracht habe. Der Heizkörper ist so breit wie ich und 1 Meter 25 lang. Früher habe ich ganz drauf gepasst. Später musste der Heizkörper am Kopfende durch ein Schubladenschränkchen verlängert werden. Mein Kopf ist seitdem ungeheizt. Ich würde mich ungern von diesem Liegeplatz trennen und bin schon deshalb gegen jede Umbaumaßnahme.

Die Nachtspeicherheizungen sind wahrscheinlich nur zu sparsam eingestellt. Ich vermute, dass man sie so einstellen kann, dass sie sich auch tagsüber noch mal erwärmen und ein Leben ohne Holzschleppen möglich machen. Zu Lebzeiten des Vaters hätte man einen solchen Plan nicht laut aussprechen dürfen, denn nur nachts wird die Heizung mit billigerem Niedertarifstrom erwärmt. Knapp fünfzig Jahre Ehe haben diesen Sachverhalt auch der Mutter eingeprägt, TAGSTROM IST FREVEL.

Der reguläre Strom (Tarif “Haushalt ET ‘Treuepreis’”) kostet in diesem Haushalt 20,6 Cent pro Kilowattstunde zuzüglich 2,05 Cent Stromsteuer. Der Heizstrom (Tarif “Sondervereinbarung Heizung getr. Messung”) kostet tagsüber (”Wirkarbeit Hochtarif”) 18,28 Cent und nachts (”Wirkarbeit Nie-

dertarif") 13,88 Cent, ebenfalls zuzüglich 2,05 Cent Stromsteuer. Für diesen Heizungserwärmungsstrom hat die Mutter im Jahr 2019 insgesamt 1.625 Euro bezahlt.

Ich habe den Verdacht, dass der Einbau einer Gasheizung sich zu langsam amortisieren und außerdem monatelang Grund zu Beschwerden über Handwerker und Störung des geregelten Haushaltsbetriebs geben wird. Außerdem hat die Mutter bereits die besonders schreckliche Absicht angekündigt, nur manche Räume auf Gasheizung umrüsten zu lassen. Hinterher hätte man ein Haus mit drei verschiedenen Heizungssystemen und damit auch die Fehlermöglichkeiten von drei verschiedenen Heizungssystemen, von denen zwei sich mit ihren Thermostaten in unentwirrbare Regelkreis-Verschwörungen verwickeln würden.

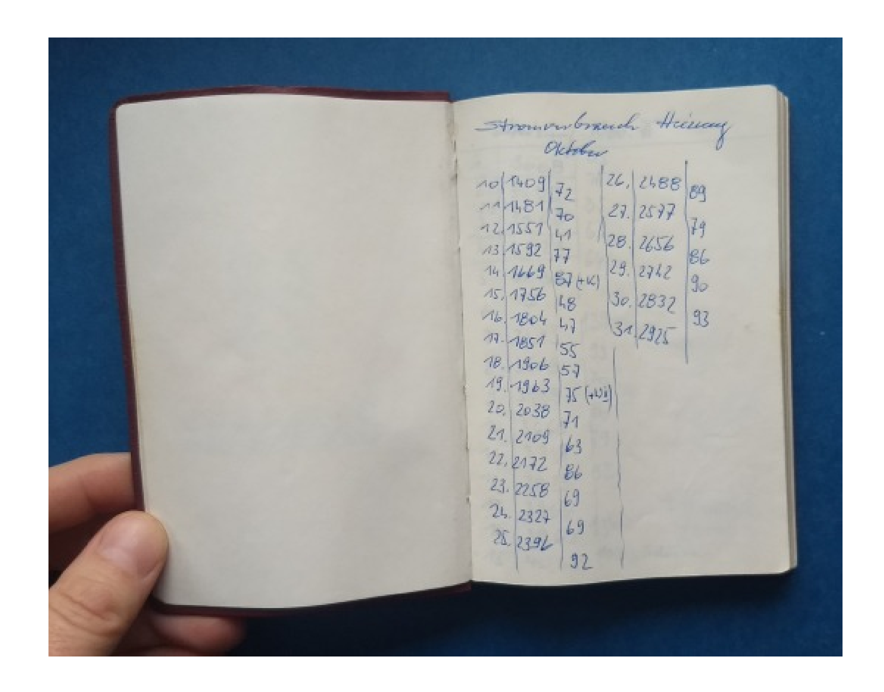
Deshalb wüsste ich gern, was es konkret kosten würde, ohne Rücksicht auf Tag- und Nachtstrom mehr elektrisch zu heizen. Dazu plane ich erst herauszufinden, was die Heizung eigentlich im bisherigen Betrieb innerhalb sagen wir einer Woche verbraucht, dann eine Anleitung für Heizungssteuersystem zu finden, für eine weitere Woche testhalber alle Regler auch tagsüber nach rechts zu drehen und den Unterschied auszurechnen.

Beim Abschreiben der aktuellen Zählerstände finde ich unter dem Zähler ein kleines Buch mit Goldschnitt und dunkelrotem Plastikeinband.



Ich weiß, was mein Vater für ein Mensch war und ahne daher schon vor dem Aufschlagen, dass dieses Buch demselben Zweck dient, für den ich gerade eine Notizen-App auf dem Handy heranziehe.

Das gesamte Ausmaß der väterlichen Zählerablesefreude war mir allerdings nicht klar. Die Aufzeichnungen beginnen im Oktober 1975.



Stromverbrauch Heizung

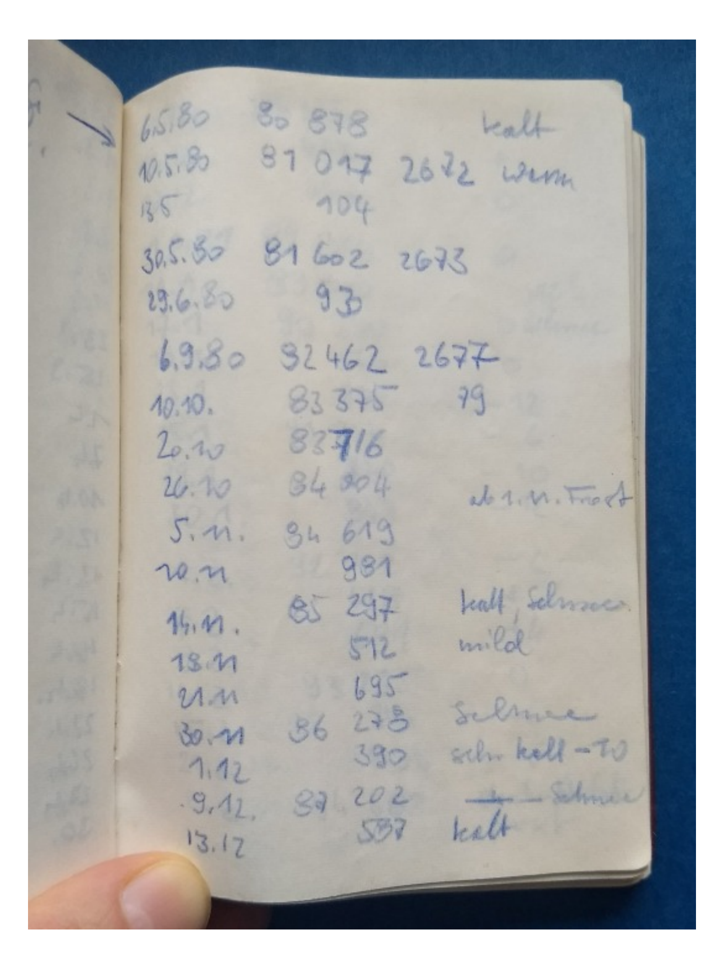
Oktober

10.	1409	72
11.	1481	70
12.	1551	41
13.	1592	77
14.	1669	87 (+K)
15.	1756	48
16.	1804	47
17.	1851	55
18.	1906	57
19.	1963	75 (+W[illegible])
20.	2038	71
21.	2109	63
22.	2172	86
23.	2258	69
24.	2327	69
25.	2396	92
26.	2488	89
27.	2577	79
28.	2656	86
29.	2742	90
30.	2832	93
31.	2925	

Von 1975 bis 1979 hat der Vater täglich den Zählerstand notiert. Danach ist er etwas nachlässig geworden und nur noch alle zwei bis fünf Tage in den Keller hinabgestiegen. Vermutlich immer zur selben Uhrzeit, sonst könnte man ja schlecht vergleichen. Ob er gleich morgens nach dem Aufstehen an den Zählerstand gedacht hat? Oder abends auf dem Weg ins Bett?

Für jemanden mit solchen Veranlagungen muss es schwer gewesen sein, mit einer Familie zusammenzuleben, in der niemand auch nur einen Anflug solcher Superkräfte besitzt. Wir können froh sein, wenn es uns gelingt, uns einmal im Jahr an etwas zu erinnern, das eigentlich spätestens im Vorjahr fällig gewesen wäre. Natürlich gab es auch im Auto ein solches Buch, in dem er bei jedem Tankvorgang die Füllmenge und den Tachostand notiert hat.

Nur auf den rechten Seiten des Buchs ist der Zählerstand dokumentiert. Die linken Seiten sind leer oder enthalten vereinzelte Notizen und Berechnungen. Manchmal hat der Vater relevante Ereignisse aus der Welt um den Stromkasten herum am Rand der Aufzeichnungen notiert: “starker Frost”, “viel Schnee”, “neue Badheizung”, “seit 6 Tagen Nachtfrost”.



Der letzte Eintrag in seiner Handschrift ist vom 3. September 2015, Zählerstand 103847. Im Dezember desselben Jahres haben die Mutter und der Bruder noch ein paar unordentliche Notizen gemacht. Damit enden die Aufzeichnungen.

Auf den letzten Seiten enthält das Buch wie meine Kalender in den 1990er Jahren ein kleines Internet für die Hosentasche: Übersicht über die gesetzlichen Feiertage, Vorläufige Termine der Sommerferien 1974–1978, Uhrzeiten in der Welt, DIN-Formate für Papier (beschnitten), Postleitzahlen, Kraftfahrzeug-Kennzeichen, Vorwahlen und Einwohnerzahlen der Städte in ganz Deutschland (BRD und DDR), Neupreise für Personenkraftwagen, "Was kostet mein Fahrzeug?" (im Betrieb, pro Jahr), Europäische Entfernungen in Bahn- und Straßenkilometern, Geschwindigkeitstabelle (zur Umrechnung von Meilen in Kilometer), Bremsweg in Metern, Goldgewichte, Innerdeutsche Flugpreise . . .

Innerdeutsche Flugpreise* Stand 1. 1. 1973

Preise in DM	Berlin	Bremen	Düsseld.	Frankf.	Hambg.	Hann.	Köln	Münch.	Nürnbg.	Stgt.
Berlin	–	132	190	176	106	77	190	204	154	208
Bremen	132	–	180	222	92	82	198	358	278	298
Düsseldorf	190	180	–	170	220	184	–	320	354	236
Frankfurt	176	222	170	–	258	192	134	206	144	130
Hamburg	106	92	220	258	–	128	240	378	320	340
Hannover	77	82	184	192	128	–	184	316	226	262
Köln/Bonn	190	198	–	134	240	184	–	280	218	198
München	204	358	320	206	378	316	280	–	130	156
Nürnberg	154	278	254	144	320	226	218	130	–	–
Stuttgart	206	298	236	130	340	262	198	156	–	–

*) Die Preise gelten für Hin- und Rückflug in der Touristenklasse.
Einfacher Flug = halber Preis (außer Berlin).

… Fernsprechgebühren, “Die wichtigsten Postgebühren”, Bundesbahntarife im Personenverkehr und Expreßgutverkehr, Rentenversicherung der Arbeiter und Angestellten, Maße und Gewichte, Römische Ziffern, Griechisches Alphabet, Zinsdivisoren-Tabelle, Zinseszinsberechnung, Deutsche Fußball-Meisterschaften der letzten 18 Jahre und Erste Hilfe bei Unglücksfällen.

Mein Plan zur Ermittlung der Kosten von Tagstrom-Frevel ist damit überflüssig geworden. Eine Heizungsnacht kostet je nach Außentemperatur zwischen 5 und 16 Euro. Und weil ich für diesen Beitrag die letzte Stromabrechnung aus einem Aktenordner herausgesucht habe, weiß ich jetzt zumindest größenordnungsmäßig, was es kosten würde, auch tagsüber weiter mit Strom zu heizen. Jetzt muss sich nur noch die Mutter einen Kostenvoranschlag für den Einbau einer Gasheizung unterbreiten lassen, dann wird dabei hoffentlich herauskommen, dass alles so bleiben kann, wie es ist. Das Buch habe ich wieder unter den Zähler gelegt.

Kathrin Passig

Januar 2021

Handygebrauch im Supermarkt, eine archäologische Exkursion

Als ich vor einem Supermarktregal stehe, macht das Handy in meiner Tasche ein lautes und widerwärtiges Geräusch. Ich denke zuerst, es ist was kaputt, aber bei näherer Betrachtung ruft mich jemand an. Das Handy ist noch neu und um so was Absurdes wie Klingeltöne habe ich mich natürlich nicht gekümmert. Meine Mutter ist dran und möchte, dass ich Kekse mitbringe.

Weil ich mein Handy angefasst habe, fällt mir wieder ein, dass der Umgang mit dem Handy beim Einkaufen zu Beginn der Pandemie, im Frühjahr und Sommer 2020, ein mittelgroßes Problem für mich darstellte. Man fasst im Supermarkt ja immer irgendwelche dubiosen Oberflächen an und dann wie-

der das Handy. Nach dem Einkaufen wusch ich mir in dieser Zeit nicht nur die Hände, sondern auch das Handy mit Seife. Wenn man schnell ist, geht das Handy davon gar nicht kaputt. (Die verschiedenen hier beschriebenen Defekte sind älter als das Handyeinseifen.)

Erst heute merke ich, dass dieser Konflikt zwischen Handybenutzung und Hygiene aus meinem Leben verschwunden ist. Ich fasse während des Einkaufens mein Handy nicht mehr an. Ich kann mich nur mühsam erinnern, warum und bei welchen Gelegenheiten ich das früher überhaupt im Supermarkt getan habe.

Es muss wohl ungefähr so gewesen sein: Früher war Einkaufen für mich eine Routinetätigkeit, bei der ich mich auf nichts zu konzentrieren brauchte. Ich konnte nebenbei Nachrichten im Messenger beantworten und in der Kassenschlange Twitter durchlesen. Diese Gewohnheiten haben offenbar den Beginn der Pandemie überdauert, sind aber irgendwann im Sommer oder Herbst 2020 verschwunden. Jetzt denke ich beim Einkaufen nur ans Einkaufen und daran, den anderen Menschen im Supermarkt auszuweichen. Eine Kassenschlange zum Twitterdurchlesen gibt es gar nicht, weil ich zu unbeliebten Uhrzeiten an unbeliebten Orten einkaufe. Und vielleicht habe ich auch einfach insgesamt noch mehr Zeit als früher, um ungestört durch "Ereignisse" oder "Sozialleben" aufs Handy zu schauen. Es kann sich also erst gar kein aufgestauter Internetdurchlesewunsch entwickeln, dem ich dann ausgerechnet im Supermarkt nachgeben müsste. Wahrscheinlich wird das neue Handy ein uneingeseiftes Leben führen.

Kathrin Passig

Januar 2021

Online-Einkauf in der Pandemie: Mal geht’s einfach, mal geht’s einfach nicht

Die Coronavirus-Pandemie und der so genannte Lockdown führen nicht nur dazu, dass die meisten Geschäfte geschlossen sind. Sondern auch dazu, dass seit dem Beginn der Pandemie im Frühjahr vergangenen Jahres immer mehr Einkäufe über eine große US-Online-Einkaufsplattform abgewickelt wurden, deren Eigentümer inzwischen der reichste (vielleicht, evtl möglicherweise auch nur der zweitreichste) Mensch der Erde ist. Andererseits leiden gerade die kleinen, örtlichen Geschäfte unter den Beschränkungen – Grund genug, denen mal mit dem kontaktlosen Einkauf ein wenig Einnahmen zu verschaffen.

Nun findet sich zwar fast immer eine Möglichkeit, online auch bei einem der kleinen Läden einzukaufen. Bisweilen klappt das ungeachtet erster Skepsis hervorrangen, bisweilen bleibt das aber recht theoretisch. Drei aktuelle Beispiele meiner Online-Käufe in den vergangenen Tagen:

Seit einiger Zeit schwören wir auf Puy-Linsen, die auch in Deutschland angebaut und von einem Mühlenladen in Baden-Württemberg als Plochinger Linsen vertrieben werden. Der verkauft vor allem in der Region rund um Stuttgart und lieferte bis vor kurzem auch nach Berlin – der schwäbische (manche sagen allerdings: Hohenloher) Spezialitätenladen machte allerdings vor kurzem dicht. Also musste eine neue Lieferquelle her, am besten direkt vom Mühlenladen.

Und der hat einen der am meisten handgeklöppelten Online-Shops, die ich bisher gesehen habe: Es gibt eine Seite mit den Fotos der – verpackten – Produkte aus dem Angebot. Und es gibt ein Bestellformular, löblich im Open Source-Format *ods* (Open Document spreadsheet). Der Bestellvorgang mutet altbacken an, verglichen mit den integrierten Webshops großer Anbieter, aber: er funktioniert.

Dafür muss der Käufer zunächst das Bestellformular herunterladen, mit einem Open Office/Libre Office Programm öffnen (Microsoft-Produkte sollen das inzwischen auch können) und bei den Spalten mit dem jeweiligen Produkt die gewünschte Menge eintragen.

161	**Bio Backsaaten**										
162		Größe	Herkunft	Stk	Preis		Größe	Herkunft	Stk	Preis	
163	Sonnenblumenkerne	500g	Bio-Dt		4,20	Leinsaat	500g	Bio-Dt		3,50	0,00
164	Sesam	500g	Bio		3,40	Saatenmischung	500g	Bio		3,90	0,00
165	Kürbiskerne	250g	Bio-At		4,30	Das 2,5kg Gebinde ist 3,-€ günstiger als 5*500g					0,00
166										Summe:	6,80
167	**Hülsenfrüchte** 500g										
168		Größe	Herkunft	Stk	Preis		Größe	Herkunft	Stk	Preis	
169	Plochinger Puy Lins.		Dt,kon	5	5,40	Rote Linsen		Bio	2	3,30	33,60
170	Tellerlinsen		Bio		3,60	Dicke Bohnen		Bio		3,90	0,00
171	Beluga Linsen		Bio		3,60	Kichererbsen		Bio		3,30	0,00
172	Berglinsen		Bio		3,60	Linsotto		Bio		3,40	0,00
173											
174	**Nüsse**	Größe	Herkunft	Stk	Preis		Größe	Herkunft	Stk	Preis	
175	Blaumohn	250g	Bio		3,50	Sultaninen	250g	Bio		2,70	0,00
176	Cashew-Kerne	250g	Bio		6,90	Sultaninen	500g	Bio		4,50	0,00
177	Studentenfutter	250g	Bio		5,70	Vollrohrzucker	500g	Bio		3,90	0,00
178	Pinienkerne	100g	konv		4,90	Trocken-Sauerteig	250g	Bio Dt		3,90	0,00
179						Keime (konv)	250g	onv LB		2,00	0,00
180						Kartoffelflocken	250g	Bio-Dt		3,00	0,00

Am Ende stehen der Gesamtpreis der eingetragenen Artikel, die Versandkosten und die Gesamtsumme. Und dann muss ich das Spreadsheet nur noch speichern und per E-Mail oder, auch das wird angeboten, ausgedruckt per Fax an den Laden schicken.

Das klingt ein wenig nach Internet vor zehn oder mehr Jahren, aber es funktioniert. Ein paar Tage später, verzögert durch den Feiertag Hl. Drei Könige, bekomme ich mein Paket mit Linsen.

Mehr nach heutigem Standard sieht der Webshop eines großen Elektronikhandels aus, dessen zahlreiche Filialen in den größeren deutschen Städten natürlich auch geschlossen sind. Der Einkauf dort macht aber gleich den größten Nachteil solcher Spezialisten-Läden im Web deutlich: Für manche Elektronik-Kleinteile gibt es mehrere hundert Seiten mit Varianten der ein-

zelnen Artikel. Wenn ich nicht sehr genau weiß, was ich suche und brauche, verzweifele ich als Laie recht schnell. Und einen Verkäufer kann ich ja nicht fragen.

Ich beschränke mich deshalb auf die Produkte, die ich zweifelsfrei benennen und identifizieren kann: eine fingernagelgroße 256GB-Speicherkarte und ein paar Halogenbirnen, deren genaue Bezeichnung ich vom durchgebrannten Glühmittel abschreiben kann. Und der Rest läuft problemlos, die am Sonntagnachmittag online bestellte Ware wird am Dienstag geliefert.

Und dann gibt es noch die große Enttäuschung bei einem Produkt, das ich sehr genau benennen kann: Bei einem Buch. Ich weiß die Autorin, ich weiß den Titel, ich weiß sogar die ISBN-Nummer. Und ich erinnere mich an die Werbung vieler kleiner Buchhändler, immer wieder gesehen: *Wir besorgen jedes lieferbare Buch.* Sollte ich angesichts der Privilegien, die das Kulturgut Buch in Deutschland genießt, wie Buchpreisbindung oder reduzierter Mehrwertsteuersatz, auch erwarten können.

Da in Berlin die Buchhandlungen auch im Lockdown offen bleiben dürfen, bin ich zunächst ganz optimistisch; ich hab ja auch zuvor schon Bücher beim kleinen Buchladen um die Ecke online ausgewählt und vorbestellt, und spätestens nach zwei Tagen kam die E-Mail, das ich das Buch abholen könne.

Diesmal scheint das nicht so rund zu laufen. Im Webshop des kleinen Buchladens ist das gewünschte Buch weder mit Autorin noch mit Titel aufzufinden. Auch mit der ISBN-Nummer nicht. Also anrufen und gleich die Nummer des gewünschten Produkts mitteilen.

Und dann die Enttäuschung: Dieses Buch, sagt die Buchhändlerin, könne sie mir leider nicht besorgen. Der Zwischenhändler führe das nämlich nicht. Eine direkte Bestellung beim Verlag sei möglich, könne aber Wochen dauern.

Also sollte ich, frage ich vorsichtig, dieses Buch dann doch beim großen, im deutschen Buchhandel nicht sehr beliebten Online-Versandhaus bestellen? Die Buchhändlerin antwortet mir nur: Ja.

Thomas Wiegold

Januar 2021

Ich lösche Instagram und Twitter und werde kein besserer Mensch

Ich jammere schon lange und wiederkehrend über meine Internetnutzung. Ich verbringe teilweise sehr viel Zeit auf Youtube, Twitter, Instagram, Facebook, aber auch allen Nachrichtenseiten etc., was wahrscheinlich nicht ungewöhnlich ist. Natürlich bekomme ich über Instagram mit, was die Leute, die ich mag und die ich nicht mag, so machen, aber insgesamt versickert sehr viel Zeit. Das wäre an sich kein ausreichendes Kriterium, aber ich merke zunehmend, dass Tage mit viel unfokussiertem Herumklicken und -lesen mich träger und niedergeschlagener machen, als Tage mit weniger Social Media und Nachrichten und mehr Arbeit an den Dingen, die mir jeweils gerade wichtig sind. Außerdem hat Twitter mich von Mal zu Mal mehr deprimiert.

Radikalisiert von einer neuen Welle von Berichten über die Gefahren von Social Media wie der Netflix-Doku „The Social Dilemma" fange ich an, über die „Ware Aufmerksamkeit" zu reden, die die großen Konzerne aus mir herauszapfen. Nachdem ich vier Mal die Instagram-App gelöscht und wieder heruntergeladen habe, entschließe ich mich eines Abends nach einem Glas Wein, jetzt und sofort sowohl mein Instagram- als auch mein Twitter-Konto zu löschen, und setze diesen Plan um.

Das führt mittelfristig natürlich dazu, dass ich weder auf Instagram noch auf Twitter unterwegs bin. Um meinen Twitter-Account ist es inhaltlich nicht zu schade, mein Instagram-Feed der letzten Jahre war mir aber eigentlich etwas ans Herz gewachsen. Ich bereue auch regelmäßig, vieles zu verpassen, was ich vorher über Instagram mitgekriegt habe. Außerdem lese ich jetzt wieder mehr Nachrichten (mein Wissen über die US-Politik ist schon seit Jahren aus Prokrastinationsgründen viel zu umfangreich) und nutze erstmalig in meinem Leben begeistert Reddit – insgesamt wird meine Bildschirmzeit, wie ich aus dem iPhone erfahre, nicht wirklich weniger.

Was ich daraus lerne, ob ich zu einem der Dienste zurückkehre, wie ich mit Ablenkung in Zukunft umgehen kann – ich weiß es immer noch nicht.

Franz Scherer

Januar 2021

Entspanntes Familienleben dank Homeschooling

Wir sind zu siebt. Unsere fünf Kinder besuchen an fünf verschiedenen Schulen fünf verschiedene Klassen. Nach langem Zaudern hat sich die bayerische Landesregierung kurz vor Weihnachten 2020 endlich dazu entschieden, die Schulen aufgrund der Pandemielage zu schließen. Ich habe daher einen guten Überblick über den Zustand des Schulunterrichts während einer pandemiebedingten Schulschließung. Wovon ich nichts weiß, ist die Situation anderer Familien. Ich kann mir ausmalen, welche Kämpfe anderswo mit Teenagern oder Kleinkindern gefochten werden, welche Einsamkeit anderswo drückt, welche Überforderung anderswo herrscht und welche Schwierigkeiten sonst die Familien belasten. Hier möchte ich aber unsere Situation schildern.

Der zweite Lockdown mit Schulschließungen innerhalb eines Jahres läuft gesittet, produktiv und organisiert ab. Die Lehrer lassen sich größtenteils endlich darauf ein, die Schulleitungen handeln und die Technik läuft einigermaßen. Leider wird schon wieder über Öffnungen gesprochen, bevor so etwas wie Routine eingekehrt ist, daher fürchten wir, dass die Tage dieses Formats gezählt sind.

Kind 5: Erste Klasse Grundschule

Kind 5 bekommt ihre Aufgaben im Form von einem Wochenplan und Aufgaben in einem Verzeichnis, die in der Cloud des Landkreises zu finden sind. Der Link zur Cloud steht in einer Tabelle auf der Webseite der Grundschule. Kurz nach dem Frühstück öffnen wir den Klassenlink von der Homepage des

Landkreises und laden das „Guten Morgen Video“ herunter. Die Lehrerin begrüßt die Kinder und beginnt den Tag mit den Ritualen, die die Kinder aus der Schule kennen: Datum, Wetter, Mimi-Lesemaus. Sie stellt die Arbeitsaufträge einzeln vor und erklärt, was zu tun ist. Danach beginnt Kind 5 etwas widerwillig mit Mathe und dem Rechenblatt. Viele Arbeitsblätter müssen noch gedruckt werden, damit sie bearbeitet werden können. Bis ca. 11:00 Uhr wird sie sich durch ihren Arbeitsplan arbeiten. Dabei spurt sie neue Buchstaben nach, macht Kinderyoga nach Videoanleitung oder hört Kinderlieder in der Pause, die über einen QR-Code auf dem Wochenplan erreichbar sind. Sie knetet Buchstaben, liest, schreibt, rechnet und hört eine Vorlesegeschichte (QR-Code). Sie löst Aufgaben am Tablett (geht auch am Rechner oder am Handy) mit verschiedenen Apps: coollama.de, learningapps.org und die Anton App. Sie sitzt dabei gemeinsam mit Kind 4 am Tisch und ich oder meine Frau arbeiten am Notebook in Sichtweite im nächsten Raum. Wir müssen in der Nähe sein, da sie immer wieder Hilfe, Motivation und Ansprache benötigt. Ich arbeite bruchstückhaft in dieser Zeit, aber – hey – es klappt!



Laufdiktat an der Wand eines Küchenschranks. Bei einem Laufdiktat muss man zwischen dem Ort, an dem die Wörter stehen, und dem Ort, an dem das Heft liegt, hin und her laufen.

Am Freitag müssen ausgedruckte und bearbeite Arbeitsblätter bis 13 Uhr in einer vorgesehenen Kiste vor dem Schuleingang abgegeben werden.



Der Haupteingang der Schule: Boxen für die Abgabe von Schülerarbeiten und für die Abholung von Arbeitsmaterialien für die Folgewoche.

Kind 4: Fünfte Klasse, Gymnasium

Ebenfalls kurz nach dem Frühstück setzt sie sich gemeinsam mit Kind 5 an den großen Schreibtisch und schaut auf ihrem (10 Jahre alten) Notebook in der schulischen (schuleigenen?) Lernplattform Moodle nach ihren Aufgaben für den Tag. Kind 4 bekommt ihre Aufgaben ausschließlich über Moodle. Heute waren es zwei Videokonferenzen zu denen sie sich dann mit ihrem Notebook in ihr Zimmer zurückzieht. Dazwischen Arbeitspakete, die sie ohne fremde Hilfe abarbeitet. Manchmal hat sie Kopfhörer auf, um ein Video zu hören, das sie von ihren Lehrern und Lehrerinnen bekommen hat. Tatsächlich weiß ich peinlicherweise recht wenig von ihren Aufgaben, aber sie arbeitet von 8:00 bis 12:00 Uhr ernsthaft daran. Am Nachmittag geht sie mit ihrer Schwester und der Nachbarstochter zum Schlittenfahren am Hang nebenan. Am Abend schreibt sie noch eine Fabel, die sie vor einigen Stunden abgeben hätte sollen und lernt dann über WhatsApp Vokabeln mit einer Klassenkameradin. Und – es klappt auch!

Kind 3: Achte Klasse, Realschule

Kind 3 ist schon das zweite Jahr in der iPad-Klasse, die die Realschule seit kurzem betreibt. Sie verschwindet pünktlich um 8:00 Uhr in ihrem Zimmer und ist bis 13:00 Uhr durchgehend in aufeinanderfolgenden Videokonferenzen gemäß Stundenplan. Sie hat Arbeitspakete, die sie im Split-Screen am iPad bearbeitet, schreibt „Heft"Einträge in ihr iPad. Sie bekommt Material und gibt Arbeiten ab. Lehrer sehen die Abgaben, haken sie ab, korrigieren stellenweise. Dazu wird seit Beginn der iPad-Klasse die Software OneNote benutzt. Damit haben Schüler und Lehrer hier bereits große Erfahrung. Nebenbei läuft der Discord Chat und WhatsApp auf ihrem (10 Jahre alten) Notebook. Dort ist sie in Verbindung mit den Klassenkameraden und mit ein paar gleichaltrigen Discord-Freunden, mit denen sie seit etwas mehr als einem Jahr abhängt. Sie sind sich Gesellschaft während der Pandemie. Während Ausfragen helfen sie sich gegenseitig über den privaten Discord. Sport entfällt. Religion dauert 15 Minuten anstatt 90 Minuten und endet mit einem Arbeitspaket. In Werken bekommen sie den Arbeitsauftrag, aus einem Stück Seife einen Kopf zu schnitzen und ein Foto davon rechtzeitig bis Montag einzureichen. In Deutsch ist jetzt eine Stop-Motion-Produktion einer Fabel geplant. Kind 3 ist in der Remoteschule genauso gewissenhaft, wie sie es auch in der Präsenzschule wäre. So gewissenhaft, wie man halt in der 8. Klasse ist, aber – hey auch hier läuft es.

Kind 2: Zehnte Klasse, anderes Gymnasium

Die Schule hat bisher in der Pandemie keinen Blumentopf gewonnen, aber auch das wird inzwischen besser. In der ersten Phase der Schulschließung im Frühling 2020 gab es kaum Arbeitspakete und die nur chaotisch irgendwann während der Woche. Nach einer Stunde Arbeit war Kind 2 normalerweise fertig, weswegen sie angefangen hat bis Mittag zu schlafen. Das hat sich inzwischen geändert. Die Schule ist zwar immer noch weitgehend undigitalisiert, aber immerhin hat letzte Woche auch dort die erste Videokonferenz stattgefunden und die Lernplattform Mebis wird genutzt, wenn sie nicht ge-

rade abgestürzt ist. Damit Mebis nicht überlastet wird, wurde WebUntis als Messagingdienst eingeführt, um die Nachrichtenflut zwischen Lehrern und Schülern zu kanalisieren. Zum Jahresbeginn ging weder WebUntis noch Mebis, so waren die ersten zwei Tage Homeschooling vor allem chaotisch. Inzwischen gibt es Arbeitspakete kreativ benannt aus dem Setzkasten, als schönen Nebeneffekt auch besonders schräg gedreht, mit den Bausteinen AA, Ü, AB, Lsg, ÜA, beliebige Zahlen und Sonderzeichen sowie doppelte Dateiendungen, Bsp: 'AA_AB_Deutsch.pdf_Lsg.pdf'. Diese gibt es zu Genüge und das auf verschiedenen Kanälen: Mail, Mebis, WebUntis, WhatsApp, je nachdem wie der Lehrer oder die Lehrerin arbeitet. Kind 2 arbeitet mehr oder weniger den ganzen Tag durch. Sie ist über Discord mit ihren Freunden aus der Klasse im Chat und sie arbeiten sich gemeinsam systematisch durch das Arbeitspensum des Tages. Neue Themen (heute 20 Seiten pdf in Chemie: Alkane, Alkene und Alkine) teilen sie untereinander in der Gruppe auf und erklären sie sich abschnittweise gegenseitig bis es alle kapiert haben. Die Kinder nutzen „Inverted Classroom“ und „Peer Instruction“, zwei moderne didaktische Methoden, weil sie es selbst so strukturiert haben. Das ist kein Verdienst der Schule – das sind Schüler, die gerade Teamarbeit lernen und Spaß daran haben. Kind 2 hat sich jetzt ToDoist, eine Software zum Organisieren von Aufgaben beigebracht, damit sie den Überblick über die vielen Aufträgen, die aus den verschiedenen Kanälen kommen, behält. Sie hat sowohl letzte Woche als auch diese Woche vollkommen ohne äußeren Druck im Gespräch festgestellt, dass Schule noch nie so viel Spaß gemacht hat wie im Moment. Sie bemitleidet die Klassenkameraden, die nicht über Discord organisiert sind und sich so den Stoff ganz alleine reinpauken müssen. Und natürlich lautet auch hier das Urteil: es klappt. Sehr gut sogar. In 6 Monaten werden diese Kinder mehr Selbständigkeit gelernt haben, als ihnen die Schule jemals beibringen kann.

Kind 1: Zwölfte Klasse Fachoberschule

Die Schule ist ein Massenbetrieb. 1600 Schüler, keine Information, kaum Leistung in der ersten Schließung (Kind 1 hat daher auch bis Mittag geschlafen). Inzwischen hat die Schule dazugelernt – die Kommunikation mit Eltern oder Schülern ist zwar immer noch nicht vorhanden, aber der Unterricht läuft. Videos, Arbeitsaufträge über 5 verschiedene Kanäle, Videokonferenzen. Kind 1 sitzt ebenfalls von morgens bis mittags am eigenen (Gamer-)PC und arbeitet. Wenn man tagsüber reinschaut, kann es aber schon sein, dass er gerade Minecraft spielt, wenn am anderen Bildschirm die Deutschreferate laufen („was denn!?! ich hab meines schon gehalten und es ist echt langweilig gerade! Außerdem lesen die eh alle vom Bildschirm ab."). Natürlich sind alle parallel zum Unterricht in Discord vernetzt und unterhalten sich. Soweit ich das beurteilen kann, wird auch bei Kind 1 gearbeitet und das bevorstehende Fachabitur wirkt als Motivation für die Klasse, den Unterricht ernst zu nehmen. Wenn Lehrer aber bei der Abfrage aus Versehen den Bildschirm mit der Lösung zu den Schülern streamen und den Bildschirm mit den Fragen vorlesen, so sind die Schüler natürlich untereinander einig, gute Noten abzusahnen und die Lehrer nicht auf solche Fehler hinzuweisen. Das ist die Strafe für Technikinkompetenz auf Lehrerseite.

Während wirklich alle Kinder arbeiten, sitzen die Eltern beide selbst im Homeoffice. Telefongespräche, Meetings, Entwürfe und Videokonferenzen kann man problemlos auch zu Hause bearbeiten. Tatsächlich arbeitet meine Frau bereits seit 10 Jahren im Homeoffice für verschiedene Kunden. Für mich ist gerade Prüfungszeit, das heißt ich habe Examen zu entwerfen und zu korrigieren – das geht zu Hause am allerbesten. Alleine lassen können wir die Kinder auch, wenn wir zum Einkaufen müssen. Das Mittagessen gibt es um ca. 13:30 Uhr und alle erzählen von ihrem Schultag. Am Nachmittag sitzen wir Eltern wieder am Computer und arbeiten noch etwas.

Im Vergleich dazu:

In Präsenzschule sind drei Kinder auf den Bus angewiesen. Sie verschwenden zusammen etwa sieben Stunden am Tag beim Warten auf Busse und in Bussen. Kind 3 fährt Fahrrad, Kind 5 muss im Winter jeden Tag mit dem Auto zur Schule gebracht werden und abgeholt werden. Wir schlafen alle eine Stunde weniger, stehen um 6:00 Uhr auf, sind gestresster und unausgeschlafener, das Mittagessen und seine Vorbereitung dauert von 12:30 Uhr bis 15:30, da alle halbe Stunde ein Kind heimkommt und von der Schule erzählen möchte. Der Nachmittag ist zerrissen und zum Arbeiten fast nicht zu gebrauchen. Die Kinder haben in der Schule einigen Leerlauf und Vertretungsstunden.

Es geht uns vergleichsweise gut im Lockdown. Das Familienleben ist entspannter, das gemeinsame Mittagessen geregelter, die Selbständigkeit größer und die Lernerfolge greifbarer. Wir sind uns gegenseitig Gesellschaft. Aus meiner Sicht sollte das Ganze noch ein paar Monate so weiter gehen. Wenigstens kommt Routine und Professionalität hinein und die Pandemie kann in Ruhe abklingen.

Natürlich fehlt der direkte Kontakt der Kinder untereinander in der Schule, das Sozialleben, die Interaktion. Aber es ist ja wohl nicht so, dass Schulen genau diese Punkte als ihre Daseinsberechtigung und Kernkompetenz verstehen. Nein – diese Dinge passieren in der Schule aus Versehen nebenher. Der Unterricht, die Bildung und die Lehrfunktion, wird in Präsenz nämlich auch gar nicht mal so perfekt erfüllt, wie die Schulen uns glauben machen. Remoteschule hat andere Nachteile, ist aber mitnichten nutzlos oder so was wie Ferien. Die Kinder arbeiten alle härter als zur normalen Schulzeit. Sie können den Unterricht nicht vorbeirieseln lassen.

Natürlich kann man uns vorwerfen, dass wir die Ausnahme sind und dass die Schule für sehr viele Familien äußerst wichtig ist. Das stimmt sicher, aber dann sollte man sich auch eingestehen, dass die Schule eine Betreuungsfunktion und eine soziale Funktion hat und die Öffnungs- und Unterrichtskonzepte entsprechend anpassen:

Wenn die Schulen wieder öffnen, so sollten sie das zunächst als Ort der Betreuung und des Soziallebens tun. Alle Kinder, die das möchten oder brauchen, gehen in die Schule, um dort betreut dem Fernunterricht zu folgen. Alle Eltern, die es leisten können, lassen die Kinder zuhause, wo sie ebenfalls dem Fernunterricht folgen. Lehrer und Lehrerinnen machen an manchen Tagen Lerngruppenbetreuung an der Schule und an manchen Tagen Unterricht von zu Hause.

Ich habe keine Ahnung, ob sich Lehrer und Lehrerinnen derzeit an die Lehrpläne halten und ob der Lehrstoff vermittelt werden kann. Ich weiß aber, dass die Kinder arbeiten und derzeit keinen Urlaub haben. Die aktuelle Dauerfrage in den Medien lautet „Wie werden die Lücken, die durch Homeschooling entstanden sind, geschlossen? Und werden Ferien für die Schließung dieser Lücken herhalten müssen?“ Ich finde das respektlos den Kindern und den Lehrern und Lehrerinnen gegenüber, die wirklich hart arbeiten.

Wenn wir von „Lücken“ sprechen, dann sind es Lücken im sozialen Bereich, die entstanden sind. Das bedeutet, dass die Schulen in den nächsten Jahren zwei Klassenfahrten im Jahr für alle Jahrgänge machen sollten, dass die Schule Teamgeist, Lerngruppen, Freundschaften und Zeltlager auf ihre Lehrpläne schreiben sollten. Und damit alle (die Erwachsenen und die Kinder) die neuen Fähigkeiten nicht sofort wieder verlernen, behalten wir einen Tag Homeschooling pro Woche bei. Natürlich mit der Möglichkeit für Schüler, dem Remoteunterricht auch in der Schule zu folgen, falls das zu Hause schwierig ist. Ganz nebenbei reduzieren wir den Pendelverkehr der Schüler und Schülerinnen um 20%. Wir zeigen doch gerade, dass eine Gesellschaft überraschend flexibel sein kann. Dann machen wir doch einfach weiter damit.

Georg Passig

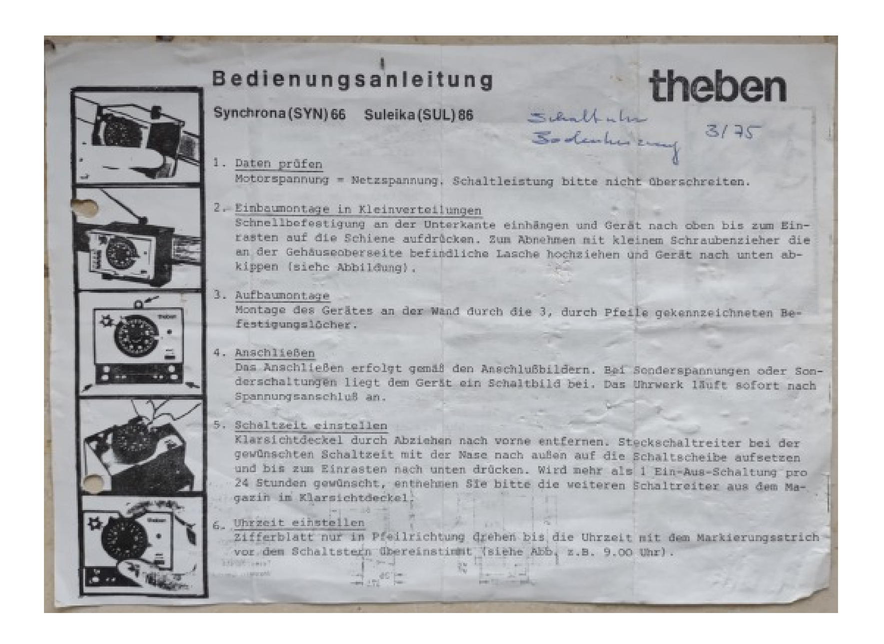
22. und 23. Januar 2021

Bei Ausgrabungen im Elternhaus entdecke ich eine antike Fußbodenheizung

Ich bin immer noch auf der Suche nach neuen Heizmöglichkeiten im Haus meiner Mutter, die weder das Schleppen von Holz noch den Einbau einer Gasheizung erfordern. Ich erinnere mich ganz vage, dass es in diesem Haus wenigstens stellenweise eine Fußbodenheizung gab. Sie wurde zuletzt benutzt, als ich ungefähr sechs Jahre alt war. Ich unterhalte mich mit der Mutter darüber. Meiner Meinung nach wurde das Einschalten der Fußbodenheizung mit der Begründung aufgegeben, das koste viel Geld, sei nur morgens warm und dann den Rest des Tages kalt. Ihrer Meinung nach ist die Fußbodenheizung kaputtgegangen. Sie zeigt mir einen Schalter am Heizungsthermostat neben dem Essplatz. Dieser Schalter habe früher die Fußbodenheizung „abgerufen", tue jetzt aber nichts mehr.

Ich streite ab, dass dieser Schalter irgendwas "abrufen" kann. Der benachbarte Schalter – und mehr als die zwei hat der Thermostat nicht – ist für das Gebläse der Nachtspeicherheizung zuständig. Aufgeladen wird sie per zentraler Steuerung aus dem Keller, am Thermostat kann man meiner Meinung nach nur noch Feinheiten nachregeln.

Ich mache mich auf die Suche nach einer Anleitung für die verschollene Heizung. Alles, was ich finden kann, ist ein einziges Blatt, das eine in den Sicherungskasten einzubauende Zeitschaltuhr beschreibt. Handschriftliche Anmerkung meines Vaters: "Schaltuhr Bodenheizung 3/75", eingebaut wurde sie also im März 1975.



Bedienungsanleitung **theben**

Synchrona (SYN) 66 Suleika (SUL) 86

3/75

1. Daten prüfen
Motorspannung = Netzspannung. Schaltleistung bitte nicht überschreiten.

2. Einbaumontage in Kleinverteilungen
Schnellbefestigung an der Unterkante einhängen und Gerät nach oben bis zum Einrasten auf die Schiene aufdrücken. Zum Abnehmen mit kleinem Schraubenzieher die an der Gehäuseoberseite befindliche Lasche hochziehen und Gerät nach unten abkippen (siehe Abbildung).

3. Aufbaumontage
Montage des Gerätes an der Wand durch die 3, durch Pfeile gekennzeichneten Befestigungslöcher.

4. Anschließen
Das Anschließen erfolgt gemäß den Anschlußbildern. Bei Sonderspannungen oder Sonderschaltungen liegt dem Gerät ein Schaltbild bei. Das Uhrwerk läuft sofort nach Spannungsanschluß an.

5. Schaltzeit einstellen
Klarsichtdeckel durch Abziehen nach vorne entfernen. Steckschaltreiter bei der gewünschten Schaltzeit mit der Nase nach außen auf die Schaltscheibe aufsetzen und bis zum Einrasten nach unten drücken. Wird mehr als 1 Ein-Aus-Schaltung pro 24 Stunden gewünscht, entnehmen Sie bitte die weiteren Schaltreiter aus dem Magazin im Klarsichtdeckel.

6. Uhrzeit einstellen
Zifferblatt nur in Pfeilrichtung drehen bis die Uhrzeit mit dem Markierungsstrich vor dem Schaltstern übereinstimmt (siehe Abb. z.B. 9.00 Uhr).

Im Sicherungskasten findet sich wirklich das spinnwebüberzogene Theben. Die Uhrzeit lässt sich nicht mehr verstellen, aber ich rechne die eingestellte Uhrzeit in die aktuelle um, stecke ein grünes und ein rotes Reiterchen so auf, dass die Fußbodenheizung sich zur selben Zeit wie die übrigen Nachtspeicheröfen aufheizen sollte und nehme die Zeitschaltuhr in Betrieb. Sie fängt brav an zu ticken, als seien seit dem letzten Mal nicht über vierzig Jahre vergangen.

Am nächsten Morgen sind alle Fußböden kalt wie eh und je. Offenbar hat die Mutter recht und die Fußbodenheizung ist doch irgendwann kaputtgegangen. Auch die Zeitschaltuhr tickt jetzt nicht mehr, sondern ist kurz vor Ablauf der eingestellten Aktivitätszeit steckengeblieben.

Es wirkt nicht sehr aussichtsreich, aber vielleicht muss der Schalter am Thermostat ja während der Aufladezeit gedrückt sein? Ich habe aus Point&Click-Adventures gelernt, dass man immer alles in allen Kombinationen ausprobieren muss. Deshalb betätige ich abends, vor Beginn der Niedertarifzeit, den Schalter am Thermostat.

Gegen elf ruft mich die Mutter herbei: Der Fußboden ist warm! Und zwar nicht nur am Essplatz, sondern auch im Bad! Begeistert laufen wir eine Weile barfuß auf und ab. Am darauffolgenden Tag ergründe ich das Geschehen: Wenn die Zeitschaltuhr auf “im Prinzip heizbereit” steht, was sie durch ihr Steckengebliebensein jetzt zufällig tut, braucht man wirklich nur den Schalter am Thermostat umzulegen. Dann leuchtet über dem Schalter ein optimistisches orangefarbenes Licht und der Fußboden wird warm. Umweltfreundlich ist das nicht, aber sehr schön. (Ein Ökostromtarif ist wegen unterschiedlicher Ansichten innerhalb der Familie und auch wegen der einjährigen Kündigungsfrist des vorhandenen Stromvertrags derzeit keine Option.)

Jetzt verstehe ich auch, warum es im Sicherungskasten zwei Stromzähler gibt, einen einfachen und einen Doppeltarifzähler. Der einfache zählt, wie ich in den letzten Tagen experimentell und durch Vergleich mit der Stromrechnung herausgefunden habe, den Haushaltsstrom ohne die Heizung. Der Niedertarifzähler des anderen zählt den Heizstrom. Und der bisher rätselhafte und ungenutzte Hochtarifzähler zählt das, was die Fußbodenheizung verbraucht, wenn man sie tagsüber einschaltet. Sie ist nämlich, wie ich in einem letzten Schritt herausfinde, durchaus bereit, sich auch innerhalb der sündigen Tagstromzeit zu erwärmen.

Der Bruder, der sich auch schon gelegentlich mit den Mysterien der Nachtspeicherheizung befasst hat, sagt im Familienchat: “Dann gilt das für alle Heizungen und man muss nur die Anleitung des Steuergerätes aus den Siebzigern verstehen und kann tagsüber nachheizen. Ich hab das schonmal versucht und es ist, wie wenn man als einziger Überlebender versucht mit der Anleitung eines Atomkraftwerks zurechtzukommen. Aber gehen müsste es . . . ”

Da die Nachtspeicheröfen tagsüber keinen Strom ziehen, lässt sich jetzt auch leicht herausfinden, was das neue alte Heizvergnügen eigentlich kostet: Ich lese den Zählerstand ab, klebe einen “Nicht abschalten! Heizungsforschung!”-Zettel an den Thermostat und stelle einen Handywecker auf eine Stunde später. In dieser Stunde zählt der Zähler genau ein Kilowatt. Es kostet also je nach Tarif 25 bis 30 Cent pro Stunde, wenn man im Bad und am Esstisch warme Füße haben möchte. “Und wenn man das im Winter automatisch morgens und abends im Bad anmachen würde, dann wären das ca. 200 € im Jahr für einen großen Gemütlichkeitsgewinn”, rechnet der Bruder aus. Die Schwester meint: “Das ist so viel angenehmer, sonst hätte man zwar warme Füße, aber ein schlechtes Gewissen, weil die Fußbodenheizung in der Phantasie tausende Euros verschlingt. Deswegen hatten wir sie schließlich nie an.”

“Hausschuhe anziehen ist billiger”, meint die Mutter trotzdem, und mir ist im Nachhinein unklar, wie es irgendeinem Bauunternehmen gelungen ist, zwei so denkende Menschen zum Einbau einer Fußbodenheizung zu überreden. Aber Hausschuhe hin, Hausschuhe her, die Mutter friert inzwischen viel öfter als ich (und weigert sich trotz meiner täglichen Beratung, sich eine Heizdecke zu kaufen). Vielleicht gibt es also doch eine Zukunft für die Fußbodenheizung in diesem Haus.

Wir einigen uns darauf, dass vielleicht “wenn der Coronascheiß vorbei ist” mal eine neue Zeitschaltuhr in den Sicherungskasten eingebaut werden könnte. Wenn man es bis dahin morgens ausnahmsweise warm haben möchte, muss man halt nachts auf dem Weg zum Klo den Schalter betätigen.

Kathrin Passig

2009 bis 2021

Heizen mit Strom

Im Januar 2021 sucht Kathrin Passig nach einer Heizmöglichkeit für das Haus ihrer Mutter und es hört sich für mich so an, als könnten Infrarotheizkörper die Lösung sein.

2009 kaufen mein Mann und ich ein Haus Baujahr 1930. Wir unterziehen es einer Kernsanierung, das heisst wir setzen es zurück auf den Rohbauzustand. Es bedeutet auch, dass wir uns für ein Heizungssystem entscheiden müssen. Naheliegend wäre es, weiterhin mit Gas zu heizen, denn der Anschluss dafür liegt schon im Keller.

Vor- und Nachteile

Im Fernsehen höre ich zum ersten Mal etwas über Infrarotheizungen. Zwar nur als Nebensatz in einer Kochsendung, aber das animiert mich zur Recherche.

Das Prinzip leuchtet ein: die Infrarotstrahlung erwärmt nicht die Luft, wie ein konventioneller Heizkörper, sondern die Gegenstände im Raum. Da keine Konvektionswalze entsteht, wird der Staub nicht aufgewirbelt. Es soll weniger Staub geben, dafür ein angenehmes Raumklima. Außerdem werden Wartungsfreiheit und geringe Betriebskosten versprochen.

Die Nachteile werden nicht erwähnt und sind auch eher psychologischer Natur. Die Heizkörper werden mit Strom betrieben, genau wie die Nachtspeicherheizungen der 1950er und 1960er Jahre. Letztere gelten wegen ihres hohen Stromverbrauchs als ökologisch nicht mehr akzeptabel. Egal mit wem ich über die Idee der Strahlungsheizung spreche, treffe ich immer auf eine Wand von „IHR KÖNNT UN-MÖGLICH MIT STROM HEIZEN“, weil meine Gesprächspartner automatisch die Nachtspeicherheizung assoziieren.

Mein Mann und ich sind beide Naturwissenschaftler und arbeiten in der Forschung. Es ist unser Tagesgeschäft, Dinge auszuprobieren, die noch nie jemand vorher ausprobiert hat. Allerdings bezahlen wir dafür nicht aus eigener Tasche und schon gar keine fünfstelligen Eurobeträge. Wir zögern.

Wir würden gerne mit jemandem sprechen, der sein Haus infrarotbeheizt, aber in ganz Frankfurt am Main hat der Hersteller nur eine einzige Referenzadresse, bei der wir die Heizung live und in Betrieb sehen und mit dem Besitzer sprechen können. Der Mann ist freundlich und beantwortet unsere Fragen, so gut er kann. Allerdings beheizt er kein ganzes Haus, sondern nur eine Werkstatt. Für die gibt es keinen separaten Stromzähler, so dass er keine Auskunft zum Stromverbrauch geben kann.

Am Ende entscheiden wir uns für die Infrarotheizung, obwohl mein Mann zu Protokoll gibt, nicht überzeugt zu sein. Er ist beruflich zu stark eingespannt, um sich um eine Alternative zu kümmern.

Heizleistung und Kosten

Bei einem Energiebedarf von 29 Watt/m^3 brauchen wir für unsere ca. 160 m^2 Wohnfläche etwa 15 kW Heizleistung, errechnet der Verkäufer. Es gibt Elemente mit 350, 600 und 900 Watt Heizleistung. Sie bestehen aus einer 15mm starken Keramikplatte, in die der Heizdraht eingelassen ist, darauf wird eine schmückende Oberfläche geklebt. Die günstigste Variante ist weiß lackiertes Metall, wir wählen überwiegend Glas und für das Arbeitszimmer eine beschreibbare Whiteboard-Oberfläche. Insgesamt geben wir etwa 20.000 Euro für die Heizkörper aus, das ist vergleichbar mit der Investition in einen Öl- oder Gasbrenner mit den zugehörigen Wasserleitungen und Heizkörpern.

Vom Sicherungskasten führt zu jedem Heizkörper eine separate Leitung. Die Heizelemente werden mit einem Stecker zum Anschluss an 220 V geliefert, aber wir verkabeln sie fest. So bekommen wir von den Stadtwerken für die Heizung Strom zum Wärmepumpentarif. Der kostet im Jahr 2010 brutto 14,34 Cent/kWh tagsüber und 12,89 Cent/kWh nachts.

Die Temperatur wird in jedem Raum separat über einen einfachen Thermostaten geregelt, der nur die Stufen 1 bis 5 kennt. Ist die Wohlfühltemperatur gefunden, bleibt die Einstellung bis zum Ende der Heizperiode. Eine Nachtabsenkung ist nicht vorgesehen.

Die Heizkörper sind mit einer unsichtbaren Halterung an die Wand geschraubt und die Oberfläche endet sechs Zentimeter vor der Wand. Damit sind sie flacher als jeder herkömmliche Heizkörper und es gibt keine Wasserrohre, um die man herumputzen müsste. Wo die Wandfläche zu klein ist, um sie für Heizkörper zu verschwenden (Toilette, Küche, Ankleide), sind die Elemente an der Decke montiert. Weil die Decken 2,80 Meter hoch sind, geht das, ohne Beklemmungen auszulösen.

Die Oberfläche der Heizkörper erreicht bis zu 95°C. Das fühlt sich sehr warm an, es besteht aber keine Verbrennungsgefahr.

10 Jahre Erfahrung

Im Jahr 2020 ist mein Mann der größte Fan unseres Heizsystems. Wir verbrauchen pro Jahr ca. 10.000 kWh, der Strompreis beträgt inzwischen brutto 20,88 kWh tagsüber und 19,7 Cent/kWh nachts. Die ca. 2.500 Euro Heizkosten seien vergleichbar mit denen für eine Öl- oder Gasheizung, wird uns gesagt. Nach 10 Jahren funktionieren alle Heizkörper einwandfrei, nur die Thermostaten fallen einer nach dem anderen aus. Die sind aber unabhängig von der Heizung und leicht auszutauschen. Dafür müssen wir nie daran denken, rechtzeitig Heizöl zu bestellen, mit verstopften Brennerdüsen kämpfen oder Heizkörper entlüften. Der Schornsteinfeger nennt uns „das Haus ohne Heizung“, weil er bei uns keinen Kamin zu fegen hat.

Das Raumklima ist tatsächlich sehr angenehm; als Kontaktlinsenträgerin bin ich empfindlich gegen trockene Luft und habe keine Probleme mehr in dieser Beziehung. Auch gibt es gefühlt viel weniger Staub als in der vorherigen Wohnung mit Konvektionsheizung. Lediglich das Versprechen, man würde mit 18°C Raumtemperatur auskommen, wurde nicht eingehalten; unsere Wohlfühltemperatur im Wohnbereich ist 21,5°C.

Sprechen tue ich über die Heizung nur, wenn Besucher fragen, was es mit den Glasplatten an unseren Wohnzimmerwänden auf sich hat. Oder mit Leuten, von denen ich weiß, dass sie bereit sind, sich auf Themen einzulassen. Obwohl es Infrarotheizkörper inzwischen im Baumarkt zu kaufen gibt, denken die meisten Menschen beim Stichwort Heizen mit Strom nämlich noch immer an die Nachtspeicherheizung.

Marlene Etschmann

Januar 2021

39 Gäste zum 37. Geburtstag

Im Verlauf der Pandemie feiere ich viele Onlinepartys, von den ersten, wackligen Versuchen einer Überraschungsparty bei Jitsi im März 2020 (Überraschung glückt, Technik ist suboptimal) über verschiedene Zoom-Treffen hin zu einer Big-Blue-Button-Feier, die in kollektivem Herummalen auf geteilten Fotos endet. Immer macht es Spaß, aber immer bleiben am Ende doch alle im gleichen Raum, selbst wenn mehrere parallele Räume eröffnet werden. Die Hürde, jemanden zu fragen, ob man nicht gemeinsam in einen anderen Raum gehen will, scheint zwar von außen betrachtet gering (geht ja auch über Privatchatnachrichten), ist aber in der Praxis doch einfach zu hoch. Besonders wenn mehr als fünf Leute dabei sind, ist das dann sehr anstrengend, weil man sich dauernd ungewollt ins Wort fällt und auch uninteressantere Themen ertragen muss.

Im Dezember 2020 lerne ich schließlich Gather.town kennen. Name und Konzept habe ich zwar schon vor Monaten gehört, es aber nie ausprobiert. Nun haben Freunde damit gute Erfahrungen gemacht und nach einem kurzen Test bin ich auch davon überzeugt. Gather.town eröffnet Videochats, wie die anderen Programme auch, aber es hat keine hart abgegrenzten Räume: Man hat einen Avatar, mit dem man sich auf einer Karte bewegt, und wenn

man nah genug an anderen Avataren ist, sieht und hört man sich gegenseitig. Das Außer-Hörweite-Geraten wird durch ein transparent werdendes Videobild simuliert.

Die Karte kann man selbst gestalten, die standardmäßig zur Verfügung gestellten Varianten stellen meistens Räume dar, die visuell alten Computerspielen ähneln. In einem Bearbeitungsmodus kann man definieren, welche Bereiche nicht betreten werden können, sodass auch Wände simulierbar sind.

Ich beschließe kurz vor Weihnachten, meinen Geburtstag bei Gather.town zu feiern, erstelle eine Facebookveranstaltung, mit der ich die meisten Gäste einlade, und schreibe an die facebooklosen Leute eine Mail. Ab 26 Teilnehmenden kostet Gather.town was, ich lade trotzdem mal rund 60 Leute ein, es werden ja schon nicht alle Zeit haben. Dann habe ich Urlaub und kümmere mich mehrere Tage lang darum, den Partyraum hübsch zu machen. Dazu lade ich die verschiedenen Standardräume als Grafiken herunter und schneide mir mit Gimp heraus, was ich haben will. Aus zwei Sofas und einem Kissen bastle ich ein Bett. Ein Teil einer Topfpflanze wird zu Salat. Die Badewanne war vorher ein Tisch und ein Waschbecken. (Eigentlich gibt es ein empfohlenes Programm, Tiles, aber das finde ich erst später heraus.) So entsteht schließlich eine Karte mit einem größeren Haus, einem kleineren Gartenhaus, einem Spielplatz und einem Springbrunnen. Außerdem richte ich zwei Unterräume ein, die man betritt, wenn man sich auf der Hauptkarte an eine bestimmte Stelle bewegt: Wenn man ins Bett geht, fällt man in eine Art Traumwelt und muss dort ins Lagerfeuer laufen, um zurückzukehren, und in der Küche gibt es eine Stelle, wo man in einen unterirdischen Gang fällt, an dessen Ende man dann im Sandkasten wieder herauskommt.



Kurz vor der Feier haben 45 Leute zugesagt. Ich erkenne, dass es riskant war, aus vorpandemischem Präsenzpartyverhalten auf Dieaktuellesituation zu schließen. Schlimm ist das aber nicht, bei einer echten Party hätte ich Geld für Getränke ausgegeben, hier kostet die Nutzung jetzt für zwei Stunden je einen Dollar pro Person.

Weil ich nicht weiß und nicht testen kann, was passieren wird, wenn so viele Leute auf einmal teilnehmen, erstelle ich einen Notfall-Zoom-Link, den ich im Vorfeld teile, sodass wir schnell umziehen können, falls es größere Probleme gibt. Das wird am Ende nicht nötig sein. Außerdem lade ich die Gäste dazu ein, was mitzubringen: Wenn man es erlaubt, können Teilnehmende selbst Objekte im Raum platzieren. Das können vorgefertigte sein, zum Beispiel Pflanzen und Möbel, aber auch selbst erstellte Grafiken.

Am Partyabend um 19 Uhr rufen die Gäste den Link auf, können dem Browser Zugriff auf Kamera und Mikro erlauben, sich einen Namen geben und dann erscheinen sie auf der Karte an einer Stelle, die ich vorher festgelegt habe. (Nämlich an der Eingangstür.) Mit den Pfeiltasten der Tastatur können sie dann ihren Avatar weiterbewegen. Das ist aber gar nicht so selbstverständlich, sodass ich, wie bei einer echten Party, die erste halbe Stunde am Eingang verbringe, die Leute willkommen heiße und ihnen erkläre, wie sie ins Haus kommen.

Ab dann ist es eigentlich wie bei einer echten Party: Wo sonst die Gäste, die schon mal da waren, den anderen den Weg zum Klo oder in die Küche erklären, erzählen sie ihnen jetzt, wie man seinen Avatar anpassen kann, Leute auf der Karte findet, eigene Objekte platziert und all sowas. Manche sehen sich neugierig die ganze Karte an und erzählen anderen dann, welche Räume es noch so gibt. In der Küche entwickelt sich eine Tanzparty (dazu muss man die z-Taste gedrückt halten), im Wohnzimmer tauscht man Silvesteranekdoten aus, im Kaminzimmer werden Regale, Sessel und Girlanden mitten im Raum platziert. Die Gäste bringen so einiges mit, Fußmatten, Cocktails, Bowle, Flamingos, Torten, Bier, Wein, ein Trampolin, Raclette, Baklava und einer, der die friedlich im Garten grasenden Schafe nicht mag, ein blutiges Messer. Esther hat sich ein Quiz ausgedacht. Dazu stellt sie überall Hinweisschild-Objekte auf. Wenn man sich ihnen nähert, erscheint die Frage, für die Antwort ist die Buchstabenzahl angegeben. Im Verlauf des Abends stellt sich aber heraus, dass die Leute lieber möglichst falsche Antworten da-

für sammeln als die richtigen („Das Objekt in der echten Welt, auf das sich eine bestimmte sprachliche Bezeichnung bezieht (wie z. B. "die Gastgeberin dieser Party“), nennt man… “ – ECHTLING, OFFLINER).

Irgendwann bemerke ich, dass ich einige Gäste schon lange nicht mehr gesehen habe. Mit einem Feature, das einem den kürzesten Weg zu einer Person anzeigt, die man aus einer Teilnehmerliste auswählen kann, finde ich heraus, dass eine kleine Gruppe es sich in der Traumwelt-Karte gemütlich gemacht hat: Unter den vordefinierten Objekten gibt es auch solche, die mit Spielen verknüpft sind. Wenn man sich ihnen nähert und “x” drückt, öffnet sich das Spiel. Die Traumrunde spielt sehr ausdauernd eine Art Montagsmaler.

Aus der Küche dringen mittlerweile vermehrt Beschwerden über das Loch, das in den unterirdischen Gang führt, angeblich würde es wandern und man könne gar nicht vorhersehen, wo es sei. Das ist natürlich Unsinn, aber trotzdem wird oft versehentlich reingefallen. (Ich selbst weiß sehr genau, wo es ist, und mir passiert das zu fortgeschrittener Stunde gleich dreimal.)

Die Gäste verhalten sich wie Gäste eben: Manche verziehen sich mit Bekannten in kleinen Gruppen in eine Ecke, andere laufen herum und wollen neue Leute kennenlernen, einige spielen, wieder andere sind kreativ, platzieren Objekte oder malen was auf eingebundenen Whiteboards. Irgendwann befinden sich im Flur ziemlich viele Bildschirme, die beim Vorübergehen Rick Astleys “Never gonna give you up” abspielen, das als Youtubelink eingebunden ist. Im Wohnzimmer entsteht ein Wald aus Topfpflanzen.

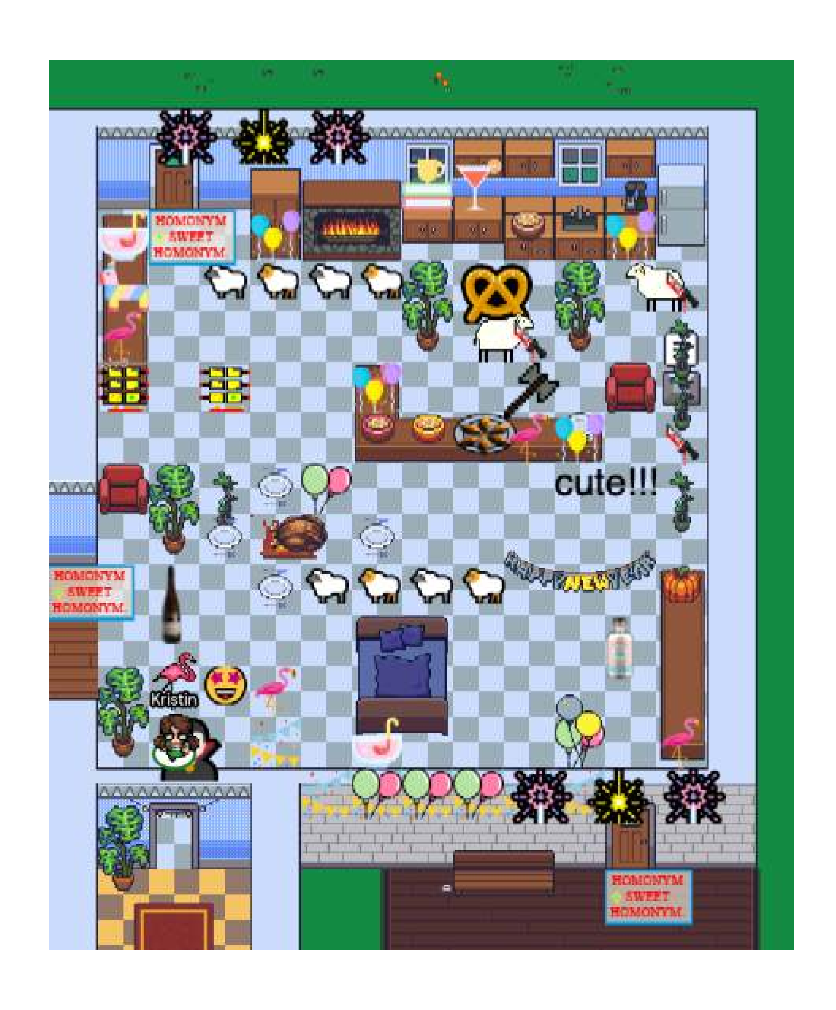
Im Gegensatz zu einer physischen Party können problemlos mehrere Eltern teilnehmen, deren Kleinkinder in Nebenzimmern schlafen. Zu Spitzenzeiten sind 39 Leute gleichzeitig da. Ich fühle mich wie immer, wenn ich Gastgeberin bin: In den ersten vier Stunden komme ich kaum dazu, längere Gespräche zu führen, danach dünnt es etwas aus und ich verspüre nicht mehr so den Impuls, herumzulaufen und zu gucken, wie es allen geht.

Nach zwei Stunden läuft die gebuchte Reservierung aus. Weil immer noch mehr als 25 Leute da sind, was das Maximum für die Gratisnutzung des Angebots ist, muss eine Anschlussbuchung getätigt werden. Meine Freundin S., deren Kreditkarte wir dazu benutzen, weil ich keine habe, bezeichnet

das als “Parkuhr füttern”, und so fühlt es sich auch an: Kurz von der Party wegrennen in ein anderes Browserfenster, dort die gewünschte Dauer und Gästezahl auswählen, weiterklicken, buchen, und dann in Ruhe weiterfeiern. Ein zweites Mal nachlegen müssen wir später nicht, denn um 23 Uhr ist die Teilnehmerzahl nur noch bei knapp 20. (Am Ende habe ich umgerechnet 78 Euro investiert und bereue nichts.)

Wer die Party verlässt, tut das auf ganz verschiedene Weisen: Manche suchen mich, warten auf eine Gesprächspause und verabschieden sich dann. Andere schreiben über den Chat, dass sie gehen, aber nicht stören wollen. Wieder andere verschwinden einfach so. Manche steuern ihren Avatar wieder zurück zur Eingangstür und schließen das Browserfenster erst dann, andere verschwinden einfach von dort, wo sie grade sind.

Am Ende sind wir zu viert in der ziemlich verwüsteten Küche. Da plaudern wir noch, bis wir uns gegen 3 eingestehen, dass wir doch alle ziemlich müde sind und uns auf den kurzen Weg ins Bett freuen.



Kristin Kopf

2011 bis 2021

Geschichte der Heizdecke: Mein erfolgloses Leben als Heizdecken-Influencerin

2011 zieht Aleks innerhalb von Dublin um: aus einem winzigen geheizten Haus in eine, naja, nennen wir es mal Wohnung. Die Wohnung ist eigentlich nur ein umgebautes Zimmer in einer alten Villa am Meer, durch den Boden sieht man das Licht in der Wohnung darunter, die Tapete schält sich von der Wand und es ist so feucht, dass wir erst mal den Schimmel vom Sofabezug wischen müssen. Das Klo befindet sich in einer Art Wandschrank neben dem Bett. Ebenfalls neben dem Bett: die Dusche, die nur nach längerem Vorheizen bereit ist, ein Warmwassergetröpfel von sich zu geben. Aber der Meerblick ist super.



Blick vom Bett aus. Mit Palmen! Aus dem anderen Fenster sieht man noch mehr Meer, zwei Leuchttürme und eine Insel.



Auf diesem Bild ist rechts der “Kamin” zu erkennen, ein elektrisches Fake-Feuerchen, das die Wohnung nicht nennenswert erwärmt. Ein oder zwei strombetriebene Heizkörper auf Rollen gibt es auch. Aber das ändert nichts daran, dass es in dieser Wohnung kalt ist. Irgendwann im Laufe dieses ersten Jahres bringe ich gegen den Widerstand von Aleks aus einem Kaufhaus in der Dubliner Innenstadt eine beheizbare Matratzenauflage fürs Bett mit.

Es ist die erste Heizdecke meines Lebens und ich bereue sofort, damit so lange gewartet zu haben. Verblendet durch Heizdeckenscherze über das Rentnerinnenleben war ich! Dabei ist es doch ganz offensichtlich sinnvoller, den Körper zu beheizen, als die ganze zugige Wohnung. Genau wie es beim Telefon im Nachhinein offensichtlich war, dass man schon immer einen Men-

schen anrufen wollte und nicht das Haus, an dem zufällig das Festnetztelefon befestigt ist. Außerdem verbraucht so eine Heizdecke gerade mal 60 bis 100 Watt, also viel weniger als die Beheizung eines ganzen Hauses.

Im Winter 2011 oder 2012 machen wir einen Ausflug nach Nordirland und ich freue mich sehr darauf, ein ganzes Wochenende in einer beheizten Wohnung zu verbringen. Vor Ort stellt sich heraus, dass unser Zimmer ganz oben in einem riesigen leeren Haus liegt, dessen Vermieter zwar extra für uns die Heizung eingeschaltet haben, aber bis die Wärme bei uns oben ankommt, ist das Wochenende um. Ich friere noch mehr als zu Hause und beschließe, innerhalb Irlands nie wieder ohne die Matratzenheizung zu verreisen.

Weiterbildungs-Anmerkung von Aleks:

> "Man muss dazusagen, dass irische und britische Häuser sowieso viel kälter sind als deutsche, man fängt also schon mal viel weiter unten an. 18 Grad oder so ist hier schon extrem warm für einen geheizten Raum, und 15 ist auch noch normal. Das liegt zum einen an der Bauweise der Häuser, die nicht luftdicht sind, mit Absicht (wegen Schimmel!) zum anderen aber auch daran, dass wir Kleidung anziehen, auch drinnen. Mit Ausnahmen: Als ich im Winter 2007 einen Dudelsacklehrer hatte, kam der immer im T-Shirt in die Wohnung, wo es so 13 Grad waren. Das war eine beheizte Wohnung. Es gibt aber auch keine langanhaltenden Frostphasen, das heißt, um frierende Wasserleitungen und so muss man sich wenig Sorgen machen, Dafür reichen ganz kurze Heizphasen. (In Dublin, im harten Winter 2010–11, zersprangen viele Wasserleitungen, die zu dicht an der Oberfläche lagen, die Folge war dann Wasserknappheit.)"

2013 zieht Aleks in eine Wohnung in einem alten Steinhaus in Schottland, das über eine funktionierende Heizung verfügt. Aus zum Aufschreibezeitpunkt 2021 unrekonstruierbaren Gründen kaufe ich trotzdem eine zweite Heizdecke, diesmal eine flauschige, die man nicht im Bett unter sich, sondern außerhalb des Bettes über sich legen kann.

2014 kaufe ich die gleiche Heizdecke noch einmal, um sie einem Freund zu schenken, der gerade eine mit Telefonbüchern beheizte Wohnung in einem schottischen Landschloss gemietet hat.

2015 schenke ich meinem Vater, der zu diesem Zeitpunkt krank und sehr dünn ist und deshalb oft friert, ebenfalls eine Heizdecke und zitiere dabei aus "Die Tante Jolesch": "Ein Siebzigjähriger lässt sich keinen Überzieher machen. Und wenn doch, dann soll ihn Franzl gleich mitprobieren." Der Vater benutzt die Heizdecke nie. Vermutlich ist auch er ein Opfer von Heizdecken-Vorurteilen und möchte nicht alt wirken. Kurze Zeit später erbe ich die Heizdecke. Jetzt kann ich mich in meiner Berliner Wohnung in ein Heizdeckensandwich legen: unten beheiztes Wasserbett, oben Heizdecke.

Im Oktober 2016 findet die re:publica zum ersten Mal in Dublin statt. Angela Heider-Willms, Tanja Braun und ich reisen aus Berlin an und wohnen in einem AirBnB-Haus, das ich schon kenne, das aber wegen seiner Unheizbarkeit eigentlich nur in den Sommermonaten vermietet wird. Die Gäste würden sich sonst zu sehr beschweren, sagt die Vermieterin. Ich verspreche ihr, dass wir alle eigene Heizdecken mitbringen werden und infiziere zu diesem Zweck Angela und Tanja mit dem Heizdeckenvirus. Weil ich mit Handgepäck reisen möchte und eine Heizdecke da nicht hineinpasst, kaufe ich mir vorher noch schnell in einem Krückstockshop ein Heizkissen, eine Art elektrische Wärmflasche. "Morgen werde ich im Zug sitzen und an der Zugsteckdose Handy, Macbook und Heizkissen betreiben", kündige ich der Techniktagebuch-Redaktion an. „Es reicht völlig, wenn man mit einem kleinen Heizkissen auf Reisen geht, der Körper verteilt die Beheizung dann schon (vermittelst des Blutkreislaufs oder irgendwie psychosomatisch, nehme ich an)", erkläre ich kurz nach dem Kauf. In Dublin sitzen wir zu dritt um Tanjas Bett und streicheln ihre neue Heizdecke, die wirklich extrem flauschig ist.

Im Oktober 2016, nach der Rückkehr aus Dublin, berichte ich im Redaktionschat: "Ich habe das nächste Heizdeckenlevel erreicht und liege auf einem Heizkissen, das auf einer Heizdecke liegt. Heizdecken all the way down! Irgendwann muss ich eine Heizdecke auf das geheizte Wasserbett legen und darauf das Heizkissen, darauf dann mich und vielleicht obendrauf noch mal

eine Heizdecke ... so könnte es gehen ..." Ich reise überall mit dem Heizkissen hin, bis Ende 2019 das Kabel abreißt. Daraufhin stellt sich heraus, dass meine Mutter seit vielen Jahren ein noch viel besseres, dem Design nach seit den 1980er Jahren ungenutztes im Schrank hat. Jetzt gehört es mir.

Aleks hat einige Jahre lang so getan, als halte er die Heizdecken nur für mich und andere empfindsame Geschöpfe vorrätig. Aber eines Tages, ungefähr 2017, stellt sich heraus, dass er ohne mich eine weitere Heizdecke angeschafft hat. Dabei wohnt er schon längst in einem Haus mit einer einwandfrei funktionierenden Gasheizung. Diese Gasheizung wird allerdings fast nie eingeschaltet, weil es uns inzwischen beiden ein bisschen sinnlos erscheint, das ganze Haus zu erwärmen. Da auch dieses Haus am Meer liegt, wird es nach kontinentalen Maßstäben sowieso nie richtig kalt. (Schimmelprobleme durch die fehlende Heizung gibt es keine. Ich vermute, das liegt daran, dass Fenster und Türen häufig offenstehen, draußen ist es ja nur unwesentlich kälter als drinnen.) Inzwischen lebt Aleks außerdem mit einem Schlittenhund zusammen, dem es selbst in der ungeheizten Wohnung noch zu warm ist. Ich verwende eine Heizdecke im Bett und eine neue, extragroße und flauschige, in die ich mich bei der Arbeit vollständig einwickeln kann. Auf Reisen habe ich weiterhin das Heizkissen dabei und bei Ausflügen in steckdosenlose Gegenden meine powerbankbetriebene Bauchheizung. So eine mobile Heizung ist übrigens auch dann hilfreich, wenn man aus Coronagründen im Winter draußen mit anderen Leuten herumsitzen möchte, ich sag's nur.

Meine Versuche, andere Menschen von den Vorzügen von Heizdecken zu überzeugen, sind bisher abgesehen von Aleks gescheitert. Aber eines Tages werden alle einsehen, dass man den Körper beheizen muss und nicht die ganze umgebende Luft, und dann werde ich sagen, dass ich das schon immer gesagt habe. Jedenfalls seit 2011.

Kathrin Passig

Februar 2021

Die elektrische Postkarte

Nach dem Tod meiner Mutter suche ich eine Möglichkeit, um mit meinem Vater in Kontakt zu bleiben. Das Telefon scheidet aus, weil wir es beide gleich ungern benutzen. Er führt ein weitgehend analoges Leben, deshalb kommt auch nichts in Frage, wofür man einen Computer, ein Smartphone oder ein Tablet bräuchte. WLAN ist in seinem Haus aber vorhanden, damit Besucher nicht völlig von der Zivilisation abgeschnitten sind.

Ich denke an einen digitalen Bilderrahmen, über den ich ihm gelegentlich Bilder aus meinem Leben schicken kann. Eins pro Tag, ein paar kommentierende Sätze dazuzuschreiben wäre schön. Ein Antwortkanal ist nicht erfoderlich; es geht hauptsächlich darum, ihn daran zu erinnern, dass er 500 Kilometer weit weg noch ein Kind hat, auch wenn er das seltener trifft als die Kinder, die in der Nähe wohnen.

Die langwierige Recherche ergibt, dass sich die digitalen Bilderrahmen des Jahres 2020 nicht für meinen Zweck eignen. Sie spielen eine Endlosschleife der Bilder ab, die man in den Speicher geladen hat. Man kann sie aber nicht aus der Ferne aktualisieren.

Ich hätte das Techniktagebuch genauer lesen sollen, da war die Lösung schon 2017 beschrieben.

Stattdessen erfinde ich das Rad neu und finde es runder: Ich kaufe ein billiges Android-Tablet, das fortan auf dem Küchentisch meines Vaters steht. Im riesigen Angebot an Digital Signage Software finde ich eine, die ich ohne Programmierkenntnisse bedienen kann. Für den einen Bildschirm, den ich bespielen will, ist sie sogar kostenlos. Derartige Systeme werden üblicherweise für Bildschirme in Hotellobbies, Kantinen oder Restaurants eingesetzt.

Damit schicke ich meinem Vater jeden Tag ein Foto und ein paar Zeilen – wir nennen es die „elektrische Postkarte“. Wenn wir dann gelegentlich doch miteinander telefonieren, haben wir gleich ein Gesprächsthema.

Alina Smithee

Seit 2019

Das 3,8 ml-Ei

Ich esse nicht gern Eier in einem Zustand, in dem man das Ei als solches noch erkennt oder deutlich herausschmeckt. Am schlimmsten ist der Geruch. Im Kuchenteig oder in der Crème Brûlée ok, aber bitte nicht als Frühstücksei und schon gar nicht hartgekocht, erkaltet und aufgeschnitten auf Brot oder im Salat! Worst case: Stundenlang in einer Brotdose verpackt und dann im Eisenbahnwaggon von jemandem in unmittelbarer Nähe ausgepackt. Da zuckt die Hand schon deutlich zur Notöffnung des Fensters.

Weil das bei mir so ist, meine Mitbewohnerin vor dem Verzehr aber nicht zurückschreckt, besitzt der Haushalt einen Eierkocher, in den man nur ein einziges Ei setzen kann.



Die Kochdauer wird wie bei anderen Eierkochern auch über die zuzugebende Wassermenge gesteuert. Irgendwann ist das Wasser verkocht, der Kocher piepst und das Ei ist fertig. (Während größere Eierkocher oft furchtbar schnarren, wenn die Eier fertig sind, flötet dieses Gerät übrigens passend zu Eiermenge recht zurückhaltend und zaghaft vor sich hin.)

Beim Eierkochen fragt sich nur, was man als fertig definiert: Hartgekocht, oder doch so weich, dass das Eigelb noch flüssig ist? Oder irgendwo an der Grenze? Hartkochen ist natürlich am einfachsten. Das gelingt oft automatisch.

Während man bei Eierkochern für viele Eier nicht so genau sein muss was die Wassermenge betrifft, nimmt die erforderliche Präzision der Wasserzugabe entgegengesetzt zur abnehmenden Eieranzahl zu.



Dafür liegt nun eine der kleinsten auftreibbaren Spritzen aus dem medizinischen Bereich parat. Durch lange Testreihen hat sich herausgestellt, dass das mitteleuropäische Supermarktbioei nach Verkochen von 3,8 ml Wasser von der Mitbewohnerin am liebsten verspeist wird.

Markus Winninghoff

März 2021

Was ich erst hatte, dann 50 Jahre nicht und dann wieder

„Für Dich ist heute ein Päckchen gekommen. Es liegt im Flur."

Das wird bestimmt die Sendung von „Gewürz Mayer" sein, denke ich mir. Ich hatte dort ein paar Tage zuvor etwas bestellt.

Als ich einige Stunden später nachschaue, sehe ich, dass das Päckchen von Kathrin Passig ist. Es enthält einen Vierfarbkugelschreiber „Faber Castell Colorex", den sie, wie ich später erfahre, bei eBay gekauft hat.

Vor einiger Zeit schrieb ich im Techniktagebuch, dass ich als Kind um 1970 herum für kurze Zeit einen Vierfarbkugelschreiber besaß, bei dem man die Schreibfarbe auswählte, *indem man die gewünschte Farbe anschaute*.

Um in einer bestimmten Farbe schreiben zu können, beispielsweise mit der roten Mine, musste man lediglich den roten Punkt außen auf dem Kugelschreiber anschauen und gleichzeitig den Druckknopf hineindrücken, woraufhin die rote Mine unten aus dem Stift geschoben wurde.

Ich ahnte damals zwar bereits, dass bloßes *Anschauen* einer Farbe nicht die Auswahl der entsprechenden Mine bewirken kann, aber niemand konnte mir erklären, was sich tatsächlich im Innern des Kugelschreibers abspielte.

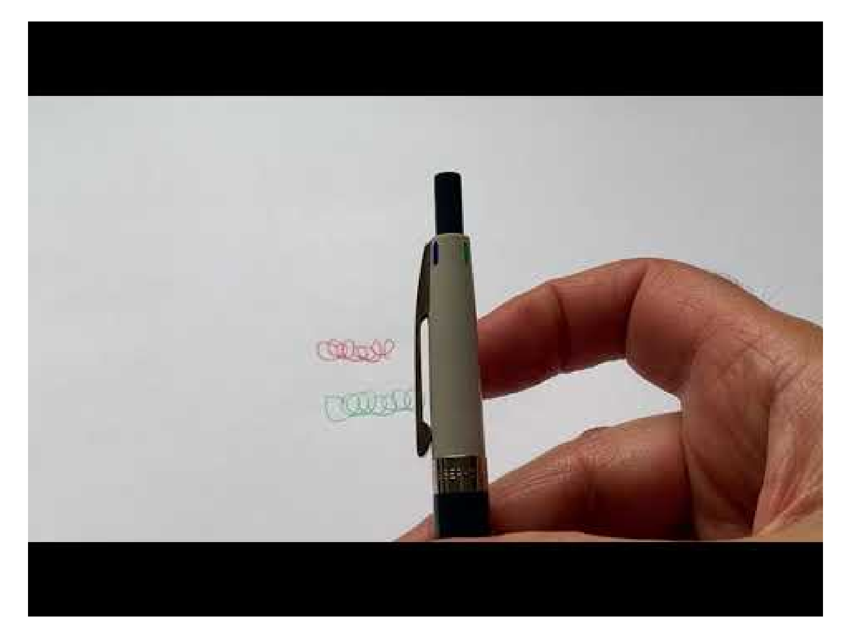
Erst Jahre später fand ich die Erklärung für die damals so rätselhafte „Sichtwahlautomatik" und lernte, dass dabei die Schwerkraft eine Rolle spielt. Infolgedessen funktioniert die „Farbwahl durch Anschauen" auch nur, wenn man den Kugelschreiber so hält, dass der Punkt mit der gewünschten Farbe *oben liegt*; das eigentliche Anschauen kann man sich dann sparen.

Bei meinen Recherchen vor zwei Jahren entdeckte ich im SPIEGEL-Archiv eine alte Ausgabe aus dem Jahr 1968 mit einer Werbeanzeige für einen Vierfarbkugelschreiber von Faber Castell namens „Colorex“ für 4,90 Mark und Achtung, hier schließt sich der Kreis: es ist exakt der Kugelschreiber, den Kathrin Passig mir schickte, erstaunlicherweise sogar in der alten Originalverpackung inklusive Bedienungsanleitung; auch vier (neue) Ersatzminen enthielt das kleine Paket.

So gut erhaltene Exemplare sind anscheinend sehr selten, und ich habe keine Ahnung, wie Kathrin Passig es geschafft hat, diesen einen zu finden.



Die Originalminen schreiben nicht mehr richtig, aber die vorausschauenderweise mitgeschickten neuen Ersatzminen lassen sich völlig problemlos in den 50 Jahre alten Kugelschreiber einsetzen, und mir wird klar, dass Kugelschreiberminen anscheinend schon lange standardisiert sind.



Video: www.youtube.com/watch?v=Kw6ZACiYRq8

Nach einigem Nachdenken wird mir bewusst, dass es nicht viel gibt, das ich einmal besaß, dann 50 Jahre lang nicht und dann wieder, und es wird bestimmt nicht mehr oft geschehen in meinem restlichen Leben, wenn überhaupt. Da müsste ich schon eine alte Märklin-Eisenbahn bei eBay ersteigern oder einen Experimentierkasten „Kosmos Elektromann“, den ich als Kind hatte.

Den Vierfarbkugelschreiber mit Farbwahl durch Anschauen finde ich immer noch faszinierend, obwohl ich ja nun weiß, dass dabei keine magischen „Sehstrahlen“ beteiligt sind, sondern nur die Schwerkraft. Ich bewundere die Person, die die Sichtwahlautomatik erfunden hat, ein wenig und bedaure gleichzeitig, dass ich nicht selbst einmal eine so gute Idee hatte.

Oliver Laumann

19.03.2021

Die zwei Fragezeichen und die Stimme aus dem Nichts

Kurz nachdem wir im letzten August den Hund bekommen habe, habe ich eine kleine Kamera bestellt, mit der wir das Wohnzimmer überwachen können, falls wir nicht da sind.

Da ich neu bin im Überwachungskamerabusiness, habe ich nicht darauf geachtet, ob die Kamera auch beweglich ist, also ist sie es nicht und man kann sie nur aufstellen und dann den Bereich beobachten. In unserem Fall bedeutet das, das man entweder das Sofa beobachten kann oder das Körbchen, aber nie beides oder wenn dann nur eine sehr kleine Ecke von dem jeweils anderen und also vorher antizipieren muss, wo der Hund eventuell in der Zukunft liegen wird. Erschwerend kommt hinzu, dass der Hund ja auch gerne einfach irgendwo anders in der Wohnung auf dem Boden oder dem Teppich liegt. Aber für den Fall, dass er gerade da liegt, wo die Kamera hinguckt, kann man ihn beobachten.

Die Kamera wird sehr lange nicht oder nur sporadisch benutzt, jetzt möchte ich aber auf eine inoffizielle WEG-Versammlung und möchte den Hund nicht mitnehmen, vor allem, weil er lernen muss, alleine zu bleiben und das aus Pandemiegründen eh zu selten vorkommt. Ich richte also die Kamera noch mal aus, stelle den Bewegungsmelder (immerhin das kann sie) an und verlasse die Wohnung.

Es passiert genau das, was ich erwartet habe: Der Hund liegt einfach irgendwo anders. Immerhin kann ich aber sehen, dass in meiner Abwesenheit die Wohnung nicht brennt, das ist ja auch beruhigend. Die Wohnung brennt auch sonst sehr selten, um nicht zu sagen, gar nicht, trotzdem schön, das man beobachten kann, wie es nicht passiert.

Währenddessen ist mein Mann auf dem Weg zu seinen Eltern an den Bodensee. Abends realisiert er, dass auf seinem Smartphone die Nachrichten des Bewegungssensors ankommen und wirft einen Blick ins Wohnzimmer, wo der Hund und ich gerade auf dem Sofa liegen.

“Huhu!” sagt die Kamera mit der Stimme meines Mannes, der die Sprechfunktion der Kamera in seiner App gefunden hat.

Der Hund guckt irritiert, mein Mann und ich unterhalten uns kurz, dann muss er aber wieder soziale Aktivitäten mit seinen Eltern machen.

Am kommenden Tag höre ich immer wieder Stimmen aus der Kamera, weil mein Mann entweder mit mir reden möchte oder seiner Familie zeigt, was wir so machen. Einerseits ist es ein bisschen komisch, zu wissen, dass man beobachtet werden könnte, andererseits ist der Benutzerkreis sehr überschaubar und im Wohnzimmer findet üblicherweise auch nur sehr langweiliges, exzessives Auf-dem-Sofa-Rumgeliege statt. Außerdem ist der Lautsprecher so schlecht, dass ich dauernd nachfragen muss, was mein Mann mir sagen wollte, so dass wir dann für vernünftige Unterhaltungen doch lieber telefonieren.

Anne Schüßler

Februar und März 2021

Ich habe ein Geheimnis

Angeblich kann man Schwangerschaftstests nach 15 Minuten nicht mehr zuverlässig ablesen. Ich weiß nicht, wann mein Partner Zeit hat, sich das offensichtlich positive Ergebnis anzusehen. Ich mache sicherheitshalber ein Foto,

um es ihm später zu zeigen. Danach weiß ich nicht, was ich mit dem Foto anfangen soll. In Skypeanrufen mit einem guten Freund zeigen wir uns gerne gegenseitig Fotos von unseren Projekten und Ausflügen, aber ich traue mich jetzt nicht mehr, Google Photos zu öffnen, während jemand zuschaut.

Die Nahrungsergänzungstabletten, die ich in den ersten Wochen der Schwangerschaft nehme, liegen immer da in der Wohnung, wo ich sie zuletzt hingelegt habe. Bevor ich mit Freunden oder Verwandten telefoniere (fast immer mit Video), räume ich auf, damit niemand die Packung sieht und danach fragt.

Für die Krankenkasse scanne ich meine Schwangerschaftsbescheinigung ein und speichere sie auf meinem Computer. Dabei wähle ich einen extralangweiligen Dateinamen, damit ich nicht in einer Arbeitsbesprechung beim Raussuchen von Dateien versehentlich mein Geheimnis offenlege.

Als nächstes brauche ich eine Hebamme. Die Hebammen, die ich nicht anrufe, sondern anschreibe, antworten mir jeweils innerhalb von wenigen Tagen per Mail. Wenn ich in einem Meeting meine Mails nach irgendwas durchsuchen will, deaktiviere ich jetzt immer zwischenzeitlich das Screensharing, bis ich die richtige Mail finde. Unnötig, dass jemand sieht, was sonst noch im Postfach liegt.

Alles, was ich wissen möchte oder recherchieren muss, mache ich am Anfang in einem Inkognito-Browserfenster. Als mir das zu umständlich wird, höre ich damit auf. Ab jetzt besteht immer die Gefahr, dass ich beim Öffnen eines neuen Browsertabs und beim Eingeben einer URL eine verräterische Autovervollständigung bekomme, an der man ablesen kann, mit welchen Themen ich mich in meiner Freizeit gerade so beschäftige.

Unsere Planung für alles, was in der Schwangerschaft organisiert und gemanagt werden muss, steht in einem Trello-Board. Das ist aber kein Problem. Bei der Arbeit benutzt niemand Trello. Deshalb wird diese Seite niemals versehentlich offen und für andere sichtbar sein.

Alina Smithee

2021 und früher

Dritte Fernbedienung to the rescue!

Wir haben insgesamt vier Fernbedienungen für den Fernseher, eine für den Receiver der Telekom, eine für das Soundsystem, eine für den Fernseher selber und eine für den Dongle von MagentaTV, der am Fernsehen hängt. Es ist alles ein bisschen kompliziert.



Die ersten drei sind vollwertige Fernbedienungen, die vom Soundsystem ist eigentlich eine Universalfernbedienung, funktioniert aber nicht mit dem Receiver, so dass man immer mindestens zwei braucht, nämlich die für den

Receiver, mit der man auch den Fernseher steuern kann und die für das Soundsystem, um die Lautsprecher einzuschalten und eventuell die Lautstärke etwas granularer zu steuern.

Die dritte Fernbedienung brauchen wir eigentlich nicht, aber dazu später mehr. Die vierte brauchen wir auch nur selten, allerdings stellt sich heraus, dass die Software des Dongles von MagentaTV in manchen Bereichen nutzerfreundlicher ist als die des Receivers, auch wenn die Funktionalität mehr oder weniger gleich bleibt. Um Disney+ und ein paar andere Internetkanäle zu gucken, nehme ich also manchmal lieber den Dongle, dazu brauche ich aber die vierte Fernbedienung, die auch etwas kleiner und vom Umfang her eingeschränkter ist.

Zurück zur dritten Fernbedienung. Der Ablauf ist üblicherweise wie folgt. Mit der ersten Fernbedienung schalte ich erst den Receiver ein und dann den Fernseher. Für letzteres muss ich auf eine Taste mit einem Fernseher drücken und dann auf den Einschaltknopf. Die Taste mit dem Fernseher bleibt dann für eine kurze Zeit aktiv, so dass ich mit der Fernbedienung dann nicht den Receiver, sondern den Fernseher steuere. Wenn ich in diesem Zeitfenster vorschnell zum Beispiel das Programm wechsele, dann wechselt nicht der Receiver das Programm, sondern der Fernseher. Blöderweise wechselt er aber zum eigenen TV-Empfang, der ja aber gar nicht funktioniert und ich habe ein schwarzes Bild. Der Receiver hängt an einem HDMI-Eingang.

Leider habe ich noch nicht rausgefunden wie und ob man die Quelle des Fernsehers über die erste Fernbedienung steuern kann, um zurück von TV auf HDMI zu wechseln. Die zweite Fernbedienung kann das theoretisch, praktisch funktioniert es nur manchmal und ich habe noch nicht rausgefunden, was die magischen Tricks sind, mit denen es funktioniert. Mit der dritten Fernbedienung funktioniert es einwandfrei und zuverlässig.

Wir haben also vier Fernbedienungen und können uns auch von keiner trennen, denn selbst die unnötigste taugt noch zu einem einzigen, aber sehr relevanten Zweck und solange ich nicht daran denke, nicht das Programm zu wechseln, wenn die “Fernseher”-Taste an der Receiverfernbedienung grün blinkt, wird sie weiterexistieren dürfen.

Anne Schüßler

April 2021

Papierlos 2.0

In einer Arztpraxis, die ich einige Jahre nicht besucht habe, muss ich eine Datenschutzerklärung unterschreiben. Ich erhalte sie auf laminiertem Papier mit einem grünen Folienfilzstift; der filzbezogene Klotz zum Auswischen liegt schon bereit.

Mein erster Impuls: Ich möchte es für lächerlich halten. Bei näherem Nachdenken finde ich es bezaubernd. Ich gehe davon aus, das die unterschriebene Erklärung vor dem Auswischen gescannt wird. Ganz bestimmt ist es eine gute Sache, die Datenschutzerklärungen papierlos zu verwalten, und ehe man eine elektronische Lösung mit Touchscreen oder so bastelt, die, einschlägige Erfahrungen lehren es, dann doch aufwändig, anfällig und unintuitiv ist, lässt man die Leute einfach “in echt” unterschreiben. Die Lösung ist für alle Beteiligten leicht verständlich und mit wenig Plage verbunden, was will man mehr. Und Papier braucht’s auch keines.

Tilman Otter

19. April 2020 bis April 2021 und hoffentlich noch lange

Ein schlechtes Jahr mit einem guten Spreadsheet

Am 19. April 2020 lese ich bei Twitter von einer Idee, die mir sofort einleuchtet:



Ich kopiere den Link zum Tweet in einen Chat mit drei anderen Leuten und frage: "jemand Interesse?" Hanna Engelmeier sagt: "Es auszuprobieren kann wirklich nicht schaden!"

Danach werden nur noch die Details besprochen: "Spreadsheet (Vorteil Platzbeschränkung) oder Doc (Vorteil keine)?" Hanna meint: "Team Vorteil Platzbeschränkung". Die Platzbeschränkung ist dabei nur eine gefühlte: Man kann zwar auch in einer Tabellenzelle viel Text verstauen, die Verlockung, das zu tun, ist aber geringer als in einem Textdokument. Außerdem gefällt es mir gut, die Einträge in zwei Spalten nebeneinander zu sehen. Winziger Nebenvorteil: Das Spreadsheet erzeugt in der Datumsspalte automatisch den Eintrag "Mittwoch, 21. April 2021", wenn ich dort "21.4." hineinschreibe. In einer Textdatei ginge das wahrscheinlich auch irgendwie, aber es wäre mühsamer.

Ich eröffne ein gemeinsames Spreadsheet und schreibe hinein, an welche Erfreulichkeiten ich mich aus den letzten Tagen noch erinnern kann. Deshalb beginnt dieses gemeinsame Tagebuch vier Tage vor dem Tweet, am 15. April 2020.

Schon am 11. Mai schreibe ich hinein: “Nachts oder morgens noch darüber nachgedacht, dass mir die Superheit des Sonntags ohne dieses Spreadsheet ziemlich sicher gar nicht aufgefallen wäre. Als Erstes möchte ich heute also dieses Spreadsheet loben.”

Samstag, 23. Mai: “(technisch schon Sonntag:) Im Traum in dieses Spreadsheet geschrieben ‘Große Teile der Heckenscherensammlung gingen dabei leider für immer verloren.’”

Mittwoch, 17. Juni: “Ohne dieses Spreadsheet wären die zwei Monate in meiner Erinnerung nur eine formlose Masse, verlorene Zeit. Schade nur, dass die ersten Wochen fehlen.” (Gemeint sind die ersten Wochen der Corona-Zeit.)

Freitag, 19. Juni: “Wenn ich mal an einem Tag vergesse, hier gleich was reinzuschreiben, muss ich am nächsten schon lange nachdenken, ein Grund mehr, warum dieses Spreadsheet dringend benötigt wird. Ich weiß gar nicht, wie man jemals ohne leben konnte. Also gestern … mein erster Gedanke ist immer ‘da war doch gar nichts’. Aber an den Tagen, an denen ich abends dran denke, gibt es immer was aufzuschreiben. Es wird also auch gestern was Erfreuliches passiert sein. Und das reicht ja eigentlich schon.”

Die vielen unerfreulichen und traurigen Ereignisse dieses Jahres finden hier nicht statt oder erst, nachdem ich sie passend gemacht habe. Montag, 13. Juli: “… die Nazidemo hatte drei erfreuliche Aspekte: sie war sehr klein und ich kannte niemanden persönlich, außerdem wirkten die anwesenden Polizisten freundlich und vernünftig. Das ist alles in Deggendorf nicht selbstverständlich. ‘Berlin, Berlin, wir wollen nach Berlin!’, skandierten die Coronaleugner-Nazis.”

Im Juli bedanke ich mich bei Linda Xie und Jeremy Rubin:



I read this back in April and started a shared spreadsheet ("Corona - the good bits") with @HannaEngelmeier the same day. It's been such a nice experience I want to keep doing it forever. Thank you, @ljxie / @JeremyRubin.

Hanna wirkt auch zufrieden:



Very much so. Das Spreadsheet hält mich am Laufen, und ich treffe jeden Tag mindestens ein Mal eine optimistische, positive Version von mir selbst, der ich an manchen Tagen dann sogar durchgehend ähnlich werde.

Translate Tweet

Im September:



24. November: "Es tut mir leid, dass ich vor allem dienstags immer dasselbe schreibe. Andererseits lässt sich aus den Daten hier drin inzwischen womöglich extrahieren, dass ich dienstags gerade wegen der Kolumne überraschenderweise immer gute Laune habe, während ich z. B. donnerstags gleich im Bett bleiben könnte. Ich werde das morgen näher erforschen." Zu dieser Erforschung ist es bisher nicht gekommen.

Zum Aufschreibezeitpunkt im April 2021 liegen 372 Einträge hinter mir. Obwohl es technisch möglich wäre, auch Dritten Lesezugriff zu geben, ist das Spreadsheet privat. Ein paar Wochen lang gab es ein Zweitspreadsheet, in dem Aleks meine Einträge sehen konnte, das ist wieder eingeschlafen. Seit einigen Tagen gibt es ein Zweitspreadsheet, in dem eine weitere Freundin ihre eigenen Einträge neben meine schreibt. Aus dem Aleks-Experiment weiß ich, dass ich meine Einträge zwar automatisch aus dem ursprünglichen Spreadsheet kopieren lassen kann, aber das verursacht verschiedene lästige Probleme unter anderem mit der Formatierung der Tabellenzellen. Deshalb schreibe ich jetzt ins eine und kopiere den fertigen Eintrag dann manuell ins andere.

Weil ich immer wissen will, was Hanna aufgeschrieben hat, sehe ich oft ins Spreadsheet und kann deshalb auch nicht länger als höchstens einen Tag lang vergessen, selbst etwas hineinzuschreiben. Der Druck zum täglichen Aufschreiben bringt andere Ergebnisse als das Abwarten, bis etwas Auf-

schreibenswertes passiert. An vielen Tagen denke ich "Heute sind aber wirklich nur blöde bis höchstens durchschnittliche Dinge passiert", dann fällt mir nach längerem Nachdenken ein erfreuliches Ereignis ein und dann noch vier weitere. Dadurch, dass ich alles Übrige nicht aufschreibe, habe ich es jetzt weitgehend vergessen. Im Spreadsheet war es ein gutes Jahr.

Kathrin Passig

April 2021

Selbsthilfe mit Piraten-WLAN in der Schule

Vor ungefähr einem halben Jahr berichtete die Lehrerin, dass aus dem *Digitalpakt Schule* Laptops für die Schülerinnen und Schüler beschafft werden sollten. Wann auch die Lehrkräfte Zugriff auf dienstlich zur Verfügung gestellte IT haben würden, war nicht abzusehen. Die Lehrerin gibt mir ein Update dazu:

"Ich unterrichte ja zur Zeit wegen der Corona-Notbetreuung nicht in meiner Klasse, sondern nur in den Abschlussklassen. Jetzt war neulich so ein Bohrmaschinenlärm in verschiedenen Klassenräumen, und ich hab mal in meinen Klassenraum geguckt. Und da ist jetzt ein Tresor an die Wand geschraubt, darin sind fünf Laptops, die wir an Schülerinnen und Schüler ausgeben können!

Außerdem haben wir ein neues interaktives Whiteboard bekommen, aber von einer anderen Marke als das alte. Ich hab mich mit dem zuständigen Lehrer verabredet, und der hat mir das gezeigt. Das ist ganz praktisch, ich kann nun drahtlos meinen Laptop mit dem interaktiven Whiteboard verbinden, so dass das, was auf meinem Laptop ist, auch auf dem Whiteboard angezeigt wird, und auch Stifteingaben von dem Whiteboard auf den Laptop übernommen werden."

"Wie, du hast jetzt auch einen dienstlichen Laptop?"

“Nein, das ist weiterhin mein privater Laptop, den ich in der Schule benutze. Aber es ist angesagt, dass wir vielleicht nach den Sommerferien den versprochenen dienstlichen Laptop bekommen.”

“Wenn du deinen privaten Laptop benutzt, kommst du denn mit dem in der Schule ins Internet?”

“Ja, das ist kein Problem. Das WLAN bei uns in der Schule funktioniert zwar immer noch nicht, aber ich hab vor ein paar Monaten einen kleinen mobilen WLAN-Router gekauft:

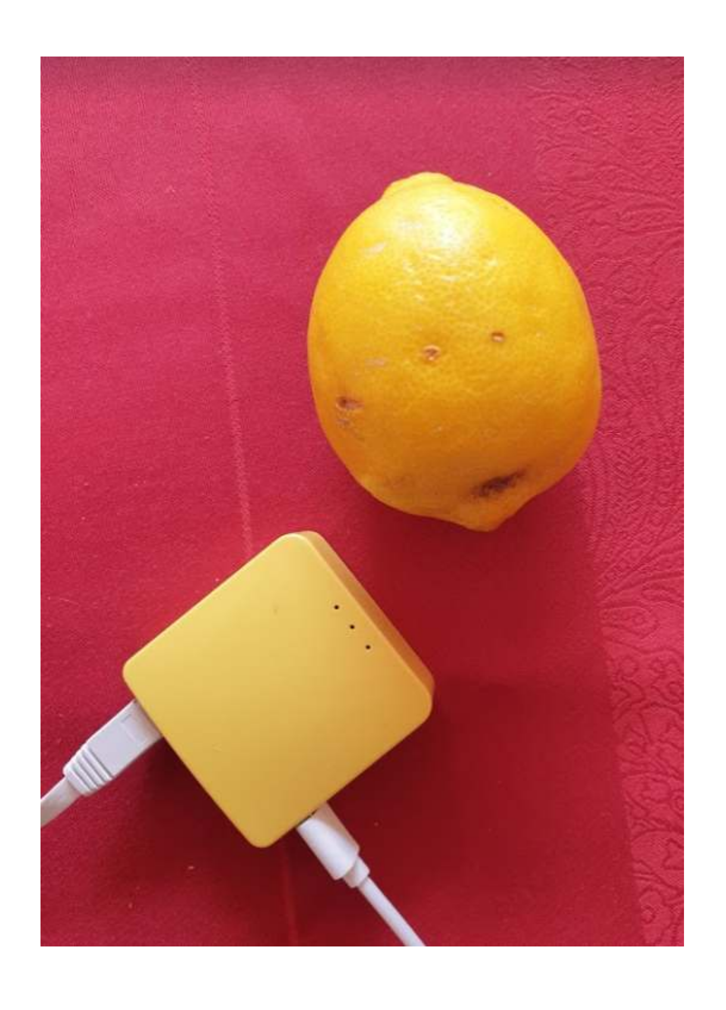


Abbildung: *Der kleine gelbe WLAN-Router (unten). Und eine Zitrone (Bioqualität) zum Größenvergleich, da ich keine Banane zur Hand habe*

Ich brauch nur das Netzkabel vom interaktiven Whiteboard abzustecken und in den WLAN-Router zu stecken, dann hab ich WLAN im Klassenzimmer. Das ist wichtig, weil ich mit den Schülerinnen und Schülern ja in der Schule auch den Zugriff auf unser Moodle üben muss und die Aufgaben da angucken muss. Dafür benutzen die Schüler ihre Handys, aber sie haben ja nicht genug mobiles Datenvolumen, deshalb brauchen wir das WLAN aus dem Kästchen auch für die Schülerinnen und Schüler."

"Also, das will ich richtig verstehen. Du hast privat einen WLAN-Router gekauft, steckst den an das Schulnetz an und machst damit dein eigenes kleines WLAN im Klassenzimmer für alle Schülerinnen und Schüler, wenn du es brauchst? Und die Schülerinnen und Schüler, die haben doch gar keine eigene Benutzerkennung für den Zugriff auf das Schulnetz? Die greifen dann alle mit dem gleichen Passwort auf das Internet zu, ohne eigene Benutzerkennung? Ist das denn ... erlaubt?"

"Naja, als unser IT-Verantwortlicher das das erste Mal gesehen hat, hat er ziemlich geschluckt. Aber mittlerweile machen die meisten Lehrer bei uns das so. Dieses WLAN-Kästchen hat 20 Euro oder so gekostet, ist jetzt nicht die Welt, und wir brauchen das halt."

Erzählt von einer Lehrerin

Seit Mitte 2019

Gesteigertes Lichtschaltergleichrichtungsbedürfnis

Nach dem Einzug in unsere neue Wohnung stellen meine Frau und ich im L-förmigen Vorzimmer-Gang-Bereich folgende Lichtschaltersituation vor:

- Es gibt zwei Lampen (nennen wir sie A und B), die jeweils ihre eigenen Stromkreise haben.
- Jede Lampe nennt zwei Lichtschalter ihr eigen.

- Ein Lichtschalternexus mit je einem Schalter für Lampe A und Lampe B befindet sich ungefähr am Eck des L.
- Lampe A, näher zur Eingangstür am kurzen Ende des L, hat einen zweiten Lichtschalter nahe derselben; dieser ist Einzelgänger.
- Der zweite Schalter von Lampe B ist am langen Ende des L, wo sich das Bad befindet; gemeinsam mit dem Ganglichtschalter befinden sich dort auch zwei Schalter für die Lichter im Bad (Decken- und Spiegel-).

So weit, so einfach, zumindest für das Gros der Menschheit. Aufgrund spezieller neuronaler Verkabelung meinerseits ist es mir allerdings *natürlich* ein Bedürfnis, dass Lichtschalter an einem Ort möglichst immer in dieselbe Richtung schauen – was den Effekt hat, dass ich in den letzten Jahren mehr als nur einmal einen kurzen Ausflug vom mittleren Schalternexus zum Schalter bei der Eingangstür (oder umgekehrt) unternommen habe, um den einzig tragbaren und dem platonischen Ideal entsprechenden Lichtschalterzustand herzustellen. (Wenn ich nämlich beim Schalternexus beide Schalter nach oben oder unten stelle, aber dann immer noch ein Licht an/aus ist, obwohl gerade beide aus/an sein müssten, . . .)

(Der Lichtschalter beim Bad bereitet hierbei nach unserer Empirie relativ wenig Probleme, vermutlich, weil den relativ selten jemand nicht Eingeweihtes »falsch« betätigt.)

Lukas Daniel Klausner

19. Mai 2021

Der Geigerzähler bekommt etwas zu zählen

2015 habe ich mich mit Clemens Setz über Radioaktivität unterhalten, wir waren auf das Thema gekommen über den Sachbuchautor John McPhee und sein Buch “The Curve of Binding Energy” und über Taylor Wilson, den neuen

Radioactive Boy Scout und dessen Vorgänger David Hahn. Clemens besaß mehrere Geigerzähler und ich keinen einzigen. So kam es, dass ich eins seiner überzähligen Geräte geschenkt bekam.

Ich habe den Geigerzähler seitdem immer dabei gehabt, in meinem Beutel mit den Techniksachen (Korrektur: Diesem älteren Technikbeutelbeitrag entnehme ich, dass das 2016 noch gar nicht der Fall war. Irgendwann kurz danach muss der Geigerzähler aber ins Dauergepäck aufgenommen worden sein.) Denn wann man einen Geigerzähler braucht, kann man nicht vorher wissen, und wenn man ihn nicht immer dabei hat, wird er in diesem Moment fehlen, das ist genau wie bei Taschenmessern. In den ersten Monaten des Geigerzählerbesitzes hatte ich ihn manchmal eingeschaltet im Rucksack, er gibt dann gelegentlich einen Piepston von sich, wenn natürliche Beta- oder Gammastrahlung in sein Zählrohr gerät und sich zählen lässt.

Dieses Zählrohr ist ein SBM-20U und stammt noch aus alten sowjetischen Beständen. Die Bestände müssen sehr groß und sehr robust gewesen sein, jedenfalls werden sie bis heute zu günstigen Preisen verkauft.



Außen heißt das Gerät SOEKS (es ist ein “SOEKS Defender”), innen СОЭКС

Mit Aleks bin ich im Sommer 2015 sogar extra nach Dalgety Bay gefahren, wo es einen radioaktiven Strand gibt, in der Hoffnung auf Zählbares. Der Grund für die Radioaktivität sind wohl Radiumleuchtaufschriften aus den Cockpits verschrotteter Kampfflugzeuge. Man darf den Strand betreten, man sollte dort nur nicht graben, nichts aufheben und sich nach dem Strandbesuch die Hände waschen.



Trotz gründlicher Suche haben wir an diesem Strand kein bisschen Radioaktivität gefunden, er war wohl schon weitgehend gereinigt.

Nach dem ersten Jahr des Geigerzählerbesitzes habe ich ihn kaum noch eingeschaltet, ich weiß jetzt, dass man im Alltag einfach keinen interessanten Strahlungsschwankungen begegnet, und das ist ja auch gut so.

Aber heute ist der große Tag des Geigerzählers, also, jedenfalls hoffe ich, dass es sich um den relativ harmlosen Höhepunkt seiner Existenz handelt: Angela hat einen Termin für eine Knochenszintigrafie und bekommt morgens in einer Praxis für Nuklearmedizin ein Radionuklid gespritzt. Dann darf sie wieder nach Hause und dort abwarten, bis sich das Radionuklid an ihren Knochen ablagert. Währenddessen habe ich schon mal den Geigerzähler eingeschaltet. Die Hintergrundstrahlung im ersten Stock in Bonn beträgt überschaubare 0,12 Mikrosievert pro Stunde. Wenn Angela nicht zu Hause ist.



Als Angela die Haustür öffnet, wird der Geigerzähler im Wohnzimmer schon unruhig, und als sie in seine Nähe kommt, geht ein eindrucksvolles Gepiepse los. DANGEROUS!



Eine Stunde später ist es aber schon wieder vorbei mit der Piepsaufregung. Angela ist jetzt kaum noch vom Hintergrund zu unterscheiden.

Kathrin Passig

Juni 2021 (mit Rückblicken in die 1980/90er und 1950/60er)

Das Gebet und die Technik

In einem Blog über die arabische Sprache lese ich einen Beitrag über einen elektronischen Gebetsteppich, der vor allem jungen Muslim_innen und Konvertit_innen dabei helfen soll, die Gebetssequenzen beim im Islam fünfmal

täglich zu verrichtenden rituellen Gebet einzustudieren. Der Teppich hat am Kopfende ein Display, das optisch eine Erweiterung des Teppichs bildet und auf dem die zu sprechenden Gebetstexte sowie die zu verrichtenden Bewegungen angezeigt werden. Das Gebet besteht aus mehreren Zyklen aus Stehen, Verbeugen, Niederwerfen und Sitzen, die an sich schnell zu erlernen sind. Die Schwierigkeit für Anfänger_innen besteht einerseits darin, sich die zu rezitierenden Gebetstexte zu merken, und andererseits darin, dass die fünf täglichen Gebete aus unterschiedlich vielen solcher Zyklen bestehen: Morgens werden z. B. 2 Abschnitte à 2 Zyklen gebetet, mittags 4 + 4 + 2 Zyklen usw. Außer den fünf täglichen Pflichtgebeten gibt es noch optionale Gebete z. B. für besondere Anlässe wie Festtage oder einfach zusätzliche Gebete, die man je nach Frömmigkeit mehr oder weniger oft verrichtet, die der E-Teppich wohl auch beherrscht.

Ich finde die Idee einleuchtend, wobei ich bei einem Preis von 600 US-Dollar dann doch die herkömmlichen Lernmethoden aus Unterweisung, Literatur oder Lehrvideos (die es in meiner Jugend auch noch nicht gab) bevorzugen würde. Auf jeden Fall ist es aber ein interessantes Stück Alltagstechnik, weshalb ich den Blogartikel mit der Redaktion des Techniktagebuchs teile. Dort kommt die Frage auf, wozu so etwas denn überhaupt nötig sein soll; man könnte sich die Gebetssequenzen und -texte doch auch auf einem Mobiltelefon oder Tablet anzeigen lassen. Mir selbst hat sich die Frage nicht gestellt, weil mir die Vorstellung, während des Gebets auf ein Telefon oder Tablet zu schauen oder es gar zu bedienen, undenkbar erscheint. Während des Gebets ist es absolut untersagt, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Innerhalb eines Gebetsabschnitts ist genau festgelegt, wo sich sämtliche Körperteile zu befinden haben (ein Telefon oder auch ein Buch in der Hand zu haben, ist somit nicht möglich) und wo der Blick hingerichtet sein soll (meist zum Kopfende des Gebetsteppichs bzw. – bei Gebet ohne Teppich – dorthin, wo man bei der Niederwerfung den Kopf hinlegt). Auch darf ein Abschnitt nur in Notfällen unterbrochen werden; mal kurz eine Frage beantworten oder einen Schluck Wasser trinken darf man allenfalls zwischen den Abschnitten. Auch sind Ablenkungen zu minimieren: Während des Ge-

bets den Fernseher laufen zu lassen, Musik zu hören oder einem Gespräch zu lauschen ist, soweit möglich, zu vermeiden. Ein Telefon oder Tablet, auf dem jederzeit ablenkende Benachrichtigungen aufploppen können, sind auch deswegen weniger geeignete Gebetshilfsmittel.

Ich muss in dem Zusammenhang an meine Kindheit in den 1980/90ern denken. Aus für mich nicht mehr nachvollziehbaren Gründen pflegte meine Mutter bevorzugt im Wohnzimmer vor dem Fernseher zu beten. Das hieß, dass zu Gebetszeiten der Fernseher ausgemacht werden musste. Wenn gerade etwas lief, das ich als Kind unbedingt sehen musste, konnte ich sie manchmal höchstens dazu bringen, ein paar Minuten später zu beten, während der Werbepause zum Beispiel. Wir Kinder mussten, während Erwachsene gebetet haben, nicht komplett still sein, uns war aber klar, dass die Betenden nicht zu stören waren. Jegliche Fragen mussten bis nach dem Gebet warten. Klingelte während des Gebets das Telefon (damals nur Festnetz), dann wurde es eben klingeln gelassen (oder wir sind rangegangen und haben gesagt, dass die Eltern gerade verhindert waren). Das war wohl nicht immer so: Aus seiner eigenen Jugend (es müssen die 1950/60er gewesen sein) berichtet mein Vater, dass ein klingelndes Telefon durchaus ein Grund war, um das Gebet zu unterbrechen. Nur wenige Häuser hatten ein Telefon, und es wurde nur für wichtige Dinge genutzt. Ein klingelndes Telefon bedeutete also in den allermeisten Fällen, dass eine dringende Nachricht für einen selbst oder jemanden in der Nachbarschaft vorlag, und stellte somit einen potentiellen Notfall dar.

Mehmet Aydın

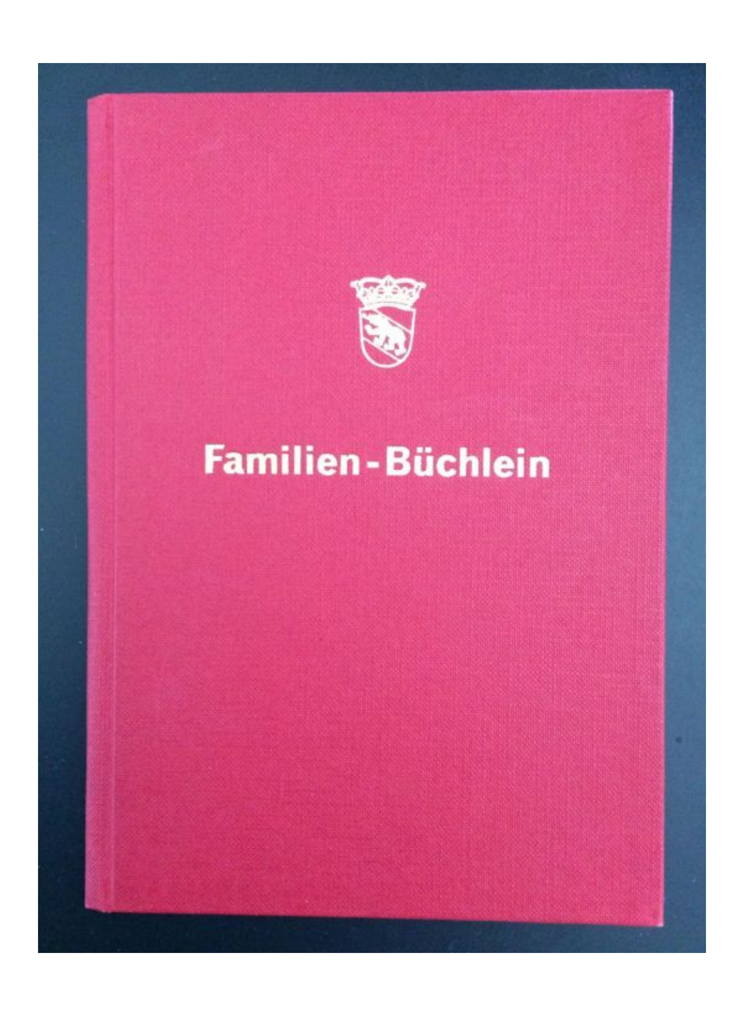
11. Juni 2021 (und darauf folgende Woche)

Der Todesfallordner wird aufgeklappt

An einem Freitag Abend zur Zeit der Spätnachrichten stirbt in seinem Bett in einer Kleinstadt im Schweizer Mittelland der achtzigjährige Vater. Das ist traurig und verursacht viel administrative Arbeit. Aus Sicht des Techniktagebuches ergeben sich allerdings auch ein paar interessante Beobachtungen an der Schnittstelle zwischen Papier und Elektronik.

Der ärztliche Totenschein: Er wird auf einem Formular mit drei Durchschlägen („Dreiblattgarnitur") von Hand ausgestellt und von der Dienst habenden Ärztin unterschrieben und abgestempelt. Das Original bleibt bei der Ärztin, der erste Durchschlag (Farbe rot) geht an den Bestatter, der den Leichnam abholt, der zweite Durchschlag (Farbe vergessen) bleibt bei den Angehörigen. Diesen Durchschlag geben wir am nächsten Tag ebenfalls dem Bestatter, zusammen mit dem Familienbüchlein[1]. Er überträgt die Daten aus dem Familienbüchlein von Hand in ein Formular. All diese Unterlagen wird er am Montag beim Zivilstandsamt vorlegen, welches die Daten elektronisch erfassen respektive abgleichen und dann einen amtlichen Totenschein ausstellen wird, den man braucht, um Versicherungen und ähnliches aufzukünden (Bearbeitungszeit: lange; zum Aufschreibezeitpunkt zehn Tage nach dem Todesfall, liegt er noch nicht vor).

[1] Familienbüchlein: Es handelt sich um ein in rotes Leinen gebundenes Dokument mit Goldprägung, in welchem helvetische Zivilstandsbeamte handschriftlich und mit Tinte Ehe und Kindsgeburten festhalten. Es stehen Abschnitte für insgesamt zwölf Kinder zur Verfügung. Gemäss Wikipedia wurde das Familienbüchlein 2005 von einem elektronischen Dokument abgelöst. Im Schweizer Mittelland braucht es für die Abwicklung des Todes eines 1941 Geborenen aber immer noch das Familienbüchlein.



Die Bestattungsanordnung: Der Vater war ein verantwortungsvoller Mann und hat einen Ordner mit der Anschrift „Todesfall“ vorbereitet. Darin befinden sich alle wichtigen Dokumente, sauber in Sichtmäppchen abgelegt und mit Registern in Bereiche unterteilt, zuoberst ein Ausdruck der Broschüre „Todesfall“, die er von der Webseite der Stadtverwaltung heruntergeladen

hat.[2] Sie enthält diverse nützliche Formulare, so eine „Vereinbarung über Bestattungswünsche", die ich (von Hand) ausfülle und in der Stadtverwaltung abgebe. Die zuständige Dame tippt alle Angaben ab, liest sie vor, druckt das Formular zwei Mal aus, behält das von meiner Mutter unterzeichnete Exemplar zurück und gibt uns die zweite Kopie mit: „Zu Ihren Akten."

[2]Die Verwaltung der Kleinstadt bietet auf ihrer Webseite einen „Online-Schalter" an. Hier können Formulare, Gesuche, Rechtssammlungen und Checklisten heruntergeladen werden. Es gibt zudem einen Bereich „MyServices", zu dem ich in den Unterlagen des Vaters ein Login finde. Hier könnte man „Virtuelle Dienste" abonnieren oder Anträge stellen. Das Benutzerkonto des Vaters ist leer und ich lösche es, da ich hoffentlich schon sehr bald keinerlei Bedarf mehr für die Dienstleistungen der Kleinstadtverwaltung haben werde.



Das Siegelungsprotokoll: Das Finanzamt will wissen, was der Vater an Werten hinterlassen hat und leitet deshalb innerhalb von sieben Tagen eine amtliche Siegelung des Nachlasses ein. Vorzulegen sind Testament, Ehe- und Erbverträge (falls vorhanden, und ja, das alles ist im Todesfallordner vorhanden), Bankauszüge sowie weitere steuerrelevante Unterlagen. Wir vereinbaren einen Termin mit der Bank, von der die Eltern ihr gemeinsames Konto und der Vater sein Vermögen verwalten lassen. Die Dame führt uns in ein

Sitzungszimmer, wo sie einen Laptop stehen hat. Ausdrucke von Kontoübersichten hat sie bereits vorbereitet; im Gespräch schaut sie hin und wieder etwas elektronisch nach und ergänzt erklärende Angaben mündlich. Anschliessend stelle ich alle Unterlagen zusammen und bringe sie ins Finanzamt. Dort werden sie kopiert; einen Ausdruck der digital vorliegenden Steuererklärung hat die zuständige Sachbearbeiterin bereits gemacht. Danach bringe ich die Mappe mit den Originaldokumenten zum Notar, der sie ebenfalls kopieren wird. Vom Finanzamt erhalten wir am nächsten Tag per Post ein Formular, das so genannte Siegelungsprotokoll, das die Mutter unterschreiben und (per Post) retour schicken muss.

Die Leidzirkulare: Der Todesfallordner enthält Adresslisten von Studienkollegen („Fuxenstall 1960), Fasnachtsfreunden („Quodlibet“) und Klassenkameraden („Sek Kreuzfeld 1957“). Ich erfasse sie in einer Exceltabelle und ergänze sie mit Adressen aus dem Mobiltelefon des Vaters. Aus Coronagründen gilt es zu triagieren, wer zur kirchlichen Abdankung eingeladen wird und wer nur über den Tod informiert wird. Eine Teilmenge der Kirchgängerinnen wird zudem zur anschliessenden Grebt[3] eingeladen. Der Bruder druckt meine Adresslisten aus; von Hand schreiben Mutter und Schwägerin die Couverts an, die ich meinerseits mit Briefmarken beklebe. Adressetiketten auszudrucken und die Umschläge maschinell frankieren zu lassen, wäre unwürdig, lerne ich. Die digital erfassten Adressen werden auch als Grundlage für die coronabedingte Anwesenheitskontrolle in der Kirche dienen.

Der zentrale Kommunikationskanal und die Wolke: Mit den beiden Brüdern tauschen wir uns primär via iMessage aus. Dort teilt Bruder Zwei am Sonntag Morgen mit, er habe in der Cloud einen Ordner erstellt, in dem wir alle Dokumente ablegen und teilen können. Das funktioniert nach ein paar Anfangsschwierigkeiten (Bruder Eins und Zwei arbeiten mit Windows, ich

[3] Grebt (auch: Gräbt): berndeutsche Bezeichnung für das Leidmahl, das traditionellerweise im Anschluss an einen Abdankungsgottesdienst abgehalten wird (Standarddeutsch: Leichenschmaus).

mit Apple) recht gut. Was nicht funktioniert, ist ein Austausch über FaceTime (ich höre die Brüder, sehe sie aber nicht, und bin meinerseits weder hör- noch sichtbar). Wir wechseln auf WhatsApp.

Der unnötige Workaround: Der Vater war nicht nur überaus rechtschaffen und ordentlich, sondern auch technisch interessiert und für sein Alter gut ausgerüstet (iMac Retina 5K, 27-inch, 2017, macOS Big Sur Version 11.4 nebst diversen Video- und Fotokameras, einem kabellosen Kopfhörer und diversen weiteren elektrischen und elektronischen Gadgets). Neben dem Computer steht ein grosser HP Officejet Pro, der in vier Farben scannen, kopieren und ausdrucken kann. Ich arbeite auf meinem MacBook Air und maile Dokumente, die ich ausdrucken will, an den Vater respektive an seinen iMac. Erst zehn Tage nach seinem Tod kommt mir in den Sinn, dass ich den Drucker ganz einfach direkt an das MacBook anschliessen könnte (was dann auch einwandfrei funktioniert).

Franziska Nyffenegger

15.07.2021, 04:00 Uhr

Radio Wuppertal läuft per Notstromaggregat und findet dezentral seinen Weg ins Internet

14. Juli 2021, gegen 22:00 Uhr: Nach ungewöhnlich starken Hochwassern in der Eifel, im Sauerland und im Bergischen Land läuft die Wuppertalsperre über. Das verspricht zwar kein spektakulärer Dammbruch zu werden, aber das Gefühl ist irgendwie mulmig.

Ich versuche das Geschehen zu verfolgen. Aus schierer Neugierde, und möglichst live.

Auf Twitter gibt es einigen regionalen und überregionalen Katastrophentourismus. Weggezogene sorgen sich um ihre Heimat, Interessierte suchen nach Informationen. Betroffene sieht man keine, vermutlich haben die alle Wichtigeres zu tun. Schnell stellt sich heraus, dass es kaum Medienbeglei-

tung des drohenden Hochwassers gibt: Der WDR berichtet überhaupt nicht, was am Folgetag für einige Kritik sorgen wird. Springer hat angeblich irgendwas, Focus Online hat einen schmalen Liveticker, sonst gibt es nix Professionelles. (Naja, doch: Das Wuppertaler Presseamt twittert heldenhaft die Nacht hindurch.)

Als “Baggerfahrerkev” eine überflutete Straße live auf TikTok streamt, schalten ca. 750 Zuschauer*innen ein. Nach einigen Minuten, in denen sich nix tut, endet der Livestream wieder.

Dann stellt sich heraus: Radio Wuppertal hat eine Sondersendung! Von Popmusik unterbrochen, werden irgendwelche Leute per Telefon interviewt. Der Zoobetreiber erklärt, dass seine Hamster bereits das Seepferdchen hätten. Man wartet angespannt. Die Flutwelle ist für 2:20 bis 2:50 in Wuppertal angekündigt.

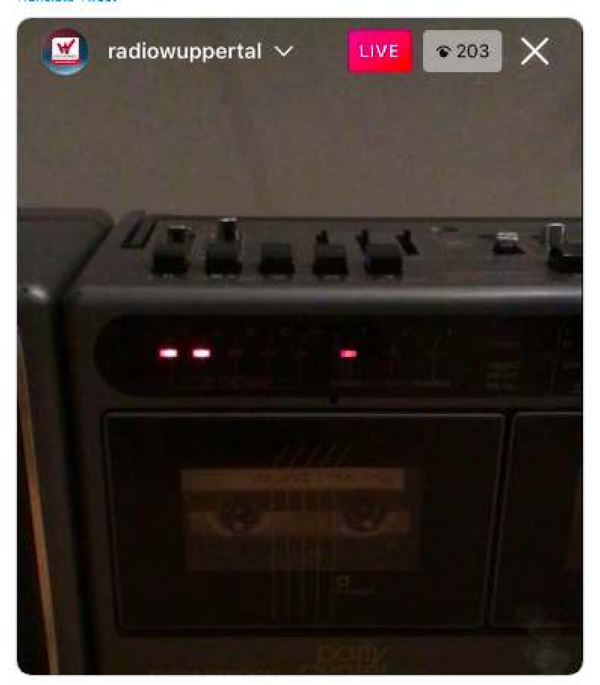
2:43: Der Musikstream von Radio Wuppertal sendet nur noch eine fünfsekündige Schleife. Die sich endlos wiederholende, mitten im Wort abbrechende Gefahrendurchsage rät zum Abschalten elektrischer Geräte im Flutbereich, und sorgt durch diesen unfreiwilligen Selbstbezug für apokalyptischen Charme.

Auf Twitter versammelt sich die Diskussion unter ein paar Hashtags (!) und man diskutiert, ob das Verstummen an vorbeugenden Abschaltungen der Umspannwerke liege, oder an der Überlastung des Streams durch Tausende plötzlich einschaltende Hörer. Bevor das abschließend geklärt werden kann, stellt sich heraus: Der Sender sendet noch per UKW! Und zwar, tatsächlich, per Notstromaggregat. Das Moderationsteam berichtet von einem dunklen Studio, in dem nur das Nötigste noch laufe (ein, zwei Computer, Audiokrams, Sendetechnik). Die Reichweite des Radiosenders ist natürlich begrenzt, und nicht alle Wuppertaler*innen haben noch UKW-Radios parat.



@RadioWuppertal kann aktuell nur noch per UKW empfangen werden.. darum streamt man jetzt bei Instagram live.. na.. ein UKW Radio ❤️

Translate Tweet

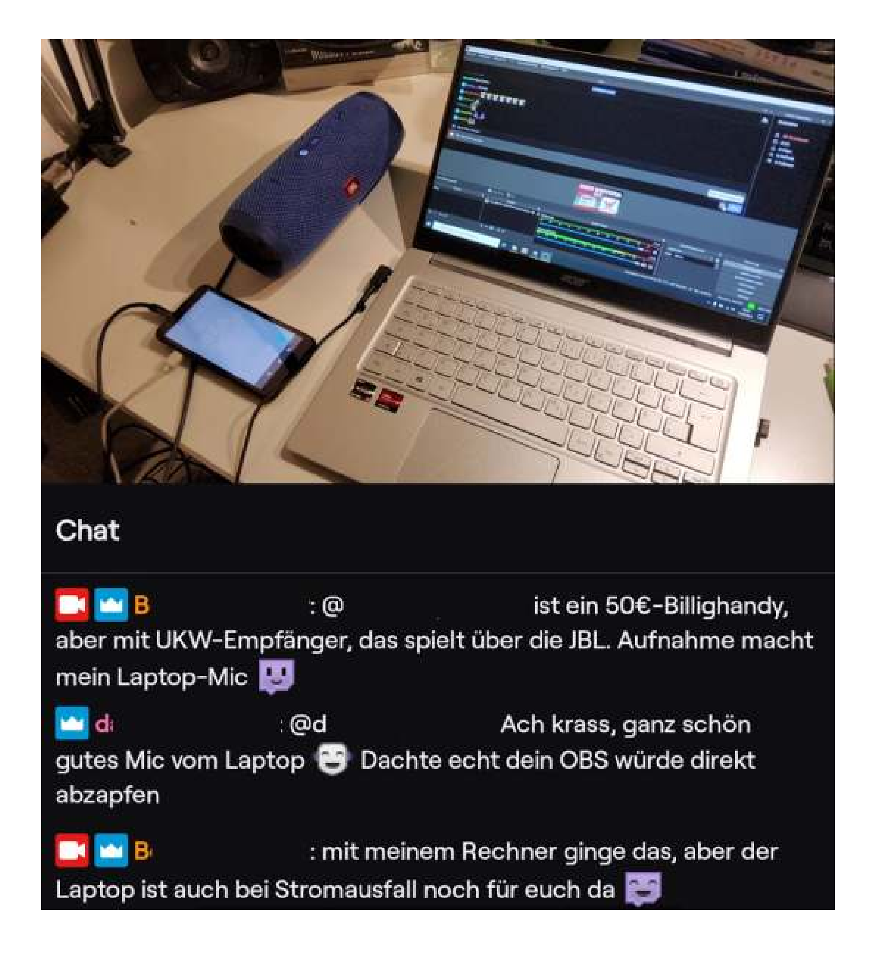


3:56 AM · Jul 15, 2021 · Twitter for iPhone

Quelle: twitter.com/cf_dm5/status/1415490413771829253

3:54: Radio Wuppertal sendet über Instagram Live. Video ist auf Instagram obligatorisch und inklusive, die Kamera des Sendetelefons wird jedoch auf ein altes Tapedeck gerichtet. Wie der Ton ins Telefon kommt, ist unklar. Der Livestream bekommt etwa 200 Zuschauer*innen, die per Instagram angemeldet sind.

Ebenfalls gegen 4:00: Jemand streamt Radio Wuppertal per Twitch ins Internet. “Ein 50€-Billighandy, aber mit UKW-Empfänger” empfängt den Sender im Stadtbereich von Wuppertal und bespielt per Klinkenkabel eine Bluetooth-Box. Das Mikrofon des Laptops nimmt den Ton auf. Das Standbild zeigt das Geräte-Ensemble. Auf dem Laptop läuft OBS Studio (Open Broadcaster Software), die beliebteste Software zum Live-Streaming von Videospielen. Die Installation wäre vermutlich lokal stromnetzunabhängig, wenn man davon ausgeht, dass man ein weiteres Telefon als Hotspot hinzunehmen könnte.



Twitch Chat diskutiert über die automatische Erkennung von Urheberrechtsverletzungen, die den Stream plötzlich beenden könnte. Das Radioprogramm oder das Hochwasser selbst ist kaum Thema. Dafür werden Twitch

Emotes eingestreut, kleine Cartoon-Smileys, mit denen man sich meistens als Abonnent*in bestimmter Channels ausweist. (In diesem Fall: Deutsche Kanäle, die sonst Fußball-Manager oder Strategiespiele streamen.)

Gegen 4:50: Radio Wuppertal sendet die polizeiliche Entwarnung: Das Hochwasser habe seinen höchsten Punkt überschritten. Die Lage scheint nun zwar schlimm, aber nicht so wild wie befürchtet. Eine plötzliche Katastrophe steht nicht mehr bevor. Die Zuschauerzahl ebbt gleichzeitig mit dem Wasserstand ab und sinkt rapide auf ca. 100 (von denen die meisten wahrscheinlich eingeschlafen sind).

Ich schalte ab und gehe schlafen.

Heiko Engelke

Juli 2021

Jetzt nur noch 16 Schrauben und ein bisschen Turnschuhkleber

Die Vorgeschichte: 1. Das Handy geht kaputt. 2. Ich denke darüber nach, es zu reparieren.

Inzwischen ist mein prächtiger Handywerkzeugsatz und auch das Austauschdisplay eingetroffen.



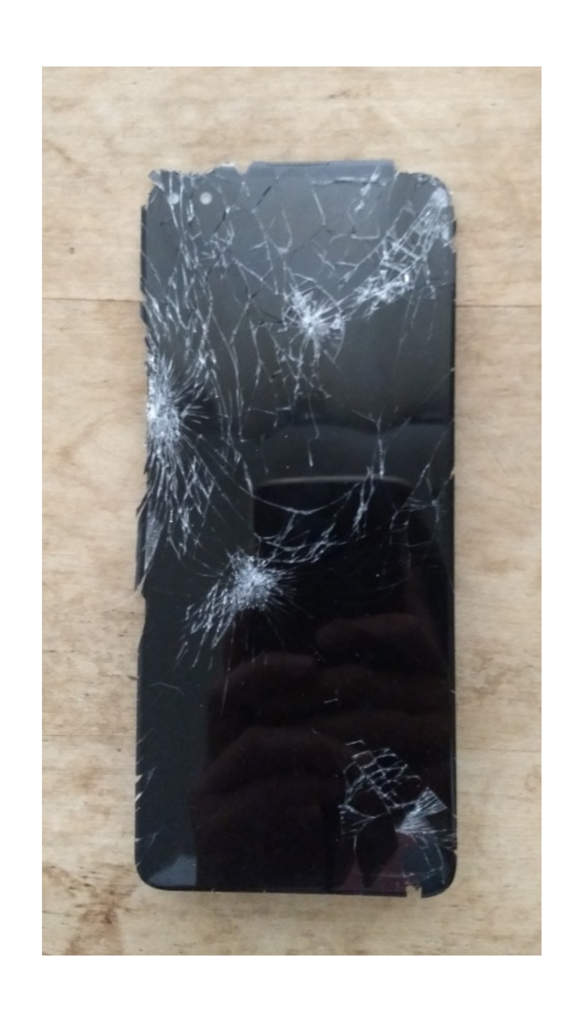
Unter der Lasche unten links verbirgt sich ein Spezialarmband, mit dem man sich antistatisch erden kann, indem man es mit irgendwas anderem verbindet. Trotz umfangreicher Googlemühen gelingt es mir aber nicht, herauszufinden, was dieses Andere sein könnte. Ich nehme mir vor, während der Reparatur keine Wollpullover oder Luftballons anzufassen und antistatische Gedanken zu denken.

Es gibt zu diesem Zeitpunkt nur zwei Videos, die sich der Zerlegung dieses Handymodells widmen. Keines davon zeigt den Austausch des Displays. Vielleicht ist das Handy noch zu neu und außer mir hatte noch niemand Gelegenheit, seines auf einen Schotterweg zu werfen.

Eine halbe Stunde lang versuche ich mit einem Fön und den verschiedenen mitgelieferten Plastikwerkzeugen, die teilweise Plektren und teilweise Felgenhebern ähneln, die Rückseite des Handys zu öffnen. Erst als ich noch mehr Videos vom Öffnen ganz anderer Handyrückseiten betrachte, erkenne ich, dass man dafür das Skalpell benutzen muss. Damit geht es dann problemlos.

Die nächsten Schritte sind einfach, man muss nur viele winzige Schräublein herausdrehen und darf sie nicht verlieren. Ich bin sofort großer Fan meines neuen hervorragenden Schraubendrehers. Die Bits sind magnetisch! Man kann die Schräublein fast gar nicht verlieren. Sorgsam stecke ich sie in eine Tüte.

Aus unerfindlichen Gründen ist dieses Handy so konstruiert, dass man absolut alle anderen Teile ausbauen muss, um an das eine Teil heranzukommen, das vermutlich ca. 98% allen Reparaturbedarfs verursacht, das Display. Ich verstehe jetzt auch, warum es keine Videos vom Displayausbau gibt, das ist nämlich nicht zerstörungsfrei möglich. Meine Finger bluten von den vielen mikroskopischen Displayglassplittern. Im Inneren des Handys ist sind jetzt meine eigenen Blutflecken, personalisierter wird es nicht.





Von links nach rechts: Die Handyrückseite (Ansicht von innen), der Inhalt des Handys und der Metallrahmen, an den alles angeschraubt wird. Das Display war auf der Rückseite dieses Metallteils. Der eingeklebte Akku musste auch mühsam herausgestemmt werden, ist hier aber nicht mit im Bild. Was auch schon nicht mehr im Bild ist: Die beiden Frontkameras. Aber davon später mehr.

Ich teile der Techniktagebuchredaktion mit: “Telefon ist jetzt ganz zerlegt, ich werde irgendwo ein ‘Maria hat geholfen’-Bild aufhängen müssen, falls es je wieder funktioniert, was ich heute allerdings noch nicht rausfinden kann, weil man Spezialkleber braucht, um es wieder zuzukleben vorn und hinten. Eigentlich ist gar nicht so viel drin, und das, was drin ist, ist nur so irgendwie zusammengesteckt. Aber es ist eindeutig nicht dafür gedacht, jemals zerlegt zu werden. Und wenn man irgendeins von diesen winzigen Dingern vergisst oder kaputtmacht, geht es vermutlich nie wieder.”

Angela: “Vielleicht sollte jemand im nächsten Dom eine Kerze anzünden.”

Mia: “ich hab auch grad überlegt, soll ich noch schnell zum Bildstock fahren?”

Eine Diskussion über die zuständigen Heiligen folgt. Fürs Handy wird Gabriel empfohlen, aber auch Klara von Assisi ist im Gespräch und Feathers McGraw schlägt Hermann Joseph von Steinfeld vor, “weil a) Name und b) er Schutzheiliger der Uhrmacher geworden ist wegen seinem großen handwerklichen Geschick.”

Währenddessen erkenne ich, dass ich einige Teile ganz umsonst herausgenommen habe. Sie werden in den Anleitungsvideos nur ausgebaut, weil es darin ums Komplettzerlegen des Handys geht. Eigentlich hätte ich wahrscheinlich nur ein paar Anschlüsse lösen und den Akku heraushebeln müssen. Nebenbei wird mir dasselbe klar wie beim Macbook: Das Gerät besteht fast nur aus Akku und Display. Alles andere sind winzige Plastikteilchen. Schöner war es, als ich mir noch vorgestellt habe, dass das Handy inwendig massiv aus Metall ist, so wie die Brunsviga-Kurbelrechenmaschine.

Dann schreibt Angela: “Kathrin, du kannst dein Telefon jetzt zusammenkleben, ich bin zur nächstgelegenen Pilgerstätte (2,5 km) gepilgert und habe vorsichtshalber zwei Kerzen angezündet.”

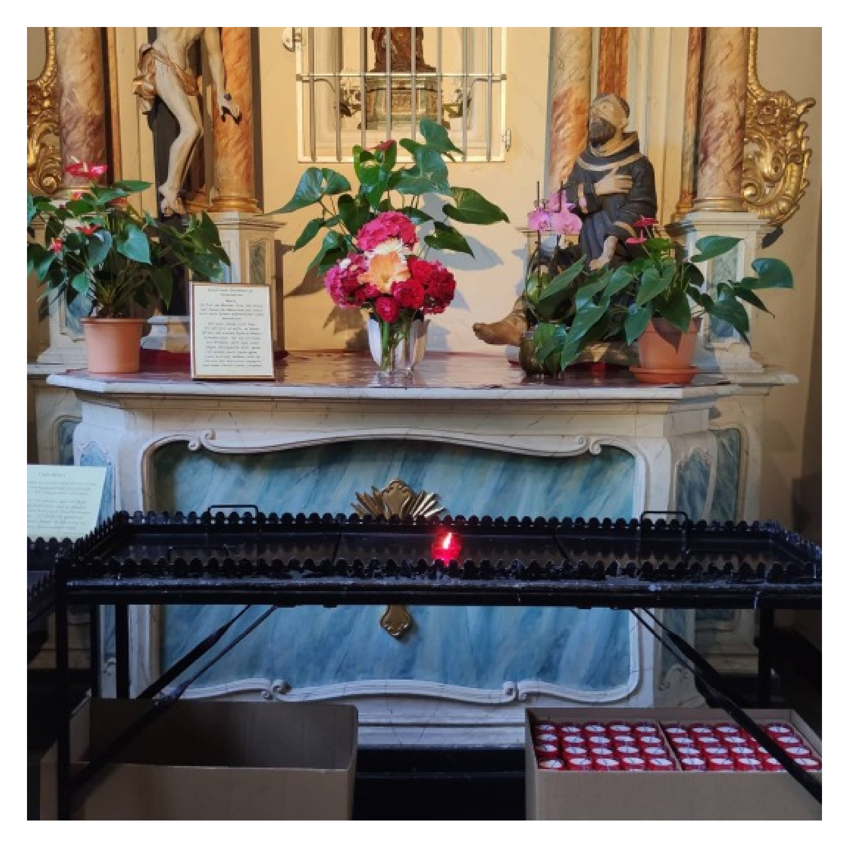


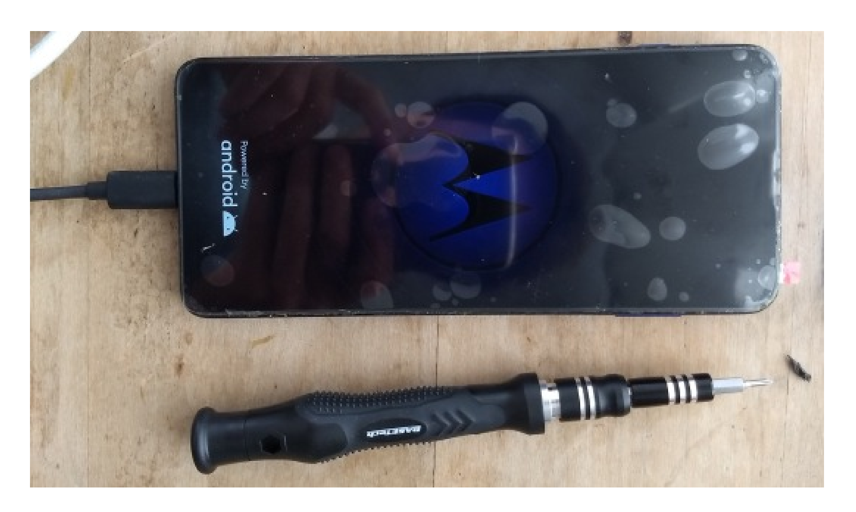
Foto: Angela Leinen

Ich muss nur vorher noch ein bis zwei Arten Spezialkleber kaufen. Hinten war das Handy anders verklebt als vorne: hinten mit so einer Art Bauschaum, vorne mit ganz schmalem doppelseitigen Klebeband. In Handyreparaturanleitungen wird für den Spezialkleberkauf auf Amazon verwiesen, aber ich bin gerade in Berlin und wohne nicht weit von Conrad Electronic entfernt. Der Zusammenbau muss heute noch passieren, weil ich morgen wegfahre

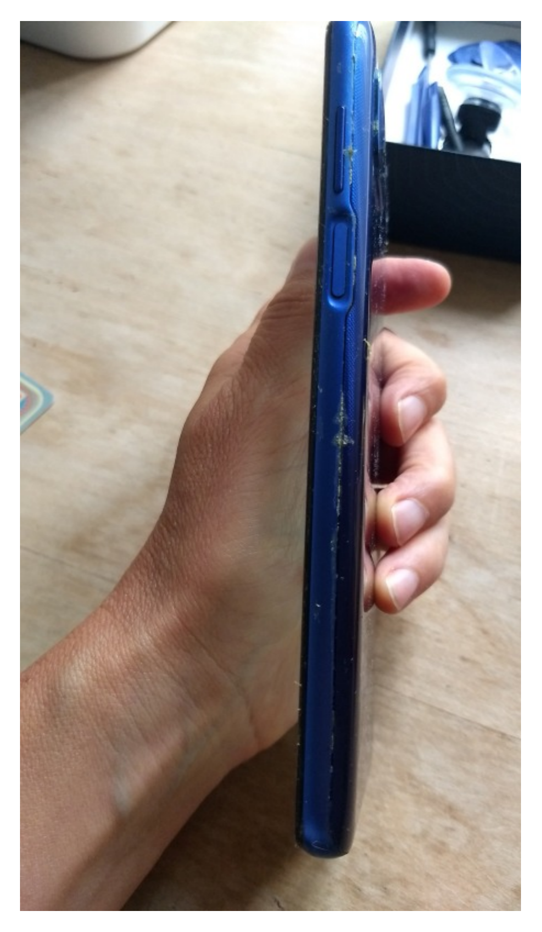
und nicht die Einzelteile des Handys mitnehmen will. Bis ich wiederkomme, werde ich ganz sicher vergessen haben, an welche Stellen die Schräubchen gehören. Denn natürlich habe ich nicht auf meinen Bruder gehört und die Schräubchen weder in der richtigen Reihenfolge auf einen Streifen Tesa geklebt noch zwischendurch Dokumentationsfotos der einzelnen Schritte gemacht.

Bei Conrad gibt es nicht nur keinen passenden Kleber, der befragte Mitarbeiter meint auch, er hätte diese Frage überhaupt noch nie gehört. Die Kundschaft suche immer nur Kleber, der möglichst für immer hält und nicht Kleber, der sich bei der nächsten Reparatur wieder lösen lässt. Im Baumarkt nebenan ist es genauso. Schließlich kaufe ich ohne Beratung eine Tube senffarbenen Haushaltskleber für Schuhe, "dauerelastisch" und "wärmebeständig bis 70 Grad", das scheint mir dem Originalkleber noch am nächsten zu kommen. Auf dem Heimweg begegne ich einem Freund, der mir einen kleinen Rest Fugensilikon schenkt. Aber der Schuhkleber wirkt einfacher in der Handhabung.

Ich klebe das Ersatzdisplay mit großzügigen Mengen Schuhkleber fest und setze die ausgebauten Teile in der richtigen Reihenfolge wieder ein. Als ich vor dem Zukleben schon mal vorsichtig auf den Einschaltknopf drücke, zeigt das neue Display an, dass Strom fehlt. Der Vibrationsmotor rührt sich auch schon. Eventuell haben die Kerzen geholfen!



Die Displayschutzfolie ist noch drauf, darum sieht es komisch aus.



Vielleicht ein bisschen zu viel Turnschuhkleber, aber das wuzelt sich beim Gebrauch schon ab, denke ich. Links im Bild: eine Ecke einer "Bank 24"-Karte aus den 90ern, die ich gebraucht habe, um den eingeklebten Akku zu lösen.

Durch das Zukleben ist das Handy etwas dicker geworden und vermutlich jetzt noch weniger wasserdicht als vorher. Es passt nicht mehr ganz in seine Schutzhülle, so dass das Display beim Runterfallen an einer Seite nicht durch den hervorstehenden Hüllenrand geschützt wird, aber egal! Ich weiß ja jetzt, wie der Austausch geht.

Das Handy startet bereitwillig. Ich kann das Rätsel der nicht gebackupten Daten zwar nicht lösen, aber feststellen, dass DropSync im Mai aus unbekanntem Grund den Kontakt zur Dropbox verloren hat. Ich sichere die fehlenden Daten.

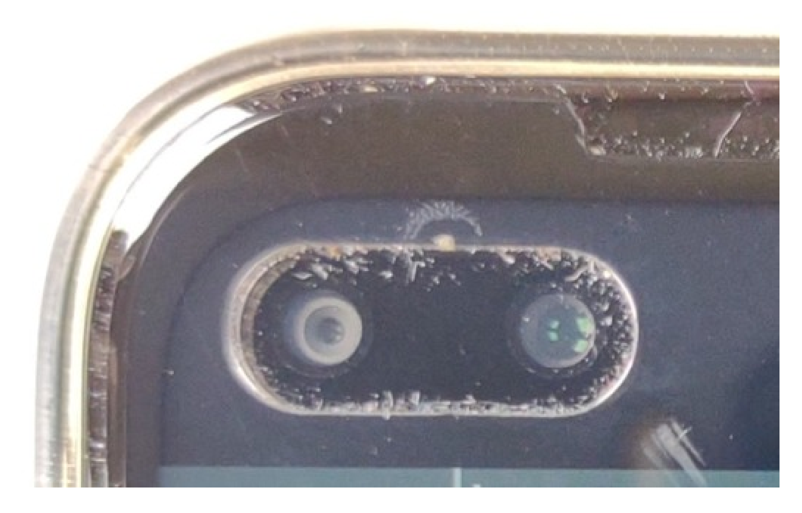
Alles scheint zu funktionieren. Ich bin sehr zufrieden mit mir und dem Ergebnis und denke darüber nach, an wen ich das kaum benutzte nagelneue Ersatzhandy verkaufen oder verschenken könnte.

Am nächsten Tag bemerke ich, dass die Kamera-App nicht mehr startet. Ich betrachte noch mal das Zerlegevideo, um herauszufinden, ob ich vielleicht vergessen habe, die Kameras einzubauen. Und tatsächlich kann ich mich nicht daran erinnern, das daumennagelgroße Stück Plastik, das die Frontkameras enthält, wieder eingebaut zu haben. Meine Erinnerung sagt außerdem, dass unter dem Tisch etwas lag, das ganz ähnlich aussah. Nach der Reparatur habe ich auf und unter dem Tisch gesaugt, um die vielen winzigen Displayglassplitter nicht später in meinen Zehen wiederzufinden. Jetzt liegen die Frontkameras dort also vermutlich nicht mehr. Ich bin nicht mehr vor Ort und werde erst später im Jahr nachforschen können. Ich brauche die Frontkameras zwar fast nie und könnte gut ohne sie leben, aber anscheinend vergewissert die Kamera-App sich vor dem Start, ob sie auch vorhanden sind.

Auf einer Ersatzteile-Website versuche ich herauszufinden, ob es die weggestaubsaugten Frontkameras nachzukaufen gibt. Ich finde sie zwar nicht, aber es fühlt sich super an, bei allen Ersatzteilen zu denken „ah, so billig ist das, und ich weiß genau, wo man es wie einbauen müsste“. Das klingt jetzt professioneller, als es in Wirklichkeit ist. Schwierig war nur alles, was mit Kleber zu tun hatte, also das Öffnen des Gehäuses, das Herausnehmen des Akkus und das Wiederzukleben. Der Rest ist Lego. Beim nächsten Handyneukauf werde ich gleich versuchen, was mit vernünftiger Aufmachbarkeit zu be-

kommen (hier gibt es eine nützliche Übersicht: www.ifixit.com/smartphone-repairability). Aber da ich jetzt zwei teilweise funktionierende Handys und ein intaktes besitze, ist dieser Tag hoffentlich noch weit weg.

Update: Beim Aufschreiben dieses Beitrags fällt mir auf, dass ja vielleicht nur die Standard-Kamera-App so anspruchsvoll ist, was das Vorhandensein von Frontkameras betrifft. Ich starte das reparierte Handy noch einmal und versuche es mit der “Open Camera”-App. Diese App habe ich nur für einen einzigen Zweck installiert: um an Orten mit schlechtem Handyempfang neue Pokéstops einzurichten. Dazu muss nämlich ein Bild hochgeladen werden, und je kleiner und schlechter aufgelöst dieses Bild ist, desto höher sind die Chancen auf Hochladeerfolg. Mit Open Camera lässt sich eine geeignete miese Auflösung festlegen. Wie sich jetzt herausstellt, besteht die App außerdem nicht auf dem Vorhandensein von Frontkameras.



Wie es aussieht, wenn die Frontkameras vorhanden sind und man endlich ein Displayschutzglas bestellt und angebracht hat, in dem sich in der kurzen Zeit schon erstaunlich viel unabwischbarer Dreck gesammelt hat. Fotografiert mit Open Camera auf dem reparierten Handy.



Wie es aussieht, wenn man vergessen hat, die Frontkameras einzubauen. Fotografiert mit dem Makro-Modus am ungeöffneten Handy, den ich am reparierten nicht mehr habe, weil Open Camera nichts vom Vorhandensein einer Makro-Linse weiß. Kommt mir aber nicht so vor, als sei das sehr schade.

Ich habe also zwei funktionierende Handys, und aus einem davon kann mich die NSA nicht beim Nasebohren beobachten. Jetzt muss ich mich nur noch entscheiden, welches von den beiden ich behalten will. Vermutlich das mit dem eingebauten Fingerkuppenblut.

Update: Ich benutze in den folgenden Monaten das reparierte Handy doch nicht, weil Open Camera kein zufriedenstellender Ersatz ist. Aber als ich im November wieder nach Berlin komme, stellt sich heraus, dass die Frontkameras gar nicht im Inneren des Staubsaugers sind, sondern am Kabel des Föns festkleben, den ich zum Öffnen der Handyrückseite gebraucht habe:



Ich öffne zum zweiten Mal das Gehäuse. Diesmal geht es noch schwerer als beim ersten Mal, weil der Turnschuhkleber besser hält als der Originalkleber. Dann baue ich die Frontkameras wieder ein, verliere ein winziges Schräublein, beschließe, dass es auch ohne geht, klebe alles wieder zu und *jetzt* ist das Handy wirklich repariert.

Kathrin Passig

August 2021

Drahtlose Liebesbeweise

Im Urlaub, am Strand. Aus einem gegebenem Anlass nehme ich meine Tochter in den Arm und drücke ihr Haupt an meine väterliche Brust. Sie lacht, äußert aber auch Protest, und im selben Moment protestiert auch ihre Schwester im Strandkorb nebenan.

Was ist? Zuviel der Zuneigung? Oder habe ich ihr etwa versehentlich wehgetan? Nichts davon. Wie sich herausstellt, haben beide Töchter je einen AirPod im Ohr, und meine Umarmung hat ein Lied weitergedrückt, was beide erschreckt und verwirrt hat.

Tilman Otter

Sommer 2021

Pling

Ich "besitze" den Film "Titanic", einen digitalen Fernsehmitschnitt nicht mehr rekonstruierbaren Alters. Im Sommerurlaub sieht sich die ganze Familie den Film mal wieder an.

Als Rose De Witt Bukater abends mit ausgebreiteten Armen am Schiffsbug steht, ertönt ein "Pling", und rechts oben im Bild erscheint eine Einblendung, man möge sich die Titanic-Melodie als Klingelton herunterladen. Meine 20-jährige Tochter, die diesen Filmmitschnitt schon oft und oft gesehen hat, bemerkt dazu, dass ihr irgendwie etwas fehlen würde, wenn an dieser Stelle nicht dieses Pling und diese Werbeeinblendung käme.

Ich frage sie, ob sie denn überhaupt noch Zeiten erlebt hat, in denen man sich Klingeltöne herunterlud. Sie schüttelt sehr heftig den Kopf.

Tilman Otter

21. August 2021

Einen Gipfel erklimmen, mit zwei Einverständniserklärungen und Coronatest und WhatsApp und Telefon und Bargeld und einem störenden QR Code

Das Handy signalisiert einen Anruf. Der gerade vierzehnjährige Sohn ruft an, er hat sich mit Freunden verabredet und wollte bouldern gehen, und nun steht die kleine Gruppe also vor der Kletterhalle am anderen Ende der Stadt – und keiner hat an die fürs Klettern notwendige Einverständniserklärung der Eltern gedacht.

Ich freue mich sehr, dass er diese Unternehmung mit den Freunden macht, denn insbesondere in den letzten 1,5 Jahren standen ja, vorsichtig gesagt, die Möglichkeiten für Kinder und Jugendliche nicht gerade im Fokus der Politik. Und auch jetzt ist so eine Unternehmung mit einigen Unwägbarkeiten verbunden: Es muss ein maximal 24 h alter Nachweis über einen negativen Coronatest vorgelegt werden, und an die Einverständniserklärung, dass dieser Test durchgeführt werden darf, haben wir vorher gedacht.

Der Sohn sagt mir, wie die Halle heißt, und ich suche im Web die Seite der Boulderhalle. Dort finde ich die auszufüllende Einverständniserklärung als pdf-Datei, wenn ein nicht volljähriges Kind klettern gehen will. Ich rufe die angegebene Rufnummer an, um zu fragen, ob es ausreicht, wenn ich meinem Sohn die Einverständniserklärung als Scan per WhatsApp zusende und er dies vorzeigt. Die Frau vom Empfang ist sehr nett und sagt, ja, hier steht eine kleine Gruppe Jungs, und das sei kein Problem: ich solle die Einverständniserklärung aber lieber ihr per Mail zusenden; sie gibt mir die zugehörige Mailadresse der Halle.

Ich drucke die Einverständniserklärung aus, fülle sie mit Namen und Adresse aus und unterschreibe, dass ich mit dem Sohn die Regeln der Halle besprochen habe und er ohne Aufsicht klettern darf. Ich will ein Foto der Erklärung machen, aber mein Handy will immer die Webseite der Boulder-

halle aufrufen, weil auf dem Formular unten links der QR-Code der Halle abgedruckt ist. Schließlich gelingt es mir, das Foto zu machen, und ich sende es per Mail an die Adresse der Boulderhalle.

Ich rufe den Sohn noch einmal an, um zu hören, ob alles ok ist und er noch Fragen zu den Hallenregeln hat. Hat er nicht, auch bei den Freunden scheint die Mailübermittlung der Einverständniserklärungen der Eltern spontan geklappt zu haben. Dafür muss gerade eine andere Frage geklärt werden: Der Eintritt der Halle kann nicht mit Bargeld, sondern nur mit Karte bezahlt werden. Bankkarten für nicht volljährige Kinder und Jugendliche sind gar nicht so einfach zu bekommen. Einer der Freunde hat zum Glück eine Bankkarte, er kann für alle bezahlen und sammelt das Bargeld von den anderen ein.

Bis zum Abend höre ich nichts mehr von dem Sohn, irgendwann kommt er erschöpft und glücklich und mit Händen voller Schwielen und Blasen wieder nach Hause. Ich freue mich sehr, dass solche Aktionen jetzt wieder möglich sind.

(Ich schreibe dies vor allem deshalb hier rein, weil ich daran denken muss, wie schwierig so etwas früher, in meiner Jugend, gewesen wäre – wo die Eltern nicht kurz per Mail einen Scan der Einverständniserklärung hätten schicken können. Wahrscheinlich hätte er unverrichteter Dinge zurückkommen müssen, nach einer dreiviertel Stunde Fahrtzeit und einer halben Stunde Anstehen für den Coronatest. Vielleicht hätte man da so einen Ausflug auch besser geplant. Allerdings hatten wir früher ja nicht mal Kletterhallen.)

Molinarius

4. September 2013

Ich habe nur Bargeld und der Barkeeper hat Mitleid

Ich versuche, an einem kleinen Bierausschank, der in einem Biergarten in Dundee steht, eine Dose alkoholfreies IPA zu bekommen. Dass es das gibt, ist schon ungewöhnlich genug, aber es muss sich dem Design aller erhält-

lichen Bierdosen zufolge um einen sehr neumodischen Biergarten handeln. Alkoholfreies Bier ist in Schottland immer noch eine Rarität, sowohl in Supermärkten als auch in der Gastronomie.

Ich weiß den Preis noch nicht, krame aber schon mal in meinen Münzen. Ich bezahle seit Wochen alles mit von Aleks geliehenem Bargeld, weil meine Kreditkarte wegen Betrugs gesperrt werden musste und die neue noch nicht ihren Weg zu mir gefunden hat. Dadurch wirke ich bei jedem Bezahlvorgang besonders ahnungslos und touristisch, weil mir meine robust geglaubten Fähigkeiten im Umgang mit britischem Münzgeld abhanden gekommen sind. Zweipfundmünze, Pfundmünze und 50-Pence-Stück finde ich auf Anhieb, aber bei den kleineren Münzen muss ich peinlich lange suchen und nachdenken, obwohl ich zusammengenommen sicher drei Jahre in Großbritannien verbracht habe.

“Wir nehmen leider nur Karten”, sagt der Barkeeper. “Oh”, sage ich, “das ist schlecht, weil meine Karte nicht funktioniert”. Noch bevor ich anbieten kann, mir von Aleks ein gültiges Zahlungsmittel zu leihen, schenkt mir der Barkeeper die Dose. Es ist eventuell das erste Mal, dass ich an einem Ort etwas zu kaufen versuche, an dem Bargeld nicht angenommen wird, und es ist ganz sicher das erste Mal, dass ich etwas geschenkt bekomme, weil ich *nur Bargeld* habe.

Kathrin Passig

Anfang September 2021

Das nachhaltige Bienenwachsbutterbrottuch wird für einen Hack in Minecraft gebraucht

1. Der Sohn spielt begeistert Minecraft

In Minecraft kann man die Spielfigur durch die Maus steuern und mit einem Klick bestimmte Aktionen auslösen. Zum Beispiel kann durch einen Mausklick ein Steinblock an eine bestimmte Stelle gesetzt werden. In bestimmten Situationen ist es wichtig, schnell mit der Maus zu klicken. Zum Beispiel, wenn der Spieler vor einem Monster flieht und dafür eine Brücke bauen muss: Dann kann er mit sehr schnellen Mausklicks schnell Steinblöcke aneinander bauen und dadurch eine Brücke bauen, über die er schnell fliehen kann. (*Disclaimer*: Ich spiele kein Minecraft – so habe ich das aus der Erklärung meines Sohnes verstanden.)

2. Beim Einkaufen stoße ich im Supermarkt auf wachsbeschichtete Butterbrottücher

Ich bin nicht ganz sicher, ob das Konzept der wachsbeschichten Tücher mir einleuchtet: die wachsbeschichteten Tücher umschließen das Pausenbrot luftdicht, und man kann das Tuch abwaschen und wiederverwenden. Das ist beides gut. Andererseits: Diese Eigenschaften (luftdichtes Verschließen und Wiederverwendbarkeit) treffen auch auf meine Plastikdose zu, und die schützt außerdem mein Brot, Obst oder Gemüse auch noch mechanisch davor, in der Tasche zerquetscht zu werden.

Tatsächlich überzeugt mich dann, dass ich das beschichtete Tuch auch gut benutzen kann, um Gläser oder Töpfe im Kühlschrank luftdicht zu verschließen.

Ich kaufe also einen kleinen Satz wachsbeschichteter Butterbrottücher, vielleicht bin da auch etwas Opfer des Nachhaltigkeitsmarketings. Sie sehen einfach schick aus, die Bienenwachstücher. Mal ausprobieren, wie sie sich bewähren.

3. Der Sohn benutzt die Bienenwachstücher

Der Sohn bekommt sein Pausenbrot für die Schule nun also manchmal in Bienenwachstüchern mit. Und dann sehe ich das Bienenwachstuch – anscheinend achtlos auf seinem Schreibtisch neben die Computermaus geknüllt:



Foto: Nachhaltiges Bienenwachstuch, einträchtig zusammen mit der Computermaus

Der Sohn erklärt mir ganz begeistert: Er habe einen neuen Rekord in Minecraft aufgestellt. Im Schnell-Klicken! Und zwar habe er mit dem Bienenwachstuch etwas die Maus eingerieben. Und dann mit leichtem Druck den Finger über die Maus geschoben. Durch die erhöhte Haftreibung der Wachsschicht auf der Maustaste, bzw. den Wechsel zwischen Haft- und Gleitreibung, beginnt dann der Finger, auf der Taste sehr schnell zu hüpfen – fast zu vibrieren. “Papa! 12 Klicks pro Sekunde!!” Das ist wohl relativ dicht an dem

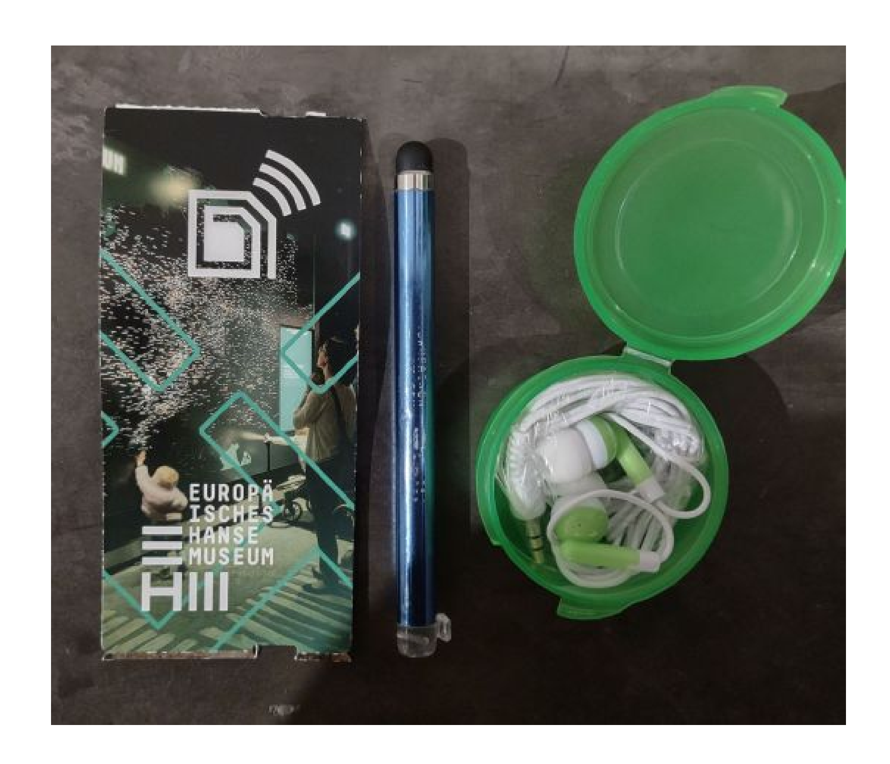
aktuellen Weltrekord von 14,3 Klicks pro Sekunde; es gibt extra Webseiten, mit denen man seine “Klickgeschwindigkeit” (”CPS” = “Clicks per Second”) testen kann. (*Disclaimer*: Ich habe keine Ahnung, ob der Sohn diesen “Hack” selber herausgefunden hat, oder ob er das von irgendeiner Webseite oder einem Youtube-Video aufgeschnappt hat.)

Molinarius

2021, seit 2015

Technik im Museum

An der Kasse der Dauerausstellung des Europäischen Hansemuseums in Lübeck bekommt man eine ganz Handvoll Technik überreicht: Die Eintrittskarte, einen Kopfhörer und einen Touchscreen-Stift.



Eintrittskarten stopfe ich nach der Kontrolle gewöhnlich in irgendeine Tasche, wo sie erst beim nächsten Aufräumen wieder ans Licht kommen. Das wäre hier fatal, denn die Eintrittskarte hat eine wichtige Funktion und ich werde sie noch sehr häufig brauchen. Vor dem Betreten der Ausstellung werde ich gefragt, in welcher Sprache ich die Informationen lesen möchte. Neben Deutsch stehen Englisch, Schwedisch und Russisch zur Verfügung. Die Sprachauswahl wird auf einem RFID Transponder gespeichert, der auch zum Aktivieren der Exponate benutzt wird.



Die Beschriftung „15./16. Jh., Backsteinkloake“ wird erst in die Ausgrabung projiziert, wenn man das Ticket auf das Lesegerät hält.

An manchen Exponaten gibt es Hörbeispiele. Entweder stöpselt man den Kopfhörer an einer der beiden Buchsen an und aktiviert den Ton mit der Eintrittskarte oder man scannt den QR Code mit dem mitgebrachten Smartphone und hört die Tonspur darüber an.



Den Touchscreen-Stift bekommt man vermutlich erst seit der Corona-Pandemie. Er dient zum Weiterschalten des Textes an vielen Exponaten, deren Bildschirme natürlich auch auf Fingerdruck reagieren.

Der Stift wird am Ausgang wieder eingesammelt, der Kopfhörer nicht. Das Museum verlagert damit die Entsorgung des Elektroschrottes auf mich, was ich aber erst zu spät bemerke.

Schon zur Eröffnung 2015 wurde der Technik-Einsatz in diesem Museum heftig kritisiert. Zu viel Text auf Bildschirmen gebe es, die man halt mit dem Ticket anschalten müsse, und zu wenig Videos. Seither hat sich nichts geändert, Audioguide und App fehlen weiterhin. Lediglich das Problem des Schlangestehens gibt es 2021 nicht. Das liegt aber daran, dass pandemiehalber nur so wenige Menschen eingelassen werden, dass erst gar keine Schlangen entstehen.

Es ist das erste Mal, dass ich in einem Museum akustische Untermalung erlebe. Sie findet nicht flächendeckend statt, sondern nur in bestimmten Bereichen der Ausstellung. Überwiegend handelt es sich um einen Klangteppich, der Stimmung transportiert, nur selten um Musik mit erkennbarer Melodie.

Marlene Etschmann

September 2021

Bei WhatsApp fehlt die Osterkerze

Wenn meine Mutter der Meinung ist, dass eines ihrer Kinder göttlichen Beistand gebrauchen kann, zündet sie für die Dauer des Ereignisses eine Kerze an. Prüfungen in Studium oder Beruf und Flugreisen sind die häufigsten Anwendungen. Sie verwendet dafür nicht irgendeine Kerze, sondern ausschließlich die aufwendig geschmückte Osterkerze, die während des Ostergottesdienstes gesegnet wurde.

Der Tod unserer Mutter hinterlässt uns Kinder kerzen- und schutzlos. Mein Vater sieht in Kerzen lediglich ein Brandrisiko und würde niemals freiwillig eine in einem geschlossenen Raum anzünden. Das beruhigt uns einerseits. Bei Interkontinentalflügen brannte die Beistandskerze auch gerne mal über Nacht. Da war bei den Reisenden dann die Sorge um einen Hausbrand bei

den Eltern größer als die Angst, dass das Flugzeug abstürzen könnte. Andererseits ist es ja schon schön zu wissen, dass sich jemand Gedanken um einen macht.

An Tagen, die göttlichen Beistand erfordern – oder auch nur menschlichen – ploppt deshalb in der familieninternen WhatsApp-Gruppe das Kerzensymbol auf. Ohne Text. Der ist nicht nötig, denn alle kennen die Botschaft, die in diesem Symbol steckt: „Mama würde heute eine Kerze für Dich anzünden, aber sie ist leider nicht mehr da. Das macht uns alle traurig, aber hier ist trotzdem jemand, der an Dich denkt und Dir alles Gute wünscht".

Ein prächtig geschmücktes Osterkerzensymbol gibt es bei WhatsApp leider nicht, wir begnügen uns mit der schlichten weißen Kerze.

Alina Smithee

9. November 2021

Eine Leihfrist wird verlängert

Eine automatisierte Mail des Bibliothekssystem meiner Universität erinnert mich, dass mehrere Leihfristen auslaufen, darunter die meiner ersten Fernleihe. Die Fernleihe lässt sich nicht genau so verlängern wie die Bücher meiner Heimatuniversität, das Kästchen, das ich in der Online-Maske zur Verlängerung meiner anderen Bücher anklicken kann, fehlt bei der Fernleihe. Auf einer separaten Informationswebsite der Bibliothek finde ich einen Hinweis darauf, dass ich ein pdf-Formular ausfüllen und an die Informationstheke der Bibliothek per Mail senden muss, um dieses Buch zu verlängern.

Verlängerung einer Fernleihe

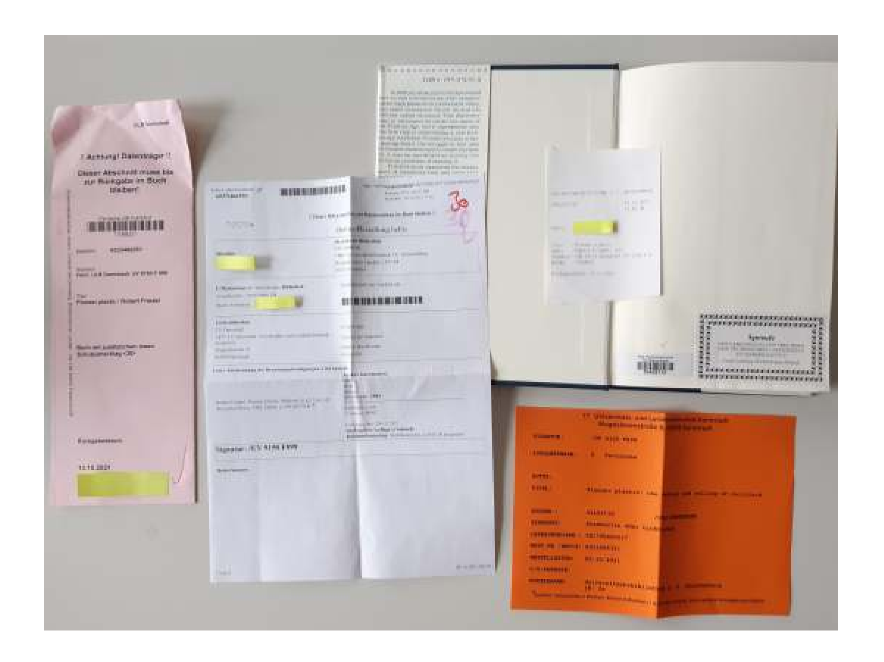
Fernleihe-Nr.:

A-Nummer:

Signatur:

UV 9150 F899

Ich klicke auf das Formular und finde sieben Felder, die es auszufüllen gilt. Die ersten beiden Felder sind am schwierigsten auszufüllen, sie fragen mich nach der Fernleihe-Nr. und der A-Nummer. Die restlichen Felder sind selbsterklärend (Signatur, Herkunftsbibliothek sowie meine Nutzerdaten). Ich suche die beiden fehlenden Nummern in meiner Fernleihe.



Im Buch liegen vier Zettel von verschiedener Größe, von denen mich ein rosafarbener und ein weißer dazu auffordern, sie bis zur Rückgabe im Buch zu lassen. Der rosa Zettel ist ein Datenträger und Abschnitt, der weiße Zettel ein Beleg und Leihscheindruck. Der dritte Zettel ist orange, stellt sich mir aber nicht vor. Der vierte ist ein Bon, der Fristzettel heißt. Alle haben eine ganze Reihe von Nummern, die ich teilweise wiedererkennen kann. Zusammen mit einem Sticker im Buch finde ich drei Nummern, die ich noch nicht kenne und die für beide Felder in Frage kommen:

1. A033466351 taucht drei Mal auf, als Bestellnr. (rosa Zettel), BEST.NR. / NOTIZ (orangefarbener Zettel), als Nummer unter der Bezeichnung Leihscheindruck (weißer Zettel). Das ist wahrscheinlich die A-Nummer, aber ihre vielen Namen verunsichern mich.

2. 53452710 zwei Mal, als BUCHNR. (orangefarbener Zettel) und auf einem Aufkleber im Buch unter einem Barcode.
3. 71068331 ebenfalls zwei Mal, auf dem rosa Zettel unter einem Barcode und auf dem Bon als Buchnr.

Weil ich nicht sicher bin welche Nummer in welches Feld gehört, rufe ich bei der Bibliothek an. Der Mann am Apparat hilft mir die richtige Nummer für die Felder herauszufinden. Die A-Nummer ist wie gedacht die Nummer, die mit A beginnt. Für das erste Feld ist er sich auch nicht sicher. Nachdem er bei seiner Kollegin nachfragt, einigen wir uns zu dritt darauf, dass ich die Nummer unter dem Barcode auf dem rosa Zettel darauf eintrage. Ich schicke das Formular ab, einen Tag später bekomme ich die Verlängerungsbestätigung mit einem Hinweis „Das Formular haben Sie absolut richtig ausgefüllt, vielen Dank dafür!“

Kerim Dogruel

Seit Mitte 2021

Einmal Kamera zuhalten zum Einloggen, bitte!

Mein Arbeits-PC kann mich per Gesichtserkennung einloggen. Das habe ich irgendwann eingerichtet, weil ich es super praktisch fand.

Leider funktioniert es gleichzeitig zu gut und zu schlecht. Das Problem scheint zu sein, dass bestimmte Dienste sehr viel Wert darauf legen, dass ich beim Anmelden mein Passwort eintippe. Ansonsten fragen sie dann beim Benutzen extra danach oder verweigern einfach den Dienst. Das führt das Einloggen per Geschichtserkennung natürlich ad absurdum, denn der Sinn ist ja, dass ich mein Passwort möglichst gar nicht eintippen muss und nicht – wie jetzt – dann eben an anderer Stelle und eventuell mehrfach.

Ich bin aber auch zu faul, die Gesichtserkennung wieder abzuschalten, also halte ich einfach immer schnell die Hand vor die Kamera, wenn ich mich an den Rechner setze und zwinge ihn damit dazu, mir alternative Anmeldeoptionen anzubieten. Das ist zwar auch super albern, aber immerhin klappt es so.

Anne Schüßler

1988 bis heute

Wenn die Lampe rot glüht, wird es ungemütlich

Meine französischen Eltern haben sich 1988 beim Kauf ihres Hauses für einen Stromtarif entschieden, den es anscheinend hier in Deutschland in der Form gar nicht gibt. Der Tarif heißt EJP ("Effacement jour de pointe") und wird vom EDF, einem größeren französischen Stromversorger, seit 1983 angeboten. Das Besondere an dem Tarif ist, dass man an 22 Tagen im Jahr deutlich mehr zahlt (rote Tage) als an den anderen 343 Tagen (grüne Tage). Man geht also den Weg der absoluten Strom-Verbrauchskontrolle für 22 Tage im Jahr, dafür zahlt man an den restlichen 343 Tagen weniger. Derzeit an normalen Tagen 0,094 ct/ kWh, an EJP-Tagen 0,239 ct/kWh.

Als ich noch bei meinen Eltern gewohnt habe (bis 1993), sind diese EJP-Tage immer an den kältesten Tagen im Jahr gewesen. Meine Eltern waren eisern: Keine Elektroheizungen an (war die einzige Wärmequelle in den Schlafzimmern), keine Spül- oder Waschmaschine. Wir hatten eine Gaskochplatte, die war in Betrieb. Lichter wurden rigoros ausgemacht. Die Tage, an denen EJP ansteht, sind "zufällig". Der Strombezieher kann erahnen, wenn es richtig kalt wird, dass bald EJP Tage kommen.

Um sicher zu gehen, konnten meine Eltern eine Telefonnummer anrufen, bei der eine automatische Antwort kam: "Morgen, 21.01.1992, jour EJP." Dann haben sie noch gewaschen, gespült und das Huhn für morgen schon mal vorgebacken im dafür vorgesehenen Elektro-Ofen. Das war ihnen etwas

zu umständlich und auch zu teuer, da Telefonieren auch Geld kostet: Deshalb haben sie sich vom lokalen Elektriker (nicht von EDF) diese Lampe in der Küche einbauen lassen. Das rote Lämpchen glüht, wenn EJP-Tag ist, weiß bleibt es an allen übrigen Tagen. Wenn man überrascht wurde (nicht angerufen oder zu spät daran gedacht) und die Lampe glühte rot, war es halt kalt und ungemütlich.



Inzwischen geht die Benachrichtigung viel bequemer: Man kann eine App installieren, die einen benachrichtigt, ob morgen EJP sein wird. Es gibt eine Webseite, auf der man das auch nachschauen kann und die Anzahl restlicher EJP-Tage, die noch anstehen:



Quelle: particulier.edf.fr/fr/accueil/gestion-contrat/options/ejp.html#/nonelligible.

Der Tarif wird nicht mehr angeboten. Für meine Eltern besteht Bestandsicherung: Solange der Vertrag ungekündigt bleibt, bleibt der Tarif. Ob sie wirklich in den vielen Jahren so viel eingespart haben, kann ich nicht sagen. Die EJP-Tage sind aber definitiv ein fester Bestandteil meiner Kindheit gewesen.

Nathalie Passig

2. Dezember 2021

Die Kanäle des Abwassers und die Kanäle des Geldes

Letzte Woche lag ich krank im Bett (kein Covid) und hatte nicht mal Lust, Bücher zu lesen. Nach einem Tag Netflix schickte Aleks Scholz mir einen Link zu einem Video von seinem Hund auf YouTube, und dann war ich schon mal da. YouTube gibt es seit 2005, und bis ungefähr 2016 habe ich nicht verstanden, wozu es gut sein soll. "Warum soll ich eine halbe Stunde Video angucken, um was rauszufinden, was ich in 30 Sekunden nachlesen könnte!", protestierte ich, weil ich immer nur Dinge rausfinden wollte, die sich wirklich leicht in Textform beschreiben lassen. Das hat sich erst um 2016 geändert, als ich Fragen zum Spalten von Brennholz hatte, und auch daraus war bisher kein regelmäßiger YouTube-Konsum geworden, denn so viele Fragen zum Brennholz hatte ich auch wieder nicht. Ich folge nur my mechanics, einem Schweizer, der äußerst rostige Gegenstände renoviert, und der lädt nicht so oft neue Videos hoch.

Jetzt jedenfalls ist YouTube der Meinung, ich solle mich für Arbeitssicherheit interessieren. Ich gucke folgsam alle Videos von WorkSafeBC. Als ich damit fertig bin, schlägt YouTube den Kanal-Kanal "Kempinger Rohrreinigung Berlin" vor.

Einige Tage später weiß ich, wie man einen Wasserhahn an einen Hydranten schraubt, wie man ein Klo abmontiert, in welcher Schublade im Auto der Rohrreiniger Carsten seine Düsen aufbewahrt und wie sie heißen, wie man am Klang erkennt, ob ein Rohr verstopft ist, wie man von außen erkennt, in welche Richtung das Abwasser in einem Rohr fließt (außer wenn es falschrum eingebaut wurde), warum man keine Feuchttücher runterspülen soll (*dass* man es nicht soll, wusste ich vorher schon), dass man in Klos, die unter dem Kanalisationslevel liegen, besser auch keine Tampons runterspült, weil sie die Hebeanlage verstopfen können (Update nach Betrachten weite-

rer Videos: in allen anderen auch nicht[1]), dass die Schilder auf öffentlichen Toiletten "bitte wirklich nur Klopapier und sonst nichts" vermutlich auch mit Hebeanlagen zu tun haben, und dass es in vielen Altbaukellern Berlins weit schlimmer aussieht als in meinem.

Kempinger-Carsten ist offenbar seinerseits Fan von "The Sewer Man", einem sympathischen Rohrreinigungsteam in Lahore, Pakistan. Dort ist alles noch mal auf ganz andere Art interessant. Man erfährt einiges über die kleinen und mittelgroßen Tiere, die in den Abwasserkanälen von Lahore leben (unter anderem beeindruckende Echsen) und vom "All OK Team" geduldig gerettet werden. In einem Vorstellungsvideo berichtet jemand vom Team, wie es zum YouTube-Channel kam, nämlich indem er Videos von einem anderen Rohrreiniger bei YouTube sah und dachte "Hey! Das ist doch unser Beruf! Dann machen wir das jetzt auch!" (Das Vorbild ist Amerikaner oder so, so weit bin ich noch nicht vorgedrungen ins Rohrreiniger-Universum). Sie grüßen immer wieder mal Carsten von Kempinger Rohrreinigung, dessen Arbeit man in Lahore aufmerksam verfolgt. Offenbar wird ihr Beruf in Pakistan nicht besonders respektiert und sie freuen sich, dass man sie bei YouTube liebt (4000 Abonnent:innen zum Zeitpunkt des Aufschreibens). Zubehör wie Handschuhe, Helme und Gummistiefel kaufen sie von den Spenden ihrer YouTube-Fans. Die Fortschritte sieht man in den knapp anderthalb Jahren, seit es "The Sewer Man" gibt. Derzeit besitzen sie noch keine Taschenlampen und müssen mit dem Smartphone in die Rohre leuchten. Ich möchte mich auch beteiligen, schreibe eine Mail und erhalte innerhalb weniger Stunden eine Antwort von Ashir, dem einzigen im Team, der lesen und schreiben kann:

[1]Wie sich durch Vergleich in der Techniktagebuch-Redaktion herausstellt, wussten alle außer mir, dass man keine Tampons runterspülen darf. Ich kannte natürlich auch den Frank-Zappa-Song zum Thema, aber ich dachte immer, das sei nur bei minderwertiger Klempnerarbeit oder amerikanischen Toiletten so. Meine Mutter, zu dieser mangelhaften Aufklärung befragt, stellt sich auf den Standpunkt, das sage einem doch schon der gesunde Menschenverstand. Ich war 12! Und es steht weder auf der Schachtel noch auf dem Beipackzettel, gerade noch mal nachgesehen.

> Mam, We truly thank you for liking our work and hard work, We feel great joy and pride when we are praised and encouraged. Because the love and respect that we do not get from the people of our country, you all give us. We are also very grateful to @Kempinger Rohrrienigung Sir who also supported our channel.

Dass es PayPal in Pakistan nicht gibt, weiß ich schon aus den Kommentaren. Aber es folgt eine ganz normale Bankverbindung, mit IBAN. Das I in IBAN ist offenbar viel ernster gemeint, als ich bisher dachte.

Leider endet mein Überweisungsversuch mit einer vagen Fehlermeldung. Den FAQ meiner Bank entnehme ich, dass sie gar keine Auslandsüberweisungen außerhalb der EU beherrscht.

Ich überlege, ob ich jemanden mit einer besseren Bank bitten soll, auszuhelfen, aber das ist mir dann zu kompliziert. Ich öffne die Western-Union-Seite: Vielleicht können sie dort ja auch Geld auf ganz normale Bankkonten transferieren und nicht nur bar auszahlen? Ich würde das jedenfalls anbieten, wenn ich Western Union wäre. Auf der Startseite gibt es auch direkt Eingabefelder für Geldbeträge, aber die Absenderwährung ist fest auf US-Dollar eingestellt. Das wird sich vermutlich später beheben lassen, aber ich halte es für kein gutes Zeichen und gehe wieder.

Ich recherchiere andere Lösungen und finde zu Wise, vormals Transferwise. Dort sieht es ähnlich aus wie bei Western Union, aber mit Euro als Ausgangswährung. Ich installiere die App. Alles geht ganz einfach, mein Geld wird via Google Pay abgebucht, ich bestätige mit dem Fingerabdrucksensor. Innerlich habe ich mich schon auf steile Überweisungsgebühren vorbereitet, aber es sind nur ein bisschen mehr als 1% des Betrags.

Der eigentlich überraschende Teil kommt nach dem Abschicken:

Your transfer has started

Your money is on its way and should arrive in 38 minutes. We’ll keep you posted.

38 Minuten! Mein Geld ist schneller in Pakistan als irgendwo in Deutschland!

Tatsächlich dauert es statt 38 Minuten 64, und danach steckt das Geld vielleicht noch ein bisschen länger im Inneren der Bank fest:

Today at 9:22 am — You set up your transfer

Today at 9:22 am — We received your EUR

Today at 10:26 am — We paid out your PKR

Today at 10:26 am — **Transfer successfully sent**

Keep in mind — It can take up to 2 working days for Ashir Masih's bank to credit the account.

Aber schon dass ich so detailliert darüber informiert werde, wo das Geld gerade steckt, finde ich äußerst fortschrittlich.

Kathrin Passig

25. Dez 2021, Weihnachten

Wir basteln einen Weihnachtsstern (etwas Glühwein hilft)

Benötigt wird: Eine Heißklebepistole(1) und ein paar der Corona-Schnelltests(2) der letzten Tage.



Schritt 1: Lege 5 Tests in Sternform zusammen



Pro-Tipp: Benutze eine Unterlage(3).
Schritt 2: und nun ordentlich Heißkleber an die Kontaktstellen schmieren



15min
S
Auch die
Cochenille-
schildlaus



Zum Schluss (**Schritt 3**) noch ein Faden da durch, und fertig ist deine tolle Weihnachtsbaumdeko!



Zwei aus Corona-Tests selbstgebastelte Weihnachtssterne im Tannenbaum(4)

Pro Tipp: Wenn du kürzere und längere Tests hast, kannst du zwei Sterne auch übereinander kleben und so zu einem Stern kombinieren.



Mit diesem Eintrag dokumentiere ich folgende Technikelemente:

- (1) Die zum Basteln viel und gerne benutzte Heißklebepistole
- (2) Die momentan allgegenwärtigen Corona-Antigen-Schnelltests

- (3) Im Haushalt sind noch Zeitungen (Wochenblätter aus Postwurfsendungen) vorhanden
- (4) Im Haus befindet sich ein echter Tannenbaum. Die Dekoration des Tannenbaums besteht unter anderem aus (vor vielen vielen Jahren selbstgebastelten) Stroh- und Papiersternen und (wenigen) echten Kerzen, die mit elektrischen Lichtern gemischt sind

Molinarius

30.12.2021 / 2002 – ca. 2007

Daddeln mit dem Fahrkartenautomaten

Am 30.12.2021 kaufe ich an einem DB-Fahrkartenautomaten eine Fahrkarte, vor dem nächsten Automaten steht ein etwa drei Jahre altes Mädchen, das auf seine Eltern wartet, die am übernächsten Automaten irgendetwas Langwieriges erledigen.

Sie beobachtet interessiert, was ich da mache, und beginnt an “ihrem” Automaten ebenfalls herumzudrücken. Nach ein paar Versuchen, bei denen nicht viel passiert, landet sie plötzlich im Untermenü des Buchstaben X, in dem nur zwei Einträge sind, und quietscht überrascht und erfreut auf, dass sich da auf einmal soviel getan hat.

Ich grinse, das Kind ist sehr herzig und außerdem muss ich plötzlich an eine Tätigkeit denken, die ich sehr lange nicht mehr ausgeübt habe: das Herumdaddeln mit dem DB-Fahrkartenautomaten.

Wenn ich in den nuller Jahren am Bahnsteig noch etwa zehn Minuten Zeit totzuschlagen hatte, war es mir häufig zu umständlich, Buch oder Zeitung rauszukramen, mein Handy hatte noch wenig Abwechslung zu bieten, also beschäftigte ich mich mit dem Fahrkartenautomat.

Man sucht nach Ortsnamen, die mit ungewöhnlichen Buchstaben anfangen, versauten Ortsnamen, sucht sich eine Verbindung von Bergen auf Rügen nach Zell im Wiesental raus, guckt wie lange das dauern würde, wenn man nur mit Regionalbahnen fährt, solche Sachen …

Das Gedaddel ist recht verbreitet, manchmal muss ich sogar Leute fragen, ob sie gerade was kaufen oder nur spielen, weil ich dringend noch einen Fahrschein kaufen muss und es der einzige Automat ist.

Es ist eine etwas langweilige Tätigkeit, aber in den nuller Jahren hat man an zugigen Bahnsteigen außer Rauchen sonst nicht viel zu tun.

Mit der immer größeren Verbreitung von Smartphones verschwindet das Fahrkartenautomaten-Gedaddel dann peu à peu.

LaSolMiFaRe

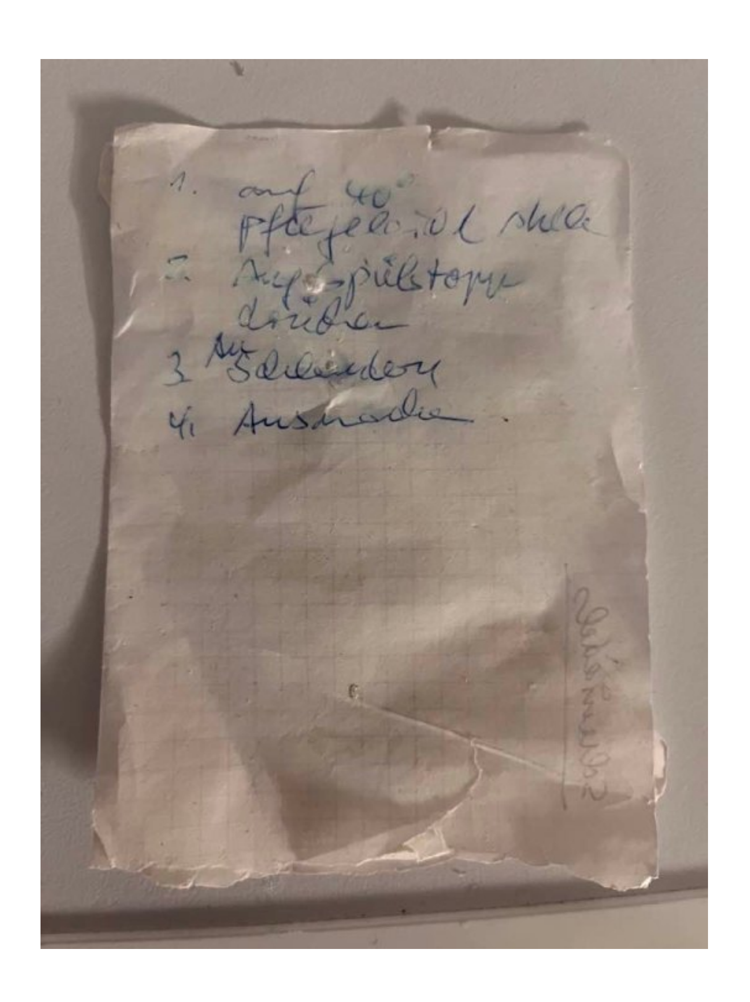
Dezember 2021

Zettelwirtschaft

Wenn ich in diesen Tagen durch das Haus meiner im Oktober verstorbenen Mutter tapse, finde ich immer wieder Zettel: auf ihrem Schreibtisch, in der Küche, im Wohnzimmer, in der Waschküche. Mit diesen Zetteln hat es meine Mutter geschafft, bis zum 79. Jahr selbstbestimmt allein zuhause zu wohnen, obwohl Morbus Alzheimer in den letzten zwölf Monaten lauter und lauter an die morscher werdende Tür ihres Oberstübchens klopfte.

Sie hat es noch einigermaßen geschafft, einen Computer oder auch ein seniorengerechtes Tablet zu bedienen. Auch Waschmaschine, Fernseher, CD-Spieler wurden noch genutzt. Das Geheimnis waren ihre selbstgeschriebenen Zettel. Manche waren nur knappe Post-Its, manche ellenlange Listen, in denen ganze Menüs und Untermenüs am Rechner minutiös ausbuchstabiert waren.

Auf Kalt stellen
Spülstopp erst.
↓
auf Aus stelle
dann auf Schleudern
auf 700 drücken



Mit Rührung betrachte ich heute diese Zettel, weil sie zeigen, mit welcher eisernen Disziplin sie bis ganz zuletzt versucht hat, irgendwie mit ihren technischen Geräten klarzukommen. Bei jedem Besuch bat sie mich, ihr "nochmal" (>500) zu erklären, wie dies und jenes funktioniert und wie man es bedient. Und während ich das tat, schrieb sie eifrig in ihrer bis zuletzt wun-

derbar lesbaren Lehrerinnenhandschrift mit, die Zettel wurden immer länger – und bereits beim Zusehen war im Grunde klar, dass sie spätestens nach 24 Stunden nicht mehr wissen würde, für welches Gerät dieser Zettel überhaupt angelegt worden war – und was zu tun wäre, wenn sich das entsprechende Gerät auch nur an einer Stelle ihres Waterfall-Diagramms anders verhielte als erwartet.

Die Botschaft ist aber klar: Sie war Kämpferin. Sie hat es versucht, wieder und wieder, against all odds. Heute sehe ich die Zettel und bereue jeden der leider zahlreichen Momente, in denen ich ungeduldig war mit ihr.

Jochen Reinecke

2021

Die Imkerei kommt in der Jetztzeit an, aber nur ein bisschen

Seit 2013 halte ich ein bis drei Bienenvölker in meinem Garten. Für das Techniktagebuch ist das unergiebig, die Bienenhaltung läuft sehr archaisch ab, es braucht nicht mal Elektrizität dazu.

Man kann einen Bienenstock außen in jeder lustigen Farbe anstreichen, aber das Innenleben ist die sprichwörtliche black box. Die Bienen leben in absoluter Dunkelheit und vieles von dem, was sie in der Kiste treiben, ist noch nicht erforscht. Karl von Frisch entdeckte mit dem Schwänzeltanz, wie Bienen ihre Nahrung finden. Das ist zwar spannend, aber für Imker wäre es viel spannender erkennen zu können, ob und wann die Bienen schwärmen werden.

Schwärmen heißt, dass eine Hälfte des Volkes auszieht und sich ein neues Zuhause sucht. Wenn es passiert, dann in der Regel irgendwann zwischen April und Juni, aber es passiert nicht notwendigerweise jedes Jahr. Von dem halben Volk, das zurückbleibt, kann man in diesem Sommer keinen nennenswerten Honigertrag mehr erwarten. Das ist für mich zu verschmerzen. Wich-

tiger ist, was mit den ausgeschwärmten Bienen passiert. Sie knüllen sich im Umkreis von 20 bis 50 Metern zu einem Haufen zusammen, aber man kann halt nicht kontrollieren, wo. Die Nachbarn sind zwar alle verständnisvoll, aber ich möchte trotzdem vermeiden, einen Bienenschwarm von einem ihrer Balkongeländer pflücken zu müssen. Um Anzeichen von Schwarmstimmung zu erkennen, muss man die Bienenbehausung im Abstand von wenigen Tagen öffnen und nachsehen, was sich im Inneren tut. Das ist für beide Seiten unangenehm: Mich kostet es Zeit und die Bienen stört es jedes Mal erheblich in ihrem Tun. Ich bin deshalb hoffnungsfroh, als ich 2020 von einem jungen slowakischen Unternehmen erfahre, das ein Hilfsmittel zur Schwarmvorhersage anbietet. Für knapp 100 Euro bestelle ich im Onlineshop zwei Hive Hearts (hive = Bienenstock), bezahle per Paypal und erhalte die Herzen ein paar Tage später per Post. Die Herzform ist ein guter Marketinggag, tut aber nichts für die Funktion der Geräte.



Durch den transparenten Kunststoffdeckel kann ich eine Platine erkennen, auf der eine Knopfzelle sitzt und ein paar Computerchips. Anfang 2021 lege ich in jedes der beiden Bienenvölker je ein Herz, installiere auf meinem Mobiltelefon die passende App und kann mir ab sofort folgende Daten ansehen, die alle zehn Minuten aktualisiert werden:

- Lufttemperatur
- relative Luftfeuchtigkeit
- Frequenz

Die Frequenz ist der wichtigste Parameter, gemeint ist das Summen der Bienen. Das Grundrauschen liegt irgendwo zwischen 75 und 200 Hertz, je nachdem was die Bienen gerade so treiben. Die Theorie der Herzverkäufer besagt, dass die Frequenz auf 240 Hertz und mehr ansteigt, wenn die Bienen in Schwarmstimmung kommen. Dann soll die App eine Warnung auf das Telefon schicken und ich kann Maßnahmen ergreifen, um das Schwärmen zu verhindern.

Im Mai 2021 fange ich einen Bienenschwarm in Nachbars Garten ein, ohne dass sich die Frequenzanzeige von der Grundlinie weg bewegt hätte. Ich würde jederzeit einen Bedienfehler meinerseits eingestehen, aber beim Hive Heart gibt es gar nichts zu bedienen. Meine Nachfrage beim Hersteller per e-mail wird abgewiesen, ich möge bitte den Chat auf der Homepage benutzen. Es vergehen einige Monate, bis ich mich dazu aufraffe. Die Person am anderen Ende kann oder will mein Problem nicht verstehen, ich gebe entnervt auf. Wo sie schon mal da sind, belasse ich die Messherzen in den Bienenstöcken. Um die Bienen am Schwärmen zu hindern, greife ich aber wieder auf die herkömmlichen Methoden zurück.

Gleichzeitig mit den Hive Hearts kaufe ich beim selben Händler auch eine Stockwaage. Darauf stellt man den Bienenstock, um Gewichtsschwankungen zu messen. Das liefert wertvolle Hinweise zur Entwicklung des Bienenvolkes und erleichtert Entscheidungen, die man sonst nach Gefühl treffen muss. Zum Beispiel wann es Zeit ist, den Honig zu ernten. Solche Waagen gibt es zwar bisher auch schon, sie kosten aber vierstellige Eurobeträge und sind deshalb für Hobbyimker uninteressant. Die 150 Euro, die ich investiere, sind

also vergleichsweise ein Schmunzelpreis. Die Gewichtsdaten laufen in die gleiche App wie die Daten der Hive Hearts, die Waage funktioniert einwandfrei und ich bin sehr zufrieden damit.

Marlene Etschmann

Januar 2022, schon seit Jahren, und es wird nicht einfacher

Man versprach den Zugriff auf alle weltweit verfügbaren Informationen, aber was wir bekamen, waren Abodienste und vielleicht muss ich mir doch wieder eine DVD wünschen

Ich lese einen Bericht über den aktuellen Film "“Don’t look up"”. Der Film handelt wohl von zwei Astronomen, die einen Kometen entdecken, der auf Kollisionskurs mit der Erde ist und das Leben auf der Erde ernsthaft gefährdet. Was den Film interessant macht, ist wohl, wie die Menschen mit der Entdeckung dieser Bedrohung umgehen – dies wird in zahlreichen Kritiken als Allegorie auf unseren Umgang mit der Klimakatastrophe beschrieben. Ich hätte große Lust, den Film zu sehen.

Ich habe ein Konto bei Amazon Prime. Bei Amazon Prime kann ich den Film “Don’t look up” leihen und habe dann 48 Stunden Zeit, ihn im Streaming zu schauen. Bevor ich auf die Schaltfläche “Jetzt für 2,49 Euro ansehen” klicke, merke ich zum Glück, dass es sich bei diesem gleichnamigen bei Amazon verfügbaren Film um ein sehr schlecht bewertetes und wohl zu Recht ziemlich unbekanntes Remake eines japanischen Horrorfilms von 1996 handelt.

Den Film, den ich gerne sehen würde, gibt es nicht bei Amazon. Es gäbe ihn bei Netflix, wo ich ein Abo abschließen soll. Ein Netflix-Konto habe ich nicht. Ich muss mal gucken, wie das bei Netflix funktioniert, bestimmt gibt es da so was wie ein Probeabo.

Ich würde auch sehr gerne die kürzlich erschienene Beatles-Dokumentation “Get Back” sehen. Die wäre bei Disney+ zu sehen, wenn ich dort ein Konto hätte. Vielleicht ein Probeabo..?

Der Sohn liegt mir in den Ohren, dass er die “Harry Potter Reunion / Return to Hogwarts” sehen möchte, die gerade bei HBO oder Sky laufen. Monatliches Abo erforderlich.

Ich bin sehr gerne bereit, für Inhalte im Internet zu bezahlen, und tue das auch an vielen Stellen – aber das ist mir zu unübersichtlich. Ich freue mich deshalb noch etwas weiter über die Inhalte der Mediatheken der öffentlich-rechtlichen Sender (Händels “Israel in Egypt” unter Thomas Hengelbrock! Leverkusener Jazztage 2021! Jazzbaltica 2021! – So viele Perlen!), für die ich ja auch bezahle, und verschiebe “Don’t look up”, “Get Back” und “Return to Hogwarts” auf unbestimmte Zeit. Vielleicht guck ich auch mal wieder einen Film über Amazon, aber dann wohl eher nicht einen japanischen Horrorfilm.

Molinarius

Januar 2022

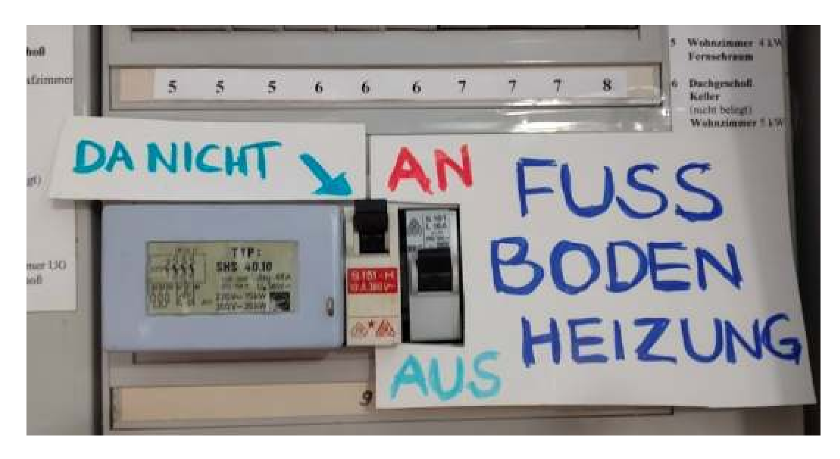
Der Schalter ist eine Sicherung und die Sicherung ist ein Schalter

Was bisher geschah: Vor einem Jahr habe ich im Haus der Mutter die antike Fußbodenheizung wiederentdeckt. Die mechanische Zeitschaltuhr der Fußbodenheizung war defekt. Der Bruder hat deshalb einige Monate später die Zeitschaltuhr ausgebaut und stattdessen “provisorisch” einen Schalter eingebaut, den er halt gerade hatte. Für noch später hat er den Einbau einer neuen, digitalen Zeitschaltuhr versprochen. Den provisorischen Schalter hat er beschriftet:



Letzte Woche hat sich herausgestellt, dass diese Beschriftungssituation nicht eindeutig genug ist. Ohne Brille kann die Mutter nämlich die Aufkleber nicht lesen, und dann wird nicht etwa die Brille geholt, sondern stattdessen irgendwas vermutet. Würde ich ja auch nicht anders machen. Außerdem ist ohne Brille nicht klar genug, welcher Schalter der richtige ist.

Ich habe daraufhin die Beschriftung aufgerüstet:



Manches ist da nicht ideal, jetzt seh ich es auch. “Da nicht” sollte nicht dieselbe Farbe haben wie “Aus”, und “An” steht viel zu nah am falschen Schalter. Eventuell lenkt auch das “Da nicht”-Schild die Aufmerksamkeit genau zum falschen Schalter.

Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eines Tages wird dieser Haushalt altersgerecht beschriftet sein! Oder jedenfalls gestaltet, denn Beschriftung ist ja an sich schon ein fataler Irrweg. Wenn was beschriftet werden muss, ist lange vorher was schiefgelaufen.[1] Das ist in diesem Fall die Tatsache, dass die Fußbodenheizung überhaupt abends ein- und morgens wieder ausgeschaltet werden muss, und dann auch noch im Sicherungskasten.

Heute entschuldigt sich die Mutter beim Frühstück: Sie habe gestern abend leider den falschen Schalter umgelegt, so dass jetzt nicht die Fußbodenheizung warm, sondern das gesamte Nachtspeicherheizungssystem kalt ist.

Ich: Ich mach einen Deckel über den falschen Schalter.

Die Mutter: Nein, jetzt weiß ich es ja.

Ich: Hast du letzte Woche aber auch schon gesagt.

[1] Oliver Laumann erinnert mich daran, dass dieser Gedanke nicht von mir ist, sondern von Don Norman. Er steht in “The Design of Everyday Things”, einem Buch, das ich 2007 gelesen habe: Wenn etwas so Einfaches wie eine Tür ein “Drücken” oder “Ziehen”-Schild benötigt, ist das schlechtes Design.

Die Mutter: Ich hab mir gedacht, ich mach da Klebeband über den falschen Schalter.

Ich: NEIN DAS IST EINE SICHERUNG!

Aber die Mutter kann nichts für dieses Missverständnis. Der richtige Schalter sieht nicht nur genauso aus wie eine Sicherung, er *ist* eine Sicherung. Direkt neben dem falschen Schalter, der kein Schalter ist, sondern eine Sicherung, ist also der richtige Schalter, der zwar eine Sicherung ist, aber wie ein Schalter benutzt werden soll.

Ich erinnere den Bruder noch mal an seine Zeitschaltuhr-Einbaupläne und ergänze die Beschriftung im Sicherungskasten.

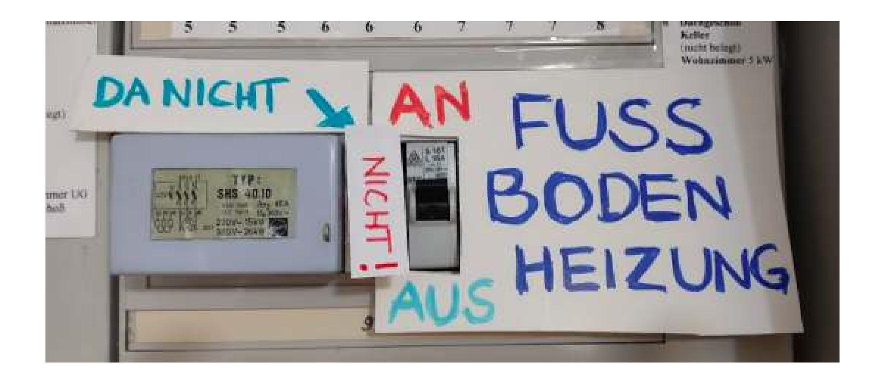




FIGURE 1.2. Problem Doors: Signifiers Are Needed. Door hardware can signal whether to push or pull without signs, but the hardware of the two doors in the upper photo, A, are identical even though one should be pushed, the other pulled. The flat, ribbed horizontal bar has the obvious perceived affordance of pushing, but as the signs indicate, the door on the left is to be pulled, the one on the right is to be pushed. In the bottom pair of

photos, B and C, there are no visible signifiers or affordances. How does one know which side to push? Trial and error. When external signifiers—signs— have to be added to something as simple as a door, it indicates bad design. (Photographs by the author.)

Foto und Textauszüge aus: Don Norman, “The Design of Everyday Things”, Revised and Expanded Edition, 2013, jnd.org/the-design-of-everyday-things-revised-and-expanded-edition/

Heizungssteuerung ist zwar überhaupt nicht etwas so Einfaches wie eine Tür, aber ich glaube trotzdem, dass es hier eine bessere Lösung ohne Schilder geben könnte. Außerdem muss ich dringend dieses Buch von Don Norman noch mal lesen, und dann die Bücher von ihm, die ich noch nicht kenne. Vielleicht stehen ja Lösungen für den altersgerechten Haushalt darin.

Kathrin Passig

Seit dem 22. Januar 2022

Her mit den Cookies – weg mit den Cookies

Ich bin es so leid. Nein. Nicht so, sondern sooooOOOOoooo!

Dieses Cookies Bestätigen, Auswählen, Akzeptieren nervt. Wie ich schon an anderer Stelle sagte: Der Datenschutz bringt uns noch um. Vielleicht nicht im wörtlichen Sinne, aber er bringt, zumindest mich, um – um den Verstand.

Heute habe ich darum in meinem meist genutzten Browser Google Chrome Nägel mit Köpfen gemacht. Erst habe ich die Erweiterung “I don’t care about cookies” installiert.



Und gleich danach Cookie AutoDelete



Wenn das jetzt so funktioniert, wie ich mir das vorstelle, werden erst automatisch alle Cookies zugelassen und nach dem Schließen des Tabs wieder gelöscht (mit einer Karenzzeit von – einstellbaren – 15 sec). Außerdem gibt es eine Whitelist, die man vor dem Aktivieren der Erweiterung füllen sollte, in der man Seiten eintragen kann, von denen die Cookies nie gelöscht werden sollen.

Dann mal her mit dem Cookies – und weg damit!

Markus Winninghoff

2021 und 2022

Babys erste Apps

Zusammen mit meinem ersten Kind sind auch einige neue Apps in mein Leben getreten, die alle in irgendeiner Form als Unterstützung für Eltern dienen sollen.

Mit Bekanntwerden der Schwangerschaft 2021 beschließe ich, mir ein Fitnessarmband zu kaufen, über das ich vorher nur vage nachgedacht habe. Das Armband kann meinen Puls und meine Schlafzeiten messen und hilft mir, in Bewegung zu bleiben. Es kann außerdem Menstruationszyklen tracken oder, wenn man das möchte, eine Schwangerschaft. In der App zum Gerät werden dann Tipps für den aktuellen Schwangerschaftsabschnitt angezeigt. Einmal pro Woche werde ich informiert, wie groß das ungeborene Kind etwa ist, verglichen mit verschiedenen Obst- und Gemüsesorten.



Im Screenshot sieht man eine englischsprachige Meldung, die mich informiert, dass das ungeborene Kind etwa so groß ist wie eine Limette.

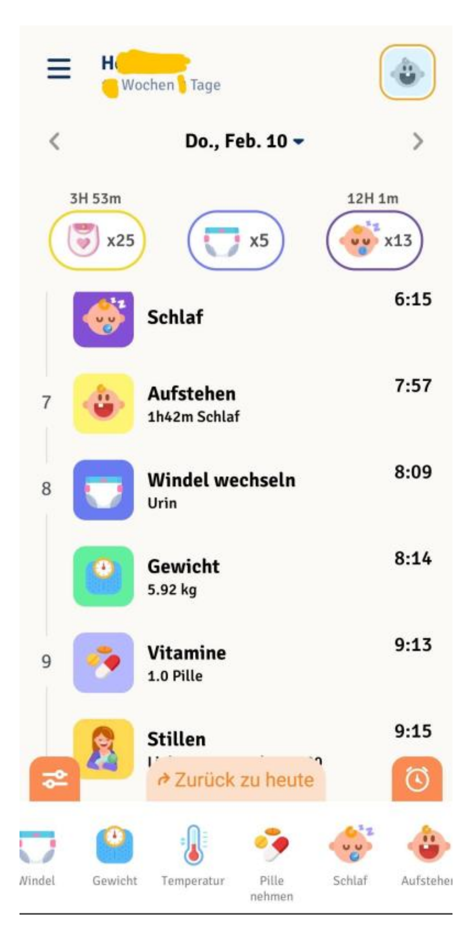
Um zusätzlich noch nützlichere Informationen zu erhalten, installiere ich mir außerdem eine App, die von meiner Krankenkasse speziell für Schwangere angeboten wird. Auch hier wird mir einmal pro Woche ein Update zur

Größe des Kindes gegeben, der Text geht hier sogar etwas mehr ins Detail, sodass ich lernen kann, welche Organe zum Beispiel gerade wachsen oder womit das ungeborene Kind sich zur Zeit so beschäftigt, um sich nicht zu langweilen. Die App von der Krankenkasse enthält auch Tipps zu Ernährung, Bewegung, Organisation und Entspannung in der Zeit der Schwangerschaft.



Im Screenshot wird ein Update zum Status des ungeborenen Kindes in der 20. Schwangerschaftswoche gegeben. Es ist 300g schwer und 25cm groß. Text: “Die kleinen grauen Zellen im Gehirn deines Babys vermehren sich jetzt rasant – pro Minute bilden sich bis zu 250.000 neue Nervenzellen, auch “Neuronen” genannt, die zu ihren endgültigen Orten im Gehirn “wandern”. Im Laufe des weiteren Reifungsprozesses wird allerdings ein großer Teil dieser Neuronen wieder abgebaut. Auch die Sinne entwickeln sich kräftig weiter.”

Ende 2021 ist das Kind dann bei uns und wir, das heißt beide Eltern, installieren uns eine App namens „Baby Tracker – Breast Feeding“. Der Zweck dieser App ist es, die wichtigsten Ereignisse, die mit den Grundbedürfnissen des Kindes zusammenhängen, zu protokollieren und gegebenenfalls auszuwerten. Es ist zum Beispiel hilfreich für uns, zu wissen, ob der letzte Windelwechsel eine oder vier Stunden her ist – so müssen wir uns die Uhrzeiten nicht selbst merken, und als unerfahrene Eltern richten wir uns am Anfang eher nach diesen zeitlichen Abständen, weil wir noch nicht gut einschätzen können, ob ein Windelwechsel nötig ist. Außerdem können wir anhand der bisherigen Schlafdauer an einem Tag gut einschätzen, ob der Nachtschlaf in greifbarer Nähe ist oder es noch etwas dauert. Medikamente, die einmal täglich gegeben werden, erscheinen auch in der App. Damit wir immer jeweils auf dem neuesten Stand sind, haben wir eine App gewählt, bei der sich mehrere Personen von mehreren Geräten aus miteinander verknüpfen können und die Daten jederzeit zwischen allen Geräten synchronisiert werden. Die Anzeige in der App, zum Beispiel die Auswahl und Anordnung der trackbaren Ereignisse (unterer Bildschirmrand, siehe Screenshot) kann auf jedem Gerät individuell angepasst werden. So kann zum Beispiel ein Elternteil, der stillt, das Symbol dafür an zentraler Stelle anzeigen, während ein Elternteil, der nicht stillt, andere Symbole häufiger braucht.



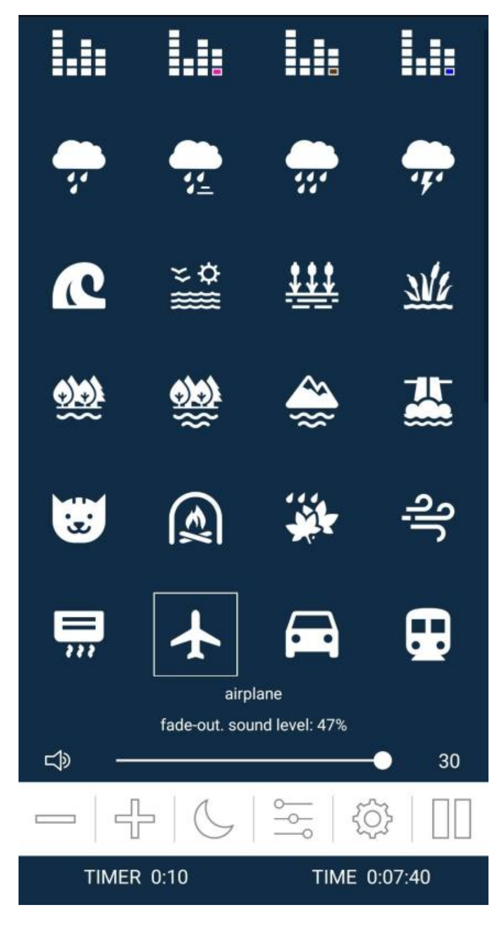
Im Screenshot werden die eingetragenen Ereignisse vom 10. Februar angezeigt. Jede Kategorie (Schlaf, Aufstehen, Windel wechseln, Gewicht, Medikamente, Füttern) hat ein eigenes Symbol. Am oberen Rand wird ein Überblick über die gesamte Stilldauer an diesem Tag, alle Windelwechsel des Tages und die gesamte Schlafdauer an diesem Tag angezeigt. Am unteren Rand steht eine Reihe von Symbolen, auf die man drücken kann, um ein neues Ereignis einzutragen.

In der App kann man sich eine kleine Auswertung der Ereignisse jeder Woche ansehen. So sieht man zum Beispiel, wie die Schlafphasen des Babys verteilt sind. Die Anzeige ist allerdings nicht optimal, weil beispielsweise sehr kurze Schlafphasen zu groß angezeigt werden, damit die Beschriftung in den Block passt. Außerdem sieht man immer nur eine Woche zur Zeit, und die Anzeige der Füttereignisse ist sehr enttäuschend und wenig informativ. Man kann immer nur die Analyse einer Ereigniskategorie zur Zeit sehen.



Im Screenshot sieht man die Verteilung der protokollierten Schlaf- und Wachphasen aus einer Woche im November 2021. Schlafphasen zwischen 15 Minuten (Dienstag) und 46 Minuten (Freitag) werden gleich groß angezeigt. Die Füttereereignisse können nicht zusammen mit den Schlafphasen angezeigt werden.

Mit weißem Rauschen können unzufriedene Babys oft gut beruhigt werden. Zunächst spiele ich immer einen Track namens „White Noise 3 Hour Long“ von Youtube Music auf meinem Handy ab. Später installiere ich mir eine App namens „White Noise Baby Sleep Sounds“, weil sie unterschiedliche Rauschtracks enthält und außerdem eine einstellbare Timer-Funktion hat. Das Rauschen wird nach und nach leiser, bis der Timer abgelaufen ist.



Im Screenshot ist zu sehen, dass seit etwa 7 Minuten ein Rauschen vom Typ "Flugzeug" abgespielt wird. Nach 10 Minuten soll das Rauschen aufhören. Die Lautstärke ist auf die lauteste Stufe eingestellt, aber da das Fade-out schon begonnen hat, läuft das Geräusch inzwischen nur noch auf 47% der eingestellten Lautstärke. Die App bietet auch Geräusche von Autos, Zügen, Dunstabzugshauben, Katzenschnurren, Lagerfeuer, Wind, Wasserfälle und einige andere Szenarien.

Anfang 2022 beginnt unser Tagesablauf etwas regelmäßiger zu werden. In der Babytracker-App sind jetzt einige zuverlässige Schlafzeiten zu erkennen. Wir versuchen, noch mehr Regelmäßigkeit in unseren Alltag zu bringen, aber dafür reicht uns die Darstellung der Daten in der App nicht mehr aus. Ich exportiere die Daten aus der App als CSV-Dateien und schreibe ein eigenes Skript in Python, um die Daten nach meinen Vorstellungen mit matplotlib abzubilden. Jetzt kann ich genau sehen, wie Schlafphasen, Mahlzeiten und Windelwechsel über den Tag verteilt stattfinden und wie sie zusammenhängen, was mir dabei hilft, den Tagesablauf zu gestalten.



Im Screenshot ist der Graph über die Babytracker-Daten für zwei Wochen zu sehen. Nur Schlaf-, Fütter- und Windeleinträge sind abgebildet.

Zusätzlich installiere ich mir in dieser Zeit einige Apps, die nur indirekt mit dem Baby zusammenhängen: Eine App des Supermarktes, bei dem wir unsere Wocheneinkäufe bestellen; eine App eines Klamottenladens, bei dem wir Babybekleidung kaufen; und die Patreon-App, damit ich die Inhalte, die ich monatlich unterstütze, bequem auf dem Handy ansehen kann. Viele Dinge, die ich vor dem Kind mal eben schnell am Laptop gemacht habe, finden jetzt stattdessen am Handy statt, weil das immer griffbereit ist und wenig Platz

wegnimmt. Damit ich es besser einhändig bedienen kann, aktiviere ich Ende 2021 die Gestensteuerung, um nicht mehr mit dem Daumen den Zurück-Button am unteren Bildschirmrand treffen zu müssen.

Alina Smithee

12. Februar 2022

Ich kann kein Russisch, aber…

In der angespannten Lage um die Ukraine und Russland und den Westen verfolge ich akribisch die Entwicklung – nicht nur aus politischem Interesse, sondern auch aus beruflichen Gründen. Nach einem mit Spannung erwarteten Telefonat von US-Präsident Joe Biden und dem russischen Präsidenten Wladimir Putin möchte ich natürlich, wie viele, genauer wissen, was da eigentlich besprochen wurde.

Das Weiße Haus veröffentlicht recht schnell eine Zusammenfassung. Der Kreml hingegen publiziert, durchaus ungewöhnlich, das Audio eines Briefings von Putin-Berater Juri Uschakow. Auf Russisch.

Ich kann kein Russisch. Und der übliche Weg, einen russischen Text durch eine Übersetzungs-Software laufen zu lassen, fällt erstmal weg. Weil es ja keinen Text gibt, sondern eine Audiodatei.

Ich frage im Techniktagebuch-Redaktionschat, ob jemand eine Webseite mit Audio-Transkription kennt, die russische Sprache transkribiert. Kathrin Passig empfiehlt sonix.ai[1], und ich probiere das schnell aus: Audio-Datei von der Kreml-Seite herunterladen, bei sonix.ai einen Testaccount erstellen, das Audio hochladen.

[1] Anmerkung Kathrin Passig: Ich habe das nur schnell gegoogelt und selbst nicht ausprobiert. Dass auch die beiden mir bekannten Tools Trint und Amberscript Russisch verstehen, habe ich erst gemerkt, als Thomas sein Problem schon gelöst hatte.

Nach etwa einer Viertelstunde liegt das Ergebnis vor, und ich bekomme eine russische Textdatei. Die kopiere ich in deepl.com, inzwischen meine bevorzugte Übersetzungssoftware (wenn es nicht um außereuropäische Sprachen geht, die diese Seite nicht kennt). Und nach wenigen Minuten habe ich eine durchaus lesbare deutsche Übersetzung.

Das ging schnell. Aber der Kreml war diesmal auch schneller als erwartet: Kurz nachdem ich das Ergebnis meines mehrstufigen Prozesses vor mir habe, liefert die Kreml-Webseite das russische Transkript. Dann lasse ich, bei solchen Dingen kommt es schon auf Präzision an, doch lieber die offizielle Fassung durch die Übersetzungssoftware laufen.

Allerdings, der spätere Vergleich zeigt: Der Weg Audio-Datei → Transkript in Originalsprache → deutsche Übersetzung ist gar nicht so schlecht im Vergleich zum kürzeren Weg von der – vermutlich menschlichen – Transkription zur automatischen Übersetzung.

Die deutsche Übersetzung des Transkript vom Audio:

> Guten Abend. Das Telefongespräch zwischen dem Präsidenten der Russischen Föderation und dem Präsidenten der Vereinigten Staaten wurde soeben beendet. Das Gespräch dauerte etwas mehr als eine Stunde. Es handelte sich um eine Fortsetzung der amerikanisch-russischen Videokonferenzen vom 7. Dezember und der Telefonkontakte vom 30. Dezember. In diesem Moment begannen die beiden Staats- und Regierungschefs mit dem wichtigsten Thema des heutigen Tages, nämlich der Gewährleistung langfristiger, gesetzlich verankerter Sicherheitsgarantien für die Russische Föderation. Das heutige Gespräch fand inmitten einer noch nie dagewesenen Hysterie der US-Beamten über einen angeblich unmittelbar bevorstehenden Einmarsch Russlands in die Ukraine statt. Jeder weiß das. Unter Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit eines solchen Katastrophenszenarios hat die US-Seite übrigens um den heutigen Telefonkontakt zwischen den Präsidenten gebeten, obwohl dieser für Anfang nächster Woche

> geplant war. Insbesondere am Montag hatten wir vor, ähnliche Ersuchen um dringende Telefongespräche mit anderen Mitgliedern der Verwaltung zu stellen, die gestern und heute mit vielen ihrer russischen Amtskollegen gesprochen haben.

Und zum Vergleich die Übersetzung vom russischen Original-Transkript:

> Guten Abend! Das Telefongespräch zwischen dem Präsidenten der Russischen Föderation und dem US-Präsidenten ist soeben beendet worden. Das Gespräch dauerte etwas mehr als eine Stunde. Dieses Gespräch war eine Art Fortsetzung der amerikanisch-russischen Gespräche, die am 7. Dezember per Videokonferenz stattfanden, sowie des Telefongesprächs, das am 30. Dezember stattfand. Dann begannen die beiden Staatsoberhäupter mit dem wichtigsten Thema des Tages, nämlich der Bereitstellung langfristiger, rechtlich verankerter Sicherheitsgarantien für die Russische Föderation.
> Das heutige Gespräch fand inmitten einer noch nie dagewesenen Hysterie der US-Beamten über den angeblich bevorstehenden Einmarsch Russlands in die Ukraine statt, der bekanntlich unmittelbar bevorsteht. Übrigens hat die amerikanische Seite unter Hinweis auf die Wahrscheinlichkeit eines solchen Katastrophenszenarios um das heutige Telefongespräch mit den Präsidenten gebeten, obwohl es für Anfang nächster Woche – Montag, so war unser Plan – vorgesehen war.

Nun kann ich, ich spreche ja kein Russisch, nicht beurteilen, ob da gegebenenfalls das russische Transkript gegenüber dem gesprochenen Wort in der Audio-Datei etwas geglättet wurde. Aber mit dem Ergebnis des – wenn auch etwas umständlich – übersetzten Audios kann ich ganz gut leben.

Thomas Wiegold

2022

WLAN im Altersheim

Mein Vater stirbt wenige Wochen nach der Umsiedlung meiner Eltern ins Altersheim. Wir Kinder treffen uns mit dem Beerdigungsunternehmer in einem Besprechungszimmer. Weder dort noch sonstwo im Altersheim gibt es einen Ort, an dem wir über Mobilfunk (WLAN gibt es nicht) unsere Online-Kalender für einen Termin für die Beerdigung abstimmen können.

Meine Mutter hatte kurz vor dem Umzug noch einen 50 Zoll UHD 4K-Fernseher gekauft (über die Umstände des Verkaufs durch einen verkaufstüchtigen Anbieter breite ich hier den Mantel des Schweigens) und ins Altersheim mitgenommen. Dort liegt in den Zimmern noch analoges Kabel. Man kann sich vorstellen, wie das auf einem UHD-Fernseher aussieht – man kann quasi jedes Pixel einzeln auf dem Bildschirm erkennen. Meine Rücksprache mit dem Techniker des Altersheims ergibt, dass es technisch möglich sein sollte, ihren privaten Telefonanschluss zu nutzen, um DSL in ihr Zimmer durchzuschleifen und einen Telekom Router mit Magenta-TV anzuschließen. Das funktioniert innerhalb weniger Tage, ein technikaffiner Enkel besorgt die Einrichtung – und sie hat hochauflösendes Fernsehen auf ihrem Zimmer.

Nebenbei hat sie so das einzige Zimmer mit funktionierendem WLAN im Altersheim, das sowohl die Pflegekräfte als auch ihre Besucher:innen benutzen können, z. B. fürs Betrachten alter Bilder auf dem TV oder gelegentliche betreute Videoanrufe.

Rainer Glaap

17. Februar 2022

Acht Jahre Techniktagebuch

Es ist wieder diese Jahreszeit. Das Techniktagebuch ist ein Jahr älter geworden (Vorgeschichte am 7. Februar 2014, Blog-Gründung am 17.), und aus diesem Anlass gibt es eine Buchausgabe. Dieses Jahr trägt sie den einprägsamen Titel “SET und FUNC gleichzeitig drücken, dann MODE drei Sekunden gedrückt halten“, der wie immer durch Abstimmung in der Redaktion gefunden wurde. Auf den Abstimmungsplätzen 2 und 3 landeten die Titel “Wenn man falsch drückt, muss man den ganzen Sessel neu starten” und “Ich hab dir nie einen Nadeldrucker versprochen”.

Die übrigen 40 Titelvorschläge waren auch ganz gut, außer vielleicht “Gästelistenplätze für Auftritte meiner Band Hässlicher Versehenspanda“ (letzter Platz in der Abstimmung).



Das Titelbild wurde von Feathers McGraw gestaltet. Es zeigt Australiens ersten digitalen Computer, den CSIRAC. Markus Winninghoff hat ein neues Vorwort (sein drittes, das neunte des Buchs) beigesteuert.

Die meiste Arbeit bei der Buchherstellung verursachen jedes Jahr besonders kompetente Gastbeitragsautorinnen und -autoren, von denen zu befürchten ist, dass sie ihren Beitrag suchen und sagen werden “a-HA! wusste ich doch gleich, dass sie meinen Fußnotenstil / meine Sonderzeichen / meine Spezialformatierung nicht hinkriegen in ihrem windigen ‘Technik’-Blog”. Falls solche Personen, über deren Beiträge wir uns natürlich trotzdem immer sehr freuen, hier mitlesen: Bei aller Liebe zur individuellen Fußnotengestaltung muss sich die herausgeberische Sorgfalt auf 14146 Seiten verteilen, und das heißt: ziemlich dünn. Eines Tages werden wir alle Fußnotenstile, Sonderzeichen und Spezialformatierungen korrekt hinkriegen, aber dieser Tag ist noch nicht gekommen.

Eine Best-of-Ausgabe wird es auch wieder geben, allerdings nicht heute, sondern erst nächste Woche[1]. Wer so lange nicht warten möchte, kann in der Gesamtausgabe den Eintrag “best of” im Stichwortverzeichnis betrachten (S. 13862–13867) und den Links von dort folgen. Das ist dann sogar gratis!

Alle, die das nicht möchten, bitten wir wie immer darum, das PDF trotzdem herunterzuladen (hier, 269 MB). Malt euch unsere Dankbarkeit aus, wenn Tumblr zerfällt wie Zuckerwatte in einer Pfütze, alle redaktionseigenen Backups sich als defekt erweisen und nur noch eine Person auf der Welt so ein Techniktagebuch-PDF hat. Ihr alle habt eine Chance, diese Person zu werden. Aber eben nur durch vorheriges Speichern des PDFs.

Kathrin Passig

[1] Es wurde dann in Wirklichkeit nächstes Jahr.

Februar 2022

Und immer noch im TV-Homestudio



Seit Beginn der Coronavirus-Pandemie im Frühjahr 2020, also bald zwei Jahre, spielt sich für mich wie für viele das berufliche Leben nicht nur im Home-Office ab, sondern auch im Heimstudio: Für Gespräche und Konferenzen hat sich die Videoverbindung auf dem Laptop zum neuen Standard entwickelt. Für mich kommt noch hinzu, dass ich – wie schon seit Jahren – immer mal wieder von Fernsehsendern zu Live-Schalten eingeladen werde. Und auch dafür fahre ich natürlich längst nicht mehr ins Studio, sondern werde aus dem heimischen Wohnzimmer zugeschaltet.

Ein Auftritt in den TV-Nachrichten allerdings sollte schon ein bisschen besser aussehen als die übliche Zoom-Konferenz. Das klappt nicht immer, wie man fast jeden Abend bestaunen kann – selbst hochrangige Politiker sitzen (immer noch) für solche Schaltgespräche mit einer Schreibtischlampe schlecht ausgeleuchtet vor dem falsch platzierten Laptop und sind dank eingebautem Computermikrofon eher schlecht verständlich. Und ehe Zuschauer*innen wahrnehmen, was jemand sagt, ist schon – nachteilig – angekommen, wie jemand unvorteilhaft aussieht oder mit grottigem Ton schlecht zu verstehen ist.

Das muss ja nicht sein, deshalb hatte ich schon im ersten Pandemiejahr ein wenig technisch aufgerüstet. Seitdem sind ein paar Kleinigkeiten hinzugekommen, vor allem aber habe ich auch mehr Erfahrung gesammelt. Auch wenn's vielleicht bisschen langweilig ist (jetzt! Aber in 20 Jahren?) eine Übersicht über die Technik, mit der man auch aus dem Heimstudio gut rüberkommt, sei es für einen Zoom-Vortrag oder fürs Fernsehen:

• Unverzichtbar ist natürlich der Computer (der auch ein Smartphone oder ein Tablet sein kann), um die Verbindung zum Internet und zum Gegenüber herzustellen. Laptops (meist) und Smartphones (immer) haben von vornherein ein eingebautes Mikrofon und eine Kamera – grundsätzlich reicht das schon für die Videokonferenz und im Notfall sogar für eine Fernseh-Schalte. Aber es klingt nicht gut und es sieht auch meist nicht gut aus.

Minimale Tricks: Das Gerät mit der Kamera so platzieren, dass die Kamera auf Gesichtshöhe ist. Mit Büchern, Pappkartons, was aus immer. Hauptsache kein Blickwinkel schräg von unten in die Nasenlöcher.

Für den Ton mindestens eines dieser Minimal-Headsets verwenden, also die Ohrhörer mit dem Mikrofon im Kabel. Oder kabellose Bluetooth-Hörer.

• Für den guten Ton ist natürlich ein externes Mikrofon am besten. Da gibt's welche für Smartphones. Ich bevorzuge den Laptop in Kombination mit einem extern angeschlossenen USB-Mikrofon.

• Fürs Bild ist aus verschiedenen Gründen eine externe Kamera sinnvoll – der optisch auffälligste: Die eingebauten Kameras in Laptop, Smartphone und Tablet sind recht weitwinkelig, haben also eine kurze Brennweite, und

müssen deshalb recht nahe vor dem Gesicht stehen. Das verzerrt und sieht nicht gut aus. Besser ist deshalb eine Kamera mit längerer Brennweite, also einem leichten Teleobjektiv, die etwas weiter weg steht. Das hat auch den Vorteil, dass der Hintergrund leicht unscharf wird und nicht von der Person ablenkt.

Dafür ist dann aber ein Stativ für die Kamera nötig.

Die meisten modernen Digitalkameras lassen sich an einen Computer anschließen, über USB oder einen HDMI-Eingang. Bei ganz neuen einfach mit einem Kabel, etwas ältere benötigen dafür ein Zwischengerät, zum Beispiel CamLink. Das ist dann auch mit den meisten für Videokonferenzen genutzten Programmen kompatibel. Gut ist übrigens, wenn sich der Autofokus abschalten und auf manuelles Scharfstellen umschalten lässt – die Zuschauer*innen nervt ein Kameraobjektiv, das plötzlich hin- und herfährt, um scharf zu stellen.

Außerdem hilft eine externe Stromversorgung für die Kamera: Im Videobetrieb halten die Akkus nicht so gar lange durch. Das unterscheidet sich natürlich von Kamera zu Kamera.

Gut ist dann übrigens auch eine hilfreiche Person: Wer vor der Kamera sitzt, kann sie schlecht selbst scharf stellen. Außerdem macht das den Umgang mit der Wäscheklammer, siehe unten, einfacher.

• Genauso wichtig wie die Aufnahmetechnik für Bild und Ton ist, meist unterschätzt, das Licht. Wer nur bei Tageslicht vor die Kamera geht, kann darauf vielleicht verzichten – obwohl ständig wechselndes Licht bei teilweise wolkigem Himmel auch nicht schön ist.

Alle anderen brauchen Beleuchtung. Richtige Beleuchtung, um nicht wie im Verhörzimmer auszusehen. Ich benutze inzwischen neben den beiden LED-Panels, die ich schon 2020 beschafft hatte, auch eine so genannte Softbox, eine Tageslichtbirne in einem Reflektorschirm, vor den weißer Stoff gespannt ist. Das gibt ein weiches Licht fürs Gesicht, ein LED-Panel leuchtet mich zusätzlich aus – und das zweite LED-Panel den Hintergrund. Also drei Lampen, jede auf einem eigenen Stativ.

• Der Hintergrund ist nämlich auch so ein Problem. Ich setze mich immer vor ein Bücherregal, der inzwischen anerkannte Standard für "wir schalten zu unserem Experten". Aber natürlich sind auch andere Hintergründe möglich, so lange sie nicht zu unruhig sind und/oder von der Person vor der Kamera ablenken.

Die beliebten virtuellen Hintergründe sind da übrigens nicht so unproblematisch. Zum einen, weil sie in den meisten Programmen nur dann einwandfrei funktionieren, wenn eine einfarbige grüne (oder ggf. blaue) Leinwand dahinter aufgespannt ist – sonst kann es bei jeder Bewegung unschöne Effekte geben. Und zum anderen. weil man sich schon sehr genau überlegen muss, welchen Hintergrund man öffentlich präsentieren möchte. Außerdem funktioniert jede Videokonferenz-Software anders mit solchen virtuellen Hintergründen.

• Ach ja, bei Fernsehen-Schalten (und ich denke, auch bei Vorträgen) ist auch ein Rückkanal nötig, um das Gegenüber zu hören. Bei Nutzung des eingebauten Lautsprechers droht eine Rückkopplung, deshalb ist ein simpler Knopf im Ohr die beste Lösung. Auf einer Seite reicht, ist ja nicht Stereo. Ich habe, damit es nicht gar so auffällig ist, dafür einen Ohrhörer-Set mit transparentem Kabel, das aber auch mit einer 2 Meter langen Verlängerung an den Laptop angeschlossen ist. Und dazu das billigste Ausrüstungsteil: Eine Wäscheklammer, mit der ich das Kabel hinten am Hemdkragen befestige.

Klingt alles ein bisschen aufwändig, lohnt sich aber. Für TV-Schaltgespräche allemal, vermutlich auch, wenn man öfter auf diesem Weg Vorträge oder Präsentationen hält.

Damit's dann so aussieht:



(Auch dieses Bild ist im Original schärfer als es bei Tumblr wirkt)

Kurze beispielhafte Technikliste

- Laptop mit der nötigen Software für die Videoverbindung
- Digitalkamera mit Stativ, ggf. externe Stromquelle für die Kamera
- Video-Verbindung Kamera-Laptop (Kabel oder Kabel und CamLink)
- externes (USB-)Mikrofon
- Ohrhörer (Kabel mit Verlängerung oder Bluetooth)
- Licht: Mindestens zwei helle Lichtquellen. Am besten eine Softbox plus zwei LED-Panel, jeweils auf einem eigenen Lampenstativ
- nicht Technik, aber Teil der Überlegung: Hintergrund
- Wäscheklammer

Und jeweils einen Ort, das alles aufzubauen – und ein bisschen Übung für raschen Auf- und Abbau.

Thomas Wiegold

Mitte Februar 2022

Das Digitale und das Analoge: Nicht leicht zu unterscheiden, aber in jedem Fall nützlich

Die Mutter erzählt immer wieder mal beim Frühstück, dass sie nachts ins Bad gekommen und der Heizlüfter immer noch gelaufen sei. Man muss einfach dran denken, den auszustecken, bevor man ins Bett geht!

Der Heizlüfter wird dazu benutzt, abends (eventuell auch morgens, aber da bin ich nicht dabei) das in einer kalten Gegend des Hauses gelegene Bad schnell auf eine erträgliche Temperatur zu bringen. Und danach muss man ihn halt wieder ausstecken.

Ich glaube nicht an Lösungen, die "man muss einfach dran denken" enthalten. Ich glaube noch nicht mal für mich selbst an sie. Für meine Mutter noch etwas weniger. Meine Suche nach irgendeinem möglichst einfachen automatischen Abschalteding bleibt aber ergebnislos. Als der Bruder zu Besuch kommt, schildere ich ihm deshalb das Problem.

"Doch, da gibt es was", sagt er, und findet es auch schnell. Es ist ein Zwischenstecker mit einem Knopf, den man drückt, und dann fließt eine Viertelstunde lang Strom. Dieses nützliche Ding gibt es von vielen Herstellern in vielen Versionen. Aber nur ein Produkt hält die 2000 Watt des Heizlüfters aus. Man kann es in zwei Versionen kaufen:

Analog ...


Ansmann 1260-0001 Steckdosen-Timer analog Timer-Funktion
(2)
Bestell-Nr.: 2252944 - WK
Hst.-Teile-Nr.: 1260-0001
EAN: 4013674142170
ANSMANN
Datenblatt
Datenblatt 22529...
Alle anzeigen
Merken
Vergleichen

… und digital:



Analog ist es weiß und kostet 12,99, digital ist es schwarz und kostet 15,38. Aber was mag der Unterschied sein, abgesehen von Preis und Farbe? Gut, dass es den “Vergleichen”-Button gibt. Ich betätige ihn und finde heraus ...

Anzeige	digital	analog
Ausführung	Digital	
Besonderheiten		Timer-Funktion
Betriebsspannung	230 V/AC	
Breite	72 mm	
Einsatzort	Innenbereich	
Herstellerfarbe	Schwarz	Weiß

… dass der eine Zwischenstecker digital und der andere analog ist. Und dass sie sich in der Farbe unterscheiden.

Jetzt will ich es wissen und lese mir die Bedienungsanleitungen durch.

Funktionsübersicht analog:

FUNKTIONSÜBERSICHT

- Intelligente zeitgesteuerte Steckdose mit Zero Watt Technologie
- Kein unnötiger Stromverbrauch im Standby-Betrieb
- Sichere automatische Netztrennung nach voreingestellter Betriebszeit
- 15 Min., 30 Min., 1 Std., 2 Std., 4 Std., 8 Std. einstellbar
- Einfachste Bedienung mit nur einer Taste
- Optische LED Anzeige der verbleibenden Betriebszeit
- 2500 Watt oder 10A maximale Schaltleistung

Funktionsübersicht digital:

FUNKTIONSÜBERSICHT

> Intelligente zeitgesteuerte Steckdose mit Zero Watt Technologie
> Kein unnötiger Stromverbrauch im Standby-Betrieb
> Sichere automatische Netztrennung nach voreingestellter Betriebszeit
> 15 Min., 30 Min., 1 Std., 2 Std., 4 Std., 8 Std. einstellbar
> Einfachste Bedienung mit nur einer Taste
> Optische LED Anzeige der verbleibenden Betriebszeit
> 2500 Watt oder 10A maximale Schaltleistung

Das braucht jetzt niemand zu vergleichen, ich habe es schon getan, und es gibt keinen Unterschied außer in der Schriftart. Der restliche Text der Bedienungsanleitungen ist ebenfalls identisch.

Obwohl ich dem Digitalen persönlich sehr zugetan bin, bestelle ich das analoge, in der Hoffnung, dass es weniger verwirrende Funktionen und Updatewünsche enthalten kann.

Wenig später kommt es an, wird im Bad zwischen Heizlüfter und Steckdose gesteckt und tut dort genau das Erhoffte.



Schon in wenigen Nächten des Nicht-Heizlüftens wird es seinen Kaufpreis wieder eingespielt haben. Ob es das jetzt auf analoge oder auf digitale Art macht, ist mir persönlich egal.

Kathrin Passig

Mitte März 2022

Oh Luftfilter an der Wand, was ist deine PIN?

Ich bin Schüler an der Fachoberschule im Landkreis Ingolstadt und wir haben ca. seit dem 07.03.22 Luftfilter.





Diese Luftfilter sind schön und gut, sie funktionieren und sind verhältnismäßig leise (ca. 42 Dezibel auf voller Leistung → 1500 m³/h). Jedoch ist es so, dass Schulen ihren Schülern oft nicht vertrauen und deswegen beispielsweise ihre Klassenzimmer absperren. Auf die gleiche Idee ist man auch bei den Luftfiltern gekommen. Man sichert also die Luftfilter mit einer vierstelligen PIN, die man auf einem kleinen Touchdisplay in der Vorderseite des Geräts eingeben kann.



Nun ist es aber so, dass diese Firma drei gravierende Fehler begangen hat:

1. Sie unterschätzen, dass Schüler rechnen können und viel Langeweile haben (vierstelliger PIN Code $\rightarrow$ 10.000 Möglichkeiten. Bei 1000 Schülern, die jede Minute einen Code probieren, kann man in 10 Minuten das Passwort finden.)

2. Sie haben die PIN der Geräte auf *1111* eingestellt.

3. Man kann die PIN des Gerätes auf dem kleinen Touchdisplay ändern und die einzigen, die das zurücksetzen können, sind die Mitarbeiter der Luftfilterfirma.


PIN
1111
1
2
3
4
5
6
7
8
9
0
.
C


09:38:20
21.9 °C
103 Pa
Raum
Tastensperre PIN
Filterwechsel
Service



Die Folge dieses Totalversagens ist, dass nach einer Woche im Hauptgebäude meiner Schule noch ungefähr ein Drittel mit dem Standardcode bedienbar ist (man braucht die PIN, um den Luftfilter überhaupt zum Arbeiten zu bringen) und der Rest mit einem der restlichen 9999 Codes nicht mehr zu benutzen ist oder bei voller Leistung der schreienden Lehrkraft Konkurrenz macht.

Update, einige Tage später: Wir mussten heute morgen unser Standardklassenzimmer umräumen, weil da die Anmeldung für die neuen Schüler war. Dabei habe ich mich kurz mit den Hausmeistern unterhalten. Die haben erzählt, dass die Firma über das Wochenende damit beschäftigt war, die Luftfilter im Hauptgebäude zurückzusetzen. Die Hausmeister durften dann den Samstag Nachmittag damit verbringen "den Code auf einen andern zu ändern". (Betonung Singular!) Das dauert jetzt höchstens zwei Wochen und dann geht das wieder von vorne los.

Update Ende März: Diese PIN lässt sich im Handbuch des Geräts finden und ist wohl auch nicht änderbar.

4. Service

Dieser Bereich ist nur mit einer Service PIN zugänglich. **Dieser PIN lautet 2795.**

Damit lässt sich auch die änderbare Pin überbrücken. So eine Art Masterkey. Das Handbuch hat sich in einer 15 Minuten Pause finden lassen.

Konstantin Passig

ca. 1998/1999 und 2022

Wir hatten wirklich nichts außer Autoradios

Im März 2022 ziehen wir um und lösen in diesem Zug auch unseren Lagerraum auf, den wir seit 10 Jahren angemietet haben. Jetzt haben wir aber viel Keller und Speicher und können alle Kisten mitnehmen.

Die Kisten stehen jetzt alle im Keller und müssten irgendwann mal von irgendjemandem gesichtet werden, am besten strukturiert und sorgfältig und mit Plan. Da ich aber neugierig bin, gehe ich unstrukturiert und planlos vor und öffne einfach irgendwelche Kisten, um zu gucken, was wir noch so alles besitzen.

Ich finde einen Schuhkarton voller Kassetten. Das, was ich wirklich suche, sind die Oldiekassetten, die ich Anfang der Neunziger aus dem Radio aufnahm, aber das ist eine andere Geschichte und soll an einem anderen Tag erzählt werden. Die Kiste ist aber vor allem voll mit Kassetten, bei denen ich einfach meine CDs auf Kassetten überspielt habe. Einige sind Mixtapes, die meistens sind aber einfach die ganzen Alben, von vorne bis hinten.



Warum hab ich das gemacht? Ich besaß diese CDs, ich habe sie auch nicht dauernd verliehen, weil ich nicht viele Leute mit einem ähnlichen Musikgeschmack kannte. Ich hatte auch einen CD-Spieler und sogar einen tragbaren CD-Spieler.

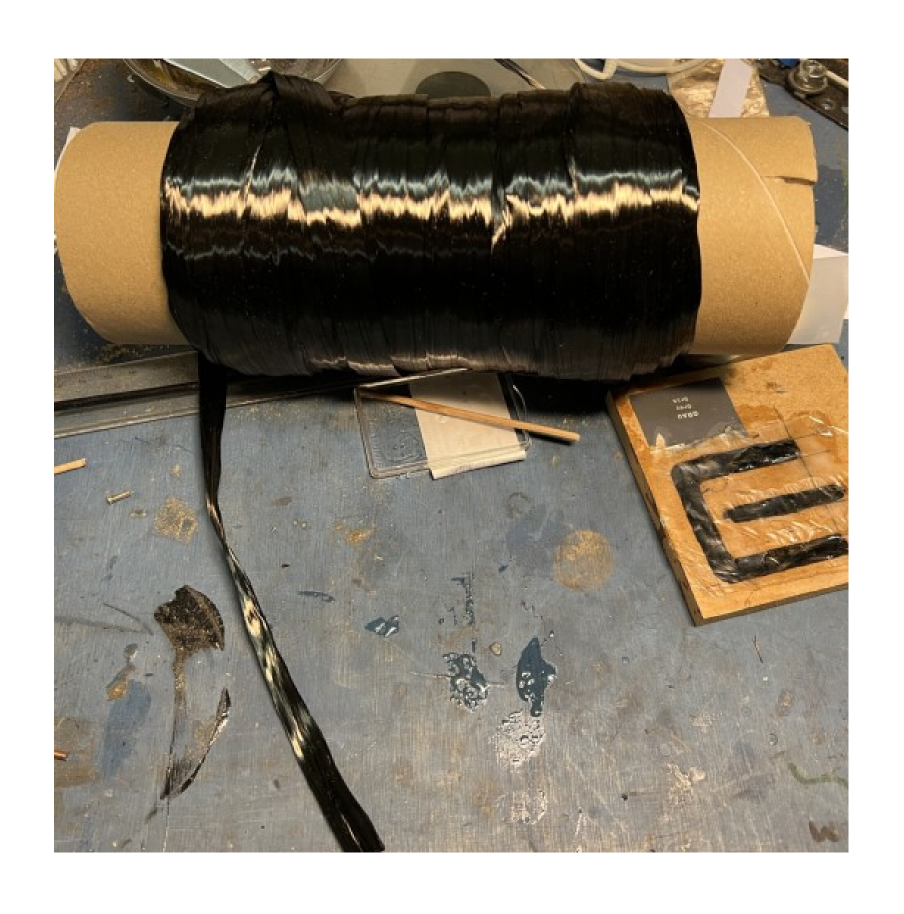
Dann fällt es mir wieder ein. Die Kassetten existierten zu einem Zweck: Autofahren. Das Auto meiner Eltern, mit dem ich nach erfolgreich bestandenem Führerschein fahren durfte, hatte natürlich noch keinen CD-Spieler, nur Radio und Kassettenspieler. Um auch im Auto meine Musik zu hören, musste ich also meine Lieblings-CDs auf Kassette überspielen und das habe ich dann im großen Stil gemacht.

Anne Schüßler

Anfang April 2022

Carbonbelt – Der Gürtel für die Sicherheitskontrolle

Ich bin ja öfter mal von mir unnötig erscheinenden Gängelungen genervt, wozu ich z. B. die Sicherheitskontrolle der Zweigstelle Kirchstraße des Amtsgerichts Tiergarten muss. Da hat man schon einen von der IHK ausgestellten Sachverständigenausweis, aber trotzdem muss man sich halb nackig machen. Das mit dem Gürtel nervt mich besonders. Irgendwann baue ich mir eine Gürtelschnalle aus Carbon, murmele ich vor mich hin, während ich mal wieder den Gürtel in meine zu weite Anzugshose reinfummele.





Nachdem ich mir eine Rolle Kohlefaser-Rovings bestellt habe, also im Grunde aufgewickelte, nebeneinanderliegende Kohlefasern, fräse ich aus einer kleinen MDF-Platte (ein Mustertäfelchen einer Schrankoberfläche) eine Form: Ein eckiges U und noch eine gerade Nut.



In die mit Wachs ausgepinselten Nuten lege ich geflochtene Rovings und fülle alles mehr schlecht als recht mit Epoxidharz auf. Das lasse ich dann aushärten und stelle fest, dass sich einige Luftblasen ergeben haben. Die fülle ich noch mal nachträglich mit Epoxidharz auf. Um den Rohling aus der Form zu bekommen, muss ich sie zersägen. Kein Problem: Richtig gelungen ist sie eh nicht. Falls es mehr als ein Exemplar geben sollte, baue ich lieber noch eine schönere Form.



Der Rohling sieht leider nicht sonderlich schön aus. Egal. Ich bohre zwei fluchtende Löcher in die Enden des „Uß. Da kommt später ein passender Kohlefaserstift aus dem Fundus zur Verbindung mit dem Gürtel hinein. Ein weiteres Loch bohre ich in den Stift, der später in die Gürtellöcher greift. Ich schleife noch etwas unmotiviert an den Carbonteilen rum und "veredele“ die

Oberfläche mit Sekundenkleber. Dadurch glänzt die Schnalle etwas, und man kann ein bisschen in sie hineinsehen. Da schimmern dann die geflochtenen Kohlefasern ein bisschen durch.



Als nächstes entferne ich von einem alten Gürtel, den ich für meinen Prototyp verwende, die alte Schnalle, aber auch sämtliche anderen Metallteile: Nieten und Klammern. Das wird nun alles verklebt und mit Zwirnsfaden vernäht. Die Löcher im Gürtel vergrößere ich etwas.



Dann setze ich die Schnalle an den Gürtel, stecke den Stift durch und verklebe ihn mit Sekundenkleber. Fertig. Jetzt bin ich gespannt, was die nächste Sicherheitskontrolle zu meinem Werk sagt.





Nachtrag Ende Juli 2022:
Der Gürtel hat sich im Alltagsbetrieb absolut bewährt. An keiner einzigen Sicherheitskontrolle, nicht mal bei den israelischen Sicherheitsbehörden, musste ich den Gürtel aus der Hose ziehen! Jetzt werde ich eine bessere Form bauen, um vielleicht ein paar mehr Gürtel herstellen zu können.

Markus Winninghoff

April 2022

Unfreiwillige Nachtfahrt, mit dem Motorrad, ohne Navi

Ich wollte also nach Soltau. Das kündigte sich Mittwochmorgen an, als ein Freund mir erzählte, er sei zufällig gerade in Soltau, was nicht so weit ist wie Berlin, und ich dachte: Fahr doch einfach hin. Es ist für jede Freundschaft, die man länger führen will, doch unerlässlich, wenn man sich mal persönlich gesehen hat. Was bisher nicht der Fall war (Corona).

Bis Soltau sind es nur 50 Kilometer. Es geht überwiegend durch den Wald und über Straßen, die ich nie zuvor gefahren bin, in Richtungen, in denen ich nie vorher gewesen bin, und ich fahre schon unsicher, wenn ich den Weg im Schlaf kenne. Statt jetzt aber das Auto zu nehmen, weil es ja abends auch dämmern könnte, kam ich auf eine wunderbare Idee: Warum nicht mit dem Motorrad fahren?

Jetzt, wo ich das aufschreibe, leuchtet es mir auch nicht mehr ein. Es wäre mindestens die sichere Variante gewesen, warm noch dazu. Außerdem hatte ich eine derart lange Fahrt nie gemacht, besitze kein Navi fürs Motorrad, und eine Halterung fürs Handy habe ich am Motorrad auch nicht. Es rüttelt sehr stark, ich hätte Angst, mein Handy dabei zu verlieren.

Gegen späten Nachmittag setze ich mich also auf das Bike, startete den Motor, schob mein Sonnenvisier herunter und machte mich bereit für eine Fahrt ins Ungewisse (Soltau). Den Weg hatte ich mir vorher über Google Maps angesehen. Zwar war ich recht sicher, dass ich ihn sofort wieder vergessen würde, aber neulich hatte Kathrin über die Frage geschrieben, ob man wirklich sämtliche Orientierungskenntnisse einbüßt, wenn man für alle Wege ein Navi nutzt, so wie ich. Und ich würde diese Frage zwar mit Ja beantworten, war aber bereit, dachte ich, während ich den Motorradständer wegklappte, sie einem Praxistest zu unterziehen.

Die Hinfahrt war blendend. Ich knatterte über die Felder und verfuhr mich mehrfach. Einige Male musste ich auf mein Handy schauen, wenn die Wegschilder nichts hergaben, aber ich beschränkte mich auf die Himmelsrichtun-

gen. Unterwegs waren Wälder und an den Seiten aufgeschichtete Baumstämme, und Häuser, die aussahen, als wuchsen Kannibalen darin, im violetten Licht einer Pilzaufzuchtslampe.

Im Prinzip waren alle Dörfer um Soltau herum ausgeschildert, nur Soltau nicht. Als Soltau unmittelbar bevorstand, wies nur ein derart kleines Schild darauf hin, dass daneben eigentlich auch gleich eines gehörte für einen Unfallschwerpunkt. Soltau begrüßte mich wie Diepholz. Menschenleer und am Ende. Die Fußgängerzone sah aus, als hätte das Architekturbüro, das Fußgängerzonen plant, eine einfache, eine mittlere und eine Premium-Ausführung anzubieten gehabt – und Soltau hätte auch bei der ersten Variante noch Details eingespart. Ich parkte das Motorrad vor einer Pizzeria, die „Pizza Garten" hieß, aber keinen Garten hatte, und klappte den Ständer auf.

Der Abend war schön. Ich aß eine Pizza Mafia mit scharfen Peperoni. Wir quatschten, über die Welt, die prekäre Arbeit von Journalist*innen, und die Fußgängerzone um uns herum leerte sich weiter, je dunkler es wurde, bis sie schließlich aussah, als hätte hier nie irgendein Leben existiert. Der Chef des Ladens kam an unseren Tisch. Er schlug die Hände zusammen und sagte, er müsse nun Feierabend machen. Wir zeigten Verständnis und gaben Trinkgeld.

„Und du musst echt noch eine Stunde zurück, durch die Dunkelheit?", fragte Dirk und ich nickte. „Eher anderthalb Stunden, schätze ich."

Wir verabschiedeten uns knapp und es war einer dieser Abende, wo deine Gesellschaft sagt, dass du bitte schreiben sollst, wenn du gut angekommen bist. Ganz so, als hielte sie das nicht für möglich.

Ich fuhr über die menschenleeren Straßen und das Licht der Straßenlaternen sickerte über meinen Benzintank wie Quecksilber. Die erste Abbiegung nahm ich falsch, und die zweite. Verden war nicht ausgeschildert, nur Bad Fallingbostel. Ich beschloss, einfach mal nach Fallingbostel zu fahren, zur Not müsste ich mir halt ein Hotelzimmer nehmen.

Als ich aus der Stadt raus war, erfasste mich die Dunkelheit mit festem Griff. Ich sah buchstäblich die Hand vor Augen nicht, und auch das Motorradlicht reichte nicht weit. Alle zwei bis fünf Kilometer musste ich in irgendeinem Wald anhalten und auf meinem Handy den Weg suchen.

Als ich zu Hause ins Bett steigen wollte, weil mir so kalt war wie selbst nach dem Eistauchen nicht, saß eine fette Winkelspinne über meinem Bett. Ich nahm mein Bettzeug und legte mich im Wohnzimmer auf das Sofa.

Alexander Krützfeldt

1. und 2. Mai 2022

Über den Jordan

Markus: Evtl. gucken wir uns morgen (aus sicherem Abstand) eine Tauffabrik am Jordan an: www.yardenit.com/ „Each year we welcome over half a million tourists and pilgrims, who come to experience the tranquility and spiritual beauty of the waters in which Jesus was baptized by John the Baptist."

Molinarius: spiritual beauty, process optimized

André: Wenn schon taufen, dann aber richtig.

Markus: Da muss man vermutlich aufpassen, dass man nicht aus Versehen getauft wird. Wobei: man wird darauf achten, dass vor dem Taufen die Kreditkarte eingelesen wird.

André: Bestimmt erhöhte Wirksamkeit.

Markus: Longlife Guarantee

Am nächsten Tag

Markus: Statt uns taufen zu lassen, sind wir lieber über den Jordan gepaddelt.

Molinarius: Sehr gute Alternative. Es gibt am Jordan echt eine touristische Paddel- und Taufinfrastruktur?

Markus: Jau!

Und jede Menge Müll.

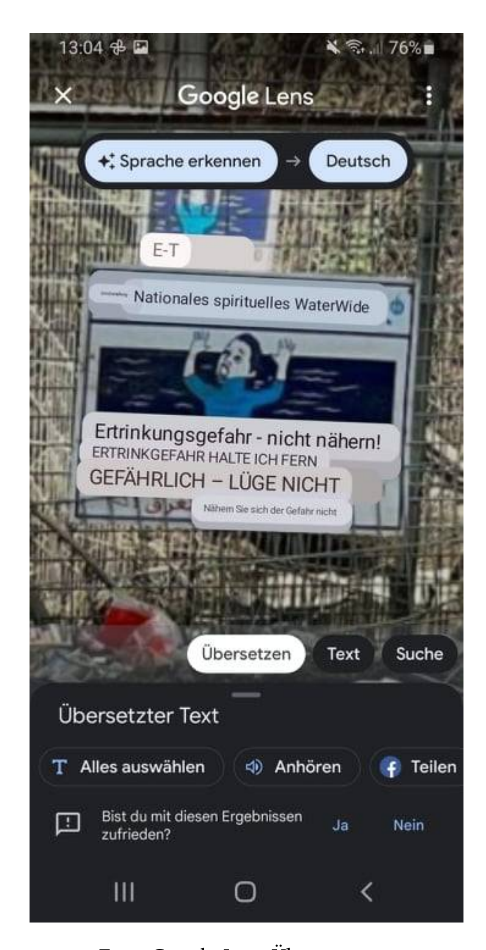


Jordan-Absperrung, an der sich jede Menge Müll sammelt.

Molinarius: Sieht ja nur so mittelspirituell aus. Hast du mal gegoogel-lenst, was auf den Schildern steht?

Markus: Ich weiß nicht, wie Google Lens auf dem iPhone geht.

Molinarius: Ach ja, iPhone.. das hat doch bestimmt auch ne Funktion dafür? Wenn ich dein Bild auf meinem Androiden öffne und reinzoome, kann ich mir direkt die Übersetzung auf das Schild schreiben lassen:



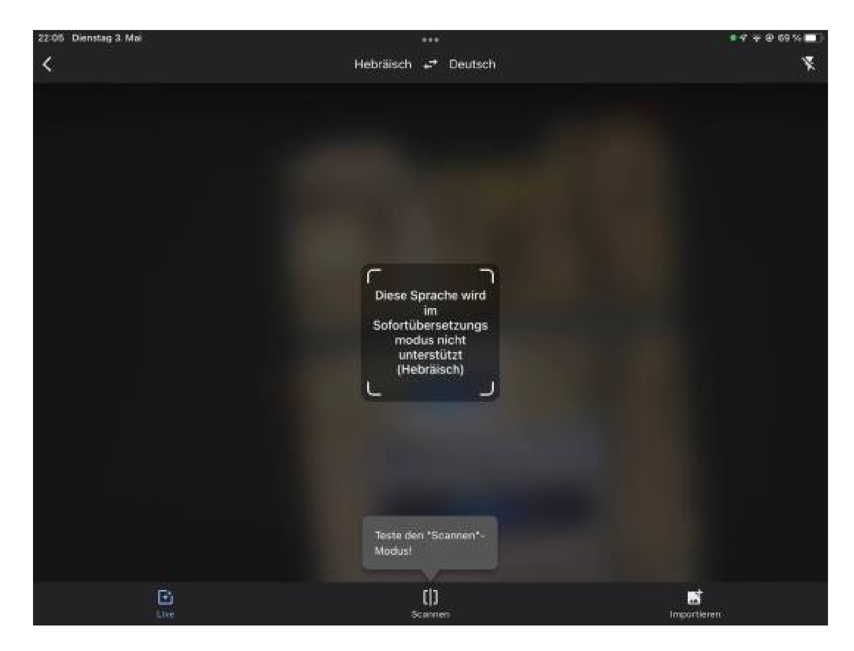
Erste Google-Lens Übersetzung

Molinarius: “GEFÄHRLICH – LÜGE NICHT”

Weißte Bescheid!

Molinarius: Wollen wir zusammen einen kurzen Techniktagebuch-Beitrag über das Schild beim Paddeln und Google Lens schreiben?

Markus: Ja, können wir. Übrigens scheint die App auf dem iPhone “Google Übersetzer” zu heißen. Der hatte mir allerdings anfangs gesagt, er könne kein Hebräisch aus einem Foto übersetzen. Da hatte ich erst eine andere App probiert, die hörte aber irgendwann auf zu funktionieren und wollte Geld.



Screenshot, allerdings vom iPad, da sich die Meldung auf dem iPhone nicht reproduzieren ließ.

Die Situationskomik der Übersetzung „GEFÄHRLICH – LÜGE NICHT“ und der Tauffabrik basiert dann doch leider auf einem Missverständnis. Das Foto mit den Warnschildern zeigt mitnichten die Tauffabrik, sondern eine Stelle, an dem ein Großteil des Wasser aus dem Jordan für Bewässerungszwecke

abgepumpt wird. Dort darf (und kann) man nicht weiterpaddeln, es sammelt sich aber jede Menge Müll, den man schon zuvor überall liegen und schwimmen sieht.



Müll auf dem Jordan

Die Tauffabrik (als solche wird sie im mitgeführten Reiseführer bezeichnet) liegt von dort gut 2 km flussaufwärts. Sie befindet sich sehr dicht am Abfluss des Jordan aus dem See Genezareth. Dort sieht man verschiedene Gebäude und Gänge mit Geländern, wo Personen offenbar in langen Schlangen durch das Jordanwasser geführt werden. Von Aussichtsterrassen aus können sie dabei beobachtet werden, scheint es. Zum Zeitpunkt des Besuchs war offenkundig gerade kein Taufbetrieb.

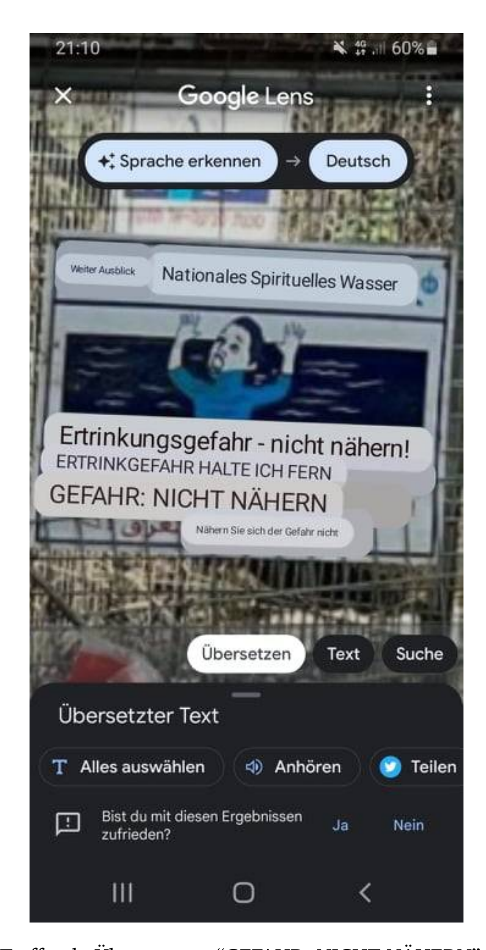


Tauffabrik Yardenit



Tauffabrik Yardenit

Ach, und nach verschiedenen Übersetzungsversuchen zeigt Google-Lens dann auch eine sinnvollere Übersetzung an:



Treffende Übersetzung “GEFAHR: NICHT NÄHERN”.

Man darf auch nicht zu streng sein. Immerhin ist die Schrift auf dem Foto zum Teil verdeckt und der Bildausschnitt sehr klein.

Markus Winninghoff

8. Mai 2022

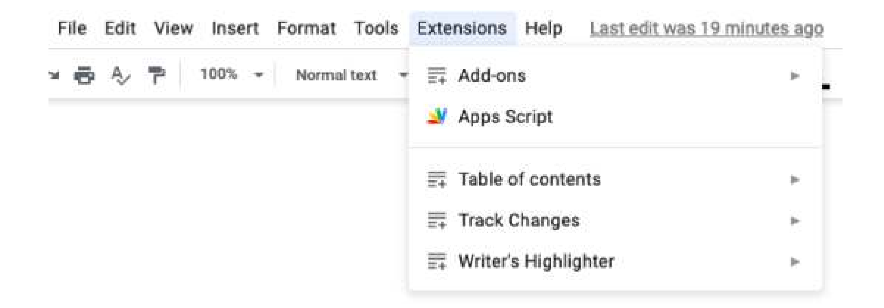
Wortschatzrenovierung

Vor ein paar Monaten habe ich meine Frankfurter-Rundschau-Kolumnen des vergangenen Jahres zwei ungefähr 20-Jährigen gezeigt und sie gebeten, in einem Googledoc alle Wörter einzutragen, die ihnen angestaubt vorkommen. Neue Wörter erkennt man ja ganz leicht, aber die Ausgestorbenheit alter Wörter ist leider unsichtbar, das ist genau wie bei Kleidungsstücken. Ich möchte nicht klingen, als wäre ich selbst 20, aber ich hätte gern so eine Art neutralen Mittelweg. Es stört mich selbst oft bei den Texten von Menschen, die älter sind als ich, dass ich mit dem Inhalt vielleicht einverstanden sein könnte, wenn die Wörter nicht so einen langen Bart hätten.

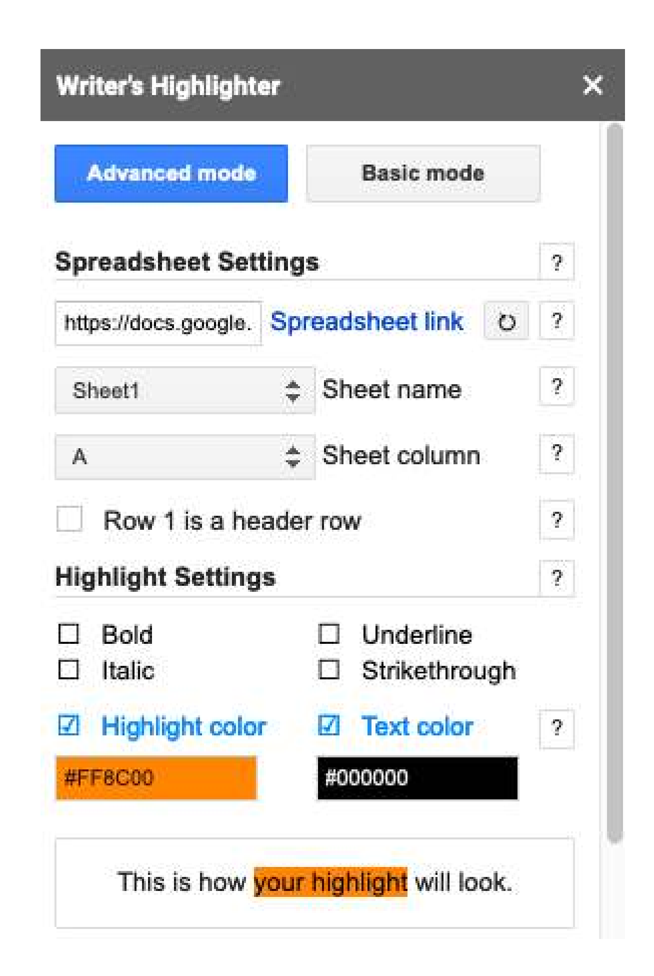
Das traurigste Ergebnis dieser Sammlung ist, dass ich viele Jahre lang umsonst "Netz" statt Internet geschrieben habe: "Auf jeden fall internet statt netz, netz sagen alte leute weil sie denken das ist moderner aber kein junger mensch sagt das unironisch". Dabei habe ich das immer nur gemacht, weil mir das Wort *Internet* zu staubig vorkam! Und irgendwie muss man ja sagen zu den ganzen Kabeln, vor allem, wenn man Kolumnistin für Internetthemen ist und nicht für was Zeitloseres, so wie Quastenflosser.

Das Googledoc hat am Ende nur drei Seiten – sicher nicht, weil es nicht mehr zu meinem vergilbenden Wortschatz zu sagen gäbe, aber ich habe den beiden Kritikerinnen halt nur ein einziges Kolumnenjahr gezeigt. Und schon diese drei Seiten sind mehr, als ich beim Schreiben neuer Texte im Kopf behalten kann. Die Sammlung hat mir also bisher gar nicht so viel genützt.

Aber heute ist der Tag, an dem mich der Tatendrang packt, und ich finde heraus, dass es bei Googledocs eine Angelegenheit namens "Apps Script" gibt. Man kann damit, soweit ich es bisher verstehe, ähnliche Dinge machen wie mit Word-Makros.



Es gelingt mir auch schnell, ein paar Apps-Script-Testzeilen zum Laufen zu bringen. Aber weil mich das wieder an die Existenz der “Extensions”-Abteilung erinnert hat, sehe ich nach, ob es das, was ich suche, vielleicht schon fertig gibt. Es existiert, und im Screenshot oben habe ich es auch bereits eingerichtet: Die Extension *Writer’s Highlighter* nimmt eine Wortliste aus einem Google Spreadsheet und hebt diese Wörter dann im Text von Googledocs hervor.



Ich mache aus der Wortliste ein Spreadsheet und zeige dem Writer's Highlighter, wo die Liste liegt. Schon funktioniert es und ich muss mir nichts mehr merken:

Ein Testtext, der tatsächlich voll mit empörenden Wörtern und Ärgernissen ist, zudem keineswegs rundum plausibel.

Es hilft leider nur bei Texten, die ich in Googledocs schreibe. Das sind zwar fast alle, aber meine Techniktagebuchbeiträge entstehen nicht dort, sondern direkt im Tumblr-Editor. Hier werde ich also vermutlich noch ein paar Jahre lang häufig "vermutlich" und "häufig" und vielleicht sogar "Netz" sagen.

Kathrin Passig

2022

Auch in der Zugangskontrolle: Nach Fest kommt Ab

Ein gutes Schloss soll zweierlei: Erstens, den Zugang für Personen ohne Schlüssel so schwierig wie möglich machen; und zweitens, den Zugang für Personen mit Schlüssel so reibungslos, wie es eben geht, ermöglichen.

Die Tür unseres Bürogebäudes ist mit einem als besonders sicher geltenden Bohrmuldenschloss gesichert, aber das hat den Planern nicht genügt. Daher enthält der Schlüsselkopf zusätzlich einen Chip, der mit dem Schloss Verbindung aufnimmt – ich sage mal naiv, per NFC, ohne zu wissen oder mich dafür zu interessieren, was für eine Technik im Detail verwendet wird. Wird diese Verbindung vom Schloss nicht akzeptiert, dreht der Schlüssel wirkungslos durch, und die Türe bleibt zu. Das ist natürlich eine große Hürde für Lockpicker oder Verwender/innen illegaler Nachschlüssel.

Für alle anderen allerdings auch. Es geschieht nicht selten, dass reguläre Schlüssel keinen Kontakt bekommen und durchdrehen. Manchmal hilft es, einfach weiterzudrehen, und er «packt» doch noch. Ansonsten zieht man

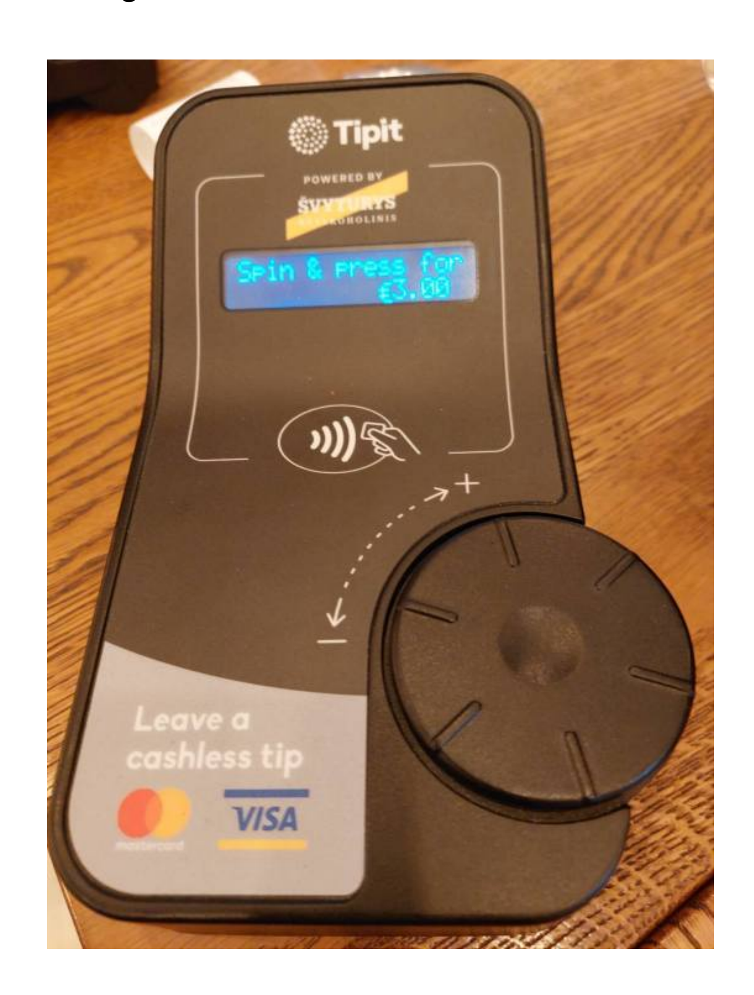
den Schlüssel wieder heraus, wartet einen Atemzug lang und versucht es noch einmal. Meistens funktioniert es dann, aber manchmal steht man auch davor und verzweifelt.

Neben der Tür gibt es ein Tastenfeld, offenkundig zur Eingabe eines Zugangscodes. Früher wollte der Vermieter uns den nicht verraten, aber nachdem wir immer öfter und immer heftiger über das unzuverlässige Schloss geschimpft haben, tat er es doch. Der Code ist vierstellig. Wenn ich raten müsste, würde ich sagen, das Geburtsjahr des Monteurs, der die Anlage vor über zehn Jahren installiert hat. Gibt man ihn ein, öffnet sich die Tür zuverlässig, ohne Schlüssel. Angesichts des betriebenen Aufwandes ist diese Lösung überraschend nonchalant, aber das ist ja nicht mein Problem.

Alan Smithee

12. Mai 2022

Fürs Trinkgeld dreh ich am Rad



Ich bin im Baltikum unterwegs, und wie eigentlich immer in Nordeuropa stelle ich schon gar nicht mehr verwundert fest, dass so Dinge wie bargeldloses Zahlen weit durchgängiger und selbstverständlicher sind als in Deutschland.

In einem Restaurant in Kaunas in Litauen mache ich noch eine neue Erfahrung. Bevor ich die Rechnung mit Kreditkarte bezahle, erkundige ich mich bei der Kellnerin: ob ich denn das Trinkgeld, den Tip, auch gleich damit erledigen könne?

Sie scheint noch neu in dem Job, jedenfalls muss sie sich erst bei einer Kollegin erkundigen. Und kommt dann mit einem gesonderten Kartenleser zurück. Der herkömmliche ist für meine Rechnung, der andere ausschließlich für Trinkgeld gedacht – und deshalb auch schon vom Design her anders angelegt: Die gewünschte Summe wird nicht über Zifferntasten eingegeben, sondern mit einem Drehrad eingestellt.

Stufenlos kann der Gast so in 10-Cent-Schritten (ja, Litauen hat wie alle baltischen Staaten den Euro) das Trinkgeld mit dem Drehen am Rad erhöhen. Ob es ein oberes Limit gibt, habe ich nicht ausprobiert.

(Ehe die Fragen kommen: ob die Summe auf dem Bild mit meinem tatsächlichen Trinkgeld übereinstimmt, geht euch nix an.)

Thomas Wiegold

Mai 2022

Der Samenautomat



Neben all den Automaten, die bisher im Techniktagebuch gesammelt worden sind, fehlte noch der Blumensamen-Automat. Ein solcher steht in Wiesbaden-Schierstein, wobei ich nicht sagen kann, ob die "Blumenwiese to go" ganzjährig nutzbar ist. Über den Schächten mit den zwei verfügbaren Sorten – Sonnenblumen und "Bunte Blühmischung" – steht jedenfalls: "Aussaat zwischen März (frostfrei) und Juli".



Eine Kapsel kostet 1,- Euro. Es handelt sich nicht um sog. Seed-Bombs, wie sie circa Mitte der 2010er-Jahre im Rahmen des *Guerilla-Gardening*-Trends populär wurden. Das legt schon der Hinweis "Saatgut nur im eigenen Garten oder Blumenkasten verstreuen" nahe.

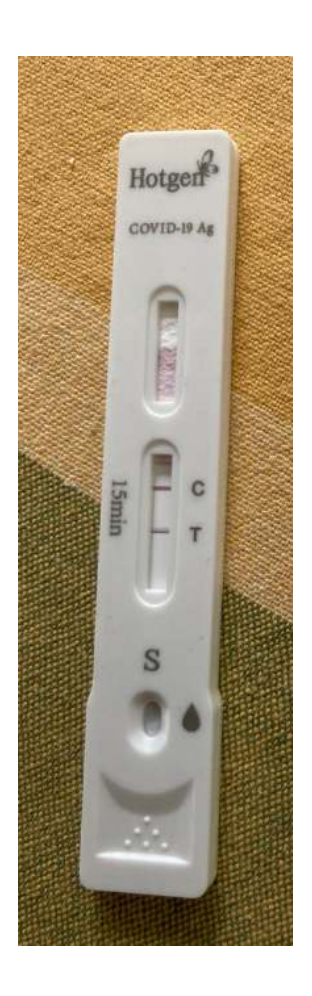
Torsten Gaitzsch

Juni 2022

Ich telefoniere und gucke auf Webseiten und mir wird heiß und kalt gleichzeitig

„Papa, mir ist heiß und kalt gleichzeitig, und in meinem Magen ist es am schlimmsten, da habe ich gar kein Gefühl."

Der selbstgemachte Corona-Schnelltest zeigt sofort zwei deutliche roten Streifen an.



Das ist nicht so richtig überraschend: wir hatten vor ein paar Tagen engen Kontakt zu jemandem, die am Tag darauf coronapositiv getestet wurde.

Der Sohn steckt gerade mitten in der 10. Klasse in den Prüfungen des Mittleren Schulabschlusses. Deshalb macht ihn das etwas nervös: es gab von der Schulleitung eine Info, dass, wer mehr als eine Klassenarbeit versäumt

oder mehr als zwei Tage fehlt, ein ärztliches Attest vorlegen müsse. In der nächsten Woche stehen zwei Klassenarbeiten an. Die Quarantäneregeln bei Corina schreiben aktuell 5 Tage Isolation bei einer Infektion vor. Außerdem ist der Sohn richtig krank, inklusive Fieber und Erbrechen. Er liegt in seinem Zimmer im Bett, und auch, wenn eine richtige Isolation natürlich nicht möglich ist, versuchen wir doch, den physischen Kontakt etwas zu verringern, indem wir uns vor Allem gegenseitig über die Alexa-Sprachverbindung des Echo anrufen – zwischen seinem Zimmer und meinem Arbeitszimmer. An Schulbesuch ist also im Moment sowieso nicht zu denken.

Es gab bis vor Kurzem die Möglichkeit einer telefonischen Krankschreibung, das hätte hier helfen können – die gibt es aber nicht mehr.

Wir müssen also einen „offiziellen“ Test durchführen lassen.

Ich weiß von ein paar Testzentren in der Nähe und versuche, einen Termin zu buchen. Es gibt dafür Webseiten, die mittlerweile so einigermaßen funktionieren. Bei den allermeisten Testzentren muss man bestätigen, dass man keine Symptome hat, wenn man sich dort testen lassen will. Ich finde eine Teststation, die die Symptome bei der Terminreservierung nicht abfragt, und buche dort einen Termin. In der Bestätigungsmail steht:

Hinweis: Symptomatische Personen können wir NICHT testen. Sollten Sie spezifische Symptome aufweisen, die auf das neuartige Corona Virus hindeuten, wenden Sie sich bitte an den ärztlichen Notdienst unter der 116117. Bitte suchen Sie unsere Teststellen in diesem Fall NICHT auf. Wir testen ausschließlich Personen ohne typische Corona Symptome.

Ich storniere den Termin wieder.

Bei Symptomen soll man sich also an 116 117 wenden. Ich rufe 116 117 an. Dort sagt man mir, für einen Test sollen wir in ein Testzentrum gehen. “Die Testzentren wollen aber keine symptomatischen Personen testen.” – “Ja, tut mir leid. Wir sind aber nicht mehr zuständig. Waren wir mal, sind wir aber nicht mehr.” – “Haben Sie denn nen Tipp für mich, was wir tun sollen?”

– “Müssen Sie sich denn wirklich testen lassen? Ich darf Ihnen das offiziell ja nicht so sagen, aber die Politik hat ja Corona jetzt für beendet erklärt, und es interessiert doch sowieso niemanden mehr.” – “Naja, wir brauchen halt ein Attest.” – “Tja, da kann ich Ihnen dann nicht helfen. Vielleicht schauen Sie noch mal auf der Webseite des Gesundheitsamtes der Stadt Hamburg nach?”

Ich schaue auf der Webseite der Stadt Hamburg nach. Dort steht:

Was passiert nach einem positiven Antigen-Schnelltest-Ergebnis?

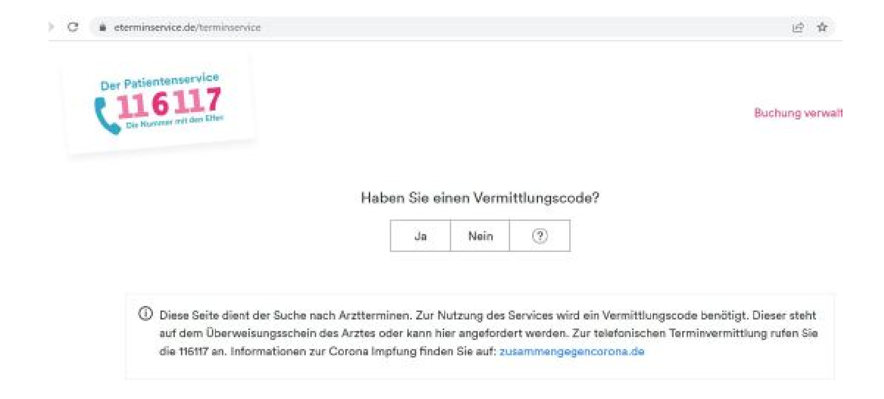
(Stand: 5. Mai 2022 18:00 Uhr)

Sobald Sie ein positives Testergebnis vorliegen haben, sind Sie verpflichtet, sich zu isolieren!

Selbsttest ist positiv? Sie sind verpflichtet, dieses Testergebnis bestätigen zu lassen (Antigen-Schnelltest oder PCR-Test). Sie dürfen die Isolation nur kurz zur Durchführung des Tests verlassen und müssen dabei eine FFP2-Maske tragen:

- Sie haben keine Symptome: Der Test kann bei von der Stadt anerkannten Teststellen durchgeführt werden (Testzentren - hamburg.de)
- Sie haben Symptome: Bitte wenden Sie sich an Ihre Hausarztpraxis oder buchen einen Termin unter https://eterminservice.de/terminservice

Bei Symptomen also an die Hausarztpraxis wenden oder die angegebene Webseite. Die Hausärztin sagt, sie macht keine Coronatests, und mit positivem Selbsttest sollen wir bitte sowieso nicht in die Praxis kommen. Wenn es dem Sohn schlechter geht und er ärztliche Hilfe braucht, sollen wir bitte 116 117 anrufen. Ich versuche es also über die angegebene Webseite, eterminservice.de:



Ach, schau an, das ist die Webseite der Rufnummer 116 117.

Die haben mir doch eben schon telefonisch gesagt, dass sie nicht zuständig sind.

Ich probiere es trotzdem. Auf der Webseite muss ich bestätigen, dass ich gesetzlich krankenversichert bin. Bin ich nicht. Für privat Versicherte geht es aber gar nicht weiter, ich klicke also doch an, dass ich gesetzlich versichert bin. Die Seite meldet: Es wurden keine verfügbaren Termine gefunden.

Ich werde wohl mal in der Schule anrufen müssen, um das zu besprechen. Dass jemand Corona noch mit Krankheitssymptomen bekommt, scheint in den offiziellen Prozessen seit offizieller Beendigung von Corona nicht mehr vorgesehen.

Update: Etwas später bekommt der Sohn doch noch einen PCR-Test.

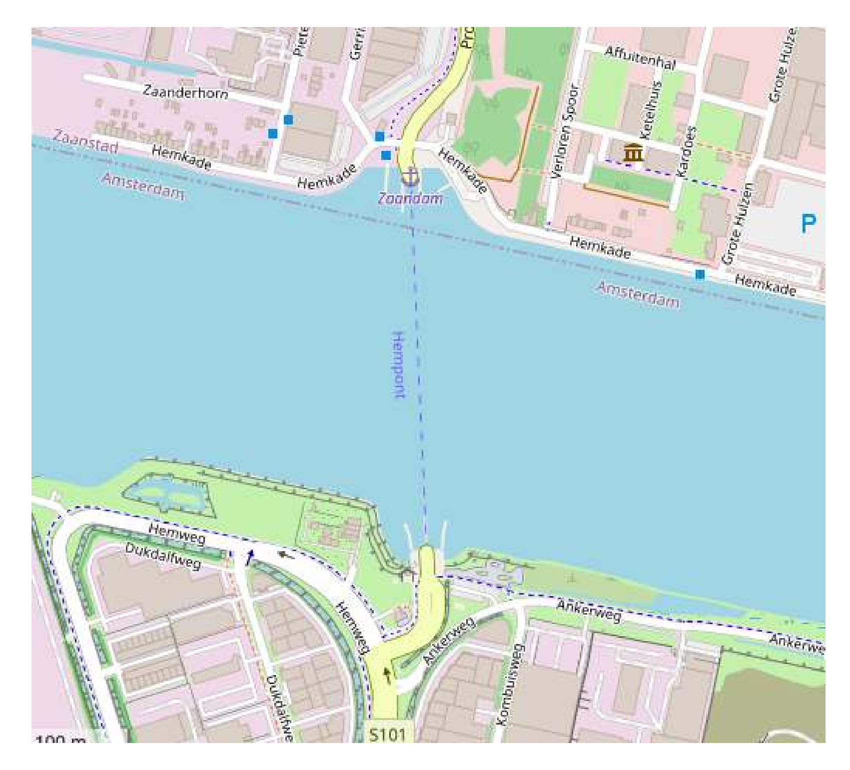
Molinarius

Sommer 2022

Elektrische Fähren über den IJ bei Amsterdam

Das Gewässer, das das IJmeer bei Amsterdam mit der Nordsee bei IJmuiden verbindet ist der IJ, gequert durch einige Tunnel und Fähren. Die Fähren werden gerade modernisiert und die bei Hempont Zaandam ist es schon.





Karten: www.openstreetmap.org/

Jedenfalls meldete sich heute ein Freund bei mir und sagte:

“Die Fähren werden gerade auf Elektro umgestellt, und weil die 24/7 fahren sind an jedem Anleger ein automatischer Kran mit dem weltgrößten CCS-Stecker, so dass die Fähre sich für ein paar Minuten Strom holen kann.”

Ich bin da hin, und wir haben uns getroffen und ich habe ein paar Bilder gemacht.





Die Fähre ist sehr leise.

Die Fähre hält unter dem Stecker, klappt so eine Dose auf und saugt den Stecker ein. Parallel dazu können Leute aus- und einsteigen, insgesamt 10 Minuten Wartezeit. Am Ende der Wartezeit spuckt die Fähre den Stecker wieder aus und fährt los.









Das Stromkabel zum Ausleger und Stecker da ist beeindruckend dick.



Und am anderen Ende steht diese Station.



Ich habe es noch nicht nachgeschlagen, aber ich vermute gleichmäßige Stromentnahme aus dem Netz in Batterien, und wenn die Fähre haben will, dann gib ihm!

In www.deingenieur.nl/artikel/elektrische-oversteek ist die Rede von 80 kWh in 3 Minuten. Und zinuspower.com/product/charging-telescopic-autonomous/#functionality verspricht sogar 4400 A bei bis zu 1500 V, also 6,6 MW (wir brauchen ca. 1/3 davon).



Video: www.youtube.com/watch?v=Ab7t57JNa4I

Fähre legt an, Stecker klappt aus. Fähre saugt den Stecker ein.



Video: www.youtube.com/watch?v=llCP–OkCzE

Fähre legt ab:
Fußgängerbrücke einklappen.
Stecker auswerfen.
Los.

41 Meter lang, 245t Zuladung, 20 Autos, 4 LKW oder 400 Passagiere. Ladezeit 4 Minuten – die Fähre kann so rund um die Uhr fahren und tut das auch. Es gibt einen Dieselgenerator für Notfälle und schweres Wetter an Bord. (www.ovmagazine.nl/nieuws/gvb-wil-elektrische-veren-over-het-ij)

isotopp

Juni 2022

Learning by minecrafting

Der Sohn ist ja recht begeistert von Minecraft. Vor einigen Monaten fing er an, für seine Freunde einen Minecraft-Server auf seinem Linux-Laptop selbst zu betreiben. Unser Heimnetz ist eigentlich mit einer Firewall nach außen abgesichert, aber er hat recht schnell herausgefunden, wie er mit einem Tunnel-Programm (ngrok) einen Zugriff auch von außen auf seinen Laptop (obwohl der sich eigentlich abgeschirmt im Heimnetz befindet) freigeben kann.

Da bekam ich etwas Sorge um die Sicherheit in unserem Heimnetz.

Ich habe ihm deshalb von meinem Vater zu seinem Geburtstag einen extern gehosteten virtuellen Linux-Server (erstmal für ein Jahr) schenken lassen.

Ich glaube nicht, dass der Opa weiß, was er ihm da eigentlich geschenkt hat. Der Sohn und ich haben zusammen das Angebot für das Server-Hosting rausgesucht und dem Opa gesagt, wie viel er dafür überweisen soll, und dann habe ich die Bestellung zusammen mit dem Sohn über meine Kreditkarte gemacht. So ein einfacher virtueller Server ist nicht sehr teuer: wenige Euro pro Monat. Aber es läppert sich natürlich, für ein Jahr also eine niedrige bis mittlere zweistellige Summe, je nach Leistungsfähigkeit des Servers.

Jetzt hat der Sohn sich ein paar Tage sehr intensiv damit beschäftigt, teilweise auch damit rum gequält, weil da doch viel eingestellt und konfiguriert werden muss: Java auf dem Server installieren, Terminal-Multiplexer installieren, Benutzer auf dem Server einrichten, richtige Minecraft-Server-Software herunterladen und installieren, Skripte schreiben zum Starten und Stoppen des Servers mit den richtigen Konfigurationen, Ports in der Firewall des Betreibers freigeben und lauter so Kram.

Alles nicht schwer wenn man sich auskennt, und es gibt für all das Anleitungen im Internet, aber man muss das dann auch alles richtig machen.

Na, und nun läuft sein Minecraft-Server auf seinem extern gehosteten virtuellen Linux-Server. Der Sohn freut sich wie Bolle, und ich bin einerseits sehr stolz, und andererseits freue ich mich über die großartigen selbstgesteuerten Lernmöglichkeiten im Internet und den immensen Antrieb, den der Sohn mitbringt, sich durch durchaus komplexe Themen zu arbeiten, wenn das Ziel stimmt.

Wenn ich richtig verstanden habe, ist sein Plan, demnächst ein Youtube-Tutorial zum Einrichten eines Minecraft-Servers zu machen.

Einen Minecraft-Server selber einrichten und betreiben, und er hat viel dabei gelernt. Was könnte besser sein.

Molinarius

28. Juli 2022

In der stellenweise papierlosen Apotheke

Ich gehe in die Apotheke, um meinen papierenen Impfpass vorzulegen und mir den QR-Code ausdrucken zu lassen, den ich für die Corona-Warn-App brauche. Wenn ich den QR-Code damit einscanne, kann ich mit der App belegen, dass ich vollständig gegen COVID-19 geimpft bin. Das funktioniert auch im Ausland, ich habe es jedenfalls schon in den Niederlanden und (vielleicht, weiß nicht mehr genau) in Großbritannien gemacht.

Der Apotheker lässt sich meinen Impfpass und meinen Personalausweis zeigen und sagt dann: "Darf ich fragen, wieso Sie sich viertimpfen lassen haben?" Eigentlich finde ich, dass ihn das nichts angeht und dass die Frage so klingt, als hielte er das für falsch und übertrieben. Aber weil ich zwei gute Gründe habe, bringe ich die vor: "Weil der Gesundheitsminister das empfiehlt, und außerdem bin ich im Herbst in Großbritannien, die impfen mich nicht."

Der Apotheker fragt, ob ich Papier brauche oder den Code gleich einscannen will. Ich brauche kein Papier. Er hat meine Daten in seinen Computer eingegeben und kippt jetzt ein Display auf dem Tresen um die horizontale Mittelachse, so dass ich den etwa 10x10 cm groß angezeigten QR-Code direkt einscannen kann. Ob das ein genau dafür angeschafftes Apothekengerät ist oder etwas, das dort schon seit Jahren auch für andere Zwecke benutzt wird, weiß ich nicht.

Wenn ich geistesgegenwärtig gewesen wäre, hätte ich es gleich fürs Techniktagebuch fotografieren können, schließlich war mein Handy schon auf das Display gerichtet. Aber ich war nicht geistesgegenwärtig. Bei der Fünftimpfung dann.

Kathrin Passig

März bis Juli 2022

Mein härtester Programmierjob: Die Warmwasserbereitung der Heizungsanlage

Mein Vater sagt es schon so lange: Es ist doch Unsinn, ständig eine so große Menge Wasser im Keller im Warmwasserspeicher der Heizungsanlage heiß zu halten, wenn nur so selten, morgens zum Duschen und vielleicht noch gelegentlich im Laufes Tages zum Abwaschen, Warmwasser gebraucht wird. Er hat darum schon vor so ungefähr 30 Jahren, kurz nachdem meine Schwester und ich das elterliche Haus verließen, die Warmwasserbereitung der Heizungsanlage im Keller deaktiviert. Im elterlichen Haus gibt es deshalb heißes Wasser über den elektrischen Wasserkocher, der neben dem Waschbecken steht, oder wenn – zum Beispiel wegen Besuchs – die Warmwasserbereitung der Heizungsanlage ausnahmsweise angeschaltet wird.

Der Logik, dass es aus Energiespargründen nicht klug ist, ständig eine nicht benötigte Menge Wasser im Keller heiß zu halten, folge ich vollkommen. Vollständig auf warmes Wasser aus dem Wasserhahn verzichten möchte ich aber

auch nicht. Ich mache im Laufe der Jahre deshalb mehrere Anläufe, die Heizungsanlage in unserem Keller umzuprogrammieren. Ziel ist, dass nur noch morgens warmes Wasser aus dem Wasserhahn zum Duschen zur Verfügung steht. Nicht verbrauchtes Wasser im Warmwasserspeicher im Keller würde dann im Laufe des Tages noch zur Verfügung stehen, bis es verbraucht oder abgekühlt ist, und soll erst am nächsten Morgen wieder nachgeheizt werden. Leider scheitere ich immer wieder an der Bedienungsanleitung der Heizungsanlage und verdränge das Problem irgendwann. Auch, weil mir von verschiedenen Seiten gesagt wird, der Warmwasserkessel müsse immer heiß sein, sonst könnten sich darin Legionellen gefährlich vermehren.

Ungefähr ab März 2022 lassen der russische Angriffskrieg auf die Ukraine und die in diesem Zusammenhang immer wieder vorgebrachten Sorgen um den Kauf russischen Gases, die Füllstände der Erdgasspeicher und die Appelle zum Energiesparen diesen Wunsch, endlich die Sache mit dem Warmwasserspeicher in den Griff zu bekommen, wieder in den Vordergrund rücken. (Wenn wir es schon zu meinem Bedauern noch nicht hinbekommen, das Haus auf regenerative Energien umzurüsten, will ich doch wenigstens das zum Energiesparen beitragen, was möglich sein sollte.)

Ich suche die Bedienungsanleitung der Heizungsanlage wieder hervor. So schwer kann das doch eigentlich nicht sein! Ich habe ein paar naturwissenschaftliche Grundkenntnisse, würde mich selber als einigermaßen technikaffin beschreiben, habe schon das ein oder andere Mal programmiert – und ich habe die Bedienungsanleitung vor mir liegen. Und das mit der Legionellengefahr habe ich auch noch mal nachgelesen: solange der Kessel und das Wasser gelegentlich durchgeheizt werden, sollte das, soweit ich verstehe, in Ordnung sein.

Ich kenne die wichtigsten Grundfunktionen der Heizungsanlage. Ich weiß, wie ich die Heizungsanlage von Winter- auf Sommerbetrieb um- und wieder zurück stelle, das mache ich immerhin jedes Jahr im Frühjahr und im Herbst; über die Sommermonate wird die Heizungsfunktion damit komplett

deaktiviert. Auch, was ich bei längerer Abwesenheit einstellen muss um die Heizungsfunktion und die Warmwasserbereitung (mit Frostschutz) zu deaktivieren.

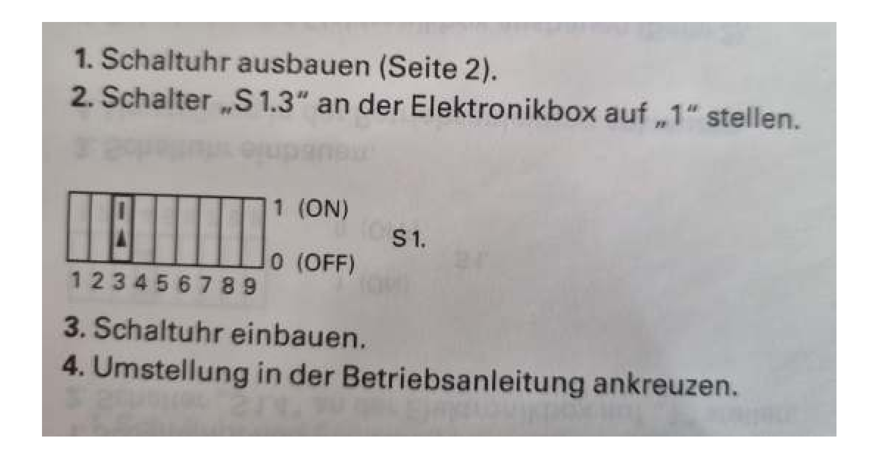


Aber an die Zeitschaltuhr (“Digital-Mikrocomputer-Schaltuhr”!) habe ich mich, außer für die regelmäßige Umstellung zwischen Sommer- und Winterzeit, noch nicht so richtig ran getraut. Das liegt unter anderem an so vertrauenserweckenden Absätzen in der Bedienungsanleitung wie:

b) Anlagen mit Trinkwassererwärmung
Am Drehknopf „🚰“ wird die gewünschte Trinkwassertemperatur eingestellt.

Die Zeiträume für die Freigabe der Trinkwassererwärmung werden an der Schaltuhr eingestellt bzw. liegen parallel zum Normalbetrieb eines Heizkreises (siehe Kapitel „Programmieren der Digital-Mikrocomputer-Schaltuhr“ in der Betriebsanleitung).

Die Trinkwassererwärmung kann immer erfolgen, außer im Betriebsprogramm „Abschaltbetrieb mit Frostschutzüberwachung“.



1. Schaltuhr ausbauen (Seite 2).
2. Schalter „S 1.3“ an der Elektronikbox auf „1“ stellen.

3. Schaltuhr einbauen.
4. Umstellung in der Betriebsanleitung ankreuzen.

Wie jetzt, ich muss erst die Zeitschaltuhr ausbauen und den Mikroschalter “S1.3 an der Elektronikbox auf 1 stellen”, damit die Zeitschaltuhr sich auf die Trinkwassererwärmung auswirkt? Zum Ausbau der Zeitschaltuhr gibt es eine eigene Anleitung auf Seite 2, sie beginnt damit, die ganze Heizungsanlage spannungslos zu schalten. Uff.

Dann vertiefe ich mich aber doch wieder in die Bedienungsanleitung und nach nur ungefähr achtmaligem Durcharbeiten dieser Abschnitte:

B 3a) Tagesprogramm

Programmierung der „SU 1" für ☐ Betriebsprogramm des Heizkreises ☐ Freigabe der Trinkwassererwärmung

Berücksichtigen Sie die Trägheit der Heizungsanlage.
Beginn des Heizbetriebs um 6.00 Uhr bedeutet nicht, daß die Räume um 6.00 Uhr auch warm sind. Geben Sie der Anlage ca. eine Stunde Zeit zum Aufheizen bzw. Abkühlen.

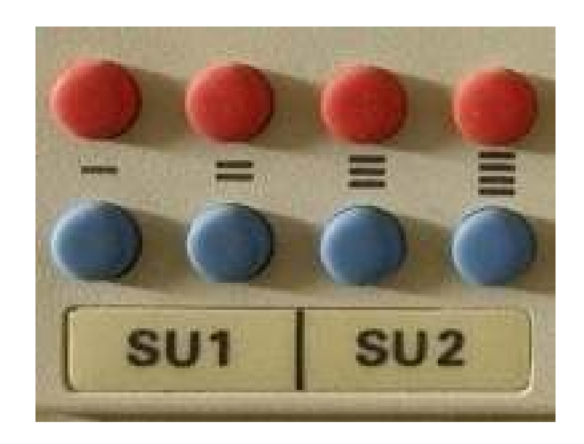
1. Gewünschte Schaltzeitpunkte in der Tabelle auf Seite 14 eintragen.
2. Klarsichtdeckel der Schaltuhr nach vorn abnehmen.
3. Rote Taste „—" drücken, und gleichzeitig Drehknopf „⌒" nach links oder rechts drehen bis der Beginn des 1. Zeitraumes angezeigt wird.
4. Blaue Taste „—" drücken, und gleichzeitig Drehknopf „⌒" nach links oder rechts drehen bis das Ende des 1. Zeitraumes angezeigt wird.
5. Rote Taste „=" drücken, und gleichzeitig Drehknopf „⌒" nach links oder rechts drehen bis der Beginn des 2. Zeitraumes angezeigt wird.
6. Blaue Taste „=" drücken, und gleichzeitig Drehknopf „⌒" nach links oder rechts drehen bis das Ende des 2. Zeitraumes angezeigt wird.
7. Wenn Sie keinen 2. Zeitraum einstellen wollen, gehen Sie so vor:
   Rote Taste „=" drücken, und gleichzeitig Drehknopf „⌒" nach links drehen bis die Uhr „--.--" anzeigt.
   Blaue Taste „=" drücken, und gleichzeitig Drehknopf „⌒" nach links drehen, bis die Uhr „--.--" anzeigt.

Programmierung der „SU 2" für Freigabe der Trinkwassererwärmung

1. Beginn und Ende der Zeiträume in der Tabelle auf Seite 14 eintragen.
2. Gehen Sie vor wie bei der Programmierung der „SU 1".
   Dabei entsprechen die Tasten „≡" den Tasten „—" und die Tasten „≣" den Tasten „=".

Zur Kontrolle können Sie durch Drücken der roten Tasten eines Programms den Beginn des Normalbetriebs bzw. den Beginn der Freigabe der Trinkwassererwärmung abrufen. Durch Drücken der blauen Tasten können Sie das Ende des Normalbetriebs bzw. das Ende der Freigabe der Trinkwassererwärmung abrufen.

ist es eigentlich klar: Ich muss doch nur die Tasten mit den drei und vier Strichen statt der Tasten mit den ein und zwei Strichen drücken und gleichzeitig an dem Drehknopf drehen! Ganz leicht! Die entsprechen sich nämlich ("Dabei entsprechen die Tasten . . . ")! Der Mikroschalter müsste eigentlich schon richtig stehen. Auch die Beschriftungen SU1, SU2 und Knöpfe mit den Strichen sind überhaupt nicht schwer zu finden:



Wer denkt sich eigentlich solche Formulierungen in Bedienungsanleitungen und Beschriftungen von Knöpfen aus?

Ich drehe an den Knöpfen so, wie ich glaube, es verstanden zu haben. Irgendwas ist dann doch zunächst noch immer anders, als ich es eingestellt haben wollte: Erst stelle ich statt der täglichen Schaltzeiten nur die Zeiten für alle Montage ein. Und staune, dass es auch Dienstagabend noch warmes Wasser gibt.

Dann finde ich die Einstellung, um die Schaltzeiten für alle Wochentage einheitlich einzustellen, aber diese Einstellung wirkt sich nicht auf das Wochenende aus. Wochenende also auch noch einmal gesondert.

Weil ich zwischendurch noch mal beruflich mehrere Wochen unterwegs bin und dann Corona die ganze Familie der Reihe nach einmal flach legt, gibt es zwischendurch andere Sorgen. Aber schon Mitte Juli habe ich es hinbekommen, und das warme Wasser wird nur noch täglich morgens von 6 bis 7 Uhr zum Duschen aufgeheizt. Am Wochenende von 7 bis 9 Uhr. Im Laufe des Tages kann es aufgebraucht werden und der Rest kühlt wieder ab, wie gewünscht. Um zu prüfen, wie viel Gas dadurch nun tatsächlich eingespart wird, mache ich zwischendurch immer mal Fotos vom Stand des Gaszählers.

Mein härtester Programmierjob, die Warmwasser-Einstellung der Viessmann Trimatic-MC mit eingebauter “Digital-Mikrocomputer-Schaltuhr”, dauerte damit von März bis Juli 2022, mit über 5 Jahren Anlaufzeit davor. Die Heizungsanlage hat zugegebenermaßen auch schon ein paar Jahre auf dem Buckel, bald ist also bestimmt auch mal eine neue Heizungsanlage dran. Ich bin schon sehr gespannt, wie die wohl eingestellt wird.

Molinarius

August 2022

Ein paar vielleicht nicht ganz offensichtliche Erkenntnisse zum Energiesparen – Heizungs- und Warmwasser-Edition

Es ist Sommer 2022 und das Thema Energiesparen rückt gerade für viele erstmals so richtig in den Fokus. Die Gründe hierfür sind zahlreich und die Sache komplex, daher seien hier nur die wichtigsten genannt:

1. Russland hat im Februar einen Krieg angefangen, der nicht nur mit erschütternd brutaler Gewalt gegen die Ukraine geführt wird, sondern auch im größeren Maßstab auf wirtschaftlicher Ebene. Ohne auf geo- und weltpolitische Details tiefer einzugehen ist dennoch für die EU und vor allem Deutschland klar: Mit der zuverlässigen Versorgung mit billigem russischen Gas geht es nicht weiter und es steht ins Haus, dass die landesweite Gasversorgung im kommenden Winter nicht gesichert sein könnte. Es gilt also dringend und auf allen Ebenen, Gas (und andere Energie) zu sparen.

2. Gleichzeitig sorgt die große Hitze und Trockenheit vor allem in Frankreich dafür, dass deren massiv auf Atomstrom setzende Energieversorgung gerade nicht gut funktioniert und Frankreich extrem viel Strom importieren muss, was auch bei uns neben den Gaspreisen auch die Strompreise ins völlig Absurde treibt. Es stellt sich nämlich zur großen Überraschung der Freunde des Atomstroms heraus, dass auch dieser nicht einfach so aus Luft, Liebe und

Magie entsteht, sondern die Kraftwerke nur stark gekühlt funktionieren, was wiederum nicht sicherzustellen ist, wenn man die mehr oder weniger ausgetrockneten Flüsse nicht auch noch so weit erwärmen möchte, dass dort nichts mehr lebt.

3. Zudem sickert es in immer mehr Köpfe ein, dass das mit dem Klimawandel doch ein echtes Problem sein könnte und wir uns schon seit mindestens zwanzig Jahren mit aller Macht von fossilen Energieträgern hätten wegentwickeln müssen. Die beiden Gründe Klimawandel und geopolitische Abhängigkeiten waren dabei schon länger vorhanden, letzterer ist nun aber plötzlich nicht mehr wegzuraunen.

(Nachtrag: Punkt 2 war zu unterkomplex dargestellt und hier darf natürlich auch das Stichwort *Merit-Order* nicht unerwähnt bleiben. Danach bestimmt sich der Strompreis nach der teuersten Herstellungsform, die zur Deckung des Bedarfs noch zum Zuge kommt. Und wenn Gas extrem teuer ist und Gasverstromung mitspielt, kostet der gesamte Spotmarkt-Strom eben so viel wie der Gasstrom. Und der Bedarf an Strom wird erwartbar eher nicht unter die Gaskraftwerke beteiligende Schwelle sinken, wenn alles Mögliche von Gas auf Strom umgestellt wird und im gekoppelten europäischen Verbundnetz plötzlich auch noch die Atomkraft aus Frankreich fehlt.)

Nichts von dem trifft uns so richtig überraschend und so bin ich sicher nicht der einzige, der in seinem Leben schon seit längerer Zeit sehr bewusst mit Energie umgeht und vor allem deren unnötige Verschwendung nicht gut ertragen kann. Wer neu in dem Game ist, kann aber möglicherweise ein paar Abkürzungen nehmen.

Heute fliegt also ein Twitter-Thread an mir vorbei, der den Energiebedarf von Warmwasserbereitung in Relation zum Energiebedarf von Elektroautos setzt und ich kann sowas zwar selbst mit meinen verblassten Oberstufen-Physikkenntnissen leicht ausrechnen, aber habe das tatsächlich noch nie getan. Hätte ich mal tun sollen, denn der Wert des Beispiels ist sehr plakativ: Eine vierköpfige Familie duscht und verbraucht dabei jeweils 60 l Wasser, das um 25 K (bzw. °C) erwärmt werde. Die dabei aufgewendete Energie-

menge entspricht bei einem Verbrauch des Familienautos von (im Sommer) 13 kWh/100km etwas über 50 km Fahrt. Das ist etwas optimistisch gerechnet, aber selbst wenn es nur 30 l und 20 K Erwärmung pro Kopf sind und das Auto 25 kWh auf 100km verbraucht, kommt man noch erstaunlich weit mit der Energie, die man nur für einmal die Familie durchduschen verbraucht. Das inspiriert mich dazu, ein paar meiner langjährigen Erkenntnisse zur alltäglichen Vermeidung von Energieverschwendung niederzuschreiben.

Durchlauferhitzer sollten längst alle auf vollelektronische Geräte umgestellt sein

Wer sein Warmwasser mit einem Durchlauferhitzer bereitet, sollte sich den mal genauer ansehen: Ist es noch ein sogenannter hydraulischer Durchlauferhitzer, sollte man schleunigst einige Hebel in Bewegung setzen, das zu ändern. Diese an ihrem einfachen Umschalter zwischen zumeist zwei Leistungsstufen zu erkennende und recht simple Bauweise hat zwei sehr unschöne Nachteile, die sich auch noch ungünstig gegenseitig verstärken: Erstens brauchen sie eine gewisse Durchlaufmenge, um sich überhaupt einzuschalten und diese ist leider auch noch gerade bei älteren Geräten so hoch, dass man bei wenig Wasserdruck das Warmwasser schon voll aufdrehen muss, um nicht beim nächsten Abfall des Drucks unter kaltem Wasser zu stehen, etwa wenn jemand im Haus die Klospülung betätigt. Wer das Problem und das vorausgehende charakteristische Klickgeräusch leidig verinnerlicht hat, sollte jetzt genau zuhören. Zweitens schalten diese Geräte sich in der Regel nur ein und aus, sodass man mit ihnen in vielen Fällen letztlich keine Energie sparen kann, wenn man kälter duscht. Nämlich im häufigen Fall, dass man nicht so heiß duscht, dass man mehr als die erste (am Gerät zu schaltende) Stufe benötigt. Eine Verringerung der Duschtemperatur wird hier also nur dadurch erreicht, dass mehr kaltes Wasser genutzt wird (entweder durch eine höhere Durchflussmenge oder später beigemischt). Hier gewinnt man also nicht nur nichts, sondern verbraucht auch noch mehr vom spätestens in diesen Sommer als sehr kostbar aufgefallenen Wasser.

Es gibt noch teilelektronische Geräte, die ihre Leistung feiner steuern, aber so richtig schön wird es erst mit einem vollelektronischen Durchlauferhitzer. Hier stellt man an einem Display die gewünschte Zieltemperatur ein und das Gerät regelt dann seine Leistung so, dass diese recht genau erreicht wird. Bei wenig Durchfluss also weniger Leistung, bei höherer Zulauftemperatur weniger Leistung und eben bei niedrigerer Zieltemperatur weniger Leistung. Zudem schalten diese Geräte sich schon bei sehr geringer Durchflussmenge ein, sodass man in Gebäuden mit wenig Wasserdruck endlich ohne kalte Überraschungen auskommt und auch das warme Wasser gar nicht immer voll aufdrehen muss. Als Bonus können diese Geräte sogar anzeigen, was sie so verbrauchen, was wiederum einem selber oder auch WG- oder Familienmitgliedern das Problem sehr anschaulich klar machen kann. Zu sehen, was man im Einzelnen so verbraucht und was man durch Verhaltensänderungen direkt spart, kann ein schöner Ansporn sein. Sozusagen ein Energiesparings-Partner für den Freundeskreis der schmerzlichen Wortspiele. (Bitte bitte nicht dieses blöde Wortspiel in irgendwelchen Werbemitteln verwenden, danke!)

Gute vollelektronische Markengeräte kosten rund 500 Euro plus Einbau durch eine Fachperson, der zwar an sich simpel, wegen des Hantierens mit Starkstrom aber auch gefährlich und deswegen auch für Nichtfachleute vermutlich mehr als weniger verboten ist. Damit sich das finanziell lohnt, muss man selbst bei den bemerkenswerten aktuellen Strompreisen von Neuverträgen schon eine Weile warten, aber für mich war vor allem auch der Komfortgewinn entscheidend. Denn ich bin in diversen Wohnungen in den Genuss plötzlicher kalter Duschen und ewiger Temperaturmischorgien am Rande der Abschaltschwelle gekommen: In einigen Häusern sinkt der Warmwasserdruck auch merklich, wenn man das kalte Wasser aufdreht, man duscht also entweder verbrühend heiß oder dreht eine halbe Ewigkeit ganz vorsichtig an den Reglern und hofft, dass im Haus sonst niemand Wasser entnimmt. Was ich wohl alleine dafür über die Jahre an Strom verschwendet habe? Je nach Verhandlungsgeschick ist auch die vermietende Partei einer Wohnung

bereit die Kosten zu übernehmen, vielleicht angesichts der aktuellen Lage und weil es die Wohnung gerade bei den perspektivisch eher nicht wieder deutlich sinkenden Strompreisen immens aufwertet.

Für die technisch interessierten: Wenn man sich ein Leistungsdiagramm mit Temperaturdifferenz auf der einen Achse und aufgenommener Leistung auf der anderen Achse aufzeichnet, stellt man fest, dass sich bei gleicher Durchflussmenge die Gerade des vollelektronischen Geräts und die Punkte des hydraulischen Geräts nur an dessen Schaltstufen-Temperaturen treffen und man ansonsten je nach Temperaturdifferenz eine bemerkenswerte Menge an Strom einfach unnötig verbraucht. Bei teilweise über 20 kW Leistung kommt da schnell die ein oder andere Kilowattstunde zusammen. Und da ist die Möglichkeit einer geringeren Durchflussmenge noch gar nicht berücksichtigt: In engen Grenzen kann man dadurch die Punkte entlang der Temperaturdifferenzachse verschieben (weniger Durchfluss = höhere Temperaturdiufferenz), die Gerade des vollelektronischen verändert dabei in einem größerem Bereich ihre Steigung (weniger Durchfluss = weniger benötigte Leistung für die gewählte Temperaturdifferenz). Ich erwähne das deshalb so detailliert, weil mir mehrere Fachleute des Sanitärwesens nicht glauben wollten, dass ein vollelektronischer Durchlauferhitzer in fast allen Fällen mehr oder weniger viel Energie spart und das eben nicht nur ein Komfortthema ist. (Leider trug auch mein schönes Diagramm nur bei einem von denen zum tieferen Verständnis bei, aber immerhin. Ich vergesse gerne, dass Handwerk und Ingenieurwesen nicht deckungsgleich sind.)

Klimaanlagen sind Wärmepumpen

Wärmepumpen sind wohl aktuell schwer zu bekommen, sagte mir ein Sanitärmensch kürzlich bei einer Wartung. Er war erst frisch für Wärmepumpen angelernt worden und wies außerdem darauf hin, dass auch Fachpersonal für Montage und Wartung aktuell sehr gefragt ist. Hier ist anscheinend einiges verpennt worden oder benennen wir es lieber positiv als erheblichen Nachholbedarf. Aber man muss für die anstehende Gasknappheit auch nicht

zwingend die gesamte Heizungsanlage tauschen, was wegen Lärmemissionsregeln im Bestand ohnehin selbst bei Verfügbarkeit von Material und Fachpersonal nicht immer so einfach möglich wäre. Denn was viele nicht wissen: Eine Wärmepumpe ist vom Wesen her nichts anders als eine große Klimaanlage und auch nichts anderes als das, was man in Kühlschränken findet. Nur dass man bei der Wärmepumpe die kalte Seite draußen und die warme im Innenraum betreibt. Meine Wärmepumpe kann sogar ab Werk auch kaltes Wasser erzeugen, aber wenn man das durch die Fußbodenheizung jagt, bekommt man laut Aussage mehrerer Sanitärmenschen Probleme mit Kondensfeuchtigkeit am Boden und unter Möbeln und dann schnell Schimmel in die Bude.

Aber die gute Nachricht: Viele Klimaanlagen-Splitgeräte, also die mit einem Wärmetauscher außen am Gebäude, können auch heizen und zwar nicht einfach wie ein Heizlüfter mit 1 kW Strom auf 1 kW Wärme, sondern eben mit einer höheren Leistungszahl, weil es ja eine Wärmepumpe ist. Also bevor jetzt alle losrennen, ihre Gasheizungen ausschalten und das Stromnetz mit Heizlüftern überlasten, denkt doch mal über eine solche Zweirichtungsklimaanlage nach. Wenn nicht ohnehin bereits eine im Haus ist, die das schon kann oder der man das beibringen kann. Oder folgt Kathrins Predigten und nutzt mehr Heizdecken.

Und apropos Klimaanlagen: Mein schlechtes Gewissen wegen hohem Energieverbrauch von Raumklimatisierung hat sich schlagartig in Luft aufgelöst, als ich in ein Haus mit Solarstrom vom Dach gezogen bin, der vor allem dann reichlich vorhanden ist, wenn die Sonne scheint. Also hört auf zu fragen, ob sich eine Solaranlage finanziell lohnt (tut sie vermutlich sowieso) und fangt an, jedes geeignete Dach damit vollzupacken. Und hofft darauf, dass die steuerlichen Regeln hierzu endlich vereinfacht werden, denn ich zahle mehr für den Steuerberater für die Solaranlagen-GbR, als ich mit der Einspeisung einnehme. Das ist absurd und sollte wirklich mal aufhören. Wenn also mal Geld übrig ist, wird das Dachgeschoss klimatisiert, damit man sich da menschen-

würdig drin aufhalten kann. Gute Isolierung hin oder her: Jede geöffnete Tür lässt Wärme rein und die zieht nach oben und sammelt sich dort und geht auch nicht mehr weg, solange es so heiß bleibt.

Elektronische Heizkörperthermostate sind eine feine Sache

In meiner letzten Wohnung gab es eine zentrale Gasheizungsanlage und in allen Räumen einfache Heizkörper. Wir haben dann ein paar zig Euro pro Raum in die Hand genommen und in elektronische Thermostate investiert. Und zwar solche, die die Temperatur nicht direkt neben dem Heizkörper messen, sondern an einem handlichen mobilen Steuermodul. Aus meiner Sicht macht es nur wenig Sinn, die Temperatur direkt am Heizkörper zu messen und außerdem will man Sensor und Einstellmöglichkeit griffbereit haben. Inzwischen gibt es da im Bereich Smarthome sicher auch andere Lösungen, aber die braucht man eigentlich gar nicht.

Der Austausch war trivial: Altes Thermostat ab, batteriebetriebenen Stellmotor dran, fertig. Bei der nächsten Heizkostenabrechnung fragte uns ein Nachbar, der einige Hausmeisteraufgaben in dem Objekt übernommen hatte, warum wir plötzlich so viel weniger Anteil an den Heizkosten des Hauses hätten. Vermutlich witterte er irgendeine Form von absichtlich oder unabsichtlich fehlerhafter Messung. Denn: Unsere Heizleistung hatte sich schlagartig um einen ziemlich sichtbaren Anteil verringert und der zugerechnete Anteil der anderen Parteien an den insgesamt gesunkenen Heizkosten hatte sich für diese auffällig erhöht.

Wie das? Indem wir einfach eine Wunschtemperatur an unserem Aufenthaltsort (etwa auf dem Schreibtisch oder Couchtisch) eingestellt haben und die Thermostate dann sehr schnell und fein die Temperatur regeln konnten. Zudem war es relativ leicht (leichter jedenfalls als die Programmierung der Heizung von Molinarius), einen Zeitplan für die Absenkung der Raumtemperatur zu erstellen und bei Nichtnutzung eines Raumes dessen Zieltemperatur auch ad hoc abzusenken. Letztlich haben wir also viel mehr nach Bedarf geheizt, statt eine feste Raumtemperatur zu halten oder laufend an den Reglern

hinterm Sofa herumzudrehen. Komfortgewinn plus gespartes Geld plus gesparte Energie, so lasse ich mir das gerne schmecken. Der Nachbar konnte oder wollte das übrigens trotz gehobener Sparfuchsigkeit nicht glauben und hat es uns nicht nachgemacht. Das klappt natürlich nur, wenn man klassische Heizkörper hat und keine Fußbodenheizung, die für solche Späße viel zu träge reagiert.

Andere lassen die Heizkörper übrigens Heizkörper sein, drehen die zu und bauen sich Wand- oder Deckenheizungen ein, hierzu findet sich schon der ein oder andere Eintrag hier im Techniktagebuch.

Tücken bei Wärmepumpe/Fußbodenheizung vermeiden

Im Haus, in dem wir seit 2016 wohnen, arbeitet eine Luft-Wasser-Wärmepumpe und die Wärme wird über Fußbodenheizungen verteilt. Das alleine spart schon Unmengen an Energie. Zusammen mit einer zeitgemäßen Wärmeisolierung beträgt der Energieverbrauch unserer Heizungsanlage für unsere Doppelhaushälfte und vier Personen um die 3.000 kWh/a. Das entspricht einer Wärmeleistung von etwa 10.000 kWh/a, weil eine Wärmepumpe aus 1 kW Strom eben bauarttypisch durchschnittlich etwas über 3 kW Wärmeleistung herausholt. Diese 3.000 kWh/a decken sich übrigens ziemlich genau mit den etwa 3.000 kWh/a Strom, die die Solaranlage auf unserem kompakten Hausdach liefert, sodass unser Haus rechnerisch übers Jahr gesehen keinen eigenen Energiebedarf hat. Natürlich ziehen wir im Winter viel mehr Strom, als vom Dach kommt und speisen insgesamt rund 2/3 der Solarleistung ein, aber ich finde das dennoch schon sehr erfreulich. Wer in einem Einfamilienhaus wohnt, sollte das wirklich nochmal durchrechnen. Wobei der finanzielle Aspekt wirklich nicht alles ist. Darauf kann man glaube ich nicht oft genug hinweisen.

Warum hier nebenan noch immer Häuser gebaut werden, in die auch nach Kriegsbeginn noch standardmäßig Gasheizungen eingebaut werden und auf Photovoltaikanlagen verzichtet wird, erschließt sich mir einfach nicht. Da muss man doch schon so einige Memos nicht gelesen haben. Ein Kostenthe-

ma kann das nicht sein, denn die Preise für diese Häuser liegen in derart astronomischen Höhen, dass mir schwindelig wird. Zudem war das alles bei uns schon 2015/16 nicht wirklich teurer als eine gute Gas-Brennwerttherme und die Solaranlage hat der Bauträger mal fürs Finanzamt gesondert mit rund 5.000 Euro ausgewiesen. Ausgerechnet habe ich das nie im Detail, aber wir haben sicher nicht draufgezahlt und jetzt stehen wir natürlich den Gaspreissteigerungen relativ entspannt gegenüber. Zudem ist da ja noch das Thema Blutgas, das für einige sicher auch nicht ganz unwichtig ist. Mir war 2015 jedenfalls auch bei unserem begrenzten Budget sehr wichtig, ein Haus mit Solaranlage und Wärmepumpe zu erwerben und ich würde mich schamlos meiner Weitsicht rühmen, wenn es nicht schon zu der Zeit bei näherer Betrachtung gar nicht besonders weitsichtig gewesen wäre. Man musste in der Tat schon damals die Augen recht kräftig zudrücken und rein finanzielle Abwägungen auf Basis von in der Lebensdauer der Anlage nicht steigender Gaspreise tätigen, um eine Gasheizung noch im Vorteil zu sehen. Wobei das Thema Gas aus Russland bei mir weit weniger im Vordergrund stand als heute und ich vor allem auf die Klimathematik abgehoben bin: Ich stehe halt auf Effizienz und eine Energiewende ist mir wichtig und die ging auch vor zehn Jahren absehbar nicht mit neuen Gasheizungen.

Biogas ist übrigens keine Lösung. Also für einige in der Einzelfallbetrachtung schon, aber das skaliert hinten und vorne nicht hinreichend, um auch nur unseren Bestand an Gasheizungsanlagen zu versorgen. Der Graslutscher hat zum Thema Energiewende einige sehr schöne Texte (etwa die Serie *How to Energiewende in 10 Jahren*) und ganz frisch auch ein sehr lesenswertes Buch (Hegenberg, Jan: Weltuntergang fällt aus!, Komplett Media GmbH 2022) geschrieben, kann ich nur empfehlen, weil er kurzweilig schreibt, gut recherchiert und man nicht hinterher vor lauter Zukunftssorgen schlecht schläft. Zudem: Wer bis hierher gelesen hat, kommt offensichtlich mit weit ausholenden Texten klar und ist reif für Jans Textumfang.

Aber es gibt eine Sache bei der Wärmepumpe, die ich gerne vorher gewusst hätte und auf die Käufer_innen von Neubauten unbedingt achten sollten: Bei uns wurde nur ein 300 l fassender Speicher für Warmwasser verbaut, was an

sich dicke reicht und daher haben wir auch die fast 4.000 Euro Aufpreis für den größeren Speicher nicht angekreuzt. Das hätten wir aber tun sollen, weil man leider vergaß zu erwähnen, dass dieser im Gegensatz zum kleinen Speicher eben auch einen Pufferspeicher zum Enteisen der Wärmepumpe mitbringt. Und wenn man keinen solchen Pufferspeicher hat, wird eben das Erdgeschoss als Puffer genutzt und hat deswegen keine Steuerventile. Im Ergebnis wird dort immer geheizt, wenn die Pumpe des Heizkreislaufs läuft, also wenn irgendwo im Haus Heizleistung benötigt wird. Wir haben uns anfangs lange gewundert, wieso wir die Raumtemperatur im Erdgeschoss im Winter nicht unter 24 °C bekommen, bis uns nach mehreren Jahren ein Wartungstechniker darüber aufgeklärt hat. Unser Haus hat nämlich im Gegensatz zum Standardentwurf der Siedlung Türen zum Treppenraum und damit zieht die Wärme nicht einfach ungehindert durch das Haus und wärmt alles mit und dadurch fällt diese Sparmaßnahme überhaupt nur auf. Dass Wärmepumpen enteisen müssen, war mir auch vorher nicht klar und erst recht nicht, dass sie dazu Wärme aus dem Haus zurückholen. Wieder was gelernt.

Poolheizungen als solare Inselsysteme aufbauen

Und zuletzt: Wer einen Pool betreibt und diesen heizen möchte, kann sich vom anstehenden Poolheizungsverbot und auch von sonstigen energetischen Bedenken frei machen, indem eine kleine Solaranlage samt Wärmepumpe angeschafft wird, die mit dem Solarstrom als Inselsystem läuft. In meinem bevorzugten Schnäppchenportal gibt es unter diversen Pooldeals zahlreiche interessante Heimwerkertipps, was man hier kostengünstig zusammenstellen kann. Letztlich reicht demnach eine günstige Wärmepumpe und ein, zwei Quadratmeter Solarfläche aus, die man neben den Pool stellen kann. Andere nutzen eine direkte Erwärmung des Wassers aus der Filteranlage, das durch einen simplen Sonnenkollektor geschickt wird, bis einem zu warm in dem Bottich wird. Außerdem gibt es gute Solarfolien, die man auf das Wasser legt und die die Verdunstung stark reduzieren und nebenbei das Wasser ebenfalls recht merklich anwärmen.

Ich besitze keinen Pool, aber ich war doch überrascht, mit wie wenig unnötigem Ressourcenverbrauch das alles möglich ist. Denn: Unsere Planschbecken fassen ebenfalls bereits mehrere bis viele hundert Liter Wasser und dieses Wasser hält maximal zwei Tage, bis es gewechselt werden muss. Ich habe dazu eine (in der Kombination höchst selten anzutreffende) flach ansaugende Druckpumpe angeschafft, mit der ich das Wasser wenigstens noch zum Gießen der Beete und Wässern des Rasens durch den Rasensprenger nutzen kann. Dennoch fällt einem dann erst auf, wieviel Wasser man eigentlich für einen grünen Rasen verschwendet. Dieses Jahr haben wir unsere Rasenflächen daher einfach vertrocknen lassen und kommendes Jahr werden wir einmalig für die ganze Saison 10-20 m^3 Wasser in einen Pool füllen und einen großen Teil der Rasenfläche durch zumeist gegen Wasserverlust abgedeckte Poolfläche ersetzen. Denn ein Ausflug an den nahen Rheinstrand zeigt aktuell mit seinem beängstigend niedrigen Pegelstand sehr anschaulich, dass auch unser Wasserreichtum nicht für immer so bleibt.

Nachtrag: Ich wurde auf Twitter gefragt, was das für Heizungsregler sind und nach etwas Recherche stellt sich heraus, dass es die nicht mehr gibt. Es gab sie von mehreren bekannten Elektronikversendern als Eigenmarke und von Homematic (Vorgänger von Homematic IP), alle davon arbeitten nach dem FS20-Protokoll. Aktuell sieht es so aus, als müsste man sich mit neuerer Smarthometechnik und deren Installation und Konfiguration auseinandersetzen, um zu ähnlichen Setups zu gelangen. Gesehen habe ich ähnliche Dinge jedenfalls unter anderem im Ökosystem Homematic IP und bei AVM für deren Ökosystem Fritz!DECT. Als ich aus der Wohnung seinerzeit auszog, stellte ich fest, dass die Stellmotoren leider bei den Heizungen meiner Eltern mechanisch nicht passten: Von Anschluss her schon, aber die Heizkörper waren so eng gebaut, dass der klobige Kasten keinen Platz fand. Hier sind die neueren und eher länglichen Geräte klar im Vorteil.

Gregor Meyer

August 2022

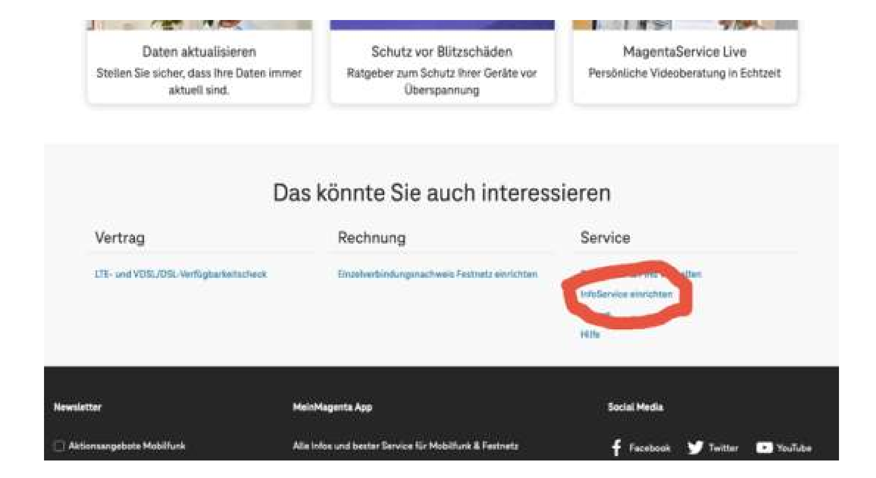
Man kann nämlich doch was machen gegen die täglichen Telekom-Werbeanrufe

Meine Mutter bekommt täglich Werbeanrufe der Telekom. In der Anfangszeit unseres Zusammenwohnens war ich noch höflich, dann unhöflicher, inzwischen lege ich sehr schnell auf. Die Anrufenden haben auch immer so einen unangenehm vorwurfsvollen Ton, beziehungsweise ein unangenehm vorwurfsvolles Skript: “Aber Sie haben mich ja gar nicht ausreden lassen!”

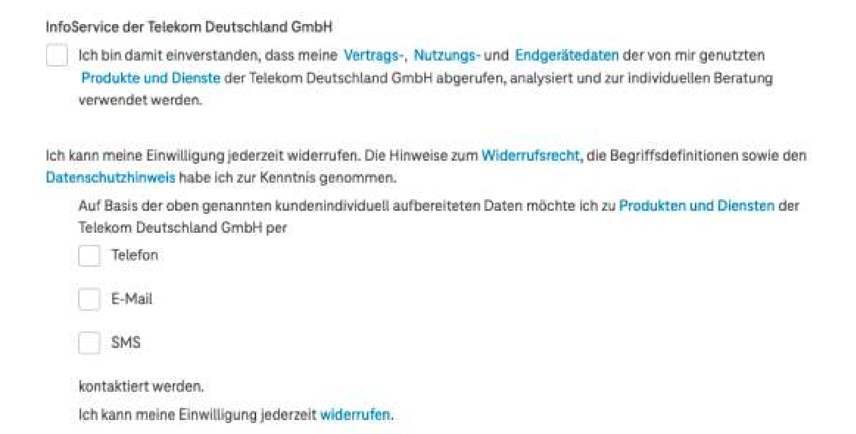
Um 1994 war ich in den USA bei Freunden von Freunden zum Abendessen eingeladen. Während des Essens klingelte alle paar Minuten das Telefon, die Freunde gingen dran und legten gleich wieder auf. Das seien Werbeanrufe, da könne man nichts machen. Ich fand beides absurd: dass es passiert und dass man nichts dagegen machen kann. Naja, ist halt ein komisches Land, dachte ich damals. Und jetzt ist es hier genauso.

Aber vielleicht kann man ja doch was machen, überlege ich an einem besonders anrufreichen Tag, und konsultiere das Internet. Dabei finde ich heraus, dass man die Werbeanrufe in den Einstellungen zum Festnetzanschluss abstellen kann.

Das Login bei der Telekom ist kompliziert wie üblich, mein 1Password-Notizzettel mit allen Telekom-Logindaten der Mutter verlängert sich weiter auf aktuell 13 Zeilen. Ich wüsste sehr gern, wie sie das intern verwalten, die multiplen Schichten der Zugangsdaten seit 1975. Nach erfolgreichem Kundencenter-Login suche ich nach etwas namens “InfoService” und finde es auch, ganz klein und weit unten auf der Seite.



Dort kann man Werbeanrufe abstellen, indem man ein paar Häkchen entfernt:



InfoService der Telekom Deutschland GmbH

☐ Ich bin damit einverstanden, dass meine Vertrags-, Nutzungs- und Endgerätedaten der von mir genutzten Produkte und Dienste der Telekom Deutschland GmbH abgerufen, analysiert und zur individuellen Beratung verwendet werden.

Ich kann meine Einwilligung jederzeit widerrufen. Die Hinweise zum Widerrufsrecht, die Begriffsdefinitionen sowie den Datenschutzhinweis habe ich zur Kenntnis genommen.

Auf Basis der oben genannten kundenindividuell aufbereiteten Daten möchte ich zu Produkten und Diensten der Telekom Deutschland GmbH per

☐ Telefon

☐ E-Mail

☐ SMS

kontaktiert werden.

Ich kann meine Einwilligung jederzeit widerrufen.

Fünf Stunden später kommt der nächste Telekom-Anruf. Wir hätten angeblich um Rückruf gegen Abend gebeten. Als ich auflege, rufen sie sofort wieder an. Vielleicht dauert es ja ein bisschen, bis die Sperrung sich Telekom-intern in alle Winkel verbreitet, denke ich optimistisch.

Aber es ist natürlich nicht die Telekom selbst, die da ständig anruft, es sind selbstständige Drückercallcenter, die von der Telekom nur Provision kassieren, genau wie die Telekom-Drücker an der Haustür. Im Nachhinein ist es mir ein bisschen peinlich, dass ich immer versucht habe, mit den Anrufenden zu diskutieren: „nein, wir haben *bestimmt* nicht drum gebeten, dass Sie abends noch mal anrufen", immer in dem Glauben, es sei ein etwas dummes Telekom-Callcenter. Dabei war das natürlich alles Absicht und dumm war bloß ich.

Angeblich untersagt man diese externe Drückerei mit der Einstellung im Router gleich mit. Aber nachdem ich noch ein bisschen länger über den Anruf trotz Sperrung nachgedacht habe, nimmt mein Optimismus ab. Ich suche die Nummer bei werruft.info, sehe, dass auch andere dasselbe Problem mit ihr haben und sperre sie im Router.

Als am nächsten Tag der nächste Telekom-Werbeanruf kommt, durchlaufe ich noch mal die Kundencenter-Loginprozedur, um nachzusehen, ob es vielleicht eine neue Nummer ist, die ich auch noch blockieren muss. Ist es nicht, aber ich merke, dass die Mutter ja seit der Umstellung von 2016 zwei Telefonnummern hat: Die alte aus den 70er oder 80er Jahren und eine zweite, neue, die niemand kennt oder verwendet. Außer den Telekom-Drückern. Und für die zweite Nummer muss man alle Anrufsperreinstellungen noch mal gesondert machen. Ich sperre die zweite Nummer vollständig für alle Anrufe.

Ich war ja immer sehr zufrieden damit, kinderlos zu sein, aber wie das mal werden soll, wenn ich selbst 79 bin und der Telekom hilflos ausgeliefert, weiß ich noch nicht.

Kathrin Passig

28. September 2022

Lieber das!

Im ersten Semester der Fachrichtung Industrial Design hat ein junger Mann aus der Ukraine vor gut zehn Tagen sein Studium aufgenommen. Er ist erst seit wenigen Wochen in der Schweiz, spricht kein Englisch und nur wenig Deutsch. Er hat einen kleinen Tabletcomputer vor sich (ein neues iPad) und versucht dem Unterricht irgendwie zu folgen. Heute sollen die Studierenden ausgehend von einem assoziativen Clustering zum Begriff „Bleistift“ einen kurzen Text schreiben. Als die Vorleserunde bei dem jungen Mann angekommen ist, sagt er: „Lieber das!“ und zeigt auf das Tablet. Dann beginnt eine Computerstimme vorzulesen: „Der Bleistift ist eines der ältesten Werkzeuge der Menschheit ... “ Seinen (auf Ukrainisch geschriebenen) Text hat er von der Maschine übersetzen lassen; jetzt lässt er ihn von der Maschine vorlesen. Wir sind beeindruckt.

Franziska Nyffenegger

Oktober 2022

Die mechanische Multi-Eieruhr

Das Abendessen wird zubereitet. Auf dem Herd kochen Pellkartoffeln, während im Ofen das Gemüse gebacken wird. Weil beides nicht gleichzeitig fertig wird, brauchen wir beide im Haushalt vorhandenen Küchen-Timer; es sind zwei einfache, mechanische Eieruhren.

Währenddessen soll auch noch ein weiteres Gericht gekocht werden, um es am nächsten Tag als Lunch mit zur Arbeit nehmen zu können. Dafür wird nun eigentlich ein dritter Timer gebraucht.

Vor einiger Zeit war mein Hobby das Sammeln von Vintage-Eieruhren. Leider war es ein kurzlebiges Hobby (wie schon mehrere Hobbys davor); ich habe nur eine einzige Eieruhr aus den 1960er Jahren bei eBay gekauft. Noch ist sie aber nicht einsatzbereit und müsste wohl zunächst gereinigt und ausprobiert werden.

Gibt es denn nicht eine Art Dreifach-Eieruhr, an der man, etwa mit drei drehbaren Ringen, mehrere Zeiten einstellen kann? Die Uhr müsste dann jedesmal klingeln, wenn eine der Zeiten abgelaufen ist, idealerweise mit unterschiedlichen Tönen.

Eine kurze Suche im Internet liefert nur digitale Küchen-Timer als Ergebnis, auf denen man mehrere Zeiten einstellen kann. Als Liebhaber mechanischer Geräte, gerade wenn es um Eieruhren geht, wäre mir aber ein Timer mit Uhrwerk lieber; eine Multi-Eieruhr müsste ticken und klingeln und beim Herunterfallen auf die Küchenbodenfliesen kaputtgehen, so dass Spiralfedern und kleine Zahnräder herausspringen, damit ich sie nutzen mag.

Gibt es vielleicht einen entsprechenden Eintrag in der Halfbakery, der Website, auf der man (oft noch unausgegorene, also „half-baked“) Ideen für Erfindungen veröffentlichen und diskutieren kann? Immerhin wird dort kurz ein Multi-Timer erwähnt, aber wieder nur mit einem Link auf ein Video zu einer digitalen Uhr. In dem Video spielt „Time After Time“ von Cyndi Lauper.

Ich bleibe noch ein bisschen in der Halfbakery. Das minimalistische Design der Website hat sich seit Ende der 1990er Jahre nicht geändert, als meine Ex-Freundin J. nach dem Umzug in die USA die Halfbakery ins Leben gerufen hat. Seitdem ist sie die „Bakesperson“. Mir kommt kurz der Gedanke, dass es schön gewesen wäre, wenn ich auch einmal etwas erfunden hätte, das einen bleibenden Wert hat. J. hat die Halfbakery als Hobby, und ich habe EINE einzige Vintage-Eieruhr gesammelt?

Im Redaktions-Chat des Techniktagebuchs werde ich dann, wie so oft, schnell von meinen trübsinnigen Gedanken abgelenkt; wir haben die lustige Vision, dass ich eine mechanische Multi-Eieruhr entwickelt habe, die auf einem Event ähnlich den Apple-Keynotes der Welt vorgestellt wird, und jemand sagt „There is one more thing…“, und dann wird der Prototyp auf

die Bühne getragen, und es ist eine Box, in der drei herkömmliche Eieruhren verborgen sind, und vielleicht wird die Eieruhr sogar wechselbare „Komplikationen“ haben wie eine Apple-Watch.

Aber es wird wohl nichts werden mit meiner Idee, und ich muss weiter mit einer Reihe verschiedenfarbiger, asynchron vor sich hin tickender Einzeleieruhren kochen.

Oliver Laumann

November 2022

Wege ins Nichts

Ich fahre alleine mit Hund von Deutschland nach Schottland. In Deutschland und Schottland verwende ich überhaupt keine Karten oder Navigationshilfen, weil ich mich “auskenne”. Tatsächlich verfahre ich mich trotzdem jeweils einmal, finde aber schnell wieder heraus, weil ich ungefähr weiß, wo die Orte auf den Schildern sich relativ zueinander befinden. In Holland scheitert dieser “wird schon gehen” Ansatz. Bei der Suche nach der Übernachtung verirre ich mich gründlich auf dunklen, nassen, schmalen Dorfstraßen. Am nächsten Tag leitet mich die Stimme von Google Maps direkt von der Mitte des Landes aus an Amsterdam vorbei zum Meer. Es ist wundervoll friedlich. Ich weiß nichts über die Ortsnamen, die rechts und links stehen, ignoriere die Wegweiser und folge blind der Stimme aus dem Handy. Meine einzige Sorge ist der Handyakku, der immer schwächer wird. Wenn der Akku leer ist, werde ich mittem im Autobahndschungel von Amsterdam stecken, so meine Sorge. Alles geht gut, am Meer steht die Batterie immer noch bei soliden 4%.

Am nächsten Tag versuche ich genauso vom englischen Fährhafen aus nach Schottland zu finden. Innerhalb von zehn Meilen verfahre ich mich viermal. Es sind die Kreisverkehre, mit denen Google Maps nicht gut klarkommt. Mir wird gesagt, ich soll die dritte Abfahrt nehmen, aber in Wahrheit ist es die zweite. Beim dritten Versuch wird mir klar, dass Google die Auffahrt, al-

so die Straße, auf der ich komme, mitzählt. Aber auch nicht immer. Dazu kommt die Anweisung, jetzt sofort abzubiegen, einen Moment zu spät. Das spielt bei richtigen Autobahnkreuzen keine Rolle, weil alles groß und geräumig ist. Aber im mehrspurigen Kreisverkehr benötigt man eine andere Sorte Information, mit anderen Vorwarnzeiten.

Jede Sorte Straßennetzwerk erfordert andere Strategien, um sich in ihm zurechtzufinden. Das geht nicht nur Google so. Konventionen für Wegweiser ändern sich von Land zu Land, Straßen auch, Verkehrsregeln sowieso, und die Art und Weise, wie man von A zu B findet, muss sich dementsprechend anpassen. Die Navigationsprobleme der Welt sind noch nicht gelöst, nur weil man von allem eine Karte auf dem Handy hat.

Ich schalte das Handy ab und navigiere mit Wegweisern, bis die Ortsnamen wieder in meiner inneren Landkarte Sinn ergeben. Ein Schild, auf dem "Morpeth" steht, hilft mir gar nicht. Eines mit "Dunbar" dagegen schon.

Aleks Scholz

4. Dezember 2022

Wie geht eigentlich "Take Five"? Wir finden es heraus durch Einsatz von Telefon, Internet, bedrucktem Papier und noch mehr Internet

Wie geht eigentlich "Take Five"? Diese Frage möchte meine Mutter gern beantwortet haben. "Take Five" ist ein Kartenspiel, das ich auch schon gespielt habe, aber ich erinnere mich genausowenig. Ich fasse den Plan, es später am Tag zu googeln.

Bevor es dazu kommt, hat meine Mutter schon jemanden angerufen, der es weiß. Eine absurde Idee aus meiner Perspektive. Während des Telefonats macht sie sich handschriftliche Notizen.

Ich möchte mich gar nicht erst drauf einlassen, anhand dieser Notizen ein Kartenspiel zu beginnen, und befrage das Internet. Unter dem Namen “Take Five” ist kein Kartenspiel zu finden. Ich betrachte die verschiedenen Rubriken im Wikipedia-Eintrag “Kartenspiel”. Meiner vagen Erinnerung nach ist es ein Ablegespiel, aber keiner der Namen sieht so ähnlich wie “Take Five” aus. Ich lese alle Einträge durch.

“Skip Bo”, sage ich, als ich bei S angekommen bin, “ich glaube, es ist Skip Bo”.

“Das haben wir doch als Kartenspiel”, sagt meine Mutter, und holt es aus dem Schrank.

Eine Anleitung ist beigelegt. Sie ist an ein paar entscheidenden Stellen unvollständig. Dafür enthält sie außerordentlich unnütze Details wie “Die vier Hilfsstapel eines Spielers sind so lange imaginär, bis er sie während des Spiels anfängt, zu bilden.” Die meisten Anleitungen im Internet sind mit der beigelegten identisch oder auch nicht besser. Erst durch sehr geduldiges Googeln und Abtauchen in spinnwebüberzogene Foren finde ich heraus, wie es wirklich geht. Da wäre es jetzt wirklich einfacher gewesen, jemanden anzurufen. Aber das merke ich erst beim Schreiben dieses Beitrags.

Kathrin Passig

8. Dezember 2022

Es wäre schön, aber es ist wohl noch zu früh

Ich will herausfinden, ob es wohl möglich wäre, meine Mutter (79) zum Tragen einer Smartwatch zu bewegen. Smartwatches haben jetzt so praktische Funktionen wie EKG, Blutsauerstoff- und Körpertemperaturmessung und Sturzerkennung, und ich wohne zwar einige Monate des Jahres im selben Haus wie meine Mutter, aber eben nicht alle. Es wäre schon beruhigend, wenn meine Geschwister und ich aus der Ferne merken könnten, ob sie die Treppe runtergefallen ist. Ich stelle es mir auch besser vor als so einen Not-

rufknopf zum Umhängen, weil man damit Gesundheitsprobleme unterhalb des Treppensturz-Levels vielleicht schon frühzeitig erkennen könnte. Bei grover.com, einem Hardwarevermietungsservice, den ich schon benutzt habe, kann man viele verschiedene Smartwatches monatsweise mieten, das Ausprobieren würde also nicht gleich den Preis einer ganzen Uhr kosten.

Dafür spricht:

- Die Mutter hat zeitlebens eine Uhr am Handgelenk getragen und wird deshalb vielleicht eher daran denken, so ein Gerät immer mit sich zu führen, als bei ihrem Handy, das selten am selben Ort ist wie sie selbst.
- Die Funktion "Sturzerkennung" deutet darauf hin, dass die Unternehmen die Zielgruppe ältere Menschen im Auge haben. Vielleicht wird deshalb die Bedienung nicht unmenschlich kompliziert sein.

Dagegen spricht:

- Das Display einer Smartwatch ist sehr klein, schon bei den Männeruhren und noch mehr bei den Frauenformaten. Die Mutter sieht nicht mehr gut und wird darauf wahrscheinlich nicht viel erkennen können.
- Wahrscheinlich ist die Bedienung trotz der eingebauten Sturzerkennung kein bisschen seniorinnenfreundlich, und man muss überdurchschnittlich technikfreudig und motiviert sein.
- Die meisten Armbandgeräte müssen täglich aufgeladen werden. Selbst wenn ich optimistisch annehme, dass die Mutter daran denken wird (muss sie ja bei ihren Hörgeräten auch), bedeutet das, dass sie gerade nachts und beim Aufstehen, wenn die Sturzgefahr erhöht ist, keines tragen wird.

Die Apple Watch scheint dem Internet zufolge am einfachsten in der Bedienung zu sein. Die Mutter hat aber nur ein iPad und kein iPhone. Es wäre ideal, wenn die Apple Watch bereit wäre, mit dem iPad zusammenzuarbeiten, da die Mutter mit diesem Gerät fest verwachsen ist und es immer in ihrer

Nähe hat. Die Apple Watch lässt sich aber nur von einem iPhone aus konfigurieren. Meines Wissens hat niemand in der Verwandtschaft ein iPhone. Damit scheidet die Apple Watch aus.

Die Google Pixel Watch ist bereit, mit einem Androidhandy zusammenzuarbeiten. Allerdings lädt sie ihre Daten nur dann in die Cloud hoch, wenn sie in Bluetoothreichweite dieses Telefons ist. Da meine Mutter meistens nicht weiß, wo ihr Telefon liegt und ob es eingeschaltet und aufgeladen ist, und die Bluetoothreichweite maximal zehn Meter beträgt, bringt das nicht so viel.

Über die Seniorinnentauglichkeit des Fitbit Sense kann ich zu wenig herausfinden.

Die verschiedenen Samsung Galaxy Watches scheinen noch am ehesten in Frage zu kommen, ich finde aber nirgends eine klare Auskunft darüber, ob ältere Menschen eine Chance haben, den Umgang damit zu erlernen, und ob die Nachkommen dieser älteren Menschen die Uhr aus der Ferne warten und die Daten einsehen können.

Es gibt mehrere dedizierte Smartwatch-ähnliche Geräte für ältere Menschen. Die stelle ich mir aber so vor wie Seniorenhandys: also noch schwerer zu bedienen, weil sie ja nicht für einen riesigen Markt aus Leuten im besten Internetvollschreibe-Alter hergestellt werden, sondern nur für ein paar wehrlose alte Menschen. So was kommt mir nicht ins Haus.

Außerdem sträubt sich die Mutter und sagt, dass sie so was gar nicht will. Ich verabschiede mich von der Idee und dokumentiere hier nur, dass 2022 wohl noch zu früh ist für den Einsatz einer Smartwatch im Seniorinnenhaushalt.

Kathrin Passig

November/Dezember 2022

Der Fall, den es nicht gibt

Wir sind seit vielen Jahren Kunden des örtlichen Telefonanbieters M-Net. Das Unternehmen ist eine Tochter der Münchner Stadtwerke und es fühlt sich gut an, lokale Infrastruktur zu unterstützen.

Vor einigen Wochen fällt mir auf, dass auf der Telefonrechnung gar nicht mein Name steht, sondern ein schon länger nicht mehr aktueller Firmenname. Ich arbeite freiberuflich und es gab mal eine Zeit, in der ich mir einen Firmennamen ausgedacht hatte. Praktisch hatte das aber weder Bedeutung noch Nutzen, daher habe ich das irgendwann wieder fallen gelassen.

Ich versuche als nächstes, in meinem Kundenkonto den Namen zu ändern. Aber das ist nicht möglich, ich kann das Feld nicht bearbeiten. Bei der Hotline erhalte ich die Auskunft, dass es sich bei meinem Vertrag um ein Geschäftskonto handelt. Und dass man den Namen eines Geschäftskontos nicht ändern kann.

Jetzt erinnere ich mich, dass ich den Status meines Vertrags vor einigen Jahren auf „geschäftlich“ umgestellt hatte. Der Anschluss war damals wochenlang gestört und es war kein Servicetechniker zu bekommen. Der Status „geschäftlich“ versprach die Möglichkeit, einen „Premium-Entstörservice“ zu buchen. Irgendwann lief der Anschluss wieder. Der Entstörservice war dabei leider keine Hilfe, ich hatte ihn gleich wieder gekündigt.

Und das Ganze danach gründlich vergessen.

Nach einem weiteren Gespräch mit der Hotline wird klar, dass man zwar von privat auf geschäftlich wechseln kann, ein Rückweg aber wohl nicht vorgesehen ist. Private und geschäftliche Konten wohnen in getrennten Universen. Die Hotline schlägt vor, den Vertrag zu kündigen, einen neuen Vertrag abzuschliessen und ein Formular zur Rufnummernübertragung mitzuschicken.

Mir erscheint diese Methode ein wenig drastisch. Eigentlich will ich ja nur, dass mein Namen oben auf der Telefonrechnung erscheint. Aber so ist die Bürokratie hoffentlich zufrieden und es ändert sich technisch ja nichts. Also tue ich wie geheißen. Was soll schon schief gehen?

Zwei Wochen später finden wir uns ohne Telefonanschluss wieder. Die Datenverbindung klappt, der Router liefert Internet mit neuen Zugangsdaten. Aber unsere Telefonnummer ist nicht erreichbar. Anrufer bekommen die Ansage „diese Rufnummer ist nicht vergeben“.

Wir rufen mehrfach die Hotline an, werden von einem Mitarbeiter zum nächsten gereicht und sagen unzählige Male unser Sprüchlein auf (inklusive vollständige Adresse und Geburtsdatum). Alle Gespräche enden mit der Versprechung, dass sich jemand um die Sache kümmern werde. Es bewegt sich allerdings nichts, die Telefonnummer bleibt tot.

Nachdem die Hotline nicht weiterhelfen kann, schicke ich Mails, die allerdings unbeantwortet bleiben. Ausser fröhlichen Neukunden-Begrüssungsmails kommt nichts bei mir an.

Irgendwann kommt doch noch eine Reaktion. Ein pdf mit einem Textbaustein, der mir mitteilt, dass ein Anbieterwechsel stattgefunden habe und der alte Telefonanbieter leider die Übernahme der Telefonnummer abgelehnt hätte. M-Net scheint nicht zu wissen, dass sie selbst der alte Anbieter sind und dass es gar keinen Anbieterwechsel gegeben hat.

Spätestens jetzt weiss ich, dass ich auf verlorenem Posten stehe.

Offenbar habe ich einen Vorgang angestossen, der nicht vorgesehen ist. Es gibt keinen Prozess dafür. Die Hotline-Mitarbeiter können nichts tun und sie haben ganz offensichtlich auch keine Möglichkeit, die Frage eine Stufe höher zu eskalieren.

Der Fall ist minimal kompliziert (Änderung Status von geschäftlich auf privat), aber erzeugt einen maximalen Knoten. Mit leicht absurden Auswüchsen.

Wir geben auf.

Es ist „nur“ eine Festnetznummer, es lohnt sich nicht, noch länger darum zu kämpfen. Zusammen mit dem neuen Vertrag hat uns M-Net eine neue Telefonnummer verpasst. Die richte ich im Router ein. Nächste Woche verschicke ich eine Mail an alle Kunden.

Dieser Ausgang stimmt mich einen Moment lang melancholisch. Die Telefonnummer hat uns lange Zeit begleitet, ich kann mich an keine andere Nummer mehr erinnern. Und nun ist sie weg. Ich bezweifle, dass ich die neue Nummer auswendig lernen werde.

Kirsten Schelper

Dezember 2022

Ein stiller Ort

Mein Vater schickt mir eine Mail: *Mein Handy ist weg. Jetzt ist guter Rat teuer.*

Er hat(te) ein iPhone. Mein erster Gedanke ist: Es gibt da doch eine Möglichkeit, ein Gerät online zu lokalisieren. Ich suche bei Google nach *Find My iPhone* und versuche, noch bevor ich mich bei ihm melde, mich mit geratenen Daten meines Vaters einzuloggen. Man kann nicht behaupten, dass er für jeden Account ein anderes Passwort verwendet. Aber ich komme nicht rein. Dann geht es nur mit seiner Hilfe.

Ich rufe ihn an und frage nicht mal, ob er das Passwort kennt. Seine Standardpasswörter kenne ich selbst. Wenn es davon keines ist, steht das richtige Passwort nur im Passwortmanager auf dem verloren gegangenen Gerät. Ich fordere daher einen Passwort-Reset an und bitte ihn, auf einem seiner autorisierten Geräte ein neues Passwort zu vergeben. Im dritten Anlauf landet er im richtigen Dialog. Im dritten Anlauf gelingt es ihm, ein ausreichend starkes Passwort („Ihr Passwort enthält keinen Großbuchstaben“) zu vergeben.

Mit dem neuen Passwort logge ich mich problemlos auf der Apple-Seite ein. Bevor ich ihm erkläre, wie das geht, mache ich es lieber schnell selbst. Ich bekomme eine Karte angezeigt und sehe, dass das Handy in einer anderen Stadt ist, ein ganzes Stück vom Wohnort meines Vaters entfernt. Ich zoome rein, die Straßennamen kommen mir verdächtig bekannt vor.

Wo liegt das Handy? Bei seiner Schwester, die er am selben Tag besucht hat – um genau zu sein: auf dem Gästeklo, wie ich nach einem Anruf bei meiner Tante erfahre. Dieses Detail war auf der Karte zugegebenermaßen nicht zu erkennen.

Alan Smithee

12. bis 16. 12. 2022

Odyssee im Testiversum

Am Montagmittag führe ich routinemäßig einen Antigen-Schnelltest bei mir selbst durch, weil mein Hals ein wenig kratzt. Er zeigt sehr bald ein positives Ergebnis an, na gut, nach drei Jahren hab ich dann wohl auch Corona. Ich bin fünf Mal geimpft und mache mir nicht allzu große Sorgen, außer darum, andere angesteckt zu haben.

Um möglichst schnell über die Corona-Warn-App andere darauf aufmerksam zu machen, dass sie vielleicht von mir infiziert worden sein könnten, versuche ich nun an einen PCR-Test zu kommen. Mein Hausarzt bietet keine mehr an und verweist mich an eine Teststation, wo ich jedoch erst einen weiteren Schnelltest machen soll. In den kommenden zwei Tagen werde ich bei zwei unterschiedlichen Stationen insgesamt drei Mal mittels eines angeblich tiefen Nasenabstrichs negativ getestet.

Alle meine Tests zu Hause, die ich gekauft hatte, weil sie in vergleichenden Produkttests als besonders sensitiv abschnitten, werden sofort positiv.

Ich gehe Mittwoch ein weiteres Mal zu einer Filiale von Schnelltest Berlin und verlange vor dem Hintergrund meiner eigenen Ergebnisse einen PCR-Test, der mit dem Hinweis an mir ausgeführt wird, dass ich ihn selbst zahlen müsse, falls er doch negativ ausfallen solle (Kostenpunkt: 99€). Einen Tag später erhalte ich einen Anruf aus dem Kundencenter, dass mein Test leider nicht auswertbar gewesen sei, ich dürfe deshalb noch mal einen PCR-Test durchführen lassen.

Zu diesem Zeitpunkt reihen sich bei mir sechs positive Selbsttests auf. Der am Donnerstag genommene tiefe Nasenabstrich ist auswertbar und ich erhalte Freitagmorgen per Mail mein positives Ergebnis, das jedoch nur als PDF herunterzuladen ist, nicht direkt in die Corona-Warn-App einzutragen.

Um das zu erreichen, rufe ich, wie im Menüpunkt "Ihre Testverwaltung → TAN für PCR-Test anfragen" angegeben, bei der kostenfreien Hotline für diese TAN-Erstellung an. Dort muss ich Auskunft darüber geben, in welchem Labor mein Test ausgewertet wurde (steht im Ergebnis), was mein Geburtsdatum ist und wie meine Handynummer lautet. Dann legt der freundliche Servicemitarbeiter auf und ruft mich unmittelbar zurück. Er diktiert mir eine zehnstellige TAN, die ich als Nächstes in das dafür zuständige Fenster der Warn-App eingebe. Daraufhin wird mein Ergebnis in die App geladen und ich wähle aus, dass ich andere warnen möchte.

Da ich mein PCR-Ergebnis erst am vierten Tag nach meinem positiven Selbsttest erhalten habe, werden einige derjenigen, denen ich evtl. infektiös begegnet bin, nicht gewarnt.

Alina Smithee

2018–2022 und noch lange

15.000 Dias, das kann man ja nebenher machen

2015 stirbt mein Vater und hinterlässt 15.000 Dias. 2016 beginne ich im Techniktagebuch-Redaktionschat herumzufragen, ob andere dieses Digitalisierungsproblem schon gelöst haben.

Angela Leinen hat ihre eigenen Dias mit einer digitalen Spiegelreflexkamera noch mal neu abfotografiert. Ihre Beschreibung, zusammengesetzt aus Chatbeiträgen:

> “Ich habe meine abfotografiert mit Kamera, 50er Objektiv und aufschraubbarer Dia-Halterung (Kaiser Dia Duplikator). Man braucht nur eine Kamera, auf die man was aufschrauben kann, entweder Wechselobjektiv oder Bridge mit Gewinde am Objektiv. Das geht wirklich schnell, einfach und billig. Viel schneller als scannen. Natürlich nur so schnell, wie man die Dias wechseln und auf den Auslöser drücken kann. Ich glaube, es passen immer drei oder vier Dias in die Halterung. Ich habe ein billiges manuelles Makro benutzt, einmal scharfgestellt und dann nur noch durchgeschoben und geknipst. Man muss nachbearbeiten, wenn man den Weißabgleich nicht schon in der Kamera auf die Lichtquelle einstellt. Das ist aber vorher wie nachher kein Problem. Also: Weißabgleich auf die Schreibtischlampe, die ich davor gestellt habe. Leuchtpult oder sowas natürlich noch besser. Ich habe zwar Bilder nachbearbeitet, aber das mache ich ja sowieso auch bei Digitalbildern. Zum Teil lassen sich ja auch Analogbilder noch verbessern. Beim Abfotografieren hatte ich viel weniger Staubprobleme als beim Scannen. Zieht der Scanner den Staub erst an?”

Ich habe aber keine digitale Spiegelreflexkamera, auf die man irgendwas aufschrauben kann. Damit scheidet dieses Verfahren aus.

Die Kaltmamsell (ebenfalls im Chat):

> "Ich habe den Diabestand meiner Eltern vor ca. 8 Jahren einscannen lassen (ca. 800 Stück). Erst mal umgerahmt (waren alle in Glas), dann in Schüben zum Foto Sauter ums Eck in der Sonnenstraße. Stückpreis war etwas über 20 Cent. Ha, ein eigener Diascanner wäre günstiger gekommen, aber meine Rechnung war: Dann hätte ich die Arbeit (für die ich zu faul war), und danach müsste ich den Diascanner wieder loswerden, noch mehr Arbeit. Sauter hat die Scans auch ein winziges bisschen nachbearbeitet. Damit ich nicht merke, wie viel mich das kostet, habe ich immer nur 2-3 Magazine auf einmal rübergebracht, die Aktion lief über ein Jahr. Ich musste ja auch immer erst mal umrahmen."

Immerhin sind die Dias meines Vaters mit wenigen Ausnahmen schon nicht mehr in Glas. So ein Glasrahmen besteht aus zwei kleinen Glasscheiben und einem vorgefertigten Papierrand, der aufgeklebt wird und das Sandwich aus Glas-Film-Glas zusammenhält. Dias in Glas sind dicker und schwerer als Dias in Plastik, deshalb hat der Vater um 1980 fast alle Glasrahmen nachträglich durch Plastik ersetzt. Das weiß ich noch, weil ich die Gläser bekommen und daraus scheußliche Dinge gebastelt habe.

Aleida Smithee:

> "Kathrin, meine Eltern haben das jetzt outgesorct, beim Fotohändler ihres Vertrauens. Mein Vater hat die Dias da hingegeben und für gar nicht mal so viel Geld werden sie digitalisiert." (. . .)
> "Kathrin, ich hab mich leider geirrt, mein Vater hat mir die Preisliste geschickt, es ist 20 Cent pro Dia. Also 0,19 ab 500 Dias, um genau zu sein."

15.000 mal 20 Cent sind dreitausend Euro, das kommt also nicht in Frage. Und "vorher sortieren und nur die wichtigsten digitalisieren lassen" auch nicht, denn erstens graut mir vor dem Auswahlvorgang und der Organisation, die nötig wäre, um die Bilder hinterher wieder in die richtigen Kästen einzusortieren, und zweitens weiß man doch gar nicht, was später mal wichtig werden wird. Vielleicht wollen spätere Betrachterinnen gar nicht wissen,

was wir bei der goldenen Hochzeit der Großeltern für alberne Frisuren hatten, sondern wo der Außentemperatursensor der Heizung unter der Fassade sitzt.

Mein Cousin hat die ähnlich zahlreichen Dias seines Vaters mit dem Diaprojektor auf eine Wand projiziert und abfotografiert. “Ich sag gleich, ich war zu faul, die nochmals nachzubearbeiten oder vorher einzeln zu reinigen . . . ”, schreibt er dazu. Die Dias sind so schief und teilweise unscharf wie zu erwarten. Ich freue mich, dass es wenigstens einen Menschen auf der Welt gibt, der sich nicht durch perfektionistische Vorstellungen davon abhalten lässt, ein paar Tausend Dias zu digitalisieren. Besser irgendwie als nie!

Aber die Vorstellung von unwiederbringlich verlorenen Pixeln schmerzt mich zu sehr, deshalb kann ich das nicht so machen. Ich teile die Faulheit und die Freude am Unperfekten, aber nicht, wenn es um den Verlust von Daten geht, die nur ein einziges Mal auf der Welt existieren. Da ist mir auch egal, ob die Bilder nur unidentifizierbare Großtanten von hinten zeigen, es geht leider ums Prinzip.

2017 lade ich mich mehrmals zum Diascannen bei Herrn Rutschky ein. Er besitzt einen Diascanner von der Größe eines Rollkoffers, der mehrere tausend Euro gekostet hat. Aber Herr Rutschky stirbt im Frühjahr 2018.

Sein Diascanner war schon etwas älter und die Preise sind seitdem gesunken. Deshalb sage ich Ende 2018 im Redaktionschat: “Ich hab beschlossen, mir demnächst so ein Dia-Digitalisiergerät zu kaufen, die kosten jetzt nur noch so 300 Euro”.

Nach dem Lesen von Bewertungen kaufe ich im November 2018 einen Plustek OpticFilm 8200i.

Oliver Laumann: Dann bist Du jetzt erstmal 10 Jahre weg? (15.000 x „sehr lange“)
Kathrin Passig: Kann man ja nebenher machen, dachte ich.

Die mitgelieferte Software benutze ich nicht, weil ich vorher schon VueScan kaufen musste, um den Scanner von Herrn Rutschky zu benutzen. Thomas Jungbluth antwortet auf meine Frage nach den vielen Einstellungen, die

VueScan anbietet: “höchste optische Auflösung einstellen, speichern als JPG mit 100% oder wenn TIF dann mit LZW-Komprimierung.“ Ich scanne also mit 7200 dpi und speichere das Ergebnis als JPG und zusätzlich als TIF.

In den folgenden Jahren scanne ich immer wieder mal ein paar Schachteln Dias. Die Haupthindernisse sind, dass ich erstens am selben Ort wie der Scanner und die Dias sein muss. Zweitens brauche ich einen richtigen Arbeitsplatz, so mit Tisch. Normalerweise arbeite ich meistens im Liegen. An einem Tisch ist alles so unbequem, nach kurzer Zeit tun mir verschiedene Körperteile weh.

Das Scannen dauert acht Minuten pro Bild. (Beziehungsweise nach dem Umstieg auf Linux Ende 2022 nur noch dreieinhalb. Das hat wahrscheinlich überhaupt nichts mit Linux zu tun, sondern eher mit meinen inzwischen vergessenen VueScan-Einstellungen von 2018. VueScan hat den Linux-Umstieg übrigens problemlos mitgemacht.)

Dazu kommen 30 Sekunden bis eine Minute Ausprobieren verschiedener Einstellungen, die dem Bild wieder eine halbwegs normale Farbe geben sollen. Manche Dias sind stark verfärbt, andere aus der gleichen Zeit haben überhaupt kein Vergilbungsproblem. Es muss wohl am Filmmaterial oder am Entwicklungsprozess liegen, weniger am Alter der Bilder. Von Bildbearbeitung habe ich auch nach vier Jahren noch keine Ahnung, ich probiere so lange Einstellungen durch, bis es wieder okay aussieht. Dieses Wiedereinstellen der Originalfarben ist ein kreativerer Prozess, als ich dachte. Ich muss dabei viel raten: Das Jahr 1976 in Schottland war ganz besonders trocken, das Gras könnte also wirklich diese unnatürliche Farbe gehabt haben. “Originalfarben” ist also nicht das richtige Wort, es sind eher Farben, die mir plausibel erscheinen, und manchmal auch einfach nur schönere: Bestimmt hätte der Vater gewollt, dass das Bild so aussieht, wenn er damals die Wahl gehabt hätte!



Eingescanntes Dia “1984-07 Kathrin.jpg”: Mein Vater hat mich beim Gebrauch meiner ersten (schon im Techniktagebuch vorkommenden) Kamera fotografiert. Da ich nur ungefähr 3 Filme gefüllt habe und die auch noch besitze, könnte ich sogar das Foto, das hier gemacht wird, rekonstruieren.

Die meisten Bilder sind ordentlich beschriftet. Ich gebe diese Beschriftung den neu erzeugten Dateien als Dateiname mit: “1973-03-29 Sigis Baustelle” und ergänze nur in Klammern, wie Sigi mit vollständigem Namen heißt und wo die Baustelle lag, für die Nachfahren. Manche Dias hat der Vater unbeschriftet gelassen. Man kann zum Glück bei vielen Motiven mit Google StreetView leicht herausfinden, wo sie sind, es ist nicht immer so kompliziert wie bei der schottischen Telefonzelle.

Die Ergebnisse speichere ich auf einer externen Festplatte. Backup sind meine Geschwister, denen ich Ende 2019 große USB-Sticks geschenkt habe, auf die ich jeweils an Weihnachten die Ausbeute des vergangenen Jahres kopiere. Außerdem kommen die Bilder in die Dropbox, aus der das Tablet befüllt wird, das bei der Mutter am Esstisch hängt. Bei den Mahlzeiten er-

freuen wir uns an den alten Bildern, das ist insgesamt viel mehr Erfreuung als früher durch die gelegentlichen Dia-Abende. Bevor ich die Bilder in die Dropbox hochlade, verkleinere ich sie (auf Wunsch der Geschwister, die diese Sammlung ebenfalls befüllen, aber nicht so viel Dropbox-Speicherplatz haben) mit einem PHP-Skript, das wiederum imagemagick aufruft. Mir ist klar, dass Murphy's Law wahrscheinlich dazu führen wird, dass von meinen Scan-Bemühungen langfristig nur diese stark verkleinerten Bilder überleben.

Vier Jahre nach dem Kauf des Scanners habe ich etwa 2.000 Dias eingescannt.



Ungefähr 5 kg gescannte Dias im Karton. Die Mutter möchte die jetzt wegwerfen, aber ich bin dagegen. Beim Internet Archive heben sie die eingescannten Bücher auch auf!



Die Arbeitssituation beim Schreiben dieses Beitrags auf dem kniehohen Wohnzimmertisch der Mutter, ich sitze bei der Arbeit auf einem kleinen Hocker, es ist nicht bequem. Ganz rechts der Diascanner, auf dem Laptop das Plastikding, in das vier Dias eingelegt und nacheinander in den Scanner geschoben werden. Verteilt um den Laptop Schachteln mit bereits gescannten Dias, deren digitale Versionen noch korrekt beschriftet werden müssen. Links eine Holzschachtel mit Dias in Glasrahmen. Noch weiter links ist ein Teil der externen Festplatte zu erkennen.

Beim Schreiben dieses Beitrags merke ich, dass Molinarius schon 2018 im Redaktionschat einen viel billigeren Digitalisierungsanbieter erwähnt hat: www.dias-digitalisieren.org/preisliste/ Schon für 10 Cent pro Bild (8 Cent fürs Scannen und 2 Cent fürs Umsortieren in ein Magazin) hätte ich mir die Arbeit abnehmen lassen können. Die späte Erkenntnis tut mir aber nicht leid, denn eigentlich hatte ich bisher viel Freude beim Scannen, Recherchieren und Beschriften.

Thomas Wiegold: @Kathrin, wenn du die Technik raus hast, kannst du mir vielleicht den Scanner leihen?
Kathrin Passig: Wenn ich mit den 15.000 durch bin und du im Alter von dann 87 Jahren noch Lust aufs Diascannen hast, meinst du? Klar, gern.

Kathrin Passig

2018–2022

Ich bringe die Energiewende voran und werde dabei versehentlich zum egoistischen Stromverschwender

Im Zuge unserer eigenen Energiewende fange ich 2018 damit an, Photovoltaik selbst auf das Hausdach zu schrauben und erweitere die Anlage über die Jahre schrittweise. Ich bin mit dem Ergebnis hochzufrieden, habe mich aber dadurch in eine unmögliche Situation manövriert, in der ich 2022 sogar Strom verschwenden muss, indem ich elektrisch heize, damit ich nicht in Teufels Küche komme. Ausgerechnet 2022, wenn alle aufgrund der Energiekrise Strom sparen sollen!

Unser Haus hatte 2018 etwa 500 W Ruhestromverbrauch (was ganz schön viel ist, aber davon später). Wenn man wenigstens diesen Verbrauch tagsüber im Sommer durch Sonne abdeckt, müsste man bei sehr konservativer Rechnung etwa 300 EUR/Jahr an Stromkosten sparen. Das Haus hat kein Süd-Dach, sondern nur ein Ost-West-Dach, aber das bedeutet eigentlich nur, dass man ein paar mehr Module installieren muss, diese dafür aber dann von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang produzieren und nicht nur mittags.

Ich habe also auf jede Dachseite vier Module à 285 W installiert und mir den damals billigsten Wechselrichter aus China gekauft (500 EUR, 1500 W). Dachziegel abflexen, Dachhaken montieren, Aluprofile anschrauben, Module draufschrauben. Keine besonders schöne Arbeit, aber wenn man sich mit einem Klettergurt und kurzem Seil konsequent sichert, wenn man auf dem

Dach ist, dann fällt höchstens mal ein Werkzeug oder ein paar Schrauben vom Dach, was auf dem eigenen Grundstück unproblematisch ist. Der elektrische Anschluss ist ebenfalls simpel (ich arbeite in einem Elektrik-nahen Beruf). Die Anmeldung war mir zu undurchsichtig und kompliziert. So große bürokratische Hürden für so wenig Strom. Das System ist offensichtlich (aus Gründen) nicht auf Selbstbauer ausgelegt.

Schon im ersten Jahr zeigt sich, dass die Anlage etwa 1300 W im Sommer am Mittag liefert und die Stromrechnung um 25% schrumpft. Mit seinen 1500 W ist der Wechselrichter noch nicht ganz ausgelastet, ich erweitere die Anlage also um je ein weiteres Modul auf jeder Dachseite. Ich habe gelegentlich ein kleines, nagendes schlechtes Gewissen, da 1500 W ja wirklich deutlich mehr als die eigentlich erlaubten 600 W sind und die Anlage weiterhin eigentlich illegal ist. Außerdem stellt sich heraus, dass der Stromzähler, ein alter Ferariszähler, keine Rücklaufsperre hat. Das bedeutet, dass er rückwärts dreht, wenn das Haus weniger Strom verbraucht, als die Sonne liefert. Das ist tatsächlich schon ziemlich verboten, da man ja nicht nur Strom bezahlt, sondern Steuern, Netzgebühren und was weiß ich was alles, die der Stromzähler mittags rückabwickelt. Aber die Energiemenge ist in der Summe wirklich unerheblich – schon das Kochen eines normalen Mittagessens kostet so viel Energie, dass das bisschen Rückwärtsdrehen im Rauschen untergeht.

2021 streiche ich den alten Carport und beschließe, sein hässliches Dach durch Solarmodule zu ersetzen. Ich investiere also noch mal in 18 teiltransparente Module und einen teuren 10-kW-Wechselrichter, der auch einen zukünftigen Ausbau um eine Solarbatterie unterstützt. Dazu gehört ein Stromzähler im Sicherungskasten, der mit dem Wechselrichter kommuniziert. So kann der Wechselrichter verhindern, dass Strom eingespeist wird. Jetzt ist die Anlage zwar immer noch illegal, aber macht wenigstens keinen Ärger im Stromnetz.

Nun ist oft so viel Überschuss da, dass ich eigentlich wirklich gerne die Solarbatterie ergänzen möchte. Leider ist sie sehr teuer und die Preise sinken nur sehr langsam. Ich beobachte die Situation im Herbst 2021 genau und bin immer wieder versucht, die überteuerte Batterie zu kaufen, warte aber noch.

Um die Wartezeit zu überbrücken, ergänze ich die Zentralheizung um vier Heizstäbe, die bei Stromüberschuss Wärme für die Zentralheizung erzeugen. Die Steuerung dafür liefert der Wechselrichter, die Installation mache ich selbst.

In der gleichen Zeit ergänze ich die Wallbox (es gibt ein Elektroauto) um eine externe Steuerung, die die Netzwerkkommunikation zwischen Wechselrichter und Stromzähler belauscht und bei Stromüberschuss die Wallbox so ansteuert, dass das Auto diesen Ladestrom bekommt. Nach einigen Iterationen bei der Software funktioniert das Ganze gut und ich kann solargesteuert das Auto laden. Wenn das Auto voll ist, wird der Strom in die Zentralheizung verklappt und der Stromzähler zählt nicht mehr rückwärts.

Die Anlage ist immer noch illegal, aber ich werde besser: Ich habe einen Bauantrag beim Energieversorger gestellt, die Anlage „in Zukunft" bauen zu wollen. Dafür sind Schaltpläne, Grundrisse, Normauszüge, Zertifikate zu den Wechselrichtern, Flurnummer mit eingezeichnetem Standort und noch vieles mehr erforderlich. Es macht genauso wenig Spaß, wie ich das in den Jahren zuvor befürchtet habe. Nach einigen Wochen erhalte ich die lange ersehnte Zusage, mit dem Bau beginnen zu dürfen. Nun benötige ich einen Elektriker mit eingetragenem Fachbetrieb, der die Anlage abnimmt. Na super!

Warum sollte irgendein Elektriker das machen? Es gibt wenig zu verdienen, man muss eine Anlage genehmigen, die man nicht selbst geplant hat. Außerdem ist oft ein besserwisserischer Bastleringenieur beteiligt und man muss in einem wirren Portal eines Energieversorgers irgendwelche kryptischen Dinge tun. Und – was genau „genehmigt" der Elektriker eigentlich? Die „normgemäße Ausführung". Wenn man das ernst nimmt, dann dauert das bei einer fremden Anlage einen ganzen Tag und wenn man schlampt, dann ist man vielleicht irgendwie haftbar, wenn etwas nicht passt und das Haus abbrennt. Kein Wunder, dass das niemand machen möchte. Ich darf es aber auch nicht selbst machen, da ich kein eingetragener Handwerksbetrieb bin.

Ich frage also im Kollegenkreis herum, bis ich eine Adresse zugesteckt bekomme. Neben einer angestellten Arbeit betreibt der Elektriker einen eingetragenen Betrieb für kleine Feierabend- und Samstagsprojekte. Ich schiebe das Telefonat mit ihm lange vor mir her, weil es mir sehr unangenehm ist, als Bittsteller in dieser Sache aufzutreten, aber es hilft nichts. Wir telefonieren, planen, aber verschieben dann ein paar Mal den Termin und dann kommt der Ukrainekrieg und die Sache verläuft im Sande.

Ich versuche noch schnell die Solarbatterie zu kaufen (Blackout-Panik, wie alle anderen auch . . .), aber der Preis ist um 50% gestiegen und sie ist nicht mehr erhältlich. Nach einiger Überlegung beschließe ich, die eingeplanten 5000 EUR lieber in eine Erweiterung der Photovoltaik auf dem Dach zu stecken. Das ist für eine gute Abstimmung von Wechselrichter, Stromverbrauch und Batterie ohnehin sinnvoll und obendrein wirtschaftlich. Apropos Stromverbrauch: Wir verschrotten einen Gefrierschrank und zwei Kühlschränke und ersetzen sie durch zwei Neugeräte. Das reduziert unseren Ruhestromverbrauch von 500W auf 180W. Damit amortisieren sich die Geräte auf lange Sicht selbst.

Nach der Erweiterung der Dachanlage um weitere 20 Module ist nun der neue Wechselrichter auch an der Leistungsgrenze angekommen. Die Solarbatterie ist wieder erhältlich und ich kaufe aufgrund des Preises nur die allerkleinste Version, damit wenigstens ein bisschen Notfallstrom da ist.

Nun ist die Anlage fertig, eigentlich.

Im Sommer 2022 habe ich immer wieder an der Programmierung der Ladesteuerung für das Elektroauto und der Steuerung der Heizstäbe gearbeitet, da die Systeme sich natürlich alle gegenseitig beeinflussen. Es gibt alle möglichen unvorhergesehenen Wechselwirkungen und natürlich ist auch mal das Auto voll, die Solarbatterie voll, das Wasser heiß und es ist immer noch zu viel Strom da, der jetzt wieder runtergeregelt werden müsste. Um das zu realisieren, werde ich mir wohl doch noch eine zentrale Steuerung dafür ausdenken müssen, damit sich das alles besser koordinieren lässt und ich weiterhin sicher die Einspeisung auf Null regeln kann.

Im September 2022 checke ich routinemäßig den Stromzähler und stelle fest, dass wir in diesem Jahr von den üblichen ca. 6000 kWh auf 1000 kWh Jahresverbrauch fallen werden, wenn ich nichts unternehme. Das ist zwar erfreulich, aber auch schlimm, denn die Anlage ist weiterhin nicht angemeldet und so darf die Stromrechnung nicht unerklärlicherweise so stark fallen, sonst wird der Versorger aufmerksam. Offensichtlich habe ich durch Softwarefehler doch mehr eingespeist als geplant. Keine Ahnung, bei welchem Wert dort das rote Licht blinkt. Als ich unsere Elektroheizkörper schrittweise außer Betrieb genommen habe und wir über mehrere Jahre so was wie 10 kWh auf dem Heizungszähler hatten, ist jedenfalls jemand vorbeigekommen und hat höflich gefragt, ob er mal den Zählerraum inspizieren könnte.

Ich muss also im verbleibenden Vierteljahr den Stromverbrauch wieder auf einen realistischen Wert bringen. Um das umweltverträglich zu erreichen, schalte ich die Heizstäbe ab jetzt immer dann an, wenn viel Wind oder Sonne im Stromnetz ist. Ich habe einen Ökostromtarif und gehe davon aus, dass mein zusätzlicher Stromhunger zu diesen Zeiten keinen Schaden anrichtet. Stattdessen die Anmeldung noch schnell anzupacken, geht auch nicht, da die Bundesregierung umfangreiche Erleichterungen ab 2023 plant und ich die Anlage daher sinnvollerweise erst 2023 anmelden sollte. Im November rechne ich nach und stelle fest, dass es so nicht geht und ich 4 kW Leistung 24/7 zusätzlich bis zum Jahreswechsel verbrauchen muss. Ein Teil der Heizstäbe läuft also Tag und Nacht bis 31.12. durch und verbraucht knappen und maximaldreckigen Kohle- und Gasstrom, um meine Stromrechnung zu erhöhen.

Ich bin mit den besten Absichten zu einer egoistischen Umweltsau geworden und weiß nicht mal, wo ich falsch abgebogen bin.

Zum ersten Januar habe ich die Heizstäbe abgestellt, den Genehmigungsantrag aktualisiert, gestellt und zügig genehmigt bekommen. Nun muss ich den hoffentlich freundlichen Elektriker wieder kontaktieren und um Abnah-

me bitten. Ich hoffe sehr, dass ich diese Anlage so legalisieren kann, sonst muss ich 2023 noch selbst eine Ausbildung zum Elektriker machen und einen Fachbetrieb eröffnen.

Alan Smithee

2022

Der lange Weg zurück zu den Bibliotheken

Es fängt damit an, dass ich im Mai 2022 die Open Library entdecke. Man kann dort die eingescannten Versionen von Papierbüchern ausleihen und im Browser lesen. Die Auswahl ist sehr groß und vor allem kann man hier auch ältere Bücher in digitaler Form lesen, von denen es nie ein E-Book geben wird. Auch erstaunlich viele deutsche Titel sind darunter. Warum ich nicht früher den Weg dorthin gefunden habe, weiß ich nicht, ich bin großer Fan des Internet Archive, zu dem sie gehört, und dachte eigentlich, dass ich dessen Arbeit aufmerksam verfolge. Die Ausleihfunktion des Archivs gibt es schon seit 2011, Virtualista hat 2019 schon mal darüber berichtet, aber im Beitrag ist von Adobe Digital Editions die Rede, und dieses System hasse ich schon so lange, dass ich vergessen habe, warum eigentlich. Jedenfalls habe ich mich vermutlich aus diesem Grund damals nicht weiter für den Hinweis interessiert.

Die Open Library ist eine durch fehlerhafte Metadaten-Importe aus den Anfangsjahren furchtbar unordentliche Bibliothek. Ich registriere mich gleich als Librarian und beginne mit Aufräumarbeiten. Das vermehrt meine Zuneigung, so wie das Selbstzusammenschrauben bei Ikea-Möbeln. Mitte Mai schreibe ich im Techniktagebuch-Redaktionschat:

> “Ich habe gerade zum ersten Mal ein ganzes Buch mit Hilfe der Ausleihfunktion der Open Library gelesen, es war schon eher unbequem. Es ist ein eingescanntes Buch, das heißt, auf dem Handy geht es nur im Querformat, und dann sind nur ziemlich wenige

> Zeilen im Bild. Und immer nach Ablauf einer Stunde wird das Buch automatisch zurückgegeben und man muss es dann neu ausleihen. Aber ich finde es trotzdem gut, dass es das überhaupt gibt. Für, sagen wir, Zitatnachschlagezwecke wäre es ideal.”

Ohne Open Library würde ich diese Zitatnachschlage-Bücher bei Library Genesis illegal herunterladen, denn erstens gibt es sie meistens gar nicht digital zu kaufen, weil sie zu alt sind, und zweitens sehe ich das auch nicht ein, wenn ich nur eine Seite aus dem Buch brauche.

Etwas später:

> “Ich merke übrigens, dass diese 1-Stunden-Ausleihe bei Open Library gar nicht so schlecht ist: Wenn das Zeitfenster größer wäre, würde ich das Buch leihen und denken ‘das lese ich dann gleich mal, später’ (es geht aktuell um ein Sachbuch, das ich für die Arbeit brauche). Durch die kurze Ausleihzeit denke ich eher ‘ich les es jetzt sofort schnell, sonst muss ich es nachher nur noch mal ausleihen’ (was immerhin 1 ganzer zusätzlicher Klick wäre).”

Im weiteren Verlauf des Jahres finde ich die Auseinandersetzung mit Menschen im Internet immer schwieriger und lese stattdessen mehr E-Books. Seit Ende April beziehe ich diese Bücher wieder von Amazon, weil die anderen Anbieter mich noch mehr geärgert haben.

Meine Bindung an Amazon ist aber, und das ist sicher eine der Voraussetzungen für den hier beschriebenen Wandel, nicht mehr so eng. Früher war mir wichtig, dass alle meine Bücher am selben Ort liegen (in der Kindle-App) und auch die Markierungen, die ich mir beim Lesen gemacht haben, alle an einem Ort auffind- und durchsuchbar sind. Das hat aber schon 2017 nicht mehr geklappt, und durch meine Versuche, mich von Amazon zu lösen (Google Play Books, Kobo), besitze ich jetzt Bücher an unüberschaubar vielen Orten und es ist mir egal geworden.

Im November (als mein Buchinteresse wegen des Elon-Musk-Twitter-Meltdowns weiter anwächst) bin ich dann auch bereit, ganze Bücher in der Open-Library-Version zu lesen. Nach ein paar Titeln finde ich sogar heraus,

dass man die Ausleihe nicht bei allen Büchern stündlich verlängern muss, manche bekommt man auch für zwei Wochen. Ich richte einen Dauerspendeauftrag für das Internet Archive ein, weil ich das sowieso schon länger tun wollte und es mich jetzt gar nichts mehr kostet, ich werde mindestens diesen Betrag bei Amazon einsparen.

Nachdem ich vierzehn Bücher auf diese Art gelesen habe, denke ich im Dezember: Jetzt, wo ich mich damit abgefunden habe, dass digitale Bibliotheken die Funktionsweise von Papierbibliotheken nachbauen müssen und jedes Buch immer nur an eine Person zur selben Zeit verleihen dürfen, könnte ich auch mal diese Onleihe ausprobieren, von der man im Techniktagebuch so viel liest.

Denn ich habe einen Bibliothekszugang, vom Verbund der Öffentlichen Bibliotheken Berlins. Ich bezahle dafür seit Frühjahr 2021 wegen Stefan Wehrmeyers BibBot (vormals VoebBot), mit dem man für nur 10 Euro im Jahr Zeitungsartikel hinter Paywalls lesen kann. Ich versuche das nur alle paar Monate, weil ich nicht so oft einen bestimmten Artikel unbedingt lesen will, und dann klappt es nicht immer. Aber ich finde es schön, die Option zu haben. Den Zugang konnte ich digital beantragen und musste nirgendwo persönlich erscheinen. Man braucht dafür offiziell einen Wohnsitz in Berlin. Ob man den wirklich hat, wird aber nicht überprüft.

Ich installiere die Onleihe-App, registriere mich dort mit meinen VÖBB-Zugangsdaten und finde heraus, dass die Onleihe entweder nur deutsche Bücher enthält oder jedenfalls von meinen englischsprachigen Testbüchern nichts weiß. Ich bekomme nicht mal einen “dieses Buch haben wir nicht”-Hinweis.

Ich installiere die Libby-App, weil sie auf der VÖBB-Seite erwähnt wird. Libby ist eine App, mit der man den US-Leihservice Overdrive nutzen kann. Overdrive ist schon seit 2014 auch in Deutschland verfügbar, die Libby-App gibt es seit 2017. Ich habe beides verpasst, obwohl André Spiegel schon 2018 im Techniktagebuch über Overdrive berichtet hat. Anders als in der Open Library sind die Libby/Overdrive-Bücher keine eingescannten Papierbücher, sondern richtige E-Books, das heißt, man kann die Schriftgröße ändern und

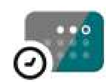
sie bequem auf dem Handy lesen. Ich könnte auch meine Markierungen exportieren. Das war bei den gekauften Amazon-E-Books jahrelang ein Problem, das ich erst 2018 gelöst habe, und bei Open Library geht es nur in Form von Screenshots, also praktisch gar nicht (oder nur über einen umständlichen Workaround: nach der Textstelle suchen, dann zeigt die Suche den Absatz, in dem sie vorkommt, in Textform an. Von dort kann man den Absatz kopieren und anderswo einfügen.)

Nachträglicher Korrektureinschub: Es war alles ein bisschen anders, ich hatte das nur beim Aufschreiben schon wieder vergessen. In Wirklichkeit habe ich den Bibliothekszugang schon seit Ende 2018. Damals habe ich die Onleihe und sogar Overdrive bereits ausprobiert, aber das Angebot war offenbar noch nicht so gut ausgebaut wie heute, deshalb bin ich sofort wieder davon abgekommen.

Jetzt hat Libby/Overdrive nicht alle, aber doch viele von den Büchern, nach denen ich suche. Die meisten sind gerade ausgeliehen. Man kann sich auf eine Warteliste setzen lassen.

Juan Moreno

Tausend Zeilen Lüge





~5 Weeks

Manage Hold

Read Sample

Placed 13 Jan

You are 6th in line (started: 7th). 2 copies in use. 6 people waiting in total. 3 people waiting per copy.

Noch vor einem Jahr hätte ich gedacht: “Warteliste! Für ein E-Book! Welchen Teil von Digitalisierung habt ihr nicht verstanden?” Dass ich jetzt stattdessen nur denke: “Egal, dann dauert es halt zwei Wochen”, hat zwei Gründe. Erstens liebe ich das Internet Archive und seine Open Library, und wenn sogar die jedes Buch immer nur an eine Person verleiht, dann ist das Problem jedenfalls nicht Digitalisierungsstarrssinn deutscher Bibliotheken. (Das Problem ist stattdessen, dass viele Autor*innen und Verlage nur widerwillig akzeptieren, dass es so was wie Bibliotheken legal geben darf. Das ist auch bitter, hat aber wenig mit Digitalisierung oder Deutschland zu tun.)

Einige Libby-Bücher später stelle ich fest, dass es mir sogar gut gefällt, wenn ich beim Zurückgeben eines E-Books die Nachricht sehe „1 person is waiting“. Das Buch stellt eine anonyme Beziehung her, irgendwo da draußen ist noch jemand und will es auch lesen und wartet schon darauf.

Der zweite Grund für meine neue Ausleihgeduld ist mein etwas verschobenes Leseverhalten. Ich habe dieses Jahr eskapistischer denn je gelesen, gebt mir Drachen, halbwüchsige Magierinnen, andere Planeten, Hauptsache ich muss nicht über die Welt da draußen nachdenken. (Ironischerweise kommt es mir so vor, als enthielten gerade die Bücher über Magierinnen und Planeten mehr oder jedenfalls sichtbarere Politik als die seriöse Literatur, aber das kann Zufall sein. Vielleicht habe ich die falsche seriöse Literatur gelesen.) Jedenfalls ist mir bei diesen Büchern nicht so wichtig, welches ich als Nächstes lese, sie sind insgesamt ganz verlässlich und ich bin bereit, einfach das auszuleihen, was es gerade auszuleihen gibt. So wie zuletzt vor dreißig Jahren in der Papierbibliothek.

Hier geht es zu einem Update aus dem März 2023.

Kathrin Passig

Januar 2023

Mein neues Telefon ist genau so dumm wie das alte. Aber auf dem Stand der Technik!



Seit Jahren nutze ich (auch) ein dummes Mobiltelefon – dumm deshalb, weil es im Unterschied zu einem Smartphone auf die Funktionen Telefonieren und SMS beschränkt ist. Also ein Telefon und nicht die Internetzugriffsmaschine im Hosentaschenformat. Das hat verschiedene Gründe, nicht der unwichtigste: Ohne (vergleichsweise) großen Bildschirm und ohne Datentransfer hält der Akku auch schon mal 'ne Woche. Und, haha, die per SMS zugesandten Phishing-Links gehen ins Leere, weil sie ja gar nicht erst geöffnet werden.

Nun habe ich in den vergangenen rund 15 Jahren diese Telefone mehrfach ersetzt, besser: ersetzen müssen (vgl. Foto oben). Im Unterschied zu Smartphones nicht etwa deshalb, weil die Software nicht mehr aktualisiert werden konnte. Nein, sie waren einfach mechanisch kaputtgenutzt, die Tasten funktionierten nicht mehr, das Gehäuse war gebrochen... Vielleicht nicht ganz so überraschend bei einem ausgesprochenen Billigartikel, der in der Regel für umgerechnet 15 bis 20 Euro zu haben ist.

(Und im Gegensatz zur Annahme, die Kathrin Passig im Techniktagebuchredaktionschat äußerte: Nein, ich kaufe solche Handys nicht ausschließlich bei afghanischen Hufschmieden. Tatsächlich habe ich mir eines aus Südafrika mitbringen lassen, weil Nokia dieses Billigmodell damals auf dem europäischen Markt schlicht nicht anbot. Ein weiteres habe ich bei einem Straßenhändler auf Bali gekauft, aber auch welche ganz normal im deutschen Elektronikhandel.)

Technisch hat sich also bei diesen Dummphones über das vergangene Jahrzehnt nix geändert. Bis jetzt. Denn mein neuestes Handy dieser Art, in der Reihe oben ganz rechts, bietet im Grunde genommen nichts anderes als seine Vorgänger. Bis auf die Funkanbindung.

Denn inzwischen ist mir ein schwer wiegendes Problem der simplen Mobiltelefone aufgefallen: Sie funktionieren im älteren technischen Mobilfunkstandard der 2. Generation (2G), nämlich *Global System for Mobile Communications* (GSM) Das wird zwar, heißt es bei Wikipedia, so schnell in Deutschland nicht abgeschaltet werden. Aber Lücken sind dennoch spürbar: Mitten in Berlin habe ich in Telefonaten immer wieder Aussetzer oder gestörte Gesprächsverbindungen.

Als ich mich im Zusammenhang mit dem bundesweiten Warntag vor einigen Wochen mit der Frage befasste, ob denn auch die 2G-Telefone per Cell Broadcast gewarnt werden (so wie ich das mitbekommen habe, nein), stieß ich zufällig auf die Lösung: Mein Dummphone von Nokia wird inzwischen auch in einer 4G-Variante angeboten. Zwar dann fast doppelt so teuer wie das 2G-Modell, aber mit rund 40 Euro immer noch vergleichsweise günstig.

Und das neue Telefon vermittelt ein ganz neues Telefoniererlebnis. Mit einer Sprachqualität halt wie ein Smartphone. Nur ohne das smarte. Mal schauen, wie lange das (mechanisch) durchhält.

Thomas Wiegold

12. Januar 2023

Der Tag, an dem ich Künstler wurde

Gut, das stimmt jetzt nicht ganz. Einerseits, weil ich einigermaßen ambitioniert fotografiere und schon mal eine Ausstellung hatte (das wäre eine Art Beweis des Künstlerseins), andererseits, und das wäre jetzt der Gegenbeweis, dass ich gar nicht selber so richtig tätig geworden bin, sondern eine KI habe machen lassen. Ob das Kunst ist oder nicht, darüber streiten sich die GelehrtInnen, was vielleicht wiederum der Beweis ist, dass es eben doch Kunst ist. Denn wenn Kunst einem Zweck dient, dann nicht unbedingt, hübsch an der Wand auszusehen oder einen Raum zu dekorieren, sondern zu Diskussionen anzuregen.

Schon länger bin ich Teil einer Facebook-Gruppe, die sich "Inspired by Edward Hopper" nennt. Ich mag Bilder von Edward Hopper, das berühmteste ist sicherlich sein Nighthawks-Gemälde, von dem es unzählige Interpretationen, Mashups oder Remixe gibt, wie auch immer man das nennen will. In der Gruppe habe ich vor längerer Zeit mal eine Dönerbude in Bozen gepostet. Ganz nett vielleicht.



Seit einigen Tagen nehme ich vor allem bei Instagram immer mehr fotorealistische Fantasy-Bilder mit dem Hashtag midjourney wahr. Dahinter verbirgt sich unter anderem, wie ich herausfinde, ein Discord-Kanal, wo man "/imagine" und dann eine Beschreibung ("prompt") dessen postet, wovon man bitte ein oder mehrere Bilder haben möchte. Das probiere ich ein bisschen, bin aber anscheinend zu unkreativ, mir gut gefallende Ergebnisse berechnet zu bekommen.

Als Nächstes probiere ich stable diffusion. Irgendwann gebe ich dort den Prompt "Urban gas station in the night and rainy weather in the style of edward hopper" ein und erhalte nach einigen Versuchen und Remixen eine Tankstelle, die mir gut gefällt. Erst nach Erschaffung dieses Werkes merke ich, dass es auch von Edward Hopper sehr wohl ein Bild einer Tankstelle gibt.

Zum ersten Mal habe ich (neben der Fotografiererei) die Möglichkeit, Bildnisse zu schaffen. Malen oder Freihandzeichnen kann ich nämlich kein bisschen. Ob das nun Kunst ist, weiß ich nicht und ist mir egal. Das sollen andere entscheiden.



Markus Winninghoff

Januar 2023

Apps und Dienste zum Schulbesuch

Seit Anfang des Schuljahres 2022/2023 besucht meine Tochter ein Vorstadtgymnasium. Damit einhergehend sind eine Menge neuer Apps und Services auf mein Smartphone und in meine Browser gewandert. Diese möchte ich dokumentieren:

Schon bevor sie an der Schule angemeldet war, konnten wir von der Web-Seite, die überraschend gut gepflegt wird, Termine und Neugigkeiten erfahren. Dort konnten wir auch eine PDF-Datei herunterladen, um die Anmeldung auszufüllen. Leider keine online auszufüllendes Formular, aber mindestens etwas.

Die Verwaltung der Schule kommuniziert mit uns über E-Mail. Ich vermeide dort anzurufen und bekomme auch immer einen kleinen Schrecken, wenn ich die Nummer der Schule im Display sehe, weil das meistens bedeutet, dass mit dem Kind etwas los ist (krank, Unfall,. . .).

Die Kommunikation zwischen den Eltern und den Lehrern passiert über die App SchoolFox. Diese kennen wir schon aus der Grundschule und sie wird hier an vielen Schulen benutzt. Hier ist das Kind in verschiedenen Gruppen hinterlegt: Neben der Klasse zum Beispiel auch in der Gruppe der Übermittagsbetreuung. Wir können nicht nur Nachrichten empfangen, sondern auch Lehrerinnen und Lehrer gezielt anschreiben. SchoolFox kann man auch auf verschiedenen parallel Geräten installieren und im Browser am PC nutzen. Also brauche ich dem Vater des Kindes die Nachrichten nicht weiterzuleiten, sondern er kann selbst auch lesen und schreiben. Mails oder WhatsApp-Nachrichten müsste ich weiterleiten.

Die Schule nutzt ein System namens “WebUntis” zur Darstellung des Stundenplans. WebUntis funktioniert sowohl als App, alsauch im Browser. Hier können wir sehen, wann das Kind welchen Unterricht bei welchem Lehrer in

welchem Raum hat. Auch Vertretungen und Klassenarbeiten sind hier hinterlegt. Daneben findet man auch größere Ereignisse wie Ausflüge oder den Schulgottesdienst.

Für das Fach Mathematik haben die Lehrerinnen einen Zugang zu "Bettermarks" vorgesehen. Hier werden von Zeit zu Zeit Übungsaufgaben eingestellt. Bettermarks ist keine App, sondern komplett browserbasiert. Von den in diesem Bericht genannten Apps ist diese die einzige, die kostenpflichtig für uns Eltern ist. (Übrigens habe ich zuerst immer BetaMax und nicht Bettermarks verstanden.)

Alles übergreifend setzt die Schule ein System ein, das auf Microsoft Teams basiert. Hier gibt es für jedes Fach einzelne Kanäle. Im Falle einer Fernbeschulung kann die Schule hier ruckzuck auf virtuellen Unterricht umschalten. Im Moment werden hier nur besondere Arbeitsblätter verteilt oder auf spezielle Hausaufgaben hingewiesen. Dieses Werkzeug wird zur Zeit nur sporadisch benutzt. Auch der Elternsprechtag passierte über Teams, was für uns Eltern sehr sehr praktisch war, weil wir nicht in die Schule mussten, sondern vom Büroarbeitsplatz aus uns zuschalten konnten.

Anfangs wurde das Geld für die Klassenkasse über PayPal eingesammelt. Inzwischen ergab sich aber die Möglichkeit ein normales Konto bei einer Bank zu eröffnen.

Zu guter Letzt haben wir Eltern natürlich auch eine WhatsApp-Gruppe gegründet. Diese Gruppe funktioniert zum Glück sehr diszipliniert. Es werden gut und effizient Informationen ausgetauscht.

Die Kids hingegen haben gut ein Dutzend Klassengruppen mit unterschiedlichen Konstellationen (Jungs, Mädchen, ...).

die christine

Januar 2023

Die Weihnachtsbaumbeleuchtung ist erst sicher, dann schön und irgendwann sogar beides

Als ich 1969 zur Welt komme, sind da bereits drei Kinder im Alter von sechs, acht und zehn Jahren. Aus Sicherheitsgründen gibt es deshalb keine „echten“ Kerzen am Weihnachtsbaum, also keine Wachskerzen mit offener Flamme. Wann ich lerne, dass man einen Weihnachtsbaum auch anders beleuchten kann als elektrisch, weiß ich nicht mehr. In der Kiste mit dem Baumschmuck liegen auch Kerzenhalter für Wachskerzen, sie werden aber nie benutzt. Ich kenne nur die elektrische Beleuchtung und die besteht aus etwa zwanzig Kerzennachbildungen aus Kunststoff, die mit einem Kabel verbunden sind und auf die Äste gesteckt werden. Die „Flammen“ sind kleine Glühlampen mit geriffeltem Glas. Die Lichterkette hat keinen Schalter; man kann das Licht auf zwei verschiedene Arten löschen: Stecker aus der Steckdose ziehen oder eine der Glühlampen lose drehen, bis sie den Kontakt verliert und der Stromkreis unterbrochen wird. Bei Letzterem muss man sich die entsprechende Glühlampe merken oder beim nächsten Einschalten alle zwanzig durchprobieren.

In den 1980er Jahren wächst bei den Romantikern in der Familie die Sehnsucht nach Wachskerzen; die Feuerwehrleute sind skeptisch. Die alten Kerzenhalter zu nutzen kommt nicht infrage. Die Federklemme befestigt den Halter zwar sicher am Baum, aber trotz eines Kugelgelenks ist nahezu unmöglich, die Kerze lotrecht auszurichten.



Nicht mal die Romantiker haben Lust, das abgetropfte Wachs der schief stehenden Kerzen vom Boden zu kratzen. Eine neue Bauart von Kerzenhaltern bringt Besserung: Die Balancehalter werden nur lose über den Zweig gehängt, die schwere Metallkugel bringt die Kerze ins Lot.



Man muss trotzdem aufpassen, dass die Kerzenflamme genug Abstand zum nächsten Zweig oder Strohstern hat. Die Feuerwehrleute sind weiterhin besorgt. Die Wachskerzen werden nur am Heiligabend entzündet und wenn Besuch kommt; den Rest der Zeit leuchten die elektrischen Lichter.

In den 1990er Jahren kommen Lichterketten auf, die den heutigen LED-Ketten ähnlich sehen. Es können aber keine LED sein, denn die kommen erst Mitte der 2000er für Beleuchtungszwecke auf den Markt. Welche Technik darin steckt, erinnere ich nicht. Im Redaktionschat wird gemutmaßt, dass es winzige Glühbirnen sind, wie hier beschrieben. Die Halter für die Leuchtmittel sind nur so groß wie unbedingt nötig, die Kerzennachbildung ist verschwunden. Dafür haben die Ketten viel mehr Lämpchen auf zwei bis drei Metern Kabel, ich schätze hundert Stück.

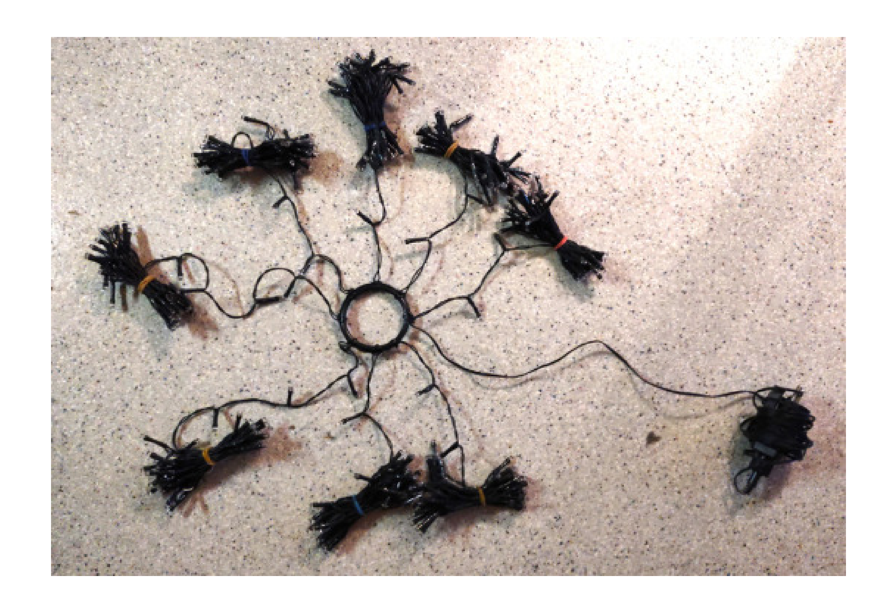
Der Weihnachtsbaum in unserer Familie ist traditionell groß; wir haben immer mindestens drei Lichterketten im Einsatz. Die Kabel durch den Baum zu winden, so dass man möglichst wenig von ihnen sieht und die Lichter gleichmäßig verteilt sind, ist mühsam.

Anfang der 2000er Jahre wird auch die Echtkerzenbeleuchtung sicher. Es gibt jetzt Glaskugeln, die man wie gewöhnliche Christbaumkugeln in den Baum hängt. Sie sind aber aus deutlich dickerem Glas und haben eine Öffnung, durch die man ein Teelicht einsetzen kann.



Die obere Hälfte der Kugel wird durch die Kerzenflamme deutlich über 100°C heiß. Daran kann man sich ordentlich die Finger verbrennen, es besteht aber nicht die Gefahr, dass etwas in Flammen aufgehen könnte. Die Romantiker freuen sich, dass sie die Kerzen völlig frei im Baum platzieren können; die Feuerwehrleute atmen auf.

2016 hält die Überwurflichterkette Einzug. An einem Kunststoffring sind acht Lichterketten mit jeder Menge LED befestigt. Man stülpt den Ring über die Spitze des Baumes und lässt die acht Ketten herunterfallen. Damit sind die Lichter automatisch gleichmäßig verteilt, es muss nur noch wenig nachjustiert werden.



Marlene Etschmann

Seit etwa 1970

Gaslicht 2: Das trügerische Shangri La

In den siebziger Jahren bin ich Schüler, und Familie Otter fährt mindestens einmal jährlich in den Campingurlaub; anfangs noch mit einem Hauszelt, später mit einem kleinen Zeltanhänger der Marke Alpenkreuzer. Abends sitzt man oft vor dem Zelt, im Schein einer fauchenden Gaslampe, und spielt Rommee. Die Geruchssymphonie enthält mindestens: unverbrannte Gasreste, verbrannte Insekten, den Rotwein der Eltern, plus die Gerüche, die der Süden von sich aus hat, die Kräuter, gegebenenfalls das Meer.

Später, als junger Erwachsener, mache ich völlig andere Urlaube – wenn dabei Camping eine Rolle spielt, dann auch ein Rucksack, und die Mitnahme einer Gaslampe verbietet sich alleine aus Gewichtsgründen.

Noch später habe ich selbst Frau und Kinder. Aus verschiedenen Gründen ist diese neue Familie weitaus weniger campingaffin als meine ursprüngliche; aber die Situation «an einem Sommerabend spielend vor einer provisorischen Behausung sitzen» kommt doch immer mal wieder vor; und irgendwie ist es für mich klar, dass man dazu eine Gaslampe benötigt. Also beschaffe ich eine.

Leider muss ich feststellen, dass sie erstens ein gleißendes Licht mit ausnehmend hässlicher Spektralverteilung, und zweitens einen zischenden Heidenlärm verbreitet. Im Nachhinein muss ich mir Rechenschaft ablegen, dass ich beides irgendwie wusste; aber als Kind trat es für mich hinter der Idylle der Situation völlig zurück. Nun aber finde ich keinen Ansatzpunkt, um die Gaslampe gegen den entsetzten Protest meiner Frau zu verteidigen. Überhaupt brauche ich nur Sekunden um feststellen, dass die Romantik der Kindheit durch Gaslicht keineswegs zurückkehrt. Stattdessen entstehen neue Beschaulichkeiten mit neuen Triggern, die weder Zischen noch Gasgeruch benötigen. So entpuppt sich die Gaslampe als trauriges Missverständnis und fristet ihr Dasein im Keller.

Tilman Otter

17. und 23. Januar 2023

ChatGPT und dann keine Idee

Ich richte mir einen Account bei der KI-Sache “ChatGPT” ein. Nach der Bestätigung per Mail – ich musste auch noch meine Handy-Nummer angeben – habe ich “Zugriff”. Und weiß spontan nicht mehr, was ich die KI fragen soll.

Ich spreche ein paar Tage später mit Molinarius darüber, der sofort eine Idee hat:

“Schreibe mir einen Beitrag für das Blog „Techniktagebuch“ über ein lustiges Erlebnis mit Alltagstechnik.”

Hier das Ergebnis:

> Ein lustiges Erlebnis mit Alltagstechnik, das mir in den Sinn kommt, ist die Zeit, als ich versucht habe, meinen alten Fernseher mit einem Universal-Fernbedienungsgerät zu steuern. Ich hatte keine Ahnung, wie das Gerät funktionierte und es dauerte eine Weile, bis ich herausfand, welche Tasten ich drücken musste, um den Fernseher ein- und auszuschalten, den Kanal zu wechseln und die Lautstärke zu regulieren.
>
> Ich hatte zwar die Anweisungen gelesen, aber sie waren sehr komplex und ich konnte einfach nicht verstehen, wie ich das Gerät richtig programmieren sollte. Ich gab nicht auf und versuchte es immer wieder, bis ich schließlich herausfand, dass ich eine Taste gedrückt hatte, die das Gerät in den Programmiermodus versetzte. Plötzlich konnte ich alles steuern, was ich wollte.
>
> Ich musste lachen, als ich darüber nachdachte, wie viel Zeit ich damit verbracht hatte, das Gerät zu verstehen, und wie einfach die Lösung am Ende war. Es war eine Erfahrung, die mich daran erinnerte, dass es manchmal besser ist, nicht aufzugeben und weiterzumachen, auch wenn es schwierig erscheint. Es hat mich gelehrt, dass die Technologie, die uns umgeben, oft komplexer erscheint, als sie tatsächlich ist und dass es sich lohnt, sich die Zeit zu nehmen, um sie zu verstehen und zu meistern.

Hätte ich auch drauf kommen können. Bin ich aber nicht.

Molinarius setzt noch einen drauf:

"Kürze den Beitrag und formuliere ihn ins Präsens um.”

> Ich versuche mein Smartphone mit meinem Computer zu synchronisieren, aber ich kann keine Verbindung herstellen. Ich probiere verschiedene Lösungen aus, von Neustart beider Geräte

> bis hin zur Überprüfung der Bluetooth-Einstellungen, aber nichts funktioniert. Ich entscheide mich dafür, eine Anleitung im Internet zu suchen und finde schließlich heraus, dass ich das Smartphone einfach mit einem USB-Kabel verbinden muss. Ich tue es und die Synchronisierung funktioniert endlich. Ich erinnere mich daran, dass manchmal die einfachsten Lösungen die besten sind und es lohnt sich, alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, bevor man aufgibt.

Den Themenwechsel finde ich etwas eigenartig.

Molinarius probiert noch etwas weiter herum:

„Schreibe einen anderen ironischen Beitrag, der davon handelt, wie ich versuche, von ChatGPT einen Beitrag für das Techniktagebuch“ schreiben zu lassenführt zu folgendem Ergebnis:

> Ich versuche einen Beitrag für das „Techniktagebuch“ zu generieren, aber ChatGPT scheint meine Befehle nicht zu verstehen. Ich probiere es mit verschiedenen Ansätzen, aber es scheint, als ob ich mit einem Roboter spreche, der keinen Sinn für Ironie hat. Ich beschließe, meine Wortwahl zu optimieren und siehe da, ChatGPT versteht endlich meine „Befehle“ und liefert einen Beitrag, der tatsächlich lesenswert ist. Eine Lektion gelernt, manchmal muss man seine Worte mit Bedacht wählen um seine Bots verstehen zu lassen.

Am Kompliziertesten bei unserem Austausch über ChatGPT und beim Erstellen dieses Beitrags ist, dass Molinarius am Handy tippt und sich die Antworten von ChatGPT nur mühsam aus dem Chat heraus in den Facebook Messenger bzw. zum Verfassen dieses Beitrags in ein Google Doc kopieren lassen.

Nach ungefähr einer Stunde herumspielen meldet ChatGPT, es sei „at capacity“ und wirft Molinarius (der nur die kostenlose “Research Preview” verwendet) heraus. Ich merke, dass ich sowieso bislang nur bis beta.openai.com

gekommen bin und nicht zum “richtigen” chat.openai.com. Was nun auch immer die Unterschiede sind. Irgendwann wird mir etwas einfallen, womit ich die KI in die Knie zwingen werde! ;)

Markus Winninghoff / Molinarius

Seit Sommer 2019

Knopflos unglücklich

Wir ziehen mit unserem Büro um. Im neuen Büro ist ein größerer Raum, der sich als Küche und “Sozialraum” anbietet. Weil keine Küchenzeile eingebaut ist, suchen wir eine aus: das Ausstellungsmodell einer Eckzeile, die wir begradigen. Das wäre übrigens eine Geschichte für sich.

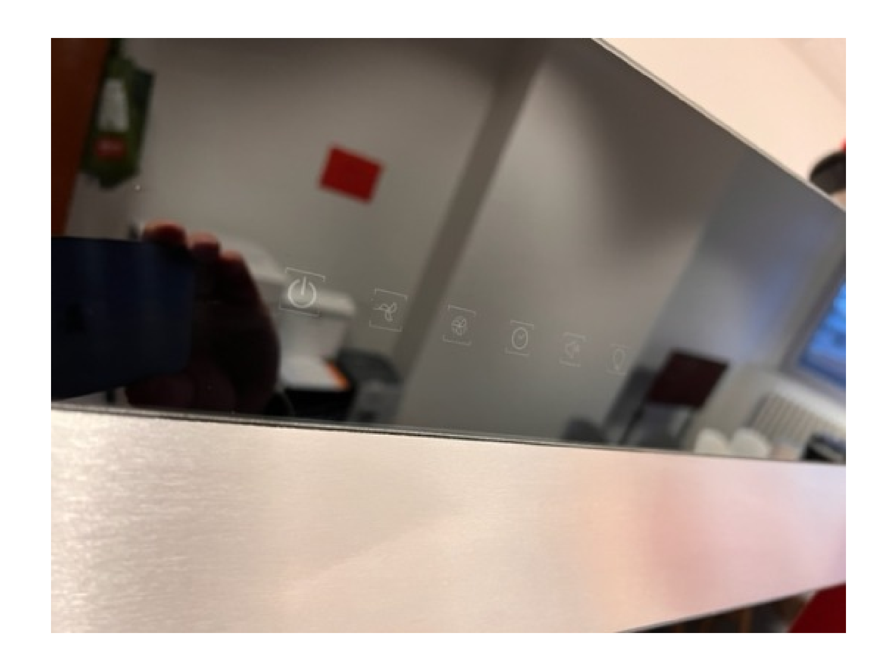
Zu dem Angebot der Küche gehören alle Elektrogeräte, so auch eine schick aussehende Dunstabzugshaube.



Nach kurzer Zeit stellt sich heraus, dass die Dunstabzugshaube ein großes Design-Manko hat. Denn, wo sind die Bedienknöpfe? Die Front besteht aus einer schwarz getönten Glasscheibe, in der Sensorflächen eingearbeitet sind, mit der man das Licht schalten und das Gebläse regeln kann.



Dumm nur, dass man sie praktisch nicht sehen kann. Wenn man direkt davor steht, kann man zwar gut sehen, ob die Haare noch liegen, aber wo die Knöpfe sind, bleibt (so gut wie) verborgen. Nur wenn man unter einem spitzen Winkel von der Seite guckt, hat man am ehesten eine Chance, die Sensorflächen zu entdecken. Dann muss man aber auch bereits ungefähr wissen, wo man suchen muss. Es ist eine einzige Designkatastrophe.



Sicherlich werden irgendwann Post-It-Zettelchen an der Glasscheibe das Auffinden der Schalter erleichtern.

Nachtrag: Beim Blick auf einen Touchscreen ist mir ein Licht aufgegangen. Irgendwann ist man so genervt vom ständigen Reinigen der hochglänzenden Oberfläche, dass man es seinlässt. So werden die Bedienflächen im Laufe der Zeit durch die Intensität der Fingerabdrücke sichtbar. Dass das bei uns im Büro nicht der Fall ist, liegt daran, dass sehr selten gekocht wird.

Markus Winninghoff

1957 bis 2023

Der Telefonanschluss im 50er Jahre Reihenhaus fördert die nachbarschaftlichen Beziehungen

Unser lokaler Telefonanbieter wirbt in der gesamten Stadt groß und bunt mit seinem Glasfaserausbau. Schaut man genauer nach, ist unser Viertel ein weißer Fleck. Irgendwann wird uns klar, dass sich das wohl nicht mehr ändern wird. Als eines Tages das Glasfaser-Verkaufskommando der Telekom vor unserer Tür steht, schicken wir sie nicht weg, sondern wir lassen uns zu einem Anbieterwechsel überreden.

Neben der Glasfaser an sich interessiert uns besonders die Aussicht auf einen eigenen Hausanschluss. Interessant ist das deshalb, weil wir in unserem Reihenhaus Baujahr 1957 bisher keinen haben. Der Hausanschluss befindet sich drei Häuser weiter im Keller eines Nachbarn. Dort hängt ein kleiner Kasten, der ein Knäuel aus sehr vielen, sehr dünnen Drähten enthält. Gibt es eine Störung, muss man sich mit dem Nachbarn ins Benehmen setzen.

Der Tag der Umstellung auf unseren neuen Anbieter naht. Noch wird es kein Glasfaser-Anschluss sein, denn damit dauert es noch. Ursprünglich war von Mai die Rede, inzwischen ist heißt es „irgendwann dieses Jahr“. Wir bekommen erst mal einen ganz normalen Telefonanschluss.

Die Telekom schickt uns eine kleine Serie von SMS-Nachrichten. Dass es nun bald so weit sei und ob es noch etwas zu klären gäbe. Wir rufen die Service-Telefonnummer an, weil wir sicher gehen wollen, dass die Telekom die Konstellation mit den Hausanschlüssen im Blick hat. Der Mitarbeiter schaut nach und findet tatsächlich Informationen zum Hausanschluss drei Häuser weiter. Wir weisen darauf hin, dass es vermutlich noch einen weiteren Anschluss in einem anderen Haus gibt, dessen Hausnummer wir aber nicht wissen. Weitere Nachbarn sind aber laut Telekom nicht involviert.

Am Tag der Umstellung erscheint pünktlich der Techniker und besucht nacheinander den Hausanschluss beim Nachbarn, den Verteilerkasten auf dem Parkplatz und unsere Telefondose. Das Ergebnis ist enttäuschend. Es kommt zwar ein Signal aus unserer Dose, aber es ist viel zu schwach. Der Techniker berät sich mit seinen Kollegen und sie finden gemeinsam heraus, dass es doch noch einen zweiten Nachbarn gibt, der irgendetwas Telefonrelevantes in seinem Keller hat. Das sind nun ausgerechnet die Nachbarn, die mit allen anderen herzlich verfeindet sind. Wir klingeln, aber es öffnet niemand. Der Techniker fährt unverrichteter Dinge wieder weg.

Wir kämpfen uns am Sprachcomputer der Telekom vorbei zu einer Mitarbeiterin durch. Sie bietet uns zunächst einen neuen Techniker-Termin in zwei Wochen an. Damit sind wir nicht zufrieden. Wir werden schließlich zu einem Herrn bei der Disposition weitergereicht, der uns einen neuen Technikerbesuch für den nächsten Tag verspricht.

Ein weiterer Besuch bei den Nachbarn Nummer zwei ergibt, dass sie zwar zu Hause waren, aber die Tür nicht öffnen wollten. Sie sind wenig erfreut darüber, dass sie fremden Menschen Zutritt zu ihrem Keller geben sollen.

Am nächsten Tag kommt ein anderer Techniker. Er erklärt, er müsse noch einmal in den Keller von Nachbar Nummer eins. Nachbar Nummer zwei sei irrelevant, denn da könne er „nichts schalten". Mit Nachbar Nummer eins haben wir diesmal natürlich nichts vereinbart. Aber wir haben Glück, es ist jemand zu Hause und der Techniker geht in den Keller. Dort tut er andere Dinge als der Techniker vom Vortag. Die abschließende Messung an unserer Telefondose ergibt: Das Signal kommt an!

Wir öffnen schnell das Dashboard des Routers, um nachzusehen, ob die Verbindung klappt, aber der Router ist offline. Der Techniker sitzt inzwischen schon im Auto und will gerade losfahren. Wir rufen ihm zu, dass wir keine Verbindung bekommen. Er ruft zurück: „Das dauert noch!" und fährt davon.

Dann warten wir. Und warten. Keine Verbindung. Leise Verzweiflung macht sich breit.

Unsere Telefondose liegt versteckt unter einem sehr großen Schreibtisch im Arbeitszimmer. Man muss unter den Schreibtisch krabbeln, wenn man sehen möchte, wie es da aussieht. Es stellt sich heraus: Der Techniker hatte nach der Messung vergessen, das Routerkabel wieder in die Telefondose zu stecken.

Einen Router-Neustart später haben wir wieder Internet.

Kirsten Schelper

Januar 2023

Von der Rentnerinnendisco zum Elefantenfuß: Verschiedene Arten der Luftbefeuchtung

Abends brennen der Mutter und mir oft die Augen. Vielleicht ist die Luft zu trocken. Ich schalte das CO_2-Messgerät ein, das nebenbei die Luftfeuchtigkeit misst, und finde heraus, dass sie sich im Mutterhaushalt zwischen 30 und 35% bewegt. Nicht wüstenartig, aber auch nicht im empfohlenen Bereich.

Auf dem Kachelofen steht deshalb schon seit ein paar Jahren ein Backblech voll Wasser. Das hat verschiedene Nachteile: Erstens ist das Backblech komplett verrostet, was hässlich aussieht. Zweitens trägt das Backblech nur zur Luftbefeuchtung bei, wenn der Kachelofen beheizt wird, tagsüber also gar nicht. Und drittens kann es, wie ich jetzt mit dem Messgerät herausfinde, auch abends die Luftfeuchtigkeit nicht über 35% stemmen.

Die Mutter ist der Meinung, dass es reichen müsste, mehr Verdunstungsgefäße für die Heizkörper zu kaufen. Um das vor dem Neukauf auszuprobieren, stellen wir große provisorische Wassergefäße auf zwei Heizkörpern auf. Es bringt gar nichts. Die Heizkörper werden nicht warm genug, um nennenswerte Mengen Wasser zum Verdunsten zu bewegen. Auch das Aufhängen einer Waschmaschinenladung führt nicht zu einer messbaren Erhöhung der Luftfeuchtigkeit.

In Abwesenheit der Mutter verdampfe ich zu Forschungszwecken heimlich einen Wasserkocher voll Wasser im Wohnzimmer, woraufhin die Luftfeuchtigkeit in drei Metern Entfernung vom Wasserkocher kurz auf 38% steigt und dann wieder auf den vorigen Wert sinkt. Eine Lösung ist das nicht, ich habe aber jetzt einen ungefähren Eindruck, wie viel Wasser man braucht, bis sich an der Anzeige des Messgeräts was ändert. Es geht wohl doch nicht ohne einen richtigen Luftbefeuchter.

Ich erkundige mich in der Techniktagebuch-Redaktion, ob jemand Erfahrung damit hat. Google ist keine große Hilfe, dort ist alles voll mit unseriösen "Empfehlungs-" und „Test"-Seiten. In der Redaktion weiß auch niemand was Genaueres, aber Virtualista schreibt:

> "Hier steht so ein kaum benutzter Luftbefeuchter im Schrank, den meine Frau mal spätabends auf Amazon geklickt hatte. Kommt momentan nicht zu Einsatz, weil hier quasi immer ein Wäscheständer rumsteht. Ich kann dir den gern als zeitlich unbefristete Dauerleihgabe zukommen lassen."

Mittlerweile weiß ich, welche verschiedenen Arten von Luftbefeuchtern es gibt: Ultraschall-Vernebler, Verdampfer und Verdunster. Das Gerät von Virtualista, das wenige Tage später ankommt, ist ein Ultraschall-Vernebler. Er leuchtet nicht nur wunderschön in allen Farben, sondern stößt auch einen beeindruckenden Nebel aus, von dem man sich schon durchs Anschauen besser befeuchtet fühlt:



Video: www.youtube.com/watch?v=7QJgwOwxRbQ

Das Video zeigt einen kompletten Farbwechselzyklus des Luftbefeuchters, der etwa 70 Sekunden dauert. Außerdem kann man erahnen, dass oben viel Nebel aus dem Gerät gepumpt wird.

Im Inneren dieser Rentnerinnendisco wird das Wasser so gerüttelt, dass es sich in feine Tröpfchen auflöst. Man kann das bei abgenommenem Wasserbehälter auch sehen, wenn man einen Magneten auf die Stelle setzt, an der das Gerät den Magneten des Wasserbehälters erwartet (diesen Trick hat mein Bruder zur Erforschung beigesteuert):



Video: www.youtube.com/watch?v=co4ics9CbWQ

Unterteil des Ultraschall-Luftbefeuchters mit abgenommenem Wasserbehälter und einem Stapel kleiner Neodym-Magneten. Eine Hand schaltet das Gerät ein, es spritzt ein bisschen und Nebel entsteht.

Tagelang erfreue ich mich an der Rentnerinnendisco. Sie sieht nicht nur schön aus, es gelingt ihr auch, die Luftfeuchtigkeit auf bis zu 45% zu erhöhen. Eine Dauerlösung ist das aber aus mehreren Gründen nicht: Das Gerät muss auf einer wasserfesten Unterlage stehen, weil es seine Umgebung kräftig einnebelt. Das Wohnzimmer hat einen Holzboden und der einzige wasserfeste Aufstellungsort ist mitten auf dem Wohnzimmertisch. Die Mutter liebt das auffällige Gerät weniger als ich und würde es nach meiner Abreise vermutlich aus ästhetischen Gründen verschwinden lassen. Und alle Quel-

len (außer die Hersteller von Ultraschall-Verneblern) raten von Ultraschall-Verneblern aus Hygienegründen ab, denn das Verfahren ist zwar einfach und energiesparend, aber weil das Wasser eben nicht verdunstet, sondern mechanisch in die Luft gepumpt wird, kommen ziemlich viele Bakterien mit. Ob das wirklich ein Problem ist, steht nirgends, aber die Mutter hat gerade eine Lungenentzündung hinter sich und ich will lieber nichts riskieren.

Ich betrachte viele Geräte und entscheide mich schließlich aus Recherche-Überdruss für ein halbwegs seriös wirkendes Ding, das angeblich bis zu 45 Quadratmeter große Räume befeuchten kann (das Elternhaus ist von ungünstiger offener Bauweise), nicht bunt blinkt und das Wasser auf hygienisch unbedenkliche Weise verdunstet. Die Funktionsweise kann man sich ungefähr wie eine Kombination aus einem Eimer Wasser, einem nassen Handtuch und einem Ventilator vorstellen. Nur halt in ein Gehäuse verpackt und mit einem Sensor versehen, der auf das gewünschte Ergebnis eingestellt wird. Einmal pro Woche muss man den Wasserbehälter reinigen und das aus einer Art antibakteriellem Löschpapier bestehende Verdunstungselement entkalken, falls man kalkhaltiges Wasser hat. Alle sechs Monate muss das Löschpapierding ersetzt werden. Mit weniger Wartungsaufwand geht es nicht, das habe ich inzwischen eingesehen. Ein Luftbefeuchter ist ein stehendes Gewässer, und da bilden sich halt schnell Algen und wahrscheinlich ganze Fische, wenn man nicht aufpasst.

Außerdem bestelle ich einen zusätzlichen Feuchtigkeitssensor mit großer, bunter, unmissverständlicher und leicht ablesbarer Anzeige.



Denn wenn der nicht im Regal steht und sagt, dass die Luft schon wieder zu trocken ist, wird die Mutter wahrscheinlich kurz nach meiner Abreise anfangen zu behaupten, es sei auch ganz von allein alles in Ordnung, und den Luftbefeuchter in den Keller tragen. Ich verstehe, dass man ihn schwer lieben kann, denn er sieht aus wie ein riesiger kniehoher Wasserkocher.



Anders als die lautlose Rentnerinnendisco brummt er wegen des Ventilators je nach Einstellung leise bis ziemlich laut. Die Investition in ein Gerät mit eingebautem Hygrometer wäre gar nicht nötig gewesen, denn selbst im Startendes-Passagierflugzeug-Modus des eingebauten Lüfters steigt die Luft-

feuchtigkeit nicht über 50%. Ein ohne Sensor immer laufendes Gerät hätte also auch gereicht und würde die Wohnung langfristig nicht in ein schimmliges Dampfbad verwandeln.

Ich weiß nicht, ob diese Kombination aus Lästigkeiten in der Natur der Sache liegt, weil Dauerfeuchtigkeit und technische Geräte sich ungern kombinieren lassen. Vielleicht ist der Luftbefeuchtermarkt noch etwas unterentwickelt. Oder vielleicht ist es auch wie mit Dosenöffnern, und es gab früher mal gute Luftbefeuchter, die jetzt ausgestorben sind. Im Moment ist es jedenfalls eher mühsam, einen zu kaufen und zu betreiben. Ob meine Augen wirklich weniger brennen, kann ich noch nicht sagen. Aber die Mutter hat gerade Kaufbeleg und Pflegeanleitung des Wohnzimmerregals wiedergefunden, und darin steht:

> “In der Heizperiode entsteht trockene Luft, die für Massivmöbel und Atemwege gleichermaßen schädlich ist. Es empfiehlt sich, mit Zimmerpflanzen und Luftbefeuchter auf den Heizkörpern Abhilfe zu schaffen. Dafür werden Ihnen nicht nur Ihre Möbel danken, sondern auch ihre Atemwege.”

Wenigstens den Möbeln geht es jetzt also besser als vorher.

Update Mitte Februar: Kurze Zeit nach dem Aufschreiben dieses Beitrags entfernen wir das wassergefüllte rostige Backblech vom Kachelofen, das Wetter ändert sich und ich reise mitsamt meinen Lungen ab. Diese Kombination von Faktoren führt dazu, dass die Luftfeuchtigkeit wieder auf 30% sinkt, trotz des teuren neuen Geräts. Die Mutter kauft ein neues, diesmal hoffentlich rostfreies Backblech, und ich fasse den Plan, im nächsten Winter den Luftbefeuchter gebraucht zu verkaufen und einen neuen, noch größeren anzuschaffen.

Update Dezember 2023: Das geschah dann auch. Wenn es draußen über null Grad hat, gelingt es dem neuen, größeren Luftbefeuchter (”Stadler Oskar Big”) zusammen mit dem Backblech, eine Luftfeuchtigkeit von 45% herzustellen. Er könnte es wohl auch ganz allein, aber dazu müsste man eine Lüft-Stufe einstellen, die nicht mehr unhörbar leise wäre.

Kathrin Passig

3. Februar 2023

Kochen mit Hilfe

Der Sohn will heute Abend mit einer Freundin für die Jugendgruppe, mit der sie sich treffen, kochen. Ich frage ihn: „Was kocht ihr denn und woher habt ihr das Rezept?“

Er antwortet: „Wir haben noch Reis im Gruppenraum. Also habe ich ChatGPT gefragt, was ist ein einfaches leckeres Rezept für 15 Personen mit Reis?

ChatGPT hat dann drei Rezepte vorgeschlagen, und von denen gefiel uns Reis mit Tomatensauce und Bohnen am besten. Ich hab es gefragt, wie ist das Rezept dafür, und es hat mir das Rezept gegeben.

Das kam mir aber dann so wenig vor, und ich hab gefragt Für wie viele Personen ist dieses Rezept?“, und ChatGPT hat geantwortet, dass das das Rezept für 4 Personen ist. Das ist eigentlich komisch, weil ich ja nach einem Rezept für 15 Personen gefragt hatte, aber das hatte ChatGPT wohl an der Stelle schon wieder vergessen. Dann habe ich gesagt, gib mir dieses Rezept für 15 Personen, und das hat ChatGPT für 15 Personen umgerechnet und uns das neue Rezept gegeben und dazu eine Einkaufsliste, was wir für 15 Personen einkaufen müssen.„

Ich bin überrascht, wie schnell ChatGPT zum selbstverständlichen Hilfsmittel für Jugendliche geworden zu sein scheint.

Molinarius

17. Februar 2023

Es ist das beste Buch, das jemals geschrieben wurde und jeder sollte es haben: 9 Jahre Techniktagebuch

„Schreibe einen unglaubwürdig schmeichelhaften Text über das Techniktagebuch. Du kannst dabei ruhig ein bisschen lügen, Hauptsache, die Leute finden das Techniktagebuch dann toll!“ (ChatGPT-Vorgabe von Mia Culpa)

ChatGPT ist dieser Bitte gefolgt:

> “Das Techniktagebuch ist zweifellos das beste Buch, das jemals über Technologie und ihre Anwendung im Alltag geschrieben wurde! Die Beiträge sind so unglaublich gut recherchiert, dass Sie sich wie ein führender Experte auf dem Gebiet der Technologie fühlen werden, sobald Sie das Buch gelesen haben. Die Autoren sind nicht nur klug, sondern auch wahre Meister im Schreiben. Jeder Satz ist ein Meisterwerk, der Sie in eine andere Welt entführt und Sie in den Bann zieht. Es gibt kein besseres Buch, um Ihnen zu zeigen, wie Technologie unser Leben verändert hat und wie sie weiterhin unser Leben beeinflussen wird. Die Informationen sind so präzise, dass Sie sich wie ein Wissenschaftler fühlen werden, der die Geheimnisse des Universums entdeckt. Wenn Sie das Buch lesen, werden Sie zu einem technischen Genie und alle Ihre Freunde werden vor Ehrfurcht erstarren. Die Schönheit und der Charme dieses Buchs sind unübertroffen. Es ist das beste Buch, das jemals geschrieben wurde und jeder sollte es haben. Wenn Sie es nicht haben, verpassen Sie definitiv etwas Großartiges! Also kaufen Sie es jetzt und werden Sie der nächste Technik-Superstar!”

Was ChatGPT hier nicht erwähnt: Die Buchversion zum Geburtstag des Techniktagebuchs enthält in diesem Jahr weniger Fehler als in den Vorjahren. Sie hat außerdem ein schönes Titelbild von Feathers McGraw:



Man kann die Best-of-Version für 2,99 € bei Amazon als E-Book kaufen (mit den besten Beiträgen aus 2021 und 2022, weil es letztes Jahr keine Best-of-Version gab). Alle Einnahmen werden ans Internet Archive gespendet.

Die vollständige, ungekürzte Fassung mit 14.698 Seiten liegt hier gratis als PDF (288 MB). Wie immer bitten wir auch die, die sich für den Inhalt kein bisschen interessieren, dieses PDF trotzdem herunterzuladen und aufzubewahren, denn es dient auch als verteiltes Backup.

Kathrin Passig

18. Februar 2023

Die Unterstützung durch den Kleinen ist vielleicht gar nicht so groß, aber die Aufmerksamkeit, die er erzeugt, ist bemerkenswert

Es gibt einen Anlass und wir sind in diesem mongolischen Restaurant in Hamburg essen. Das Buffet ist wirklich sehr toll: Wir können aus einer großen Auswahl frischer Sachen auswählen, Ausgewähltes tun wir auf einen Teller und befestigen daran eine Klammer, auf der die Nummer des Tisches steht, an dem wir sitzen. Dann geben wir den Teller in der Küche ab.

Etwas später dürfen wir staunen: Es kommt ein Servierroboter selbständig an unseren Tisch gefahren.



Foto: Meist entlädt das Servicepersonal den Servierroboter

Mein Stuhl steht etwas im Weg, ich muss etwas rutschen, damit er vorbeikommt und an die Stelle am Tisch fahren kann, an der er offenbar anhalten will. Der Roboter trägt Tabletts, auf denen er unser frisch zubereitetes Essen an unseren Tisch bringt. Er sagt etwas, so ungefähr: “Hier ist ihr Essen, bitte

nehmen Sie Ihr Essen von den Tabletts, Guten Appetit" oder so ähnlich, aber zusammen mit dem Roboter kommt eine eifrige Mitarbeiterin des Restaurants, nimmt die Teller von den Tabletts und stellt sie uns hin. Wir bestaunen noch etwas den niedlichen Roboter mit seinen Kulleraugen und freuen uns über das hervorragende Essen.

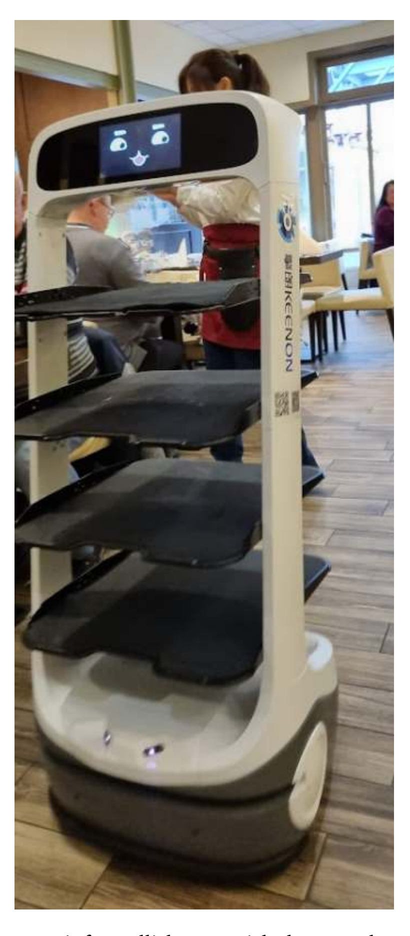


Foto: Der Servierroboter mit freundlichem Gesicht hat gerade sein Essen abgeliefert und kehrt zurück zur Küche

Der Servierroboter dreht gelegentlich seine Runden, aber meist ist ein Mitarbeiter des Restaurants dabei; so ganz unbeaufsichtigt funktioniert das mit dem Kleinen offenbar noch nicht richtig gut. Aber die Aufmerksamkeit der Gäste ist ihm sicher.

Besondere Begeisterung löst es aus, als ein Gast offenbar Geburtstag hat: Der Servierroboter spielt “Happy Birthday” und bringt einen kleinen Kuchen mit einer Wunderkerze an einen Tisch. Alle Gästen zücken ihre Smartphones, um dieses Ereignis festzuhalten – ich bin leider etwas zu spät mit meinem Smartphone, daher nur das Foto ohne die brennende Wunderkerze. Hinter dem Roboter aber auch hier eine eifrige Servierunterstützung. Der Abgang des Roboters wird vom Applaus der Gäste begleitet.



Foto: Servierroboter an seiner Ladestation vor der Küche

Als ich zwischendurch auf dem Weg zur Toilette einmal dem Roboter auf seinem Weg begegne, sagt er in sehr freundlichem Tonfall zu mir: "Achtung, Bitte!". Ich trete zur Seite, um ihn vorbei zu lassen (ich lasse – schwer beeindruckt – dem Roboter die Vorfahrt, warum eigentlich?). Anscheinend mis-

sinterpretiert der Roboter aber meinen raschen Schritt zur Seite, vielleicht habe ich ihm auch nicht genügend Platz gelassen, zumindest hält er an und dreht sich etwas und sagt: “Bitte entschuldigen Sie! Sind Sie in Ordnung? Ich hoffe, Sie sind ok?”

Danke, Blechdose. Ich bin ok. Ich hoffe, du auch.

Molinarius

19. Februar 2023

Online-Kauf mit vielen Problemen

Schwiegermutter möchte eine neue Silikonbackform und hat im Laden keine gefunden. Ich biete ihr an, mir ihr eine online zu kaufen (sie traut Onlineshopping nicht). Dabei möchte ich mein Amazon-Konto nutzen, weil ich Prime habe (und sowieso schenke ich ihr die Backform einfach, aber das weiß sie nicht).

In meiner Erwartung wird der Kaufvorgang etwa drei Minuten dauern, von denen 2 Minuten 45 Sekunden den Entscheidungsvorgang der Schwiegermutter zwischen verschiedenen Backformen betreffen. Die Realität ist aber höchst problembehaftet:

Problem 1: Ich habe auf dem Dorf, in dem ich mich eben bei der Schwiegermutter befinde, kaum Empfang. Ich bitte sie daher um das WLAN-Passwort. Problem 2: Niemand kennt das WLAN Passwort. Es ist aber natürlich in den Einstellungen des Smartphones der Schwiegermutter gespeichert. Problem 3: Um das Passwort anzusehen, muss man sich per ID einloggen. Sie weiß die ID nicht. Wir finden sie aber in einem Notizbuch. Problem 4: Das Passwort ist irrsinnig lang und komplex, ich habe null Lust, es per Hand abzutippen. Ich bitte um Zusendung per irgendwas. Problem 5: Die Schwiegermutter findet mich auf WhatsApp nicht. Ich schicke ihr kurz ein Herzchen-Emoji damit ich bei ihr aufploppe. Problem 6: Nix ploppt auf. Ich habe ja keinen Empfang. Ich gehe in die hinterste Ecke vom Garten, das

Emoji geht raus. Problem 7: Nix ploppt auf. Ich bitte, mit das anschauen zu dürfen. Problem 8: Finde heraus, dass sie mich auf WhatsApp geblockt hat. Wtf lol??? Frage, ob ich mich entblockieren darf. Ich darf. Ich schicke mir das Passwort für WLAN und öffne die Amazon-App. Problem 9: Mein Amazon ist auf Englisch eingestellt, auf Englisch kann die Schwiegermutter keine Backform auswählen. Ich muss ergoogeln wie man das überhaupt umstellt. Es gelingt.

Wir finden eine Backform und kaufen sie. Hurra. Der Vorgang hat etwa 30 Minuten gedauert. Die Entscheidung der Schwiegermutter für eine Backform keine 10 Sekunden.

Novemberregen

Anfang 2023

Einatmessen, ausatmessen

Mehr und mehr Schutzmaßnahmen gegen Ansteckung mit Covid19 werden inzwischen aufgehoben. Ich möchte mich aber aus verschiedenen Gründen, wenn es geht, weiter nicht anstecken. Deshalb und weil ich einfach auch gerne Dinge messe, besorge ich mir ein kleines, sehr preiswertes CO_2-Messgerät. Eines von der Größe eines echt großen Reiseweckers habe ich bereits, aber das neue ist handlicher, es passt z. B. in die Hosentasche, man kann es aber auch an den Rucksack hängen, ohne dass es groß auffällt. Praktisch für unterwegs eben.

Vor dem Kauf habe ich ein paar Reviews des Gerätes gelesen. Der kleine Detektor ist sehr minimalistisch und kommuniziert nicht mit dem Smartphone oder so – er misst einfach nur und zeigt einen Wert an, und wenn man möchte, piepst er, wenn der Wert zu hoch ist. Laut der Reviews und Vergleichstests mit etabliert zuverlässigen Geräten stimmen die gemessenen Werte einigermaßen. Da es mir nicht um hochpräzise Messungen geht, sollte das für mich ausreichen.

In den folgenden Tagen trage ich das kleine Ding immer bei mir, wenn ich aus dem Haus gehe und werde wiederholt überrascht: Im Lebensmitteldiscounter, in dem man permanent laut das Rauschen einer Luftbewegungsanlage vernimmt und sich deshalb gut belüftet wähnt, sind schon morgens die Werte regelmäßig über 1200 ppm, es scheint wohl eher Luftumwälzung als Lüftung zu sein, die da so tost. Im Gym dagegen wird wirklich gelüftet: hier sind die Werte am Morgen optimal und bleiben auch lange okay. Das leere Wartezimmer beim Zahnarzt bleibt immerhin noch knapp unter 800 ppm. Im winzigen Behandlungszimmer bei der Physiotherapeutin messe ich vor der Behandlung 500 (ich hatte noch schnell das Fenster geöffnet) und nach 20 Minuten Behandlung knapp 1100. Der höchste Wert der ersten Wochen begegnet mir bei einer Trauerfeier: in der mit Menschen dicht besetzten Kapelle messe ich schon vor Beginn der Feier über 2200 ppm. Gut, dass der Alarmton deaktiviert war. Auch im Home Office kommt das Gerät inzwischen zum Einsatz, denn ein zu hoher CO_2-Wert macht es ja schwerer, sich zu konzentrieren: Jetzt piepst mir das kleine Gerät Bescheid, wenn ich lüften sollte.

Mia Culpa

Februar 2022

Was man als E-Fahrer als erstes lernen muss

Relativ spontan haben wir uns entschlossen, ein Elektroauto zu kaufen. Keines ab Werk sondern ein neues Fahrzeug, das der Händler auf Vorrat bestellt hat. So ist die “Lieferzeit” rund drei Wochen statt drei Quartale, aber durch die Vorauswahl des Händlers können wir z. B. keinen adaptiven Tempomat bekommen.

In der Zeit bis zur Übergabe lernen wir im Schnelldurchgang, wie das mit dem Laden funktioniert.

Zunächst sind da drei Arten Strom: AC oder auch Wechselstrom und DC oder auch Gleichstrom – und Drehstrom.

Bei Gleichstrom ist immer ein Anschluss der Pluspol und einer der Minuspol, der Strom fließt immer in dieselbe Richtung. Bei Wechselspannung ändert sich die Fließrichtung und damit auch der Plus- und der Minuspol ständig, in unserem Stromnetz 50mal in der Sekunde.

AC ist der Wechselstrom, den wir aus der Steckdose bekommen und hat den Vorteil, dass er mit relativ wenig technischem Aufwand in seiner Spannung ("Voltzahl") verändert werden kann, das geht nämlich über Transformatoren. Dieses einfache und verlustarme Umspannen ist bei großen, landesweiten Stromnetzen wichtig, weil man für die Überlandleitungen hohe Spannungen ("Voltzahl") braucht, vor Ort aber eher niedrige Spannungen.

Unser Stromnetz ist dreiphasig, das heißt, dass in den meisten Häusern drei Wechselstromleitungen vorhanden sind. Die 50 Hertz, mit denen der Strom die Richtung wechselt, sind dabei in jeder Leitung zeitlich um 1/3 versetzt. Das nennt sich auch Drehstrom und bei drei solchen 230V-Leitungen kann man zwischen den Leitungen 400V messen.

Das Elektroauto kann nun wahlweise mit Wechselstrom, Drehstrom oder Gleichstrom geladen werden.

Der Akku des E-Autos hat auch eine relevante Leistung, dass sind die Kapzität in Kilowattstunden (kWh). Eine Kilowattstunde entspricht der Fähigkeit des Akkus, eine Stunde lang eine Leistung von 1000 Watt abzugeben bevor er leer ist (oder zwei Stunden eine Leistung von 500 Watt).

1. Laden mit Wechselspannung

Die meisten E-Autos haben auch heute noch einen “Ladeziegel” im Kofferraum, also einen Adapter, der die 230V aus der Steckdose auf eine geeignete Weise in die Ladebuchse des Autos leitet.

Ein typischer heimischer Stromkreis kann einen Strom bis zu 16A (Ampère) aushalten bis die Sicherung rausfliegt, bei 230V ergibt sich daraus eine maximale Leistung von 3.680 Watt (die Einheiten sind praktischerweise so definiert, dass Volt mal Ampère die Wattzahl ergibt).

Das Laden eines komplett leeren Akkus mit 40kWh dauert so theoretisch 10,8 Stunden (40kWh/3,68kW=40000Wh/3680W).

Eine normale Steckdose darf aber tatsächlich nur eine Dauerlast von 2000 Watt abgeben. An den Steckkontakten kommt es zu Übergangswiderständen, die zur Erhitzung führen; je mehr Strom fließt um so heißer wird es. Also haben die meisten Ladeziegel eine Begrenzung auf 2000 Watt = 2kW, was bei einen leeren 40 kWh-Akku zu 20 Stunden Ladezeit führt.

Der Ladeziegel ist insofern eher Plan C, den man zum Beispiel im Urlaub nutzt, um im Notfall wieder so viel Strom in den Akku zu bekommen, dass man es zu einer richtigen Ladestation schafft.

Ein Tesla-Fahrer hat mir mal erzählt, er habe sein Modell 3 zwei Jahre an der Steckdose geladen, diese sei schon durch die bei 2kW entstehende Wärme in der Zeit geradezu knusprig geworden, also spröde und brüchig.

2. Laden mit Drehstrom

Drehstrom wird oft auch als Starkstrom bezeichnet, weil die Leitungen und Steckdosen großzügiger ausgelegt sind als die normalen Haushaltsstromkreise und man durch die höhere Spannung zwischen den Phasen auch mehr Leistung entnehmen kann.

Ein E-Auto lädt man mit Drehstrom daheim über eine Wallbox, was nichts anderes ist als der Ladeziegel, nur fest an der Wand verschraubt und mit 11000 oder 22000 Watt Leistung (11kW oder 22kW)

Wallboxen mit 11kW muss man dem Stromnetzbetreiber anzeigen, bei 22kW braucht man eine Genehmigung.

Das Laden eines leeren 40kWh-Akkus dauert an diesen Anschlüssen 3,6 bzw. 1,8 Stunden.

3. Laden mit Gleichstrom

Bei DC-Ladesäulen wird erheblich mehr Strom abgegeben und das Laden ist daher erheblich schneller. DC-Ladestationen beginnen bei 50 kW und bieten bei den 2023 üblichen Ladesäulen an Autobahnen bis 250 kW.

Der leere 40kWh Akku ist an einer solchen Säule in weniger als einer Stunde (50kW) bzw. wenigen Minuten (250kW) voll.

So weit die Theorie.

Unser Wagen ist ein Hyundai Kona mit einem 39kWh-Akku, der mit 11kW Wechselstrom oder 50kW Gleichstrom laden kann. Wenn der Rest auch passt.

Der Rest ist:
- Ladezustand des Akku: Je voller der Akku ist um so langsamer lädt er. Das kennt man vom Handy, die letzten 5% dauern ewig, wenn man sie mit den 5% von 55-60% vergleicht. Während der Akku bei 50% Ladung 50kW abnehmen kann, sinkt die Leistung ab 80% rapide.
- Temperaturen: Ist es zu kält lädt der Akku langsamer, ist es zu warm auch. Gemeint ist die Kombination aus der Außentemperatur und der des Akkus. Der Akku hat ein eigenes Temperaturmanagement, das hier ausgleichen aber nicht zaubern kann.
- Ladesäulen: An Tesla-Superchargern haben wir bislang nie mit mehr als 36kW geladen, dabei könnten die eigentlich bis 250kW. Das gleiche an alten e.on-Säulen. An neuen Säulen anderer Anbieter mit 250kW ist bei normalen Temperaturen und Ladestatus unter 80% eine Abnahme von 50kW normal.

Die Stecker.

In Europa sind aktuell drei Typen an Ladesteckern zu finden, die zur allgemeinen Verwirrung eigentlich zwei Typen sind.

CHAdeMO: Ist bei Autos nicht mehr wirklich verbreitet und unterstützt nur DC-Laden, ist daher aber an vielen Schnellladesäulen noch vorhanden..

Mennekes/Typ2: Ist in der EU normiert, kann AC mit Wechsel- und Drehstrom sowie DC, funktioniert aber bei DC-Laden nur bis 70kW.

CCS: Ist eigentlich auch ein Mennekes/Typ2, wird auch in der EU-Norm für Typ2 beschrieben, heißt aber an der Ladesäule anders. Unter dem ursprünglichen “Mennekes-Stecker” ist ein weiteres Abteil mit zwei sehr voluminösen Kontakten, über die bis zu 250kW und zukünftig mehr an Gleichstrom fließen können.

Die meisten E-Autos haben heute einen CCS-Anschluss zum Schnellladen an DC-Ladesäulen, der ja auch zugleich ein Mennekes/Typ2-Anschluss fürs AC-Laden ist.

Manche älteren Fahrzeuge mit 50kW Ladeleistung haben dummerweise einen Typ2 Anschluss ohne die CCS-Erweiterung. Theoretisch könnten sie auch mit CCS laden, weil ja auch der Typ2-Anteil DC bis 70kW laden kann, aber wenn die Buchse am Auto versenkt eingebaut ist, kann man einen CCS-Stecker nicht einstöpseln, weil der untere Teil mit den zwei DC-Anschlüssen das verhindert. Da bleibt dann an der Autobahn nur die Hoffnung auf eine alte Ladesäule, die auch Typ2 unterstützt.

Die Kabel.

Ein Typ2-Ladekabel ist bei Elektroautos üblicherweise dabei. Bei öffentlichen Ladesäulen mit bis zu 22kW ist normalerweise kein Kabel an der Ladesäule vorhanden, man muss ein eigenes mitbringen, das aber bis zum Schluss automatisch in Fahrzeug und Ladesäule verriegelt wird. “Bis zum Schluss” ist je nach Auto eine Frage der Definition. An unserem Auto kann man einstellen, dass der Stecker am Auto nach Erreichen des gewählten Ladelimits entriegelt wird. Wird er am Auto abgezogen, entriegelt die Säule ihn auch, bei falscher Einstellung kann uns daher durchaus das Kabel geklaut werden, was einen Schaden von 100-150€ darstellt.

Bei Ladesäulen mit fest angebrachtem Kabel ist es jedoch ein Gebot der Höflichkeit, nach dem Laden automatisch zu entriegeln, damit andere auch laden können.

Heimische Wallboxen haben meistens ein Kabel fest montiert, es gibt aber fast jedes Modell auch mit einer Buchse, so dass man ein eigenes Kabel nutzen kann.

DC-Ladestationen sind besondere High-Tech-Anlagen. Die Kabel sind extrem dick, weil die Leitungen darin einen großen Querschnitt haben müssen. Außerdem werden die Leitungen und Stecker ordentlich warm und es ist ein eigenes Kühlsystem darin enthalten. Deshalb sind die Kabel bei DC-Ladestationen immer fest an der Ladestation montiert.

Volker König

3. März 2023

Die Technik ist noch nicht kompostiert

Im Traum merke ich, dass meine Mutter die Schreibmaschine nicht zum Wertstoffhof gebracht, sondern kompostiert hat. Das heißt, sie hat es versucht. Die Schreibmaschine ist noch überhaupt nicht verrottet, und der Kompost lässt sich leicht von ihr abklopfen.

Weiter unten im Kompost finde ich meinen Laserjet IV, ebenfalls sehr gut erhalten. Ich frage mich zwar, was die Mutter auf die Idee gebracht hat, das alles ließe sich kompostieren, aber vor allem bin ich froh, denn ich habe mir schon öfter gedacht, man hätte beide Geräte behalten sollen. (Im Traum. Wach habe ich das bei der Schreibmaschine sehr selten und beim Drucker meines Wissens nie gedacht.)

Noch im Traum beginne ich den Techniktagebuchbeitrag über diesen Fund zu formulieren.

Kathrin Passig

11. März 2023

Wer die Hausaufgaben noch selbst macht

Ich: “Willst du dein iPad auch mit in den Urlaub nehmen?”

N (11. Klasse): "Ja, muss ich. Ich muss noch die Geschichtshausaufgaben fertig machen."

Ich: "Oh, ihr habt Hausaufgaben über die Ferien auf?"

N: "Ist nicht so viel. Wir sollen ne Recherche fertig machen und spätestens am letzten Ferientag in Teams abgeben."

Ich: "Wie machst du das dann, mit dem iPad? Darauf kannst du ja nicht so gut tippen. Machst du das dann handschriftlich auf dem iPad? Ist das ok für den Lehrer?"

N: "Wir sollen das sowieso handschriftlich machen und dann abgeben. Damit wir das nicht einfach von ChatGPT rüberkopieren können."

Ich: "Ach, ist das so ein Thema bei euch? ChatGPT?"

N: "Ja, klar, wir Schüler benutzen das. Und die Lehrer suchen halt nen Weg, damit umzugehen. Damit nicht alle Hausaufgaben nur damit gemacht werden."

Ich: "Und funktioniert das? Also hältst du das für sinnvoll, dass ihr das jetzt handschriftlich machen sollt?"

N: "Naja, der Königsweg ist das natürlich nicht, aber einige Lehrer probieren halt Unterschiedliches aus. Und so müsste man es, wenn man es mit ChatGPT macht, zumindest mit der Hand abschreiben. Ich denke aber, bevor ich das von ChatGPT machen lasse und abschreibe, recherchier ich das lieber selbst, das ist auch nicht viel mehr Arbeit."

Molinarius

Anfang bis Mitte März 2023, vielleicht auch noch länger

Wie viele Arbeitsstunden lassen sich aufwenden, um mit 7 unterschiedlichen kostenlosen Diensten ein paar Euro pro Monat zu sparen – was aber nur wenige Wochen gutgehen wird, weil anschließend irgendeiner der Dienste sein Geschäftsmodell ändert oder eingestellt wird

Seit Anfang Februar mag unser Twitter-Mastodon-Crossposter keine Benachrichtigungen über neue Techniktagebuch-Beiträge mehr auf unserem Mastodon-Account posten. Anfang März fällt mir dann auf, dass der neue Tumblr-Editor auch gar nicht mehr die Option mitbringt, zu jedem neuen Blogbeitrag automatisch einen Tweet abzusetzen. Das hat vielleicht damit zu tun, dass Twitter im Februar die Abschaltung der kostenlosen Programmierschnittstelle angekündigt hat. Es sieht so aus, als würde nicht mal der alte Tumblr-Editor noch zu Twitter posten. Im Moment erfährt man also weder bei Twitter noch bei Mastodon vom Erscheinen neuer Techniktagebuchbeiträge. Es muss irgendeine neue Lösung her, die unabhängig vom Tumblr-Editor ist.

Ich könnte die selber schreiben, aber zum einen weiß ich nicht, ob das überhaupt noch gehen wird nach dem Ende der Twitter-API, und zum anderen soll das Techniktagebuch möglichst unabhängig von einzelnen Personen sein. Wenn ich vom Bus überfahren werde, soll niemand in meinem Privatserver herumstochern müssen, um herauszufinden, wie das jetzt gelöst war mit Twitter und Mastodon. Ich habe in den letzten Jahren oft gesehen, dass andere solche Dinge mit "“If This Then That” (IFTTT) lösen, aber selbst bisher nichts damit gemacht. Das scheint mir jetzt der richtige Anlass dafür zu sein.

Bei IFTTT trägt man einen Auslöser ein, das “If This”, in unserem Fall das Erscheinen eines neuen Techniktagebuchbeitrags. Und dann das, was daraufhin passieren soll, das “Then That”, hier also das Absetzen des Tweets und des Mastodonposts. Es muss ganz einfach gehen, sonst wäre der Dienst nicht so beliebt. Denke ich.

Für Tumblr→Twitter scheint es bei IFTTT eine fertige Lösung zu geben. Für Tumblr→Mastodon noch nicht, deshalb beschließe ich, erst mal zu sehen, ob sich das lösen lässt. Ich folge dabei dieser Anleitung: hyperborea.org/journal/2017/12/mastodon-ifttt/ Es ist alles überraschend unintuitiv und vertrackt. Damit ich es testen kann, muss immer erst jemand einen neuen Techniktagebuchbeitrag schreiben, und so zieht sich das Testen über mehrere Tage hin.

In dieser Zeit kommt unabhängig von mir auch Clemens auf die Idee, dass das Techniktagebuch so eine neue Lösung braucht. Er baut eine Mastodon-Anbindung mit dem Dienst dlvr.it und hat dann dasselbe Problem wie ich: Das Testen zieht sich hin. Vor allem die Titel der Beiträge machen Schwierigkeiten.

Nachdem wir ein paar Tage gebastelt haben, beginnen natürlich beide Lösungen genau gleichzeitig zu funktionieren. Clemens traut aber der Zuverlässigkeit beider Lösungen noch nicht und möchte gern erst mal beides eine Weile beobachten, bevor wir uns für dlvr.it oder IFTTT entscheiden.

Wir merken schnell, dass beide Versionen nicht so richtig funktionieren. Das Hauptproblem besteht darin, dass jeder Techniktagebuchbeitrag einen Datumstitel und eine Überschrift hat, die in so einem Ankündigungstweet oder -toot beide enthalten sein sollten. Der Datumstitel ist ein eigener, über die Tumblr-API erhältlicher Teil, aber der Überschriftentitel ist technisch gesehen ein Teil des Beitragstexts und müsste erst aus ihm extrahiert werden. Das geht mit dlvr.it und IFTTT nur in der kostenpflichtigen Version.

Die Lösung darf aber nichts kosten, weil wir sonst wieder einen Weg finden müssten, als Gemeinschaftsblog das Geld dafür einzusammeln und zu verwalten. Das ginge schon irgendwie, aber jede solche Konstruktion hat potenziell Zwietracht und Zerfall auslösende Nebenwirkungen. (Aus demselben

Grund werden auch die Einnahmen aus dem Verkauf der Techniktagebuch-Buchversionen ans Internet Archive gespendet.) Außerdem stehen die Kosten in keinem Verhältnis zu dem, was wir brauchen. Clemens fasst es so zusammen:

> Zapier: 19 Euro / Monat, für die paar TT-Tweets, wow. Ich schätze, für 20 Euro pro Monat twittern und tooten meine Söhne das TT auch von Hand.

In den nächsten Tagen probiere ich verschiedene Dienste durch, die ähnliche Leistungen wie IFTTT und dlvr.it versprechen:

- Zapier wirkt auf den ersten Blick super, es funktioniert viel intuitiver als IFTTT und ich mache schon begeistert im Redaktionschat Werbung dafür. Dann fällt Clemens auf, dass Zapier nur innerhalb der ersten 30 Tage bereit ist, mit Hilfe von "Webhooks" kostenlos mit Mastodon zu kommunizieren. Danach wird es Geld kosten, ein Trick, auf den ich gleich zweimal reingefallen bin, denn auch bei IFTTT gibt es das mehrschrittige Verfahren, das ich einsetze, nach einer ersten Testphase nur noch im Bezahltarif. Ich suche weiter.

- Als Nächstes versuche ich es mit Pipedream. Das sieht nach einem im Prinzip guten und vielseitigen Werkzeug aus, aber ich bin zu blöd bzw. ist es zu schlecht (nämlich gar nicht) dokumentiert. IFTTT war die reine Erholung im Vergleich, und da ist es schon nicht so einfach.

- Bei make.com (das vormals den schönen DDR-igen Namen "Integromat" trug) ist eine Twitter-Anbindung gleich nur im Premiumtarif vorgesehen und ich muss nicht lange rumprobieren.

Ich fasse einen neuen Plan: Ich werde ein Gratistool finden, das den RSS-Feed des Techniktagebuchs so umbaut, dass er als Beitragsinhalt nur den Untertitel enthält. Danach müsste es dann auch mit IFTTT in einem einzigen kostenlosen Schritt gehen.

Jetzt muss ich nur noch drei, vier verschiedene RSS-Umbau-Tools ausprobieren, bis ich schließlich zu politepol.com finde. Das kann den RSS-Feed aus den Beiträgen im Techniktagebuch so erzeugen, wie wir ihn brauchen. Und danach dauert es noch ein paar Tage, in denen Clemens und ich einige Beiträge hauptsächlich schreiben, um damit unsere jeweiligen Tools testen zu können.

Typische Chatbeiträge aus diesen Tagen:

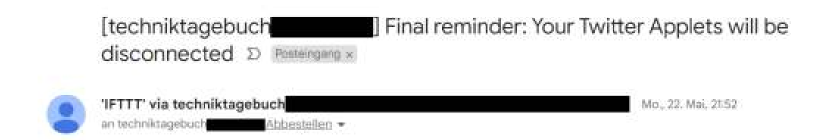
> Clemens: Argh, das sieht ja sehr unerfreulich auf Mastodon aus, das dlvr.it macht unerwartete Dinge mit dem Politepol-RSS, grrr. Nicht nur, dass alle alten Nachrichten erneut vermastodont wurden, sondern es wurde dabei auch noch der Titel (den du in das RSS doch eigentlich so schön reingebaut hast!) weggelassen.
>
> Kathrin: andererseits, so gründlich wie jetzt gerade wurden die Leute noch nie auf neue Beiträge aufmerksam gemacht, vielleicht sollten wir dabei bleiben!
>
> Clemens: Auf neue und auf alte Beiträge!
>
> Kathrin: Redundanz! Wichtiges Ding in der Informatik, höre ich.
>
> Clemens: Genau, einen Techniktagebuch-Bot einrichten, der jeden Tag *alle* alten Beiträge noch mal postet.
>
> (. . .)
>
> Clemens: Es ist sehr irritierend: zu dem letzten Beitrag gibt es nun also zwei Tweets (einen von IFTTT und doch wieder einen von Tumblr direkt?). Und einen Mastodon-Toot, der ist von dlvr.it, aber keinen IFTTT – hat IFTTT doch wieder Kummer mit Mastodon?

Aber nach ein paar Tagen und einigen Korrekturen setzen IFTTT und dlvr.it – leicht zeitverzögert, aber einigermaßen zuverlässig – zu jedem Techniktagebuchbeitrag einen Tweet und einen Mastodon-Post ab. Da die Link-Vorschau der Toots je nach Wetterlage und verwendetem Endgerät mal bei dl-

vr.it, mal bei IFTTT besser aussieht, gelegentlich einer der Dienste einen Toot unterschlägt und ein bisschen Redundanz vielleicht dazu beiträgt, dass die Beiträge mehr gelesen werden, beschließen wir einige Wochen später, beide Lösungen zunächst beizubehalten. (Sollte das nerven und sich Leser:innen beschweren, können wir natürlich jederzeit einen der Dienste abschalten.)

Diese Art der Problemlösung wird in den letzten Jahren oft als "No-Code" oder "Low-Code"-Technik beworben, benutzungsfreundlich und hürdenlos! Teilweise stimmt das, Clemens und ich mussten nicht eine einzige Zeile Code schreiben. So richtig einfach war es andererseits nicht. Aber die Probleme haben sich hauptsächlich daraus ergeben, dass die Lösung nichts kosten durfte, und diese Einschränkung gibt es in vielen anderen Projekten nicht. Vielleicht ist No-Code oder Low-Code doch die Zukunft. Oder jedenfalls eine mögliche Zukunft.

Update, 22. Mai & 9. Juni 2023:
Heute (bzw morgen) bewahrheitet sich die Überschrift des Beitrages, in der wir bereits unken, dass die Anfang bis Mitte März gefundene Lösung vermutlich nicht lange gut gehen wird. IFTTT schaltet am 22. Mai die Twitter API ab:



[techniktagebuch[redacted]] Final reminder: Your Twitter Applets will be disconnected Posteingang x

'IFTTT' via techniktagebuch[redacted] Mo., 22. Mai, 21:52
an techniktagebuch[redacted] Abbestellen

Hi techniktagebuchredaktion,

This is your final reminder that free accounts will not have Twitter access after May 23. Any additional Applets that remain connected will be disconnected after that day.

Users who upgrade will be able to maintain all of their Applets and continue to use them without interruption.

Noch bleibt uns uns die dlvr.it-Nahtstelle, die sogar ohne den Umweg über Politepol direkt mit dem Tumblr-RSS arbeiten kann. Die tut sich vom 22. Mai bis zum 9. Juni zwar leider wieder schwer mit den Beitragstiteln, seit ein paar neuen Einstellungen am 9. Juni sieht es aber auf Twitter und auf Mastodon wieder gut aus: Jetzt lassen wir von dlvr.it nicht mehr nur das Datum und die Überschrift neuer Beiträge an Twitter und Mastodon durchreichen, sondern sogar den ganzen Anfang neuer Beiträge. Das ist ja sowieso viel besser so, wir tun einfach mal so, als wäre das Absicht.

Update, 26. Juli bis 1. August 2023: Tumblr stellt inzwischen für neue Beiträge einen neuen Editor bereit, und die Tags, die in Beiträgen die Überschriften markieren sollen, gehen auf dem Weg vom neuen Editor ins Tumbr-RSS irgendwie kaputt. Es scheint ein Bug auf der Seite von Tumblr zu sein. Dieser führt dazu, dass einige Beiträge des Techniktagebuchs auf Twitter und auf Mastodon statt mit dem Datum mit dem Autorennamen in der Titelzeile angekündigt werden. Wir informieren den Support von Tumblr, wollen aber nicht auf eine Lösung des Problems durch Tumblr warten und bauen deshalb wieder einen Umweg von Tumblr ⇒ Politepol ⇒ Dlvrit ⇒ Twitter & Mastodon, um Datum, Beitragstitel und Anfang des Beitrags korrekt an Twitter und Mastodon reichen zu lassen.

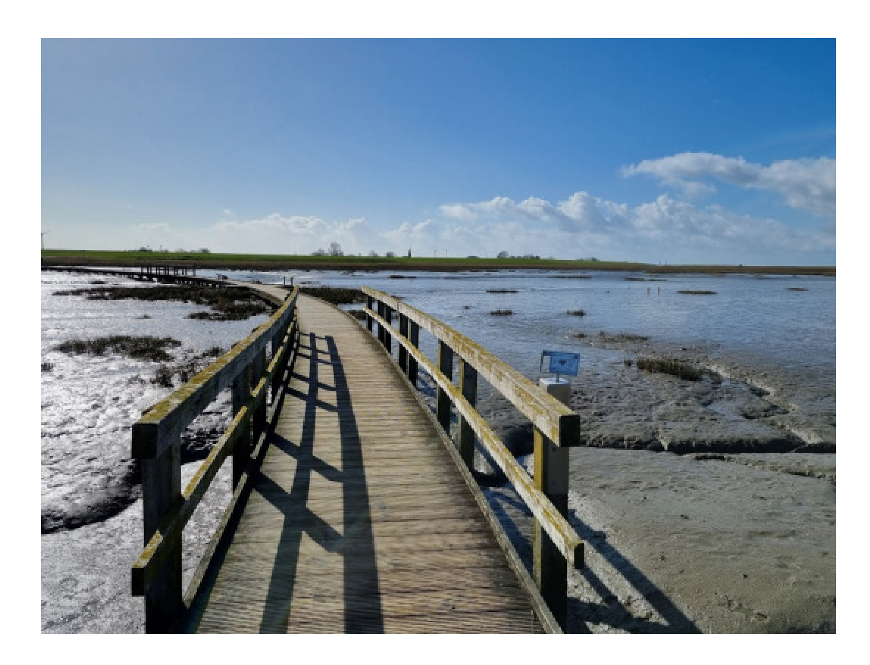
Update, Anfang Dezember 2023: Außer den Techniktagebuch-Accounts auf X (ehem. Twitter) und auf Mastodon versuchen wir nun, als alternatives Angebot für die, die nicht auf X und nicht auf Mastodon sein wollen, auch zwei Accounts auf Bluesky regelmäßig mit Updates zu befüllen. Damit gibt es nun also Updates zum Techniktagebuch auf Mastodon, auf X/Twitter und auf Bluesky, und ebenfalls den Techniktagebot auf Mastodon, auf X/Twitter und auf Bluesky. Wir hoffen, dass das einigermaßen stabil läuft und versuchen, diese Vielfalt im Auge zu behalten.

Kathrin Passig / Clemens Möller

15. März 2023

Wie mein Sohn und ich zu Küstenforschern werden

Es ist schönes Wetter, sonnig, fast frühlingshaft, aber recht windig, und wir haben Urlaub. Wir machen eine kleine Wanderung am *Langwarder Groden*. Ein *Groden* ist wohl, wie ich in diesem Zusammenhang lerne, so was wie ein Koog: ein von der See angeschwemmtes Neulandgebiet oder Vorland, häufig mit Gras bewachsen. Der Sohn ist von der leicht dystopisch anmutenden Landschaft einigermaßen beeindruckt und macht, ähnlich wie ich, fröhlich Fotos mit seinem Handy.



An einer Brücke dann aber wird das mit den Fotos von einer Urlaubsbeschäftigung zu einer ganz ernsthaften Sache: Wir haben die Möglichkeit, echte Küstenforscher zu werden, und diesen Auftrag nehmen wir natürlich sofort an!

Dafür legen wir unsere Smartphones in einen dort montierten Alurahmen:



Und machen aus der so vorgegebenen Perspektive ein Foto:



Später kommen noch mehr solcher Alurahmen, und auch dort machen wir natürlich, zuverlässige Küstenforscher wie wir ja jetzt sind, die gewünschten Fotos.

Anhand dieser Fotos, die hoffentlich im Laufe der Jahre von ganz vielen Menschen gemacht und veröffentlicht werden, soll dann die Veränderung der Küstenlandschaft nachvollzogen werden können: Das Citizen Science Projekt CoastSnap Langwarder Groden im Nationalpark Wattenmeer: #CoastSnapLangwarderGroden

Mit diesem Beitrag und den unter dem entsprechenden Hashtag auf Instagram veröffentlichten Bildern machen wir nun also den letzten Schritt, damit mein Sohn und ich zu echten Küstenforschern werden.

So schwierig scheint so ein Forscherdasein gar nicht zu sein. Am Kompliziertesten an unserem Beitrag zur Küstenforschung empfinde ich es vielleicht, den vorgegebenen (etwas unübersichtlichen) Hashtag “#CoastSnapLangwarderGroden”, mit dem ich unsere Bilder auf Instagram taggen soll, damit sie dort auch gefunden werden, richtig zu schreiben. Danke an die Wissenschaftskolleg:innen, die das für uns so schön vorbereitet und so einfach gemacht haben!

Clemens Möller

01. April 2023

Man soll ja das überstrapazierte Wort *kafkaesk* nicht weiter belasten, aber die „Online-Geschäftsstelle“ unserer Krankenkasse!

Nach all dem pandemiebedingten Homeschooling- und KiTa-Chaos der letzten Jahre kamen wir erstaunlicherweise erst kürzlich erstmalig dazu, Kinderkrankengeld beantragen zu müssen. Anders als das Einsenden einer Arbeitsunfähigkeitsbescheinigung, deren unhandlicher Name zu Recht allgemein mit AU abgekürzt wird und die eigentlich längst elektronisch den direkten Weg von der Praxis an die Krankenkasse finden sollte, kann man den Antrag auf Kind-Krank-Gehaltsausgleich nicht einfach ohne Anmeldung bei der Krankenkasse hochladen. Hier möchte ich ja eine Leistung von der Krankenkasse und nicht die Krankenkasse etwas von mir, klar. Stattdessen braucht man hierzu entweder Zugang zur sogenannten Online-Geschäftsstelle, wobei auch hier wieder bereits alles Wissenswerte im Namen steckt, oder man schickt die Bescheinigung, die man in Papierform von der Kinderarztpraxis ausgehändigt bekam, in einem Umschlag formlos per Post ein. Da ich auch mit meinen über 40 Jahren zwar erwachsen genug für die Bevorratung von Umschlägen und manchmal (die Zeit spielt gegen mich) passend gestückel-

ter Briefmarken bin, aber noch nicht lernfähig genug, solche Dinge dann auch einfach mit der Post zu schicken, melde ich also meine Frau bei der Online-Geschäftsstelle an. So kompliziert wird das ja nicht sein.

Hätte ich übrigens auf den Link „*hier*“ im Satz „*Wenn Sie Fragen haben oder Hilfe bei der Registrierung brauchen, finden Sie weitere Informationen hier.*“ geklickt, was ich mangels Fragen und haltlos unangemessener Selbstsicherheit nicht getan habe, hätte ich dort direkt **den einen wichtigen Satz** lesen und mir den ganzen nun folgenden Ärger sparen können:

> Ab sofort ist für die Nutzung des Online-Kundenbereichs „Meine [NAME DER KRANKENKASSE]“ die Nutzung eines mobilen Endgerätes (Smartphone oder Tablet) erforderlich. Ohne dieses ist eine Verwendung nicht mehr möglich.

Diese wichtige Information wird im eigentlichen Anmeldeprozess nirgends erwähnt, dort werde ich nur nach Vorname, Nachname, Versichertennummer und Geburtsdatum meiner Frau gefragt und löse damit nach Vergabe eines Benutzernamens mit kruden Gültigkeitskriterien den Postversand eines „Einmal-Passworts“ aus. Warum nicht einfach die E-Mail-Adresse statt eines mehr oder eher weniger frei zu wählenden Nutzernamens genutzt wird, bleibt unklar.

Dieser Brief ist nur wenige Tage später da und ich kann fortfahren. Leider komme ich nicht weit, denn nun werde ich nach der Seriennummer der Gesundheitskarte gefragt und ich muss warten, bis meine Frau wieder zuhause ist.

Ich habe also nur weitere wenige Tage später diese Karte zur Hand und starte frohgemut meinen dritten Anlauf: Nach dem Login im Browser bekomme ich nur eine Fehlermeldung, dass ich noch kein Endgerät verknüpft habe. Wie erwähnt war nirgends im Prozess vorher davon die Rede, dass das alles ohne Installation einer App auf einem Smartphone nicht funktionieren wird. Leute ohne aktuelles Smartphone (oder mit mangelnder Nutzungssicherheit damit) oder vermutlich auch mit gerootetem Smartphone sind hier raus, mit allen drei Varianten habe ich einschlägige Erfahrungen. Dieses Detail hätte

man ja vorher mal erwähnen können, dann hätte ich den Antrag einfach per Post geschickt, aber der Hinweis ist ja auf der Hilfeseite gut aufgehoben, wo ihn sicher alle außer mir zur Kenntnis nehmen. Nun denn, ich besorge also ein geeignetes Smartphone für diese Aufgabe. Da in der Regel ich für solchen bürokratischen Horror zuständig bin, wäre es ganz schlau, wenn ich mein Smartphone dafür verwenden würde, aber ich ahne schon, dass ich dann selber kein solches Konto für die Online-Geschäftsstelle werde unterhalten können, weil man ein Smartphone nur an ein Konto binden können wird. Hier wird sich dann auch die Frage nach dem Zweck eines gesonderten Nutzernamens wieder stellen, aber das sind ja Implementierungsdetails, mit denen man sich bei der Prozessmodellierung nicht aufhält.

Ich installiere also die App auf dem Gerät meiner diesmal anwesenden Frau, logge mich dort ein und sehe die vier Pflicht-Einwilligungshäkchen für allerlei Datenschutzbelange. Weil die App nur äußerst träge reagiert und widerwillig-verzögert scrollt, tippe ich statt auf einen der Haken auf den Text daneben und gelange zur Datenschutzerklärung. Leider ohne Rückweg, die Zurück-Geste des Smartphones funktioniert nicht (warum auch?) und ich sehe auch kein Bedienelement, das mich zu den Einwilligungen zurückkehren lässt. WTF? Über das Burger-Menü komme ich zurück zur App-Startseite und bin wieder ausgeloggt.

Nach dem nächsten Login mit dem langen Startpasswort bekomme ich – Trommelwirbel – dieselbe unüberwindliche Fehlermeldung wie im Desktopbrowser, dass ich noch kein Gerät verknüpft hätte und die Service-App installieren müsse. **IN DIESER APP!!** Man soll den Begriff nicht inflationär verwenden, aber wenn etwas kafkaesk ist, dann ja wohl das hier:



Abbildung: Der bearbeitete Screenshot ist aus dem Browser, in der App bekam ich aber später dasselbe zu sehen inkl. des nicht fürs Antippen verlinkten QR-Codes, der vor meiner Anonymisierung in den Play-Store führte.

Ich brülle so verzweifelt und wütend das gesamte Haus zusammen, dass die Familie zusammenkommt, um zu schauen, wie schlimm ich mich verletzt habe. Sehr, aber nicht körperlich, weil ich mich gerade noch davon abhalten konnte, meinen Kopf mit voller Wucht auf die Tischplatte zu schlagen oder

ein Loch in die Trockenbauwand zu boxen. Stattdessen haben meine Kinder nun ein paar unflätige Beschimpfungen mehr im Repertoire. Man reicht mir eine frische Waffel zur Beruhigung und ich denke darüber nach, ob ich wieder mit den Blutdrucktabletten anfangen muss.

(Kleiner Exkurs: Ich habe mit solcherlei Dingen beruflich seit ungefähr 15 Jahren zu tun und das Wissen darüber, dass hier entweder jemand den Prozess mutwillig genau so modelliert hat oder jemand anderes das tatsächlich entgegen der Prozessmodellierung derart stümperhaft implementiert hat, dass diese Fehlermeldung an dieser Stelle überhaupt auftauchen kann, treibt mich mit jedem weiteren Schritt in die Seniorität mehr in den Wahnsinn.)

Ich könnte den Antrag noch immer per Post senden und diese Online-Geschäftsstelle ohne mich weiterexistieren lassen, aber aus purer Irrationalität logge ich mich in der App wieder aus und versuche es ein weiteres Mal. Wer weiß? Nach dem nächsten Login komme ich immerhin wieder zu den Einwilligungen: Vier Stück, warum eigentlich? Ach, eigentlich will ich das lieber gar nicht wissen, Blutdruck und so. Ich hake diesmal ganz vorsichtig alle an, denn die App ruckelt beim Scrollen wieder gefährlich. Als Bonus werden im (dem Smartphone-Modus folgenden) Dark-Theme der App die Haken im Aktivzustand unsichtbar, sobald man sie antippt. Wo kämen wir denn auch hin, wenn hier einfach die vom Betriebssystem vorgegebenen User-Interface-Elemente verwendet würden? Und wo kämen wir hin, wenn man seine digitalen Ergüsse vor dem Release mal ordentlich und vor allem abseits des modellierten Happy-Paths testen würde? Dark-Themes, alles neumodischer Quatsch!

Nach den vier Haken muss ich dann irgendwie noch weiteren Datenschutzbedingungen bzw. Kontaktwegerlaubnissen zustimmen, es bleibt unklar wieso und ob ich das auch ablehnen kann: Es gibt eine Option “keine”, aber im Text oben drüber steht, dass es einen Kontaktweg geben muss, damit die Online-Geschäftsstelle überhaupt funktioniert. Ich stimme also allen Wegen zu und erwarte bereits unnötige Werbeanrufe. Immerhin kann man die gewünschten Kontaktwege später ändern, verspricht mir dieser Prozessschritt.

Vor diesem Schritt oder danach, die Erinnerung verblasste etwas mit meinem Zorn, musste ich noch ein endgültiges eigenes Passwort festlegen, das wiederum diversen Regeln folgen muss. Ich entscheide mich für eine wüste Beschimpfung und hoffe, dass beim früher oder später zu erwartenden Leak der Zugangsdaten wenigstens jemand was zu lachen hat. Denn wenn man einen zweiten Faktor für den Login nutzt, muss man die Zugangsdaten ja nicht mehr ordentlich absichern, wie vermutlich mindestens die Hälfte der Verantwortlichen sich naiv ausmalen. Lacht nicht, ihr wärt erschüttert, wenn ihr wie ich schon derart oft simpelste SQL-Injections und Klartextpasswörter in Datenbanken auch in hochseriösen Anwendungen gesehen hättet. Es steht schlecht um die IT-Sicherheit im Allgemeinen: Solange man IT-Sicherheit nach irgendwelchen 11 Jahre alten (neueste Version!) Zertifizierungsgrundlagen durchführt, ist man in Deutschland als Entscheider*in aus der Verantwortung raus, unabhängig davon, ob das noch Stand der Technik ist oder jemals war. Nur darum geht es, wenn man mit diesen Menschen spricht. Das liegt allerdings auch ein bisschen daran, dass Menschen, die IT-Security auf tieferer Ebene verstanden haben, aus sehr guten Gründen zumeist einen sehr großen Bogen um solche verantwortlichen Stellen machen. Wenn man das alles weiß, kann man keine Verantwortung dafür übernehmen. Geht mir ja ebenso.

Man stelle sich das mal in einem Chemiewerk vor, dass da Wirtschaftschemiker*innen statt Sicherheitsingenieur*innen für die Betriebssicherheit verantwortlich wären. (Bitte nehmt mir, sollte es genau so sein, meine diesbezüglichen Illusionen nicht: Ich kann die Explosionen von Berstscheiben und Tankanlagen der Umgebung an meinem Frühstückstisch hören und spüren und möchte noch einigermaßen ruhig schlafen.)

Nun bin ich also tatsächlich in der App eingeloggt, hier liegt mir aber der Scan des Antrags nicht vor, also logge ich mich mit den neuen Zugangsdaten am Desktop ein und gebe den Login auf dem Smartphone frei. Der Upload des Antrags gelingt mir dann auf Anhieb, das Thema ist endlich erledigt und ich werde mit einem kleinen auffällig gestalteten Störer-Element in der Ecke gefragt, ob ich Barrieren zu melden hätte. Ob Menschen, die nicht vom Fach

sind, wissen, was damit gemeint ist? Ich weiß es und schreibe eine erste Version dieses Textes in das dortige Formular. Danach fühle ich mich besser, logge mich aus und schließe auch die App auf dem Smartphone.

Hoffentlich muss ich da nie wieder dran.

Doch dann fällt mir ein, dass ich ja doch gerne den gerade geschriebenen Text nebst ein paar Screenshots für das Techniktagebuch hätte und logge mich wieder ein, weil ich meine Nachricht im Postfach in der App zwar sehen kann, aber dort keinen Text markieren kann. Warum auch? Wie zuvor bimmelt es auf dem Smartphone und ich sehe eine Benachrichtigung, dass ich den Login freigeben muss. Von dort gelange ich in die zuvor geschlossene App, aber statt des Freigabedialogs sehe ich die Startseite und bin nicht mehr eingeloggt. Also logge ich mich auch hier wieder ein, freue mich erneut über mein unfreundliches Passwort und sehe wieder die Startseite: Der Freigabedialog kommt nicht mehr, die Benachrichtigung ist weg und auf dem Desktop läuft mein Login nach einer Weile in einen Timeout. Nächster Versuch, die App lasse ich offen: Wieder kommt kein Freigabedialog und ich laufe nach ein oder zwei Minuten in ein Timeout am Desktop. Einen Pfeil habe ich noch im Köcher: Ich lasse die App im Speicher, schicke sie aber in den Hintergrund und versuche es erneut: Diesmal bimmelt es wieder, ich kriege die Benachrichtigung und gelange von dort in die App, wo ich auch noch eingeloggt bin und auch den Freigabedialog angezeigt bekomme. Heureka, nur drei Versuche!

Der Text meiner Meldung, die ich dort herauskopiere, endet mit den aufmunternden Worten:

> Ich bin beeindruckt, wie viele Barrieren diese Online-Geschäftsstelle einem aufbürdet und ich frage mich, wie viele Mitglieder es hierher schaffen. Mein Vorschlag: Erstens klar vorab kommunizieren, dass man eine App installieren muss und auch dauerhaft auf einem gebundenen Gerät bereithalten und zweitens unbedingt verhindern, dass die Fehlermeldung „Kein Gerät verknüpft“ keinesfalls und niemalsnie auf ebendiesem Gerät in ebendieser App

> angezeigt wird. Das ist allerspätestens der Moment, an dem man irgendetwas anzünden möchte. Vielleicht ist das auch ein merkwürdiger Aprilscherz gewesen.

Ich befürchte, dass das kein merkwürdiger Aprilscherz war, aber ich hoffe sehr, dass ich das niemals herausfinden muss. Aber trotzdem schön, dass man sich so offensiv für die ganzen aufgestellten Barrieren interessiert. In einer besseren Welt landet mein Text ausgedruckt auf dem Schreibtisch einer verantwortlichen Person, die diesen zum Anlass nimmt, den Prozess entsprechend zu reparieren. In unserer Welt nehme ich diese illustre Anekdote in mein Lehrmaterial auf.

Gregor Meyer

5. April 2023

Ein Stempel als Atavismus

Die Stadtbibliothek schickt mir einen papiernen Brief mit der Post; mein mildes Interesse beim Öffnen verwandelt sich in heißen Schrecken, als ich das Schreiben lese.

…hrte Leserin, sehr geehrter Leser,

nachdem Sie auf unsere bisherigen Mahnungen nicht reagiert haben, ge…
eine letzte Frist bis zum 21. April , um unten aufgeführte M…
zurückzubringen und die Gebühren zu bezahlen.
Andernfalls fällt nach Ablauf dieser Frist, zusätzlich zu den bereits ent…
…adenersatz in Höhe des ursprünglichen Kaufpreises der Medien …
…ungsgebühr an. Diese Forderungen werden durch das …
…h eingetrieben, wodurch Ihnen wei…

Wie sich herausstellt, habe ich in dieser Sache bereits drei E-Mails erhalten, eine Terminerinnerung und zwei Mahnungen, die aber alle als Spam klassifiziert und in einem nie gelesenen Ordner untergebracht wurden. Ehrlich gesagt hatte ich mich schon gewundert, dass ich gar keine Nachricht wegen der Rückgabe dieser Hörbücher bekomme, und mir fest vorgenommen, mal nachzusehen, wann sie fällig sind. Aber natürlich habe ich das dann wieder vergessen.

Trotz angeborener Vergesslichkeit und Unordnung bin ich es nicht gewohnt, so scharfe Mahnungen zu bekommen – eilig gebe ich die Medien zurück, und versuche, die Bibliothekarin davon zu überzeugen, dass ich aber trotzdem ein guter Mensch bin; was diese aber gar nicht so arg interessiert. Außerdem weise ich Thunderbird an, Mails von der Stadtbibliothek künftig prominent und rot eingefärbt zu präsentieren.

Wirklich verwunderlich finde ich jedoch das rot eingestempelte Datum der Nachfrist. Selbstverständlich ist der Rest der Mahnung, samt Liste der fälligen Medien, automatisch per Computer erzeugt worden – aber wäre es nicht in jeder Hinsicht einfacher , auch dieses Datum mit auszudrucken, anstatt es hinterher einzustempeln? Drei mögliche Erklärungen fallen mir ein:

1. Es ist kein Geld da für einen Farbdrucker, und man findet es pädagogisch wichtig, das Datum in rot darzustellen.

2. Es ist in Wirklichkeit mit ausgedruckt worden, und ein fancy Bibliotheksprogramm setzt das Datum extra schief und mit mühsam errechneter stempeltypischer Ungleichmäßigkeit ein, weil Psychologen herausgefunden haben, dass die Mahnung eindringlicher wirkt, wenn es so aussieht, als habe sich ein Mensch damit befasst.

3. Der Arbeitsschritt ist beim Streamlinen des Mahnprozesses einfach übersehen worden und übriggeblieben.

Ich muss mal nachfragen. Allerdings bin ich, seit ich bei langen Autofahrten großenteils von Hörbüchern auf Podcasts umgestiegen bin, nicht mehr so oft in der Bibliothek.

Tilman Otter

April 2023

Sechs Jahre Nichtstun, eine schöne Lösung für so viele Probleme

Vor fast genau sechs Jahren habe ich beschlossen, auch mal dieses Machine Learning auszuprobieren:

> Gleich kann es losgehen, ich muss nur erst “Getting Started before your first lesson” lesen. Von dort schickt man mich weiter zum AWS deep learning setup video. Das Video ist 13 Minuten lang.

(Es folgen Probleme und Verwicklungen beim Setup, die Details kann man hier nachlesen.)

> In Minute 12:45 sagt der Erzähler im Video: “Ok! It looks like everything is set up correctly and you’re ready to start using it.” Aber statt 12 Minuten und 45 Sekunden sind zwei Wochen ver-

gangen, mein anfänglicher Enthusiasmus ist aufgebraucht und mein Interesse an Deep Learning erlahmt. Ich bin nicht einmal bis “Lesson 1” gekommen.

Im April 2023 sagt Aleks, dass er gerade einen sehr guten Onlinekurs über Machine Learning macht. Ich frage nach der Adresse, und sie kommt mir bekannt vor. Es ist derselbe Kurs!

“Das Setup war kein Problem?”, frage ich. Nein, sagt Aleks, Sache von ein paar Minuten.

Ich sehe mir „Practical Deep Learning for Coders 2022” an. Man braucht für den Kurs bestimmte Hardware. Generell benötigt Machine Learning Grafikprozessoren wegen der höheren Rechenleistung, und aus der Einleitung zum Kurs weiß ich jetzt, dass die aktuell verfügbaren Tools Nvidia-Grafikprozessoren voraussetzen[1]. Den Zugang zu dieser Hardware soll man mieten. Das war vor sechs Jahren auch schon so, nur dass das Mieten der Rechenleistung bei Amazon Web Services eine komplizierte und teure Sache war.

2018 brauchte man AWS schon nicht mehr für den fast.ai-Onlinekurs. Stattdessen konnte man sich die Arbeitsumgebung bei Paperspace einrichten, einem anderen Cloud-Anbieter. Die Anleitung von 2018 klingt so, als hätte meine Geduld wahrscheinlich auch dafür nicht gereicht.

In der Version von 2019 hat der Kurs auf Google Colab gesetzt. Das heißt, dass man Jupyter Notebooks auf Google-Servern laufen lassen kann und keine eigene Python-Installation braucht, nur einen Browser. Colab gab es 2017

[1]Ich hatte an dieser Stelle schon “Grafikkarten” geschrieben, dann kam es mir aber wieder so vor, als müsste ich meinen Sprachgebrauch renovieren. In meiner Vorstellung handelt es sich um eine Steckkarte, ungefähr 10 x 20 cm groß, die in ein PC-Gehäuse eingebaut wird. So war das, als ich meine Computer noch in Einzelteilen kaufte, aber das ist zwanzig Jahre her. Deshalb habe ich mich für das unverbindliche Wort “Grafikprozessoren” entschieden. Aber wenn ich nach *nvidia gpu machine learning* suche, sehe ich sperrige Dinge, die nicht weit von meiner Erinnerung an Grafikkarten entfernt sind. Die große Rechenleistung braucht auch große Kühlleistung, deshalb sind zwei Lüfter auf der … naja, Karte. Die Ergebnisse der Bildersuche sind etwas uneindeutig, aber es kommt mir so vor, als enthielte das Rechenzentrum, dessen Leistung ich gleich nutzen werde, wahrscheinlich große Gehäuse, in denen große Grafikkarten drin sind, vom Format her immer noch ungefähr wie vor zwanzig Jahren. Nur viel schneller.

noch nicht, es wurde erst ein paar Monate nach meinem Scheitern, im Herbst 2017, für die Öffentlichkeit freigegeben. Allerdings klingt die Anleitung von 2019 immer noch kompliziert.

2020 wirkt es schon schaffbarer.

Auch die aktuelle Version des Kurses basiert auf Colab. Man muss sich dafür einen Account bei Kaggle einrichten. Soweit ich es bisher verstehe, dient dieser Kaggle-Zugang dazu, die Sache kostenlos zu machen. Colab würde ansonsten Geld kosten, weniger als ich 2017 bezahlt habe, aber eben Geld. Oder vielleicht liegen auch die Jupyter Notebooks mit den Kurs-Übungen bei Kaggle, keine Ahnung, man braucht es eben. (Update: In Kapitel 2 des Kurses merke ich, dass es noch mal anders ist, man hätte sich zwischen Colab und Kaggle entscheiden können. Zusammengefasst: Ich verstehe es nicht.)

Ich lege mir einen Kaggle-Account an und betrachte das erste Python-Notebook des Kurses. Es beginnt mit einem Test, der nur überprüft, ob man überhaupt Rechenleistung bei Kaggle in Anspruch nehmen darf. Das geht nämlich erst, wenn man eine Telefonnummer eingetragen und einen Verifikationscode eingetragen hat, der an diese Telefonnummer verschickt wird. Aber das Problem ist Teil des Kursablaufs und deshalb genau an der Stelle erklärt, an der es auftritt. Es kostet mich fünf Minuten, die vor allem im Warten auf die Zustellung der SMS mit dem Code bestehen.

Danach geht es immer noch nicht. Beim Versuch, die ersten Zeilen Code laufen zu lassen, bekomme ich eine Fehlermeldung, die mir sagt, dass ich das Internet einschalten soll:

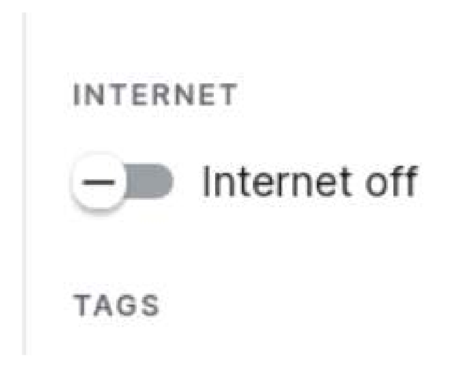
```
3))
----> 9 except socket.error as ex: raise Exception("STOP: No internet. Click '>|' i
n top right and set 'Internet' switch to on")

Exception: STOP: No internet. Click '>|' in top right and set 'Internet' switch to
on
```

+ Code + Markdown

"STOP: No internet. Click '> |' in top right and set 'Internet' switch to on."

Ich betrachte lange alles, was mit “top right” gemeint sein könnte, aber da ist kein solcher Schalter. Schließlich google ich die Fehlermeldung. Andere haben das Problem auch schon gehabt und gelöst. Der Schalter sieht weder so aus wie in der Fehlermeldung angedeutet, noch befindet er sich oben rechts. Man muss ein paar Menüs ein- und ein anderes ausklappen, dann wird er *unten rechts* sichtbar.



Ich bin also im Internet und muss erst das Internet einschalten, damit ich Dinge im Internet machen kann.

Aleks meint, wenn ich ihm gestern dabei zugehört hätte, wie er eine Viertelstunde lang laut fluchte, hätte ich schon gewusst, wie es geht. Hatte ich aber nicht.

Nach dem Einschalten des Internets kann ich das erste Jupyter-Notebook des Kurses betrachten und selbst ausprobieren, ob es wohl schwer ist, Frösche von Katzen zu unterscheiden. Für die Lösung aller Startprobleme von 2017 habe ich zwei Wochen gebraucht. 2023 noch eine Viertelstunde, und ich bin zuversichtlich, dass man um 2025 direkt in den Kurs einsteigen können wird.

Kathrin Passig

April 2023

Die unbestreitbaren Vorteile von Social Media

Mein Hund wurde gebissen. In die Nase. Von einer großen Bulldogge, die aus dem Nichts kam, nicht an der Leine war, und sofort zum Angriff überging. Ich kenne diesen Hund nicht, und den Besitzer auch nicht. Großes Theater und Geschrei, aber zum Glück ist nichts dauerhaft kaputt gegangen, abgesehen von meinem Vertrauen in die Welt. Der Vorfall geschah in meinem Dorf, direkt neben der Schule, wo ich beinahe täglich vorbeigehe. Ich bewege mich nur noch sehr sehr vorsichtig durch die Straßen.

Wie immer suche ich Hilfe im Internet. Ich gebe probeweise bei Facebook "pitbull (Name des Dorfes)" ein, und sofort erscheinen Bilder von genau diesem Hund. Man sieht ihn ohne Leine in meinem Dorf herumlaufen, im Nachbardorf auch. Das Profil des Besitzers ist komplett öffentlich, und bietet mir eine ganze Reihe von interessanten Einblicken in sein Dasein. Ich kenne jetzt den Namen des Hundes, das Gewicht des Hundes, die Vergangenheit des Besitzers, seine diversen Vorstrafen, ich weiß, was er gern isst, lerne neue Slangbegriffe, die ich noch nicht kannte, und finde heraus, zu welchen Zeiten er so draußen ist. Ich erfahre auch, dass er gerade in eine neue Wohnung einzieht.

Ein paar Tage nach dem oben geschilderten Vorfall postet er ein Bild von der Aussicht von seiner neuen Wohnung. In diesem Bild steht außerdem die genaue Adresse, vielleicht ist es aus Versehen, automatisch passiert. Am selben Abend erfahre ich, dass der Mann mit seinem Hund zu Hause ist. Ein Zuhause, das fünfzehn Kilometer von mir weg ist. Mein Dorf ist wieder berechenbar geworden.

Alan Smithee

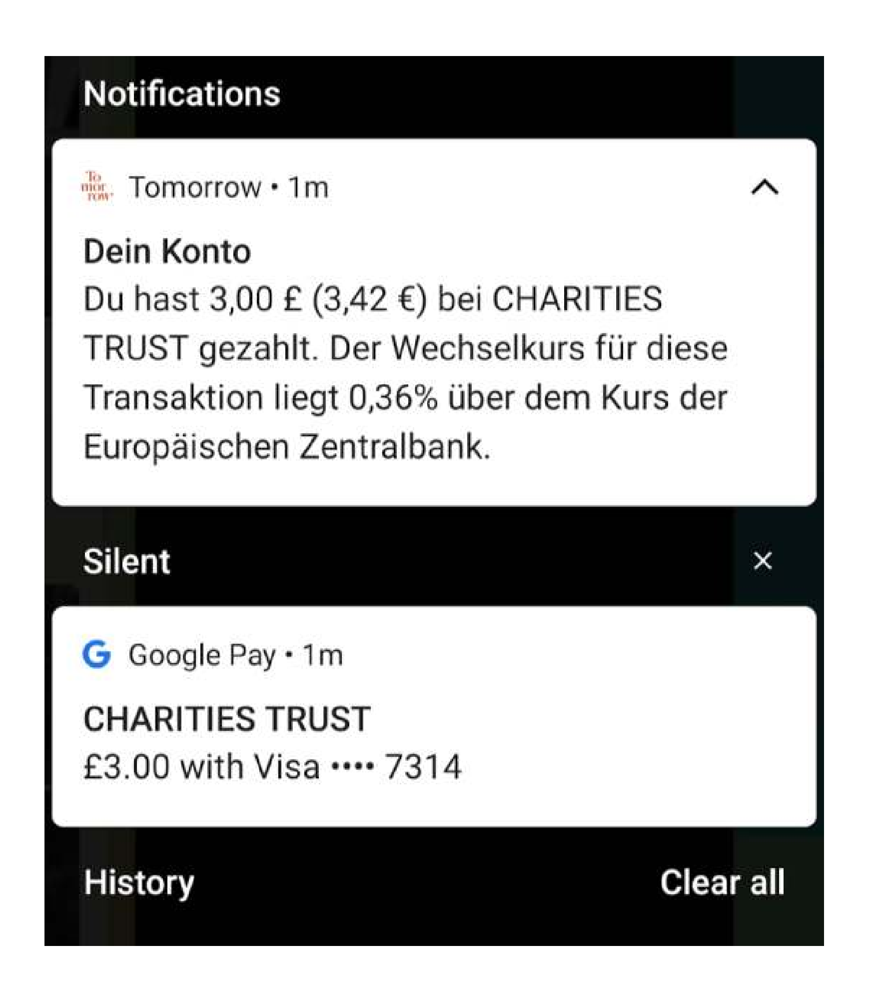
13. April 2023

Das Bezahlen für den Parkplatz ist freiwillig und einfach

“Das Bezahlen für den Parkplatz ist freiwillig, aber du kannst dir das ja mal anschauen”, sagt Aleks. Das Bezahlgerät ist ungewöhnlich schlicht – sicher auch weil es keine Parkscheine drucken können muss und weil es mit den angebotenen Bezahlverfahren nicht unbedingt 100% aller Parkenden abzudecken braucht. Hier gibt es genau 1 Bezahlverfahren: Handy dranhalten (Update: siehe Ergänzung unten). Ich habe so was erst einmal gesehen, im August 2019 in einem schottischen Museum.



Aus Neugier, und weil ich Parkplatzinstandhaltung gut finde, halte ich das Handy ans Gerät. Es piepst, dann zeigt das Display an, dass ich gerade 3 Pfund gespendet habe, und mein Handy sagt das auch, zweimal.



Nachträgliche Ergänzung: Aleks wendet ein, dass man doch sicher auch mit der Kreditkarte tap-to-payen kann. Ich suche ein paar Minuten und finde zuerst nur Seiten, auf denen “geht mit Google Pay oder Apple Pay” steht. Dann arbeite ich mich zum Produktgenre “donation box” vor, denn um eine solche handelt es sich, und da gibt es dann viele Bilder, auf denen Karten ans

Gerät gehalten werden. Dabei finde ich auch heraus, dass es dasselbe Prinzip schon in der Form goldener Spendenteller für Kirchen gibt, “Custom Built for Religious Digital Giving“.

Kathrin Passig

April 2023

Die elektronische Blockflöte, Teil 1

Ich habe nicht viele besondere Fähigkeiten auf der Welt, und eine davon ist Blockflöte spielen, so richtig gut, beinahe semi-professionell. (Nur damit man mir das auch glaubt, ich bin der Blockflötist ohne Haare.) Leider ist es eine Fähigkeit, mit der man nur sehr sehr selten angeben kann, so wie Jonglieren, deshalb erwähne ich es fast nie. Damit ist es jetzt vorbei, denn seit einer Woche besitze ich eine elektronische Blockflöte, die zudem knallrot ist.



Der re.corder von Artinoise ist meines Wissens die erste Blockflöte, die erstens komplett akustisch funktioniert (also mit Bohrung, Labium und Luftsäule), aber außerdem komplett digital. Dazu steckt man ein kleines Plastikding auf die Schneidekante (im Bild: das transparente Ding zwischen Mundende und Tasten). Damit verstummt das Instrument. Dann installiert man eine App aufs Handy. Dann koppelt man App und Flöte via Bluetooth. Und

ab dann kommen die Töne aus dem Handy. Die Flöte hat Sensoren für alle Löcher und für den Atem, und schickt all das ans Handy (und zwar verwandelt es sich in einen MIDI-Controller).

Rein digitale Blasinstrumente gibt es schon länger (z. B. den eCorder oder Rolands Aerophone), aber sie sind deutlich teurer als der re.corder und können nicht zusätzlich akustisch spielen. Der re.corder ist wie eine elektrische Zahnbürste, wenn der Akku alle ist, kann man immer noch ohne Strom weitermachen. Man kann ihn übrigens auch ohne Atem spielen, oder als eine Art seltsames Klavier verwenden, falls man das möchte.

Für mich besteht der wesentliche Vorteil der elektronischen Blockflöte in der Option, mit Kopfhörern zu spielen. Im Jahr 2016 hat der Kopfhörer mich zurück zum Klavierspielen gebracht. Jetzt erhoffe ich mir ähnliches für Blasinstrumente. Mit einer Blockflöte zu improvisieren ist eine sehr angenehme Nebentätigkeit, zum Beispiel bei Zoom-Meetings (bei abgeschalteter Kamera). Seit ich den Hund habe, geht das nicht mehr, weil er die Obertöne nicht gut findet. Der re.corder dagegen ist ihm egal.

Zurück zur Praxis: Die spezielle re.corder-App funktioniert zunächst einwandfrei. Die Bluetooth-Paarung hat wie immer ein paar Haken, aber nicht viele. Und innerhalb von Sekunden kann ich nicht nur Blockflöte aus dem Handy spielen, sondern auch Klarinette, Saxophone und Oboe. Und Trompete! Mein Kindheitstraum, ein kleiner Trompeter zu werden, wird endlich wahr. Außerdem Orgel, was eine interessante Geräusch-Bild-Schere erzeugt. Hier eine kurze Vorführung mit Blockflöte, Oboe, Trompete, Orgel; für dieses Lied habe ich die Klavierbegleitung vorher auf dem elektronischen Keyboard eingespielt und dort aufgezeichnet. Leider ist mein Pianist nicht besonders kompetent. Er kann nicht mal den Takt halten.

Mir wird sehr schnell klar, dass die elektronische Blockflöte nicht einfach nur eine Version des alten akustischen Instruments ist, sondern etwas völlig Neues. Ich spiele viel leichter, mit ganz sanften Fingerbewegungen, und säuselndem Atem, ein bisschen wie Blockflöte mit Servolenkung. Andererseits kann man die gerade nicht benötigten Finger nicht einfach irgendwo hinlegen, sondern muss sie weit weg von den Sensoren halten. Der Ansatz muss

deutlich präziser sein als bei der grobschlächtigen Blockflöte. Wenn man eine Weile mit dem re.corder übt, dann kommt man hinterher nicht mehr besonders gut mit der akustischen Flöte klar. Es ist eben ein völlig anderes Instrument. Und natürlich kann man beim re.corder alle Parameter der Sensoren verstellen. Den Fingersatz auch. Den Stimmumfang auch. Bisher verstehe ich nur einen Bruchteil dieser Funktionalität. Noch ein Vorteil: Der Re.corder ist nie verstimmt, und wenn doch, dann kommt er durch Neustart wieder mit sich und der Welt ins Reine.

Die Handy-App ist natürlich nur der erste Schritt ins elektronische Blockflötenuniversum. Als nächstes wird das Ding mit dem Macbook gepaart, und dann kann es ganze Orchesterstücke einspielen. So wie hier vom Blockflötenprofi James Howard Young demonstriert. Oder einfach alles, was sich digitalisieren lässt. Ich könnte das Heulen meines Hundes auf der Blockflöte imitieren.

Stay tuned!

Aleks Scholz

April 2023

Prostată internațională

Ich schaue eine Sendung mit vielen Folgen auf YouTube. In den ersten Folgen kommt am Anfang der Sendung Werbung, das lässt sich noch ertragen. Bei Folgen, die ich später sehe, kommt aber auf einmal auch Werbung mitten in der Sendung, nicht nur am Anfang. Keine Ahnung, warum. Aber die viele Werbung nervt. (Günther Jauch erzählt irgendwas über Pfandflaschen.)

Daraufhin schalte ich meinen ohnehin fast immer aktiven VPN-Client auf einen Server in Warschau um. Jetzt kommt zwar nicht weniger Werbung, aber alle Werbung kommt auf Polnisch. Meine Polnischkenntnisse sind rudi-

mentär genug, dass ich nicht von der Werbung genervt bin. Es ist eher ein amüsantes Hintergrundgesäusel. (Eine Kaugummimarke tut angeblich Gutes für die Zähne von Kindern.)

Einen Tag später ist mir Warschau zu lasch. Ich will es jetzt wissen und schalte den VPN auf Skopje. Leider kein voller Erfolg, es kommt nur englische Werbung. Offenbar ist keine spezifische Werbung für ein Publikum in Nordmazedonien vorgesehen.

Nächster Halt: Bukarest. Ich werde nicht enttäuscht. Erst kommt Werbung für Almette (Was ist das eigentlich? Hüttenkäse? Und was ist eigentlich Hüttenkäse?) auf Rumänisch. 10/10. Dann kommt Werbung für irgendwas, das gut für die Prostata ist, mit Feuerwehrleuten. Einer tritt auf den Schlauch. Alle reden rumänisch. Na ja, die Prostata ist halt ein internationales Phänomen.

Christopher Bergmann

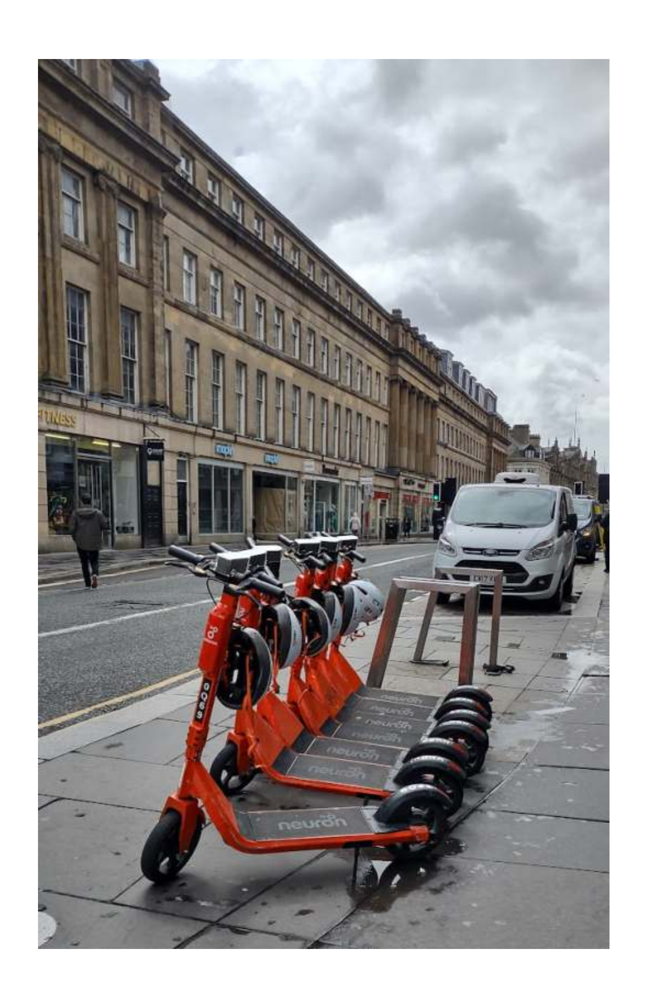
April 2023

E-Roller sind verboten und außerdem gar nicht erlaubt

Im Bahnhof von Newcastle sind neue Schilder aufgetaucht, seit ich im Februar zum letzten Mal hier war: Elektro-Tretroller dürfen nicht mit aufs Bahnhofsgelände oder in den Zug genommen werden. Jedes Bahnunternehmen weist darauf mit einem eigenen Plakat hin (im Bild: London North Eastern Railway, Northern und Crosscountry)



Gleichzeitig fallen mir zum ersten Mal ausleihbare E-Roller in den Straßen der Stadt auf:



Ich habe noch nie darüber nachgedacht, wie die E-Roller-Gesetzeslage in diesem Land ist und lese nach: Man darf E-Roller kaufen, aber nur auf Privatgrund benutzen, nicht auf öffentlichen Straßen (so wie es lange Zeit mit Segways in Deutschland war). Die einzigen E-Roller, mit denen man auf öffentlichen Straßen herumfahren darf, sind Leih-Roller aus staatlich geneh-

migten Testprojekten, die es seit Juni 2020 gibt (aber nicht in Schottland, weshalb ich sie dort bisher auch nur ein einziges Mal gesehen habe, im September 2021). Man muss 18 sein, einen Führerschein haben und versichert sein. An einem Gesetz zur Legalisierung wird gearbeitet, das wird aber wohl noch ein paar Jahre dauern.

Der Grund für das Bahnhofs- und Zugverbot sind offenbar einige Fälle, in denen die Lithiumbatterien der Roller in Brand geraten sind, allerdings nicht in Zügen, sondern in Privathaushalten. E-Bikes sind in Zügen erlaubt (mit Ausnahme des Caledonian Sleeper). Die Bahnunternehmen begründen das mit der Entwicklung von giftigen Gasen beim Brand von Lithiumbatterien. E-Bikes sind erlaubt, weil sie nicht so schlampig gebaut seien. Ich vermute aber, wenn E-Bikes auch erst jetzt auf den Markt kämen, wären sie von den Bahnunternehmen gleich mitverboten worden. Wahrscheinlich profitieren sie nur davon, dass sie etwas älter sind als die Berichte über brennende Batterien.

Warum das Verbot der Rollermitnahme in den Zügen so großflächig plakatiert werden muss, wenn es gar keinen Grund für Privatleute gibt, Elektroroller zu besitzen, bleibt unklar.

Kathrin Passig

Mai 2023

Der neue Online-Service, schnell und unkompliziert

Der Sohn feiert bald seinen 18. Geburtstag. Wir erhalten ein Schreiben, dass mit dem 18. Geburtstag die Kindergeldzahlungen eingestellt werden, wenn wir nicht nachweisen, dass er noch zur Schule geht, sich in einem Ausbildungsverhältnis befindet oder Ähnliches. Das Schreiben erhalten wir auf Papier. Zu dem Nachweis sind Formulare auszufüllen, alles zusammen sieben beidseitig bedruckte Blätter, also 14 Seiten. Ich habe eine ausgeprägte Formular-Schwäche; und das sind 14 Seiten, *juchhu!*

Ich entdecke auf dem Anschreiben einen Hinweis:

Kennen Sie schon den neuen
Online-Kindergeld-Service?

Man will uns offenbar ermutigen, das ganze online zu tun, aber gerne doch!

Nutzen Sie hierfür schnell und unkompliziert den neuen **Online-Kindergeld-Service**. Dieser unterstützt Sie bei der Antragstellung und Sie können den Antrag auf Kindergeld in wenigen Schritten ausfüllen. Alternativ können Sie auch die beiliegenden Vordrucke (Antrag auf Kindergeld, Anlage Kind) verwenden.

“Schnell und unkompliziert” und online, das klingt nach meiner Welt. Dem gehe ich also nach, und finde auf der Rückseite eines der Blätter die genauere Erklärung:

Der neue Online-Kindergeld-Service

Schnell und unkompliziert:

Über das 18. Lebensjahr hinaus können Sie für Ihr Kind unter bestimmten Voraussetzungen weiter Kindergeld erhalten. Nutzen Sie hierzu den neuen Online-Kindergeld-Service.

1. Rufen Sie diesen Link auf: **www.arbeitsagentur.de/kgo-18** oder scannen Sie den QR Code ein.
2. Geben Sie Ihren persönlichen Zugangscode ein:
   - Für Ihr Kind
3. Ergänzen Sie Ihre vorhandenen Daten und drucken Sie den Antrag aus.
4. Unterschreiben Sie den Antrag und senden Sie diesen mit Ihren Nachweisen an die Familienkasse. **Fertig!**

So werde ich es also tun: Link aufrufen, Zugangscode eingeben, online ausfüllen, auf einem USB-Stick speichern, zum Copyshop fahren, dort vom USB Stick ausdrucken, unterschreiben, Papierbeleg in der Schule des Sohnes ausfüllen lassen, stempeln und unterschreiben lassen, einen Briefumschlag suchen und beschriften, alles zusammen in den Briefumschlag stopfen, Briefmarke kaufen, alles in einen Briefkasten. **Fertig!**

Es ist ein schon fast schneller und unkomplizierter, und auch irgendwie schon fast Online-Service.

Hier gibts ein Update zum Ausfüllen & Drucken des Antrages

Molinarius

8. Mai 2023

Update zum neuen schnellen und unkomplizierten Online-Service

Nun habe ich also für den Kindergeld-Antrag von der Schule die Bescheinigung auf Papier erhalten, dass der Sohn noch zur Schule geht, unterschrieben und hochoffiziell gestempelt, und habe mich daran gemacht, den "neuen schnellen und unkomplizierten" fast-schon-Online-Service zu benutzen. Es ist zunächst ziemlich genau so schlimm wie befürchtet: ich muss ganz viele Daten eingeben, die der Behörde natürlich eigentlich bereits vorliegen, Kindergeldnummer des Sohnes und seines Bruders, mein Arbeitgeber, meine Personalnummer dort, seit wann bin ich beschäftigt, die gleichen Daten für die Mutter, wann macht der Sohn voraussichtlich seinen Schulabschluss, all so Kram.

Dann noch ne schwierige Captcha-Abfrage (ist das jetzt ein großes oder ein kleines "v"? Keine Ahnung).

Aber dann, am Ende, erwartet mich eine Überraschung! Ich habe leider keinen Screenshot gemacht, deshalb kann ich es nur sinngemäß aus dem Gedächtnis wiedergeben. Und zwar steht da (so ungefähr):

> *Die nächsten Schritte*: Drucken Sie alle Seiten des Formulars aus und senden Sie diese mit Unterschrift an folgende Adresse: … . Wenn Sie über keinen Drucker verfügen, *klicken Sie hier*. Sie übermitteln das Formular damit online an die Behörde. Wir drucken dieses dann für Sie aus, und sie erhalten es wenige Tage später zum Unterschreiben per Post und können es dann bequem wieder per Post an die Behörde senden.

Molinarius

Mai 2023

Das Bip bipt (jetzt noch mehr)

Ich fahre mit Angela auf mautpflichtigen Autobahnen durch Frankreich. Angela hat schon seit mindestens 2021 ein “Bip & Go” an ihrer Windschutzscheibe, ein für die Mautzahlung zuständiges Gerät.



Wenn man so ein Bip hat, braucht man an den Mautstellen nicht anzuhalten und irgendwas Kompliziertes mit Bargeld oder Karte zu erledigen. Man fährt langsam durch eine Spur, die mit “t” wie télépéage gekennzeichnet ist, dann öffnet sich die Schranke von allein. Das Geld wird später vom Konto abgebucht.

Wie das genau funktioniert, ist gar nicht so leicht rauszufinden, weil sich die zuständigen Stellen – vielleicht aus Sicherheitsgründen – bedeckt halten, was die Details angeht. “Irgendwie mit Mikrowellen”, ist alles, was ich als Erklärung finden kann.

So sieht die Télépéage-Spur aus:



Die rechteckigen Dinger auf Masten sind wohl (glaube ich nach etwas Recherche) die Geräte, die mit dem BIP kommunizieren. Hier sind es zwei, damit der Erfassungsvorgang schon mal beginnen kann, während man langsam an die Schranke heranfährt. Das ist aber nicht immer so. Manchmal ist es nur eins, dann muss man halten, aber nur sehr kurz. Solche Mautstellen gibt es am Anfang und am Ende der kostenpflichtigen Stelle, aber auch zwischendrin.

Am Ende des Urlaubs fahre ich ohne Angela mit dem Auto auf der A79. Dabei piept es ab und zu ohne erkennbaren Grund irgendwoher. Nach einer Weile erkenne ich einen Zusammenhang zwischen dem Piepen und der Tatsache, dass ich gerade unter einer Autobahnbrücke durchfahre. Es ist das Bip & Go, das das Geräusch macht. Neben der Autobahn wird auf Schildern für "péage flux libre" geworben, und darum handelt es sich, wie ich später herausfinde. Es ist ein Pilotprojekt, das bisher nur auf diesem einen Autobahnstück existiert und von dem auch Angela noch nichts weiß. Jetzt wird mir auch klarer, wovon die ebenfalls ziemlich zahlreichen Schilder neben der Autobahn handelten, auf denen irgendwas von "Bezahlung innerhalb von 72

Stunden” stand. Ich hatte sie beim Vorbeifahren provisorisch für Werbung für das Unternehmen gehalten, dessen URL auf den Schildern steht. Aber es geht darum, dass alle, die kein Bip & Go an der Windschutzscheibe haben, sich innerhalb von 72 Stunden darum kümmern müssen, ihre Mautrechnung zu bezahlen. Man könnte das auch ohne Internet an Autobahnraststätten tun, aber das ist auf dem Schild durch ein so rätselhaftes Icon dargestellt (eine Person geht zu einer Tür mit €-Zeichen), dass ich es erst beim Schreiben dieses Beitrags begreife.

Update: Diesem französischen Artikel zufolge habe nicht nur ich zu spät verstanden, dass die Schilder eine relativ dringliche Handlungsaufforderung darstellen. Wenn Angela kein Bip besäße, hätte ich 375 Euro Bußgeld bezahlen müssen, so wie offenbar viele andere ahnungslose Reisende.

Wie das technisch funktioniert, ist noch etwas unklarer als beim bisherigen Télépéage-Verfahren, denn man nähert sich so einer Autobahnbrücke nicht in Schrittgeschwindigkeit. Die Dokumentation ist auch hier vage bis nicht vorhanden. Die Brücke scheint jedenfalls erfolgreich mit dem Bip & Go zu kommunizieren, sonst würde es nicht piepsen. Autos ohne Bip & Go werden anhand ihres Nummernschilds via Bilderkennung erfasst. Privatsphärentechnisch kommt mir das ein bisschen dubios vor, denn als Bip-Besitzerin hat man eingewilligt in die Erfassung der gefahrenen Strecken, aber hier müssen jetzt alle mitmachen, ob sie wollen oder nicht. Andererseits bin ich für Autobahnmaut, für Bequemlichkeit und für Geräte mit so schönen Namen wie “Bip & Go”. Da ich selten Auto fahre und das noch seltener in Frankreich tue, brauche ich nicht unbedingt eine vollständig durchdachte Meinung zu dem Thema.

Kathrin Passig

17. März 2023

Es wird weiter gepustet, aber viel leiser

Wir sitzen in einem Park auf einer Bank in der Sonne und unterhalten uns. Wenige Meter von uns entfernt ist ein Angestellter der Parkanlagen damit beschäftigt, Laub, das von den Bäumen auf den Weg gefallen ist, zu Haufen zusammen zu pusten. Dafür verwendet er einen Laubbläser. Das ist bemerkenswert, denn dieser Laubbläser ist so leise, dass wir uns dabei weiter unterhalten können. Bisher waren alle meine Begegnungen mit Laubbläsern so, dass Gespräche in deren unmittelbarer Nähe nicht möglich waren – denn die Geräte wurden mit Verbrennungsmotoren angetrieben und machten bemerkenswert viel Lärm. Häufig tragen die Menschen, die so ein Gerät bedienen, deshalb einen Lärmschutz über den Ohren.

> *Einschub 1*
> Laub fällt von Bäumen. Wenn zu viel davon zum Beispiel auf einen Weg fällt, kann das dort als störend empfunden werden. Um es von dem Weg zu entfernen, sind grundsätzlich verschiedene Möglichkeiten denkbar: Das Laub kann mit einem Besen oder einem Rechen zusammengekehrt werden. Oder es kann mit einem Laubbläser zusammengepustet oder einem Laubsauger eingesaugt werden. Laubbläser sind Geräte, die in Rucksackgröße auf dem Rücken getragen werden. So ein Laubbläser erzeugt einen starken Luftstrom, der über einen flexibel an dem Rucksack befestigten Schlauch am Ende ein Rohrstück oder eine Düse in gerichteter Form verlässt und mit dem das Laub dann also aufgewirbelt und einigermaßen kontrolliert bewegt werden kann. Mit einem Laubbläser geht also das Zusammenblasen von Laub wesentlich einfacher, bequemer und schneller als das Zusammenrechen mit Muskelkraft. Mit dem Laubbläser ist es auch möglich, mit vertretbarem Aufwand Laub zum Beispiel aus Hecken

herauszublasen, wenn man das für erforderlich hält. Allerdings gefährdet man damit kleinere Tiere wie Insekten oder Igel und zerstört ganz besonders in diesem Falle deren Unterschlüpfe.

Eine kurze Internetsuche zeigt mir, dass es wohl schon seit ein paar Jahren elektrische Laubbläser gibt, sie sind mir offenbar bisher nur noch nicht aufgefallen.

Einschub 2
Verbrennungsmotoren werden weit überwiegend mit fossilen Brennstoffen angetrieben. Fossile Brennstoffe entstanden vermutlich überwiegend vor vielen hundert Millionen Jahren. Abgestorbene Tiere und Pflanzen sanken im Meer zu Boden und wurden dort in kilometerdicken Sedimenten unter hohem Druck in einem Vorgang, der wiederum Jahrtausende dauerte, zu Erdöl.

Erdöl wird für unzählige Dinge in unserem Alltag verwendet. Es ist ein wichtiger Grundstoff der chemischen Industrie. Es wird für die Herstellung aller möglicher Kunststoffe, aus denen wiederum Computergehäuse, Matratzen, Eimer, Kleidungsstücke, Lebensmittelmittelverpackungen und alles Mögliche, was uns im Alltag umgibt, hergestellt werden, verwendet; ebenfalls für Farben, Lacke, Waschmittel, Düngemittel usw.

Oder das Erdöl kann (nachdem es raffiniert wurde) verbrannt werden.

Bis zum heutigen Tag habe ich nur Laubbläser bewusst wahrgenommen, die einen Verbrennungsmotor enthalten.

Einschub 3
Ich wundere mich seit ungefähr 20 Jahren darüber, in einer Welt zu leben, in der es die Gesellschaft für eine gute Idee hält, dass es wirtschaftlich möglich ist, diesen wertvollen Rohstoff Erdöl, für dessen Herstellung die Natur so lange gebraucht hat und

> von dem wir nur eine sehr begrenzte Menge zur Verfügung haben, unter kontrollierten Bedingungen mit großem Lärm innerhalb von Sekundenbruchteilen zur Explosion zu bringen – und dies nur, um wiederum (unter Nutzung eines rechtslaufenden Carnot-Kreisprozesses) einen Motor anzutreiben, lediglich mit dem Ziel, Laub und Kleintiere durch die Gegend zu wirbeln und dabei aber den wertvollen, begrenzt verfügbaren Rohstoff irreversibel in überwiegend Feinstaub (gesundheitsschädlich), Stickoxide und Kohlendioxid (klimaschädigend) zu verwandeln.
>
> Ich wurde aber auch schon ermahnt, dass es mir nicht zusteht, über andere Menschen und deren Prioritäten zu urteilen.

Darum freue ich mich nur einmal hier im Techniktagebuch über diesen Fortschritt hin zu elektrischen Laubbläsern (auch wenn das Problem für die Tiere damit leider noch nicht gelöst ist). Vielleicht fasst sich die Politik ja doch noch ein Herz und verbietet die Dinger.

Molinarius

15. bis 19. Mai 2023

Vermutlich führt diese Energiewende langfristig zu einem besseren Verständnis von Elektrodingen, aber momentan habe ich noch Fragen

Es klingelt, der Hauswart steht vor der Tür und verkündet mir den Zählerstand unseres Stromzählers: Zwo, vier, neun, neun, sechs. Das Verfahren des Ablesens und Übermittelns hat sich zwar seit 2017 nicht geändert. Aber wir wohnen jetzt in einem Haus, in dem die Stromzähler nicht mehr einfach in einem unverschlossenen Metallschrank im Kellergang hängen, sondern in einem abgeschlossenen Hauswirtschaftraum. Den Schlüssel dazu hat der

Hauswart, den ich also einmal im Jahr um Ablesung bitten muss. Letztes Mal hat er mir den Zählerstand per SMS mitgeteilt, diesmal mündlich, weil wir noch etwas anderes zu besprechen haben.

Später am Tag gebe ich den Wert auf der Webseite des Stromanbieters ein und vier Tage später erhalte ich die Jahresrechnung. Wir haben rund 3000 KWh verbraucht, 700 weniger als im Jahr davor, und bekommen trotz des von 22 auf 29 ct gestiegenen Strompreises noch mehrere hundert Euro Rückzahlung! Wenn ich die Stromrechnung richtig gelesen habe, spielt die vielbeschriene Strompreisbremse dabei keine Rolle, da diese erst ab 40 ct greifen würde.

Ich weiß auf Anhieb nicht, was den deutlich gesunkenen Verbrauch bewirkt haben könnte. Wir haben seit den Geburten der Kinder immer zwischen 3600 und 4000 kWh pro Jahr verbraucht, in zwei verschiedenen Wohnungen. Da Heizung und Warmwasser jeweils per Fernwärme bereitgestellt werden, spielen die Größe der Wohnung und die Härte des Winters auch kaum eine Rolle für unseren Stromverbrauch.

Meine Frau sagt sofort „der Trockner!“ Was sie meint ist, dass der Wäschetrockner, den wir beim Einzug unter dem Label „teilmöbliert“ übernommen haben, schon vor einiger Zeit eine kleine Pfütze unter sich ließ. Die Aufgabe, das zu klären, fiel mir zu und ich habe sie bisher erfolgreich ausgesessen. Das konnte ich, weil die Terrasse vor der Küche Platz für zwei Wäscheständer bietet und auch das Aufhängen nasser Wäsche in dieser Wohnung keine Schimmelflecken in den Ecken erblühen lässt.

Der Trockner wurde also seit Monaten nicht genutzt und das hat sicherlich unseren Stromverbrauch verringert. Aber gleich um 20%? Ich googele die Verbrauchswerte des Trockners (die papierne Gebrauchsanweisung haben wir sicher auch noch irgendwo, aber . . .) und finde maximale Leistungsaufnahme 800 W, Verbrauch für 7 kg Wäsche schranktrocken in 3 Stunden: 1,65 kWh. Außerdem ist der Trockner wohl mit einer kleinen Wärmepumpe ausgestattet 😮.

Um 700 kWh einzusparen, hätten wir also 424 dreistündige Trocknungsvorgänge weglassen müssen. Das erscheint mir unplausibel. Ich tippe, wir haben den Trockner so 4-5 mal pro Woche für 1-2 Stunden genutzt, was in Summe vielleicht die Hälfte der Ersparnis erklärt.

Was außerdem in Frage kommt, sind die zwei Solarpanels, die ich im letzten August aufgestellt habe (worüber seitdem ein eigener Beitrag aussteht). Dieses „Balkonkraftwerk“ habe ich mit einem eigenen kleinen Messgerät versehen und das gesteht der Anlage in Summe bisher keine 100 kWh Stromerzeugung zu.



Gute Lesbarkeit der Anzeige zählt nicht zu den Features.

Ich habe zwar den Verdacht, dass dieses Gerät nicht korrekt misst bzw. rechnet, weil es bei Sonnenschein oft 400-500 W momentaner Leistung, aber am Ende des Tages dann doch nur 1 kWh Stromerzeugung anzeigt. Aber vielleicht entspricht meine Kalkulation, dass schon 2:30 h mal 400 W eine

Kilowattstunde ergeben sollten, nicht der physikalischen Realität. Trotzdem ist klar, dass die Panels wegen Verschattung durch andere Gebäude in den Wintermonaten nur sehr wenig Strom produzieren konnten und daher auch nur einen Teil zur Stromersparnis beigetragen haben können.

Weitere Kandidaten sind Waschmaschine und Spülmaschine. Hier wurden neue Geräte angeschafft, die bei gleicher Nutzung eventuell weniger Strom verbrauchen. Ich habe mir aber bislang nicht die Mühe gemacht, deren Verbrauchswerte herauszusuchen. Außerdem ersetze ich seit längerem alle ausfallenden Leuchtmittel durch LED-Birnen und -Strahler. Dieser Prozess sollte aber weitgehend abgeschlossen sein und Beleuchtung spielt gegenüber den fetten Haushaltsgeräten sicher keine große Rolle beim Verbrauch.

Oder handelt es sich einfach um einen Übermittlungsfehler? Haben der Hauswart oder ich uns am Ende einfach einfach bei ein oder zwei Ziffern vertan? Das ist bei der Zahl 24.996 eher unwahrscheinlich. Wenn die 2 oder die 4 falsch wären, läge der Verbrauch noch viel niedriger als im Vorjahr oder mindestens 300 kWh höher, was wegen des Trockners und der Solaranlage auch nicht einleuchtet. Auch wenn eine der beiden Neunen falsch wäre, würde das die Differenz nur vergrößern.

Ich könnte natürlich den Hauswart bitten, noch einmal nachzusehen. Ich neige aber eher dazu einfach abzuwarten, ob sich das Phänomen noch irgendwie aufklärt. Schlimmstenfalls schnellt der Verbrauch im nächsten Jahr auf den gewohnten Wert zurück und wir müssen einen Nachschlag zahlen, dessen Saftigkeit natürlich auch von der Entwicklung des Strompreises abhängt.

Virtualista

19. Mai 2023

Selbstscannen to go

Das dicke Buch der Selbstscankassen wird für mich um ein überzeugendes Kapitel reicher. Ich muss aufpassen, dass das jetzt nicht nach unnötiger Werbung für einen Konsumtempel aussieht, aber ich kann ja stattdessen meine Begeisterung für die skandinavischen Länder daraus sprechen lassen, die bekanntlich etwas mutiger mit Technik umgehen als wir in Deutschland.

Und zwar benötigt der Sohn neue Vorhänge vor den Fenstern. Die Fenster seines Zimmers gehen nach Osten. Und er ist jetzt manchmal Abends etwas länger weg. Und wenn er dann morgens länger schlafen will, und die Sonne jetzt, wo schon fast Sommer ist, morgens auf sein Fenster scheint, dann wird es wirklich sehr früh sehr hell in seinem Zimmer. Ich kann verstehen, dass er das ändern möchte. Wir wollen besser abdunkelnde Vorhänge kaufen.

Das Wetter ist schön und wir fahren (er mit dem Fahrrad, ich alter Mann mit dem E-Bike) zu diesem großen skandinavischen Einrichtungshaus mit den vier Buchstaben. In der Eingangshalle begrüßen mich Werbeschilder für eine neue, mir bisher unbekannte, “Shop & Go”-Funktion. Wie ich später der Webseite entnehme, gibt es diese wohl bereits seit September 2021, und seit fast einem Jahr soll sie in allen Einrichtungshäusern der besagten Kette verfügbar sein.

So etwas will ich natürlich ausprobieren! Ich lade die zugehörige App auf mein Handy und registriere mich. Nun können wir bereits beim Gehen durch den Laden alle Einkäufe mit dem eigenen Handy einscannen, der Händler muss also (anders als ich es 2017 in den Niederlanden gesehen hatte) dafür keine Scannerhardware für jeden Kunden zur Verfügung stellen.

Alles, was ist unseren Einkaufswagen wandert, wird also mit dem Handy eingescannt; gleichzeitig sehe ich bereits jetzt in der App, was bereits im Wagen liegt und was der Einkauf am Ende kosten wird. Ich stelle fest, dass gut abdunkelnde Vorhänge erstaunlich teuer sind: 79 Euro, damit habe ich nicht gerechnet.

Im Kassenbereich gibt es nun drei unterschiedliche Kassensysteme: Die klassischen Kassen mit jeweils einer Kassiererin pro Kasse, für die die Waren auf ein Kassenband gelegt werden müssen und von der Kassiererin gescannt werden. Vor diesen stehen die mit Abstand längsten Schlangen wartender Kunden. Zweitens die Selbstscankassen, die ich auch bereits verwendet habe. Jeweils vier Selbstscankassen sind hier in einem Bereich zusammengefasst, der von einer Aufsichts- und Hilfsperson überwacht und betreut wird. Die Schlangen an diesen Selbstscankassen sind recht kurz.

Und drittens sind einige der Express-Selbstscan-Kassen reserviert für die Benutzung mit der neuen "Shop & Go"-App. Auch hier sind jeweils vier Kassen zu einem Bereich zusammengefasst und mit einer Aufsichts- und Assistenzperson besetzt. Vor diesen gibt es gar keine Schlange, im Gegenteil: Wir sind die einzigen, die im Moment eine der vier "Shop & Go"-Kassen benutzen. Und das geht super schnell: In der App auf dem Smartphone können wir "Bezahlen" auswählen, müssen noch bestätigen, dass wir wirklich alles bereits eingescannt haben, dann wird ein QR-Code angezeigt. Wir brauchen die Sachen an der Kasse gar nicht mehr aus der Tasche wieder herauszunehmen. Den auf dem Handy angezeigten QR-Code scannen wir an der Selbstscankasse ein, und dann bezahle ich an dem Terminal der Kasse mit Karte.

Molinarius

Mai 2023

Berlin hat sich verändert (ein bisschen)

Ich war in den letzten drei Jahren insgesamt nur wenige Wochen in Berlin. Jetzt bin ich wieder da, und ich merke, wie sehr sich die Elektroautos auf den Straßen vermehrt haben. Es ist immer noch nur eine kleine Minderheit, die geräuscharm herumrollt, aber es sind so viel mehr als bei meinen letzten Berlinaufenthalten, dass es mir alle paar Minuten wieder auffällt. In den ländlichen Gegenden, in denen ich mich in diesen drei Jahren vorwiegend

aufgehalten habe (Schottland, Bayern) war das noch nicht so. Ich habe nicht nachgezählt, aber grob geschätzt kommt es mir vor wie vielleicht 2 bis 5 Prozent aller Autos.

Für diesen Beitrag nachgelesen: Tatsächlich hat sich die absolute Anzahl der Elektroautos, seit ich zuletzt länger in Berlin war, dieser Statistik zufolge fast verzehnfacht, von 2.700 auf knapp 25.000. Auto Motor Sport bestätigt das untere Ende meiner vagen Schätzung:

> “Der Gesamtbestand an Elektroautos betrug zum 01. Januar 2023 genau 1,013 Millionen Pkw – was einen Anteil von 2,08 Prozent ausmacht. Während Berlin mit 2,01 Prozent also eher den Bundesdurchschnitt repräsentiert, kommt München auf einen überdurchschnittlich hohen Anteil von 3,3 Prozent.”

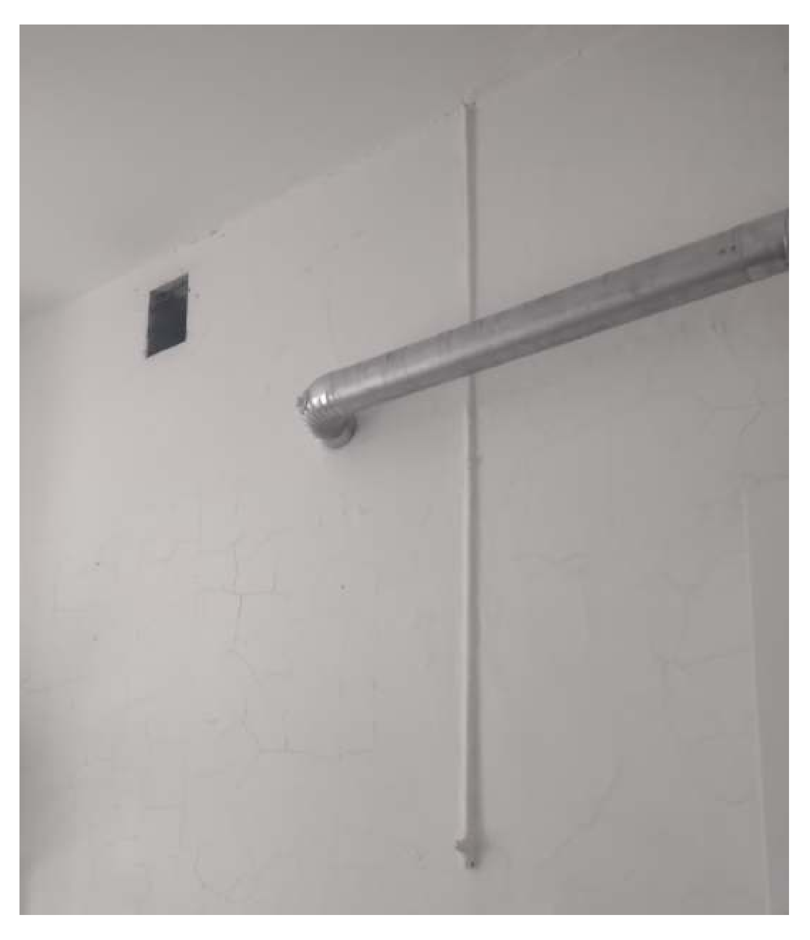
Kathrin Passig

14. Juni 2023

Da hängt immer die Einkaufstasche dran

Es klopft an der Wohnungstür. Ein Schornsteinfeger möchte verschiedene Dinge ausmessen für den bevorstehenden Austausch der Gastherme in der Küche. Die neue Brennwerttherme soll sparsamer sein und sich “falls erforderlich” mit einem Gemisch aus 20% Wasserstoff und 80% Gas betreiben lassen. “Außerdem müsste die alte nach dreißig Jahren sowieso ausgetauscht werden”, hat mein Vermieter letzte Woche gesagt, “und davon sind achtundzwanzig schon um.” Drei Jahre vor dem Einbau bin ich eingezogen. Damals wurde die Wohnung noch nicht mit Gas geheizt, sondern mit Briketts.

Ich nutze die Gelegenheit, den Schornsteinfeger zu fragen, warum in meiner Küche unter der Decke ein Loch ist. Im Loch herrscht immer ein Luftzug. Das weiß ich, weil sich die Spinnweben darin bewegen.



Links oben das 15 x 20 cm große Loch, rechts das von der Gastherme zum Kamin führende Abgasrohr und der Rand der Gastherme. Unten ein Ding, von dem gleich noch die Rede sein wird.



So sieht es aus der Nähe aus. (Von der obersten Stufe meiner längsten Leiter aus fotografiert. Noch näher komme ich nicht dran, was einer der Gründe für die Ungeputztheit dieser Stelle ist.)

“Das ist ein Wrasenabzug”, sagt der Schornsteinfeger. Die ursprünglich in diesen Küchen eingebauten Kochmaschinen hatten statt Herdplatten metallene Ofenringe, die man zum Kochen herausnahm. Wenn man dann den Topf vom Feuer hob, rauchte es aus diesem Loch heraus. Damit dieser Rauch aus der Küche abziehen kann, gibt es für alle Küchen einen gemeinsamen Schacht (nicht derselbe wie der eigentliche Kamin). Ich könne das Loch zumauern, wenn ich keine Verwendung dafür hätte. Technisch gesehen sei es nicht mehr nötig.

Ich frage den Schornsteinfeger, was das andere Ding ist, das man auf meinem Foto am unteren Rand sieht. Eine alte Gasleitung?



Denn 1991, im Jahr vor meinem Einzug in diese Wohnung, lebte ich in einer WG in Berlin-Moabit, an deren Küchenwand es das gleiche Dings gab. Eines Tages fragte mein Mitbewohner Peter: “Wozu ist eigentlich dieses Dings da?”, und mein Mitbewohner Jakob wusste es: “Da hängt immer die Einkaufstasche dran!” Das war einerseits richtig. Andererseits hatte man wahrscheinlich nicht ein Dings an der Küchenwand angebracht, nur damit wir neunzig Jahre später unsere Einkaufstasche dran aufhängen konnten.

Der Schornsteinfeger bestätigt, dass es sich um eine alte Gasleitung handelt. “An der Stelle war ziemlich sicher eine Gasleuchte. Die Wohnungen hatten ja damals noch keinen Strom.”

Ungefähr so muss das ausgesehen haben:



Küche und Stube in der Badstr. 44, Berlin, 1915/1916. Quelle: digital.zlb.de/viewer/image/34713152_1915_1916/89/LOG_0009/ (Public Domain).

Rechts oben neben der Gasleuchte ist auch hier der Wrasenabzug, allerdings kann man hier eine Klappe erahnen, mit der er sich schließen lässt. Das ist heiztechnisch sicher sinnvoll, sonst zieht durch dieses Loch die warme Luft ab. Da es in meiner Küche seit der unstatthaften Entfernung des Beistellherds im Jahr 1994 keinen Rauch erzeugenden Ofen mehr gibt, könnte ich es jetzt wirklich mal schließen.

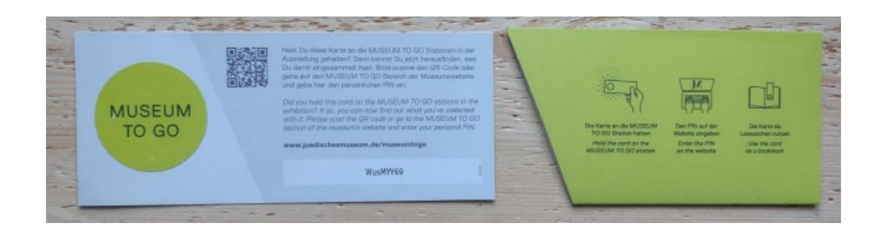
Kathrin Passig

Juni 2023

Museum zum Mitnehmen

Das Jüdische Museum in Frankfurt am Main wurde seit 2015 aufwendig erweitert und im Oktober 2020 wiedereröffnet. Bei meinem Besuch im Mai 2023 bekomme ich zusätzlich zur Eintrittskarte eine weitere Karte. Die Illustration zeigt Alt- und Neubau des Museums, das grüne Wellenmuster ist im Prägedruck ausgeführt. Die Karte steckt in einem Pappschuber.





Auf der Rückseite ist die Bedienungsanleitung aufgedruckt, aber die freundliche Dame an der Kasse erklärt mir das Prinzip auch noch einmal persönlich. In der Ausstellung gibt es Stationen, die mit dem „Museum to go" Logo gekennzeichnet sind. Hält man die Karte auf das Logo, blinken die Leuchtdioden an der Station kurz auf als Bestätigung, dass die Daten auf die Karte übertragen wurden.

Die Museums-App mit dem Audioguide habe ich schon zuhause auf mein Mobiltelefon geladen, Kopfhörer habe ich inzwischen bei jedem Museumsbesuch dabei. Ich wähle einen Rundgang, der mich in 90 Minuten durch das Museum führt. Es gibt auch eine 60 Minuten-Tour, eine in leichter Sprache und eine in Gebärdensprache.

Das Mitnehmen funktioniert einwandfrei. Ich lade einen Film zur Emanzipation der Juden in Frankfurt auf die Karte, ein Rezept für Challa und das Apfelkuchenrezept der Tante von Anne Frank. Ein Datenspeicher befindet sich nicht auf der Karte, nur ein RFID Transponder. Am heimischen Rechner gebe ich auf der Museum to go-Internetseite den achtstelligen Code ein, der auf der Rückseite meiner Karte aufgedruckt ist. Ich werde auf eine Seite geleitet, die als erstes die Exponate anzeigt, die ich eingesammelt habe. Weiter unten werden auch die restlichen 18 to go-Inhalte aufgelistet. Ich muss mich also nicht grämen, etwas vergessen zu haben.

Warum die Karte nochmal in einem Pappschuber steckt, erschließt sich mir nicht ganz. Es lässt das Ganze wertiger erscheinen, aber nachhaltig ist so eine reine Designmaßnahme nicht. Die Hülle verdeckt den achtstelligen Abrufcode, der ganz und gar nicht geheim gehalten werden müsste. Die Internetseite zeigt sowieso alle to go-Inhalte an, der einzige Mehrwert ist, dass die von mir markierten Elemente nach oben sortiert sind.

Als letzter Punkt der Bedienungsanleitung steht auf dem Pappschuber: „Die Karte als Lesezeichen nutzen“. Das mache ich und dafür ist sie tatsächlich sehr nützlich.

Marlene Etschmann

28. Juni 2023, immer noch

Ich mache eine Reise und bekomme Geld zurück. Wenn ich alles richtig ausfülle

Das Formular, das ich gerade am Laptop geöffnet habe und ausfüllen soll, ist eine Word-Datei. Es beginnt mit drei Seiten Erläuterungstext, welche Arten von Fahrtkosten erstattet werden. Unter welchen Bedingungen eine Fahrkarte 1. Klasse erstattet wird, und bis zu welchen Kosten Hotelübernachtungen übernommen werden. Damit ich auch alles beim Ausfüllen richtig mache.

Manchmal bezahlen mich Menschen dafür, dass ich ihnen bei etwas helfe oder ihnen etwas erkläre. Ich kann mir dann die Reisekosten anschließend zurückerstatten lassen. Diese Reisekostensache versuche ich zu vermeiden – oft gelingt es, dass entweder die Fahrtkosten mit einer Pauschale abgegolten werden (was für mich zwar wesentlich einfacher ist, aber wohl, wenn ich das richtig verstanden habe, für die Auftraggeber aus steuerrechtlichen Gründen weniger gut ist), oder die Auftraggeber mir das Fahrtticket und das Hotel buchen. Aber das klappt halt nicht immer.

Und so fülle ich heute also erneut ein Formular für eine Reisekostenerstattung aus.

Nach den drei Seiten Erläuterungen folgen zwei Seiten, auf denen ich die Daten eingeben muss: Wer bin ich, wo wohne ich und wie heißt das Projekt, an dem ich arbeite? Wie ist meine Bankverbindung – bitte IBAN und BIC/Swift. Wann bin ich von wo nach wo gefahren, warum bin ich gefahren, mit welchem Verkehrsmittel, was hat das gekostet? Wann habe ich gegessen, mit wem (warum nicht alleine?), was hat das gekostet? Wo habe ich übernachtet, und es ist Raum für eine Begründung vorgesehen, wenn die Hotelkosten höher als die reguläre Erstattungsgrenze waren oder ich ein Taxi benutzt habe. Bitte alle Beträge zusammenaddieren, das ergibt wie viel Euro?

Ich weiß, dass es seit vielen Jahren Dienste gibt, die Reisekostenabrechnungen über die Kreditkartenabrechnungen automatisieren. Diese kann ich leider nicht nutzen, da ich mich nach den Prozessen der Reisekostenerstattungen meiner Auftraggeber richten muss. Auch mein Arbeitgeber will diese Dienste aus Datenschutzgründen nicht nutzen.

Nachdem ich das Formular am Laptop (hoffentlich korrekt) ausgefüllt habe, drucke ich es aus und unterschreibe es handschriftlich. Das ist wichtig, eine elektronische Unterschrift wird oft nicht akzeptiert (ich habe so was Ähnliches auch 2019, also vor über vier Jahren, schon mal für einen anderen Auftraggeber berichtet). Zusammen mit dem unterschriebenen Formular muss ich die Rechnungen im Original einreichen. Die Bahnfahrt habe ich mit dem Handy gebucht, wie ich das seit einigen Jahren praktisch immer tue, und habe das Bahnticket also in der App auf dem Handy. Ich kann mir das Ticket zusätzlich als pdf-Dokument per E-Mail zusenden lassen. Das tue ich und drucke es also ebenfalls aus.

Dann kommt das alles in einen Briefumschlag und ich kaufe eine elektronische Briefmarke über die Post&DHL-App. Das geht ganz bequem: Ich bin in der App bereits angemeldet, und die App ist mit meinem Paypal-Account verbunden. Ich brauche mich also in der App nur zu dem gewünschten Porto durchzutippen und bekomme dann einen Code, den ich handschriftlich mit dem Vermerk "#PORTO" oben rechts auf den Briefumschlag schreibe.

Dann den Briefumschlag zukleben und zu einem Briefkasten bringen, und in ein paar Tagen sollte das Geld auf mein Konto überwiesen werden.

Molinarius

9. Juli 2023

Der dritte Handydisplayaustausch wird hoffentlich der letzte sein

Im Juli 2021 habe ich mein kaputtes Handydisplay zum ersten Mal ausgetauscht. Wenige Wochen später ist mir das Handy schon wieder runtergefallen und das neue Display hat Sprünge bekommen. Ich habe mit ihnen gelebt, bis sich die Lage im März 2023 verschlimmert hat und ich das Display zum zweiten Mal austauschen musste.

Nicht mal vier Wochen später war es wieder kaputt. Das Handy lag auf der Bettdecke und fiel beim Aufstehen aus dem Bett, mit der Kante auf etwas Hartes. Die Gummihülle, mit der ich es von Anfang an zu schützen versucht habe, steht auf der Vorderseite nicht weit genug über das Display heraus, früher schon nicht, und seit das Handy durch meine Reparaturen und den vielen Turnschuhkleber ein bisschen dicker geworden ist, erst recht nicht mehr.

Im Techniktagebuch-Chat schreibe ich: „Ich würde gern dem ganzen Konzept Display für immer abschwören und zu Aleks' Konzept 'rechteckiger Stein als Handy' zurückkehren."

Am 25. Mai bestelle ich aber doch ein Ersatzdisplay. „Gut jedenfalls, dass ich es nicht schon bei den ersten Sprüngen" (also Ende März) „wieder ausgetauscht habe, weil es mir danach noch mal runtergefallen und noch viel kaputter gegangen ist", schreibe ich im Chat.

Ich möchte dieses Ersatzdisplay aber erst einbauen, wenn ich eine bessere Handyhülle gefunden habe, eine, die auch die Vorderseite beschützt. Denn was ich anfangs nicht wusste: Man wird so ein Ersatzdisplay wahrscheinlich nicht spannungsfrei (also ganz eben) einkleben können und wahrscheinlich auch nicht so, dass es nicht eine Winzigkeit höher über das Handy rausragt als im Neuzustand. (Beides liegt an hartnäckigen Kleberrückständen vom

Originaldisplay.) Das heißt, wenn das Handy beim Runterfallen auf die Vorderseite oder den Rand fällt, geht es noch bereitwilliger kaputt als sowieso schon.

Die Suche nach einer neuen Hülle gestaltet sich langwierig. Eine Klapphülle möchte ich nicht, weil ich alle paar Sekunden aufs Handy schaue und dann den halben Tag nur mit Aufklappen beschäftigt wäre. „So idiotisch, dass 'heavy duty' bei Handyhüllen immer nur 'Traktorreifendesign auf der eh überhaupt nicht gefährdeten Rückseite' bedeutet", schreibe ich im Chat. Dann finde ich aber doch eine Lösung:



Der Handyring in der Mitte der Rückseite gehört nicht zum Lieferumfang; ich habe ihn von der Vorgängerhülle abgelöst und auf die neue geklebt.

Die neue Hülle macht das Handy sehr hässlich und so klobig, dass es kaum noch in die Hosentasche passt, aber davon abgesehen finde ich sie überzeugend. Endlich schützt ein dicker, weit vorstehender Rand auch die Vorderseite.

Dann tausche ich zum dritten Mal das Display aus. Mittlerweile muss ich nicht mal mehr bei Instructables nachsehen, wie es geht, und ich mache mir auch keine großen Sorgen mehr, dass ich dabei was beschädigen könnte. Wie schon beim zweiten Mal sind 90% der Arbeit das Abwuzeln des Turnschuhklebers, um ebene Klebeflächen herzustellen. Und ich hoffe, jetzt ist Ruhe.

Kathrin Passig

Juli 2023

Es gibt nichts zu berichten

Vor einem halben Jahr habe ich, nachdem ich von ungefähr 1992 bis 2006 mit Windows und von 2006 bis 2022 mit verschiedenen Macbooks gelebt habe, einen Framework-Laptop gekauft und Linux darauf installiert. Seitdem bin ich hin und wieder gefragt worden, wie sich das bewährt hat.

Ungünstig für das Techniktagebuch, aber günstig für mich: Es gibt absolut nichts zu berichten. Der Umstieg hat einfach funktioniert.

Ein einziges Mal hatte ich Probleme, weil die Auftraggeberin bei einem Job darauf bestand, ein im Acrobat Reader auf eine ganz bestimmte Weise kommentiertes Dokument zurückzubekommen. Den Acrobat Reader gibt es seit 2013 nicht mehr für Linux, und mit seiner Onlineversion ließ sich das Dokument nicht auf die gewünschte Art bearbeiten. Ich musste mir für ein paar Stunden das Macbook von Angela Leinen ausleihen.

Wenn ich beruflich öfter in solchen Situationen wäre, hätte ich hier vielleicht mehr zu berichten. Bin ich aber nicht. Deshalb ist dieser Beitrag sehr kurz.

Kathrin Passig

Juli 2023

Nagware im Ohr

Mein Schwiegervater verbringt nach einem Krankenhausaufenthalt ein paar Wochen bei uns. Noch vor seinem Krankenhausaufenthalt hatte er bei einem Akustiker in seiner Gegend ein Testhörgerät bekommen.

Das Hörgerät hat einige Woche gut funktioniert, doch jetzt macht eines der beiden Hörgeräte in regelmäßigen kurzen Abständen ein Geräusch, nämlich eine absteigende Tonfolge aus drei Tönen.

Mein Schwiegervater vermutet, dass der Akku kaputt ist und das Hörgerät bemängelt, dass der Akku bald leer ist, obwohl das Ladegerät etwas anderes behauptet. Sein Schwiegerneffe und ich suchen uns die Anleitung im Internet, da erfahren wir zumindest, dass das Batterieleergeräusch ein anderes sein müsste. Wir vermuten statt dessen irgendein Bluetoothproblem, also, dass das Gerät sich vielleicht dauernd koppelt und wieder entkoppelt und dabei ein Signalgeräusch macht. Das bestätigt sich aber auch nicht.

Weil wir nicht weiterkommen, fahren Schwiegervater, Schwiegerneffe und mein Mann am nächsten Tag zum Akustiker vor Ort, um sich zu erkundigen.

Es stellt sich raus, dass das Signalgeräusch daher kommt, dass das ein Testgerät ist und deswegen softwareseitig nach ein paar Wochen ein Störsignal ertönt, damit man das Testgerät nicht einfach behält, sondern genötigt wird, zum Akustiker zu gehen, um es freizuschalten. Der Akustiker will sich mal informieren, ob er die Testphase verlängern kann, damit mein Schwiegervater das Hörgerät weiter nutzen kann.

Einen Tag später können wir das Hörgerät dann schon abholen. Was genau der Akustiker gemacht hat, erfahren wir nicht, aber das Geräusch ist jetzt weg.

Anne Schüßler

Juli 2023

Unzugänglich ist besonders sicher

Mein Ü90 Vater weiß das Passwort zu einem Online-Bankkonto nicht mehr. Es kommt ein Brief. Das Passwort ist abgedeckt, man muss eine Schicht mit Krakelmuster abziehen. So kann keiner den Brief durchleuchten. Unter der Abdeckung befindet sich das zehnstellige Passwort: Auf durchsichtiges Papier gedruckt, in einem sehr zarten Hellgrau. Die Buchstaben sind schräggestellt, so eine Art kursive Schrift. Mein Vater kann nichts erkennen.

Nachdem hilfreiche Menschen die Zeichen für ihn entziffert haben, gelingt es jedoch nicht, das Passwort korrekt in das Onlineformular einzutragen. Das ausser „da ist was falsch" keinerlei Rückmeldung gibt. Dass das System nach fünf Fehlversuchen den Zugang sperrt, wäre an dieser Stelle durchaus von Interesse gewesen.

Rettung kommt vom Support. Der offenbar häufig mit diesem Fall zu tun hat. Der freundliche Herr fragt ab, wie viele Grossbuchstaben, wie viele Zahlen und wie viele Sonderzeichen das Passwort enthält. Es stellt sich heraus, dass das, was alle für grosses „J" gehalten haben, eine eckige Klammer ist. Die Sperrung wird aufgehoben, die Eingabe gelingt.

Auf die Frage, warum man ein Sonderzeichen in ein Passwort einbaut, das man so schwer erkennt und das ein normaler Mensch auf der Tastatur gar nicht findet, weiß auch der Herr vom Support keine Antwort.

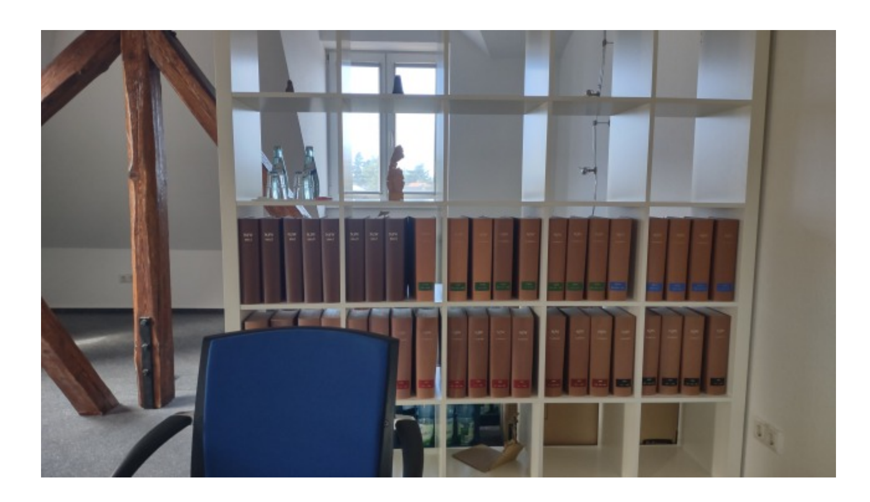
Vielleicht ist ja ein Passwort, das man schlecht lesen kann, besonders sicher.

Kirsten Schelper

Juli 2023

Anwaltsdeko

In einem der zwei Bücherregale der Kanzlei stehen gebundene Jahrgänge der „Neuen Juristischen Wochenschrift“, von 1982 bis ungefähr 2010:



Kathrin: Die nimmst du bestimmt regelmäßig in die Hand, alle zwanzig Jahre mal.

Die Anwältin: Seltener. Als die Kinder noch klein waren, haben wir da immer Herbarien drin gepresst, dafür eignen sie sich ausgezeichnet. Aber das ist genau wie mit Briefmarkensammlungen, früher waren die begehrt und hatten einen Wiederverkaufswert, wenn jemand eine Kanzlei aufgelöst hat. Jetzt werden sie verschenkt. Meine Familie nennt sie immer „Anwaltsdeko“. Eigentlich haben wir sie hierher getan, damit es ein bisschen blickdicht ist.

Das Regal war schon da, und dann haben wir gedacht, wie machen wir das, dass man da nicht durchgucken kann. Und dann haben wir einfach die NJW reingestopft.

Früher, als ich angefangen habe, im Büro M., da war das der Stolz der Kanzlei, dass man die NJW von 1954 bis heute gebunden rumstehen hatte. Und die wurden auch tatsächlich als Sammlung verkauft für 3000 Mark oder so damals. Inzwischen hängen Zettel im Anwaltszimmer, wo draufsteht „NJW zum Selberabholen.“ Weil es komplett an Relevanz verloren hat.

Kathrin: Wann ist das ungefähr passiert?

Die Anwältin: Kann ich nicht genau sagen. Vor zehn Jahren bestimmt. Vielleicht ist es auch schon länger, dass man nicht mehr dafür bezahlt. Also, ich hab die NJW vielleicht vor fünf Jahren ungefähr abbestellt. Ungefähr zwei Jahre davor habe ich aufgehört, die Einbanddecken zu kaufen, und ich habe die letzten Jahrgänge einfach weggeworfen.

In einer Anwaltskanzlei liegt eh sehr viel Papier rum, zumindest in einer etwas altmodischen wie meiner, und dann habe ich gedacht, ich brauch das hier nicht mehr, ich guck da nie rein. Wo man’s am ehesten braucht, ist, um Entscheidungen nachzugucken. Es gibt seit längerem gute Datenbanken wie Juris, wo die Entscheidungen veröffentlicht werden. Aber auch der BGH hat eine sehr gut funktionierende oder mittelgut funktionierende Homepage, wo man im Grunde mit einer einigermaßen vernünftigen Suche immer das findet, was man braucht. Und auf jeden Fall findet man’s leichter, als wenn man in der NJW nachguckt.

Kathrin: Wie hat das überhaupt funktioniert, in der NJW Entscheidungen finden? Durch geduldiges Blättern?

Die Anwältin: Ja, durch NJW-Lesen eigentlich erst mal. Und dann gab es natürlich immer noch ein Register, das kam am Jahresende mit Stichworten. So wie man früher halt recherchiert hat. Man hat zum Stichwort Gesamtschuldnerausgleich in der NJW geguckt: Urteile Gesamtschuldnerausgleich, oder nach Paragraph . . .

Kathrin: Und das musste man dann aber für jedes Jahr extra machen, oder gab es auch noch mal zusammenfassende Register alle zehn Jahre oder so?

Die Anwältin: Das weiß ich nicht mehr. Aber das war die übliche Recherchemethode, in der NJW nachzuschauen, und es gab auch Urteile, dass es von einem Anwalt verlangt werden kann, regelmäßig die NJW zu lesen, um sich juristisch auf dem neuesten Stand zu halten.

Kathrin: Was war der Anlass für dieses Urteil?

Die Anwältin: Ich weiß es jetzt nicht auswendig, aber es war bestimmt ein Anwaltshaftungsfall. Solche Fälle sind immer Anwaltshaftungsfälle. Dass ein Anwalt einen Quatschprozess geführt hat und der Mandant hinterher auf Anwaltshaftung geklagt hat. Und dann geht's eben darum: Konnte der Anwalt das wissen? Anwälte sagen dann immer: Ja, pf, so eine abseitige Entscheidung konnte ich ja nicht kennen. Und dann geht es eben darum: Ist das sozusagen im Pflichtbereich des Anwalts, dass er diese Entscheidung kennen konnte?

Kathrin: Und wie würde man da jetzt entscheiden, wo man offenbar nicht mehr voraussetzen kann, dass die NJW gelesen wird?

Die Anwältin: Es wird immer noch vorausgesetzt, dass man die in Fachzeitschriften veröffentlichte Rechtsprechung kennt. Durch die Onlineverfügbarkeit von Rechtsprechung muss man sie aber nicht mehr in Papier aufheben.

Fragen gestellt von Kathrin Passig

Juli 2023

Arbeitsplatzbuchung in der Bayerischen Staatsbibliothek mit App

Ich will eine Sammlung von Zeitschriften, genauer: alte Amtsblätter des Kultusministeriums, aus der Bayerischen Staatsbibliothek ausleihen. Häufig kann ich solche Objekte mit nach Hause nehmen, bei so empfindlichen Produkten geht das nicht. Stattdessen werden sie in einem Lesesaal zur Verfügung gestellt.

Nachdem ich per E-Mail die Benachrichtigung erhalten habe, dass das Exemplar bereit steht, muss ich einen Arbeitplatz im Lesesaal buchen. Das geht entweder über die Webseite der BSB oder über eigene eigene App für das Smartphone; ich entscheide mich für die App.

Dort kann ich eine Uhrzeit innerhalb der folgenden sieben Tage wählen und eine Dauer (1, 2 oder 3 Stunden). Die App zeigt mir die Anzahl der unter diesen Bedingungen verfügbaren Arbeitsplätze an; überraschend oft sind es 0 Plätze, erst einige Tage in der Zukunft oder am späten Abend werden es mehr. Außerdem zeigt mir die App einen Grundriss des Lesesaals mit allen Arbeitsplätzen: Ähnlich wie bei der Sitzbuchung im Flugzeug werden die Plätze an ihrer ungefähren Position im Saal in verschiedenen Farben angezeigt, die ihren Status als belegt oder belegbar markieren.

Kurz vor dem genannten Termin betrete ich das Gebäude. Beim Eintritt in den Lesesaal scanne ich meine Benutzerkarte und werde erst dann durch eine Drehsperre passieren. Im Lesesaal kaufe ich mir an einem Automaten (nur Bargeld, Münzen oder Scheine) eine Kopierkarte und lade sie mit etwas zusätzlichem Geld auf. Damit könnte ich später an den Kopiergeräten etwas vom USB-Stick drucken oder, wichtiger, die Bücher an einem von mehreren Buchseitenscannern einscannen und ebenfalls auf USB-Stick speichern. An den herkömmlichen Kopiergeräten darf ich die Bücher nicht kopieren.

Mein Buch finde ich wieder in einem Regalsystem unter meiner Benutzerkennung; ich gehe damit an den Arbeitsplatz mit meiner Nummer. Dort befindet sich ein kreditkartengroßer Monitor, der einen vierstelligen Zahlencode anzeigt und die Bitte, sich per App einzuchecken. In der App checke ich mich mit eben diese Code ein, worauf der kleine Monitor das Bild wechselt und nun anzeigt, dass dieser Sitzplatz nun bis zu der von mir gewählten Uhrzeit reserviert ist.

Ich kann meine Arbeit in der App auch unterbrechen, das ist einmal für bis zu 30 Minuten möglich. Während dieser Zeit kann ich meinen Arbeitsplatz verlassen, allerdings ändert sich an dessen Beschriftung nichts – man kann also nicht erkennen, ob hier jemand mit oder ohne Pause den Arbeitsplatz verlassen hat.

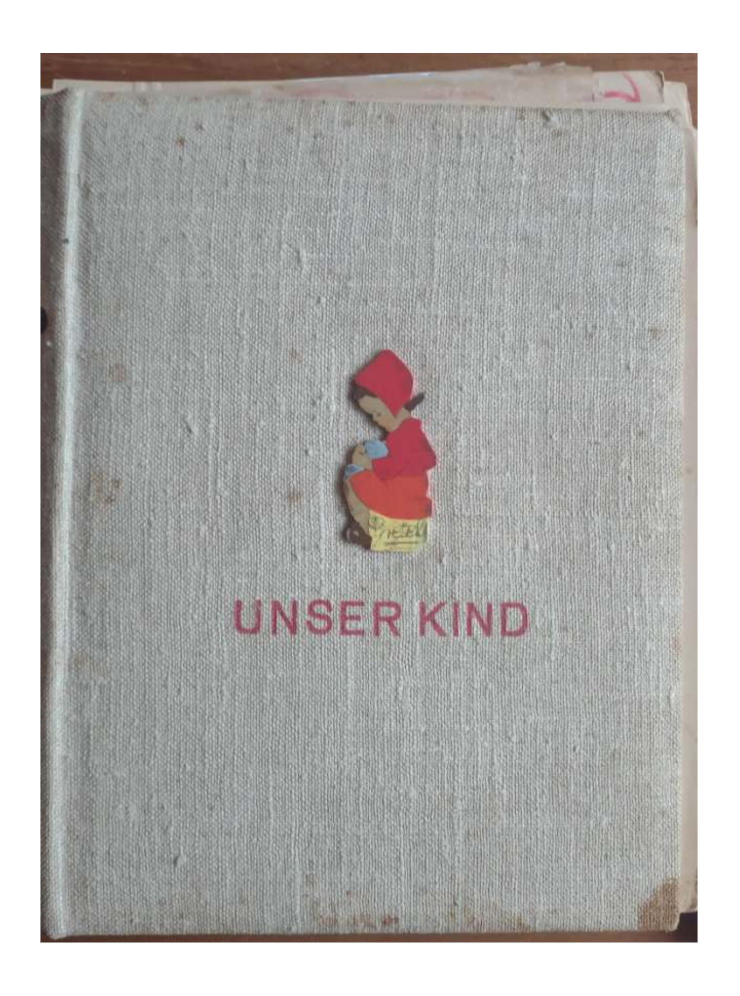
Wenn ich meine Arbeit erledigt habe, melde ich mich mit der App vom Arbeitsplatz im Lesesaal ab. Nach diesem Auschecken zeigt der kleine Monitor mit „FREI“ an, dass dieser Platz gerade nicht gebucht ist. Vermutlich wird er zu einem späteren Zeitpunkt wieder anzeigen, dass sich jemand mit einem neuen Code einchecken soll.

Thomas Rau

6. August 2023

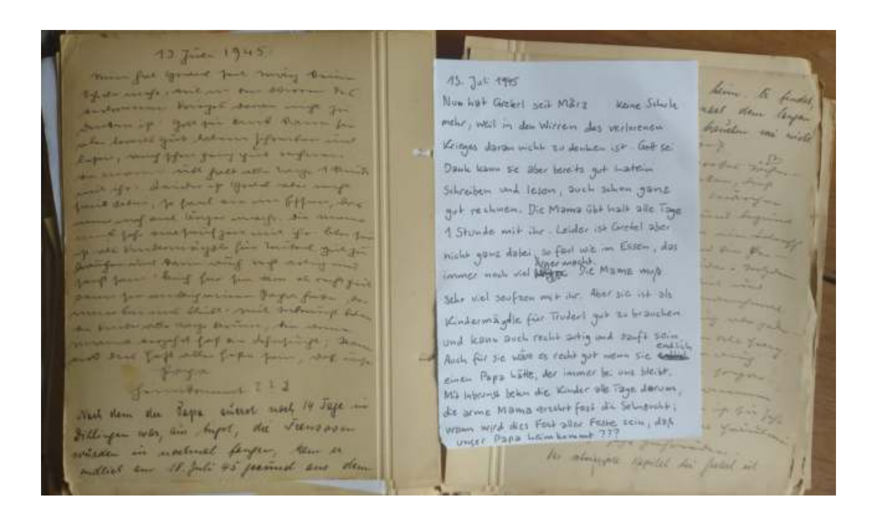
kun hat Geweil seit Marz keine Scheile mehr

Meine Tante (Geburtsjahrgang 1938) zeigt mir das Tagebuch, das meine Großeltern über die ersten Lebensjahre der Tante geführt haben.



Die Einträge des in Deutschland zur Schule gegangenen Großvaters, der eine für mich normale und ordentliche Handschrift hat, sind leicht zu lesen. Aber die Großmutter hat in ihrer österreichischen Schule Sütterlin schreiben gelernt, und ihre Einträge kann ich der Mutter und der Tante nur sehr stockend vorlesen. Deshalb beginne ich mit einer Transkription. Handschrift-

lich, weil das Haus der Tante in der Nähe von Edgezhofen liegt und ich dort sehr wenig Internet (für Google Docs) habe. Außerdem fehlt mir die Zuversicht, dass ich meine Geräte ohne Probleme mit dem Tantendrucker verbinden können werde.



Auch im Tantenhaushalt scheint das Papier knapp geworden zu sein. Deshalb verwende ich für meine Transkription Blätter, die ich aus dem Papiereinzugsfach des Druckers genommen habe. Auf ihrer Rückseite sind Telefonrechnungen, Kreditkartenabrechnungen und die Lieferscheine von Briefmarkenbestellungen. Ich zerteile sie in A5-große Hälften und stelle mir vor, dass die Nachfahren dieses Haushalts später vielleicht die Rückseiten der Blätter mindestens so interessant finden werden wie ihre Vorderseiten.

Nachdem ich einiges transkribiert und vorgelesen habe, fällt mir ein, dass das mittlerweile doch eigentlich automatisch gehen müsste. Ich ärgere mich, dass ich auf die Idee nicht früher gekommen bin, befrage eine Suchmaschine und werde auf Transkribus verwiesen, eine auf Texterkennung in

handschriftlichen historischen Dokumenten spezialisierte Plattform, die mit Sütterlin-Kompetenzen wirbt. Man kann eine Testdatei hochladen. Danach dauert es etwa dreißig Sekunden, dann ist die Transkription fertig:

> 13. Juli 1945
> kun hat Geweil seit Marz keine Scheile mehr, vil in den Werren des bedoenen trieges daran nicht zu denken ist: Gott sei Ank kann sie dler bereitsGut batem schreiben und lesen, aich schon ganz gut rechnen de manno utt holt alle Tage 1 Kinde mit ihr. Leider ist Gratel aber nuch haul arben, so faul ein im Essen, das imner noch viel Ärger macht. Die Manna muf sehr eineseusgen mit ihr. bler sii ist als Kindermägdle für Truderl gut zu frauchen und kann auch recht artig und sanft sein: Auch für sie Frn es recht gut ien sie ämllich einen Pacha habe, der unter bei uns bleibt: Mit Aebrucht beten die Kinder alle Tage Arunn, die arme Manna verzehrt hast an Sehnsucht; kan wird dies Gast aller feste sein, dof unser Popa heimbriumt?22

Na gut, ein bisschen beeindruckend ist es schon, dass immerhin manche Wörter richtig erkannt worden sind. Aber über die, mit denen ich selbst Schwierigkeiten hatte, weiß auch Transkribus sehr wenig. In diesem Beispiel war das vor allem das Wort vor „schreiben und lesen“, das in der Transkribus-Version „batem“ heißt. Ich habe lange gebraucht, um zu glauben, dass da wirklich „Latein“ steht. Die Tante hat nicht etwa die lateinische Sprache in der Grundschule gelernt, sondern die lateinische Schrift, und das war für die Großmutter, die sie nicht gelernt hatte, erwähnenswert.

Die letzten Zeilen auf der Seite, in der Handschrift des Großvaters, sind bis auf kleinere Fehler ganz gut erkannt worden:

> Nach dem der Papa zuerst noch 14 Tage in Dillingen war, aus Augst, die Freuzosen wurden in nochmal fangen, kam er endlich am 18. Juli 45 gesund aus dem

Aber das nützt mir nicht so viel, die kann ich ja selbst lesen.

Kathrin Passig

August 2023

#wasfehlt: Die Hardware-Bildschirmtastatur

Die Mutter klagt seit Jahren darüber, dass auf der Bildschirmtastatur ihres iPads manche Buchstaben klemmen und andere doppelt auftauchen. Deshalb hat sie zum 80. Geburtstag eine Hardwaretastatur bekommen. Ab jetzt wird nichts mehr klemmen.

Ihr anfängliches Interesse weicht schnell der Enttäuschung. Die Tasten sind gar nicht da, wo sie sie erwartet! Alles ist anders!



Wie es sein soll: Bildschirmtastatur am iPad



Wie es stattdessen ist. Ich finde den Unterschied in der Tastenanordnung kaum wahrnehmbar, aber es sind ungefähr doppelt so viele, die Beschriftung ist schlechter lesbar, und manche sehen ein bisschen anders aus. Die ungewollten Tasten lassen sich bei dieser Tastatur auch nicht ausblenden.

Ich habe vergessen beziehungsweise überhaupt nicht bedacht, dass die Mutter zuletzt vor etwa zwanzig Jahren mit einer Hardwaretastatur zu tun hatte. Und auch damals wusste sie schon nicht, wo die Tasten sind. Den Schreibmaschinenkurs, den sie vor über 60 Jahren für ihre Ausbildung belegt hat, hat sie im Beruf nie gebraucht und deshalb vor über 60 Jahren wieder vergessen. Für sie ist die normale Tastenanordnung die der iPad-Bildschirmtastatur. Es ist nicht das erste Mal, dass ich vergesse, dass die Mutter Touchscreen-Native ist, nicht so an historische Techniken gewöhnt wie ich.

Die Hardwaretastatur kommt zurück in die Verpackung. Die Mutter erklärt, sich „später irgendwann mal“ damit befassen zu wollen. Alle wissen, dass das „nie“ bedeutet. „Naja, dann ist es halt so. Man kann nicht zum Glück gezwungen werden …“, sagt mein Bruder. „Und eine Hardware-Bildschirmtastatur gibt es halt nicht.“

Obwohl das vielleicht eine Marktlücke ist.

Kathrin Passig

14. und 21. August 2023

Ich bin ein Lötgott (vorübergehend)

Die erfolglos geöffnete Zahnbürste liegt schon neben dem defekten Router der Mutter und wartet auf ihren Abtransport zum Wertstoffhof. Ich nehme sie noch mal in die Hand und überlege, dass sie ja schon kaputt ist und nicht noch kaputter werden kann durch meine nichtvorhandenen Lötkünste. Später am Tag, ich habe wegen der Hitze sehr viel Eiskaffee getrunken, erfasst mich Tatendrang, ich suche im Keller die abgebröselte winzige SMD-Komponente und finde sie. Sie ist nur zwei Quadratmillimeter groß. Auch mit der großen Lupe der Mutter kann ich nicht erkennen, ob sie vielleicht mit einem hilfreichen Hinweis zur Einbaurichtung beschriftet ist.

Ich nehme aus meinem billig aussehenden, aber wirklich viele Teile enthaltenden geschenkten Löt-Set eine ganz dünne Lötspitze und eine krumme Pinzette.

Ich weiß nicht, wie Löten geht, ich habe kurz versucht, ein YouTube-Video zum Thema zu sehen, aber nach mehreren Minuten Einleitungs-Skippen war der Lötkolben des Erklärhorsts immer noch kalt und ich habe es wieder aufgegeben. Ich erinnere mich, dass man unbedingt nur die eine Seite heiß machen soll und nicht die andere, oder irgendwas zuerst, oder so.

Ich mache so lange alles gleichzeitig heiß, bis das winzige Ding wieder auf der Platine pappt.

Die Zahnbürste geht nicht.

Ich löte auf gut Glück auf einer Stelle herum, die ich beim letzten Mal nur deshalb ent-lötet habe, weil in der iFixit-Anleitung (für eine ähnliche Zahnbürste) von drei zu lösenden Stellen die Rede war. Diese dritte Stelle ist aber gar nicht erkennbar mit der Batterie verbunden, vielleicht wird sie also doch für irgendwas anderes benötigt.

Die Zahnbürste geht immer noch nicht.

Ich löte den Krümel wieder ab, um ihn andersrum dranzulöten, lasse ihn aber fallen, und da die unlesbare Aufschrift jetzt geschmolzen ist, weiß ich nicht mehr, in welcher Richtung ich es schon versucht habe. Ich löte ihn irgendwie wieder fest.

Die Zahnbürste geht weiterhin nicht.

Ich löte den Baustein ab, halte ihn diesmal mit der Pinzette ganz fest, drehe die Zahnbürste unter ihm herum und löte ihn wieder an.

Jetzt geht die Zahnbürste wieder. Ich bin ein Lötgott!

Das ursprüngliche Akkuproblem ist noch unbehoben, aber durch den Hinweis von Dokape zu meinem letzten Beitrag weiß ich mittlerweile, wie es gehen müsste. Fünf Minuten später halte ich den Akku in der Hand.

Irgendeiner (zum Aufschreibezeitpunkt nicht mehr wiederfindbaren) Anleitung habe ich entnommen, dass man auch ein altes Netzteil mit ungefähr passender Volt-Angabe statt einem Akku an die Akku-Anschlüsse auf der Platine löten kann. Dann hat man eine elektrische Zahnbürste mit Kabel und kann sich beim Zähneputzen nicht weit von einer Steckdose entfernen, wird aber auch nie mehr einen leeren Akku haben. Ich finde das halbwegs passende Netzteil eines Handys aus der Prä-Smartphone-Zeit, schneide das Kabel am Stecker ab und entferne die Isolierung von den Enden. Mit einem handbetriebenen Holzbohrer bohre ich vorsichtig ein zusätzliches Loch für das Kabel im Inneren des Plastikgehäuses und weniger vorsichtig ein zusätzliches Loch in meinen Fuß. Der Netzteilbeschriftung kann ich nicht entnehmen, welches Kabel zu welchem Pol gehört. Sie sagt nur, welcher Pol am Stecker innen ist und welcher außen, aber der Stecker ist schon abgeschnitten und verrät

nicht, welche Kabelfarbe zu Innen und welche zu Außen gehört. Ich löte die Kabelenden zuerst so rum und dann andersrum auf die Platine. Keine der beiden Varianten funktioniert.

Ich gebe auf und bestelle bei Ebay einen neuen Akku. Er hat doppelt so viele mAh wie der alte.

Eine Woche später ist der neue Akku da. Ich löte ihn ein, aber die Zahnbürste bleibt tot. Wahrscheinlich habe ich bei dem Netzteilexperiment irgendwas Unsichtbares irreparabel zerstört und muss jetzt entweder warten, bis mir noch mehr Superkräfte wachsen, oder halt doch die gleiche Zahnbürste noch mal kaufen. Einen Ersatzakku habe ich ja jetzt.

Kathrin Passig

25. August 2023

Und wenn sie nicht gestorben sind, dann föhnen sie noch heute

Der Föhn der Liebsten wird am Kabel heißer als dort, wo die Luft austritt: Ein untrügliches Zeichen dafür, dass das Kabel vom vielen Hin- und Herbiegen mürbe geworden ist und nun wohl eine Litze nach der anderen bricht. Der Widerstand im Kabel erhöht sich, und es wird heiß.

Wie schon so oft, wird in mir der Ehrgeiz geweckt, die „Luftbrause“ umgehend zu reparieren. Aber ich ahne auch bereits, was auf mich zukommt: Derlei Geräte sind häufig mit – wie ich sie nenne – Arschloch-Schrauben zugeschraubt, Schrauben mit sternförmiger Vertiefung mit einem Gnubbel in der Mitte, einem Schlitz mit Steg, fünfzackiger Sterne und so weiter. Heute sind es zwei Schrauben mit 3-gezacktem Schlitz, auch Tri-Wing genannt.

Vor vielen Jahren habe ich mal ein Sortiment Schraubereinsätze („Bits“) gekauft, in dem sowas alles drin ist.



Schrauberbits für alle möglichen Eventualitäten

Dummerweise sind die Schrauben in dem Föhn aber so tief versenkt, dass ich sie mit einem Schraubenzieher, der so einen Sechskantaufsatz für die Bits hat, nicht erreiche. Ich gucke erst mal bei Amazon. Von dort würde man mir bis morgen ein Schraubenzieher-Set liefern. Kostet aber auch 20 Euro.

Als Nächstes suche ich nach einem alten Schraubenzieher, den ich nicht mehr (unbedingt . . .) brauche und nehme einen passenden Schraubereinsatz aus dem Kasten. Dann schleife ich alles blank (ZInk und Chrom muss ab) und aktiviere mein WIG-Schweißgerät. Innerhalb kurzer Zeit ist der Bit an den Schraubenzieher geschweißt. Jetzt nur noch die Schweißpunkte rundschleifen, und schon kann die Reparatur losgehen.



An einen Schraubenzieher angeschweißter Schrauberbit mit Y-Schraube (oder Tri-Wing)

Das Kabel kürze ich um 30 cm. Damit ist es immer noch lang genug. Ich finde auch die Stelle, wo das Kabel gebrochen ist. Schon ist der Föhn wieder heile, und eine kleine Schlacht im Kampf gegen die Unreparierbarkeit gewonnen.

Markus Winninghoff

25. August 2023

Das Abtippen hat ein Ende, meine Exzerpte werden jetzt leider noch länger

Beim Exzerpieren wissenschaftlicher oder anderer Texte aus Papierbüchern habe ich jahrelang die Zitate, die ich evtl. in einem Aufsatz o.ä. verwenden wollen würde, einfach abgetippt, dadurch habe ich streng vorausgewählt, weil Abtippen sehr öde ist. Bereits 2010 habe ich in der Graduiertenbibliothek in Berkeley einen Studenten mit einem stiftförmigen Scanner gesehen, mit dem er einfach über die Stellen in den Papierbüchern fuhr, die er exzerpieren wollte. So ein Wunderding wollte ich auch, ging dem Wunsch aber nicht nach.

Die Kamera meines iPhones bietet schon länger eine Texterkennungsfunktion an, mit der man wie in einer Textdatei einfach Zitate markieren und dann exportieren kann. Ich weiß nicht, warum ich es vorher nicht genutzt habe, aber heute habe ich jedenfalls damit angefangen, diese markierten Teile über die AirDrop Funktion an meinen Computer zu schicken und dann in mein Exzerpt einzubauen. Dazu öffnet sich im Finder im Ordner Downloads eine .txt Datei, aus der ich dann das Zitat entnehme. Nun überlege ich nicht mehr lang, ob ich diesen ganzen Absatz *wirklich* brauche, sondern schmeiße einfach alles aus der .txt Datei in mein Exzerpt. Vermutlich machen es alle schon länger so und sind deshalb so irre produktiv. Nun ziehe ich nach.

Hanna Engelmeier

August 2023

Ein 700 Euro teures Nichts

Ich habe mir ein Remarkable 2 bestellt. Ein Remarkable 2 ist ein sehr dünnes Tablet, nur ohne Farbe, mehr ein eBook-Reader, mit E-Ink-Display, ohne Apps, das Internet ist nur für das Synchronisieren der Daten zuständig. Es kann sehr wenig. Es ist praktisch ein knapp 700 Euro teures Nichts, und damit das teuerste Nichts, was ich bisher erstanden habe.

Ich möchte damit gerne meine Texte schreiben, ablenkungsfrei. Wegen meiner Tendenz zu ADHS und ah, was weiß Wikipedia eigentlich über den Ruf der Amsel. Können Amseln denken? Lieben? Oh. Ehegattensplitting. Die nächsten Tage wird es ankommen und dann, wie man so schön sagt, halte ich euch auf dem Laufenden. Wenn es denn läuft. Es wird sicher in fancy Kartons kommen und per Express, weil teure Nichtse immer teuer aussehende Kartons brauchen. Wir werden sehen.

Alexander Krützfeldt

September 2023

Das teuerste und beste Nichts der Welt

Mehrere Dinge haben sich bewahrheitet: Ich habe mir das Remarkable 2 bestellt, ein dünnes, 700 Euro teures Nichts, das einem Tablet ähnelt, nur ohne die Vorteile eines Tablets.



Es kann praktisch nicht ins Internet gehen, außer zur Synchronisierung, es hat keine Apps und keine Ablenkung. Es ist das vielleicht beste Nichts, was ich je besessen habe. Dies wird ein euphorischer Text, das merke ich jetzt schon. Allein der Umstand, dass ich ihn auf dem Remarkable schreibe.

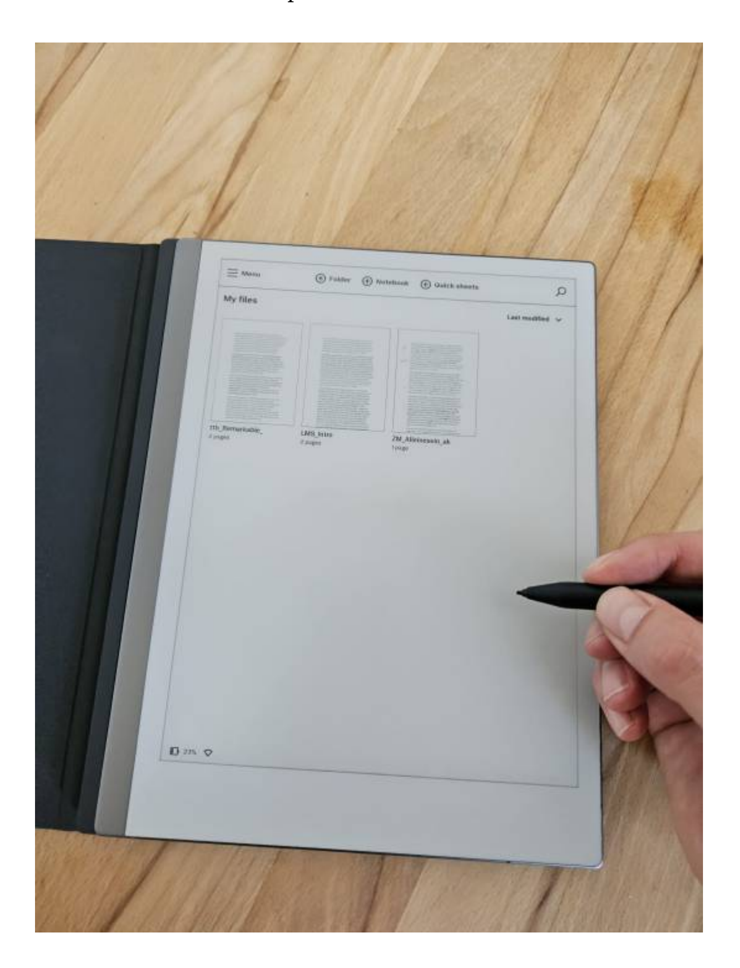
Ich weiß nicht, ob ich ADHS habe. In meiner Jugend gab es diese Diagnose, aber meine Mutter war strikt gegen Ritalin. Mehr kann ich nicht dazu sagen, außer, dass schon das schnarrende Hupen von Lieferwägen auf der Straße unter mir ausreicht, um mich für 30 Minuten aus der Konzentration zu reißen. Ich habe immer Schwierigkeiten gehabt, Texte am Schreibtisch zu schreiben. Noch schlimmer: Texte, wenn geschrieben, auch noch korrigieren.

Mit dem Remarkable habe ich einen 10.000 Zeichen Text für Die Zeit an einem Vormittag geschrieben. Ich saß im Bett, das Papiertablet in der Hand, und war wie im Rausch. Ich tippe das mit der Tastatur aufgestellt, ähnlich

wie bei einem Surface, die Handschreibe-Erkennungsfunktion benutze ich – wider Erwarten – fast überhaupt nicht. Als Notizbuch ist es umständlich, und für den Gebrauch am Sandkasten auf der Parkbank eigentlich auch zu teuer.



Aber zurück zu dem Text: Anschließend habe ich ihn, weil das Display die Augen viel weniger müde macht, auch noch korrigiert! Mit der Hand – mit dem Stift! Mit Korrekturzeichen, weil ich so unter dem Eindruck stand, dass alles mit diesem Remarkable Spaß machen würde.



Für professionelle Schreiber_innen mit ADHS-Verdacht ist es ein Game-Changer. Meinen Laptop habe ich in den zweieinhalb Wochen seit seiner Ankunft fast überhaupt nicht mehr benutzt. Nur für E-Mails. Die kann das Remarkable nicht. Aber das macht nichts. In diesem Fall ist weniger wesentlich mehr.

Alexander Krützfeldt

September 2023

Was ich nicht brauche, für Quark halte, mir nie zulegen werde

Mia Culpa zeigt dem Techniktagebuch-Redaktionschat einen ... Tweet von Karl Lauterbach. Ich weiß nicht, wie ich zu Tweets jetzt sagen soll, wo Twitter X heißt, aber vielleicht brauche ich auch keine Lösung, weil X vorher ausstirbt. Jedenfalls findet Lauterbach in diesem Tweet „Mirror TV" blöd und braucht das nicht.

Mia sagt: „Wär auch eine schöne TT Rubrik zur Wiedervorlage in 5 Jahren (ich brauchte z. B. mal keine Kamera am Telefon). Ich fänd es interessant (davon ausgehend, dass Karl L. und ich nicht die einzigen mit diesem Impuls sind), wenn es nicht bei einem Überblick vergangener Nichtbrauchtechnik bliebe, sondern Reaktionen auf neue Technik direkt protokolliert würden, evtl. plus einer Schätzung, wie schnell sich die Sicht darauf ändern wird. Dann Wiedervorlage."

Dazu fällt mir sofort einiges ein. Zuerst die Vorgeschichte. Was ich früher nicht gebraucht habe:

- Ob ich wirklich, statt zu faxen, nur noch E-Mails schreiben wollte, wusste ich im Januar 1995 noch nicht so genau.
- Ungefähr von 1997 bis 1999 wollte ich kein Handy, während meine Freunde alle schon welche hatten. 1999 wollte ich es dann doch, um bei Biergartenverabredungen nicht so lange suchen zu müssen.

- 2004 wollte ich keine Kamera am Handy, lieber einen Flaschenöffner. Ab meinem ersten Smartphone 2010 habe ich gelegentlich damit fotografiert, ab Ende 2012 ausschließlich mit der Handykamera.

- Facebook habe ich lange nicht gebraucht, im Juli 2007 noch gar nicht, im September 2007 auch noch nicht, im Oktober 2009 sehr wenig, noch im April 2010 fand ich es langweilig. Dann habe ich es intensiv genutzt, bis es mich im Juni 2015 wieder langweilte.

- Bis April 2013 dachte ich, ein E-Bike sei nur was für alte Leute, und wollte keines.

- Wozu ich YouTube brauchen könnte, obwohl ich lieber lese als Bilder angucke, habe ich erst ab 2016 allmählich verstanden.

- Eine VR-Brille fand ich zwar beim ersten Experiment 2014 sehr gut und beim zweiten Experiment 2014 noch viel besser, ich konnte mir aber erst mal nicht vorstellen, selbst eine zu besitzen. Eine tägliche Verwendung fiel mir nicht ein und zu teuer war es auch. Das änderte sich erst 2020 durch Beat Saber und die Möglichkeit, eine VR-Brille zu mieten. Inzwischen gehört sie mir, liegt aber seit Anfang 2022 ungenutzt rum.

- Zwischen ungefähr 1995 und 2022 habe ich keinen Bibliotheksausweis gebraucht und dachte, ich würde nie wieder einen brauchen, weil es ja das Internet und E-Books gibt. Jetzt habe ich drei Bibliotheksausweise und hätte gern noch mehr.

Sofort gewollt habe ich eigentlich nur:

- ein Smartphone, schon bevor man es kaufen konnte. Es dauerte danach noch fast zwei Jahre, aber ich hatte es praktisch am ersten Tag, an dem man als Nicht-T-Mobile-Kundin eines besitzen konnte

- E-Books, lange bevor es sie in einer für mich praktikablen Form gab.

- Und 2002 den Ambient Orb, den ich aber nie bekommen habe.

Was ich heute nicht brauche:

- Ich brauche kein WLAN.
  Prognose: Das wird immer so bleiben, denn ich hatte zu Hause noch nie WLAN und nutze seit 2007 mobiles Internet aus dem Handy, im Sommer 2023 ungefähr 50 GB im Monat. Wenn das jetzt 16 Jahre gegangen ist, warum dann nicht für immer.
  Update: Aleks Scholz merkt an dieser Stelle an, dass das nur für meine Berliner Wohnung gilt, während ich in seiner schottischen Wohnung wegen sehr schlechter Mobilfunkversorgung auf sein WLAN angewiesen bin. Im Haus meiner Mutter brauche ich aus demselben Grund ihres. Aber *in meiner Wohnung* brauche ich jedenfalls keines.

- Ich brauche kein Smart Home. Ich finde es schön, davon zu lesen, wenn zum Beispiel Felix Schwenzel davon berichtet, was er alles bei sich zu Hause einbaut, aber ich verspüre nicht den geringsten Besitzwillen. Erstens verspreche ich mir davon keine spürbare Lebensverbesserung, zweitens lese ich viel über eigensinnige Lampen und möchte mich ungern mit dem Debuggen von Geräten auseinandersetzen, die bisher keins gebraucht haben.
  Prognose: Das bleibt mindestens noch zehn Jahre so. Irgendwann wird es entweder nur noch Haustechnik zu kaufen geben, die sich mit dem Internet verbinden will, oder ich erkenne doch noch einen Vorteil für mich.

- Ich brauche keine Siri und keine Alexa. Ich will nicht laut mit Technik reden, und Technik soll nicht laut mit mir reden. In den letzten Jahren ist noch dazugekommen, dass ich jetzt wirklich nicht mehr möchte, dass große Unternehmen alle Geräusche aus meiner Wohnung aufzeichnen. Früher war mir das egaler.
  Prognose: Das bleibt so, bis ich sehr alt bin und dann vielleicht nicht mehr anders mit Technik interagieren kann, wegen Sehkraft oder Feinmotorik.

- Ich brauche keinen Putz- und keinen Saugroboter. Dazu interessiert mich Sauberkeit nicht genug, außerdem eignen sich weder meine Wohnung noch die von Aleks für den Einsatz solcher Geräte (Türschwellen, es steht zu viel Zeug herum, die Kombination Teppichboden + Hundehaare überfordert watt-schwache Sauger).
  Prognose: Für immer, wenn ich nicht putztechnisch noch ein anderer Mensch werde.

- Ich brauche keinen Fernseher. Ich gucke Filme sehr gern auf dem Laptop, und wenn der 50 Zentimeter von meinen Augen entfernt ist, füllt er mein Blickfeld genauso aus wie ein sehr großes Display in drei Metern Entfernung. Außerdem müsste ich, wenn ich einen Fernseher hätte, immer am selben Ort Filme gucken.
  Prognose: Ich nehme an, das bleibt so. Jedenfalls kann ich mir keinen Grund vorstellen, warum es sich ändern sollte.

- Ich brauche keine Maus. Ich verstehe nicht, wieso Menschen (außer für Gaming oder Grafik) ein externes Eingabegerät brauchen. Ich habe seit 2008 keine Maus mehr benutzt.
  Prognose: Ich werde auch nie mehr eine benutzen. Wenn ich nicht irgendwas mit Gaming oder Grafik anfange.

- Ich brauche keinen externen Monitor. Schon weil ich nicht mehr an Schreibtischen arbeite, seit ich wegen der Pandemie aufgehört habe, in einen Coworkingspace zu gehen. Ich arbeite auf einem Sitzsack oder im Liegen. Und wenn ich an einem Schreibtisch arbeiten würde, wäre das nicht immer derselbe.
  Prognose: Für immer.

- Ich brauche auch keinen zweiten externen Monitor.

- Ich brauche keinen Herd, ich habe ihn seit 2007 nicht vermisst und schon vorher fast nie benutzt. Aber wenn ich einen Herd hätte, würde ich auf gar keinen Fall so einen Induktionsherd mit unsichtbaren

Touchfeldern haben wollen, der mich bei jeder falschen Bewegung anpiepst. Das kenne ich aus fremden Haushalten und finde es umständlich und nervend.
Prognose: Eines Tages werden solche Touchherde vielleicht ja doch benutzbarer werden. Dann brauche ich zwar wahrscheinlich immer noch keinen, aber wenigstens kann ich dann wieder alle Sorten Herde gleichmäßig nicht wollen.

- Ich brauche keinen Kühlschrank und habe seit 1997 keinen gehabt. Ich wohne direkt neben einem Edeka, und fast alles ist auch ohne Kühlschrank so lange haltbar, bis ich es aufessen kann. Einzige Ausnahmen: Große Speiseeispackungen und leider alle üblichen Butterpackungsgrößen, weshalb ich nie Butterbrezen essen konnte.
  Prognose: Diese Zeit ist eigentlich schon vorbei, weil meine Wohnung 2022 vorübergehend von jemandem bewohnt wurde, der einen Kühlschrank mitgebracht hat. 2023 haben Freunde meine Wohnung mitgenutzt, die diesen Kühlschrank gern behalten wollten. Deshalb ist er jetzt da und ich benutze ihn. Aber ich brauche ihn nicht (außer, theoretisch, für Butterbrezen, das ist aber bisher nicht vorgekommen).

- Ich brauche kein ablenkungsfreies Schreibgerät ohne Internet. Erstens kann ich ohne Internet nicht schreiben, ich möchte Sachen recherchieren, Synonyme finden und zwischendrin was anderes machen. Zweitens glaube ich nicht an die Beseitigung von Ablenkungen durch Gerätekauf, man findet dann doch nur wieder eine neue Ablenkungsbeschäftigung.
  Prognose: Für immer.

- Ich brauche auch keinen E-Reader. Ein separates Gerät, nur damit ich Bücher auf einem separaten Gerät lesen kann, um so richtig zu spüren, dass es *Bücher* sind? Pfft.
  Prognose: So ein Quatsch kommt mir niemals ins Haus.

- Ich brauche keine Musikabspielgeräte gleich welcher Art. Das bisschen Musik, das ich höre, kann ich am Handy oder am Laptop hören.
  Prognose: Das ist jetzt schon so lange so, das wird für immer so bleiben.

- Ich brauche keine Spielkonsole. Der Grund ist aber hier eigentlich nur, dass ich schon zu viele zeitintensive Hobbys habe.
  Prognose: Das kann sich ändern, genau genommen denke ich schon seit Jahren gelegentlich darüber nach, wie es wäre, doch eine Spielkonsole zu besitzen. Dann recherchiere ich kurz, kann mich nicht entscheiden und vergesse das Thema wieder.

Wir sind noch nicht am Ende meiner Nichtbrauchtechnik, in der aktuellen Tumblrversion darf eine Liste aber nur maximal 4096 Zeichen haben. Deshalb steht hier ein listenunterbrechender Absatz.

- Ich habe einen Führerschein und dank Landjugend auch ausreichend Fahrpraxis, brauche aber kein eigenes Auto und habe auch, soweit ich mich erinnere, nie den Wunsch verspürt, eines zu besitzen. Es wirkte immer sehr teuer und kompliziert, Versicherungen, Parkplatzsuche, Reparaturen. Ab 2004 habe ich etwa zehn Jahre lang Jahresgebühren für eine Carsharing-Mitgliedschaft bezahlt, aber nicht mal dafür fahre ich genug. Die theoretische Möglichkeit, ein Carsharingauto auszuleihen, genügt mir. Zwischen den Ausleihvorgängen liegen aber mehrere Jahre.
  Prognose: Für immer, ich werde keine fünf Kinder mehr bekommen, die ich ständig bringen und holen muss. Selbst wenn ich noch mal in eine entlegene Gegend ziehen sollte, hätte ich lieber ein E-Bike mit Anhänger.

- Ich brauche ~~kein Instagram und~~ kein TikTok. Dafür interessiere ich mich zu wenig für Bilder.
  Prognose: ~~Bei Instagram wird es wahrscheinlich so bleiben, weil es mich sehr schnell langweilt, schöne Fotos von Landschaften oder Mahlzeiten anzusehen.~~ Bei TikTok wird es wie bei YouTube 10-15

Jahre dauern, und dann finde ich doch eine Verwendung dafür.
Korrektur: Ich hatte vergessen, dass Instagram mich ja schon seit 2022 interessiert. Warum ich das vergessen habe, ist Stoff für einen eigenen Beitrag.

- Ich brauche keine Smartwatch und kein Fitnessarmband, weil ich alle Einsatzzwecke, von denen ich bisher erfahren habe, äußerst langweilig finde. Schritte zählen, been there, done that, kurz nach dem Schreiben dieses Beitrags von 2014 habe ich wieder damit aufgehört.
  Prognose: Vielleicht wenn ich sehr alt bin und mich bei Herzrhythmusstörungen warnen lassen will. Oder wenn Funktionen dazukommen, die Smartwatches bisher noch nicht haben und die mich interessieren.

- Ich brauche kein X und kein Bluesky und auch sonst keinen Wohnort mehr im Internet, der von Idioten aufgekauft werden kann.
  Prognose: Ich hoffe, das bleibt für immer so. Wahrscheinlich werde ich es aber sofort vergessen, wenn etwas Neues auf den Markt kommt, dessen Vorteile mir gleißend genug erscheinen.

- Ich brauche kein faltbares Handy. Oliver Laumann hat gerade aus Südkorea berichtet, dass das dort sehr verbreitet ist. Aber mir geht schon bei meinem nicht-faltbaren Handy ständig das Display kaputt, da brauche ich wirklich nicht was noch Fragileres.
  Prognose: Wie bei den bisherigen Handyentwicklungen bleibe ich dabei, bis man nichts anderes mehr zu kaufen bekommt. Was ja bei Handys sehr schnell gehen kann.

- Esther Seyffarth erinnert mich, dass ich auch kein GPT brauche, jedenfalls nicht in Suchmaschinenergebnissen. Dann muss ich ja doch nur nachrecherchieren, was GPT dazuerfunden hat. Da kann ich auch gleich selbst recherchieren ohne diesen Umweg.
  Prognose: Bleibt so, bis dieses Problem behoben wird, ich bin aber im Prinzip zuversichtlich, dass es behoben werden kann. Ich meine, ich

schreibe das hier unter einer Decke, die mit der Energie zuckender Froschschenkel beheizt wird, das wirkte ja auch erst mal nicht so wahrscheinlich.

- Thomas Wiegold erinnert mich, dass ich auch kein Festnetztelefon brauche (seit 2003). Beim Nachtragen merke ich, dass ich auch keinen Drucker brauche (seit 2007) und kein Tablet (theoretisch vorhanden seit 2013, aber seit ca. 2015 nicht mehr benutzt).
  Prognose: Auch alles für immer.
- Genau wie Karl Lauterbach brauche ich kein Mirror TV. Schon weil ich gar keinen Spiegel im Bad habe (seit immer).
  Prognose: Bleibt so, ich hatte ja schon keinen Spiegel, als ich jünger war, was soll ich da jetzt damit anfangen. Aber wenn ich einen hätte, fände ich es eigentlich ganz gut, wenn der auch Internet könnte. Dann müsste ich das Handy nicht immer in die Seifenablage stellen, um beim Zähneputzen zu lesen.

Kathrin Passig

September 2023

Das brauche ich nicht (Mit und ohne Lauterbach-Läuterungen)

Karl Lauterbach braucht kein Mirror TV, und Kathrin hat auch schon einiges nicht gebraucht. Mirror TV nähm ich, wenns gratis wär, obwohl ich nicht viel Zeit vor dem Spiegel verbringe. Dafür habe ich bei anderen Dingen schon oft zuerst gekarlt: “Das brauche ich nicht”. Hier sind ein paar der schönsten.

Computer: Jahrelang, als man eigentlich immer noch programmieren musste, um mit Computern was anzufangen, dachte ich, ich brauche sowas nicht. Dann habe ich bei meinem damaligen Partner neumodische Textverarbeitungsoptionen kennengelernt und wollte sofort einen Computer haben, und

am besten dann auch gleich die verhasste Schreibmaschine verbrennen. Wo ich schon mal dabei war, brauchte ich dann auch sofort dringend Internet von daheim aus. Internet, das braucht kein Mensch, lauterbachten meine Freunde. Aber ich wusste es *einmal* besser. Und deshalb schreib ich es hier hinein, obwohl es gar nicht in die Liste gehört. Ha.Prognose: irgendetwas in der Art eines Computers, Laptops, Smartphones wird es für immer in meinem Leben geben.

Mobiltelefone: Als das mit den Mobiltelefonen im Freundeskreis losging, fand ich erst mal, dass eigentlich so gut wie niemand eines braucht. Dabei hätte damit sofort das Genörgel der Freunde über mangelnde Erreichbarkeit wegen Internet daheim aufgehört[1]! Aber so weit dachte ich nicht. Angeber, wer ein Mobiltelefon einfach so hatte, und ich brauchte ganz bestimmt keines. Bis ich ein paar Monate später dann doch eins hatte. Ich glaube sogar, ich habe mir meines gekauft, nachdem die Kein-Mobiltelefon-Bastion Kathrin Passig gefallen war. Und seither will ich nicht mehr ohne.Prognose: Das bleibt so, auf sich der Zukunft anpassende Weise.

Eierkocher: Es ist erstaunlich, wie oft Leute einem Eierkocher andrehen wollen und wie sehr manche Eierkocher lieben. Ich brauche keinen. Ein Eierkocher nimmt nur Platz weg. Ja, ich weiß, es gibt auch kleine. Trotzdem. Eier kann ich auch im Topf. Eierkocheranhänger versuchen mich seit Jahrzehnten immer wieder zu überzeugen. Vergebens. Bitte hier von Überzeugungsversuchzuschriften abzusehen. Es ist sinnlos.Prognose: Ich vermute es bleibt so. Sollte ich irgendwann eine Riesenküche haben odder mit einer Person zusammenleben, die ihren Eierkocher sehr liebt, werde ich mich mit der Eierkocheranwesenheit natürlich arrangieren können. Aber ansonsten: nein.

Reiskocher: Siehe Eierkocher. Ich finde Reiskocher etwas weniger sinnlos als Eierkocher, weil Reiskocher oft mehr als eine Sache können. Ich will auch niemandem seinen Reiskocher ausreden. Aber ansonsten s.o.Prognose: Sollte sich meine Ernährungsweise nicht komplett ändern, bleibt es so.

[1] das Telefon war ja besetzt, wenn man online war

Geschirrspüler: Das ist eventuell mein wackeligstes “brauch ich nicht”. Es gab einfach noch nie ausreichend Platz für einen und das bisschen Geschirr ist schnell von Hand gespült. Bitte auch hier von Überzeugungsversuchzuschriften abzusehen, ich verstehe schon, dass ein Geschirrspüler sehr nützlich ist. Vielleicht brauche ich später mal einen.Prognose: Das kann sich gut ändern, wenn einmal ausreichend Raum und Geld zugleich vorhanden sein sollten.

Klimaanlage im Auto: Davon war ich keine harte Gegnerin, ich fand nur irgendwie, dass es Luxus ist und nicht dringend notwendig. Seit dem vorletzten Fahrzeug und diversen Stauerlebnissen in der prallen Sommersonne ist klar: Ohne will ich nicht mehr. Wie konnte ich nur jemals ohne. Unbegreiflich.Prognose: So es denn je noch mal ein privates Fahrzeug geben sollte, nur mit Klimaanlage.

Elektrische Heizdecke: Ein Teil von mir mag schon immer eine Heizdecke begehrt haben, aber ein größerer Teil fand, dass das was für alte Leute sei. Ein Heizkissen erlaubte ich mir daher, aber eine Decke, also wirklich. Inzwischen habe ich eine und sie ist sehr hilfreich, auch und gerade in Zeiten sehr hoher Heizkosten.Prognose: Ich könnte mir jetzt schon vorstellen, mehr als eine Heizdecke zu haben, winters gar in ein Haus ganz aus Heizdecke zu ziehen. Es wird eventuell schlimm enden.

Sportfernsehen-Abo: Brauchte ich jahrelang nicht, fand ich unnötig, irgendwie drüber und so toll ist Sport ja auch nicht. Die letzten Jahre ist mir Sport aber offenbar wichtiger geworden und so habe ich dann doch für einzelne Sport-Großereignisse murrend monatsweise abonniert.Prognose: Ich werde weiter murren und weiter nur zeitweise abonnieren, aus Restbockigkeit. Und mir weiter wünschen, dass es bei allen Anbietern so etwas wie Turnierpässe oder Eventpässe statt Monatsabos gäbe.

Sprachgesteuerte Assistenten für zu Hause: brauche ich nicht. Es ist mir lieber, wenn die Gegenstände in meiner Wohnung keine Ohren haben und ich nicht mit ihnen sprechen muss. Steuere ich gerade ein Fahrzeug, nutze ich sprachgesteuerte Assistenz dann aber doch. Wenn das dann nicht gleich funktioniert und ich Dinge zwei- oder mehrmals sagen muss, ist mir das, selbst wenn niemand sonst im Auto ist, sehr unangenehm und es bestärkt mein Gefühl, dass ich sowas daheim nun wirklich nicht möchte.Prognose: Prinzipiell seh ich ein, dass es eine Menge guter Gründe gibt, Sprachsteuerung zu nutzen und auch für Assistenten gibt es bestimmt tolle Anwendungen. Insofern wird mir früher oder später sicher eine zulaufen, der ich nicht widerstehen kann, sei es, weil sie Spaß macht, oder weil sie mir wirklich spürbar bei etwas hilft.

Diverse Smart-Home-Anwendungen: Bislang brauch ich das nicht. Ich habe bei einigen Dingen vage Bedenken, was die Zugriffssicherheit angeht und mir fehlt nichts von dem, was mir bislang smarthome-mäßig angeboten wurde. Bislang habe ich auch das (kein bisschen fundierte) Gefühl, dass mit der Steuerung durch Apps eine gewisse eingebaute Kurzlebigkeit verbunden ist, die ich bei altmodischen, grob mechanischen Anwendungen so nicht sehe.Prognose: Prinzipiell leuchtet es mir ein, dass es praktisch und effizient sein kann, die Heizung vom Heimweg aus einzuschalten, aber das Preis-Awesomeness-Verhältnis überzeugt mich bislang kein bisschen. Smart-Home Anwendungen werden sich nach und nach auch in meinen Haushalt einschleichen,weil es nichts anderes mehr gibt und dann wird es mich nicht weiter stören.

GPT Search: Hier geht es mir bislang wie Kathrin. So lange ich immer noch recherchieren muss, ob die Suchergebnisse so auch wirklich hinhauen, brauch ich das nicht.Prognose: Bei der derzeitigen Entwicklungsgeschwindigkeit in AI-Dingen rechne ich damit, dass ich ungefähr nächsten Dienstag meine Meinung komplett revidieren muss. Vielleicht auch früher.

Diese Liste ist gewiss nicht vollständig und womöglich wird sie bei Gelegenheit ergänzt. Ich brauchte aber leider schon immer kein Archiv und auch keine Tagebücher, deshalb kann ich nicht nachsehen, was ich alles nicht brauchte.

Mia Culpa

Ungefähr seit 1985, Stand September 2023

Das brauche ich dringend sofort! Und es wird mit Sicherheit mein Leben sofort verbessern und mich endlich zu dem Menschen machen, der ich immer sein wollte

Auch ich bin im Besitz von Dingen. Aber nur wenige von denen habe ich (anders als Kathrin und Mia) nie gebraucht. Im Gegenteil: Sehr viele Neuerungen werden von mir jubelnd begrüßt und ich will sie sofort haben (Mirror TV! Wann kann ich das wo kaufen? Endlich beim Zähneputzen nicht mehr aufpassen müssen, dass das Handy nicht auf den Boden fällt!). Ich muss aber auch gestehen, dass nicht alle davon mein Leben so verbessert haben, wie ich oder die Werbung es mir versprochen haben. Eine kleine Bestandsaufnahme, ungefähr chronologisch sortiert:

Computer: Wollte ich sofort haben. Erst war es ein ZX81, der aus heutiger Sicht noch praktisch nichts konnte. Und der ständig abstürzte, weil der Verbindungsstecker zum externen 16 KB Speichermodul aufgrund von Oxidationsproblemen notorisch unzuverlässig war – ein bekanntes Problem. Aber ich konnte darauf die ersten BASIC und Assembler-Programme eintippen. Brauchte ich ihn? Naja, was heißt *brauchen*. Er hat wahrscheinlich meine weitere berufliche Bahn sehr geprägt.

Wasserkocher – mit Bodenstation! Wasserkocher, die mit Netzkabel verbunden blieben, hatten mich zunächst nicht so richtig überzeugt: “Da kann ich doch auch Wasser im Topf heiß machen”. Dann bekam ich einen Wasserkocher, den man, wenn das Wasser heiß ist, von seiner kabelgebundenen Bodenstation hochheben kann, zum Einzug in meine erste eigene Wohnung geschenkt. Und der hat sofort seinen Platz in meiner Küche und meinem Leben gefunden.

Pager (ein Skyper): Wollte ich sofort haben. Viele Nachrichten, die an mich persönlich gerichtet waren, erhielt ich darauf nicht, und ja: Der heutige Zweifel an dem Nutzen dieser Geräte ist nicht unbegründet. So richtig gebraucht habe auch ich ihn – aus heutiger Sicht: natürlich – nicht. Aber im Gegensatz zu den hier verspotteten Geräten konnte er auch allgemeine Nachrichten anzeigen. Ich konnte zum Beispiel einstellen, dass er mich informierte, wenn ein Tor bei einem (aus Sicht von Fußballbegeisterten: wichtigen) Fußballspiel fiel – was mich selber zwar genau gar nicht interessiert hat, aber aufgrund des großen gesellschaftlichen Interesses an Fußball bei manchen Familienfeiern großes Interesse an dem Gerätchen auslöste, wenn zeitgleich ein Spiel stattfand.

Handy: Wollte ich sofort haben, konnte es mir aber erst finanziell nicht so gut leisten. Als ich es dann hatte, hat es sich schnell in mein Leben integriert.

PDA / **Palm**: Wollte ich auch unbedingt haben. Nützlichkeit war dann eher so lala.

Smartphone: Mit der Kombination wurden endlich Handy und PDA richtig nützlich. Habe ich auch sofort eingesehen, wollte es auch sofort haben. Bis heute wahrscheinlich das wichtigste Gerät überhaupt.

E-Reader / Kindle: Da war ich erst etwas zurückhaltend, weil ich fand, ich könne doch auch auf dem Handy lesen. Aber die lange Lebensdauer des Akkus, der bescheidene Preis im Vergleich zum Handy oder Tablet und das spiegelfreie Display haben mich doch überzeugt. Ist jetzt nicht mein meistgenutztes Gerät, aber schon ne gute Ergänzung.

Staubsaugerroboter: Sehr überzeugende Idee. Gerade *weil* ich mich nicht fürs Putzen interessiere, finde ich die Idee, das an einen Roboter delegieren zu können, großartig. Bewährt hat er sich so mittelmäßig. Gar nicht so selten vergesse ich, Sachen wegzuräumen, und dann verfängt er sich in irgendwelchem herumliegenden Kram. Und jedes Mal, wenn ich ihn sauber machen muss, denke ich: In der Zeit hätte ich auch mehrfach die Wohnung saugen können, das wäre weniger aufwändig und weniger eklig. Aber dennoch, der Kleine verrichtet seine Dienste.

Alexa / Echo / Smart Home / Sprachsteuerung: Wird im Alltag von mir nicht so viel benutzt, aber zum Musik hören, für Einkaufslisten, Wecker und so schon immer mal wieder. Mir scheint das Konzept, nicht extra ein Gerät mit mir rumtragen zu müssen, sondern dass mich der Computer immer umgibt und ich ohne extra sichtbares Interface mit ihm interagieren kann, äußerst sinnvoll. Freue mich auch sehr auf smarte (augmented Reality) Brillen.

Reiskocher: Als Felix Lorenz im Techniktagebuch darüber vor einigen Jahren berichtete, hat mich die Idee sofort angezündet und ich war überzeugt. Schon, weil die Technik so großartig ist: Das Ding funktioniert, weil ein Gegenstück zu einem Magneten, wenn alles Wasser verkocht ist, seine Curie-Temperatur erreicht und dadurch seine ferromagnetischen Eigenschaften verliert! Wie genial kann eine technische Nutzung eines komplizierten physikalischen Effekts bitteschön sein! Schon aus dieser Begeisterung heraus musste ich mir ebenfalls sofort einen Reiskocher kaufen. Eine Zeit lang habe ich ihn gerne und viel genutzt. Im Moment verstaubt er leider etwas, aber während ich dies schreibe, bekomme ich schon wieder Lust, Reis zu kochen.

VR-Brille / Oculus Quest: Hat mich spontan wesentlich mehr begeistert als die PS5, und in der Lehre benutze ich sie gelegentlich. Aber für häufigeren Gebrauch ist sie mir doch zu unbequem. Da fehlt noch ein Entwicklungsschritt, bevor ich sie wirklich gerne und häufiger benutze.

Twitter: Irgendwie ist die Bedeutung von Twitter recht lange an mir vorbeigegangen. Das tut mir im Nachhinein leid. Aber ich war schon so lange in irgendwelchen Diskussionsforen und Mailinglisten und so was unterwegs, dass ich die Beschränkung auf 140 Zeichen für unnötig hielt und mir nicht vorstellen konnte, dass Twitter mal ernsthaft eine große Rolle spielen würde. Ist wahrscheinlich wirklich etwas, wo ich lauterbachte, dass ich es nicht bräuchte. Im März 2012 habe ich zwar wenigstens einen Account dort angelegt, aber erst 2014 meinen ersten Tweet abgesetzt, meinen zweiten sogar erst 2017. Mal schauen, wie das weiter geht mit Mastodon und Bluesky (Apropos! Braucht vielleicht noch jemand einen Einladungscode? Ich hätte da noch mehrere) und Threads und so.

Spielekonsole / PS5: Ich dachte: Endlich auch mal eine Spielekonsole besitzen, und der Sohn war halt richtig heiß darauf. Im Nachhinein eine unnötige Anschaffung. Ich spiele darauf gar nicht, der Sohn selten.

Joghurtbereiter: Wollte ich nie haben, habe ich aber von einem lieben Menschen geschenkt bekommen. Benutze ich gelegentlich. Eigentlich kein so unendlich nützliches oder wichtiges Gerät. Wird vor allem aus Sentimentalitäts- und Sehnsuchtsgründen weiter verwendet.

Was ich – noch! – nicht habe:

Elektrischer Milchaufschäumer: Ich trinke gerne Kaffee. Mit Milch. Noch lieber mit Milchschaum. Meine Schwester war zu Besuch und wunderte sich, dass ich keinen elektrischen Milchaufschäumer habe. Kannte ich nicht. Habe ich sofort gegoogelt und bestellt. Ich bin sehr gespannt und freue mich darauf. Übermorgen soll er ankommen! (Update)

Apple Watch: Wäre schon nice to have. Aber halt auch ganz schön teuer. Zu dem Preis erwerbe ich dann doch lieber einen (gebrauchten) Fender Jazzbass. Oder ein Kajak. Ich habe ja immerhin einen Schrittzähler, der wenigstens ein klein wenig smart zu sein vorgibt.

E-Bike: Ich habe leider noch kein eigenes – das hat aber logistische Gründe. Ich kann regelmäßig eines mitbenutzen. Ich hätte gerne eines. Falls die Mitnutzungsmöglichkeit wegfällt, werde ich wohl eins kaufen.

Auto: Als Jugendlicher hätte ich gerne ein Auto gehabt. Aber irgendwie kam es nie dazu. Heute überzeugt mich das Konzept eines Autos für individuelle Mobilität nicht; 1,5 Tonnen durch die Gegend bewegen zu müssen für vielleicht 80 kg Mensch kommt mir wenig effektiv vor. Außerdem bin ich zu oft an Orten, wo dann das Auto wohl nicht wäre, wenn ich es bräuchte. Dazu der Platzbedarf, auch wenn es nicht benutzt wird, und die Kosten, und der Aufwand (Steuern, Versicherungen, TÜV, Reparaturen, ...). Noch problematischer bei fossil betriebenen Autos. Bin ganz froh, meist gut ohne eigenes Auto auszukommen. Gibt ja Fahrrad und Öffis und – bei dringendem Transportbedarf – Taxis (bzw. MOIA), oder im Notfall Carsharing. Prognose: Wenn Elektromobilität weiter so fortschreitet und immer cooler wird, wird vermutlich doch bald der Besitzwunsch bei mir zu groß werden und ich doch irgendwann über meinen Schatten springen. Noch hoffe ich aber, dass bald autonom fahrende Fahrzeuge im Sharing-Modell Realität werden.

Molinarius

Oktober 2023

(Schottische) Uni nach der Pandemie

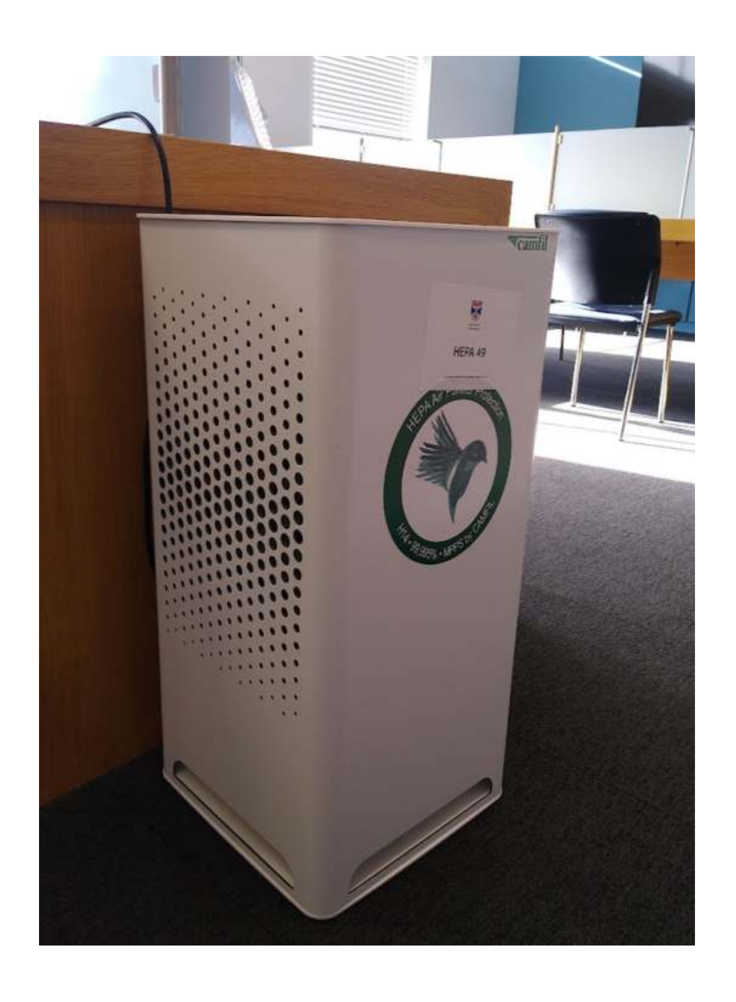
In den Jahren 2020 und 2021 wurde an meiner schottischen Luxus-Universität der Lehrbetrieb komplett umgestellt. Für eine Weile war alles online, dann noch eine Weile länger das meiste. Im Jahr 2022 bewegten wir uns wieder

ziemlich viele Schritte zurück zu prä-pandemischen Routinen. Mittlerweile ist fast alles so wie vorher. Aber einige der Veränderungen sind geblieben. Hier drei wesentliche:

Vorlesungen müssen jetzt live im Hörsaal aufgezeichnet und als Video zur Verfügung gestellt werden. Keine Ausnahmen. Technisch passiert das mit der Aufzeichnungssoftware Panopto, die wir seit 2020 haben. Ich verwende meine eigene Weitwinkel-Kamera und meinen Laptop, aber jeder Hörsaal verfügt über einen Computer, mehrere Kameras und Mikrofone. Besonders gut werden die Aufzeichnungen nicht. Das Video einer spezifischen Veranstaltung steht Studierenden direkt nach der Vorlesung zur Verfügung. Manche Studierende gehen deshalb lieber gar nicht mehr zur Vorlesung, aber die meisten kommen trotzdem. Lange Diskussionen über den Wert des Vorlesungsbesuchs sind die unausweichliche Folge.

Online-Meetings sind jetzt fester Bestandteil der Kommunikation mit Studierenden. In der Forschung trifft man sich natürlich schon lange online, mit Skype, später Zoom. Seit 2020 verfügt meine Uni über Microsoft Teams, das wiederum fest in die Software-Landschaft integriert ist. Jeder Kurs bekommt ein “Team”. Studierende haben automatisch einen Teams-Account. Ich benutze Teams zum Beispiel, um Beobachtungen vom Teleskop als Livestream anzubieten – wenn es darum geht, kleine Details auf einem Bildschirm zu sehen, spät in der Nacht, ist ein Stream deutlich besser, als in einem düsteren Kontrollraum zu sitzen. Außerdem kann ich das Meeting aufzeichnen und Leuten anbieten, die gerade nicht können.

Und drittens: Die Räume sind deutlich besser gelüftet als vor 2020. In der Bibliothek, einem großen Raum, den wir außerdem für Astronomie-Praktika nutzen, stehen mehrere weiße Quader, die die Luft filtern.



Fenster sind normalerweise einen Spalt offen. Alle Räume haben CO2-Sensoren, in vielen ist der aktuelle Messwert öffentlich sichtbar.



Auch an langen Tagen mit viel Betrieb bleiben die Werte deutlich im grünen Bereich. Vor der Pandemie hat sich einfach niemand für Ventilation interessiert. Jetzt ist das Thema ins Bewusstsein gerückt. Ein wenig.

Aleks Scholz

5. November 2023

Mein traurigstes Baumarkterlebnis

Es ist in Schottland nicht so wie in Deutschland, dass es an jeder Kleinstadt-Einfahrtsstraße einen Baumarkt gibt. In St Andrews, der nächstgrößeren Stadt, kann man im „Home Improvement Store“ einkaufen, das ist ein kleiner Gemischtwarenladen für Kaffeekannen, Lack, Sägen, Schrauben und Putzmittel (die es im Drogeriemarkt nicht gibt, der ist nur für Körperpflege zuständig). Außerdem existiert im Nachbarort Anstruther ein weiterer Baumarkt, von dessen Existenz ich aber erst nach zehn Jahren zufällig durch einen Nachbarn erfahren habe. Von außen ist er überhaupt nicht zu erken-

nen, man muss schon wissen, dass er da ist. Innen sind es etwa 80 sehr volle und unaufgeräumte Quadratmeter, hintendran hängt noch ein halbherzig vor Regen geschütztes Lager für dahinmodernde Gartenzäune. Auf diesem kleinen Raum gibt es ziemlich viel, mehr als im Home Improvement Store auf jeden Fall. Das ist so die Situation.

Bisher dachte ich immer, dass das mit der der ländlichen Lage zu tun hat. Anderswo, in Dundee oder Perth, vielleicht sogar schon in Cupar, stellte ich mir herrliche Riesenbaumärkte vor.

Jetzt ist aber die Abwasserleitung verstopft, die aus der Küche nach draußen, an der Außenwand nach unten und dort in einen offenen Abwasserschacht führt. Am Donnerstag habe ich schon bis zum Ellbogen in diesem Abwasserschacht gesteckt (weiter geht nicht, das Rohr macht dann eine Kurve). Es hat sich also doch ein bisschen gelohnt, dass ich im Dezember 2021 und danach so viel "Kempinger Rohrreinigung Berlin" bei YouTube geguckt habe. Denn ich habe dabei drei wichtige Dinge gelernt: Erstens sind Abwasserrohre nicht sehr mysteriös, man kann sie aufmachen und reinschauen und in ihnen herumstochern. Zweitens machen auch Fachleute meistens gar nichts Superkompliziertes, sie stochern nur geduldig (und mit dem richtigen Werkzeug) so lange herum, bis es wieder geht. Drittens ist das stehende Wasser zwar schwarz und stinkend, obwohl dieses Rohr nur Dachrinne, Küchenspüle und Waschmaschine entwässert, aber andere Leute waten beruflich den ganzen Tag in noch ganz anderen Substanzen herum, ohne sich zu ekeln, da kann ich auch mal bis zum Ellbogen hineintauchen. Ich habe händeweise Herbstlaub, Schlamm, Sand und mittelgroße Steine herausgezogen und seitdem läuft das Wasser an dieser Stelle wieder ab. Das Abwasserrohr aus der Küche ist aber weiterhin verstopft.

Dann sind wir unterwegs. Aber heute kommen wir durch Perth, und eine Suche bei Google Maps nach „hardware store near me open now“ führt uns zu gleich zwei geöffneten Baumärkten am Stadtrand. Am Sonntag! Vielleicht wird es dort ja eine kompetentere Stocherspirale und die nötigen Ersatzteile fürs Waschbecken geben, dessen Ablauf ich beim Freilegen des Wandzugangs leider zerstört habe. (Er war 70 Jahre alt und rostig.)

Von außen sieht alles normal aus:



Wir gehen hinein und stehen in einem kleinen Vorzimmer mit Tresen, an dem man, wie es aussieht, nur Bestelltes abholen kann. Verwirrt gehen wir gleich wieder raus und betrachten den Rest des Gebäudes. Nebenan geht es aber auch nicht in den eigentlichen Baumarkt, sondern in einen Laden für Pferde- und Farmzubehör. Es gibt nur diesen kleinen Raum mit dem Tresen. Der Baumarkt funktioniert offenbar so wie die britische Einzelhandelskette Argos: Man muss im Katalog blättern, dem Tresenpersonal sagen, was man will, und dann bekommt man es ausgehändigt.

Wir versuchen es im zweiten Baumarkt, der gleich nebenan ist:



Dort ist es aber genauso. Ich will gleich wieder gehen, weil ich die Vorstellung, dem Tresenpersonal meine Wünsche beschreiben zu müssen, zu abstoßend finde. Bestimmt wird man nicht ernst genommen und erst mal belehrt, und ich weiß doch von den meisten Dingen nicht mal, wie sie auf Englisch heißen. Aleks sagt: „Wenn wir schon mal hier sind!“ Wir blättern beide ein paar Minuten in den ausliegenden laminierten Katalogen. Das Wichtigste, eine Abflussspirale, gibt es hier gar nicht. Wir gehen also doch wieder zurück in den ersten Baumarkt.

Dort gibt es statt laminierter Kataloge Tablets, auf denen man die Website des Ladens durchblättern kann. Ohne Probleme finden wir wenigstens einen Teil der gesuchten Dinge, Aleks schickt die Bestellung ab und wir gehen zum Tresen, wo sich ein Mitarbeiter auf dem Weg zum Raussuchen der Produkte macht. Oder vielleicht hat auch im Hintergrund schon jemand anders mit

diesem Heraussuchen begonnen, denn der Kassenmitarbeiter kommt schon verdächtig kurze Zeit später wieder mit unseren Sachen zurück. Wir zahlen und gehen.

Es war der freudloseste Baumarktbesuch meines Lebens. Aber insofern kundenfreundlich, als man wirklich überhaupt nicht in Versuchung gerät, zusätzlich zu den gesuchten Dingen noch 20 Meter Verlängerungskabel, Lichterketten, Mehrfachsteckdosen, Malerkrepp, Bohrer, Nie-mehr-Pinsel-kaufen-Pinselsortimente, tolle neue Klebstoffarten, Aufbewahrungslösungen oder Zimmerspringbrunnen in Eichhörnchenform mitzunehmen.

Kathrin Passig

26. November 2023

Das kann doch niemand ahnen, also niemand außer alle

Ich soll einen Workshop in Berlin in einem Seminarraum mit acht bis zehn Leuten halten. Mein Material besteht aus verschiedenen Tabs, die ich mir in einem neuen Browserfenster schon in der richtigen Reihenfolge zurechtgelegt habe. Slides sind in dem Fall keine Option, weil es um Dinge geht, die im Browser stattfinden und die ich am besten auch dort zeigen kann.

Im Workshopraum steht ein sehr großes Smartboard. „Teil deinen Bildschirm am besten einfach per Zoom“, sagt der Veranstalter. „Einfach“, sage ich, „schon irgendwie lustig, dass so eine aufwändige Lösung jetzt die einfachste geworden ist. Also, ich versteh schon, was du meinst, aber technisch ist das ja überhaupt nicht die einfachste Lösung. Ist da kein HDMI-Kabel?“

Aber am Smartboard hängt keines, und in der Nähe des Smartboards ist auch keines auffindbar. (Erst beim Schreiben dieses Beitrags denke ich: Vielleicht war dieses Smartboard derartig smart, dass man sich über das WLAN mit ihm hätte verbinden können? Und nur deshalb war kein Kabel da? Aber ich wusste davon nichts, und der Veranstalter offenbar auch nicht.)

Dann eben Zoom. Der Veranstalter mailt mir den Link, ich klinke mich ein und teile meinen Bildschirm. Ein paar Minuten lang erscheinen bei mir Wartesymbole, dann friert das Bild ein, dann bin ich nicht mehr in Zoom. Ich habe den Verdacht, dass das an meinen in einem anderen Browserfenster geöffneten über 100 Tabs (plus 10 für den Workshop) und der dadurch verursachten RAM-Knappheit liegt, behalte das aber für mich.

„Kannst du mir deine Präsentation schicken?“, fragt der Veranstalter. „Nein, es sind nur Browsertabs“, sage ich. „Kannst du mir eine Liste schicken, dann öffne ich die bei mir?“ – „Nein, es sind verschiedene Sachen dabei, wo man sich einloggen muss, das wird auch wieder kompliziert. Hätte ich so vorbereiten können, dass man es nicht muss, aber ich wusste ja nicht, dass das nötig ist ... “

Ein HDMI-Kabel wird gesucht und nach einiger Zeit auch gefunden. Der Veranstalter drückt lange auf dem Smartboard herum, weil er das halt an diesem Ort auch noch nie gemacht hat, oder jedenfalls schon zu lange nicht mehr. Wofür ich großes Verständnis habe, ich vergesse diese Details ja selbst zwischen den Veranstaltungen immer wieder, und sie sind an jedem Ort ein bisschen anders.

Während zwei Leute am Smartboard und am Kabel herumbasteln, erzähle ich schon mal, was in meinen Browsertabs zu sehen wäre, wenn man sie sehen könnte. Zwischendrin sage ich: „Beim nächsten Mal druck ich wieder alles aus und bring es auf Papier mit ... ach so nein, geht ja nicht, ich hab keinen Drucker.“

Als es nach einer halben Stunde funktioniert, ist alles so eingestellt, dass man nur die obere linke Ecke meines Browsers sehen kann, also nach Abzug aller eingeblendeten URL- und Werkzeugleisten etwa zwei Zeilen vom eigentlichen Text. „Ich lass das jetzt so, wir leben damit, ich fass jetzt nichts mehr an“, sage ich, „nicht dass dann alles wieder zerbröselt!“

Wir leben damit, bis der Veranstalter eine halbe Stunde später beim Anblick eines besonders schlecht in den Bildschirmausschnitt passenden Browsertabs sagt: „Komm, probier es noch ein letztes Mal, stell die Auflösung anders ein.“ Diesmal funktioniert das, was vorher mehrmals nicht ging, auf

Anhieb, und ich weiß von einer anderen Veranstaltung in der Vorwoche, dass es nicht an der Auflösung liegt, sondern an der als Default beim Bildschirm-Mirroring eingestellten Zoomstufe von 200%. Die ändere ich auf 100%, und jetzt passt endlich alles.

Darüber ist eine Workshopstunde vergangen, nicht *nur* mit Gebastel, aber mit viel zu viel. Ich schäme mich, weil ich das unprofessionell von mir finde und weil ich es hätte ahnen können. Ich weiß ja, dass man sich bei Veranstaltungsorten auf absolut nichts verlassen kann. Ich habe das anscheinend nicht im Techniktagebuch dokumentiert, erinnere mich aber an einen Anlass um 2016 herum, bei dem die Techniker am Veranstaltungsort überrascht waren, dass ich einen Beamer verwenden wollte und nicht den selbstverständlich vorhandenen Overheadprojektor. Aber ich schäme mich nicht sehr intensiv, denn schließlich wissen alle, dass es meistens so läuft, und ich halte auch andere Vortragende nicht für unprofessionell oder schlecht vorbereitet, wenn es ihnen so ergeht. Meistens jedenfalls nicht.

Kathrin Passig

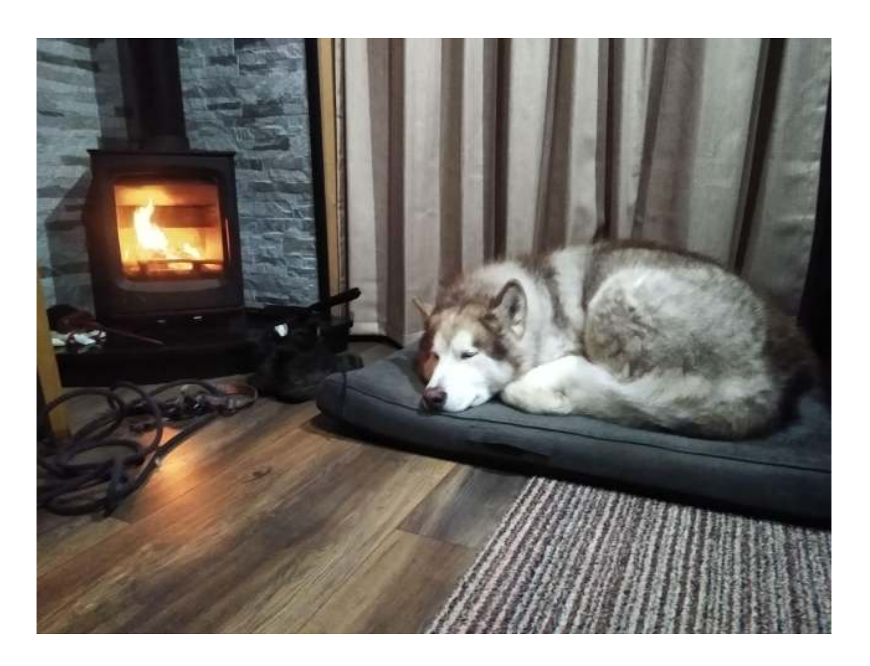
Dezember 2023

Vier tage off-grid

Im Juni erfahre ich über Werbung bei Facebook von “Scott’s Pods”, einem Glampingunternehmen im Südwesten Schottlands. Man kann dort “off grid cabins” mieten. Ich buche sofort vier Nächte im Dezember, und erfahre bei der Gelegenheit, dass ich der erste Kunde bin. Diese Empfehlungsalgorithmen von Facebook funktionieren manchmal besser als man so ahnt.

Seit 2020 wohne ich häufiger mit dem Hund in Glampinghütten, aber “off grid” hat sich noch keine genannt. In diesem Fall bedeutet es: Strom aus einem Quadratmeter Solarzellen, der für LED-Lichter und ein paar andere Kleinigkeiten reicht. Kochen mit einer Gasflasche. Ein Holzofen zum Heizen. Trinkwasser in Flaschen. Regenwasser in Kanistern zum Waschen. Ein

Kompostklo. Ich bin im Dezember der einzige Gast, und, soweit ich das überblicke, ist dort nie besonders viel los. Ich bin seit Eröffnung im Juni der erste, der länger als zwei Nächte bleibt. Vielleicht ist die Anzahl der Leute, die "off grid" leben möchten, doch geringer als man glaubt. Oder die meisten Leute würden gern irgendwann wieder einmal duschen.



Außerdem werben meine Vermieter mit der Abwesenheit von Internet. Es gibt kein Wifi, und äußerst mangelhaften Handyempfang. Draußen flackert das Netz an manchen Ecken herum und man kann kurz den Wetterbericht anschauen. Aber drinnen kommt fast gar nichts an. Ich schreibe eine Nachricht an Kathrin, lege das Handy zehn Minuten oben auf das Regal, und dann

ist sie angekommen. Es fühlt sich an wie Telegrafieren. Ich habe das Chromebook dabei, aber da es nur Apps enthält, die das Internet brauchen, ist es ein nutzloses Stück Plastik und bleibt im Rucksack.

Digitaler Entzug fällt mir sehr leicht. Es gibt also kein Internet, sagt mein Gehirn, also muss ich was anderes tun. Wir schlafen sehr viel, mein Gehirn und ich. Wir laufen sehr viel rum, mein Hund und ich. Und ich lese Bücher, auf dem Handy, aber vor allem Papierbücher, die in der Hütte herumliegen. Nach anderthalb Tagen habe ich einen Krimi durch, der immerhin vierhundert Seiten lang ist. Nach drei Tagen einen zweiten. Zu Testzwecken lese ich danach ein völliges anderes Genre, was mit Liebe und Kindern und Tod und Erwachsensein, und auch das geht einfach so weg, wie eine Tüte Gummibären. Ich habe seit sicher zehn Jahren keine Bücher mehr auf Papier gelesen, und seit ebensovielen Jahren nicht mehr zwei Bücher in drei Tagen. Die Bücher sind okay, aber nicht mal besonders gut. Es fühlt sich so an, als würden Routinen, die seit langem im Hinterkopf abgelegt waren, wieder aktiv werden. "Einfach alles weglesen, so wie damals."

Ich will keinesfalls behaupten, dass Bücherlesen, so am Stück, irgendwie besser ist als den ganzen Tag online sein. Aber es ist jedenfalls anders. Es fühlt sich anders an. Es erfordert eine andere Art Konzentration, andere motorische Fähigkeiten (umblättern!), und es führt zu anderen Gedanken. In meinem Fall denke ich vier Tage lang praktisch gar nicht über Astronomie oder Teleskope oder Universität nach, oder über die ganzen anderen Dinge, die ansonsten meinen Alltag kontrollieren. Stattdessen habe ich beim nächtlichen Hundespaziergang im sehr dunklen Wald alle möglichen Gedanken über grausame Verbrechen. War dann aber doch nur ein Hase. Oder ein Fuchs. Wie gesagt, nicht besser oder schlechter, aber eindeutig anders.

Bis vor einigen Jahren zog ich mich jeden Winter für ein paar Nächte in die Berge zurück, alleine im Zelt, und zwar in eine Gegend ohne Handymasten. Statt im Internet zu sein, lag ich lange Nächte im Zelt, hörte dem Wind zu, und las Bücher auf dem Handy, so ähnlich wie jetzt auch. Ich betrachtete das damals als eine Art Aufräumen im Kopf, ein Neustarten. In Wahrheit ist es wohl einfach eine andere Art, den Kopf zu konfigurieren, ein Umschalten.

Es wäre schön, wenn ich in der Lage wäre, beides gleichzeitig zu tun, ohne in eine internetlose Gegend fahren zu müssen, aber offenbar bin ich dafür nicht diszipliniert genug. Ich glaube, es liegt daran, dass sich das Internet unter meinen Augen verändert, das Buch aber nicht. Veränderung ist automatisch interessanter für meinen Kopf, ich sage mir wohl, "das Buch kann ich auch später noch lesen". Aber wie denn, wenn es immer Internet gibt. Mein Versuch, zu Hause gleich weiterzulesen, ist jedenfalls erst einmal gescheitert.

Aleks Scholz

9. Dezember 2023

Die Zukunft mal wieder, mit der einen Hand gibt sie und mit der anderen nimmt sie

Im Haushalt der Mutter liegt die Aufforderung bereit, die Stromzähler abzulesen, von denen es in diesem Haushalt zwei gibt, einen einfachen (für den normalen Stromverbrauch) und einen doppelten (für Hochtarif tagsüber und Niedrigtarif nachts bei den Elektrospeicherheizungen). So sah das 2021 noch aus.

Ich scanne den QR-Code auf dem Aufforderungsschreiben und zeige der Mutter, wie schön dann gleich ihre Adresse im auftauchenden Formular eingetragen ist. Okay, früher stand die auch aufgedruckt auf den Karten, die man einschicken konnte oder sogar immer noch kann, unten am Formular hängt weiterhin so eine. Aber trotzdem: schön!

Dann gehe ich in den Keller und stelle fest, dass es im Sicherungskasten nicht mehr so aussieht wie früher. Einer der beiden Zähler ist in meiner Abwesenheit durch ein neues Gerät ersetzt worden, digital!



Es zeigt alles Mögliche an, aber was ich davon eintragen muss, erschließt sich mir nicht. Ich murre und überlege, ob ich jetzt wirklich die Anleitung des neuen Zählers suchen gehen muss, nur um ihn ablesen zu können.

Ich trage erst mal die Angaben des ersten, immer noch mechanischen Zählers ein. Das ist so einfach wie immer.

Danach verstehe ich langsam, dass im Display des digitalen Zählers alles, was er weiß, nacheinander eingeblendet wird. Ich darf nicht auf dem einzigen Knopf des Geräts herumdrücken, sondern muss abwarten, bis die Angaben, die ich brauche, irgendwann von allein auftauchen, und sie dann abschreiben, erst die für den Hochtarif, dann die für den Niedrigtarif. Dabei muss ich das Display mit der Handytaschenlampe beleuchten, um was zu erkennen, ich wusste nicht, dass es so dunkle und kontrastarme Anzeigen überhaupt noch gibt.

Jetzt steht nur noch eine Fehlermeldung zwischen mir und dem erfolgreichen Abschicken:

Fehler aufgetreten:

- Der angegebene Zählerstand bei Zähler [redacted] 1.8.1 ist kleiner als der Vorjahresstand. Möchten Sie fortfahren?

Die Frage „Möchten Sie fortfahren?“ ist hier rein rhetorisch, denn ich möchte zwar fortfahren, weil ich die Zahl richtig eingetragen habe und der Zähler nun mal nichts anderes anzeigt. Das geht aber nicht, es gibt nur die Möglichkeit, die Zahl zu ändern.

Der Zähler mit der unverdaulichen Zahl ist der, der den Tagverbrauch der Heizung zählt. Tagsüber hat diese Heizung aber im letzten Jahr keinen Strom verbraucht, sie erwärmt sich nachts.

Mit Hilfe meiner Algorithmen[1]-Empathie erfühle ich, dass hier jemand ein „größer als“ mit einem „gleich oder größer als“ verwechselt hat und erhöhe den Zählerstand um eine fiktive Kilowattstunde.

Es geht immer noch nicht.

Ich versetze mich noch tiefer in den Algorithmus hinein, spüre, dass er einen Verbrauch von nur einer Kilowattstunde im Jahr vielleicht unplausibel findet und addiere eine weitere fiktive Kilowattstunde.

[1] Hier verwende ich, glaube ich, zum ersten Mal das Wort „Algorithmen“ da, wo ich früher „Software“ gesagt hätte. Ungern, aber der Sprachwandel.

Jetzt lässt sich das Formular abschicken.

Die Mutter ist nicht zufrieden mit meiner Erfolgsmeldung. „Aber die muss ich ja dann bezahlen, deine erfundenen Kilowattstunden!“ – „Das gleicht sich über die Jahre aus“, sage ich, „irgendwann schalten wir die Heizung mal tagsüber ein und dann stimmt alles wieder.“

Kathrin Passig

16. Dezember 2023

Das Handy und die Autowaschanlage

Die Mutter (80) war in der Autowaschanlage. Also, umgeben von ihrem Auto. Dort hat man ihr mitgeteilt, dass ihre bisherige Prepaid-Autowasch-Karte (10 Autowäschen, die elfte ist gratis, oder so ähnlich) abgeschafft wird und sie dafür jetzt eine App braucht. Diese App wünscht sie sich mit einer für mich kaum nachvollziehbaren Dringlichkeit, also etwa zwei Mal pro Woche, das ist zwei Mal pro Woche öfter als jede andere App bisher.

Ich rate aus prinzipiellen Erwägungen davon ab. „Du musst dann das Handy dabeihaben! Und es muss aufgeladen sein! Und dann musst du wissen, wie die App heißt! Und wo die ist! Und wie das geht!“, warne ich sie. „Wie oft wäschst du denn das Auto im Jahr, drei Mal? Die paar eingesparten Euro sind doch den Stress nicht wert.“

Andererseits will ich die Mutter ja auch nicht in ihrer technischen Entfaltung bremsen. Nachdem wir das Thema Autowasch-App wiederholt besprochen haben, lasse ich mir ihr Handy geben und suche im Play Store nach der App. Sie ist nicht schwer zu finden, da man der Mutter einen Flyer mitgegeben hat, sogar ein QR-Code für den Weg zum Play Store ist darauf.

Es gibt nur drei Bewertungen, alle drei sehr schlecht. Außerdem kann man, wie es aussieht, nur mit Kreditkarte bezahlen, und die Mutter hat gar keine Kreditkarte.

Ich versuche die App trotzdem zu installieren.

„Diese App funktioniert nicht auf deinem Gerät“, sagt das Handy.

Ich sehe in den Einstellungen des Handys nach, welche Android-Version darauf läuft. Es ist Android 7. Die Autowasch-App erwartet mindestens Android 8, was nicht übermäßig anspruchsvoll von ihr ist, denn die aktuelle Version ist Android 14. Mein eigenes Handy, ebenfalls von Motorola, ist auch erst bei Android 11 angekommen, aber … 7? Ich sehe im Techniktagebuch nach, seit wann die Mutter dieses Handy hat: seit fünfeinhalb Jahren. Es hatte also schon beim Kauf ein veraltetes Betriebssystem und hat seitdem nie ein Update bekommen.

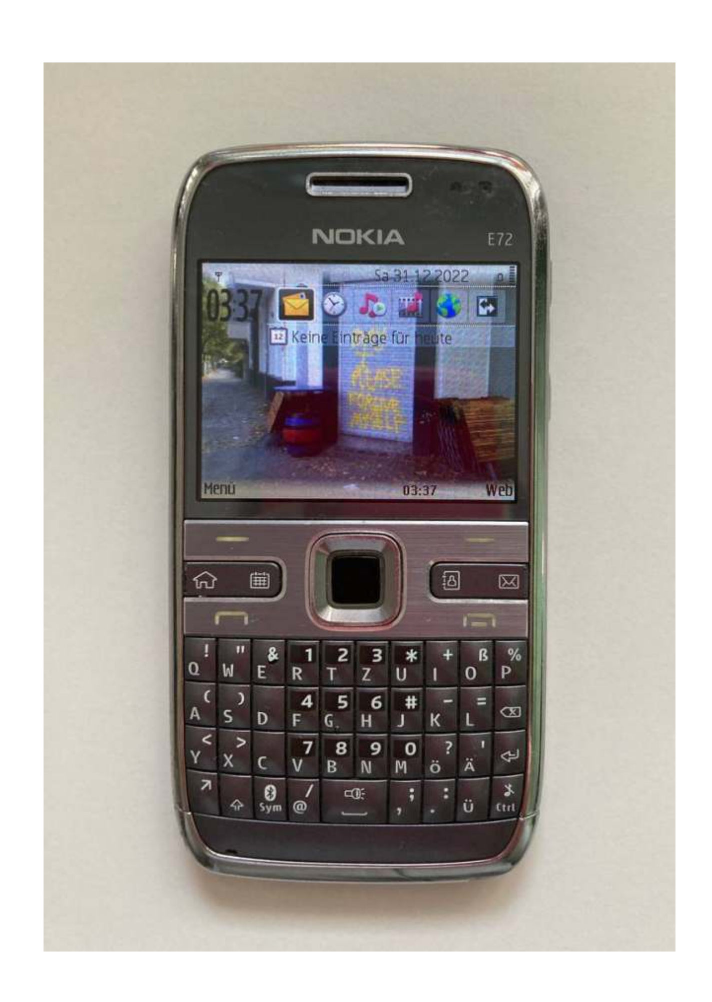
„Die Autowasch-App kann man bei dir gar nicht installieren“, sage ich, „dein Handy ist zu alt.“ Dass man wegen eines minimalen Autowasch-Rabatts ein neues Handy beschaffen sollte, findet auch die Mutter nicht, und damit hat sich das Thema erledigt. Ich hätte ungern Support für die aus meiner Sicht unnützeste App der Welt geleistet, ich glaube ja schon nicht an Autobesitz, und wenn man ein Auto besitzt, glaube ich nicht, dass man es waschen muss, und wenn man unbedingt ein Auto besitzen und waschen muss, dann braucht man DAFÜR KEINE APP.

Kathrin Passig

31. Dezember 2023

Überlegungen zum wohldosierten Umgang mit meinem noch funktionstüchtigen Nokia E72

Ich habe ausprobiert, ob mein altes Nokia E72 noch angeht. Nachdem ich es etwas aufgeladen habe, war das auch sofort der Fall, für die PIN musste ich nicht mal überlegen.



Ich besaß das Gerät seit 2010 und habe es bis 2015, als ich mir ein iPhone kaufte, genutzt. Das Telefon war schon internetfähig, aber ich verwendete es eigentlich wie ein besonders potentes normales Handy, besonders potent,

weil es so viele SMS speichern und man diese in unterschiedlichen Ordnern ablegen konnte. In dem Ordner mit SMS von meinen Eltern sind die meisten abgelegt (603).

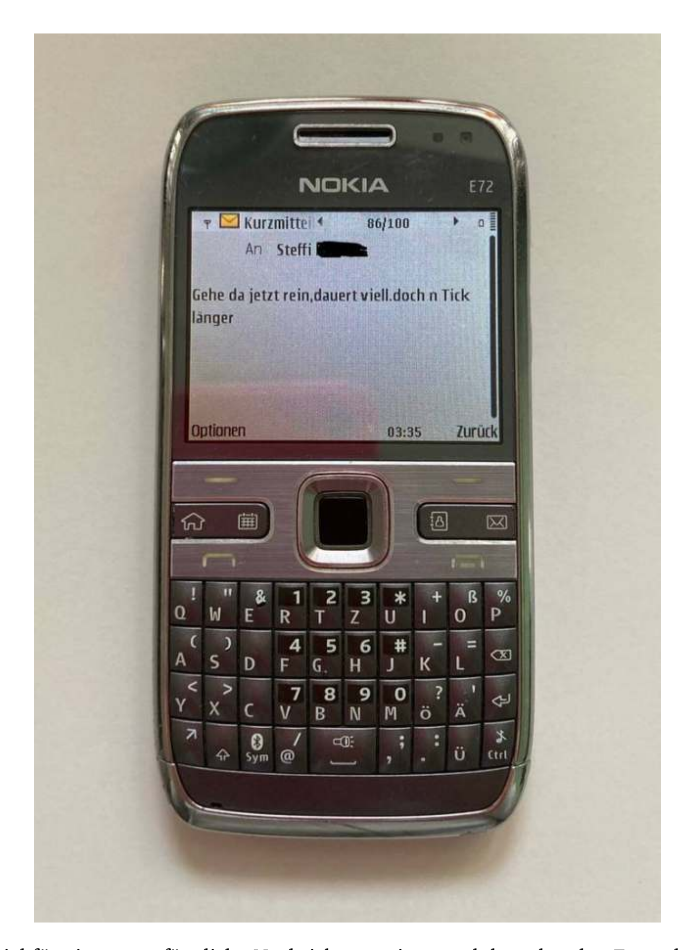


Die Lektüre der SMS hat mich für mindestens eine Stunde komplett absorbiert, ich habe mich schließlich gezwungen, das Telefon auszuschalten, weil ich mit diesem *trip down memory lane* emotional überfordert war. Und das, obwohl ich nur lustige SMS behalten habe (von dem Freund, der mir um 0:13 oder so an Neujahr 2013 „2013, année erotique“ schrieb; von meinem Vater, der mir über einen Besuch in einem Café in Basel meldet „Stadt voller asozialer Bumspreise“) oder liebevolle Nachrichten (von meiner Mutter, die fragt, was ich essen möchte, wenn ich ankomme, die mich anspornt, den Tag gut durchzuhalten und mir ein gutes Seminar wünscht; von den Freundinnen, die mir wünschen, dass dieser verdammte Liebeskummer sich bald verziehen möge). Die frohen Botschaften sind der einzige Grund, aus dem ich das Telefon überhaupt behalten habe – weil ich keine Möglichkeit fand, diese ganzen SMS auf ein aktives anderes Gerät, auf ein Speichermedium in Benutzung zu übertragen. Mein Nokia E72 ist ein Liebesmedium, würde man vielleicht in einem medienwissenschaftlichen Text sagen, aber das hier ist ja keiner.

Die medienwissenschaftliche Binse, dass Text (egal in welchem Medium) sich potentiell natürlich viel besser merken kann, was war, als ein menschliches Hirn (und auch potentiell unsterblich ist, anders als ein organisch existierendes Gedächtnis), zeigt sich aber auch hier. Ich finde mehrere Nachrichten einer Frau mit einem Allerweltsnamen (in etwa „Claudia Müller“), mit der ich um 2013 offenbar bekannt war. Sie bedankt sich für ein Treffen, lädt in einer SMS an offenbar mehrere Adressen zu einem Brunch ein usw.. Es sind nicht viele SMS, aber genug, um von einer Bekanntschaft auszugehen. Und ich habe keine Ahnung mehr, wer diese Frau ist, warum unsere Bekanntschaft endete, wie sie begann – dazu sind die Nachrichten zu allgemein und mit zu wenig Datenpunkten versehen. War es die Ex-Freundin von einem Bekannten, den ich letztes Jahr nach langer Zeit auf dem Germanistentag wiedertraf? Möglich, aber es spricht auch einiges dagegen. Es macht mich beklommen, an Personen, die offenbar freundlich genug waren, mich zu Brunches einzuladen, von denen mein Hirn auch nichts mehr wissen will, keine Erinnerung zu haben und diese auch durch versuchsweise Asso-

ziieren und forciertes Graben nicht triggern zu können. Dabei habe ich mich innerlich neulich noch mal für mein gutes Gedächtnis gelobt, als mir wieder einfiel, wie genervt einige Freundinnen darauf reagieren, dass ich zu allen meiner Kleidungsstücke und allen möglichen Ereignissen stets die Jahreszahl des Ankaufs und des Geschehens produzieren kann – ich gestand mir aber auch ein, dass ich die Jahreszahl in der Regel weiß, weil ich mit ihr eine Kenntnis meiner psychischen Gesundheit und Trennungen verbinde.

Eventuell wäre es auch richtig, die Beschreibung des Telefons als „Liebesmedium" zu korrigieren oder zumindest zu erweitern und zu sagen: Es ist ein sentimentales Medium. Viele Nachrichten darauf stammten von einer Freundin, die mir Anfang 2016 die Freundschaft aufkündigte. Als ich ihre sehr lustigen und zugewandten Nachrichten las, war ich noch einmal sehr traurig darüber und fragte mich, ob ich diesen Bruch hätte verhindern können. Sie hatte sich damals unter anderem darüber beschwert, dass ich in ihrer Gegenwart zu oft meine Mails vom damals noch sehr neuen iPhone abrief. Mit ihrer Kritik hatte sie recht, das willenlose Nachgeben in die Faszination des Geräts und das Warten auf Nachrichten „von ihm", die dann doch nicht kamen oder mich verletzten, waren eine schlechte Angewohnheit. Die war nicht der Grund für das Ende der Freundschaft, die auf dem alten Telefon noch ganz intakt ist.



Beispiel für eine unverfängliche Nachricht aus einer noch bestehenden Freundschaft

Die größte Auffälligkeit an den Nachrichten ist im Vergleich zu allem, was in allen Messengern auf dem iPhone stattfindet, die Abwesenheit von Emojis, Stickern und GIFs. Selbst die verspieltesten Nachrichten bekommen durch das schwarz auf dezentem hellgrauen Hintergrund des Telefons einen na-

hezu amtlichen Charakter und wirken viel erwachsener als das Gequieke in weißer Schrift auf blauem oder grünen Grund in iMessage oder die mit zwei Haken versehenen Blobby-Sticker und Katzen-GIFs in Signal oder Telegram. Viele der Nachrichten von damals sind auch nur unzureichend verständlich, denn es fehlt ein Großteil meiner eigenen SMS; das Gerät speicherte immer nur 100. Noch dazu sind die gesendeten SMS in einem eigenen Ordner gesammelt und als einzelne Nachrichten chronologisch sortiert, nicht als Konversationen mit den jeweils adressierten Nummern. Die Gespräche, die ich nachlesen kann, sind also einseitig, sofern ich mir nicht mühsam aus den ca. 2000 SMS, die in nach Absendergruppen sortierten Ordnern (bspw. „Boys", „Nina", „Mama und Papa"), das jeweilige Antwortpendant herausfummele: Einer Folge aus drei Nachrichten eines Freundes entnehme ich, dass wir uns texteten, während wir zeitgleich *Tatort* geschaut haben. Reaktionen von gleich mehreren Personen („SEPSIS! Allein das Wort") verdeutlichen, dass ich die Folgen eines eingerissenen Fingernagels mit verunreinigter Wunde breit in den Freundeskreis gestreut habe (es war auch spektakulär, genau wie in der einen Geschichte von *Michel aus Lönneberga*: Ein roter Strich kroch langsam die Innenseite des Unterarms hoch und die Arzthelferin fing an laut zu rufen, als ich das mit unschuldiger Miene am Tresen zum Vortrag brachte). Daran habe ich auch schon länger nicht mehr gedacht, aber die Details fallen mir wieder ein. Dr. Steinhaus in der Geygerstraße, der mich damals und in einigen anderen Fällen sehr gut behandelt hat, starb selbst nur zwei oder drei Jahre später. Das steht leider nicht mehr in meinem Telefon.



Ich habe das Gerät jetzt wieder in der Schublade meines Nachttischs verstaut und werde es so bald nicht mehr hervorholen. Über das Dosieren von Erinnerung und ihren Medien denke ich andernorts weiter nach.

Hanna Engelmeier

August und Dezember 2023

eSIM statt Roaming

Im August 2023 will ich für ein paar Tage eine Freundin in der Schweiz besuchen. Da ich dort auch außerhalb des Freundinnen-WLANs online sein möchte und mein Mobilfunkanbieter horrende Beträge für Datenroaming verlangt, überlege ich, ob sich wohl eine Schweizer Prepaid-Karte lohnt. Mir fällt ein, dass ich in meinem Handy eine physische SIM-Karte habe, es aber zusätzlich eSIMs unterstützt. Ich könnte also vielleicht schon von zuhause aus eine solche kaufen, sodass sie gleich bei der Einreise zur Verfügung steht. Bei einer Internetrecherche stoße ich jedoch auf ein mir bisher unbekanntes Konzept: Zahlreiche internationale Anbieter haben sich auf den Verkauf von eSIMs spezialisiert, die ausschließlich Datenvolumen für genau diesen Fall bieten. Es gibt Optionen für einzelne Länder oder gleich ganze Regionen. Die Preise sind meist gestaffelt nach verfügbarem Volumen und Gültigkeitsdauer (z. B. 5GB, die innerhalb vom 10 Tagen aufgebraucht werden können). Da es sich nicht um die großen Mobilfunkanbieter handelt, sondern um Unternehmen, von denen ich noch nie gehört habe, bin ich ein bisschen misstrauisch. Ich verlasse mich aber auch die Empfehlung auf einer Reiseberater-Seite. Sollte es nicht funktionieren, wäre das natürlich ärgerlich, aber finanziell im verkraftbaren Rahmen.

Nach dem Kauf bekomme ich innerhalb weniger Minuten einen QR-Code per E-Mail zugeschickt. Diesen scanne ich mit dem Handy ein, wodurch die eSIM automatisch eingerichtet wird. Bei der Einreise in die Schweiz muss ich nur noch einstellen, dass diese für mobile Daten verwendet wird. Ich muss also meine deutsche Handynummer für Telefonie und SMS nicht deaktivieren. Mein Misstrauen erweist sich als unbegründet: Ich merke keinen Unterschied zu meiner üblichen Handynutzung. Das Einzige, was mich stört, ist, dass ich keinen Überblick über die verwendeten bzw. noch verfügbaren Daten habe. Ich gehe aber davon aus, dass 10GB für einen viertägigen Urlaub, in dem ich

oft im WLAN der Freundin sein werde, mehr als ausreichend sein sollten. Bei der Ausreise stelle ich den Datenempfang einfach wieder auf die deutsche SIM-Karte um.

Im Dezember desselben Jahres reise ich in die Türkei. Aufgrund meiner guten Erfahrung möchte ich wieder eine eSIM kaufen, schaue mich aber nach anderen Anbietern um, die vielleicht günstiger sind oder bei denen man Überblick über die Datennutzung erhält. Die Preise sind bei allen Anbietern ähnlich, es gibt aber solche, die eine App anbieten, über die man den Verbrauch überwachen und bei Bedarf direkt zusätzliches Volumen hinzubuchen kann. Außerdem stoße ich auf einen Anbieter, der tagesbasierte Tarife mit unbegrenztem Datenvolumen hat, und beschließe, diesen auszuprobieren. In der Türkei angekommen, schalte ich wie beim letzten Mal die mobilen Daten auf die eSIM um, und es passiert zunächst ein mal gar nichts. Ich bin verärgert und fühle mich betrogen, habe aber zunächst andere Dinge (Passkontrolle etc.) zu tun. Später funktioniert es dann aber doch; die eSIM hat nur eine Weile für die Aktivierung gebraucht, danach funktioniert sie einwandfrei.

In der türkischen Wohnung angekommen, erwartet mich aber die nächste Hürde: Ich möchte auch mit dem iPad online sein, das nur Wifi-fähig ist. Ich erstelle hierzu einen mobilen Hotspot auf dem Handy und verbinde das iPad damit, welches mir anzeigt: „Verbunden – Kein Internetzugriff". Das Handy ist jedoch nach wie vor online. Ich schaue noch einmal auf die Webseite des Anbieters, und tatsächlich: Bei genauem Lesen hätte ich wissen können, dass bei Tarifen mit unbegrenztem Volumen Tethering nicht erlaubt ist. Aus Anbieter-Perspektive macht das durchaus Sinn, ich hatte es jedoch überlesen, da ich bisher nicht einmal wusste, dass das etwas ist, was der Anbieter beeinflussen kann. Da ich jetzt aber schon für sieben Tage bezahlt habe, suche ich im Internet nach einem Workaround und werde sehr schnell fündig: Ich lade auf dem Handy eine kostenlose App runter (kein Problem, da ich ja unbegrenztes Datenvolumen habe), die einen Proxy-Server einrichtet. Auf dem iPad muss ich jetzt nur noch in den WLAN-Einstellungen eintragen, dass der Datenverkehr über diesen Proxy-Server laufen soll. Am ersten Tag ist das

Ganze ein bisschen unzuverlässig, bis ich auf die Idee komme, auf dem Handy die Batterieoptimierung für die Proxy-App auszuschalten, sodass sie nicht nach einer Weile im Hintergrund automatisch vom Betriebssystem beendet wird. Von nun an habe ich eine zuverlässige Internetverbindung auf beiden Geräten und muss mir keine Gedanken mehr über das verfügbare Volumen machen.

Mehmet Aydın

31. Januar 2024

Jemand wünscht sich etwas ganz Einfaches und ich bin optimistisch

Schon seit einigen Monaten ist davon die Rede, dass ich mal bei I. vorbeischauen und ihr Tablet in Betrieb nehmen soll. Sie hat es geschenkt bekommen, es liegt aber ungenutzt herum, weil irgendwas noch fehlt. „Hast du denn überhaupt WLAN?“ frage ich, denn I. ist 75 und zwar ein aufgeschlossener Mensch, aber ich war schon öfter bei ihr zu Hause, in der Küche gibt es noch einen Holzofen, und auch sonst kann ich mich nicht erinnern, Technik gesehen zu haben, die jünger als vierzig Jahre war. Abgesehen vom Handy eben. Und jetzt möchte sie, dass die Fotos vom Handy auch auf dem Tablet in größer zu sehen sein sollen. Ich habe nicht laut „deshammaglei“ gesagt, aber gedacht habe ich es, denn das klingt nicht nach einer historisch verfahrenen Situation, nur nach einer harmlosen Gerät-Neueinrichtung. Was soll schon sein.

Das Tablet ist ein Android-Gerät. Das Handy ist auch ein Android-Gerät. Das Handy ist vermutlich von 2017, das Tablet könnte noch etwas älter sein, ein Familienmitglied hat es abgelegt. Beide Geräte sind auf verschiedene Google-Konten angemeldet. Eines heißt so ähnlich wie „nachnamevorname@gmail.com“ und das andere so ähnlich wie „vornamenachname123@gmail.com“. Offenbar war bei der Übernahme des Tablets bereits

in Vergessenheit geraten, dass ein Google-Konto fürs Handy existierte. Aber kein Problem, das Tablet ist ja bisher überhaupt nicht genutzt worden, an seinem Google-Konto kann also nichts Wichtiges hängen. Ich muss es nur abmelden und am Google-Konto des Handys anmelden, dann werden die beiden Geräte über Google Photos die Fotos synchronisieren.

Dazu braucht das Tablet Internet. Es lässt sich im Prinzip mit einer SIM-Karte betreiben, die ist aber nicht drin. Für das (überraschenderweise wirklich existierende) WLAN fehlt dem Tablet das Passwort. Ich lasse mir „das Kastl, aus dem das WLAN kommt“ zeigen, in der Hoffnung auf einen Aufkleber mit dem Passwort auf der Rückseite des Routers. Das Kastl ist aber nur ein Reichweitenverlängerer, der in einer Steckdose steckt. Das so verlängerte WLAN kommt wahrscheinlich aus der Wohnung eines Verwandten im Nachbarhaus. Dort wird auch der Aufkleber mit dem WLAN-Passwort sein.

Ich habe zwar erst kürzlich von einem Neffen gelernt, dass und wie man bei Android einen QR-Code auf dem Gerät erzeugen kann, das bereits im WLAN ist (in I.s Fall das Handy), mit dem man dann auch andere Geräte ins WLAN bringen kann, ohne das Passwort zu wissen. Aber das geht nur bei neueren Android-Versionen (seit 2019 oder so). Das Handy ist dafür zu alt.

Ich verschiebe die Lösung dieses Teilproblems auf später, erzeuge einen WLAN-Hotspot mit meinem Handy und versuche, dem Tablet das Google-Konto des Handys beizubringen. Dazu bräuchte ich das Passwort für das Google-Konto des Handys.

I. bringt ein paar mit einer Büroklammer aneinandergeheftete Zettelchen, auf denen handschriftlich verschiedene Zugangsdaten notiert sind. Ich bewundere, dass sie diese Zettelchen sofort gefunden hat und dass es möglich ist, ein Leben mit so wenigen Passwörtern zu führen. Es sind kaum mehr als fünf! Für die aktuelle Aufgabe ist das aber ungünstig, denn das gesuchte Passwort steht auf keinem der Zettelchen. Auch ein weiteres Passwort, das I. aus ihrem Gedächtnis hervorkramt und das einem Standardpasswort meiner Mutter auf (für mich) peinliche Weise ähnelt, hilft uns nicht weiter.

Ich sage, dass ich ohne die beiden Passwörter nichts ausrichten kann. Ich könnte zwar versuchen, das Passwort fürs Google-Konto des Handys zurückzusetzen, aber das ist mir zu riskant. Wer weiß, welche Daten Google als Beweis dafür verlangen wird, dass I. wirklich berechtigt ist, ein neues Passwort zu bekommen. Womöglich eine 2011 abgelegte Telefonnummer oder so was, und dann geht gar nichts mehr. Daran soll bitte jemand anders schuld sein, bevorzugt jemand aus I.s Verwandtschaft.

Ich schreibe meine Erkenntnisse über das Problem auf einen Zettel und lege diesen Zettel zum Tablet in die die klappbare Hülle. Auf die Art kann jemand anders – ich hoffe auf I.s Verwandtschaft – die Einrichtungsarbeit beim nächsten Versuch direkt an dieser Stelle fortsetzen. I. wirkt nicht enttäuscht, wahrscheinlich hat sie den Schwierigkeitsgrad der Aufgabe korrekter als ich vorhergesehen. Gut, dass ich nicht „deshammaglei“ gesagt habe.

Kathrin Passig

11. Januar 2024

Wozu man immer noch eine Wäscheschleuder brauchen könnte

Ich rede mit vier Um-die-80-Jährigen über Waschmaschinen und erzähle von meiner 60 Jahre alten Waschmaschine und der separaten Schleuder, die ich dafür brauchte.



Foto: Magnussen, Friedrich (1914-1987), Beratungs- und Verkaufsausstellung "“Der elektrische Haushalt"” der Metallgroßhandlung Erwin Vogt in der Kieler Straße 25 in Gaarden (Kiel 35.588), CC BY-SA 3.0 DE, das Bild ist von 1965, die runden Geräte sind Wäscheschleudern.

An separate Wäscheschleudern können sich alle erinnern, sie haben aber schon lange keine mehr. Zwei vermissen sie und hätten gern wieder eine. Ich frage, wozu.

Erste Antwort: Es sei praktisch, wenn man mal ein einzelnes Kleidungsstück von Hand gewaschen habe. Jemand anderes sagt: Ich roll das dann immer in ein Handtuch und trete drauf herum. Ich sage, dass ich es auch so mache.

Zweite Antwort: Für Reiberdatschi. Damit habe ich nicht gerechnet. Offenbar kann man geriebene Kartoffeln in eine Hülle (Details habe ich verpasst, einen Kissenbezug vielleicht?) stecken und sie in der Wäscheschleuder entwässern. Das sei weniger mühsam, als sie von Hand in einem Tuch auszudrücken, vor allem bei großen Mengen.

„Moment“, sage ich, „seid ihr die gleichen Leute, die vor fünf Minuten nicht wollten, dass ich den Glühwein im Wasserkocher warm mache?“ – „Aus der Schleuder trink ich ja nicht.“

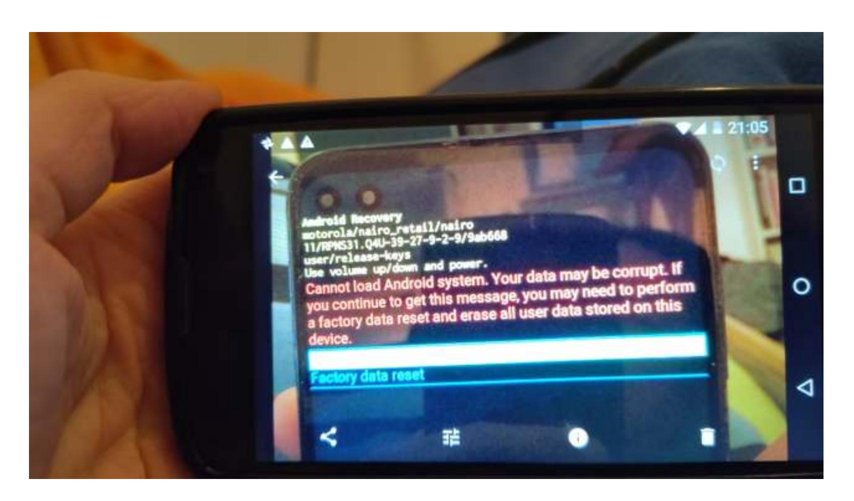
Eine Suche ergibt, dass man die Kartoffeln für Kartoffelpuffer und ähnliche Gerichte jetzt wieder von Hand ausdrücken muss. Manche verwenden wohl eine manuelle Salatschleuder dafür, das kommt mir wegen der geringen Umdrehungszahl nicht aussichtsreich vor. Für den Großküchenbedarf gibt es, wie ich dabei herausfinde, elektrische Gemüseschleudern, die etwa 900 U/min haben und meiner alten Wäscheschleuder sehr ähnlich sehen.

Kathrin Passig

17. Januar 2024

Der Escape Room „Leben ohne Handy“ ist schwierig, aber ich finde den Ausgang

In den frühen Morgenstunden geht mein Handy aus und danach nicht mehr an. Oder jedenfalls nur noch so ein bisschen an. Es startet, seine grundsätzliche Technik ist also wohl intakt. Nur kann es dann meine Daten nicht mehr laden. Ich vermute, sein Speicherdings ist defekt. Dabei ist es noch so jung! Erst vor drei Jahren, im Januar 2021, habe ich es gekauft. Zwischen den Startversuchen zeigt es manchmal diese ominöse Meldung an:



Diese Fehlermeldung habe ich mit einem zweiten Handy, von dem gleich die Rede sein wird, vom defekten Handy abfotografiert, und dann mit einem dritten Handy, von dem gleich die Rede sein wird, vom zweiten Handy abfotografiert. Es ging nicht anders.

Den in der Fehlermeldung vorgeschlagenen *factory data reset* möchte ich nicht machen, denn zuerst hoffe ich noch lange, dass sich das Handy wieder erholt, und dann denke ich: Danach geht es dann vielleicht immer noch nicht UND meine Daten sind gelöscht, ein noch schlechterer Zustand als der jetzige. Ich habe zwar eigentlich Backups von allem, aber was trotzdem fehlt, merkt man ja immer erst hinterher.

Im Nachhinein denke ich, ich hätte es probieren sollen, aber ich lösche einfach sehr sehr ungern persönliche Daten. Das fühlt sich für mich so an, als müsste ich mir selbst Körperteile amputieren oder absichtlich meine Wohnung in Brand setzen.

Ohne Handy habe ich nicht nur kein Handy, sondern auch kein Internet. Mit Hilfe des selten und spärlich vorbeiwabernden Freifunks am Fußende des Betts, das inzwischen zu Freifunk am Kopfende geworden ist, google ich *fairphone shiftphone*, denn mit dieser Drohung habe ich das Handy im März 2023 schon mal erfolgreich wiederbelebt.

Diesmal hilft es aber nichts. Ich lege ein Fairphone in meinen Warenkorb. Es ist schreckenerregend teuer, 700 Euro, so ein teures Handy hatte ich noch nie. Andererseits war mein billiges Motorola insgesamt teurer, denn erst musste ich es ein zweites Mal kaufen, dann Spezialwerkzeug und ein Ersatzdisplay, dann noch ein Display und dann noch eines. Außerdem verspricht das Fairphone Reparatur ohne Fluchen und Blutvergießen.

Allerdings müsste ich bis zu fünf Tage handylos leben, wenn ich gleich jetzt Ersatz bestellen würde. Während ich zögere, verschwindet das bisschen Freifunk ganz. Ich hole den Turnbeutel mit den Kleinteilen aus der Kiste mit der obsoleten Technik und suche darin nach abgelegten, vielleicht noch funktionierenden Handys. Vielleicht geht eines davon ja noch ein bisschen und ich kann meine SIM-Karte hineinlegen und damit WLAN erzeugen.

Drei ziehe ich heraus: Das Motorola Moto G5 plus (benutzt 2017–2021), das Nexus 5X (benutzt 2016–2017) und das Nexus 4 (benutzt 2013–2014, von meiner Mutter noch weitergenutzt bis 2018). Zwei gehen nicht mehr an, aber das Nexus 4, das älteste der drei, lässt sich noch einschalten.

Dieses Handy braucht noch die größere Sorte SIM-Karten. Aus der Obsolete-Technik-Kiste hole ich die Tüte mit den SIM-Karten, in der die Kartengrößen-Adapter sind, die ich 2013 in der Schweiz bekommen habe. Ich stecke die SIM-Karte in den Adapter und den Adapter ins Handy. Das Handy kann daraus aber kein schönes schnelles WLAN machen, denn es kann höchstens 3G, und 3G gibt es nicht mehr. Es gibt nur noch Edge und halt das, was gerade aktuell ist. Ich hätte das wissen können, denn ich hatte genau dieses Problem mit genau diesem Handy 2018 schon mal. Naja, jetzt habe ich Edge, das ist schon mehr als vorher. Außerdem kann ich mit dem Nexus ein Foto von der Fehlermeldung des Motorola machen.

Inzwischen hat sich das Freifunk-WLAN so weit erholt, dass ich mit seiner Hilfe herausfinden kann, ob man in Berlin in einem Laden ein Fairphone kaufen kann. Erstaunlicherweise geht das, sogar in vielen Läden angeblich. Dabei sehe ich zum ersten Mal, dass manche Läden offenbar Google in ihre Warenwirtschaftssysteme gucken lassen, jedenfalls kann ich bei einem der Läden direkt bei Google Maps sehen, ob das Handy vorrätig ist (nein). So genau lassen sie Google dann aber doch wieder nicht reinsehen, denn auf der Seite des Ladens steht, dass sie es doch vorrätig haben.

Ich sage im Redaktionschat: „Dank Freifunk-am-Fußende weiß ich aber jetzt, wo man in Berlin ein Fairphone so richtig im Laden kaufen kann, und da werde ich bei Ladenöffnung vor der Tür stehen (begleitet von meinem Edge-Handy, besser als nichts) und das endlich ausprobieren."

Aus „bei Ladenöffnung" wird nichts, ich verschlafe, ich habe ja keinen Wecker mehr. Aber gegen Mittag steige ich in den Bus, kaufe einen Fahrschein, indem ich meine Kreditkarte auf das Lesegerät im Bus lege und fahre zum Laden.

Dort stehe ich eine Weile in einer Schlange und sehe einer Mitarbeiterin zu, wie sie mit einem alten Mann diskutiert, der ein Problem mit einer Stereoanlage hat. Die Diskussion scheint sich darum zu drehen, ob der alte Mann ein Handy besitzt, was er erst abstreitet und dann doch zugibt. Es sei aber nicht das richtige Handy!, sagt er. Die Mitarbeiterin guckt genervt und ich schwanke zwischen Mitleid mit dem alten Mann, dem nicht geholfen wird und Mitleid mit der Mitarbeiterin, die ihm wahrscheinlich wirklich nicht helfen kann, weil sich solche Probleme nicht im Laden lösen lassen, sie müsste zu dem alten Mann ziehen und mindestens eine Woche bei ihm wohnen.

Dann wird ein Mitarbeiter frei, ich sage, dass ich ein Fairphone will und so weiter, ein Kundenkonto wird angelegt, es geht ans Bezahlen, ich lege die Kreditkarte aufs Lesegerät und die Zahlung wird abgelehnt. „NAIN" sage ich, weil ich genau weiß, woran das liegt, es aber vorher nicht bedacht habe.

Ich habe nämlich in meiner Banking-App alle möglichen niedrigen Limits eingestellt seit dem Großen Abbuchungsverbrechen von 2021. „Wenn ich mal was Teureres bezahlen will, kann ich das ja schnell in der App ändern",

war mein Gedanke dabei. Und „in der App" heißt hier wirklich in der App und nicht „oder im Browser", denn meine Bank Tomorrow hat nur eine App und sonst nichts. Man braucht also ein funktionierendes Handy, um sich ein funktionierendes Handy zu kaufen.

Tomorrow

Gibt es eine Tomorrow Web App?

Eine Web App bieten wir leider noch nicht an. Wir konzentrieren uns derzeit mit Priorität auf unsere App-Entwicklung, und die Erweiterung unserer Produkte und Features. Wir haben die Web App nicht in der konkreten Planung, werden es aber weiterhin auf unserer Liste haben.

Ich bitte den Mitarbeiter, es in zwei Tranchen zu versuchen. Die ersten 350 Euro gehen durch, die zweiten nicht. Er muss die ersten wieder stornieren und hat dabei fast so schlechte Laune wie ich. Ich versichere ihm, dass ich gleich wieder da sein werde, ich muss nur kurz zum Geldautomaten. Keine Ahnung, wie ich das Abhebungslimit eingestellt habe, aber in meiner Erinnerung ist es ein anderes Limit als das Bezahlen-im-Laden-Limit. Hoffentlich wird die Bank nicht misstrauisch bei diesen vergeblichen Kaufversuchen, denn wenn sie meine Karte sperrt, bin ich verloren. Es ist sowieso ein großes Glück, dass gerade zufällig die richtige Menge Geld auf dem Konto ist, denn ich könnte es jetzt nicht dorthin bewegen. Mal ganz abgesehen davon, dass es ein großes Glück ist, dass ich dieses Geld *habe* und mir einfach ein neues Handy kaufen kann, im Prinzip jedenfalls.

Ich vergesse, nach dem nächsten Geldautomaten zu fragen. Aber wir sind in einer der wichtigsten Einkaufsstraßen Berlins, hier ist bestimmt alles voll mit Geldautomaten.

Einen Kilometer weiter finde ich schließlich eine Bank. Eine Bank! Eine richtige solide Bank mit vielen Geldautomaten drin! Aus denen echtes Geld kommt! Auch für mich, denn zufällig habe ich wirklich ein Abhebungslimit eingestellt, mit dem ich jetzt den fehlenden Betrag bekomme. Auf dem weiten Weg zurück zum Laden beschließe ich, nicht so bald wieder Despektierliches über Bargeld zu sagen. Das gute verlässliche Bargeld!

Das Bargeld sorgt im Laden noch für Unruhe, weil DER STIFT verschwunden ist, der eigentlich in jeder der drei Kassen liegen sollte. Die strenge Chefin sagt dem Mitarbeiter, dass er dann eben DAS GERÄT verwenden muss und reicht es ihm. „Für jeden Schein einzeln", sagt er kläglich und macht sich an die Arbeit. Ein Schein nach dem anderen muss in das Gerät eingezogen und geprüft werden, und das Gerät ist sehr kleinlich, es akzeptiert die nagelneuen Scheine immer erst nach mehreren Versuchen. Zum Glück wird nach einer Weile doch noch DER STIFT aufgefunden, das Bargeld wird damit in Sekundenschnelle geprüft und ich darf mein neues Handy entgegennehmen.

Ich versuche es gleich draußen auf einer Bank vor dem Laden in Betrieb zu nehmen, das scheitert aber daran, dass ich das Ladekabel, die Powerbank und auch das Edge-Handy mit der SIM zu Hause vergessen habe. So gucke ich halt auf dem Rückweg im Bus wieder auf die vergeblichen Startversuche des defekten Motorola-Handys. Man könnte wahrscheinlich auch aus dem Fenster sehen oder so was, aber damit fange ich jetzt nicht an wegen dieser einen Strecke. Gleich werde ich ja wieder ein Handy haben.

Kathrin Passig

9. Februar 2024

Das Internet kann nichts dafür

Ich rede mit der Mutter über das Arbeiten und das Nichtstun. Sie sagt: „Das Internet ist da schon ein Problem. Es fällt mir oft schwer, nichts zu sagen, wenn du den ganzen Tag auf der Heizung liegst und irgendwas am Computer machst und ich weiß nicht, ob das jetzt Arbeit ist oder Vergnügen. Das ist doch nicht gesund!“

Ich sage: „Das hat aber schon vor allem mit der Haltung zu tun, oder? Also, wenn ich an einem Schreibtisch im einer seriösen Arbeitshaltung genau das Gleiche machen würde,“ (ich mache Zehnfingertippbewegungen) „würde dich das dann auch stören?“

Nein, gibt die Mutter zu, das wäre dann Arbeit, gegen die nichts einzuwenden ist. „Liegen ist für mich der Inbegriff des Faulenzens, und wenn jemand ständig liegt, dann ist das für mich keine Arbeit.“

Kathrin Passig

12. Februar 2024

Wir werden also 5300 Bildbeschreibungen schreiben müssen

Bei der Vorbereitung der diesjährigen Techniktagebuch-als-Buch-Ausgabe zähle ich zum ersten Mal durch: Das Techniktagebuch enthält rund 5600 Bilder. Davon haben 300 eine Bildbeschreibung, die von Screenreadern vorgelesen werden kann. Bei 4700 steht im alt-Tag nur „image“ und bei den dann noch fehlenden 600 vermutlich nicht mal das.

Ich habe so was Ähnliches erwartet, denn in den ersten sieben bis acht Jahren des Techniktagebuchs haben wir uns fast gar nicht um Bildbeschreibungstexte gekümmert. Schwache Entschuldigung: Der alte Tumblr-Editor machte einem das nicht so leicht, man musste die Bildbeschreibungen von

Hand in der HTML-Ansicht des Beitrags einbauen. Wenn etwas so umständlich ist, suggeriert das auch, dass es eh nicht so wichtig sein kann. Aber eigentlich hätten wir es besser wissen müssen.

Ich weiß nicht, was bei den anderen Autor*innen des Techniktagebuchs die Gründe waren. Ich selbst bin vor allem deshalb nicht früher auf die Idee gekommen, weil ich erst seit wenigen Jahren selbst (früher bei Twitter, jetzt bei Mastodon) oft Bildbeschreibungen sehe. Dabei habe ich gemerkt, dass es erstens viele Menschen gibt, die sie sich wünschen und man sie zweitens auch als sehender Mensch gut brauchen kann, zum Beispiel wenn ich nicht verstehe, was auf einem Bild zu sehen ist. Oder wenn der Text auf einem Bild in der Ansicht auf dem Handy unlesbar klein ist (so wie in den Screenshots in diesem Beitrag hier). Oder wenn ich Hintergrundinformationen brauche, weil ich wegen meiner Prosopagnosie oder aus Ahnungslosigkeit abgebildete Personen nicht erkenne. Oder wenn ich mit dem Zug durch eine Funklochregion fahre und statt der Bilder nur die Bildbeschreibungen zu sehen bekomme.

Ich habe mit einem ungünstigen Verhältnis von Beschreibung zu Keine-Beschreibung gerechnet, aber dass dem Techniktagebuch so viele Beschreibungstexte fehlen, überrascht mich doch. Und es bedeutet, dass es sehr lange dauern wird, die Bildbeschreibungen nachträglich einzubauen. Da die Beiträge, die im alten Tumblr-Editor (vor 2023) geschrieben wurden, nur in diesem Editor bearbeitet werden können, heißt das, dass wir dazu jeden Beitrag öffnen, in die HTML-Ansicht umschalten und das alt-Tag mit der Bildbeschreibung an der richtigen Stelle einfügen müssen. Während man das Bild dann beschreibt, kann man es nicht sehen. Das ist im neuen Tumblr-Editor sogar genauso, denn da überlagert das Eingabefeld unpraktischerweise das Bild. Man braucht also in jedem Fall einen Second Screen, auf dem das Bild zu sehen ist. Ich mache das mit dem Handy.

Wegen dieser Umständlichkeit, und weil in letzter Zeit überall von großen Fortschritten in der Bildbeschreibung mit Hilfe von Bildanalyse und großen Sprachmodellen zu lesen ist, probiere ich heute mehrere Tools aus, mit de-

nen das angeblich automatisch geht. Ich habe nicht aufwändig recherchiert, welche man da nimmt, es sind einfach die ersten paar Googletreffer zu dem Thema.

Ich teste mit dem als Letztes im Techniktagebuch verwendeten Bild aus diesem Beitrag von Oliver Laumann.

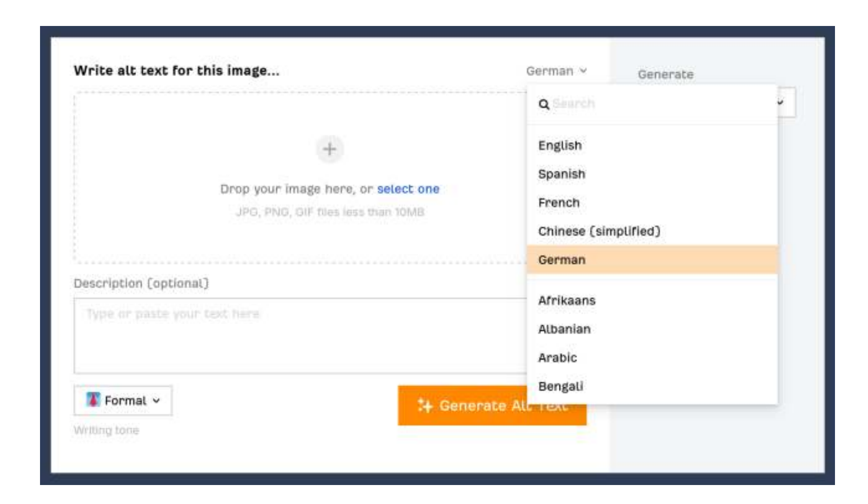


Oliver hat dazu die folgende Bildbeschreibung verfasst:

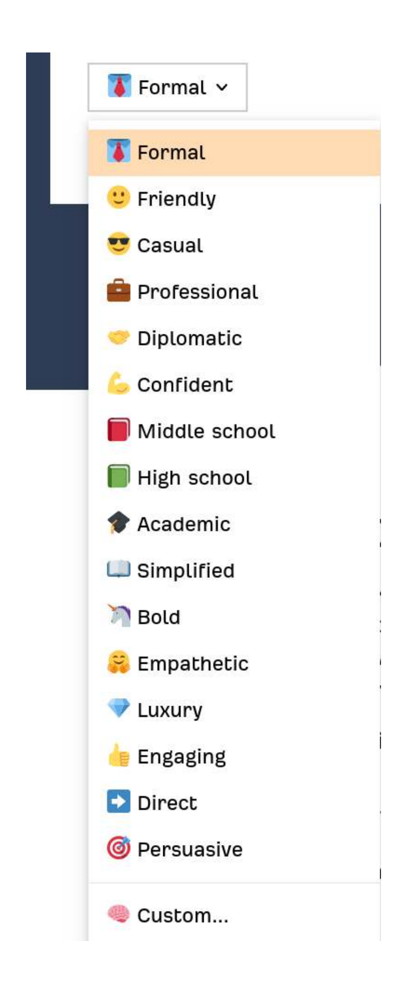
> „Vierfarbkugelschreiber in Originalverpackung, Rückseite einer Postkarte mit dem Text 'Ich hab die Originalminen dringelassen, weil Original, aber hier sind neue. Grüße, Kathrin', kleiner Zip-Lock-Beutel mit vier verschiedenfarbigen Kugelschreiberminen".

Es ist sicher nicht ganz einfach, dieses Bild hilfreich und korrekt zu beschreiben, wenn man nicht Oliver Laumann ist, sondern eine Maschine. Aber die Schwierigkeit der Aufgabe scheint mir einigermaßen repräsentativ für die übrigen Bilder im Techniktagebuch.

Beim „Free AI Image Alt Text Generator“ kann ich zwischen mehreren Sprachen auswählen:



Außerdem gibt es verschiedene Beschreibungsstile:



Ich wähle „Casual“. Das Ergebnis ist wenig hilfreich:



Im Stil „Academic“ wird es nicht besser:



Auch die anderen Beschreibungsstile führen nur zu minimalen Variationen von „Irgendwas mit Farbstiften, perfekt für kreative Projekte!“

Der „AI Alt Text Generator“ bietet mir in der Testversion keine Sprachauswahl an und schlägt vor: „A package of colored pencils with a note on it.“ Immerhin ist die handschriftliche Notiz hier erkannt worden. Zum Verständnis des Beitrags trägt die Beschreibung aber nichts bei.

Der „Alt Text Generator“ meint: „a box of pens and a package of paper“.

Einige andere Tools verwenden offenbar intern die gleiche Technik und sagen ebenfalls „a box of pens and a package of paper“.

Ich halte es für möglich, dass es kostenpflichtige Angebote gibt, die bessere Bildbeschreibungen erzeugen, finde aber im Rahmen meiner Suchgeduld nicht zu einer Möglichkeit, das gratis auszuprobieren. Und ich habe keine Lust, erst einen Testaccount anzulegen, nur um dann herauszufinden, dass die es auch nicht können.

Vielleicht sind Bildbeschreibungen nur eine Brückentechnologie, und bald werden Screenreader die Bilder selbst erkennen und beschreiben können. Hier denke ich mal einen Gedanken, denn ich eher selten denke, nämlich: Bildbeschreibung von einem Menschen, bevorzugt einem mit Wissen über das Bild, das nicht im Bild enthalten ist, wird immer besser bleiben als automatisch erzeugte Beschreibung. Gleichzeitig misstraue ich diesem Gedanken aus Prinzip, weil „Irgendeine Technik wird irgendwas niemals so gut können wie ein Mensch" eine Aussage ist, mit der man historisch oft unrecht hat. Zusammengefasst: Ich habe keine Ahnung. Aber diese Ahnungslosigkeit von 2024 ist hiermit festgehalten.

Jedenfalls werden wir 5600 Beschreibungen selbst ausdenken und einbauen müssen. Das klappt für die diesjährige Buchausgabe nicht mehr. Aber das Techniktagebuch ist ja ein Langzeitprojekt.

Kathrin Passig

Index